# Magazin für die Literatur des Auslandes

(1884)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

Digitized by Google

5742
59-41
1-2

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

**Achtundfünfzigster Jahrgang.**

**1889.**

Herausgeber: **K. von Schlieben.**

**Dresden.**
Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes.

Digitized by Google

[illegible] (1887)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

Digitized by Google

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

---

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

---

**Achtundfünfzigster Jahrgang.**

**1889.**

---

Herausgeber: **K. von Schlieben.**

**Dresden.**
Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes.

Digitized by Google

IX. 6
BP373.1 (1859)

Subscription fund.
(1859)

Digitized by Google

# INHALT DES LVIII. JAHRGANGES

## (1889).

### Feuilleton: Novellen und Skizzen.


Bródy, Alexander. Der Makler. Übertr. von A. M. Horovitz . . . . . 673
Ciàmpoli, Domenico. Dolor sine labe. Übertr. von Hulda Meister . . . . . 785, 801, 817
Coppée, François. Der Leierkasten. Übertr. von Dr. Emil Burger . . . . . 609
— Vor dem Schlafengehen. Übertr. von Heinz Tovote . . . . . 689
Csiky, Gregor von. Dürre Blätter. Übertr. von Adolf Kohut . . . . . 113
Daudet, Alphonse. Gambetta. Übertr. von K. von Schlieben . . . . . 97
Drachmann, Holger. Geschichte eines Strandwäschers. Übertr. von J. C. Poestion . . 81
Duruy, George. Die Liebeswallfahrt. Übers. von L. v. Asten . . . . . 769
Duviard, Auguste. Das Miniaturbild. Übertr. von Dr. Emil Burger . . . . . 641
Fuster, Charles. Die Marionetten. Übertr. von Eugène Peschier . . . . . 497
Geijerstamm, Gustav af. Eine Episode aus den Schären. Übertr. von E. Brausewetter 401
Haggard, H. Rider. Kleopatra. (Bruchstück.) Übertr. von A. v. Krajewska . . . . . 273
Herzen, Alexander. Eine Tragödie am Glase Grog. Übertr. von Alexis Markow . . . 353
Jaeger, Henrik. Aus der Christiania-Bohême. (Bruchstück.) Übertr. von E. Brausewetter 593
Jassinsky, J. Die Heimat. Übertr. von N. E. Arps . . . . . 481
Korolenko, W. Was der Wald rauscht. Übertr. von A. Ascharin . . . . . 177, 193
Lasarewitsch, L. K. Wie ich mit dem Vater zum ersten Male in die Kirche ging. Übertr. von Alexis Markow . . . . . 433, 449
Maupassant, Guy de. Das Stelldichein. Übers. von Heinz Tovote . . . . . 305
— Die Tote. Übertr. von Heinz Tovote . . 513
Mirbeau, Oktave. Dem Glück entgegen. Übertr. von Hulda Meister . . . . . 577
Paulsen, John. Ein Spaziergang. Übertr. von E. Brausewetter . . . . . 209
Pierantoni-Mancini, Grazia. Ein Zeitungsschreiber. Übers. von Th. H. . . . 241, 257
Prologos, „Die schöne Asa". Übertr. von Wilhelm Henckel . . . . . 129
Schmidt, Rudolf. Der Kriegsassessor. Übertr. von J. C. Poestion . . . . . 369, 385
Serao, Matilda. Ein Sieg Hannibals. Übertr. von Alfred Friedmann . . . . . 145
Strindberg, August. Tanz beim Schneider. Übertr. von E. Brausewetter . . . . . 625
Thoresen, M. Die Braut. Übertr. von E. Brausewetter . . . . . 657
Tolnai, Ludwig. Nur darnach habe ich mich gesehnt! Übertr. von Romulus Grazer 529, 545
Tscheng-Ki-Tong. Die legitime Geliebte. Übertr. von Joachim von Santrop . . . 561
Wlachos, Angelos. Die Abendgesellschaft des Herrn Susamatis. Übertr. von G. Rosen . 225


### Allgemeines.


Asher, David. Fürst Bismarck und Oliver Goldsmith . . . . . 150
Blind, Karl. Urältestes Germanen-Volk 1, 20, 38, 51
Duboc, Julius. Studien zur Ästhetik . . . 147
— Ibsen und Feuerbach . . . . . 596
Brasch, Moritz. Giordano Bruno . . . . . 503
Doehn, Rud. Über die deutsche Kolonialpolitik . . . . . 563
Eckstein, Ernst. Die beiden Austern . . . 5
— Irrtümer des Naturalismus . . . . . 692
Erdmann, Karl. Ein philosophisches Fräulein 164
— Das Denken und die Sprache . 441, 458, 469
Flach, Prof. Dr. Johannes. Ein deutscher Doktor im türkischen Verbrecherkerker . . . 235
Fuld, Ludwig. Der code civil und das Theater 140
— Zur neueren Litteratur der Hexenprozesse 362
Häußer, Karoline. Was Ihr ererbt von Euren Vätern . . . . . 250
Karpeles, Gustav. Lessing in Rom . . . 17
Kirchbach, Wolfgang. Richard Wagner und das zeitgenössische und altgriechische Drama 356, 372, 388
Kleinert-Iserlohn, Dr. Gustav. Friedrichs des Großen Stellung zur Volksbildung . . 65, 92


Digitized by Google

Kohut, Adolf. Ungedruckte Briefe Luise Mühlbachs aus dem „tollen" Jahre 1848 . . . 85
— Ungedruckte Briefe berühmter Dichter und Schriftsteller . . . . . 313
— Ungedruckte Briefe berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen . . . . . 721
Manitius, M. Über den mittelalterlichen Dichter Amarcius . . . . . 424
Neumann-Hofer, Otto. Kritik u. Räsonnement 533
Petzoldt, Joseph. „Kritik der reinen Erfahrung" 120, 133
Prölß, Robert. Geschichte einer deutschen Musterbühne . . . . . 68
— Melchior Grimm und Katharina II. . 586, 601
Schlieben, K. v. Das neuindische Theater 166, 182
Semmig, Herman. Sokrates und die Jungfrau von Orleans . . . . . 293
Suttner, A. G. v. Über das Zeitungswesen . 645
Suttner, B. von. „Das Publikum, welches wir im Auge haben" — . . . . . 417
Stegmann, Rud. Zentralisation und Dezentralisation in Kultur, Wissenschaft und Kunst 436, 453
Vogler, Max. Eine neue Kulturgeschichte . 70
Voigt, Adolf. Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben . . . . 519, 537, 552
Wolff, Eugen. Neue Forschungen zur Weltlitteraturgeschichte . . . . . 378
Wünsche, M. Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung . . . . . 185

## Deutschland.

Benfey, M. „Wilde Kirschen" . . . . . 188
Bernhardt, A. Aus Gustav Freytags Jugendzeit 376
Beyer, Hermann. Ein Erfolg . . . . . 404
Dessoff, Albert. Lenaus Braut . . . . . 677
Düntzer, H. Über Goethes Ballade „Die Braut von Korinth" . . . . . 247, 262
Eckstein, Ernst. „Schatten" . . . . . 276
— Dialektgedichte . . . . . 613
Flaischlen, C. R. von Gottschalls Maria de Padilla . . . . . 234
Gedichte von Isolde Kurz . . . . . 500
Glücksmann, Heinrich. Bauernfeld . . . 88
Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von. Neue Berliner Romane . . . . . 347
Häußer, Karoline. „Kleeblätter" . . . . . 704
Heinrich, Hermann. Die Bergpredigt . . . 750
Kaberlin. Eine Fortentwicklung des deutschen Dramas . . . . . 696
— Neurealistische Novellen: „Papa Hamlet" . 713
Karpeles, Gustav. Die Jüdin von Toledo . 422
Kirchbach, Wolfgang. G. Freytag, Gesammelte Aufsätze . . . . . 151
— Zur Fremdwörterfrage . . . . . 200
— Gottfried Keller. Zum siebenzigsten Geburtstage des Dichters . . . . . 465
Kohut, Adolf. Ludwig Steub als Essayist . 216
— Die Erinnerungen Friedrich Bodenstedts . 280
Koppel, Ernst. Jean Pauls litterarischer Nachlaß 330
Liliencron, Detlev Freiherr v. „Moderne Stoffe" 24
Linke, Osk. Stationen meiner Lebenspilgerschaft 457
Ressel, Gust. Andr. Bei uns z'Haus . . . 490
Riffert, Jul. Konradin, der letzte Hohenstaufe 695
Sanders, Daniel. Moderne Xenien . . . . 298
Sommer, Karl. „Ein verschlossener Mensch" 629
Stempel, Max. Ein „verschollener" Dichter . 408
T. B., J. von. Das Maschinenalter . . . . . 489
Telmann, Konrad. „Jakob der Letzte" . . 316
Wilhelm, Ad. Ein neues Buch Gust. Freytags 741
Wolzogen, E. von. „Menschen untereinander" 59
Xanthippus. Nachträgliches zu Eichendorff 28

## England.

Asher, David. Das schönste Sonett in der englischen Litteratur . . . . . 361
Blind, Karl. Englische Staatswissenschaft . 515
Chotzner, Dr. Wilkie Collins . . . . . 683
Oswald, Eugen. Briefe aus England. III. . . 521
Velde, Alfred van der. Die englische Quelle von Bürgers „Kaiser und Abt" . . . . 165
Weigand, Wilh. Byron und Shelley . . . . 406
Weiß, Dr. August. Neue englische Romane . 244
Wünn, A. „The Parting of the Ways" . . . 103
Zschalig, H. Maibräuche in England . 310, 326

## Frankreich.

Brausewetter, E. Zolas neuester Roman . . 23
Friedmann, Alfred. Aus Frankreichs Herzen 214
Groth, Dr. Ernst. Französische Kritik deutscher Geschichtsforschung . . . . . 76
Kohut, Adolf. August Brizieux . . . . . 570
Koppel, Ernst. Erckmann-Chatrian . . . . 650
Pinn, Dr. Karl. Die Entwickelung des Zeitungswesens in Frankreich . . . . . 230
Sacher-Masoch, Leopold v. Octave Mirbeau 57
— Gyp in der Revue . . . . . 598
— Letzte Liebe . . . . . 739
Sachs, K. Au-delà du Rhin . . . . . 753
Sarrazin, Joseph. Victor Hugos schriftstellerischer Nachlaß . . . . . 42
— Émile Augier . . . . . 737
— Parisismen und Argotismen . . . . . 789
Suttner, A. G. von. Victor Cherbuliez: „La vocation du comte Ghislain" . . . . . 102
— Französische schöne Litteratur . . . . . 535
Tovote, Heinz. Guy de Maupassant: „Pierre et Jean" . . . . . 342
— Victor Cherbuliez: „Profils Étrangers" . . 703
— François Coppée: „Contes rapides" . . . 795
— Guy de Maupassant: „Fort comme la mort" 812
Weigand, Wilh. Charles Baudelaire 708, 728, 745
Wittich, Manfr. Die französischen Soldatenlieder 777

## Griechenland.

Mähly, J. Hellenisch . . . . . 12

## Japan.

Langegg, F. A. Junker v. Zwergbäume 321, 337

Digitized by Google

### Italien.

Benfey, M. Salvatore Farina: „I Due Desiderii" 304
Blind, Karl. Zur inneren Geschichte des neuen Italien . . . . . 705
Geiger, Ludwig. Amtliche italienische Bücherverzeichnisse . . . . . 487
Hoepfner, Th. Il Secolo Tartufo di Paolo Mantegazza . . . . . 308
— Matilde Serao: „Fior di Passione" . . . 549
— Giuseppe Baracconi: „I Rioni di Roma" . 682
Schönfeld, Paul. Eine neue italienische Zeitschrift . . . . . 235
- Ein neues Werk über die italienische Renaissance-Litteratur . . . . . 617
— Neue italienische Erzählungs-Litteratur 647, 662
- Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Paul Heyse . . . . 774
Z.*** Italienische litterarische Kritik . . . . 107

### Niederlande.

Grotthuß, J. E. Freiherr von. Ein vlämischer Dichter . . . . . 124
Pluim, T. Die niederländische Dichterin Hélène Swarth . . . . . 474

### Nord- und Südamerika.

Berghaus, Dr. A. Amerikanische Amazonen 155
Bodenstedt, Fr. von. Beiträge eines Brasilianers zur Geschichte der großen Entdeckungsfahrten, Religions- u. Kulturkämpfe des XVI. Jahrhunderts . . . . . 49
Doehn, Dr. Rud. Zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika . . . . . 324
Krajewska, A von. „The Quick and the Dead" 138
Pilgrim, Harry von. Cressy . . . . . 395
Stern, Adolf. Sternbannerserie . . . . . 211
Weiß, Dr. August. Amerikanische Schriftsteller 711
Widmann, J. V. Der amerikanische Lyriker Walt Whitman . . . . . 583

### Russland.

Arps, C. Eine Freundin Puschkins . . . . 137
Brausewetter, Ernst. Der Spieler . . . . 616
Henkel, Wilh. Graf Leo Tolstojs Glaubenslehre 74

### Skandinavien.

Brausewetter, Ernst. Neue skandinavische Bücher. I. Erzählende Litteratur. II. Dramatische Litteratur . . . . . 791
Holm, Erich. Vom schwedischen Frühjahrsbüchermarkte . . . . . 554
Jaeger, Henrik. Ibsens Kindheit. Übertr. von E. Brausewetter . . . . . 289
Kirchbach, Wolfgang. Die Frau vom Meere 8
Kretzer, Max. Novellen von Rudolf Schmidt 632
Lehmann-Filhés, M. Jón Arnason . . . . 105
Lenk, Heinr. v. Aus der norwegischen Seenovellistik . . . . . 759
M.— Onkel Adam . . . . . 283
P. Nordische Zeitschriften . . . . . 725
Poestion, J. C. Neueste isländische Litteratur. I. II. . . . . 806, 822

### Spanien und Portugal.

Bark, Ernst. Spanische Naturalisten . . . . 118
Wigger, Hedwig. Portugiesische Litteratur 198, 650

### Ungarn und östliche Länder.

Filtsch, Josef. Das neueste Buch über Siebenbürgen . . . . . 44
Friedmann, Alfred. Ein ungarischer Essayist 26
H., W. Gedichte des Fürsten Nikolai von Montenegro . . . . . 440
Kraus, Ernst. Svatopluk Čech . . . . . 634
Leist, Arthur. Die Volkssänger in Vorderasien 265
Münz, Bernhard. Die Tragödie des Menschen von Emerich von Madách . . . . . 579
Pech, Traugott. Zur czechischen Encyklopädik 27
Pfungst, Dr. Arthur. Aus dem kanonisch-buddhistischen Buche: „Sutta Nipâta" . . 154
Poestion, J. C. Kalewala . . . . . 33
Wilhelm, Adolf. Julius Slowacki . . . . . 566
Wlislocki, Dr. Heinrich von. Totenklagen in der Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner . . . . . 161

### Bühnenbriefe.

Holz, Arno. Die freie Bühne I. II. III. 666, 716, 780
Kaberlin. Berliner Bühnenbriefe 668, 684, 731 796, 828
Keller-Jordan, H. „Madame Kobold" in der neuen Münchener Bühneneinrichtung . . 600
Lewes, Dr. Louis. Die Münchener Aufführung des „König Lear" auf der neueingerichteten Bühne . . . . . 483

### Deutsche Dichtungen.

Dehmel, Richard. Das Urteil des Paris . . 345
Herold, F. Nordlandsfahrt . . . . . 551
Kirchbach, Wolfgang. Vor einem Laden . 136
— Quellnymphe . . . . . 137
Klein, Ulrich. Der Trauermantel . . . . . 488
Schanz, Frida. Ich habe nicht um mich geweint 155
Walling, Günther. Giordano Bruno . . . . 503
Woermann, Karl. Auf der Engelsbrücke . 154
— Wahrheit und Schönheit . . . . . 155

### Aus fremden Zungen.

Ackermann, Luise. Mehr Licht. Übertr. von Albert Möser . . . . . 708
Altdänisches Volkslied. Marienschild. Übertr. von P. J. Willatzen . . . . . 825

Digitized by Google

Arce, Caspar Nuñez de. Licht und Finsternis. Nachdichtung von Albert Möser . . . . 562
— Excelsior. Nachdichtung von Albert Möser 659
— Abenddämmerung. Übertr. von Albert Möser 659
Arnold, Matthew. Heines Grab. Nach dem Englischen von Käthe Freiligrath-Kroeker 55
Balagner, Viktor. Das braune Mädchen von Masnou. Übertr. von Johannes Fastenrath 298
Bellmann, C. M. Fredmans Epistel Nr. 39. Übertr. von P. J. Willatzen . . . . . 755
Blasco, Eusebio. Am Telegraphenschalter. Nachdichtung von Albert Möser . . . . 563
Burns, Robert. Unter den Gerstenähren. Übertr. von Edm. Ruete . . . . . 805
Campo-Arana, José. Nebel. Nachdichtung von Albert Möser . . . . . 562
Carducci, Giosuè. Sonne und Liebe. Übertr. von Valerie Matthes . . . . . 200
— Abendständchen. Übertr. von Valerie Matthes 200
— Ballade. Übertr. von Valerie Matthes . . 201
— An den Reim. Nachdichtung von Paul Heyse 773
Drachmann, Holger. Die letzte Parade. Übertrag. von G. Zschalig . . . . . 87
— Misericordia. Übertr. von P. J. Willatzen . 692
Hârsu, Melchior. Macedo-rumänische Volkslieder. VIII.—XIV. . . . . 596, 677
Hallgrimsson, Jónas. Ich lasse grüßen. Übertr. von M. Lehmann-Filhés . . . . . 200
Hugo, Victor. Schatten. Übertr. von J. G. Oswald 473
Ibsen, Henrik. Mondscheinwanderung nach einem Ball. Übertr. von E. Brausewetter 579
Lavallière, Louise Herzogin von. Sonett. Übertr. von A. v. Krajewska . . . . . 629
Mendès, Catulle. Das Weib des Matrosen. Übertr. von Richard Dehmel . . . . . 473
Shelley, P. B. Die Philosophie der Liebe. Übertr. von Dr. Chotzner . . . . . 806
Snoilsky, Graf Karl. Die Fylgja. Übertr. von Ulrich Klein . . . . . 612
Stecchetti, Lorenzo. Mittelalter. Nachdichtung von Valerie Matthes . . . . . 739
— Gedichte. Nachdichtungen von Paul Heyse 774
Suomi-Runen, Finnische Volkslieder. Übertr. von P. J. Willatzen . . . . . 645
Tavaststjerna, K. A. Brautnachtmorgen. Übertr. von Joh. Öhquist . . . . . 724
— Fliegengesumm. Übertr. von Joh. Öhquist 725
Vrchlický, Jaroslav. Caligula und Philon. Übertr. von E. Grün . . . . . 420

Litterarische Neuigkeiten 14, 29, 47, 61, 77, 93, 109, 126, 141, 156, 169, 206, 221, 236, 252, 268, 284, 300, 317, 332, 348, 365, 380, 396, 413, 428, 444, 476, 491, 507, 540, 556, 573, 588, 604, 622, 636, 652, 669, 685, 700, 718, 733, 749, 765, 782, 797, 814, 829

Bühnenschau 158, 173, 190, 207, 222, 237, 254, 269, 286, 301, 318, 333, 350, 365, 382, 397, 414, 430, 445, 461, 478, 492, 510, 525, 541, 557, 574, 590, 605, 622, 638, 654, 669, 686, 702, 718, 733, 749, 766, 782, 798, 815, 831

Personenschau 333, 350, 365, 382, 397, 414, 430, 446, 461, 478, 493, 526, 541, 557, 574, 590, 606, 622, 638, 654, 670, 686, 702, 718, 734, 750, 766, 783, 798, 815, 832

Novellistische Rundschau 158, 173, 190, 207, 222, 238, 254, 269, 286, 302, 318, 333, 350, 366, 382, 397, 414, 430, 446, 461, 478, 493, 510, 526, 558

Sprechsaal des Magazins . . . . . 636, 749

Zeitungsschau 158, 174, 190, 207, 223, 238, 255, 270, 287, 302, 319, 334, 350, 366, 382, 398, 415, 430, 446, 462, 478, 494, 511, 526, 542, 558, 574, 590, 606, 622, 638, 654, 670, 686, 702, 718, 734, 750, 766, 783, 798, 815

Büchereingänge 30, 62, 127, 143, 159, 175, 192, 208, 223, 239, 255, 271, 287, 303, 319, 335, 351, 367, 383, 399, 415, 431, 447, 463, 479, 495, 511, 527, 543, 559, 575, 591, 607, 623, 639, 655, 671, 687, 703, 719, 735, 751, 767, 799, 816, 832

Berichtigung . . . . . 335

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 1. Januar 1889. Nr. 1.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Karl Blind: „Uräl testes Germanen-Volk". — Ernst Eckstein: „Die beiden Austern". — Wolfgang Kirchbach: „Die Frau vom Meere". — J. Mähly: „Hellenisch, die Gelehrtensprache der Zukunft". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Uräl testes Germanen-Volk.

### Neue Forschungen zur Völkerkunde.

Von Karl Blind.

Die Skythen-Saken. Die Urväter der Germanen. Von Johannes Freßl. München: J. Lindauersche Buchhandlung.

The Goths. By Henry Bradley. London: T. Fischer Unwin.

I.

Ein inhaltsvolles Werk ersten Ranges liegt hier vor. Es stellt den Verfasser mit einem Schlage in die Vorderreihe gründlicher Gelehrter und Forscher. So umfassend sind die von ihm mitgeteilten Belegstellen, so geschlossen und unzerreißbar stark seine Beweisführungen, daß wahrlich Derjenige schwer zu überzeugen sein muß, welcher gegenüber den deutlich sprechenden Urkunden von dem engen Zusammenhange des großen Skythen-Volkes mit unseren eigenen Vorfahren noch länger einen Zweifel hegen kann.

Griechisches und lateinisches Schrifttum ist von Johannes Freßl mit sorgsamstem Fleiße durchsucht worden. Sprachliche Vergleiche aus germanischen und asiatischen Zungen fügt er hinzu, welche oft ein merkwürdiges Schlaglicht auf die zu lösende, von ihm siegreich gelöste Frage werfen. Mit einem Worte: Dies Werk ist eine hochbedeutsame wissenschaftliche That.

Selbstverständlich sind in dem Buche die Thraken — welche wir bis nach Troja hin als unsere nächsten Stammverwandten nachgewiesen haben — als Ost-Germanen anerkannt. Von den getisch-gothischen Stämmen an der Ostsee und der Donau reichen bereits im Morgengrauen unserer Geschichte die klar ersichtlichen Glieder der großen germanischen Völker-Kette bis zu der „Phryger-Burg, die unter Hellas Speere sank."*) Ja, noch weit über Troja hinaus finden wir weitere Glieder in Asien, d. h. dem Asen-Lande, welches nach Herodots (IV, 45) Angabe den Namen „nicht von der Gemahlin des Prometheus", sondern von dem lydisch-thrakischen As trug, dem Sohne des Kotys, der der Sohn des Man war: lauter Namen, welche sich aufs Leichteste germanisch erklären.

Dieser Asen-Namen — darauf möchte ich, zur Stützung der Ausführungen dieses Werkes, hier nochmals aufmerksam machen — begegnet uns in alter Zeit, auf thrakischem und skythischem Gebiet, in allerhand augenfällig germanischer Gestalt. Wir hören bei Strabon**) von skythischen Asen, welche ursprünglich jenseit des Jaxartes wohnten, wo wir auf die Massa-Geten, d. h. Groß-Geten oder Groß-Gothen, treffen; ferner von Aspurgern am Schwarzen Meere, welche Ritter („Vorhalle") bereits als Asen-Bürger erkannt hat. Wir hören bei Ptolemaios (VI, 4,10) von As-Joten, und (VI, 14,9) von skythischen Asmanen, d. h. Asen-Mannen, die an den östlichen Quellen der Wolga wohnten.

So zieht sich die langgestreckte Reihe verwandter Völker von massagetisch-skythischem Gebiet in Mittel-Asien, unter unzweifelhaft germanischem Namen, bis ans Schwarze Meer, wo die Aspurger wiederum in der Nähe getischer Thraken-Stämme saßen. Und gerade von dort her läßt die skandinavische Stammessage das Asen-Volk unter dem Heerführer Odin nach jenem Nordlande einwandern, das später bei griechischen, gothischen und angelsächsischen Schriftstellern kurzweg „Skythien" heißt. Welche Ver-

*) Euripides' „Hekabe": 1077.

**) XI, 8,2; XI, 2,11; XII, 3,29.

Digitized by Google

blendung gehört dazu, um die skythisch-thrakisch-germanische Verwandtschaft zu bestreiten.

Es giebt eine Schule, die am besten dadurch Helle in dem Dunkel der Vorzeit zu schaffen vermeint, daß sie die von den Alten uns angezündeten Lichter einfach über den Haufen stößt. Da ständen wir dann freilich ratlos in der schwärzesten Nacht. Genauer Prüfung sind ohne Zweifel die klassischen Angaben zu unterziehen. Doch wer das ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne den Hochmut allerneuesten Besserwissen-Wollens gethan, der wird bereitwillig anerkennen, wie unendlich Vieles wir — um nur Einen zu nennen — dem „Vater der Geschichte" verdanken. Herodot war ein klein-asiatischer Grieche, ein Nachbar thrakischer Stämme, ein vielgereister Mann, der die Dinge mit eigenen Augen sah, nicht bloß Bücher aus Büchern schrieb. In jeder Beziehung ist er daher ein trefflicher Zeuge. Wie aus einer Menge seiner Äusserungen hervorgeht, war er überdies anderen Völkern, ja, auch den Sitten und dem Glaubensbekenntnisse der eigenen Landsleute gegenüber, viel freier denkend als etwa ein Stock-Hellene seiner Zeit. (Vgl. z. B. II, 53.)

Es ist wohlthuend, in Johannes Freßls Werk eine gebührende Achtung der Urkunden der Vorzeit zu finden, auf die sich unser Urteil im Wesentlichen immer stützen muß, wenn wir auch Einzelnes richtiger stellen mögen. In zwei Abschnitten über „Dr. Heinrich Schliemann und die Alten" und über „Thraken und Germanen" bemerkt der Verfasser:

„Einer der hervorragendsten Erfolge der Neuzeit, der nur durch das Vertrauen auf die Angaben der Alten erreicht werden konnte, hat ja die ganze gebildete Welt in Bewegung gesetzt; ich meine die Ausgrabungen Dr. Heinrich Schliemanns. Nur durch den festen Glauben an die Aussagen der einschlägigen Autoren konnten so herrliche Ergebnisse erzielt werden. Schenken wir doch, was die Nachrichten über die Skythen betrifft, den griechischen und römischen Berichten nicht weniger Glauben, als Schliemann es bezüglich ihrer Angaben über die verschüttete Stadt gethan hat, und wir werden in einer noch ganz anderen Weise dafür belohnt werden; denn in unserer Angelegenheit handelt es sich um die Vergangenheit des gewaltigsten Volkes, welches je über die Erde schritt, dem wir noch dazu mit Fleisch und Blut angehören — um die Skythen, unsere Urväter, die Brüder der Thraken: die Ur-Germanen. . . . Skythen und Thraken stehen sich so nahe als wie irgend zwei Stämme der Germanen. . . . Und das Merkwürdigste ist dabei die Thatsache, daß das ganze Gebiet von Troja, der Fundboden Schliemanns einst unter phrygischer oder thrakischer und daher auch urgermanischer Botmäßigkeit stand."

Die Thraken sind uns als ein hochgewachsenes, rot- oder goldhaariges, blauäugiges, wild-tapferes, becher- und liederfrohes, dabei zu allerlei Scherz und selbst Eulenspiegeleien aufgelegtes Volk geschildert. Der Kriegsgott Ares hatte bei ihnen seine Heimat. Es erzeugte aber auch viele Denker und Dichter, hervorragende Gelehrte, Künstler und Sänger. Wenn Herodot (V, 2) sagt: „die Thraken seien das zahlreichste unter allen Völkern, die Inder ausgenommen; und wenn sie unter eines Führers Leitung ständen oder in Gemeinschaft handelten, so wären sie unbesiegbar und weitaus das mächtigste unter allen Völkern" — wer denkt da nicht an die Stelle in Tacitus, wo er sich der Zwietracht der Germanen als der letzten Sicherheit für das Römer-Reich freut? Und liegt nicht der Gedanke nahe, daß Herodot, indem er die Thraken als so ungeheuer zahlreich schildert, auch die Skythen dunkel mit einbegriff, wenngleich er sich nicht des ganzen Umfanges der Stammverwandtschaft bewußt war?

Wie aber treten uns die Skythen in der Gestalt vor die Augen?

Wiederum, gleich Thraken und anderen Germanen, als ein hochgewachsenes, blondhaariges, blauäugiges, tapferes Volk, von jener weißen Hautfarbe, die schon den Römern auffiel. Der Skythe sprach dem Becher mächtig zu, ohne doch in rasenden Bacchusdienst zu verfallen. Für die Ertragung des Hungers war er gestählt trotz einem alten Deutschen. Im Notfalle schnallte er sich den Gürtel deshalb fester, wie aus denselben Gründen ein deutscher Handwerksbursche oder fahrender Schüler es oft gethan. Der Skythe kleidete sich in Hosen und Thierfelle. Er glich in der Tracht den Thraken, bei denen der Fuchspelz eine ebenso beliebte Kopfbedeckung war, wie noch heute bei vielen deutschen Bauern. Es kommen Spitzhelme bei den Skythen vor, welche, wie mir dünkt, an den Phryger-Hut und an die Helme von skandinavischen Nordmännern erinnern. Die Sagar(is)-Waffe der Skythen hat vielleicht dem im Perser-Reiche wohnenden Skythen-Stamme der Saken den Namen gegeben. Man hat darum, wie ich hier gleich bemerken will, längst nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit bei der Sagaris der Saken-Skythen an die „Sahs"-Waffe, die „Seaxe", der Sachsen gedacht.

Lesen wir nun, daß die Skythen dem Kriegsgotte unter dem Bilde eines aufgerichteten Schwertes göttliche Verehrung erwiesen, ganz wie die Deutschen; daß sie heilige weiße Rosse hielten und mit Runenstäben vom Lindenbaum — dem ältesten heiligen Baume unserer Vorfahren — Wahrsagung übten; daß sie Werwolf-Sagen kannten; daß sie bei aller wild-kriegerischen Tapferkeit, ja, trotz des asiatischen Brauches der Vielweiberei, die höchste Achtung vor den Frauen zeigten; und daß ihr Volksname sogar schon bei Herodot aus dem Bogenschießen erklärt wird, somit auf „Skiete", Schütze, hinweist: so erscheint durch diese Reihe von Thatsachen der Zusammenhang mit den Thraken und den anderen Germanen gewiß doppelt und dreifach erhärtet.

Jornandes oder Jordanes, der gothische Geschichtsschreiber, zweifelte nicht, daß Geten, Gothen und Skythen zusammengehören, dasselbe Volk bildeten. Bei diesem Sohne Alanowamuths, der noch die alten gothischen Gesetze, Mären und Gesetze gekannt zu haben erklärt, waren die Ueberlieferungen seines Stammes gewiß lebendig. Warum sollten nun wir all' diese Zeugnisse umstürzen wollen?

Digitized by Google

II.

Gerade in allerjüngster Zeit, nach Veröffentlichung des Buches von Johannes Freß, ist die Skythen-Frage durch die außerordentliche Entdeckung in dem großen Grabhügel bei Krymskaja, am Kuban-Flusse, in Südost-Rußland, wieder recht lebendig geworden — so zu sagen: von den Toten auferstanden. Die letzte Ruhestätte eines skythischen Königs oder Häuptlings wurde dort freigelegt. Drei Kammern, hergestellt aus massigen, wohlbehauenen, mit Mörtel überzogenen und mit Malereien bedeckten Steinplatten, enthielten die Gerippe eines Kriegerfürsten und einer jungen Frau; sodann die Knochen von Rossen, allerlei Waffen und eine Menge wertvoller Gegenstände. Der bloße Münzwert des gefundenen Goldes und Silbers wird auf 160 000 Mark geschätzt.

Die Mitbestattung von Schlachtrossen erinnert an die Sitten der Germanen und der stammverwandten Skandinaven. In der Grabkammer des Königs, dessen Kopf, wie der der Frau, nach Osten gerichtet war, lagen auf einem kupfernen Teller zwei über einander gekreuzte silberne Trinkhörner nebst silbernen Bechern; auf seinem Schilde zwei weitere Becher. Wiederum war auf einer, augenscheinlich zum Kopfschmucke der Frau gehörigen, dünnen Goldplatte die Gestalt eines Jünglings abgebildet, welcher einem sitzenden Weibe ein Trinkhorn anbietet.

Die Trinkhörner gemahnen uns sofort an den Bericht Xenophons (VII, 3, 21—34) über das Ehrenmahl, welches ihm bei seiner Rückkehr aus Asien von dem nach Karl Moorscher Weise lebenden Thraken-Häuptling Seuth*) gegeben wurde. Ganz urgermanisch ging es da zu. Jeder saß, wie bei den alten Deutschen, an einem besonderen Tische („Germania", 22). Eine Reihe Trinksprüche wurde ausgebracht. Ein weißes Roß — bekanntlich bei unseren Vorfahren ein geheiligtes Tier, aus dessen Wiehern und Schnauben Priester und Könige weissagten — wurde dem Thraken-Fürsten während des Mahles als Geschenk vorgeführt. Aus Trinkhörnern zechte man. Selbst die Nagelprobe fehlte nicht dabei (*κατασκέψασθαι μετὰ τοῦτο τὸ κέρας*). Dann folgte Horn- und Trompetengeschmetter, und Seuth erging sich lustig in allerhand Turnerkünsten, etwa wie Teutoboch, der Teutonen-Häuptling. Zuletzt kamen die Possenreißer — wie dies noch lange bis über das Mittelalter hinaus bei deutschen Gelagen üblich war.

Die Trinkhörner finden wir also, wie bei den Deutschen und den Thraken, so bei den Skythen bis ins Grab hinein. Nun gar der Jüngling, welcher auf dem skythischen Goldschmucke dargestellt ist, wie er einer sitzenden Frau ein Trinkhorn anbietet! Sprächen wir von indischem, assyrischem, ägyptischem, hebräischem, hellenischem oder römischem Altertume oder selbst von unserem Mittelalter, so dürfte man erwarten, daß diese Gestalten eine entgegengesetzte Stellung einnehmen: daß also das Weib dem Manne das Trinkgefäß anbiete. Anders bei den Skythen. Bei ihnen zollte man dem Frauengeschlechte wenigstens in gewisser Beziehung hohe Achtung. Eine weibliche Gottheit verehrten sie als die allerhöchste. Nicht selten zogen sie unter Königinnen in den Krieg. Das Heldentum der skythischen Amazonen ist allbekannt. Warb ein junger Sake um eine Jungfrau, so mußte es in der Weise geschehen, wie bei der Werbung Gunthers um Brünnhild — „nur mit dem Unterschiede, daß dieses Mal auffallender Weise die sakische Sitte im milderen Lichte erscheint, wie die germanische; denn der Sake, welcher mit der Jungfrau kämpft und unterliegt, verliert nur seine Freiheit, der Germane aber das Leben." „Wer aber möchte," flicht Johannes Freß hier ein, „in Anbetracht dieser hohen Stellung der Frauen es noch wagen, sich zum Anwalt des Mongolentums derselben zu erheben, bei welchem das Weib von jeher nur Dienerin und Sklavin war und bis zur Stunde geblieben ist?"

An Widersprüchen fehlt es freilich nie in der menschlichen Natur. Von demselben Skythen-Volke berichtet Herodot (IV, 71): es werde bei Beerdigung eines Fürsten eine seiner Beischläferinnen mitbestattet. Vielweiberei war nämlich die Regel. Die Beischläferin wurde zu diesem Zwecke — erwürgt. „Auch Dienerschaft mußte bei einem skythischen Königsbegräbnisse mit in den Hügel gehen," wie der alt-nordisch-germanische Ausdruck lautete. Letzteres finden wir nicht bloß bei den Skythen, sondern gerade so noch in der Edda bei Schilderung des Leichenbrandes von Sigurd und Brynhild; jenen gräßlichen Gebrauch des Abwürgens zum Zweck der Hinopferung sogar noch in später Zeit bei den warägischen Nordmännern in Rußland, deren Fürsten auch massenhaft der Vielweiberei huldigten. Wladimir soll einen Harem von 800 Frauen gehabt haben.

Und wie ging es bei den Helden der griechischen Urzeit zu? Als Agamemnon den Patroklos bestattet, da heißt es („Ilias", XXIII, 171—76):

. . . und vier hochhalsige Rosse
Warf er mit großer Gewalt auf das Totengerüst, laut ächzend.
Neun der häuslichen Hunde, ernährt am Tische der Herrscher;
Deren auch warf er zwei, die er schlachtete, auf das Gerüst hin;
Auch zwölf tapfere Söhne der edelmütigen Troer;
Die mit dem Erz er gewürgt . . . .

Agamemnon war dem phrygisch-thrakischen Stamme des Atreus und Pelops entsprossen. Ein Vergleich der hellenischen, eigentlich thrakisch-griechischen Urzeit mit den Schilderungen der Edda zeigt also, daß nord-germanischer Brauch noch lange derselbe blieb, wie einst der thrakisch-skythische, ost-germanische gewesen. Dagegen ist bei den West-Germanen, den Deutschen, schon zu Tacitus Zeiten von Wittwen-Verbrennung keine Rede. Von den alten Deutschen wird vielmehr gemeldet: sie hätten dem Weibe „etwas Heiliges und Vorahnendes" zugeschrieben.

Sonst erwähnt Herodot bei den Skythen-Königen

*) Mit einer gewöhnlichen griechischen Endung, wie sie noch heute bei fremden Namen von den Griechen durch Anhängung von „es", „os" oder „ios" angewendet wird, Seuthes. In Seuth wird man ohne Zweifel eine noch jetzt in Deutschland übliche Zusammenziehung von Siegfried oder Seifried — nämlich Seyd oder Seydt — erkennen dürfen.

Digitized by Google

noch der Mitbestattung von Rossen, goldenen Trinkschalen u. s. w. Also Alles, wie bei Krymskaja!

Unter den dort gefundenen Gegenständen befanden sich auch Armspangen. Sie sind wie Schlangen, aber mit Pferdeköpfen, gebildet. Das erinnert wieder an die ähnlichen, noch in den Dachgiebeln westfälischer Bauernhäuser fortlebenden Auszierungen, durch welche die Deutschen ihre fast religiöse Verehrung des Rosses kundgeben, das sie als einen „Eingeweihten der Götter" betrachteten („Germania", 10). Bei dem Reiter-Volke der Skythen aber ist solcher Schmuck doppelt erklärlich und bedeutsam.

Im Übrigen weisen die, wohl aus verhältnismäßig später Zeit stammenden Zierraten des großen Kurgans oder Grabhügels in Süd-Rußland zum Teil auf griechische Kunst. Das stolze Skythen-Volk der Urzeit hielt sich allerdings im Ganzen von fremden Gebräuchen streng fern. Gleichwohl traten Skythen sowohl, als Thraken, welche zusammen in weithin sich dehnendem Bogen die hellenische Welt umschlossen, mit der von ihr geschaffenen Bildung allmälig in enge Berührung. Bezeichneten sie doch sich selbst in einer Rede an Alexander den Großen als die „Wächter Asiens und Europas" — mit anderen Worten: als eine Schutzmauer gegen den Einbruch roherer Mongolen-Völker. Nicht wenige Skythen, und noch mehr Thraken, wurden auch persönlich hellenisiert. Sie trugen dann in Krieg und Frieden, als Denker, Dichter und Künstler, wie als schlachtenkundige Tapfere, zu Griechenlands Ruhm bei.

Von den Thraken, aus welchen der getisch-gothische Stamm sonnenklar hervorgegangen ist, hatten die Hellenen ihren ganzen Musendienst und einen nicht geringen Teil ihrer Religion. Das bezeugen ja die Alten selbst ganz wörtlich. „Thrakische Weltweisheit" war unter ihnen berühmt. Wie noch heute so mancher Deutsche oder Abkömmling von Deutschen zu den in Frankreich, Italien, Rußland, England und Amerika glänzenden Namen gezählt wird: so war es schon in grauer Vorzeit. Um nur ein, weniger allgemein bekanntes Beispiel von mittelbar thrakischer Abkunft unter den Griechen zu nennen, so war Thukydides, der Geschichtsschreiber, von mütterlicher Seite durch Kimon, den Sohn des Miltiades, des Siegers von Marathon — ein Nachkomme des Thraken-Königs Oloros, d. h. Olor. (Altnordisch: Olafr.)

Wahrlich, es lohnte sich, einmal die Geschichte des gewaltigen Einflusses der Thraken auf die Bildung des Altertums zu schreiben und Alles zusammenzustellen, was sich an Nachrichten darüber vorfindet. Es gäbe ein merkwürdig verändertes Bild der Hellenen-Welt.

Hier will ich nun sofort beifügen, daß Thukydides, da wo er von dem Feldzuge des thrakischen Odrysen-Fürsten Sitalk gegen Perdikkas, den Sohn Alexanders von Makedonien, spricht, der von Sitalk zur Hilfe aufgerufenen Geten jenseit des Hämus erwähnt, welche „mit den Skythen zusammengrenzen und gerade so wie diese bewaffnet und gekleidet (ὁμόσκευοι) sind." Die Stelle ist gewiß von Bedeutung, zumal bei einem griechischen Schriftsteller von halb-thrakischer Abkunft. Solche äußere Gleichmäßigkeit bei Urvölkern, die sonst auf die strenge Wahrung alter Eigenheiten halten, deutet sicherlich auf nahe Verwandtschaft. In der Stammtafel jenes Sitalk (Siege-Dolch?) treffen wir auf die Namen Sparedok (Speer-Degen? Speer-Zacke oder Spitze?), Ter(es) oder Ter(eus) d. i. Ter (Tyr?) und Seuth (Seyd), die sich alle germanisch erklären lassen. Auch eine ungenannte Tochter kommt darin vor; sie ist die Mutter eines Skythen-Königs. So stehen sich die beiden Grenzvölker in jeder Beziehung nahe.

Man darf wohl mit Sicherheit behaupten, daß die Überzeugung von der aus den klassischen Schriftstellern klar hervorgehenden Zusammengehörigkeit der Thraken mit den Germanen, ebenso die enge Verwandtschaft der großen Mehrheit der Skythen mit den Thraken, sich namentlich deshalb so schwer Bahn bricht, weil auch die gelehrtesten, deshalb freilich am meisten zur Unparteilichkeit berufenen Forscher sich so selten von früh eingesogenen Vorurteilen loszumachen wissen. Wie? Vielweiberei, Wittwen-Verbrennung, Bluttrinken oder gar Geschwister-Ehe — das sollten Gebräuche bei Ur-Germanen gewesen sein? Steht denn davon irgend etwas im Tacitus?

Gemach! Wohl meldet Tacitus, daß zwar die Deutschen fast das einzige Barbaren-Volk seien, in welchem der Mann sich mit einem Weibe begnügt; doch gäbe es einige Ausnahmen beim Adel. Ein Überbleibsel davon sind ja bis zur Stunde die morganatischen Ehen deutscher Fürsten. Die freiwillige Wittwen-Verbrennung kann man in der Edda nachlesen, wo Brynhild sich den Holzstoß schichten läßt, um „mit der Mägde fünf, dazu acht Knechte edeln Geschlechts" in den Flammen aufzugehen, während bei Sigurds Leiche „zwei Knechte zu Häupten und zwei zu den Füßen, dazu zwei Hunde und der Habichte zwei" in der umzelteten Schildburg brennen. Oder man lese bei Saxo die rührende, in mittelalterlicher Dichtung noch häufig behandelte Geschichte von dem Flammentode Sygnes und Hagbarths.

Die kaum freiwillige, vielmehr beinahe erzwungene Wittwen-Verbrennung bei den warägisch-germanischen Nordmännern in Rußland ist in den Berichten arabischer Augenzeugen geschildert. Andererseits wird von römischen Geschichtsschreibern erzält: getische d. i. gothische Frauen brächen bei des Gemahles Tod in Thränen über ihre Verlassenheit aus; und da ihrer mehrere mit demselben Manne verheiratet seien, so werde diejenige, welcher beim Begräbnisse des Verstorbenen sich hinzuopfern gestattet sei, von den anderen beneidet. Dasselbe berichten römische Schriftsteller von indischen Frauen. So auch Herodot von Thrakinnen. (V, 5.)

Selbstverständlich hielten bei Ost-Germanen die asiatischen Sitten am längsten vor. Die Heimskringla aber läßt, wie schon bemerkt, die Odinsche Einwanderung des Asen-Volkes vom Schwarzen Meere her durch Rußland („Gardariki") und Deutschland („Sachsen") über den Sund erfolgen. Mir scheinen mancherlei Anzeichen dafür zu sprechen, daß dies

Digitized by Google

zu einer Zeit geschah, wo unser Vaterland längst germanisch besiedelt war. Gebräuche, welche bei den alten Deutschen schon vor einer höheren Sittigung gewichen waren, mögen daher von den asischen Eroberern Skandinaviens noch verhältnismäßig spät nach Nord-Europa verpflanzt worden sein. Wie lange sie sich dort erhielten, sehen wir eben aus jenen arabischen Berichten.

Aus der Edda erhellt wiederum, daß einst zwei germanische Religionen — die wanische und die asische — in blutigem Streit mit einander lagen, und daß die mit knapper Mühe siegreichen „Asen" der unter den „Wanen" herrschenden Geschwister-Ehe ein Ende machten. Ferner wissen wir aus der Kirchengeschichte, daß sich bei den großenteils aus herulisch-rugischem, also ehemals nord-germanischem Stamme hervorgegangenen Bayern die Geschwister-Ehe thatsächlich bis spät in die Zeit ihrer Bekehrung zum Christentum erhielt. Mit Mühe wurde sie ausgerottet. Eine auffallende Stelle bei Tacitus („Germania" 20) lautet: „Die Söhne der Schwestern genießen beim Oheim derselben Ehre wie beim eigenen Vater. Manche erachten sogar dieses Band der Blutsverwandtschaft für das heiligere und engere." Dies darf wohl als ein dumpfer Nachklang längst verschollener wanischer Unsitten bei den Deutschen überhaupt angesehen werden. Nicht zu gedenken der allerhand verwerflichen Gebräuche, welche sich ja auch bei anderen, hochgebildeten Völkern des Altertums oder selbst der neueren Zeit finden.

An grausen, weit über das Bluttrinken hinausgehenden Vorkommnissen mangelt es weder in der Edda, noch im Nibelungen-Lied, noch in unseren Märchen, noch in der germanischen oder sonstigen Geschichte. Das thrakische Haus des Atreus hat sein Gegenstück an furchtbaren Thaten unter den Franken, besonders als dieser so edle Stamm jenen neuen Glauben angenommen hatte, in welchem der Priester den Loskauf von aller Sündenschuld besorgen kann. Mit den aus Unsitten oder Gräßlichkeiten hergenommenen Scheingründen gegen die germanische Verwandtschaft von Thraken oder Skythen kann man also gewiß leicht aufräumen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Austern.

Ein modernes Märchen von Ernst Eckstein.

An der westlichen Küste von Holstein befindet sich eine Austernbank, die von den Fischern die Widhuser, von den Meergöttern aber die graue genannt wird.

Am herrlichsten Junimorgen hockten daselbst zwei große Prachtaustern, Mara und Pola, die sich durch eine hervorragend schöne Entwicklung der Schalen, der gewimperten Spalten und des Nervensystems vor den übrigen auszeichneten.

Die Sonne warf ihre schrägen Goldstrahlen über das leise bewegte Meer, sodaß es in tausend und tausend funkelnden Wellen blitzte und blinkte.

Der allgewaltige Strom von Licht und Wärme drang auch hinab zu den beiden Thieren und erregte ihnen gar wohlige Schauer der Lebenslust.

„Es ist Tag geworden", sagte Mara. „Rings um uns her wogt es nun heller und heller, — und lebhaft genug scheints in der Welt da draußen schon zuzugehen. Es huscht wechselnd an uns vorüber, jetzt wie Goldschimmer, jetzt wie Dämmerung, jetzt wie Schatten."

Mara — das ist verdeutscht: die Behäbige — meinte damit die zahllosen Seethiere, die Fische und Krabben, die an der Austernbank vorübergeschwommen kamen und so das Licht, das von oben herabdrang, bald in größerem, bald in geringerem Umfang beeinträchtigten.

Um klarere Vorstellungen von diesen Seethieren zu gewinnen, fehlten den armen Austern ja die Sinneswerkzeuge!

Das Nervensystem, das ihren Organismus durchkreuzte, übermittelte ihnen zwar eine Ahnung von der verschiedenen Stärke der Lichteindrücke, und ihr Austernverstand schloß hieraus — ganz nach Gleichnis unseres menschlichen Denkens — auf eine Verschiedenheit zwischen den Ursachen, die jenen wechselnden Eindrücken zu Grunde lagen; die Form jedoch dieser Ursachen, die Gestalt dieser Dinge und die Art ihrer Beschaffenheit blieb ihnen vollständig unerkennbar.

Auch vernahmen sie nichts von den mannigfachen Geräuschen, die für höher gestaltete Wesen durch die Brandung, das Herabbröckeln des Gesteins, den Zusammenstoß zweier Seethiere und dergl. entstanden wären. Von solchen Begebnissen drang nur ein eigentümliches Zittern des Wassers bis zu ihnen heran und verursachte ihnen eine dumpfe Erregung des Tastgefühls, ähnlich wie beim Heranprallen eines für ihre Ernährung geeigneten Urschleim-Körpers.

Fest ansässig auf ihrer uralt-ewigen Bank, hatten sie sich aus diesen Einzelheiten ihrer subjektiven Erfahrung das Bild der Außenwelt zurechtgelegt, und waren zuerst instinktiv, dann aber auf dem Wege der Austernlogik zur Überzeugung gelangt, die Welt bestehe aus einem beweglichen Etwas, das in bestimmten Zwischenräumen ganz hell oder ganz dunkel werde. Innerhalb der großen Zeit der Helligkeit gab es, der Anschauung der beiden Schalthiere zufolge, hin und wieder kleine Verdunkelungen von längerer oder kürzerer Dauer. Die Welt schickte ihnen vermöge eines unbekannten Gesetzes Dinge zu, die ihr Mund aufnahm und mit Wohlbehagen hinabschlang. Woher diese Dinge kamen, das war und blieb ein metaphysisches Rätsel.

So ungefähr malte sich das Weltall in dem Gedankenmittelpunkt der beiden Austern, bis vor kurzem sich bei der älteren, Pola geheißen, einige merkwürdige Wandlungen bekundeten, die zu ungestümen Verhandlungen geführt hatten. . .

An dem Junimorgen, von dem hier die Rede ist, hatte also die Auster Mara das Zwiegespräch mit ihrer Nachbarin Pola auf eine Weise begonnen, die sich von der Einleitung menschlicher Früh-Ge-

Digitized by Google

spräche kaum unterschied. Trotz der Gewandtheit Maras wollte jedoch die Unterhaltung nicht in Fluß geraten.

„Du bist nachdenklich," sagte Mara zu Pola.

„Ich bins", versetzte die würdige Pola, „und zwar mit Recht. Heute Nacht nämlich, da Alles im Dunkel schwamm, hatte ich einen seltsamen Traum. Der Weltgeist Uru ist mir erschienen und hat mir bestätigt, daß ich mit meinen Spekulationen, die Du so oft schon bespöttelt hast, gleichwohl durchaus auf dem richtigen Wege bin".

„Was meinst Du für Spekulationen?" versetzte Mara.

„Nun, meine transcendenten Spekulationen."

„Transcendent? Ich habe wieder vergessen, was Du mit dieser abenteuerlichen Vokabel bezeichnen willst."

„Unter transscendent — ‚hinübersteigend' — verstehe ich das, was jenseits aller subjektiven Erfahrung liegt. Erinnere Dich doch, wie häufig wir seit einigen Wochen über die Frage gestritten haben, ob die Welt, wie unsere Nervenvorrichtung sie uns darstellt, mit der wirklich bestehenden Welt auch dasselbe sei. Ich mag Dir nicht wiederholen, welche Momente mich neuerdings zu der Ansicht geführt haben, daß es zum wenigsten außerordentlich fraglich ist, ob diese Schattendinge, wie sie von Zeit zu Zeit bald größer bald kleiner, an uns vorbeischweben, wirklich nur Schattendinge, d. h. Verdunkler der Helle sind. Möglicherweise verbirgt sich dahinter ein Ding-an-sich, das von dem Wahrgenommenen wesentlich unterschieden ist. Dieses Ding-an-sich nun, das hinter den Schattendingen unserer Erfahrung liegt, nenne ich transscendent. Kurz, schon bevor mir die herrliche Offenbarung ward, die ich Dir jetzt zu erzählen gedenke, war ich fest überzeugt, daß es ein ‚Jenseits aller Erfahrung' giebt; oder, mit anderen Worten: ich glaubte an eine transscendente Welt, von der sich unser Austern-Verstand natürlich kein Bild machen kann, weil unsere Vorstellungen ausschließlich dem Boden der Austern-Erfahrung entsprießen."

„Thorheit", lächelte Mara. „Kommst Du schon wieder mit Deinen mystischen Phantastereien? Hast Du vergessen, was jene urphilosophische Auster Pyro — das ist verdolmetscht Ludwig Feuerbach — sagte: ‚Nur das Sinnlichwahrnehmbare ist wirklich'? Mit diesem ultra-genialen Ausspruch ist die ganze Phantasterei eurer Transscendental-Philosophie über den Haufen gestoßen. Sinnlich wahrnehmbar ist die Helligkeit und ihre Vernichtung; sinnlich wahrnehmbar sind die größeren oder geringeren Schatten, die da draußen vorüberhuschen; sinnlich wahrnehmbar sind die seltsamen Zuckungen, die an unsre Leiber heranzittern; und sinnlich wahrnehmbar sind die Ernährungsgegenstände, die uns von außen her zugeführt werden. Alles andre, was Du da schwatzest — verzeih mir das offne Wort — ist leibhaftige Schwindelei. Hinter den Schatten soll's etwas geben, was Du das Ding-an-sich nennst? Narrheit! Hast Du es jemals bemerkt? Bist Du jemals von ihm berührt worden? Träumen und phantasieren läßt sich ja viel: aber die wissenschaftlich gebildete Auster rechnet nicht mit solchen Alfanzereien. Für sie besteht lediglich das Erfahrungsmäßiggegebene. Nur so ist ein Fortschritt in der Erkenntnis möglich; nur so verharren wir auf dem Boden des gesunden Austern-Verstandes und der berechtigten Logik."

„Ich will heute nicht streiten", sagte die Auster Pola. „Nur der Merkwürdigkeit halber lass mich die sonderbare Vision dieser Nacht erzählen. Uru, der Weltgeist, pochte an meine Schale und rief mit gewaltiger Kraft: Pola, hörst Du nicht? Da ward mir plötzlich zu Mute, als hätte dies Pochen und Rufen nicht nur äußerlich meinen Leib erzittern lassen, son dern ein unbegreifliches Etwas in mir erweckt, das ich vorher niemals gekannt habe. Es war, als könnte ich jenes Pochen und Rufen auch wahrnehmen, ohne am ganzen Leibe davon erschüttert zu werden, als besäße ich ein besondres Sinneswerkzeug dafür; mit einem Worte: als hörte ich. Denn so bezeichnete ja Uru, der Weltgeist, die neue unfaßliche Thätigkeit, die er bloß mit der Frage ‚Hörst Du nicht?' plötzlich in mir erweckt hatte. Und nun sprach der Gewaltige und entrollte mir eine Welt — ja, nun fehlen mir wieder die Worte, um Dir klar auseinanderzusetzen, was ja doch jenseits unserer Austern-Erfahrung liegt. Trotzdem will ichs versuchen. Der Geist sagte, ich sei durchaus auf dem richtigen Wege, wenn ich vermutete, daß die Welt sich für jedes erkennende Wesen in zwei Teile zerlege, nämlich in einen Teil A, den die Erfahrung beherrscht und in einen Teil B, der dieser Erfahrung nicht zugänglich ist. Der Teil A ist der ‚immanente', der ‚drinnbleibende'; der Teil B der ‚transscendente', der ‚hinaus- oder hinüberschreitende'. Uru, der Weltgeist, sagte mir ferner, es gäbe erkennende Wesen von sehr verschiedenen Entwicklungsstufen, daher denn die Trennungslinie, welche die Welt der Erfahrung — den Teil A — von dem transscendenten Teil B schcide, bei diesen verschiedenen Wesen eine unendlich verschiedne sei. Für uns Austern laufe die Trennungslinie derart, daß unsre Erfahrungswelt nur ein außerordentlich schmales Streifchen darstelle im Vergleich mit der endlosen Ausdehnung dessen, was unsrer Erfahrung nicht zugänglich sei, also für uns jenseitig bleibe. Bei höher gegliederten Wesen verbreitre sich dieses Streifchen. Mit der aufsteigenden Entwicklung der erkennenden Lebewesen schneide die Trennungslinie ein immer größeres Stück von der jenseitigen Welt ab und verwandle es in Erfahrungswelt. Wir Austern dächten beispielsweise schon Wunder, wie wir begnadet wären, weil wir im Stande sind, Helligkeitsunterschiede wahrzunehmen. Es gäbe jedoch auf einer Entwicklungsstufe, die gar nicht weit über der unsrigen liege, schon Wesen, die da richtige Augen besäßen, Gebilde vermittelst deren man ohne die Gegenstände zuvor berühren zu müssen, wahrnehmc, welche Gestalt sie besäßen. Das nenne man ‚Sehen'. Was dies ‚Sehen' nun eigentlich sei, und wie man dabei empfinde, das freilich konnte mir Uru nicht klar machen. Für uns Austern ist der Begriff ‚Sehen' in diesem Sinne ja ein transscendentaler."

Digitized by Google

„Unsinn!" rief die energische Mara mit trotziger Überlegenheit. „Das wäre ja — wie soll ich mich ausdrücken? — das wäre ja eine Art von Gedankenübertragung, die schon ins Mystische geht. Nein, treffliche Pola, mir kömmst Du nicht mit solchem übernatürlichen Firlefanz! Mein gesunder Austernverstand. . .."

„Laß mich zu Ende reden!" sagte die Philosophin.

„Gut! Ich bin aufs Tollste gefaßt."

„Ich berichte nur. Uru, der Weltgeist, also erzählte mir weiter: Auf einer abermals höhren Entwicklungsstufe gebe es Augen, die nicht nur die Form, sondern auch eine ganz rätselhafte Beschaffenheit der Oberfläche zu erkennen vermöchten, eine Beschaffenheit, die er als Farbe bezeichnete. Je nachdem die Oberfläche so oder so geartet sei, erwecke sie in dem Sehwerkzeug eine andre, nicht zu beschreibende Abstufung des Gefühls. Die Menschen z. B., deren Augen in dieser Beziehung zu den vollkommensten zählten, sprächen von roter Farbe, von blauer Farbe, von gelber Farbe — alles Dinge, von denen wir Austern uns keine Vorstellung machen können, weil sie für uns — jenseitig sind."

„Licht ist Licht", versetzte Mara verdrießlich. „Rot, blau, gelb . . ! Ich glaube, Du willst mich zum Narren halten! Das sind platte philosophische Wortklaubereien, bei denen sich keine vernünftige Auster was denken kann. Licht — ja das kann ich Dir zeigen, das kann ich erfahrungsgemäß nachweisen. Rot aber? Blau? O Du Thörin, die sich mit Redensarten abspeisen läßt! Wo ist denn hier Rot? Was? Und wo ist denn hier Blau? Läugnest Du etwa, daß hier Alles unterschiedslos im nämlichen Glanze schwimmt? Oder mißtraust Du am Ende den eigenen Sinnen? Dann freilich hört jede Verhandlung auf."

„Du verstehst mich ja falsch. Davon, daß wir die Unterschiede, Farbe geheißen, sinnlich wahrnehmen könnten, war durchaus nicht die Rede. Im Gegenteil. Die Erfahrung lehrt mich ja, daß, just wie Du sagtest, Alles hier in dem nämlichen Glanze schwimmt. Ich behaupte nur, daß die Austern-Erfahrung nicht das letzte Wort spricht über das wahre Wesen der Dinge. Die Menschen also, sagte der Geist, nehmen Lichtarten — Farben — wahr und wissen sie bis in die feinsten Abstufungen zu trennen. Aber noch mehr! Weil ihre zwei Sehwerkzeuge nicht unerheblich von einander entfernt sind, besitzen sie auch die Fähigkeit, gleichsam den Raum zu sehen. So haben sie auf unendlich verwickelten Wegen ihre Erfahrungswelt — (das erkennbare, diesseitige Stück A) — so erweitert, daß die unsrige sich zu der ihren wie ein Sandkorn zu der Schale der größten Auster verhält. Ach, und noch Eins! Das wird Dich vollends verblüffen! Vorhin schon sagte ich, wie das märchenhaft ist, wenn man hört. Nun giebt es eine Reihe von Gegenständen, die der Mensch nach rätselhaften Gesetzen so in Bewegung bringt, daß man sie hören kann, und wenn ihn dies Hören mit Wonne erfüllt, wie uns die neubeginnende Helligkeit, dann heißt die Sache Musik. Was das ist, davon konnte ich mir, trotz aller Beredsamkeit Urus keine auch noch so verschwommene Ahnung zusammenträumen. Schließlich raunte der Weltgeist: ‚Gräme Dich nicht! Auch die Erfahrungswelt des hochentwickelten Menschen ist nur ein kleines Bruchstück der wirklichen; der transscendente Teil B ist auch für ihn noch unendlich größer, als der immanente Teil A. Die Entwicklungsreihe der erkennenden Wesen ist noch lange nicht abgeschlossen: für höhere Wesen wird der Teil A durch Milliarden von Jahren wachsen und wachsen, — und dennoch niemals den Teil B an Größe erreichen; denn B ist unendlich'."

„Nun hör auf!" rief Mara empört. „Das ist ja der reinste Gespensterglaube! Wahrhaftig, Du kannst Dir die Mühe sparen. Ich bin logisch gebildet. Ich beherrsche die Erfahrungswissenschaft. Mein Standpunkt ist, um es nochmal zu sagen, der des unsterblichen Pyro: Nur das Sinnlichwahrnehmbare ist wirklich. Laß Dich im Schlunde der ersten besten englischen Lady begraben mit Deiner sogenannten Musik, Deinen Farbenempfindungen und Deiner ganzen transscendenten Verrücktheit, die doch nur in Deinem erkrankten Nervengewebe da ist. Es giebt keine jenseitige Welt. Was unsre Erfahrung überschreitet, das gehört ins Gebiet der Unwissenschaft. Es ist überhaupt nicht vorhanden."

„Denke Dir", sagte Pola mit großer Lebhaftigkeit, „auch unter den Menschen giebts Leute, die genau so wider die Logik verstoßen wie Du! Es klingt märchenhaft, aber es ist so! Dir, einer kopf- und hirnlosen Auster will ich das Ungereimte Deiner Erörterungen zu Gute halten. Der Mensch aber, der die gesamte Entwicklungsreihe der Lebewesen dank seinen gewaltigen Forschern und Denkern, frei überblickt, der da erfahrungsgemäß weiß, wie sich die Trennungslinie zwischen der wahrgenommenen und der wirklichen Welt bei den verschiedenen Entwicklungsstufen der Lebewesen fortwährend verschoben hat; der's wie ein Rechenstück vor Augen hat, daß die diesseitige Welt der Auster eine andre ist als die des Fisches, und die des Fisches wiederum eine andre als die des Vogels, und die des Vogels eine andere als die des Affen: Der Mensch begeht doch geradezu eine empörende Dummheit, wenn er sich einbildet, just bei ihm sei die mehrfach erwähnte Trennungslinie dicht am Außenrande der jenseitigen Welt angelangt, dergestalt, daß die von ihm vorgestellte sich mit der wirklichen vollkommen decke, und demzufolge ein transscendenter Rest für ihn nicht mehr vorhanden sei. Er sollte sich sagen, daß es nur eines einzigen neuen Sinnes bedarf, eines Sinnes, der jetzt für ihn ebenso unbegreiflich ist, wie für uns Austern der Farben- und der Gehörsinn, um die Gesammtheit der Dinge, wie er sie jetzt sich vorstellt, wesentlich zu verändern. Er sollte sich sagen, daß jede weitre Entwickelung der Sinneswesen auch eine weitere Eroberung bedeutet im Gebiet des Erkennens, eine weitre Vergrößerung der immanenten Welt, und daß diese weitre Vergrößerung immer nur stattfinden kann auf Kosten des zur Zeit noch jenseits aller Erfahrung liegenden transscendenten Stückes der Wirklichkeit! Aber es giebt auch unter den Menschen ganz ge-

Digitized by Google

bildete Leute, die das nicht einsehen, logik-arme Geschöpfe, die aus dem Trugkreis der Vorurteile niemals herauskommen, und die transscendente Welt leugnen wie Du. Man nennt sie mit einem prächtigen Fremdwort die Materialisten."

## Die Frau vom Meere.*)

Es hat wohl jeder Gebildete unserer Tage in seinem Leben einen Zeitabschnitt durchgemacht, in welchem er gar eifrig über die Frage der menschlichen Willensfreiheit, über die Möglichkeit der Selbstbestimmung des Menschen und über seine Verantwortlichkeit als freies Ich gegrübelt hat. Manche schöne Stunde wird damit totgeschlagen, daß gute Freunde sich beweisen, wie doch der Mensch so ganz und gar unfrei sei gegenüber der großen Verschwörung des Ursächlichen gegen ihn, gegenüber der Notwendigkeit des ehernen Naturgesetzes, das uns Alle zwingt. Schelling und Schopenhauer wurden studiert und am Ende ließ man die Frage fallen, und die ungeheure Mehrzahl bescheidet sich mit Immanuel Kant zu denken, was dieser ungefähr auf eine verwandte Frage einmal lächelnd äußerte: „daß es mit der Sache doch wohl nicht so recht weit her sei".

Ja, nachdem man auch über die menschliche Willensfreiheit und seine verantwortliche Selbstbestimmung zu der Meinung kam, daß es damit wohl nicht so weit her sei, pflegt man die Frage überhaupt ad acta zu legen. Man bekennt sich zur „realistischen" Lebensansicht des Zeitalters, findet, daß Kant den bewußten salto mortale aus der „reinen Vernunft" in die „praktische" that, als er ein gewisses „Postulat" praktischer Vernunft forderte aus der großen „Antinomie" von Freiheit und Notwendigkeit heraus, und läßt übrigens die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. Man lebt und handelt, handelt Tag um' Tag und es ist dem Handelnden vollständig gleichgültig, ob man das aus Willensfreiheit und freier Selbstbestimmung oder unter dem Zwange des dämonischen Naturgesetzes thut, man erfährt, daß die Geschichte, so zu sagen, ganz von selbst weitergeht. Ja, die große Maschine des Lebens klappert weiter, einerlei, ob wir sie mit dem Öle unserer Freiheit und Selbstbestimmung schmieren oder mit dem Thrane unerbittlicher Notwendigkeit des Naturgesetzes. Dermaßen ist die große Maschine eingeölt, daß wir Alle — Alle, sag ich, selbst Ibsen, der Dichter „der Frau vom Meere" unsere Handlungen vornehmen, thun und treiben ohne im mindesten daran zu denken, ob wir sie aus freier Selbstbestimmung gethan oder aus Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Ja, wir heiraten sogar, Männlein und Weiblein, und man stelle sich vor! wir verlieben uns sogar und doch frugen und fragen wir uns nicht: heiraten wir denn eigentlich aus Willensfreiheit und freier, verantwortlicher Selbstbestimmung oder heiraten wir aus der großen Ursachkette des Notwendigen heraus?! Es ist uns, offen gestanden, ein wenig einerlei; die Geschichte geht auch ohne das. Frei oder unfrei: § 11 heißt: Es wird weiter gelebt; es wird weiter geheiratet. Dem Einen glückt's in der Ehe, dem Anderen mißglückt's, aber darin sind Alle eins, daß sie bei Glück und Unglück den Teufel daran denken, wie weit sie frei, wie weit sie Wesen sind, die durch Umstände bestimmt wären. Im ganzen fragt man nur: heiraten wir aus Liebe oder nicht aus Liebe. Und im ersteren Falle freuen wir uns sogar unserer verliebten Unfreiheit und Naturgesetzlichkeit.

Da ist nun ein Dichter und wahrlich der schlechtesten Keiner, der einsam und dem, was man so den „Zeitgeist" nennt, entfremdet, ein Geschlecht von Menschen schildert, welches, sehr im Gegensatz zur großen Masse der wirklich Lebendigen, keine Frage für so wichtig hält wie die, ob auch jede Lebenshandlung vollständig das Werk einer freien Selbstbestimmung gewesen sei. Es sind nicht etwa Männer, welche diese Frage an sich stellen, nein, Weiber, Frauen. Seltsame Frauen fürwahr! Nicht jene halbbewußten, halbunbewußten „Töchter der frommen Natur", jene Wesen, welche noch halb im Schoße des Unbewußten schlummernd uns das schönste Rätsel sind durch den engen Zusammenhang, den sie uns mit der großen Notwendigkeit der Dinge herzustellen scheinen, welche, dem Naturgesetze enger verwandt, uns gerade durch ihre Unfreiheit als die echten Töchter Evas gelten und die wir in Werken der Dichter am meisten bewundern, wenn sie die Züge jener holden Unfreiheit und Naturbefangenheit verraten, die wir echt „weiblich" nennen — ein Geschlecht von Männinnen, von Amazonen des Geistes ist es, das sich der Dichter schafft als ein Mann, der nicht unbefangen die Kinder des menschlichen Geschlechtes nachbildet, wie er sie im Leben findet, sondern Verkörperungen seiner eigenen Ideenwelt als ein unverwüstlicher Idealist mehr errechnet als harmlos hinstellt. — Gewiß ist es eine schöne, eine wahrhaft tröstliche Idee sittlicher Art, welche Ibsen in seinem neuesten Werke: „Die Frau vom Meere" darzustellen trachtet: nämlich, daß der Mensch in dem Augenblicke, da er sich als ein Wesen erkennt und anerkannt sieht, welches das Recht der freien Selbstbestimmung und eigenen Verantwortlichkeit hat, auch frei wird von den dämonischen Naturgewalten, die ihn als unfrei erschufen, frei von den dunklen und verderblichen Mächten des eigenen Innern.

Wohl in keinem seiner Dramen, weder in „Nora", noch „Rosmersholm" ist es dem Dichter mit gleicher Klarheit gelungen dieses sein idealistisches, kantianisches Bekenntnis auszusprechen und trotzdem glauben wir, daß er auch hier erfahren wird, wie die Welt das, was sie aus dem Munde eines Kant bereitwillig als eine sittliche Forderung angenommen hat und annehmen würde, aus seinem Munde nur mit Widerstreben hören wird, ja, in einer misver-

*) Henrik Ibsen. Die Frau vom Meere. Schauspiel in fünf Akten. Deutsch von Hoffory. Berlin 1889. S. Fischer, Verlag.

Digitized by Google

standenen sittlichen Entrüstung, von irgend einem dunklen sittlichen Instinkt bestimmt, abermals wider den Zügel seines Geistes löcken wird.

Woran liegt das?! Sollte die Ibsensche Auffassung von der freien Selbstbestimmung des Menschen schlechthin, der des Weibes insbesondere, vielleicht doch mit einem Gran des Unwahren versetzt sein? Sollte es wirklich nur die Verlogenheit der Welt, die Verlogenheit der modernen Ehe usw. sein, welche den Dichter nicht verstehen will?! Oder wirft der Dichter die große Frage, die ihn bewegt, vielleicht an einer falschen Stelle auf?!

Ist es eine Notwendigkeit, daß nur derjenige, der frei ist und sich selbst bestimmt, auch wirklich sittlich sein kann?! Die Theologen behaupten es. Aber das Zeitbewußtsein giebt ihnen nicht mehr Recht. Ist Ibsen vielleicht ein solcher Theologe?! Ein Ehetheologe, der vielleicht ein ganz anderes sittliches Bewußtsein aus den Zeiten der allgemeinen Theologie sich erhalten hat, welches einem neuen Zeitbewußtsein widerspricht?! Ich weiß es nicht, aber ich will versuchen darzulegen, daß Ibsen eine sittliche Weltanschauung vertritt, welche durchaus nicht die einzige genannt werden dürfte, derart, daß sich ein Handeln, welches nicht unter den Gesichtspunkten Ibsenscher Forderungen geschähe, notwendig als Lüge erweisen müßte. Ich bin überzeugt, daß eine Anzahl von Männern und Frauen, welche Ibsens „Nora" verdammen, sie mit sittlichem Fug und Recht verdammen, nicht als jene „Selbstgerechten", welche den „ersten Stein" erheben, sondern als Menschen, welche samt „Nora" auch den Dichter mit Grund verurteilen, der ihnen nach ihrer Ansicht etwas höchst Unsittliches schildert als sittliche Großthat. Ich bin überzeugt, daß viele Menschen, welche behaupten, die Freigebung der „Frau vom Meere" von seiten ihres Mannes sei eine ganz überflüssige Handlung, sie habe dem Angetrauten treu zu sein auch ohne daß er sie freigiebt, auch ohne ihre „freie Wahl und Selbstbestimmung", nicht minder richtige sittliche Begriffe haben, als die Personen Ibsens sie ihrerseits zu haben glauben.

Zunächst eine Scherzfrage: Was ist das für ein Dichter, der den Wert der Ehe, wie jedes sittlichen Zustandes nur darin sieht, daß dieser Zustand freie Selbstbestimmung sei, wo es doch noch gar keine ausgemachte Sache ist, daß der Mensch sich überhaupt in sittlicher Freiheit selbst bestimmen kann?! Eine Liebesheirat ist ja am wenigsten Sache freier Selbstbestimmung. —

Wahrlich, es ist in der That keine ausgemachte Sache und es ist gefährlich das ganze dramatisch-sittliche Bewußtsein eines Dichterwerks auf einen solchen unausgemachten Gedanken zu stellen. Weder Schiller, noch Shakespeare haben es gethan. Wohl sagt man, daß in ihren Dramen zum Unterschied von denen der Griechen, die sittliche Freiheit, nicht das Schicksal walte; aber das hat doch einen anderen Sinn, als er bei Ibsen vorliegt: in Wahrheit bleibt jene große offene Frage auch bei diesen Dichtern offen, wie sie das Leben offen läßt.

Ja, das Leben geht so weit, ganz unabhängig davon, ob es ausgemacht ist, daß wir uns frei bestimmen oder nur bestimmt werden durch die Summe der Ursachen, daß wir dennoch einander verantwortlich machen und uns für unsere Thaten verantwortlich fühlen.

Und was das griechische Drama that, daß der Mensch sich verantwortlich fühlt für das, was das Schicksal und die Götter über ihn verhängen, das gilt thatsächlich auch noch heute: wir Alle fühlen uns verantwortlich für die Thaten Anderer, nicht nur für unsere eigenen und richten deshalb über einander. Ja, vielleicht haben wir den Gedanken von einer sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung nur erdichtet aus jenem großen, allgemeinen Gefühl der Verantwortlichkeit heraus, das wir als eine gegebene Thatsache vorfinden.

Der theologische Gedanke also, daß die Verantwortlichkeit des Menschen und seine freie Selbstbestimmung notwendig ohne einander nicht bestehen könnten, wird durch die Erfahrung widerlegt. Trotzdem es in keiner Weise ausgemacht ist, wie weit wir in freier Selbstbestimmung, wie weit wir durch Ursachen bedingt handeln, fühlen wir uns doch sittlich verantwortlich. Für den modernen Dramatiker und die ethischen Wirkungen seiner Kunst genügt diese letztere Erfahrungsthatsache vollständig; die rein theoretische Frage, wie weit ist der Mensch frei, kann er billig unerörtert lassen, denn sie bestimmt in der That die Handlungen der Menschen in keiner Weise.

Ibsen, der schon in „Brand" starke theologische Anlagen zeigt und auch da Fragen erörtert, die bei weitem mehr einer theologisch-dogmatischen, als einer freien philosophischen Lebensanschauung entspringen, hat sich in neuerer Zeit recht zu einem Ehetheologen entwickelt und es ist leicht denkbar, daß eines schönen Tages sowohl der Rechtslehrer, wie der Philosoph kommen und sagen: Freund, die Zeiten der Theologie sind vorüber, vorüber sind besonders in Deutschland die Zeiten, da wir die Ehe unter theologische Gesichtspunkte stellten; wir haben sie losgelöst von jedem dogmatischen Begriff und wenn es das Dogma von der freien Selbstbestimmung wäre; indem wir ein Zivilehegesetz schufen, haben wir das Ehebewußtsein an das Staatsbewußtsein angeknüpft, welch letzteres keine Glaubenssatzung, keine „unsichtbare Kirche", sondern der höchst sichtbare Organismus menschlichen Zusammenlebens ist. Da darfst du dich nicht wundern, wenn große Massen dich nicht verstehen, wenn deine „Nora", deine „Ellida" ihnen Rätsel sind; nicht nur Rätsel als lebendige Frauenswesen, sondern als sittlicher Begriff.

In dem Augenblicke, da der Bürger des modernen Staates vor einem Standesbeamten mit der Angetrauten steht, begeben sich beide Teile ihrer freien Selbstbestimmung als einzelne Personen und treten ihr Recht als freie Menschen an den Staat, an die Idee der Familie ab, welche sie begründen. Dieses Bewußtsein, daß die Ehe die Gründung einer Familie bedeutet und keineswegs das selbstherrliche Liebesbeisammensein zweier Menschen, liegt so tief

Digitized by Google

im deutschen Volksbewußtsein, daß die meisten Frauen über Ibsens „Nora“ sich entrüsten — einfach, weil sie ihre Kinder im Stich läßt. Alle diese Frauen verlangen unbarmherzig, daß „Nora“ auch bei dem ungeliebten Manne bleibt, nicht dem Manne zu Liebe, sondern der Ehe zu Liebe, der Familie zu Liebe. Man verdammt „Nora“ und inihr den Dichter, weil sie der Idee einer freien Selbstbestimmung die viel wichtigere Idee der Ehe und Familie preisgeben.

In der That: Ibsen hat mit seiner Lösung des Zerwürfnisses kaum Recht. Es ist ein theologisches Hirngespinnst, jene Selbstherrlichkeit des freien, sich selbst bestimmenden Weibes, das sich das Recht zuerkennt aus dem Hause zu gehen, wenn eine neue Liebe sie erfaßt oder die Entdeckung gemacht wird, daß man Kinder ohne Liebe zeugte.

„Wer ist der, der da fehlet in der Weisheit und redet so mit Unverstand?! Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich!“

So sagt der Fremde in der „Frau vom Meere“: „Gelübde binden Niemand. Weder Weib, noch Mann. Wenn ich so unerschütterlich an dir festhalte, so ist es, weil ich nicht anders kann.“ Derselbe Fremde will als „freier Mann“ sterben.

Ich frage, ist das nun ein männliches Bekenntnis? Ein Bekenntnis von Menschen, die wahrhaft frei sind?! „Weil ich nicht anders kann.“ Ist der frei, der nicht anders kann? Dürfen diejenigen, welche gestehen nicht anders zu können, sich jene freie Selbstherrlichkeit anmaßen, die über sich selbst verfügt?!

Frei ist in der That nur der Mann, den sein Gelübde bindet. Nur der hat das Recht frei über sich zu verfügen, denn dadurch, daß sein Gelübde ihn bindet, hat er bewiesen, daß er den Wert des Gelübdes kennt, daß er jene praktische Vernunft, jenes Rechtsbewußtsein besitzt, welches den Menschen über die Natur erhebt. Wenn überhaupt ein Mensch durch etwas frei werden kann und das Recht der Selbstbestimmung hat, so ist es eben durch seine sittliche Vernunft.

Aber eine freie Selbstbestimmung ohne bindende sittliche Vernunft ist Phrase, ist verdächtig.

„Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich!“ Was können Noras arme Kinder dafür, daß Vater und Mutter sie ohne Liebe zeugten? Die große ungeheure Natur fragt nichts darnach, ob Menschen entstehen aus Liebe oder sonst wie. Diese kleinen Menschen kommen zum Leben auch ohne dauernde Liebe der Erzeuger. Freilich, jene große Liebe der Natur erheischt auch ihr Entstehen. Nora hat sicher ihren Mann geliebt und er sie, als sie ihren Kindern das Leben gaben, und wenn es auch nur die große Liebe der Natur gewesen wäre, nicht jene freundschaftlichere, menschliche. Wie darf Nora ihr Haus verlassen, die Familie, die Kinder lassen, weil sie erkannt hat, der Mann taugt nichts?! Was ist der Mann gegenüber der Familie, die sie mit begründet hat?! Was ist ihre freie Selbstbestimmung gegenüber der große Natur, der sie doch auch gehorchte; was ist die Liebe zum Manne gegenüber der Bestimmung als Mutter?! Schließt man wirklich eine Ehe, um sich in derselben als ein selbstherrliches Wesen freier Liebesgewährung zu fühlen und ein Doppelpaar zur Darstellung eines Bundes der freien Liebe zu bilden?

Das ist eine Hagestolzenansicht, das ist allenfalls die Ansicht von unerfahrenen Brautleuten. Aber was sagt die große Gemeinde der ehelichen Menschen?! Sie sagt und sie erfährt, daß in dem Augenblicke, da aus dem Ehebunde eine Familie wird, jene freie, selbstherrliche Liebe von selbst erlischt und erlöschen soll. Eine andere Liebe, eine dienende Liebe, welche ein Aufgeben des selbstherrlichen Egoismus des Liebens bedeutet, fordert ihr Recht. Die süße Sorge um das Leben Anderer, die Kindesliebe und jene Gattenliebe, welche nicht dem Gotte Amor, sondern Hymen geweiht ist, die Familie mit einem Worte verlangt, sich als die gebietende Macht anerkannt zu wissen. Wer sie nicht anerkennt, wer die freie Verfügung über das eigene Ich, wer die Rechte Amors höher stellt, wird in der großen Masse der europäischen Menschen auf dumpfen, tiefen Widerstand stoßen. Und wir glauben, daß nach Natur und Menschenkultur, nach den wahrhaften Anschauungen tieferer menschlicher Vernunft nicht die großen selbstherrlichen Liebesleute, sondern — das Civilgesetz Recht hat. Denn dieses scheidet zwar auch die Ehe, in wahrhaft tiefer Erkenntnis davon, daß mit der Ehe nicht geheuchelt werden darf; aber wohl gemerkt, nicht die Menschen scheiden sich, sondern der Staat scheidet sie; der große Dritte. Damit ist gesagt, daß Mann und Weib sich ihres Gelübdes nicht selbst entbinden, sondern daß sie entbunden werden. Sie begaben sich, da sie den Ehebund schlossen ihrer Selbstherrlichkeit, ebendeshalb können sie logischer Weise sich auch nicht selbstherrlich scheiden, sondern müssen es dem überlassen, dem sie ihre Rechte abtraten, dem Staat, als dem Inbegriff der Familien.

Ibsen begeht auch in seinem neuen Drama den „Fehler“ — für ihn ist es ja kein Fehler — eine Frage innerhalb der Ehe zum Austrage zu bringen, die vor die Ehe gehört. Darin hat Björnson es entschieden richtiger getroffen. Er verlegt eine verwandte Frage in „Svava“ vor die Ehe. Der großen Masse wird dies immer gesünder erscheinen, als die Art und Weise Ibsens, eine Frage nachträglich zum Austrag zu bringen, die eben gar nicht nachträglich zu erörtern ist in diesem Sinne.

Mann und Weib haben in Europa das Recht der freien Liebeswahl vor der Ehe. Niemand — höchstens Verwandte — verkümmert es ihnen. Sie erlangen dies Recht freier Liebeswahl auch nach der Ehe wieder, sei es, daß der Tod oder daß der Staat eine Ehe geschieden hat. Das Recht der freien Person in der Liebe ist also vollkommen gewährleistet. Dagegen gestattet die Rechtsansicht und die sittliche Ansicht des Europäers innerhalb der Ehe eine selbstherrliche Liebeswahl nicht. Die Frage auch nur aufzuwerfen, ist abgeschmackt, ist ein Unsinn; der Mann, der seiner Frau eine solche freie Liebeswahl gestattet, erscheint auf alle Fälle als ein Troddel oder Jemand, der sehr unklare Begriffe von dem hat, was er that, als er eine Ehe einging.

Digitized by Google

In Ibsens die „Frau vom Meere" überläßt der Ehemann es seiner Frau, die einen anderen liebt oder zu lieben glaubt, in „Freiheit zu wählen" „und unter eigener Verantwortung" zwischen ihm selbst und dem fremden Seemanne.

Ob Ibsen wohl daran gedacht hat, daß der Mann innerhalb der Ehe seine Frau gar nicht wählen lassen kann?! Es ist ein Vertragsbruch. Die Ehe ist ein Vertrag, den Mann und Weib verantwortlich und frei unterzeichnen. Erst muß der Vertrag aufgelöst sein, dann kannst Du einen andren schließen; erst muß die Ehe aufgelöst sein, dann erst hätte — unter wahrhaft vernünftigen Menschen — nicht der Mann, sondern der Staat das Recht, die Frau vor eine Wahl zu stellen, bezüglich die Frau hat selbst das Recht.

Ibsen stellt meistens seine ethisch-dramatischen Fragen etwas schief. Und stets kommt an einer Stelle dann auch infolge der schiefen theoretischen Fragestellung eine psychologische und poetische Ungeschicklichkeit zum Vorschein. Die „Frau vom Meere", die bisher mit dämonischem Zauber dem fremden Seemanne verfallen schien, sagt, nachdem ihr Mann ihr erklärt: „Jetzt kannst Du in Freiheit wählen. Und unter eigener Verantwortung, Ellida." Ellida (faßt sich an den Kopf und blickt vor sich hin, gegen Wangel gerichtet): „In Freiheit und unter Verantwortung! Auch unter Verantwortung? — hierin liegt — eine Kraft der Umwandlung!"

Selten hat wohl ein Dichter eine sittliche Theorie so nackt und ungeschickt „durch des Löwen Hals" zum Vorschein gebracht wie in diesem „hierin liegt — eine Kraft der Umwandlung".

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Ich finde die Idee an sich, daß der dämonische Liebeszauber gebrochen ist in dem Augenblicke, da die Frau sich durch ihren eignen Mann vor eine freie Wahl gestellt sieht, von großer poetischer Schönheit. Aber es ist mehr die Schönheit des Märchens, mehr die Schönheit eines märchenhaften sittlichen Begriffes, wie denn das ganze Drama die Sage von den Meermännern und Meerfrauen ins modern Rationalistische übersetzt. Höchst ungeschickt aber ist die Ausführung der Ibsenschen Idee durch das Wort: „Hierin — liegt eine Kraft der Umwandlung". Das ist kein unmittelbarer Seelenlaut, das ist die Absicht des Dichters höchst trocken und unpoetisch der Frau in den Mund gelegt, derart, daß wir eine Notwendigkeit dieser Umwandlung weit weniger einsehen, als wenn das Wort gar nicht dastünde. In der That, wieso in einem weiblichen Gemüte, das einem dunklen Liebeszauber verfallen ist, ohne Weiteres der Zauber gebrochen ist, da es vor die freie Wahl gestellt wird, das wäre weiblicher Art nach nur zu erklären, wenn der ganze Liebeszauber nur eine Caprice, die Grille eines spannenlangen Weibersinnes war.

Aber nun kommt das poetische Dilemma. Die weibliche Caprice — man verzeihe das Fremdwort, es giebt hier keine Verdeutschung — wird zwar die Umwandlung psychologisch erklären; aber wäre es eine dichterische Möglichkeit, jene hohe sittliche Idee Ibsens an eine Grille anzuknüpfen? Sicher würde dann dasselbe Mißverhältnis herrschen, das in „Nora" und „Rosmersholm" herrscht, daß die Enge der wirklichen psychologischen Verhältnisse, die der Dichter schildert, die Weite der sittlichen Idee wie in spanische Stiefeln zwingt. Ist es aber keine Grille, ist der Liebeszauber ein ehrlicher, wahrhaftiger Zauber, nicht nur einer, der bloß so thut, als wenn er ein Zauber wäre, dann gehörte noch etwas mehr dazu den Zauber zu besiegen, als die Aufstellung eines abstrakten Freiheitsbegriffes nach eigener Wahl.

In der That: es ist kein ganz ehrlicher, richtiger Zauber, der hier wirkt. Es ist diesmal ein gut Stück Theaterzauber, d. h. künstlich erzeugte Spannung in dem Ibsenschen Verfahren. Während es nämlich schon vom dritten Aufzug ab eigentlich gar nicht mehr zweifelhaft ist, daß Ellidas Gemüt schon längst für ihren Ehemann sich entschieden hat, muß doch fortwährend der Zweifel künstlich erzeugt werden, ob Ellida sich nun für den Seemann oder den Ehmann entscheiden wird. Es geschieht, indem Ellida selbst ungewiß ist, was sie thun wird, aber diese Ungewißheit wirkt mehr wie künstliche Grille, denn wie eine psychologisch notwendige Ungewißheit. Dadurch verliert aber der geheimnisvolle Zauber, der von dem Meermann ausgeht, viel von seiner dämonischen Glaubwürdigkeit; bald meint man, die Frau hat sich wohl nur an ihm „versehen", wie die Schwangeren sich oft am Häßlichen versehen, und damit ist die Frage von der Liebe in Freiheit und der freien Liebeswahl zwischen zwei Männern abermals verschoben, kurz, die Logik der dramatischen Vorgänge ist nicht so zwingend als es dramatische Pflicht wäre. Man schwankt zwischen einer märchenhaften und arg rationalistischen Stimmung; ich gestehe, wenn der Finnlappe mit den Fischaugen, der Meermann auch einen richtigen Fischschwanz hätte, er würde mir dämonischer und glaubwürdiger zugleich erscheinen.

Es ist mir bei wiederholtem Lesen, als habe bei diesem ebenso tief wie poetisch angelegten Werke dem Dichter mehrfach die ausgestaltende Kraft versagt. Ich finde die Gestalt des fremden Seemannes zu unbestimmt gezeichnet, seine Worte zu absichtlich gespensterhaft; ich finde auch, daß der Seelenkampf der Frau zwischen den beiden Männern unglaubwürdig ist. Es fehlt das Wort der Leidenschaft, der Naturlaut des Affekts; Worte wie „Nein, nein — töten Sie ihn nicht! Töten Sie dann lieber mich" sind zu verbrauchte Redensarten, daß man innerlich überzeugt würde von einer wirklichen Leidenschaft. Ibsens Methode, die Leidenschaft zu lakonisieren, versagt hier notwendig.

In der Anlage des Ganzen ist ein tendenziöser Überschuß, der aus jener theologischen Ansicht Ibsens sich ergiebt. Das ganze Motiv von der Freigebung der Frau durch den Mann ist im Grunde überflüssig und der Dichter hat merkwürdiger Weise sehr dafür gesorgt, diese Überflüssigkeit fühlbar zu machen.

Das Kind, welches Ellida von ihrem Ehemanne gebar, hatte die Augen des fremden Mannes, jene geheimnisvollen Meeraugen, oder ins Rationalistische

Digitized by Google

übersetzt, die Augen des mongolischen Finnlappen. Das Kind starb. Ellida aber versagt sich im richtigen Instinkt ferner ihrem Manne. Die Frau hat sich augenscheinlich in Gedanken „versehen"; der Dichter führt uns ganz in die geheimnisvolle Werkstatt des Unbewußten. Nun, wir glauben, daß gegenüber den Mächten dieses Unbewußten jenes Motiv das ausschlaggebende ist, welches der Dichter in den Worten einführte: „Es ist Dir jetzt ein neues Wirklichkeitsbild entgegengetreten. Und das stellt das alte in den Schatten — so daß Du es nicht mehr sehen kannst. Und es stellt auch Deine kranken Vorstellungen in den Schatten. Deshalb ist es gut, daß die Wirklichkeit gekommen ist."

Wir glauben, daß es viel tiefer aus der Kenntnis weiblichen Gemütes, weiblicher Zustände geschöpft ist, daß einfach das wirkliche Erscheinen des fremden Mannes das Erinnerungsbild in Schatten stellt und die Frau kuriert, als wenn die abstrakte Frage der freien Selbstbestimmung noch obendrein aufgeworfen wird. Diese Frage — glaube ich — lockt bei den geheimnisvollen Mächten, die im „Inneren der Natur" walten, sozusagen „keinen Hund vom Ofen". Aber wohl wird eine krankhafte Verstimmung des körperlich-geistigen Organismus, welche einer Gewissensregung entspang und sich im Erinnerungsbilde an den fremden Mann lokalisierte, durch das Erscheinen des wirklichen Mannes zu heilen sein nach den unberechenbaren Stimmungen, welche das weibliche Wesen geheimnisvoll beherrschen. Entweder wird das Weib empfinden: der ist ja gar nicht derjenige, welcher — welchen ich mir eingebildet hatte und sie weiß im selben Augenblicke, daß sie zu dem Anderen gehört; oder er ist derjenige, welcher, und dann wird sie die Ehe brechen und mit ihm durchgehen und sie wird uns natürlicher und weiblicher erscheinen dadurch, als wenn — sie Ibsens Theorien von der selbstherrlichen freien Selbstbestimmung zu Tode reiten muß. Der Mann aber hat das gute Recht von der Frau zu verlangen, daß sie ihre Leidenschaft niederkämpft wie jede Frau von ihrem Manne das Gleiche fordern darf und soll. Und in diesem Kampfe ist auch Heldentum, ist höherer Menschenadel, als in der freien Selbstbestimmung zur Leidenschaft. —

Vielleicht irre ich in jener Auffassung Ibsens. Ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß auch dieses Drama, wie „Nora" und „Rosmersholm", mich in ein großes Dilemma versetzt hat, das ich sonst bei Werken der Dichtung nicht erlebe. Seltsam! statt eines runden, gesunden Genusses ist die Folge des Werkes der Trieb allerhand Spitzfindigkeiten aufzustellen. Wie spitzfindig ist der Dichter, wenn Wangel zu seiner Frau sagt: „Dein Zug nach ihm hin — diesem fremden Manne — das war der Ausdruck für ein erwachendes und wachsendes Verlangen nach Freiheit in Dir!" Also eine psychologische Allegorie?! Aber wir wollen in einer Dichtung nicht um die Ecke sehen. Es ist arg unpoetisch. Es schielt, es ist fischäugig. Denken wir ein wenig über jene Spitzfindigkeiten nach. Um es zu können im rechten Sinne müssen wir Ibsens Werk lesen. Wir werden es trotz der Spitzfindigkeiten nicht bereuen. Es ist ein „echter Ibsen". Das Werk eines seltenen Geistes und bedeutenden Dichters. Vielleicht das innerlich Vollendetste, welches der Art dieses Geistes entsprang und aus seiner Art heraus verstanden und beurteilt von einer geheimnisvollen Wirkung. Man versuche nur nicht es nachzuahmen; man halte auch nicht für sonderlich „modern", was im Gegenteile eine verschollene Theologie ist, eine protestantische Theologie, der die „Person" Alles gilt und die Gesellschaft, das immanente Gesetz der Gemeinde so gut wie Nichts. Ob nun gleich wir Deutschen weidlich über unseren Hegel zetern, ich glaube, ganz Deutschland ist innerlich dermaßen verhegelt, daß es Ibsen immer nur halb verstehen wird. Und das ist im Grunde gar nicht so schlimm.

Wolfgang Kirchbach.

## Hellenisch,

die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft.

Von Aug. Boltz. Leipzig. 1888.

Man ist von A. Boltz gewohnt, daß, wo er seine fleißige Feder ansetzt, es zum Preise des Hellenismus und der Hellenen geschieht, auch das ist nicht selten, daß er sich dabei in Überschwänglichkeit ergeht, und weniger der kühlen Überlegung als dem warmen Gefühl huldigt. Wir können nicht umhin auch diesmal ihn des Überschwangs zu zeihen, und zwar eines solchen, der sich nicht in Einzelheiten, sondern in dem Grundgedanken zu erkennen giebt, das ihm schiefliegende Volapük durch Griechisch verdrängen und dieses zwar nicht auf den sprachlichen Welthron, aber doch auf den der ziemlich zahlreichen Gelehrtenzünfte setzen zu wollen. Man braucht kein Verehrer des Volapük und seiner Orgien zu sein, um den Gedanken des Herrn Verfassers seltsam zu finden. Erst und vor allem müßten sich die Griechen (Neugriechen) ihre bisherige Lautschrift ab- und die moderne — modern nennen wir um der Kürze willen, die bei den romanischen Völkern und den Englischen, auch in Deutschland stetig an Raum gewinnende, gewöhnlich aber unrichtig „Antiqua" genannte Schrift — also diese müßten sie sich angewöhnen, wenn sie zum Wettbewerb in die Arena treten wollten. Glaubt nun freilich Jemand, der Sieg des Volapük als Weltsprache sei entschieden, so wäre eine Meldung zum Wettstreite ferner überflüssig, aber so weit, wie die Bacchanten des Volapük es frohlockend verkünden, sind wir noch nicht, und es wird keine Sünde gegen den Zeitgeist sein, den Glauben zu bekennen, daß wir auch in nächster Zukunft, d. h. bis in einigen Jahrhunderten nicht so weit kommen werden. Bekennen wollen wir aber zugleich, daß wir den Gedanken an eine Weltsprache, sofern darunter eine den brieflichen Verkehr erleichternde Sprache — also immerhin eine Weltsprache in dieser Beschränkung — verstanden wird, nicht für so barbarisch und kulturmörderisch halten, als die überwiegende Zahl der Sprachforscher und Sprachphilosophen,

Digitized by Google

welche in der Sprache (nicht mit Unrecht) die schönste Errungenschaft des Menschengeistes überhaupt und das ureigenste Gepräge jeder einzelnen Nationalität, das lauterste und sauberste Zeugnis unseres Menschentums und unserer Menschenwürde sehen, und jeden Versuch, an Stelle dieses naturgemäßen Geisteserzeugnisses — sit venia dicto — ein künstliches Ersatzmittel zu setzen, verwünschen. Sollten die Volapükisten dies wirklich beabsichtigen und glauben, bewerkstelligen zu können, so müßten sich freilich „alle Guten" in geschlossener Phalanx um jene Sprachforscher scharen und ihnen ihre heilige Sache verteidigen helfen. Aber wir glauben nicht, daß jene es wollen und noch viel weniger, daß sie es können.

Man schafft die Sprachen so wenig aus der Welt als den Geist, weil beides eingeborene Notwendigkeiten der Menschennatur sind. Nun aber läßt sich fragen: Soll die Sprache als Verkehrsmittel nicht auch vereinfacht und Jedermann bequem gemacht werden können? Wie die Erfindung der Dampfkraft und der Elektrizität die früheren schwerfälligeren und kostbareren Verkehrs- (d. h. Bewegungs- und Beförderungs-) mittel abgethan oder beschränkt hat, so könnte und sollte eine allgemeine einheitliche Verkehrssprache, wenn sie einmal erfunden ist, die bunte Musterkarte jetzt vorhandener abthun. Wir wollen, vom gegnerischen Standpunkte aus, das zweite Glied dieser Parallele, das „Beschränken", nicht weiter ausspinnen etwa in folgender Beweisführung:

Trotz Eisenbahn und Dampfschiff wird aber immer noch im Wagen und im Nachen gefahren, trotz Fernschrift und Fernsprecher werden immer noch Briefe befördert, also werden auch trotz und neben dem Volapük die bisherigen Sprachen fortbestehen — wir wollen, obschon die Analogie beweisend scheinen könnte, von diesem Schluß darum keinen Gebrauch machen, weil wir das vom Geist geschaffene nicht auf die gleiche Linie stellen wollen mit den Kräften der Materie, aber betonen wollen wir um so mehr, daß die Sprache nicht bloß Verkehrsmittel (im gewerblichen und kaufmännischen Sinne) sondern noch etwas viel höheres und edleres ist, unter anderem eine ästhetische, künstlerische Macht ersten Ranges. Man halte Umschau in den schriftlichen Kundgebungen der Kulturvölker: Noch Niemand hat zu läugnen gewagt, daß die Kunstwerke, welche die Sprache geschaffen hat, das höchste und edelste sind im Tempel der Menschheit und zwar darum, weil nur die Sprache alles und jedes, was in der Menschenbrust lebt und webt, auch das Geheimste, kaum Bewußte, Schlummernde, unmittelbar darzustellen vermag. Wir zweifeln nicht, daß schwärmerische Volapükisten ihrer Leibsprache dieselbe Fähigkeit auch zusprechen werden, wie sie ja auch behaupten, daß sie sich äußerlich, d. h. optisch und akustisch, ganz gut anlasse.

Niemand glaubt es, denn dazu fehlt ihr eines, und zwar eine Hauptsache: der Charakter. Sie ist ein willkürlicher, bloß nach dem Gesetz der Bequemlichkeit zusammengestoppelter Mischling und das ist kein Charakter, wenn darunter ein eigentümliches Gepräge verstanden wird. Sie darf das sein, ohne sich zu schämen, sobald sie bescheiden bleibt und ihre Ansprüche nicht höher erhebt, als eine schriftliche Verkehrssprache sein zu wollen (auch eine mündlichen, wenn es die Umstände fordern) — als schön darf sie sich nicht ausgeben wollen, so wenig als dies die heutige Telegraphensprache thut, die sich ja mit ihren massenhaften Auslassungen und grauenhaften Wortkoppelungen aus den Verkehrsverhältnissen (diesmal Sparsamkeitsrücksichten) kaum gebildet hat. In dieser Beschränkung darf man das Volapük ruhig gewähren lassen, ihm sogar — warum nicht? Glück wünschen, aber dieses Glück ist auch in weiter, sehr weiter Ferne, und mit einer Fußschelle behaftet, die es nicht näher kommen läßt und von der es kein Sprach-Gabelsberger oder Sprach-Stolze erlösen wird. Wir meinen den eigentlichen Körper der Sprache, den Wortschatz. Die Werkmittel und Verrichtungen desselben (will sagen: das ganze Werkzeug der Formen, der Biegung, Ableitung und Zusammensetzung) sind der Vereinfachung fähig, das hat der Erfinder des Volapük seinerseits bewiesen und geleistet, aber die „Wand, die schnöde Wand" der Worte hat noch kein Volapükist eingestoßen und wird auch keiner einstoßen, solange es Begriffe giebt, und diese durch Wörter bezeichnet werden. Neben dem Maß von Zeit und Kraft, welches zur Aneignung des Wortschatzes einer Sprache erfordert wird, nimmt sich das zur Einprägung der Formen- und Satzlehre erforderliche ziemlich bescheiden aus (wenn es sich nicht um volle geistige Beherrschung des ganzen Sprachgewebes, wie in seine feinsten Fasern hinein, sondern um praktische Anwendung der Sprache zu gleichfalls praktischen Zwecken handelt), besonders wo geflissentlich auf eine Minderheit solcher Formen ausgegangen wird. Keiner von den großen Hellenisten des 16. und 17. Jahrhunderts, die doch in den abgelegensten Winkeln des großen griechischen Sprachgebäudes besser zu Hause waren, als in ihrer Muttersprache, hat den griechischen Wortschatz vollkommen beherrscht, kein moderner Engländer, der doch wahrhaftig mit dem Formenwerk seiner Sprache bald fertig ist, ist des englischen Sprachschatzes voll und ganz Meister. Fährt einmal — obschon wir dies für unmöglich halten, ein genialer Lichtblitz durch ein Menschenhirn, der den Wortschatz überflüssig macht oder grandios vereinfacht, dann wird dieses Volapük — oder wie es dann heißen mag — allein vollkommen sein; bis dorthin aber wird man immer wieder mit Recht fragen dürfen: Warum soll, wenn durchaus eine Weltsprache vorhanden sein soll, nicht das Englische diese Rolle spielen? Wegen der nationalen Eifersucht, können wir antworten, und diese Antwort hat bis zu einem gewissen Grade und wohl noch auf lange Zeit hinaus, Recht. Wenn aber einmal ein weittragender Gedanke, der zuletzt der Gesamtheit des Menschengeschlechts zu gute kommt, sich Bahn bricht, dann wird er auch sicher den Bann und Widerstand der Nationalität sprengen. Jedenfalls und damit kommen wir wieder auf unseren eigentlichen Gegenstand zurück — ist das Neugriechische

Digitized by Google

am allerwenigsten geeignet, die Rolle einer Gelehrtensprache der Zukunft zu übernehmen, nicht bloß und noch weniger hauptsächlich um seiner Schriftzeichen, sondern noch vielmehr um seiner Formschwierigkeiten willen; es hat nur die eine Empfehlung für sich, nämlich die, daß es als Erbstück von den alten Griechen her, als neutrale Sprache gelten kann, welche zu keiner Eifersucht Veranlassung geben könnte, vor dem Lateinischen ferner den Vorzug, daß es auch die Unzahl moderner Begriffe in seinen Sprachschatz aufgenommen hat. Aber eine besondre und neue Gelehrtensprache (mit Beseitigung des Latein) zu denken, scheint uns eine Unlogik, solange zwei Drittheile der Gelehrtenwelt, nämlich sämtliche Nicht-Sprachgelehrten, von Latein und vollends von Griechisch entweder nichts, oder nicht mehr viel verstehen. Oder rechnet vielleicht Herr B. die Naturforscher, die in unserem Jahrhundert an der Spitze der Zivilisation und Weltbeglückung marschieren, nicht zu den Gelehrten? Dann hat er aber die öffentliche Meinung, „die Stimme des Jahrhunderts" nicht für sich. Eine neue Gelehrtensprache wäre ein Rückschritt, und wenn je einmal eine neue Weltsprache in Umlauf kommt, so wird sie auch die Sprache der Gelehrten sein müssen. Die Mehrzahl der Naturforscher — und es geht crescendo — betrachten jetzt schon das Griechische für Überfluß und Luxus in ihrem gelehrten Handwerkszeug, und sie würden sich höchlich dafür bedanken, wenn ihnen dafür oder dazu das Neugriechisch sollte aufgedrungen werden. Der Gedanke des Herrn B. ist also von vornherein ein totgeborenes Kind. Immerhin könnte es anregen zu einer näheren Bekanntschaft mit der neugriechischen Sprache, könnte Liebe und Eifer dafür wecken, wenn es — etwas anders, d. h. besser angelegt wäre. Die, welche altgriechisch verstehen, d. h. also diejenigen, für welche das Buch ausschließlich geschrieben ist, sind solche Lehrbücher gewohnt, welche nach irgend einem System gearbeitet sind, ein solches läßt sich auch bei aller Kürze aufstellen und durchführen — sie werden also eigentümlich und zwar nicht besonders angenutet werden von einem Buche, welches das wenige, was es an Grammatik bietet, ohne allen Zusammenhang, ohne Übersichtlichkeit aufstapelt und infolgedessen manchmal geradezu unverständlich wird. Es giebt auch eine verständliche Kürze; Herr B. scheint diese nicht für nachahmenswert zu halten. Was dann folgt, der bei weitem größere Teil des Buches, sind Übersetzungen ins Neugriechische mit daneben stehendem (meist deutschem, aber auch russischem, französischem und englischem) Original, Prosa und poetische Stücke, die Übersetzung von verschiedenen Verfassern, auch von Herrn B. angefertigt; ob und welche besonderen Gesichtspunkte bei der Wahl der Originalien leitend gewesen sind, vermögen wir nicht anzugeben. Die Kategorien (Überschriften) weisen 1. wissenschaftlichen Stil, 2. Diplomatisches, 3. Reisen, 4. schöne Litteratur auf, dann folgen „hellenische Originaltexte mit danebenstehender deutscher Übersetzung", die Originalien sind teils der Hochsprache, teils der Volkssprache entnommen. Augenscheinlich wollte der Verfasser durch alle diese den verschiedensten Schriftgattungen entnommenen Beispiele die Fähigkeit des Neugriechischen, alle Beziehungen des Lebens und alle Seiten der Wissenschaft zum Ausdruck bringen. Es befinden sich darunter höchst interessante und charakteristische Proben, überhaupt, als „neugriechische Anthologie" kann man sich das Buch nicht bloß gefallen lassen, sondern mit Genuß lesen, nur — entspricht es dem Titel nicht.

Basel. J. Mähly.

## Litterarische Neuigkeiten.

**„Für Herz und Haus".** Briefe an deutsche Frauen von Marie Schramm-Macdonald (Verlag von L. Ehlermann, Dresden 1889). Das vorstehend genannte Buch ist als ein schätzenswerter Beitrag zur deutschen Litteratur vorzugsweise allen deutschen Frauen und Jungfrauen warm zu empfehlen, denn es vereinigt in sich in wohlthuender, harmonischer Weise Herz und Verstand. Mit Recht erklärt die ebenso warm fühlende, wie klar denkende Verfasserin in der Einleitung ihrer Schrift, daß die echte Lebensweisheit zumeist darin besteht, „das Leben geduldig zu nehmen, wie es ist, im übrigen aber Alles zu thun, was in menschlichem Vermögen steht, um sich die Tage, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht, durch Kleinmut und thatenloses Murren nicht noch zu verschlimmern. Wohl dem, der das Gleichgewicht der Seele, wenn es einmal ins Schwanken geraten, thatkräftig rasch sich wieder zu erobern vermag!" Das Buch ist in Briefform geschrieben und enthält im ganzen 32 Briefe, welche an Frauen und Jungfrauen Deutschlands gerichtet sind und bald in ernstem, bald in heiterem Tone als eine „Frucht reicher Lebenserfahrung" weise Ratschläge, Ermahnungen und Aufheiterungen darbieten. Gleich der erste Brief, welcher über „wahre und Schein-Wohlthätigkeit" handelt, weist u. a. darauf hin, daß am Weihnachtsfeste, dem Feste der Liebe und Versöhnung, von mancher Seite armen Leuten sogenannte Wohlthaten erwiesen werden, daß aber diese Wohlthäter und Wohlthäterinnen ihre Liebesthaten nicht in aller Stille und mit warmem, aufrichtigem Herzen ausüben, sondern nur um damit zu prahlen und großzuthun. Nicht selten sind diese Weihnachtsgeschenke für arme Leute sogar noch ziemlich wertlos, und doch will man dafür Dank einernten. Mit Recht sagt deshalb die Verfasserin in letzterer Beziehung: „Den Dank eines von äußeren Verhältnissen bedrückten Mitmenschen muß man nur dann allenfalls einernten wollen, wenn man eine wirkliche und keine Schein-Wohlthat erwiesen hat." Als besonders beachtenswert möchten wir diejenigen Briefe bezeichnen, welche folgende Überschriften tragen: „Echte Sparsamkeit", „Permanenzschwätzer", „Das Musizieren in Gesellschaften", „Berufswechsel", „Billiges, aber schlechtes Wirtschaften", „Des Mannes Würde sei der Frau heilig", „Muß denn immer in ein Modebad gereist sein?" und „Wem's im Herzen warm ist, der braucht weder den Winter des Jahres, noch den des Lebens zu fürchten." Als Permanenzschwätzer bezeichnet Frau Schramm-Macdonald jene Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, denen es Bedürfnis ist, in einem fort zu sprechen, und denen die Gabe abgeht, auch einmal ruhig mit anzuhören, was ein anderer zu sagen hat. Solche Schwätzer sind allerdings wahre Nervenlöter und die Verfasserin gesteht zu, daß die Frauen ein weitaus größeres Kontingent zu dieser Sorte von Menschen stellen, als die Männer. Das in Rede stehende Buch verdient es, daß es in manchem deutschen Hause, wo deutsche Frauen züchtig walten, ein nicht ungern gesehener Gast ist.

Rud. Döhn.

**Eine Weihnachtsgabe von Gustav Legerlotz.** Der Gymnasialdirektor Dr. Gustav Legerlotz in Salzwedel, der uns 1886 mit einem stattlichen Bande Dichtungen und

Digitized by Google

Nachdichtungen unter dem bezeichnenden Titel „Aus guten Stunden" beschenkte, hat bei Otto Spamer in Leipzig neuerdings eine Auswahl Robert Burnsscher Gedichte in deutscher Sprache erscheinen lassen, die es nun auch weiteren Kreisen ermöglichen wird, sich mit den Poesieen des Natursängers und Volksdichters Burns eingehender bekannt zu machen. Und wenn wir damals von den Legerlotzschen Nachdichtungen preisen mußten, daß sie auf der Goldwage feinster Sprachempfindung abgewogen und wie mit einem Diamantmeisel aufs allergewissenhafteste ausgeteilt seien, so fehlt es uns diesmal fast an einer Steigerung des Ausdrucks, um der staunenswerten Übersetzungskunst dieses berufenen aller uns bekannten Nachdichter das gebührende Lob zu erteilen. In Legerlotz vereinigt sich der trefflich geschulte Philologe, dem der feinste Spürsinn für die auch versteckteste Sprucheigentümlichkeiten zu teil wurde, mit dem empfindungstiefen Dichter, der nicht nur eine ungewöhnliche Gestaltungskraft, sondern auch ein scharfes Ohr für die Klangfarbe des sprachlichen Ausdrucks besitzt. Mit welcher Liebe hat er sich der schwierigen Aufgabe hingegeben, den nach der formalen Seite hin sprödesten aller Sänger in unser geliebtes Deutsch an übertragen! Wir glauben es dem hochverdienten Nachdichter, daß, wie er in seiner „Einführung" bemerkt, es ihm seit seiner Jünglingszeit stets ein unabweisliches Herzensbedürfnis gewesen sei, fremde Dichtungen, die ihn besonders anmuteten, durch eigene Nachdichtung seinem unmittelbaren Empfinden noch näher zu bringen, und daß weniges von diesen Übersetzungen hinter dem Studiertisch, fast alles in den lauschigen Winkeln eines selbstgeschaffenen Klostergartens oder im freien Schweifen durch Wiese, Feld und Wald entstanden sei. „Hinter dem Pfluge, vom würzigen Brodem der glockerten Erde angehaucht und von Lerchenjubel umschmettert, hat der Jüngling Burns, auf einsamen Gängen an den hauchigen Ufern des Tweed der Mann, viele seiner schönsten Lieder geschaffen; ich möchte glauben" — ruft der Übersetzer aus — „daß dieser genius loci meinem Werke etwas zu gute gekommen sei." — Die Lieder des Schotten sind in einer Mischung von schriftmäßigem Hochdeutsch mit Wörtern und Formen oberdeutscher Volksmundarten wiedergegeben. Wir halten diese Wahl für die allein richtige; das Werk wird so im Norden und Süden unseres großen Vaterlandes nicht nur bequem verstanden, sondern auch hinsichtlich der Meisterschaft, mit der es alle formalen Schwierigkeiten scheinbar spielend überwindet, vollauf gewürdigt werden. Die Bedenken, die sich gegen einen plattdeutschen Burns hätten geltend machen lassen, hat der Verfasser in seiner Einleitung, wie ich denke, überzeugend dargelegt. Wir hoffen, daß dieser deutsche Burns seinen Weg in das deutsche Familienhaus finden und auch in die Hände der Jugend, die englische Sprachstudien treibt, gelangen wird. Eltern, welche dieses Werk zusammen mit einem Original-Burns der Tauchnitz-Ausgabe ihren Söhnen oder Töchtern schenken, werden diesen einen ganz besonderen Genuß erschließen. Es muß auf Jeden, dessen Sprachgefühl durch das widerliche Mischdeutsch der Zeitungen und Fabrikromane gemartert oder abgestumpft ist, einen eigentümlichen Reiz ausüben, an einem so vortrefflichen Beispiele einmal wieder zu erfahren, welche Anpassungsfähigkeit und großartige Ausdrucksfülle unserer edlen Muttersprache innewohnt. Für uns wenigstens sind diese Legerlotzschen Nachdichtungen des großen Schotten ein wahrer Gesundbrunnen gewesen, auf dem wir die frohe Hoffnung geschöpft haben, daß die deutsche, so überaus reiche, biegsame und gestaltungskräftige Sprache endlich das unwürdige Joch völlig abschütteln wird, das ihr verrannte oder liederliche Sprachsudler noch immer auferlegen möchten.

G. von Amyntor.

Adolf Sterns „Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung" liegt nunmehr vollendet und abgeschlossen vor (Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung, 1888). Zum Unterschied von ähnlichen Werken, wie z. B. Scherrs bekannter „Geschichte der Weltlitteratur", welche den einschlägigen Wissensstoff nach Ländern und Völkern geordnet vorträgt, geht Stern von der Auffassung der Weltlitteratur als eines Ganzen aus, das in fortwährender, dauernder Wechselwirkung steht. Demgemäß finden wir uns in seinem Werke einer Reihe von Essays gegenüber, welche unter dem Titel allgemeinerer geistiger Strömungen und Richtungen Gesichtspunkte für eine gemeinsame Würdigung der litterarischen Erscheinungen bei den verschiedenen Völkern ergeben. Es ist als ein großer Fortschritt des allgemeinen geistigen Bedürfnisses zu bezeichnen, wenn eine derartige Anforderung auch an eine populärere Litteraturgeschichte gestellt und von ihr erfüllt wird, wenn man den Zusammenhang der litterarischen Erscheinungen nicht allein in der Einheit der Sprache eines Volkes sieht, sondern aus dem allgemeinen Verkehr der Geister bei den Völkern wechselseitige Befruchtung erkennen lernt und so nicht nur ein Konversationslexikon von Namen, Büchertiteln und litterarischen Kunstausdrücken, sondern ein Bild des Ineinanderwirkens der geistigen Mächte gewinnt. Wir haben an dieser Stelle mit dem Verfasser nicht im Einzelnen zu rechten, wie weit seine Darstellung in die Tiefen menschlichen Kulturlebens und seiner wechselwirkenden Ausgestaltung durch die dichterische Kunst hineingreift, ein Werk, das solches zu leisten verspräche für die gesamte Weltlitteratur, wäre nicht von einem Einzelnen zu leisten; aber daß überhaupt hier einmal für größere Kreise ein musterhaft geschriebenes Werk vorliegt, welches das Bewußtsein, daß die Litteraturen der Völker einen geistigen Zusammenhang haben, im größten Umfange bewährt und darnach das Material ordnet und vorträgt, ist ein Gewinn. Adolf Stern bringt au seinem Werke vor Allem eine klare und bestimmte Einsicht in das Wesen des Dichterischen mit; er ist frei von jenem ästhetischen Dilettantismus, der sich nie darüber klar wird, inwiefern Poetisches und Rednerisches unterschieden sind, ein Dilettantismus, der leider vielen deutschen Litteraturgeschichten anhaftet. Und von jenem Standpunkte einer sicheren und ruhigen ästhetischen Einsicht aus ist eine wohlthuende Parteilosigkeit gewonnen, welche mit stillem Gerechtigkeitssinn, selbst da, wo persönliche Sympathie nicht stattfindet, der geschichtlichen Bedeutung jeder wichtigen Erscheinung gerecht wird. Die sachliche und klare Sprache, die ruhig-sichere Stilführung geben dem Werke einen Charakter innerer Abrundung. Wir empfehlen es allen Freunden der Litteratur angelegentlich; man wird nach dem Lesen desselben größere Klarheit über das Wesen der litterarischen Bewegungen bei den Völkern gewonnen haben, man wird eine umfassendere Einsicht in den Zusammenhang des allgemeinen Geisteslebens sein eigen nennen.

Der Indépendant Littéraire (Revue hebdomadaire, Paris, Herausgeber: Alb. Geres) eröffnet in seinem letzten Hefte eine neue Abteilung: „Sur le terrain", in welchem die mit dem geistigen Standpunkt der Zeitschrift im Widerspruch stehenden Erscheinungen der Zeit bekämpft werden sollen. In richtiger Erkenntnis seiner Aufgabe will das Blatt nicht nur litterarische und philosophische Stoffe behandeln, sondern auch alle solchen hervorragenden Tagesfragen in sein Bereich ziehen, welche die jeweilige geistige Bewegung erzeugen. Das Blatt beabsichtigt als Vertreter des gesunden Menschenverstandes gegen alle jenen „modernen Extravaganzen" zu Felde zu ziehen, deren gerade das heutige Frankreich so zahlreiche zeitigt. Das erste Scharmützel wendet sich gegen Renan, der, obwohl er jenes hundertköpfige Idol, den Fortschritt, allaeit in schreienden Farben auf seinem Wappenschild prangen läßt, gelegentlich einer Unterredung mit einem Mitarbeiter des „Matin" unter die Kasuisten gegangen zu sein scheint. Renan spielt sich in dieser Unterredung als Anwalt des öffentlichen Gewissens aus: „Wir schmachten nach Religion, uns sind alle religiösen Gefühle abhanden gekommen!" deklamiert Renan, er, der einst in seiner „Vie de Jésus" das Christum als eine lächerliche Erfindung hinstellte, er, der den Haß gegen die Gottheit wieder und wieder gepredigt hat und der endlich in der „Abesse de Jouarre" die Religion der physischen Genußsucht verkündet. — Diese Beurteilung eines öffentlichen Charakters, als welcher M. Renan in der französischen litterarischen Welt gilt, ist zur rechten Zeit geschrieben und wird ihre Wirkung auf manchea noch nicht ganz von den nationalen Gloireegefühlen verschlungene Gemüt nicht verfehlen. Der Artikel, ans der Feder von Jean-Paul Clarens, ist getragen von einem hohen Sittlichkeitsgefühl und trifft fast immer ins Schwarze. v. S.

Digitized by Google

Verlag von
**Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske) in Oppeln.**

## Geschichte
des
**französischen Romans im XVII. Jahrhundert**
von
Dr. H. Körting.
2 Bände elegant gebunden 16 Mark.

## Voltaire's
**Leben und Werke**
von
**Dr. Rich. Mahrenholtz.**
2 Teile elegant gebunden in 1 Band 10 Mark.

## Real-Encyclopaedie
des
**französischen Staats- und Gesellschaftslebens**
von
**H. J. Heller.**
Preis elegant gebunden 12 Mark.

## Grundzüge
der
**staatlichen und geistigen Entwickelung der Europäischen Völker**
von
**Dr. Rich. Mahrenholtz und Dr. A. Wünsche.**
Preis elegant gebunden 10 Mark

**Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.**

**Abonnenten-Sammler**
jedes Standes und in allen Städten für eine Zeitschrift gesucht. Gefl. Adressen unter M. Z. 58 an die Exp. d. Bl.

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**
Soeben erschien:
## Für Herz und Haus.
Briefe für deutsche Frauen
von
**Marie Schramm-Macdonald.**
In eleg. Umschlag 3 ℳ. In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.
In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.
**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

## Deutsche Dichtung.
**Herausgeber:**
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstatte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Aus dem Inhalt der ersten vier Halbmonats-Hefte, resp. der beiden ersten Monats-Hefte des laufenden V. Bandes seien hervorgehoben:

**Im Lago d'Averno.** Novelle von Hermann Lingg.

**Zu spät!** Novelle von Otto Roquette.

**Alkibiades.** Drama in fünf Akten von Eduard von Bauernfeld.

**Weltuntergang.** Volksschauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

**Die kleine Ohnsorg.** Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse.

**Ungedruckte Briefe und Gedichte** von Theodor Storm und Ernst Moritz Arndt.

**Gedichte, Essays und sonstige kleinere Beiträge** von Adolf Wilbrandt, A. Friger, Robert Hamerling, Ludwig Geiger, Betty Paoli, Paul Heyse, Karl Emil Franzoz u. v. a.

**Kleine Aufsätze und Recensionen. — Litterarische Notizen. — Zeichnungen** von Adolf Menzel. — **Porträts und Autographen** von Theodor Storm und Adolf Menzel.

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

**Dresden**, November 1888.

**L. Ehlermann.**

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Passler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 5. Januar 1889. Nr. 2.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Gustav Karpeles: „Lessing in Rom." — Karl Blind: „Urältestes Germanen-Volk." (Fortsetzung.) — E. Brausewetter: „Zolas neuester Roman." — Detlev Freiherr von Liliencron: „Moderne Stoffe." — Alfred Friedmann: „Ein ungarischer Essayist." — Traugott Pech: „Zur czechischen Encyklopädik." — Xanthippus: „Nachträgliches zu Eichendorff." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Lessing in Rom.

Von Gustav Karpeles.

Nicht eine Schilderung von Lessings Aufenthalt in Rom, wie anregend und belehrend eine solche auch sein möchte, will ich hier geben, sondern nur ein kurzes Ereignis, einen kleinen Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung, der vielleicht nicht ohne Interesse ist, um so mehr, als sämtliche Lebenschilderer des Dichters, von Danzel-Guhrauer bis auf Stahr (auch in den neuesten Auflagen), dieses kleine Ereignis unbeachtet gelassen haben.

Es gewährt ja dem sinnenden Geiste ein eigentümliches Vergnügen, sich in Vermutungen zu ergehen, die Bezug haben auf seine Lieblingshelden oder seine Lieblingsdichter. Gern malen wir uns aus, wie unser Held sich in dieser oder jener Lage bewährt hätte, und nicht minder gern versuchen wir uns in dem Gedankenspiel, unsern Lieblingsdichter an irgend einen Ort oder an irgend eine Stelle zu versetzen, um uns dann auszumalen, welche Folgen diese Lage für sein Leben und Schaffen gehabt hätte. Der strenge Litteraturforscher mag ein solches Spiel verdammen, aber es bleibt darum doch nicht ohne Wert für die Kenntnis eines Dichters und für seine geschichtliche Würdigung. Der Gedanke: Lessing in Rom, hat aber noch ein ganz besonderes Interesse: gern denken wir uns den einzigen Mann inmitten all der künstlerischen Herrlichkeit der alten und mittelalterlichen Welt in der sonnenhellen, ewigen Stadt, viel lieber als unter den bestaubten Bücherhaufen der alten Bücherei in dem kleinen, winterlich eingeschneiten Wolfenbüttel.

Lessing selbst hegte bekanntlich in jungen Jahren auch diesen Plan mit Vorliebe. Schon Ende des Sommers 1768 beschäftigte ihn die Idee einer italienischen Reise sehr angelegentlich; ja schon in Breslau erheiterte ihm diese Aussicht manche Stunde. Am 24. September 1768 zeigte er seinem Bruder Karl diesen Entschluß bereits als fertig und unwiderruflich an: er will alle seine Bücher und Sachen verkaufen und geraden Weges nach Rom gehen. Und an Nicolai schreibt er vier Tage später: „Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich das Jahr nicht für 700 Reichsthaler leben, aber in Rom für 300 Reichsthaler. Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr dort zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland. . . . . ."

Und endlich an Ramler schreibt Lessing am 6. November: „Ich denke nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem anderen Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über 20 Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" —

Ja selbst die deutschen Zeitungen beschäftigten sich schon mit Lessings Romreise damals sehr angelegentlich. Die Spenersche, die Casseler und die Frankfurter Zeitung wollten bestimmt wissen: Lessing

Digitized by Google

ginge nach Italien, um die Stelle des kurz vorher in Triest ermordeten Winckelmann als päbstlicher Bibliothekar einzunehmen. Über diese Nachricht war Lessing sehr erzürnt, so daß er an Ebert nach Braunschweig schrieb: „Ich will nach Italien, um da zu lernen, und hämische Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkommt, zu lehren." Sieben Jahre später, am 22. September 1775 war Lessing bekanntlich in Rom, und wir sind jetzt in der glücklichen Lage, uns aus seinem Tagebuche seinen dortigen Aufenthalt ziemlich genau wiederherstellen zu können. Freilich, das Tagebuch enthält nur kurze, dürftige Notizen über die Ergebnisse seiner italienischen Reise; über ihre mächtigen Eindrücke hat Lessing leider nichts niedergeschrieben. Seine Thätigkeit nach der Rückkehr aus Italien bis zu seinem Tode lag in einer ganz andern, in einer fast ausschließlich litterargeschichtlichen und theologischen Richtung. Allein der Gedanke, der sich Jedem, der den Laokoon gelesen und bewundert hat, unwillkürlich aufdrängt, der Gedanke, von welcher Bedeutung ein längerer oder gar dauernder Aufenthalt in Rom für Lessings Kenntnis der alten wie der modernen Kunst gewesen, und wie sein Schaffen dadurch in ganz neue Bahnen gelenkt worden wäre, dieser Gedanke läßt sich nicht mehr abweisen, sobald er einmal aufgekommen ist. Daß er aber aufkommen mußte, dafür legen die öffentlichen und Freundes-Stimmen ein beredtes Zeugnis ab, die jedesmal auftauchten, so oft die Rede von einer Reise Lessings nach Rom ging.

Daß dabei der Name Joachim Winckelmanns immer mit genannt wurde, mochte Lessing wohl ärgern, aber es war doch ziemlich selbstverständlich. „Wissen Sie, was mich ärgert?" schrieb er einmal an seinen Freund Ebert, „Daß alle, denen ich sage: ich reise nach Rom, sogleich auf Winckelmann verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin." In der That, Lessing wollte nicht in den Fußstapfen eines anderen, wenn auch noch so bedeutenden Mannes, einhergehen; seine Bewunderer aber wußten, nachdem einmal Winckelmann durch ein trauriges Schicksal dahingerafft war, keinen würdigeren Mann an dessen Stelle in Rom, als eben Lessing.

Ein Zeugnis dafür ist nun auch der Brief, von dem ich eigentlich hier sprechen will. Es ist dies ein Schreiben des Dichter-Malers Friedrich Müller, unter dem Namen „Maler Müller" in der deutschen Litteratur wohlbekannt, welches dieser am 8. Mai 1806, also mehr als 25 Jahre nach Lessings Tode, an einen Freund in Deutschland gerichtet hat. Ich habe schon bemerkt, daß keiner der Lebensbeschreiber Lessings dieses Briefes erwähnt, und auch der vortreffliche Biograph Müllers, Bernhard Seuffert, erwähnt wohl kurz den Brief, aber das Vorkommnis nicht, von dem hier die Rede sein soll. Der Brief selbst wurde im „Morgenblatt", Jahrgang 1820 No. 48. 50 zuerst veröffentlicht, und erst viel später erfuhr man, daß derselbe an Ludwig Tieck, den Müller ein Jahr vorher in Rom kennen gelernt hatte, und mit dem er seither in eifrigem Briefwechsel blieb, gerichtet war. Der Brief ist später in Vergessenheit geraten, sonst hätten ihn Guhrauer und Stahr wohl benutzt, denn er enthält manches Merkwürdige über die Beziehungen Lessings zu Maler Müller, die aus dem Winter 1777 sich herschreiben, aus der Zeit, da Lessing in Mannheim weilte, um an der Errichtung eines Nationaltheaters teilzunehmen. Dort und in Heidelberg verkehrte er viel mit Müller, und die Freundschaft beider wurde eine so innige, daß nach Lessings Rückgang nach Wolfenbüttel ein freundschaftlicher Briefwechsel zwischen ihnen die Verbindung noch längere Zeit aufrecht erhielt. Die Mitteilungen Müllers über Lessing sind daher wohl durchaus begründet und authentisch, und es hätte nicht erst eines sichern Zeugen bedurft, als welchen Müller den Hof-Kammerrat Schwan in Heidelberg aufruft, um die Wahrheit seiner Behauptungen zu bekunden. Hören wir nun, was Maler Müller in diesem längst vergessenen Schriftstück mitteilt:

„Lessing versicherte damals mir verschiedene Male aufs feierlichste, sowohl in Mannheim, als in Heidelberg, daß er die letzte Epoche seines Lebens gewiß mit mir, sei es in Italien oder sonstwo, beschließen wolle. Später nachher reiste ich — dieser Würdige war bereits schon unverrichteter Sache nach seiner Heimat wieder zurückgekehrt — nach Rom ab. In dem ersten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes schrieb ich verschiedene Male an diesen Edeln, allein, da die Briefe durch einen falschen Kanal gingen (durch den Rat Reiffenstein; dieser bot sich hierzu mir selbst an, und ich vermutete nicht, daß seine Niedrigkeit so tief reichen könnte, solche mir zu unterschlagen!), so gelangte keiner an Ort und Stelle. Später erst kam ein Schreiben von diesem Vortrefflichen bei mir an, wo ich aus seinen Klagen über mein gänzliches Stillschweigen den mir bisher gespielten Betrug erst entdeckte. Diese so lange Epistel war in einer düsteren Stimmung verfaßt, woraus, wie ich nachher erst deutlich einsah, Spuren von seiner nahen Auflösung, beim schnellen Auffliegen und Niedersinken seines Geistes, wie die Flamme an einem erlöschenden Dochte, sich annehmen ließen. Manches von seinen damaligen Lebensumständen teilte er mir mit, besonders, daß er mit dem Pastor Göze in Hamburg in einen theologischen Streit verwickelt sei, der ihn zwinge, wider Willen krumme Furchen zu ziehen u. s. w. und mehreres Andere, dessen ich mich jetzt nicht genau mehr entsinne, indem dieses Schreiben mit so manchem, für mich nicht weniger Interessantem bei der Ausplünderung meiner Zimmer, womit ich nach meiner Verbannung von Rom in der ephemerischen römischen Republik heimgesucht worden, verloren gegangen. Lessing meinte, daß die gegenwärtige Verfassung des Christentums kein halbes Säculum mehr dauern könne und darum es vernünftig gethan sei, einen so morschen Bau abzutragen, damit solcher beim Einsturz nicht zuviel ruiniere. Von solchen Betrachtungen ging er plötzlich zu Klagen über seine mißlichen Gesundheitszustände über, weil seine Lage ihm nicht

Digitized by Google

erlaube, einen Entschluß zu fassen, wie er wünsche, er würde sonst nach Paris reisen, um das französische Völkchen recht bei der Quelle kennen zu lernen. Ich antwortete ihm und bat ihn, sein längst gegebenes Versprechen ihm vor Augen stellend, Frankreich und die Polemik auf die Seite zu setzen, und sich sobald als möglich auf den Weg nach Rom zu machen, um hier die für Deutschland immer noch unbesetzte Stelle von Winckelmann würdig einzunehmen. Diese Aufforderung, die ich meinen vorhergehenden Schreiben immer beifügte, war, wie ich zu spät erst begriff, die Ursache, warum solche unterschlagen wurden, denn Reiffenstein ließ sich bedünken, daß er diese Stelle durch seine Person hinlänglich genug besetzt habe (eine Idee, die mir ebenso wenig, als den Mond mit den Händen zu fassen, beifallen konnte!). Dieses Schreiben richtete ich, um es sicherer in Lessings Hände gelangen zu lassen, an den berühmten Schauspieler Schröder, den Lessing mir in Deutschland schon genannt hatte, mit dem Beifügen, daß, wenn ich von Italien etwas in Druck zu geben einst Lust tragen würde, das Manuskript dann nur an diesen seinen Freund nach Hamburg übersenden sollte, worauf er selbst dann weiter für einen Verleger dafür sorgen wolle. Leider erhielt ich auf Solches keine Antwort; lange war die Zeit verstrichen, in der solche hätte anlangen können. Mehrere Monate flossen mir so unter Warten und Hoffen hin. Ich faßte den Entschluß, von neuem zu schreiben und den Brief an meinen alten Freund, den Herrn Hof-Kammerrat Schwan nach Mannheim zu richten, damit der ihn sicher weiter übermache, weil mir unbewußt war, ob Lessing sich wirklich damals noch in Wolfenbüttel befinde, indem in dessen Schreiben die Anzeige des Ortes mangelte, auch der Herrliche mir in Mannheim selbst versichert hatte, daß er nur wenige Jahre weiter die Bibliothekarstelle dort zu bekleiden gedenke, als eines Abends, es war gerade im Frühjahr, ich beim Spaziergange in der Villa Negroni, die damals ihres alten Schmuckes und ihrer antiken Statuen, womit Sixtus V. sie bereichert hatte, noch nicht beraubt war, den berühmten dänischen Gelehrten Zoega begegnete welcher mir die traurige Zeitung von Lessings Tode mitteilte. So sehr jenes Schreiben mich hätte hierauf vorbereiten können, so war dennoch bis dahin auch kein Gedanke an solche Ansicht mir beigefallen; auch wollte ich dieser Nachricht nicht sogleich Glauben beimessen, bis ich durch überwiegende Gründe mich dazu genötigt fand. Nun stürzte das Gewicht des Schmerzes auf einmal über mich; mir war, als spränge in demselben Augenblick der Erdball unter meinen Füßen und lasse in seine Eingeweide mich versinken."

Soweit das Thatsächliche in dem Briefe Müllers über seine Beziehungen zu Lessing und über seine Bemühungen, diesen für Rom zu gewinnen. Wie sich Müller benommen, als er den Tod Lessings erfuhr, was er gesagt und gethan, mag man in jenem, trotz seiner ungelenken Schreibart doch so interessanten und geistvollen Briefe nachlesen; für uns ist der Schluß dieses Schreibens, ebenso wie die daran sich schließende schwärmerische Ode auf Lessings Tod ohne weitere Bedeutung, da es uns nur darum zu thun war, einen kleinen Beitrag zur Lebensgeschichte Lessings zu bieten. Denn wer vermag zu entscheiden, wie sich die Lage Lessings gestaltet hätte, wenn die Briefe Müllers wirklich in seine Hand gelangt wären und ihn vielleicht doch bewogen hätten, nach Rom zu gehen? Man sage nicht, daß Maler Müllers Einfluß nicht bedeutend und gewichtig gewesen sei. Wenn man die Verhandlungen über Lessings Berufung als Dramaturg an das Nationaltheater nach Mannheim liest und dabei die eifrige Thätigkeit in Erwägung zieht, welche Maler Müller aus diesem Anlasse entwickelt hat, so wird man wohl zu dem Glauben gelangen, daß es dem Dichter-Maler vielleicht doch auch gelungen wäre, Lessing nach Rom zu bringen.

Daß der gothaische Hofrat Johann Friedrich Reiffenstein diesen Plan mit Eifer hintertrieb, erscheint nach allem, was wir über diesen Mann wissen, wohl glaublich. Reiffenstein war 1762 als Begleiter eines Grafen Lynar nach Rom gekommen und wurde dort nach dem Tode Winckelmanns der angesehenste Fremdenführer für alle Deutschen. Der Herzog von Gotha gab ihm ein Gehalt von 400 Scudi, und der Kaiser von Rußland von 500 Zechinen. Aber die deutschen Künstler in Rom waren, ebenso wie Maler Müller, nicht gut auf ihn zu sprechen; Heinrich Meyer, Goethes Freund, führt als Grund dafür an: „Da eine Menge wichtiger Bestellungen von Kunst-Produkten nach dem Auslande durch ihn besorgt wurde, und er bei deren Verteilung vielleicht manchmal die besten Freunde am besten bedacht hatte, so erhoben diejenigen, die sich zurückgesetzt glaubten, heftige Klagen, ja einige haßten ihn recht bitterlich." Es soll übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Hofrat Reiffenstein Lessing ebenso wie Goethe während seiner Anwesenheit in Rom sehr freundlich aufgenommen und herumgeführt hat. Er war ein kenntnis- und einflussreicher Mann in Rom, und während er, wie wir aus einem Briefe Scheffners an Herder aus dem Jahre 1767 entnehmen, gerade damals gern nach Preußen zurückgekehrt wäre („er hat an den König geschrieben und erhält keine Antwort; ja wenn er für 200 Reichsthaler dienen oder ein lustiger Franzose werden könnte! Er bleibt also in Italien, wo er ein Fremdling ist, und Preußen muß auch ihn entbehren!"), fühlte er sich später in Rom doch sehr wohl; er hatte sich ein Vermögen und zwei Häuser in Rom und Frascati erworben und hegte nun wohl nicht mehr den Wunsch, nach Preußen zurückzukehren! Es ist also kein Wunder, daß damals schon der Gedanke, Lessing in Rom zu wissen, ihn zu dem häßlichen Entschluß brachte, die Briefe Müllers an Lessing einfach zu unterschlagen, damit in diesem ja nicht etwa der Gedanke, nach Rom zu übersiedeln, je zur Reife gelange.

Digitized by Google

## Urältestes Germanen-Volk.

### Neue Forschungen zur Völkerkunde.

Von Karl Blind.

Die Skythen-Saken: Die Urväter der Germanen. Von Johannes Freßl. München: J. Lindauersche Buchhandlung.
The Goths. By Henry Bradley. London: T. Fischer Unwin.

III.

„Ins graue Altertum," schreibt Johannes Freßl im Eingange seines Werkes, „verlieren sich die Skythen. Zu einer Zeit, wo in Europa kaum noch die Kultur begann, durchstürmten sie bereits Asien von jenseit des Imaus bis an das Mittelmeer und zu den Ägyptiern, mit welchen sie um das Alter stritten. Später finden wir sie vom Pontus in Europa durch Vorder- und Binnen-Asien bis nach Indien, wie in einem großen Halbringe, hinter den Weltreichen der Baktrer, Meder, Persen, Makedonen, Parther und Römer. Zahlreiche Abkömmlinge gingen von ihnen aus, wie die eben genannten Parther, zum Teile die Baktrer, die Chorasmier, Sogdianer, Drangianer, i. e. Sakastaner, Margianer u. s. w. Sie gründeten und zerstörten Reiche. Unerschöpflich waren sie an immer frischen Kriegerscharen, so lange ihr Name klang. Parther, Meder, Persen, Baktrer, Griechen, Römer und sogar Chinesen wurden von ihnen aufs Haupt geschlagen. Aber nicht bloß im Kriege glänzten sie; ihre Edelsten hatten auch den Drang nach Weisheit. Sie besuchten das damals an Kunst und Wissenschaft hervorragende Griechenland, und ein Abaris und Anacharsis werden nicht als die Geringsten selbst unter griechischen Weisen genannt. Wer waren nun diese Skythen?"

Eine Menge Gelehrter haben sich mit der Frage beschäftigt — von Hugo Grotius und Schilter an bis zu Adelung, Ritter, Niebuhr, Klaproth, Böckh, Schafarik, Lindner, Alexander von Humboldt, Zeuß, Diefenbach, Jakob Grimm, Müllenhoff, Kiepert, Penker und Cuno, um nur allgemeiner bekannte Namen zu nennen. Die Einen erklärten die Skythen für Arier, die Anderen für Mongolen! Die sich für das Arier-tum der Skythen aussprachen, glaubten Litauer — welche immerhin den Germanen am nächsten stehen — oder Slaven in ihnen zu erkennen. Johannes Freßl stellt sie unbedingt „unter die große germanische Sippe."

Die gleiche Ansicht ist schon früher verfochten worden. Der heutzutage selbst in seinem Geburtslande fast vergessene Pinkerton, auf den ich seit Jahren wiederholt auch gegenüber englischen Gelehrten aufmerksam zu machen für nötig fand, hat schon vor bald hundert Jahren, in seiner Abhandlung „Über den Ursprung und die Entwickelung der Skythen oder Gothen," ganz im Einklange mit den alten Quellen, die thrakischen Geten, die Gothen und Skythen als stammverwandt, als gleichbedeutend nachgewiesen. Da und dort verfällt Pinkerton in einen unbedeutenden Irrtum über Nebensächliches. Seine Schrift im Ganzen, gleichwie seine „Untersuchung über die Geschichte Schottlands", in welcher ebenfalls der große Skythen-Zug von Asien bis Skandinavien und bis nach Schottland hinein ausgeführt ist, war eine grundlegende Arbeit von durchschlagender Bedeutung.

In Anbetracht der mancherlei Forschungen über diese Sache mag es billig Wunder nehmen, daß ein junger, sonst trefflicher englischer Gelehrter, wie Heinrich Bradley, in seinem heuer erschienenen Buche über „Die Gothen" den Blick vor diesen Ergebnissen verschließt. Geten und Gothen sind ihm immer noch ganz verschiedene Völker; und so fällt denn in seinem, einfach volksfaßlich geschriebenen Werke ein großer geschichtlicher Hintergrund ganz aus. Hr. Bradley hat auf germanistischem Gebiete manches Verdienstliche geleistet. Man kann daher nur hoffen, daß er jenen Forschungen in Zukunft tiefere Berücksichtigung zu Teil werden läßt.

In einer, auf vorhergegangene Untersuchungen gegründeten Abhandlung („Der Ursprung der germanischen Race") von Dr. Adolf Douai, in welcher die uralten Völkerwanderungen in und von Asien her nach Europa geschildert werden sollen, war vor mehr als zweiundzwanzig Jahren (in der März-Ausgabe der „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte", 1866) gesagt worden:

„Der Reihe nach kamen die Züge wie folgt: zuerst die Parsen (Alt-Perser) mit ihren Stammgenossen, den Baktrern, Medern, Susianern — zusammen Zend-Völker genannt, welche das Tafelland zwischen Elbrus, Hindu-kuh, Soliman-Gebirge und dem persischen Scheide-Gebirge füllten. Der Zeitpunkt ist auf etwa 2500 v. Chr. zu setzen. Ihnen folgten, etwa um 2000, die Helleno-Italer, welche, am Nordabhange des Elbrus entlang ziehend, die Länder südlich vom Kaukasus erreichten und dort einige Jahrhunderte gewohnt zu haben scheinen, ehe sie über den Nordrand Kleinasiens oder zu Schiffe über das Schwarze Meer die griechische und italische Halbinsel erreichten. Den von ihnen leer gelassenen Platz nahmen nun die Germanen ein, welche sich im Verlauf des nächsten Jahrtausends*) (zwischen 1500 und 500 v. Chr.) zu beiden Seiten des Kaukasus vom Aral-See bis zur Donau, ja, von dieser am Schwarzen Meere abwärts bis nach Thrazien ausbreiteten. Damals führten sie den Namen Skythen, d. h. Schützen, waren ein Reitervolk, welches die Steppen am Schwarzen und Kaspischen Meere dünn besiedelte und Ackerbau nur an bewässerten Stellen der Steppe trieb. Ihnen nördlich wohnten damals die Sarmaten, mit welchem Gesamtnamen die Hellenen den slavischen und litthauischen Stamm bezeichneten."

Die hier aufgestellte Zahlenberechnung mag unerörtert bleiben. Dergleichen entzieht sich, meiner Ansicht nach, jeder Möglichkeit der Berechnung. Andererseits darf darauf hingewiesen werden, daß — wie ich im „Magazin" und anderwärts öfters ausgeführt habe — Griechenland schon vor der hellenischen Zeit großenteils von thrakischen, d. h. germanischen Stämmen erfüllt gewesen war. Klassische Zeugnisse liegen genug dafür vor. Erkannten doch selbst ägyptische Priester an, daß das thrakische

*) „Jahrhunderts" im Text; offenbar ein Druckfehler.

Digitized by Google

Phryger-Volk das älteste in ihrer Nachbarschaft sei — älter als die Ägypter selbst.

Für die germanische Erklärung des Namens der Skythen als „Schützen" stimmt die von Herodot (IV, 9, 10) gemeldete Stammessage derselben so vortrefflich, daß diese Stelle allein schon entscheidend sein dürfte. Von den drei Söhnen des Gottes der Kraft — so wurde erzählt — war Skyth der Einzige, der den zurückgelassenen Bogen desselben zu spannen vermochte. Der Bestimmung des göttlichen Stammvaters gemäß, durfte daher Skyth allein im Lande bleiben und Herrschaft üben. Jeden an der Ableitung des Wortes „Skyth" etwa erhobenen Zweifel thut Johannes Freßl sprachlich aufs Schlagendste ab.

Zu den von ihm gelieferten Beweisen möchte ich noch weiter bemerken, daß die von dem Gesetze der Lautverschiebung hergenommenen Bedenken schon deswegen nicht stichhaltig sind, weil dies Gesetz schon in alter Zeit bei Völkern, welche auf weiter räumlicher Ausdehnung wohnen, vielfach durchbrochen erscheint. Es ist ja in unserer Schriftsprache oder in unseren Mundarten ebensowenig von gußeiserner Festigkeit. Bereits in grauer Vorzeit werden die Phryger zugleich Bryger, Briger und Bryker genannt. Getische Thraker heißen Gauden. Ein den Troern anscheinend verwandter Stamm heißt: Droer u. s. w. Die thrakischen Lyker und die germanischen Lyger wird man wohl ebenfalls zusammenstellen dürfen.

Ich erwähne dies gleich hier, weil noch andere, von dem Verfasser des vorliegenden Buches gegebene Beweise auf dem Sprachgebiete des Skythentums doppelt stark erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß schon im hohen Altertume weder die Mitlaute noch die Selbstlaute unter den einzelnen Zweigen eines Volksstammes ein unbedingtes Gesetz einhalten. Geten, Gauden, Guttonen, Guten, Gothen — in späterer Zeit Geaten und Gauten; Myser, Moiser; Thraker, Threker, Threïker u. s. w. mögen den oben angeführten Beispielen des Phryger- oder Bryker-Namens zur Seite gestellt werden.

Zahlreiche, von ältester Zeit an in allen Teilen der Welt beglaubigte Hin- und Herwanderungen von Volksstämmen, häufige Durchmischungen in Folge von Kriegen u. dgl. m. haben die bedingungslose Festsetzung eines ungebrochenen Lautgesetzes stets verhindert. Eine Regel giebt es wohl, aber auch zahlreiche Ausnahmen. Nur ein starrer, dem gewöhnlichen Laufe der Welt keine Rechnung tragender Gelehrtensinn kann sich dagegen verblenden. Aus der Geschichte aber wissen wir zur Genüge, wie Skythen und Thraken auf weiten Länderstrecken hin- und herfluteten und wie für sie unsere jetzige, unverständig scharfe Scheidung zwischen Europa und Asien gar nicht vorhanden war. Den Katzensprung über die Meerenge machten thrakische Völker oft genug hin und her. Wie mag sich da in der Sprache so Manches regelwidrig gestaltet haben!

Jener Buchstabendienerei und Kleinmeisterei gegenüber, welche nirgends einen Zusammenhang gelten lassen will, wo das Gesetz der Lautverschiebung nicht unbeschränkt angewandt werden kann, habe ich, bei Erörterung der thrakischen Sprach-Überbleibsel und ihrer Erklärung aus germanischen Wurzeln, schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß in ältester Zeit zwei Lautstufen für dasselbe Wort mehrfach nachweisbar sind. Grimm, auf den so oft falsch Bezug genommen wird, giebt solche Möglichkeit bei ost-deutschen Stämmen, von denen einige weiter westlich vorgedrungen waren, klar zu. Desgleichen Dietrich in seinem Werkchen über die Aussprache des Gothischen. Johannes Freßl, welcher darauf hinweist, sagt richtig:

„Kann aber das im Grunde für den Forscher befremdend sein? Bilden sich denn sprachliche Gesetze über Nacht? Braucht ein Sprachgesetz, bis es vollkommen zur Herrschaft kommt, nicht Tausende von Jahren, und liegt darin nicht zugleich der unumstößliche Beweis, daß einer allgemeinen Verbreitung desselben lange zuvor einzelne Versuche vorausgehen und sich so lange wiederholen und vervielfältigen, bis sie eben selbst Gesetzeskraft erlangen? Haben wir, um ein hervorragendes Beispiel des langsamen Schreitens der Sprache zu erweisen, nicht noch heute in unserer baiwarischen Mundart Vokal- und Konsonanten-Verhältnisse, welche, indem sie weit über die alt-hochdeutsche Periode hinaufreichen, bereits Tausende von Jahren zählen? . . . Nicht alle gothischen Stämme standen auf der gleichen Stufe des Konsonantismus, wie die des Ulfila — wie auch nicht alle in der Vokalisation dem auffallenden Jotacismus, welcher in unserer gothischen Sprache herrscht, huldigten. Auf diese Weise konnte also bei dem einen Stamme der Gothen recht gut eine Verschiebung wie im Alt-Hochdeutschen sich zeigen, welche der andere noch nicht gebrauchte."

Dasselbe gilt von Thraken und Skythen; und das hat man sich bei dem Versuche der Erklärung ihrer Sprachtrümmer stets vor Augen zu halten. Mancher scheinbare Stein des Anstoßes wird leicht gehoben, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Lautstufen, welche bei uns erst spät überschritten wurden, schon bei einzelnen thrakischen und skythischen Stämmen der Vorzeit überschritten worden waren. Von welchem besonderen Stamme jener Völker aber ein auf uns gekommenes Wort herrührte — ob, so zu sagen, von einem hoch- oder nieder-thrakischen, hoch- oder nieder-skythischen: das läßt sich heute nicht mehr ergründen.

## IV.

Alle Anerkennung verdient des Verfassers Bemühung, mit dem lebendigen Born deutscher Mundarten die scheinbar tot daliegenden, abgerissenen Zweiglein urzeitlicher germanischer Sprache wieder zum Grünen und Blühen zu bringen.

Man macht heutzutage eine so thöricht strenge Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutsch, ohne auch nur daran zu denken, daß der bis hoch nach Süden hinauf, und durch Mittel-Deutschland hindurch sich ziehende fränkische Stamm mit seiner Mundart das Mittelglied zwischen Nieder- und Ober-Deutsch bildet. Man vergißt, daß die dumpfe Aussprache der Selbstlaute bei dem bayrischen und

Digitized by Google

österreichischen Volke, die Nachwirkung herulisch-rugischer Ahnenschaft von der Ostsee her ist, wo ja einst auch die Schwaben saßen — weshalb die Ostsee bei Römern und Griechen ehedem das „Schwäbische Meer" hieß. Wenn solche Nachwirkungen noch jetzt, nach fast zwei Jahrtausenden, erkennbar sind, so daß der Bayer und Österreicher in diesem Betreff dem Pommer, dem Mecklenburger, ja, dem Skandinaven nahe steht: wie sollte uns da eine deutsche Mundart nicht noch heute gelegentlich ein Licht über thrakische oder skythische Sprach-Gewohnheiten aufstecken können?

V.

Skythische Götter-, Personen-, Stammes-, Fluß- und Gebirgsnamen, nebst einer Reihe anderer Wörter, werden in diesem Werke in stets gründlich gelehrter, oft sinnreicher Weise germanisch aufzulösen gesucht. Mag auch Dies oder Jenes dem Zweifel unterworfen bleiben oder bestritten werden können, Niemand, der den Ausführungen genau folgt, wird sich dem Eindrucke entziehen können, daß der Verfasser im Großen und Ganzen auf dem richtigen Wege ist. Das beste Verfahren in diesen Fragen dünkt mir stets das zu sein, daß man die sicheren oder nahezu sicheren Ergebnisse hauptsächlich betont, das weniger sichere und kaum mit Bestimmtheit mehr Nachzuweisende aber lediglich als Möglichkeit, als Vermutung giebt, da ja der Gegner sich nur allzugern an die schwächeren Glieder einer Beweisführung hängt, um die Kette zu zerreißen.

Eine der trefflichsten Darlegungen ist die über den Skoloter-Namen der Skythen.

So hießen sie sich selbst. Nun berichtet Herodot in einem, in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Abschnitte, daß die Skythen erzählen: es sei einst, zur Zeit ihrer Urväter, eine goldene Schale vom Himmel gefallen, welche unter einem Fürstengeschlechte dreier Brüder dem Jüngsten zufiel. Bei Annäherung der beiden älteren Brüder habe sich nämlich das Gefäß in brennendes Gold verwandelt und darum von ihnen nicht ergriffen werden können. Der Jüngste, bei dessen Herantreten die Glut erlosch, sei dadurch zum Gebieter über Alle bezeichnet worden. Die Griechen — sagt Herodot weiter — erzählen: Herakles, welcher mit einer Schlangen-Jungfrau die drei Vorväter der Skythen zeugte, habe einen Bogen und einen Gürtel, an dessen Schnalle eine goldene Schale hing, im Lande zurückgelassen. Der Jüngste der Brüder aber, Skyth, habe allein den Bogen zu spannen verstanden. Ihm fiel daher die Herrschaft zu; und „von der Schale, welche ihm geworden, tragen die Skythen noch heute Becher an ihren Gürteln." (IV, 10.)

Die Trinkschale heißt bei den germanischen Völkern seit alter Zeit: scala, skâla, skâl; in deutschen Mundarten: Schol, Schol'n. Die Schalenträger, die (Be-) Schalten oder die Beschalten, die Skoloten, nannten sich also — wie Freßl erklärt — die Skythen. Denn, wie Herodot bedeutsam hinzusetzt, dies „Skolot"-Wort ist der Beiname jedes ihrer Könige. Was kann schlagender sein? Hier hat der Verfasser in der That die goldene Regenbogenschüssel gefunden, welche sich bisher jeder Berührung entzog.

„Wahrlich," schreibt er weiter, „es wäre nicht zu verwundern, wenn der Altertumskundige, sobald er die griechischen Texte Herodots nur noch eingehender mit den Thatsachen seiner Funde vergliche, auf indirektem Wege dem Sprachkundigen, obwohl dieser direkt zu Werke geht, in der Deutung skythischer Worte den Rang abliefe."

Nun, hat man nicht in süd-russischen Skythen-Gräbern Bildnisse mit Bechern am Gürtel gefunden? Stimmt da nicht Alles aufs Haar?

Es sei hier gestattet, zu erwähnen, daß mir vor einigen Jahren, bei Entdeckung jener Bildnisse, sofort die Stelle bei Herodot in die Erinnerung trat. Ferner, daß ich bei Besprechung thrakischer Sprach-Überbleibsel die augenscheinlich germanische Abstammung von skythischen Namen wie Agathyrs, Idanthyrs, Gnur, Spargapis und Spargapith (ebenfalls zweierlei Lautstufen!) u. A. betonte. Der Spargapis-Name ist offenbar vom Speer hergenommen — so gut wie die englischen Namen Shakspere, Brakspere. Er kommt sowohl bei den Massa-Geten, als bei den skythischen Agathyrsen vor. Der thrakische Name Spartak(os) oder Sparadok(os), d. i. Spartacus, ist ein ebensolcher germanischer Speername.

Gleich den Tyri-Geten, die man wohl als Tyr-verehrende Geten erklären kann, bilden die Massa-Geten ein Verbindungsglied zwischen den den Römern bekannten Deutschen und den Skythen. Bei Strabon erscheinen denn auch die Massa-Geten neben den germanischen Bastarnen und den Deutschen. Wieder aber hören wir von Herodot, daß dies massagetische Volk, „von welchem Einige sagten, es sei skythisch" (I, 201), und welches damals hinten in Asien wohnte, an Tracht, Bewaffnung und Lebensweise den Skythen glich (I, 215).

So ist die Übergangslinie von den Deutschen, durch die thrakischen Geten, Tyri-Geten und Massa-Geten hindurch, zu den Skythen auch hier wieder bestätigt.

Die Skythen-Sage von dem brennenden Gold, in welches sich die Schale bei der Annäherung der nicht zur Herrschaft Erkorenen verwandelte, klingt ächt germanisch märenhaft, oder auch Beowulfisch. In demselben Abschnitte lesen wir bei Herodot: „Die Skythen sagen, man könne in die hoch nördlich von ihnen gelegenen Länder nicht eindringen, weil die Erde und die Luft dort voll von Federn seien, welche den Ausblick verhindern." Er erklärt nachher, die Federn bedeuteten den Schnee.

Ist es nun nicht merkwürdig, daß im deutschen Märchen von Frau Holle die von ihr ausgeschütteten Bettfedern den Schnee bedeuten, und daß in manchen Gegenden Deutschlands der Ausdruck: „Frau Holle macht ihr Bett," noch heute so viel meint, wie: es schneit? (Grimms Märchen, 24.)

Ja, bis nach Schottland hin, dessen Pikten- oder Pechten-Volk als aus Skythien — d. h. in diesem Falle aus Skandinavien — eingewandert bezeichnet wird, heißt der Schnee heute noch bei der Menge:

Digitized by Google

„old wives' feathers"; richtiger wohl geschrieben: „Old Wife's feathers". Warum aber „alte Frau"? Die Antwort liegt in jenem, von Grimm aufgezeichneten Märchen. Dort ist Frau Holle, die ursprünglich jungfräuliche Liebes-, Wasser- und Sonnengöttin Freia-Holda, welche als Wettermacherin gedacht wird und zugleich eine Göttin der Häuslichkeit ist, schon zu einer „alten Frau" geworden. Es paßt ganz zu dem schottischen Ausdruck.

Werfen wir nun wieder einen Blick in Herodot (IV, 59), so finden wir bezeichnender Weise, daß das die Frauen so hochschätzende Skythen-Volk, welches den Schnee als Federn bezeichnete, an der Spitze seiner Herrscher des Himmels und der Erde eine weibliche Göttergestalt verehrte, die die Häuslichkeit und das Herdfeuer versinnbildlichte. Herodot vergleicht sie mit der Histiê oder Hestia, d. h. Vesta. Das war die griechische und römische Göttin der Häuslichkeit, deren Altar da stand, wo die Familie im Hause gewöhnlich beisammen war, und wo auch einst das Bett des Familienvaters stand. Ihr loderte das ewige Feuer. Haben wir da nicht in der skythischen Vesta unsere Freia, deren Berchta-Namen vom Brennen, von der Feuerglut, abgeleitet ist, und die in dieser Gestalt noch ganz besonders auf den Herd, auf die Häuslichkeit Bezug hat?

Noch merkwürdiger fährt Herodot so fort: „Nächst jener Göttin der Häuslichkeit, welche von ihnen am meisten verehrt wurde, opferten die Skythen dem Zeus, wobei sie glauben: die Erde sei die Gemahlin des Zeus." Haben wir da nicht unseren germanischen Allvater (Odin), dessen erste Gemahlin die Erde (Görd) war? (Jüngere Edda; „Gylfi's Verblendung", 9.) Die anderen, von Herodot genannten skythischen Haupt-Gottheiten ließen sich leicht mit Balder, oder mit Freyr, dem Sonnengotte (Apollo), mit Frigg (Aphrodite Urania), Thor (Herakles), Tyr (Ares) und Niörd (Poseidon) zusammenstellen.

„Bildnisse, Altäre und Tempel" — schreibt Herodot — „sind die Skythen nicht gewohnt, zu errichten — ausgenommen von dem Kriegsgotte. Bei ihm sind sie es gewohnt." Diese Abwesenheit oder Seltenheit geschlossener Heiligtümer erinnert wieder an germanische Urzeit.

Ich habe obige Punkte hervorgehoben, weil auch sie gewiß die Grundansicht des Verfassers dieses Werkes stützen. Man mag über die sprachliche Erklärung der überlieferten skythischen Götternamen streiten. In der Sache ergiebt sich ein merkwürdiges Zusammentreffen mit nord-germanischer Asen-Lehre.

(Fortsetzung folgt.)

## Zolas neuester Roman.

Le rêve. (Der Traum.)

Deutsche Ausgabe von Alfred Ruhemann. Berlin. S. Fischer.

Zola wollte nach seiner eigenen Erklärung ein Buch schreiben, das man unbedenklich jungen Mädchen in die Hand geben könne. Zola ist aber ein finsterer Pessimist. Überall, wo das Leben wogt und pocht, sieht er nur Versumpfung und Verderbtheit. Die Sinnlichkeit ist ihm die Allbeherrscherin der Menschen. Da gabs denn nur ein Mittel, er mußte ein Wesen darstellen, das durch Erziehung und Umgebung in eine Art Traumleben geführt wird, das die Welt und ihre Schlechtigkeit nicht kennt und im Wunderglauben seinen Charakter läutert. Er stellte den Sieg der Demut und Entsagung über die Leidenschaft dar. Namentlich war es aber nötig, in die Liebe, die er sonst stets als reinen Ausfluß der Sinnlichkeit darstellt, etwas Mystisches hineinzumischen. Schon früher, in seinem Drama Therèse Raquin, hat Zola einen ähnlichen Gedanken gehabt, als er einen heiteren Sonnenstrahl in dasselbe hineinfallen lassen wollte. Ich meine Suzanne mit ihrem Märchen vom „blauen Prinzen". Er brauchte diese Gestalt nur weiter auszuführen, den Traumgedanken zum Grundzug des Wesens zu machen.

Und dennoch wogt und wallt auch in diesem Buche eine glühende Sinnlichkeit. Der Minnedienst des Kunststickers Hubert gegenüber seiner Frau ist wie in Sinnlichkeit getaucht, wenn dieselbe auch durchaus keusch wirkt. Und nun vollends jene mystische Sinnlichkeit, die Angélique erfüllt infolge der beständigen Beschäftigung mit heiligen und Märtyrergeschichten, die sie hinüberleitet in eine extatische Schwärmerei, in ein Mittelding zwischen Leben und Traum. Ob das Buch daher eine so ganz „unbedenklicher" Lesestoff für junge Mädchen ist, möchte ich, wenn auch nicht das geringste Bedenkliche darin geschieht, noch bezweifeln.

Wie dem aber auch sei, eins ist Zola hier wieder meisterhaft gelungen: das Heranwachsen dieses für unsere Zeit geradezu fabelhaften Charakters. Unter diesen Umständen, bei den Voraussetzungen konnte er nicht anders werden. Das Unglaubliche wird zur höchsten Wahrscheinlichkeit, der Traum zur Wirklichkeit.

Ein Findelkind, Angélique, von Natur und durch schlechte Behandlung ein trotziger, widerspänstiger, leidenschaftlicher und eitler Charakter, gerät durch Zufall in ein selten stilles, friedliches Haus, das des Kunststickers Hubert. Nichts vor Augen, als eine alte herrliche gothische Kathedrale, die das altertümliche Häuschen völlig überschattet, deren mit Heiligen bemalte Fenster und plastische Gestalten der Portale ihre Phantasie erfüllen, in dem kein anderer Ton zu ihren Ohren drang, als die in der Kirche widerhallenden Gesänge, wuchs sie auf, wie ein wilder Schößling, den man aus unbekanntem Boden ausgerissen und in diesen geheimnisvollen kleinen Garten verpflanzt hat. Durch das regelmäßige Leben, das man dort führte, durch die tägliche Arbeit, das Sticken von heiligen Zeichen und Figuren, durch die Unkenntnis von den Ereignissen der grossen Welt, durch den Anblick der in Anbetung übergehenden Liebe ihres Pflegevaters zu seiner Gattin, ging mit ihrem Charakter eine langsame, aber vollständige Veränderung vor. Hierzu kam noch das Lesen eines Buches, die Darstellung von Legenden, Heiligen- und Märtyrer-Geschichten, die das Phantasieleben der Heran-

Digitized by Google

wachsenden erfüllten. Da sie das wirkliche Leben nicht kennt, so schafft sie sich davon ein Traumbild in den romantischen Farben der Legende. Und als die Regungen ihres Geschlechtes zu erwachen beginnen, da nehmen diese Träume eine bestimmte Richtung. Ein Prinz, ein Fürst, schön wie ein Gott, wird dereinst kommen, sie zu holen und zu seiner Königin machen, wenn sie auch nur eine geborene Bettlerin ist. „Unvernünftig war dieser Wahn, aber sie hielt an ihm fest. Nichts war im stande, ihre heitere Überzeugung zu erschüttern. Sie glaubte fest an Wunder. In ihrer Unwissenheit fühlte sie sich vom Wunderbaren umgeben, denn als Wunder erschien ihr sowohl das Aufgehen der Sterne, als auch das Aufblühen der Veilchen". So harrt sie denn des Wunders. Und das Wunder geschieht. Der Erträumte erscheint in der Gestalt des Sohnes des Bischofs, der Erbe eines der stolzesten Namen des Landes und eines unermeßlichen Vermögens, ein Jüngling, schön wie ein Gott. Sie sehen und lieben sich. Ihr Traum scheint erfüllt. Aber es giebt etwas, das sich die rauhe Wirklichkeit des Lebens nennt und die Träume zerstört. Féliciens Vater hat für die Wünsche seines Sohnes nur das eine Wort: niemals. Er, der seit dem Tode seiner Gattin, der Mutter Féliciens, Geistlicher geworden und nun stets bemüht ist, alle Leidenschaften in sich zu ertöten, sollte hier einer wahnsinnigen Leidenschaft nachgeben? Nein! Allein Angélique verzweifelt nicht, ihr Wunderglaube giebt ihr Kraft zu warten! Gott wird Alles zum Besten lenken. Aber noch ist die angeborene wilde Leidenschaftlichkeit ihres Charakters nicht ganz bezähmt; Gott zögert ihr zu lang, sie will selbst die Entscheidung herbeiführen. Mit dem Mute der Liebe wendet sie sich selbst an den Bischof, um seine Zustimmung zu erhalten, und auch ihr tönt sein „Niemals" entgegen. Aber auch hierdurch wird ihr Glaube nicht erschüttert, die Weigerung war die Strafe für ihre Ungeduld; da plötzlich hört sie, Félicien wolle sich dem Willen des Vaters beugen und eine andere, reiche und vornehme Dame heiraten. Nun beginnt der schmerzensreiche Kampf ihrer Liebe mit dem Wunderglauben, dem Grundzug ihres heutigen Wesens, und dem Gehorsam, da sie ihrer Pflegemutter versprochen hatte, nichts mehr zu thun, um ihre Vereinigung mit dem Geliebten herbeizuführen. Warum sollte sie nicht zu ihm eilen, und mit ihm entfliehen? Lieben und geliebt zu werden, ist ja das höchste Glück auf Erden! Aber ihr besseres Selbst ringt die Versuchung nieder, und ihr Körper siecht unter dem Kampfe dahin. Da tritt die Versuchung in seiner eigenen berauschenden Gestalt an sie heran, er kommt, sie zu holen, er enthüllt, daß man sie belogen, daß er sie heute noch liebe, wie am ersten Tage, und zum letzten Male wogt ihre Leidenschaft empor, sie will mit ihm fliehen; aber zu spät, ihr Traumleben ist ihre Kraft. Sich gegen dasselbe aufzulehnen, vermag sie nicht mehr. Ihr Wesen, ihr Innerstes ist aber verwandelt; ihre einzige Freude ist jetzt der Gehorsam. Hat man sich selbst gedemütigt, dann siegt die Liebe.

Und sie siegt, wenn auch erst im Tode. Sterbend sieht sich Angélique mit ihm vereint. Ist es nur ein Traum oder Wirklichkeit? Schwer ist darüber bei Zolas Darstellung ins Klare zu kommen. Er schließt:

„Alles ist nur ein Traum;" allein, ob er blos die Hochzeit der Sterbenden meint, ob diese also ein Traum Angéliques, oder ob das Ganze als ein Traum des Dichters aufzufassen ist, das blieb mir wenigstens unklar.

Überhaupt geht neben der äußern Handlung noch eine sinnbildliche einher. Alles in diesem Buche, von dem wilden Rosenstrauch in Huberts Garten, der ein Bild von Angéliques Leben ist, bis zu dem Kinde, das das Ehepaar mit Sehnsucht erwartet, und das nur ein Pfand der Verzeihung von Hubertinens Mutter bedeutet, alles hat neben seiner thatsächlichen noch eine rein sinnbildliche Bedeutung.

So ist Félicien, wie schon der Name andeutet, wohl das Glück, das schön und reich wie ein König, das aus der Liebesleidenschaft hervorgeht (des Bischofs glühende Liebe zu seiner Gattin), und von dem die Ascetik nichts wissen mag (der Bischof in seiner jetzigen Verfassung), das jeder Idealist sein Leben lang mit Bestimmtheit erwartet, ohne sich über seine Erscheinungsform im Klaren zu sein. An dessen Erreichung glaubt er von ganzer Seele, ein Glaube, von dem er sich durch nichts abbringen läßt. Das sich in der That auch jedem naht in der Gestalt der Liebe, und das man doch nicht völlig erreicht, es sei denn im Augenblick des Todes gleich einem flüchtigen Kusse.

Angélique vertritt den Begriff der Menschheit, in der der Kampf zwischen Geistigem und Körperlichem, das heißt zwischen Himmlischen, Engelhaften (Angélique) und Irdischem tobt. Das Körperliche, die Leidenschaft, Eitelkeit und Selbstsucht erliegt dem Geistigen, dem Glauben und der Demut, und wird gebrochen. Das Geistige aber, zu gut für diese Welt, entschwindet dorthin, von wo es gekommen, zum Unsichtbaren, nachdem es vorher noch seine Erlösersendung der sündigen und bereuenden Menschheit (die Huberts, die sich durch Ungehorsam versündigt und durch die Aufnahme und Pflege des Himmlischen (Angélique), sowie durch die Erziehung eines Menschen zu Demut und Gehorsam ihre Reue erwiesen haben) durch seinen Sieg erfüllt hat. — (Die Huberts erhalten zum Schlusse das ersehnte Kind.)

Zola hat ein Werk von staunenerregender Einheitlichkeit geschaffen, aber die Mystik, die über allem und jedem ausgebreitet liegt, wirkt auf die Dauer rein betäubend und verwirrend.

Wie immer, so schildert Zola auch hier wieder mit fabelhafter Genauigkeit den Platz, wo sein Roman spielt. Nun ist es mit der Schilderung der „milieux" eine eigene Sache. Gewiß ist es durchaus nötig, daß der Leser ein klares Bild davon hat, wo und wie die Personen eines Romans leben, sicher hat die Umgebung, in der ein Mensch aufwächst, den größten Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters, auf sein Denken und Empfinden. Aber daß es nötig sein soll, uns diese Umgebung bis auf die

Digitized by Google

allerkleinsten äußeren Einzelheiten zu schildern, daß wir jede Verzierung an der Kathedrale, jede Pflanze eines Parkes*), jede Käsesorte**), die in einer Markthalle verkauft wird, kennen lernen müssen, um dieses klare Bild zu erhalten, möchte ich bestreiten. Wenn wir von einer gothischen Kirche lesen, steht unwillkürlich sofort eine vor unserm geistigen Auge, die wir in Wirklichkeit oder auf einem Bilde gesehen. In ihren Schatten versetzen wir uns Angélique hin, und all' die Einzelheiten der äußeren Ausschmückung, die uns Zola noch vorführt, erblassen gegen dieses Bild, das die Wirklichkeit uns eingeprägt, das wir mit körperlichem Auge erschaut. Wenn ich von einem Walde lese, steht ein Wald, den ich sah, vor mir, nicht der, den der Dichter zum Vorbilde für seine Schilderung nahm, und da mag er noch so genau jeden Baum und jeden Pfad beschreiben, es bleibt immer mein Wald. Und dann ferner sehen wir alltägliche Menschen denn so genau, daß wir jede Verzierung einer Kirche, jede Farbe eines gemalten Fensters bemerken? Nein, wir machen uns von allem, was wir sehen, schnell und unbewußt ein Gesamtbild und die Einzelheiten sehen wir meist nur, wenn man uns darauf aufmerksam macht. Wie oft kommt es nicht vor, daß man keine Ahnung hat, welche Farbe die Augen des besten Freundes haben, daß, wenn an einem Platze, den man täglich vor Augen hatte, plötzlich in unserer Abwesenheit eine Änderung vorgenommen ist, wir nicht mehr genau wissen, wie es dort im Einzelnen früher aussah. Wir fassen alles nur als Gesamtbild auf und widmen Einzelheiten nur dann eine Aufmerksamkeit, wenn wir sie studieren wollen. Wozu uns also so viele Einzelheiten vorführen, da dieselben durchaus nichts dazu beitragen, uns einGesamtbild, was wir allein brauchen, zu verschaffen? Die Länge der Schilderung, die durch die Aufzählung der Einzelheiten hervorgerufen wird, ermattet nur unsere Fähigkeit zur vollen, mitschaffenden Aufmerksamkeit und verhindert so, daß vor unserm Auge ein klares Bild des Ganzen emporwachse.

Diese Kleinkrämerei in der Darstellung ist eine Verirrung des Zolaschen Naturalismus und muß daher gerügt werden.

Stuttgart. E. Brausewetter.

## „Moderne Stoffe".

Zwei Berliner Novellen von John Henry Mackay.
Verlag: Baumert und Ronge, Großenhain und Leipzig.

„Alle schwiegen. Einer nur sprach fort.
Scharf und schneidend fiel sein klares Wort
In die Stille. Alle lauschten bang
Auf den selt'nen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch alles schwieg
Tieferbittert. Das war offener Krieg
Ihnen Allen! Keiner aber sprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit!"

*) „La foute de l'abbé Mouret."
**) „Le ventre de Paris."

Jener aber ging mit schwerem Schritt, las ich zuerst verschentlich, und ich sah „Jenen" im Eisenschuh klirrend die Marmortreppe hinuntersteigen, stolz, mit gehobener Stirn. Gleichviel, ob mit leichtem oder schwerem Schritt, jedenfalls läßt „Jener" eine vor Staunen erstarrte Gesellschaft — vielleicht nach einem Herrenmahle, dann paßt allerdings nicht der Eisenschuh — zurück, die dann, erwachend, ihm wütend und mit drohenden Fäusten nachschaut, ihm gar noch den Sektkübel hinterherwirft: Ei, du verdammter . . .

Aus diesem wundervollen, gestoßenen, gehackten, gestampften kurzen Zorngedicht des jungen Dichters John Henry Mackay strömt eine heiße Ader. Ich begreife es nicht, denn es hat nicht im Entferntesten einen Zusammenhang — aber immer wieder fiel es mir ein beim Lesen der „Modernen Stoffe".

Die „Modernen Stoffe" (zwei Berliner Novellen) sind mit finsterer Stirn geschrieben, von Einem, der es furchtbar ernst mit dem genommen, was und wie er uns erzählt hat.

Die erste Novelle heißt „Existenzen". Sie spielt in einem Tingeltangel. Ein junger Mann aus guter Familie, mit sich und der Welt zerfallen und doch fertig in sich abgeschlossen, dort Klavierhusar, liebt ein in diesen Räumen singendes, ganz junges, unberührtes Mädchen. Sie liebt ihn. In einer wüsten Nacht, in der sie mit den anderen Sängerinnen im „Hinterzimmer" trinken muß mit lockeren Zeisigen, wird sie, die betrunken ist, entehrt von einem alten Widrian Am andern Morgen (— der Held erzählt —:) „da, als sie klopfte, wußte ich schon alles — weshalb sollte sie sonst kommen . . .

Sie stand an der Thür, den Hut in der Hand, unordentlich gekleidet, und sah mich mit großen, toten Augen an.

Ich wußte alles. Aber ich stieß doch hervor:

Wo kommst Du her?

Ich sah, sie wollte antworten. Aber sie konnte nicht. Ich wußte, bis dahin hatte sie gehofft. Als sie mich gehört hatte, nicht mehr."

Es ist nicht möglich, die Novelle auch nur im Auszuge wiederzugeben. Sie ist, wie auch die andere, ich sagte es schon, mit finsterer Stirn geschrieben. Mackay hat ihr das Wort vorgesetzt: „Alle Versöhnung ist Lüge. Das Leben versöhnt nie."

„Es hat ein Jeder wohl einmal
'nen Hang zum Küchenpersonal,"

singt Wilhelm Busch. Mit derber Spitze hat er eine treffende Wahrheit gesagt. Ich mußte dieses Verses gedenken, als ich den Titel der zweiten las: „Nur eine Kellnerin". Meistens sind dann doch die unglückseligen Tingeltangellössinnen und Kellnerinnen in Wirklichkeit nicht solche Engel, wie sie zuweilen in Büchern gefunden werden. Ich ging mit „gemischten Gefühlen" an die Lesung.

Aber vom ersten Satze an wurde ich mitgerissen, gefesselt. Nicht gefesselt in jenem Sinne, daß wir vor atemloser „Spannung" kaum das Ende erreichen können.

Bilde, Künstler, rede nicht. Das Goethesche Wort hat Mackay sich ganz und gar zu eigen ge-

Digitized by Google

macht. Beide Novellen sind Kunstwerke. Nichts ist „beschrieben", alles gezeigt: wie es wächst, wie es nach und nach kommen mußte.

Ein sehr armes, aus dem Elternhause wegen abscheulicher Behandlung sich selbst verbannendes Mädchen aus Süddeutschland geht nach Berlin und wird hier, da ihr andere Stellen nicht offen stehen, Kellnerin. „Wohrschu för de Mannslüd," las ich einmal in einem friesischen Dorfe im Tanzsaal. Es stand mit Riesenbuchstaben über dem Musikthron. „Mädchen, nehmt euch vor den bösen Männern in Acht," das sagt sich auch die arme Kellnerin. Sie hält sie für eine niederträchtige Gesellschaft. Nur einzelne sind gut; diese aber dann auch sehr gut und edel, denen man blind trauen kann. Einer dieser „Edlen", der zufällig in die schmierige Kneipe hineingeschneit ist, ist der Schufterle Hans Grützmeier, ein Referendar. Aus Wut und verletzter Eitelkeit, daß es ihm nicht gelingt, das Mädchen zu verführen, behandelt er sie nichtswürdig. Sie geht ins Wasser.

Nicht mit dem „Heultaschentuch", aber mit bebender Seele begleiten wir die kurzen Wochen, die wir mit dem Mädchen gehen. Das unermeßliche Elend auf Erden zeigt uns der Dichter an einem von ihm mit hoher Meisterschaft uns (Verzeihung für das Kunstreiterwort) vorgeführten Menschen. Daß dieser Mensch zufällig „nur eine Kellnerin" ist und nicht eine Prinzeß, ist völlig wesenlos. Prinzeß und Kellnerin sind gleich dem Gerüttelwerden ihres Herzens unterworfen.

Auf jeder Zeile tritt uns der „Dichter" entgegen. Mit rücksichtsloser Wahrheit zeichnet er. Jede alberne Scheinsittsamkeit ist verpönt. Selbstverständlich bei einem „Realisten". Aber das Ganze, und erzählt er das Lebensgräßlichste und Widerlichste, ist verklärt in tiefer Poesie.

Zahlreich — und sie werden den Leser entzücken, der zu lesen versteht — finden sich feinste Beobachtungen. Ich nenne einige, die ich wie Stichworte hinwerfe: die Kneipe im Osten; der in gleichen Absätzen heulende Hund; der Baum, der im ewigen Schatten auf dem Hofe einer Mietskaserne gewachsen ist; das kleine Hôtel; der Kellner; Herr von Seehausen; der Bahnhof; wie das arme, schwererkrankte Geschöpf, das vom Leben nichts gehabt, das ihren „Stolz" bis zuletzt verteidigt hat, plötzlich die Sinnlichkeit mit Naturgewalt überfällt (ein Seelenblick, wie ich keinen zweiten je gelesen habe); und das Bündel, das Bündel, das sie auf ihrem Todeswege mit sich führt, in dem sie ihre paar Habseligkeiten verpackt hat, das sie selbst im Wasser noch krampfhaft festhält.

Wundervoll paßt die öde Landschaft für den einsamen Tod. Alexander Kielland hat in seiner Novelle „Sehnen" den Wintersturm stets in Einklang gebracht mit dem stürmischen Drama im Pfarrhause. So paßt auch Mackays Landschaft zu dem in den Tod gehenden Mädchen.

Wird das Buch den leidenschaftlichen, blutvollen Dichter berühmt machen?! Würde diese meine feste Überzeugung sich doch überall bestätigt finden.

Kellinghusen, Holstein.

Detlev Freiherr von Liliencron.

## Ein ungarischer Essayist.

Dr. Adolf Kohut, in Mindszent in Ungarn 1847 geboren, hat schon eine große Anzahl Bücher veröffentlicht. Es ist nun einmal Mode geworden, daß die Faulen den Fleißigen vorwerfen, sie seien von „unheimlicher Fruchtbarkeit". Jensen, Telmann, Heyse, Spielhagen, Ebers, Wolff u. A., Jeder, der seiner Muse lebt und jedes Jahr ein Buch von 1 bis 3 Bänden veröffentlicht, das doch Niemand gezwungen ist zu kaufen oder zu lesen, sie sind Alle denen ein Dorn im Auge, welchen die Zeit es nicht erlaubt, ihre zerstreuten Plaudereien oder Novellen, oder sonstigen Nichtigkeiten in einem Wettbewerbsbande auf den Markt zu werfen.

Dr. Adolf Kohut nun macht eine löbliche Ausnahme. Er hat neuerdings zwei Bände „Essays" herausgegeben, unter den bezeichnenden Titeln: Essays und Skizzen: „Leuchtende Fackeln" (J. C. C. Bruns, Minden. 1887. Mk. 2.40) und „Ragende Gipfel" (Ebenda. 1887. Mk. 3). Sie sind unter dem Zeichen freudiger Anerkennung, menschenfreundlicher Milde, und oft mit wirklicher Begeisterung geschrieben. Sie zeichnen sich durch einen leicht flüssigen, allgemein verständlichen Stil aus, wie sich der Verfasser selbst durch eine erstaunliche Belesenheit und Gelehrsamkeit auszeichnet. Die „Leuchtenden Fackeln" sind Geisterheroen aus dem letzten und diesem Jahrhundert. Es ist höchst interessant, Aussprüche Lessings über Schriftstellerhonorar (S. 13), Herders, des Humanitätsapostels, über das reinste Duldung und Humanität gebietende Christentum (in Stöckerschen Zeiten!) zu lesen! Kohut führt uns Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen und seine Adelserhebung vor, bei welchem Anlaß Cotta nach Weimar schrieb: „Es ist eine seltene Erscheinung, daß das Diplom durch den geadelt wird, dem es erteilt wurde!" — Der Verfasser führt uns dann Max von Schenkendorf, Leopold Schefer, Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim, Arago und Humboldt, Justinus Kerner, und in der bedeutendsten Arbeit, den rechtsgelehrten Schriftsteller Rudolf von Ihering, vor und wenn der Litteraturgeschichtskundige die Worte Goethes über Manzoni bei Kohut wiederholen mußte: „Stoff und Bezüge sind uns bekannt", so mußte er auch den zweiten Teil des Satzes hinzufügen: „aber wie er sie wieder aufnimmt, erscheint es uns neu und individuell." Der Laie wird aus den beiden gut ausgestatteten Bänden eine Fülle von Anregung und Belehrung schöpfen. Wenn ich etwas tadeln sollte, so wären es manche angeführten Beispiele, die für die pietätvolle Verehrung Kohuts seiner Geistes-

Digitized by Google

heroen Propaganda und Proselyten machen sollen, die aber unseren heutigen Geschmack nicht mehr so ganz befriedigen. So das Gedicht Leopold Schefers: „Wonne ist Wonne" u. s. w. Das Gedicht des gleichen Verfassers: „Der Liebendste ist der Glücklichste" scheint mir doch nur eine Umschreibung des besseren, weil so viel kürzeren, Goetheschen: „Glücklich allein ist die Seele die liebt!" Sehr bezeichnend nennt Kohut Bettina von Arnim, das Kind, „eine sich in ihren Phrasen berauschende Bacchantin". Österreichische Leser werden sich besonders an den Aufsätzen über Josefine Gallmeyer, Marie Geistinger, auch Jenny Bürde-Ney erfreuen; für Musikfreunde sind die „Dresdener Oper" empfohlen, welcher Kohut ein Prachtwerk gewidmet hat. Daß Adolf Kohut nicht nur großen Toten, wie etwa Friedrich dem Großen, sondern auch nicht fertig abgeschlossenen Lebenden Denkmäler setzt, ohne sie gleich, wie die Frankfurter ihr Börne-Denkmal mit Tinte zu besudeln, spricht für seine litterarische Läßlichkeit. Er meint nicht wie Saphir: „Ach, über wen soll man denn Witze machen, als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel!"

Alfred Friedmann.

## Zur czechischen Encyklopädik.

Ottos czechisches Konversations-Lexikon (Ottuv Slovník naučný, wörtlich: Didaktisches oder wissenschaftliches Wörterbuch, Prag, J. Otto.) ist zwarin diesen Blättern schon erwähnt worden, aber, wie es uns scheint, in einer nicht ganz angemessenen Weise. Es wurde nämlich darin von Personalien und anderen Dingen gesprochen, die auf dem Umwege über Deutschland eigentlich an die heimatlichen Kreise gerichtet waren. Solche innere Angelegenheiten sind unserer Ansicht nach für diese Blätter gleichgültig, sie haben vielmehr zu erörtern, welche Bedeutung eine neue litterarische Erscheinung des In- oder Auslandes für die allgemeine Bildung hat und diese festzustellen.

Betrachten wir nach letzterem Gesichtspunkte das Ottosche Konversationslexikon, so verspricht es ein sehr nützliches Unternehmen zu werden. Die im ersten Hefte angeführte Anzahl der Mitarbeiter ist allerdings recht groß, und es mögen darunter, wie jene Bemerkung sagte, wohl auch Dii minorum gentium sein. Aber was schadet das? Wo es sich um so viele Gegenstände des Wissens und Könnens handelt, wie es bei einer allgemeinen Encyklopädie der Fall ist, da kann wohl auch der geringste Mann einen sachlich wertvollen Beitrag aus dem Gebiete seiner Erfahrung liefern. Die Hauptsache ist nur, daß eine tüchtige Leitung da ist, die mit fester Hand Spreu vom Weizen sichtet, und dafür scheint bei dem Ottoschen Unternehmen gut gesorgt zu sein. Auf dem Anzeigeschreiben werden hervorragende Kräfte der Prager Universität und Technischen Hochschule als Fachredakteure bezeichnet, und die Fäden der Gesamtleitung laufen zuletzt in der Hand von Jos. J. Kořán zusammen.

Ferner wird in jener Besprechung der an sich richtige Grundsatz „Multum non multa" in diesem Falle nicht ganz glücklich angewendet. Ein Konversations-Lexikon ist doch in erster Linie ein Nachschlagebuch. Man denke sich in die Lage des Besitzers eines solchen Werkes: er hat die Reihe der Bände desselben vor sich stehen, glaubt die Lücken seines Wissens (und wer hätte gelegentlich nicht solche!) mit einem Griff ausfüllen zu können. Muß es da nicht gleich den ersten Verdruß erregen, wenn er das, worüber er im Augenblick Belehrung braucht, überhaupt nicht findet? (Daß er zu suchen versteht, wird dabei natürlich vorausgesetzt, obgleich freilich die Erfahrung lehrt, daß man darin sogar bei recht gebildeten Leuten, nicht selten einer merkwürdigen Unbeholfenheit begegnet; — solche vermeintliche Lücken, denen keine Redaktion ganz abhelfen kann, meinen wir aber nicht, sondern nur wirkliche).

Es ist keine Frage, daß durch den gewaltigen Fortschritt der Wissenschaften und durch die Verallgemeinerung der Bildung die Ansprüche, die man gegenwärtig an ein solches Werk stellt, weit höhere und vielseitigere sind, als früher. Diesem Umstande haben denn auch die in der Besprechung angeführten Mutter-Konversations-Lexika Rechnung getragen, indem sie, ohne den Grundsatz des „Multum" preiszugeben, sich doch auch genötigt sahen, dem „Multa" Zugeständnisse zu machen. Die Unternehmer des Ottoschen Werkes haben daher ganz recht gehandelt, daß sie sich gleich von vornherein bemüht haben, beiden Bedürfnissen nach Möglichkeit gerecht zu werden, und soweit man aus dem bisher Erschienenen schließen kann, ist es ihnen recht gut gelungen, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Bei den Czechen hat es nie an wissenschaftlichen und litterarischen Kräften gefehlt; es gab eine Zeit, wo sie ganz Österreich-Ungarn mit ihrem Vorrat an gebildeten Leuten für Verwaltung und Schulwesen versehen konnten. Gegenwärtig sind dieselben mehr in der Heimat vereinigt — oder ausgewandert: nach Rußland, Bulgarien, Amerika. Infolge des Vorhandenseins ausreichender Kräfte ist denn auch das Ottosche Konversations-Lexikon sehr vollständig in den Gegenständen der allgemeinen Bildung; ja wir finden gar manche Artikel, selbst deutsche Lebensgeschichten darin, die in unseren Konversations-Lexikas fehlen — ein sicherer Beweis dafür, daß das Werk keine bloße Nachahmung oder Übersetzung fremder Muster ist.

Am eingehendsten sind natürlich die heimatlichen, böhmisch-slowakischen und dann, überhaupt die slavischen Verhältnisse besprochen. Reichhaltig verspricht das Werk auch zu werden in österreichischen, ungarischen, rumänischen, überhaupt osteuropäischen Dingen; endlich in Bezug auf die römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche. Auf diesen Gebieten kann das Werk auch außerhalb seines heimatlichen Sprachgebiets als eine

Digitized by Google

wichtige, und wir fügen hinzu, zuverlässige Quelle dienen.

Die Leitung hat hervorragende Kräfte in allen slavischen Volksstämmen als Mitarbeiter gewonnen; die Rußland betreffenden Sachen haben z. B. die Professoren der Warschauer Universität, unter der Vertretung des Dr. Sigel, übernommen.

Die Textbilder sind gut ausgewählt und oft künstlerisch ausgeführt. Auch werden Tafeln und Karten beigegeben.

Der ganze Umfang des Werkes ist auf ca. 300 Lieferungen à 36 Kr. berechnet.

Ottos Konversations-Lexikon ist aber nicht das erste Unternehmen dieser Art in der czechischen Litteratur. Die Bahn brach schon der verdienstvolle Buchhändler Ignaz Leopold Kober (1825—1866) in Prag. An der Spitze seines „Slovník Naučný“ (damals wurde dieser Titel zuerst angewendet, 11 Bände, Prag 1860—74) stand als Redakteur der bekannte böhmische Politiker Dr. Franz Ladislav Rieger, später unterstützt von Dr. Jakob Malý. Das Unternehmen hatte, trotz der zu jener Zeit weit schwierigern Verhältnisse (die czechisch-litterarische Bewegung war lange noch nicht so kräftig entwickelt wie heute) und bei dem verhältnismäßig geringen Umfange des böhmischen Sprachgebiets, einen unerwartet günstigen Erfolg, den es auch durch die Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Unparteilichkeit seines Inhaltes vollauf verdiente. Die Slavisten aller Länder wissen, was sie diesem Werke an Nachrichten für ihr Fachgebiet zu danken haben. Kein anderer slavischer Volksstamm hatte etwas Ähnliches aufzuweisen, und hat es auch heute noch nicht! Es ist sehr erfreulich, daß auch dieses berühmte Werk durch die Herausgabe eines Nachtrages wieder auf die Höhe der Zeit gebracht wird. Derselbe erscheint unter der kundigen Leitung des Dr. Franz Bačkovský in Lieferungen, von denen bisher acht, bis Becker reichend, vorliegen, und ist zunächst auf 2 Bände berechnet.

Die czechische Litteratur hat auch sogenannte „Kleine Konversations-Lexika“ aufzuweisen: das eine von dem schon genannten Dr. J. Malý (bei I. L. Kober in Prag), das andere von Josef Rank (Verlag von F. Kytka, ebendaselbst). Doch gehen wir auf dieselben, weil sie von zu örtlichen Interesse sind, hier nicht weiter ein.

Traugott Pech.

## Nachträgliches zu Eichendorff.

Am 10. März des vorigen Jahres beging man den hundertsten Geburtstag Josefs von Eichendorff, das heißt, man stoppelte einige Plaudereien aus einem Konversationslexikon und einer sogenannten Litteraturgeschichte zusammen und hatte seine Seele gerettet. Das ist der Lauf. Und Eichendorff bleibt in seinem innersten Leben und Streben so unbeachtet wie vorher. War er doch kein Mann der Zeit, kein moderner, war er doch, oder schien es wenigstens, Aristokrat, als Vertreter der „blauen“ Romantik schon eo ipso Reaktionär, und hatte er zu allem noch die ganz unwissenschaftliche Marotte, ein gläubiger und frommer Christ zu sein. Für so einen — auch Rückert wird so abgeschätzt — hat der moderne Allerweltsliberalismus das Schlagwort erfunden: er stand nicht in Reihe und Glied. Die Beschäftigung mit solchen Geistern hält nur auf. Fort mit ihm ins alte Eisen; er ist reif für die Litteraturgeschichte!

Es sind besonders die Jüngsten und Neuesten, die es sich angelegen sein lassen, uns die bescheiden tüchtigen Vorgänger, oft wenn sie selbst ihr Bestes ihnen abgehorcht, zu verleiden. Sie verlangen Raum und Luft. Seufzte doch Frenzel über die bösen Klassiker, die dem dichterischen Nachwuchs Licht und Luft raubten. Das sagte der Hagedorn zur Eiche auch. Und da man nicht gut überwachsen kann, so muß man abholzen. Das ist zum Teil die Aufgabe der Litteraturgeschichte.

Ich will heute und hier nicht des Näheren auseinandersetzen, mit welcher Dreistigkeit und wirklichen Barbarei das Abholzungsgeschäft an den sogenannten „Romantikern“ geübt ward. Man glaubt auch bei diesem Worte, es müsse sich dabei was denken lassen. Nur einer soll noch gelten, der das in der That winzige Kapital wirklicher Poesie aus der Trödelbude zusammengerafft, die er sich aus immer noch gangbaren Pfand- und Versatzstücken der abgewirtschafteten Romantik, mit großem Geschick zwar, angelegt hatte, H. Heine.

Es ist nicht schwer, lohnend freilich auch nicht, die Herkunft seiner bunt und planlos, aber gleißend verbundenen Requisitstücke nachzuweisen. Goethe, des Knaben Wunderhorn, Wilhelm Müller, Brentano, Arnim, Schlegel, Fouqué, Eichendorff, Alle würden sie erstaunt fragen: war das nicht einmal in meinem Besitz? Doch ich will Kirchbach nicht ins Gehege kommen.

Also Eichendorff. Eine kleine aber wirklich dankenswerte Gabe, unendlich viel wertvoller, als all das litterarische Geschwätz über ihn, ist die Nachlese von Gedichten Eichendorffs selber, die Heinr. Meisner uns bietet. (Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Jos. v. E. Leipzig 1888, C. F. Amelung. XII und 63 S. 1,50.)

Es sind im ganzen 68 Stücke, zum Teil winzig kleine, epigrammatischer Art, sehr ungleichen Wertes, wie auch aus den verschiedensten Wendezeiten des Lebens, das früheste 1808, das späteste 1849 (?) datiert; dazu ein dramatisches Bruchstück: „Eginhard und Emma“, 6 Seiten, au dem so nicht viel zu machen ist. Dann noch ein Paar Aphorismen und ein Brief an Graf Löben (S. 61), von wehmütiger, doch klarer Selbsterkenntnis. Nicht jedes Stück ist unbedingt neu, der Herausgeber that aber Recht, auch solche zu geben, die in schwer zugänglichen Zeitschriften begraben lagen oder in die Prosawerke versteckt waren.

Vergessen wir nicht, daß „den Freunden des Dichters“ manches geboten werden darf, was er selber, streng wie er in diesem Punkte war, nicht würde

Digitized by Google

haben drucken lassen! In der Behandlung des Distichons ist er formell unzulänglich; selbst 1818 durfte man keine Daktylen mehr wagen, wie „in stilllauer Nacht", „das treublaue Aug'", „himmelwärts", wenn man schon den Trochäus als Spondäus, Goethes wegen, hingehen ließe*). Das war nicht sein Fach, aber die Größe Eichendorffs in der musikalischen, nicht plastischen, Behandlung der Sprache zeigt sich auch hier in den gereimten oder assonnierenden Sachen. Da waltet nun der tiefe Unterschied von Heines leerer Wortklimperei in dem überall klar hervorleuchteten Naturgrunde der lyrischen Empfindung, der nur manchmal gar zu fein, ich möchte sagen sublimiert erscheint. S. 16 „schon ruft der wehende, blaue Frühling durchs Thal" ist doch schön und ganz was anderes als Heines „blaue Gedanken". Von solchem energievollen Naturanschauen weiß aber Heine, wie der Holländer sagen würde, einen „blauen Montag". Eichendorff liebt das Blaue, aber er läßt Augen, Himmel, Frühling, ja die Winde (S. 41) ehrlich blau und heiter frisch sein, ohne auch noch den Geruchssinn in Anspruch zu nehmen, wie Heines „Veilchenaugen", das dann einfache Naturbild erstickt ist. S. 12 scheint die Sonne in Welschland „lieblich, lau und blau". Nur elende Philisterhaftigkeit könnte hier von Nonsens reden. Wer seinen Goethe so kannte, wie Eichendorff — sagt er doch S. 59, daß alle Saiten seiner Seelen-Äolsharfe erklängen bei den Worten: Sehnsucht, Frühling, Liebe, Heimat, Goethe — der weiß auch die Phantasie des Hörers (der taubstumme Leser kommt schwer dahinter) wie er anzuregen.

Eichendorff bleibt durchaus einfach, ohne rednerisches Pathos, für die Modernen zu einfach und keusch, Lenau ist mir oft zu klügelnd gegen ihn. Ich wüßte unter den Neueren keinen in diesem Punkte Eichendorff verwandteren Dichter als Martin Greif. Dieser soll sich's gefallen lassen, wenn ich meine, er müßte ausrufen: „Ei, das wann ich gemacht hätte!" gleich das erste Lied nämlich (von 1836) so reif und schön ist es. Hier stehe es noch:

Reiselied.

So ruhig geh' ich meinen Pfad,
So still ist mir zu Mut;
Es dünkt mir jeder Weg gerad'
Und jedes Weiter gut.
Wohin mein Weg mich führen mag,
Der Himmel ist mein Dach,
Die Sonne kommt mit jedem Tag,
Die Sterne halten Wach'.

So komm' ich spät und komm' ich früh
An's Ziel, das mir gestellt:
Verlieren kann ich mich doch nie,
O Gott, aus deiner Welt!

Hiernach nur noch aus den „Gedanken" ein Wort, das manchem, wie der ganze Mann, eine Thorheit sein mag: (S. 59) „Andere sind wohl bestimmt für den großen Kampf, aber wie wenige von diesen Kämpfern von Profession sind es, die das heilige Zeichen der Fahne, den großen Gedanken der Weltbeherrschung und den schönen Tod verstehen!" —

Xanthippus.

*) Nur nicht zweimal hintereinander: „Deutscher Mädchen Bild bist du mir, liebliches Kind."

## Litterarische Neuigkeiten.

**Petőfis Leben und Werke** von Alexander Fischer. Eingeführt von Maurus Jókai von Alexander Fischer. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.) Die vorzügliche Lebensbeschreibung des größten magyarischen Lyrikers unseres Jahrhunderts war der Schwanengesang des begabten ungarischen Schriftstellers Alexander Fischer, der bereits durch treffliche Übersetzungen aus der Sprache seines Vaterlandes, wie z. B „Die Tragödie des Menschen" von Emmerich Madách, einen geachteten Namen erworben hatte. Man kann nicht behaupten, daß es über Alexander Petőfi noch keine Lebensbeschreibungen gegeben hätte; im Gegenteil ist die Zahl der in Zeitschriften und im Buchhandel erschienenen Abhandlungen über denselben eine außerordentliche, aber ein so erschöpfendes nach den besten und zuverlässigsten Quellen gearbeitetes, dabei lichtvoll geschriebenes Werk haben wir bisher vermißt und es füllt diese wahrhaft bedeutende Monographie ein Lücke in der Litteratur aus. Das volle 628 Seiten umfassende Buch, das mit den Bildnissen von Alexander Petőfi und seiner Frau, drei Handzeichnungen des Dichters, einem autobiographischen Blatt in Faksimiledruck und einer Kopie der 12 Punkte des ersteren zum frischen Preßzeugnis in Ungarn geschmückt ist, hat den ganzen reichen Stoff in übersichtlicher Weise geordnet und sehr lichtvoll gruppiert; dadurch liest sich diese Biographie auch sehr unterhaltend und anregend zugleich. Was wir schmerzlich vermissen, ist die kritische Brille, welche der Verfasser, wie es scheint, abgelegt hat. Es hieße, dem Genius des großen Lyrikers einen schlechten Dienst erweisen, wenn man ihn als unfehlbar hinstellte und neben seinen glänzenden und unvergänglichen Vorzügen auch seine Schattenseiten und Fehler nichtachtete. Ebenso hätten wir gewünscht, daß die Stellung Petőfis in der Weltlitteratur genauer festgestellt und Vergleiche zwischen ihm, Burns, Körner, Heine, Alfred de Musset gezogen worden wären — ein derartiges Werk hätte für die vergleichende Litteraturgeschichte ohne Zweifel einen großen Nutzen gestiftet. Nach dieser — aber nur nach dieser Seite — hin ist also noch manches nachzutragen, zu ergänzen und kritisch festzustellen. Aus der in diesem Werke veröffentlichten kurzen selbstbiographischen Skizze des Dichters ersieht man, daß Petőfi der deutschen Sprache durchaus mächtig war, wenn er sich derselben auch nicht mit jener Meisterschaft, wie des Magyarischen, bedienen konnte. In diesem köstlichen Schriftstück bezeichnet sich Petőfi am besten, indem er von sich sagt: „Außerordentliche Abneigung gegen jede Subordination, darum entlief er der Schule mehrmals und 1839 gänzlich. Eine zeitlang irrte er umher. Von der äußersten Not gedrungen, wurde er nach etlichen Monaten Soldat. Soldat, zwei Jahre, nichts als Gemeiner. Als er gerade desertieren wollte, wurde er zum Glück entlassen durch die Hilfe eines Arztes. Nach seiner Rückkehr vom Militär ging er wieder in die Schule, konnte aber wegen seinem fortwährenden Hange zur Unabhängigkeit nur ein Jahr aushalten und wurde Schauspieler bei einer wandernden Gesellschaft. Zwei Jahre wandernder Schauspieler." Moritz Jókai nennt das Werk in einem einführenden Vorwort: „epochemachend in der Litteraturgeschichte", und mit Recht. Der warme, pietätvolle Ton, der das Ganze durchweht und die gefällige Form der Darstellung sichern dem Buche einen großen Leserkreis. Es ist ein tragisches Verhängnis, daß der tüchtige ungarische Schriftsteller in seinem 35. Lebensjahre von hienieden abberufen wurde, wodurch die Zahl der mit europäischer Bildung ausgestatteten Litterarhistoriker des Magyarenvolkes sich noch mehr verringert hat. Adolph Kohut.

**Die dem Raume entnommenen Synonyma für Gott in der neuhebräischen Litteratur.** Von Dr. Landau. Zürich, Cäsar Schmidt. Die hebräische Sprache ist ungeachtet ihrer sonstigen Armut doch reich an

Digitized by Google

sinnverrauten und gleichdentigen Worten. Sowohl für wirkliche, als auch für bloß gedachte Dinge weist sie oft mehrere Bezeichnungen auf. Doch fehlt ihr durchaus ein mit unserem Weltbegriffe oder Universum, entsprechend dem griechischen κόσμος, oder dem lateinischen mundus sich völlig deckender Ausdruck. Aus diesem Mangel schließt der Verfasser der obigen sehr gediegenen Abhandlung, daß ein Ausdruck für den Weltbegriff nicht vorhanden war und daß die Zusammenfassung alles Seins und Geschehens in eine Vorstellung, die Idee des Universums nach unserem modernen Denken dem semitischen Geiste fern geblieben ist. Der Verfasser hat sich er das Verdienst, die nachbiblischen Synonyma für Gott zusammenzustellen und die aus Talmud und Midrasch neugebildeten Ausdrücke für den Gottesbegriff zu erläutern. Auch die Kabbala hat er mit in den Kreis seiner Forschungen gezogen und man wird seinen Schlußfolgerungen, zumal dieselben durch zuverlässige Quellen belegt sind, im allgemeinen die Zustimmung nicht versagen können. Allen Freunden der neuhebräischen Dichtkunst und Litteratur sei das Schriftchen bestens empfohlen.

Beiträge für Muret. Die Langenscheidtsche Verlagshandlung (Professor G. Langenscheidt) in Berlin steht nunmehr endlich im Begriffe, das lang erwartete, bereits vor zwanzig Jahren von Prof. Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs-Villate begonnene und jetzt im Manuskript vollendete **Encyklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache** zu drucken. — Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn gedachter Verlagshandlung oder dem Verfasser (Berlin N., Schönhauser Allee 184) noch vor Thoresschluß von Freunden und Kennern des Englischen alle jene Notizen zugängig gemacht würden, welche gelegentlich des Gebrauches irgend eines der bisher verfügbar gewesenen englisch-deutschen Wörterbücher etwa entstanden sind. Um ein lexikalisches Werk wie Muret der Vollkommenheit und Lückenlosigkeit thunlichst nahe zu bringen, sind die Erzeugnisse des Gebrauchs, d. h. jene Wünsche bezw. Beiträge unentbehrlich und von besonderem Werte, zu welchen der lebendige Verkehr mit der Sprache und die Benutzung des Wörterbuches Veranlassung gaben.

**Les Amours Anglais** von Augustin Filon (Paris, Hachette) ist eine Sammlung von fünf Novellen, die man Jedermann als anziehenden Lesestoff empfehlen kann, aus verschiedenen Gründen: zuförderst weil sie ohne Bedenken in jede Hand gelegt werden können, sodann weil sie äußerst prickelnd, äußerst zart, feinsinnig und hinreißend geschrieben sind, endlich weil sie ein ganz eigenartiges Wesen, voll großer Ursprünglichkeit, atmen. L. v. H.

**Préfaces et Manifestes littéraires** (Paris, Charpentier) ist die notwendige Ergänzung zu den Werken der Brüder Goncourt, da sich hier die Gedanken entwickeln, für welche die beiden großen Schriftsteller den bekannten Kampf auf dem Gebiete des Romans, der Bühne, der Geschichte und der Kunst angefacht und unterhalten haben. Es genügt ohne Zweifel das Erscheinen dieses hochwichtigen Buches nur erwähnt zu haben, die Bewunderer des Brüderpaares werden den Wert und die Nützlichkeit desselben daraus ersehen und sich in den Besitz des Buches setzen. L. v. H.

**Ernst von Wildenbruch** erhielt in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Bühnendichter das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens.

Das Denkmal, welches dem Dichter der Griechenlieder, **Wilhelm Müller**, in seiner Vaterstadt Dessau gesetzt werden soll, sieht nun bald seiner Verwirklichung durch den Dresdner Bildhauer Schubert entgegen. Die hochsinnige griechische Regierung hat einen schönen Marmorblock zu diesem Zwecke gestiftet.

Max Kretzers neuester Roman führt den Titel **„Die Bergpredigt"** und wird bei E. Pierson in Dresden erscheinen.

Im Novemberheft der in Baltimore erscheinenden **„Modern Language Notes"**, dem Blatte der internationalen Neuphilologie Nordamerikas, welches unter der trefflichen Leitung A. Marshall Elliotts erfreuliche Fortschritte macht, wirft R. Mahrenholtz anläßlich einer Besprechung der s. Z. auch in den Spalten dieser Zeitschrift gewürdigten Schrift: „Was dünket euch um Heine" von Xanthippus, einen Rückblick auf die deutsche Heinefrage. Mahrenholtz vertritt hier eine vermittelnde Ansicht und nimmt den arg angegriffenen Dichter, dessen „Fühlen und Denken" er trotz Abstammung und Selbstverbannung als echt deutsches empfindet, gegen maßlose Angriffe in Schutz. Besonders verwahrt er sich gegen einen Vergleich Heines mit Voltaire, mit dem er nur wenige Züge gemein habe. Der Aufsatz ist sehr lesenswert, obgleich die Frage nicht ganz an der Wurzel erfaßt zu sein scheint.

Am 13. Dezember 1888 ist der durch seine schönen Ausgaben englischer Dichter und berühmter Romane auch auf dem Festland weit bekannte Buchverleger **George Routledge** gestorben. Sein Name wird für alle Zeiten mit denen von Bulwer, Dickens, Marryat, Scott u. a. genannt werden.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint in den Vereinigten Staaten eine Vierteljahrsrundschau **„Magazine of Poetry"**, als deren Mitarbeiter Stedman, Mrs. Moulton, Aldrich, Stoddard, Powell, Holmes, Whittier genannt werden.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

**Lyrische Dichtungen.**

**Brackel**, Ferdinande, Freiin von. Gedichte. 3. verm. Auflage. Köln, J. P. Bachem. M. 3.

**Eelbo**, Benno. Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuch. Leipzig, H. Haessel.

**Fenselau**, O. Grüsse aus Südbrasilien. Gedichte. Berlin, W. Isleib. Geb. M. 3.

**Ferdinand**, M. A. Liebeswerben. Gedichte und Märchen. Dresden, E. Pierson.

**Herzer**, Jac. Dichterklänge aus dem klassischen Altertum. Leipzig, Greuell & Francke. M. 2.

**Hückinghaus**, K. A. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

**Jacobowski**, Ludw. Aus bewegten Stunden. Gedichte. Dresden, E. Pierson. M. 1.5.

**Janitschek**, Maria. Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen. Stuttgart, W. Spemann.

**Kurz**, Isolde. Gedichte. Frauenfeld, J. Huber. M. 4.

**Loewenberg**, T. Gedichte. Norden. H. Fischer, M. 2.

**Schulpe**, G. von. Harfe und Harnisch. Dresden, E. Pierson.

**Schwaab**, C. N. Gedichte aus dem Orient. London, Trübner & Co.

**Dramatische Dichtungen.**

**Bartels**, Adolf. Johann Christian Günther. Trauerspiel in 5 Akten. Leipzig, C. Reißner.

**Kruse**, Heinrich. Arabella Stuart. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.

**Müller**, Richard. Montecci. Ein Trauerspiel. Leipzig, Köckling. M. 2.

**Ohnet**, G. Der Hüttenbesitzer. Schauspiel. Deutsch von R. Schelcher. Univ.-Bibl. 2471. Leipzig, Reclam. M. 0,2.

**Plötz**, J. v. Dumm und gelehrt. Schwank. Univ.-Bibl. 2480. Leipzig, Reclam. M. 0,2.

**Reist**, Karl. Rentennot. Lustspiel in 5 Akten. München, Th. Ackermann.

**Stern**, Victor. Calas. Tragödie in 5 Akten. Wien. J. Dirnböck.

**Teschen**, W. Schnupftabak. Hist. Lustspiel. Univ.-Bibl. 2477. Leipzig, Reclam. M. 0,2.

**Uhlhorn**, Friedr. Das Wort allein! oder Die Reformation der Stadt Hannover. Reformations-Festspiel. Hannover, C. Meyer. M. 2.

**Vollmann**, Rich. Intellos. Trauerspiel in 3 Akten. München, F. Hiller.

**Wildenbruch**, Ernst v. Die Quitzows. Schauspiel. Berlin, Freund & Jeckel. M. 2.

**Erzählende Dichtungen.**

**Altena**, C. E. Der junge Goldschmied. Dichtung. Hamburg, J. F. Richter. Geb. M. 6.

**Arnold**, Hans. Der Umzug und andere Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co. M. 4.

**Bachem's Novellen-Sammlung.** Band 35. C. Rudorff. An den Stufen des Thrones. E. Polko. Eine zehnte Sinfonie. E. von Pütz. Maria Angela. Geb. M. 1.

**Banzole**, Ottone di. Al di là. Romanzo. Milano, G. Galli. L. 4.

**Beaulieu**, G. von. Leibeigen. Novellen. Dresden, E. Pierson. M. 3.

**Benkard**, Christian. Marina. Ein Lied vom Nordseestrand in 12 Gesängen. Hamburg, J. F. Richter. M. 2,5.

Digitized by Google

**Berger**, M. Schloss Hartenfels. Roman. Baehems Novellen-Sammlung No. 36. Köln, J. P. Bachem. M. 1.

**Besant**, Walter. The inner House. Tauchnitz-Edition 2553. M. 1,6o.

**Beta**, Ottomar. Bei der Baronin v. Plettenbach. Roman aus dem High-life. München, G. Callwey. M. 2,5.

**Bianco**, Pietro. Maternità. Messina, Gius. Principato. L. 2,5.

**Chiavacci**, V. Bei uns z' Haus. Wien & Teschen, Karl Prochaska. M. 3.

**Collins**, Mabel. Licht auf den Weg. Übers. aus dem Englischen. 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben. M. 1,2.

**Collins**, Wilkie. The Legacy of Cain. Tauchn.-Edit. 2553 55. Leipzig, B. Tauchnitz. M. 3,2.

**Colombi**, La Marchesa. I ragazzi d'una volta e i ragazzi d'adesso. Milano, G. Galli. L. 2,5.

**Conti**, Edoardo. Entrando nella Vita. Romanzo pei Fanciulli. Milano, G. Galli, L. 2.

**Conwentz**, Anna. Für Geist und Herz. Eine Gabe für Deutschlands Töchter. Berlin, L. J. Münnich. M. 4,5.

**Cüppers**, A. J. Der Gotenfürst. Historischer Roman. Düsseldorf, F. Bagel, M. 2,5.

**Dahn**, F. Frédégonde. Traduction de Edm. de Perrot. Paris, W. Hinrichsen. Frcs. 3,5.

**Dahn**, F. Frigga's Ja. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.

**Dante**. The Divine Comedy. Transl. into English Verse by John Augustine Wilstach. 2 vols. Boston, Houghton, Mifflin & Co., £ 5.

**Dennert**, C. Parabeln nach der Natur. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

**Elbe**, A. von der. Die Junker von Luzern. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. M. 7,5.

**Drews**, Arthur. Judas Iscbariot. Dichtung. Hamburg, J. F. Richter. M. 2.

**Durnchen**, Theodor. Janzje Verbrügge. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.

**Ebers**, Georg. Die Gred. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. M. 10.

**Fogazzaro**, Antonio. Il Mistero del Poeta. Romanzo. 2 ed. Milano, G. Galli. L. 4.

**Frank**, Ulrich. Der Kampf um's Glück. Roman. Berlin, Freund & Jeckel. M. 3.

**Franzos**, K. E. Die Schatten. Erzählung. Stuttgart, Bonz & Co. M. 6.

**Fritze**, Ludw. Hitopadeça. Aus dem Sanskrit neu übersetzt. Leipzig, Otto Wigand.

**Gltimer**, Claire von, Alessa. Kleine Missionen. Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V. 8. Stuttgart, Engelhorn. M. 0,5.

**Gosseck**, Herm. Aus der guten Gesellschaft. Bukarester Roman. Hamburg, J. F. Richter. M. 4.

**Gottschall**, R. v. Die zehnte Sprache. Der Zeugleutenant. Zwei Novellen. Univ.-Bibl. 2474. Leipzig, Reclam. M. 0,2.

**Gubernatis**, Angelo de. Il Purgatorio di Dante, dichiarato ai Giovani. Firenze, L. Niccolai. L. 2,5.

**Haggard**, Rider. Mr. Meeson's Will. Tauchnitz-Edit. 2556. Leipzig, B. Tauchnitz. M. 1,6.

**Herbert**, M. Gemischte Gesellschaft. Novellen. Köln, J. P. Bachem. M. 5,25.

**Kerner**, H. Die Abenteuer des Johannes Reusch. Kulturgeschichtlicher Roman. Köln, J. P. Bachem. M. 4,75.

**Laven**, Herm. Jörg von Fallenstein. Ein historisches Gedicht. Trier, Paulinus-Druckerei. Geb. M. 5.

**Lindau**, R. Der lange Holländer. Berlin, F. & P. Lehmann. M. 3,5.

**Lioy**, Paolo. In Alto. Milano, G. Galli, L. 3,5.

**Marchesi**, Mathilde. Aus meinem Leben. Düsseldorf, F. Bagel.

**Memini**, Marchesa d'Arcello. 2 Bde. Engelhorn's Roman-Bibl. V. 5. Stuttgart, Engelhorn. M. 1.

**Nathusius**, Marie. Langenstein und Boblingen. Hausschatz für christliche Familien I. Magdeburg, L. Schäfer. M. 1,5.

**Noak**, Friedr. Wilh. Taötekking von Laötsee. Aus dem Chinesischen. Berlin, C. Duncker.

**Peter**, Joh. Wildfarren. Neue Hochwaldgeschichten aus dem böhmisch-bayrischen Grenzgebirge. Wien, A. Hartleben. Geb. M. 4.

**Philips**, F. C. Jack and Three Jills. Tauchn.-Edition 2552. M. 1,6.

**Putlitz**, G. zu. Vier Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. M. 6.

**Richter**, H. Märchen aus dem Leben. Mit Illustrationen von E. Klein und E. Payer. Stuttgart, M. Wang. Geb. M. 5,5.

**Riotte**, T. Theodulf. Ein Sang aus alter Zeit. Köln, J. P. Bachem.

**Römer**, Alex. Moderne Cultur. Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

**Roquette**, Otto. Cesario. Erzählung in Versen. Stuttgart, J. G. Cotta.

**Sannig**, Olaf. Damring og Dag. Kristiania, A. Cammermeyer, Kr. 3,25.

**Schapira**, M. Der Überfall. Ein wahrheitsgetreues Culturbild aus Russland. Prag, J. Brandeis.

**Scharling**, Henrik (Nicolai). Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heimsius. M. 6,5.

**Schmidt**, Rudolf, König Rodger. Übers. von Gottfried von Leinburg. Berlin, P. Hennig. M. 2.

**Schobert**, H. Kreuzdorn. Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

**Senn**, J. Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild. Hrsg. von O. Sutermeister. Bern, Rud. Jenni. M. 3,5.

**Serao**, M. Fior di Passione. Milano, G. Galli. L. 3,5.

**Seydlitz**, G. v. Venus Anadyomene. Künstler-Novelle. München, G. Callwey. M. 2,5.

**Silberstein**, August. Neue Hochlandsgeschichten. Leipzig, Leipziger Verlagshaus. geb. M. 2.

**Spyri**, Johanna. Aus den Schweizer Bergen. Gotha, A. Perthes. M. 2,4.

**Steinau**, H. Jedem das Seine. Roman. 2 Bde. Halle a. S., Trausch & Große. M. 4,5.

**Storm**, Th. Geschichten aus der Tonne. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. M. 4.

**Sutermeister**, O. Schwizer-Dütsch. Aus dem Kanton Bern. 10. Hft. Zürich, Orell Füßli & Co. M. 0,5.

**Suttner**, B. v. Erzählte Lustspiele. Neues aus dem High-Life. Dresden, E. Pierson. M. 3.

**The Honble Mrs. Vereker**. By the „Author of Molly Bawn". Tauchn.-Edition. 2551. Leipzig, B. Tauchnitz. M. 1,6.

**Valcarenghi**, Ugo, Spergiuro? Milano, G. Galli. L. 3.

**Verne**, Julius. Zwei Jahre Ferien. Wien, A. Hartleben. M. 3,4.

**Victor**, Storielle vere. Milano, G. Galli, L. 2.

**Volger**, Ad. Ginevra. Erzählendes Gedicht. Altenburg, O. Bonde. M. 2,5.

**Wandel** der Zeiten. Vier Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines Deutschen Offiziers". Wiesbaden, F. F. Bergmann.

**Was** der heilige Josef vermag. (La neuvaine de Coletta). Engelhorns allgem. Roman-Bibl. V. 7. Stuttgart, Engelhorn M. 0,5.

**Wendlandt**, Franz, Hertha Stelzner, Novelle. Anclam, H. Wolter. M. 1.

**Wenger**, J. Unglücks-Chronik. Bern, R. Jenni. M. 2,5.

**Wichert**, Ernst. Susm Cuique Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner.

**Wildenradt**, Joh. v. Ubbo der Friese. Erzählungen aus deutscher Vergangenheit, Leipzig, Greuell & Francke. M. 2.

**Zabel**, Eugen. Getrennte Herzen. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. M. 3.

### Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.

**Biese**, Alfred. Theodor Storm und der moderne Realismus. Litt. Volkshefte Nr. 9. M. 0,5.

**Biltz**, K. Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam, A. Stein. M. 3.

**Brink**, Bernh. ten. Geschichte der englischen Litteratur. II. Bd. 1. Hälfte. Berlin, R. Oppenheim. M. 6,5.

**Daudet**, Alphonse. Souvenirs d'un Homme de Lettres. Paris, Marpon & Flammarion. Frcs. 3,5.

**France**, Anatole. La vie littéraire. 2e édit. Paris, Lévy. Frcs. 3,5.

**Holstein**, Hugo. Johann Reuchlins Komödien. Halle, Waisenhaus. M. 4.

**Junius**, Philo. Il Genio di Lessing. Milano, E. Reggiani.

**Lemaitre**, Jules. Impressions de Théâtre. 3e serie. Paris, H. Leeène et H. Oudin Frcs 3,5.

**Mauthner**, F. Schmock oder die litterarische Karriere der Gegenwart. Satire. Berlin, F. & P. Lehmann. M. 1.

Digitized by Google

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Aus
**Justus Liebigs**
und
**Friedrich Wöhlers**
**Briefwechsel**
in den Jahren 1829—1873.

Unter Mitwirkung von **Fräulein Emilie Wöhler**
herausgegeben von
**A. W. Hofmann.**
**Zwei Bände.** gr. 8. geh. **Preis 16 Mark.**

Von der in meinem Verlage erscheinenden großen illustrierten böhmischen Encyklopädie

**Ottův**
**Slovník naučný**

Illustrovaná encyklopaedie obecných vědomostí

ist soeben Bd. I. komplet geworden.
Derselbe hat einen Umfang von **1000** Seiten Lexikon-Oktav, enthält ca. **5000** verschiedene, aller **Originalartikel, 174 Textillustrationen** und **15 Kunstbeilagen,** die zum großen Teile im Farbendruck ausgeführt sind.

**Preis 12 Mark,**
in Original-Prachtband mit goldgepreßtem Lederrücken
**14 Mark 20 Pf.**
Die Fortsetzung erscheint in Lieferungen à **60** Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch
**J. Otto,** Verlagsbuchhandlung
in **Prag,** Karlsplatz 34.

**Abonnenten-Sammler**
jedes Standes und in allen Städten für eine Zeitschrift gesucht. Gefl. Adressen unter M. Z. 58 an die Exp. d. Bl.

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**
Soeben erschien:
**Für Herz und Haus.**
**Briefe für deutsche Frauen**
von
**Marie Schramm-Mardonald.**
In eleg. Umschlag 3 ℳ. In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.
In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Ehrenmitglied des Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.
**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Soeben erschien:
**Richard Wagners Briefe**
an
**Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine.**
Gr. 8. Velinpapier. 408 S. Preis geh. 7 ℳ 50 ₰; fein geb. 9 ℳ.
Wenn bei der von so großem Erfolge begleiteten Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Wagner und Liszt das vornehmlich Fesselnde und Überraschende in der Weise lag, wie zwei große Persönlichkeiten in freundschaftlichem Verkehre sich unverhüllt darstellten, so tritt bei der nun folgenden Herausgabe des wichtigen Briefwechsels des Meisters mit seinen Dresdener Freunden wohl hauptsächlich das Interesse für die werdenden Meisterwerke selbst in den Vordergrund. Über die Auffassung der früheren dramatischen Werke, wie über die Geschichte der ersten Kunstschriften, empfängt man durch diese Briefe die wichtigsten Fingerzeige, sodaß weite Kreise für dieses neue reichhaltige Geschenk des Herausgebers lebhaften Dank wissen werden.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.
**Wolfgang Kirchbach**
**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.
**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.
**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ.
**Waiblinger.**
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.
**Kinder des Reiches.**
Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
**Wolfgang Kirchbach**
**Märchen.**
Neue Ausgabe. 1880. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.
**Salvator Rosa.**
Roman in 2 Bänden 1880. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 12. Januar 1889. Nr. 3.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt**

**Inhalt:** J. C. Poestion: „Kalewala." — Karl Blind: „Urältestes Germanen-Volk." (Fortsetzung.) — Josef Sarrazin: „Victor Hugos schriftstellerischer Nachlaß." — Josef Filtsch: „Das neueste Buch über Siebenbürgen." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Kalewala.

Von J. C. Poestion.

Unser Jahrhundert, zu dessen Beginne durch die bekannten folgenschweren Ereignisse manches Volk sein entschwundenes Nationalbewußtsein zurückerlangt hat, war auch Zeuge der geistigen Wiedergeburt eines uralten und einst mächtigen Volksstammes, der Jahrhunderte hindurch das ihm auferlegte Joch eines fremden Eindringlings geduldig ertragen hat — nämlich der Finnen. Nachdem die Schweden in den Friedensschlüssen von Nystädt (1721) und Abo (1748) zuerst den östlichen Teil Finnlands an Rußland verloren hatten, mußten sie im Frieden von Fredrikshamn vom 17. September 1809 auch den übrigen Teil des Landes an dieselbe Macht abtreten. Die Finnen selbst, treu, bieder und tapfer wie sie sind, hatten heldenmütig für ihr Verbleiben unter Schweden gekämpft, von dem sie doch gerade in diesem Kampfe mit beispielloser Schwäche preisgegeben wurden. Ihr Los gestaltete sich indessen unter der neuen Herrschaft ganz anders, als sie befürchtet hatten. Obschon als ein Großfürstentum dem russischen Selbstherrscherreiche einverleibt, behielt Finnland doch seine alte Verfassung und Gesetzgebung, und bekam sogar eine besondere Verwaltung und damit eine Selbständigkeit, welche sich die Finnen selbst zuvor wohl nie — am wenigsten unter diesem Zepter — hätten träumen lassen. In seinem Bestreben, sich den neuen Besitz dauernd zu sichern, ging Rußland sogar noch weiter; es enthielt sich den Finnen gegenüber nicht nur aller Verrussungsversuche, sondern war im Gegenteil bestrebt, das Nationalgefühl des Volkes zu heben und zu stärken, indem es seiner Sprache und Litteratur eine ganz besondere Pflege angedeihen ließ. Die Folgen dieser gesunden Staatskunst blieben denn auch nicht aus: Finnland hat, seit es zu Rußland gehört, nicht nur an Einwohnerzahl, Wohlstand und Bildung zugenommen, sondern es ist sich auch wieder seiner selbst, seines Wertes und Könnens, bewußt geworden. Heute steht dasselbe fast ebenbürtig an der Seite der übrigen nordischen Kulturvölker in edlem Wettbewerb um Aufklärung, Fortschritt und Gesittung auf allen Gebieten. Es besitzt außer seiner Hochschule in Helsingfors zahlreiche höhere und niedere Bildungsanstalten und Fachschulen, und für den Volksunterricht allein nicht weniger als ca. 600 Volksschulen; es hat in so unglaublich kurzer Zeit sich eine heimische Litteratur in finnischer Sprache geschaffen, die zwar noch nicht sehr reichhaltig ist, dafür aber schon ganz vorzügliche Leistungen (z. B. des Bauerdichters Paawo Korhonen, des Küsters Peter Päivärinta, Juho Reijonens, J. H. Erkkos, Juhani Ahos, Juho Reijonen, Kauppis-Heikki, Minna Canth u. a.) aufweisen kann; es hat einheimische Gelehrte von Ruf und besitzt mehr als 30 Zeitungen und Zeitschriften (neben beiläufig ebenso vielen in schwedischer Sprache).

Zu den Anzeigen, welche zuerst das nationale Erwachen Finnlands ankündigten, gehörte der große Eifer, mit dem man an das Sammeln volkstümlicher Überlieferungen ging. Die Finnen besitzen nämlich einen überaus reichen Schatz von Volkspoesie, die schon jahrhundertelang durch mündliche Überlieferung unter ihnen blüte und auch den Gebildeten des Landes bekannt war. Früher hatte man außer einer kleinen Sammlung von Sprüchwörtern (1702) und einer ebensolchen von Volksrätseln (1783) nichts Selbständiges auf diesem Gebiete veröffentlicht, sondern nur gelegentlich in anderen Schriften bruch-

Digitized by Google

stückweise Proben aus der Volksdichtung (z. B. ein Bärenlied, Zauberformeln u. dergl.) mitgeteilt. Selbst von den auf Veranlassung Porthans, des Vaters der finnischen Geschichtsforschung, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gesammelten Liedern sind nur Auszüge in Werken zweier Schüler Porthans gedruckt worden, nämlich in Lencqvists Schrift über den Aberglauben der alten Finnen (1782) und in Gananders finnischer Sagenkunde (1789), welchen beiden Arbeiten die Volkslieder als Grundlage dienten. Nunmehr aber, wo Rußland den litterarischen Unternehmungen in Finnland kräftige Unterstützung angedeihen ließ, entwickelte sich alsbald eine regere Thätigkeit in der Aufzeichnung und Bekanntmachung der überlieferten Volkslitteratur. Im Jahre 1818 gab C. H. von Schröter zu Upsala eine Sammlung „finnische Runen" in der Urschrift und in deutscher Übersetzung heraus; Professor R. von Becker teilte seit 1820 in einer in Abo erscheinenden finnischen Wochenschrift einige auf alte Helden bezügliche Gesänge mit; hierauf folgten die zumeist auf Lieder lyrischen, mythischen und zauberischen Inhalts beschränkten Sammlungen des Zacharias Topelius (5 Bände, 1822—1830) und Elias Lönnrot (4 Hefte, 1829—1831). Im Jahre 1831 wurde die finnische Litteraturgesellschaft gegründet und damit allen diesen Bestrebungen ein mächtiger Stützpunkt geschaffen.

Beckers Mitteilungen, in denen schon der Versuch gemacht worden war, einige Lieder über den Helden Wäinämöinen in ein Ganzes zu vereinigen, veranlaßten einen jungen Arzt, namens Elias Lönnrot, Wanderungen durch ganz Finnland und später noch außerhalb desselben unter den russischen Karelen, einem finnischen Volkszweige, zu unternehmen, um Alles, was an Sagendichtung noch vorhanden, zu sammeln. Das Ergebnis übertraf die kühnsten Erwartungen. Besonders reich war die Ausbeute an Liedern, die sich auf die Götter und Helden der heidnischen Vorzeit bezogen. Lönnrot glaubte in denselben die Bruchstücke einer großen epischen Dichtung zu entdecken, ordnete sie nach diesem Gesichtspunkte und gab sie im Jahre 1835 auf Kosten der finnischen Litteraturgesellschaft, die ihm schon auf seinen Wanderungen Unterstützung hatte angedeihen lassen, als „finnisches Volksepos" unter dem Titel: „Kalewala oder Karelens alte Gesänge" heraus. Die Dichtung enthielt nicht weniger als 32 Lieder in mehr als 12 000 Versen, und erregte das größte Aufsehen, im Auslande nicht minder wie in Finnland selbst. Man erkannte sogleich die ungeheure Bedeutung derselben für die finnische Poesie, Bildung und Nationalempfindung, sowie selbst für die Weltlitteratur, die ja gewissermaßen über Nacht um ein großes Volksepos bereichert worden war. Welch seltener Glücksstern aber der Großthat Lönnrots leuchtete, beweist u. a. der Umstand, daß er gewissermaßen im letzten Augenblicke noch das Wertvollste für seine Sammlung retten konnte. Ein Bauernhofbesitzer in Latvajärvi (im nordwestlichen Teil des archangelschen Gebietes), namens Arhippa Perttunen, der mehrfach als der beste Runensänger seiner Zeit bezeichnet wird, erzählte nämlich Lönnrot, nachdem er diesem drei volle Tage hindurch seine Runen in die Feder gesagt hatte, daß er als Knabe häufig zur Zeit des Fischfangs seinem Vater mit einem Nachbar ganze Nächte lang am Feuer habe Runen singen hören, ohne daß jemals eine einzige wiederholt worden sei, und dadurch habe er, Arhippa, selbst die hauptsächlichsten Gesänge allmählich im Gedächtnis behalten, wenn schon ihm im Laufe der Zeit auch Vieles wieder entfallen sei. „Von meinen Söhnen," hatte er hinzugesetzt, „wird kein einziger Sänger werden." Bedenkt man nun, daß Arhippa, der nach eigenem Geständnis selbst schon Vieles vergessen hatte, damals beinahe 80 Jahre zählte, und daß von seinen Söhnen kein einziger im stande war, die Überlieferung der Überreste fortzupflanzen, so ist es augenscheinlich, daß die Aufbewahrung der fraglichen Gesänge an einem Haare hing.

Durch den ungeahnten Erfolg ermutigt, veranlaßte die finnische Litteraturgesellschaft weitere Forschungen nach alten Liedern. Lönnrot selbst bereiste noch in den Jahren 1837, 1842 und 1845 Lappland, Karelen, Ingermanland und die Ostseeprovinzen und ihm folgten Cajan, Castrén, Ahlqvist und besonders Europaeus. Alle kehrten mit neuem Stoff zurück, der zusammen so reichhaltig war, daß Lönnrot im Jahre 1849 eine zweite, fast um das Doppelte vermehrte Ausgabe der Kalewala der Öffentlichkeit übergeben konnte. Diese umfaßt 50 Gesänge (Runos) in 22 800 Versen. Sammlungen, die später noch veranstaltet wurden, haben nichts mehr zu Tage gefördert, was von so wesentlicher Bedeutung gewesen wäre, daß sich eine neue Bearbeitung der Ausgabe von 1849 als notwendig erwiesen hätte. Hingegen hat Lönnrot im Jahre 1862 eine Volksausgabe der Kalewala erscheinen lassen, in welcher Alles, was nicht unmittelbar auf den Gang der Erzählung Bezug hat, fortgelassen wurde — nicht zum Vorteile der Dichtung. Außer der Kalewala wurden, und zwar von Lönnrot selbst, an Überresten des volkstümlichen Dichtens und Denkens der Finnen noch eine Sammlung von (592) alten lyrischen Gedichten und 50 ebenfalls alten Balladen unter dem Titel: „Kanteletar" (1840, neue Auflage 1864), dann eine Sammlung von (7077) volkstümlichen Sprüchwörtern (1842) und eine solche von (2188) Rätseln (1844; zweite, sehr vermehrte Auflage 1861) herausgegeben. Erst verhältnismäßig spät ging man auch an die Einsammlung von Sagen und Märchen; vier Hefte solcher hat Ecro Salmelainen (Erik Rudbeck) in den Jahren 1852—1866 herausgegeben (eine deutsche Übersetzung finnischer Märchen durch Emmy Sekreck ist erst kürzlich im Verlage von Hermann Böhlau in Weimar erschienen). Neue Zauberlieder wurden im Jahre 1880 herausgegeben. So wertvoll und schön aber auch diese Erzeugnisse des finnischen Volksgeistes, ganz besonders die unter dem Titel: „Kanteletar" gesammelten Dichtungen und die Märchen, sind, so reichen sie doch alle an Bedeutung nicht an die Kalewala hinan, welcher die finnische Dichtung bis jetzt allein jenen hervorragenden Platz in der Weltlitteratur verdankt, den sie unstreitig in der-

Digitized by Google

selben einnimmt. Über dieses Epos möchte ich mich denn auch, und zwar aus einem bestimmten Anlasse, hier ausführlicher verbreiten.

Die Kalewala hat ihren Namen nicht etwa von dem Hauptheldeu der Dichtung — denn dieser ist Wäinämöinen — sondern, wie auch die Iliade, von dem Schauplatz der Erzählung. Kalewala heißt nämlich so viel als Land oder Heim des Kalewa; Kalewa aber ist ein göttlicher Riese und der Stammvater aller Helden, Kalewala somit ein dichterischer Name für Finnland. Der Mittelpunkt des ganzen Epos ist, wie erwähnt, Wäinö, ein Sohn des Kalewa, gewöhnlich in der verkleinernden Koseform Wäinämöinen geheißen (daher Wäinölä, Heim des Wäinö, ein anderer poetischer Name für Finnland), nach der Sage der Erfinder der Kantele, des Nationalinstrumentes der Finnen und durch seine Weisheit und Sangeskunst berühmt; mit ihm eng verbunden erscheinen die Helden Ilmarien und Lemminkäinen. Den Gegenstand der Handlung aber bildet der Zwist und die Feindschaft zwischen Finnen und Lappen, dadurch veranlaßt, daß die finnischen Helden um eine Braut aus dem Nordlande (Pohjola — Lappland), die schöne Tochter der Pohjola-Wirtin, werben, um sie zu erhalten der Mutter einen heilbringenden Schatz, den Sampo, liefern müssen und denselben später zurückerobern, ohne sich lange seines Besitzes zu erfreuen, da er ins Meer versinkt. Um diesen Hauptmittelpunkt, den Gegensatz zwischen den Völkern Kalewalas und Pohjolas, reihen sich die mit mannigfaltigen hochpoetischen Beigesängen, wie dem tieftragischen Rundgedicht von Kullerwo, der herrlichen Aino-Sage und den sinnigen Hochzeitsliedern durchflochtenen Begebenheiten, die hier auch nur kurz zu erzählen räumliche Rücksichten verbieten. Schon diese wenigen Angaben aber dürften den Leser an die ähnlichen Züge in der Iliade mit ihrem Gegensatze zwischen Trojanern und Griechen, sowie in dem deutschen Nibelungenliede mit seinen beiden Hauptthemen erinnert haben. Vorzüglich bedeutsam erscheint die Ähnlichkeit mit dem deutschen Epos, das ja gleichfalls auf die Brautfahrt nach der nordischen Jungfrau und den Erwerb eines Hortes gegründet ist, der in den Rhein versenkt wird. Obgleich diese Übereinstimmung noch in anderen Einzelnheiten hervortritt, folgen doch beide Epen einer ganz eigentümlichen Entwickelung, so daß zwischen ihnen kein unmittelbarer Zusammenhang angenommen werden darf. Die Kalewala ist überhaupt von einer so besonderen Eigenart, daß sie sich von den übrigen Volksepen aufs Schärfste unterscheidet. Nicht wenig trägt hierzu die getreue Wiederspiegelung der Natur und des Lebens ihres Schauplatzes bei. All die Gegensätze, welche sich dort dem Blicke darbieten, das Wilde und Großartige, man möchte sagen Urweltliche, unmittelbar neben dem Freundlichen und Anmutvollen, finden sich auch hier wieder. Das siebenmonatliche Erstarren der Natur, die Stürme und undurchdringlichen Nebel, welche es begleiten, treten uns in der Einbildungskraft der Dichter, welche diese Gesänge erschufen, fast handgreiflich entgegen. „Wie die Wogen des Wurksan branden und rauschen und die Wellen des Imatra schäumen, so stürzen sich die Ströme des Sanges daher.“ Der Kampf, den der Finnländer um sein nacktes Dasein, nicht nur mit dem Felsboden und dem rauhen Klima, sondern auch mit dem Wolfe, dem Bären und dem Luchse zu führen hat, die Einsamkeit, die ihn von der Wiege bis zum Grabe umgiebt und fast von allem Verkehr mit der Außenwelt abschließt, mußten das Ungeheure, das Schroffe, Düstere als den geeignetsten Vorwurf für die schöpferische Kraft seines Geistes erscheinen lassen. Ein auf finnischem Boden entsprossenes National-Heldengedicht konnte seinem Inhalte und seiner Form nach kaum anders werden, wie es uns in der Kalewala entgegentritt. (Tettau.)

Was die äußere poetische Form der Kalewala betrifft, so finden wir an dem Epos zwei Eigentümlichkeiten, nämlich die an die morgenländische Poesie erinnernden gleichlaufenden Verse und das gewohnheitsmäßige finnische Versmaß, den sogenannten Runometer. Die gleichlaufenden Verse, d. h. diejenigen Verse, welche einen und denselben Gedanken in anderer Wendung oder in einem anderen Bilde wiedergeben, sind eine Eigentümlichkeit aller finnischer Volkspoesie, auch der lyrischen und haben ihren Grund in der Entstehung der Gedichte selbst. Nach Lönnrots und Ahlqvists übereinstimmenden Mitteilungen werden die Runen von zwei Sängern vorgetragen; sie sitzen einander gegenüber, reichen sich die Hände, und unter steten Vor- und Rückwärtsbeugen des Oberkörpers beginnt der Gesang so, daß der Hauptsänger, der begabtere, nach einer einfachen, herkömmlichen Singeweise den ersten Vers singt, der vom zweiten Sänger wiederholt wird, vielleicht um dem Kameraden Zeit für den nächsten Gedanken zu lassen; findet der Hauptsänger während der Wiederholung die Fortsetzung nicht, oder will er auf den Gedanken mehr Nachdruck legen, so giebt er demselben im nächsten Verse in einer anderen Wendung oder in einem neuen Bilde, und so entsteht der Gleichlaufsvers. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise zwei, drei, ja noch mehr dergleichen Verse entstehen können. Indessen läßt sich, abgesehen hiervon, auch annehmen, daß der zweite Sänger, der unter Umständen dem ersten an Begabung sehr wohl ebenbürtig sein konnte, bei der Wiederholung des Verses aus eigenem Antriebe, um dem ersten Sänger nicht nachzustehen, die Worte und Bilder seines Kameraden änderte, und hieraus ließe sich auf eine künstlerische und noch natürlichere Weise der Reichtum an Bildern in den nebeneinander laufenden Versen erklären. — Das Versmaß endlich, das ebenfalls in allen volkstümlichen finnischen Liedern unverändert dasselbe ist, besteht aus achtsilbigen trochäischen Zeilen, die nach Ahlqvists finnischer Prosodik im ersten Versfuße, aber auch nur in diesem eine gewisse Freiheit in der Vermehrung der Silbenanzahl zulassen; doch sind solche Einschiebungen, wo sie vorkommen, durchaus zufällig und entbehren jedes rythmischen Grundes. Sehr wesentlich hingegen ist für den Runometer der ans Unglaubliche grenzende Stabreim, welcher, da er ungekünstelt erscheint, dem Urverse einen außer-

Digitized by Google

ordentlichen Klangreiz verleiht; drei stabreimende Wörter in einem Verse sind keineswegs ungewöhnlich. Der Endreim ist dem Runometer beinahe ganz fremd und kommt wohl nur unbeabsichtigt vor.

II.

Wie schon erwähnt, hat die Kalewala gleich nach ihrem Erscheinen nicht nur in Finnland selbst, sondern auch im Auslande ein Aufsehen erregt, wie solches nur ganz ungewöhnliche oder glänzende Litteraturwerke hervorzurufen pflegen. Und das finnische Epos, das sich den National-Epen der Welt als fünftes anreihte, war in der That eine ganz ungewöhnliche und dabei überaus glänzende litterarische Erscheinung, deren Aufgehen um so blendender und stärker wirken mußte, als es so urplötzlich, unerwartet und ungeahnt erfolgte. Die Kenntnis der Dichtung selbst wurde dem Auslande zunächst durch Übersetzungen und zwar zuerst durch eine schwedische vermittelt, die der ausgezeichnete finnische Sprachforscher Castrén im Jahre 1841 herausgab. An diese schloß sich 1845 eine französische Übertragung von Léouzon-le-Duc an. Die zweite Lönnrotsche Ausgabe übersetzten K. Collan ins Schwedische (1864—1868), A. Schiefner ins Deutsche (1852), F. Barna ins Ungarische (1871); außerdem besteht noch eine russische Übersetzung und einzelne Teile des Epos sind von John Porter und Wickham Hoffmann ins Englische übertragen worden. Von ausländischen und daher unparteiischen Urteilen über die Dichtung führe ich nur zwei und zwar die am schwersten wiegenden an. Jakob Grimm, der die Kalewala in der Übersetzung von Castrén kennen lernte, veröffentlichte „Über das finnische Epos" einen rühmenden Aufsatz in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache, I, S. 13 ff. (neuerlich abgedruckt in den Kleineren Schriften, 2. Bd., Berlin 1865) und sagt darin u. a.: „Hier sprudelt, wenn irgendwo, lauteres Epos in einfacher und desto mächtigerer Darstellung, ein Reichtum unerhörter und wieder mit anderen bekannten zusammentreffender Mythen, Bilder und Ausdrücke; ich will besonders hervorheben ein reges sinniges Naturgefühl, wie es fast nur in indischen Gedichten angetroffen wird." Professor Max Müller in Oxford schreibt in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, I. Bd., 1861, S. 269: „Aus dem Munde der Greise ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge und Vollständigkeit gleichkommt, und das sogar, wenn wir für einen Augenblick Alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist als Homers Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wäinämöinen war kein Homer; aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmahlt, mit denen er lebt, so besitzt auch Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind, und kann auf seinen Platz als fünftes National-Epos der Welt neben den jonischen Gesängen, neben Mahâbhârata, Schanâmet und neben den Nibelungen Anspruch machen. Ich stehe nicht an, die Kalewala im Range gleich nach den griechischen Epen folgen zu lassen."

Die hohe Bedeutung der Kalewala steht also fest; sie konnte auch durch die Ergebnisse einer strengen Prüfung, welcher die Dichtung in der jüngsten Zeit unterworfen worden ist, nicht verringert werden, obschon dieselben den Finnen immerhin kleine Enttäuschungen bereitet haben. Wissenschaftliche Forschungen über die Kalewala sind übrigens nicht viel älter als ein Jahrzehnt. Das Entzücken über den Besitz eines so wertvollen Schatzes war lange Zeit bei den Finnen so überwältigend, daß man es nicht wagte, dem Heiligtume anders als mit blinder Bewunderung zu nahen. Überdies war eine wissenschaftliche Forschung überhaupt erst ermöglicht, nachdem Lönnrot im Jahre 1873 seine streng gehüteten Liedersammlungen, welche die Unterlage für seine Anordnung gebildet, der finnischen Litteraturgesellschaft übergeben hatte. Die prüfenden Untersuchungen erstrecken sich bisher vorzüglich auf die Fragen nach dem Verhältnisse der gedruckten Kalewala zu den Volksliedern, nach der örtlichen Herkunft der Kalewala-Gesänge und nach der Zeit der Entstehung derselben. Da die hierbei gewonnenen Ergebnisse in mehrfacher Hinsicht ein neues Licht auf die Dichtung werfen und in Deutschland noch wenig bekannt sein dürften, will ich dieselben hier kurz andeuten.

Man darf vor Allem nicht die Vorstellung hegen, daß die Kalewala etwa von den Sängern des Volkes einst genau so gesungen worden sei, wie sie in Lönnrots Ausgaben vorliegt. Eine Vergleichung mit den Handschriften und mit neueren Sammlungen hat ergeben, daß Lönnrot ganz bedeutende Zusätze eingefügt hat, obschon deren Anzahl und Umfang in den verschiedenen Gesängen sehr ungleich ist. So nahm er aus den dieselben Stoffe behandelnden epischen Gesängen in seine Anordnung alle Einzelheiten auf, welche in dem zu Grunde gelegten vollständigsten Gesang fehlten und die Schilderung lebhafter und ausführlicher machen konnten. Weiters hat Lönnrot an unzähligen Stellen die künstlerische Wirkung des Gesanges zu erhöhen gesucht, indem er größere oder kleinere Stücke aus lyrischen Dichtungen einflocht. Außerdem hat er oft, unter Veränderung des Namens des Helden oder der Heldin, dem epischen Gesange größere oder kleinere Stücke aus Balladen und anderen nicht eigentlich zum Kalewala-Kreise gehörigen epischen Gedichten einverleibt, um auf diese Weise verschiedene alte Gesänge, die entschieden zu diesem Kreise gerechnet werden mußten, aber im Volksmunde noch nicht zur Verschmelzung mit demselben gelangt waren, inniger miteinander zu vereinigen. Endlich hat Lönnrot auch, um Übergänge und Verbindungen herzustellen, eigene, von ihm selbst verfaßte (oft schon durch ihre sprachliche Eigenart erkenntliche) Zusätze gemacht, wenn auch immerhin in verhältnismäßig geringer Menge, da er sich in diesem Falle gewöhnlich mit Versen behalf, die da und dort aus allen möglichen Volksliedern genommen waren. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein solches Verfahren bisweilen

Digitized by Google

recht bedenklich sein kann; indessen darf aus diesen Gründen der Kalewala keineswegs etwa der Charakter eines echten Volksepos abgesprochen werden. Auch die Sänger im Volke, besonders die begabteren, haben ja die durch Überlieferung überkommenen epischen Gesänge gerade so wie Lönnrot nach ihrem eigenen Gutdünken aus ganz denselben Quellen erweitert und fortentwickelt.

Die Ansicht Lönnrots und Ahlqvists, daß die epischen Gesänge der Kalewala in Russisch-Karelen, beziehungsweise an den Ufern der Dwina und zwar in Bjarnnaland gedichtet worden seien, wurde von der neuesten Forschung als unhaltbar nachgewiesen. Die Naturschilderungen, die zahlreichen Entlehnungen aus der Mythenwelt der Skandinavier und Lithauer, kulturgeschichtliche Züge und sprachliche Eigentümlichkeiten lassen den westfinnischen Ursprung der Gesänge als ganz unzweifelhaft erscheinen; doch sind dieselben zum größten Teile von den östlichen Finnen weiter entwickelt worden, und die Verschmelzung der verschiedenen Gedichte zu größeren Gedichtrunden, sowie endlich zu einem zusammenhängenden Epos hat erst stattgefunden, nachdem die epische Poesie sich nach Russisch-Karelen verbreitet hatte. Somit haben die Westfinnen und die Karelen gleichen Anteil an der Entstehung der Dichtung, mit anderen Worten, die Kalewala ist aus dem ganzen finnischen Volke hervorgegangen.

Das Alter der Gesänge endlich ist, was den Hauptstock ihrer Bestandteile betrifft, sehr überschätzt worden; der zeitliche Ursprung derselben dürfte, nach gewissen sagenmäßigen Entlehnungen zu schließen, nicht weit hinter anderthalbtausend Jahren liegen. An solchen Entlehnungen ist die Kalewala auffallend reich, ja man kann sagen, daß der größte Teil des Stoffes dem Götterglauben und Sagen anderer Völker entnommen ist. Wir finden darin vor Allem viel grenznachbarliches Gut; so ganz bedeutende Stücke aus den unter dem Namen „Byilinyi" bekannten russischen epischen Gesängen, dann besonders zahlreiche Züge aus der skandinavischen Götter- und Heldensage (Wäinämöinen ist Odins Ebenbild durch sein Alter, seine Weisheit und seine Runenkunde, Ilmarinen erinnert an den nordischen Wölund; aber auch die Mühle Grotti, Othrörirs Meth, Ägirs Trinkgelag, Balders Tod, die Esche Yggdrasils, den Eber Sährimnir, verschiedene Abenteuer Odins und Thors treffen wir darin wieder), endlich lithauische Mythen und Sagen. Auch mehrere germanische Stoffe, die sich in der Edda nicht finden oder dort ihre ursprüngliche Natur verloren haben (z. B. die Mythe von Nerthus u. a.), kommen in der Kalewala vor. Wäinämöinen gemahnt durch seinen Gesang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt an den griechischen Orpheus, Ilmarinen-Wölund an Hephaistos. In Lemminkäinen ist unschwer der Frühlingsgott oder ein anderes entsprechendes Urbild in den Vorstellungen vieler Völker zu erkennen, der getötet, aber durch die siegende Macht der Liebe wieder lebendig gemacht wird. Von uralt-asiatischem Ursprung ist die Grundidee von der Schöpfung usw. Der Nachweis dieses fremden Gutes war für Finnland, wo man in der Kalewala so gern ein durchaus eingebornes Erzeugnis des finnischen Volksgeistes sehen wollte, die schmerzlichste der Enttäuschungen, welche die unerbittlich strenge Prüfung in Bezug auf die Kalewala bereitet hat. Ganz mit Unrecht; denn wenn die Finnen den größten Teil des Stoffes zu ihren epischen Gesängen von den Nachbarn und Fremden entlehnten, so haben sie nur gethan, was ja alle übrigen Völker mehr oder weniger zu allen Zeiten gethan haben. Wo giebt es überhaupt eine Volksdichtung, die sich in Bezug auf die Stoffe von fremdem Einflusse vollkommen frei erhalten hat? . . . Was außerdem die in Frage stehende Dichtung betrifft, so liegt ihr hoher Wert ja nicht im Stoffe, sondern in der künstlerischen Umformung und Bearbeitung desselben; diese aber ist so selbständig und frei, so volksmäßig eigenartig, so menschlich wahr, so fein poetisch, daß die Finnen Kalewala mit Stolz ihr Eigentum nennen dürfen.

Und nun eine Frage: Wer von den geneigten Lesern kennt das finnische Epos? . . .

Ja, es ist eine ebenso auffallende wie unbegreifliche Thatsache, daß dem deutschen Volke, welches doch sonst mit Vorliebe die Litteraturwerke der fremden Völker liest, die Kalewala, eine Dichtung, die an Schönheit nur von den beiden griechischen Epen übertroffen wird, bisher fast unbekannt geblieben ist. Es ist dies um so seltsamer, als in Deutschland schon vor dem Erscheinen der Kalewala mehrfach auf die finnische Volkspoesie und ihren hohen Wert hingewiesen, für dieselbe gewissermaßen Stimmung gemacht worden war. Schon Daniel Georg Morhof hatte in seinem 1682 erschienenen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" ein finnisches Bärenlied aus Bischof Bangs in Abo (1675) gedruckter Historia ecclesiastica Sveo-Gothorum in Ursprache und Übersetzung mitgeteilt. In Friedr. Rühs Werk: „Finnland und seine Bewohner" (1809) findet sich die finnische Dichtkunst bereits ausführlicher und unter Mitteilung von Proben besprochen. Kein geringerer als Goethe übersetzte ein finnisches Liebeslied („Käm' der liebe Wohlbekannte — Völlig so, wie er geschieden" . .) aus A. F. Skjöldebrands „Voyage pittoresque au Cap Nord", 1801—1802, wobei sich seine Meisterschaft auch wieder in der Sicherheit zeigte, mit der er das heimische Taktmaß und den Volkston des finnischen Gedichtes traf. Nebenbei sei hier bemerkt, daß ein anderes Goethesches Gedicht, „Nähe des Geliebten" („Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer — Vom Meere strahlt" . .), in ziemlich naher Verwandtschaft zu einem lappischen Liede steht. Schröters „Finnische Runen" (1818) wurden in Deutschland erst durch den von seinem Bruder 1834 veranstalteten Wiederabdruck bekannter. In der Mitte der zwanziger Jahre gab Graf August von Platen eine Kalewala-Rune, die er in einer schwedischen Übersetzung (im „Poetisk Kalender för 1820") kennen gelernt, zwar nicht immer meisterlich im sprachlichen Ausdruck, aber glücklich den Ton des Urbildes treffend, in deutscher Nachdichtung wieder (unter dem Titel: „Wäinämö-

Digitized by Google

inens Harfe" im zweiten Bande der gesammelten Werke). 1846 erschien Jakob Grimms Aufsatz über die Kalewala und 1852 diese selbst in deutscher Übersetzung von dem Petersburger Akademiker A. Schiefner zu Helsingfors. Ein Beigesang des Epos, die Kullerwo-Sage, behandelt unter gleichzeitiger Verdeutschung der Verse im gleichen Jahre Schott (in den Abhandlungen der Berliner Akademie, philosoph. histor. Klasse, S. 209—236; dazu Nachträge in denselben Abhandlungen, 1866, S. 254).

Da die Schiefnersche Übersetzung bis auf die allerjüngste Zeit die einzige deutsche blieb — Edmund Dorers „Nordische Runen" (in dessen Gedichtsammlung „Wahrheit und Sage", Leipzig 1877) sind eine, allerdings sehr gelungene Umdichtung von nur drei Nebensängen aus der Kalewala — so fiel ihr allein die Aufgabe zu, die Dichtung in Deutschland auch in weiteren Kreisen bekannter zu machen. Da dies nicht geschehen ist, liegt es nahe, die Ursache des Mißerfolges in der Übersetzung selbst zu suchen. Und hier scheint sie denn auch in der That zu liegen. Schiefner hat sich nämlich bei seiner unter Mitwirkung Castréns († 1852) erfolgten Übertragung mehr von sprachgelehrten als von künstlerischen Gesichtspunkten leiten lassen, und der sklavisch getreuen Nachbildung des Urgedichtes die Schönheit der Form geopfert. Sprachgelehrten-Übersetzungen sind aber der litterarischen Leserwelt ein Gräuel. Die Mängel der Schiefnerschen Arbeit — die übrigens keineswegs bloß formaler Natur sind, denn es kommen darin auch zahlreiche sprachliche Schnitzer und Mißverständnisse vor — haben auch von berufener Seite (so u. a. von Ahlqvist in der finnischen Zeitschrift „Suomi") bald nach Erscheinen des Buches scharfen Tadel erfahren und den herben Witz veranlaßt: „Herr Schiefner hat seine Arbeit den Manen des edlen Castrén gewidmet; sollte er über kurz oder lang eine zweite sehr verbesserte Auflage veröffentlichen, so empfehlen wir ihm, statt jener Worte folgenden Vers aus Racines Phèdra:

„pour apaiser ses mânes et son ombre plaintive . . ."

Bei dieser Beschaffenheit der Schiefnerschen Übersetzung war es also kein Wunder, daß die Kalewala in Deutschland wenig bekannt wurde. Es fehlte eben nur an einer geschmackvollen, formenschönen Verdeutschung.

Nunmehr wäre diesem Mangel endlich abgeholfen durch eine neue Übersetzung, die von 1885 bis 1886 zu Helsingfors erschien und alle Vorzüge besitzt, welche man an einer solchen Arbeit überhaupt nur rühmen kann; wenn . . ja wenn es nicht ein ganz merkwürdiges, unglaubliches — „Wenn" gäbe . . . Die Arbeit rührt von dem am 4. Dezember 1885 verstorbenen Hermann Daniel Paul her, dem einstigen preußischen Violinkünstler, späteren Lektor der deutschen Sprache an der Alexander-Universität und am Polytechnikum zu Helsingfors, der bald zu einem eifrigen Vermittler zwischen der finnischen und deutschen Litteratur wurde und uns schon früher in den Werken: „Aus dem Norden" und „Kanteletar", herrliche Perlen der finnischen Volkslyrik in schmucker deutscher Fassung dargeboten hat. An die formvollendete, dabei sinngetreue Wiedergabe der Kalewala wandte er sein ganzes Können und poetisches Empfinden, seine beste und leider auch letzte Kraft. Die Leistung entsprach denn auch den übermäßigen Anstrengungen: sie zählt — wie nicht minder „Kanteletar" — zu den Meisterwerken deutscher Übersetzungskunst. Das hat schon die Hochschule Helsingfors anerkannt, indem sie das Werk auf ihre Kosten drucken ließ; das hat der rasche Absatz bewiesen, den die beiden Bände in Finnland selbst gefunden; das hat auch die wissenschaftliche und ästhetische Kunstrichterschaft zugegeben (vergl. z. B. Valvoja, lokakuulla 1886, kymenäs vihko, S. 445—447; Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung, 1886, Nr. 210 und 211; Litterarisches Centralblatt für Deutschland, 1887, Nr. 17, S. 579—580; Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, 1886, Nr. 6, S. 93; Prof. Gust. Meyer in der Einleitung zu „Finnische Märchen", übersetzt von Emmy Schreck, S. XIII). Und doch wird auch diese Übersetzung die Kalewala der deutschen Leserschaft nicht viel näher bringen; denn die erste Auflage derselben ist, fast nur im Lande selbst abgesetzt, so gut wie vergriffen; für eine zweite Auflage aber findet sich — in Deutschland und Österreich wenigstens — kein Verleger. Diese für den deutschen Buchhandel beschämende Thatsache festzustellen, sollte dem Schreiber dieser Zeilen vorbehalten bleiben, an den sich die in dürftigsten Verhältnissen hinterbliebene Wittwe Pauls mit dem Ersuchen gewendet hat, für die zweite Auflage einen angesehenen Verleger in Deutschland zu suchen. Wir werden die Flut ausländischer Schund- und Schmutzlitteratur, die den deutschen Büchermarkt überschwemmt, weiter anschwellen sehen; die Kalewala aber, d. h. eine gewaltige, „hochbedeutsame Dichtung der Weltlitteratur", die „nicht weniger schön ist als Homers Gesang", die einen Jakob Grimm und Max Müller sowie überhaupt alle Kenner und Verehrer echter, wahrer und gesunder Poesie zu flammender Begeisterung hinreißt, sie wird uns noch weiter fremd bleiben. — O tempora, o mores!

## Uraltestes Germanen-Volk.

### Neue Forschungen zur Völkerkunde.

Von Karl Blind.

Die Skythen-Saken: Die Urväter der Germanen. Von Johannes Freßl. München: J. Lindauersche Buchhandlung.
The Goths. By Henry Bradley. London: T. Fischer Unwin.

VI.

Weit hinten in Asien finden wir in der Urzeit Völker teutischen Stammes, unter ihnen Geten oder Gothen, sogar Sueben oder Schwaben. Bis nach Spanien und Afrika hinüber drangen sie später in der Völkerwanderung. Wäre es da allzu erstaunlich, wenn sich — was in dem vorliegenden Werke nicht berührt wird — sogar die irische Überlieferung von der skythischen Abkunft der Skoten oder Schotten,

Digitized by Google

welche zuerst in Irland eindrangen, dann nach Schottland übersetzten, als begründet erwiese?

Die alten irischen Schriftsteller nehmen dies stets als Thatsache an. König Alfred übertrug darum den skotischen Namen auf Angelsächsisch ebenfalls mit „skythisch". Unter den Skoten kommen in der halb sagenhaften, halb geschichtlichen Vorzeit so klar germanische Namen vor, wie Erik, Konar, Brunher u. s. w. Da nun die Skoten dem Lande, welches früher teils Kaledonien, teils Albain, teils Pechtenland, hieß, schließlich den Namen „Schottland" gaben, so könnte die eben so deutsche, wie skythische und schottische Bezeichnung des Schnees als „Federn" auch auf diesem Wege nach Schottland gedrungen sein. Solche scheinbar geringe Spuren einer uralten Auffassung sind aber, wo andere starke Anzeichen des Zusammenhanges vorliegen, nicht zu mißachten.

Den germanisch-skythischen Zusammenhang von Pikten oder Pechten und Skoten habe ich früher im „Magazin" ausführlich besprochen. Ebenso wurde, bei Erörterung der Schliemann'schen Entdeckungen, der von Herodot berichteten trojanischen, also phrygisch-thrakischen Abstammung der Maxyer in Libyen (Nord-Afrika) gedacht und die Vermutung geäußert: es dürften sich die nord-afrikanischen Gyzanten zu Herodots Zeiten als eine eben so versprengte getisch-thrakische Gutans-, Gozzen- oder Gothen-Schar erweisen. Was Herodot über die auffallende und barbarisch erscheinende Haartracht der Maxyer erzählt, ist gleichwohl ähnlich dem, was wir von der sonderbaren Haarschur der Franken, der Longobarden und der warägischen Nordmänner wissen. Auch die Körperbemalung, der er bei den Maxyern erwähnt, war eine thrakische, alt-germanische Sitte. Sie hatte sich selbst im eigentlichen Deutschland unter dem Stamme der Harier (Heer-Männer, Krieger) noch zu Tacitus' Zeiten erhalten. Sie fand sich auch bei den Pehten, Peehten oder Pikten. Daher die mißverständliche oder wortanklingende Auslegung des Pikten-Namens bei den Römern als der „Bemalten".

„Die Geschichte der Ur-Germanen" sagt Johannes Freßl, „ist mit flammenden Buchstaben sowohl in den Werken der Griechen und Römer niedergeschrieben, als in leuchtenden Denkmälern in den Namen von Ländern, Gebirgen, Flüssen, Städten etc. in Ost-, Binnen- Vorder- und Klein-Asien, wie in Ost-Europa teilweise sogar bis auf den heutigen Tag verewigt: sie fällt mit der Geschichte der Skythen zusammen." Das eben Geschilderte mag beweisen, daß sogar bis nach Nord-Afrika und nach Irland und Schottland hin der thrakisch-skythische Zug verfolgt werden kann.

Höchst wertvolle Ausführungen liefert der Verfasser über die, im Vergleich zu ihren westlichen, auf der Steppe schweifenden Brüdern, viel höher gebildeten Skythen Inner- und Ost-Asiens. Jene zogen meist als Reiter-Volk umher; sie hausten in Wagenburgen, wie wir sie auch bei unseren nächsten Ahnen finden, wenn diese auf die kriegerische Wanderfahrt ausgingen. Die inner- und ost-asiatischen Skythen lebten dagegen von Alters her in Städten und Dörfern und waren zu beträchtlicher Sittigung gelangt. „Mit der Seßhaftigkeit," sagt der Verfasser, „nahmen die Skythen sogleich denjenigen Grad von Kultur an, der ihren hohen Geistesanlagen geziemte, und stellten sich damit jedem gebildeten Volke, insbesondere ihren Verwandten, den Persen, Medern und Baktriern, würdig zur Seite; denn sie erbauten Städte und Burgen, wie diese; sie bearbeiteten den Boden, daß sie Getreide im Überflusse erhielten und sogar den Persen damit aushelfen konnten; sie übten Wissenschaft und Künste." Ptolemaios zählt vierundzwanzig Skythen-Städte und -Dörfer im Lande der Parther auf, worunter die Stadt Hekatompylos an das hundertthorige Theben in Ägypten gemahnt; ferner fünf Städte in Margiana, siebzehn in Baktrien, zehn in Sogdiana, elf Städte und Dörfer in Drangiana u. s. w. — also in Ländern, wo die skythische Bevölkerung bei Weitem überwog."

Ein skythisches Volk wird als besonders geschickt in der Herstellung von Eisen und Stahl geschildert. Nach ihm ist griechisch der Stahl, wenn nicht es selbst nach dem Stahle, benannt. Parthische Skythen trugen in den Kämpfen gegen Crassus Helm und Brünne von Eisen. Ihre Rosse waren ebenfalls mit Erz und Eisen gepanzert, so daß sie wie mittelalterliche deutsche Ritter ausgesehen haben müssen. Es sei dieser Darstellung Freßl's hinzugefügt, daß auch gewisse Thraken-Stämme ehrne Helme trugen, an welchen Stierohren und Stierhörner in Erz angebracht waren; darüber flatterte ein Helmbusch. (Herodot, VII, S. 6.) Das erinnert wiederum an das, was Plutarch über die Bewaffnung der Kimbern berichtet: Helme mit Tierhäuptern und offenen Tierrachen; eiserne Brustharnische; weiße, glänzende Schilde. Wie jene erzgepanzerten Thraker zwei Wurfspeere trugen, so führten auch die Kimbern, außer ihrem Breitschwert, zweischneidige Wurfspeere. Die mysischen Thraker trugen eigentümliche Helme und im Feuer gehärtete Wurfspieße. Letzteres erinnert an die ebenso hergestellten Speere der hinter dem ersten Gliede eines Heeres stehenden Deutschen zu Tacitus Zeiten. („Jahrbücher", II, 14.)

So treffen wir überall auf merkwürdige Berührungspunkte zwischen Skythen, Thrakern und West-Germanen.

Von einem gewaltigen Grabdenkmal der sakischen Skythen berichtet Diodor. Es bestand aus einer gleichseitigen Pyramide, deren Höhe 600 Fuß und deren Umfang 1800 Fuß betrug. Oben war eine große goldene Bildsäule zu Ehren einer darin bestatteten Königin aufgerichtet. Das geschah im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und setzt gewiß eine lang vorhergegangene Bildung voraus. Im Angesichte solcher bedeutsamer Thatsachen nimmt der Verfasser an: es sei bei den als skythischen Abkömmlingen nach West-Europa gezogenen Germanen durch eine lange Wanderschaft die einst in Asien schon errungene Bildung wieder unterbrochen und zurückgeworfen worden. Nicht hätten daher die Deutschen, wie man glaubt, zum ersten Male, nach hundert- oder gar tausendjährigem Be-

Digitized by Google

mühen, auf ihre spätere Stufe sich emporgeschwungen, sondern sie seien nur zu älterer Bildung allmälig, aber verhältnismäßig schnell wiederzurückgekehrt. Will man dieser Ansicht beipflichten, so ließen sich, glaube ich, einschlägige Vergleiche bei mehreren Völkern von Indien an bis nach Neu-Griechenland und Neu-Italien ziehen.

Manche grausame oder abstoßend barbarische Sitte findet sich gewiß bei einzelnen Skythen-Stämmen. Doch das Blut-Trinken aus des erschlagenen Feindes Wunde begegnet uns selbst noch in der Edda. Sigurd thut es dort — um nur ein Beispiel zu geben — aus Regin's und Fafner's Leib. Das Trinken aus Hirnschalen kommt noch spät bei Deutschen vor. Der longobardische Geschichtsschreiber Paulus Diakonus erzählt von einer solchen Schale, welche sich Alboin aus dem Schädel des von ihm erschlagenen Gepiden-Königs Kunimund machen ließ. Diese Trinkschale kam ihm bekanntlich später teuer zu stehen.

Blutbrüderschaft tranken einst, indem sie ihr Blut im Becher mischten, Odin und Loki in Urzeiten. Der betreffende skythische Gebrauch — sagt der Verfasser — oder wenigstens ein ganz ähnlicher ist heute noch unter den Baiern üblich. Wenn Zwei oder Mehrere innige Freundschaft schließen wollen, so ritzen sie sich ihre Haut und lassen sich gegenseitig Blutstropfen ins Getränk, das sie, anstoßend, leeren. Nun, es sei gleich gestanden: wir haben das selbst auf der Hochschule zu Heidelberg gethan. Einer der zwei Freunde, mit dem wir das verübt, lebt heute noch, und gern erinnern wir uns Beide in alter Freundschaft der begeisterten Jugendjahre.

Auf alle Fälle hat der Verfasser Recht, wenn er sagt: „Vielen mag es allerdings überraschend scheinen, daß unsere Ahnen, die Skythen, in Asien schon eine hohe Kultur inne hatten, welche wir mit der unseres germanischen Mittelalters zu vergleichen vollauf berechtigt sind. Doch, wenn sie sich nur ein wenig die hohe Geistesanlage der Skythen, von der wir ja im geschichtlichen Teile mannigfache Proben geben, wieder in's Gedächtniss rufen, so wird es ihnen von selbst einleuchten, daß, wo und wann nur immer ein solches Volk zum seßhaften Zustande übergeht, alsogleich auch der Beginn höherer Lebensweise die unausbleibliche Folge ist."

Längst hat man angenommen, daß das schon zu Alexander's des Großen Zeiten vorhandene altskythische Marakanda sich mit Samarkand deckt. Der Verfasser giebt einen sehr einleuchtenden Beweis dafür aus skythisch-germanischer Sprache. Das Gothische bietet dazu eine bequeme Handhabe. (Sa-Marakanda = das oder der [sa] Marakand). Allein von manchem deutschen Gelehrten darf man leider eher erwarten, daß er die mexikanische Bilder-Geheimschrift zu entziffern oder die Neger-Sprachen zu erläutern sucht, als daß er sich mit der Zunge unserer Vorfahren beschäftigt. Einen ähnlich beachtenswerten Versuch macht Johannes Freßl zur germanischen Deutung des Namens „Bokhara".

Wie die massagetisch-sakisch-gothische Sprache noch heute ihre Spur in mittel-asiatischen Ortsnamen aufweist, so zeigt sich auch das germanisch-skythische Blut dort noch unter Turkmenen in einer Anzahl durchgängig blonder Leute mit Langschädel, länglichem Kinne, und wenig hervortretenden Backenknochen. (Spiegels „Eran".) So tritt aus der Mischung mit allerhand fremdem Blute, durch das bekannte Gesetz des Rückschlages, oft wieder der teutische Stamm hervor, der vor Zeiten in jenen Gegenden saß.

Das tapfere Volk der Skythen schätzte Alexander der Große vor Allen hoch. Von dem sogdianischen Stamme desselben wird berichtet: „kriegsgefangene, gewaltig starkgebaute Führer desselben hätten, als man sie der Hinopferung geweiht, ihre Todesverachtung, ja, ihre Freude mit lustigem Liedersang und fröhlichen Sprüngen kund gegeben". Ein Nibelungischer Zug tritt uns da entgegen, wie er in unserem Heldengedichte, noch stärker und grauser aber in den auf die deutsche Nibelungen-Sage bezüglichen Liedern der Edda enthalten ist. (S. z. B. „Atlakwida", 23–27, und 31.)

Zugleich kommt uns die schottische Erzählung von dem Tode des letzten Pechten in die Erinnerung, dessen Gebahren an den grimmen Hagen, den Högni der Edda, gemahnt.

Auch durch die alt-irischen Heldengedichte des Fianna-Volkes, welches aus Lochlann, dem „Land der Seen und der Lieder", d. h. aus Norwegen, in vorgeschichtlicher Zeit nach Irland eindrang, weht ein ähnlicher Ton. So bleibt sich die germanische Ader vom fernen Asien an bis zum westlichsten Eiland Europas gleich.

Mit gutem Grunde ist mehrfach schon auf das wunderbare Zusammenstimmen der eranisch-asiatischen Heldensage mit der Siegfrieds-Mär und mit dem Hildebrand-Liede hingedeutet worden. Wolfgang Menzel, Adolf Friedrich Graf von Schack und Grein haben wertvolle Andeutungen darüber gegeben. Die weiteren, in dem vorliegenden Werke enthaltenen Forschungen machen es klar, daß die rot- und blondhaarigen, blauäugigen Daevas der eranischen Sage, mit denen es keine Versöhnung gab, die skythischen Saken waren. Die Turaner der ältesten Zeit sind somit keine Mongolen gewesen, wie man nach dem heutigen Sprachgebrauche des Wortes „Turan" meinen könnte. Sie waren ebensowenig Mongolen, wie die aus Norwegen gekommenen, blauäugigen, blondhaarigen, weißhäutigen, hochgewachsenen, lieder- und becherfrohen Kämpfer-Sippen der Fionier oder Fianna — deren Namen wohl noch in Fiona oder Fühnen in der Ostsee nachklingt — zu den iberischen oder keltischen Einwohnern Irlands zu rechnen sind. Vielmehr waren sie die zeitweisen germanischen Eroberer und Beherrscher desselben.

Nichtsdestoweniger nennt sich die, England feindliche, äußerste Partei in Irland jetzt die „fenische" und nimmt jene Kriegshelden im Namen eines sog. Keltentums als Ahnenschaft für sich in Anspruch. So hat auch der Franken-Kaiser Karl der Große zu einem Franzosen, Namens Charlemagne, gemacht werden sollen. So sind auch russische Schriftsteller

Digitized by Google

mit der Behauptung aufgetreten: die normännischen Waräger, welche das Russen-Reich schufen, seien Slaven gewesen!

VII.

Der Weibergemeinschaft unter den Skythen wurde schon zuvor gedacht. In diesem Punkte ging übrigens bekanntlich sogar ein griechischer Weltweiser wie Platon geistig irre, der das geradezu als das Musterbild aufstellen wollte. Die asiatische und erzväterlich semitische Unsitte der mehrfachen Beweibung kam, wie ebenfalls schon erwähnt, selbst bei deutschen Fürsten zu Tacitus Zeiten vor, und hat sich bis in die unsere bei einigen derselben erhalten. Unter den skandinavischen Nord-Germanen finden wir, wie in so manchem Anderen, diesen asiatischen Brauch viel länger und umfassender andauernd. Sie, die vom Schwarzen Meere her einwanderten, bildeten auch da wieder, wie bei der Wittwen-Verbrennung, merkwürdig den Übergang zu den Ost-Germanen an Asiens Grenze.

Gleich den Skythen hatten die getischen Thraker die Vielweiberei. Menander, der „griechische" Dichter — wiederum ein Gete, also ein Germane, von Abkunft, — sagt:

> Wir Thraker alle, zumeist jedoch wir Geten (denn
> Ich selbst berühme mich, vom Geten-Stamme zu sein),
> Der Keuschheit huld'gen wir nicht allzusehr.

„Etwas weiter" schreibt Strabon (VII, 3, 4), der dies aus Menander mitteilt — „führt Menander Beispiele von der Gier der Geten nach Frauen an. Denn es giebt Keinen unter uns, der weniger als zehn oder elf Frauen heiratet, und Einige haben deren zwölf oder mehr." U. s. w.

Hier haben wir also einen, gewiß ganz klar innerhalb des Kreises der Ost-Germanen stehenden getischen, gothischen Stamm mit Vielweiberei. Wie soll man sich da über die noch weiter östlich wohnenden, noch mehr asiatischen Skythen wundern.

Die hochgebildeten Griechen fanden daran so wenig auszusetzen, daß selbst ein Platon sich für diese mormonische Einrichtung begeistern konnte. Im Übrigen haben die Skythen von Aischylos an, welcher ihrer als „durch gute Gesetze regiert" gedenkt, allgemein den Ruf, das aufrichtigste, wenigst ränkevolle, frei herausredende, gerechteste Volk der Erde zu sein. Eine Menge Stellen dieser Art könnten angeführt werden. Abgesehen von dem, was Johannes Freßl mitteilt, sei nur auf die Äußerungen Strabon's (VII, 3, 7—10) aufmerksam gemacht.

Bezeichnender Weise behandelt Strabon die Skythen gerade in dem Abschnitte, in welchem er über die Geten und die ebenfalls thrakischen Myser spricht. Das ist ein weiterer Beweis, daß die Alten das Gefühl für die enge Stammverwandtschaft all' dieser Völker besaßen. Wenn sie nicht in jedem einzelnen Falle ganz klar sehen, wer könnte deshalb ihr Gesamturteil verwerfen? Gefallen sich denn nicht noch heute die Franzosen in sonderbaren Trennungen zwischen Deutschen, Preußen, Bayern, Sachsen und Österreichern? Ja, machen wir nicht selbst oft die gleichen Unterscheidungen zwischen uns? Geben sich nicht Preußen, Bayern, Sachsen im Auslande noch jetzt vielfach unter diesen Namen, statt als Deutsche, an, so daß die ausländische Statistik der Einwanderer meist ganz verworrene Darstellungen bringt?

Wenn nun, trotz vorhandener Stammesspaltungen, bei den klassischen Schriftstellern die Erkenntnis von der gewaltigen Größe der thrakischen und skythischen Völker, des engen Zusammenhanges zwischen beiden und dem westlichen Zweige des Germanentums durchbricht und den Geist von Griechen und Römern mit einer dumpfen Furcht vor der Zukunft erfüllt: so wird Niemand, der die Alten zu lesen, ihre tausendfältigen Andeutungen zu vergleichen sich die Mühe giebt, auch nur einen Augenblick im Zweifel über die Blutsgenossenschaft jener zahlreichen Stämme sein können, welche in der Völkerwanderung sich bis nach Spanien und Afrika und auf die kanarischen Eilande ergossen, wie sie auch schon in der Vorzeit nach Nord-Afrika, Britannien und Irland eingedrungen waren.

Gleich den Deutschen und den Thraken, waren auch die Skythen ein begabtes Volk. Strabon gedenkt einer Reihe Erfindungen (nämlich des Blasebalges, des doppelschaufeligen Ankers und der Töpferscheibe), welche man dem Skythen Anacharsis, einem der sieben Weisen Griechenlands, ob mit Recht oder mit Unrecht, zuschreibe. Weisheit, Schlagfertigkeit des Witzes, freie Gesinnung, Feldherrnblick wird vielfach an Skythen gerühmt. Hervorgehoben werden, außer Anachars(is), die Namen Abar(is) und Zathraust(es)*). Der Abar(is)-Name kommt auch in Thrakien vor, als der eines Sohnes des Königs Seuth(es). Thraker im Allgemeinen werden, mit Geten und Daken, von den Alten als gleichsprachig bezeichnet und dabei so nahe mit Germanen einer- und Skythen andererseits zusammengestellt, daß sich das Gesamtbild abermals deutlich ergiebt.

All' diese tapferen Völker werden als von hohem Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühle beseelt geschildert. Wie aber die einzelnen Stämme selbst für Fremde gegen einander kämpften, das wissen wir freilich schon aus den hellenischen Dichtungen über den Krieg gegen das phrygisch-thrakische Troja, wo mysische, phrygische, lydische und sonstige Thraker auf Seite der Griechen stritten. So ruft der, wegen seines an Hekabes Sohn begangenen Mordes, von den kriegsgefangenen trojanischen Frauen im Schiffslager der Hellenen geblendete Thraker-Fürst, den die Griechen in ihrer Sprache Polymestor (Vollrat) nennen:

> O, o!
> Daher Thrakias,
> Speerschwingendes, roßtummelndes, wehrkundiges Volk, welches der Kriegsgott liebt!
> Daher Achäer! Daher Atreiden!
> Geschrei, Geschrei — von mir tönt Geschrei!
> O kommt, o kommt! O, bei den Göttern! Eilt! **)

*) Es ließen sich wohl auch für diese Namen Wortableitungen aus germanischer Wurzel aufstellen; bei Zathraust etwa in derselben Weise, wie Johannes Freßl Samarkand in „sa (oder za) Marakanda" auflöst — also: „za Thraust", der Herr. Der thrakische Gott „Sabazios" oder „Zabazios" könnte vielleicht ebenso erklärt werden. Doch bei der Ungenauigkeit, mit welcher das griechische Ohr oft den fremden Namen gehört haben mag, ist es schwer, in diesen Dingen sicher zu gehen.

**) Euripides: „Hekabe"; 1066—70.

Digitized by Google

Germanen, Thraker, Skythen — in jedem Teile dieser gewaltigen, unter einander stammverwandten Völkermasse findet sich von der Urzeit der Geschichte an die Zwietracht, das Wenden der Waffe wider einander. Darum frohlockt schon Herodot über die Uneinigkeit der Thraker, die doch an Zahl fast so groß seien, wie die Bevölkerungen Indiens. Und darum spricht Tacitus später seine letzte Hoffnung so aus: „O möge doch, ich erflehe es, diesen Völkern bleiben, möge ihnen dauernd anhaften, wenn nicht die Freundschaft für uns, so doch der Haß unter sich, weil jetzt, wo des Reiches Schicksal herandrängt das Glück uns nichts Besseres zu bieten vermag, als die Zwietracht der Feinde."

Beispiele skythischen Freiheitsgefühles und Stolzes hat Herodot überliefert. Sie sind enthalten in der Botschaft des Königs Idanthyrs, ferner in dem höhnischen, von fünf Pfeilen begleiteten Geschenke an den Perser-König, welcher die Skythen zur Unterwerfung aufforderte. Ebenso in dem Anrufe der Skythen an die jonischen Griechen an der Donau, mit ihnen zusammen die Gelegenheit zur Befreiung vom Perser-Joche zu benutzen. Miltiades — selbst von halb-thrakischer Abkunft — gab seinen Rat zu Gunsten der skythischen Aufforderung ab. Die anderen griechischen Führer überstimmten ihn, indem sie die Befürchtung aussprachen: „Wenn die Herrschaft des Darius gebrochen würde, so sänke gleichzeitig die Macht der einzelnen hellenischen Gewalthaber (Tyrannen) dahin, indem jede Stadt vorzöge, lieber durch eine Volksherrschaft als durch eine Tyrannei regiert zu werden."

So entkamen denn die Perser. Die Skythen aber schickten den mutlosen Hellenen einen Denkzettel mit den Worten nach: „Wollte man die Jonier als Freie, aber als Feiglinge betrachten, so müssen wir sie für die Erbärmlichsten unter den Menschen halten. Wollte man sie andererseits unter die Sklaven rechnen, so müsse man sagen, daß sie ihren Herren am meisten ergeben und am wenigsten geneigt seien, ihnen zu entlaufen."

Ein ächt germanischer Zug ist es, daß die Skythen, kurz vor einer beabsichtigten Schlacht, während das Perser-Heer sich ihnen gegenüber aufstellte, plötzlich Alle, als sie eines Hasen ansichtig wurden, in ihrem Übermute und ihrer Unterschätzung des Feindes soweit gingen, die Perser links liegen zu lassen und gemütlich den Hasen zu verfolgen . . .*) „Diese Männer," sagte Darius, „behandeln uns ja mit großer Verachtung! Wir bedürfen wahrlich des besten Rates, wie wir wieder sicher nach Hause kommen!" Und er brach sein Lager mit einer Kriegslist ab, bei welcher er die Kranken und die wenigst Tauglichen unter seinen Truppen, auf's Schmählichste täuschte und im Stiche ließ. (Herodot, IV, 134—35.)

Ich habe diese Einzelheit hervorgehoben, weil gerade solche Züge aus dem Wesen der Skythen als bezeichnende Nebenbeweise ihrer Volksabkunft gelten dürfen. Eulenspiegelhafter Schwank, sozusagen: riesiger Ulk, wird mehrfach von den klassischen Schriftstellern als eine Eigentümlichkeit von Männern thrakischer Abkunft berichtet. Die berserkerhafte Tapferkeit war durch fröhliche Laune gemildert. Auch von Gothen und Lombarden wird erzählt, daß sie grimm im Kampfe, nachher aber wieder ganz gutherzig, zuthulich und heiter gewesen.

Beiläufig gesagt: wäre uns die Sprache der Gothen nicht erhalten, so dürfte selbst ihr Germanentum von manchem gelehrt sein wollenden Unverstand bezweifelt werden — trotz der uns erhaltenen alten Bildwerke, auf welchen gefangene gothische Männer, Frauen und Jünglinge uns mit so anheimelnd deutschen und skandinavischen Gesichtern und Gestalten entgegentreten. Kann man ja doch den Ulfilas oder Wulfila vielen klassisch Gebildeten in die Hand geben, und sie verstehen davon gerade so viel, wie etwa von einer indianischen Zunge. „Bi akranam izê ufkunnâithîns. îbâi lisanda af thaúrnum veinubasja âiththâu af vigadeinôm smakkans." Oder: „Gasaíhvandeins than manageins ôhtêdun sildaleikjandans jah mikilidêdun guth thana gibandan valdefui svaleikata mannain." Nicht wahr? wie sich das liest. Und doch ist es gut Deutsch!

Ohne die Überlieferung der gothischen Sprache würden wir wahrscheinlich von Einigen hören: die Gothen seien freilich die Geten gewesen, beide aber Nicht-Germanen; ja, nicht einmal Arier. Da das Gothische jedoch glücklich erhalten ist, so wird der Spieß umgedreht und man läugnet nun das Gothentum der Geten, obwohl der Gothen-Name in den mannigfachsten Wandelungen vorkommt, das Volk der Gothen an derselben Stelle auftaucht, wo die Geten vorher genannt werden, und die Gothen selbst sich mit den thrakischen Geten als gleichbedeutend, wie auch als mit den Skythen eng verwandt erklärten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine ähnliche lustige Geschichte von einer ganzen deutschen Kompagnie, die im Angesichte des Feindes einem Hasen nachstellt, erzählt Fedor von Köppen aus dem Kriegsjahre 1870. (Die Red.)

## Victor Hugos schriftstellerischer Nachlass.

Fünf Bände nachgelassener Werke haben seit des fruchtbaren Dichters Hingang die stattliche Reihe der Œuvres complètes de Victor Hugo erweitert: ein Band dramatischer Wildlinge (Théâtre en liberté), hierauf das Epos „La Fin de Satan", dann ein Buch Beiträge zur Zeitgeschichte („Choses vues") und kürzlich erst zwei Bände vermischter Dichtungen aus allen Gebieten („Toute la Lyre"). Da nach letztwilliger Verfügung Hugos alljährlich zwei Bände aus dem schier unübersehbaren Nachlaß veröffentlicht werden sollen, so dürfte nach neuerdings bekanntgegebenen Aufzeichnungen des schriftstellerischen Beirats der Hugoschen Erben (Vergl. Annales politiques et littéraires vom 30. September 1888, pag. 211 ff.) in etwa fünf Jahren alles Herauszugebende erschöpft sein.

Schwere Enttäuschungen der Hugofreunde sind unausbleiblich. Denn auf ein Menschenalter hinaus

Digitized by Google

verbieten Rücksichten auf noch lebende Persönlichkeiten den Abdruck des sehr reichhaltigen und für Zeit- und Geistesgeschichte bedeutungsvollen Briefwechsels Hugos. Es kann im Jahre 1889 höchstens die Herausgabe eines Bandes harmloser Briefe über das romantische Schrifttum und seine Entwickelungsabschnitte erfolgen.

Um so ausgiebiger gedenkt man die Gedankenschnitzel zu erwarten. Jeden Reim, der ihm durch den Sinn schoß, pflegte Victor Hugo einem Stückchen Papier anzuvertrauen und seinem „Océan" einzuverleiben. Aus diesem unerschöpflichen Meere geistiger Abfälle wollen die Erben drei Bände füllen. Sie glauben, dem toten Dichter vor der Nachwelt einen gar großen Gefallen zu thun.

Von allen geplanten und angekündigten Romanen hat sich nichts vorgefunden. Weder „Quiquengrogne", die beabsichtigte Fortsetzung zur „Notre-Dame", noch die zweite Abteilung von „Quatrevingt-treize" mit den Thaten der vierzehn Heere Carnots scheinen in Angriff genommen worden zu sein. Ebensowenig ist das Bindeglied zwischen diesem republikanischen Epos und „L'Homme qui rit" zustande gekommen, welchem die Überschrift „La Monarchie" zugedacht war. Dafür hat man eine Fülle loser Reiseaufzeichnungen in der Art von „Le Rhin" (1838 bis 1842) und einen mächtigen Stoß kosmogonischmetaphysischer Nebelspaltereien hervorgekramt. „C'est dire que ce livre ne saurait ajouter beaucoup à la gloire du poète," seufzt der Herausgeber.

Nichtsdestoweniger wird das philosophische Epos „Dieu", jenes fehlende Glied der durch die „Légende des Siècles" eröffneten und durch „La Fin de Satan" abgeschlossenen Trilogie, in seinem vollen Umfang von 10 000 Versen der Nachwelt überliefert werden. Obschon um 20 Jahre älter als die körperlose Träumerei Religions et Religion, — „Dieu" wurde bereits 1800 in Hauteville-House vollendet — wird diese Dichtung den Ruhm des Verfassers der Herbstblätter nur schmälern. Um anzudeuten, daß das höchste Wesen weder Anfang noch Ende hat, beginnt und schließt „Dieu" mit einer Reihe von Punkten . . . . . .

Auch der dramatische Nachlaß enthält des Nebelhaften genug. „Les Nuées de l'Ame" heißt die Aufschrift eines mächtig dicken Heftes mit Selbstgesprächen und abgerissenen Auftritten, die jeglicher künstlerischen Planmäßigkeit spotten und höchsens als traumhaft lyrische Ergüsse gelten können. Daneben heitere Einakter: „100 000 Francs de rente" und „Peutêtre le frère de Gavroche"*). Während die Litteraturgeschichte diese belanglosen Stücke unbeachtet lassen wird, gebührt dem bis zur Mitte geförderten Drama „Les Jumeaux" größere Aufmerksamkeit. Es behandelt die dunkle Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske und wurde noch im Jahre der Aufführung des „Ruy Blas" (1838) in Angriff genommen. Mehrwöchentliche Krankheit unterbrach damals den rastlos schaffenden Führer der romantischen Theaterumwälzer, und als Hugo die begonnene Dichtung vollenden wollte, fand es sich, daß Vater Dumas, keck und rücksichtslos wie immer, seinem Freunde den dankbaren Vorwurf gestohlen und zum fünfbändigen Roman „Le Vicomte de Bragelonne" breitgeschlagen hatte. Der Maler Boulanger hatte nämlich die Unklugheit besessen, dem stets auf einen Stoff lauernden Federhelden Hugos Drama zu erzählen und zu preisen. So blieben „Die Zwillinge" liegen, um nur gelegentlich hervorgesucht und 1864 endgiltig durch die „Travailleurs de la Mer" zurückgedrängt zu werden.

Neben den dritthalb Aufzügen der „Zwillinge" wird das verunglückte Jugenddrama „Amy Robsart" wieder auferstehen, das seit der ersten und letzten Aufführung im Odéon (13. Februar 1828) völliger und verdienter Vergessenheit überantwortet war. Hierdurch wird die Entwickelungsreihe von 1828—1841 vervollständigt, wird Steigen und Fallen der dramatischen Gestaltungskraft Hugos versinnbildlicht.

Am ehesten dürfte die lyrische Ausbeute aus dem Nachlaß für das französische Schrifttum dieses Jahrhunderts von Belang sein. Ein Dichter, der trotz aller Absonderlichkeiten und Auswüchse in seinem innersten Wesen Lyriker war, bei welchem von 1820 ab bis zu seinem Tode nulla dies sine linea verstrich, mußte eine bedeutende Menge Gedichte aus allen Abschnitten seines übermenschlich langen Lebens zurückgelegt und späterer Veröffentlichung vorbehalten haben. Daß unter minderwertiger Spreu vollwichtige Goldkörner genug liegen, kann der Hugokenner dem Bearbeiter des Nachlasses getrost glauben. Von den „Oden und Balladen", den „Morgenländischen Gedichten" und den „Dämmerungsgesängen", von den „Herbstblättern" und den „Betrachtungen", selbst von den „Chansons des Rues et des Bois" sind zahlreiche, dem horazischen Alter längst entwachsene Stiefkinder aufgefunden worden, die nach und nach dem Leserkreis vorzuführen sind.

Eine geflissentlich vernachlässigte Ader dieses vollsaftigen Talents tritt bei Hugos nachgelassenen Dichtungen am vorteilhaftesten zu Tage: die satirische. Der Dichter der „Châtiments" hüllte sich lieber in priesterliches Prunkgewand, als daß er sich zum Schwingen der Geißel aufschürzte. Diese berechnete Entsagung hat den aristophanischen Geist verkümmern lassen, der in Hugo schlummerte und der später nur hie und da in seinen Dichtungen aufzuckt. „Les Châtiments" eröffneten die scharfen Angriffe auf den verhaßten Thronanmaßer, „L'Année terrible" schließt den Kreis der politischen Satiren Hugos harmonisch ab. Auch hierzu fand sich im Nachlaß die Ergänzung. Jahr für Jahr hat von Jersey und Guernesey aus der verbannte Dichter den „kleinen" Napoleon und seine Kriegsunternehmungen aufmerksam begleitet, und die Kassandrarufe der „Années funestes" — so nennt Hugo die 18 Regierungsjahre Napoleons III. in den nachge-

*) Gavroche heißt in dem vielgenannten Abschnitt der „Misérables" der allzeit ulkhafte Gamin, der wild aufwachsende Sohn der Pariser Gasse.

Digitized by Google

lassenen Satiren — zeugen vom alten unversöhnlichen Haß, vom unbestechlichen Freimut des Mannes, der dem von Allen umjubelten Cäsaren übers Meer hinüberrief:

„J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devaient demeurer.
S'il n'en est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je serai encor Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième,
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!"
(Châtiments VII. 14, 2. Dez. 1852.)

Von jenen Satiren aus den Jahren 1852—1869 ist erst eine bekannt geworden, die nach der großen Heldenthat von Mentana entstand und noch 1867 durch unseren Weltteil die Runde machte. Entsprechen die noch zu druckenden diesem Musterstück, dann hat der Herausgeber des Hugoschen Nachlasses nicht zu viel versprochen.

Offenburg in Baden.

Joseph Sarrazin.

## Das neueste Buch über Siebenbürgen.

**The Land beyond the Forest. Facts, Figures and Fancies from Transylvania. By E. Gerard. With Map and Illustrations. William Blackwood and Sons. Edinburgh and London, 1888. 2 Bde., 340 u. 270 S.**

Das reiselustige Volk der Engländer ist seit Jahrhunderten dasjenige gewesen, welches alle Länder der Erde am eifrigsten durchforscht und die Weltlitteratur mit den meisten und wertvollsten Werken zur Völkerkunde bereichert hat. Auch die besten ethnographischen Werke über Siebenbürgen entstammen englischen Federn, jene von Paget, Patterson und Boner. Das Buch von Charles Boner „Transsylvania" ist heute noch das beste ethnographische Werk über Siebenbürgen. Diesen Werken reiht sich nun an das im Verlage von W. Blackwood and Sons in Edinburgh und London erschienene Buch „The Land beyond the Forest" von Emily Gerard, welche als Gattin eines österreichisch-ungarischen Brigadiers zwei Jahre lang in Siebenbürgen weilte und in dieser langen Zeit Gelegenheit hatte, Land und Leute genauer kennen zu lernen. Das Buch macht indessen nicht auf erschöpfende Vollständigkeit und gelehrte Darstellung Anspruch, es will vielmehr den allgemeinen Charakter und die Atmosphäre des Landes kennzeichnen und mehr im Plaudertone die empfangenen Eindrücke von Land und Leuten wiedergeben. Doch hat die Verfasserin auch die Werke der Obengenannten, wie auch die Schriften von Liszt, Slavici, Fronius, Müller und Schwicker eifrig studiert und benutzt.

Interessant ist, was die Verfasserin im dritten Kapitel über die ungarische Innerpolitik sagt. Sie schreibt: „Jene (die Magyaren), welche jetzt am Ruder sind, hatten vom ersten Anbeginn an die Scharfsicht, die Gefahr vorherzusehen, welche ihnen aus dem stets wechselnden Nationalitätengeiste erstehen konnte, der unter den nichtmagyarischen Einwohnern des Landes Wurzel faßte. Zwei Wege standen ihnen hier offen: indem sie entweder trachteten, die verschiedenen Nationalitäten durch Konzessionen an ihre Ansprüche zu beruhigen; oder aber, indem sie durch eine unbeugsame Politik alle fremden Rücksichten den rein magyarischen Interessen opferten und allen ohne Ausnahme ihre eigene Nationalität aufopferten. Der letztere Weg war der von Ungarn eingeschlagene, welches in den letzten zehn Jahren durch Einführung eben so praktischer als weitsehender Maßregeln dieses Ziel mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgte. Vor allem wurde überall die magyarische Sprache als Amtssprache eingeführt. In allen Schulen, sei es der Serben, Rumänen oder Deutschen, wurde der Unterricht in magyarischer Sprache pflichtig; ohne vollständige Kenntnis dieser Sprache durfte Niemand sich um irgend eine amtliche Stelle bewerben; die Gerichtsverhandlungen werden selbst in vollständig nichtmagyarischen Kreisen in magyarischer Sprache gehalten und gleicherweise ist das Magyarische die Befehlsprache in der ganzen Honvedarmee. Dies sind die Mittel, durch welche die Regierung die Magyarisierung aller ihrer Unterthanen durchzuführen hofft. In den letzten Jahren sahen wir indessen gerade vor den Thoren Ungarns zwei neue Königreiche erstehen, Rumänien und Serbien, aufmunternd genug für alle in Ungarn lebenden Rumänen und Serben, dem Magyarisierungseinflusse kräftigen Widerstand zu leisten und sie mit der Hoffnung erfüllend, eines Tages mit ihren unabhängigen Landsleuten verschmolzen zu werden. In Kroatien ist es mehr oder weniger der gleiche Fall, denn durch Ähnlichkeit der Sprache, Sitten und Religion mit ihren serbischen Nachbaren verknüpft, neigen die Kroaten viel eher zu einer Anpassung mit diesen, als mit den tyrannischen Magyaren; während die Slowaken, durch russische, ruthenische und böhmische Agitatoren beständig aufgereizt, ebenso ihre Gründe zum Widerstande haben. Bedenkt man nun noch, daß die deutschen Siedelungen, welche, weit mehr isoliert als die vorbenannten Rassen, niemals ernstliche Aussicht auf ein unabhängiges Dasein haben können, doch verblendet genug sind, ihre Zukunft zu unmöglichen Traumgesichten von einer Vereinigung mit ihrem Vaterlande zu nehmen, und sich infolgedessen zu den heftigsten Gegnern der magyarischen Herrschaft gesellt haben, so wird man sehen, daß das Ziel, welches die Magyaren sich gestellt haben, alle diese widersprechenden Interessen ihren eigenen Zwecken zu unterwerfen, in der That ein staunenswertes ist. Die Magyaren konnten aber mit Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung nicht anders handeln: für sie handelte es sich um Leben oder Tod; und da sie nur die Wahl hatten, Hammer oder Amboß zu werden, wer kann sie dafür tadeln, daß sie ersteres gewählt haben? Ob dieser schreckliche Kampf unsere Generation überdauern oder in den nächsten Jahren sein Ende finden wird, wird von auswärtigen politischen Konstellationen abhängen. Soviel ist indessen gewiß, daß, wenn die Magyaren im stande sein sollten, ihr System eine genügende Zeitlang durchzuführen, sie einen Staat geschaffen

Digitized by Google

haben werden, welcher durch Reichtum des Bodens, Ausdehnung seiner Besitzungen und die Kraft seiner Rasse das unbestreitbare Recht zu unabhängigem Dasein erworben haben wird. Sollte aber die orientalische Frage und mit ihr die panslawische die so lange vorhergesehene unvermeidliche Kollision der Nationalitäten mit sich bringen; sollten die Balkanrassen zu handeln beginnen, bevor Ungarn sein herkulisches Werk vollbracht hat — dann ist sein Untergang gewiß. Die Magyaren mögen wohl als eine Nation zu bestehen fortfahren, aber nicht als ein Staat, und ihr Schicksal wird das Polens sein."

Von Ungarn kommend, macht die Verfasserin zuerst Halt im magyarischen Klausenburg, welche Stadt sie „hübsch genug, aber still und unansehnlich" findet, während sie von der sächsischen Stadt Hermannstadt sagt: „Eine kleine altertümliche deutsche Stadt, durch übernatürliche Wirkung hier emporgekeimt; eine Stadt, welche, hundert Jahre lang im Schlafe gelegen, jetzt erst und widerstrebend zum Leben erwacht, gähnend und sich streckend und mit ungläubigem Erstaunen horchend auf die Erzählung all dessen, was während ihres Schlummers in der Außenwelt vorgegangen — das war der erste Eindruck, den ich von Hermannstadt erhielt."

Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit den Sachsen, deren Charakter, Erziehung und Religion. Einen Beweis dafür, daß die Verfasserin, wenn sie auch die Vorzüge der Sachsen zu würdigen weiß, doch auch deren Schwächen und Schattenseiten vollkommen ungeschminkt, oft sogar sehr übertrieben darstellt, bieten folgende Stellen: „Vom künstlerischen Standpunkte sind diese Sachsen eine entschieden unliebliche Rasse. Es mangelt ihnen an fließenden Linien und Kurven und sie haben Überfluß an eckigen Formen, welche einem empfindsamen Auge sehr mißfallen. Die Frauen haben in der Regel gutes Haar, leidliche Gesichtsfarbe, enge Schultern, flache Büsten und riesige Füße. Ihre Gesichtszüge, von traurig unvollendet hölzernem Aussehen, erinnerten mich unwiderstehlich an die Gestalten Noahs und seiner Familie in einer Sechspfennig-Arche. Auch ihre Kleidung hat etwas Arche-Noahs-Ähnliches und half ohne Zweifel diesen biblischen Eindruck hervorbringen, da sie gänzlich in harten geraden Linien herabfällt, ohne etwas Anmutiges oder Fließendes an sich zu haben. Der sächsische Bauer ist steif ohne Würde, gerade so, wie er rechtschaffen ist, ohne offenherzig zu sein. . . . Die Männer sehen im ganzen gefälliger aus als das schöne Geschlecht und haben oft etwas seltsam Malerisches an sich, was an alte vlämische Gemälde erinnert. Etwas Hartes und Anmaßendes, Karges und Mißtrauisches charakterisiert den Ausdruck der meisten sächsischen Bauern. Hierfür sind sie indessen kaum mehr zu tadeln, als für ihre flachen Büsten und großen Füße, da ihr Charakter und folglich auch ihr Ausdruck nur das natürliche Ergebnis der Verhältnisse sind, das Ergebnis siebenhundertjährigen Widerstandes und Kampfes mit den sie umgebenden Elementen. . . . . Im Sinne des Altertümlichen genommen sind sie ohne Zweifel ein sehr interessantes Volk; aber als lebendige Männer und Frauen angesehen, auf den ersten Blick für den Fremden nicht anziehend; und während er unsere Bewunderung erregt durch die echten Tugenden und den unabhängigen Geist, welche ihn als das erhalten haben, was er ist, erscheint der sächsische Bauer oft unvorteilhaft neben seinem weniger zivilisierten, weniger gebildeten und auch weniger rechtschaffenen Nachbarn, dem Rumänen."

Wir wollen mit der Verfasserin nicht rechten und darthun, daß sie in ihrer im allgemeinen zutreffenden Schilderung doch im einzelnen manches übertrieben hat, sondern den Inhalt des Buches weiter verfolgen.

Das siebente Kapitel bringt eine getreue und anerkennende Schilderung sächsischer Dörfer und sächsischen Dorflebens überhaupt, sowie einiges über Heltau, Michelsberg und Hammersdorf insbesondere, während das folgende Kapitel die innere Einrichtung des sächsischen Bauernhauses behandelt und einzelne Charakterzüge aus dem sächsischen Bauernleben mitteilt. Das neunte Kapitel bespricht die originellen sächsischen Kirchenkastelle und die gewaltigen Ruinen der Kerzer Zisterzienser-Abtei und teilt allerlei Geschichten und Sagen aus der Zeit der schweren Kämpfe gegen Türken und Tataren mit, und das folgende Kapitel schildert den sächsischen Dorfpfarrer: „Der sächsische Pfarrer ist fast ausnahmslos ein Muster von Standhaftigkeit und Moralität und führt ein ruhiges, arbeitsames und zufriedenes Leben." Die Kapitel 11—16 sind den sächsischen Einrichtungen der Bruderschaften und Nachbarschaften, der sächsischen Kleidung, den Sitten und Gebräuchen auf dem Lande bei Verlobung und Heirat, Geburt und Kindheit, Tod und Begräbnis gewidmet.

Im siebzehnten Kapitel wendet sich die Verfasserin den Rumänen zu, welchen der Rest des ersten Bandes und noch ein guter Teil des zweiten Bandes gewidmet ist. Gleich zum Beginne zieht die Verfasserin eine Parallele zwischen Sachsen, Magyaren und Rumänen, in welcher sie den Sachsen eine sehr düstere Voraussicht stellt. Sie sieht offenbar viel zu schwarz und verkennt die zähe Ausdauer und Lebensfähigkeit der Sachsen; sie sieht überall nur Stillstand, weil die kulturelle Thätigkeit und Regsamkeit derselben ihrem Blicke und ihrer Erfahrung entgangen ist. So schlimm steht es um die Sachsen nicht und diese sehen ihrer Zukunft viel hoffnungsfreudiger entgegen als die Verfasserin. Ihr Urteil lautet folgendermaßen: „Die Sachsen sind Männer gewesen und ihrer Zeit auch recht brave Männer; ihre Zeit ist aber um und sie degenerieren jetzt reißend zu rein fossilen Altertümlichkeiten, indem sie körperlich durch beständige Wechselheiraten herunterkommen und seelisch sich jeder Art von Fortschritt widersetzen, welcher ein Verschmelzen mit den sie umgebenden Rassen einschließt. Die Magyaren sind Männer im vollen Sinne des Wortes, vielleicht so sehr, daß sie eher eine Nation von Kriegern, als Männer der Wissenschaft und Litteratur sind. Die Rumänen werden binnen wenigen Geschlechtern Männer sein, wenn sie Zeit gelabt

Digitized by Google

haben werden, ihren eigenen Wert zu erkennen. Da giebt es einen Reichtum an ungehobenen Schätzen, an Fähigkeiten im rohen Block, an unausgebildeten Talenten, welche in diesem unwissenden Bauernvolke schlummern, welches erst kürzlich verstanden zu haben scheint, daß es nicht nötig hat, seinen Nacken stets unter das Joch anderer Meister zu beugen, auch daß sie notwendig zu Sklaverei und Erniedrigung geboren sind. Angesichts ihrer reißend wachsenden Bevölkerung, des Durstes nach Kenntnissen und des mächtigen Fortschrittsgeistes, welche in den letzten Jahren unter ihnen Platz gegriffen haben, ist es kaum übertrieben, vorherzusagen, daß dieses Volk eine große Zukunft vor sich hat, und daß der Tag kommen wird, wann diese Abkömmlinge der alten Römer, nachdem andere Nationen entartet sein und ihre Kraft vergeudet haben werden, gleich Phönix aus ihrer Asche erstehen und vorwärtsschreiten werden mit einem ganzen Vorrat verhaltener Macht und jungfräulichen Materials, um als Herren zu herrschen, wo sie ehemals als Sklaven geseufzt haben."

Nachdem die Verfasserin in diesem und dem folgenden Kapitel den Ursprung, die Religion, die Geistlichen und die Kirchen der Rumänen besprochen, giebt sie im neunzehnten Kapitel folgendes Urteil über deren Charakter: „Der Rumäne ist sehr starrsinnigen Charakters und läßt sich nicht leicht überreden. Er thut nichts ohne Überlegung und oft überlegt er solange, daß die Zeit zum Handeln vorüber ist .... Im halben Maße, als er nur schwer einen Entschluß faßt, ändert er ihn auch schwer. Offenherzigkeit wird nicht als eine Tugend betrachtet und die rumänische Sprache hat kein Wort, welches diese Eigenschaft geradwegs ausdrückt .... Von Stolz hat der Rumäne bis jetzt kaum eine Idee ... Ebenso fehlt ein Ausdruck für Würde .... Vergeltung wird als eine Tugend gehegt .... Aussöhnung wird für schimpflich gehalten und Vergebung von Unrecht für entehrend. Des Rumänen Zorn ist aber heimlich und verborgen, und während der Magyare seinen Zorn offen ausbrechen läßt, wird der Rumäne es sich nicht merken lassen und zwischen den Zähnen murmeln: „Tine minte" (Halt es im Sinn); und sein Gedächtnis ist gut, denn es leidet ihn selbst nicht, zu vergessen .... Der Rumäne scheint nicht mutig zu sein — wenigstens nicht was wir unter mutig verstehen — noch nimmt Mut in seiner Würdigung genau den Rang einer Tugend ein, denn Mut setzt eine gewisse Sorglosigkeit vor Folgen voraus und seinem Gedankengange entsprechend soll jede Handlung erwogen und nur nach reiflicher Erwägung vollzogen werden. Wenn er indessen durch die Umstände dazu gedrängt wird und die Notwendigkeit erkennt, kann er tapfer fechten und ist ein guter Soldat .... Es liegt etwas vom Geiste der alten Spartaner in der Auffassung des Rumänen von Tugend und Laster. Diebstahl und Trunkenheit werden nicht als etwas wesentlich Unrechtes betrachtet, nur die Öffentlichkeit, welche diese Vorfälle begleiten mag, verursacht dem Thäter ein Gefühl von Beschämung. ... Der Rumäne sieht nur auf Thaten und Erfolge, indem ihm die Beweggründe vollständig gleichgültig sind .... Eine bemerkenswerte Eigenschaft der rumänischen Rasse ist die rührende Zuneigung, welche meistenteils alle Glieder der Familie verbindet. Ungleich dem Sachsen betrachtet der arme Rumäne, selbst wenn er in die schrecklichste Armut versunken ist, jede Vermehrung seiner Familie als eine neue Gabe Gottes."

Die Kapitel 20—27 bringen Schilderungen und Charakterzüge aus dem rumänischen Volksleben, über Heirat und Moralität der Rumänen, Tanz, Gesang und Musik, Sagen, Sprache und Poesie, über die rumänischen Ausschreitungen im Jahre 1848 und unter Josef II., über Tod und Begräbnis, sowie über den Aberglauben der Rumänen.

Hier nimmt die Verfasserin Anlaß, um auch dem Aberglauben unter den Sachsen und einigen Gebräuchen derselben, welche auch auf die heidnische Zeit zurückweisen, einige Abschnitte zu widmen. Die Kapitel 32—37 handeln von den Zigeunern (Lebensweise und Beschäftigung, Humor und Sprache, Religion und Moral, Wahrsagerei, Musik und Poesie) und das achtunddreißigste Kapitel behandelt die Szekler und Armenier.

Von den Szeklern sagt die Verfasserin: „Gleich den übrigen Magyaren sind die Szekler eine geborne Nation von Soldaten und gehören zu den besten des österreichischen Heeres .... Der Szekler ist gut und kräftig gebaut, doch selten über Mittelgröße. Sein Gesicht ist oval, die Stirne flach, Hände und Füße eher klein als groß. Bei viel natürlicher Intelligenz kümmert er sich wenig um Kunst oder Wissenschaft und hat nur geringes Verständnis für das Schöne. Selbst wenn er in guten Verhältnissen lebt, ist er nicht darauf bedacht, sich mit Büchern zu umgeben, wie der Sachse, noch verrät er Geschmack für Farbe und Zeichnung, welcher den Rumänen so entschieden charakterisiert. Seine angeborene Würde scheint ihn auf eine Höhe zu stellen mit jedem, mit dem er spricht. Er ist zurückhaltend im Sprechen, bei einer fast asiatischen Förmlichkeit des Benehmens, und es erfordert die Anregung von Wein oder Musik, ihn zu lärmender Heiterkeit hinzureißen; aber bei Gelegenheiten, wenn von ihm Reden verlangt wird, entwickelt er angeborenes Rednertalent, indem er leicht und ohne Befangenheit spricht und kraftvolle Ausdrücke und passende Bilder findet, in welche er seine Gedanken kleidet. Die magyarische Sprache hat keine Mundart und jeder Bauer spricht so rein wie ein Prinz. Der Charakter des Magyaren ist ein seltsam einfacher und offener; er ist einfach in seiner Liebe und seinem Haß, seinem Ärger und Zorn, und wenn er auch bisweilen der Rüdheit beschuldigt werden kann, List kann ihm niemals zur Last gelegt werden, während er Schmeichelei gar nicht versteht. Es ist die ihm anhaftende Würde und Selbstachtung, welche ihn so offenherzig maeht, indem er es verachtet, anders zu erscheinen, als er wirklich ist .... Gastfreundschaft ist bei ihm nicht eine Tugend, sondern ein Instinkt und er kann den Mangel derselben bei anderen gar nicht verstehen."

In betreff der Armenier erwähnt die Verfasserin

Digitized by Google

nur deren äußere Erscheinung, die Zuchtlosigkeit der Frauen, ihre Neigung zum Kartenspiel und großes natürliches Geschick zum Handel.

Das nächste Kapitel erwähnt die frühere Institution der Militärgrenze, während das folgende den Wölfen, Bären und anderen Tieren Siebenbürgens gewidmet ist. Dann folgt die Beschreibung eines rumänischen Dorfes und eines Zigeunerlagers. Das dreiundvierzigste Kapitel beschäftigt sich mit der hervorragenden sächsischen Familie Bruckenthal und das nächste schildert das Stillleben in Hermannstadt, während das folgende die Schreckenstage daselbst zur Zeit der Raubmörder Kleeberg und Martin darstellt. Dann folgt eine Beschreibung des Klausenburger Karnevals und eine Reise von Hermannstadt über Schäßburg nach Kronstadt. Die folgenden Kapitel schildern Ausflüge nach dem rumänischen Königsschlosse Sinaia und nach verschiedenen Punkten der herrlichen siebenbürgischen Karpathen, sowie nach Vajda-Hunyad.

Alles in Allem verrät das Buch scharfe Beobachtung, aber oft ein übereiltes, auf einzelne zufällige Erlebnisse gegründetes allgemeines Urteil. Die Sachsen insbesondere werden oft schief und ungerecht beurteilt.

Die Ausstattung des Buches ist, wie es bei englischen Büchern stets der Fall ist, eine vortreffliche. Eine Landkarte von Ungarn und 41 vorzügliche Abbildungen, teils Original-Photographien, teils Zinkdrucke und Holzschnitte, erhöhen den Wert des Buches.

Josef Filtsch.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Studien und Charakteristiken** von Joseph Sittard, 3. Bde. Hamburg, 1889, Verlag von Leopold Voss. Unter diesem Titel hat der Verfasser, der in der musikalischen Welt einen angesehenen Namen als Kunstrichter genießt, und musikalischer Berichterstatter des Hamburger Korrespondenten ist, eine Reihe von Aufsätzen und Rezensionen veröffentlicht, die zum größten Teil aus früher veröffentlichten Zeitungsartikeln entstanden sind. Der erste Band ist betitelt Bunte Blätter und bringt besonders geschichtliche Aufsätze, wie vom fahrenden Volke, Bayreuther Briefe, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten, Geschichte des Tanzes in Deutschland u. a., welche überall bekunden, daß der Verfasser ein sorgfältiger Forscher und Sammler ist. Allgemeineres Interesse beansprucht der zweite Band, der unter den Titeln Künstler-Charakteristiken — Aus dem Konzertsaal eine Reihe von treffenden Schilderungen unserer ersten Musiker und bedeutendsten neuesten Musikwerke enthält. Wir erwähnen darunter Liszt, v. Bülow, Wagner, Johannes Brahms, Marcella Sembrich und verschiedene Orchesterwerke von Rubinstein, Max Bruch, Prinz Reuss, Tschaikowsky u. a. Der dritte Band endlich führt die Titel Alte und neue Opern — Musikalische Gedenktage — Aphorismen und giebt vorzügliche Besprechungen meistens moderner Opern, deren Erstaufführungen zum Teil am Hamburger Stadttheater stattgefunden haben, das bekanntlich unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Pollini eine der hervorragendsten Opern Deutschlands gegenwärtig besitzt. Hier finden wir unter andern neue Opern von Goldmark, Carl Reinecke, Verdi, Victor Massé, Massenet u. a. sorgfältig besprochen. Das ganze Werk Sittards zeichnet sich durch Ruhe und Sachlichkeit aus, so daß wir uns mitten in dem Tagesstreit der leidenschaftlichen musikalischen Parteien in Deutschland sehr angenehm dadurch berührt fühlen. Auch ist der Verfasser niemals, z. B. in der Wagnerfrage, ein einseitiger Parteimann, wie die meisten musikalischen Schriftsteller der Gegenwart, oder gar ein Eiferer, sondern mißt stets nach gerechtem Maßstab und wägt das „Für" und „Wider" vorsichtig ab. Wir zweifeln nicht daran, daß das vortreffliche geschriebene Werk allen Musikfreunden und Kennern eine hochwillkommene Gabe sein wird. Johannes Flach.

A. Delpit: **Thérésine**. Paris-Ollendorf. A. Delpit, der durch seinen früheren Roman „le fils de Coralie" wohlberechtigtes Aufsehen erregt, beweist seine Künstlerschaft von Neuem in seinem vorliegenden Roman „Thérésine". Delpit kennt den Menschen, kennt die seelischen Motive zu seinen Thaten, deshalb ist die psychologische Begründung der äusseren Zerwürfnisse, welche z. B. das Duell zwischen dem Kapitän und Vaulcomte zu einem Akte der Notwendigkeit machen, welche das Verlassenwerden Thérésines von ihrem Gatten, den endlichen Tod derselben unabweisbar machen — bewundernswert. Delpit löst den ungemein schwierigen, verwickelten Konflikt durch den Tod — und diese Lösung ist eine gewagte, wenn man nicht über grosse Meisterschaft in Beherrschung des Stoffes verfügt und so den Tod, der oft nur ein bequemes Auskunftsmittel ist, glaubhaft zu machen weiß. Delpit hat es verstanden, die Lösung des Konfliktes durch den Tod als eiserne Folgerichtigkeit hinzustellen — in solchen Einzelheiten bewährt sich der Meister. — Das Glänzende, Bestechende, Zuckende, Dramatische seiner Schilderungen, der geistvolle, gediegene Stil, das Landschaftliche, welches auch „le fils de Coralie" auszeichnete, finden wir hier in reichlichem Masse, teilweise noch durchgearbeiteter, wieder. Dazu kommt noch grosse Gediegenheit im Ausgestalten und sich Auslebenlassen der Figuren, in der Verknüpfung jener feinen psychologischen Fäden, die von Mensch zu Mensch gezogen sind, — ein feines Zisilieren des Satzbaues, eine mehr auf den Wohlklang und die Durchgeistigung berechnete Zusammenstellung und Wahl der Worte — es ist Letzteres eine scheinbare Kleinigkeit und doch stört sie den Werth einer Prosadichtung wesentlich, da in ihr das dichterische Bewußtsein des Verfassers zur Geltung kommt. Thérésine ist als ein in sich abgeschlossenes, modernes, wohlverstanden modernes Kunstwerk sehr zu empfehlen. H. von Basedow.

**Russische Sprache.** Eine sehr zweckmässige „Kurze Grammatik der russischen Sprache" hat Oskar Asbóth, Professor der slavischen Sprachen, an der Universität Budapest, herausgegeben (Leipzig, F. A. Brockhaus). Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Ergebnisse der neueren Sprachforschung geschickt verwertet, den Stoff gut eintellt, die mannigfachen Schwierigkeiten der Sprache scharf hervorhebt (sehr hübsch sind die Hauptpunkte in der Vorrede zusammengefaßt) und durch diese Kürheit allein schon wesentlich dazu beiträgt, dieselben zu überwinden. Ein nicht geringer Vorzug ist auch die Kürze des Lehrgangs, mit Übungsbeispielen und Lehrstücken zusammen nur 145 Seiten in klein octav, so daß der Lernende nicht in Gefahr kommt zu ermüden, dabei aber doch am Ende einen erstaunlichen Vorrat an Wissen davon trägt, der ihn nicht nur in den Stand setzt, schon selbständig russische Texte zu lesen, sondern sich auch ziemlich gewandt in der russischen Sprache auszudrücken — selbst wenn er in seiner Umgebung nie russisch sprechen gehört hat. Die Behandlung der nicht leichten Aussprache des Russischen bildet einen der Glanzpunkte der Grammatik. — Bei der Gelegenheit sei zugleich auf das in demselben Verlage erschienene „Handbuch der russischen Sprache" von S. von Manatein (einem geborenen Moskauer) hingewiesen, das selbständig, aber auch neben einer jeden andern russischen Grammatik mit Vorteil benutzt werden kann. Es bietet nach kurzer grammatischer Übersicht 133 Seiten Texte von Turgenjew mit lautlicher Umschrift, sowie zu diesen ein ausführliches Wörterbuch, das nicht nur alle in den Texten vorkommenden Wörter und Redensarten, sondern auch alle schwierigeren grammatischen Formen genau erklärt. Wer in früheren Jahren mit Ernst russisch gelernt hat, besonders durch Selbstunterricht, wird wissen, wie schmerzlich er eine solche praktische Einführung in das Verständnis der russischen Schriftsteller vermißt hat.

P.

Digitized by Google

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erscheint für 1889 und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

**Litterarische Rundschau** für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. C. Krieg. Monatlich eine Nummer, zwei Quartbogen stark. Preis des Jahrgangs ℳ 9.

In der „Litterarischen Rundschau" gelangen zur Besprechung: Werke der **Theologie**, der wissenschaftlichen und praktischen, der **Philosophie, Pädagogik** und **christlichen Sozialpolitik**; der **Geschichte, kirchlichen Kunst** und **Archäologie**; **Naturwissenschaftliche Werke**, sofern sie Stellung nehmen zu wichtigen Fragen der Theologie oder Philosophie; Erzeugnisse der **allgemeinen Litteraturgeschichte, Jugendlitteratur, Sprachwissenschaft, Länder- und Völkerkunde**, und wichtigere dichterische Produkte. — Die äußere Einrichtung der „Litterarischen Rundschau" bietet die bisherige. Es wird größere **Übersichten** und **Charakteristiken** über die Litteratur eines bestimmten **Faches**, sodann **Rezensionen** und **Referate, kleine Artikel**, kürzere litterarische und persönliche **Nachrichten**, endlich im **„Bücherzettel"** die Bibliographie bringen.

**Porträts- und Autographen-**

Sammlern zur Nachricht. Soeben erschien:

**Musiker, Dichter, Schauspieler etc.**

**Porträts in Kupferstich.** Katalog IX, 128 Seiten, ca 5500 Nummern, 1889. **Ausserordentlich reichhaltig** und interessant. Preis dieses Katalogs 1 **Mark.**

Früher erschienene Porträtkataloge:

**VIII. Maler, Bildhauer, Baumeister** etc., ca. 2000 Nummern, 1886.

**VII. Gottesleherer, Philologen, Historiker, Rechtslehrer** etc., ca. 2500 Nummern, 1880.

**VI. Anatomen, Ärzte, Naturforscher, Mathematiker** etc., ca. 2500 Nummern, 1879

noch in Giltigkeit. Preis dieser Kataloge à 50 Pf.

Briefmarken aller Länder werden angenommen.

**E. H. SCHROEDER's Porträt-Antiquariat**
**Berlin SW.,** Möckernstrasse 137.

Der Unterzeichnete erlaubt sich hierdurch darauf aufmerksam zu machen, daß die in den bekannten, **täglich 2mal** in einer Auflage von **63,000** Exemplaren erscheinenden

**Münchner Neuesten Nachrichten**

mehrmals wöchentlich aufgenommene

**Wissenschaftliche Rundschau**

eine wertvolle Revue über alle wichtigen Entdeckungen, Forschungen und Fortschritte auf den verschiedenen Wissensgebieten bildet. Hervorragende Vertreter der einzelnen Disziplinen, wie die Professoren v. Hoyer, T. Günther, Max Seydel, Johannes Ranke, Hermann Beermann, Karl Theodor Heigel, K. v. Zittel, K. Krumbacher, Kurt Lasswitz, Kurt Lampert, Adolf Soetbeer, Max. Pettenkofer rc., sind bereits an der Mitarbeiterschaft beteiligt, andere Autoritäten haben ihr Mitwirken zugesagt.

Der vierteljährliche Abonnementspreis für unser inhaltreiches, sorgfältig redigiertes Blatt beträgt **nur M. 2.50** bei allen Postanstalten. Probenummern gratis und franko.

**Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.**

**Deutsche Dichtung.**

**Herausgeber:**

**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Olfers**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Kitzer, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischen Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden.

**C. Ehlermann.**

Dieser Nummer liegt ein Rundschreiben des „Kunstwart-Verlag in Dresden" bei, worauf hiermit verwiesen wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 19. Januar 1889. Nr. 4.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Fr. v. Bodenstedt: „Beiträge eines Brasilianers zur Geschichte der großen Entdeckungsfahrten, Religions- und Kulturkämpfe des XVI. Jahrhunderts." — Karl Blind: „Urältestes Germanen-Volk." (Schluß.) Käthe Freiligrath-Kroecker: „Heines Grab." — Leopold von Sacher-Masoch: „Octave Mirbeau." — E. v. Wolzogen: „Menschen untereinander." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Beiträge eines Brasilianers zur Geschichte der grossen Entdeckungsfahrten, Religions- und Kulturkämpfe des XVI. Jahrhunderts.*)

Das Buch enthält weit mehr als der bescheidene Titel verspricht, ich würde mich sonst nicht veranlaßt fühlen, darüber zu berichten. Denn wie bedeutend die kriegerische und schriftstellerische Thätigkeit Villegaignons seiner Zeit auch gewesen sein möge, so sind doch weder tiefgehende noch leuchtende Spuren davon zurückgeblieben, da er trotz seiner hervorragenden Begabung auf keinem Gebiete eine herrschende Stellung errungen hat. Dennoch gewährt die Schilderung seines Lebens und Wirkens hohes Interesse in dem engen Zusammenhange mit den bedeutendsten Ereignissen und Persönlichkeiten seiner Zeit, wie Herr Nogueira sie bietet. Dieser hatte, als Brasilianer, ganz besondere Veranlassung, dem französischen Mönchsritter ein eingehendes Studium zu widmen, welcher als Führer einer kriegerischen Expedition nach Brasilien dort die französische Herrschaft gegen die Portugiesen zu begründen suchte.

Als der erste portugiesische Entdecker Brasiliens, Pedralvares Cabral, von seiner Indienfahrt zurückkehrte, begegnete er bei den Capverdischen Inseln einem portugiesischen Geschwader (1501), an dessen Bord sich, außer Fernando de Noronha, der einer bekannten brasilischen Insel seinen Namen gab, auch Amerigo Vespucci befand, der als Pilot und Kosmograph bereits zwei Reisen nach Amerika unter spanischer Flagge gemacht hatte. Schon vorher, gegen Ende des Jahres 1499, hatte Alonso de Hojeda, von Amerigo Vespucci und dem spanischen Piloten Juan de la Cosa, dem Verfasser der berühmten Weltkarte, begleitet, die Küste Brasiliens an der Mündung des Flusses Apody berührt. Die Sendung des berühmten Kosmographen fällt nicht nur mit dem Übertritt Vespuccis in spanische Dienste, sondern auch mit der Aussendung einer spanischen Erforschungsflotte nach Südamerika (1508—9) zusammen, welche, von Pinzon und Solis befehligt, das Cap Santo-Agosthino umsegelte und die Mündung des Silberstroms erreichte. Vespucci starb 1512 und drei Jahre später wurde Solis mit einer neuen Erforschungsreise beauftragt, weil der König von Spanien — nach Balbaos Entdeckung der Südsee, 1513 — die brasilianische Küste näher untersuchen lassen wollte, um einen kürzeren Weg nach den Molukken zu finden. Solis kam am La-Plata-Strom in einem Gefechte mit den Indianern ums Leben und ein Jahr darauf schickte Heinrich VIII. von England den Ritter Thomas Perth und Sebastian Cabot nach Südamerika, um auch für sich einen Anteil an den gerühmten Schätzen von Perularia zu erlangen. Aber eine weit merkwürdigere Entdeckungsreise war die des großen Weltumseglers Fernando Magalhães und des Ruy Faleiro, welche Spanien 20. September 1519 verließen und 21. Oktober 1520 an den Eingang der patagonischen Meerenge gelangten, welche jetzt Magalhães' Namen trägt. Diese kühne Weltfahrt übte großen Einfluß auf die politische Gestaltung Brasiliens, indem sie die Frage über den Besitz der Molukkeninseln wieder in den Vordergrund

*) Der Mönchsritter Nikolaus Durand von Villegaignon. Ein Beitrag zur Kenntnis französisch-brasilianischer Verhältnisse im XVI. Jahrhundert. Von M. T. Alves Nogueira. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

rückte. Spanien und Portugal stritten darum; da aber Karl V. sich in großer Geldnot befand, so überließ er die Molukken vorläufig den Portugiesen gegen eine Entschädigungssumme von 350 000 Golddukaten.

Allein Frankreich wollte auch bei der Teilung der neuen Welt nicht leer ausgehen; die französischen Rheder der Bretagne und Normandie ließen sich durch nichts einschüchtern bei ihren Versuchen, auf dem amerikanischen Festlande der Handelsvorteile teilhaftig zu werden, welche die Portugiesen für sich allein beanspruchten. Die Reisen der kühnen Seefahrer von Dieppe und Honfleur wurden von Jahr zu Jahr häufiger und brachten reichen Gewinn. Das Haus Ango in Dieppe besaß eine ganze Handelsflotte und hatte unter seinen Kapitänen die kühnsten Seefahrer, wie den Florentiner Verrazzona und die Gebrüder Parmentier.

Die portugiesische Regierung erkannte das Bedürfnis, einen kräftigen Mittelpunkt des Widerstandes gegen die inneren und äußeren Angriffe zu schaffen; es wurde beschlossen, eine Statthalterschaft für ganz Brasilien zu gründen und Bahia zur Hauptstadt des neuen Kolonialreichs zu machen. Neben den Angriffen der erbitterten Indianer war die häufige Erscheinung der französischen Seefahrer die größte Gefahr für den beginnenden Pflanzstaat. Die Leute in der Bretagne und Normandie betrachteten das brasilianische Land als ihr Eigentum und auch die Spanier fingen wieder an, sich feindlich zu regen; doch erlitt eine von ihnen nach dem La Plata geschickte Flotte Schiffbruch an der Insel Santa Catharina, wobei der Befehlshaber Fernando de Scuabria ums Leben kam. Von den Geretteten suchten viele ihren Weg nach Assuncion zu Lande, den Spuren Cabeza de Vacas folgend, welcher bis zu den Quellen des Ignassu und zum Fluß Pignery gelangt war.

Auch ein Deutscher, Ulrich Schmidel, der zwanzig Jahre lang (1534—54) Südamerika bereiste, war vom Parana bis zu dem Aufenthaltsorte des Portugiesen João Ramalho in San Vicente vorgedrungen. Dieser kühne Reisende beschrieb seine Erlebnisse ausführlich in einem Werke, welches den Titel trägt: „Warhafftige Historien einer wunderbaren Schiffart, welche Ulrich Schmidel von Straubing von a. 1535 bis a. 1555 in Americam od. Neuwewelt, bei Brasilia und Rio della Plata, gethan." In der lateinischen Übersetzung dieses Werks, welche 1599 in Nürnberg erschien, ist der Titel um das Doppelte länger.

Unter den Schiffbrüchigen des Scuabriaschen Geschwaders befand sich ebenfalls ein Deutscher, Hans Stade, der nach seiner Heimkehr ein lehrreiches und zugleich sehr unterhaltendes Werk über Brasilien zu Marburg (1557) veröffentlichte. Er war im Jahre 1548 in Pernambuco gerade zu der Zeit angekommen, als die portugiesische Ansiedelung Igarassu von den Indianern hart bedrängt ward. Nachdem Hans Stade durch seine militärischen Fähigkeiten entscheidend zum Entsatze der Grenzfestung beigetragen hatte, fuhr er mit Scuabria nach dem Laplata-Gebiete ab und erlitt Schiffbruch bei der Insel Santa Catharina. Thomé de Sousa ließ die Geretteten nach São-Vicente kommen, wo der wackere Hans Stade ein behagliches Unterkommen fand bei Heliodorus Eobanus, dem damaligen Verwalter der Zuckerpflanzung des Genuesers Giuseppe Adorno.

Dieser Heliodorus Eobanus war ein Sohn des berühmten Helius Eobanus Hessus aus Bockendorf, der bekanntlich zu den gefeiertsten deutschen Dichtern des XVI. Jahrhunderts zählte und wegen seiner eleganten lateinischen Verse der deutsche Virgil genannt wurde.

In einem Kampfe gegen die Indianer fiel Hans Stade in die Gefangenschaft eines großen Häuptlings, Cunhambebe, der sich rühmte, das Fleisch von zehntausend erschlagenen Feinden gekostet zu haben. Daß Hans Stade nicht auch an den Bratspieß kam, hatte er bloß seinem blonden Haar zu verdanken, welches dem Häuptling bewies, daß er kein Portugiese sei. Aber er kam in harte Sklaverei, aus welcher sich durch die Flucht zu befreien ihm erst nach langer Zeit und vielen haarsträubenden Abenteuern gelang. Der französische Kapitän Wilhelm von Moner nahm ihn an Bord seines Schiffes Cathérine de Watteville und verließ den Hafen von Rio am 31. Oktober 1554. Der vielgeprüfte Hans Stade hatte noch ein letztes Abenteuer zu bestehen. Auf seinem Schiffe befand sich der Dolmetscher Perot und als Steuermann der Deutsche Franz Schantz. Sie wurden von einem portugiesischen Schiffe angegriffen, wobei Hans Stade einen Schuß in den Schenkel erhielt. Nach einer fast viermonatlichen Fahrt lief die Cathérine de Watteville dann am 22. Februar 1555 in den Hafen von Honfleur ein. In demselben Jahre wurde mit Zustimmung Heinrichs II. eine Kriegsfahrt unternommen, um die Portugiesen aus ihren Ansiedelungen in Südamerika zu vertreiben.

Befehlshaber des aus zwei großen Kriegsschiffen und einer Proviantbarke bestehenden Geschwaders war der Titelheld des Nogueiraschen Buches: Durand von Villegaignon, einer der berühmtesten Malteser-Ritter des XVI. Jahrhunderts. Im Jahre 1510 in Provins, einer kleinen Stadt der Champagne, geboren, kam er zu seiner höheren Ausbildung früh nach Paris, wo er zugleich mit Calvin theologische und humanistische Studien trieb, aber nach seinem Scheiden von der Universität sich der militärischen Laufbahn widmete. Er begleitete im Jahre 1535 Karl V. auf dessen Eroberungszuge gegen Tunis und einige Jahre später gegen Algier, wo er besondere Gelegenheit fand, sich durch Umsicht und Tapferkeit hervorzuthun. Doch in Frankreich sah man's nicht gern, daß der junge Ordensritter Ruhm unter kaiserlichen Fahnen suchte und durch Vermittelung des Kardinals Du Bellay erhielt er eine passende Anstellung bei den Truppen des Herzogs von Orléans, die bekanntlich in den Kämpfen gegen Karl V. unterlagen, als dieser mit einem deutschen Heere in die Champagne einfiel und Franz I. zu dem Friedensvertrag von Crespy zwang.

Auf der Fahrt nach Brasilien bot sich Villegaignon

Digitized by Google

die erste Gelegenheit, ganz nach eigenem Kopfe zu handeln, nach Maßgabe der ihm vom Admiral Coligny gebotenen Mittel. An Bord seiner Schiffe befand sich eine große Anzahl von Edelleuten, Priestern, Handwerkern und sogar ein buntes Gesindel aus den Zuchthäusern von Paris und Rouen, wie der fromme Pfarrer von Provins, Claudius Katon, erzählt. Auch die beiden Religionsparteien, die in Frankreich einander feindlich gegenüberstanden, waren auf den Schiffen gleichmäßig vertreten. Unter den Katholiken befand sich Villegaignons Neffe, Bois-le-Comte, unter den Calvinisten Nicolaus Barré, nun hier nur ein paar hervorragende Namen zu nennen. Die Aufzeichnungen des seekundigen Barré bilden die Hauptquelle über die Reise, welche vom 12. Juli bis zum 3. November 1555 währte.

Der Anblick des wundervollen Hafens von Rio de Janeiro machte auf die Ankömmlinge einen gewaltigen Eindruck. Eine der zahlreichen Inseln des Hafens erhielt den Namen Coligny, später Villegaignon; auf einer andern, deren Lage ihm am günstigsten schien, schlug Villegaignon sein Lager auf und suchte sie durch Festungswerke gegen die Angriffe der Indianer und Portugiesen zu sichern. Diese Insel, auf welcher sich bald ein reges Leben entwickelte und in deren schönem Hafen die Schiffe wohlgeborgen waren, heißt Guanabara und hat das Andenken an Villegaignon in Brasilien bis heute lebendig erhalten, obgleich es ihm nur wenige Jahre vergönnt war, unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, sich dort zu behaupten. Die Hauptschwierigkeit verursachte er selbst, indem er sich in die theologischen Streitigkeiten mischte, die zwischen den römisch-katholischen und calvinistischen Seelenhirten bald ausbrachen über spitzfindige Glaubensfragen, in welchen der Verstand schweigen muß, wenn er mit den mystischen Kirchensatzungen nicht in Konflikt geraten will. Die Anhänger Calvins mußten das Feld räumen, fanden aber einen mächtigen Beschützer in dem edlen Admiral Coligny. Villegaignon sah sich bald genötigt, nach Frankreich zurückzukehren, wo die mörderischen Religionskämpfe seiner harrten, von welchen hier nicht weiter die Rede sein soll. Bemerkt sei nur, daß Nogueira in der eingehenden Schilderung, die er davon entwirft, hoch über den streitenden Parteien steht und den Fanatismus der einen wie der andern mit gleichem Maße mißt. Sein Buch umfaßt in großen Zügen die ganze Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts, natürlich mit besonderer Betonung der brasilianisch-französischen Wechselwirkungen. Aber als führende Nation in der Welt gilt ihm heute die deutsche, mit deren Geschichte und Litteratur er sich durch langjährige Studien an Ort und Stelle in einer Weise vertraut gemacht hat, die ihn befähigte, sein Buch für uns selbst in einem musterhaften Deutsch zu schreiben. Es ist dem erleuchteten und hochsinnigen Kaiser von Brasilien Dom Pedro II. gewidmet und mit einem vortrefflichen Bilde des großen Coligny geschmückt, den es in verdienter Weise feiert.

Bodenstedt.

## Uraltestes Germanen-Volk.

### Neue Forschungen zur Völkerkunde.

Von Karl Blind.

Die Skythen-Saken: Die Urväter der Germanen. Von Johannes Freßl. München: J. Lindauersche Buchhandlung.

The Goths. . By Henry Bradley. London: T. Fisher Unwin.

VIII.

Bei dem Versuche der Auflösung und Erklärung skythischer Sprach-Überreste zeigt der Verfasser mehrmals, daß sich in zusammengesetzten Wörtern eine Umstellung findet. Also z. B., da wo wir ein Tier als „Kornfresser" bezeichnen würden, nannte der Skythe es einen „Freßkorn".

Wem dies etwa als ungermanisch erscheinen möchte, den verweise ich auf Ausdrücke wie „Störenfried" (Friedensstörer); „Kehraus" (Auskehr: Lied zum Tanz); „Habenichts" (wo wir, etwa nach Art von „Nichtskönner" oder „Nichtsnutz", doch „Nichtshaber" erwarten könnten); auf „Luginsland" (wo man doch auch „Landauslug" sagen könnte); auf „Zwing-Uri", das eben so gut „Uri-Zwing" genannt werden dürfte); auf „Haltefest", statt „Festhalter"; auf Margarete Maultasch, statt „Taschenmaul„; oder auf mundartlich gebildete Ausdrücke, wie „Drückdrauf" — was sowohl heftige Eindrucksamkeit, Eindrücklichkeit, als auch einen Menschen bedeutet, der gewaltsame Eindrücke hervorzurufen sucht. Die Beispiele ließen sich leicht in Masse vervielfältigen.

Namen wie Shakspere (Schüttel-den-Speer, statt Speerschüttler), Brakespere (Brich-den-Speer, statt Speerbrecher) u. s. w. gehören ebenfalls hierher. Die englische Sprache hat überhaupt solcher Wortbildungen die Menge. Zum Beispiel: breakwater (Brich-die-Welle, statt Wellenbrecher); telltale (Schwatz-die-Geschichte-aus, d. h. Zuträger, Ohrenbläser); marplot (Stör-den-Plan, statt Anschlag-Vereiteler, Quertreiber); go-between (Geh-dazwischen, d. h. Zwischenläufer, Mittelsmann); stirabout (Rühr-um, ein rasch umgerührter Hafermehlbrei), und zahllose andere.

Es ist vielleicht eine kühne Vermutung, allein ich stelle sie infolge langjähriger Nachforschung unbedenklich auf: daß sich in solchen Wortbildungen ein verwandtschaftlicher Zug namentlich zwischen der an Niederdeutsch, auch an die skandinavischen Zungen anklingenden fränkischen Mundart und der englischen verrät. Diese Verwandtschaft zeigt sich auch in der im Fränkischen oft beliebten Weglassung des Geschlechtswortes, wie wir sie vielfach bei Goethe, dem Franken, finden, der sich sein Lebenlang zu Hause gern in den heimischen Lauten erging. Solche häufige Weglassung ist zugleich englisch und nordisch, und sie wirkt gelegentlich sehr kräftig.

Was nun Freßl an den noch vorhandenen skythischen Wörtern entdeckt zu haben glaubt, stimmt ganz zur fränkischen Gewohnheit; und so kommen wir auf Zusammenhänge zwischen Ost-, West- und Nord-Germanen. Erinnern wir uns, daß der Name der, ursprünglich von Nord- nach Süd- und Mittel-Deutschland gedrungenen Franken sprachlich mit dem der thrakischen Phrygen zusammentrifft, was

Digitized by Google

nach Hesych die Freien, mittelhochdeutsch die Frigen bedeutet, also die Franken, nordisch: Frakken, so gestalten sich diese Zusammenhänge noch bedeutsamer.

In der rhein-pfälzisch-fränkischen, meiner eigenen heimatlichen Mundart, welche zahlreiche Anklänge an skandinavische und englische Ausdrücke enthält, erkannte ich vor vielen Jahren, namentlich im Umgang mit Bauern, jungen wie alten, eine besondere Neigung zu gelegentlichen plötzlichen Wortschöpfungen nach Fischart'scher Weise. Sie waren fast durchweg launiger Art, wie es dem Wesen des dortigen Volkes entspricht. Man werfe nur einen Blick in des Rhein-Franken Fischart's „Geschichtklitterung", und man wird die umstellende skythische Wortbildung — Johannes Freßl's Auflösungen als richtig angenommen — keineswegs auffallend finden.

Fischart, das sei nebenbei bemerkt, war auch schon Einer von Denen, welche wußten, daß Geten und Daken unsere Vorfahren waren. Er wußte sogar, daß Orpheus „ein Thracier von Geburt und teutscher Sprache" war, und daß die von Orpheus gebildete Dichterschule im Grunde die „Harfenweise" des Hexameters schuf — wie ja die Griechen selbst ihren Musendienst mit anerkennenswerter Offenheit des Geständnisses auf die ihnen vorhergegangenen Thraker zurückführten. Und kein Geringerer, als der mit unserem alten Schrifttum doch auch vertraute Lessing sagt, unter Anführung von Fischarts betreffendem Gedicht: „Das heißt wahrhaftig ein fremdes Silbenmaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen."

In die hoch nach Süd-Deutschland hinauf vorgeschobenen Franken spielt der friesische Stamm herein. Er ist das Mittelglied zu den Skandinaven hin, wie die Franken ihrerseits sprachlich noch heute das Mittelglied zwischen Nieder- und Oberdeutsch bilden. Wenn es aber richtig ist, daß die nach Norden vorgedrungenen Gothen einen Theil des Skythen- und Thraker-Stammes ausmachten, so würde sich jene rhein-fränkisch-friesische Volksgewohnheit der umstellenden Wortbildungen leicht erklären und uns auch auf diesem Wege wieder zu der Urväter Art zurückleiten.

## IX.

Aus der bairischen Mundart hat Johannes Freßl einige höchst bemerkenswerte Belege angeführt, unter Anderem zur Erklärung des Namens der Mossunoiker oder Mosun-oiker. Das war ein Volk von weicher und weißer Haut, Männer wie Frauen. Es trug, gleich den Skythen, die Sagar-Waffe, sozusagen ein Sachsen-Messer. Es hatte, gleich den Germanen, den Schlachtgesang. Es ruderte in Einbaum-Kähnen. Von Hesych wird es als zu den Skythen gehörig bezeichnet. Strabon erklärt seinen Namen daher, daß es in Holzstamm-Gebäuden oder hölzernen Türmen wohnte. Nun ist „Mossun" oder „Mosun" kein griechisches, es ist ein skythisches Wort. In oberdeutschen Mundarten aber bedeutet Mosel, Musel, Müsele, noch heute einen Baumstamm oder abgesägten Holzklotz!

Aus Diodor ersehen wir, wie Freßl anführt, daß diese Holzstamm-Gebäude bis zu sieben Stockwerken, also in der That turmähnlich in die Höhe gebaut wurden. Ich möchte hier auf die in Troja von Dr. Schliemann aufgefundene große Holzschutt-Schicht aufmerksam machen. Auf jener Phryger-Burg, bei einem den Mossun-Wohnern verwandten Volke, war eigentümlich hoher Holzbau vorhanden, welcher es ermöglichte, auf kleinem Raume große Verteidigungskräfte zusammenzudrängen.

Ebenso trefflich sind des Verfassers Hinweise auf die baierische Mundart bei Erörterung des Namens „Kaukasus", welcher skythisch „Graukasus" hieß und von Plinius als „schneeweiß" (nive candidus), oder von Schnee glänzend, erklärt wird. Man muß in dem vorliegenden Werke die, wie mir dünkt, klar einleuchtende Ausführung nachlesen, um einen Begriff von der Sorgfalt der Forschung zu erhalten. Zu dem von Freßl angeführten, in Baiern noch heute üblichen „graweln", d. i. licht werden, sei nur bemerkt, daß ja selbst im Schrift-Deutschen „der Tag grauet", das „Morgengrauen", vorkommt. Ebenso im Dänischen („gryc") und in anderen skandinavischen Zungen.

Diejenigen, welche sich fast auf den Kopf stellen möchten, wenn sie von solchen Erklärungen aus thrakisch-skythisch-germanischer Zunge hören, sollten doch zuerst ihren Hesych studieren. Sie dürften auch, wie Freßl es thut, daran erinnert werden, daß selbst ein Wort wie πῦρ (Feuer) kein griechisches, sondern ursprünglich ein thrakisches Wort war. So sagt Platon, der es wohl wissen konnte. Zu den von Freßl angeführten Wörtern für „Feuer" aus germanischer Zunge setze ich noch das alemannische „Füür", welches dem thrakischen „Pür", mit Lautverschiebung, am Nächsten kommt.

Zur Erklärung der Bedeutung des Namens der zahlreichen Herkyn-, Erkyn-, Arkyn-, Orkyn-Berge, die einst in ganz Deutschland und bis nach Skythien hinein von griechischen und römischen Schriftstellern genannt werden, habe ich früher die so leicht sich bietenden deutschen und skandinavischen Wörter „Harug", Hörgr" (Wald) herbeigezogen. In Orts- und Geschlechtsnamen (z. B. Herchenstein, Hergenröder, Hergenröther oder Hergenrieder, d. h. Wald-Ausreuter) klingen sie noch bei uns nach. Wenn „kun" eine Anhöhe bedeutet, so wäre ein herkynisches, harkunisches Gebirge eben ein Harug-kun, d. h. ein Waldberg; und um solche handelt es sich in der That stets.

Für die ebenfalls von Johannes Freßl behandelte Frage des Wortes „Hun" in zusammengesetzten deutschen Namen (wie Hunbold, Hunbrecht, Hunfried, Hunolf u. s. w.) glaube ich ebenfalls die einfache Lösung ausführlich gegeben zu haben. Mit Recht sagt der Verfasser: um Hunnen könne es sich da gewiß nicht handeln. Riese, Held, sei die Bedeutung. Indessen gab es, wie hier nur kurz nochmals angedeutet werden soll, einen von dem angelsächsischen Mönche Baeda bezeugten deutschen Volksstamm im Nordwesten unseres Vaterlandes, der „Hunen" hieß. Von Olaus Magnus wissen wir, daß sich ein

Digitized by Google

solcher Stamm auch noch in Schweden befand. In der Hunsrück-Gegend sind noch mancherlei darauf hinweisende Ortsnamen vorhanden.

In der Edda ist der rheinische Held Siegfried ein Hunen-König (húnskr konungr), und das Hunen-Land liegt am Nieder-Rhein. Der hunische Name deckt sich dort nahezu mit dem fränkischen. Die Rache nach Siegfrieds Tod spielt in der Edda, deren nibelungische Lieder rein heidnisch und aus deutscher Quelle geschöpft sind, nicht an der Donau, sondern am Nieder-Rhein bei dem Hunen-Fürsten Atli.

Erst durch die Völkerwanderung trat die Verwechselung zwischen deutschen Hunen und mongolischen Hunnen, zwischen Atli und Attila, ein. Dann wurde das Trauerspiel der Rache nach Osten hin verlegt. Hunen aus Nordwest-Deutschland hatten an der Umwandelung Britanniens in ein Angel- oder Engelland teilgenommen. In den angelsächsischen Heldenliedern kommt daher der Hunen- und Atli-Name vor. Ortsnamen, aus „Hun" gebildet, sind in England von der Südküste bis hoch nach Norden, nach Schottland hinauf, in Masse zu finden. Zu den in Haigh's „Anglo-Saxon Sagas" erwähnten habe ich eine Menge anderer gesammelt und vor Jahren mitgeteilt.

Und um nun gleich von den deutschen Hunen am Nieder-Rhein, den skandinavischen Hunen in Schweden und den angelsächsischen Hunas wieder zu den Skythen in Asien zu kommen, sei aus alter Zeit der Hunas in Indien gedacht. Ganz genau so heißen sie auch dort. Das waren die nicht-mongolischen „weißen Hunen", die man zu den Indo-Skythen zählt. Sie bildeten eine Unterabteilung der arischen Kriegerkaste bei den Hindu.

Trefflich ausgeführte Abschnitte in Freßl's Werk sind die Versuche zur Erklärung der skythischen Wörter sacr(ium) und sualitern(icum) für Bernstein, den die Deutschen Glaes(um) nannten, d. h. das Glitzernde, Gleißende, womit unser Glas zusammenhängt. Unter Anlehnung an die alte — wer weiß? vielleicht von Norden nach Süden eingewanderte — Sage von der Entstehung des Bernsteins aus den Thränen der Schwestern des gestürzten Phaëthon, erklärt Freßl sacr(ium) als: die Zähre. Vielleicht könnte man, so scheint mir, das auch von Plinius erwähnte, in Ägypten gebrauchte Wort „sacal" für Bernstein ebenfalls hierherstellen. Möglicherweise ist es durch die mit den Ägyptern so vielfach in Beziehung gekommenen Skythen dorthin gebracht worden.

Für sualitern(icum) bietet Johannes Freßl eine Erklärung aus „schwellen" und will das Wort als den „Schwellbaum" auslegen, an welchem das Harz hervorschwillt. Meinerseits habe ich, unter Hinweis auf die griechische, wahrscheinlich ursprünglich nordische Bernstein-Sage, welche den goldenglänzenden Stoff als die in der kühlenden Flut gehärteten Zähren der Sonnentöchter beschreibt, den in der Edda vorkommenden Sonnenschild Swalin (d. h. der Kühlende), welcher das Verbrennen der Erde durch die Sonnenglut hindert, zur Erklärung herangezogen. Diesen „Gläs"-Schirm gegen das verzehrende Feuer des goldenen Gestirns können sich die Germanen nur als aus durchsichtigem, kühlendem, goldigschimmerndem Bernstein gebildet gedacht haben. Eigentümlicher Weise hatten altrömische Frauen die Gewohnheit, Bernstein-Kugeln zur Kühlung in der Hand zu tragen. Die Wurzel swal (kühl) aber, aus welcher Swalin, der Schild, seinen Namen trägt, kommt in der deutschen und in skandinavischen Sprache vor. Hierher gehören unser „schwelen" (mit zugedeckter Flamme langsam brennen), das dänische Swale (Kühle), und das englische swale (Schatten). Ich habe dies seiner Zeit in der „Neuen Freien Presse" ausgeführt; doch ließe sich noch mehr sagen.

Gewißheit ist in diesen Fragen schwer zu erlangen. Genug, daß wir da, wie bei glaes(um) ein deutsches, so bei sualitern(icum) ein skythisches Wort haben, für welches jedenfalls germanische Erklärungen möglich sind.

X.

In dem hier besprochenen Werke ist Alles in gedrängter Weise dargestellt: eine bedeutende Menge Beweisstoffes auf 330 Seiten — für einen solchen Gegenstand gewiß nicht allzuviel. Kann irgend etwas an der Fassung bedauert werden, so ist es der Umstand, daß für den Laien keine Übersetzung der Masse klassischer Stellen gegeben wird. Wohl tritt der wesentliche Inhalt derselben in der deutschen Darlegung meist zur Genüge hervor; allein Vieles würde durch die Beifügung einer Verdeutschung unter einem größeren Leserkreise weitaus tieferen Eindruck machen.

Der Mangel solcher Übertragung, zusammen mit der ungewohnten Schreibung unserer Sprache,*) wirkt für die Sache, um die es sich handelt, nachteilig. Denn einmal ist es aus der Erfahrung bekannt, daß selbst in den gelehrten Ständen eine große Anzahl Männer — Naturforscher, Ärzte, Rechtskundige u. s. w. — in ihrem Griechisch und Latein leicht rostig werden, das Erstere sogar oft ganz vergessen. Nur wer dem Verfasser aber genau auf Schritt und Tritt zu folgen vermag, wird die Tiefe seiner Forschung ganz zu schätzen wissen. Ich habe mir während der letzten Monate die nicht geringe Mühe gegeben, die von ihm angezogenen Stellen mit anderen nochmals aufs Sorgfältigste zu vergleichen und kann nur sagen, daß dies Werk das bedeutendste ist, das in unserer Zeit über den Ursprung der Skythen veröffentlicht worden.

Sodann ist es, meines Erachtens, entschieden von Nutzen, daß in solchen Fragen nicht blos die Fachgelehrsamkeit, sondern auch der gesunde Menschenverstand weiterer gebildeter Kreise zum Urteil mit herangezogen wird, da der reine Bücherwurm,

*) Z. B. „rükker", für Rückkehr; „gir" für Gier; „vilmer" für vielmehr; „auß sprechen", für aussprechen u. s. w. Nach Grimm's Art wird selbst jeder Satz ohne großen Anfangsbuchstaben begonnen; was das Lesen gewiß nicht erleichtert. Ich halte es nicht für gut, daß wir uns durch so weitgehende Änderungen dem gewohnten Anblicke unseres bisherigen Schrifttums entfremden. Andererseits zeichnet sich dies wissenschaftliche Werk durch Vermeidung von Fremdwörtern aus, welche den Gelehrten sonst nur zu rasch in die Feder fließen. Es liest sich daher Alles ebenso deutsch und leicht, wie gründlich.

Digitized by Google

in seiner Weltentfremdung, oft des gesunden Menschenverstandes verlustig geht. Wie wenige wirklich Gelehrte giebt es, welche sich, so wie die Gebrüder Grimm, den frischen Sinn, den freien Blick, die gesunde Witterung, das feine Gehör für alles, was Volkstum betrifft, bewahrt haben! Ja, man kann immer noch Werke von sonst kenntnisreichen Männern lesen, worin die Trojaner und die Thraken ganz sinnlos zum Hellenentum gestellt werden. Da fehlen eben die Anfangsgründe des Verstandes.

Gerade die an den Grimms so lobenswerte Eigenschaft, den Dingen und Zusammenhängen bis in ihre feinsten Würzelchen nachgehen zu können, zeichnet den Verfasser dieses, in einen geschichtlichen und einen sprachlichen Teil zerfallenden Buches aus. Und darum hätte er sich des Vorteiles nicht entschlagen sollen, größeren Schichten der gebildeten Welt bis ins Einzelnste verständlich zu werden.

In welch' ungeheuer ferne Zeit die Sittigung der Skythen in Asien zu setzen ist; mit wie vielem Rechte daher sie selbst sich als „das älteste Volk" gegenüber anderen Völkern der alten Welt bezeichneten: das ist in diesem Werke schlagend ausgeführt. Wenn der römische, auf verloren gegangene Quellen zurückgreifende Geschichtschreiber Justin erzählt: Asien sei 1500 Jahre lang den Skythen schoßpflichtig gewesen, bis König Ninus von Assyrien diesem Zustande ein Ende machte — so ist eine solche Angabe nicht kurzweg zu verwerfen. Die Griechen und Römer nahmen auch gar keinen Anstand, die Skythen für eines der ältesten, frühest entwickelten Völker zu halten. Was aber berechtigt uns, denen die Quellen des Urteils der Griechen und Römer nur noch in geringem Maße offen stehen, an dieser Meinung zu zweifeln?

Eine hochmerkwürdige Bestätigung der Meldung Herodot's von der Trinkschale, welche die Skoloter-Skythen nach ihrem Stammvater am Gürtel tragen, liegt in den Funden, welche man in skythischen Grabhügeln in Süd-Rußland gemacht hat. Es sind Stein-Bildnisse von Männern und Frauen, welche alle in bedeutungsvoller Weise eine Trinkschale mit den Händen am Gürtel in Nabelhöhe halten. Ich habe neuerdings mehrfach Anfragen an Fachgelehrte in Deutschland gerichtet, ob eine Erklärung dafür gegeben worden sei? Die Antwort, die mir geworden, lautete dahin: „Zum Gegenstande besonderer Untersuchungen sei dieser Umstand bisher nicht gemacht worden; die Trinkgefäße seien aber wohl auf Grabesspenden zu beziehen." Offenbar hängen sie jedoch mit dem Skoloter-Namen zusammen, der „die mit Schalen Versehenen" bedeutet. (Auch im Schwedischen: Skål (sprich Skol), dänisch: Skaal. Meines Wissens ist die hier von mir gebotene Erklärung jener Grabesfunde noch nirgends gegeben worden. Sie stützt aber gewiß die Freßl'sche Auflösung des Skoloter-Namens.

Jene Bildnisse, welche im „Atlas des Vereins für Altertumskunde" zu Moskau (1871) wiedergegeben sind, zeigen uns in höchst mangelhaft künstlerischer Darstellung die skythischen Männer und Frauen mit breiten, vollen Gesichtern, aber meist langen, schmalen Nasen. Die Männer tragen fast mittelalterliche Rüstung, Helmhauben u. dgl. Ein Schnurrbart ziert ihr Antlitz. Auch ein Bogenschütze ist auf einem der Steine eingezeichnet. Die Frauen sind mit Hauben und Spitzhütchen teils mittelalterlicher, teils ganz anheimelnd jetziger Form versehen. Den Becher aber halten sie Alle wie ein Sinnbild empor.

XI.

Ob die Thraken mit den Skythen nach Ost-Europa einwanderten und sich erst dort von ihnen sonderten, oder ob sie vor der Masse der Skythen hereinkamen, läßt der Verfasser dahingestellt. Ich neige der letzteren Ansicht zu, und halte es weiter für außerordentlich wahrscheinlich, ja anscheinend sicher, daß ein solcher thrakisch-asischer Gefolgschafts-Zug gewissermaßen als Spätling über Germanien nach Skandinavien eindrang. Die betreffende Angabe der isländischen „Heimskringla" erachte ich im Wesentlichen für richtig. Werden auch Stammessagen im Laufe der Zeit von der Dichtung überwuchert und mit nachgeschichtlichen Vorkommnissen durchmischt, so läßt sich doch häufig ein alt-geschichtlicher Kern in ihnen erkennen. Das gilt ja ebenfalls von den indischen Heldengedichten; zum Beispiel von der Eroberung Ceylons durch arische Kämpfer mit Hülfe „affenartiger" Eingeborenen, deren Führer dann zum Danke als „göttlicher Affe" in die arische Reihe der Anbetenswerten gestellt wird.

Wie die Heimskringla den Zug des asischen Heerführers Odin vom Schwarzen Meere her über das heutige Rußland und Deutschland nach Dänemark und Schweden meldet, so zeigt das eddische „Lied von Rigr" in den drei Ständen der Jarle (Edelinge), Karle (einfach Freie) und Thralle (Hörige) ganz deutlich, durch Schilderung ihrer leiblichen Eigenschaften, die von den zwei ersten überwundene mongolische Unterschicht der Lappen und Finnen. Der spätere thrakisch-asische Zug über Ost-Europa und Germanien nach Skandinavien scheint mir ferner — wie ich dies in früheren Abhandlungen ausführte — sogar durch die eigentümlichen, genau auf demselben Wege zu verfolgenden Schwerterfunde bewiesen zu sein, über welche der Münchener Altertumsforscher Julius Naue eine Schrift veröffentlicht hat. Nicht minder glaube ich den Weg, welchen jener asische Zug über Süd- und West-Deutschland nach Norden hinauf genommen hat, in dem stärkeren Vorkommen asischer Ortsnamen auf der erwähnten Linie zu erkennen.

Gewiß trifft Johannes Freßl das Richtige, wenn er sagt: es habe ehedem ein Hin- und Herwogen von germanischen Völkerschaften zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee gerade so stattgefunden, wie einst, ja noch zur selben Zeit, von skythischen Stämmen zwischen Europa und Asien. Es ist eine, durch die Geschichte hundertmal widerlegte, irrige Annahme, als seien die Völkerzüge stets westwärts gegangen. Bei dieser Gelegenheit hebt der Verfasser nochmals hervor, daß die unzweifelhaft deutschen Bastarnen bei den Alten abwechselnd ein thrakisches, ein skythisches und ein ger-

Digitized by Google

manisches Volk heißen. Alle drei Bezeichnungen sind richtig.

Ein Schwabe, ein Baier, ein Sachse, ein Franke ist zugleich auch ein Deutscher und ein Germane. Ebenso heißen die Gothen auch Geten und Skythen; ja, es werden die Ost-Gothen von einigen klassischen Schriftstellern nur als Skythen, die West-Gothen allein als Gothen bezeichnet, die Skythen sogar als ein Teil des Gothen-Volkes aufgeführt. Alle gehören, wie der Verfasser sich ausdrückt, einem und demselben Völkerbaume, dem urgermanischen, an.

Die Möglichkeit, daß sich unter den Skythen — wie ja auch unter den heutigen Deutschen, und wie so ziemlich bei allen Völkern — da und dort fremde, also im vorliegenden Falle nicht-germanische Einsprengungen vorfanden, lasse ich meinerseits gewiß zu. Eine Stelle bei Herodot (IV, 81) deutet darauf hin. Im Laufe ihrer Eroberungszüge mögen die Skythen den einen oder den anderen fremden Volksbruchteil, selbst einen nicht-arischen, unter ihre Herrschaft gebracht, somit bei sich eingereiht haben. Das ändert aber nichts am arischen, gothisch-germanischen Wesen der Skythen im allgemeinen.

Wissen Viele, daß, trotz der langen Tataren-Herrschaft, die Krim noch im achtzehnten Jahrhundert in den amtlichen Schriftstücken der griechischen Kirche „Gothia" genannt wurde, und daß sich bis ins sechzehnte Jahrhundert gothische Sprachüberbleibsel in der Krim erhalten hatten? Der belgische Reisende Busbek berichtet 1562, es habe sich ein deutsch redendes Völklein dort erhalten. Busbek war im Zweifel, ob es gothischer oder möglicherweise sächsischer Abkunft sei, von der Zeit Karls des Großen her. Eine Anzahl der ihm mitgeteilten Wörter erkannte Busbek als seiner eigenen flämisch-niederdeutschen Mundart verwandt. Die anderen, welche er nicht erkannte, sind leicht aus dem Gothischen zu erklären; z. B. statz (Erde, Ort) aus staths, wichtgata (weiß) aus hveits oder hveitata; mycha (Schwert) aus mêkeis; tzo (Du) aus thu; ies (er) aus îs, u. s. w.

Selbst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts meldet Mondorf noch von einem Gefangenen aus der Krim auf einer türkischen Galeere, dessen Sprache an die deutsche anklinge. Der Gefangene war dem Christentume fremd; seine Volksgenossen, sagte er, beteten einen alten Baum an. Das stimmt schon zu der germanischen Baumverehrung und der Welt-Esche, unter der unsere Vorfahren das All begriffen.

Das scheinbar rätselhafte Verschwinden des größeren Teiles der Thraken und Skythen beim Emporkommen der Gothen erklärt sich einfach daraus, daß nun dieser Stamm die Führung unter den Germanen übernahm. Eine Zeit lang blieben die älteren und die neueren Namen noch zusammen im Gebrauch. Schließlich behielt der neuere die Oberhand. Ist das nicht gerade so an der deutschen Geschichte bemerkbar? Wenn einmal, nach errungener voller deutscher Einheit, die Namen unserer einzelnen Staaten, welche sich ohnehin längst nicht mehr mit den Stämmen decken, ausgehen: wäre da die Nachwelt berechtigt, zu behaupten, es seien die Sachsen, die Franken, die Schwaben, die Baiern, die Österreicher keine Deutschen gewesen? Läßt sich nicht dasselbe von Franzosen, Italienern und Spaniern sagen — bei welchen man ja auch eine Menge Sondernamen trifft, wie Normanne, Bretone, Burgunder, Gascogner, Picarde; Lombarde, Toskaner, Sizilianer; Katalonier (Goth-Alane), Andalusier (Vandale), Baske u. s. w. — obwohl der Vergleich bei diesen, so vielfach gemischten Völkern nicht bei Weitem so genau zutrifft, wie bei uns?

Wären Thraken und Skythen, Völker von ungeheurer Zahl, nicht Germanen gewesen, so hätten, nach Johannes Freßl's Ansicht, die Gothen, welche aus den Thraken und Skythen hervorgingen, „eine Trübung ihrer Sprache im nichtgermanischen Sinne erfahren müssen; aber gerade das Gegenteil ist der Fall: die gothische Sprache ist so rein germanisch, wie es nur eine andere germanische Sprache sein kann, geblieben."

Geschlossen sei hier mit den mahnenden Worten des Verfassers, welcher ausruft:

„An den Skythen in Asien sehen wir so recht das Schicksal vieler germanischen Stämme der späteren Zeit in Europa sich vollziehen, und zwar aus ganz gleichen Ursachen — nämlich aus dem uralten Verhängnisse, das über der ganzen germanischen Völker-Familie zu schweben scheint und so vielen Gliedern derselben schon zum Verderben gereichte: der Unzufriedenheit mit der eigenen Heimat; der Gier nach fremden Ländern, sowie der Vorliebe für alles Fremde und daher der Aufopferung für fremde Zwecke; der Uneinigkeit und Fehde unter den eigenen Stammverwandten. Heute noch dürfen wir uns täglich diesen Spiegel vor Augen halten!"

Nur einen Parther-Pfeil möchte ich hier abschießen — das heißt auf Seite des Verfassers gegen die Schädiger des deutschen Volkstums. Statt der „Gier nach fremden Ländern" würde ich setzen: „Aufgebung eines Teiles unseres eigensten, sogar Jahrtausende alten Gebietes." Oder muß sich nicht jede ächt deutsche Ader darüber empören, daß zu einer Zeit, wo wir uns der gewonnenen Volkseinheit rühmen, unsere bisher so lange mit uns verbundenen Stammesgenossen in Österreich von Jahr zu Jahr immer enger von der slavischen Hochflut bedrängt werden?

## Heines Grab.

Nach dem Englischen von Matthew Arnold.

(In beifolgendem berühmten Gedicht des kürzlich so plötzlich verstorbenen Matthew Arnold ist des Dichters eigentümliche Denkart, welche mit inniger Wärme und verständnisreicher Auffassung verbunden, höchst bezeichnend ausgeprägt. Mit Genugthuung und nicht ohne eine gewisse Rührung empfindet man, wie der englische deutschen Dichter, dem bis auf den heutigen Tag gelobten und gesegneten Heinrich Heine, auf edelste Weise gereicht wird. Doch lassen wir die großen und vielen Schönheiten des Gedichts für sich selber sprechen! Hingegen dürfte es nicht unanziehend sein eben auf jene Stellen hinzuweisen, in denen Matthew Arnold sich sozusagen widermetrisch gehen läßt, was er stets mit Vorliebe thut, um einen Gedanken, ein Gefühl besonders zu betonen. Sodann wäre noch eine Stelle zu er-

Digitized by Google

klären. Matthew Arnold läßt Goethe sagen: Heine sei wohl der Dichter, welcher jegliche Gabe, nur nicht die Liebe besitze. (Siehe: „Doch du warst ja der Dichter u. s. w.") Allerdings hat Goethe das gesagt, aber nicht von Heine, sondern von Platen! Der Irrtum rührt nämlich von der ersten Auflage von Strodtmanns „Leben Heines" her, wo allerdings Heine angegeben wird, ein Versehen, welches aber schon in der zweiten Auflage beseitigt wurde. Matthew Arnold dürfte übrigens nicht der Einzige sein, der diesen Irrtum nachgebetet hat, und es wird wohl noch einige Zeit währen, bis sich der „liebloseʻ Heine schließlich wieder in Platen verwandelt; wie man männiglich in Eckermanns Gesprächen nachlesen kann. Ich verdanke diese interessante Bemerkung Herrn Dr. Adolf Buchheim, Professor an King's College, der sich die Mühe gegeben hat, den Irrtum zu verfolgen und auf seinen Ursprung zurückzuführen. Die bezügliche Stelle in Matthew Arnold habe ich natürlich genau übersetzt, wie sie im Gedichte vorkommt. K. F. K.)

„Henri Heine" — hier dein
Schwarzer Grabstein, worauf
Nur dein Name? Und dort
Die sammet-weichen Alleen
Der Linden, schon gelblich gefärbt
Von glühender Hitze des Sommers;
Doch drunter, im freundlichen Scheine
Des herbstlichen Nachmittages,
Schatten und Labung und Kühle!
Schmucker Montmartre! Von fern
Schallt dumpfer Lärm von Paris;
Doch rings auf den Gräbern umher
Sieh' Kränze von Immortellen.

Halbblind, siech und gelähmt,
Hierher aus dem Gewühl
Der Stadt dich zu retten, ward dir
Heine, wohl sicher nicht schwer!
Stille zu ruh'n! Der Begehr
Nach verhängtem Fenster und Zimmer,
Nach kühlendem Trunke, und nach
Bequemerer Lage, nach Opium —
Alles das nun nicht mehr!
Hier ausruh'n und zu schlafen
Unter den Fitt'gen des Ruhmes.

Wahrlich, kein kleines Lob,
Wenn Schmerz den Leib grimm bezwingt,
Und den Mensch am ehsten bezwungen,
Und der reizbare Sinn des Genies
Das Unglück doppelt empfindet:
Wahrlich, alsdann nicht gering
Mutig dem Schmerz zu begegnen!
Kein kleines Lob für den schwachen
Erdensohn, der von des Himmels
Donnern niedergeschmettert,
Dennoch die blitzversengte
Stirne kühn zu den Sternen
Emporhebt, und unerschrocken
Den tollen tobenden Wettern
Des Unheils, sprühende Pfeile
Entgegenwirft, Blitze der Seele!

Horch! Durch die Bäume erschallt
Spöttisches Kichern! Ein leiser
Nebel verhüllet die Sonne!
Kühler erhebt sich der Wind,
Die Seele mit Trauer erfüllend!
Höhnisches Geister-Gelächter
Bewegt jedes Blättchen des Haines.
Zerstört, ach, den heiligen Frieden
Dieser stillen Stätte der Toten.

Geister des Hohnes! Ihr fordert
Heine? Ach, wohl ist er euer!
Nur momentan wollt' ich gern,
Hier in der Stille, entreißen
Seinen Gefährten, den kranken
Dichter, ihn tauchen in Ruhe.
Nur momentan! Denn ich wußte
Wessen er war, der hier schlummert,
Wußte, daß euch er gehörte!
Ach, wohl wußt' ich, ich sähe
Hier kein Grabmal gebaut
Im Lorbeer-bewachsenen Felsen
An der blauen Bai von Neapel,
Einem sanften Virgil geweihet!
Auch kein Grabmal für ihn,
Einem hohen ernst-strengen Dante,
Auf dem gelben Sand von Ravenna,
Im Schatten Ravennas Pinien!
Ach, und kein Grabmal wie deins
An den lustigen Ufern des Avon,
In den bunten Wiesen von Stratford,
Shakespeare, der freudig du strahlest,
Lieblichster du von Allen!

Was doch für Herbes, Feindsel'ges,
Heine, entspringt deinem Leben,
Vergiftet die Ruh' deines Grabes?
Mit nichten schelt' ich, daß du
England, meiu Land angegriffen
Mit scharfem Tadel! Denn wir,
Seine Söhne, ängstlich bekümmert,
Bestitt'gen den Vorwurf der Feinde
Schon längst im innersten Herzen.
Auch wir sagen, daß England,
Kaum noch die Stimme verstehend
Seiner größten und herrlichsten Söhne
Eines frühern goldenen Alters —
Mit blöden und dumpfen Sinnen
Seinen Kreis der Geschäfte verfolgend,
Langsam lässet aussterben
Freude und Genius und Ruhm!

So klagt er dich an, dein Feind!
So klagen wir an dich, die Söhne!

Ja, wir beschuld'gen dich! Aber
Du, wie ein müder Titane,
Taub und mit arbeits-müden
Augen nicht links noch rechts blickend,
Gehst gelassen vorüber,
Schwankest taumelnd ans Ziel;
Trägst auf den Riesenschulteru,
Ein zweiter Atlas, die Bürde,
Die fast zu schwer zu ertragende,
Deines übergewaltigen Schicksals.

Doch du warst ja der Dichter,
Jener Ungenannte, von welchem
Goethe einst sagte: er habe
Jegliche Gabe, nur nicht die Liebe;
Lieb', ohne welche die Zunge
Der Engel selbst nicht tönet!
Anmut krönet den Dichters
Gesang mit unsterblichem Reize;
Lieb' ist die Mutter der Anmut.
Wie, o Poet, willst du rühren
Die Welt ohne Herzens-Anmut?
Nicht durch die Blitze des Geistes!
Nicht durch den Donner des Zorns!
Beides der Welt ist zu eigen,
Sprühender Witz und Hohn —
Anmut des Dichters allein.
Hohl und langweilig die Großen,
Und die Welt neidisch und die Menge profan.
Alles dies wissen wir wohl!
Kamst du vom Himmel herab,
Nur um das uns zu sagen, o Kind
Des Lichtes? Ach, um die Öde
Zu vergessen auf kurze Zeit
Gab Gott dem Dichter sein Lied.
Darum verzehrte dich heimliche
Unruh', dich Stolzen, dich Kühnen?
Darum war deiner Seele
Sogar der Triumph verleidet!
Darum floß mit dem Blute
Der Feinde dein eigenes Blut!

Digitized by Google

Darum auch brach des Siegers
Herz auf dem Schlachtfeld des Ruhms!

Wie einst der blonde deutsche
Kaiser, oft fort sich sehnte
Von der italischen Pracht
Mailands, der schönen marmor'nen
Blume, mit seinen Palästen
Und seinen weißen Terrassen,
Von seinen Orangenhainen
Mit ihrem betäubenden Dufte —
Fort sich sehnte nach Deutschlands
Feldern und Bergen und Strömen,
Nach den hochgepriebelten Städten
Des geliebten Vaterlandes:
So, o wie oft wohl! sehnte
Heine sich fort von den heißen
Pariser Salons, von dem blendenden
Kerzengeflimmer — der Menge
Berühmter besternter Männer
Und geschmückter Frauen, die Ersten
Im Felde des sprühenden Wortes;
Fort vom berauschenden Lobe,
Das heiß zu Kopfe emporsteigt
Das arme Gehirn betäubend!
Wie oft, ach, aus dem Gewühl
Sehnt' er sich müde zurück
In die kühle, fernabliegende,
In die ruhige Heimat der Jugend!

Sieh', wie am Mai-Nachmittage,
Auf dem tau-frischen Rasen des Harzes,
Ein Jüngling mit Jünglingsfüßen,
Heine! Du nochmals emporsteigst!
Hinauf, durch die schwarz-grünen Tannen,
Deren Wipfel in Sonne sich baden,
Deren Schatten den Rasen bestreuen —
Hinauf, an dem Bache mit seinen
Bemoosten Felsblöcken und seinen
Versteckten, lust'gen Gewässern —
Hinauf, an dem fels-überstreuten
Abhang, mit sinkender Sonne
Und kühlerer Luft und am Berge
Sich länger-hinstreckenden Schatten,
Bis oben die Hütte erreicht ist.

Oder, noch später, wenn du
Stehst auf dem Turme des Brocken,
Und siehest die glühende Sonne
Rot-untergehend bestrahlen
Feld und Wald und Stadt,
Und die Nebelstreifen der Flüsse
Der weiten deutschen Lande —
Jetzt sinkt in Nacht sie und Nebel —
Wiederum bist du allein.

Oder, am Morgen darauf,
Die Glieder vom Schlafe erquicket,
Das Herz froh beweget vom Frühling,
Kletterst du wieder herab
Die lieblichen Harzabhänge,
Durch Eichen und Buchenbestände
Und lustige Haselgebüsche,
In deren Tiefe die Ilse,
Die verzauberte Fee, in tausend
Weiß-schäumenden Wasserbächlein
Ihre Jugend in Übermut ausströmt —
Kletterst auch auf zu dem Felsen,
Der über das Thal jäh hinaushängt,
Hättst wieder das Kreuz umschlungen,
Innig das Kreuz umschlungen!
Lächelnd, doch halb auch mit Wehmut.

Goethe, auch er war einst dort;
In dem längstvergangenen Winter
Her kam zum beeisten Harze,
Mit stürmisch-bewegtem Herzen,
Der Dichter, jugendlich gärend; —
Doch er, so wollt' es das Schicksal,
Verließ ihn, zur Arbeit, zum Leben,
Du, ach, verließest ihn auch,
Doch nur um zu lachen und — sterben.

Doch es mahnt mich: nicht also,
Heine, sei unser Abschied;
Nicht also das letzte Wort
An deinem Grabe gesprochen!
Nicht mitleidig und nicht
Tadelnd, sondern mit Ehrfurcht
Begrüßt seine fliehende Seele,
Die kühn ihre Blitze noch schleudert!

Der große Geist des Weltalls,
Der Menschheit abgeschmackte Schwächen schauend,
Ihr Prahlen, ihre Thaten — ließ ein Lächeln
Mitleid'gen Spotts um seine Lippen irren.
Heine war dieses Lächeln! Kurze Frist
Glänzte der selt'ne Gast — verschwunden nun.

Das war Heine! Und wir,
Millionen die leben, gelebt haben,
Sind alle nur eine Stimmung,
Eine einzige in dem Leben
Des Wesens, in welchem wir da sind,
Das allein ist Alles in Einem.
Geist, der uns Alle erfüllest!
Geist, der in jeglichem neuen
Erdensohn solche Gedanken
Aussprichst wie dir es gut dünkt!
Du, dessen eine Stimmung,
Bitter und seltsam, das Leben
Heines war — sein bitteres,
Ach, sein seltsames Leben —
Mögest ein sanfteres Dasein
Du mir beschieden haben!
Mög'st eine heit'rere Stimmung
Ausgedrückt haben in meinem!
Mögest die Wonne des Friedens
Mir tief ins Herz getancht haben!
Deines Herzens ein Schlag,
Deines Gedankens ein Strahl!

Käthe Freiligrath Kroeker.

## Octave Mirbeau.

L'Abbé Jules. Paris, Paul Ollendorff, 1888.

Die Buchhandlung Ollendorff in der Rue Richelieu ist nachmittags ein Zusammenkunftsort von Schriftstellern und Künstlern. Hier geschah es einmal, daß in dem Augenblick, wo ich die Durchsicht einer Handschrift beendet hatte, der Sohn eines Freundes zu mir trat und mir sagte: „Mirbeau wünscht sich Ihnen vorzustellen."

Wir begegneten uns in einer Fenstertiefe, drückten uns die Hand und sofort begann eines der interessantesten Gespräche, die ich in Paris geführt oder vielmehr Mirbeau sprach, und ich hörte ihm zu.

Seine Erscheinung stimmte gut zu der Vorstellung, die ich mir von dem tapferen Verfasser des „Calvaire", dieses von den Chauvinisten so heftig angegriffenen Buches gemacht hatte. Mirbeau hat, was die Franzosen le type gaulois nennen, er ist groß, kräftig, blond, hat ein energisches Gesicht, scharfe, mutige Augen und spricht mit großer Macht.

Digitized by Google

Bei uns würde man ihn für einen vornehmen Garde offizier in Zivil ansehen.

Hamlet im Théâtre français gab den Anstoß zu seinen Auseinandersetzungen. Während er einerseits gegen den Naturalismus Partei nahm, der nur eine Geldspekulation sei, Balzac und Flaubert als die großen Meister der französischen Prosadichtung begeistert anerkannte, klagte er anderseits darüber, daß der französischen Litteratur im großen und ganzen der Ernst gefehlt habe und hoffte viel von dem ausländischen, insbesondere nordischen Einfluß auf den französischen Geist.

Ich glaube im Gegenteil, daß der ausländische Einfluß viel Verwirrung in Frankreich angerichtet hat, und daß insbesondere Darwin den Naturalismus samt allen seinen Ausschreitungen verschuldet hat.

Allmählich erfolgt eine Klärung und Läuterung sowohl in Bezug auf Probleme als auf die Form der Darstellung, dies läßt sich nicht leugnen.

Unter den jüngeren Schriftstellern, welche ihre Aufgabe mit vollem Ernst auffassen und sich ebenso gut gegen den Naturalismus wie gegen die Flachheit der Empirezeit verwahren, ist Mirbeau unstreitig der begabteste neben Maupassant. Beide sind Dichter und das ist mir stets die Hauptsache gewesen.

Schon im „Calvaire" hat Mirbeau eine eigene von der Moderichtung abweichende Bahn eingeschlagen. Sein Held bewegt sich zwar in Verhältnissen, welche ziemlich unmoralisch sind und in einer dem Naturalismus verwandten Sprache vorgeführt werden, aber er ringt sich durch und erhebt sich.

In dem Augenblick, wo er seinem Leben ein Ende machen will, rettet ihn die Stimme der Natur.

„Von allen Seiten ließen sich Stimmen vernehmen, die der Erde entstiegen, Stimmen, die vom Himmel niedersanken, und diese süßen Stimmen murmelten: „Komm zu uns, der du gelitten, der du esündigt hast! Wir sind die Tröster, die dem Elenden die Ruhe und den Seelenfrieden wiedergeben." Und der Mann, die Arme zum Himmel erhebend, rief: „Ja, ich will leben! Was muß ich thun, um nicht mehr zu leiden und nicht mehr zu sündigen?"

Die Bäume regten sich, ein Rauschen ging durch die Ähren, aus jedem Grashalm stieg ein Flüstern empor, die Blumen schaukelten auf ihren Stengeln die zierlichen Kronen und aus allen erhob sich eine einzige Stimme, und diese Stimme sprach: „Uns lieben."

Der Mann setzte seinen Weg fort, um ihn her flatterten die Vögel.

Am anderen Tag kaufte ich ein Arbeiterkleid.

In einem Kapitel dieses interessanten, lebensvollen, farbenreichen Romans, aus dessen Zeilen der Atem eines Dichters weht, behandelte Mirbeau eine Episode aus dem Krieg von 1870, welche ihm heftige Angriffe zuzog.

In der Vorrede, welche er der nächsten Auflage voranstellte, verteidigte er sich tapfer und ehrenvoll. „Die Vaterlandsliebe, wie ich sie verstehe," ruft er aus, „arbeitet in der Stille, sie bietet alles auf, um das Vaterland groß zu machen durch seine Dichter, Künstler, Gelehrte, seine Arbeiter und Ackerbauer. Wenn sie etwas weniger Flitter an den Hut der Generäle hängt, so deckt sie dafür den Rücken der armen Leute wärmer zu . . ."

Mirbeaus neuer Roman „L'Abbé Jules", ist ein Fortschritt auf der eigenartigen Bahn, die er eingeschlagen hat. Hier sieht man allerdings den wohlthätigen Einfluß Dostojewskis und Tolstois. Mirbeau begnügt sich nicht mit der rein äußerlichen Wahrheit, welche das Kunstideal der Naturalisten ist, er hält es für richtiger, den inneren Wahrheiten nachzugehen. „L'Abbé Jules" ist ein psychologischer Roman mit der rücksichtslosen Darstellung Flauberts, nicht selten auch mit Flauberts wunderbarem Stil.

Auch hier spukt noch der Darwinismus, aber das Erbe besteht nicht mehr wie bei den Rougon-Maquart in durchaus kranken Eigenschaften, der Held Mirbeaus hat eine Doppelnatur. Die vom Vater geerbte Rüdheit und der Edelsinn der Mutter liegen bei ihm im Kampfe. Er sucht Rettung in einem Beruf, der ihm als der erhabenste erscheint und in welchem er die Fessel seiner Wildheit zu finden hofft, er wird Priester, und was ihn retten sollte, macht ihn noch unglücklicher und noch verworfener.

Er endet mit einem Testament, das gegen das Priestertum gerichtet sein soll und das seine Spitze gegen ihn selbst kehrt. Dieses Testament, diese tendenziöse Zuspitzung scheint mir ein künstlerischer Fehler.

Sollte „L'Abbé Jules" die Geschichte eines nach dem Ideal ringenden und unterliegenden Menschen sein, so ist dieser Ausgang, welcher die Gesichtspunkte ganz und gar verschiebt, überflüssig und verwirrend. Sollte „L'Abbé Jules" gegen das Priestertum überhaupt und insbesondere gegen das katholische und das Cölibat gerichtet sein, dann mußte der Held als eine von Haus aus edle, reine Natur und das Priestertum als das verderbliche Element erscheinen. Etwas ist hier verfehlt. Die Schlußtendenz oder die Anlage des Helden im Hinblick auf diese.

An und für sich ist der Abbé prächtig durchgeführt und sein Lebenskampf entwickelt sich mit ergreifender, überzeugender Wahrheit. Die fast durchaus satyrisch behandelten Nebenpersonen sind eine Sammlung köstlicher Figuren und Typen.

Die Darstellung ist im großen Stile gehalten und verleugnet auf keiner Seite den Dichter. Zola hat niemals etwas Ähnliches geschrieben und vor allem niemals diesen Stil, der Mirbeau unter den meisten Mitstrebenden auszeichnet. Leider erinnern aber zahlreiche Einzelnheiten an die naturalistische Mache, Einzelnheiten, die einfach ekelhaft sind und deren Mirbeau nicht bedarf.

Dadurch verschließt sich auch dieses Buch die Thüren der ehrbaren Familien in Frankreich, die in Bezug auf die moralische Haltung noch viel strenger sind als bei uns, und das bedauere ich, denn dieses Publikum ist und bleibt doch das herrschende. Beweis: der naturalistische „Gil Blas" druckt täglich 30 000 Exemplare und das streng moralische „Petit Journal" 952 000 Exemplare täglich.

Digitized by Google

Aber ich sehe den Tag kommen, wo es Mirbeau gelingen wird, sein kraftstrotzendes Talent künstlerisch zu beherrschen. Er hat während meines letzten Pariser Aufenthaltes schöne Proben davon im „Gaulois" abgelegt, in dem damals seine kleinen Erzählungen im Umfange einer deutschen Zeitungs-Plauderei mit den meinen abwechselten.

Eine dieser Geschichten „Der Witwer" schildert einen armen Teufel, arm, weil er zuviel Herz hat, der von seiner verstorbenen Geliebten fast zu Tode gequält wurde und nun von dem Knaben, den ihm dieselbe hinterlassen hat und den er gleichfalls vergöttert, weiter gequält wird. Die beiden Hauptgestalten sind wunderbar gezeichnet. Was mir aber lieber ist als die ganze Geschichte, das ist der Schluß, ein Kabinetstück der niederländischen Schule in wenigen Zeilen.

„Nachdem ich vier Stunden lang in der Haide und an der Küste umhergewandert war, trat ich in ein kleines Wirtshaus, wo ich frisch gefangene Austern aß und einen Schoppen Apfelwein trank. Frauen, wie man sie auf den Gemälden Van Eycks sieht, bedienten mich. Es war derselbe sanfte Ernst, dieselbe edle Haltung, dieselbe erhabene Schönheit der Bewegungen. Und welche Stille! — — Das Haus war sauber, die Mauern weiß getüncht. Über dem Kamin war altes Täfelwerk und auf dem Sims standen zwei große Seelöwen, die an die Alhambra mahnten. — — Ich vergaß das Jahrhundert, ich vergaß das Leben, das menschliche Leid, ich vergaß alles und verbrachte dort eine Stunde voll Genuß und ohne Gewissensbisse."

Dieses stimmungsvolle Bild verrät gerade in seiner klassischen Einfachheit den künftigen Meister.

Noch tiefer gedacht und empfunden, noch wahrer und schöner dargestellt ist eine zweite Geschichte im „Gaulois": „Vers le Bonheur" (Dem Glück entgegen).

Zwei Eheleute trennen sich nach einer Ehe von wenigen Monaten. Der Gatte fragt sich warum? Eigentlich liebt er seine Frau und sie ihn. „Ich habe meiner Frau nichts vorzuwerfen, durchaus nichts, als daß sie nur Frau ist." — „Und sie wirft mir vor — Mann zu sein." —

Sie liebten sich schon als Kinder und heirateten sich aus Liebe. Am Hochzeitsabend gingen sie hinaus in den Wald. Ein alter Mann, ein Reisigbündel auf den Rücken, begegnet ihnen und fragt sie, wohin sie gehen.

„Dem Glück entgegen," ruft die junge Frau aus. Da erscheint der Mond.

Der Mann macht die Bemerkung, daß er rosig sei. Die Frau kann es nicht finden. Vergebens bemühen sie sich einander zu verstehen. Sie scheitern schon an dieser Nichtigkeit und obgleich der Mann nachgiebt, bleibt ein Stachel zurück.

In jener Nacht erblickte er zum ersten Mal den Abgrund, der Mann und Weib trennt, im Laufe der Monate wurde die Kluft größer und größer, und endlich sehen sie die Welt, die zwischen ihnen liegt und die jede wahrhafte Annäherung unmöglich macht.

„Von da an wurde das Leben für uns zur Qual," schließt Mirbeau seine wundersame Geschichte, „obgleich wir nebeneinander fortlebten, begriffen wir, daß wir für immer getrennt waren, und dieses beständige sichtbare Beisammensein unserer Körper machte die ungeheure Entfernung, die zwischen unseren Seelen lag, nur um so schmerzlicher und fühlbarer . . . .

Und doch liebten wir uns.

Ach! was ist die Liebe? Und was vermögen ihre schwächlichen, gestutzten Flügel einer solchen Unendlichkeit gegenüber?

Als ich Claire weinen sah, habe ich mich gefragt: Ist es nicht vielleicht der Schmerz allein, der Mann und Weib vereinen kann?

Aber worüber weinte sie?" . . . .

Den Tag, nachdem „Vers le bonheur" erschienen war, sprach ich unserm leider seither geschiedenen Freund Henri de Pène, dem feinsinnigen Redakteur des „Gaulois", meine Bewunderung darüber aus. De Pène neigte den charaktervollen Kopf, der an Heinrich IV. mahnte und erwiderte: „Ich bin ganz Ihrer Meinung, es ist wie ein echter Maupassant und einer von den besten."

Leopold von Sacher-Masoch.

## Menschen untereinander.

Von Hermann Heiberg.
(VIII. 430 Seiten. Leipzig.)

Jeder, der die litterarischen Erscheinungen unseres laufenden Jahrzehntes teilnahmsvoll verfolgt hat, wird sich entsinnen, in welch lustig buntem Flackerlicht zuerst der Name Hermann Heiberg in der novellistischen Asteroidensphäre aufleuchtete. So hell ließ er sein Licht erstrahlen, daß er auch dem unbewaffneten Auge der deutschen Leserwelt erkennbar, d. h. rasch genug beliebt ward. Die gelehrten, bebrillten Ausluger und Planetensucher zwang zudem der Umstand zu außergewöhnlicher Aufmerksamkeit, daß er sich gar nicht so leicht wissenschaftlich einschachteln und auf den rechten Ort im Sternenatlas bringen lassen wollte. „Die Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" wie der erste Roman (?) „Ausgetobt" waren eigentlich ganz unlitterarische Werke, dilettantisch im besten Wortsinne und deshalb gerade so vielversprechend, lusterweckend, Laienbreviere einer gesunden, unbefangenen Weltweisheit, die Jedermann wohlthun mußte. Der echt niederdeutsche Humor, der starke Wirklichkeitssinn, das feine Naturgefühl und die frische Sinnlichkeit, diese und noch einige andere waren die Eigenschaften, welche Heiberg zu einem Humoristen im größeren Style berufen zu sein erscheinen ließen. Und obwohl er in seinem nächstfolgenden Werken meist Konflikte aufwarf, die zu einem tragischen Ende führen mußten, wie besonders in seinem bedeutendsten Werke „Apotheker Heinrich", so blieb er doch mit seiner warmen menschlichen Anteilnahme, seiner lächelnden Gerechtigkeit immer noch der Humorist. — Neuerdings aber will es mich bedünken, als sei Heiberg auf dem besten Wege, aus einem Humoristen ein — Philister zu werden! Und das sind zwei sehr verschiedene Leute; obzwar die

Digitized by Google

Freude an der breiten Schilderung beschränkter Menschen und Verhältnisse, welche die Humoristen vorzugsweise auszuzeichnen pflegt, bei oberflächlichem Hinschauen leicht mit eigener beschränkter Geistesbeschaffenheit verwechselt werden könnte. Der wahre Humorist durchschaut aber den kleinen Philister ebenso klar, wie den aufgeblasenen Lügenhelden der großen Welt; nur weil es ihm Herzkrämpfe bereitet, diesen letzteren gegenüber so scharf vorgehen zu müssen, daß die Gemütlichkeit aufhörte, zieht er es meistens vor, dem kleinen Helden von Krähwinkel ein Bein zu stellen. Fällt der letztere von seinem Hochmutsströnchen auf den feisten Steiß, so lachen wir herzlich — und ein lehrreich Exempel ward immerhin statuiert! — fliegt der erstere aber zum Tempel hinaus, indem wir selbst vielleicht ihm geopfert, so fluchen wir grimmig hinterdrein und der Humor ist uns für etliche Zeit verdorben. Und der Humorist kommt in die Welt, die Liebe zu predigen, nicht den Haß. — Was aber Heiberg in seinen letzten Romanbänden predigt, ist eigentlich nichts anderes als das: „In der Mitte ist der Ibis am sichersten" zugeknöpfter Biedermänner und vorsichtiger Durchschnittsmenschen. Das ist alles recht schön und gut, aber es wird uns nicht kalt und nicht warm dabei. Der Roman „Ein Weib", das reifere Gegenstück zur „Goldenen Schlange" zeigte Heiberg als Menschenkenner und Seelenmaler auf der vollen Höhe seines Könnens, hier war ohne philiströsen Kleinmut, in weltkundiger Geerbtigkeit die unheilvolle Macht unlauterer Leidenschaft dargestellt. Dagegen gehen die Helden der folgenden Romane der Leidenschaft klüglich aus dem Wege, weil sie als anständige Männer alles Bloßstellende, Unbequeme, unangenehm Aufregende von sich fern halten wollen. Ich muß gestehen, daß mir der tugendstrotzende Held im „Januskopf" als ein recht unangenehmer Egoist und Streber erschien. Der vorliegende Roman ist in der Grundstimmung noch kühler, vornehmer als der Januskopf, verzichtet auch auf das dort noch reichlich und sorglos ausgestreute humoristische Episodengerank. Dafür ist er aber auch ungleich einfacher und geschlossener aufgebaut und überhaupt in jeder Beziehung sorgfältiger durchgearbeitet. Was der Titel besonderes besagen soll, ist mir unverständlich: „Menschen untereinander!" könnte doch wohl jeder Roman heißen, der nicht gerade auf dem Monde spielt! Der Held, Graf Kay Witzdorff, ist ein Mustermensch erster Klasse mit Eichenlaub. Er hat, sich aller Adelsvorurteile entäußernd, als Kaufmann durch großen Fleiß und Umsicht im Auslande ein großes Vermögen erworben. In die Heimat zurückgekehrt, faßt er eine Neigung zu einem älteren Mädchen, welches zufällig dieselben seltenen Vornamen, Clementina-Julia, trägt, wie seine verstorbene Gattin — seltsamerweise hat er von dieser Heirat seinem Vater nie Mitteilung gemacht; warum nicht? — und welche zum Überflusse auch noch, gerade wie seine verstorbene Frau, auf einem Fuße hinkt! Im Übrigen kommt ihm die zweite Clementina-Julia nicht eben liebenswürdig entgegen, er entdeckt sogar ohne Mühe einige recht bedenkliche Charakterfehler an ihr. Aber ihr widerspruchsvolles Wesen scheint seinen Geist, ihre üppige Schönheit seine Sinne zu reizen. Sie weist aber seine Werbung zurück und nimmt dafür die Hand seines alten Vaters an — wirklich bloß, weil sie Kays herrisches Wesen fürchtet? Der alte Graf stirbt in der Kirche, kurz bevor die Ringe gewechselt werden sollten, und nun kann Graf Kay seine Bewerbung zum zweiten Male anbringen, obwohl er inzwischen noch mehr Gelegenheit bekommt, Julias bedenkliche Seiten kennen zu lernen, ihm überdies noch in deren jüngerer Schwester Mercedes, die ihn selbst liebt und dies deutlich merken läßt, ein weit liebenswerteres Frauenbild entgegentritt. So schön diese einleitenden Kapitel geschrieben, so trefflich die Personen gezeichnet sind, man schüttelt doch wohl den Kopf über dies Gesuchte der Voraussetzungen. Nun aber hebt der eigentliche Roman erst an, die Geschichte von der bösen Stiefmutter: denn die Eifersucht Julias auf Kays Tochter erster Ehe, sowie später auf Mercedes, die sein Herz immer mehr von ihr abwendet, eine Eifersucht, welche sie bis zum wilden Haß, bis zu dem Versuche, das Kind zu vergiften, treibt und schließlich die Auflösung der Ehe, bilden den eigentlichen Inhalt des Buches. Und hierin entwickelt Heiberg wieder die ganze Schärfe der Beobachtung, Gerechtigkeit des Urteils und Kunst der Darstellung, welche seine besten Werke auszeichnen. Nur daß, wie gesagt, Kay Witzdorff trotz aller seiner edlen Eigenschaften doch zu sehr Verstandesmensch und, besonders in seiner Leidenschaft für Mercedes, Egoist bleibt, als daß wir dieselbe Teilnahme für ihn hegen könnten, wie für die warmblütigeren Helden früherer Werke. Wärmste Sympathie erregt dagegen die außerordentlich liebevoll behandelte Figur der kleinen Carmelita, und ferner die vortreffliche Gestalt des geistreichen, gemütvollen und verlumpten Cynikers v. Banstroff, welchen Graf Kay zu einem nützlichen Mitgliede der Familie zu erziehen versteht. Es ist zudem die einzige Person in dem Romane, welche auch in der Redeweise in Heibergs früherer, oft so glücklich realistischer Art charakterisiert ist. Die anderen Leute reden gar sehr geschraubt und buchmäßig. Ich finde es sehr bedauerlich, daß derselbe Heiberg, welcher Leute aus niederem Stande so ungemein lebenswahr, im Ernst wie im Scherz, reden lassen kann, für die Unterhaltung höherer Stände sich mit der alten, geschraubten Romansprache begnügen kann. — Abgesehen von diesen grundsätzlichen Ausstellungen, für welche jedenfalls die große Masse der Leser keinen Sinn haben dürfte, ist der Roman „Menschen untereinander!" wohl eines der reichsten, besten Werke Heibergs. Einige Schilderungen darin gehören zu dem schönsten was er geschrieben hat und sind in sich Meisterstücke; so besonders die Flucht der kleinen Carmelita, nachdem sie ihre Spielgefährtin durch ihre Schuld getötet glaubt, und die aufregende Szene, als Julia ihres Gatten Schreibtisch durchwühlt, um den Stand seines Vermögens heimlich zu erforschen.

Berlin. E. v. Wolzogen.

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

**Suam Cuique.** Roman in zwei Bänden von Ernst Wichert. Leipsig, Verlag von Carl Reißner. 1888. Wichert fügt in dem vorliegenden Werke zu den vielen wertvollen Gaben, welche ihm die deutsche Litteratur verdankt, eine neue und gewiß nicht minderwertige; er behandelt hier die auffallende Erscheinung, welche schon manchen geistvollen Schriftsteller beschäftigt hat, daß mancher Jünger der Künste und Wissenschaft in Bezug auf Liebe und Weiblichkeit verwickte Ansichten hat und bei Frauen aus dem Volke Verwirklichung seiner Ideal esucht. In diesem Fall ist auch der ebenso gelehrte als überspannte Baron Waldemar von Friesel-Bornholm, der nicht zu vergessen auch Dr. phil. ist. Er hält es für sein Seelenheil für unbedingt notwendig, daß er sich in keine Standesgenossin, sondern in die niedliche, charaktervolle Kammerjungfer seiner Frau Mutter verliebt. Und das wird ihm von Carolinens Seite nicht einmal leicht gemacht, denn sie ist ein kluges, behutsames Mädchen, die ihr Herz längst entdeckt hat. Der Leser sieht nun, wie sich der gute Baron und Doktor Waldemar Schritt für Schritt erkämpfen muß und sehr, unendlich schwer Boden gewinnt, denn auch Carolinens Mutter hat so wenig von Marthe Schwerdtlein an sich, daß sie dem unwillkommenen Liebhaber mehr als einmal den Stuhl vor die Thüre setzt. Natürlich wird dieser dadurch, statt abgeschreckt zu werden, immer mehr aufgestachelt, wie die das so der Welt Lauf ist. Aber auch, als Caroline ihm endlich Gehör schenkt, verdankt er das mehr dem Umstande, daß deren Schatz wortbrüchig geworden ist, als seiner beharrlichen, ja zudringlichen Liebeswerbung. Natürlich kommt der hinkende Bote, als Waldemar endlich am Ziel seiner Wünsche ist, bald nach, denn die Wirklichkeit kann seine hochgespannten Erwartungen und kühn gebauten Luftschlösser unmöglich verwirklichen. Und dieser unvermeidliche Katsenjammer des guten Waldemar ist so ergötzlich geschildert, daß man dem Gang der Handlung angeregt und belustigt folgt Überhaupt ist die Gestalt „Caroline" dem Dichter überaus gut gelungen und er bereitet den Lesern eine wahrhafte Freude, daß er hier einmal von der allgemeinen Regel abweicht und uns statt der gewohnten gefallsüchtigen, eitlen, sich bald preisgebenden Kammerkatze ein Mädchen vorführt, die alle Nettigkeit und Zierlichkeit nicht daran hindert, sich anderenseits als durchaus kernig, ehrenhaft und anständig zu zeigen. So ist es ein feiner Zug, daß sich ihr Rechtlichkeitsgefühl in der Szene, wo sie Waldemars Gleichgiltigkeit gegenüber ihrer Mittellung von Jost Blankensteins Rückkehr und Benehmen sieht, empört, trotzdem sie weiß, daß Waldemar sie und sie ihn nicht mehr liebt. Das Gegenspiel der beiden aristokratischen Familien Friesel und Altmark ist ebenso treffend geschildert, wie das der beiden bürgerlichen Freitag und Helmbach, und man darf hoffen, daß es, um mit unserem Schiller zu reden, einen guten Klang giebt, wenn all die betreffenden Paare sich glücklich geeinigt haben.

**Vier Novellen.** Von G. zu Putlitz. (Ricorda. Die Frau Meisterin. Die Dame mit den Hirschahnen. Das Frölenhaus.) Berlin. Verlag von Gebrüder Pättel. 1888. G. zu Putlitz, eine der vornehmsten Erscheinungen der zeitgenössischen Litteratur, bietet auch in der vorliegenden Sammlung auf dem Gebiete der Novellendichtung geistreiche und bedeutende Gaben, wovon nur die dritte Novelle eine Ausnahme machen dürfte, da sie einen etwas abenteuerlichen, ja phantastischen Anstrich hat und auch in stofflicher Anordnung und Charakterzeichnung den übrigen nachsteht, Wie anmutig ist in „Ricorda" der Gegensatz zwischen der selbständigen eigenwilligen Rafaella und dem weichherzigen, kindlichen Francis geschildert, es ist ein Liebespaar, dem wir vollständige Sympathie entgegenbringen. Auch den himmelweiten Unterschied zwischen der feinen, vornehmen englischen Familie und dem ungezwungenen, sorglosen Leben und Treiben in der Werkstatt des Meisters Leone und seiner Tochter und Geschäftsteilhaberin führt uns Putlitz lebenswahr und natürlich vor. Die Jugendliebe zwischen Francis' Mutter und dem Oheim Rafaellas ist sehr geschickt in die Erzählung hineingewebt und man freut sich herzlich, daß sich der wackere Francis so entschieden seiner Männlichkeit bewußt wird, so daß ihm auch die muntere Rafaella ihre Liebe nicht versagen kann. — Die zweite Novelle führt uns eine reizende Episode aus dem deutschen Handwerkerleben vor und es ist geradezu meisterhaft, wie Putlitz den Leser bis zum letzten Augenblick glauben macht, daß Stina wirklich die junge Frau und nicht die Stiefschwester des jungen Meisters Benedict Eberwein ist. Wie fein ist der Verkehr zwischen dieser und dem Brummkreisel geschildert und das crescendo des Einflusses, den sie nach und nach über den wilden Gesellen gewinnt. Putlits muß genau bekannt sein in den Handwerkerkreisen, daß er dieselben mit solcher Ortsfarbe schildern kann. — Die dritte Novelle spielt an einem kleinen Hofe des vorigen Jahrhunderts und fällt bedeutend gegen die ersten beiden ab, während die letzte dieselben swar auch nicht erreicht, aber doch ein sehr anmutiges Bild aus dem ländlichen und häuslichen Süllleben bietet; so ist die Scene, wo Albert das zerbrochene Pferdchen, welches er auf dem Boden gefunden hat, der liebenswürdigen Franziska übergiebt, allerliebst. Die beiden Gegensätze, welche wir in dem großstädtischen Kommerzienrat mit seinen modernen Anschauungen und dem altväterischen adeligen Fräulein kennen lernen, sind sehr gut vorgeführt, sodaß man sich förmlich freut, daß ersterer mit der Fülle aller seiner ihm su Gebote stehenden Hilfs- und Machtmittel Nichts gegen das unerschütterliche, eisenfeste alte „Frölen" ausrichtet.

Der Wert einer vollständigen Reihe einer berühmten Zeitschrift ist mitunter kaum zu bestimmen, und natürlich, da lückenlose Exemplare sehr schwer zu erlangen sind, meist ein sehr hoher. Von Interesse dürfte es sein, daß kürzlich eine **„Revue des Deux Mondes"**, 305 Bde., 1831—1887 bei den Pariser Antiquaren Latose & Forcel für den scheinbar außerordentlichen Preis von 1800 Fr. ausgeboten wurde.

Die Geschichtsschreiber der amerikanischen Litteratur sind in den letzten Jahren rüstig bei der Arbeit gewesen. Der zweite Band des Werkes von C. F. Richardson: **„American Literatur, 1607 – 1885"**, 2 Vols. ist soeben erschienen. Die ersten Kapitel dieses Bandes behandeln „die ersten dichterischen Versuche in Amerika" und „die Anfänge der Romanlitteratur". Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit Longfellow, Poe, Emerson, Whittier, Lowell und Holmes. Die letzten Aufsätze behandeln Cooper, Howthorne, die kleineren Novellisten und spätere Erscheinungen der amerikanischen Litteratur.

**Heinrich Vierordt.** Der bekannte süddeutsche Biliadendichter Heinrich Vierordt, dessen bedeutende, eigenartige Begabung von hervorragenden Kritikern anerkannt worden ist, hat uns jüngst wieder mit einer poetischen Gabe erfreut, welche eine reiche Fülle des Schönen bietet und den Beweis liefert, daß dieser Poet in seinem Schaffen mit Erfolg dem Höchsten zustrebt. „Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt", also betitelt sich die Sammlung, welche ebenso wie die früheren Werke des Verfassers, nämlich die „Gedichte", „Lieder und Balladen", „Neuen Balladen", im Verlage von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, erschienen ist. Der Titel ist mit Geist gewählt, denn bekanntlich ist das Akanthusblatt das wichtigste Zierstück des korinthischen und des römischen Kapitäls. In den vorliegenden Gedichten ist das Moderne mit dem Antiken zu poetischen Gebilden von großer Wirkung verschmolzen, und es wird sich wohl Niemand dem bestrickenden Zauber der Vierordt'schen Empfindungen entziehen können. Der Dichter will darthun, was er am Schlusse seines Gedichts „Antike (von Neapel)" aussprricht:

„Dein Geist ist wach, Antike, wie zuvor,
Dem Körper fiel das Los des Wandelbaren."

Die Sammlung wird eingeleitet durch einen „An die Büste des Hermes" gerichteten poetischen Erguß, in welchem der Dichter die Sehnsucht nach Griechenland in ebenso schönen wie schwungvollen Strophen, verkündet. Dann führt er uns nach Italien, in das Land „unverfälschter Menschlichkeit", das eingehend zu betrachten ihm vergönnt gewesen ist. Anknüpfend an bedeutungsvolle Stätten; geschichtliche Ereignisse, Szenen aus dem Volkaleben, idyllische Vorgänge, Gegenstände der Kunst und der Natur, sowie eigene Erlebnisse, weiß Heinrich Vierordt viel wunderbar Schönes zu singen und zu sagen. Er hat es tief empfunden, „daß" — wie es in dem Gedicht „Ateliierbesuch im Süden" heißt

Digitized by Google

noch heute stolz und echt
Draußen auf den Straßen schreitet
Solch ein formenschön Geschlecht,
Daß noch heut das Volk bewahret
Auf des Südens sel'ger Flur
Unbewußt ein herrlich Erbteil
Unverwandelter Natur."

Es ist schwer, einzelne Gedichte als besonders gelungen hervorzuheben, da sie wohl alle — höchstens mit einer oder zwei Ausnahmen — von großem Werte sind. Ergreifende geschichtliche Parallelen, die an die „Neuen Balladen" erinnern, zieht der Dichter in „Die Insel der Cäsaren", „Tivoli", „Tiberius auf Capri", aber auch selbst das Zierlich-Neckische gelingt ihm, wie in „Amorettenkauf", nicht minder das Idyllische. Ehe wir nach dem „sonnenfreudigen" Griechenland gebracht werden, fügt er ein Gedenkblatt an Emanuel Geibel ein, der ja auch „Athen und Salamis" gesehen und die klassischen Stätten in herrlichen Liedern besungen hat. Dieses Gedicht, welches sich hier keineswegs fremd ausnimmt, vielmehr den Leser auf den Übergang stimmungsvoll vorbereitet, gereicht dem Sänger zur größten Ehre. Es ist aus den Tiefen der Seele gequollen, wie man den Strophen deutlich anmerkt, welche in der That an Goethe'sche Feinheit und Grazie gemahnen und wie Musik das Ohr umschmeicheln. In den darauf folgendeu Gedichten finden wir überall die gleichen Vorzüge, und wir vermögen es dem Dichter nachzuempfinden, wenn er am Schlusse der Sammiung in dem großartig wirkenden „Abschied von Griechenland" in die Worte ausbricht:

„Fahre wohl, du schönes, großes,
Sonnenfreudiges Griechenland."

Heinrich Vierordt zeigt, wenn wir nicht irren, in dieser Sammlung eine noch größere Sprachgewalt als in seinen früheren Gedichten. Gleich geblieben ist er sich in der Kunst, wirklich plastisch zu gestalten und das, was ihm in der Seele lebt, klar und oft geradezu hinreißend zum Ausdruck zu bringen. Wir haben wahrlich Grund, uns über einen Dichter von solcher Kraft der Darstellung und solchem Adel der Empfindung zu freuen.

Salder (Braunschweig). W. Kunze.

**Kaiser Wilhelm II. Nord- und Südlandfahrten** von Adalbert von Hanstein. (Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag. Ferd. Lange). Dieses Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, zeichnet sich vorteilhaft vor anderen Erscheinungen ähnlicher Art aus. Gewöhnlich wirkt die Raschheit der Arbeit auf derartige zeitgemäße Erscheinungen ungünstig bezüglich der Vollständigkeit des Stoffes und seiner Ausführung. Nichts dergleichen ist hier zu bemerken. Die von guten Künstlern hergestellten Abbildungen, welche gewissermaßen den roten Faden des Prachtwerkes bilden, sind in feinster, formvollendetster Ausführung hergestellt. Einzelne Vollillustrationen und Porträtköpfe zeichnen sich sogar, was Auffassung betrifft, durch ihre Eigenart aus. Der von dem liebenswürdigen Verfasser der „Menschenlieder" und des so warm empfundenen, kürzlich erschienenen Buches über „Albert Lindner", bearbeitete Text führt eine von glühendem Vaterlandsgefühl getragene und in edelster Auffassung begeisterte Sprache. In diesem Sinne verdient das Werk vollste Anerkennung und wird nicht wenig dazu beitragen, die Liebe zu Kaiser und Reich zu stärken und zu festigen. Steht doch jene einem Triumphzug vergleichbare Reise unseres thatkräftigen, jungen Herrschers fast einzig in der Geschichte der Völker da: gewissermaßen ein „friedlicher Alexanderzug". Wir wünschen dem Werke, das in zwei Ausgaben (30 Lieferungen zu je 0,5 M. und 1 M.) hergestellt wird, einen recht erfolgreichen Fortgang. v S.

Hermaun Bahr. **La marquesa d'Amaégui.** Eine Plauderei. Zürich 1888. Verlags-Magazin (J. S. Schabelitz) Mk. 0,80. Hermann Bahr, der talentvolle Verfasser des ebenso originellen und geistreichen als überspannten und formlosen dreiaktigen Schauspiels „Die neuen Menschen" giebt sich hier von einer wesentlich anderen Seite. Diese Plauderei ist ebenso anspruchslos als jenes Drama revolutionär; ruhig und liebenswürdig im Ton, wo dieses maßlos und ohne Rücksicht auftritt. Eine ganz heitere Lustspielidee, die aber nur statt dramatisch feuilletonistisch behandelt ist. Zwei moderne Helden, ein Dichter und ein Parlamentarier, die beide die äußerste Linke vertreten, halten sich verpflichtet, ihrer Partei und ihrem Programm gemäß, der Eine den ewig Mißvergnügten — er ist Pessimist; der Andere den ewig Empörten — er ist Sozialist — zu spielen, und sich so gegenseitig ganz gegen ihre Neigung eine Komödie vorzumachen, in welcher jeder selbst freiwillig die Stelle des Gefoppten übernommen hat, die konventionelle Lüge ins Komische übertragen? Man darf auf die weitere Entwickelung des jedenfalls eigenartigen Dichters gespannt sein.

Berlin. Leo Berg.

**Der Umzug und andere Novellen** von Hans Arnold. Stuttgart. Verlag von Adolph Bonz & Co. 1888. Daß der Dichter der vorliegenden Novellensammlung so überraschend schnell bekannt und beliebt geworden ist, dürfte kein Wunder sein, da er ein Gebiet, welches die weitesten deutschen Leserkreise vorzugsweise interessiert, meisterhaft beherrscht. Harmlose, anmutige Haus- und Herzensgeschichten. So ist der „Umzug" trotz der kurzen Zeit, die seit seinem Erscheinen verflossen ist, schon sehr oft von berufener Seite rezitiert worden und zwar mit dem größtem Erfolge. Humor und Laune herrschen in allen vier Novellen vor, mit Ausnahme der zweiten: „Tannhäuser"; doch auch die ernsteren Töne, welche darin angeschlagen sind, werden in Herz und Gemüt des Lesers Widerhall finden.

Camille Coquilhat: **Sur le Haut-Congo.** Bruxelles. Lehègue et Cie. In vorliegendem durchaus gediegenen und empfehlenswerten Buche giebt uns Coquilhat, belgischer Offizier, die Beschreibung seiner Reise am oberen Kongo, die er als Mitglied der weltberühmten Stanley-Expedition (1882 und 83) gemacht hat. Coquilhat bietet auf verhältnismäßig kleinem Raum eine Fülle von Stoff und Entdeckungen, deren Bekanntgabe ganz dazu geeignet ist, über den in jeder Hinsicht dunklen Erdteil einiges Licht zu werfen. Interessant und zum Teil neu sind namentlich die Abteilungen „Chez les Ba-Ngala" „des Stanley-Falls". Coquilhat, wie er selbst in der Vorrede sagt, beabsichtigt keineswegs das Ergänzung buch Stanleys zu kopieren, nein — er bietet Selbständiges, was teilweise zur Ergänzung des Stanley-schen Werkes beiträgt, „Jusqu'à l'équateur" wiederholt öfter gemachte und geschilderte Beobachtungen, wenn sie auch durch tiefes Eindringen in den Stoff und lebendige Schilderung von den oft trockenen Reisebeschreibungen vorteilhaft abstechen. Das Buch ist durchweg unterhaltend, im elegantesten und reinsten Stil, durchsetzt von jener romanischen Anmut, geschrieben, ohne jedoch der wissenschaftlichen Begründung und Beweisführung Etwas zu vergeben. Einzelne Szenen stehen mit greifbarer Lebendigkeit vor uns, sind von geradezu dramatischem Schwung. Es ist ein Zug unserer Zeit, das ein jeder Gebildete nach derartigen Reise- und naturwissenschaftlichen Werken greift, um sich einen Überblick über die Länder zu verschaffen, die selbst zu bereisen ihm nicht vergönnt ist. Hier liegt ein Buch vor, das diesen Zweck der unterhaltenden Belehrung voll und ganz erfüllt. Die beigegebenen Bilder nach Photographien des Verfassers und seiner Begleiter erhöhen die Eindringlichkeit des Buches wesentlich, wenn sie auch teilweise etwas verwischt und unklar gehalten sind. Dieser Mangel erklärt sich aus der Ungunst der Aufnahmegegenstände, dem Mangel an Zeit zum Auswerfen und Retouchieren der frischen Photographien. Ausstattung gediegen, Druck deutlich, die beigegebenen Karten klar.

H. von Basedow.

**Berichtigung:** In Nr. 3 d. Z. Seite 42 v. Zeile 20 ff. ist zu lesen statt: „veinubasja" „veinbasja"; statt: „valdefui" „valdufni"; statt: „mannain" „manna".

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Passer**, A. v. d. Hermann von Gilm. Leipzig, Liebeskind. M. 2.

**Philippi**, Dr. E. Schillers lyrische Gedankendichtung. Augsburg, A. Votsch.

**Schmitz**, Dr. M. Carmen Sylva und ihre Werke. Mit einem Porträt. Neuwied, Heuser. M. 1,5.

**Schmoller**, Gust. Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.

**Schultz**, Dr. H. Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften d. XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 3

**Toeppe**, H. Outlines of English Literature. 2nd Edit Potsdam, A. Stein. M. 0.5.

Digitized by Google

## Geschichte, Biographie.

**Blind**, Mathilde. George Eliot. Eminent Women Series. London, W. H. Allen & Co. M. 3,5.

**Fischer**, Dr. F. A. Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha und Hannibal Fischer. Straßburg, R. Schultz & Co.

**Hesekiel**, Ludovica. Agnes Fürstin Reuß j. L., geb. Herzogin zu Württemberg. Ein Lebensbild. Mit Porträt. Leipzig, Pöschel & Trepte. M. 2.

**Illustrierte** Geschichte von Bayern. Liefrg. 1—5. Stuttgart, E. Hänselmann. je M. 0,4.

**Ingram**, John. H. Elizabeth Barett Browning. Eminent Women Series. London, W. H. Allen & Co. M. 3,5.

**Jusserand**, J. J. English Wayfaring Life in the Middle Ages. XIV. Century. Transl. by Lucy T. Smith. London, T. Fisher Unwin, sh. 21.

**Knochenhauer**, K. Grundriß der Weltgeschichte. 4. Aufl. Potsdam, A. Stein. M. 2,4.

**Malleson**, G. B. Life of Prince Metternich, Statesmen Series London, W. H. Allen & Co. M. 2,5.

**Mann**, Nic, Gabriel Max' Kunst und seine Werke. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. M. 1.

**Morgenstern**, Lina. Die Frauen des 19. Jahrhunderts. 1. Bd. Berlin, Deutsche Hausfrauenzeitung. M. 6.

**Neelmeyer-Vukassowitsch**, H. Großbritannien und Irland Leipzig, R. Bauer. M. 4,5.

**Plutarch**. Vergleichende Lebensbeschreibungen. Übers. v. Kaltwasser. 8 Bd. Univ-Bibl. 2475/76. Leipzig, Reclam. M. 0,4.

**Rubin**, Dr. S. Geschichte des Aberglaubens. Denisch v. J. Stern Leipzig, C. Thiele. M. 1,5.

**Schumann**, R. Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Hrg. H. Simon. 1. Bd. Univ.-Bibl. 2472/73. Leipzig, Reclam. M. 0,4.

**Wagner**, Richard. Briefe an Uhlig, Fischer und Heine. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Wien, 1848—1888**. Denkschrift zum 2. Dez. 1888. Hrg. vom Gemeinderate der Stadt Wien. 2 Bde. Wien, C. Konegen in Kommission. M. 4.

## Geographie, Reisen.

**Edwardes**, Charles. Rides and studies in the Canary Islands. London, T. Fisher Unwin.

**Nordau**, Max. Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 2 Bde. 3. verb. Aufl. Leipzig, B. Elischer Nachf.

**Schweiger-Lerchenfeld**, A. v. Das Mittelmeer. Freiburg, Herder. M. 6.

**Voss**, Richard. Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien. Jena, H. Costenoble. M. 7.

## Philosophie.

**Amyntor**, Gerhard von. Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge. Dresden, E. Pierson. M. 3.

**Brasch**, Dr. N. Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs. Leipzig, G. Engel. M. 8,-.

**Dulk**, Dr. A. Entwurf einer Gesellschaftslehre. Leipzig, J. G. Findel. M. 2.

**Ferdinand**, Max Alf. Zur Psychologie der Liebe. Berlin, Richard Eckstein Nachf. M. 0,6.

**Ferëus-Grison**. Francnspiegel. Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben. Wien, A. Hartleben. geb. M. 4.

**Hannas**. Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, Otto Wigand.

**Lukas**, Dr. Franz. Die Methode der Einteilung bei Platon. Halle, C. E. M. Pfeffer. M. 6,8.

**Mantegazza**, Paolo. Il Secolo Tortnfo. Milano, Frat. Treves. L. 2.

**Niemann**, Aug. Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung. Dresden, E. Pierson. M. 3.

**Piper**, Dr. Carl. Ein mathematischer Beweis der Unterblichkeit des Menschen. Lemgo, F. Ohle. M. 1.

**Prel**, Dr. Carl du. Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Leipzig, E. Günther. M. 3.

**Rubinstein**, Dr. phil. Susanna. Aus der Innenwelt. Leipzig, Alex. Edelmann.

**Sebald**, Max F. Jesus der Arier und die Jesuanische Weltanschauung. Berlin, Sebald.

**Wendorff**, Franz. Erklärung aller mythologie aus der annahme der erringung des sprechvermögens. Berlin, G. Nauck. M. 12.

## Lieferungswerke.

**Denkmäler** des klassischen Altertums. Lfrg. 64—66. München, R. Oldenbourg. je M. 1.

**Deutsche Zeit- u. Streitfragen**. Neue Folge. III. Jahrg. Heft 39. Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. Hamburg, Richter. M. 1,2.

**Fäh**, Dr. A. Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. Lfg. 1—3. Freiburg i. B., Herder. je M. 1,25.

**Hellwald**, Fr. v. Die menschliche Familie 8.—10. Lfg. Schluß. Leipzig, E. Günther. je M. 1.

**Indici e Cataloghi**.
IV. I Codici Palatini.
V. Manoscritti Italiani delle Biblioteche di Francia. vol. III.
VIII. I Codici Ashburnhamiani.
Roma, Ministero della Pubblica Istruzione.

**Kiepert**, Rich. Schul-Wandatlas der Länder Europas. Lfg. 15 und 17. Berlin, Dietr. Reimer. je M. 7,5.

**Kindergartenlaube**. Bd. VI, Nr. 3—8. Nürnberg, Verl. d. Kindergartenlaube. je M. 0,15.

**Weber**, Georg. Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 103./104. Lfg. Leipzig, W. Engelmann. M. 1.

## Tagesliteratur.

**Beta**, Ottomar. Die zweite Ehe. Stiefeltern und Stiefkinder. Berlin, G. Schenk.

**Böger**, Rud. Eine Probe auf die Leistungsfähigkeit des Volapük. Hamburg, Herold.

**Boll**, Hcrm. 430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk. Leipzig, G. Fock. M. 0,5.

**Der Gesellschafter**. Volkskalender für Norddeutschland. 1889. Oldenburg, G. Stalling. M. 0,5.

**Firmin-Didot & Cie**. Catalogne des Livres d'Étrennes. Année 1889. Paris.

**Flach**, Joh. Die Reform der Universitäten. Hamburg, J. F. Richter. M. 0,8.

**Gegen den Strom**. XIX. Raubbau. Wien, C. Gerolds Sohn. M. 0,6.

**Gesundheits-Kalender für 1889**. Berlin, W. Ißleib. 9. Anfl. M. 0,6.

**Grand Almanach** Français illustré. Publié par le Musée des Familles. 1889. Paris, Ch. Delagrave. Fres. 1,5.

**Hetzel**, H. Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. M. 0,6.

**Kürschners** Quartlexikon. Ein Buch für Jedermann. Stuttgart, W. Spemann. M. 10.

**Livres pour Étrennes 1889**. Paris, Cercle de la Librairie.

**Sombart**, Werner. Die römische Campagna. Sozialökonomische Studie. Forschungen VIII, 3. Leipzig, Danker & Humblot. M. 4,2

**Stargardt**, J. A. Katalog einer kostbaren Autographensammlung, Auktion am 3. Dezember 1888. Berlin, J. A. Stargardt.

## Naturwissenschaften und Heilkunde.

**Kiær**, F. C. Norges Lægcr i det nittende Aarhundrede. 11. Heft. Christiania, A. Cammermeyer. Kr. 1.

**Lochen**, Dr. A. Sporgsmaal vedkommende de afaiske Sygdomme. Kristinnia, A. Cammermeyer. Kr. 2.

## Vermischtes.

**Benecke**, Alb. Franaösische Vorschule. 3. Aufl. Potsdam, A. Stein. M. 1,2.

**Benecke**, Alb. English Pronunciation and Englisb Vocabulary. 6. Aufl. Potsdam, A. Stein. M. 2.

**Mohn**, H. Praktisk veiledning til hoidemaaling med barometer. 2. Aufl. Kristiania, Alb. Cammermeyer. Kr. 1,5.

**Mosen**, Karl. Das franaösische Verb in der Schule. Ergänzungsheft zu den Übungen. 2. Aufl. Wien, Rud. Leelmer.

**Reymond**, M. Illustriertes Knobelbrevier. Oranienburg, E. Freyhoff. M. 2.

**Tin-te-hohn-tse**. Naturgeschichte der weißen Sklaven. Aus dem Chinesischen von C. Reinhardt. 3. Aufl. v. C. Crome-Schwiening. Leipzig, R. Wertber. M. 3.

**Vierundzwanzigster Bericht** der wissenschaftlichen Gesellschaft Philomatie in Neiße, Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens, Neiße, G. Neumann.

**Wächter**, Dr. O. Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuerer Auswahl. Gütersloh, C. Bertelsmann.

**Wendt**, Otto. Encyklopädie des französischen Unterrichts, Hannover, C. Meyer. M. 7.

Digitized by Google

**Deutsch-Nationaler Verlag. Ferd. Lange in Berlin SW. 19,**
Auslieferung: **B. Michisch.** **39, Kraussenstraße 39.**

Soeben erschien:

# Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandfahrten.

Text von **Adalbert von Hanstein.**

Reich illustriert von **E. Saltmann** (Reisebegleiter des Kaisers) und anderen ersten Künstlern.

**Vollständig in 30 Lieferungen in Folioformat.**

**Volksausgabe**
à Lieferung 50 ₰.

**Liebhaberausgabe**
à Lieferung 1 ℳ.

☞ **Das Werk wurde vorgelegt und fand die allgemeine Anerkennung:**
**Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.**
**Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria,**
**Sr. Durchlaucht des Reichskanzlers Fürsten Bismarck,**
**Sr. Excellenz des Staatsministers Grafen Herbert Bismarck.**

* * *

In edler Sprache und vortrefflicher künstlerischer Ausstattung werden in diesem Prachtwerk die weltgeschichtlichen Reisen unseres Kaisers als dauernde Erinnerung an eine der glanzvollsten Epochen der neuesten Zeit in Wort und Bild geschildert.

**Inhalt von Lieferung I.**

Text:
Einleitung. Einschiffung in Kiel.

Illustrationen:
S. Maj. Jacht „Hohenzollern" von **E. Saltmann.** Porträt Kaiser Wilhelm II., Kniestück nach Photographie von O. Gerlach, Potsdam. Reichskanzler Fürst Bismarck. Kaiser Wilhelm I. im 91. Lebensjahre. Kaiser Friedrich III. Einschiffung Kaiser Wilhelm II. und des Prinzen Heinrich von Preußen. Prinz Heinrich von Preußen. Graf Herbert Bismarck.

**Inhalt von Lieferung II.**

Text:
Die Deutsche Kaiserflotte.
Des Kaisers Meerfahrt.

Illustrationen:
**E. Saltmann:** S. Maj. Aviso „Blitz". S. Maj. Flaggschiff „Baden". Kaiser Wilhelm II. vor Kronstadt. S. Maj. Panzerschiff „Kaiser". S. Majestät. Kreuzerfregatte „Moltke". **Lessing:** Kaiser Wilhelm II. und Prinz Heinrich auf der Kommandobrücke S. Maj. Jacht „Hohenzollern". Porträts: Contreadmiral Knorr und von Kall.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

## Für Schriftsteller in Berlin!

Manuskripte, Romane ꝛc. in deutscher, französ. und engl. Sprache werden von litterar. Gebildeten korrekt abgeschrieben. Offerten unter **V. J. 171** an **Haasenstein & Vogler, Berlin SW.** erbeten.

## In Sachen der August-Jenny-Stiftung.

Bezugnehmend auf das Preisausschreiben des Vorstandes des **Allg. Deutschen Schriftsteller-Verbandes vom 15. Febr. 1887,** machen wir hierdurch bekannt, daß wegen der großen Anzahl der eingelaufenen **Konkurrenzarbeiten** sowohl novellistischen als auch wissenschaftlichen Inhaltes der ursprünglich in Aussicht genommene Endtermin für die Erledigung dieser Angelegenheit (am 31. Dezember 1888) um einige Wochen hinausgeschoben werden mußte. Wir hoffen jedoch, daß wir spätestens am **15. Februar 1889,** dem Todestage Gotthold Ephraim Lessings, die Zuerkennung der Preise sowie die Namen der ewigen Sieger werden veröffentlichen können.

## Das Preisrichter-Kollegium der August-Jenny-Stiftung.

Privatier **August Jenny (Dresden),** Dr. **Moriz Brasch (Leipzig),** Professor Dr. **Rudolf Seydel (Leipzig),** Dr. **August Becker (Eisenach i. Th.)**

# Deutsche Dichtung.

Herausgeber:
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlaße hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.
B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebners,** woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse;** an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse,** ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an literarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Engelbrechtblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden.

**L. Ehlermann.**

Dieser Nummer liegt — ausschliesslich der Postauflage — eine Einladung zum Abonnement auf die „Blätter für litterarische Unterhaltung", Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig bei.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt
Druck von Johannes Passler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 26. Januar 1889. Nr. 5.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

### WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Gustav Kleinert: „Friedrichs des Großen Stellung zur Volksbildung" — Robert Proelß: „Geschichte einer deutschen Musterbühne" — Max Vogler: „Eine neue Kulturgeschichte" — Wilhelm Henckel: „Graf Leo Tolstois Glaubenslehre" — Ernst Groth: „Französische Kritik deutscher Geschichtsforschung" — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Friedrichs des Grossen Stellung zur Volksbildung.

Von Dr. Gustav Kleinert-Iserlohn.

Schulreform, das ist jetzt das allgemeine Losungswort. Wer glaubt sich nicht alles berufen, Vorschläge zur Reformierung der Schule machen zu müssen. Fachmänner, solche die es werden wollen, und „praktische Leute" auf anderen Gebieten, die sich aber den bekannten gesunden Menschenverstand und daher ein fertiges Urteil in allen Dingen selbst zumessen, sprechen und schreiben über die Schulfrage mit. Die entgegengesetztesten Ansichten werden vorgebracht, verteidigt, bewiesen und befürwortet: Das Latein hat keinen Wert, das Latein hat einen überragenden Wert, das Latein hat zum mindesten ein formalen Wert; die neueren Sprachen tragen zur Schulung des Geistes gar nichts, sie tragen mindestens so viel dazu bei wie die alten Sprachen, sie tragen weit mehr dazu bei als jene usw. Wer hat nun Recht? — Andere betrachten diese viel umstrittene Frage wieder vom allgemeinen Gesichtspunkte, behaupten und glauben auch zu beweisen, daß man auf der Schule heutzutage überhaupt nicht viel Vernünftiges mehr lerne, daß der alte abgehetzte Satz non scholae sed vitae discimus nur noch umgekehrt richtig sei, daß wir nur für die Schule und nichts für das Leben lernten. Sie suchen nachzuweisen, daß alles nur eitel Gedächtniskram ist, was da den armen Schülern mit Mühe und Not beigebracht wird, daß das Herz und vor allen Dingen der Verstand dabei meist leer ausgehen, daß nach wenigen Jahren alle diese positiven Sächelchen versunken und vergessen sind und der junge Mensch mit ganz verworrenen Begriffen und Vorstellungen in das Leben trete, daß keine Spur von Selbständigkeit in seinem Auftreten und seinem Handeln zu finden sei, daß er sich nur am Gängelbande wohl fühle und sich niemals zu einem eigenen Gedanken aufschwingen könnte. Alle diese wenig schmeichelhaften Ansichten über und Angriffe gegen unsere heutige Schule, deren Leiter und oberste Behörden, sind in den letzten 15 Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen. Wie ganz anders war das dagegen vor dem großen Kriege! Als Deutschland noch ein mehr oder weniger geographischer Begriff war, ja sogar noch nach dem österreichischen Kriege, da war unsere Schule der Stolz unseres Volkes. Unsere Volksschule, unsere höheren Schulen, unsere Universitäten waren nach Ansicht Aller schlechthin Musteranstalten. Man lächelte einfach über das französische Schulwesen, man lachte über die französische Volksbildung, man schüttelte den Kopf über die noch im tiefsten Mittelalter steckenden englischen Universitätseinrichtungen. Wenn wir auch sonst in der Welt nicht gerade die erste Rolle spielten — der große Regisseur der Weltbühne, Bismarck hatte uns diese Rolle noch nicht ganz einstudiert — so war die allgemeine Ansicht, so könne es uns doch Niemand streitig machen, daß wir in Bezug auf das Schulwesen und somit in Bezug auf Volksbildung ganz zweifellos an der Spitze der Zivilisation marschierten und zum mindesten ein Volk von Denkern wären. Es giebt ja wohl keine treffendere Illustration zu dieser in Fleisch und Blut übergegangenen allgemeinen Meinung, als der rühmlichst bekannte Schulmeister von Sadowa. Der Schulmeister allein hatte die Schlacht gewonnen, dem Schulmeister hatten wir Alles zu verdanken, an dem Schulmeister sah man mit berechtigtem Stolz herauf, und wenn er auch

Digitized by Google

ein noch so unbedeutendes Figürchen machte. Ja, unsere Schule, unsere Bildung, die allein hatte uns so weit gebracht. Und heute, nachdem derselbe Schulmeister auch noch bei Gravelotte und Sedan gesiegt hat und dann schmunzelnd seine fünf Milliarden eingestrichen, heute soll mit einem Male unser ganzes Schulwesen im Argen liegen und der Schulmeister, der bei Sadowa und Sedan seine Schuldigkeit gethan, soll gehen?

Es liegt mir fern und ist auch nicht meine Absicht, für das pro oder contra dieser heiklen Angelegenheit eine Lanze brechen zu wollen. Ich möchte nur ganz nebenbei erwähnen, woher es wohl kommen mag, daß man früher den Schulmeister wie ein Licht auf den Scheffel und jetzt völlig darunter stellt. Wir Deutschen sind von allen Völkern — ich rechne auch noch die wilden Völker dazu — die bescheidenste Nation. Das mag in den Augen biederer Philister ein Vorzug sein, in den meinigen nicht. Wir waren so bescheiden, daß wir uns im Auslande sogar als Deutsche verleugneten und glückselig waren, wenn man uns eine ganze halbe Stunde hintereinander für einen Engländer hielt. Und da wir nun in ganz logischer Folge dieser Bescheidenheit — unsere lächerliche Weltbürgerei, ein Unding, das andere Nationen gar nicht kennen, ist auch so ein Ergebnis dieser Bescheidenheit — in der Welt auch eine so bescheidene Rolle spielten, da wollten wir doch wenigstens etwas vor den anderen Nationen vorab haben, nämlich unsere sogenannte gründliche Bildung. Wir hielten uns für das Volk der Denker und Philosophen, während andere Völker beim Welthandel das Geld, das die Welt regiert, gemütlich einstrichen und über uns und unsere Bildung im stillen lachten. Nachdem uns aber Bismarck mit eiserner Ausdauer durch lehrreiche, blutige Exerzitien bei Sedan und Paris allmählich beigebracht hat, den Kopf etwas höher zu tragen, und gezeigt hat, daß man ohne diese thörichte, träumerische, philosophische Bescheidenheit weiter kommt, und nachdem das Volk der Denker nicht nur mit der Spitze der Feder, sondern einmal wieder mit der Spitze der Bayonette dem Auslande Achtung beigebracht hat, da haben wir dieses früher so unantastbare Vorrecht der Bildung und Gelehrsamkeit nicht mehr so nötig. Wir werden auch in diesem Punkte nachdenklich und zweifelsüchtig und finden mit einem Male, daß unsere ganze Schule — um mich eines, wie sich das jetzt für uns schickt, militärischen Ausdrucks zu bedienen — keinen Schuß Pulver wert ist. Wir werden dabei — um in der uns jetzt so bequem liegenden militärischen Ausdrucksweise zu verbleiben — wohl ebenso sehr über das Ziel hinausschießen wie früher, als wir in dem Schulmeister den Helden von Sadowa verehrten. Es wird mit unserer Schule wohl nicht so schlimm stehen, wie jetzt von allen Seiten behauptet wird, aber jedenfalls steht sie auch keineswegs auf jener idealen Höhe, die wir ihr früher allgemein aus Mangel an sonstigen vaterländischen Errungenschaften angedichtet haben.

Ja, was hat denn das Alles mit Friedrich dem Großen zu thun, wird mancher fragen. Nun, unsere Zweifler und Richter, die auf dem Boden des jetzt sich endlich entwickelnden nationalen Selbstbewußtseins üppig gedeihen, glauben wunders was Neues und Epochemachendes vorzubringen, wenn sie mit den entgegengesetztesten Schulreformen lärmend ins Geschirr gehen, wenn sie „wunde Punkte" in unserem Erziehungswesen aufzudecken glauben und für eine Neubildung an Haupt und Gliedern eifrig und eifernd in die Schranken treten. Und da wollte ich denn nur an einigen Beispielen nachweisen, daß sie wie so häufig in der Welt wenig Neues vorbringen und daß schon Friedrich der Große eine klare Vorstellung davon gehabt hat, wie es mit einer guten Schule bestellt sein müsse. Es ist demnach bekanntlich viel leichter, preisgekrönte Theorien aufzustellen, zu zeigen, wie es gemacht werden muß, als diese schönen Theorien zu verwirklichen. Es dürfte daher bei dem hin- und herwogenden Streite über den Wert unserer heutigen Erziehungsmethoden wohl von Interesse sein, einen Mann, dem auch die übrigen Nationen wegen seiner kriegerischen und wirtschaftlichen Erfolge den in der Weltgeschichte so seltenen Namen „der Große" nicht streitig gemacht haben, einen Mann, der in der französischen Litteraturgeschichte als Prosaist einen ehrenvollen Rang behauptet, einen Mann, der trotzdem als Philosoph den Deutschen nie verleugnet hat, in der deutschen Schulfrage zu hören, mit der er sich ebenfalls in seinen Mußestunden gewissermaßen zu seiner Erholung beschäftigt hat.

Es wird bei jeder Gelegenheit behauptet, Friedrich wäre vollständig in der französischen Sprache und Litteratur aufgegangen und hätte für die deutsche Sprache weder Verständnis noch Interesse gehabt. Die in seinen Werken entwickelten Ideen über Erziehungs- und Schulwesen schwächen diesen Vorwurf zum mindesten bedeutend ab. Friedrich war bekanntlich wie die meisten deutschen Fürsten seiner Zeit vollständig französisch erzogen und kam später mit einem Manne wie Voltaire in die vertrautesten litterarischen Beziehungen, welcher damals in der Weltlitteratur eine Stellung einnahm, wie sie Lessing heutzutage noch nicht einmal inne hat. Und so mag es vielleicht zu entschuldigen sein, wenn er die Bedeutung Lessings nicht anerkannt hat. Jedoch man mag über seine Stellung zur damaligen deutschen Litteratur denken wie man will, jedenfalls sollte man niemals vergessen, daß Friedrich nicht nur mit Voltaire in Sanssouci, sondern auch mit Soubise bei Roßbach verkehrt hat, also gelegentlich auch gutes Deutsch zu reden verstand. Wir aber wollen jetzt zeigen, daß ihm trotz seiner Vorliebe für die französische Sprache und Poesie als deutscher Staatsmann die Förderung des deutschen Schulwesens warm am Herzen lag.

In der Einleitung zu seiner Schrift: „Lettre sur l'éducation" (Oeuvr. IX, 115) sagt Friedrich: „Ich sehe gern auf diese Jugend, welche unter unseren Augen aufwächst. Sie ist das zukünftige Geschlecht, welches der Aufsicht des gegenwärtigen anvertraut wird. Sie ist eine neue Generation, welche heranwächst, die gegenwärtige zu ersetzen. Sie ist die

Digitized by Google

Hoffnung und Stärke des wachsenden Staates, welche wohlerzogen seinen Glanz und seinen Ruhm für immer befestigen wird. Ein weiser Fürst darf keine Mühe scheuen, in seinen Staaten nützliche und tugendhafte Bürger heranzuziehen." Und in einem Briefe an d'Alembert (Oeuvr. XXIV, 578): „Je älter man wird, je mehr bemerkt man das Unrecht, welches in der Gesellschaft die vernachlässigte Erziehung der Jugend hervorruft; ich werde Alles daran wenden, diesem Mißbrauch zu steuern. Man hat allerdings dreißig Jahre nötig, um dabei Früchte zu erzielen; ich werde zwar keinen Genuß davon haben, aber ich werde mich damit trösten, meinem Vaterlande diesen Vorteil zu verschaffen, der ihm gefehlt hat." Die „Lettre sur l'éducation" schließt mit den beherzigenswerten Worten: „Es empört mich, wenn ich sehe, welche Mühe man darauf verwendet, unter diesem rauhen Himmelsstrich Ananas, Pisang und andere exotische Gewächse zu ziehen, und wie geringe Sorgfalt man sich um das menschliche Geschlecht giebt. Man möge sagen, was man will: der Mensch ist kostbarer als alle Ananas der Welt; das ist die Pflanze, die man in Flor bringen muß, die alle unsere Mühe und Arbeit verdient, weil sie den Schmuck und Ruhm des Vaterlandes bildet."

So viel über seine allgemeinen Gesichtspunkte. Um nun Friedrichs besondere Stellung zum Erziehungswesen charakterisieren zu können, müssen wir zuvörderst wissen, nach welchen Grundsätzen überhaupt man damals in dieser wichtigen Frage verfuhr, welche Methoden, welche Grundsätze die herrschenden waren, auf welcher Grundlage man die Erziehung der Jugend errichtete. Und da brauchen wir dann bloß den Namen Rousseau zu nennen, um den Geist, der damals durch das Erziehungswesen des gebildeten Europas wehte, kennen zu lernen. Die von Rousseau in seinem „Émile" niedergelegten Grundsätze hatten überall gezündet und wurden, wie das bei solchen neuen, in blendender Form auftretenden Gedanken fast immer geschieht, auch in ihren äußersten, undurchführbaren Folgerungen als das alleinige Heil des Menschengeschlechtes hingestellt. Rousseau verkündet uns in diesem Buche das bekannte Naturevangelium: Der Mensch ist von Natur gut, nur die Mitwelt, die Gesellschaft macht ihn schlecht. Die Erziehung braucht nur die a priori in dem Menschen liegenden guten Keime zu entwickeln, statt sie, wie das bis dahin nach Rousseaus Ansicht geschehen sei, zu ersticken. Es liegt mir fern, das Rousseausche Erziehungsproblem zum Xten Male kritisieren zu wollen, ist ja doch auf das Echte, Wahre, Unvergängliche in Rousseaus Grundsätzen von Basedow bis Pestalozzi rüstig weiter gebaut worden. Indessen Friedrich der Große war nicht der Mann, weil alle Welt dem großen Naturevangelisten begeistert zujubelte, kritiklos in diesen Jubel einzustimmen und rückhaltlos diese in bestrickender Sprache vorgetragenen neuen Ideen anzuerkennen. Und das beweist gerade den großen Staatsmann und scharfen, unerbittlichen Denker, wenn er sich nicht ohne eigene Überzeugung dem großen Haufen anschließt und stets die Stimme der Mehrheit für die allein richtige hält. Das nil admirari, cum grano salis gehandhabt hat, einen genialen und logischen Kopf noch immer das Richtige finden lassen. Und wenn sich daher Friedrich auch manchen Offenbarungen des neuen Erziehungspropheten nicht verschließen konnte — die brachen sich schon selber Bahn — so nahm er doch in erster Linie gegen das Ungestüm, mit welchen „die von Natur gute Jugend" jetzt mit einem Male ohne jeglichen vermittelnden Übergang nach Rousseauschen Grundsätzen erzogen werden sollte, Stellung. Und da er ein Mann des Entweder-Oder war und jegliche lavierende Vermittlungsstaatsklugheit haßte, so mochte sein Widerstand gegen Rousseaus Lehre wohl schärfer ausfallen, als beabsichtigt war. Friedrich war eben ein großer Meister und Freund der Satire, und derartig veranlagte Menschen sind immer versöhnlicher und liebenswürdiger, billiger und gerechter, als sie uns selbst glauben machen wollen. „Ich gestehe," sagt er in seiner sarkastisch-übertreibenden Redeweise, „daß meine Gedanken ebenso verschieden sind von den seinen, wie das Endliche von dem Unendlichen. Er (Rousseau) würde mich niemals überreden können, Gras zu fressen und auf allen Vieren zu gehen." Natürlich, Friedrich bekannte sich eben in Bezug auf die Genüsse dieses Lebens zu jener Philosophie, die, „ohne sich jene Genüsse zu versagen, sich damit begnügt, sie nicht zu mißbrauchen: Man muß Alles entbehren können, aber auf nichts verzichten." Zu Sulzer, der ebenfalls von Rousseau und seinen Ansichten über den Menschen ganz entzückt war, äußerte der König: „Der Mensch soll von Natur gut sein, ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race, à laquelle nous appartenons." Das ist so ein krasser, menschenverachtender Ausspruch, den man jedoch wie so manche Äußerungen Friedrichs nicht verbo tenus zu nehmen hat; sie sind durch die gegensätzliche, ironisierende Form bedingt. Denn daß er keineswegs auf diesem schroffen Standpunkte stand, erkennen wir aus folgendem Bekenntnis: „Sich einzubilden, daß die Menschen lauter Teufel seien und mit Grausamkeit gegen sie zu wüten, ist die Vision eines grimmen Menschenfeindes; anzunehmen, daß sie lauter Engel seien und ihnen die Zügel schießen zu lassen, der Traum eines thörichten Kapuziners. Zu glauben, daß sie weder durchweg gut noch durchweg schlecht sind, gute Thaten über ihr Verdienst zu belohnen, schlechte unter ihrem Verdienst zu bestrafen, Nachsicht für die Schwächen und Menschlichkeit für alle zu besitzen, das ist eines verständigen Mannes würdig." (Oeuvr. IX, 33.) Nun, das dürfte doch wohl ein Standpunkt sein, den auch ein Verehrer Rousseaus unterschreiben könnte. Ich kann es nicht genug hervorheben: Einen Mann wie Friedrich, wie auch andere große Vertreter des Witzes und der Satire lediglich nach ihren meist absichtlich übertriebenen und paradox gefärbten Äußerungen, gesprochenen oder geschriebenen, zu beurteilen, besonders wenn sie in aphoristisch-prägnanter, epigrammatischer Form auftreten, führt zu ebenso verkehrten Folgerungen, als wenn man einen aalglatten, geschickten aber verkappten Heuchler in den Himmel

Digitized by Google

hebt, nur weil aus seinem Munde Worte wohlwollenster Aufrichtigkeit, Liebe und Barmherzigkeit fleußen.

Auch Friedrich der Große geht in seinem General-Land-Schul-Reglement von dem Grundsatze der allgemeinen Schulpflicht aus, der mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unbestritten am meisten zur jetzigen Größe unseres Vaterlandes beigetragen hat: „Wir wollen," heißt es in diesem Schulreglement, „daß alle unsere Unterthanen ihre eigenen sowohl als die ihrer Pflege anvertrauten Kinder, Knaben oder Mädchen, in die Schule schicken und sie so lange zur Schule halten sollen, bis sie nicht nur das Nötigste vom Christentum gefaßt haben und fertig lesen und schreiben, sondern auch von demjenigen Red und Antwort geben können, was ihnen nach den von unsern Consistoriis verordneten und approbierten Lehrbüchern beigebracht werden soll." Friedrich vertrat in seiner Grundanschauung, von welcher aus er sich das ganze Schulwesen aufgebaut dachte, den Standpunkt Lockes, des Mannes vom gesunden Menschenverstand. Er war mit Locke der Ansicht, daß in jedem Menschen die Grundlage seines Wesens angeboren sei. Daher lag es ihm auch fern, sich von der Erziehung so übertriebene Vorstellungen zu machen, wie das heute noch so oft geschieht. „Die Erziehung wird niemals die Natur der Dinge ändern. Der Urgrund bleibt und jedes Individuum trägt die Prinzipien seiner Handlungen in sich." Die Erziehung vermag viel, aber sie kann nicht alles, meint Friedrich, es ist daher auch verkehrt und ungerecht, lediglich die Schule für die dem jeweiligen Staatswesen anhaftenden Fehler verantwortlich zu machen. Vor Allem drängt nun Friedrich darauf — und das ist ein Mahnruf, der auch heute noch sehr am Platze ist — in der Schule die Vaterlandsliebe zu pflegen und jenes thörichte Weltbürgertum, zu dem gerade der Deutsche so gern neige, schon im Keime zu ersticken. Gerade dieser Traum vom Weltbürgertum, über welchen andere Nationen nur ein mitleidiges Lächeln hätten, entfremde uns unsere eigensten Interessen. Seine persönlichen Neigungen für die französische Sprache und Litteratur konnten also sein echtes, wahres Deutschtum nicht beeinträchtigen. Und so ist es denn auch heute nur eines unklaren, zerfahrenen Kopfes würdig, sich durch ausländische Bücher in ein weltbürgerliches Utopien hineinzulesen. In den „Lettres sur l'amour de la patrie", einem erdichteten Briefwechsel zwischen zwei vorgeschützten Personen, in welchem der eine das Weltbürgertum und der andere die Sache des Vaterlandes vertritt, führt Friedrich unter anderem aus: „Das Streben für das öffentliche Wohl hat allen guten Regierungen, früheren wie modernen als Grundsatz gedient; es hat die Basis gebildet ihrer Größe und ihres Gedeihens. Die unbestreitbaren Folgerungen, welche hiervon herrühren, haben gute Bürger hervorgebracht und jene großmütigen und tugendhaften Charaktere, welche der Ruhm und die Stütze ihrer Mitmenschen gewesen sind." „Das Vaterland um einen wahren Bürger bereichert zu haben, das heißt, aus einem weltbürgerlichen Träumer zu einem echten Patrioten gemacht zu haben, das ist mehr als seine Grenzen zu erweitern."

Das Ziel nun, das Friedrich durch die Schule anzustreben sucht, ist nicht eine möglichst große Anhäufung von Kenntnissen bei den Zöglingen, sondern die Fähigkeit selbständig denken und urteilen zu können, oder wie sich Friedrich ausdrückt, „raisonniren" zu können. „Wer zum besten raisonnirt," schreibt er in dem Brief an den Kultusminister von Zedlitz, „der wird immer weiter kommen, als einer, der falsche conséquences zieht." Er verlangt daher den Unterricht in der Logik „auch in den Schulen der kleineren Städte, damit ein jeder lernt, einen vernünftigen Schluß machen in seinen eigenen Sachen; das muß sein." „Die Logik ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut."

(Schluß folgt.)

## Geschichte einer deutschen Musterbühne.*)

Als Immermann die Leitung der Düsseldorfer Bühne übernahm, fühlte er sehr wohl, daß hier nicht der Ort sei, eine reine Kunstbühne ins Leben zu rufen. Wie sehr er den örtlichen Verhältnissen und dem Bühnengeschmack der Zeit aber auch Rechnung trug, sollte sich sein Unternehmen doch als unhaltbar erweisen. Dies darf das Urteil über dasselbe gewiß nicht herabstimmen. Vielmehr verdient das mit so beschränkten Mitteln im Kampfe mit so mannigfachen Hindernissen Geleistete die Bewunderung aller Zeiten. Bewundernde Begeisterung für seinen Gegenstand werden wir dem Geschichtschreiber des Unternehmens daher am allerwenigsten zum Vorwurf zu machen haben. Vielmehr ist sie ihm zum Verdienst anzurechnen. Nur daß sie ihn nicht zu verblendeter Überschätzung desselben auf Kosten der übrigen gleichzeitigen theatralischen Entwickelung hätte verleiten sollen, wie dies im vorliegenden Werke leider geschehen. Schon seit lange ist es Grundsatz geworden, den niederen Stand der theatralischen Künste in Deutschland hauptsächlich den Hoftheatern zur Last zu legen. Auch ist nicht zu leugnen, daß sie vielfach weit hinter ihrer künstlerischen Aufgabe zurückgeblieben sind, schon weil die Leiter derselben sich dieser meist nicht deutlich bewußt wurden oder von der Kunst überhaupt einen zu unklaren, einseitigen Begriff hatten. Dies erklärt sich schon zum Teil aus der Art der Entstehung jener Theater. Ursprünglich reine Privattheater, die vor allem für die Unterhaltung und die Glanzentfaltung des Hofs zu sorgen hatten und demgemäß Oper, Ballet und höchstens noch fremde, modische Schauspiele begünstigten, erhielten sie meist nur aus Sparsamkeitsgründen endlich den öffentlichen Charakter. Obschon sie nun auch den Geschmack der zahlenden Zu-

*) Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf von Richard Fellner. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1888

Digitized by Google

schauer zu berücksichtigen hatten, war dieser doch keineswegs ein rein künstlerischer, sollten sie daneben doch noch immer den früheren Zwecken entsprechen. Der Geschmack des Fürsten und seiner Hofhaltung blieb daher für nicht wenige Leiter dieser Theater entscheidend, die in ihrem Amte vor allem eine Hofstellung sahen. Indessen hat es jederzeit Fürsten gegeben, welche zur Leitung ihrer Theater Männer beriefen, deren Fähigkeit sie vertrauen zu können glaubten. Sie waren in der Wahl derselben zwar nicht immer glücklich. Nicht jede Zeit bringt einen Immermann, geschweige einen Goethe, ja nicht einmal einen Schröder oder Dalberg hervor. Jedenfalls sind aber Männer wie Engel, Iffland, Tieck, Schreyvogel, Klingemann, Laube, Gutzkow, Halm, Eduard Devrient, Dingelstedt in lobenswerter Absicht an Hoftheater berufen worden, und haben hier bald mehr, bald minder fördernd auf die künstlerische Entwickelung derselben eingewirkt, — wenn sie auch fast alle über den Widerstand, welchen sie hierbei gefunden, zu klagen hatten. Ging es doch auch Immermann in Düsseldorf und Laube in Leipzig am Stadttheater nicht besser. Wie weit die Hoftheater aber auch hinter den selbst berechtigten Erwartungen und Wünschen zurückblieben, so haben sie doch im Laufe der Zeit viel Gutes gefördert. Es ist ungerecht, sich so wie Fellner, hiergegen ganz zu verblenden, der besonders an den Hoftheatern zur Zeit der Immermannschen Unternehmung nichts Gutes läßt, obschon damals z. B. die Hoftheater von Wien und Dresden gerade in hoher Blüte standen und selbst Berlin so tief nicht gesunken war, als Fellner es darstellt. Selbst für den auch von mir als verderblich beurteilten Einfluß, welchen hier damals Raupach ausgeübt hat, läßt sich wenigstens geltend machen, daß er von einem Dichter kam, in welchem die öffentliche Meinung einen zweiten Schiller zu sehen glaubte! Auch übersieht Fellner, daß wenn, wie er dies behauptet, das Theater seinen künstlerischen Zweck wirklich nur durch die Vorführung von lauter wahrhaften dramatischen Dichterwerken erreichen könnte, die Zeit solche auch immer in genügender Menge hervorbringen müßte. Wie aber stand es hierum zu Immermanns Zeit? Gewiß, es gab auch damals nicht Wenige, die sich für große dramatische Dichter hielten und mit dem Anspruche solcher hervortraten, allein in Wahrheit lag die dramatische Dichtung damals darnieder. Von den Dramatikern aus der Zeit der Immermannschen Theaterunternehmung gelten uns heute nur noch Immermann selbst, Grillparzer, Bauernfeld, Raimund, Raupach und vielleicht Uhland und Grabbe. Halm trat erst ganz am Schlusse derselben auf. Immermann hat in seine Mustervorstellungen von ihnen allen, außer sich selbst, nur noch Halm aufgenommen. Grillparzer ist nur in dem Alltagsspielzettel seiner Bühne durch die Ahnfrau, Bauernfeld durch ein paar Lustspiele, Raimund ganz am Schlusse durch zwei seiner Zauberpossen vertreten. Es läßt sich jedoch nicht beurteilen, ob Immermann, welcher sich auf das Alltagsspielverzeichnis nur ein Einspruchsrecht vorbehalten hatte, auf die Wahl dieser Stücke Einfluß ausgeübt hat. Von den 32 Mustervorstellungen Immermanns gehören 18 deutschen, 14 ausländischen Dichtern an, unter den deutschen aber nur 6 lebenden Dichtern der Zeit, von denen 3 auf Immermann, 1 auf Tieck 1 auf Halm und 1 auf die Birch-Pfeiffer fallen. Im Alltagsspielverzeichnis kommen noch Raupach, Zedlitz, Mich. Beer, Töpfer, Ed. Devrient, Deinhardstein und Holbein vor.

Es ist außerordentlich leicht, die Forderung eines reinen Kunsttheaters zu stellen, aber sehr schwer, sich auch nur darüber zu verständigen, was man darunter versteht. Ein Künstler, Dramaturg und Bühnenschriftsteller wie Ed. Devrient wollte das Theater ganz in den Dienst der Schauspielkunst gestellt wissen, die er für die erste Kunst der Welt erklärte. Nach Fellner würde sie nur eine Handlangerin der dramatischen Dichtung sein dürfen, die gegen das Dichterwort überall zurückzutreten hätte. Wie vieles muß der dramatische Dichter der Schauspielkunst aber überlassen, weil es mit seinen Mitteln nicht darstellbar ist. Durch das, was der Dichter spricht, veranschaulicht er immer nur je eine, die gerade sprechende Figur, während er doch alle Personen, die sich gerade auf dem Schauplatz befinden, ja die ganze Handlung veranschaulichen will. Schon hieraus ergiebt sich, wie irrig es ist, so wie Fellner, den sichtbaren Teil der Schauspielkunst als etwas nur beiläufiges, untergeordnetes zu behandeln, was übrigens Immermanns Meinung nicht war. Wie anders stellte sich das vielleicht größte künstlerische Genie unserer Zeit, Richard Wagner, zu diesem Teile der Darstellung, da er, obschon ebenfalls das ganze bisherige Theater — Oper, Schauspiel und Hoftheater, verwerfend, doch alle Mittel derselben, hörbare, wie sichtbare benutzte und weiter entwickelte.

Er wollte die theatralische Kunstübung nach dem vermeintlichen Vorbild der Alten auf gewisse nationale Festvorstellungen eingeschränkt sehen. Allein abgesehen davon, daß sein Baireuther Theater nur durch den Kunstanteil und die Freigebigkeit eines Fürsten und die bedeutendsten Kräfte der bisherigen Hoftheater möglich geworden ist, setzt ein solches Theater zu seinem Entstehen und Fortbestand auch eine ununterbrochene Kunstpflege und Kunstübung voraus, die er nun eben den von ihm vernichteten alten Theatern schuldig geworden ist. Wenn wir über die Kunstzustände des alten Griechenlands näher unterrichtet wären, würden wir nicht mehr im Zweifel sein, daß es auch ihm an einer ununterbrochenen Pflege und Übung der theatralischen Kunst nicht gefehlt hat.

Trotz des Gegensatzes, in welchem sich Fellner hiernach zu Ed. Devrient befindet, stimmt er doch darin mit ihm überein, in der schauspielerischen „Genialität und Virtuosität" nichts als eine Gefahr für ein wahres Kunsttheater zu erblicken. Nur die Durchschnittskunst der Schauspieler soll nämlich nach beiden ein vollkommenes Zusammenspiel, eine vollkommene Gesamtwirkung verbürgen. Die Schauspielkunst für die erste der Künste erklären und doch das Genie und die Virtuosität von ihr ausschließen, ist ein Verlangen, dessen Lächerlichkeit schon Gutzkow

Digitized by Google

mit gerechtem Spotte gegeißelt hat. Nicht ganz so widerspruchsvoll nimmt sich die Ablehnung der schauspielerischen Genialität im Munde Fellners aus. Allein auch hier ist die Unhaltbarkeit einleuchtend. Ein vollkommenes Zusammenspiel fordert doch vor allem, daß jede Rolle nach ihrer Bedeutung und besonders die bedeutendste und wesentlichste als solche zur Darstellung kommt. Nie aber wird eine, wenn auch noch so gut geschulte und noch so gewandte mittlere Kraft fähig sein, tiefsinnige, geniale, dämonische Charaktere zu vollkommener Darstellung zu bringen. Dies ist der Grund, weshalb an den meisten Theatern flache und unbedeutende Stücke um so viel besser, lebens- und wirkungsvoller dargestellt werden, als die Werke hoher dichterischer Begeisterung und dichterischen Tiefsinns; daß dieselben Darsteller, die uns dort voll befriedigt und ergötzt haben, uns hier kühl und gleichgültig lassen, oder wohl gar mißmutig stimmen. Hieran sind trotz ihrer hochausgebildeten Kunst des Zusammenspiels und dem malerisch-stimmungsvollen Reize ihrer Ausstattung selbst die Meininger bisweilen gescheitert. Von ersterer hat freilich Fellner, trotz seiner Vorliebe für das Zusammenspiel, wie es scheint, nie etwas zu bemerken vermocht und über diese äußert er sich ziemlich wegwerfend. Er eiferte wegen einiger allerdings tadelnswerter Äußerlichkeiten gegen die moderne sinnlose „Naturwahrheit" und „historische Wahrheit" und verwechselt wie bei der schauspielerischen „Virtuosität" den Mißbrauch, den man von ihrer Anwendung macht, mit der Sache selbst. Bei einer solchen einseitigen Voreingenommenheit kann es nicht fehlen, daß Fellner an unseren Theatern bisweilen etwas aufs strengste tadelt, über was er, wenn er es auch nicht geradezu billigt, bei Immermann schweigend hinwegsieht. „Den Höhepunkt der ‚Naturwahrheit" — sagt er einmal — „bildet die neueste Errungenschaft der Meininger: „Marino Faliери". Wir hören, wie der Held geköpft wird und sehen, wie der Henker nach dem Todesstreich das blitzende Beil hoch in die Luft schwingt!" Ist das auf der Bühne aber wirklich so etwas Neues und Unerhörtes gewesen? Wie viele Helden werden auf ihr nicht verstümmelt, erstochen, erschossen, erwürgt und erdrosselt, bei Calderon, Shakespeare und Schiller? Man lese doch selbst bei Immermann nach, wie dieser in seiner Bearbeitung der Räuber die Schrecken derselben noch bis ins Komische gehäuft hat. Freilich aus Ironie, aber er wußte wohl, daß die Zuschauer es ernst nehmen würden. Und auf ernste Wirkung war es berechnet, wenn sich bei ihm in Wunderthätigen Magus „nach der Hinrichtung der Märtyrer der Vorhang erhob und man das Schaffot sah, auf dem die Enthaupteten lagen . . . . , der Scharfrichter aber, ein großer, wild aussehender Kerl, ganz in Rot gekleidet, vom Schaffot herabgestürzt, sich auf sein blankes Beil stützte." So sieht Fellner ein ander Mal in der „geistlosen Vermischung der Gattungen" auf unseren Theatern eine der Ursachen des Verfalls unserer Bühne; wogegen er an Goethe und Immermann gerade lobt, daß ihnen jede Kunstart recht gewesen sei, wobei sie freilich stets auf die Güte der Stücke geachtet hätten, die immer frei von allem Krankhaften, Weinerlichen, Sentimentalen, Schrecklichen, Grauenhaften gewesen seien. Allein Goethe vermochte sich des auf „die Erbärmlichkeit und weichliche Thränenfreudigkeit spekulierenden" Kotzebue ebensowenig zu entschlagen, wie der Schicksalsdramen der Zeit; während auf dem Immermannschen Theater nicht nur noch immer Kotzebuesche Lustspiele, sondern auch Raupachsche, Nestroysche und übersetzte französische Possen, und Stücke wie Hinko und der Glöckner von Notre Dame vertreten waren. Bunter zusammengewürfelt als das Verzeichnis vom Monat Nov. 1836: Die Günstlinge (Birch-Pfeiffer) — Maurer — Jakobäa von Baden — Die Schwestern v. Prag — Der Kaufmann v. Venedig — Des Adlers Horst — Lumpaci Vagabundus — Hinko — Templer und Jüdin — Reise auf gemeinschaftliche Kosten — Der alte Feldherr — Der dumme Peter — Endlich hat er es doch gut gemacht — Der wunderthätige Magus (2 Mal) — Der Barbier von Sevilla — Das Räthsel — Richards Wanderleben — Zu ebener Erde und erstem Stock (3 Mal) und der Kaufmann v. Venedig — sind auch die meisten der Hoftheaterspielzettel nicht. — Ja, so sehr sich Fellner der modernen sinnlosen „historischen Wahrheit" gegenüber empört, lobt er es gerade wieder an Immermann, bei Aufführung der „Brüder" von Terenz die Scenerie aufs sorgfältigste durchgeführt zu haben. „Daß Immermann" — lesen wir hier — „selbst einen antiken Fußboden hatte malen lassen, erschien Manchem störend, obwohl sich auch solche Nebendinge durchaus passend in das Gesamtbild eingefügt haben mögen."

Wie Manches sich hiernach zum Vorteil der Sache gegen das Kunsturteil und das Lehrhafte in Fellners Darstellung auch einwenden läßt, so verdient dagegen der geschichtliche Teil seiner Arbeit doch Anerkennung und Dank. Wir glaubten zwar über das Immermannsche Unternehmen aus dessen eigenen Schriften und der Lebensbeschreibung von Putlitz genügend unterrichtet zu sein, doch ist es Fellner gelungen, auf Grund des noch unveröffentlichten Nachlasses des Dichters und des Düsseldorfer Theaterarchivs, das Bild noch in manchen Punkten zu ergänzen und zu berichtigen und hierdurch einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters zu liefern.

Dresden. Robert Prölß.

## Eine neue Kulturgeschichte.

Die Kulturgeschichte in ihrem allgemeinsten Umfange ist noch eine ziemlich junge Wissenschaft. Seitdem man aber einmal dieses Gebiet zu bearbeiten angefangen, hat gerade auf ihm die Forschung die allerbedeutsamsten Fortschritte gemacht und der Geschichtschreibung ein äußerst ergiebiges, schier unabsehbares Feld breit gelegt. „Das, was wir Kultur oder Zivilisation nennen, ist eine Totalsumme unseres Wissens und Glaubens, der Kunst, Moral und Sitte, der Gesetzgebung, der sozialen Gliederung, unserer

Digitized by Google

Fähigkeiten, Anschauungen und Gewohnheiten", äußert sich Max Huybensz im Eingang einer vortrefflichen kleinen Schrift über „die kulturgeschichtlichen Forschungen und ihre Litteratur" (Wien, A. Hartlebens Verlag, 1877), und er bestimmt demnach den Begriff der Kulturgeschichte als „die Lehre, welche die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft und die mannigfachen intellektuellen Erscheinungen zusammenfaßt und umschließt." Schärfer faßt der ausgezeichnete und bewunderungswürdig fleißige Kulturgeschichtsforscher J. J. Honegger in der Einleitung seiner auf fünf Bände berechneten „Allgemeinen Kulturgeschichte", von welcher bisher zwei Bände erschienen sind (Leipzig, J. J. Weber), den Begriff: „Die Kulturgeschichte ist aufsteigend eine Geschichte der Anpassung des Menschen an die Naturbedingungen, der Selbstbehauptung gegen die Naturkräfte, und schließlich, so weit das bis jetzt unserm Geschlechte gelungen, der Beherrschung dieser Kräfte durch den Geist. Sie ist nach anderer Richtung die Geschichte einer Aufhäufung der Früchte menschlicher Intelligenz, des geistigen Erwerbes und Erbes von ungezählten Jahrtausenden, eine konstant vorschreitende Entwickelung, in welcher der intellektuelle Fortschritt natürlich begründet liegt. Die Völker, welche nicht dazu gekommen sind, Geschichte zu machen, benutzt die Kulturgeschichte nur zu Erklärungszwecken oder als Momente der Vergleichung. ... Unentwegt, unbeirrt von allen Schwankungen der Tagesmeinung, heißen sie sich nun spiritualistisch oder naturalistisch, stehen sie mehr auf dem idealen oder dem realen Boden, für die Fortschrittsidee einzustehen, ist die schönste, die wahrhaft adelnde Aufgabe des Historikers." Und die große Bedeutung der kulturgeschichtlichen Forschung hat Edgar Quirot zutreffend kurz so ausgesprochen: „Es ist nicht eitle Neugierde, die den Menschen unserer Tage nach seinem Ursprunge (und, setzen wir hinzu, seiner Entwickelung) forschen läßt. Er hat begriffen, daß er sich heute nur erkennen kann, wenn er sich kennt, wie er gewesen ist."

Dieser großen Bedeutung der Kulturgeschichte entsprechend, haben sich seit dem zweiten Drittel unseres Jahrhunderts die hervorragendsten Kulturvölker Europas und sehr wesentlich auch das amerikanische Gelehrtentum an erfolgreicher Arbeit auf diesem Gebiete beteiligt und eine Reihe wertvollster Werke als die Früchte solcher Forschungen an die Öffentlichkeit gebracht. Und doch stehen wir, um mit Honegger zu reden, eigentlich mit dem Abwägen der grundlegenden Fragen noch erst in den Anfängen und es stößt uns bei jedem Schritte die fast unüberwindliche Unsicherheit auch in den Thatsachen, ihrer Anordnung und den aus ihnen zu ziehenden Schlüssen. Das ist ein Feld, auf dem sich — ähnlich wie auf demjenigen der gleich jungen und gleich unsichern Volkswirtschaftslehre — noch Hunderte von Denkern und Forschern bewegen, erschöpfen mögen, ohne sich gegenseitig die Kreise zu stören." In Deutschland ist, seit Gustav Klemm und Wilhelm Wachsmuth die eigentliche Kulturgeschichtschreibung als eine Darstellung des gesamten Bildungsganges der Menschheit, begründeten, eine Reihe vortrefflichster Werke dieser Art geschrieben worden. Wir brauchen nur die Namen G. Friedrich Kolb, Otto Caspari, Wilhelm Baer, Friedrich von Hellwald, Oskar Peschel, Otto Henne — Am Rhyn, Johannes Scherr, sowie den bereits erwähnten J. J. Honegger zu nennen, um an die hervorragendsten wissenschaftlichen Arbeiten auf dem in Rede stehenden Gebiete zu erinnern. Unter den Engländern sind es hauptsächlich Henry Thomas Buckle, Edward B. Tylor, Sir John Lubbock, Walter Bagehot, der Irländer W. Edward Hartpole Lecky gewesen, denen die gebildete Welt wertvolle kulturgeschichtliche Werke zu verdanken hat, und in Amerika hat sich John William Draper nach derselben Richtung hervorgethan, während die französische Nation in Edgar Quinet, François Lenormant, E. Rougemont, A. Girand Toulon, M. Reinaud u. a. tüchtige Forscher aufzuweisen hat. Auch der bedeutende belgische Gelehrte Léon van der Kindere darf hier nicht übergangen werden.

Die Fortschritte in der allgemeinen Kulturgeschichtschreibung gehen Hand in Hand mit dem außerordentlichen Aufschwung, den die Naturwissenschaften, welche die gesamte gelehrte Forschung unserer Zeit so durchgreifend beeinflussen, im neunzehnten Jahrhundert genommen haben. Eine ganze Reihe wissenschaftlicher Zweige ist durch die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Gelehrtenarbeit geradezu neu geschaffen worden; unter ihnen steht die durch Charles Darwin hervorgerufene Kritik der Schöpfungsgeschichte obenan. Die letztere wies der Geschichtschreibung ganz neue Wege, indem diese nun an die Naturwissenschaften anknüpfen konnte und mußte, wodurch vor allem auch für die Kulturgeschichte neue Ausgangspunkte, die zu überraschenden Ergebnissen und Endzielen führten, gegeben waren. Die Abstammungslehre, die ihre erste wissenschaftliche Vertretung neben Darwin in dem Franzosen Lamarck fand — bekanntlich erkannte bereits der alternde Goethe in der Theorie Geoffroy Saint Hilaires, welche die Veränderlichkeit der Arten voraus sah, einen Vorläufer der neuen Naturwissenschaft, — ist in dieser Beziehung von der fruchtbarsten Einwirkung gewesen. Durch sie hat vor allem die Forschung nach den frühesten Entwickelungsverhältnissen der Erde und des Menschengeschlechts die bedeutsamste Förderung erfahren, sie hat zugleich den wissenschaftlichen Bestrebungen eine unverrückbare, von keiner ernsthaften Forschung mehr übersehbare Grundlage gegeben. Die physische Entwickelung des Menschengeschlechts sowohl, wie die Geschichte des urzeitlichen Geisteslebens ist unter dem Gesichtspunkte jener neuen Lehre zum Gegenstand der mannigfaltigsten und gründlichsten Untersuchungen geworden, und neben den zahlreichen Erfindungen, die unser Jahrhundert verzeichnet, reihte sich eine wissenschaftliche Entdeckung an die andere. Die Geologie, die Paläontologie, die Anthropologie, die Ethnographie, die Völker-Psychologie, die Sprachwissenschaft, die vergleichende Mythologie: alle diese sind Sonderwissenschaften, welche auf die Erweiterung der Kulturgeschichte ganz wesentlich einwirkten und

Digitized by Google

die Lösung der schwerwiegendsten, auf und für die moderne Weltanschauung einflußreichsten Fragen in zielsicherer Weise anbahnen halfen. Wir mußten eine lange Reihe der ruhmvollsten Namen aus allen Kulturvölkern nennen, um die unermeßliche Fülle all' der Einzelforschungen auf den oben bezeichneten Gebieten auch nur anzudeuten; dazu ist aber an dieser Stelle kaum der Ort.

Wenn es sich um die Beurteilung einer neuen Erscheinung auf dem Gebiete der Kulturgeschichtschreibung handelt, so wird es selbstverständlich in erster Linie darauf ankommen, zu untersuchen, ob der Verfasser auf der Höhe der sich aus jenen Forschungen ergebenden modernen Anschauungen steht. In der seit einiger Zeit vollendeten „Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau" von Julius Lippert (2 Bände. Stuttgart, Ferdinand Enke. Preis M. 20.) ist das durchaus der Fall. Der Verfasser beweist dies schon dadurch, daß er im Eingang seines umfangreichen Werkes als den einen, überall herrschenden Grundantrieb in der Kulturgeschichte die „Lebensfürsorge" erklärt. „In ihr," so sagt er, „vereinigt und sondert sich Menschliches und Tierisches; in ihr bekundet sich je nach ihrer Erstreckung tierischer Instinkt und das Siegel und Zeichen des Menschentums, sie verknüpft und trennt je nach ihrer Art die beiden Bereiche des Lebenden auf Erden". Und über die Kulturgeschichte im allgemeinen äußert er, daß sie „den herrlichsten Ausblick über die Gesamtheit des menschlichen Lebens bis auf die Gegenwart" gewährt. „Diese in allen ihren Erscheinungen, in denen sowohl, welche das Endresultat langer Entwickelungsreihen, wie in denen, welche die zahlreich zurückgebliebenen Reste abgebrochener sind, uns klar zu machen, den Entwickelungsgang der Menschheit als ein organisches Gebilde einschließlich selbst der Naturnotwendigkeit in seinen Irrungen darzustellen und auf solchem Grunde auf das Verständnis des Gegenwärtigen in allen seinen Formen hinzuwirken, das soll das Ziel einer solchen Kulturgeschichte sein." Die Betrachtungsweise des Verfassers ferner erhellt am besten aus seiner Bemerkung, daß dieselbe unterscheiden lehren werde, „wie weit das ‚Naturgesetz' als Antrieb in das Werk des Menschen, die Schöpfung seiner ‚Kultur' hineinreicht, wie weit der Mensch selbst aus seinen eigenen Antrieben, Kräften und Mitteln heraus ein besonderes Reich des Menschlichen innerhalb der Natur zu schaffen vermochte. In diesem Bereiche — wie groß oder klein es sei, möge sich zeigen — fällt dem menschlich Persönlichen keine unbedeutende Rolle zu, obwohl es sich nie loslösen kann von den Gefahren der Kulturbildung, nie anderer Mittel sich zu bedienen vermag, als die ihm auf diesem Grunde erwuchsen." Am Schluß der Einleitung faßt er seine an diese Auffassung anknüpfende Darlegung folgendermaßen zusammen: „So spinnt sich ein Faden aus dem andern, indes das eine Ende immer an seinem Urantriebe der Lebensfürsorge ruht, den der Mensch zwar mit den niedersten Lebewesen teilt, der ihn aber in der Häufung und Differenzierung der Befriedigungsmittel weitab von allen geführt hat."

Die Art, wie Lippert dann in seinem Werke das Obwalten des Grundgesetzes der Lebensfürsorge in allen Stufen der Menschheitsentwickelung zeigt, ist äußerst interessant und um so fesselnder, als der Verfasser, seiner von vornherein ausgesprochenen Absicht gemäß, den Leser gewissermaßen Schritt vor Schritt an seiner Arbeit sich beteiligen, mit ihm weiterforschen und weiterprüfen läßt. Auf diese Weise wird der Leser, je weiter er im Lesen des Werkes fortschreitet, immer mehr in die Forschungsweise des Verfassers, welche, wie aus dem Gesagten schon hervorgeht, selbstverständlich nur die induktive sein kann, eingeführt, und er lernt dabei die Absichten und die Aufgabe des Kulturgeschichtschreibers immer besser verstehen. Dieser Aufgabe entsprechend, verweilt dann der Verfasser im ersten Bande bei den Anfängen der Kultur mit derjenigen Sorgfalt und Gründlichkeit, die sie nach ihrer Bedeutung im Verbande der Ursächlichkeiten des Kulturlebens verdienen. Der erste Band soll gewissermaßen die Exposition zur Entwickelung der höheren Aufgaben des Folgenden bieten. Nachdem in der Darstellung der Urzeit die Lebensfürsorge auf der niedrigsten Stufe in ihrer Betätigung nach allen Richtungen hin beleuchtet und ihre unausgesetzte Wirksamkeit als Daseinsprinzip durch feststehende Tatsachen und Wahrnehmungen aus dem allgemeinen Völkerleben belegt worden ist, blickt der Leser mit dem Verfasser bereits auf eine unendlich reiche Geschichte rückwärts und steht zugleich „am neuen Anfange der Kulturgeschichte": „Der Weg, den sie weitergehen könnte", bemerkt der Verfasser, „wird sich niemand offenbaren, der nicht die Wege kennt, die sie gegangen ist." Die Fortschritte in der Lebensfürsorge werden dann in der breiten Schilderung der fortschreitenden Kulturbewegung eingehend dargethan und die verschiedenen Formen, welche diese Lebensfürsorge annimmt, aufgezeigt. Die Darstellung der mannigfaltigen, einander folgenden Entwickelungsstufen der Völker, in welcher uns der Verfasser bis zur neuen Zeit, bis zur Gesellschaft auf neuen Grundlagen geleitet, kann sich dabei keineswegs in zeitgenauer Folge von einem Rastplatz der Geschichte zum andern bewegen; die Kulturgeschichte hat keine Rastplätze, wie Lippert mit Recht bemerkt, und die Chronologie muß durchaus verlassen werden, wenn den einzelnen Fäden des bunten Gewebes, die nicht wohlgeordnet neben-, sondern vielmehr unter- und übereinander liegen, ja, häufig ganz durcheinander laufen, nachgegangen werden soll. Doch ergiebt sich dabei als Wesentlichstes die Beobachtung, daß allmählich in der ganzen Breite des Gewebes die alten Fäden sich verlieren und neue einschießen. Und dabei zeigt sich, daß der menschlichen Fürsorge objektiv zwei Aufgaben gestellt sind: die Beherrschung der Natur durch den Menschen und die Beherrschung des Menschen durch diesen, denn nicht die kleinste der Gefahren ist, wie das aus dem Gang der Lippert'schen Darstellung klar hervortritt, der Mensch für den Menschen. Jenes könnte man den technischen Teil der Fürsorge nennen, dieses den sozialen. Um die Überwindung aller Hindernisse sozialer und

Digitized by Google

physischer Natur, darum dreht sich wie bei den Vorfahren auch gegenwärtig alle Lebenssorge und Arbeit, und in diesem Sinne stehen wir auch heute noch vor der großen Frage der — wie es in dem auf die Entwickelung der Menschheit so außerordentlich einflußreichen Kulturgedanken ausgesprochen liegt — Erlösung vom „Übel"; das ist in der That die ewige Menschheitsfrage.

Wir glauben hiermit die Methode des Verfassers und die Aufgabe, die er sich bei seiner Arbeit gestellt hat, genügend angedeutet zu haben. Es lag ihm daran, eine wohlabwägende Würdigung sowohl der materiellen oder vielmehr allgemein kosmischen, wie der sonderlich menschlichen oder mehr im Anschluß an die gebräuchliche Redeweise ausgedrückt, geistigen Bewegungsfaktoren im Gebiete der Kulturentwickelung zu geben; „in der Darstellung des eigentümlich Gesetzmäßigen in der Kulturentwickelung" findet er einen „genügend großen und bedeutsamen Stoff für eine besondere Aufgabe der Wissenschaft" geboten. Innerhalb des Rahmens einer solchen Darstellung hat sich der Verfasser, was die Behandlung des unermeßlich reichen Stoffs im Einzelnen angeht in vielfacher Hinsicht beschränken dürfen. So hat er es u. a. nicht als seine Aufgabe ansehen können, dem Leser eine Geschichte der entwickelten Technik, der Erfindungen und Entdeckungen, wie man sie sonst wohl in einer Kulturgeschichte zu finden erwartet, vorzuführen, sondern er hat ihr vielmehr nur den Platz im Zusammenhange des Ganzen anzuweisen gehabt. Dasselbe gilt auch von einer Geschichte der Wissenschaft. So sehr auch ihr gesamter Inhalt der Kulturgeschichte angehört, so haben doch nur die Anknüpfungspunkte in dieser Darstellung hervorgehoben werden können.

Bei dieser Beschränkung hinsichtlich des Stoffs ist es eine ganz erstaunliche Fülle wissenschaftlichen Materials, welches der Verfasser, dem wir bereits eine Reihe höchst wertvoller kulturgeschichtlicher, insbesondere soziologischer Arbeiten verdanken, in seinem vortrefflichen Werke verarbeitet hat. Eine Menge interessantester kulturgeschichtlicher Einzelerscheinungen, Beobachtungen und Thatsachen gelangt im Verlaufe der ebenso gediegenen und wissenschaftlich gründlichen, wie klaren und fesselnden, im besten Sinne des Wortes gemeinverständlichen Lippertschen Darstellung zur Kenntnis des Lesers, der fast auf jeder Seite des Werkes neue fruchtbare Anregungen erhält und durch die zahlreichen Quellenangaben in die sicher Manchem erwünschte Möglichkeit versetzt wird, selbständig weiterzuforschen und tiefer in die grundlegenden Einzelstudien einzudringen. Wie schon hervorgehoben, steht der Verfasser durchaus auf dem Boden moderner Forschung und zeigt sich seiner schwierigen Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen. Die völlige Vorurteilslosigkeit seines Standpunkts ergiebt sich u. a. insbesondere aus der Art, wie er die Bedeutung der Religion im Allgemeinen (Bd. II. S. 603 ff.) und des Christentums im Besonderen (ebendas., S. 611 ff.) dem Leser darlegt. In echt wissenschaftlicher Weise ist hier der hemmende oder fördernde Einfluß beider auf die Kulturentwickelung sachlich abgewogen. So äußert er sich beispielsweise über das letztere: „Es ist sehr ungeschichtlich in allen Formen des Christentums die originalen Hervorbringungen seines Schöpfers zu sehen; auch das Christentum hat die bis zu dieser Stufe von der Menschheit mühsam genug entwickelten Vorstellungselemente nicht verworfen, um sie durch absolut neue zu ersetzen; wäre es nicht von der Art gewesen, daß sich sein Verständnis den Völkern sofort erschließen konnte, so hätte es nicht seinen raschen Siegeslauf vollbracht. So aber war es ein Erlösungswerk, dem sich die Völker und in ihnen namentlich wieder die Armen in der That entgegensehnten, eine Formel, die selbst von minder beredtem Munde nur ausgesprochen werden mußte, um aller Menschen Verständnis ihr entgegenleuchten zu machen. Das aber war nur möglich, wenn Ziele und Elemente bereits volkstümlich waren." Indem der Verfasser der heilsamen Einwirkung der christlichen Lehre auf die Kulturentwickelung alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, übersieht er doch „die dunkle Seite des Christentums" nicht, die ihren Grund in der übereifrigen Überwachung der Übereinstimmung des Einzelnen mit den dogmatischen Feststellungen der Gesamtheit hatte, indem der Glaube an die Stelle des Kultus getreten war und zum Maßstab aller Rechtschaffenheit gemacht wurde. „Auf diesem Wege hat es (das Christentum) den Fortschritt menschlicher Erkenntnis und der freien Bethätigung des Geistes gehemmt, auf diesem Wege tausende menschlicher Existenzen zertreten und blutigen Unfrieden im Innern des Friedensbundes gesät, während es seine Grenzen nach außen zu erstrecken suchte; in diesem Widerspruche hat es einen Teil seiner Segnungen aufgehoben". Ueber die Ursachen der Reformation urteilt Lippert, entgegen unserer herkömmlichen ideologischen Geschichtschreibung, welche auch hier lediglich geistige Beweggründe, Glaubensanschauungen gelten lassen will, ganz richtig folgendermaßen: „Notwendig mußte die theologische Lehre von der Kultlosigkeit des Urchristentums, wenn sie mit überzeugendem Vertrauen vor das Volk gebracht wurde, von einem ganz andern Einflusse sein, als irgend eine theologische Zänkerei anderer Art .... Das Wesentliche blieb die Vorverehrung der Kultwerke (deren einseitige Bevorzugung zum Nutzen der ‚Kirche', d. h. der Geistlichkeit, wie man eingesehen hatte und einsehen mußte, die Gemeinden wirtschaftlich zu Grunde richteten). Hierin begegneten einander Theologen (d. h. insbesondere die niedere Geistlichkeit) und Laien und unter den letzteren vorzugsweise diejenigen, welche bei fortgeschrittener Lebenssorge den Einblick in die wirtschaftlichen Ursächlichkeiten genommen hatten, oder welche durch ihre Stellung in eine entsprechende Zwangslage versetzt waren. Darum war es besonders der intelligente Bürgerstand, welcher die Reformationslehre wie ein neues, erlösendes Evangelium aufnahm und wenn man den Vorschub betont, den die Aussicht auf die Erwerbung der Güter der toten Hand dem Fortgange des Reformationswerkes geleistet

Digitized by Google

habe, so hat man damit den Wert der Sache nicht herabgesetzt; denn darin liegt ja wirklich der Kern der Sache, und immer war es die wirtschaftliche Notwendigkeit, welche auf dem Kulturgebiete die Fortschritte der Lösungen anbahnte." In diesen Bemerkungen sind in der That die eigentlichen Ursachen der Reformationsbewegung ganz zutreffend beurteilt, und hiermit sei die Lippert'sche Kulturgeschichte, welche sich den besten Werken dieser Art beizählen darf, allen Lesern wärmstens empfohlen.

Max Vogler.

## Graf Leo Tolstoj's Glaubenslehre.

Wir heutigen Weltmenschen kümmern uns selten viel um unser Christentum; weder bildet es den Gegenstand unsrer Forschung und unsrers Nachdenkens, noch einen Stoff für unsre Leselust und unser Gespräch, und weil es weder unsre weltlichen Neigungen unmittelbar berührt, noch auf unser sinnliches Wohlbefinden, das, mit wenigen Ausnahmen, für uns Hauptsache ist, einwirkt, so vermeiden wir es auch, uns und Andere damit zu belästigen. Dessenungeachtet aber hegen wir die Überzeugung, auf dem Boden des christlichen Bekenntnisses zu stehen und bilden uns ein, der heutige Staat sei auf christlicher Grundlage errichtet. Nun kommt plötzlich ein ernster Mann in reifen Jahren, ein von seinem Volke hochgeachteten Dichter und Denker und verkündet uns, wir seien vom wahren Christentum so weit entfernt, dass wir weder das Recht haben uns Christen zu zu nennen, noch auch zu behaupten, unsre staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen seien auf christlichem Boden begründet.*)

Graf Tolstoj will zu den vielen Spaltungen in der christlichen Kirche nicht eine neue hinzufügen. Er wendet sich an alle Christen ohne Ausnahme und zeigt ihnen, daß sie keine Christen sind, weil sie weder Christi Gebote befolgen, noch auch kennen. Er ist weit davon entfernt, bekehren oder Aufsehen erregen zu wollen, sondern er fühlte nur das Bedürfnis zur Klarheit zu gelangen; er wollte die Widersprüche zwischen Lehre und Leben, die ihm auf Schritt und Tritt entgegen traten, lösen — und forschte. Er sagt selbst, daß er „Nihilist" — in religiösen Dingen, glauben wir hinzusetzen zu sollen — gewesen und daß er jetzt ein wahrhafter, gläubiger Christ geworden sei. Sein Christentum paßt aber in keinen von den vielen Rahmen, welche die verschiedenen Glaubensgenossenschaften geschaffen haben. Wunderbar ist es, daß gerade aus dieser alten, starren, morgenländischen Kirche, welche ihren denkenden Anhängern längst keine Befriedigung mehr gewährte, jetzt eine neue, glaubensstarke Heilslehre entspringt, während doch in der Regel aus solchen in äußern Formen erstarrten Kirchen sich häufiger entweder Gotteslegnerei oder Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen zu entwickeln pflegt. Wenn wir von der neuen Glaubenslehre des Grafen Tolstoj sprechen, so müssen wir hinzufügen, dass dieselbe nur für uns, für die gegenwärtige Christenheit neu zu sein scheint, daß er aber die alte, wahre Lehre Christi meint. Folgen wir dem Gedankengange Tolstojs, so kommen wir zu der Überzeugung, daß in unsern heutigen christlichen Kirchen von Christi Geist und Lehre fast nichts mehr als der Name übrig geblieben ist, daß unser sogenannter christlicher Staat gerade das Gegenteil von dem erstrebt, was Christus von seinen Nachfolgern fordert, was er als Grundlage seiner Lehre bezeichnet. Christi Glaubenslehren sind, wie Graf Tolstoj hervorhebt, im Evangelium Matthäi, 5, Vers 21 bis 48 enthalten und lassen sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen: 1. Du sollst nicht mit deinem Bruder zürnen. 2. Du sollst dich unter keinem Vorwande von deinem Weibe scheiden. 3. Du sollst Niemandem einen Eid leisten. 4. Du sollst nicht widerstreben dem Übel. 5. Du sollst auch deine Feinde (d. h. diejenigen, die nicht deine Volksgenossen sind) lieben. — Den Einwand, daß unter den Verhältnissen, in denen wir heute leben, es unmöglich sei, diese Gebote zu befolgen, sucht Graf Tolstoj eingehend zu widerlegen. Er faßt die Einwürfe in folgende Worte zusammen: „Die Lehre Christi ist für die Menschen gut — sie taugt aber nicht für die Menschen!" und er sucht das Ungereimte eines solchen widerspruchsvollen Schlusses nachzuweisen. Was er insbesondere von seiner eigenen Kirche hält, gipfelt in folgenden Worten: „Ich überzeugte mich, daß die kirchliche Lehre, ungeachtet sie sich selbst christlich nennt, dieselbe Finsternis ist, gegen die Christus ankämpfte und die zu bekämpfen er allen seinen Jüngern gebot . . ." „Die Kirche, indem sie die Lehre Christi in Worten anerkennt, hat sie im Leben stets verleugnet; sie gab der Welt nach und folgte ihr." „Die Welt führt ein der Lehre Christi entgegengesetztes Leben, und die Kirche erdachte Spitzfindigkeiten, nach denen es sich erweisen sollte, dass die Menschen, indem sie dem Gesetze Christi entgegen lebten, mit ihm in Einklang lebten. Die Folge war, daß die Welt ein Leben zu führen begann, welches schlechter war, als das Leben der Heiden und die Kirche rechtfertigte nicht nur dies Leben, sondern behauptete sogar, daß gerade darin die Lehre Christi bestehe."

Bis zu welchen Folgerungen der Verfasser seine Betrachtungen ausdehnt, erhellt aus folgenden Worten: „Alles, wodurch jetzt die Welt wahrhaft lebt, der Sozialismus, der Communismus, der Utilitarismus, die Freiheit und Gleichheit der Menschen, die Gleichberechtigung der Frauen, — alle sittlichen Begriffe der Menschen: die Heiligkeit der Arbeit, der Vernunft, der Wissenschaft, der Kunst — alles was die Welt bewegt und der Kirche feindselig erscheint — das Alles sind Teile jener Lehre, welche die Kirche selbst, ohne es zu wissen, durch die von ihr verborgen gehaltene, wahre Lehre Christi verbreitet hat."

Graf Tolstoj ist kein Umstürzler, kein Mensch,

*) Worin besteht mein Glaube? Eine Studie von Graf Leo Tolstoj. A. d. russischen Manuskript übersetzt von Sophie Behr. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot.

Digitized by Google

der die bestehende Gesellschaftsordnung mit Gewaltmitteln zu bekämpfen trachtet — das würde dem Gebote Christi: „Du sollst nicht widerstreben dem Übel", widersprechen; aber er verlangt von jedem wahren Christen, daß er sich manchen Anforderungen, welche die bestehende Macht an ihn stellt, entgegenstemmen solle. Er sagt, die Religion der Unterwerfung unter Alles, was die Mächtigen von uns fordern — ist die Religion derer, die keine Religion anerkennen. Im passiven Widerstande liegt die große Bedeutung dessen, was Graf Tolstoj die Lehre Christi nennt, die große Gefahr für alles Bestehende. Denken wir uns z. B. den Fall, die ganze Sozialdemokratie würde plötzlich den Ungehorsam, den passiven Widerstand predigen; was könnte die bestehende Macht dagegen ausrichten? Wäre sie imstande, hunderttausende von Menschen, die nichts Böses thun, sondern die nur nach Christi Lehre leben wollen, zu richten und zu bestrafen? Wir müssen natürlich den Fall annehmen, daß diese Gegner der herrschenden Gewalt entschlossen wären, eine neue Art von Duldertum auf sich zu nehmen Und wäre denn das etwa so ganz undenkbar? Welche Gefahr wäre denn dabei, wenn sich plötzlich 1000—10000 von den Menschen, die nichts zu verlieren haben und an denen kein Mangel ist, weigern würden, Kriegsdienste zu leisten, weil dies gegen Christi Lehre verstößt? Man würde sie einkerkern, würde sie einen, zehn Monat, ein Jahr, drei Jahre einsperren und auf Staatskosten füttern, wäre denn das für sie etwas so Furchtbares? Wäre es viel schlimmer, als drei Jahre hindurch abgerichtet zu werden, um einen sogenannten „Feind", den man gar nicht kennt, um Menschen, die uns nichts zu Leide gethan haben, zu töten? Und wenn das Beispiel anstecken würde, wenn Hunderttausende sich weigern würden, den Soldatenrock zu tragen, was dann?

Wir glauben, eine gesellschaftliche Ordnung ohne Strafgesetz sei nicht denkbar. Nach Christi Gebot ist alles Richten unbedingt verboten und alle unsere Gerichte sind unchristlich. Christus lehrt: Widerstrebe nicht dem Übel, vergelte Böses mit Gutem. Die Gerichte vergeben nicht, sie strafen, sie thun also Böses denen, die sie Feinde der Gesellschaft nennen.

Die Frage vom passiven Widerstand kann zu einer Bedrohung der bestehenden Gesellschaftsordnung werden, solange das ausschließliche Streben der Menschen nach Eigentum, Reichtum und Wohlleben fortdauert. Die Millionen, welche nicht imstande sind mehr zu erwerben, als zum Lebensbedarf unbedingt notwendig ist, können, wenn sie zur Überzeugung gelangen, daß der passive Widerstand ihr Los nicht wesentlich verschlimmert, schließlich nur gewinnen. Die herrschende Minderheit wird und muß sich endlich der besitzlosen Mehrheit fügen, es bleibt ihr nichts anderes übrig. Diese besitzlose Masse ist es hauptsächlich, welche für die Minderheit alles dasjenige hervorbringt, wodurch sich der Reiche vom Armen unterscheidet und schon deshalb allein, selbst wenn die Bevorrechteten es auch wollten, könnten sie die Mehrheit nicht vergewaltigen. Was in vereinzelten Fällen möglich ist, hört auf möglich zu sein, wenn der Widerstand allgemein wird. Und dann muß eine neue gesellschaftliche Ordnung ins Leben treten, man mag sich dagegen sträuben soviel man will — eine Gesellschaftsordnung, die auf mehr Gerechtigkeit gegründet sein wird, als die jetzt bestehende. Wie das geschehen soll, welche Wandlungen die menschliche Gesellschaft bis zu diesem Zeitpunkte noch durchzumachen hat, ist unmöglich zu bestimmen. Das Böse wird auch dann noch nicht gänzlich aus der Welt verschwunden sein, aber ob die Welt an und für sich dann schlimmer sein wird, als gegenwärtig, das kann Niemand unbedingt behaupten. Wenn das Bestreben der großen Massen dahin zielt, die wirtschaftliche Gleichheit der Menschen herbeizuführen und wenn die Zeit da ist, wo dieses Ziel erreicht sein wird, dann fällt ein großer Teil jener Ursachen, durch welche die meisten Verbrechen veranlaßt werden, von selbst fort.

Das sind, beiläufig, die Betrachtungen, zu denen uns das Glaubensbekenntnis des Grafen Tolstoj führt. Damit ist aber lange noch nicht der Inhalt dieses merkwürdigen und im höchsten Grade geistreichen Buches erschöpft. Der Verfasser ist nichts weniger als ein unklarer Kopf oder ein Scheinheiliger, er stellt sich auf den Boden der Thatsachen und wenn er auch vom Glauben an Christi Lehre ausgeht, so geschieht es nicht allein deshalb, weil es Christi Lehre ist, sondern weil er sie für vernünftig, für heilsam und für wirklich ausführbar hält. Die Zweifel, welche ihm bei seinen Forschungen aufgestoßen sind, die Widersprüche, Alles hat er überwunden und wo ihm die Übersetzungen der Bibel nicht genügenden Aufschluß gaben, da ist er auf die Urschrift zurückgegangen und hat in vielen Fällen dort die richtige Lösung seiner Zweifel gefunden. Das Buch des Grafen Tolstoj ist nicht nur eine Abhandlung über Glaubenslehren und Weltweisheit, es ist auch ein Stück Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Es ist kein Rückschritt zu überlebten und überwundenen kirchlichen Satzungen, sondern will ein mustergiltiges Christentum im wahren Sinne des Worts lehren — nicht in dem Sinne, wie es häufig als Schlagwort in den öffentlichen Wortkämpfen der Gegenwart angewandt wird, sondern im Sinne des großen Genfer Philosophen.

Wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß die uns neugepredigte Lehre Christi zu unmittelbaren Erfolgen für die Menschheit führen könnte. Solange der Eigennutz die Grundlage bleibt, auf der das ganze Gebäude unserer heutigen Gesellschaftszustände ruht, solange noch Selbstlosigkeit verlacht wird und Jeder, der an seinen Nächsten denkt, sich schon einbildet, ihm eine Wohlthat erwiesen, nicht aber eine Pflicht erfüllt zu haben, solange persönliches Eigentum und eigenes Wohlleben das Höchste ist, was Jedermann erstrebt, kann von einem solchen Christentum, wie Graf Tolstoj es uns aufs Neue verkündet und als Vorbild hinstellt, keine Rede sein.

Der edle Graf sucht diese Lehre, soweit sie auf seine eigene Person anwendbar ist, thatsächlich durchzuführen. Er weigert sich das Amt eines Geschwor-

Digitized by Google

nen zu bekleiden, er hilft seinen Bauern bei ihren Feld- und Hausarbeiten, zimmert und mauert für sie. Bis zur äußersten Folgerung, — der Aufopferung seines Vermögens und Besitztums, — hat er sich jedoch noch nicht emporgeschwungen, ein Beweis, daß zwischen Lehre und Leben noch eine Kluft vorhanden ist, deren Überbrückung ihm unüberwindliche Schwierigkeiten macht.

Tolstojs Glaubensbekenntnis ist in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht, russisch existiert es nur in autographierten Abdrücken, die nicht öffentlich verbreitet werden dürfen. Die russische Geistlichkeit, welche die Grundlage dieser Lehre nicht anzutasten wagt, klammert sich an Äußerlichkeiten und flößt ihren Anhängern Mißtrauen gegen eine Glaubenslehre ein, die von den Fasten, Heiligenanbetungen, kirchlichen Gebräuchen u. dergl. gar nichts hält. Die Staatsleitung, der Tolstojs Hauptgebot „Widerstrebe nicht dem Übel" ein besonderes Wohlgefallen zu verursachen scheint, läßt ihn gewähren. Die Zahl der Anhänger des Grafen Tolstoj ist sehr groß; von seinen Nachfolgern auf dem Pfade der Selbstlosigkeit und Entsagung haben wir aber noch nichts gehört.

München. Wilhelm Henckel.

## Französische Kritik deutscher Geschichtsforschung.

„Die Geschichtschreibung ist keine Kunst, sie ist eine reine Wissenschaft. Sie besteht nicht darin, mit Anmut zu erzählen oder mit tiefem Gedanken hin und her zu reden. Sie besteht, wie jede Wissenschaft, lediglich darin, Thatsachen festzustellen, sie auseinanderzulegen, sie wieder aneinanderzureihen und ihre Verbindung zu bezeichnen.

Ohne Zweifel kann sich aus dieser wissenschaftlichen Geschichtsauffassung eine gewisse Philosophie ergeben; aber sie muß sich naturgemäß aus der Geschichte selbst entwickeln fast ohne den Willen des Geschichtschreibers (presque en dehors de la volonté de l'historien).

Dieser soll keinen anderen Ehrgeiz haben, als die Thatsachen deutlich zu sehen und sie mit Genauigkeit zu erfassen. Weder in seiner Einbildungskraft noch in seiner Vernunft darf er sie suchen; er sucht und ergreift sie durch die peinliche Erforschung der Urkunden, wie der Chemiker die seinigen durch peinlich ausgeführte Versuche. Seine einzige Geschicklichkeit besteht darin, aus den überlieferten Quellen alles herauszuziehen, was sie enthalten und nichts hinzuzufügen, was sie nicht enthalten. Der beste Geschichtschreiber ist der, welcher sich am engsten an die Urkunden hält, der sie am richtigsten erklärt und nur in Gemäßheit derselben schreibt und denkt."

Mit diesen Worten spricht Fustel de Coulanges seine allgemeinen Grundsätze und seine wissenschaftliche Arbeitsweise in dem jüngst erschienenen Werke aus: Histoire des Institutions politiques de l'ancienne France. La Monarchie Franque. Paris 1888, p. 32 und 33. Diese von Fustel de Coulanges auch schon in den früheren Werken, besonders in „La Cité antique" (12. Aufl.), vertretene „objektive" Auffasung vermißt der französische Gelehrte gerade in den wichtigsten Forschungen, die sich mit dem Ursprunge und den Anfängen der französischen Geschichte, mit der Zeit der Merowinger, beschäftigen. Durch das ganze Buch hindurch wird er nicht müde, gerade die deutschen Gelehrten einer unwissenschaftlichen rein „subjektiven" Darstellungsweise zu beschuldigen und die französischen Geschichtler ernsthaft zu tadeln, daß sie sich von den Deutschen gerade auf diesem Gebiete ins Schlepptau nehmen lassen, „parce qu'il est toujours plus court de traduire un Allemand que de chercher soi-même la vérité dans les textes" (p. 112 Anm.).

Der Wahlspruch der Monumenta Germaniae: Sanctus amor patriae dat animum, der überall angebracht ist, nur nicht auf dem Gebiete freier unbeeinflußter wissenschaftlicher Forschung, giebt ihm die Erklärung für die „subjektiven" Träumereien, welche Savigny, Waitz, Zoepfl, Schulte, Sohm, Junghans u. a. in die Geschichte des fränkischen Reichs hineingetragen haben und durch die eine heillose Verwirrung in die urkundlich klaren Verhältnisse gekommen ist.

Aber gerade die Geschichte der Merowinger ist nach Fustel de Coulanges von jeher der Stapelplatz gewesen, wo die Gelehrten ihre stammschaftlichen (nationalen), staatswissenschaftlichen und rechtlichen Gehirngespinste abgeladen haben. Die alten Geschichtschreiber wollten dort die Rechtsansprüche der Monarchie finden, Boulainvilliers die des Adels, Montesquieu die der Freiheit. Die Anhänger der parlamentarischen Regierung glaubten in jener Zeit schon die Einrichtung von Volksversammlungen und die Ausübung eines gewissen Parlamentarismus zu erkennen; andere wieder haben schon damals die Anfänge des Geschworenen-Gerichts entdeckt u. s. w. Aber alle sind einig, daß diese vermeintlichen Freiheiten und Volksrechte dem Eindringen des germanischen Wesens zu verdanken sind, daß gegenüber den Rechtszuständen des alten Germaniens die römische Herrschaft in Gallien dem reinen Despotismus glich.

Diese grundfalschen Anschauungen sind nur dadurch entstanden und vielen Geistern lieb geworden, daß die französischen Forscher den Parteigeist als Triebfeder gehabt, und die deutschen in stammschaftlicher Beschränktheit die wirklichen Thatsachen für ihre vaterländischen Zwecke umgedeutet und gefälscht haben.

Regardez les historiens allemands depuis un demi-siècle, et vous serez frappé de voir à quel point leurs théories historiques sont en parfait accord avec leur patriotisme. Vous serez alors amené à vous demander, si leurs systèmes ont été engendrés par la lecture des textes, ou s'ils ne l'ont pas été plutôt par ce sentiment inné qui était antérieur chez eux à la lecture des textes (p. 31).

Digitized by Google

Wenn einer der ersten Geschichtschreiber Frankreichs, ein Mitglied der Akademie, wie Fustel de Coulanges gegen die deutsche Forschung diesen Vorwurf der Voreingenommenheit und absichtlichen Fälschung schleudert, so wird er dadurch wohl auch manche kräftige Erwiderung und Abwehr hervorrufen, zumal auch er nicht ganz frei von einer „subjektiven" Auslegung der Urkunden zu sein scheint. (Vergl. S. 227 und 361.)

Besonders greift er Junghans in seiner Geschichte Childerichs und Chlodwechs an; er nennt dieselbe „eines der gefährlichsten Beispiele der subjektiven Methode" (p. 67) und macht dem Verfasser den Vorwurf, daß er persönliche Einfälle an Stelle der Urkunden setze und dadurch die Wahrheit fälsche. (S. 35 und 36).

Derselbe Tadel wird gegen Waitz wiederholt ausgesprochen; auch von diesem sagt er: „L'esprit dominé par ses idées subjectives, met dans les textes ce qui n'y est pas" (S. 227) und ähnlich S. 220 und 361. Die von Savigny, Waitz, Sohm u. a. vertretene Ansicht, daß die Rechtspflege unter den Merowingern in den Händen des freien Volkes lag, sucht er von Grund aus zu widerlegen; sie passe zwar vortrefflich zu den germanischen Lehren und würde, wenn sie wahr sei, das Streben nach Freiheit und Volksherrschaft unterstützen; allein diese Behauptung wie die landläufigen Vorstellungen von der Rechtspflege, dem mallus, den boni homines, den rachimbourgs entbehrten jeder thatsächlichen urkundlichen Begründung; sie seien aus der Luft gegriffen, le produit de la pure imagination (S 312). Mallus ist, nach Fustel de Coulanges, keine Volksversammlung, sondern die wechselnde Gerichtsstätte, der Gerichtstag, welchen der „comte" leitete, und an welchem die rachimbourgs nicht als Richter, sondern nur als Beisitzer, Ratgeber und Vertrauensmänner des Grafen teilnahmen (S. 378). Sohms „théorie fantaisiste", daß die Gerichtsversammlung auf vier Bänken gesessen, bezeichnet er als eines der auffallendsten Beispiele, de tout ce que peut la méthode subjective pour dénaturer les textes et les faits (S. 312, Anm.).

Fustel de Coulanges will in dem vorliegenden Werke nur die Einrichtungen der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Lebens in Frankreich vom Jahre 506 bis 687 darstellen und kommt zu dem Endergebnis, daß die Regierungsform der Merowinger weder dem Germanentum zu verdanken, noch aus sich selbst entstanden als Schöpfung der Könige, sondern daß sie römischen Ursprungs und Charakters sei.

Die germanische Überflutung hat zwar die kaiserliche Macht aus Gallien verdrängt, aber sie hat keine neue Gestalt der Regierung, der Verwaltung, der Rechtspflege eingeführt; sie hat keine einzige freiheitliche Einrichtung mitgebracht und ebensowenig das Lehnswesen in Gallien begründet. Le gouvernement mérovingien est, pour plus de trois quarts, la continuation de celui que l'empire romain avait donné à la Gaule . . . L'organisme romain n'a pas disparu, quand les gouverneurs romains s'en sont allés (S. 651).

Fustel de Coulanges' Werk wird in der Gelehrtenwelt viel Staub aufwirbeln, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich; aber der Verfasser ist auf die Angriffe seiner Gegner vorbereitet. „Sie haben mich," sagt er, „seit fünfundzwanzig Jahren so sehr daran gewöhnt, daß ich mich darüber nicht mehr aufregen darf. Alter und Krankheit fordern mich übrigens auf, nicht mehr auf dieses Dornengestrüpp meines Pfades zu achten und nur den Blick auf die Wissenschaft fest zu richten."

Danzig. Dr. Ernst Groth.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Edmund Gosse.** Life of William Congreve. London. 1888. Die Unsittlichkeit des englischen Lustspiels in der Restaurationszeit ist von Macaulay in einem seiner berühmtesten Essays so glänzend charakterisiert und deren Ursachen so augenscheinlich bloßgelegt worden, daß wohl mancher Litteraturfreund mit den Namen Wycherley und Congreve vertrauter ist, als mit den Führern anderer gleich wichtiger oder sogar wichtigerer Zeitwenden der Weltlitteratur. Der große englische Geschichtsschreiber konnte auch seinen Grundsatz, daß eine gesunde Entwickelung der litterarischen Bestrebungen nur in den Epochen geistiger und politischer Freiheit stattfinden könne, und daß jeder wie immer geartete unnatürliche Druck ebenso arge oder noch ärgere Ausschreitungen erzeuge, nirgends eindringlicher darthun, als an jenen Erzeugnissen der Reaktion gegen die unerträglichen Fesseln puritanischer Engherzigkeit. Gleichwohl hat sich die neuere Forschung mit den Dichtern jener Epoche weniger beschäftigt, als man erwarten sollte, und nicht einmal der Bedeutendste von ihnen, William Congreve, hat bisher eine eingehendere Lebensbeschreibung aufzuweisen. Wenn Edmund Gosse sich in seinem neuesten Buche dieser Aufgabe unterzogen hat, so that er es in dem vollen Bewußtsein, daß die Zeit, wo man eine erschöpfende Lebensgeschichte des Dichters schreiben konnte, vorbei sei, indem das vor 150 Jahren hätte geschehen müssen, wo noch Personen am Leben waren, die des Dichters Schicksale mit angesehen und mit seinen Gedanken und Gefühlen vertraut waren. Indessen ist es Gosse doch gelungen, einige wichtigere Irrtümer in bezug auf den Charakter des Dichters zu beseitigen, und er hat sich auch, insbesondere um die zeitliche Anordnung der Werke und die Feststellung einzelner Lebens-Angaben große Verdienste erworben. Der Hauptwert des höchst anregend geschriebenen Buches ist freilich in der eingehenden wahrhaft litterarhistorischen Beurteilung, welche die einzelnen Werke des Dichters darin erfahren, zu suchen. A. W.

**Eduard Jakob Boner.** Auf ein voreiniges Jahren erschienenes Erstlingswerk hat der Dichter Eduardo Giacomo Boner nun eine zweite, etwas umfangreichere Sammlung unter dem Titel Plenilunio folgen lassen (Milano, Emilio Quadrio 1885 und 1889). Es sind reizende kleine Lieder in dem Büchlein, die zum Übersetzen auffordern und musikalisch sind; in anderen längeren Gesängen, in welchen der Verfasser besonders licht, aller derer zu gedenken, die sich je unvergänglichen Ruhm erworben, spricht sich eine ernste Lebensauffassung und große Liebe zu den Menschen aus; und man begegnet manchen eigenartigen und fesselnden Gedanken. In seiner Professione del arte, auf die wir uns in diesem Hinweis auf die Geschichte füglich berufen, sagt er: „Wäre meine Stimme Orkan, ich wollte das Bangen der Millionen verkünden, wenn ich ein Lüftchen wäre, ich flüsterte dem Ungeliebten Liebe zu, wäre mein Blick ein Stern, ich glänzte in jede Hütte, wäre mein Wort der Duft der Lotosblume, ich suchte den Schmerz zu lindern aller Leidenden". Dann an einer anderen Stelle desselben Gesanges: Verdorben ist mein Jahrhundert, das Gute ein Hohn, das Schöne ohne Pflege, das Schimpfliche vergöttert, die Wenigen, die sich zum Besseren bekennen, leben verspottet und sterben ungekannt, Erfolg ist die einzige Tugend: Und doch, ich hatte, ich hatte . . Das Büchlein,

Digitized by Google

das wie bereits angezeigt, in Mailand bei Emilio Quardio erschienen ist, verdieute wohl auch in Deutschland bekannt zu werden, um so mehr, als der Dichter von deutscher Abkunft ist, was sich in seiner Empfindungsweise nicht selten zu erkennen giebt, noch mehr vielleicht in den Stellen seiner Gedichte, in welchen er deutschen Wesens, deutschen Landes und besonders deutscher Dichter gedenkt. Fr. P.

**Eine neue Lebensbeschreibung von Beaumarchais*).** Zu den engsten Freunden des Dichters Pierre-Auguste Caron de Beaumarchais gehörte auch Paul-Philippe Gudin de la Brenellerie, wie er, der Sohn eines Uhrmachers, und nur vier Jahre später, als sein berühmter Zeitgenosse am 6. Juni 1736 zu Paris geboren. Seine Familie stammte aus dem französischen Wadtlande, er selbst scheint zu Genf sich der Gottesgelehrsamkeit beflissen zu haben, von wo aus er nach der Weise angehender Schöngeister die Pilgerfahrt nach Ferney zu Voltaire machte. In Paris trat er von seinen 24. Jahre an als Dichter auf, versuchte sich an Stoffen aus der alten Sagenwelt und der altfränkischen Geschichte, schrieb auch neue Bücher gereimter, schwer verdaulicher Erzählungen, suchte als staatswissenschaftlicher Schriftsteller im Sinne der großen Bewegung des Jahres 1789 zu glänzen und begann eine Kulturgeschichte des Zeitalters Ludwigs XV., die leider über seine mittelmäßigen Kräfte wuchs und nie fertig wurde. Aller Liebes Müh' war umsonst. Seine Tragödien mochte zuletzt Niemand mehr geben und sehen, trotzdem doch die römische Inquisition ihm den besten Dienst durch feierliche Verbrennung seines kirchenfeindlichen Dramas: „Lothaire et Valrade" leistete und die Frommen im Lande das Stück in einer späteren Ausgabe so fleißig ankauften, daß für den Dichter kein einziger Band mehr übrig blieb. Auch den Herren vom Jakobinerklub und der Nationalversammlung wurde er durch seine Zweifel an den „göttlichen" Jean-Jacques Rousseau Unfchlbarkeit hochverdächtig, und, statt auf Beaumarchais' warme Empfehlung zum Volksvertreter erwählt zu werden, mußte er die Reize des lebenslustigen Paris mit einem stillen Dörfchen Marnilly bei Avallon als Flüchtling vertauschen. Erst als Robespierre und seine Spießgesellen kaltgemacht oder kaltgestellt waren, ließ er sich wieder dauernd in der ihm unentbehrlichen Seinestadt nieder, befriedigte seinen dichterischen Drang noch einmal durch ein langweiliges Epos über Karls VIII. von Frankreich Zug gegen Neapel, sorgte auch für die Stillung seiner spät erwachenden Johannistriebe durch eine Heirat mit einer etwa gleichaltrigen Lebensgefährtin und starb endlich am 26. Febr. 1812. Das Bemerkenswerteste an seinem Leben und Schaffen ist — von Geburt und Tod abgesehen — die hingebende, fast bündische Treue für seinen Freund Beaumarchais. Im Glück und Leid hielt er zu ihm, begleitete ihn während jener schwierigen und nicht einmal ehrenvollen Sendung nach England, teilte mit ihm die Verbannung während der Revolutionszeit, verteidigte ihn gegen richterliche Willkür und wurde zum Lohne selbst eingekerkert. Vor Allem verherrlichte er ihn als Mensch und als Dichter in jenen handschriftlichen Aufzeichnungen, an die wir unsre Besprechung anschließen. Schon Loménie und Bettelheim, der französische und der deutsche Lebensdarsteller Beaumarchais, haben dieselben benutzt, erst Maurice Tourneux unermüdeter, aber bisweilen unüberlegter Sammelfleiß hat sie uns in der vorliegenden, musterhaften Ausgabe zugänglich gemacht. Man kann sich denken, wie Gudin seinen Helden und Abgott schildert. Als Mensch ist er so tadellos wie als Dichter, stellenweis erhebt ihn Gudin zu einer jener lichten Romangestalten ohne menschliche Fehler und Gebrechen, die zum Troste für uns Erdenkinder eben nur in Romanen zu finden sind. Daß er die Rumeysonsune der „Mariage de Figaro" mit Aufbietung seiner vollen Lungenkraft bläßt, ist seiner Freundschaft ebenso wie der erregten Zeitstimmung zu gute zu halten, daß er in der Beurteilung des „Barbiers von Sevilla" nicht alter Ahnen Hausrat und Molières stattliche Hinterlassenschaft von den eignen Zugaben Beaumarchais' sondert, möchte so schwer nicht wiegen. Aber auch die schwächsten Triebe der Dichterkraft seines Helden, wie die „Eugénie", „Tsrare", die „Merè coupable" sind für ihn noch achtungsgebietende Sprößlinge naturwüchsiger Kraft. Seitdem Loménie und Bettelheim uns nicht nur so manches Ungedruckte oder wenig Gekannte über B. mitgeteilt, sondern auch seine Schwächen und Unluterkeiten, sowie die Einseitigkeit seiner Dichterthätigkeit neben seinen glänzenden Gaben und edlen Eigenschaften scharf hervorgehoben haben, kann Gudin's schilderude Darstellungsweise keinen Eindruck mehr machen. Aber auch wenn wir, die Pflicht des Geschichtsforschers übend, jene „Mémoires" nur vom Standpunkte der zeitgenössischen Auffassung beurteilen, so bieten uns andere Quellen eine weit lauterere, unverfälschtere Wissensbefriedigung. Wie wenig ist doch Gudin in so manches eingeweiht, was schon seinen Zeitgenossen klar war! So bedauert er, daß B. nicht die fürtreffliche Unterweisung der Jesuiten in der griechisch-römischen Dichtung genossen habe. Aber was uns Morellet, Voltaire u. A. über den altsprachlichen Unterricht der Jesuitenanstalten verraten, was wir von der geringen Vertrautheit der dortgebildeten Aufklärer mit Griechenland und Rom wissen, läßt doch dieses Bedauern in sehr eigentümlichem Licht erscheinen. Nach Gudin habe auch Katharina II. die von B. geleitete Gesamtausgabe der Werke Voltaires nach St. Petersburg ziehen wollen, nur aus lauterem Eifer für ihren auserkorenen Liebling unter den französischen Philosophen! Wie schwer wird es einfältigen Gemütern, die Schliche klug berechnender Frauen zu ergründen Die schlauesten aller Herrschrinnen fürchtete nur allzurichtig, daß von ihrem keineswegs unverfänglichen Briefwechsel mit dem „Patriarchen" manches in die Öffentlichkeit gelangte, was ihr schaden konnte, darum gab sie nicht Alles, was sie besaß, her, beauftragte ihren Sekdling, M. Grimm in Paris, den Druck ihrer Briefe sorgsam zu leiten und zu überwachen und wollte in St. Petersburg die scharfblickenden Augen über dem gefährlichen Unternehmen gerichtet halten. Durch die Herausgabe der „Memoiren" hat also Tourneux mehr dem Andenken Gudin's ein Denkmal gesetzt, als dem Beaumarchais' einen Dienst geleistet. Wie jener Invalide einen Lauthen stolz ausrufen konnte: „Der große König hat zwar das Meiste gethan aber auch wir haben mitgeholfen", so kann man nun von Gudin, Dank Tourneux' Hebammendienste, sagen: Auch er war in den heißen Tagen des Kampfes gegen Goezman und der „Mariage de Figaro" seinem mutigen Freunde hilfreich zur Seite.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Von **Kostomarow's Russischer Geschichte** in Biographien, übersetzt von W. Henckel (Leipziger Verlagshaus) ist jetzt die 2. Hälfte des 1. Bandes erschienen. Sie enthält die höchst interessante Lebensbeschreibung des Wüterichs Iwan IV., der sein Volk und sein Reich mit ausgesuchter Grausamkeit zugrunde richtete, der seinen eigenen Sohn tödtlich, der Ehre, Besitztum und Leben seines Volkes der Willkür seiner Trabanten preisgab und dessen grösste Lust im Foltern und Hinrichten Unschuldiger bestand. Den Schluß dieses Bandes bildet die Biographie des Patriarchen Philaret, eines Ahnherrn des jetzigen russischen Herrscherhauses. Außerdem finden wir darin noch die Geschichte der Eroberung Sibiriens durch Jermak, eine Biographie des Fürsten Ostrowsky, der für die Sittigung Westrußlands im XVI. Jahrh. von hervorragender Bedeutung war, die Geschichte des Zaren Boris Godunow, den das Gespenst des ermordeten Dimitry sein ganzes Leben hindurch verfolgte, ferner die Biographie des rätselhaften Pseudo-Demetrius und seiner Frau, Marina Mnischek. Daran schließt sich die inhaltreiche Epoche der Wirren und Kämpfe um den russischen Zarenthron am Anfange des XVII. Jahrhunderts, durch welche das Reich dem Untergange nahe gebracht wurde. Diese spannend geschriebenen Zeitbilder des berühmten russischen Geschichtsschreibers empfehlen wir angelegentlichst der Beachtung unsrer Leser.

Sehr ergötzlich zu lesen sind die kleineren und größeren Humoresken, welche **B. v. Suttner** unter dem Titel „Erzählte Lustspiele. Neues aus dem High Life" (Dresden, E. Piersons Verlag, 1889) zusammengestellt hat. Es sind lustige Schwänke in Form von Erzählungen, in denen z. B. ein Heiratsgeuach durch die Zeitung zu einem lustigen Streiche von jungen Mädchen Anlaß giebt, ein Liebhaber, der als Klaviestimmer zu seinem persönlich noch unbekannten Mädchen kommt, das mit ihm brieflich verkehrte, mit dem wirklichen Klavier-

*) Histoire de Beaumarchais p. Gudin de la Brenellerie, Memoires inédites p. p Maurice Tourneux, Paris, E. Plon, 1888.

Digitized by Google

stimmer verwechselt wird u. s. w. Diese kleinen Scherze, wie „Langeweile", Enthüllungen", sind sehr gut erzählt und flott gemacht; sie erscheinen in der ganzen Technik ihres Vortrags in der That wie Lustspiele und Schwänke, die man in erzählende Form gebracht, und mehrere hübsche Lustspielstoffe sind denn in der That auch in diesen Humoresken gegeben Wir empfehlen das Buch als eine heitere und angenehme Lesenunterhaltung, die den bewährten Ruf ihrer Verfasserin von Neuem auffrischt.

Ein selten vollständiges **Verzeichnis von Kupferstich-Porträts** berühmter Dichter, Tonkünstler und Schauspieler ist soeben von der in diesem Zweige des Altertümerhandels hervorragendes leistenden Firma E. H. Schroeder, Berlin, zusammengestellt worden Das für den Sammler überaus wertvolle Heft ist auch im Buchhandel für den mäßigen Preis von 1 Mark zu beziehen.*) Der Sammelfleiß und die auch im kleinsten Punkte peinliche Genauigkeit dieser Arbeit rechtfertigen es wohl, wenn wir, abweichend von sonstiger Gewohnheit, einen kurzen Blick in das Heftchen werfen, welches nicht weniger als 5172 Blatt aufzählt Besonders reichhaltig sind die Kissslker der Weltlitteratur vertreten: Ariost, Byron, Dante, Lessing, Schiller u. a. Goethe allein zählt 75 Stiche, unter denen manches seltene Blatt, wie der C. de Lasteyrie'sche Steindruck sich findet. Besondere Sorgfalt ist auch auf die Sammlung der Bühnenkarsteller verwendet; hier dürfte, besonders was die Geschichte der Berliner Schauspieler betrifft, kaum eine gleich reichhaltige Zusammenstellung vorhanden sein. Die Arbeit verdient vollste Anerkennung.

Einen sehr hübschen Scherz hat Moritz Carrière in der „Gegenwart" veröffentlicht: **„Wer ist der Faustdichter"**, in welchem auf Grund einer Forschungsweise, welche auf der einen Seite die Schule Wilhelm Scherers, auf der anderen Seite das Hänflein der Bakonianer kennzeichnet, der Nachweis geführt wird, daß nicht eigentlich Goethe, sondern Lessing der Verfasser des „Faust" sei. Die Parodie ist so gut geraten, daß eine ganze Masse von klugen Lenten auf den Vogelleim hüpften und die Sache für baren Ernst nahmen, Der Eingeweihte indessen sieht in jeder Zeile die satirischen Brennnesseln. Wir gehen an dieser Stelle unserer Freude unverhohlenen Ausdruck, daß, seit das „Magazin" in Weitrichs trefflichen Faustuntersuchungen und Kirchbachs Kritik der Schererschen Poetik den Feldzug gegen das Schererasche Unwesen eröffnete, auf allen Ecken und Enden Mitstreiter erstanden sind, welche, besonders auch in der „Gegenwart", die innere Haltlosigkeit des Ruhmes jener Schererschule kräftig erwiesen haben. Wir nennen u. a. hier auch Heinrich Düntzer; und nun erheitert Carrières lustiges Satyrspiel zur Sache jeden Kenner in der anheimelndesten Weise. Es wird hohe Zeit, daß diejenigen, die es jackt, sich mindestens einmal hinter den Ohren kratzen und von dieser hübschen Gebärde auch die Zuschauer bei diesem schönen Festspiele etwas sehen lassen.

Heinrich Kruses **„Arabella Stuart"** ist jedenfalls eine der besten Bearbeitungen dieses Stoffes, welche in Deutschland dramatisch vorliegt. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1888.) Kruses charakteristische Gestaltungskraft bewährt sich auf das Beste in der Darstellung der handelnden Personen, sowohl des Königs Jakob, wie der Arabella, des Prinzen Heinrich, wie des Lord Seymonr und der trefflichen Gestalt der Kammerfrau Sara Die realistische Sprache an sich, die im besten Sinne bühnenmäßige und realistische Behandlung des Verses, eine Reihe drastischer und bühnenwirksamer Situationen zeichnen das Drama vorteilhaft aus Aber eine eigentliche tragische Verstrickung des sittlichen Thuns der handelnden Personen, die wir doch von einem „Trauerspiel" erwarten, scheint uns kaum geleistet zu sein Die Linie des ethischen Vorwurfs, den wir von jedem Drama erwarten, einerlei, ob es ein geschichtliches oder moderues ist, scheint uns nicht ganz sicher gezogen. Das Tragische eines unentschlossenen Charakters z. B, ist in Shakespeares Richard II. mit unentwegter Sicherheit geschildert, in einer innerlich einheitlichen Folgerichtigkeit des sittlichen Vorwurfs und der Ereignisse; ein ähnlich unentschlossener Charakter ist Kruses Jakob, aber man ist im Zweifel, ob er und seine haltlose Staatskunst der tragische Vorwurf des Dramas sei oder vielmehr die Person Arabella Stnart. Der mehr zufällige Tod der letzter ennimmt ihr die Würde einer tragischen Heldin, und auch Jakobs Staatskunst steist in zu mittelbarem Verhältnisse zu ihrem Tod, daß man eine innere tragische Notwendigkeit verspürte. Die Giftmischerin Somerset, die übrigens die Geschicke des Dramas lenkt, lernen wir zu wenig kennen, um einen sittlichen Konnex zu gestalten Das Ganze erscheint mehr als ein zufälliges Nebeneinander geschichtlicher Vorgänge, an denen allerdings Jakobs verworrene Staatskunst schuld ist, als wie eine klare, folgerichtige Ausgestaltung eines ethischen Vorwurfs. – Nichtsdestoweniger machen wir auf das Drama aufmerksam, denn Kruses altbewährte Kraft wird auch hier den Leser in vielen Zügen außerordentlich anmuten.

**Ubbo der Friese. Erzählung aus deutscher Vergangenheit** von Johann von Wildenradt. Leipzig, Leipziger Verlagshaus. Grenell & Franke. 1888. Reich, fast überreich ist die Zahl der Erzählungen „aus deutscher Vergangenheit", wie sich auch die obige nennt. Felix Dahn scheint mit seinen großen Erfolgen auf diesem Gebiete Bahnbrecher gewesen zu sein. Wildenradt zeigt sich sehr bewandert in altdeutschem Helden-, Sagen- und Götterthum, sein Werkchen zeichnet sich durch gute, klare Schreibweise und übersichtliche Gruppierung des Stoffes aus.

Die Erfolge, welche Nordenskjæld von seiner **„Zweiten Reise in Grönland"** (Paris, Hachette) zu verzeichnen hatte, verwirklichen, ja übertreffen vielleicht alle die Erwartungen, welche ein Reisender angesichts eines Landes begen konnte, dessen Klima, Nebel und Vereisung die Erforschung so unsicher machen. Und doch macht gerade dieser Kampf gegen die Elemente das Anziehende und das Leben dieser Schilderung und ihrer glücklichen Lösung aus. Als der Erste seit zehn Jahrhunderten, wo Erich der Rothe Grönland entdeckte, hat Nordenskjeld den fast abenteuerlichen Versuch gemacht, in das völlig unbekannte Innere der weiten Halbinsel vorzudringen; es ist ihm gleicherweise geglückt den Eisgürtel zu durchdringen, welcher den östlichen Teil der Island gegenüberliegenden Küsten verspertt, und in einer Bai jenes Küstengebietes Anker zu werfen, bis zu welchem seit drei Jahrhunderten kein Fahrzeug vorzudringen vermochte. Der tollkühne Forscher hat daselbst Spuren einer subtropischen Fauna und Flora vorgefunden und berichtet über merkwürdige Untersuchungen einer Anzahl geologischer Fragen, die bisher noch nicht gelöst waren. L. v. H.

**Hermann von Gilm, sein Leben und seine Dichtungen.** Von Arnold von der Passer. Mit Benützung der Arbeiten von Schraffl. Leipzig, A. G. Liebeskind. Das Leben des größten Dichters der tirolischen Berge, des Verfassers der berühmten Anti-Jesuitenlieder, deren Veröffentlichung mit Rücksichtnahme auf die Zeit und Umstände, unter welchen dieselbe erfolgte, fast als eine Heldenthat erscheinen mußte, des Sängers der Georgine, Allerseelen, die Nacht und anderer Dichtungen, welche ihm einen unvergänglichen Platz unter den hervorragendsten Lyrikern unseres Jahrhunderts sichern, wurde in dem vorliegenden Büchlein zum ersten Male in eingehender Weise zur Darstellung gebracht. Finden wir auch in demselben den Schwerpunkt auf die fast nackte Erzählung des äußeren Lebensganges des Dichters gelegt und eine wirklich psychologische Vertiefung in dessen inneres Wesen, ein näheres Eingehen auf den gewissermaßen geheimnisvollen, gerade bei einem lyrischen Dichter um so interessanteren geistigen Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinen Werken beinahe gänzlich außer Acht gelassen (nur bei jenen politischen Inhalten zeigt uns der Verfasser teilweise die näheren Ursachen ihres Werdens), so müssen wir ihm doch vollauf Dank wissen, uns ein so liebevolles, bei aller sichtbaren Verehrung für den Dichter dennoch streng gegenständliches, umfassendes Lebensbild, in welchem namentlich des Dichters Begeisterung für Licht und Freiheit in den schönsten Farben prangt, gezeichnet zu haben. Hoffentlich wird die von dem Verfasser besorgte Herausgabe der Dichtungen Gilms in der Lage sein, die angeführten wenigen Schwächen des Büchleins vollständig auszugleichen.

Gust. Andr. Ressel.

*) Vergl. Magazin 1889, Nr. 3. Anzeigeteil.

Digitized by Google

**Deutsch-Nationaler Verlag. Ferd. Lange in Berlin SW. 19,**
**Auslieferung: R. Mickisch. 39, Kraufenstraße 39.**

Soeben erschien:

# Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandfahrten.

**Text von Adalbert von Hanstein.**

Reich illustriert von **E. Saltmann** (Reisebegleiter des Kaisers) und anderen ersten Künstlern.

**Vollständig in 30 Lieferungen in Folioformat.**

**Volksausgabe** à Lieferung 50 ₰ — **Liebhaberausgabe** à Lieferung 1 ℳ.

**Das Werk wurde vorgelegt und fand die allgemeine Anerkennung:**

Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.
Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria,
Sr. Durchlaucht des Reichskanzlers Fürsten Bismarck,
Sr. Excellenz des Staatsministers Grafen Herbert Bismarck.

* * *

In edler Sprache und vortrefflicher künstlerischer Ausstattung werden in diesem Prachtwerk die weltgeschichtlichen Reisen unseres Kaisers als dauernde Erinnerung an eine der glanzvollsten Epochen der neuesten Zeit in Wort und Bild geschildert.

**Inhalt von Lieferung I.**
Text:
Einleitung. Einschiffung in Kiel.
Illustrationen:
S. Maj. Jacht „Hohenzollern" von **E. Saltmann.** Porträt Kaiser Wilhelm II. Kniestück nach Photographie von O. Gerlach (Postbild). Reichskanzler Fürst Bismarck. Kaiser Wilhelm I. im 91. Lebensjahre. Kaiser Friedrich III. Einschiffung Kaiser Wilhelm II. und des Prinzen Heinrich von Hl. Schaefer. Prinz Heinrich von Preußen. Graf Herbert Bismarck.

**Inhalt von Lieferung II.**
Text:
Die Deutsche Kaiserflotte.
Des Kaisers Meerfahrt.
Illustrationen:
**E. Saltmann:** S. Maj. Kutter „Blitz". S. Maj. Flaggschiff „Baden". Kaiser Wilhelm II. vor Kronstadt. S. Maj. Panzerschiff „Kaiser". S. Majest. Kreuzerfregatte „Moltke". Lessing: Kaiser Wilhelm II. und Prinz Heinrich auf der Kommandobrücke S. Maj. Jacht „Hohenzollern". Porträts: Contreadmiral Knorr und von Kall.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Schriften von John Henry Mackay.**

## Kinder des Hochlands.
Eine Dichtung aus Schottlands Bergen.
II. Ausgabe. Geheftet 2 ℳ, Prachtband 3 ℳ.

## Fortgang.
Der „Dichtungen" erste Folge.
Geheftet 3 ℳ, Prachtband 4 ℳ.

## Moderne Stoffe.
Zwei Berliner Novellen.
Geheftet 3 ℳ, Prachtband 4 ℳ.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie direkt vom Verlage

**Baumert & Ronge, Großenhain-Leipzig.**

# Deutsche Dichtung.

**Herausgeber:**
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Biederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebner-Eschenbach,** woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse;** an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Krase,** ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Glidemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden.

**L. Ehlermann.**

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Päsler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 2. Februar 1889. Nr. 6.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Holger Drachmann: „Geschichte eines Strandwäschers." — Adolf Kohut: „Luise Mühlbach." (Briefe.) — Holger Drachmann: „Die letzte Parade." — Heinrich Glücksmann: „Bauernfeld." — Gustav Kleinert: „Friedrichs des Großen Stellung zur Volksbildung" (Schluß). — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Geschichte eines Strandwäschers.*)

Von Holger Drachmann.

Akkurat so — habt Ihr etwas Tabak bei Euch? — akkurat so, wie ich's erzähle, ist's mit ihm zugegangen. Was für ein Landsmann er war, ob ein Deutscher oder Engländer, oder ob er etwa ein Holländer war, das kann ich nicht sagen; denn reden konnt' er ja nicht, wenigstens nicht, daß ich wüßte.

Es waren wie gewöhnlich mehrere in der Stube, die zugleich sprachen.

Als indessen Ole Yvensen begann, hörte das Geschwätz um ihn herum auf, und einer rückte auf der Bank zu ihm hin und fragte:

Was giebts, Ole?

Du hättest aufpassen können, antwortete Ole, dann wüßtest du's jetzt. Aber hast du vielleicht etwas Tabak bei dir?

Ja, das hatte er.

Ole bekam den Tabak und stopfte seine Pfeife. Dann begann er wieder von vorne. Vom „Strandwäscher" war die Rede. — Siehst du, es sind schon viele Jahre her, gute dreißig wenigstens, und damals gabs noch Dorsche draußen im Fahrwasser. Jetzt kann man dort liegen und zwei bis dreihundert Klafter einziehen und doch nur ein halbes Dutzend Schellfische und keinen Dorsch fangen. Aber zur damaligen Zeit gab es Dorsche. Nun, und da war ich denn draußen im Boote mit Jens Split und mit Hans Untenherum, wie wir ihn nannten, der später in Amerika ertrunken ist. Jens und ich standen rückwärts im Boote und zogen das Netz ein, Hans saß und ruderte auf dem Sitze. Wir hatten schon mehrere Dutzend Dorsche im Boote, da zieht es auf einmal ganz straff die Leine nieder.

„Na, zieh doch an," sag ich.

„Das ist schwer," sagt Jens. „Was kann es wohl sein?"

„Zieh nur ein," sag ich, „dann wirst du's schon sehen."

Er zieht ein, und ich lege den Trog zurecht, in den die Angeln gelegt werden sollen, denn ich glaubte, es wäre ein sehr großer Dorsch.

„Schau einmal, ist das ein Kerl!" sagte Jens, der eingezogen hatte.

Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe hinaus auf die Wasserfläche.

Da kommt zuerst ein krummer Arm mit einer Hand zum Vorschein, dann die Brust und ein Stück vom Kinn mit Bart darunter. Aber hierauf sanken Brust und Arm wieder ins Wasser zurück, denn eine zweite Angel hatte sich weiter unten in den Hosenbund gehakt, und es tauchten nun ein paar Stiefelspitzen auf, gerade gegen die Bootseite zu.

„Was ist denn das für einer," rief Jens, der die Leine wieder nachgelassen hatte.

Ich riet ihm, einzuziehen, aber ganz langsam. Und nun tauchte der Mann zum zweiten Male empor, steif und lang, und stand beinahe aufrecht im Wasser.

„Laß ihn drinnen!" rief Hans vom Sitze her.

„Sollen wir ihn wieder fahren lassen?" fragte Jens, der mit der Leine in der Hand dastand. Ich

*) Mit Genehmigung des trefflichen Übersetzers, Herrn J. C. Poestion in Wien, veröffentlichen wir nachstehend eine der höchst originellen und urwüchsigen Strandgeschichten (Leipzig, Ph. Reclam) des Dänen Holger Drachmann, um unsere Leser mit diesem vorzüglichen Realisten näher bekannt zu machen. Wir werden auch in der Folge durch Mitteilung von Übersetzungsstücken der besten ausländischen Neuheiten des Buchhandels dem „Magazin" ein belletristisches Interesse zu verleihen suchen.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

sehe auf ihn hinaus und ich sehe ins Boot hinein, und dann sag ich:

„Es ist doch auch ein Mensch!“

Na, und so ziehen wir also ein und fassen ihn an und heben ihn ins Boot. Es lief eine schreckliche Menge Wasser von ihm, und er war ja auch etwas unhantierlich, schlaff am Rücken wie ein toter Fisch; aber wir schleppten ihn dann doch in den Vorderteil des Bootes und richteten ihn auf, mit dem Rücken gegen den Steven und das Gesicht gegen uns gewandt.

Und dort saß er nun.

Die Sonne stand bereits niedrig und schien ihm gerade in die Augen. Während wir die Leine einzogen und ab und zu einen Dorsch von den Angeln nahmen, konnten wirs nicht lassen, von Zeit zu Zeit den Kopf zu drehen und einen Blick auf ihn zu werfen, wie er so, mit dem Gesichte gegen uns, dasaß.

Hans, der auf dem Balken saß und ruderte, bekam gleichsam ein sonderbares Jucken am Nacken. Er rückte unruhig auf dem Balken hin und her, und hierauf warf er einen Blick nach vorn über die Schulter.

„Was schaust du denn, Hans?“ fragte ich.

Hans antwortete nicht, sondern begann zu pfeifen.

„Ein Fischer pfeift nicht im Boote!“ sagte ich.

Etwas später sagte Jens: „Mir scheint, der dort glotzt uns an.

„Schnickschnack!“ sag ich. „Wie kann ein toter Mann glotzen?“ —

Eine Weile darauf sagte Jens dasselbe wieder, und Hans wurde abermals unruhig auf dem Balken. Und just als wir die letzte Partie der Leine eingezogen hatten, läßt Hans die Ruder los und bückt sich nieder und ergreift einen großen Seestern, der auf einem der Bodenbretter lag, und dreht sich um und haut dem Strandwäscher den Fisch auf die Stirn, so daß er das halbe Gesicht bedeckte.

„Das hättest du nicht thun sollen, Hans!“ sag ich.

„Das ist schon möglich!“ antwortete er. „Aber Ihr hättet nicht notwendig gehabt, ihn an Bord zu nehmen. So oft ich ihn über die Schulter angesehen habe, hat er mich angeglotzt, und das ist durchaus kein angenehmes Gefühl, besonders wenn man rücklings sitzt!“

Na, und bei Sonnenuntergang fuhren wir dann heim, und am Strande unten standen mehrere Leute und die riefen uns zu: „Was ist das für ein Kamerad, den Ihr da bei Euch an Bord habt?“

Wir gaben jedoch keine Antwort, bevor das Boot nicht den Grund berührt hatte.

Hierauf sprangen wir aus und zogen das Boot ans Land, und es waren gleich mehrere dabei, welche auch Hand anlegten; man ist einander ja immer behilflich, wenn man keinen Hafen hat zum Anlegen.

Als wir nun das Boot auf den Sand gebracht hatten, sag ich zu den Leuten, die da herumstanden:

„Nun könnt Ihr selbst sehen, wer es ist, den wir an Bord bekommen haben!“

Da mußten sie ihn natürlich alle ansehen. Und hierauf frägt der alte Niels Skaffer:

„Hat er eine Uhr bei sich oder etwas dergleichen?“

„Daran hatten wir eigentlich nicht gedacht!“ antwortete ich. Und ich wollte ihm gleich die Überjacke aufknöpfen; aber der Oberlotse sagte mir, daß ich dies nicht dürfe; es müsse erst nach der Polizei geschickt und in jedem Falle früher der Zollkontrolor verständigt werden.

„Ich meinte, so einer sei zollfrei!“ sagte Hans und hob ihn ein wenig.

Sie mußten alle lachen, und da man ja immer ausgelassen wird, wenn die Leute über etwas lachen, so fing Hans an, allerlei Possen mit ihm zu treiben.

„Das gefällt mir nicht, und du wirst es vielleicht noch bereuen!“ sagte ich.

Da ließ Hans es sein, und hierauf kam der Zollkontrolor, dampfend wie ein Pferd und im Uniformrock, den er aus lauter Eile auf dem Bauche schief zugeknöpft hatte. Er war immer überaus emsig, wenn es etwas zu thun gab; denn es kam nur selten vor, daß er irgendwo herumschnüffeln konnte.

„Was für Waren habt Ihr an Bord?“ rief er schon aus weiter Ferne.

„Seht selber nach, Herr Kontrolor!“ antwortete ich.

Inzwischen hatte aber Jens ein Teertuch über den Toten geworfen, als nämlich der Lotse sagte, daß wir ihn nicht anrühren dürften. Nun kommt der Kontrolor zum Boote und pustet wie ein Walfisch und nießt und spuckt und trocknet sich die Nase mit seinem großen, roten Sacktuch, welches immer hinten an der Uniform heraushing.

„Na, Leute!“ sagt er dann und wird ganz freundlich und natürlich; „was habt Ihr denn heute für Kleinigkeiten?“

„Das sind eigentlich keine Kleinigkeiten, Herr Kontrolor!“ sagt ich.

„Ist schon gut, Ole. Ihr habt wohl ein wenig . . .; aber wenn nur der König das Seinige bekommt und das Gesetz seinen Gang nimmt, dann ist ja nichts Ungesetzliches dabei!“

Das war es ja auch nicht. Und hierauf nimmt der Kontrolor das Teertuch weg, und er stand nun da, das Tuch in der Hand, und betrachtete den Fremden im Boote.

Der Strandwäscher gab keinen Muck von sich. Er war ja gesetzlich entschuldigt. Und der Kontrolor sagte auch nichts; er war wohl überrascht.

„Pfui Teufel; er stinkt ja!“ Und hierauf warf der Kontrolor das Teertuch wieder über ihn.

Das war nicht gerade höflich, fand ich, sintemal und alldieweil er doch ein Mensch war, wenngleich ein toter.

Dann sagte der Kontrolor, daß zu dem Toten eine Wache gestellt und nach der Polizei oder dem Schultheiß oder dem Richter oder dem Amtmann oder einem Schreiber — oder Gott weiß wem — geschickt werden müsse, damit nachgesehen werde, ob der Mann richtig tot und auch sonst alles in Ordnung sei, und ob er nicht die Cholera mitbringe oder etwa Liebesbriefe oder Schuldscheine bei sich trage, aus denen man konstatieren könne, wer es

Digitized by Google

sei. Niemand dürfe sich unterstehen, ihn früher anzurühren, sagte der Kontrolor; und er kam so eifrig ins Nachdenken und Reden über das alles, daß er ganz darauf vergaß, sich darüber zu ärgern, daß wir ihm keine andere „Kleinigkeit" mit nach Hause gebracht hatten.

Wir sollten gleich selbst Wache halten, sagte er; und hierauf bekamen wir zwei Musketen und einen Säbel mit Scheide, denn der Kontrolor war ein alter Unteroffizier, und eine Wache ohne Waffen, das konnte er sich nicht denken.

Wir standen also Wache, und allmählich, wie es dunkler wurde, verschwanden die Leute vom Strande. Ungefähr gegen halb Zehn kam der Kontrolor, bevor er zu Bett ging und inspizierte. Ich, als der Älteste, stand mit dem Säbel da, und die beiden anderen, Jens und Hans, hatten die Gewehre; und ich ließ sie „präsentieren", als der Kontrolor anmarschierte, und das gefiel ihm gar wohl.

„Es ist gut!" sagte er und fuhr mit der Hand nach der Mütze. „Die Verständigung ist erfolgt, und morgen vormittags werden die Autoritäten hier sein; und sehet jetzt zu, daß ihr euch ordentlich benehmt und nicht einschlaft; und damit Gott befohlen!"

„Darf ich Hans ins Wirtshaus schicken, damit er etwas zum Trinken holt?" fragte ich.

„Zum Trinken, unter Gewehr? Bist du verrückt!" rief er.

„Ja, ja, so!" sagte ich ruhig. „So müssen wir's sein lassen; aber so eine Herbstnacht ist lang und kalt!"

„Wenn man Schildwache steht, friert einen nicht!" sagte er. Und hierauf marschierte er ab.

Er war kaum ordentlich außer Sicht, als Jens und Hans die Gewehre zum Strandwäscher ins Boot hineinlegten und Hans die Flasche nahm und sich zum Gehen anschickte.

„Wohin willst du gehen?" fragte ich und hielt den Säbel vor.

„Fahr' ab mit deinem Butterstecher!" sagte Hans. „Ich geh begreiflicherweise etwas holen zum Wachen."

Er ging, und als er zurückkam, teilten wir die Wache in drei gleiche Teile ein, so daß zwei drei Stunden Freiwacht hatten, während der eine mit dem Säbel auf- und abgehen sollte. Mich traf die erste Tour, und die beiden anderen legten sich unter einer Düne nieder und deckten sich mit einem Stück Segel zu. Es wäre natürlich am bequemsten gewesen, sich in das Boot zu legen und mit dem Großsegel zuzudecken. Aber dazu hatten sie keine rechte Lust — wegen der fremden Kameradschaft.

Nun war inzwischen der Mond aufgegangen, und er schien auf den Strand und auf das Boot und auf das Teertuch, unter dem der Strandwäscher lag. Ich ging allein auf und ab und ab und auf, mit dem Säbel unter dem Arm und den Händen in der Tasche. Ich schaute hinaus auf die See und hinauf zu den Wolken, um zu sehen, was für einen Wind wir des Morgens bekommen würden, und schaute auch nach dem Boote und auf den Mann unter dem Teertuch, und ich ging so in meinen eigenen Gedanken und dachte an die Beschwerden des Lebens, besonders an die eines Seemanns, der nie des Endes sicher ist, wenn er mit dem Anfang beginnt; und je mehr ich hierüber nachdachte, desto schwerer wurde mir die Wache, und ich mußte loben, daß Hans so vorsichtig gewesen war mit der Flasche; denn nun konnte ich doch eine kleine Stärkung bekommen.

Ich geh also zu Hans hin, zieh ihm die Flasche aus seiner Überjacke und mach einen ordentlichen Schluck; wie ich die Flasche wieder an ihren Ort geben will, schlägt Hans die Augen auf und sagt:

„Sei so gut, genier dich nicht!"

„Ich glaubte, du schliefest, Hans!" sag ich. „Es ist eine kalte Nacht. Wie liegst du?"

„Ich liege schlecht!" antwortete er. „An allem ist auch nur der verfluchte Strandwäscher schuld. Warum hast du ihn nicht drinnen gelassen, wie ich sagte?"

„Herr Gott, Hans! Man hat doch ein menschliches Gefühl!"

„Ja, wenn wir noch einen Nutzen von ihm haben könnten!" antwortete Hans. Und dann setzte er sich auf, und wir schauten einander eine Weile an.

„Weißt du, was ich mir, während ich da gelegen bin, gedacht habe?" sagte Hans.

„Es könnte wohl sein, daß ich es errate. Weißt du, was ich gedacht habe, Hans?"

„Doch nicht auch an seine Stiefel?" fragte Hans und erhob sich völlig und begann die Arme aneinander zu schlagen.

Wir gingen zum Boote hin, und Hans hob das Teertuch am Fußende des Toten etwas in die Höhe.

„Es sind ganz neue, gute Stiefel!" sagt Hans.

„Laß es sein!" sag ich.

„Ich getrau mich zu schwören, daß Niemand darauf geachtet hat, ob er Stiefel an hat oder nicht!" sagt Hans.

Ich ging ein wenig weg, um zu sehen, ob Jens schlafe; und als ich nun wieder zum Boote zurückkam und die Stiefel betrachtete, welche feucht und blank im Mondscheine glänzten, da kam mirs — ich wills nicht leugnen — ebenfalls vor, daß es ein Paar recht guter Stiefel wäre.

„Nein, das geht nicht!" sag ich. „Es ist und bleibt doch ein Mensch, wenn er auch tot ist; und er hat seine eigenen Sachen, und wenn wir sie ihm nehmen, so stehlen wir!"

„Der ist ein Mensch?" rief Hans. „Nein, ein Mensch ist das, was lebendig ist, wie du und ich. Wenn man tot ist, so ist man nichts — Staub und Asche, wie der Pfarrer sagt. Und nichts kann doch unmöglich etwas haben!"

Ich grübelte ein wenig darüber nach, aber ich konnte nicht ins Reine kommen.

„Siehst du!" sagte Hans. „Wenn wir ihm seine Uhr nähmen oder seine Papiere, wenn er überhaupt solche hat, so wäre dies ein Diebstahl. Denn solche Sachen müssen die Spürhunde haben, die morgen kommen. Ein Strandwäscher muß auch in dem Anzug begraben werden, den er trägt. Das weiß ich; aber weshalb wir solche neue und gute Stiefel von

Digitized by Google

den Würmern zernagen lassen sollen, das weiß ich nicht!"

Ich kratzte mich ein bißchen am Nacken und dann fragte ich:

„Wem sollen dann die Stiefel gehören, dir oder mir? Denn sie teilen, damit wäre uns wenig geholfen!"

Hans schaute mich an.

„Wir können ja darum würfeln!"

Er bückte sich und nahm eine Hand voll Steinchen auf.

„Gerade oder ungerade?"

„Nein, ich will nicht!" sagte ich und ging ein paar Schritte von Hans.

„Dann will ich!" sagte er.

„Gieb mir deine Flasche, Hans!"

Ich that einen tüchtigen Schluck, und hierauf gingen wir zum Boote und machten uns an ihn. Hans zog das Teertuch von ihm, und ich faßte das eine Bein an.

„Meinst Du, daß wir sie von ihm herabbringen?" flüsterte ich zu Hans.

„Was, zum Teufel, macht ihr denn dort?" fragte Jens hinter uns.

Wir sprangen jeder auf die Seite und wandten uns um. Jens war aufgewacht und hatte sich auf die Düne gesetzt.

„Es geht nicht!" flüsterte ich zu Hans. „Jens läßt durch wie ein neuer Kübel; er kann nie das Maul halten!"

„Wir sehen beim Strandwäscher nach!" sagte ich zu Jens.

„Ist er lebendig geworden?" fragte er.

„Nein, nicht daß ich wüßte!"

„Dann können wir ja weiter schlafen!" sagte er und drehte sich um.

Ich schaute auf Hans. Er hatte jetzt aber einen eben so großen Schrecken bekommen, wie ich selbst, ging zur Düne hin und legte sich neben Jens nieder, ohne ein Wort zu sagen. Und als ich nun wieder das Tuch über den Strandwäscher breiten wollte, schien ihm der Mond gerade ins Gesicht, wie es früher die Sonne gethan hatte, und es war akkurat so, als ob er mich angesehen und sagen wollte: du Spitzbube!

Mir wurde dabei ganz sonderbar zu Mute. Denn ich hatte früher in meinem Leben nie daran gedacht, einem Menschen etwas zu nehmen, und ich hab es auch später nie gethan. Aber es war ja auch eine eigene Sache mit ihm. Denn, genau genommen, brauchte er doch die Stiefel nicht.

Aber wie es nun war oder nicht war, ich bückte mich über ihn und sagte:

„Um Verzeihung, Kamerad, für das, was ich thun wollte. Behalt du nur schön deine Stiefel und jetzt „gute Nacht!" Wenn die Dorsche heuer einigermaßen gut ausfallen, wird wohl noch so viel für ein Paar neue Stiefel für mich übrig bleiben, daß ich keine getragenen von einem toten Kameraden zu stehlen brauche!"

Und hierauf breitete ich das Tuch wieder über ihn, und — ich weiß nicht, aber es ist nun so ein Gefühl — es kam mir vor, daß er nun ruhiger liegen mußte, da er seines Eigentumes sicher war. Wir wollen ja doch alle miteinander am liebsten behalten, was wir haben.

Als dann meine Wachzeit um war, ging ich hin, und trieb Hans auf.

„Was ist mit den Stiefeln geschehen?" fragte er.

„Was der Herr zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen!" sagte ich zu ihm. Und ich glaube schon, daß es Eindruck auf ihn machte, denn diese Nacht kamen keine Stiefel abhanden, und des Morgens fanden sich gleich Leute bei uns ein, und dann war es zu spät.

Der Kontrolor kam nun auch, und wir lieferten die Gewehre und den Säbel ab, mit denen wir schon so niedlich in der klaren Sonne exerziert hatten.

„Etwas passiert auf der Wache?" fragte er.

„Nichts, was der Rede wert wäre!" antwortete ich für uns alle drei.

Aber Hans und ich sahen einander an und stemmten die Zunge gegen die Wange und kniffen das eine Auge zu, und dann nieste ich, und Hans rief: „Helf Gott!"

Um Mittag kam dann ein Wagen von der Strandgemeinde. Es war der Amtmann. Er hatte einen Schreiber und zwei Herren bei sich. Man konnte es ihnen ansehen, daß sie gefrühstückt hatten: das heißt dem Amtmann und den Herren — dem Schreiber nicht.

Sie kamen zum Strande herab, und der Amtmann zeigte auf uns und erklärte, daß wir Fischer wären. Der eine Herr griff in seine Westentasche hinein, und ich glaubte schon, daß er uns einen Thaler geben wolle; aber statt dessen zog er ein Uhrglas hervor, das er ins Auge hineinsteckte, und hierauf glotzte er uns an und erklärte den anderen, daß wir Fischer wären.

Hierauf begann der Amtmann auszufragen, und immer erklärte er alles den beiden Herren, die wohl sehr vornehme Gäste von ihm waren. Ich meinte eigentlich, daß es Ausländer waren, da sie so aparte Erklärungen haben mußten; da sie aber dänisch sprachen, wie die anderen, so muß ich annehmen, daß sie früher niemals Fischer gesehen hatten.

Ich erklärte die ganze Geschichte, wo und wie wir ihn gefunden hätten. Und dann mußte er untersucht werden. „Das nennen die Leute hier einen ‚Strandwäscher'," erklärte der Amtmann; und hierauf schrieb der eine Herr etwas in ein Buch hinein, so daß ich denken kann, er habe ein schlechtes Gedächtnis.

Wir kehrten alle seine Taschen um, fanden aber nur einen Lederbeutel, und der war so mürbe und feucht, daß er zerfiel. Den Inhalt gab ich dem Amtmanne, welcher Handschuhe angezogen hatte, und sein Schreiber schrieb auf, worin derselbe bestand. Da war eine deutsche Banknote, welche der Amtmann auf ungefähr sieben Thaler dänisch schätzte, dann ein Stück eines englischen Briefes, in dem, wie der Amtmann sagte, kein Sinn war, und endlich einige holländische Kupfermünzen.

Das sei nicht viel! meinte der Amtmann, und darin hatte er im Grunde recht. Hierauf sprach er

Digitized by Google

einige wenige Worte mit dem Kontrolor, wobei es sich wohl um das Begräbnis handelte, und dann bestiegen sie wieder den Wagen und fuhren fort.

Nachmittags wurde der Strandwäscher begraben — ein Stück westlich vom Dorfe, unten auf dem Strandacker, dicht beim Meere. Wir waren eine ganze Menge Fischer, die herumstanden und zuschauten. Der Kaplan warf drei Schaufeln Erde auf ihn, und wir nahmen alle die Mützen ab und blickten vor uns nieder und sagten nichts. Und während ich so dastand dachte ich mir, es sei doch recht schön, daß er die Stiefel mit ins Grab bekommen hätte, wenn sie ihm auch weiter nichts nützten da, wo er lag.

Hierauf ging der Kaplan; wir aber blieben stehen und wir hatten wohl alle denselben Gedanken, daß es im Grunde nicht recht sei, daß so ein armer, ertrunkener Seemann nicht seine kleine Rede haben sollte. Und Jens, der neben mir stand, begann sich umzusehen und an dem Hosenbund herumzuschieben, und da ich ja merken konnte, was ihn beunruhigte, stieß ich ihn ganz leicht an und sagte: „Auf mit dem Steuer!"

Da machte er einen Schritt nach vorn, und mit der Mütze in der Faust sprach er: „Hört nun Leut'. Es ist möglich, daß ich deshalb in Ungelegenheiten komme; aber gleichviel, dann laßt es mich. Ich meine nur, daß er, der jetzt hier vor Anker liegt, einen Gruß mitbekommen sollte von denjenigen, die ihn in den Hafen bugsiert haben, und von denen, die darauf gesehen haben, daß er auf den Kai gekommen ist. Ein Bauer sieht sein ganzes Leben lang das Bett, in dem er den letzten Atemzug thun wird. Ein Fischer und Seemann aber kann niemals sagen, wo er zu liegen kommen wird. Niemand weiß, woher er gekommen, der nun hier vertäut ist; aber deshalb wollen wir ihm doch einen kameradschaftlichen Gedanken schenken und vielleicht auch ein hölzernes Kreuz oder ein Gitter, zu dem wir zusammenschießen können. Und wenn ich oder Hans oder Ole oder Per, oder was immer für einer von uns, jemals das Unglück haben und an einem fremden Ort ans Land treiben sollten, so wollen wir hoffen, daß Fischer und Seeleute dasselbe an uns thun werden, was wir an ihm thun — ohne daß wir ihn kennen oder wissen, wer er ist, oder vielleicht jemals Dank dafür bekommen. Aber so soll es unter uns Fischern sein. Und deshalb: Gott sei mit ihm!"

„Amen!" sagte der Oberlotse und wir alle mit.

So wurde er begraben. Und Jens ging es immer sehr gut; aber das Jahr darauf war es, daß Hans in Amerika ertrank, wohin er als Matrose gegangen war. Und ich selbst bekam eine schwere Gicht, mit der ich mich seit dieser Zeit herumschleppe. Aber ich habe oft an den Strandwäscher denken müssen und an seine Stiefel.

## Ungedruckte Briefe Luise Mühlbachs aus dem „tollen" Jahre 1848.

Mitgeteilt von Adolf Kohut.

Luise Mühlbach! — Wenn wir diesen Namen hören, denken wir an die Mutter der deutschen Blaustrümpfe, an die erschreckend fruchtbare Romanschriftlerin, die „Ausschlachter" Maria Theresias, Friedrichs des Großen, Kaiser Josephs, Napoleons und Eugeniens zu historischen Romanen, den ehemaligen Abgott der Leihbüchereien, Köchinnen und höheren Töchter, und doch hat diese wahrhaft kaninchenartig fruchtbare Dame noch auf einem anderen Gebiete eine nicht minder staunenswert reiche Thätigkeit entfaltet, ohne daß das Publikum davon eine Ahnung hätte — ich meine auf dem Felde der privaten und Zeitungsberichterstattung. Luise Mühlbach war bekanntlich der nome de plume für Klara Mundt, wie die Gattin des jungdeutschen Dichters „Litterarhistorikers und Professors Theodor Mundt — dessen Schriften in den dreißiger Jahren vom Bundestage verfehmt wurden — hieß. Sie war Zeit ihres Lebens eine heißblütige Dame, welche ganz und gar die Ansichten ihres Mannes teilte; namentlich huldigte sie auf dem Gebiete der Ästhetik und Politik radikalen Anschauungen und hätte es gewiß, wenn sie ein Mann gewesen wäre, nicht unterlassen, im Jahre 1848 auf den Barrikaden zu kämpfen.

Diese ihre Ansichten hat sie in zahlreichen Briefen und Zeitungsaufsätzen niedergelegt; manche dieser Herzensergießungen, namentlich aus dem Revolutionsjahre von 1848, waren so rücksichtslos, daß man sie heutzutage nicht wiedergeben dürfte, ohne mit dem Preßgesetz in Zerwürfnis zu geraten. Ebenso enthalten aber auch ihre Aufzeichnungen eine Fülle geistreicher und scharfsinniger Bemerkungen und sind zur Beurteilung jener Zeit von hohem geschichtlichen Werte.

Ich bin in die Lage versetzt, im Nachfolgenden eine Reihe noch unveröffentlichter Briefe und Artikel Luise Mühlbachs über die Revolution in Berlin im Jahre 1848 der Öffentlichkeit übergeben zu können; dieselben sind ein treues Spiegelbild jenes bewegten und stürmischen „tollen Jahres" und enthalten, bei all ihren Übertreibungen, so zahlreiche neue und bisher unbekannte Thatsachen, daß ich mich der Hoffnung hingebe, daß diese anziehende Revolutionschronik vor 50 Jahren auch heute noch in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen werde. Indem ich hier die an Dr. Gustav Kühne, den Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt", gerichteten Schriftstücke folgen lasse, sei nur noch bemerkt, daß ich die heftigsten Ausfälle der Dame, soweit sie den Stempel der Subjektivität gar zu deutlich an der Stirne tragen, zu streichen gezwungen war.

### I.

Berlin, 6. Mai 1848.

Ja, wenn die Männer einen ganzen Tag in ihren Klubs und Wahlversammlungen sitzen, dann müssen die Frauen, welche natürlich mit echtem Männerdünkel aus allen Klubs ausgeschlossen sind, versuchen, wenigstens notdürftig die Geschäfte zu besorgen! Daher, verehrter Freund, kommt auch heute nur ein Artikel von mir. Mundt grüßt tausendmal, aber er kann nichts schreiben, er hat schon lange keine Feder in der Hand gehabt. Er ist nämlich unter

Digitized by Google

ungeheuren Kämpfen, unter großen Anstrengungen seiner Partei und riesenhafter Anstrengung der Reaktion dennoch Wahlmann geworden. Diese Sitzung dauerte morgens 8 Uhr bis nachts 3 Uhr. 18mal stand er zur Wahl, denn da er immer die meisten Stimmen, aber nicht die volle Majorität hatte, mußten jedesmal neue Wahlen vorgenommen werden. Die Reaktionäre waren wütend, daß er endlich doch durchkam und die Radikalen brachten ihm ein Vivat. Ich habe mich natürlich sehr gefreut, aber jetzt wird es mir zu viel, denn ich sehe Mundt gar nicht mehr. Heute 2. B. ist er morgens 8 Uhr ausgegangen und wird heute Abend 12 Uhr wiederkommen. Er hat 5 Versammlungen und wird in allen 5 sprechen. Die letzte Versammlung fängt um halb 11 Uhr abends an. Was meinen Sie, was sie da thun werden? Da sollen die Persönlichkeiten der Urwahlkandidaten durchgenommen, da soll ihr Familienleben geprüft werden! Nun, Gott sei Dank, Mundt kann das mit Ruhe ansehen, er hat sich nichts vorzuwerfen, denn er ist immer sich selber getreu geblieben. Aber gerade deshalb, weil er nicht dabei beteiligt ist, darf ich es sagen, ich finde dies eine höchst kleinliche, erbärmliche Inquisition, eine echt deutsche, nadelprickelnde, jämmerliche Kleinigkeitskrämerei. Was in aller Welt hat denn das Privatleben mit dem politischen Charakter zu schaffen? Haben sie doch neulich einen Wahlkandidaten von der Liste gestrichen, weil er seine Frau schlägt!

Eine allerliebste Geschichte noch.

Gestern war große Wahlversammlung im Opernhaussaal. Mundt ward zum Sprechen aufgerufen! er hielt eine lange Rede, worauf mehrere gegen ihn auftraten. Unter Anderen kam ein Schuldirektor Bonnel und warf ihm vor, er sei der Ehre abgewesen, welcher für die Emanzipation der Frauen und gegen die Ehe geschrieben Mundt sagte, für die Emanzipation der Frauen in esserem und höherem Sinne habe er immer geschrieben und werde es immer thun, aber für das, was man jetzt Emanzipation nenne, für die Beinkleider unsittlicher Dirnen, habe er sich nie interessiert. „Ja," sagte Herr Bonnel, „Sie haben gegen die Ehe geschrieben und für die Emanzipation des Fleisches. Ich weiß es, dies Buch führt den Titel: „Wally"!" *) — „Ein solches Buch habe ich nie geschrieben und ich nenne den einen Lügner, welcher behauptet, daß ich jemals gegen die Heiligkeit der Ehe geschrieben." — „Wie? Sie bestreiten, das Buch Wally geschrieben zu haben?" — Ja, das bestreite ich, ich habe ein Buch geschrieben, welches die Madonna heißt und von dem wollen Sie wahrscheinlich reden." — „Ach ja, richtig, die Madonna! Übrigens habe ich weder das Eine noch das Andere gelesen!" — Jetzt hohnlachte das ganze Publikum: „Ach, nicht einmal gelesen und will anklagen! Runter mit ihm! runter!" — Herr Bonnel zog sich zurück.

Ist das nicht eine allerliebste Geschichte, daß man Gutzkows Wally gegen Mundt kehren wollte? Übermorgen ist der große Tag der Wahlen, Mundt wird in keinem Falle gewählt, die demokratische Partei ist zu schwach, wir werden fast nur reaktionäre Deputierte haben . . .

## II.

Berlin, 22. Juni 1848.

Der zweiundzwanzigste Juni ist da, auf ihn haben die Ultraliberalen seit einigen Tagen ihre Hoffnungen gesetzt, ihn erwarteten sie mit Ungeduld, denn am 22. Juni sollte in Berlin die Republik proklamiert werden, sagten die Demokraten. Indes behielt Berlin ein ganz friedliches Aussehen. Nicht jene Gewitterschwüle, welche einem Sturm vorherzugehen pflegt, sondern eine behagliche Ruhe schwebt jetzt über uns. Heute! Aber der Abend ist noch nicht da, und jeder Abend ist für uns eine laterna magica mit neuen vorübergaukelnden Schattenbildern, die vor dem Licht der Sonne verschwinden. Der Abend des 21. Juni sollte zu einer Erstürmung des Schlosses bestimmt sein! Die ganze Bürgerwehr war unter Gewehr, durch die Straßen ritten die Ulanen und die Vierundzwanziger; genug, Alles war da, nur die nicht, die man suchte, die Republikaner oder die Aufrührer . . .

Zwei Dinge sind es, die in diesen Tagen mehr als die Republik des demokratischen Klubs, an die vorläufig Niemand glaubt, die Gemüter beschäftigen, einmal die Zeughausgeschichte und dann die Ministerkrisis. Was die erstere betrifft, so ruht über dem ganzen noch immer ein rätselhafter Schleier, den Niemand recht zu enthüllen weiß. Die Reaktion, scheint es, hat hier mit den Republikanern gemeinsame Sache gemacht. In Maueranschlägen und Flugblättern wird heute der damalige Kommandeur der Bürgerwehr, Major Blesson, des Verrates bezichtigt und auf eine Anklage gegen ihn angetragen . . . Zahlreiche Verhaftungen haben in Folge dieses Zeughaussturmes stattgehabt; nicht allein sind einige Redner des demokratischen Klubs verhaftet worden, sondern auch einige Rednerinnen, welche man mit den Waffen in der Hand arretierte. Unsere Damen werden jetzt Amazonen, die das Schwert so gut zu führen wissen, wie die — Zunge. Ein Fräulein Lucie Hertz zeichnet sich aus als Mitglied des demokratischen Klubs. Dort hielt sie vor einigen Tagen eine begeisterte Rede zur Verteidigung des Zeughausturms, an welchem sie, mit Hirschfänger und Pistolen bewaffnet, Anteil gehabt. Auch mehrere Polinnen, man nennt sogar eine Gräfin Czartoriska, sind verhaftet, weil sie an jenem Abend Barrikaden erbauten, in Voraussetzung einer neuen Revolution.

Was nun die Ministerkrisis anbetrifft, so weiß man, daß Hansemann beauftragt ist, ein neues Ministerium zu gründen, daß aber seine Bemühungen bis jetzt vergeblich gewesen sind. Jeder beschäftigt sich nur damit, ein passendes Ministerium zusammenzustellen, und alle Bäume unter den Linden, alle Straßenecken sind mit hierauf bezüglichen Plakaten bedeckt. Die Jungens laufen mit ganzen Bündeln auf Flugblättern einher und schreien: „Meine Herren! kaufen Sie das Allerneueste! Hansemann als Minister und Wollhändler! Kaufen Sie das neue Ministerium!" Wir haben hier drei Ministerkombinationen! 1) Das Ministerium der Revolution. Ministerpräsident: von Kirchmann; Minister des Innern: Mewissen; Ministerium des Auswärtigen: Graf Reichenbach; Ministerium der Justiz: Oberprokurator Leue; Ministerium der Finanzen: von der Heydt; Ministerium der Arbeit: Behrends und Bisky; Ministerium des Krieges: Major Teichert; Ministerium des Kultus wird aufgehoben; Ministerium des Unterrichts: Professor Errmann; Chef der Bürgerwehr: Hauptmann von Natzmer. — 2) Das Ministerium des Zentrums. Ministerpräsident: Hansemann; Minister des Innern: Rodbertus, Ministerium des Auswärtigen: Graf Arnim; Ministerium der Justiz: Geh. Obertribunalrat Waldeck; Ministerium der Finanzen: Milde; Ministerium der Arbeit: Carl; Ministerium des Krieges: von Griesheim; Ministeriums des Kultus und Unterrichts: Diesterweg; Chef der Bürgerwehr: Oberst von Bülow. — 3) Das Ministerium der Reaktion. Ministerpräsident: von Radowitz; Minister des Innern: Wit von Döring, Minister des Auswärtigen: von Schleinitz; Ministerium der Justiz: von Hasseupflug; Ministerium der Finanzen: von Thilo; Ministerium der Arbeit wird aufgehoben; Ministerium des Kultus: von Thaddeu-Triglaff; Ministerium des Staatsschatzes: von Rothau; Ministerium des Krieges: von Colomb; Chef der Bürgerwehr: von Blesson. — Das mittlere ist es, welches die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. — —

## III.

Berlin, 14. August 1848.

. . . Wissen Sie, was mich freut, daß weder Mundt noch Sie in die Nationalversammlung gewählt sind! Ich hoffe zu Gott, daß diese geistigen und politischen Kleinkinderbewahranstalten sowohl hier als in Frankfurt auseinandergejagt werden! — Wollen Sie mir vielleicht gefälligst sagen, was Gagern, der Mann mit dem kühnen Griff, der große Mann Großes gethan hat und weshalb er so ungeheuer bedeutend ist? Ich versteh's nicht und begreif's nicht! Aber das versteh ich wohl, daß es jetzt die Zeit der Mittelmäßigkeiten ist, die Zeit, in welcher diese das herrschende und gebietende Element ist, weil es viel bequemer ist, sich von Seinesgleichen, nämlich von Mittelmäßigkeiten, beherrschen zu lassen, als sich vor der wahrhaften Größe zu beugen. Und wie viel Mittelmäßigkeiten, also wie viel Eintagsgrößen haben wir! Und in Frankreich ist's ebenso! Wenn wir eine Republik bekommen, wandert das Mundtsche Ehepaar in die Urwälder Amerikas aus, nach Cajago, zu meinem Bruder, der sich dort etabliert hat und heute noch keine Ahnung hat von unseren europäischen Revolutionen! Ist das nicht köstlich idyllisch, sich so aller Politik zu entäußern! Aber lieber im Urwald mit den Wölfen heulen, als in Berlin mit den Republikanern des Tages!

*) Der 1835 erschienene Roman Gutzkows: „Wally, die Zweiflerin" hatte in Folge einiger darin enthaltenen schüchternen sinnlichen Szenen und die Polemik gegen den Offenbarungsglauben dem Verfasser eine dreimonatliche Gefängnisstrafe eingebracht und den Bundestag veranlaßt, seine Schriften zu verbieten und ihm das Recht zu entziehen, innerhalb des deutschen Bundesgebietes eine Redaktion zu übernehmen.

Digitized by Google

## IV.

Berlin, 28. August 1848.

Glauben Sie nicht, verehrter Freund, daß es aus Nachlässigkeit und Unordnung geschieht, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Es geschah absichtlich. Ich wollte den gestrigen Tag erst abwarten, weil wir an ihm eine Schilderhebung der demokratischen Partei erwarteten und wegen des Aufruhrgesetzes, das von der angstklappernden Nationalversammlung abermals jetzt verschoben ist. Außerdem hatte ich den Dienstag für den besten Tag der Korrespondenz. Sonntag geht immer etwas vor und ich mußte es Ihnen früher immer acht Tage später berichten. Montag ist aber Soiree beim Ministerpräsidenten und da Mundt jedesmal eingeladen ist, muß er mir da immer einige Neuigkeiten mitbringen. Er war auch vorigen Montag da, wo das Hotel mit Steinwürfen angegriffen ward. Die Steine flogen immer klirrend durch die Scheiben in den Salon hinein. Alle Herren standen an den Spiegelwänden und in die Ecken gedrückt, bis mein tollkühner Herr endlich den Gedanken faßte und ausführte, die Laden zu schließen. Ich habe ihm im Namen von Weib und Kind eine bedeutende Strafpredigt darüber gehalten. Zuletzt erschien auch die Ministerin unter den Herren; sie benahm sich sehr tapfer und konragiös, die Herren weniger; einige Diplomaten flüchteten hinaus durch den Garten, mit ihnen mehrere Deputierte. Der französische Gesandte, Mundt und einige Wenige hielten aus. Endlich als das Steingerassel immer ärger ward, raffte der Minister einige Papiere zusammen und schlug den Herren vor, jetzt gemeinsam zu fliehen, gerade da aber war die Gefahr vorüber und das Volk verjagt. Unten auf der Flur des Hotels lagen die Konstabler mit ihren klaffenden Wunden; 18 Stabler sind verwundet . . . .

Es ist eine so erbärmliche Welt; ich wollte, ich hätte mich mehr auf ihr zu schaffen. Ich wünsche mir ein kleines Kloster, einen Garten mit einer Mauer, so hoch, daß kein Mensch und kein Geräusch darüber weg kann, — auf dem Rasen liegt Mundt mit Weib und Kind und Hund, auf dem Hofe paradieren die eierlegenden Hühner, drin im schattigen Saal haben wir eine schöne, alte Bibliothek, weiter bedürfen wir nichts. Ein härenes Hemd, Brot und Milch zur Nahrung, keine Dienstboten, keine Menschen, nur Hunde und Katzen und Frieden, Frieden .... Gott, Sie glauben nicht, wie man sich hier in dem Getöse der gährender Freiheit nach Ruhe sehnt! Ewig tobt es, gießt es, gurgelt es, es ist eine babylonische Sprachverwirrung und Niemand weiß das rechte Wort zu nennen. Ich möchte wohl einen Tag lang Gott sein, um mir aus der Vogelperspektive alle diese Revolutionen und Wühlereien alle auf einmal zu betrachten, und all' dieses Ameisengekrabble der Welt anzuschauen mit dem überlegenen Blicke des Wissenden, der die Zukunft kennt. Das muß ungeheuer interessant und spaßhaft sein, aber um alsdann noch die Menschen zu lieben, muß man freilich Gott sein! Ich sah einmal in einem Walde ein Ameisennest, da trugen viele Hunderte kleine Ameisen Strohhalme herbei — wie die Tierchen schleppten und mühsam gingen, um den Strohhalm zur Stelle zu schaffen! Damals lachte ich darüber und jetzt schäme ich mich, daß ich lachte. Machen wir's denn besser, wir menschlichen Ameisen? Wir schleppen an einem Strohhalm, der der erste Windstoß verwehen kann. Wir zerwirbeln und zerreiben uns an dem Äußerlichen, darüber geht der Kern der Sache verloren, — wir zanken uns um Formen und Formeln, statt mit Ideen und Gedanken zu streiten . . .

## V.

Berlin, 23. November 1848.

. . . Eine Frage — in ihrem Briefe — hat gemacht, daß ich unwillkürlich lachen mußte, aber mit Thränen des Zornes im Auge. Sie wollen pikante Zeitbilder, Karrikaturen, Kladderadatsch und dergl.! Was sind Zeitbilder? Ich weiß es nicht! Was sind Karrikaturen? Die kenne ich nicht? Was ist Kladderadatsch, Krakehler und dergleichen? Ich glaube, das sind Zeitschriften, welche einmal existierten; es sind antediluvianische Papiere, deren Schriftzeichen wir nicht mehr verstehen. Ich habe auch einmal ein Märchen gehört von fliegenden Buchhändlern, welche allerhand Broschüren und Plakate durch die Straßen trugen, und man hat mir erzählt, daß sogar an den Straßenecken ganze Buden aufgerichtet waren, wo man solche Plakate kaufte, — aber, wie gesagt, das sind Märchen, von denen wir geträumt und die nichts mit der Wirklichkeit gemein haben. Wer ein Plakat drucken läßt, wird eingesperrt, wer es verkauft, wird eingesteckt, wer es liest, wird eingesteckt . . .

Sie haben vollkommen recht in dem, was Sie neulich an Mundt schrieben, — es giebt auch in der Litteratur ein gewisses aristokratisches Sein und Denken, was neben aller Freisinnigkeit bestehen kann, dem aber der Sansculottismus der neueren Demokratie nicht homogen ist! . . .

## VI.

Berlin, 30. Dezember 1848.

. . Daß Sie mit Mundts Programm und namentlich mit seiner politischen Gesinnung so übereinstimmen, freut uns Beide sehr. Es ist gewissermaßen die Probe, daß das Rechenexempel Ihrer Jugendfreundschaft ein richtiges gewesen, und es ist ein sehr seltener und darum desto erfreulicherer Fall, daß die gereiften Männer ein solches Facit unter die schwärmerischen und oft irrtümlichen Begeisterungen und Freundschaften ihrer Jünglingsjahre setzen können. Die ersten Freundschaften sind, wie die erste Liebe, oft nur eine Illusion und dieselben, welche sich als Jünglinge liebten, stehen sich als Männer ganz schroff oft gegenüber. Um so schöner, wenn die Männer sich wiederfinden, und diese Übergangsperiode vom Jüngling zum Mann sie nur auf verschiedene Wege, aber zu demselben Ziele führte . . .

Mundt sehe ich jetzt fast gar nicht; er ist als Wahlmann den ganzen Tag mit Wahlversammlungen beschäftigt, hat aber bei dieser Gelegenheit sich so übersatt gegessen an Politik, an demokratischen Nichtsnutzigkeiten, am Gewahren der kleinlichsten Eitelkeit, der größten Perfidien, Verleumdungen und Tücken, so übersatt an all' diesen Dingen, welche man in einen Haufen wirft und sie Politik nennt, daß er seine Rede in der großen Wahlversammlung damit beginnen will, daß er für seine Person auf jede Wahl verzichtet! — Ich bin dessen froh! Mundt ist eine zu ehrliche, redliche und feine Natur, als daß er sich in dieses Gewebe von Lüge, Unredlichkeit, von Eitelkeit und Schmutz hineinmischen sollte! Es ist in diesem politischen Getriebe weder Behagen noch Genuß, weder Erhebung noch geistige Ausbeute zu finden, und glücklich ist der, welcher sich vor diesen Dingen auf eine stille Insel retten kann! . . .

Eben kommt Mundt zu Hause, ganz ermattet vom vielen Laufen und Redenhalten und nach Tabak riechend — pah! die Demokraten sind liebe Leute, aber ihr Tabak ist abscheulich!

* * *

Diese Schilderungen und Herzensergießungen Luise Mühlbachs aus dem „tollen Jahre" haben auch ein psychologisches Interesse, denn sie zeigen, wie Theodor Mundt und seine Frau aus starren Republikanern schließlich zu Melancholikern wurden, denen das Getriebe der Demokraten nur sehr wenig behagte. In der That zog sich bald darauf der Jungdeutsche mit seiner Romane fabrizierenden Frau nach Breslau zurück, wo er als Professor an der Universität der Litteratur und Wissenschaft lebte und nur noch selten politische Anwandlungen zeigte.

## Die letzte Parade.

Von Holger Drachmann, übersetzt von G. Zschalig.

Sie saßen — wie es erlaubt den Matrosen,
Wenn am Ende der Fahrt der Gefahr sie entrannen —
Beisammen am traulich zu kosen.
Sie hatten geleert schon die Kannen.
Es wurde gerauscht, es ging Keiner von dannen,
Und eifriger wurden und heißer die Mannen;
Sie hatten — ein Wunder bei den Kameraden —
Gestritten sich um Soldaten.

„Und nun will ich sagen das letzte Wort,
Denn ich, müßt ihr wissen, war mit am Bord,
Der ganze Transport war verloren,
Zum Sarg war der Dampfer erkoren.

Digitized by Google

Mich dünkt, als ob es erst heut' gescheh'n,
Brittaniens Flagge seh' ich noch weh'n,
Auf dem Rücken den Ranzen, so seh' ich sie steh'n.
Mit Büchsen und Kriegsapparaten.
Wohl war da ein Feind, doch kein Rauch in der Schlacht,
Sie erlagen dem Feind, doch kein Schuß hat gekracht,
Das Meer hat ihnen die Salve gebracht;
Sie starben den Tod als Soldaten!

Im Morgengrau'n war's und die See ging hoch,
Die Schaufeln schlugen ins Flutgewog,
Das schwarz sich der Tiefe entrissen,
Die Tagwacht begann und schwer war das Meer,
Die Luft war schwül und gewitterschwer;
Wir mußten die Stengen streichen nunmehr
Und am Backbord die Breitfocke hissen,
Und mußten dem Schlingern Einhalt thun;
Denn vom Steven bis zur Maschine ruh'n
Soldaten in hartem Gedränge
Und müd' von des Seewegs Länge,
Mit Ranzen und Taschen, Putz und Gewehr,
Zweihundert Mann, ein ganzes Heer.

Der Dampfer, kohlschwarz, stampft durch die Flut
Er schlägt die Schaufeln mit Wucht und Wut
Ins Meer zur Rechten und Linken; —
Weiß sah man den Radkasten blinken.
Ich dachte, da ich gen Osten geschaut,
Das wird ein Tag, der düster graut,
Wo im Bette die Sonne bleibt stecken.
Der Kapitän sprach nicht ein Wort,
Er wischte das Fernrohr fort und fort,
Die Wolken umwoben Mast und Bord:
Er konnte das Land nicht entdecken.

Schwer stampfte der Dampfer durch's Wogengetos,
Die Schaufeln jagten darnieder,
Der Himmel ward schwarz, und ein Wetter brach los,
Dergleichen erlebt' ich nicht wieder.
Die See schlug Deckel und Luken ein,
Wir wurden naß bis auf's Gebein;
Der Feuerraum füllt sich, der Kessel wird kalt
Und Wasser zieht's Schiff mit Gewalt.

„An die Pumpen, Matrosen!" Vergebliches Müh'n!
Man pumpte nach Kräften und mehr ward geschrie'n!
Und Fuß um Fuß stieg es im Schiffsraum empor,
Dass mancher Tapfre den Mut verlor.

Da trieben wir nun wie ein hilflos Wrack,
Nun war auf dem Deck das Kommando vergebens;
Denn Wildheit weckt die Gefahr des Lebens,
Und bunt durcheinader, wie Hack und Pack,
Soldaten, Matrosen in würgendem Drange
Sind gestürzt zu den Booten, um die sie sich rissen,
Der griff zum Säbel und Jener zur Stange,
Das hageite Hiebe, das gab ein Raufen. —
Unser Herrgott allein mag wissen,
Wie der grausige Kampf noch verlaufen!

Doch wie man am ärgsten sich raufte und schmiß,
Und brüllte wie wilde Tiere und biß,
Und ein Boot zu erraffen sich Jeder riß,
Da hielt die bewaffnete Menge;
Sie vernahm eine Stimme, die bekannt wohl war;
Hoch ragt aus der ganzen verzweifelten Schar,
Kaltblütig und stolz im Gedränge,
Gerüstet und straff nach Soldatenmanier,
Ihr Oberst, ein junger Offizier.

„Richt' euch, Halunken!" Sie wichen zurück,
Gehorchend seinem gebietenden Blick.
„Die Säbel ein, beim Fuß das Gewehr!"
Sie gehorchten und standen und mucksten nicht mehr.
„Nunwohl, Soldaten, die Hoffnung laßt schwinden,
Ihr wißt, befiehlt der Herrgott: Kommt her!
So gilt's D'rum soll er bereit uns finden!
Kaum fünfzig zu retten sind Boote zur Hand,
Die Schiffsmannschaft fahre; — erreicht sie das Land,
Heil ihr zur fröhlichen Stunde!

Die Arrièregarde, sie hält noch Stand,
Wie sie kann und geht dann zu Grunde!"

So ließen wir eilig die Boote ins Meer
Und stießen vom Wrack hinaus in die Wogen.
Der Oberst, der hielt den Degen gezogen,
Den er „Fahrwohl!" salutierend ergriff.
Da fiel durch die Wolken licht und hehr
Ein Sonnenstrahl auf das sinkende Schiff,
Er fiel auf die Mannschaft gerade;
Da rief er laut: „Präsentiert das Gewehr!"
Das war ihre letzte Parade!" —

## Bauernfeld.

Nachklänge zum 88. Geburtstage des Dichters.

Aus der Überfülle von Kunstwerken hervor, die auf den jüngsten Ausstellungen in Wien, München und Berlin den ehrlichen Freund der Kunst marterte, indem sie es ihm schier unmöglich machte, mit voller Aufmerksamkeit das ihn ansprechende Einzelne aufzunehmen und zu genießen, aus dieser Massenauflagerung malerischer Schöpfungen hervor wirkte ein Bildnis mit magnetischer Kraft, das Bildnis eines im Lehnstuhle ruhenden Mannes, dem wohl schon der Schnee der Jahre um die Schläfe weht, dessen Blick aber noch nicht der Winternebel inneren Alters umflort. Wer das Bild sah, fand sein Erquicken an dem Greise, aus dessen Augen die zweite und edlere Jugend sprüht, die nur Wenigen lange Treue wahrt, die Jugend des frischen, fröhlichen Geistes. Und wer in Physiognomien zu lesen versteht, der mußte an den spöttisch gekräuselten Lippen, auf denen der Schalk sitzt und die doch zu den gutmütig blinzelnden Augen und der milden Heiterkeit auf den Wangen in keinem Widerspruche stehen, an der mächtig gebuchteten, hohen Stirne, welche dem Kopfe das edle Gepräge ernsten Denkertums verleiht, den lachenden Lebensphilosophen erkennen, der, ohne blind zu sein für die Schwächen der Menschheit und die Unannehmlichkeiten des Daseins, sich doch nicht über dieselben zum weltverdrossenen Griesgram aufgeärgert hat. Die Malerin des Bildes, die junge Ungarin Vilma v. Parlaghy hat mit dem Werke ihrem Meister Lenbach, der wie keiner den inneren Menschen zu erfassen versteht, und auch ihrem Modelle, dem Lustspieldichter Bauernfeld, alle Ehre gemacht. Ja, das ist er, der alte, ewig junge Bauernfeld, das ist er, wie er leibt und lebt, wie ihn seine Wiener Landsleute kennen, in deren Mitte er rüstig einhergeht, und wie ihn die deutsche Litteraturgeschichte kennt, in deren Blättern er schon seit einem halben Jahrhundert ehrenvoll verzeichnet ist.

Zum 88. Male — eine Ziffer, die vor ihm kein deutscher Dichter erreichte — jährte sich am 13. Januar der Tag seiner Geburt, und wie alljährlich sind dem Nestor der deutschen Gegenwarts-Litteratur aus allen Gegenden der Windrose Huldigungen und Wünsche zugeflattert, welche nicht allein in dem Stolze über den Besitz des Mannes, sondern auch in der ehrlichen Freude über seine körperliche und seelische Regsamkeit ihren Urborn haben. Dem geistig noch

Digitized by Google

so jugendlichen Alten, der als Knabe den großen Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes, von Schönbrunn aus Europa beherrschend, gesehen und als Jüngling mit schwärmerischer Begeisterung sich als Zeitgenosse Johann Wolfgangs des Gewaltigen glücklich fühlte, dem fließt es immer noch frisch aus der Feder: Stachelreime von witzigster Treffsicherheit, geistvolle feuilletonistische Plaudereien und biographische Bekenntnisse, welche in den Schilderungen seiner bedeutsamsten Lebensmomente geschichtlich denkwürdige Zeiten spiegeln und dadurch zu wertvollen Quellen für den hinter den Jahrhunderten mit der Laterne einherschreitenden Geschichtsschreiber werden. Bauernfeld ist unermüdlich und unerschöpflich, Worte, die doppelt wägen bei einem, der schon dem 10. Lebensjahrzehnt so nahe an den Leib gerückt. Kaum hatte er uns in munteren und ernsten Xenien eine Selbstbiographie beschert, welche zu dem Eigenartigsten, Geist- und Gehaltvollsten gehört, das Poeten jemals über sich selbst und ihre Zeit geschrieben haben, unternahm er in den Spalten der Wiener Tagesblätter „ästhetisierende Streifzüge" durch Gegenwart und Vergangenheit, in denen er lehrt, daß uns alle Verehrung für die alten und neuen Klassiker nicht abhalten soll, „die Flecken in diesen Sonnen mit unseren kritischen Gläsern ins Auge zu fassen," und die menschlichen Schwächen Goethes, Schillers und Lessings nachweist, unser inniges Bedauern erweckt durch ein lebhaftes Bild des zerfahrenen Genies Grabbe, mit ruhiger Sachlichkeit Betrachtungen über dies rasche Welken seiner Geistesblüten anstellt, deren wenige nur sich lebensund zukunftsfähig erwiesen haben, und hierzu anregende Mitteilungen über die Vergänglichkeit von Dichterwerken überhaupt fügt, welche dereinst in Aller Händen waren und heute kaum mehr in Litteratur-Kompendien ein papierenes Dasein fristen. An das erst kürzlich erfolgte Ereignis der Übersiedelung des Hofburgtheaters in den stolzen, prächtigen, aber durchaus unzweckmäßigen neuen Palast knüpfte der Alte mit „Erinnerungen aus dem alten Burgtheater" an, frischen, lebendigen Skizzenblättern, in denen er fast das ganze Jahrhundert zeichnete, wie er es mit dem Auge des Theatermenschen gesehen, und über die Fehler des Prachtbaues machte sich der Schalk an den letzten Weihnachten in „zahmen Xenien" lustig, deren manche „dem schuldigen Mann" recht unzahm vorgekommen sein mögen. Wer würde aber auf ein Schneehaupt als Verfasser raten, wenn man ihn mit dieser witzschimmernden Kleinmünze des Geistes bekannt macht?! Um sie auf ihren Vollwert beurteilen zu können, muß man freilich mit aller Not des neuen Theaters, mit dem Jammer der Schauspieler, des Direktors, der Dichter und des Publikums vertraut sein, muß man sich selbst vergeblich bemüht haben, ein ganzes Stück zu sehen und zu hören; doch sind Seufzer, wie sie da mit komischer Verzweiflungsmiene Bauernfeld ausstößt, kleine Pinselstriche in das Bild der Zeit und als solche verständlich für die lebende und die werdende Menschheit.

„Welcher Glanz und welche Pracht,
Wie in tausend und einer Nacht!
Von Bildern und Statuen ein Gemengsel
Und ein Theater — als Anhängsel."

Der Gedanke mag manchen überkommen haben, der in all der Herrlichkeit des theatralischen Genusses verlustig gegangen war, um dessenwillen er kam, und er mag dem Dichter nachgeseufzt haben:

„Gold und Marmor bis an's Dach —
Was sie spielen, ist Nebensach'!"

Das sonderbar zusammengestellte Spielverzeichnis, welches von allerlei unbequemen Rücksichten auf Kleinigkeiten beeinflußt wird, kann schon den eifrigen Besucher zu dem Wunsche bringen:

„Goldfische" und „Kornelius Voß"!
Wär' ich mein Abonnement doch los!

während nichts natürlicher ist, als daß der bedauernswerte Logenbesitzer seinem Grimme in dem Fluche Luft macht:

„Verwünschtes Loch! Ich armer Tropf,
Wie um mein Geld ich weine!
Von Krastel sah ich nur den Kopf,
Von Gabillon die Beine."

und der bescheidene Besucher der vierten Galerie sich freut, mit heilen Gliedern davongekommen zu sein:

„Von dieser schwindelnd steilen Höhe,
Gewahrt' ich unsern Sonnenthal,
Mein Leben aber, ich gestehe,
Riskier' ich nicht ein zweites Mal."

Diese Geistesfrische in so hohen Jahren! Da kann's noch wahr werden, was einmal Bauernfeld mit einer Miene, der nicht abzulesen war, ob er Scherz oder Ernst machte, einem jungen Verehrer antwortete, welcher ihm sagte, er sei darnach angelegt, ein Hundertjähriger zu werden: „Zur Feier des Tages schreib' ich dann ein Gelegenheitsstück."

Wer den greisen österreichischen Lustspieldichter, dem unstreitig das Verdienst zukommt, die deutsche Bühne von der Philisterhaftigkeit der Kotzebue und Iffland mitbefreit und das gesunde, „aus der Gesellschaft" hervor geborene Lustspiel nicht allein geschaffen, sondern erhalten zu haben, als es auf Schritt und Tritt der geheime und der uniformierte Polizist verfolgten und der Zensor, der von Staats wegen angestellte Mäher, mit der Sense in der Faust den Plan der Litteratur einherschritt und jedes Gedankenpflänzchen, das über eine gewisse Fläche hinauswuchs, unbarmherzig köpfte, wer diesen Nimmerrast immer wieder neue Zeugnisse seiner dichterischen Schaffensfähigkeit in die Welt werfen sieht, den mochte es nicht allzusehr verwundern, vor einigen Wochen mit der Jahreszahl 1889 auf dem Titelblatte ein Drama „Alkibiades" von Bauernfeld*) in den Schaufenstern der Buchhandlungen zu erblicken, ein stattliches Heft in grünem, hoffnungsfreudigem Umschlage. „Alkibiades". Schon der Titel gab zu denken. Dieser griechische Don Juan, an dessen zäher Gestalt schon viele dramatische Bildner sich matt geknetet haben, ohne das so mannigfache Widersprüche und Gegensätze in sich vereinigende Wesen dieses Mannes voll zu erfassen und nachschaffend zu lösen, geistert schon seit vielen Jahrzehnten durch Bauernfelds litterarische Thätigkeit; man erinnert

*) Alkibiades. Drama in fünf Akten von Bauernfeld. Dresden, L. Ehlermann.

Digitized by Google

sich, den Namen schon in einem Blatte begegnet zu sein, das über eine Zeit Bericht gab, wo der Bühnendichter Bauernfeld nur erst in der Lade seines Schreibtisches lebte und noch nicht Gelegenheit zur Klage gefunden hatte:

Mehrmals durchgefallen,
Das ist Dichters Erdenwallen."

Das Vorwort bestätigt denn auch diese Erinnerung, indem es erzählt, daß die beinahe moderne Gestalt des griechischen Alkibiades, dieses unsteten Helden und Frauenlieblings, den Dichter schon in seinen Jugendjahren mächtig angezogen habe, und daß er durch die Pariser Zustände der Zwanziger Jahre, in welchen er eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des demokratischen alten Athens zu gewahren glaubte, zum Aufgreifen des Stoffes veranlaßt worden sei. Nach eifrigen Vorstudien entstand im Jahre 1826 eine erste Bearbeitung, die erst nach fast 60 Jahren wieder vorgenommen, nach Bauernfelds Art mehrmals durchgefeilt, geändert, umgeknetet wurde und unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf der Bühne des Burgtheaters — der Verfasser bekennt es mit Aufrichtigkeit und Bescheidenheit — im Jahre 1883 kaum einen Achtungserfolg errang. Noch ließ Bauernfeld nicht von dem Stoffe; er schnitt sich ihn nach neuen Maßen zurecht, ohne sich noch zufrieden zu geben, schloß die Blätter durch ein paar Jahre in den Schreibtisch ein, um sie im jüngsten Frühling wieder hervorzuziehen und die vorliegende, noch nicht endgültig letzte — denn der Dichter sagt nur: „hoffentlich" — Bearbeitung zu stande zu bringen, welche an die Jugendarbeit anknüpft, ohne deren Plan vollständig beizubehalten.

Mit seinen ernsten dramatischen Schöpfungen konnte sich Bauernfeld niemals in die erste Reihe stellen, und auch der „Alkibiades" wird den Lorbeer Melpomenens, der dem Jüngling und Manne versagt blieb, dem Greise nicht pflücken. Das Stück ist an Vorzügen nicht arm, es wird von wirklichen, warmblütigen Menschen gelebt, die Handlung spielt sich rasch und ohne Sprünge in knappem Rahmen ab, die Sprache — wechselnd mit Vers und Prosa — hat immer die der Gestalt und dem Augenblick angemessene Farbe; manche Stelle weht mit kräftigem Hauche durch die Seele, mancher Ausdruck packt den Sinn mit der Gewalt eines von Michel Angelo behauenen Marmors. Eine dauernde große Wirkung bleibt aber dem Helden und mit ihm dem Drama versagt; Alkibiades hat sein Leben ausgeröchelt und wir sind, obgleich von weichherziger Natur, nicht dazu zu bringen, an seinem Leichnam eine Thräne zu weinen; mit einem Requiescat in pace! wenden wir uns von ihm ab, so teilnahmslos gesprochen, wie wir es dem Sarge eines uns völlig Unbekannten nachsenden, dem wir auf der Straße begegnen.

Bauernfeld entschuldigt im Vorwort die Gewalt, die er der Geschichte angethan. Eigentlich ist es des Dichters Recht und bedarf keiner Entschuldigung, wenn es mit weißer Umsicht und mit Berücksichtigung der Erfordernisse der dramatischen Form geschieht. So liegt jedoch hier der Fall nicht. Der Verfasser hat die Ereignisse durcheinander gerüttelt, ohne auf Schauplatz und Zeit Acht zu haben, wie sie die geschichtliche Überlieferung bietet; das thut nichts, der Dramatiker darf beginnen, wo die Geschichte aufhört und darf sich ihre Daten zustutzen und reihen, wie es ihm gerade paßt. Aber Bauernfeld betrügt uns um die persische Liebesepisode, die einzige im Leben des Alkibiades, welche ihm eine tragische Schuld aufbürdet und ihn zu einem dramatischen Charakter erhöht. Paul Heyse hat dies erkannt und diese Episode zum Untergrunde seiner Alkibiades-Tragödie gemacht, welche trotz mancher inneren Gebrechen durch die kraftvolle, edle, durchaus heroische Charakteristik der Gestalten und deren echt tragisches Aneinanderprallen die Seele erhebt und erschüttert; das Drama ist wirklich die Tragödie des Alkibiades, den es uns als einen edlen, tapferen, innerlich treuen Menschen zeigt, dessen Schicksal nicht nur Furcht und Mitleid in uns erregt, sondern auch Erhebung, Nacheiferung, Neid trotz des Endes — und das ist der höchste Zweck wahrer tragischer Dichtung. An der persischen Liebe stirbt wohl Alkibiades auch in Bauernfelds Stück, aber die Schuld wird nicht vor uns verübt oder doch gerechtfertigt, parteiische Zungen erzählen nur davon, und wir sollen es glauben und es uns zurecht legen nach Lust und Geschmack. Das ist das Hauptübel, an dem das Drama krankt; es ist kein ganzes Bild in einem ganzen Rahmen, sondern Mosaik-Flickwerk mit reizvollen, fesselnden Einzelheiten, aber ohne nachhaltige Gesamtwirkung, wie sie Werke aus einem Gusse erzielen.

Der erste Akt beginnt mit bewegten Volksszenen, die Alkibiades in der Gefahr zeigen, wegen Verstümmelung der Hermen und anderer gotteslästerlicher Streiche seines Übermutes von dem Gerber Kleon und seinem Anhange angeklagt und von der Teilnahme an dem Feldzuge gegen Syrakus zurückgehalten zu werden. Er ist bereit, den Anklägern vor dem Areopag Rede zu stehen und will, trotzdem ihn das Volk zum Oberfeldherrn ernannte, die Flotte nicht in den Krieg geleiten — als Angeklagter. Das Volk geht auf diese Leimrute und läßt ihn ziehen, ihm begeisterte Jubelrufe nachsendend.

Das ist wirklich der ganze Inhalt des ersten Aktes. Eine Vorbereitung der kommenden Ereignisse, aus denen das Drama hervorwachsen soll, einen Ansatz nur zu der im Vorworte verheißenen Hauptgestalt, die uns „liebenswürdig" und von einem idealen Zuge verklärt erscheinen soll, suchen wir in diesen einleitenden Szenen umsonst, welche bloß ein ganz nebensächliches Wort des Alkibiades über den alten König von Sparta und seine stolze Timäa mit den nächsten Geschehnissen verbindet.

Des Alkibiades Gegner rasten nicht, aber sie handeln — hinter den Kulissen. Obzwar sie dem Fernen im Beisein des Volkes versprochen haben, die Anklage bis zu seiner Rückkehr ruhen zu lassen, machten sie ihm, wie uns das arme Opfer des Undanks seines Volkes erzählt, während er für sie focht, den Prozeß, entsetzten ihn seiner Würden und thaten ihn in Acht und Bann, so daß er gezwungen war,

Digitized by Google

dem feindlichen Sparta seine Dienste anzubieten, die natürlich dankend angenommen werden. Der Held gewinnt sich alle Herzen, auch das der stolzen, schönen Königin, der er dafür sein Ebenbild schenkt, einen Sohn. Aber er ist kein Herkules, der sich von Omphale an die Spindel fesseln läßt. Ihn dürstet nach neuen Ruhmesthaten, nach der Besiegung seiner landsmännischen Feinde und zu diesem Zwecke will er wohl spartanische Streitkräfte benutzen, nicht aber der Königin Liebeslohn dafür bezahlen, mochte er ihr auch ewige Treue gelobt haben. Der Abschied von Timäa, der Alkibiades schon als falschen Ichmenschen zeigt, gehört übrigens zu den schönsten Szenen des Dramas; er ist für sich der Schoß einer Tragödie, der Tragödie der verratenen Liebe und eigentlich erst die Grundlage des vorliegenden Dramas, als welche sie im dritten Akte nicht ganz an dem richtigen Ort gebracht ist.

„Alkibiades (allein). Alkibiades im Bunde mit Sparta bekämpft seine eigene Vaterstadt. Also lautet das Urteil der Welt. Wenn ich aber siege und die Volksherrschaft in Athen niederbeuge, dann werden sie ein anderes Lied anstimmen. Ich lechze nach diesem Kampfe, nach einem Siege! (Lyraklänge . . .) Die Königin! Sie versucht das Liedchen des Anakreon, das ich sie gelehrt — doch ihre ungelenken spartanischen Finger treffen den Rythmus nicht. Arme Frau! (Läftet den Vorhang) Timäa!

Timäa (mit einer Lyra . . .). Du ließest mich warten, mein Freund!

Alkibiades. Verzeih', die Kriegsgeschäfte, Du weißt —

Timäa. Die Langeweile gab mir die Lyra in die Hand. Ich stümperte an Deinem Lieblingsliede herum. Sing' es mir noch einmal.

Alkibiades. So gut ich's vermag.

Den Kadmus will ich singen,
Will die Atriden preisen,
Allein der Lyra Saiten,
Sie tönen nur von Liebe.

Timäa. Von Liebe! — Liebst Du mich denn?

Alkibiades. Zweifelt meine Königin? Soll ich zu Deinen Füßen liegen?

Timäa. Königin! Die stolze Timäa! (In seinem Anblick.) Bin ich's noch?

Alkibiades. Du bist's! Und ich bin Dein gehorsamer Sklave.

Timäa. Wie hast Du mich umgewandelt! Welchen Zauber übte Deine Rede, Dein ganzes Wesen auf die sonst so starre spartanische Frau! Ich bin verändert, Alles um mich her. Du hast die kahlen Wände meiner Gemächer nach atheniensischer Sitte mit persischen Teppichen, mit Bildern und Kunstwerken geschmückt. Hier der Jupiterkopf, ein Meisterwerk eures Phidias, dort die Büste eures göttlichen Plato. Ach, dieser Plato, der mein Verderber war — (wirft sich auf ein Ruhebette).

Alkibiades. Was ficht Dich an, meine Timäa?

Timäa. In jener Mondnacht, weißt Du's noch? Wir saßen am Meeresstrand, in der schützenden Bucht, folgten dem Spiele der silberhell glänzenden, rauschenden Wogen. Da erklärtest Du mir Platos Lehre in so feuriger Rede — atemlos lauschte ich Dir, verschlang jedes Deiner beredten Worte. Die Hälfte meiner Seele! Hatte ich bis zu diesem Moment eine Seele? Mein Leben floß so einförmig dahin, ein Tag glich dem andern, ohne Freude, ohne Schmerz. Jetzt fühlte ich den brennendsten Schmerz, zugleich das höchste Entzücken. Mein lange unterdrücktes Leben war erwacht — durch Dich, mit Dir, in Dir erwacht! Die zweite Hälfte meiner Seele, ich hatte sie gefunden — in Dir gefunden! Ja, die Liebe ist die Seligkeit zu zweien, so rief es laut in mir, mein Stolz war gebrochen, ich sank in Deine Arme. — Da war ich die Königin von Sparta nicht mehr, nur Deine Timäa. (Verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust.)

Alkibiades. Und ich, Timäa, ergab mich Dir zu eigen für immerdar! Kein Weib für mich auf dem weiten Erdenrunde als meine Königin! So schwor ich Dir zu —"

Was er in dieser herrlichen, das Alter des Verfassers so wenig verratenden Szene wieder verspricht, fällt ihm aber nicht ein, auch zu halten, wie's dem Manne geziemt und wenn er darüber zu Grunde geht. Er findet in Athen die Volksgunst auf seiner Seite, sagt sich, im Perserkönig einen neuen Verbündeten findend, von den Spartanern los und vergißt bald auch Timäa in den Armen der jungen Timandra, die er von dem Zwange, Priesterin zu werden, gerettet hat und in der er sein Ideal gefunden, das Weib, das Eines mit ihm sei in seinem Denken und Fühlen, in seinem Streben und Thun. Diese Idylle zum Schluß, die kräftige, zu jedem Opfer fähige, reine und reinigende Liebe eines Wesens, wie Timandra, dieses eines Helden würdigen Weibes, das ihn zu verstehen und zu fühlen vermag, das sich zu ihm erhebt und sich ihm doch willig unterordnet, wirkt tief und voll auf die Seele; leider bleibt aber der Gedanke nicht aus, daß dieser Alkibiades einer solchen Liebe und eines solchen Weibes nicht würdig sei, und der geht als Schatten neben dem schönen vierten Akte einher.

Im fünften Akte fällt Alkibiades von der Hand eines Meuchelmörders, den der Satrap Pharnabazos dingt, um seine Blutsverwandte Mandane zu rächen, einst von dem großen Frauenliebling in Unehre gebracht, und um sich gleichzeitig einen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs vom Halse zu schaffen. Die verlassene Timäa erscheint auch als rachegierige Eumenide, obzwar sie zur Rache selbst gar nicht nötig ist; der Perser würde das allein besorgen. Die Frau mit dem Furiengrimme wollten wir aber nicht missen, denn sie bringt uns das Schönste des Dramas, eine Rede an Alkibiades in freien Rythmen, welche zu den Kleinodien des „Poeten" Bauernfeld zu reihen sind:

„Was war ich, eh' Dein unseliger Fuß
Trat über die Schwelle der Königsburg?
Das spartanische Weib, in Sitte und Zucht,
Den Frauen ein leuchtendes Vorbild!
Da kamst Du! Du kamst,
Der gefeierte Held, des Sieges gewohnt
Über Männer, wie Frauen,
Dein Locken, Dein Schmeicheln,
Ja, Deine Thränen,
Sie bethörten mein Herz, verschlossen bisher
Dem Drängen des mächtigen Eros!
Und Du brachtest das Glück,
Das flüchtige Glück,
Durch Schuld mir erkauft —
Bald nagte an mir mit Schlangengebiß
Der Erinnyen schlimmste, die Reu!
Und er ließ mich allein
Mit dem blutenden Herzen,
Der hämmernden Brust,
Hindämmern den Rest meiner Tage,
Ein verlassenes Weib,
Ein verachtetes Weib,
Verachtet, weil Du es verlassen,
Alkibiades, Du!
— — — — — — —
Und liebt' ich Dich einst, so hass' ich Dich jetzt,
Verwünscht Deine Lippe, die mich geküßt,
Deine Arme, die mich umfangen.
Nur Rachegedanken erfüllen die Brust,
Die entweiht durch Dich!
Und der Rächer, er naht! Er sendet Dich
Dem Orkus zu
Und seinen schrecklichen Strafen!

Digitized by Google

Prometheus Geier zerfleische Dein Herz,
Das immer erneute, zu neuer Pein,
Und ihr, ihr strengen Eumeniden,
Die grausam unerbittlichen,
Verfolgt den falschen, den treulosen Mann,
Der eine Königin verriet.
Verfolgt ihn durch das unendliche All,
Durch die Äonen der Ewigkeit!"

Wir können nicht: „Halt ein!" rufen, das ist das Unglück des Dramas und dieses Alkibiades, der wirklich ein „falscher und treuloser Mann" ist und nicht das, was wir nach dem Versprechen im Vorworte erwarten mußten, wo es heißt: „Ich war vor Allem bemüht, meinen Helden und Liebes-Abenteurer möglichst liebenswürdig erscheinen zu lassen. Ein idealer Zug, nach der politischen wie nach der erotischen Seite, sollte ihn über den Alltagsabenteurer erheben und das Publikum mit seinen Fehlern und Charakterschwächen, wie mit seinem Ausgang zu versöhnen suchen." Mit diesem sind wir versöhnt und um so aufrichtiger, da uns die Rede der Timäa wahren Genuß bereitet, für den wir dem Dichter den Dank auf den Geburtstagstisch legen. Es ist genug, wenn das Werk eines fast Neunzigjährigen seinem Ruhme keinen Abbruch thut, und das braucht Bauernfeld von seinem „Alkibiades" nicht zu fürchten, wenn auch mancher allzu scharfsichtige Krittler es eigentümlich finden wird, daß die alten Griechen von ihren Generalen und Leutnants sprechen, und daß ein atheniensischer Winkelschreiber dem 2000 Jahre nach ihm geborenen Feldherrn Montecuccoli einen Ausspruch vorweg nimmt. Da hat der Komödienschalk dem Alten über die Schulter geschaut, und der hat des Guten so viel geleistet, daß er auch einmal für einen losen Streich Nachsicht erwarten darf. Daß sich Bauernfeld seine Frage:

„Wie fangen wir's an?
Das sage mir Einer!
Lang leben will Jedermann,
Alt werden Keiner!"

selbst beantwortet hat, daß er die Kunst versteht, lang zu leben, ohne alt zu werden, dafür ist uns — trotz seiner Schwächen — das Drama „Alkibiades" ein erfreulicher Beweis.

Heinrich Glücksmann.

## Friedrichs des Grossen Stellung zur Volksbildung.

Von Dr. Gustav Kleinert-Iserlohn.

(Schluß.)

Wenn Friedrich von der Logik beim Unterrichte spricht, so versteht er darunter keine tiefsinnig-wissenschaftlichen Vorträge über diesen Gegenstand, sondern eine derartige Handhabung des gesamten Unterrichts, daß dabei nicht in erster Linie das Gedächtnis, sondern der Verstand in Betracht gezogen werde. Man müsse in der Schule lernen „selbständig den falschen Punkt eines Raisonnements zu erkennen und wissen, weshalb ein Schluß unrichtig sei." (Oeuvr. IX, 38.) Er schärft den Lehrern der Ritterakademie ein (Oeuvr. IX, 77), „daß sie ihre Zöglinge in erster Linie daran gewöhnen sollen, sich klare und präcise Ideen von den Sachen zu machen und sich nicht mit unbestimmten und verwirrten Vorstellungen zu begnügen." Den Gymnasien des Landes wirft Friedrich in der „Lettre sur l'éducation" vor, „daß sie sich ausschließlich befleißigen, das Gedächtnis ihrer Zöglinge anzufüllen und sie nicht daran gewöhnen, selbständig zu denken." (Oeuvr. IX, 116.)

Dieses „Raisonniren", dieses selbständige Denken, das der König bei jeder Gelegenheit hervorhob, war so recht unserem Immanuel Kant aus der Seele gesprochen. Er ruft daher in seinem Aufsatz: „Was ist Aufklärung" (Kants Werke VII, 147) in Bezug auf Friedrich aus: „Nun höre ich von allen Seiten rufen: Räsonnirt nicht! Der Offizier sagt: Räsonnirt nicht, sondern exerzirt! Der Finanzrat: Räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: Räsonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: Räsonnirt soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!" Und handelt es sich bei dieser ganzen Frage nicht etwa um dieselbe Sache, die man heutzutage „Überbürdungsfrage" nennt? — Daß er dabei aber keineswegs ein gewisses Maß positiver Kenntnisse unterschätzt, beweist er durch seine Äußerung: „Der tüchtigste Kopf, ohne eigentliche Kenntnisse, ist nur ein ungeschliffener Diamant, der erst durch die geschickte Hand eines Steinschneiders seinen wahren Wert bekommt." Außer dieser Festigkeit und Folgestärke im Handeln soll den Schülern der Trieb zur Thätigkeit eingeimpft werden: „Die Menschen beschäftigen, heißt sie verhindern, lasterhaft zu werden." (Oeuvr. IX, 124.)

An dieses selbständige „Raisonniren" schließt sich nun eng der Begriff der Aufklärung an, jenes Schlagwort des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Geist Friedrich aus dem Gebiete der Philosophie in dasjenige der Schule übertrug. „Meine Hauptbeschäftigung," schreibt er an Voltaire (Oeuvr. XXIII, 160), „besteht darin, daß ich den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurteile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten veredele und die Menschen so glücklich zu machen versuche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann." „Die Schule," sagt er (Oeuvr. VIII, 40), „trägt auch das ihrige dazu bei (zu den mannigfachen Irrtümern nämlich), man verläßt sie mit einem Wuste von Worten belastet, erfüllt von Aberglauben. Eigensinn gesellt sich noch manchmal zum Vorurteile und eine gewisse Barbarei, die man blinden Eifer nennt, unterläßt niemals, ihre tyrannischen Grundsätze aufzustellen. Das sind die Folgen der in der Kindheit eingesogenen Vorurteile." Dann macht der König (Oeuvr. IX, 173) energisch gegen jene Politiker Front, „die kleinlichen Sinnes und ohne jede Sachkenntnis bei ihrer Ansicht beharren, ein unwissendes und ungebildetes Volk sei leichter zu regieren, als eine aufgeklärte Nation." Und die Erfahrung lehre doch, „daß je verdummter ein Volk sei, desto schlechter sei es zu regieren, und daß man einen gebildeten

Digitized by Google

Menschen leichter zur Vernunft bringe als den Eigensinn eingebildeter besiege." Humanität soll die Grundlage und das Ziel alles Unterrichts sein: „Unsere Eigenschaft als Bürger verpflichtet uns, alle Menschen als Wesen derselben Gattung anzuschen, sie als Gefährten, als Bürger zu betrachten, die uns die Natur gegeben hat." In der Instruktion für den Erzieher seines Nachfolgers fordert er, „daß der Prinz lerne, daß alle Menschen gleich sind, und daß die Geburt nichts als eine Chimäre ist, wenn sie nicht durch das Verdienst unterstützt wird."

Daß ein Mann wie Friedrich, dieser große Verfechter der Duldung, durch Fragen, ob paritätische oder konfessionelle Schule nicht in Verlegenheit geraten wäre, versteht sich. Bei ihm tritt das Bekenntnismäßige hinter das Nationale, wie sich das gebührt, weit zurück. Er fordert im Kriege tüchtige und im Frieden leistungsfähige Bürger, aber ist ein Feind jeglicher religiöser Reibereien. Was er jedoch entschieden zu bekämpfen suchte, ist Fanatismus, falsches Eifern, bekenntnisbeschränkte Engherzigkeit, gleichgültig, in welchem Lager er sie antrifft. „Der falsche Eifer (le faux zèle) ist ein Tyrann, welcher die Provinzen entvölkert, die Toleranz ist eine zärtliche Mutter, welche für sie sorgt und sie gedeihen läßt." (Oeuvr. I, 212.) Danach verfuhr er denn auch im gegebenen Falle, wenn es sein mußte, mit Strenge, wie wir das in seinem Vorgehen gegen den Leiter der Schule von Klosterbergen bei Magdeburg, Hermann Hähn, ersehen. Er setzte die Entfernung dieses Mannes gegen den Rat seines Ministers durch, nannte Hähn in seiner kurz angebundenen, markigen Sprache „einen übertriebenen pietistischen Narren" und befahl die Anstellung eines anderen Schulmannes, „welcher dem Pietismo nicht ergeben, sonst aber die Jugend zur Tugend und zu nützlichen Gliedern des Staates, ohne Kopfhängerei, zu bilden fähig sei." Trotz seines bekannten und verkannten „jeder Mensch soll nach seiner Façon selig werden" war er ein entschiedener Gegner atheistischer Tendenzen und antireligiösen Eifers. In seiner Kritik gegen den „Essai sur les préjugés" von Holbach trat er mit Wärme für den Volksglauben ein und sagt: „Ein fanatischer, intoleranter Philosoph dürfte ein Ungeheuer sein in den Augen der Weisen; die Mäßigung, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Duldsamkeit, diese Tugenden sollen ihn charakterisieren."

Als fernere Grundbedingung jeglicher Erziehung fordert er Ernst und Strenge der häuslichen Zucht. Er tadelt in der „Lettre sur l'éducation" die blinde Liebe der Eltern, „die nur eine Nachsicht ohne Grenzen als einziges Erziehungsprinzip kennen." „Vater und Mutter klatschen sich selber Beifall zu dem Meisterwerk, das sie in die Welt gesetzt haben und aus Furcht, der Kummer möchte die Gesundheit dieses Wunders beeinträchtigen, wagt keiner es zu tadeln." Dabei war er jedoch ein Feind übertriebener Härte; er hatte das ja in seiner Jugend selbst durchgekostet. „Man soll nur strenge sein," sagt er in der Instruktion für die Ritterakademie, „wo es sich um Fehler des Herzens und Charakters handelt, bei Böswilligkeit, Halsstarrigkeit, Trotz, Launen und besonders Faulheit. Narrenspossen und lustige Streiche dagegen soll man den Zöglingen nachsehen; man soll sich ja hüten, die Fröhlichkeit, die guten Einfälle, das Originelle, überhaupt alles was Genie und Talent verrät, zu unterdrücken."

Nach diesem Ausfluge auf das Gebiet der allgemeinen Erziehungsgrundsätze Friedrichs wollen wir noch eine kurze Übersicht dessen zu gewinnen suchen, was Friedrich in den einzelnen Wissenszweigen der Schule für Anforderungen stellte und wie er sich die Handhabung derselben dachte.

Und da wollen wir denn mit der viel umstrittenen Frage beginnen, in welchem Maße die klassischen Sprachen zur Schulung des Geistes von Bedeutung sind. Friedrich hatte wegen der Abneigung seines Vaters gegen Alles, was mit dem Altertum zusammenhing, nur ganz unbedeutenden Unterricht in den alten Sprachen genossen: Vom Lateinischen verstand er wenig, vom Griechischen nichts. Es ging ihm also in dieser Hinsicht wie Shakespeare mit seinem „Little Latin and no Greek", der ebenfalls trotzdem in der weltgeschichtlichen Rangordnung mit einen der ersten Plätze einnimmt. Daher steht denn auch Friedrich, wie so manche andere, die von den alten Sprachen nur ganz oberflächliche Kenntnisse haben, und genau wie diejenigen, die in dem Studium der Alten vollständig aufgehen — diese beiden denkbar schroffsten Gegensätze haben hier einen Einigungspunkt — auf dem Standpunkt, daß das Studium der alten Sprachen für den Zögling ein unerläßliches Erziehungsmittel bildet. Ob Friedrich nur den Wert des Studiums der Griechen und Römer intuitiv erkannt hat, oder ob ihm nur eine Gelehrsamkeit imponierte, die er nicht kontrollieren konnte, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls war er selber trotz dieser warmen Anerkennung der erziehlichen Kraft des Studiums der Alten ein großer Verehrer und Kenner einer neueren Sprache, in welcher er zahlreiche Werke nach Inhalt und Form von anerkannter Bedeutung verfaßt hat; jedenfalls kannte er die Alten nur aus französischen Übersetzungen und zählte trotzdem zu den geistreichsten Leuten seiner Zeit: „Lateinisch müssen die jungen Leute absolut lernen, davon gehe ich nicht ab; wenn sie auch Kaufleute werden oder sich zu was anderm widmen, so ist ihnen das doch allezeit nützlich und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können." (Oeuvr. XXVII, 254.)

Zu dieser Zeit wurde unter Friedrichs Augen in Berlin die erste — Realschule gegründet. — Um aus seinen Ansichten über die Schriften des Altertums einiges herauszugreifen, führe ich (nach Böckh: „Über Friedrichs des Großen klassische Studien") an, daß er dem Homer keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte und ihn im ganzen langweilig fand. Viel höher stellte er den Virgil. Die Geschichtsschreiber und Redner der Griechen sagten ihm natürlich besonders zu: „Les Grecs ont toujours été de grands raisonneurs." Wie ich das „Raisonniren" Friedrichs verstehe, hat er die griechischen Redner übrigens damit loben wollen. Daß er ein großer Freund des Horaz war, läßt sich bei seiner

Digitized by Google

geistigen Veranlagung wohl denken, und daß ihm besonders dessen Episteln und Satiren gefielen, ebenfalls. Unter den Prosaikern war er ein Verehrer von Cicero: „Vom Cicero müssen alle seine Werke und Schriften ins Deutsche übersetzt werden: sie sind alle sehr gut.“ Quintilian als Lehrer der Beredsamkeit und vor allen Dingen Tacitus „wegen seiner körnigen Kürze“ haben ihm ganz besonders Eindruck gemacht. Die Metamorphosen des Ovid dagegen nannte er „einen Haufen Blödsinn.“

Friedrichs des Großen Stellung zur Frage des deutschen Unterrichts bildet übrigens keineswegs den wundesten Punkt in seinem Erziehungsproblem, wenn er auch nach seinem rein persönlichen Geschmack Goethes „Götz“ „une imitation de ces mauvaises pièces anglaises“ nennt. Denn, meint er in dem Schreiben an Zedlitz: „Eine gute, deutsche Grammatik, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, es sei nun die Gottschedsche oder eine andere.“ Und zu Gottsched selbst sagte er: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch Deutsch zu lernen und beklage, daß ich in meiner Jugend weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe.“ Was ferner die stilistische Seite des deutschen Unterrichts betraf, so wollte er den Quintilian dabei zu Grunde gelegt haben: „Wer durch ihn nicht reden und schreiben lernt, der lernt es überhaupt nicht.“ (Oeuvr. VII, 106.) An dieser Stelle mag auch noch erwähnt werden, daß Friedrich, wenn er auch einem Lessing nicht gerecht geworden ist, er doch mit für die damalige Zeit bedeutenden Geldopfern Männer wie Leibnitz und Wolff dauernd an seine Akademie zu fesseln wußte.

Daß Friedrich bei seiner ausgesprochen witzigen Veranlagung kein großer Bewunderer der Mathematik war, sollte uns nicht weiter auffallen. Witzige und mathematische Talente vertragen sich nicht in ein und derselben Persönlichkeit. Lichtenberg, den man hier etwa vorführen könnte, war Physiker. Trotz dieser Antipathie gegen die mathematischen Wissenschaften stand Friedrich mit dem berühmten Mathematiker d'Alembert im regsten Briefwechsel, ein Beweis, wie gut Friedrich die Person von der Sache zu scheiden wußte. D'Alembert wird es gewiß erheitert haben, wenn ihm Friedrich schrieb: „Die Herren Mathematiker möchten Meister des Menschengeschlechts sein. Sie bemächtigen sich der Vernunft, als wenn sie allein ein Recht darauf hätten. Sie reden mit Emphase von dem philosophischen Geist, als wenn man ihn nur durch a . b — x und hundert ähnlichen Sachen besitzen könnte. Sie suchen die Poesie zu unterdrücken, um ihre Curven, Tangenten, Cycloiden und andern Kram besser an den Markt zu bringen, da der Absatz dieser Dinge bisher nur schwach gewesen ist.“ (Oeuvr. IX, 63.) — Man soll, dahin geht Friedrichs Meinung — und wie viele, die auf der Schule ohne jegliche Begabung für Mathematik mit dieser Materie bis in die analytische Geometrie und Differentialrechnung hineingequält worden sind, werden das billigen — in diesem Fache den Schülern nicht über das Durchschnittsmaß hinaus zumuten, und nicht gleich „Bernoullis und Newtons aus ihnen machen wollen.“ Um die guten Mathematiker, die so scharfe, wenn auch etwas trockene Denker sein sollen, übrigens einigermaßen wieder zu versöhnen, will ich noch erwähnen, daß Napoleon I. im Gegensatz zu Friedrich dem Großen die Mathematik für die conditio sine qua non jeglicher vernünftigen Erziehung hielt.

Eine desto höhere Meinung hatte Friedrich selbstverständlich von dem erziehlichen Einfluß des Geschichtsunterrichts, er, der ja selbst die Geschichte seines Landes und seiner Zeit in so geistsprühender Form geschrieben hat. Er giebt für dieses Fach sehr beherzigenswerte Winke: „Auch muß man den Schüler bemerken lassen, daß die antiken Historiker nicht immer wahrheitsliebend sind, und daß man, ehe man ihnen glaubt, prüfen und urteilen muß.“ Ja, wo geschieht das denn selbst heutzutage? Catilina z. B. ist noch immer in den Augen unserer Zöglinge ein Lump und Sallust ein ehrenwerter Mann. Warum? Einzig und allein, weil Sallust in seiner allerdings klassischen journalistischen Leistung von Catilina das eine und von sich das andere behauptet. Ich sage behauptet, aber nicht beweist. Andere Zeugen fehlen. Folglich wird Catilina von dem klassischen Schwurgerichts-Präsidenten Cicero verurteilt, natürlich zum Tode, denn für Zuchthäuser im romanischen Stil war im klassischen, römischen Staatshaushalt nichts vorgesehen. Heutzutage würde Sallust wahrscheinlich wegen groben, verläumderischen Preßvergehens von Catilina verklagt worden sein und würde ebenso wahrscheinlich seinen Rechtsstreit gewinnen. Das nebenbei, und nun wieder zu Friedrich. Auch gegen das Jahreszahlenunwesen und den ganzen eitlen geschichtlichen Gedächtniskram wendet sich Friedrich scharf und giebt der mehr kulturgeschichtlichen vor der rein historischen Behandlung entschieden den Vorzug. Friedrich sagt sich, ob es wohl so gefährlich sei, „über den Tag, an dem das Pferd des Darius durch sein Wiehern seinen Herrn auf den persischen Thron erhob, im Unklaren zu sein, und ob es wirklich von großer Bedeutung sei, daß die goldene Bulle um 6 Uhr Morgens oder 4 Uhr Nachmittags veröffentlicht worden ist.“ Man soll, darauf dringt der König, die Schüler damit bekannt machen, was die Menschen in einer bestimmten Zeit gedacht, geleistet und erstrebt haben, und nicht nur, daß sie Schlachten gewonnen und verloren haben; man soll nicht nur Thatsachen, sondern auch deren innerste Ursachen und Wirkungen kennen, altes und neues vergleichen lernen: „Wo kann der Zögling besser als im Geschichtsunterricht die Nichtigkeit der menschlichen Einrichtungen lernen, als wenn er sein Auge schweifen läßt über die Ruinen früherer Königreiche und mächtigster Staaten. Er sieht da eine Anzahl glücklicher Menschen, umgeben von Schmeichlern. Der Tod trifft dieses ihr Idol, die Schmeichler fahren in alle Winde, die Wahrheit bleibt und die allgemeine Verwünschung erstickt die Stimme der feilen Lobredner.“ Friedrich fordert ferner in dem Geschichtsunterricht praktische Nutzanwendung, die Schüler sollen nicht nur die Begebenheiten erfahren, sie sollen sie auch nach sokratischem Muster

Digitized by Google

kritisieren lernen: „Die Geschichte der Dacier," z. B. sagt er in der Instruktion für die Ritterakademie, „soll zur Anregung der Vaterlandsliebe dienen, bei Caesar soll man sich fragen, was von einem Manne zu halten sei, der sein Vaterland unterdrückt, bei den Kreuzzügen soll man den Aberglauben bekämpfen lernen, die Bartholomäusnacht soll Abscheu gegen den Fanatismus einflößen." — Was endlich das Maß der Kenntnisse betrifft, so verlangt er in erster Linie eingehende Behandlung der vaterländischen Geschichte, auch der neuesten: „Mag ein Engländer nichts von dem Leben der persischen Könige wissen, oder die unzählige Menge von Päbsten, welche die Kirche beherrscht haben, miteinander verwechseln, man wird es ihm verzeihen. Aber man wird nicht gleiche Nachsicht mit ihm haben, wenn er von dem Ursprung seines Parlaments, von den Gebräuchen seiner Insel und von den verschiedenen Geschlechtern der Könige, die in England regiert haben, nichts weiß." (Oeuvr. I, 11.)

Hiermit wollen wir unsere Übersicht beschließen. Ich habe mich in obigem bemüht, nachzuweisen, daß auch Friedrich des Großen Ansichten und Vorschläge über Erziehung und Unterricht noch nicht so ganz veraltet sind und manches Samenkorn enthalten, welches noch gute Früchte bringen kann.

## Litterarische Neuigkeiten.

Eine originelle Vorstellung fand am 11. Januar in Altenburg statt. Die Erstaufführung von Wolfgang Kirchbachs Lustspiel **„Der Menschenkenner"** konnte wegen einer Gasexplosion nicht stattfinden. Da aus Dresden und Leipzig zahlreiche Künstler und Kritiker eingetroffen waren, so wurde vor diesen zunächst eine Separatvorstellung im dunklen Theaterraum bei spärlicher Erleuchtung veranstaltet. Das Stück hatte trotz so mißlicher äußerlicher Umstände einen durchschlagenden Erfolg. Am Schlusse wurde der Verfasser wiederholt gerufen. Acht Tage später, am 18. Januar, fand die Aufführung vor dem großen Publikum statt, welcher Se. Hoheit der Herzog Ernst von Altenburg und der Prinz Ernst beiwohnten. Das große Publikum bestätigte den Beifall, den das Stück in der Separatvorstellung gefunden. Der Verfasser mußte am Schlusse vor der Rampe erscheinen. Man darf wohl sagen, daß dieser Erfolg eines feinen und gutgearbeiteten Konversationslustspiels, das von allen Koulissenreffekten absieht, gute Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Bühne zu erwecken geeignet ist. Noch immer ist das Publikum daukbar und geht in einer reicheren Stimmung nach Hause, wenn ihm ein wirklicher geistiger Gehalt geboten wird. Vor zwei Jahren konstatierte die „Augsburger Abendzeitung" einen „ungewöhnlichen Erfolg" von Kirchbachs Trauerspiel „Waiblinger" bei der Aufführung in München. Auch hier war ein strenger theatralischer Realsiil, der einen modernen Gehalt ausstrach, angestrebt und der Eindruck auf die Zuschauer war mächtig wie der äußere Beifall. Auch das Lustspiel „Der Menschenkeuner" tritt mit der Art eines selbständigen, klargehaltenen Kunstatils auf, der die realistische Forderung der Zeit mit den Kunstforderungen an die Bühne und die Gesetze ihrer besonderen Technik zu vereinigen sucht. Diese beiden Erfolge sind ein Beweis, daß auch uns der neuen realistischen Strömung ein künstlerisches Bewußtsein spricht, das sich die Bühne erobert Wie der Verfasser des „Waiblinger" und „Menschenkenners" der Erste war, welcher durch seinen „Salvator Rosa", lange ehe die jüngere Schar als die bekannte „Schule" sich zusammenfand, die realistische Forderung gestellt hatte schon im Jahre 1880, so ist er auch der Erste geworden von der jüngereu Generation, welcher mit wirklichem Erfolg in diesem Sinne auf der Bühue durchgedrungen ist. Dies möge gegenüber einigen schlechtberichteten Broschüren, welche in jüngster Zeit erschieneu (z B. Steiger, Kampf um die neue Dichtung, Anton Schmids Auslassungeu im „Litterarischen Merkur" u. A.) zur Steuer der Wahrheit festgestellt sein. Vivant sequentes!

**Ger und Howa.** Ein Biermythus von Engelbert Albrecht (Regensburg, Coppenraths Kommissious-Verlag, 1888). Wir wollen keine Litaiei darüber singen, daß dieses Büchlein sich schließlich auch einem Kommissionsverlage hat anbequemen müssen. Das ist, so oder so, verdeckt oder unverdeckt, bei den meisten Schriften der Fall, die der deutsche Buchhandel als bedeutendere Geisteserzeugnisse heutzutage veröffeutlicht. Wir könuten zerbläffende Beispiele anführen ... Wundert mau sich aber, wenu man hört, daß der vorliegende „Biermythus" aus Bayern kommt? Aus dem Lande des Bieres und der ... Kalbshaxen? Nuu! Mit den letztgenannten „Extremitäten" hat Albrechts lyrisch-epischer Wunder- und Märchenschreiu weniger zu thun. Aber von Bier ist darin nun doch einmal die Rede — und diese Rede ergeht sich, um das sogleich, auf daß nur Keiner daran zweifle, vorwegzusagen, in der köstlichsten, weichsten, flüssigsten, geschmeidigsteu, bestrickendsten Lyrik, die ich seit Jahren gelesen habe. Alles Glanz, Schimmer, prunkvoll aufgerollte Farbensymphonien, tiefsinnige, in geheimnisvolleu Naturereignissen sich darstellende und ausatmende Symbolik, dabei klare und aneignungsfähige Kraft und Gewalt der dichterischen Bilderschau, grüner Naturdamast, verloreu flirrendes Blutlicht flackernder Kerzen, metallene Ätherkeuschheit und goldene Kupferkuppelu, glühende Speerspitzeu und das mollige Kuisteru eines schrittdämpfenden Teppichs — also ist die „Rede" beschaffen, die ich oben in den Mund mir nahm, da das Bier und der genossene Wein — denn Frau Rif, die Rebenfürstin im Rhein- und Weingau, wird die Lehrerin Jung Gers — die Zunge gelöst ... Engelbert Albrecht ist Arzt in einem kleinen öden bayerischen Landstädtchen. Vor 13 Jahren veröffentlichte er ein „Bündel" Gedichte: „In sieben Farben", die einen wirklich neuen, eigenartigen und dabei in seiner Poesie so unendlich aufrichtigeu Lyriker verrieten. Gleichsam grübelnde Farbenstimmungen, ein beklommenes Leisegehen tunerhalb der Sphären und Zonen menschlicher Schmerzen, Verluste, Einbußen, Opferungsnotwendigkeiten, ein tiefergriffenes Stehenbleiben vor dem Kreuze des Nazareners — „Ecce homo!" — und dabei doch ein gelegeutliches Aufquellen hingebungsmutiger Lebensdithyrambik gab es auch hier, gerade wie in „Ger und Howa". Das Buch, ich meine der Biermythus, sollte allenthalben geleseu werden, sei es auch nur aus dem Bedürfnisse heraus, einmal wieder eine neue, gefühlsschwere und doch zugleich unendlich graziös leichtfüßige Lyrik kennen zu lernen, bei welcher die Ahnung, die Andeutung der Stimmung zumeist so rasilos in jenes köstliche, verhaltene Pathos eingeht, von dem die Sprache jungfräulicher Volkstümlichkeit zu sageu weiß. Engelbert Albrecht hat bisher also im ganzen recht wenig veröffeutlicht. Wir bedauern das aufrichtig. Aber nur um so erwartungsvoller sehen wir der Dichtung entgegen, die, das Werk einer stillen, bewegten dreißigjährigen Poetenarbeit, soeben für das öffentliche Erscheiuen vorbereitet wird. Wir werden Gelegenheit uehmen, sobald Albrechts „Ecce homo!" „heraus" ist, ausführlicher vom Wesen und der Art dieses Dichters zu sprechen.

Hermann Conradi.

Ein neues Buch von Victor Tissot, dem berüchtigten Verfasser einer ganzen Reihe von Schmähschriften gegeu Deutschland, unter denen besonders das seiner Zeit bei uns mit großer Entrüstung aufgenommene Buch: „Im Milliardenlande" bekannt geworden ist, betitelt sich: **„La Cour de Guillaume II, Empereur d'Allemagne"** (Paris, E. Dentu).

**Dieser Nummer liegen, ausgenommen der Postauflage, 600 Stück Verzeichnisse der Schriften von Ernst Rethwisch bei, worauf hiermit verwiesen wird.**

Digitized by Google

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

Soeben erschien:

# Für Herz und Haus.

## Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ. In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Nostitz-Rieneck, R. v., S. J., Das Problem der Cultur.** (Ergänzungsh. z. d. „Stimmen aus Maria-Laach". — 43.) gr. 8°. (IV u. 166 S.) ℳ 2.

**Jahresbericht** der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau 1888. gr. 8°. (32 S.) Mit vielen Illustrationen. **Gratis.**

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

Soeben erschien:

# Lücken in Garibaldi's Denkwürdigkeiten.

Von **Karl Blind.**

Preis broschiert 60 ₰.

Der Verfasser, welchen langjährige Freundschaft und mehrfaches Zusammenwirken sowohl mit dem italienischen Freiheitshelden wie auch mit Mazzini bis an ihr Lebensende verband, macht in vorliegendem Werkchen auf manche wichtige Vorgänge von allgemein geschichtlicher Bedeutung aufmerksam, die in den Memoiren Garibaldis unberührt geblieben sind. Es dürften diese Streiflichter von großem Interesse für jeden Geschichtsfreund und Forscher sein.

# Ein Blick in den amerikanischen Dichterwald

Von **Frank Siller.**

Preis broschiert 50 ₰.

Eine in knappen und scharfen Umrissen gegebene Übersicht der amerikanischen Dichter- und Schriftstellerwelt, dürfte das Werkchen jeden Litteraturfreund interessieren.

# Stimmen des Lebens.

**Gedichte von Wilhelm Jensen.**

**Broschiert ℳ 3.—, elegant gebunden ℳ 4.—**

Die eigenartige Schönheit und Kraft der Jensenschen Muse, die wir in seinen zahlreichen Poesieschöpfungen bewundern, tritt uns auch in seiner Gedichtsammlung entgegen. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters wird die Lektüre der Sammlung einen erhebenden Genuß bereiten.

# Deutsche Dichtung.

**Herausgeber:**

**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Olfers**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Filger, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

**Dresden.**

**L. Ehlermann.**


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 9. Februar 1889. Nr. 7.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

### WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Alphonse Daudet: „Gambetta." — A. G. von Suttner: „Victor Cherbuliez." — A. Wünn: „Parting of the ways." — M. Lehmann-Filhés: „Jon Arnason." — „Italienische litterarische Kritik." — Litterarische Neuigkeiten.

## Gambetta.*)

Übersetzt von K. v. Schlieben.

Eines Tages, Jahre, viele Jahre sind seitdem vergangen, trafen sich an meiner Table d'hôte des „Hôtel du Sénat," das ich bereits geschildert habe — so ein ganz kleiner Gasthof am Ende eines engen Hofes mit kalten, aber stets reingefegten Steinfliesen, wo einige Oleanderbüsche und Buchssträucher in ihren klassischen grünen Kübeln ein kümmerliches Dasein fristeten — angesichts eines reichlichen Mittagsmahles zu 2 Frcs. per Kopf, Rochefort und Gambetta. Rochefort hatte ich mitgebracht. Es schickte sich zuweilen, daß ich einen befreundeten Schriftsteller an dem einem Artikel im Figaro folgenden Tage einlud, wenn das Glück gerade lächelte; das brachte ein wenig Abwechselung in unsere etwas spießbürgerliche Tafelrunde und belebte sie. Unglücklicherweise waren Gambetta und Rochefort nicht geschaffen, sich gegenseitig zu verstehen, ja, ich bin geneigt zu glauben, daß sie an jenem Abend überhaupt nicht mit einander sprachen. Ich sehe sie noch, jeden an einem Ende, eine ganze Tafeltuchlänge von einander getrennt, und schon so wie sie geblieben sind: der Eine zugeknöpft, ganz in sich zurückgezogen, mit der trockenen und langsamen Lache, spärlich in seinen Bewegungen; der Andere, mit dem breiten, lachenden Gesichte, wie er poltert und gestikuliert, überschäumend und dampfend wie eine Weinkufe von Cahors. Und wie viele Dinge, wie viele Ereignisse kreuzten sich, ehe man sich's versah, in den Abschweifungen der beiden Tischgenossen, inmitten der spärlichen Schüsseln und langen Reihe von Servietten eines mageren Studentenmittagstisches!

Der Gambetta von damals war ein toller Kerl und betäubte die Kaffees des Lateinischen Viertels mit seiner donnernden Redseligkeit. Aber, möge sich der Leser nicht täuschen, die Kaffees des Viertels waren in jener Zeit nicht ausschließlich Kneipen, wo man nur trinkt und raucht. Inmitten des gebändigten Paris, ohne öffentliches Leben und ohne Zeitungen, blieben diese Zusammenkünfte der großherzigen und lernbegierigen Jugend die wahrhaften Kultstätten der Opposition oder vielmehr der gesetzmäßigen Widerstandskraft, die einzigen Orte, wo sich noch eine freie Stimme hören lassen konnte. Jeder von ihnen hatte seinen rednerischen Anziehungspunkt, einen Tisch, der in gewissen Augenblicken fast zur Tribüne wurde, und jeder Redner des Viertels hatte seine Bewunderer und Gesinnungsgenossen.

„Im Voltaire, da ist Larmina, der ist forsch — teufel! wie gewaltig er ist, der Larmina im Voltaire!"

„— Das mag sein; aber im Prokop, Pesquidoux ist noch viel gewaltiger als er."

Und man ging truppweise, eine förmliche Wallfahrt, nach dem „Voltaire" um Larmina, darauf nach dem „Prokop" um Pesquidoux zu hören mit jener naiven, brennenden Glaubensseligkeit unserer zwanzig Jahre in jener denkwürdigen Zeit. Im Ganzen bereiteten diese Diskussionen bei einem Glase Bier, im Tabakrauche unserer Pfeifen eine neue Generation vor und hielten jenes Frankreich wach, das man endgiltig chloroformiert zu haben glaubte. Mehr als ein Doktrinär, der heute groß geworden oder es wenigstens zu sein glaubt, erheuchelt einen Abscheu des guten Geschmacks für diese Sitten und behandelt die neuen Männer gerne als alte Studenten, und hat doch lange Zeit von den rednerischen Brocken oder

*) Als Probe aus Daudets jüngsterschienenen „Souvenirs d'un homme de lettres". Wir verweisen auf die Besprechung unter „Litterarische Neuheiten" und teilen diesen Abschnitt mit, um unsern Lesern ein Beispiel vorzuführen, von Daudets geistreicher Art, Erlebtes zu schildern. (D. H.)

Digitized by Google

von der Gedankenfülle solcher genialen Verschwender gelebt, die so zufällig bei Tisch gefallen sind, und lebt (ich kenne solche Männer) noch davon.

Gewiss verfuhren sich Einige unter unseren neuen Tribunen, ergrauten schnell, prahlten fortwährend und handelten niemals. Jedes Armeecorps hat seine Nachzügler, welche die Tête beim Dreinschlagen im Stich läßt; doch gehörte Gambetta nicht zu ihnen. Wenn er im Kaffee unter den Gasleuchtern sich allabendlich herumfocht, so hatte er doch stets redlich seine Tagesarbeit vollbracht. Wie der Dampfkessel am Feierabend seinen Dampfstrahl abläßt, so kam er dahin, um seiner Überfülle an Spannkraft und Gedanken in Worten Luft zu machen.

Das hinderte ihn durchaus nicht, eifrig seinen Studien zu leben, in der Konferenz Molé seine Preise davon zu tragen, seine Kollegien fleißig zu besuchen und schließlich seine Diplome und akademischen Würden zu erwerben. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie ich eines Abends Jemanden bei Madame Ancelot — mein Gott, wie lange ist das schon her — in jenem Salon der Rue Saint-Guillaume, voller lebhafter Greise und Vögel in Käfigen, zu der wohlwollenden Hausherrin sagen hörte: „Mein Schwiegersohn Lachaud hat einen neuen Sekretär, einen sehr redegewandten jungen Mann, wie es scheint — mit einem so komischen Namen . . . . wie nennt er sich nur gleich . . . . er heißt . . . . er heißt Herr Gambetta." Ja, ja, die gute alte Dame konnte freilich nicht voraus ahnen, zu was dieser junge Sekretär noch bestimmt war, von dem man damals sagte, er wäre redegewandt und hätte einen so komischen Namen. Und dennoch, abgesehen von dem unvermeidlichen Schliff, dessen Notwendigkeit die Praxis des Lebens auch weniger scharf begreifenden Naturen als der seinigen beibringt, abgesehen von einer gewissen Kenntnis der politischen Triebfedern und versteckten Motive, welche man sich leicht mit der Ausübung der Macht und bei der Handhabung der Geschäfte aneignet, war der angehende Advokat jener Zeit, was das Ganze seines Charakters und seiner Physiognomie anbetrifft, bereits der Mann, der er geblieben ist. Zwar noch nicht stark, aber behäbig, mit dem breiten Rücken, mit gewinnendem Gesichtsausdruck, sich schon mit Vorliebe, immer gehend, immer plaudernd, auf den Arm eines Freundes stützend, sprach er viel und bei jedem Anlaß, mit der spröden und starken Stimme des Südländers, welche die Sätze wie mit der Kouponschere auseinanderschneidet und die Worte einzeln zu Münzen ausprägt; aber er konnte auch zuhören, befragen, lesen, sich an Alles anpassen und so häufte er jenen enormen Vorrat an Gedanken und Thatsachen auf, welcher jedem so notwendig ist, der berufen scheint, eine Wendezeit und ein so verwickeltes Land wie das unsrige zu leiten. Gambetta ist einer der wenigen Politiker, welche Anteil an der Kunst nehmen und einsehen, daß die Wissenschaften von jeher einen bedeutenden Einfluß auf das Leben der Völker ausgeübt haben. Die vorgefaßte Meinung macht sich zuweilen flüchtig in seiner Unterhaltung geltend und dringt sogar in seine öffentlichen Reden, aber ohne Anmaßung, ohne Pedanterie und wie von Jemandem ausgehend, der die Künstler in der Nähe zu sehen gewöhnt ist und für den die Gegenstände der Wissenschaften und Künste etwas täglich vertrautes haben.

Zur Zeit des Hôtel du Sénat schwänzte der junge Rechtsbeflissene, dessen Freund ich war, manchmal eine Vorlesung und zog in den Museen umher, um die alten Meister zu bewundern oder um bei der Eröffnung des „Salon" den damals verkannten, großen Maler François Millet gegen die Lauen und Säumigen zu verteidigen. Sein Lehrmeister und Führer durch die sieben Kreise der Hölle der Malkunst war ein Südländer wie er, älter als er, mit starkem Bart, barsch, mit furchtbaren Augen, welche man unter den mächtigen, buschigen Brauen hervorleuchten sah wie ein Brigandenfeuer im Hintergrunde einer von Gestrüpp überwachsenen Höhle. Der Mann hieß Théophile Silvestre, ein prächtiger und unermüdlicher Unterhalter, mit der donnernden Stimme des Gebirglers, klangvoll wie der Stahl von Ariège,*) Schriftsteller von hoher Begabung, unvergleichlicher Kunstkritiker, der für die Maler schwärmte und mit der verständnisvollen Zartheit des Liebhabers und Dichters zugleich in sie einzudringen verstand. Er liebte Gambetta, als er noch unbekannt war, indem er in ihm die große Rolle, welche er einst spielen sollte, vorauswitterte, und er liebte ihn später, unbeirrt der tiefsten politischen Ansichtsverschiedenheiten, und sollte schließlich eines Tages an seinem Tische sterben, ich möchte sagen, vor Freude und im Rausch der lange verzögerten Versöhnung. Diese Gänge durch den „Salon", durch den Louvre, am Arme Théophile Silvestres, hatten Gambetta bei einigen Staatsmännern in spe, die seit Kindheit an steife Kragen und Halsbinden gewöhnt waren, in eine Art Ruf von Trägheit gebracht. Es sind das noch dieselben, freilich seitdem emporgestiegen, die, während sie stets voll von sich selbst sind und dabei hermetisch bis oben zugeknöpft, ihn unter sich im kleinen Kreise von frivolen und gehässigen Männern nicht ernst nehmen, weil ihm die Gesellschaft eines geistvollen Burschen, der Komödiant ist, behagt. Das beweist trotzalledem, daß Gambetta damals wie jetzt sich in den Menschen auskennt und das große Geheimnis besitzt, sich ihrer zu bedienen und doch beliebt bei ihnen zu sein. Noch ein Zug, welcher das Gemälde Gambettas in jener Zeit vollenden soll: dieser Mann mit der Stimme wie aus einem Sprachrohr, dieser furchtbare Redeheld, dieser große Prahler war doch kein Prahlhans. Ob das nun Rasseneinfluß ist? Aber dieser feurige Sohn von Cahors näherte sich in mehr als einer Beziehung der italienischen Grenze und der italienischen Klugheit; die Mischung des Genueser Blutes machte aus ihm zuweilen einen bedächtigen Provenzalen. So oft er auch sprach, und er sprach immer, ließ er sich doch nie vom Wirbelwind seiner Worte besinnungslos davontragen; obleich von einer feurigen Begeisterung, wußte er doch im Voraus den genauen Punkt, wo sein Enthusiasmus Halt machen mußte, und, um es

*) Ariège, Departement im südlichen Frankreich, dessen Reichtum an Metallen, besonders Eisen, sprüchwörlich ist. (Anm. des Übers.)

Digitized by Google

kurz in einem Wort zu sagen, er war, soviel mir bewußt ist, beinahe der einzige große Redner, der nicht zugleich seine Hörer mit widrigen Versprechungen abfütterte.

Eines schönen Morgens, wie das schließlich immer zu geschehen pflegt, war die lärmende Brut von jungen Männern, welche im Hôtel du Senat genistet hatte, ausgeflogen, da sie plötzlich gemerkt hatte, daß ihre Flügel ausgewachsen waren. Der Eine zog gen Norden, der Andere gen Süden; sie wurden in alle vier Himmelsrichtungen zerstreut. Gambetta und ich, wir verloren uns aus den Augen. Indes vergaß ich ihn keineswegs; da ich angestrengt meinen Arbeiten oblag und ganz abseits von der politischen Welt lebte, frug ich mich zuweilen: „Wohin in aller Welt muß mein alter Freund aus Cahors geraten sein?“ und ich war erstaunt, daß er noch nicht auf dem Wege war, Einer zu werden. Einige Jahre später befand ich mich im Senat, nicht mehr in dem bescheidenen Gasthaus, sondern im Senatspalaste, an einem öffentlichen Empfangsabend; ich hatte mich entfernt von Musik und Geräusch in die Ecke einer der längs der Wände eines Billardsaales hinlaufenden Divans geflüchtet, verloren in den ungeheuren Gemächern der Königin Maria von Medici. Es war damals die Zeit einer Krise und leise Regungen einer Art Liebenswürdigkeit machten sich fühlbar; das Kaiserreich liebäugelte mit den Parteien, sprach von gegenseitigen Zugeständnissen und versuchte unter der Maske von Reformen und Beschwichtigungen zugleich die gemäßigteren unter den Republikaner und die letzten Überbleibsel des alten liberalen Bürgertums an sich zu fesseln. Odilon Barrot, wenn ich mich recht erinnere, der ehrwürdige Odilon Barrot spielte Billard. Eine ganze Galerie von Greisen oder von vorzeitig ergrauten Männern umstanden ihn und verfolgten sicherlich weniger sein Karambolagespiel als seine Person mit gespannter Aufmerksamkeit.

Man wartete, bis ein Satz, ein Wort von seinen ehedem so beredten Lippen flösse, um das Wort oder den Satz aufzufangen und ihn pietätvoll, allerunterthänigst in ein Kristallgefäß zu verschließen wie der Engel mit der Thräne Eloahs that. Aber Odilon Barrot ließ sich zu keinem Worte herab, er setzte weiß, spielte seinen Ball, das Alles vornehm und mit einem schönen Anstand, in dem eine ganze Vergangenheit von bürgerlicher Feierlichkeit und von steifkragigem Parlamentarismus wieder aufzuleben schien. Anfänglich sprach man in seiner Nähe überhaupt nicht: die ehemaligen Konskribiertenväter, diese Epimeniden, die seit Louis Philipp und 1848 in Schlaf versunken waren, unterhielten sich nur mit sehr leiser Stimme, wie wenn sie nicht sicher wären, ob sie überwacht würden. Nur flüchtig konnte man die Worte auffangen: „Große Skandalgeschichte .... Prozeß Baudin .... Skandal .... Baudin.“ Da ich keine Zeitungen las und sehr spät am Tage ausgegangen war, wußte ich thatsächlich nicht, was es mit dem berühmten Prozeß für eine Bewandtnis hatte. Plötzlich hörte ich den Namen Gambetta: — „Wer ist denn eigentlich dieser Herr Gambetta?“ sagte einer der Greise mit einer Geringschätzung, die entweder beabsichtigt oder naiv war. Alle meine Erinnerungen aus dem Studentenleben schossen mir wieder auf. Ich hatte bisher still in meiner Ecke gesessen, ohne selbständiges Interesse als braver Schriftsteller, der von der Feder lebt und allzu frei von jeder Abhängigkeit und von politischem Ehrgeiz, als daß mir ein solcher Areopag, so ehrwürdig er auch war, hätte imponieren können. Ich erhob mich: — „Dieser Herr Gambetta? Aber der ist wirklich ein sehr beachtenswerter Mensch. .... Ich habe ihn gekannt als ganz jungen Mann, und wir alle haben ihm die glänzendste Zukunft prophezeit.“ Ah, wer das allgemeine starre Entsetzen bei dieser Äußerung gesehen hätte, wie die Karambolage stockte, die Billardqueues herabrutschten, wie sie Alle erregt aufblickten und wie mich selbst die Billardbälle unter der Lampe mit ihren runden Augen anglotzten. Woher kam denn Der, dieser Unbekannte, der sich herausnahm, einen Anderen zu verteidigen und noch dazu vor Odilon Barrot! .... Ein geistreicher Mann (deren findet man überall), Herr Oscar de Vallée, rettete mich. Er war Advokat, Generalprokurator, was weiß ich? vielleicht nur Winkelschreiber, und selbst sein im Kleiderschrank ruhendes Amtsbarett verlieh ihm offenbar das Recht, gleichviel wo zu sprechen; er sprach: — „Der Herr haben recht, vollkommen recht, Meister Gambetta ist nicht so irgend ein x-beliebiger; wir sind alle große Bewunderer seiner Beredsamkeit im Palais ....“ und da er ohne Zweifel einsah, daß das Wort Beredsamkeit die Gesellschaft kalt ließ, fügte er, sich steigernd, hinzu: „.... seiner Beredsamkeit und seiner Unverfrorenheit! ....“

Kam der letzte Ansturm gegen das Kaiserreich. Monate wie mit Pulver geladen, aus jedem Winkel eine Drohgebärde, ganz Paris zitterte unter irgend einem vorauseilenden Windhauch, wie der Wald vor dem Sturm; ah, wir waren im Begriff etwas zu sehen, wir Alle von jener Generation, die sich beklagte, nie etwas erlebt zu haben. Gambetta war in Folge seiner gewandten Verteidigung im Prozeß Baudin im besten Zuge, ein großer Mann zu werden, die Alten von der republikanischen Partei, die Kämpfer von 51, die Verbannten, die alten „Graubärte“, empfanden für den jungen Tribunen väterliche Zärtlichkeit, die Faubourgs erwarteten alles von dem „einäugigen Advokaten“, die Jugend schwor nur auf ihn. Ich begegnete ihm zuweilen: „er sollte zum Deputierten ernannt werden .... er kam eben von einer großen Wahlversammlung zurück, der er in Lyon oder auch in Marseille beigewohnt! ....“ Immer thätig, nach Pulver riechend, immer in der Erregung einer morgen zu erwartenden Schlacht, laut sprechend, mit kräftigen Händedrücken und die Haare mit einer Miene voller Entschiedenheit und Energie nach hinten werfend. Bezaubernd liebenswürdig übrigens, umgänglicher denn je, ließ er sich gern auf seinem Weg anhalten, um zu plaudern und zu lachen: „Bei Meudon frühstücken? erwiderte er einem seiner Freunde, der ihn aufforderte; gern! aber an einem dieser Tage, wenn wir erst dem Kaiserreich den Garaus gemacht haben!“

Und nun kam der Zusammenstoß, der Krieg, der

Digitized by Google

4. September. Gambetta wurde zugleich mit Rochefort Mitglied der Nationalverteidigung. Sie begegneten einander wieder vor dem grünen Tuch, wo die Erlasse und Ernennungen unterzeichnet werden, gerade wie damals vor der Wachstuchserviette meines Mittagstisches. Die plötzliche Erreichung dieser Machtstellung überraschte mich übrigens an meinen beiden Gefährten aus dem Lateinischen Viertel durchaus nicht. Die Luft war in jenem Augenblicke voll von viel mehr überraschenden Wunderdingen. Der große Lärm des zusammenprasselnden Kaiserreiches hallte noch in Aller Ohren und verhinderte, daß man die dröhnenden Tritte der herannahenden preußischen Heere vernahm. Ich kann mich eines ersten Ganges durch die Straßen entsinnen. Ich war vom Lande zurückgekehrt — aus einem ruhigen Winkel des Sénarter Forstes — und sog noch immer den frischen Atem der Blätter und des Flusses ein. Ich fühlte mich wie betäubt: das war nicht mehr Paris, das war ein riesiger Jahrmarkt, eine Art ungeheurer Hauptkaserne. Alle Welt in Militärmütze; die kleinen Handwerker waren plötzlich durch das Verschwinden der Polizei frei geworden und erfüllten die ganze Stadt wie beim Herannahen des Neujahrstages mit buntfarbigen Maskeraden und entsetzlichem Schreien. Die Menge zitterte, der Tag senkte sich; in der Luft schwirrten Fragmente aus der Marseillaise.

Dann schrie wieder plötzlich eine schnarrende und zischende Vorstadtstimme: „Kauft dem Bonaparte seine Frau, ihre Freudengelage, ihre Geliebten . . . kauft . . . nur zwei Sous!“ und es wurde mir ein viereckiger Wisch zugeschoben, ein Flugblatt, noch naß aus der Druckerei. Welch' ein Traum! Und das mitten in Paris, nur zwei Schritt von den Tuillerien entfernt, wo noch das Lärmen der letzten Feste webte, auf den nämlichen Boulevards, welche ich erst vor wenigen Monden in ihrer ganzen Breite von den mit Knüppeln dreinhauenden Schwaden der Polizei hatte reinfegen sehen. Der Gegensatz machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich hatte fünf Minuten lang das scharfe und handgreifliche Gefühl von dem schrecklichen und grandiosen Begriff, den man Revolution nennt.

Ich sah Gambetta einmal während jenes ersten Abschnittes der Belagerung im Ministerium des Innern — wo er sich wie zu Hause eingerichtet hatte, ohne Erstaunen, ganz wie ein Mann, dem ein lang vorhergesehenes Glück widerfährt — wie er eben in aller Ruhe väterlich, mit der gutmütigsten, dabei etwas schalkhaften Miene von der Welt seine Abteilungschefs empfing, die noch gestern verächtlich gesagt hatten: „der kleine Gambetta!“ und die heute schwanzwedelnd und devotest den Rücken krümmten: „wenn der Herr Minister mir huldvollst gestatten wollten!“

Dann sah ich Gambetta nur vereinzelt wieder, gleichsam als übernatürliche Erscheinung und wie durch einen plötzlichen Riß, der in dem allgemeinen Dunkel entstand, das gleich einer kalten und düsteren Wolke über dem belagerten Paris sich ausbreitete. Eine dieser Begegnungen hat mir eine unvergeßliche Erinnerung zurückgelassen. Sie fand auf dem Montmartre statt, auf dem Platze Saint Pierre, am Fuße jener lehmigen von Gyps durchsetzten Anhöhe, welche die Arbeiten der Kirche zum Heiligen Herzen seitdem mit rollenden Bautrümmern verdeckt haben, wo aber damals noch, trotz der zahlreichen Schritte der sonntäglichen Spaziergänger und trotz der tollen Jagden der Gassenbuben, zertreten und ungleichmäßig einige magere Rasenstreifen grünten. Unter uns lag im Nebel die Stadt mit ihren tausend Dächern und ihren ununterbrochenen Geräuschen, die von Zeit zu Zeit schwiegen, um in der Ferne die dumpfe Stimme der Kanonen auf den Forts hören zu lassen. Es befand sich auf dem Platz ein kleines Zelt und in der Mitte einer von einem Seil abgesteckten Rundung ein großer gelber Ballon, der an seinem Tau zog und hin und her schwankte. Gambetta, so erzählte man, stände im Begriff, aufzusteigen, um die Provinzen zu elektrizieren, sie zur Befreiung von Paris aufzustacheln, um die Geister anzufeuern, den Mut wieder zu beleben, und um endlich (und vielleicht wäre es ihm ohne den Verrat Bazaines geglückt) die Wunder von 1792 zu erneuern! Anfangs bemerkte ich nur Nadar, meinen Freund Nadar, mit seiner Luftschiffermütze, die bei allen Ereignissen der Belagerung eine Rolle gespielt hat; dann mitten in einer Gruppe Spuller und Gambetta beide dicht in Pelze eingehüllt. Spuller war sehr ruhig, mutig in seiner Geradheit, aber er konnte seine Augen nicht von jenem riesigen Ungeheuer abwenden, in dem er in seiner Eigenschaft als Kabinettssekretär Platz zu nehmen bestimmt war; er murmelte fortwährend mit traumverlorener Stimme: „Das ist wirklich eine ganz außerordentliche Geschichte“. Gambetta hingegen plauderte wie immer und bog sich wie in freudiger Erwartung des Abenteuers hin und her. Als er mich sah, schüttelte er mir die Hand; ein Händedruck, der vielsagend war. Dann stieg er mit Spuller in die Gondel: „Laßt alles nach!“ rief Nadars Stimme. Einige Grüße, ein Durcheinanderrufen „Vive la République“, der Ballon stieg auf, und alles war vorüber.

Der Ballon Gambettas kam mit heiler Haut an, aber wie viel andere fielen von preußischen Kugeln durchbohrt, oder kamen um, bei der Nacht auf freier See, ohne das unwahrscheinliche Abenteuer desjenigen zu rechnen, der vom Sturme zwanzig Stunden umhergetrieben, endlich in Norwegen in nächster Nähe der Fjords und des Eismeeres scheiterte. Gewiß lag, was man auch dazu gesagt hat, ein gewisser Heroismus in diesem Aufstieg und ich kann nicht ohne Bewegung an diesen letzten Händedruck denken und an die unscheinbare Gondel aus Weidengeflecht, welche kleiner und gebrechlicher als der geschichtliche Nachen Cäsars, die ganze Hoffnung von Paris, in den winterlichen Himmel entführte.

Ich traf Gambetta erst ein Jahr später wieder, beim Prozeß Bazaines, in jenem Sommerspeisesaal der Marie-Antoinette im Trianon, dessen zierliche Säulengänge sich zwischen dem Grün der beiden Gärten hinziehen und, der durch Tapetenbehänge und Verschläge zu Zwecken des Kriegsrats umgeformt, verbreitert und vergrössert, noch immer in seinen mit Tauben und Amoretten bevölkerten Pfeilerspiegeln

Digitized by Google

in der Erinnerung den feinen Duft einstiger Eleganz bewahrte. Der Herzog von Aumale führte den Vorsitz; Bazaine befand sich auf der Anklagebank, hochmütig, trotzig, schuldunbewußt, despotisch, die Brust mit dem roten Bande des Großcordons geschmückt. Und sicherlich lag etwas Erhabenes in dieser Schaustellung eines Soldaten, der als Vaterlandsverräter vor der ganzen Republik durch einen Abkömmling der alten Könige verurteilt werden sollte. Die Zeugen marschierten auf: Uniformen und Blusen, Marschälle und Gemeine, Angestellte der Post, ehemalige Minister, Bauern, Weiber, Förster und Grenzaufseher, deren Füße, die an den elastischen Boden der Wälder und an den holprigen Steinschutt der Landstraßen gewöhnt sind, auf den glatten Parquets ausg'itten und über die Falten der Teppiche stolperten, und die Einen mit ihrem ungeschickten und schüchternen Gruß hätten lachen machen können, wenn die urwüchsige Verwirrung so vieler unterthäniger Heldengestalten nicht eher zu Thränen gestimmt hätte. Welch ein getreues Abbild jenes erhabenen Dramas des Einsetzens sämtlicher Kräfte für das Vaterland, wo alle, Große und Kleine, ihre Pflichten vorfinden. Gambetta wird aufgerufen. In diesem Augenblick entfesselten sich alle reaktionären Haßgefühle gegen seinen Namen und es wurde davon gesprochen, auch ihn zu verfolgen, selbst ihn. Er trat ein im leichten Überzieher, den Hut in der Hand, und machte im Vorbeigehen gegen den Herzog von Aumale eine leichte Verbeugung, oh, aber eine solche Verbeugung, daß ich sie noch heute sehe: nicht zu steif, nicht zu tief, weniger eine Verbeugung als ein Freimaurerzeichen des Einverständnisses, wie unter Leuten, die, selbst wenn sie sich meinungsverschieden wissen, doch sicher sind, daß sie sich bei gewissen Fragen des Patriotismus und der Ehre auf demselben Boden begegnen und verstehen werden. Der Herzog von Aumale machte durchaus keine verdrießliche Miene, und ich war in meiner Ecke entzückt über die korrekte und würdige Haltung meines ehemaligen Gefährten; — dennoch konnte ich ihm kein Glück dazu wünschen und zwar aus folgenden Gründen. Paris war kaum entsetzt und alles zitterte noch unter dem durch die Belagerung erzeugten Fieber, als ich über Gambetta und die Verteidigung in der Provinz einen aufrichtig empfundenen, aber dennoch sehr ungerechten Artikel schrieb, den ich nachher, als ich besser unterrichtet war, mit Freuden aus meinen Büchern zurückgezogen habe. Ganz Paris war in jenem Augenblick ein wenig toll, ich wie die Anderen. Es wurde so viel gelogen, so viel geschauspielert. Wir hatten an den Mauern der Rathäuser so manche hoffnungsfreudigen Anschläge gelesen, so viele erhebende Proklamationen, denen am darauffolgenden Morgen ebenso viele klägliche Rückschläge folgten; man ließ uns mit geschultertem Gewehr und dem Tornister auf dem Rücken so viele unsinnige Hinundhermärsche ausführen; wir mußten oft im blutigen Schlamme, unbeweglich, unnütz, gefühllos auf dem platten Bauch liegen, während uns die Geschosse über den Rücken regneten.

Und diese Spione und Telegramme! „Haben die Höhen von Montretout besetzt, der Feind geht zurück!“ oder wohl gar: „Bei dem vorgestrigen Gefecht zwei Helme und den Tragriemen einer Flinte genommen.“ Und Alles das, während in Paris vicrmalhunderttausend Nationalgardisten, denen es nach einem ehrlichen Ausfall oder Kampfe gelüstete, marschbereit waren! Paris mit offenen Thoren wäre eine andere Sache gewesen; und während in der Provinz gesagt wurde: „Paris hat sich nicht geschlagen!“ pfiff man sich in Paris das Lied: „Feige seid ihr von der Provinz im Stich gelassen worden.“ Wütend, schamerfüllt, machtlos, daß man in dem Nebelgebräu von Haß und Lüge nichts unterscheiden konnte, überall Verrat, Feigheit und Dummheit witternd, war man schließlich dahin gelangt, Alles, Paris und die Provinz in einen Topf zu werfen. Der Zusammenklang hat sich erst wieder hergestellt, seit man klar in den Dingen sah. Die Provinz hat vernommen, welch' nutzlosen Heroismus Paris fünf Monate lang entfaltet hat, und ich, der ich Pariser unter der Belagerung war, habe für meine geringe Person erkannt, wie bewunderungswürdig die Handlungsweise Gambettas in den Departements und jene große Bewegung des Verteidigungsausschusses war, in der wir Alle zuerst nur eine Reihe prahlerischer Taraskonaden sahen.

Vor zwei Jahren trafen wir von Neuem mit Gambetta zusammen. Ohne weitere Auseinandersetzung kam er mir mit ausgestreckten Händen entgegen; das geschah in Ville-d'Avray bei dem Verleger Alphonse Lemerre, in dessen Landhaus, welches Corot*) so lange bewohnt hat. Ein reizendes Haus, ganz geschaffen für einen Maler oder Dichter, noch völlig im Stil des achtzehnten Jahrhundert mit seinem gut erhaltenen Tafelwerk, seinen Spiegelthüren und einer kleinen Halle, die auf den Garten geht. In eben diesem Garten nahmen wir das Frühstück ein, unter freiem Himmel, unter Blumen und Vögeln, unter den mächtigen Bäumen, die der alte Meister zu malen liebte und die von einem wegen der kühlenden Nähe der Weiher so erfrischenden Grün waren. Wir blieben den Nachmittag, um die Erinnerungen an die Vergangenheit wieder aufzufrischen, noch ganz so wie einst in Paris, Gambetta, der Doktor und ich, die letzten Überlebsel unserer Mittagstafel. Dann kam das Gespräch auf die Kunst, auf die Litteratur. Gambetta, das kann ich freudig bestätigen, las alles, sah alles, und blieb ein gewandter Beurteiler und gebildeter Kenner. Oh, das waren fünf köstliche Stunden, welche wir an jener einsamen, blühenden und grünenden Stätte verbrachten, hingepflanzt zwischen Paris und Versailles, und doch so entfernt von allem politischen Lärm. Gambetta, schien es, wußte ihre Reize voll zu würdigen: acht Tage nach diesem Frühstück unter den Bäumen kaufte auch er sich ein Landhaus in Ville-d'Avray. Alphonse Daudet.

*) Bedeutender Landschaftsmaler, der 1875 starb. (Anm. d. Übers.)

Digitized by Google

## Victor Cherbuliez.

„La vocation du comte Ghislain".

(Paris, Hachette & Comp.)

Es gehört zu den seltenen Fällen, daß ein Schriftsteller in zwei ganz verschiedenen Fächern hervorragendes leistet und nicht allein als Politiker, sondern auch als Romantiker ein hohes Ansehen genießt. Als ersterer ist G. Valbert den Lesern der Revue des deux mondes ebenso willkommen, wie sein Doppelgänger, der Erzähler V. Cherbuliez, und daß man ihn auch über die Grenze Frankreichs hinaus zu schätzen weiß, bewies Kaiserin Augusta, als sie den Wunsch äußerte, den geistvollen Mann persönlich kennen zu lernen.

Der deutschen Leserwelt ist Cherbuliez aus einem Halbdutzend seiner in unsere Muttersprache übertragenen Werke bekannt; da aber der gegenwärtige Geschmack noch immer auf den „Familienroman" gerichtet ist, so möchte ich bezweifeln, daß dieser Schriftsteller für Denker — und noch dazu für Freidenker — bei uns die rechte Würdigung findet, denn nach der Versicherung maßgebender Schriftleiter wollen die Leser ja nicht zuviel zu grübeln bekommen. „Spannung!" das ist das Schlagwort . . . Spannende Verwickelung — ein paar gute Kerle — ein paar böse — die guten: wahre Erzengel — die bösen: wahre Teufel, . . . kurz, ein Märchen für große Kinder, in dem die Tugend ihre Belohnung, das Laster seine Strafe findet; das wünscht der echte und rechte deutsche Zeitungszahler für seine Zerstreuung.

Nun ist aber der Verfasser der vocation du comte Ghislain ein Dichter, der, mit einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe und mit viel Menschenkenntnis ausgestattet, nicht anders, als nach der Natur zeichnen kann und will. So wie er dem Leser zuliebe nie ein Stück Wüste in ein Paradies verwandeln wird, ebensowenig wird er es über sich bringen, einen Menschen, dessen Schwächen er durchblickt, als fehlerlos hinzustellen. Er ist der Ansicht, daß es keine vollständigen Biedermaier giebt, und ich halte diese Ansicht für die richtige: Irgendetwas haftet einem jeden an, was eben zu den Merkmalen unserer Rasse gehört, die noch weit entfernt ist, den Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben; bei dem einen ist dieses „etwas" eine kleine Schwäche, die manchmal sogar ganz liebenswürdig — sehr oft harmlos, . . . manchmal aber auch böse, verächtlich — abscheulich sein kann.

Der Held obgenannten Romanes ist eben eine von den schwachen Naturen, die nicht eine gewisse Grenze überschreiten, um uns zu einem verdammenden Urteile zu berechtigen; ein Schwächling, der bald im Genusse schwelgt, bald, von der Welt angeekelt, die Einsamkeit sucht, um sich dort in Reuegedanken zu ergehen — ein Salomo, der zehntausend Weiber liebt und hernach alles eitel findet, . . . heute himmelhoch jauchzend — morgen zu Tode betrübt! Halten wir ein wenig unter unseren Mitmenschen Umschau, so werden wir nicht selten gerade in der Jetztzeit solche Käuze ausfindig machen. Um sie aber treu wiederzugeben, dazu bedarf es nicht allein einer besonderen Beobachtungsgabe und eines eingehenden Seelenstudiums, damit aus kleinen Einzelnheiten ein wohlgetroffenes Gesamtbild entstehe, sondern man muß auch ein Meister der Feder sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, durch ein Zuviel oder Zuwenig eine Zerrgestalt, eine Lächerlichkeit oder eine Abscheulichkeit zu schaffen. Dieses Taktgefühl, dieses Vermögen, das richtige Maß einzuhalten, besitzt Cherbuliez in hohem Grade; nie läßt er sich zu einer Übertreibung verleiten, immer giebt er seinen Personen nur den ihnen naturgemäß zukommenden Teil mit auf den Weg und darum gerät er auch niemals aus dem Gleichgewichte. Jener Leser, der in einem Buche nicht ausschließlich einen Zeitvertreib, sondern einen Genuß sucht, setzt sich bald ganz unbewußt in eine geistige Verbindung mit dem Dichter und bald stellt es sich dann auch heraus, ob ersterer in letzterem seinen Meister fühlt oder nicht. Ich möchte den Vergleich wagen mit einem Seilkünstler, der die Zuschauer in Atem erhält, bis diese schon nach wenigen Schritten entscheiden: „Der Mann fühlt sich dort oben in der Höhe gerade so sicher, wie wir uns hier unten auf den Brettern des Fußbodens," und augenblicklich teilt sich diese Sicherheit uns mit, so daß wir an die Gefahr eines Sturzes gar nicht mehr denken. Ebenso geht es uns bei jenem, der berufen ist, den Geist in Atem zu halten — und die beruhigende Gewißheit, daß ein Herunterpurzeln nicht möglich ist, gewährt uns Cherbuliez immer in seinen Romanen. Wir fühlen, daß er über seinem Personal steht, daß da ein scharfer Geist waltet und eine Meisterhand die Feder führt und daß wir ihm unser vollstes Vertrauen schenken können.

Graf Ghislain ist, wie gesagt, ein Schwächling, und wir gönnen ihm die kleinen Schicksalsschläge, an denen er selbst die Schuld trägt — aber wir gönnen ihm doch auch die endliche Einfahrt in den ruhigen Hafen. Der Verfasser thut nichts, um den Charakter seines Helden zu beschönigen, er verschweigt uns keine seiner vielen Sünden, allein bei allem dem sucht er dem ewigen Zweifler unsere Zuneigung zu erhalten, und dieses schwere Stück Arbeit gelingt ihm vollkommen. Der Grund liegt eben darin, weil der Dichter es versteht, seine Gestalten vollkommen lebenswahr zu zeichnen — nicht schlechter, nicht besser, als jene Menschen, mit denen wir wirklich in Berührung kommen und denen wir trotz ihrer mannigfaltigen Fehler nicht ernstlich gram werden können.

Ebenso vortrefflich wie die beiden Helden, der junge Graf und die Tochter des benachbarten Freiherrn, sind die übrigen Personen dargestellt: Der Bruder des Barons, der sich in seinen jungen Jahren den Wünschen der Mutter geopfert, um Missionär zu werden und den größten Teil seines Lebens in Annam verbracht hat — die Baronin — der alte Geck von einem Marquis — dessen lebenslustige, selbstgefällige, eitle Gattin — die ehemalige Halbweltlerin, Madame Demonte, die jetzt, da sie von ihren Renten lebt, zu wohlthätigen Zwecken sammelt und gar zu gern in die „Gesellschaft" aufgenommen

Digitized by Google

würde — deren Nichte, Madame Finch, welche das Unglück gehabt, sich von einem Amerikaner verführen zu lassen und wenigstens den einen Vorteil daraus zieht, daß sie sich auf seine Witwe spielt — und schließlich der feiste, lüsterne Epikurecr Furette; alle diese Leute sind mit einer wirklichen Kunst und Feinheit wiedergegeben.

Was ich aber die Hauptwürze eines jeden Cherbuliezschen Romans finde, ist der Geist, den der Verfasser demselben einzuhauchen weiß; da ist keine Aufdringlichkeit, immer auch das richtige Maß, und das erfrischt, das erfreut; man lauscht mit Vergnügen den Zwiegesprächen, die der Verfasser, der seine Hausherrnpflichten kennt, einzuleiten weiß; auf der Höhe der gegenwärtigen Naturphilosophie stehend, unterläßt er es nie, eine seiner Personen zu ihren Gunsten reden zu lassen, und wo sich da eine Gelegenheit trifft, bittet sich unversehens G. Valbert zu Gaste, um seine scharfsinnigen, witzigen, hier und da auch beißenden Bemerkungen einzuflechten*).

Den genußreichsten Abend während meines Pariser Aufenthaltes verbrachte ich im Cherbuliezschen Hause; es waren nur wenige Personen anwesend: Renan, Halévy, Rothan samt Gattin und Tochter, der Herr und die Damen vom Hause — aber da hätte man das Recht haben mögen, gleich dem Wanderer in der Wüste in dieser Oase sein Zelt aufzupflanzen und zu sagen: „Hier gefällt es mir — hier will ich bleibcn!" So oft ich einen Roman zur Hand nehme, der den Namen Cherbuliez auf dem Titelblatte führt, fühle ich mich in jenes Gesellschaftszimmer der rue de Tournon zurückversetzt.

A. G. von Suttner.

## The Parting of the Ways.

A Novel by M. Betham-Edwards.
Leipzig. Bernhard Tauchnitz.

Stets wird Derjenige den Vorteil und mit ihm den Geldmarkt für sich haben, der den Zeitgeist bei der richtigen Stelle richtig zu erfassen und ihn auszubeuten versteht. Für die Logik des Satzes entwickeln die englischen Schriftsteller ein klareres Verständnis, als die deutschen. Diese schicken ihre Phantasie nach Afrika und wer weiß wohin, ihnen reizvollen Stoff für ihren Leserkreis herbeizuschaffen, den sie dann lieben mit dem schärfsten Pfeffer zu würzen. Auf diese Weise erziehen sie den Menschen Nervosität und nicht zu befriedigenden Geschmack an. Der Engländer verfährt praktischer, daher fesselnder und nützlicher. Er bleibt im Lande und schafft sich seinen Ruf und Ruhm, indem er seinen Zeitgenossen mit Vorliebe ihr Spiegelbild vorhält, und sie nur zur Abwechslung, immer seinen Zweck im Auge, in fremde Länder spazieren führt. Genau so handelt Betham-Edwards in the Parting of the Ways. Mit welchem Erfolge, belehrt das Buch den Leser ausgiebig. Durchdacht angelegt, zeigt es auf ergötzliche Weise ein Bild modernen Lebens mit lebhaftem, zusammengehaltenem Vordergrunde, durchgeführtem Hintergrund und Aufmerksamkeit erregenden Seitenverzierungen. Die in dem Gemälde vorgeführten Personen bestätigen die Neigung der Engländer zur Kleinmalerei. Sie sind im Allgemeinen dafür geschaffen. Es entgehen ihrem instiktiven Blicke und Empfinden nicht die feinsten, kaum merkbaren Charakterstriche, durch deren Bloßlegung sie den denkenden Leser frappieren und ihm interessant werden. Er gewinnt durch sie auf sich selbst rückwirkende Erfahrung. Ein weiterer Vorzug ihrer Federzeichnungen ist, daß die die Natur nicht einmischen der Beschreibung, ja, der ausfüllenden Beschreibung halber, sondern sie des engen Zusammenhanges mit der Stimmung und der Handlung des gegebenen Vorwurfs wegen verwenden. Auch diese Behauptung bethätigt die vorliegende Novelle. Aufgebaut auf dem Boden der Gegenwart, entrollt sie ein Bild moderner Ansichten, deren Gipfelung durch ironisierende Farbenunterlage die Unmöglichkeit von deren dauerndem Bestande durchschimmern läßt. Ist die höchste Höhe erstiegen, geht es naturgemäß wieder bergab, weil die Natur sich das Recht der Ausgleichung nicht nehmen läßt.

Die Übertragung des Buches ins Deutsche ist keine leichte Aufgabe, insofern eine gute Übersetzung ins Auge gefaßt wird. Freilich sollte eine solche Voraussetzung selbstverständlich sein, ist es indes nach massenhaft vorliegenden Beweisen durchaus nicht. Gerade durch Übersetzung wird unglaublich gesündigt. Es ist nur gerechtfertigt, wehren sich in den Leihbüchereien die Leser gegen übersetzte Bücher. Es giebt wenige gute Übersetzer, weil Wenige dieser Handlangerarbeit der Schriftstellerei das nötige Nachdenken, den nötigen Fleiß zuwenden. Einem Werke voll gerecht zu werden bei der Übertragung von einer Sprache in die andere, ist keine Kleinigkeit. Es ist die Arbeit des Marmorbildhauers dem Urbildner gegenüber. Der Geist des Werkes und die Sprache, in der es redet, wollen nicht allein begriffen, sie wollen durchempfunden werden. Es muß, Jeder in seinem Fache, der Meister dem Meister gegenüberstehen, soll das Werk gelingen. Würde von den Übertragern fremdländischer Werke in der Schriftstellerei mit dieser Überzeugung die Arbeit des Übersetzens unternommen, so gäbe es allerdings Mangel an Übersetzern, aber um so vollendetere Übersetzungen, die nicht allein Genuß bietend wären, sondern durch den ihnen entströmenden Nationalgeist politisch wichtig, weil sie schneller Völker verbinden würden, wie alle Diplomatenfedern und Reden es vermöchten.

In the Parting of the Ways ist es ungemein schwer, die naive Form des frischen Alltagsenglisch wiederzugeben. In einem solchen, die breiten, feineren Gesellschaftsschichten Englands beherrschenden Englisch ist es ebenso treffend geschrieben, wie jeder darin vorkommende Charakter typisch richtig erfaßt und bildnißähnlich wiedergegeben ist.

*) Eben erfahre ich, daß „La vocation du comte Ghislain" von der Tochter des verdienstvollen Professors Lotheisen ins Deutsche übertragen worden ist. Ich glaube, so mancher Schriftleitung einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache.

Digitized by Google

Wie wäre das schon Mr. Rapham gegenüber nicht zuzugeben, der, ein Urbild der englischen Gewinnsucht, ihrer abgehärteten Grundsätze, mit dem lüsternen Willen, als Kind des Volkes, sich durch die Macht des Geldes zum hohen Etwas emporzuschwingen, eine ganze Charakterzeichnung ist. Desgleichen Mrs. Bee, die glanzvoll in dem unbrechbaren Stolze der verschämten Armen sich brüstet und lieber Hungers stirbt, als zu einem öffentlichen, splendiden Freiessen zu gehen. Ferner Lady Letitia, die verschämte Armutsadlige, die sich mit Würde herabläßt, einem Bürgerlichen, der ja „gewesener" Fabrikant, aus dem überreichen Blütenkranze ihrer pfenniglosen Töchter eine verwelkte Blume in Auswechselung seines Reichtums gütigst zu überlassen!

Ja, Geld und Geld, immer wieder Geld nimmt als Oberherrscher aller Herrscher den Kaiserthron der Welt ein, doch ohne für den Einzelnen den Purpurmantel des Glücks um die Schultern geschlagen zu haben. Das erfährt Mr. Rapham entsetzlich, als er, den seine Handelsverhältnisse in fremden Landen festgehalten hatten, daß er seinem Vaterlande fast entfremdet worden, nach demselben zurückkehrt, um seiner inzwischen erwachsenen, mutterlosen Tochter ein prunkvolles Heim zu geben. Es herzustellen war ihm nicht schwer bei dem fortschrittlichen Siebenmeilenstiefellaufe des Jahrhunderts im klugen Heimatlande. Es kostete ihn aus der Ferne wenige Befehle an das berühmte Versorgungshaus Allchere & Comp., das ihn und seine Tochter, und wen es beliebte, für sein schweres Geld mit Allem, was auf Erden zu haben war, versorgte auf Kontrakt. Nicht ein Deut hatten die Kunden dieser Wundermänner sich um etwas zu bekümmern. In dem Zauberreiche des in der Welt zum Wohle der Menschheit nur noch allein sich mit Arbeit beschwerenden Hauses konnte man für die Kleinigkeit „Geld"! Alles haben, ohne den geringsten Ärger, selbst tadellose Dienstboten. Jedenfalls gestattete das kluge „Haus" zu dem Zweck keinem Sozialdemokraten seine Schwelle zu überschreiten. Die dienende Menschenklasse blieb zum Jammer dieser Menschenbeglücker bei Allchere & Comp. dumm, um brauchbar zu bleiben. So gelang es Allchere & Comp. die Sonnenstrahlen der Ruhe, des Gehorsams, des vollendeten Glückes über seine glückliche Kundschaft auszubreiten, der als letzter Wunsch nur noch übrig blieb, Allchere & Comp. auch ihre Seelen für ihr gutes Geld in Kontrakt zu geben, um auch der Sorge für sie ledig zu werden. Wer der Vertraute des Weltkaisers „Geld" ist, dem sagt der Zeitgeist, er kann Alles erreichen, bis auf das armselige Wort: Glück. Darüber zu verfügen, das hat sich der Himmel einstweilen noch vorbehalten. So erfuhr es Mr. Rapham seiner jungen, fein besaiteten Tochter gegenüber. Auf ihr lastete der Druck des Geldes, lasteten die verknöcherten Grundsätze ihres Vaters, da Wißbegierde und dunkele Ahnung in ihr aufstieg, womit der Vater die Millionen im Schweiße seines Angesichts erworben habe. Die Klarheit hierüber brachte ihr eine Szene bei der Wahlrede eines Parlamentskandidaten, der ein Bekannter des Raphamschen Hauses, von ihrem Vater mit Geld unterstützt worden war behufs seiner Wahl, wünschte doch Mr. Rapham sich den Edelmann zum Schwiegersohn. Für sich den Adel, für den verarmten Edelmann das Geld des — Knechtes.

Der Knalleffekt der Rede Mr. Villedieus hieß: „keine Sklaven mehr, Tod und Schande den Sklavenhändlern". Es lautete gerade das neueste Schlagwort so! Wie beredt schilderte er das elende Los dieser Unglücklichen, — obschon es ihm persönlich gar keine Schmerzen machte — wie verdammte er die Sünde des Sklavenhandels, die nur der kenne in ihrer Höllenhaftigkeit, der in jenem Lande gelebt, wie z. B. der ehrenwerte Mr. Rapham; ihn fordere er auf, der Versammlung Zeugnis für seine Worte abzulegen. Geisterbleich gehorchte Mr. Rapham dem Rufe. Beim Auftritt auf die Rednertribüne den Vorredner streifend, ballte sich seine Faust gegen diesen und — vom Schlage gerührt, brach der ehemalige Sklavenhändler scheinbar tot zusammen. Als er in seinem Hause zu sich kam, standen seine Tochter und er am „Scheidewege", der sie von einander trennte.

Ein Schlag anderer Art hatte den unvorsichtigen Urheber der Szene, Mr. Villedieu, an den Scheideweg geführt. Nach moderner Herren Sitte der Heirat abgeneigt, ging er dem Junggesellentum heiter entgegen. Da klopfte Kaiser „Geld" an sein Herz, um ihn emporzuheben als den „Stolz seiner Nation" im Parlamente. Die Millionärin? Zu große, unmoderne Alltagsfigur. Welcher Mann von Geschmack fragt in der Fortschrittswelt nach einer fraulichen Frau! Pah! Nein, eine Fortschrittsfrau muß es sein, die ihren Mann ernährt. Wozu das Geschwätz von Frauenemanzipation, soll der Mann sich nicht endlich seines wahren Berufs, der Hütung des Schüsselkorbes in seinem Haushalte erfreuen! Wozu studieren kluge Frauen, wozu lernen sie erfinden? Wozu hat Norrice Bee, dies geistvolle Weib, der jeder andere Gedanke näher liegt, als der an Heirat, eine weltbewegende Erfindung gemacht? Welchen Reichtum hat diese ihr ganz gewiß sofort eingebracht? Welche Reichtümer wird sie erst bringen? Wie pikant, wie uninteressiert, der armen — reichen jungen Lehrerin die Brautkrone aufs Haupt zu setzen! Doch gelehrte Frauen haben für Amor den Korb vor ihre Thür gestellt, daß er sich zu lustiger Luftfahrt mit ihm in den Wolken tummeln kann. Mr. Villedieu indes glaubt nicht an das Ammenmärchen und — fällt hinein, nicht in den Korb, Norrice Bee ist viel zu verständig, die Welt noch mit Märchen zu unterhalten. Nein, Mr. Villedieu fällt mit samt seiner Norrice in die gegenseitige Verheiratung. Zu wohl erzogen, vorher das triviale Wort: Geld! der angebeteten Braut zuzuflüstern — sie hat ja die Million durch ihre Erfindung sicher in der Tasche — erfährt er am glückvollsten Ehemorgen, daß Mr. Rapham der hungernden Mutter und Tochter die Milliardenerfindung abgekauft hat für — hundert Pfund! und sie sieht plötzlich klar, daß ihr Gatte wohl reich an Ahnen, sonst aber ebenso arm ist, wie sie selbst! So ist der Lauf der Welt! Gelehrte Frauen täuschen auch, und täuschen auch sich selbst! Täuschen ist eine der unkontrollierbar-

Digitized by Google

sten, dem Fortschritte sich nicht unterwerfenden Menschlichkeiten!

Nachdem sich alle Personen der Novelle bis zum „Scheidewege" durchgearbeitet haben, betreten sie richtige Romanpfade, auf denen sie zum Schluß sämtlich an ihr vorgestecktes Ziel gelangen, doch nicht ohne bewiesen zu haben, daß auch der letzte Teil des Werkes weiter mit Lebenswahrheiten durchsetzt ist, die gegründet sind auf feinste Seelenbeobachtung. — The Parting of the Ways ist in und außerhalb der Leihbücherei, so lange es keine Übersetzng verdorben hat, ein first rate book.

A. Wünn.

## Jón Arnason.

Am 4. September starb zu Reykjavik der Bibliothekar Jón Arnason, ein Mann, der sich durch seine großartige Sammlung isländischer Volkssagen und Märchen ein unsterbliches Verdienst um die eigensten geistigen Besitztümer seiner Nation erworben hat. Ein wie wichtiges Amt er versah, indem er diese Schätze hob und aufspeicherte, wird uns klar, wenn wir erwägen, daß sich wohl an wenigen Stätten der Erde ein dem Sprießen und Gedeihen der Volkssage so günstiger Boden findet wie auf Island, das in dieser Hinsicht geradezu den Namen eines Zauberlandes verdient. Die großartige, ganz eigentümliche Natur des Landes — weite Lavawüsten, die in ihrer toten Starrheit lebenden Geschöpfen den Aufenthalt unmöglich machen und daher selten oder nie von eines Menschen Fuß betreten werden, der Phantasie aber um so größeren Spielraum lassen; ausgedehnte Gletschergebiete, wo unter ewigem Schnee und Eis das schreckliche unterirdische Feuer arbeitet und sich mit betäubendem Brüllen und Zischen in heißen Dampfstrahlen fortwährend einen Ausweg sucht, ganz zu schweigen von den Ausbrüchen der zahlreichen Vulkane; rings um das Inselland das fast stets stürmisch bewegte Meer, mit dem der Einwohner auf Leben und Tod um die Nahrung ringen muß, während oft das Treibeis einen großen Teil der Küste belagert und seine aus weißem Nebel gebildeten Polypenarme bis hoch hinauf in die Thäler erstreckt; über dem Ganzen aber das monatelange Dämmerdunkel des Winters — diese Natur mit all' ihren Geheimnissen ist wohl allein schon ganz dazu angethan, eine reiche Produktion von Sagen und Märchen zu fördern. Aber noch manches Andere kommt hinzu, so der angestammte Sinn des Isländers für historische und poetische Erzählungen, die Kleinheit der isländischen Verhältnisse, die es mit sich bringt, daß historische Überlieferungen sich innerhalb sehr enger Grenzen an bestimmte Familien und Personen knüpfen, wodurch alle Berichte und Sagen über geschichtliche Ereignisse individualisiert und dramatisiert werden. Auch die weltferne Lage der Insel kommt in Betracht. Nach den mannigfachen Ereignissen der Sagazeit, ihren blutigen Fehden trat seit der Verschmelzung Islands mit Norwegen (1262) ein durch mehrere Jahrhunderte andauernder Zustand der Ruhe ein, nur unterbrochen von großen Volkskalamitäten, wie Vulkanausbrüchen, Pest und Hungersnot. Die Einflüsse des Auslandes traten fast ganz in den Hintergrund und das Volk blieb ungestört seinen Träumen und Grübeleien über die Rätsel der Natur, zu deren Verständnis es an jeder Voraussetzung fehlte, und den Begebenheiten der Vorzeit überlassen. Daß letztere mit der Zeit gänzlich in Vergessenheit geraten konnten, war aber nicht zu befürchten in einem Lande, wo das Wunder sich vollzogen hat, daß die Sprache seit dem Altertum sich so gut wie unverändert erhalten hat, so daß noch heutigen Tages jeder Bauer die ältesten Schriften seiner heimischen Litteratur lesen kann. Noch heute vertreibt sich — namentlich in entlegeneren Gegenden Islands — die Landbevölkerung an langen Winterabenden die Zeit mit dem Lesen und Vortragen der sogenannten rímur, langer volkstümlicher Reimdichtungen, die im 14. Jahrhundert an die Stelle des Skaldengesanges traten und in oft sehr künstlichen Versmaßen alte Sagastoffe behandeln. Sehr anschaulich schildert Jón Thoroddsen in seinem leider noch nicht verdeutschten Roman „Madur og kona" („Mann und Frau"), wie sich am Abend die ganze Hausbewohnerschaft in der badstofa — dem großen niedrigen Wohn- und Schlafraum — versammelt; jeder hat seine Beschäftigung; der Bauer arbeitet an einem Geflecht aus Roßhaar, die Hausfrau näht, die Mägde spinnen Wolle, die einer der Knechte ihnen kämmt, ein anderer Knecht aber, der sehr belesen ist, läßt sich auf allgemeines Bitten bereit finden, die Schnitzerei aus der Hand zu legen und einige rímur zum Besten zu geben. Und nun lauscht Alles gespannt seinem Vortrage, neues Leben scheint in diesen Menschen zu pulsieren, die Nadel fliegt schneller auf und nieder, der Faden am Gespinnst wird noch einmal so fleißig gezogen und die Bewegungen der Arbeitenden passen sich den durch Heben und Senken der Stimme markierten Reimstäben der Dichtung an. — Dies warme innerliche Leben in den kleinen schneevergrabenen Hütten will uns schon an sich wie ein Märchen anmuten, vollends wenn wir uns dazu eine Gegend denken wie z. B. die Hornstrandir (d. h. Hornküsten, auf der nordwestlichen Halbinsel gelegen), wo die sehr zerstreut liegenden, zum Teil an steiler Felswand klebenden Bauernhäuser durch Landwege so gut wie gar nicht mit einander verbunden, im Winter und bei Seestürmen daher gänzlich isoliert sind, so daß ihre Bewohner oft monatelang nicht erfahren, was außerhalb ihrer vier Wände vor sich geht. Hier hat denn auch der Aberglaube bis in die neueste Zeit üppige Blüten getrieben. Übrigens steht selbst in dieser überaus rauhen Gegend, die in kultureller Hinsicht natürlich weit hinter dem größten Teil des übrigen Island zurück ist, die Volksbildung nicht auf so niedriger Stufe, wie man glauben sollte, denn es giebt dort sogar unter den älteren Leuten wenige, die nicht lesen und schreiben können.

Andere Zeiten aber sind für Island im Anzuge.

Digitized by Google

In diesem Jahrhundert beginnen die allgemeinen Kulturströmungen Europas auch hier sich geltend zu machen; die Verkehrsmittel mit dem Auslande werden verbessert, die Litteratur erhält einen mehr weltbürgerlichen Schwung und die jüngere Generation denkt an allerlei praktische und politische Fortschritte. Charakteristisch ist, was einer der verdientesten jüngeren Gelehrten Islands am Schlusse einer volkstümlichen geologischen Abhandlung sagt: „Eine entscheidende Zeit steht jetzt bevor. Wir müssen uns in den zwischen den Völkern der Erde geführten Wettstreit hinein begeben, und da gilt es, entweder seinen Platz auszufüllen oder vernichtet zu werden. Wir müssen mit den Fortschritten der übrigen Menschheit mitzukommen suchen, wenn es bei uns auch langsamer gehen wird; gleichzeitig aber müssen wir unsere Nationalität zu bewahren trachten und lernen, die von der Natur uns gebotenen Gaben in rechter Weise zu benutzen. — Was im Daseinskampfe unnütz und untauglich befunden wird, muß aussterben und wird aus dem Buche des Lebens getilgt." — Freilich erleiden die alten Sitten und Gebräuche dadurch manche Wandelung, namentlich schwindet der Aberglaube, und das Volk der Elben, welches ehedem in jedem Felsen und Hügel wohnte, zieht sich lichtscheu vor dem grauenden Tage zurück. Da lag denn die Gefahr nahe, daß von den durch viele Jahrhunderte aufgespeicherten geistigen Besitztümern der Isländer Manches in Vergessenheit geraten und verloren gehen möchte, was zum Verständnis der nationalen Kultur und des Volkscharakters von Bedeutung ist. Aber zur rechten Zeit trat der rechte Mann auf, der mit rastlosem Eifer Alles sammelte, was über den Volksglauben, über Sitten und Bräuche der Isländer Aufschluß geben konnte.

Jón Arnason ist am 17. August 1819 zu Hof im Bezirk Skagaströnd im nördlichen Island geboren; seinen Vater, der hier Pfarrer war, verlor er schon in seinem siebenten Jahre und lebte nun in sehr dürftigen Verhältnissen bei seiner Mutter. Elf Jahre alt kam er zu einem Pfarrer auf Steinnes, wo er die gewöhnlichen ländlichen Arbeiten verrichten half, z. B. Schafe und Pferde hütete u. s. w. Mit fünfzehn Jahren ging er nach dem Südlande, und da er für sein Alter groß und stark war, nahm er bald auf einem Fischerboote im Meerbusen Faxaflói Dienste und mußte hier all' die Gefahren und Mühsale erdulden, die von dem Leben eines isländischen Fischers unzertrennlich sind. Er liebte jedoch die Bücher und hatte sich in seinen Freistunden bereits viele solide Kenntnisse erworben; daher beschloß er, sich auf dem Wege der Wissenschaft durchzukämpfen und wurde nach dreimonatlicher Vorbereitung vom Probst zu Oddi in die Lateinschule von Bessastadir aufgenommen, aus der er 1843 abging. Da er ganz unbemittelt war und selbst während seiner Schuljahre sich seinen Unterhalt hatte verdienen müssen, konnte er nicht, wie es sein Wunsch war, die Universität in Kopenhagen besuchen. Damals waren in Island die Pfarrerstellen noch Allen zugänglich, die zu Bessastadir ihre Abgangsprüfung bestanden hatten, wo die Schüler in den oberen Klassen die notwendigsten theologischen Kenntnisse erhielten. (Seit 1847 besteht jedoch in Reykjavik ein Predigerseminar, seit 1875 auch eine medizinische Fakultät.) Jener Weg stand ihm also offen; allein er hatte ein lebhaftes Interesse für isländische Sprache, Litteratur und Geschichte gefaßt und übernahm lieber eine Hauslehrerstelle bei dem bekannten Sprachforscher und Dichter Sveinbjörn Egilsson, damaligem Rektor der Lateinschule zu Bessastadir, in welcher Stellung er bis zu dessen Tode (1852) blieb. Unter der Anleitung dieses hochbegabten Mannes hatte er sich immer mehr zum Studium isländischer Geschichte und Litteratur hingezogen gefühlt und seine schon in den Schuljahren begonnene Sammlung und Aufzeichnung isländischer Volkssagen und Märchen, sowie alter Verse und Volkslieder fortgeführt. Seinem Lehrer setzte er ein schönes Denkmal, indem er seine Schriften herausgab und seine Biographie schrieb. — Nach Egilssons Tode erhielt sich Arnason vornehmlich als Stundenlehrer an der Lateinschule, wurde 1856 Amanuensis bei dem Bischofe und 1867 Inspektor an der Lateinschule, die inzwischen nach Reykjavik verlegt worden war. Als letzterer Posten 1879 aufgehoben wurde, mußte Arnason sich fortan mit einer bescheidenen Stellung als Bibliothekar an der Landesbücherei in Reykjavik begnügen, wegen zunehmender Kränklichkeit jedoch auch dieses Amt später niederlegen. Schon seit 1848 hatte er an der Bücherei als einziger Bibliothekar gänzlich ohne Entgelt gewirkt, bis er 1882 das unbedeutende Gehalt von 1000 Kronen erhielt, das später auf 1200 Kr. erhöht wurde. Unter seiner Leitung wuchs die Bibliothek von einer kleinen unanschnlichen Büchersammlung zu einem Umfange von 25—30000 Bänden an. Es war Jón Arnasons Los, trotz seiner bedeutenden litterarischen Verdienste, stets in untergeordneter Stellung mit knappem Gehalte thätig zu sein oder wichtige Arbeiten für das allgemeine Wohl unentgeltlich zu übernehmen. So war er einer der Stifter der isländischen Altertümersammlung, die er auch mehrere Jahre, natürlich umsonst, verwaltete. Er gehörte eben zu den Stillen im Lande, die unverdrossen schaffen und die Arbeit um ihrer selbst willen lieben. So ist er denn in pekuniärer Hinsicht nie auf Rosen gewandelt, doch brauchte er für sich äußerst wenig, da er sehr mäßig und genügsam war.

Als 1858 Professor Konrad Maurer Island bereiste, wurde er mit Jón Arnason und noch einem anderen Isländer, dem ein paar Jahre später verstorbenen Pfarrer Magnus Grimsson, bekannt, der ebenfalls eine ganze Anzahl isländischer Volkssagen gesammelt hatte. Er spornte sie an, von dem schon vorhandenen Material eine Probe zu veröffentlichen, und jene Beiden gaben nun gemeinsam eine kleine Märchensammlung heraus. Nach Grimssons Tode setzte Arnason mit dem größten Eifer die Arbeit fort und führte zu diesem Zwecke einen weitläufigen Briefwechsel über ganz Island mit Leuten in allen möglichen Lebensstellungen. Der erste Band seiner großen Sammlung erschien 1862 in Leipzig. Während dessen Ausarbeitung hatte Arnason, den Tag über mit anstrengender Kontorarbeit beschäftigt, meist

Digitized by Google

einen großen Teil der Nacht über seiner Handschrift sitzen müssen und bekam nun einen hitzigen Typhus, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Kaum aber begann er nach dreimonatlichem Krankenlager ein wenig zu Kräften zu kommen, als er auch schon mit größtem Eifer an die Bearbeitung des zweiten Bandes ging, so daß die Handschrift bereits zu Neujahr 1863 fertig war. Im nächsten Sommer unternahm er, der Einladung eines englischen Freundes folgend, eine Erholungsreise nach Schottland und England, die ihn wesentlich kräftigte, wenn er auch den schweren Stoß nie ganz überwinden konnte.

Im Auslande wurde Arnasons Sammlung mit der größten Anerkennung aufgenommen, so z. B. von einer Autorität wie Jakob Grimm. In den Jahren 1864—66 erschien eine illustrierte englische Prachtausgabe, 1862—64 eine dänische Übersetzung im Auszuge (von Karl Andersen); eine Auswahl aus dem ersten Bande hat Verfasser dieses socben in deutscher Sprache veröffentlicht, außerdem sind kleinere Teile der Sammlung im Französischen, Norwegischen u. s. w. erschienen. — Arnason war keine Dichternatur, wie z. B. Asbjörnsen, doch wußte er die Sagen mit dem eigentümlichen Kolorit und der naiven Klassizität wiederzugeben, welche die isländische Volkspoesie auszeichnen, so daß seine Sammlung mit photographischer Genauigkeit Stimmungen und Ausdrucksweise des isländischen Volkes darstellt. Sicherlich hat er mehr als jeder andere dazu beigetragen, die jetzige Bevölkerung Islands weiteren Kreisen bekannt zu machen. Dazu haben seine Arbeiten einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die isländische Belletristik geübt, was sich z. B. aus den dramatischen Versuchen der neueren Litteratur erkennen läßt, die fast alle ihren Stoff den Volkssagen entnommen haben.

Während seiner letzten Lebensjahre arbeitete Arnason, bis die Kräfte ihn verließen, an einer Sammlung isländischer Rätsel, Volksdichtungen u. s. w., von denen ein Teil von der Isländischen Litterarischen Gesellschaft bereits herausgegeben ist. Auch hat er ein paar historische Arbeiten veröffentlicht und seine großen Sammlungen isländischer Volkslieder, die jetzt der Handschriftensammlung der Landesbibliothek einverleibt sind, werden gewiß künftigen Forschern gutes Material liefern.

Im Jahre 1883 verlor Arnason sein einziges Kind, einen hoffnungsvollen Sohn, und grämte sich darüber sehr. Bald darauf hatte er einen Schlaganfall und siechte seitdem dahin, so daß er in den letzten Jahren auf einer Seite fast ganz lahm und nah am Erblinden war, wenn auch seine Geisteskräfte bis zuletzt nicht sonderlich gelitten haben. — Für alle seine Verdienste ist ihm in seinem Vaterlande niemals eine öffentliche Anerkennung zu Teil geworden; es lag ihm auch ferne, sich in den Vordergrund zu drängen oder irgendwie Lärm zu machen, vielmehr zog er sich bescheiden vor der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück und hielt sich stets fern vom politischen Leben. Die einzige Anerkennung, die ihm wurde und auf die er hohen Wert legte, war eine Adresse junger isländischer Studenten, die ihm in warmen Worten für sein Wirken an der Latcinschule dankten, als er den eingezogenen Inspektorposten aufgeben mußte. Er war in dieser Stellung allgemein beliebt, da er die Disziplin in der rechten Weise zu handhaben und durch seine satyrische Laune, sein fröhliches Gemüt und seine Humanität die Jugend zu fesseln verstand. Mancher der Jüngeren gedenkt sicher mit Liebe des alten, gebeugten Mannes, der trotz seiner Kränklichkeit sich bis zuletzt den jugendlichen Sinn bewahrte und immer ein freundliches, ermutigendes Wort für jedes tüchtige, ehrliche Streben der Jungen auf den Lippen hatte.

M. Lehmann-Filhés.

## Italienische litterarische Kritik.

Italien hat in Giannina Milli eine berühmte Stegreifdichterin verloren. Ihre Gedichte sind voll südlichen Feuers und würdig des fanatischen Enthusiasmus, den sie hervorriefen. Die Oden auf Dantes Beatrice und Goethes Gretchen, welche sie im Jahre 1867 in Venedig improvisierte, sind poetische Edelsteine geblieben.

Eine andere geniale Erscheinung verlor Italien in dem Mailänder Cesare Correnti, Ex-Minister des Unterrichts, welcher als Schriftsteller selbst die trockendsten Gegenstände, wie die Statistik, mit Feinheit und Poesie zu behandelen wußte. Nach dem Jahre 1848 vernachlässigte er die Litteratur, wo er doch in der „Raivista Europea“ ausgezeichnete Arbeiten von ausgedehnten und neuen Ansichten nach Carlo Cattancos Schule, dem berühmten Meister vieler berühmten Lombarden, lieferte. Die politische, besonders aber die patriotische Litteratur, hatten in Correnti einen tüchtigen und originellen Pfleger. Die Volksalmanache des „Nipote del Vesta Verde“, welche er während seiner Verbannung in Turin zur Zeit der österreichischen Herrschaft schrieb, blieben wegen des in verdeckte, rätselhafte Sprache gehüllten Patriotismus, welchen trotzdem das mailändische Volk vollkommen verstand, berühmt.

Cesare Correnti und Marco Minghetti, von dem jetzt ein Band „Ricordi“ erschien, waren die elegantesten Redner des italienischen Parlamentes. Andere übertrafen sie an kräftiger Sprache, südlichem Feuer, Niemand jedoch in der Grazie und Feinheit.

Die italienische Litteratur hat aufgehört eine kriegerische zu sein. Nach Mentana hörte man noch manches wilde Brausen, nachdem aber Rom die Hauptstadt Italiens wurde, schweigen die litterarischen Kanonen.

Die politische Leidenschaft, welche selbst Romanschriftsteller wie Guerrazzi, Lyriker wie Berchet, Historiker wie Amari, Tragöden wie Niccolini, Satiriker wie Giusti, Redner wie Brofferio, Kritiker wie Mazzini, Almanachisten wie Correnti,

Digitized by Google

Journalisten wie Cavour*) begeisterte, ist erstorben. Von den Angeführten lebt nur noch der Autor der „Vespri Siciliani", Amari, ein von Allen verehrter Gelehrter.

Die Gemüter wenden sich jetzt mehr und mehr „der Kunst um der Kunst willen" zu, was Mazzini sehr mißfiel, der um jeden Preis wollte, daß die Kunst und die Litteratur zur Erhöhung Italiens diene und nicht um ihrer selbst geliebt sei. Von der Menschheit wird nun ein neuer Kultus gepflegt, welcher jedoch mehr den mit Liebe und Sorgfalt studierten, klassischen Werken, als der Ansicht der jetzigen Gesellschaft entstammt.

Giosué Carducci und anderen toskanischen Schriftstellern gebührt das Verdienst, in der Jugend die Neigung zu den griechischen und römischen Altertume und den klassischen Studien entfacht zu haben, welches Monti, Foscolo und Leopardi berühmt machten.

Der religiöse Strom, welcher Manzoni, Pellico, Grossi zu frommen Gedanken und Gefühlen fortriß, wurde zuletzt von einer materialistischen, wollüstigen Masse geleitet, welche jetzt jedoch aufgehalten zu sein scheint. Lorenzo Stecchetti veröffentlicht nicht mehr jene sinnlichen aber mit knapper Schärfe gearbeiteten Gedichte und der Abruzzese Gabriele D'Annunzio wird nicht mehr der Gottesschmähung angeklagt werden können. Der Sizilianer Mario Rapisardi (welcher vor Jahren viele katholische Hymnen schrieb) mit feinen, materialistischen, ja teuflischen Gedichten: „Lucifero" und „Giobbe" und mit dem neuen Bande steifer, unnatürlicher „Poesie religiose" verlacht jede religiöse Gesinnung und beugt sich Lucrezio und der Wissenschaft, welche die Herzen von dieser befreit; — jedoch hat er nicht die Nachfolger des im vorigen Jahre verstorbenen Giacomo Zanella, welcher mit der Lyrik zur Vereinigung der Kirche mit der Freiheit neigte.

Ich glaube jedoch, daß der Jugend Italiens eine sichere geistige Richtung noch nicht gegeben ist, außer in den kritischen Arbeiten, in welchen man die geschichtliche Methode mit außerordentlichen Erfolgen benützt.

Dante ist der unsterbliche Dichter, welcher noch immer mit Leidenschaft von den Italienern studiert wird: König Humbert hat eine neue, prächtige Auflage der Divina Commedia angeordnet. Das Unterrichts-Ministerium zu Rom hat öffentliche Konferenzen über den „göttlichen Dichter" veranstaltet. Giovanni Bovio sieht in Dante einen bedeutenden anti-kirchlichen Geist, vergessend, daß dieser eben in der Divina Commmedia einen Verbrenner der Irrgläubigen, den hl. Domenicus lobpreist! . . . . . Ein anderes Genie, welches kühn der rationalistischen Schule folgt, der katholische Priester Gaetano Trezza, bewundert in Dante einen glorreichen Vorläufer der Renaissance. Dieser oft tiefe Denker schreibt in einem kürzlich veröffentlichten Buche mit entzückendem Stile, daß das Schönste, Reichste in der „Divina Commedia" Frucht der Kultur des heidnischen Lebens, in deren gesunde Visionen Dante seinen Blick heftete. Für mich und für viele Andere ist Dante des Dichter des Mittelalters, ungeachtet aller seiner Kontraste; nicht so für Trezza, welcher alle Andern nach eigenem kirchenfeindlichen Muster mißt.

* * *

Nach Allighieri ein anderer mächtiger Italiener, eine andere ewige Bronzegestalt, Nicolo Machiavelli! Auf Befehl des Unterrichts-Ministers erscheint jetzt eine vollständige und genauest nachgesehene Auflage der Werke des „Segretario Fiorentino". Ein wahrhaftes Riesenwerk wird nun in Venedig zur Ausführung gebracht: die Veröffentlichung des Tagebuches Marin Sanudos, venetianischer Patrizier, welcher im Jahre 1496 anfing die Geschichte Italiens und das Leben der Dogen zu beschreiben. Er hinterließ mehrere Bände Handschriften, an welchen sich schon viele ausländische Gelehrte versuchten. Bei dem jüngst geschlossenen internationalen Kongreß litterarischen Eigentumsrechts in Venedig hielt der tüchtige Geschichtsschreiber Carl V., Professor De Leva eine interessante Rede über Marin Sanudo. Unter den neuen geschichtlichen Arbeiten ragt die des Piemontesen Carlo Gioda über Girolamo Morone, den schlauen Kanzler des mailändischen Herzogtums, welchen Gioda in angenehmes Licht stellen will, hervor.

Was soll man über Cesare Cantu sagen, der mit dreiundachtzig Jahren seine „Storia universale" nachsieht und zum Teile neu schreibt? Die politisch religiösen Leidenschaften des Schriftstellers verdunkeln die Wahrheit und vermindern den Wert des Werkes; wer aber die Energie bewundert, muß auch den Mühen des lombardischen Ranke Rechnung tragen. (Auch der deutsche Ranke schrieb eine Weltgeschichte). Unter den Kritikern der Neuzeit ist Arturo Graf bemerkenswert, Verfasser des wertvollen Buches: Attraverso il Cinquecento. Wir sind nun in der Zeit der historischen Auferstehung; sollte nicht auch Aretino auferstehen? Aber Graf fällt nicht wie Andere in die Übertreibung, sondern beurteilt jenen beißenden Schriftsteller unparteiisch als Erzeugnis einer verdorbenen Zeit. Auch das Studium über die schöne und zu liebreiche venetianische Dichterin Veronica Franco und ihre leichtsinnigen Gefährtinnen ist hervorzuheben.

Graf ist einer der vielen Gelehrten, die sich an das Altertum wenden. Dem modernen Leben hingegen wendet sich Raffaello Barbiera zu; in seinem neuen Buche: Arte ed Amori (Profili Lombardi) führt er uns Bilder vieler charakteristischer Figuren der lombardischen Gesellschaft dieser Tage vor, unter diesen dasjenige seines Freundes, des Grafen Andrea Maffei, Übersetzer Friedrich Schillers, und der Gräfin Clara Maffei-Spinelli, welche durch dreißig Jahre hindurch in Mailand ihren Empfangssaal allen staatsmännischen und litterarischen Größen Italiens geöffnet hielt. Barbiera erzählt, was er mit seiner jungen, frischen Auffassungsweise be-

*) Der große italienische Minister Graf Cavour leitete in Turin das Blatt „Il risorgimento liberale".

Digitized by Google

obachtet hat. Seine Blätter sind durch die vielen Anekdoten, die ausgesprochenen tiefen und edlen Gefühle äußerst anziehend. Der Stil in „Arte ed Amori" ist ein brillanter, wie auch in der ausführlichen Lebensschilderung Carlo Portas, des beißenden Satirikers Mailands, wozu er sich ungedruckter Urkunden bediente.

Mehr als der Roman ist die Novelle in Italien geflegt, dennoch haben wir einige tüchtige Romanschriftsteller, wie Salvatore Farina, der einen neuen schrieb: Due desiderii. Enrico Castelnuovo erzählt das Leben einer israelitischen Bankierfamilie in seinem Filippo Bussini juniore, welcher mehr als seine anderen Werke an Charles Dickens erinnert. Antonio Fogazzaro bleibt seiner Muse, voll von idealer Phantasie, treu. Man sagt, er sei der „deutscheste" der italienischen Träumer; seine neueste Veröffentlichung „Il Mistero del Poeta", giebt seinen Kritikern darin Recht, welche ihn trotzdem als Ritter einer etwas weiblichen, aber feinen Kunst, verehren. Von den „Nuove Liriche" Enrico Panzacchis hat man gewiß auch schon in Deutschland gesprochen, wir haben aber manch andern Band lyrischer Gedichte, welcher die Aufmerksamkeit der Kenner verdient. Die „Nuovi Versi" des Mailänders Allessandro Arnaboldi enthalten eine Reihe von empfangenen Eindrücken, als er den Süden Italiens bereiste. Seine Verse sind mehr Betrachtungen denn Gefühlsergüsse, einige Blätter hauchen Einen sogar eisig an, andere liest man gerne wieder als liebliche Gedanken und Beobachtungen. Dem Stile nach ist er ein Nachfolger Parinis. Die Strophen an die Heldin des „Giorno" Parinis sind die elegantesten des Buches. Und Sizilien, die schöne Insel, welche uns den heutigen Leiter Italiens, Crispi, gab, dies lachende Stück Erde, welches Arnaboldi begeisterte, giebt uns in Luigi Capuana einen Spiritisten, welcher die heidnische Schönheit bewundert, einen Poeten, dessen Prosa harmonisch wie ein Hexameter klingt. Seine „Semiritmi", enthalten den „Cammeo", welcher dem Dänen Wilhelm Gretziier nachgebildet ist und noch andere reizende, blumenreiche Dichtungen.

* * *

Während ich schreibe, ist Italiens intelligente Welt mit Marco Minghettis, des gewandtesten Diplomaten, einflußreichen Ministers, Ökonomen und bezaubernden Redners (dessen Tod wir betrauern), „Miei Ricordi" beschäftigt.

Seine autobiographischen Blätter reichen blos bis zum Jahre 1848; die interessanteste Zeit für das wiedererstandene Italien, welche die Ereignisse von 1848 bis 1870 umfaßt, eine Periode, welche ein von Titanen bewegtes Drama zu sein scheint, fehlt in diesem Buche, vielleicht wird man sie später veröffentlichen, wenn eine leidenschaftslosere und unparteiischere Generation Männer und Ereignisse wird beurteilen können. Zur Seite des „Miei Ricordi" stehen die „Memorie di Garibaldi", mit denen dieser litterarische Jahrgang eröffnet wurde, welche wie mit dem Meißel eines genialen Künstlers gearbeitet worden sind. Dieses Buch enthält viele rohe Worte gegen die katholischen Geistlichen und macht dadurch das Lesen unliebsam: es finden sich aber auch Seiten, die wohl nur eine hohe, ideale Seele schreiben konnte. Er beschreibt das Gefühl des Unendlichen mit durchdringender Poesie. Eine seiner Beschreibungen des amerikanischen Steppenpferdes ist würdig an die Seite der Beschreibung des Pferdes Homers und Virgils gestellt zu werden. Wahrhaft edel ist die Ehrerbietung, welche er ohne Zögern dem tapferen Feinde zollt! Er, der vorzügliche Kenner der Kriegstaktik lobt unverhohlen die Taktik einiger österreichischer Generäle.

Man sagt, daß die „Memorie di Garibaldi" vor ihrer Veröffentlichung verstümmelt wurden. . . . Ich weiß nicht, ob dies richtig ist; — ich weiß bloß, daß darin ein wohlthätiges, edeldenkendes Genie leuchtet und es mir angenehm ist, mit seinem Namen die heutige Korrespondenz zu beschließen.*) Z***

*) Vergl. hierzu Karl Blinds Aufsatz in Nr. 15—17 des Magazins 1888. (D. H.)

## Litterarische Neuigkeiten.

Am 8. Februar dieses Jahres feiert Wilhelm Jordan, der Dichter der „Nibelunge", des „Demiurgos", der eigenartigen Romane „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen" seinen siebenzigsten Geburtstag. Auch das „Magazin" schließt sich den Glückwünschen an, die von nah und fern an diesem Tage dem Jubilar zufliegen werden. Wilhelm Jordan ist eine der eigenartigsten Erscheinungen der deutschen Litteratur; einer der Wenigen, die die wichtigsten Aufgaben einer wahrhaft modernen Dichtung erkannt und nach dem Maße ihres Könnens solchen nachgestrebt haben. Wenn der Dichter auf das Werk seines Lebens zurückschaut an diesem Tage, so wird auch er sagen, daß es „Müh und Arbeit" gewesen, aber solche, deren ausgestreuter Samen reiche Frucht ihm selbst getragen, wie er Anderen reiche Frucht noch lange Zeit tragen wird. Der Name Wilhelm Jordans ist allen Deutschen zu gut bekannt, daß nicht ein verehrungsvoller Geburtstagsgruß genügte, um in ihnen die Erinnerung an so vieles Schöne und Herrliche zu erwecken, das wir diesem Dichter verdanken.

August Strindbergs „Der Vater", welches Trauerspiel in einer deutschen Übersetzung von E. Brausewetter (Leipzig, Philipp Reclam), sowie in einer französischen vorliegt mit einem Geleitbrief von Emile Zola (Paris, librairie Nilsson), ist das wunderlichste litterarische Experiment, das uns seit langem unter die Augen gekommen ist. Auch dieses Erzeugnis ist aus dem heftigen litterarischen Kampfe tendenziös erwachsen, der in Schweden und Norwegen um die Mündigung und Gleichberechtigung des Weibes geführt wird. Hier ist nun das Ausgetüfteltste und Ausgeklügelteste, was jemals einem Rechenmeister des Nordens einfiel, zur Handlung gemacht. Ein Rittmeister betrachtet im Anfang des Stückes den Umstand, daß Njöd, sein Diener, sich mit der Magd in ein folgenreiches Verhältnis eingelassen hat, etwas von obenhin. Der Diener will die Magd sitzen lassen, und begründet es damit, daß man niemals wissen könne, ob man auch wirklich der Vater des Kindes sei. Der Gedanke, das wisse nur das Weib selbst, ist das punctum saliens in diesem Drama. Weil der Rittmeister diese Entschuldigung halb und halb gelten läßt, folgt auch gleich die Rache, die das weibliche Geschlecht dafür an dem männlichen nehmen sollte, auf dem Fuße. Das Verhältnis von Mann und Weib wird als das von zwei todfeindlichen Parteien aufgefaßt. Die Gattin des Rittmeisters ist mit diesem über die Erziehung ihrer Tochter und die Herrschaft im Hause im Zwist. Sie läßt einen Irrenarzt kommen, um ihren Mann für verrückt erklären zu lassen. Da dies nicht ohne weiteres gelingt, hält sie ihrem Manne vor, daß unter Umständen die Tochter gar nicht sein

Digitized by Google

Kind sei, und zwar trägt sie das gewissermaßen akademisch vor, denn von wem das Kind sei, das wisse im Grunde doch nur das Weib. Das regt den Rittmeister entsetzlich auf, er fährt so etwas wie die bewußte Verhärtung an den Stirnknochen; er wird halb verrückt über dem Gedanken, daß in der That nur das Weib genau wissen könne, von wem das Kind sei. Da er nun seinem Scheusal von einem Weibe die brennende Lampe nachschleudert, so mehren sich die Anzeigen, daß er dem Wahnsinn nahe kommt, in Wirklichkeit ist er es aber wohl doch nicht; die Frau läßt ihm im dritten Akte die Zwangsjacke anlegen und der Rittmeister stirbt in ihr unter einem Fluch über das weibliche Geschlecht, mit dem Satze: „Ein Mann hat kein Kind, nur die Frauen bekommen Kinder und darum kann die Zukunft ihnen gehören, wenn wir kinderlos sterben." — Laura aber, die weibliche Nemesis, seine Gattin, zmarmt gerührt ihre Tochter, die nun ihr „eigenes Kind" sei. — Wir gestehen, daß uns dieser ganzen Rede Sinn etwas dunkel geblieben ist; das Ganze ist eine Nachahmung Ibsenscher Art, ist aber hier in solche Haarspaltcrei der sittlichen Begriffe zerfasert, daß wir daran zweifeln, ob der Verfasser selbst ganz genau gewußt habe, was er eigentlich wolle. Das Ganze ist mehr eine Mückenseicherei, als ein Werk von irgend welcher tragischer Gestaltung; die Figuren sind zudem so blutlos und schemenhaft, ein Umstand, den auch Zola in seinem Geleitbrief ganz richtig erwähnt, daß der Leser sich von der ganzen Geschichte in keiner Weise überzeugt sieht. Laura soll, nach des Dichters Absicht, augenscheinlich die Rächerin ihres Geschlechtes sein. Die Sache leidet aber bedenklich an der Neigung zur psychologischen Allegoriserei im Sinne der Tendenz, die nebenbei verfolgt wird, so daß, wie bei vielen verwandten nordischen Erzeugnissen dieser Schule, irgend ein bestimmter sittlicher und ästhetischer Eindruck überhaupt nicht möglich wird.

**Alphonse Daudets „Souvenirs d'un homme de Lettres"** (Paris, Marjon et Flammarion) erscheinen uns eine schwächlichere Nachlese zu „Trente ans de Paris", wie es zumeist mit den Fortsetzungen und Wiederholungen von Büchern steht, die durch den Reiz des ersten Bandes nach einem zweiten Bande lüstern machten. Zwar wird man auch hier Vieles mit gesteigertem Interesse lesen, s. B. die Erzählung von Daudets Verkehr mit Gambetta, die Abschnung der Fabel, daß „Numa Roumestan" sich auf Gambetta beziehe, die Mitteilungen über die Entstehung der Roix en exil nud Anderes. Daudets anmutiger Geist und anmutiger Stil sind, wie immer, auch hier im Vollbesitze ihrer äußeren Leistungsfähigkeit, aber das Interesse an derartigen Erinnerungen eines Schriftstellers erschöpft sich leicht und neue Gesichtspunkte ergeben sich nicht, die andere wären, als welche das „Magazin" schon bei Besprechung der „Trente ans de Paris" aufgestellt hatte. Wir lassen es denn bei dieser kürzeren Anzeige bewenden.

Gerhardt v. Amyntor hat seinen **„Hypochondrischen Plaudereien"** eine neue Folge nachgesendet (Dresden, E. Piersons Verlag) und was wir oben über Daudets letztes Buch gesagt, läßt sich auch auf die „Neue Folge" dieser Plaudereien anwenden, deren Art und Charakter nach dem großen Erfolge des Buchs weiten Kreisen bekannt ist. Man kennt den politischen Standpunkt des Verfassers, den wir ja nicht teilen, aber man wird zugeben, daß er mit Gerechtigkeit und viel gesunder Unparteilichkeit über so manche brennende Frage urteilt, die er in diesen kurzen Traktateu behandelt. Gewiß wird das Buch eifrige Leser finden, denn es ist einem gewissen natürlichen Durchschnittsempfinden und Durchschnittsdenken in trefflicher Weise angepaßt, und läßt den Verfasser recht als einen modernen Matthias Claudius erscheinen, dessen Wort verdient gehört zu werden. Diese Plaudereien sind sehr drastisch und in einem bilderreichen, lebendigen Stil geschrieben, so daß sie ihrem Zwecke in ausgiebigster Weise gerecht werden und eine lebhafte Empfehlung verdienen für alle verwandten Geister.

Fedor von Zobeltitz, **„Flittergold"**. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart (Jena, H. Costenoble, 1888). — Zobeltitz nimmt unstreitig in der stattlichen Reihe von Romanschriftstellern, welche in den letzten Jahren in unserer Litteratur aufgetreten sind, einen hervorragenden Rang ein. Bereits seine früheren Romane, besonders „Karadinssa" und „Das Nessusgewand" haben erkennen lassen, wie fein er zu beobachten weiß, wie prächtig er seinen Stoff zu gestalten versteht, und wenn er sich auch noch nicht ganz von dem Einfluß der Franzosen, an denen er sich offenbar gebildet hat, freimachen kann, so ist doch in dem neuesten Roman eine künstlerische Fortentwickelung, eine immer mehr sich geltend machende Eigenart zu bemerken, welche uns nicht ohne Grund zu den besten Erwartungen bezüglich zukünftiger Werke des feinsinnigen Erzählers berechtigt. Zobeltitz ist seines Zeichens Wirklichkeitsdarsteller, aber nicht von der extremnaturalistischen Observanz, dazu ist er zu sehr Poet, sondern von jener, die sittlichen Kräfte unseres Volkes nicht verneinenden, sondern weckenden Schule, welche, so hoffen wir, vermöge dieser positiven Anschauungen einst den Sieg über beides, naturalistische und pseudoidealistische Richtung in unserer gegenwärtigen Romanlitteratur davontragen wird. — Seine Domäne ist das Leben und Treiben der höheren Gesellschaftskreise. Unzweifelhaft hat Zobeltitz hier die Kraft seiner Schilderungen aus eigenster Beobachtung gesogen, die er trefflich und künstlerisch zu verwerten weiß. Die Charakterzeichnungen, die Situationen in diesem Roman werfen uns das Bild der Berliner Offiziers- und Börsenwelt wie aus einem verräterischen Spiegel zurück. Aber geht es denn, so fragen wir uns, in diesen gerade in Deutschland so machtvollen und unsere ganze Bildungsentwickelung so hervorragend beeinflussenden Kreisen, wirklich so zu, wie uns der Verfasser glauben machen will? Nicht ohne ein Gefühl des Abscheus folgen wir der Schilderung in der Darstellung des ehrlosen Bankquiers Hartefeld, des unter der Herrschaft des Mammons schzendeu Leutenant von Carbe. Alles dreht sich im fanatischen Taumel um das goldene Kalb; über Liebe, Gemüt, Glaube, die beiligsten Besitztümer des Menschenherzens hinweg, geht die tolle Jagd nach dem Geide, sie Alle sind von dem Delirium des „Mammonismus" erfaßt und besessen. Wir hören das hohle Gähren eines Zersetzungsvorganges in Kreisen, die wir gewohnt sind als im innersten Kern gefestigt und gehaltvoll zu betrachten. Wir riechen förmlich die Fäulnis, welche diese sogenannten „höheren Kreise" erfaßt hat. Seicht und bar alles geistigen Inhalts erscheint das Phrasentum dieser „Gesellschaft" und in Nichts fallen die scheinbar zu glänzenden Kristallen angeschossenen „gesellschaftlichen Formen" zusammen. Schier unheimlich ist die scheinbare Unparteilichkeit, mit der Zobeltitz mit der Brandfackel unbewußter Satire hineinleuchtet in die goldenen Paläste der Börsenspekulanten, daß das bißchen „Flittergold" knisternd und prasselnd zusammenbrennt su einem moralischen Aschenhüufeln. Es wäre in der That schrecklich, wenn die in dem Roman geschilderten Kreise für unseren Finanz- und Offiziersstand typisch aufgefaßt werden sollten. So tief hat der Materialismus unserer Zeit noch nicht seine alles sprengenden Wurzeln geschlagen, daß er bereits unsere besten Bildungselemente unwiderbringlich erfaßt hätte. Aber etwas Wahres mag in den Schilderungen des Verfassers liegen! Bereits sucht der furchtbare Wahn die Stützen der Gesellschaft zu umgarnen, um sie zu stürzen. Deshalb ist eine Satire, wie die vorliegende, als warnendes Mene Tekel frendig und ohne Rückhalt an begrüßen; deshalb seien dem Verfasser auch Übertreibungen, deren er sich offenbar in seinen Schilderungen schuldig macht, vom künstlerischen Gesichtspunkte aus nachgesehen, denn wir erfreuen uns glücklicherweise noch eines zu gesunden Stückes Optimismus, als daß wir die Dinge ebenso schwarz zu sehen vermöchten, wie unser Sittendarsteller. Möge Zobeltitz nie recht behalten!

v. S.

**Oberammergauer Passionsspiel.** Das weltberühmte Oberammergauer Passionsspiel, dessen Aufführungszeit (1890) näher rückt, beschäftigt schon jetzt vielfach nicht allein die Spielenden, sondern auch entfernter Stehende, und zwar letztere, weil sie den alten Text des Passionsspiels modernisieren wollen. Die biederen Ammergauer aber sagen: „Der Text, den uns unser unvergeßlicher Pfarrer T. A. Daisenberger im Jahre 1860 unserem Bildungsvermögen entsprechend mundgerecht gemacht hat, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und wir können uns

Digitized by Google

vorerst zu keiner neuen Umgestaltung desselben verstehen!" Und darin haben sie recht. Warum sollen sie ihr bewährtes Spiel modernisieren lassen? Anfrichtig und ohne Ziererei suchen sie ihre Muster nicht über den Kreis ihrer Erfahrungen hinaus und eben durch ihre naive Darstellungsweise erzielen sie die höchsten Wirkungen. Das Oberammergauerspiel soll eine Volks- und Naturbühne sein, die mit unbesorgter Kühnheit über unsere Einbildungskraft gebietet, während es eine Modernisierung der Kunstbühne näher bringen müßte, die uns unglücklig finden und die eindringliche Gewalt rauben müßte, welche die volle, ländliche Naivität dieses Passionsspiels auf uns ausübt.

M. Sch.

Seit einiger Zeit erscheinen (bei A. G. Liebeskind, Leipzig) die **„Gesammelten Werke"** von Maximilian Schmidt. Augenblicklich liegt nur der sechste Band aus diesem Gefüge vor, der die Leidens- und Liebesgeschichte des „Musikanten von Tegernsee" erzählt. Man kennt allenthalben die Art dieses besonders in Norddeutschland viel gelesenen und gefeierten Erzählers aus dem bayrischen Hochgebirge. Es kommt Schmidt weniger darauf an, ein unter der Optik der Volks- wie der Sonder-Psychologie betrachtetes Bild von dem kleinen Weltausschnitte, den er schildert, zu geben. Er sieht die Objekte seiner Darstellung nicht mit „wissenschaftlich" untersuchendem Augen an, wie es z. B. Zola in seinem Romane „La terre" zu thun sich bemüht. Er schreibt auch keine moralischen Traktätlein, wie der würdige Pfarrer Bitzius es liebte . . . und an Auerbachs Berliner Salonschöngeistigkeit erinnert er nun schon gar nicht. Er hat das Erbe Hermann v. Schmids angetreten, übertrifft aber diesen bei weitem durch eugeren Anschluß an das Thatsachenreichs einer Zone, durch größere Naturgerechtheit, durch eine schlichte, ungezwungenere Art zu fabulieren, zu gestalten, wiederzugeben. Bei Maximiliau Schmidt fehlt der kleinste, sprödeste Stich ins „Sensationelle". Er ist vorwiegend trenherzig, zuweilen ein wenig hausbacken, eine versöhnliche, leicht versöhnte Natur, mit kulturgeschichtlichen Neigungen allgemeinerer Ausdehnung behaftet, ein rein episch veranlagter, auf teilnehmende Augenschau und ein leicht ergriffenes Herz gestimmter Poet, und darum auch allen Dingen dieser Welt gegenüber sich à la Goethe viel „conciliianter" geberdend, als es z. B. Anzengruber, diesem schweren, herben Dramatiker, möglich ist. Ich habe die vorliegende, vor einem halben Jahrhundert in Tegernsee „spielende" Geschichte mit größter menschlicher und mit großer künstlerischer Befriedigung gelesen. Die Personen treten alle mit schärfster Gedrungenheit und Anschaulichkeit vor uns hin . . und immer heftiger bewegt uns das bang schwankende Herüber und Hinüber im Lebensschicksal des armen, musikalischen „Universal-Genies", eben des Musikanten. Nur daß dieser Baptist Steiger nicht eigentlich im Mittelpunkte der Erzählung steht. Sein Nebenbuhler, der „Jager" Hohenwalder, ist ihm zu dicht an den Leib heran gestellt . . und Alles, was dem Hofbauern Neureuther passiert, ist für die Erzählung, wie sie nun einmal angelegt und geformt ist, zu wichtig, als daß darauf nicht die natürliche Axe des Romans gegeben sein sollte, wodurch aber andererseits die Gestalt des Musikanten und das, was ihm Inhalt für seine Lebenskapitel erbringt, stellenweise an sehr in den Hintergrund gerückt wird. Erwähnen will ich noch das köstliche Persönchen der Demoiselle Urschl, die der Cilli „a noblichs Benehma" — sie hat ja längere Zeit in München gelebt! — beibringen soll — und die packende Ssene beim Tegernseer Königsschießen, wo der Jäger und der Baptist um — nur! eben um die Cilli schießen . . . Aber man lese das Buch endlich selbst — dieses Buch, das in der kühnsten, kräftigsten, ursprünglichsten, bildsamsten und zugleich anheimelndsten Mundart, die Deutschland besitzt, geschrieben ist . . . und zudem an einer Stätte des bayrischen Hochlandes spielt, die Keiner vergißt, der sie jemals für eine kleinere oder längere Frist hat betreten dürfen . . .

Hermann Conradi.

Im ungarischen Nationaltheater in Budapest ist jüngst **Lessings „Nathan, der Weise"** in einer ausgezeichneten Übersetzung von Anton von Zichy, dem Bruder des am russischen Hofe lebenden Malers Michael von Zichy, mit großem Erfolge zur Aufführung gebracht worden. Die Darstellung der Titelrolle durch den Schauspieler Ujházi überragt alle gegenwärtig zu genießenden Verkörperungen dieser Gestalt durch deutsche Künstler. Die Leitung der ersten ungarischen Bühne verdient alle Anerkennung für ihren wachsamen Umblick im Kreise internationalen Schaffens und ein Sonderlob für den guten Geschmack, der sie das seichte moderne Zeug, welches das deutsche Theater beherrscht, bei Seite werfen und lieber nach altem Guten greifen heißt. Unsere deutschen Bühnenleiter könnten sich da beim Ohre nehmen.

H. G.

**„Sie ist es!"** Roman aus dem High-Life von Helene von Beuiczky-Bajza (Verlag von Karl Konegen, Wien.) Die ungarische George Sand — so nannte einst ein geistvoller Landsmann die Verfasserin dieses Romanes. Die Bezeichnung mochte eine Schmeichelei sein, aber sie war doch entzieffender, als die derselben Schriftstellerin von einem deutschen Kritiker angethane unbewußte Beleidigung, der sie die ungarische Marlitt nannte. Sie ist eine gesunde Marlitt, wenn sich die beiden Begriffe überhaupt vereinigen lassen; sie verbindet das angenehme Schilderungs- und Erzählttalent der Gartenlauben-Königin mit dem schminkefreindlichen Blick und der wahrheitstreuen Kraft der genialen Französin, ohne aber deren frische Unmittelbarkeit und Lebendigkeit in der Wesen- und Gesellschaftdarstellung zu erreichen. Der vorliegende Romau — übrigens so schlecht, so undentsch übersetzt, daß man sich nur mühselig su einem Gennsse durchringt — bietet ein reizvolles Bild der höheren ungarischen Gesellschaft, die ebenso viel Lug und Trug und Komödienspiel aufweist, wie die von Paris, Berlin oder Wien, aber durch ein Plus an Temperament ein anziehendes und eigenartiges Relief erhält. Eine Frau, die um als reiche und vornehme Dame eine herrschende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, den Geliebten verlassen und einen Andern geheiratet hat, büßt ihre Untreue um der Eitelkeit willen mit einem qualvollen Leben und endlich mit dem Tode, als sich su der Verachtung des geliebten Mannes und an seiner Verehrung für eine reine, edle Menschenblume ihr Herz auf's Neue entflammt. Das ist der Kern der bewegten und an plastischen Gestalten reichen Handlung, die immer interessiert, wenn sie auch nicht immer behaglich bleibt. Die dem Buche vorgestellte Charakteristik der Verfasserin von Ludwig Hevesy giebt mit ihren hellen, treffenden Strichen ein klares Bild.

H. G.

**Neue Hochlandsgeschichten** von August Silberstein. Leipzig, Leipziger Verlagshaus, Grenell & Franke. Heutzutage, wo man für „Volksstücke" und „Hochlandsgeschichten" eine große Vorliebe hat, wo uns durch die Dichtkunst wie die Malerei die kernigen, charakteristischen Gestalten der Bergbewohner anziehnnd und lebenswahr vorgeführt werdeu, darf ein Werkchen, wie das obenangeführte, mit Gewißheit hoffen, viel Beifall und Anerkennung zu finden. In der That sind beide Erzählungen, die das Bändchen enthält, „Das Seeweiberl", wie „Das Geheimnis des Wilderers", gleich geeignet, dem dichterischen Lorbeerkranze A. Silbersteins ein neues Blatt hinzuzufügen. Ebenso sicher und naturgetreu wie der Pinsel Defreggers schildert uns seine Feder das Leben und Treiben der Älpler, wobei auch die Großartigkeit und Lieblichkeit der Gebirgsszenerie nicht vergessen ist, im Gegeuteil auch die Naturschilderungen sind vortrefflich. Die zweite Erzählung erhebt sich in gedrungener Weise zu dramatischer Steigerung, während in der ersteu mehr die anmutigen, sanften Töne des Familien- und Liebesverkehrs zur Geltung kommeu.

**Seine Frau.** Roman von Moritz von Reichenbach. Leipsig, Verlag von Karl Reißner, 1889. Die deutsche Romanlitteratur verdankt diesem geschätzteuSchriftsteller schon manches bedeutende Werk und auch das vorliegende, welches eine Ehe schildert, wo eine gesitig hochstehende Frau von ihrem Gatten unterschätzt und vernachlässigt wird, entbehrt manches Reizes nicht. Die Charaktere, „Gerold" und „Martha", lassen zwar in ihrer Durchführuug nicht die gewohnte Sicherheit Reichenbachs vermissen, es gelingt ihm aber nicht, eine tiefere Wirkung zu ersielen. Aus dem vorlin erwähnten Problem hätte sich mehr machen lassen und das Motiv ist lange nicht genug durchgearbeitet.

**Leibeigen.** Novellen von Beaulieu. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1889. Ob der Autor für die vorliegenden

Digitized by Google

beiden Novellen — „Ihm gleich" und „Das Kleinod des Passerino" — darum den Titel: „Leibeigen" gewählt hat, um die Allgewalt der Liebe zu schildern, die den Menschen zum Sklaven und „Leibeigenen" macht, möge dahin gestellt bleiben. Die erste behandelt das schon sattsam verwertete Motiv von zwei Liebenden, die sich durch die Verkettung der Umstände, auffallige Ähnlichkeit fast für Geschwister halten, d. h. er, der Liebhaber, kommt in diese traurige Lage, während sie erst etwas davon erfährt, als Alles glücklich aufgeklärt ist. Die zweite Novelle ist entschieden die wertvollere und schildert im Heyseschen Stile die Liebesgeschichte zwischen einem dentschen Edelmann und einer Art von italienischer und speziell umbrischer Kameliendame; sie enthält auch gut gelungene Schilderungen des italienischen Volkslebens, dem echte Lokalfärbe abgelauscht sind.

**Berichtigung.** In Nr. 3, S. 41, erste Spalte, Z. 20, („Urältestes Germanen-Volk") soll es, statt: („Gleich den Skythen hatten die getischen Thraken die Vielweibereit", heißen: „Gleich den, die Weibergemeinschaft pflegenden Skythen noch mit dem einen oder dem anderen asiatischen Brauche behaftet, hatten die getischen Thraken die Vielweibereit". Z. 39, statt: „Daß selbst ein Platon sich für diese mormonische Einrichtung begeistern konnte", lies: „sich für die mehr als mormonische Einrichtung der Weibergemeinschaft begeistern konnte". — S. 42, Z. 5, statt: Lombarden, lies: Longobarden. — Z. 20, statt: veinnbaxig, lies: veinabaxig. — Ein paar andere Druckfehler wird der Leser selbst leicht verbessert haben.


## Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

**Seizinger, J. G,** Theorie und Praxis der Bibliothekwissenschaft; Grundlinien der Archivwissenschaft. Mit 6 Formularen. 22 Bogen Lex.-8. brosch. Preis ℳ 5.—.

„Das Buch enthält die Quintessenz alles dessen, was zum Kreise der betreffenden Wissenschaft gehört; giebt eine vollständige Anleitung, wie eine Büchermasse (ein Bücherlager) geordnet, wie eine Bibliothek oder ein Archiv eingerichtet, wie die erforderlichen Kataloge und Repertorien hergestellt werden sollen, und bildet einen vortrefflichen Leitfaden zur Geschäftsführung für Bibliothek- und Archivs-Beamte, wie auch für Besitzer größerer Bücher-sammlungen. — Die im Buche enthaltene encyklopädische Wissenschaftskunde wie die Abschnitte über die Schriftwerke und Urkunden machen es für Jeden interessant, der eine höhere wissenschaftliche Bildung anstrebt." (Fränk. Kurier.)

**Schmidt,** Dr. K., Prof. u. Schulrat. Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.

I. Teil. Einleitung und Geschichte der Anthropologie. 21 Bogen gr. 8., mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten aus A. Gabers Atelier. brosch.

II. Teil. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenerziehung. Nebst vollständigem Generalregister über beide Teile. 39 Bog. gr. 8., mit zahlreichen Holzschnitten aus A. Gabers Atelier und sauber kolorierten Steintafeln (Temperamentsköpfe). brosch.

**Preis: Beide Bände ℳ 3.—.**

Zu Tl. I. „Nachdem in der Einleitung zunächst der Begriff der Anthropologie, ihre Einteilung, ihr Zweck, ihre Würde und ihr Wert, sowie die Methode derselben erörtert, geht der Verfasser auf ihre geschichtliche Entwickelung über, indem er nachweiset, wie sie im Orient, wie sie in Griechenland und Rom, später im Christentum, im Mittelalter und endlich in der Neuzeit sich gestaltet und zur Wissenschaft sich ausgebildet. Mit großer Umsicht und vielem Geist zeigt uns Prof. Schmidt den Einfluß, den die hervorragendsten Menschen aller Jahrhunderte darauf ausgeübt und wie und wodurch sie zu dem epochemachenden Interesse gelangt ist, das wir sie heute einnehmen sehen. Physiognomik, Phrenologie, Anatomie, Ethnographie, die Psychiatrie, der tierische Magnetismus und die Naturphilosophie: sie alle stellen ihr Kontingent zu dieser Lehre vom Menschen, seinen Körper und Seele, dessen Sein und Wesen, dessen irdische Existenz und künftiges Dasein hier auf allgemein verständliche, spannende und äußerst anziehende Weise liegehend in Betrachtung und Erörterung gezogen werden. Dies Buch ist für alle Welt von großem und bildendem Werte. (Konstitutionelle Zeitung.)

Dieses ausgezeichnete Werk von dem kürzlich verstorbenen Gaben'schen Schulrate möge bei keinem Lehrer fehlen, der für seine Schule ein warmes Herz hat. Es ist den Bildnern der deutschen Nation gewidmet. (Pädagog. Repertorium. N. F. I.)

„Möge das Werk in den gebildeten Kreisen die Aufmerksamkeit finden, die es durch seinen reichhaltigen und doch gediegenen Inhalt verdient. Mögen namentlich die „Bildner der deutschen Nation", denen es der Verfasser speziell gewidmet hat, dasselbe nicht unbeachtet lassen. Sie werden bei seiner Lektüre bald finden, daß sie in ihm wohl einem tiefen Denker zum wissenschaftlichen Naturforschen des menschlichen Geistes, nicht aber einem abstrakten spekulativen Philosophen gegenüberstehen." (Heindl's Repertorium der pädagog. Journalistik. XX. 5.)

XV. Jahrg. XV. Jahrg.

# Der Bär.

**Illustrierte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark.**

Die vaterländische Zeitschrift „Der Bär", das altbewährte Organ aller Kulturinteressen der Reichshauptstadt und der Mark, besitzt ihre hohe Bedeutung durch ihre Originalartikel geschätzter Geschichtsforscher, Denker und Dichter zum alten und neuen Berlin, aus der vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst und der gesamten geistigen Bewegung unserer Tage, sowie durch ihren eigenartigen Bilderschmuck. Sie ist eine richtige **Ergänzung zu jeder Tageszeitung in jeder Familie.**

Abonnementspreis ℳ 2,50 vierteljährlich.

**Die Expedition des „Bär"** (H. Schön)

**Berlin W.,** Magdeburgerstraße 31.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Elze,** Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Literatur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 16. Februar 1889. Nr. 8.


# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.


**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Adolf Kohut: „Dürre Blätter." — Ernst Bark: „Spanische Naturalisten." — Joseph Petzoldt: „Kritik der reinen Erfahrung" — J. E. Frhr. v. Grotthuß: „Ein vlämischer Dichter" — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Dürre Blätter.*)

Nach dem Magyarischen von Gregor von Csiky.
Novelle von Adolph Kohut.

I.

Wenn er in seinen abgetragenen Kleidern Jahr aus Jahr ein mit einem um die Schulter gelegten gewürfelten Shawl die Straßen entlang ging, hätte Niemand gesagt, daß diese armselige Erscheinung einst vor Jahren in hellstrahlenden Salons Tausende von Menschen in hellste Verzückung versetzt und zur stürmischen Begeisterung hingerissen habe! Zum Glück kennt in der kleinen Stadt, wo die dürftige Figur aufzutauchen pflegt, jeder seine Vergangenheit und man begegnet ihm überall mit einer gewissen Hochachtung. Wenn er erhobenen Hauptes und mit gemessenen Schritten an dem Kaffeehaus vorbeigeht, legt der am Fenster sitzende Stammgast die Zeitung aus der Hand, schiebt seine Lieblingstasse von sich und stößt seinen Nachbar an, indem er ihn bedeutungsvoll auf die dahinschreitende Gestalt aufmerksam macht, und der Kellner erzählt dann den Wißbegierigen mit geläufiger Zunge die Lebensbeschreibung des sich zur Ruhe gesetzten Künstlers. Nicht weit davon, in der nächsten Straße, passiert er einen Barbierladen; der vor der Thür stehende Figaro macht durch ein Räuspern seine Gehilfen und Gäste auf den berühmten Mann aufmerksam und alle Welt stürzt hinaus, um ihm nachzublicken . . .

Loránt Lombi — so heißt unser Künstler — weiß es wohl, daß er den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit bildet und er nimmt diese Kundgebungen mit dem alle großen Männer auszeichnenden Selbstbewußtsein hin. Eine falsche Bescheidenheit würde nur das Publikum, auf dessen Gunst schließlich jeder Künstler angewiesen ist, beleidigen; doch nimmt er die Huldigungen nicht mit übertriebener Freude, mit kindlicher Überschwenglichkeit auf. Bah! so verfahren nur die kleineren Talente, welche selten gefeiert werden; wer jedoch an die Sonne des Ruhmes gewöhnt ist, dessen Augen werden von ihren Strahlen nicht mehr geblendet!

Haben ihn einst die ihm geworfenen Blumensträuße und Lorbeerkränze, sowie die jubelnden Hervorrufe und das stürmische Beifallklatschen einer begeisterten Zuhörerschaft nicht aus dem Häuschen gebracht — wie sollten ihn jetzt die Ruhmeserhebungen des Kellners und Barbiers in seinem Gleichmut stören! Was will die staunende Bewunderung besagen, welche ihm die Bewohner dieses Städtchens zollen, im Vergleich mit jenem Aufsehen, welches sein Erscheinen vor Jahrzehnten in Weltstädten hervorgerufen! Wo er sich blicken ließ, richteten sich alle Augen auf ihn, alle Welt zog vor ihm den Hut, man spannte seinen Wagen aus, man besang ihn und man errichtete ihm Denkmäler! . . . O, es waren herrliche Zeiten! Warum haben sie nicht für immer gewährt!

Wäre die Zeit nicht so vergänglich, so würde Loránt Lombi noch immer sein Vaterland von einem Ende zum anderen als Triumphator durchziehen, seine Ankunft würden vor Wochen schon die Zeitungen melden, sie würden anziehende Anekdoten aus seinem Leben erzählen, zu seinen Konzerten dränge sich das Publikum in Scharen, schwärmerische Damen

*) Wir teilen in freier Übersetzung diese in hohem Grade ursprüngliche und interessante Novelle des namhaftesten Dramatikers und Humoristen Ungarns in der Gegenwart als Probe aus einem Bande Erzählungen mit, betitelt: „Elbeszélések von Csiky Gergely" — Novellen von Gregor von Csiky — Budapest, Franklin Társaság. Auf die Bedeutung Csikys habe ich in meinem Artikelzyklus: „Die magyar. Litt. in der Gegenwart" im „Magazin" Nr. 45, 46, 49, 50 und 51 des vorigen Jahrgangs eingehend hingewiesen. A. K.

Digitized by Google

würden mit den Tüchern winken und ihm Stelldichein bewilligen, — aber ach! tempi passati! Das Beifallsklatschen ist schon längst verklungen, die Lorbeerblätter sind verwelkt, die Träume von Ruhm und Gold dahin. Die wallenden Locken des jungen Künstlers haben einer Glatze Platz gemacht, die elastischen Finger sind gelockert, die hünenhafte Gestalt ist zusammengebrochen, das blitzende Auge erloschen . . . Seit 10 Jahren lebt er schon in der kleinen Stadt, ausgerüstet mit der Erinnerung an seinen vergangenen Ruhm, mit seiner Geige und den verwelkten Lorbeerblättern. Sonst besaß er nichts. Die Zeitungen, welche einst seinen Ruhm sangen, hat er sorgfältig aufgehoben, aber die Banknoten, deren große Zahl nicht minder ein beredtes Zeugnis von seiner einstigen Beliebtheit ablegte, hat er nicht mit gleicher Gewissenhaftigkeit aufbewahrt.

Erst nachdem seine Ruhmessterne erloschen waren, wurde der Künstler dessen inne, daß der Mensch von den Lorbeeren allein nicht leben könne. Im Taumel seiner Erfolge hatte er nicht bemerkt, daß es auch Zeiten geben könnte, wo die Not des Lebens an uns herantritt, und auf das Rechnen hatte er sich nie verstanden — und so warf er stets mit vollen Händen das Geld zum Fenster hinaus, bis für ihn nichts mehr übrig blieb!

Nun erhielt er sich kümmerlich durch Klavier- und Violinunterricht; überdies nahm er seinen Lehrberuf sehr ernst, wodurch er mit dem unmusikalischen Gehör seiner Schüler und der Eitelkeit der Eltern derselben zuweilen in arge Zerwürfnisse geriet. Er hatte die naive Ehrlichkeit, seinen Zöglingen, im Falle sie keine Begabung hatten, dies ins Gesicht zu sagen, was die eingebildeten Mütter arg verdroß. Als er einst einen seiner Zöglinge mit dem Namen jenes Tieres belegte, welches in der Zoologie mehr durch seine Geduld, als seinen schönen Gesang bekannt ist, meinte die Mutter des also Bezeichneten:

„Wenn Sie meinen Sohn für ein Grautier halten, wäre es schade, noch ferner Ihre große Kunst an ihn zu verschwenden!"

„Auch ich bin dieser Ansicht," meinte Loránt Lombi, „Schade um das Honorar, wie wenig dasselbe auch ist."

„Genug für einen — Esel," erwiderte die gekränkte Mutter, froh, durch diese zweideutige Redeweise das skandalöse Tier mit dem Künstler in Zusammenhang bringen zu können . . .

Trotz seiner Armut bewahrte sich der einst so Hochgefeierte seinen Künstlerstolz und er nahm die Hilfe keines Menschen in Anspruch. Seine Herablassung ging so weit, daß er selbst Miska Csicsa, den Primas der Zigeuner-Musikbande, mit ausgesuchter Höflichkeit empfing, als ihn dieser besuchte. Er bot ihm seinen einzigen Stuhl an, während er sich auf den Rand seines Bettes setzte.

„Was bringen Sie mir, Csicsa?" fragte er mit herablassender Freundlichkeit.

Herr Csicsa war ein wackerer, wohlgenährter Zigeuner; sein eleganter schwarzer Anzug war tadellos; an seinen Fingern blitzten schwere Diamantringe; sein Schmerbäuchlein wurde durch eine dicke goldene Kette geziert; in seiner Hand hielt er eine feine Meerschaumspitze, doch hätte er bei Leibe es nicht gewagt, in Gegenwart des verhungert aussehenden, armen, alten Mannes sich die Zigarre anzustecken, der in seinen abgetragenen Kleidern auf Rande des Bettes mit einer Würde, wie ein König auf dem Throne, saß.

„Reden Sie nur ohne Umschweife, Csicsa, legen Sie Ihre Befangenheit ab," ermunterte ihn Loránt Lombi. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Herr Csicsa befand sich augenscheinlich in großer Verwirrung; er hatte etwas auf dem Herzen, wagte aber nicht, mit der Sprache herauszurücken. Endlich faßte er sich, setzte die Ringe an seinen Fingern zurecht, glättete seine Weste, blickte ohne ersichtlichen Grund dreimal auf seine Remontoir-Uhr und sagte dann, tief aufatmend:

„Heute ist das Wetter sehr schön."

Nach dieser geistreichen Einleitung bediente er sich eines rednerischen Kniffs und ließ eine lange Kunstpause eintreten.

„In der That ist das Wetter sehr schön," erwiderte Loránt Lombi gutmütig.

„Das Wetter wird für die Beerdigung sehr gut sein," setzte Herr Csicsa seine Rede fort.

„Für die Beerdigung?" fragte Loránt Lombi, ein wenig verdutzt durch die unerwartete rednerische Wendung.

„Heute beerdigen wir den armen Dani Peták, den ersten Geiger der Zigeunerbande. Hat der gnädige Herr nicht gehört, daß der arme Dani Peták gestorben ist?"

„Nein, davon habe ich nichts vernommen," erwiderte Lombi kalt und zurückhaltend . . . . Es war aber auch ein starkes Stück, von ihm zu erwarten, daß er von dem Tode eines Zigeuner-Musikanten unterrichtet sein sollte!

„Ja, er ist gestorben," fuhr Csicsa fort, „wir haben keinen Prim-Geiger mehr; es ist ein großes Unglück für die Bande, und die Geschäfte gingen so gut! Ja, ein großes Unglück!"

„Ich bedaure," sagte Lombi freundlich, „ich bedaure und würde gern helfen, wenn es in meiner Macht stünde."

„Wirklich . . . ?" Und Csicsa sprang jubelnd von seinem Stuhle auf. Diese Freude freilich schien Lombi sehr im Widerspruch zu stehen mit der traurigen Thatsache des Ablebens des Prim-Geigers . . .

„O, gewiß steht es in Ihrer Macht, gnädiger Herr. Wir machen vorzügliche Geschäfte — haben alle Abende zu thun — ich verdoppele den Gehalt Dani Petáks — Sie sind Geiger-Virtuos —"

„Ich galt früher als solcher," unterbrach Loránt Lombi den Redefluß des Zigeunerprimas frostig, ahnend, daß man von ihm etwas Unerhörtes verlange.

„Also, Sie nehmen an? Bekräftigen Sie's mit einem Händedruck! . . ." Herr Csicsa war von der Freude so sehr hingerissen, daß er Lombi seine Hand entgegenzustrecken sich erkühnte.

„Was?" fragte dieser starr und unbeweglich.

„Nun, die Stelle eines Primgeigers in meiner Bande."

Digitized by Google

Der Primas ließ die ausgestreckte Hand sinken, als er den entsetzten Blick des alten Mannes, der sich mit ungewohnter Schnelligkeit von seinem Sitze erhob, gewahrte.

„Glänzende Geschäfte — ich verdopple den Gehalt," murmelte der Primas in seiner Verwirrung und Beklemmung.

„Bin ich so weit gesunken!" rief Loránt Lombi in tiefer Erbitterung, schmerzlichst bewegt, aus.

„Ich bitte um Entschuldigung," stotterte der Primas, „ich wollte Ew. Gnaden nicht beleidigen, ich verspreche ja doppelte Löhnung —"

„Der Nachfolger Dani Petáks!"

Er sah sich mit düsterem Blick in seinem armseligen Zimmer um, als suchte er nach einer Waffe, um den Beleidiger seiner Ehre niederzuschießen, aber er fand keine; wohl aber lächelte ihm das Antlitz des Herrn Csicsa entgegen, auf dem sich Schrecken, Unterwürfigkeit, Achtung, Wohlwollen und Gönnertum ausprägten, und allmählich schwand sein Groll .... Nein, Csicsa wollte mich nicht absichtlich kränken! Der Ärmste weiß nicht, was er thut! Ist er denn im stande, zu begreifen, was ein wahrer Künstler sei?

„Sie wissen nicht," sagte Loránt Lombi endlich, „mit wem Sie sprechen und daher vergebe ich Ihnen Ihre Kühnheit. Wenn Sie sich hier die Kränze und Lorbeerblätter mit ihren Schleifen und den goldenen Inschriften betrachten, werden Sie sehen, daß ich von Herzögen und Fürsten, von vornehmen Damen und schönen Frauen ausgezeichnet wurde — zwischen Dani Peták und Loránt Lombi giebt es daher einen gewaltigen Unterschied!

Vergebens stotterte Herr Csicsa noch Einiges von glänzenden Geschäften und doppelter Löhnung — Lombi blieb standhaft, ja er zeigte sogar mit nicht mißzuverstehender Geberde nach der Thüre. Der Zigeunerprimas trat unter tiefen Seufzern und Bücklingen den Rückzug an.

II.

Als Herr Csicsa aus dem Hause trat, seine Ringe an den Fingern zurechtsetzend und die ausgezogenen Handschuhe in die Tasche steckend, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Bauernwagen gefesselt, der in die Straße einbog, wo sich der Zigeuner-Primas befand.

„Ist das hier die Lammstraße?" rief eine scharfe Frauenstimme aus dem Wagen.

„Ja," antwortete Csicsa.

„Wohnt hier Herr Loránt Lombi?"

„Allerdings."

„Danke . . Fahren Sie in den Hof, Kutscher," befahl die schneidige Stimme.

Herr Csicsa sah nun, wie aus dem Wagen eine sehr alte und hagere Frau in altmodischer Tracht und mit einer Haube aus der Steinzeit heraussstieg; ihr folgte ein junges, blasses, ärmlich gekleidetes Mädchen von etwa 12—13 Jahren; ebenso wurden dem Gefährt einige wenige Kisten und Kasten, Körbe und Packete entnommen. Er sah auch, wie Herr Loránt Lombi die Thüre seiner Wohnung öffnete und seinen Gästen entgegeneilte, welche ihr ganzes Hab und Gut im engen Zimmer des Künstlers aufstapelten . . .

Die hagere alte Dame setzte sich ohne jegliche Gène auf den einzigen Stuhl und noch bevor der Hausherr zu Worte kommen konnte, hielt sie das nachfolgende Selbstgespräch:

„Wer ich bin? Die Witwe des seligen Michael Harcsa; mein Mann war Tischlermeister, er ist vor 20 Jahren an der Wassersucht gestorben. Wie ich mit der Nichte des Herrn Loránt Lombi bekannt geworden bin? Na, dadurch, daß ihre Mutter seit ihrer Witwenschaft in meinem Hause wohnte, dort krank wurde und auch gestorben ist. Ob sie etwas hinterlassen hat? Nichts, als das Bischen Hab und Gut, was Sie hier sehen. Ich habe alles mitgebracht und nichts behalten, obschon sie mir den Mietzins für den letzten Monat nicht bezahlt hat. Warum ich Ihnen die kleine Waise ins Haus bringe? Weil sie in dieser Welt außer Ihnen keinen Verwandten besitzt. Wie ich das weiß? Von der seligen Mutter der Kleinen, welche stets damit prahlte, daß sie einen sehr berühmten Schwager, den reichen Geigervirtuosen Lorant Lombi, habe, der auf der Lammstraße wohne und seine Nichte gewiß nicht verlassen werde. Das scheint nicht ganz zu stimmen, denn Ihre Wohnung sieht nicht gerade nach Luxus aus; Sie werden aber dennoch das arme Mädchen gewiß nicht an die Luft setzen! Warum ich nicht selbst sie behalte? Weil ich nichts mein eigen nenne, sehr arm bin und sehr viel Kinder habe. Was Sie mit dem unglücklichen Wurm anfangen sollen? Nun, ziehen Sie sie nur auf, wenn Sie ein Gewissen haben und Gott fürchten! Mariska, geh', küß dem Onkel die Hand und betrag' Dich brav, wenn er Dich lieb haben soll!"

Das kleine Mädchen erfaßte die sich sträubenden Hände Loránt Lombis und küßte sie. Er wollte etwas erwidern, aber er wußte nicht was — auch hätte er dazu keine Zeit gehabt, denn die Alte nahm gleich wieder den Faden ihres Selbstgesprächs auf:

„Wie lange ich hier bleibe? Ich weiß es nicht! Am liebsten möchte ich noch heute weg! Meinen Wagen habe ich nur auf einen Tag gemietet und mein Kutscher ist ein sehr grober Kerl, der mich schön anfahren würde, wenn er länger hier bleiben sollte. Also ängstigen Sie sich nicht, ich reise bald ab! Ob Sie mir etwas für die Mariska schuldig sind? Gewiß! Ich habe sie seit dem Tode ihrer Mutter erhalten, ihretwegen habe ich auch die Reisekosten gewagt, ohne sie wäre ich wahrlich nicht in die Stadt gekommen. Ach, Sie können mir's nicht zurückerstatten? Das thut nichts — ich kann auch warten! Werden Sie ein Vater für die Mariska sein? Ich erwarte es. Ob ich sie ab und zu besuchen werde? Das weiß ich nicht genau, die Zeit wird's lehren. Ob Sie mich gern wiedersehen werden? Ich hoffe es ... Mariska küß dem Onkel die Hände und danke ihm für seine Güte!

Das Kind versuchte aufs Neue seinen Angriff auf die Hände Loránt Lombis, dieser ließ es diesmal geschehen, denn er sah ein, daß der schwache Sterbliche vergebens gegen des Geschickes Mächte ankämpfe. Was geschehen soll, geschieht. Da es in

Digitized by Google

den Sternen geschrieben stand, daß er der Erzieher und Vater eines 13jährigen Mädchens werden sollte, mußte er sich ins Unvermeidliche fügen. Die zungengewandte und beredte Alte hatte überdies für ihn so viele Fragen aufgeworfen und beantwortet, daß er sich entwaffnet fühlen mußte und daher das unerwartete Geschenk des Himmels mit christlicher Hingebung entgegennehmen wollte. Nur der eine Gedanke quälte ihn noch — wie war das Rechenexempel zu lösen, daß dasjenige, welches bisher kaum für Einen ausreichte, nun sogar für Zwei herhalten sollte?

Während er über dieses Problem nachdachte, leerte die Alte die Kisten und Kästen Mariskas, dieser fortwährend gute Lehren gebend und ihr eifrig einprägend, dem Onkel recht oft die Hände zu küssen. Sie setzte sich dann die vorsündfluthliche Haube wieder auf, küßte Mariska auf die Lippen, umarmte Herrn Lombi, empfahl sich und fuhr mit ihrem Wagen auf und davon.

Der alte Geiger bereitete dem Kinde auf dem Boden eine Ruhestätte, so gut es eben gehen wollte und kopierte dann bei dem trüben Licht einer Öllampe Noten für einen seiner Schüler. Leise trällerte er die lustigen Weisen der Melodie vor sich hin, während er eifrig schwarze Punkte und Striche machte und seine Einkünfte berechnete, welche er bei angestrengtester Arbeit erschwingen könnte. Unwillkürlich mußte er sich dabei nach dem schlummernden Mädchen umsehen. Wie sie ihrer Mutter glich! Loránt Lombi erinnerte sich noch sehr wohl des blondlockigen, blauäugigen, rotwangigen jungen Mädchens, die er einst innig geliebt hat; doch sie liebte ihn nicht und hat seinen Bruder ihm vorgezogen. Alte, längst schlummernde Erinnerungen und Empfindungen wurden in seiner Seele wieder wach. Nun ist sie auch gestorben und im Elend verkommen! Und dieses schlafende Kind, das Niemand auf Erden hat, soll er, der vermögenslose, armselige Bettler, zum Leben heranbilden! Eine emporblühende Knospe, welche an die Wurzel einer zusammenbrechenden Ruine sich anschmiegt!

Loránt Lombi schleuderte plötzlich die Notenblätter von sich und erhob sich hastig von seinem Platze. Ein Gedanke nimmt seine ganze Seele gefangen — vergebens versucht er, ihn loszuwerden: er beherrscht ihn immer mehr und mehr. Er schließt die Augen und doch erblickt er das lächelnde Antlitz Csicsas; er hält sich die Ohren zu und doch vernimmt er das lockende Angebot der doppelten Gage. Vergebens bemüht er sich, den Umarmungen des Polyps, welcher ihn umfängt, sich zu entwinden — er verstrickt sich desto mehr und seine Widerstandskraft erlahmt allmählich vollends.

Er nimmt die Kränze und Lorbeerblätter von den Wänden, legt die Schleifen hübsch zusammen und liest noch einmal die für ihn so schmeichelhaften Inschriften, dann — dann wirft er all' das Gemüse des Ruhms in eine Truhe in der Ecke und schliesst dieselbe zu. Zu der neuen Laufbahn, welche er nunmehr einschlagen will, wollen die ehemaligen Zeichen des Sieges und Glanzes nicht mehr passen! . . . .

III.

Eine behaglich eingerichtete Wohnung, wo man überall auf Spuren der Wohlhabenheit stößt, und ein liebes, lächelndes, plauderndes, die Wirtschaft führendes, achtzehnjähriges Mädchen — der erste Geiger der Csicsa'schen Zigeunerbande sagte sich's oft im Stillen, daß es ein guter Genius war, welcher ihm riet, den Antrag des Primas vor fünf Jahren anzunehmen. Loránt Lombi opferte zwar seinen Künstlerstolz, sein Selbstbewußtsein, ja sogar seine Selbstachtung, aber er brachte alle diese schweren Opfer gern um Mariskas willen. Aus dem Kinde wurde eine blühende Jungfrau; und je mehr die zarte Mädchenknospe gedieh und zur herrlichen Blume sich entfaltete, desto glücklicher fühlte sich ihr Pflegevater. Er wurde zusehends jünger, frischer und lebenslustiger. Seitdem er im Solde des Primas stand, fing er auch an, etwas auf die Annehmlichkeiten und die Bequemlichkeiten des Lebens, welche er früher schnöde verachtete, zu geben; die Beredtsamkeit Mariskas brachte es fertig, daß er, wie ein gewöhnlicher Philister, gern gut aß und trank, nach der Mahlzeit ruhte, im Sommer in die Bäder reiste und viel auf schöne Kleider hielt, — kurz, die Gewohnheiten und Gepflogenheiten eines Alltagsmenschen annahm.

Welche Veränderung ist mit mir vorgegangen! dachte er wieder einmal. Welchen wunderbaren Zauber vermag dieses Mädchen auf mich auszuüben! Welche geheimnisvolle Kraft zieht mich zu ihr hin! Gern würde ich ihr gegenüber die zärtlichen Gefühle des Vaters, des Beschützers bethätigen — aber ich vermag es nicht. Ihre Nähe macht mich verwirrt, als wäre ich ein Kind . . . Was soll das bedeuten?

Er hätte noch öfter diese Fragen aufgeworfen, wenn nicht in diesem Augenblicke Mariska, die er aufmerksam betrachtete, feuerrot geworden wäre. Die Purpurglut entging seinem Blicke nicht und in demselben Moment gewahrte er auch auf der Flur, gerade in der Richtung des gesenkten Blickes Mariskas, die Gestalt eines jungen Mannes. Wenn ein Mädchen errötet und ein junger Mann sich in dessen Nähe befindet, so ist es sehr wahrscheinlich, daß zwischen Beiden ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Der Primgeiger empfand heftige Stiche im Herzen . . . Doch nein, es kann nicht sein! murmelte er; es ist Wahnsinn, auch nur daran zu denken! Der Jüngling ist mein Gast, mein liebster und bester Zögling, aus dem ich einen tüchtigen Künstler zu machen gedenke . . . Was ist das? Bin ich verliebt? Nein, nein! es kann, es darf nicht sein! Wozu sollte ich eifersüchtig sein? . . . Ist es nicht ihre Bestimmung, zu lieben, eine Gattin zu werden? . . . Ich kann es aber nicht dulden, ich kann ohne sie nicht leben! . . . Soll ich selbst sie heiraten? . . . Wahnsinn! Doch warum sollte es Wahnsinn sein? Geschehen nicht täglich solche Heiraten? Wie alt bin ich? . . 55 Jahre! . . Und sie? . . 18 Jahre! . . . Ja, Wahnsinn! Ich mag nicht mehr daran denken!

Ja, wenn das nur von unserem Willen abhinge! Das grünäugige Ungeheuer, die Eifersucht, ließ sich nicht mehr aus seiner Seele bannen. Es marterte ihn mit Höllenqualen und verließ ihn nie, weder bei

Digitized by Google

Tag noch in der Nacht. Selbst als er seinen Zöglingen Musikunterricht gab, war es zugegen; er glaubte, in jedem Akkord seine schrillen Töne zu vernehmen; und wenn er als Primgeiger der Csicsaschen Bande in einem Lokal, in einem Garten zum Tanze aufspielte, grinste ihm das Ungetüm entgegen ... Wie trefflich die tanzenden jungen Paare zusammenpassen! Zwischen ihm und ihr giebt es fast keinen Altersunterschied ... Hahaha! Wie sie sich in süßem Taumel umarmen, eine Blume neigt sich der andern zu — während ich ein dürrer Zweig bin, was habe ich unter Blumen zu suchen! .. Und er spielte so feurig, so leidenschaftlich, so hinreißend schön die Tanzweisen, daß er die ganze Bande entflammte und der Primas gestehen mußte, daß für einen solchen Geiger selbst die doppelte Gage nicht zu viel sei.

So vergingen viele Wochen, ohne daß Mariska von den Qualen, welche die Seele ihres Pflegevaters zerwühlten, etwas gewahrt hätte. Sie war ein heiteres, munteres und lebenslustiges Mädchen ohne besonderen psychologischen Scharfblick. Wenn er düster gestimmt und im höchsten Grade nervös war, glaubte sie, daß ihn das nächtliche Musizieren ermüdet oder daß er Unannehmlichkeiten mit seinen Zöglingen gehabt habe. Nur das Eine fiel ihr auf, daß ihr Onkel besonders erregt und heftig war, wenn der junge Lörinz Beregi, der sie so gern habe und der doch der Lieblingsschüler des Herrn Lombi sei, mit ihr sich unterhielt. Was ficht denn Herrn Lombi an?!

Doch bald sollte sie auch den Grund hiefür kennen lernen. Als er eines Nachmittags zu einer Hochzeit sich begeben wollte, um dort zu musizieren, spannte er die Saiten seiner Violine so straff an, daß sie alle sprangen.

„Ich bringe gleich frische Saiten," sagte Mariska diensteifrig.

„Es ist nicht nötig," antwortete Loránt Lombi, seine Geige von sich schleudernd; „ich gehe nicht zur Hochzeit!"

„Nein? Wie wird man aber ohne den Primgeiger tanzen können?"

„Meinetwegen! Ich kann die Hochzeiten nicht ausstehen!"

Mariska schaute ihn verblüfft an; sie wagte nicht zu antworten, obschon sie mit seinen Ansichten keineswegs einverstanden war.

„Liebst Du denn die Hochzeiten?" fragte er gedehnt.

„Ja," erwiderte sie, erstaunt über diese unerwartete Frage.

„Möchtest Du schon gern auf Deiner eigenen Hochzeit tanzen?"

Sie sprach kein Wort, sondern errötete bis an die Schläfen und schlug schamhaft die Augen nieder.

„Möchtest Du gern heiraten?"

Mariskas Antlitz wurde von Purpurglut übergossen und für alle Schätze der Welt hätte sie nicht gewagt, ihren Onkel anzusehen. Gerade dieselbe Frage richtete gestern Lörinz Beregi unter vier Augen an sie, und auch gestern wurde sie feuerrot und war keiner Antwort fähig.

„Mariska," fuhr Loránt Lombi fort, „erinnerst Du Dich noch jenes Tages, als Du zum ersten Male zu mir kamst? Weißt Du auch, daß ich mir damals gelobt habe, Dir, Deinem Glücke mein Leben zu weihen? Weißt Du auch, daß ich Dir zu Liebe das schrecklichste Opfer, meine Künstlerehre, gebracht habe? Sage mir nun, Mariska, ob ich mein Gelübde gehalten und ob ich Alles gethan habe, um Dich glücklich zu machen?"

Statt jeder Antwort beugte sie sich zu ihm herab und küßte ihm dankbar die Hand. Zärtlich zog er sie an sich:

„Liebst Du mich, Mariska?" fragte er, seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Ja, aus voller Seele!"

„Willst Du mich glücklich machen?"

„Das ist mein innigster Wunsch," sagte sie unschuldsvoll.

„Willst Du mein Weib werden?"

Mariska entfärbte sich. Ängstlich und schreckensbleich blickte sie in das Antlitz ihres Onkels. Die glühenden Augen, die bebenden Lippen — sie erklärten Alles; die dämonische Leidenschaft der Liebe erkannte das Auge des Weibes sofort.

„Willst Du mein Weib werden?" fragte Loránt Lombi zum zweiten Male.

Die erste Frage hatte das Kind erschreckt, die zweite vernahm die Dankbarkeit und das Mitleid des Weibes. Diese Umgestaltung war das Werk eines Augenblicks; in einem Augenblick zogen vor ihrem geistigen Auge alle die Bilder der Herzensgüte, Liebe und Aufopferungsfreudigkeit ihres Ziehvaters vorüber — und der eine Augenblick hatte genügt, um ihre Wahl zur Entscheidung zu bringen.

„Ja," hauchte sie leise.

Wieviel Entsagung, Selbstopferung, Dank und Bitterkeit faßte dieses eine Wort in sich — doch weder das Vibrieren ihrer Stimme, noch das Zucken ihrer Lippen verriet den furchtbaren Kampf, der in ihrem Innern tobte! Nur zog sie sich scheu vor dem alten Mann zurück. Sie konnte ihren Verstand, ihr Herz, ihr Auge, ihr Antlitz, aber nicht jenes unwillkürliche Entsetzen beherrschen, welches sie erfaßte und ihr ganzes Wesen erschütterte ...

Loránt Lombi hatte für alle diese seelischen Vorgänge kein Auge. Das heftige Fieber, welches ihn seit Wochen quälte, hatte seinen Höhepunkt erreicht und in seinem Delirium sah er nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Bilder der Fieberhitze — und diese Bilder gaukelten ihm nur heitere Glückseligkeit, einen stets blauen Himmel und im Sonnenschein glitzernde weiche Rasenteppiche vor. In dieser rosigen Stimmung verbrachte er den Tag und wünschte seiner Braut gute Nacht. Seiner Braut! .. Er zuckte zusammen, als er sie „Braut" nannte ... Ob aus Glückseligkeit oder aus bangen Vorahnungen? ... Als er sich allein befand, beruhigten sich seine Nerven allmählich und wieder stand die Gestalt seines Schülers vor ihm, dessen Anblick Mariskas Antlitz mit Purpurröte übergossen hatte. Er konnte keinen Schlaf finden. Der entsetzliche Gedanke, daß das Mädchen nicht ihn, sondern Lörinz Beregi liebe, ließ ihn nicht mehr los. Nur das Gefühl der Dankbarkeit habe

Digitized by Google

ihr das Jawort auf die Lippen gepreßt, ihr Herz aber gehöre einem anderen, jenem hübschen jungen Mann, mit dem sie so gern plaudere und der sie stets in Flammen versetze, . . . diese Vorstellung zermarterte sein Gehirn.

Das Gespenst der Eifersucht und des qualvollen Zweifels ließ ihm keine Ruhe; er wollte noch diese Nacht Gewißheit sich verschaffen, ob seine Annahme begründet sei. Er wollte sie in ihren Träumen belauschen, ihr Geheimnis erforschen. Leise, vorsichtig, gleich einem Dieb, schlich er sich zu dem Zimmer, wo Mariska schlief . . . Während er sich in der Dunkelheit vorwärts tappte, stießen seine Kniee an einen harten Gegenstand; er konnte seinen Weg nicht fortsetzen, zündete Licht an und erkannte jene alte große Truhe, wo nun seit fünf Jahren seine verwelkten Lorbeerkränze und Schleifen ruhten. Beinahe hätte er vergessen, daß er je ein solches Möbelstück besessen.

Die Neugierde trieb ihn an, die Truhe zu öffnen. Die dürren Blätter knisterten eigentümlich, als er sie berührte; er nahm den obersten Lorbeerkranz heraus; die Schleife daran war schon vergilbt, aber er konnte doch noch die Inschrift lesen. Er holte dann nach und nach alle Zeichen seiner erfolgreichen Künstlerlaufbahn hervor und wieder stand in lebhafter Erinnerung jener Moment vor ihm, als er nach schweren Seelenkämpfen von dem Lorbeer für immer Abschied genommen . . . Die herabfallenden, knisternden Blätter schienen plötzlich zu sprechen und ihn Vorwürfe zu machen, daß er sie so lange vernachlässigt habe. Er errötete und senkte beschämt den Blick . . . Die dürren Blätter wollten gar nicht schweigen. Sie flüsterten ihm ins Ohr: Wie Du auf Ehre und Ruhm verzichtet und uns hier verschlossen hast, so entsage jetzt auch deiner wahnsinnigen Liebe, wenn du nicht willst, daß dein erstes Opfer unnütz sei und das Wesen, um dessentwillen Du Dich von uns abgewendet, unglücklich werde . . .

Hastig ergriff er alle Kränze und Schleifen und stürzte in sein Zimmer zurück. Die Vorwürfe, welche er soeben von seinen alten Freunden zu hören bekam, thaten ihm in der Seele weh, da dieselben ihm als durchaus begründete erschienen. Die Gesellschaft der welken Blätter übte allmählich einen besänftigenden und wohlthätigen Zauber auf ihn aus; seine alte Würde und sein Künstlerstolz von ehedem, als er noch mit dem gewürfelten Shawl um die Schulter, stolz wie ein König, einherwandelte, stellte sich wieder ein. Aufs neue erhob er sich zu jener olympischen Höhe, wo die kleinen menschlichen Leidenschaften verstummen und ewige Harmonie herrscht.

Als am Morgen Mariska erwachte und sich ihm scheu näherte, erklärte er ihr ohne alle Bitterkeit, daß er ihr das Jawort zurückgebe, da er ahne, daß sie nicht ihn, sondern Lörinz Beregi liebe. Bald führte er die vor Freude, Überraschung und Schreck weinende Mariska in die Arme des jungen Mannes. Auch eröffnete er dem Primas Csicsa, daß er fürder auf seine Stellung als Primgeiger in der Bande verzichte und nur noch einmal spielen werde und zwar am Hochzeitstage seiner Tochter, damit an jenem feierlichen Tage die Zigeunerkapelle mit ihren Leistungen sich Ehre einlege. Vergebens versprach Csicsa sogar dreifache Löhnung — er blieb unerschütterlich.

Nach der Hochzeit Mariskas erschien Loránt Lombi wieder als der stolze, selbstbewußte Künstler von früher, in seinen abgetragenen Kleidern und mit dem gewürfelten Shawl um die Schulter, der es als selbstverständlich findet, daß ihm die Leute nachblicken und er den Fremden als die größte Merkwürdigkeit des Städtchens bewundernd gezeigt wird.

## Spanische Naturalisten.

Bei der Abhängigkeit des spanischen Geisteslebens von Frankreich war es unvermeidlich, daß auch der französische Naturalismus hier Echo fand und, da die Schüler die Mängel des Meisters zu übertreiben pflegen, zu Ausschreitungen führte, welche selbst die Schroffheiten Zolas übertrumpfen. Die Richtung der Flaubert und Daudet fand in Perez Galdos, Pereda und der Emilie Pardo Bazan tüchtige Vertreter, und der Realismus in diesem Sinne darf jetzt schon als Sieger über die Idealisten Valera, Alarcon und deren Anhänger erklärt werden, die geistvolle Doña Emilie hat ihm außerdem in ihrem Werke „Die brennende Frage" einen, wenngleich oberflächlichen, theoretischen Katechismus gegeben. Das jüngste Schriftstellergeschlecht hat nun in bewußter Gegenüberstellung zu jenen Realisten Emile Zola, wie er uns in seinen kritischen Werken entgegentritt, als ihren Führer anerkannt und schwingt mit viel Talent und Begeisterung die Fuchtel der Kritik, während hier und dort schöpferische Versuche gemacht werden.

Diese Bewegung hat in Luis Paris und Ricardo Fuente zielbewußte Kritiker und in Alexander Sawa einen mit viel Talent begabten Novellisten gefunden. Im ebenerschienenen Buche „Neue Leute" (Gente nueva) giebt Paris eine geistreiche Charakteristik der zeitgenössischen litterarischen Strömungen und der jungen Talente, die in dem letzten Jahrzehnte aufgetaucht sind. Mit Freimut geißelt er die Vetternwirtschaft, die mangelhafte Kritik und die für litterarische Bestrebungen wenig förderliche geistige Luft, welche denselben den Sauerstoff raubt und ihnen kaum gestattet, unbeachtet hinter einem Heere wohlgenährter politischer Abenteurer nachzuschleichen. Wenn bei dieser Kritik dem spanischen Selbstbewußtsein stark mitgespielt wird, so beweißt das hier sehr seltenen Bürgermut, nur ist es zu viel des Guten, wenn er den Spanier individuelle Charakteristik abspricht und sie „ein verkommenes Produkt aus dem Gemische vieler Rassen" nennt. Der Pessimismus ist ja der Familienzug der Zolaisten und muß auch beim Spanier übersehen werden. Sein Buch ist wie alle Werke der Schule eine Kampfschrift, eine „That", und hat als solche hervorragende Vorzüge und dürfte viel zur Hebung der arg darniederliegenden litterarischen Ehrlichkeit hierselbst beitragen. „Wir fahren fort," meint er treffend, „von der Einfuhr zu leben und

Digitized by Google

die geringe und unvollkommene nationale Produktion findet im Staate einen Hemmschuh. Wissenschaftlich, litterarisch und industriell leben wir vom Importe."

Immerhin führt Paris nicht weniger als neunzehn Schriftsteller der „Neuen" vor, die er eingehend behandelt, von denen meiner Meinung nach bis dahin bloß Nakens, der unermüdliche Pfaffengegner, die Novellisten Amorós, Lopez Bago, Zahonero, der Salondichter Shaw und die jungen Dramatiker Dicente, der Verfasser von „Werthers Selbstmord", und Torromé im Auslande bekannt zu werden den Anspruch erheben dürfen. Die Namen Ortega Mernilla, Ed. de Palecio und Salvador Rueda, sowie manche Andere können füglich noch hinzugefügt werden, was eine stattliche Schar aufstrebender Talente für ein Land von sechszehn Millionen Einwohnern darstellt. Unter diesen „Neuen" verdient nun hervorragende Beachtung der junge Naturalist Sawa, sowohl wegen seines vielversprechenden Talentes, als wegen seiner drei Romane „Ein gesetzliches Verbrechen", „Erklärung eines Besiegten" und des eben erschienenen bedeutenden Werkes „Nacht".

Luis Paris führt uns den etwa dreißigjährigen Verfasser in seiner Entwickelung vor, wie er zuerst mit langer Mähne und arabischem Typus in romantischer Begeisterung für Hugo und Musset schwärmte. Balzac und Daudet und besonders Zola wurden darauf seine Meister und dem Beispiele des älteren Lopez Bago folgend, begann Sawa für das naturalistische Evangelium ästhetische Lanzen zu brechen. Ungleich eigenartiger beanlagt als L. Bago, der in der „Pikanterie" mit Vorliebe mit seinem Pariser Modelle wetteiferte und schließlich nach Mexiko gegangen ist, da er sich gesellschaftlich unmöglich machte, verfiel er in seinem ersten großen Romane in Übertreibungen, die dem Kunstwerke so viele pathologische Zuthaten mitteilten, daß es für die große Leserwelt schlechterdings ungenießbar ist. Das „gesetzliche Verbrechen" besteht nämlich darin, daß ein verkommener Ehemann wissentlich sein Weib zum Tode führt, indem er auf Nachkommenschaft dringt, die als unmöglich erklärt ist. Widerliche Szenen häufen sich, was die Natur als Akt der Liebe angeordnet, wird in diesem Falle zum scheußlichsten berechneten Morde und mit teuflischem Behagen scheint der Verfasser die häßlichsten Nachtseiten der Menschheit aufzudecken. Als Kunstwerk fehlt dem in der Mache mit Meisterschaft ausgearbeiteten Werke Licht, Farbe und poetischer Duft, es ist eine ausgezeichnete Studie, wo der Verfasser seine künstlerische Begabung zu erproben scheint, dabei aber keinerlei Rücksichten auf die ästhetische Wirkung des Ganzen nimmt.

Sein zweites Werk ist ein lebensgeschichtliches Selbstbekenntnis, ein Buch von seltener Eigenart, ein Verzweiflungsschrei des Bohemien, der die Morgenröte einer neuen Zeit empfindet und sich bemüht, frei zu werden von dem Alpdruck der Vergangenheit, die so schwer und bleiern sein schönes Vaterland zum Zufluchtsorte abenteuernder Kämpfer für Thron und Altar gemacht. Der kernige, schwungvolle Stil und jenes das Genie auszeichnende Talent, Ideen und Gegenstände durch kurze, treffende Worte zu charakterisieren, machen das Lesen der Schriften Sawas außerordentlich anregend und interessant und man übersieht fast die gelegentliche Unreife, Ungeklärtheit und beabsichtigte Rücksichtslosigkeit in Stil und Anschauungsweise. Diese „Erklärung eines Besiegten" zeigt den Verfasser als schwungvollen Dichter, der den Gefühlen in ihrer ganzen Vielfältigkeit künstlerischen Ausdruck zu geben versteht und man bedauert es lebhaft, daß dieser berufene Künstler sich in dies enge Prokrustesbett einer einseitigen Schule, wie der Zolasche Naturalismus, einzwängen läßt.

„Nacht", der Titel besagt es, ist ein Nachtstück aus dem spanischen Bürgerdasein, ein furchtbares Schattenbild, das in Dantes Hölle sein Vorbild zu haben scheint. Noche! Eine dumpfe Schwermut, eine soziale Nachtszenerie von ergreifender Wirkung. Eine Familie des pfäffisch gesinnten Avila wird nach Madrid versetzt und dort geht sie auf schreckliche Weise zu Grunde, da ihre Erziehung, Welterfassung und Vorurteile im Kampfe ums Dasein in der Hauptstadt erliegen. Die bigotten Eltern, rohe Heuchler, werden zum Unglücke ihrer Kinder; eine Tochter wird aus Unerfahrenheit von ihrem Beichtvater dem Laster in die Arme gedrängt, die andere Tochter stirbt an der Schwindsucht über der Nähmaschine, der älteste Sohn ermordet seinen Brotherrn, um sich mit dessen verbrecherischen Weibe zu verehelichen und weigert sich höhnisch, dem Vater die elende Summe zu leihen, die dieser benötigt, um der kranken Schwester Arznei zu bringen, der zweite Sohn wird als Mörder vom Vater der Polizei ausgeliefert und der dritte sagt dem hilfesuchenden Manne, daß ihn seine Priesterpflicht gebietet, sämtliche Familienbande zu lösen.

So schauerlich pessimistisch das Gemälde erscheint, es ist ein bis auf die kleinsten Einzelnheiten naturwahres Bild des spanischen Bürgerlebens, eine in Ursachen und Wirkungen vortreffliche Photographie des Lebens, die eine packende Wirkung hervorbringt. Im zweiten Teile, „Alborada" (Morgenröthe), verspricht der Verfasser, ohne auf die Personen des Nachtbildes zurückzukommen, die Lichtseiten des Bürgertums darzustellen, wodurch dem ästhetischen Bedürfnisse nachzukommen und die Lösung des sozialen Konfliktes angedeutet werden soll.

Ebenso wie bei der Kritik Luis Paris die naturalistische Schuleinseitigkeit zu Übertreibungen drängt, stört bei Sawa das tendenziöse Bestreben, die physiologischen und pathologischen Grundlagen seiner Charaktere zu schildern, wie es sein Meister Zola thut und wird häufig unwahr, wo er zur Begründung der Handlungen Determinations-Faktoren sucht, die in ihrer Einfachheit nicht wahrscheinlich sind. Statt den Determinismus durchaus zur Darstellung bringen zu wollen, thäte er besser, die Vielfältigkeit der Willensgründe anzuerkennen, auch wenn darüber das Schul-Steckenpferd in die Sümpfe geräte. Eine tiefere Einsicht und Welterfassung wird den klarschenden Dichter zweifellos bald über diese Hindernisse hinwegführen, er wird lernen, mit dem Häßlichen ästhetische Wirkungen erzielen, stilistische Rohheiten und Takt-

Digitized by Google

losigkeiten vermeiden und wird erkennen, daß es nicht tendenziösen Vordrängens bedarf, um in Romanen die moderne Welterfassung, d. h. Determinismus, Deszendenztheorie und Sozialethik, zur Geltung zu bringen und den poetischen Forderungen des Kunstwerkes gerecht zu werden.

Madrid. Ernst Bark.

## „Kritik der reinen Erfahrung"

von Joseph Petzoldt.

Wie Mathematik und Naturwissenschaften ihr gewaltiges Lehrgebäude auf „letzte Thatsachen" gründen, auf unbeweisbare Axiome, d. h. auf Sätze, die sich nicht weiter zurückführen, nicht einfacher gestalten lassen, auf „empirisch" gewonnene Grundsätze, so ist es auch das Bestreben philosophischer Gedankenarbeit gewesen und ist es noch, einen Ausgangspunkt von entsprechender Einfachheit und Evidenz zu gewinnen, der den unverrückbaren Grundstein für einen ähnlich unerschütterlichen Bau abgeben könne. Man sucht ein Letztes, Unbezweifelbares, ein unmittelbar Gewisses, unmittelbar Gegebenes als Grundlage für Folgerungen, die uns das Wesen der Dinge möglichst enthüllen oder doch Gründe aufweisen sollen, weshalb das „Welträtsel" unlösbar sei, und die dann in gleicher Weise wie jene Lehren der genannten Einzelwissenschaften zwingend, den ersehnten Charakter exakter Ergebnisse haben möchten. Die einschlägigen Bemühungen haben viele glänzende Geistesschöpfungen gezeitigt — die vorwiegende oder doch eine bedeutende Gedankenrichtung ihres ganzen Zeitalters spiegelt sich in ihnen wieder, sie knüpfen die tausend und abertausend Fäden, die dem Unvorbereiteten so wirr durcheinander zu laufen scheinen, zum geschlossenen Netze, sie üben Herrschaft über ihre Zeit — und doch sind sie nur von kurzer Dauer. Jede Geschlechterfolge reißt nieder, was die vorhergehende errichtet: wohl verwendet sie manchen Stein des abgebrochenen Baues, doch nie läßt sie sein Ganzes unversehrt.

Was ist nun heute der Ausgangspunkt unseres philosophischen Denkens, und welches in großen Zügen die Folgerungen, die sich aus ihm ergeben? Was gilt für das unmittelbar Gegebene? Was herrscht als Grundanschauung, so weit in der demokratischen Wissenschaft unserer Zeit von „herrschen" überhaupt die Rede sein kann?

Das letztlich und unmittelbar Gegebene sind Empfindungs- und Vorstellungskomplexe. Alles andere ist erschlossen. Aufzeigbar oder wirklich sind nur jene seelischen Gebilde. Was man sonst noch etwa als „seiend" annimmt, hat bedingten Charakter. Von den Empfindungen und Vorstellungen sind die ersteren objektiv, die letzteren subjektiv, jene sind das ursprünglich Gegebene, diese — in erweiterter Bedeutung „Begriffe", „Naturgesetze", „Theorien" u. s. w. — sind ihre Abbilder und Bearbeitungen seitens des Intellekts, der „theoretischen Funktion der Seele", oder wie man sich sonst ausdrücken mag; jedenfalls sind sie Zusätze zu jenen nackten Erfahrungsthatsachen, eine größere Selbstständigkeit kommt ihnen nicht zu: ohne die Empfindungen würden sie überhaupt nicht vorhanden sein. Wollen wir diese erforschen, die allein auf objektive Wirklichkeit Anspruch erheben dürfen, so haben wir aus unseren psychischen Zuständen alles Gedankliche, alles Subjektive auszuscheiden. Was ist denn an dem aufgeschlagenen Buche da vor mir das wirklich Erfahrene, das thatsächlich Gegebene, das Gegenständliche? Was sehe, was fühle ich, und was füge ich zu dem „aus mir" hinzu? Ich habe nichts zu verzeichnen als Farben- und Tasteindrücke. Weiß und schwarz in mannigfacher Anordnung geben mir die Blätter; schwarz erscheint der Einband, dem Druck meiner Hand leistet er Widerstand, er fühlt sich glatt an, ähnlich wie das Papier des Buchs, ich empfinde Kanten und Spitzen; hebe ich das Buch, so spüre ich einen Druck oder Zug, habe also wieder eine Tastempfindung. Alle diese verschiedenen Eindrücke verknüpfe ich zu der Anschauung „Buch". Daß dieses Buch nun aber eine andere Wirklichkeit habe als jene Empfindungen, etwa gar — meiner „Wahrnehmung" genau oder auch nur teilweise oder selbst in nichts entsprechend — von mir unabhängig im Raume, in den ich jene seelischen Erfahrungselemente hinausprojiziere, selbständig da sei, vorher schon so dagewesen sei und auch noch fernerhin so da sein werde, das sind blanke Annahmen, die mir für die Ordnung der sonst wirren Fülle des Erfahrungsstoffes ja recht dienlich sein können, die Beilegung eines anderen Wertes aber in keiner Weise rechtfertigen, jedenfalls also schweigen müssen, wenn es sich darum handelt, das Wirkliche, das gegenständlich Gegebene zu bestimmen. Was die „Welt da draußen" unabhängig von mir sei, wie sie „an sich" beschaffen sein mag, das zu erforschen ist uns nie möglich; ja, wir können nicht einmal wissen, ob sie überhaupt noch ein anderes, ein jenseitiges Sein habe, ein von „unserem Innern" unabhängiges Dasein. Eine solche Frage ist müßig, wir haben uns mit der diesseitigen Welt zu bescheiden. Raum und Zeit sind uns nicht anders denn als subjektive Formen gegeben, unter denen wir die Erscheinungen, die „Dinge" und „Vorgänge", auffassen. Wir können von keiner anderen Daseinsweise wissen als von der, als Empfindung zu sein. Einfache Empfindungen sind die Elemente der „Welt", und wir selbst sind gleichsam die Schöpfer dieser Welt, da das Denken erst die ungeordneten chaotischen Empfindungsgebilde zum Weltbild ausgestaltet. Daß andere Wesen nach dieser Anschauung für uns in keiner anderen Weise denn als unsere Vorstellungen vorhanden sind, ist unabweisliche Folgerung, aber auch wir selbst sind für uns stets nur ein gewisser Empfindungs- bezw. Vorstellungskomplex: eine „Seele" ist genau so gut nur Denkzusatz zur Erfahrung wie eine materielle Unterlage. Das „Ich" ist nichts als eine Denkverrichtung der Erinnerung und Begriffsbildung.

Wie tritt nun diesem Ideenkreis das Buch,

Digitized by Google

über welches der vorliegende Aufsatz berichten will, gegenüber?*)

Es erhebt gegen jenen Ausgangspunkt, der die Dinge und Vorgänge sofort in Empfindungen auflöst, den Einwand, daß er zu schnell angenommen sei. Die vorliegenden philosophischen Anschauungen verlassen zu rasch den Standpunkt, von dem aus ihre Schöpfer überhaupt zur Philosophie kamen. Ohne daß ein wirklich zwingender Grund schon vorläge, giebt man allzu bereit eine Betrachtungsweise auf, die ja möglicherweise später zu einer Änderung des Standpunktes unumgängliche Veranlassung geben kann, möglicherweise aber auch zu einer solchen durchaus nicht nötigt. Jedenfalls läßt sich diese Frage von vornherein nicht so schnell entscheiden, wie sie gemeiniglich entschieden wird. „Jedes menschliche Individuum nimmt ursprünglich sich gegenüber eine Umgebung mit mannigfaltigen Bestandteilen, andere menschliche Individuen mit mannigfaltigen Aussagen und das Ausgesagte in irgend welcher Abhängigkeit von der Umgebung an: alle Erkenntnis-Inhalte der philosophischen Weltanschauungen — kritischer oder nicht kritischer — sind Abänderungen jener ursprünglichen Annahme." Eine philosophische Betrachtungsweise, die sich einwandsfrei erhalten will, wird sich auf jenen gänzlich ungesuchten, einem wirklich vorurteilsfreien Denken sich ganz natürlich darbietenden Standpunkt bei dem Beginn ihrer Untersuchungen zu stellen und ihn so lange beizubehalten haben, bis etwa gewichtige Gründe zu seinem Aufgeben nötigen; und anstatt die Untersuchung in vorgefaßter, wenn auch unwillkürlich vorgefaßter Meinung nun nach den Punkten hinzudrängen, die das „Bewußtsein" im unvereinbarem Gegensatz zur „materiellen Welt" erscheinen lassen und infolgedessen gar bald zu einer Annahme eines Erstrecht desselben führen, gilt es vielmehr zunächst, den Inhalt jener Grundannahme nach allen Seiten zu entfalten und die mannigfaltigen Zusammenhänge der Umgebung und des „nervösen Zentralorgans" im Sinne eines philosophischen Zieles zu beschreiben.

Ist nun auch dieses besondere Ziel, das sich unser Verfasser stellt, eine Kritik der reinen Erfahrung, so weist diese doch selbst über sich hinaus und verlangt zu ihrer eingehenden Behandlung eine „allgemeine Erkenntnistheorie", ja in größeren Umrissen auch eine „allgemeine Theorie der menschlichen Normen", denen gemäß die Individuen „das Sein und das Erkennen, das Erfahrbare und das Unerfahrbare, das Erkennbare und das Unerkennbare, das Sichere und das Fragliche" u. s. w. unterscheiden. Und so will denn Avenarius mit dem „Versuch, die ersten Grundzüge einer allgemeinen Theorie des menschlichen Erkennens und Handelns zu zeichnen, das Bestreben verbinden, für eine Wissenschaftslehre überhaupt und im besonderen für die Psychologie (im Sinne einer eigentlichen „Variationspsychologie") und im Anschluß daran namentlich für die wissenschaftliche Pädagogik, ferner für die Logik, Ethik und Ästhetik, für Rechtsphilosophie und Nationalökonomie, für die Sprachwissenschaft u. a. den Boden zu bereiten."

Für seine engere Aufgabe erhält unser Philosoph die einleitenden Gesichtspunkte aus seiner „empiriokritischen Voraussetzung": „es stehe ein beliebiger Bestandteil unserer Umgebung in einem solchen Verhältnis zu menschlichen Individuen, daß, wenn jener gesetzt ist, diese eine Erfahrung aussagen: ‚es wird etwas erfahren', ‚es ist etwas eine Erfahrung" bezw. ‚aus der Erfahrung entsprungen', ‚von der Erfahrung abhängig'." Hier erscheinen die Umgebungsbestandteile als Voraussetzung des Ausgesagten, und wir werden von „reiner Erfahrung" sprechen können, wenn in der Aussage nichts vorhanden ist, das seine Voraussetzung nicht in Umgebungsbestandteilen hätte. Diesem „synthetischen Begriff" der reinen Erfahrung wäre der „analytische" gegenüberzustellen, der sie für eine Erfahrung erklärt, „welcher nichts beigemischt ist, was nicht selbst wieder Erfahrung wäre — welche mithin an sich selbst nichts anderes als Erfahrung ist." Die Kritik der reinen Erfahrung wird nun folgende Fragen zu beantworten haben:

1. „In welchem Sinn und Umfang können überhaupt Bestandteile unserer Umgebung als Voraussetzung der Erfahruug angenommen werden?"

2. „In welchem Sinn und Umfang können ausgesagte Werte überhaupt als Erfahrung angenommen werden?" und

3. „In welchem Sinn und Umfang fallen der synthetische und der analytische Begriff auseinander und kann ihr Zusammenfallen angenommen werden?"

Der vorliegende erste Band des Werkes beantwortet die erste der drei Fragen. Der Weg, auf welchem er zur Antwort gelangt, ist der der Analyse jener Annahme, die jedes Einzelwesen ursprünglich macht, und von der es nur durch Nachdenken abkommt. Diese Analyse besteht in der Beobachtung und Beschreibung der Individuen auf der einen, ihrer Umgebung auf der anderen Seite und der Wechselbeziehungen, die zwischen beiden stattfinden. Wir — Avenarius und seine Leser — stehen rein beobachtend dem Getriebe gegenüber, dessen Schauplatz unsere Umgebung ist; die letztere deckt sich in allem Wesentlichen mit derjenigen der zu beobachtenden Einzelwesen.

Die größte Beachtung ist der Stellung zu schenken, die Avenarius dem „Beschreiben" einräumt im Gegensatz zum „Erklären". Wir sind nicht gewohnt, Beschreibung und Erklärung genügend auseinander zu halten. Am ehesten gelingt es uns wohl noch bei der Betrachtung von Dingen und Zuständen, also von räumlichem Nebeneinander; sowie es sich aber um die Darstellung eines Vorganges, von zeitlichem Nacheinander (also z. B. einer Bewegung) handelt, sind wir bald mitten in untergelegten Vorstellungen. Kaum daß wir eine Beobachtung gemacht haben, ist sie schon mit allerlei Annahmen in Verbindung gesetzt, die uns den Blick für das rein Thatsächliche trüben, ja, die meisten „Beobachtungen"

*) „Kritik der reinen Erfahrung" von Dr. Richard Avenarius, ord. Professor an der Universität Zürich. Erster Band. Leipzig 1888.

Digitized by Google

dürften nicht einmal zu der Zeit, da sie zuerst angestellt werden, von verschleiernden Zumischungen frei sein. Wie schnell sind Moleküle, Atome, Fluida, Äther, Seele, Kräfte, Kategorieen und andere alte und moderne Fetische bereit, für die Erscheinungen „Erklärungen" zu liefern! Und geben wir selbst bei näherem Überlegen zu, daß jene Begriffe nichts anderes als Hilfsmittel des Denkens sein können, welche die Übersicht der Fülle der Naturerscheinungen erleichtern und der weiteren Forschung eine bequeme praktische Handhabe bieten sollen, so gehen wir doch auf diesem Wege der abwägenden Sonderung nicht eben weit vorwärts, in der Meinung, er könnte uns doch nicht zu einer anderen Wahrheit verhelfen als der, die wir ja eben schon eingeräumt hätten. Sind es Mach und Kirchhoff gewesen, welche die Wichtigkeit reiner Beschreibung zunächst von naturwissenschaftlicher Seite aus betonten, so dürfte Avenarius dafür zu danken sein, daß er in voller Verallgemeinerung auf allen Gebieten mit der „Erklärung" bricht. Eine Erklärung würde man bis nach Beendigung der vollständigen Beschreibung aufzuschieben haben, und es dürfte fraglich sein, ob sie dann überhaupt noch in Frage kommen, ob sie uns dann noch irgend etwas leisten, ob sie noch etwas klären, etwas klarer machen könnte. Sind wir uns des Wertes der Beschreibung voll und ganz bewußt, dann erkennen wir auch leichter die Bedeutung des Gegensatzes der Avenarius'schen Betrachtungsweise zu einer früheren Philosophie, welche die Frage nach der „Möglichkeit bestimmter Arten von Erkenntnissen" logisch bevorzugte vor einer „ganz allgemeinen" Beschreibung des Erkennens „nach Beschaffenheit und Zusammenhängen", wie unser Verfasser sie zuvörderst will. Ehe nicht bestimmt ist, „was überhaupt unter den verschiedenen Momenten der zu Grunde gelegten Annahme zu verstehen sei," kann über ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung keinesfalls entschieden werden.

Unsere Grundvoraussetzung giebt uns nun die Umgebungsbestandteile nicht etwa als „bloße Bezeichnungen und als vage Phantome und leere Schemen," sondern „in all ihrer physikalischen und chemischen, die menschlichen Individuen in all ihrer anatomischen und physiologischen, normalen und anormalen Bestimmtheit und Veränderlichkeit," und die Aussagen der menschlichen Individuen gelten uns nicht als „bloße Geräusche und Klänge, sondern als Worte, d. h. als lautliche Symbole für Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gedanken u. s. w." Dagegen nehmen wir mit der empiriokritischen Voraussetzung noch keinen Begriff der Materie an oder eines „Erkenntnisobjektes oder der Dingheit oder gar der Substanzialität", noch Begriffe wie Ursächlichkeit und Notwendigkeit, bez. Freiheit oder ganz allgemein Begriffe des „Seins oder der Erscheinung, der Realität oder der Idealität u. s. w." „Die empiriokritische Voraussetzung soll — der Idee nach — alles Material in sich schließen, woraus sich die philosophischen Systeme und speziellen Erkenntnistheorien entwickeln, aber — dem Ideal nach — niehts, wozu es System und Theorie erst machen."

Im Sinne der gestellten Aufgabe sind zunächst die Änderungen*) des Gehirns zu verfolgen und zu beschreiben und zwar besonders diejenigen Änderungen, von denen wir gemäß der empiriokritischen Voraussetzung Erfahrungsaussagen abhängig denken – übrigens ohne über die Art dieser Abhängigkeit irgendwelche Annahme zu machen; es gilt uns nur logisch: bei dieser oder jener bestimmten Änderung des Gehirns tritt dieser oder jener bestimmte Gedanke, diese oder jene bestimmte Aussage auf. Es ist von vornherein klar, daß eine Verfolgung der Vorgänge im nervösen Zentralorgan, wenn sie gelänge, die reichsten Aufschlüsse über das psychische Leben, über alle wissenschaftlichen und praktischen Fragen bieten müßte. Nicht nur über das geistige Sein und Streben der Vergangenheit und Gegenwart würde das hellste Licht verbreitet werden, wir würden auch in den Stand gesetzt sein, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ja vielleicht — wenn auch nur in größeren Umrissen — das Ziel zu erkennen, dem die menschliche Gedankenarbeit entgegenstrebt, ähnlich wie es bereits gelungen ist, den Schleier, der längst verflossene Zustände unseres Sonnensystems, sonderlich unseres Planeten, deckte, wenigstens zu lüften und aus bekannten Entwicklungszuständen auf künftige zu schließen. Wie wir uns eine ungefähre Vorstellung davon gebildet haben, welches Aussehen unser Erdball hatte, als er die Bedingungen für organisches Leben noch nicht gewährte, und welches Ausschen er haben möchte, wenn er sie einmal nieht mehr gewähren wird, so muß es uns auch gelingen, aus einer gewissen Kenntnis des Gehirns und seiner Thätigkeit uns ein ungefähres Bild von vergangenen wie von künftigen Zuständen der Menschen und ihrer gegenseitigen Verhältnisse zu machen, insbesondere auch von dem Ziele, dem sich das philosophische Denken — wenn auch nur asymptotisch — nähert. — Wir sprachen von einer erforderlichen gewissen Kenntnis des Gehirns und seiner Thätigkeit. Wie weit muß aber diese Kenntnis für unsern Zweck gehen? Die Leser dürften bereit sein, die vorliegende, die uns durch die Gehirnphysiologie geboten wird, für bei weitem nicht ausreichend zu erklären. Es ist noch nicht gelungen, den Verlauf auch nur einer einfachsten Nervenerregung in ihren Teilen und Zusammenhängen zu verfolgen, geschweige denn einen auch nur einigermaßen genügenden Blick in die äußerst verwickelten Vorgänge zu thun, die in größter Mannigfaltigkeit die zahllosen Beziehungen des Gehirns zur Außenwelt, zur Umgebung darstellen. So scheint unserm Philosophen gleich im Anfang seiner Forschung ein zunächst unüberwindliches Hindernis entgegenzutreten, das sein ganzes Unternehmen vorläufig in Frage stellen kann. Und in der That würde er wohl die fernere Verfolgung des von ihm eingeschlagenen Weges einer späteren Zeit haben überlassen müssen, der durch die Weiterentwicklung der Physiologie die erforderlichen Mittel zu Gebote stünden, wäre es ihm nicht geglückt, auf Grund der verhältnismäßig doch

*) Die wir nicht als nur rein mechanische oder auf bloße Bewegungsvorgänge zurückführbare zu denken haben (vergl. die Machschen Schriften).

Digitized by Google

so lückenhaften und geringen Kenntnisse der nervösen Verrichtungen sich gleichwohl einen exakten Ersatz zu schaffen, der mit dem Vorteil, für die gestellte Aufgabe das Gleiche wie jene Kenntnis zu leisten, den Vorzug einer großen Einfachheit und Übersichtlichkeit verbindet. — Die für die Darstellung seiner Gedanken von unserm Philosophen angewandte, fast durchweg neue Terminologie kann nur einem oberflächlichen Lesen ein Hindernis bilden, einem einigermaßen sorgfältigen Studium des Werkes wird sie wesentlich förderlich sein, da sie gemäß der Absicht ihres Erfinders bei der größten Klarheit und Durchsichtigkeit der genauesten Begriffsbestimmung einen scharfen charakteristischen Ausdruck verleiht, nicht minder aber auf den eigensten Vorzug, die störende Erinnerung an altgewohnte Theorien nach Möglichkeit abzuhalten, den begründetsten Anspruch hat. Man würde auch in einem Berichte, der nur die Hauptpunkte hervorheben soll, nicht ungestraft von jener Bezeichnungsweise Umgang nehmen.

Die „Kritik der reinen Erfahrung" bezeichnet nun „jeden der Beschreibung zugänglichen Wert, sofern er als Bestandteil unserer Umgebung vorausgesetzt wird," mit R und „jeden der Beschreibung zugänglichen Wert, sofern er als Inhalt einer Aussage eines anderen menschlichen Individuums angenommen wird," mit E. Diese E-Werte, also die „Wahrnehmungen und Erinnerungen, die Gedanken und Gefühle u. s. w.," werden „in Bezug auf die anderen Individuen nur im selben Sinne angenommen, in welchem sie Bestandteile der Voraussetzung unserer selbst sind." Die E-Werte sind von den R-Werten irgendwie abhängig, doch wird über die Art dieser Abhängigkeit durchaus nichts vorausgesetzt: sie gilt, wie schon angedeutet, zunächst nur als rein logische. — Sind mit Änderungen irgend einer Veränderlichen $V_1$ immer auch Änderungen einer Veränderlichen $V_2$ gesetzt, so ist $V_1$ für $V_2$ „Änderungsbedingung," $V_2$ von $V_1$ „bedingt" oder „abhängig," und beide bilden zusammen ein „System." So stellt der Inbegriff der R-Werte das System R dar. Mehrere Einzelsysteme können zu „Systemen höherer Ordnung," diese wieder zu Systemen einer noch höheren Ordnung zusammentreten. Es wird von einer Systembeschaffenheit eines bestimmten Zeitpunktes gesprochen und in Rücksicht auf eine stattfindende Änderung im System von einer Anfangs- und einer Endbeschaffenheit. Durch eine Änderung wird ein System um eine gewisse Größe positiv oder negativ vermehrt. Die Bedingungen für die Änderung eines Systems liegen zum Teil innerhalb, zum Teil außerhalb desselben; jene bilden die systematischen Vorbedingungen, diese die Komplementärbedingung für die Verwirklichung der betreffenden Änderung, deren Bedingungsgesamtheit beide zusammen darstellen.

Die Umgebungsbestandteile können zu dem menschlichen Organismus in das Verhältnis eines Unterrichtsstoffes oder eines Nahrungsstoffes treten. Das schon angenommene Symbol R. wird nun zugleich verwendet „zur Bezeichnung alles dessen, was, seinem allgemeinen Begriffe nach, in der Sprache der Physiologie, als allgemeiner oder spezifischer Reiz einen Nerven erregen kann," während „alles, was ‚dem Organismus' von außen zugeführt, seinen Stoffwechsel bedingt und bildet," unter die Bezeichnung S befaßt wird.

Der einzelne Mensch ist ein System von Teilsystemen, unter denen wir für unsern Zweck den Teil des Nervensystems hervorheben, von welchem wir der empiriokritischen Voraussetzung gemäß E unmittelbar abhängig zu denken haben. Wir nennen denselben das System C. Die einzelnen Verrichtungen dieses Systems nehmen nun zu ihrer Vollziehung eben so wenig sein Ganzes in Anspruch, als einer seiner einzelnen Teile der Gesamtheit jener Verrichtungen dient, vielmehr hat im „Prozeß der Arbeitsteilung" immer eine „Vielheit von Formelementen — Zellen — eine bestimmte Änderung übernommen." Wir denken daher das System C in zentrale Teilsysteme gegliedert, die je nach ihrer größeren oder kleineren formellen und funktionellen Entwicklung den Wert von Haupt- oder Nebenteilsystemen haben. Ob diese Systeme neben einander lagern oder sich durchsetzen, das sind Fragen der Gehirnanatomie und Physiologie, deren Entscheidung, weil für unsere Aufgabe unerheblich, wir nicht abzuwarten brauchen. Wir unterscheiden sensorische, motorische und sekretorische zentrale Partialsysteme.

Da nun der Satz gilt: „in jedem Falle, in welchem E von R abhängig angenommen wird, wird E unmittelbar abhängig von einer Änderung von C angenommen," so sind die Änderungen des Systems C näher ins Auge zu fassen. Dieselben bilden, je nachdem sie von R oder S bedingt werden, die Klassen f(R) und f(S). Von den aus einem zweiten Einteilungsgrundsatz sich ergebenden Begriffen von Änderungsarten ist vor allem der der Übung zu beachten als der das ganze Leben hindurch (mit R) gesetzten physiologischen Änderungen. Sie ist zu unterscheiden von den pathologischen und denjenigen physiologischen Änderungen, die auf den „nur in bestimmten Lebensperioden gesetzten normalen typischen Entwicklungen," also vor allem dem Wachstum, der Pubertät, der Involution und den senilen Rückbildungsprozessen beruhen. Dagegen wird unter dem Begriff der Übung noch die angeborene Anlage als ererbte Übung im Gegensatz zur erworbenen Übung befaßt. Jede erworbene Übung ist eine positive oder negative Übungsvermehrung, je nachdem sie die Weiterbildung oder Rückbildung (Degeneration) des Systems, bezw. gewisser Systemteile (Formelemente) im Gefolge hat. — Der Unterschied einer funktionellen von einer formellen Änderung beruht darauf, daß das System C nach einer Änderung entweder genau so (oder doch nur unerheblich verschieden) zurückgelassen wird, „wie es vor der mit R gesetzten Änderung vorausgesetzt wurde," oder daß es als „mehr oder minder intensiv und mehr oder minder dauernd geändert" erscheint. Die funktionelle Änderung ist eine „ganz vorübergehende," die formelle eine „nur teilweis vorübergehende." — Über die Form und Funktion eines Partialsystems entscheidet die meiste Übung, über die Zusammensetzung des Systems C die verschiedenartige Übung seiner Par-

Digitized by Google

tialsysteme, denen somit je nach ihrem Übungswert eine verschiedene systematische Bedeutung für C zukommt (vgl. Haupt- und Nebenpartialsysteme).

(Schluß folgt.)

## Ein vlämischer Dichter.

Von J. E. Frhr. von Grotthuß.

Wie überall auf dem Erdkreise, so hat auch in Belgien das Germanentum seit den Jahren 1870—71 einen mächtigen Aufschwung genommen. Die herrlichen Siege der vereinten deutschen Stämme hatten der ganzen Nation das so lange niedergedrückte Selbstbewußtsein zurückgegeben. Auch die Vlämen fühlten sich von dem Stolz und der Kraft des Germanentums durchglüt. Sie, die so lange unter dem Übermute der Romanen gelitten, deren Muttersprache trotz der Verfassung, welche dem Französischen und Vlämischen gleiche Rechte sichert, aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens verdrängt wurde, forderten ihre unverjährten Rechte. Im Jahre 1873 erkämpften sie ein Gesetz, welches den Gebrauch des Vlämischen in der Rechtspflege der von ihnen vorzugsweise bewohnten Landesteile bestimmte, im Jahre 1873 wurden die Rechte ihrer Muttersprache in der Verwaltung, im Jahre 1883 in der Schule anerkannt.

Wenn schon im allgemeinen Litteratur, Kunst und Wissenschaft einen mächtigen Einfluß auf das politische Leben der Völker ausüben, so gilt das ganz besonders von unserem Volke. Wir schreiten langsamer vor, als andere Nationen, wir gehen darum aber um so sicherer. Unser Pfad ist von der Wissenschaft geebnet, Kunst und Dichtung sind uns vorausgeeilt und erwarten uns mit dem Lorbeer an dem ersehnten Ziele. Die deutsche Einigkeit und Freiheit lebte lange, lange Jahre in unseren Dichtungen, bevor sie Wirklichkeit wurde. Als aber der Tag gekommen war, da erfaßte die Nation die Träume und Gedanken ihrer Propheten mit heiliger Innigkeit und siehe — das Wort ward Fleisch.

In ähnlicher Weise brach sich der nationale Aufschwung bei unseren vlämischen Stammesgenossen Bahn, denn die Vlamländer sind Deutsche so gut wie wir und ihre Poesie ist eine deutsche so gut, wie die eines Klaus Groth und eines Fritz Reuter. Johann Friedrich Willems vor Allen sei hier erwähnt, als der kühne Pionier, der die vlämische Sprache zu wissenschaftlichem Ansehen und namentlich die innige Verwandtschaft zwischen dieser und der holländischen Mundart zur Geltung brachte, eine Verwandtschaft, die bisher verleugnet wurde, nun aber die vlämischen Streiter um einen Rückhalt von 4 Millionen Holländern verstärkte. Aus der Saat, die Willems kühne Forschungen, die der nach ihm benannte Nationalverein, der „Willems Fonds" ausgestreut hatten, erwuchs eine vlämische Poesie, die dem Volke mit freudigem Mute das Banner freier nationaler Gesinnung voraustrug.

Einer dieser Vorkämpfer vlämischer Dichtung und nationaler Selbständigkeit ist Pol de Mont, auf den wir heute die Aufmerksamkeit der deutschen Leserwelt lenken wollen. Zwar wird sein Name heute nicht zum ersten Male in einem deutschen Blatte genannt. Pol de Mont hat frühere Erfolge zu verzeichnen gehabt als mancher andere Jünger Apollos. Geboren am 15. April 1857 in dem Dörfchen Wambeke bei Brüssel als der Sohn wohlhabender Landleute, gründete er schon bald nach 1871 im Seminar zu Mecheln den Verein: „Die jungen Sprachfreunde" (de jonge taalvriende). Im Jahre 1877 stiftete er in Gent den „Studentenbond", in welchem er für die Rechte der vlämischen Sprache eintrat. Seine im Jahre 1880 in Löwen erschienenen Gedichte wurden mit dem fünfjährigen Staatspreis, der für das beste Buch in vlämischer Sprache ausgesetzt war, gekrönt. Mit welcher Entschiedenheit und Kühnheit er seine nationale Gesinnung verfocht, dafür zeugt der Umstand, daß ihm dieselbe einmal fast das Leben gekostet hätte. Ein vlämisches Spottlied: „Was wälsch ist, das zertreten wir" — hatte einige Mitglieder der wallonischen Studentenschaft Löwens in dem Maße gegen ihn aufgebracht, daß sie in sein Zimmer drangen und ihn vom dritten Stock aus dem Fenster werfen wollten. Herbei geeilte Freunde befreiten ihn aus den Händen seiner wälschen Angreifer. Im Jahre 1879 veröffentlichte er seine „Aufgehenden Sterne" („Ryzende Sterren"), welche er dem Dichter Conscience widmete. Dieser schrieb ihm: „Welch eine glänzende Laufbahn ist Dir eröffnet und was kann unsere vaterländische Litteratur von Deinen glänzenden Gaben noch alles erwarten." Auch von anderer Seite fehlte es ihm nicht an Anerkennung. Georg Brandes stellte seinen Schöpfungen das glänzendste Zeugnis aus und Klaus Groth, unser bekannter plattdütscher Dichter, lobt in einem Briefe den Wohlklang der Sprache, der sich „glänzend offenbart" und den „Reichtum seiner Phantasie". Seine Lieder „An Ophelia" verdanken ihren Ursprung der Liebe zu seiner Gattin Marie van der Hülst, mit der er sich in Löwen vermählte und die er ein einfaches, schlichtes Kind seiner Heimat nennt.

Wir nehmen bei diesen lebensgeschichtlichen Notizen auf ein kürzlich erschienenes Buch Bezug: „Aus Flandern und Brabant". Episches und Lyrisches von Pol de Mont, übertragen aus dem Vlämischen von Heinrich Flemmich,*) welches uns freundlichst von dem Übersetzer vorgelegt wurde. Wir können nur wünschen, daß die fleißige Arbeit des letzteren dadurch in gebührender Weise belohnt wird, daß sie dem sympathischen, stammverwandten Dichter die Herzen des größeren deutschen Publikums erschließt. Pol de Mont sagt in einem Briefe an den Verfasser dieser Skizze: „Trotz meines französisch klingenden Namens fühle ich mich als einen echten Sohn Germaniens." — Er brauchte uns das nicht erst zu versichern, denn aus seinen vorliegenden Dichtungen spricht, obwohl sie keine politischen Gegenstände behandeln, ein Reichtum und eine Innigkeit des Gemütslebens, wie sie nur dem Deutschen eigen ist. Aber diese Vorzüge erhalten noch einen besonderen Reiz durch die Eigenart seines Talentes, welches den frischen Erdgeruch seines heimatlichen

*) Freiburg in Br. 1888, Verlag von Adolf Kiepert.

Digitized by Google

Bodens ausströmt. Ein würziger Duft weht durch seine Dichtungen, eine klare, milde Luft liegt über denselben ausgebreitet. Vor Allem aber tritt uns die kraftvolle Eigenart seines Stammes in dem malerischen Momente entgegen. Eine innigere Berührung zwischen Malerei und Poesie dürfte wohl nirgends anzutreffen sein. Unser Dichter fühlt nicht nur, was er schreibt, sondern er sieht es auch mit seinen aufgeschlossenen geistigen Augen, fast möchte man sagen mit seinen körperlichen Augen. Unwillkürlich wird man beim Lesen dieser Sachen an die großen niederländischen Meister erinnert. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens eine Probe an dieser Stelle wiederzugeben:

### Alles.

„Es ist der Mond der spricht.
Ich schaute gestern
In Morgendämmerung auf ein kleines Haus
Im Herzen von Brabant. Im Dorf war's still
Und kaum der Hahn zum zweiten Male hatte
Den Tag verkündet, der aus Rosen stieg.
Als wach und rüstig schon die Leutchen alle
Und Thür und Fenster offen. Schimmer lag
Vom ersten Sonnenstrahle auf den Scheiben
Und auf der Mauer zeichnete ein Streif
Sich rot erglühend ab. Nur einen Blick
Warf ich ins Innere. Was ich da gesehen
Vergess' ich nimmermehr.

Ein junger Mann
Stand reisefertig in des Fensters Nähe,
Das Ränzel aufgeschnürt, sein Anzug schlicht
Und leicht sein Käppchen. Wohl erkannte ich
Den Musensohn, d'ranf denteten die Bücher
Im Riemen auf dem Stuhl. Er schien bewegt
Und Thränen standen ihm im Ang',

Zur Seit' ihm,
Auf einem Binsenstuhl der Vater saß,
Ein Fünfziger, noch frisch und stark, oh auch
Schon weißer Haare Schmuck sein Haupt umwallte,
Auch er blickt trüb und eine Thräne glänzt
Ihm an der Wimper bei des Herdes Flamme,
Kein Seufzer wurde laut, man sprach kein Wort.
Eintönig nur ans wurmzerfress'nem Kasten
Erschallt der Schlaguhr immer gleiches Tik-tak.

Da trat ins Zimmer aus dem Seitenstübchen
Jetzt eine Frau. Die Mutter mußt es sein.
Ich sah's an ihren so verweinten Augen.
Doch sie bekämpfte sich. Die Thräne wischte
Sie aus den Augen sich, blieb auch zurück
Auf ihrer Wange, wie um ihren Mund,
Die nachgeblieb'ne Spur des Seelenschmerzes.

„Komm!" sprach sie leis, und es gehorcht der Jüngling,
Zum Tische schwankt er. — „Kind!" sie sah ihm tief,
Unendlich treu ins Auge: „Sei stets brav,
Halt' fest an Ehr' und Pflicht. Gott mög' dich segnen!
Da nimm, mein Sohn — 's ist Alles — —"
Und sie legte
Drei Silbermünzen auf den blanken Tisch.

„'s ist Alles?" — Nein, ich hab' den Sinn des Worts
Wohl nicht begriffen, doch der Jüngling rührte
Nur sacht ein Geldstück an und seine Hand —
Ich sah sie beben. Und nun sahen Sohn
Und Mütterchen sich gegenseitig an.
Sie hielten nicht mehr Stand. Aufs Neu' der Jüngling
Weint überlaut und schluchzt noch lang', sehr lang'
An ihrem Herzen. —

Bis hieher der Mond!
Und daß er Wahrheit sprach, das schwört der Dichter.
Ich schwör' es laut. — Ich hab' den Knaben auch
Gekannt und kenn' ihn noch. Ich auch war da
Im niedern Haus, wo er mich nicht erkannte
Und daß das bitt're Wort:
„'s ist Alles, Kind!"
— Der Mond verstand es nicht — mir wie ein Dolch
Das ganze Herz durchschnitt, und daß das Geldstück,
Das ein'ge, das der Jüngling mit sich nahm,
Mir — nein, dem Jüngling! — wie ein glühend Erz
Die Hand versengte — ja, ich schwör', ich schwör' es!
Du weinend Weib! du warst ja meine Mutter!"

Das sind Töne von so lauterer, rührender Innigkeit, das sind Schilderungen von so ergreifender Lebenswahrheit, daß wir jegliches weitere Lob für überflüssig erachten. Dieses wahrhaft fromme Empfinden aber, in dessen ungetrübte, kindlich reine Flut sich gewissermaßen die goldenen Früchte der Mannesreife tauchen, sie ist das eigenste und schönste Erbteil unseres Germanentums, das wir mit Rührung und Stolz bei einem Manne antreffen, den wir lange, lange Jahre gänzlich vergessen hatten und dessen Zugehörigkeit zu uns, das laute Schlagen unseres Herzens mit unbethörbarer Stimme verkündet

Pol de Monts Dichtungen sind in gleicher Weise entfernt von jenem seichten Weltschmerz, der sich den Ehrennamen des Pessimismus anmaßen will, als von jener satten, dummdreisten Fröhlichkeit, welche trällernd durch das Leben zieht, ohne es je verstanden zu haben. Idealismus und Realismus haben sich zu richtigen Teilen in seinen Dichtungen gemischt. Auch er versteht einen heiter-naiven Ton vortrefflich zu finden. Zahlreiche Liedchen beweisen das, wenngleich sie wohl mehr dazu geschrieben sind, dem eigenen Herzen, seinen dichterischen Launen Luft zu machen, als weitere Kreise, wenigstens unseres Publikums, zu fesseln. Es sind das gewissermaßen kleine Stillleben, wie sie in einem offenen Herzen und in offenen Augen hatten bleiben und zu des Künstlers eigener Freude mit feinen Pinselstrichen abgezeichnet werden. Den Grundton seiner Dichtungen bildet aber ernste denkende Beschaulichkeit, unterbrochen von dem Auflodern plötzlicher Gefühle aus der Herzenstiefe, stürmenden Gedanken, wie sie sich in mehreren der größeren Dichtungen kraftgewaltig Bahn brechen. Unserem litterarischen sog. „Jungen Deutschland", welches den Mund so voll nimmt über den künstlerischen Realismus und sich um dieses Wort wie ein Mühlrad herumdreht, ohne auch nur ein Körnlein zu mahlen, möchten wir das Lesen des vlämischen Dichters besonders empfehlen. Nicht von Frankreich her wird unserer Litteratur die Erlösung kommen, sondern von unseren germanischen Stammesverwandten, von Skandinaviern und Vlamländern, die schon längst denjenigen Realismus begriffen haben und ausüben, der einer Menschheit würdig ist und der nicht in den Kloaken französischer sog. „Sittenromane" gefunden werden kann. Die Perle ruht nicht in der Gosse, sondern in dem blauen Meere eines tiefen und reinen Herzens und eines weitschauenden und klaren Geistes.

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

**Jantje Verbrügge.** Roman von Theodor Duimchen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt, 1889. Daß Holland zum Schauplatz eines in der Gegenwart spielenden Romans gewählt wird, kommt gewiß selten vor; wenige Romandichter dürften aber auch, wie Th. Duimchen, so vertraut mit den dortigen Verhältnissen sein, daß es ihnen — wie diesem — gelänge, uns den Boden und Treiben dieses eigenartigen Volkes so überraschend naturwahr vorzuführen. In der That, man fühlt, daß diese Schilderungen von Personen und Lebensverhältnissen dem Leben abgelauscht sind, und so lebendig stehen sie vor unserem geistigen Auge. Ungemein fesselnd stellt uns der Dichter die beiden Volkscharaktere der Deutschen und Holländer gegenüber, welche in ihren einzelnen Vertretern höchst echt wirken. Da nun auch das Liebespaar des Romans aus einem Deutschen und einer Holländerin besteht, so hat der Dichter vollauf Gelegenheiten, diese beiden Gestalten mit allen feinen Zügen ihres persönlichen und nationalen Charakters ausstatten. Alle Phasen dieser Liebe, ihr Entstehen, ihr Höhepunkt und die vielen Gefahren und Hindernisse, die sie durch die mannichfaltigen, sich oft widerstreitenden Lebensverhältnisse der beiden Beteiligten zu bestehen hat, entrollen sich in meisterhaftem crescendo und decrescendo. Auch der „Probepfeil" Ernst Vrolijks sein Verhältnis zu Koko ist, abweichend von der alltäglichen Schablone, dem Leser von einem vornehmeren Standpunkt vorgeführt, als man sonst gewöhnt ist. Der klare, durchsichtige Stil und die Abwesenheit aller entbehrlicher Fremdworte gereichen dem Werke durchaus nicht zum Nachteil, und der Held, Ernst Vrolijk, erläutert so recht das bekannte Wort, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen könne. Auch das Leben und Treiben in dem Rotterdamer Boothause und der Rudersport überhaupt ist so anmutig und lebhaft geschildert, daß jedem Ruderklub-Mitglied das Herz im Leibe lachen muß. Darum, ihr deutschen Jünglinge, wetteifert in Leibesübungen aller Art, als da sind: Turnen, Fechten, Rudern, vielleicht beschert euch dann auch der Himmel ein so feines Liebchen, wie es Ernst Vrolijk zu Teil ward.

**Getrennte Herzen.** Novelle von Eugen Zahel. Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel, 1888. Der Dichter der vorliegenden Novelle scheint in Rußland und sonderlich in Petersburg sehr genau bekannt zu sein, denn die Schilderung des dortigen Volks- und Gesellschaftslebens zeigt überraschende Lokalfarbe. So ist es kein Wunder, daß sich der junge, deutsche Landsmann, den er uns als Helden der Novelle vorführt, schwer in diesem fremdartigen Getriebe zurecht findet und fast neben seinem Herzen noch sein Leben verliert Es ist eben eine Geschichte, „alt und immer neu, und wem sie just passieret, dem bricht sie das Herz entzwei" Verschwiegen darf aber nicht werden, daß sich die Gestalten des „Hans" und der „Natalie" nicht recht plastisch vom Hintergrunde abheben, viel besser gelungen sind die Nebenpersonen.

**Geschichten aus der Tonne.** Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel, 1889. Wer denkt beim Durchlesen der Vorrede zu den drei „Geschichten" nicht an den Heineschen Vers:

„Mein Kind, wir waren Kinder
Und waren lustig und froh,
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh."

Auch an die Vorrede von Wilhelm Hauff sei seinen „Märchen" finden sich mannigfache Anklänge, da Storm gleich ihm den Gedanken ausspricht, daß „Märchen" etwas in Mißkredit gekommen sind und mit etwas veränderter Flagge in das litterarische Fahrwasser gebracht werden müssen So sitzen wir im Geiste mit dem kleinen Theodor Storm und seinem Kumpan, Hans Räuber, in der Tonne und lassen die Bilder und Gestalten der norddeutschen Sage an uns vorüberziehen. Wie schlicht und einfach ist der Ton, in welchem hier der lorbeergekrönte Meister so uns spricht, und doch zeigt sich in dieser Einfachheit und Schlichtheit erst recht seine Meisterhaud. Wie wir als Kinder an der Hand der Gebrüder Grimm und Ludwig Bechsteins halb staunend, halb träumend in das Märchenparadies eintreten, so geben wir uns auch willig dem Zauber hin, den Meister Storm hier an den drei märchenhaften Geschichten: „Die Regentrude", „Bulemanns Haus" und „Der Spiegel des Cyprianus" so reich auf uns wirken läßt. Während uns die erste vollständig in den Sonnenschein und Liebreis eines sommerlichen Märchenbildes führt, wird uns bei den beiden letzten, welche mehr düster und geheimnisvoll gehalten sind, so augenehm gruselich zu Mute, daß wir an das so süße und sugleich so grauenvolle Gefühl erinnert werden, wenn uns als Kinder die Gänsehaut überlief und die Haare zu Berge standen. Jeder denkende Leser wird das Buch mit dem lebhaften Gefühl aus der Hand legen, daß der preisgekrönte Dichter auf dem Gebiete der Novelle auch in die unscheinbarere Form des Märchens einen guten Kern gegossen hat.

**Ein Baltisch-Deutsches Dichterhuch** wird unser Mitarbeiter Herr Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß Ende dieses Jahres im Verlage der „Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg herausgeben. Das Werk wird die ästhetisch wertvollsten Dichtungen baltisch-deutscher Zunge von den ältesten Zeiten bis sur Gegenwart enthalten, mit den Bildern der hervorragendsten baltischen Dichter geschmückt werden und in reichster künstlerischer Ausstattung erscheinen. Das Unternehmen dürfte insofern eine besondere Bedeutung auf unserem Büchermarkte beanspruchen, als es den ersten Versuch darstellt, den baltisch-deutschen Bruderstamm vollwichtig in unsere Nationallitteratur einsuführen. Die bisher so gut wie unbekannte Dichtung eines ganzen deutschen Stammes, dessen trauriges Schicksal gerade jetzt die öffentliche Teilnahme in besonderem Maße erregt, dürfte im Deutschen Reiche, Deutsch-Österreich u. s. w. jedenfalls warmes Interesse finden. Der Herausgeber hat soeben einen Aufruf veröffentlicht, in welchem er alle diejenigen, die sich im Besitze einschlägigen Materials an gedruckten und ungedruckten Dichtungen, Bildern, Lebensbeschreibungen u. dgl. befinden, auffordert, solches an seine Privatadresse: Berlin W, Steinmetzstraße 27, I., senden zu wollen. Das Buch wird durch einen geschichtlichen Überblick über die baltische Litteratur eröffnet werden, der eigentlich poetische Inhalt wird die Mitte, ein kurzgefaßter biographisch-kritischer Anhang den Schluß bilden. Die baltischen Provinsen Ehst-, Liv- und Kurland haben uns mehr als einen hervorragenden Dichter geschenkt, aber nur die wenigsten unter ihnen sind so bekannt bei uns geworden, wie etwa der unglückliche Livländer J. R. Lenz, der Freund Goethes. Es handelt sich im vorliegenden Falle um die Hebung eines vergessenen litterarischen Schatzes, dessen Wert nur wenigen unserer Litterarhistoriker bekannt war, da fast in allen deutschen Litteraturgeschichten den Hervorbringungen des baltischen Stammes mit einer Unkenntnis gegenüberstehen, die nur die abgelegene geographische Lage desselben und die eigentümlichen politischen Verhältnisse des Baltenlandes einigermaßen zu erklären vermögen. Die Sammlung von J. E. Frhr. v. Grotthuß wird jedenfalls eine wertvolle Bereicherung unserer dichterischen Schatzkammern darstellen.

Zwei reizende Sachen des schwedischen Weihnachtsbüchermarktes sind uns zugegangen, die Gedichtbücher **„Vid Juletid"** (Zur Weihnachtszeit) und **„I Lifvets Vår"** (Im Frühling des Lebens), beide von dem beliebten Dichter C. D. af Wirsén verfaßt und von der als tüchtige Zeichnerin anerkannten Frau Jenny Nyström(-Stoopendaal) mit zahlreichen hübschen Bildern ausgestattet. Das ersteangenannte Buch ist übrigens bereits zu Weihnachten 1887 erschienen. Obwohl mehr zu geschäftlichen als litterarischen Zwecken aus sumeist schon früher veröffentlichten Gedichten zusammengestellt und daher eines wahren inneren Zusammenhanges und wirklicher litterarischer Bedeutung entbehrend, hinterlassen diese beiden Bücher, abgesehen von einem gewissen Zuge von Weichselgkeit, doch beim Lesen einen durchaus günstigen, angenehmen Eindruck, su dem nicht wenig auch die schöne Formvollendung der Verse beiträgt Auch die Bilder machen einen vorteilhaften Eindruck; sie fesseln das Auge nicht nur beim ersten Blicke, sondern erregen sumeist dauernden Wohlgefallen, obgleich ein kritisches Auge finden wird, daß darin sich mehr Tüchtigkeit als eigentliche Schöpferkraft und

Digitized by Google

großer Blick offenbart. Auch der gewisse Schwung, der a. B. die Bilder ihrer Landsleute Larsson oder Andrén ausseichnet, wird in Frau Jenny Nyströms Zeichnungen noch vermißt. Dieselben stellen aber trotzdem die Mehrzahl unserer Weihnachtsbücher-Bilder tief in den Schatten, nicht nur in Bezug auf die Ausführung, sondern auch hinsichtlich des Geschmackes. Die beiden Werke entstammen dem Verlage von Hugo Geber in Stockholm.

Ludwig Ansengrubers neues Volksschauspiel **„Heimgefunden"**, welches bekanntlich mit dem großen Grillparzer-Preis gekrönt wurde und kürzlich im Lessing-Theater in Berlin mit ungewöhnlich großem Erfolge in Szene ging, erscheint im Laufe des Februar bei E. Pierson in Dresden.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

### Lyrische Dichtungen.

**Adelmann,** Marg. Gedichte. Hrg. v. K. Schrattenthal, 2 Aufl. Dresden, E. Pierson. Brosch. M. 1,5.

**Alexander,** Edw. Herzensklänge. Frankfurt a. M., C. Könitzer. Geb. M. 2.

**Arndt,** Ernst Moritz. Spät erblüht. Leipsig, Th. Knaur. Geh. M. 2,4.

**Fiedler,** Friedrich. Der russische Parnaß. Anthologie rusaischer Lyriker. Dresden, H. Minden. Brosch. M. 3,5.

**Gensichen,** O. Fr. Jungbrunnen. Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. Brosch. M. 2.

**Giannini,** Giov. Canti popolari della Montagna Lucchese. Torino, Frm. Loescher. 1889. Brosch. L. 5.

**Honegger,** J. J. Lieder und Bilder. Leipsig, W. Friedrich.

**Leschivo,** A. Hochsommer. Gedichte. Wismar, Hinstorff. Geb. M. 4,5.

**Nigra,** Costantino. Canti popolari del Piemonte. Torino, Frm. Loescher. Brosch. L. 15.

**Pedersen,** Olaves. 21ste Rapport og Andet. Christiania, A. Cammermeyer.

**Rafael,** L. Gedichte. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geh. M. 5,5.

**Riedel,** L. Im Espich. Erzählungen und Gedichte in vogtländischer Mundart. Plauen i. V., F. E. Neupert. 1889. Brosch. M. 1,2.

**Scolar,** Micael. Etwas für Dich. Gedichte. Dresden, E. Pierson. Brosch. M. 2,5.

**Stolberg,** Chr. n. Friedr. Leop. Gedichte. Auswahl von Gräfin Friedr. zu Stolberg. Einleitung v. W. Kreiten. Paderborn, F. Schöningh. 1889. Brosch. M. 2,4.

**Vischer,** Friedr. Theod. Lyrische Gänge, 2. verm. Aufl. Stuttgart, Deut. Verlags-Anstalt.

**Wenzel,** Bodo Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Plauen i. V., F. E. Neupert. Brosch. M. 2.

**Wirsén,** C. D. af, Vid Juletid. Illust. af Jenny Nyström. Stockholm, H. Gerber. Brosch. Kr. 4.

**Wirsén,** C. D. af. I Lifvets Vår. Illust. of Jenny Nyström. Stockholm, H. Gerber. Brosch. Kr. 5.

### Dramatische Dichtungen.

**Greif,** Martin. Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Akten. Stuttgart, J. G. Cotta. 1889.

**Hertwig,** Rob. Marienkind. Eine Mär in 4 Aufs. Univ.-Bibl. 2486. Leipsig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Höfler,** C. R. v. Karls des Fünften erste Liebe. Ein dramat. Idyll. Prag, H. Dominicus in Comm. Brosch. M. 1,6.

**Höfler,** C. R. v. Leonore von Österreich, Königin von Portugal. Drama in 5 Aufs. Prag, H. Dominicus in Comm. Brosch. M. 2.

**Sand,** George. Der Marquis von Villemer. Schauspiel in 4 Aufs. Übers. von Ad. Sonnenthal. Univ.-Bibl. 2488. Leipsig, Ph. Reclam. Brosch. M 0,2.

### Erzählende Dichtungen.

**Ador,** P. Jesehna von Nasara. Roman. 2 Tle. München, Fr. Bassermann. Brosch. M. 6,6.

**Dostojewskij,** F. M. Schuld und Sühne. Roman. Übers. v. H. Moser, Univ.-Bibl. 2481,85. Leipsig, Ph. Reclam. Brosch. M. 1.

**Ebner-Eschenbach,** Marie von. Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. Brosch. M. 2.

**Garborg,** Arne. Aus der Männerwelt. Übertr. v. E. Brausewetter. Naturalistische Bibl. d. Nordens. II. Budapest, G. Grimm. 1888. Brosch. M. 2.

**Il Novello Giobbe.** Vol. XIX. Modena, Dom. Tonietta. Brosch. L. 2.

**Jäger,** Herm. Irmengard, die Rose von Württemberg. Eine altdeutsche Erzählg. Stuttgart, W. Kohlhammer. Brosch, M. 3.

**Kielland,** Alex. Schnee. Roman. Übers. v. M. Ottesen. Engelhorns allgem. Roman-Bibl. V, 11. Stuttgart, J. Engelhorn. Brosch. M. 0,5.

**Kirsten,** Paul. Dox! Humoristisches Ehebild. Dresden, E. Pierson.

**Leschivo,** A. Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung. Wismar, Hinstorff. Geh. M. 3.

**Ohnet,** Georges. Le Docteur Rameau. 72ème Édit. Paris, Paul Ollendorff. Brosch. Frcs. 3,5.

**Overland,** O. A. Fra en svundeu tid. Sagn og optegnelser. Kristiania, A. Cammermeyer.

**Perles de la Poésie Française contemporaine** 18me éd. Sueck, H. Pyttersen.

**Philips,** F. C. Wie ju einem Spiegel. Engelhorns allgem. Romanbibl. V, 9 10. Stuttgart, J. Engelhorn. Brosch. je M. 0,5.

**Sacher-Masoch.** Contes Juifs. Illustré. Paris, Maison Qnantin. Brosch. Frcs. 30.

**Schnitter,** Alb. In eigenen Banden. Eine Erzählung aus dem modernen Leben. In Versen. Dresden, E. Pierson. Brosch. M. 1,5.

**Schobert,** H. Aschenbrödel. Roman. Berlin, J. H. Schorer.

**Selmer,** Emil. Fra Nutiden. Kristiania, A. Cammermeyer.

**Soltau,** Friedr. Nausikaa und Odysseus. Schwerin, Bärensprung.

**Stell,** B. Lustigi Thargauer G'schichte. Humoreskeu. Univ.-Bibl. 2490. Leipsig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Suttner,** A. G. von, Anderl. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson.

**Tolstoi,** Graf Leo. Krieg und Frieden. Historischer Roman. Übers. v. Dr. E. Strenge 2. Aufl. 3 Bde. Berlin, A. Deubner. Brosch. M. 8.

**Walling,** Günther. Aus den Tagen Karls des Fünften. Skizzen in Versen u. Prosa. Leipsig, W. Friedrich. Brosch. M. 2.

### Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.

**Bahlsen,** Dr. Leop. Kotzebue und Sheridan. Kotzebues Pern-Dramen und Sheridans Pisarro. Berlin, Walther & Apolant.

**Dammert,** A. Aus meinen Beziehungen zu Scheffel und seinen Eltern. Rede. Mühlhausen i. E., Schick & Philipp.

**Durand,** H. Molière. Collection des Classiques Populaires. Paris, Lecène et Oudin. Brosch. Frcs. 1,5.

**Ehrhard,** Aug. Les Comédies de Molière en Allemagne. Le Théâtre et la Critique. Paris, Lecène et Oudin. Brosch. Frcs. 8.

**Freiligrath,** Gisberte. Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Freytag,** G. Aufsätze zur Geschichte, Litteratur und Kunst. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. Brosch. M. 12.

**Kreyssig,** Fr. Geschichte der französischen Nationallitteratur. 6. verm. Aufl. 1. Bd. Berlin, Nicolai. Brosch. M. 6.

**Schipper,** Dr. J. Englische Metrik. II. Theil: Neuengl. Metrik. 2. Hälfte: Strophenbau. Bonn, Emil Strauß. Brosch. M. 11.

**Vallery-Radot,** R. Mme. de Sévigné. Collection des Classiques Populaires. Paris, Lecène et Oudin. Brosch. Frcs. 1,5.

**Wolff,** Dr. Eugen. Johann Elias Schlegel. Berlin, R. Oppenheim.

### Geschichte, Biographie.

**Bodenstedt,** Friedr. Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein f. Deut. Litt. 1888. Brosch. M. 6.

**Brunner,** Dr. med. Conr. Dr. Johannes Conrad Brunner. Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes. Samig. gem. wissenschaftl. Vortr. N. F. 62. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 0,6.

**Hanstein,** Adalb. von. Kaiser Wilhelm II. Nord- und Südlandfahrten. Illustriert v. C. Salzmann u. a. Lfrg. 1 u. 2. Berlin, Deutsch-nationaler Verlag. Ferd. Lange. Brosch, je M. 0,5.

Digitized by Google

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Poetische Werke von Adam Mickiewicz,**
übersetzt von Siegfried Lipiner.
Band II.

**Todtenfeier (Dziady).**
Mit erklärender Einleitung.
XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.—.

„Die Verdeutschung, welche uns Lipiner soeben geboten hat, darf sich kühn neben die besten Uebersetzungen stellen, welche wir besitzen." (Die Nation 1888, Nr. 13.)

**Herdersche Verlagshandlung, Freiburg** im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lindemann, W., Geschichte der deutschen Litteratur.** Sechste Auflage. **Zweite Abteilung:** Vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Auftreten der Romantiker. Bearbeitet von **J. Sreber.** gr. 8. (VIII u. S. 369—740.) *M.* 3.40. — Früher ist erschienen:

— **Erste Abteilung:** Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. **F. Spitz.** gr. 8. (VIII u. S. 1—368.) *M.* 3.40.

Die dritte und letzte Abteilung ist im Druck und wird im Laufe des Jahres erscheinen.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

**Sie ist es!**
Roman aus dem High-life.
Von **Helene von Benicky-Bajza.**
Autorisierte Übertragung von **H. von Krüchen.**
Mit einer Charakteristik der Verfasserin von **Ludwig Hevesi.**
XV u. 294 Seiten. 8. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Ferner empfehle ich aus meinem Verlage:
**Dalle Grazie, Marie Eugenie, Gedichte.** Neue Ausgabe. ℳ 1.40, geb. ℳ 2.40.
— **Hermann.** Ein deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 4.—, gebunden 5.—.
— **Saul.** Tragödie in fünf Akten. ℳ 1.80, gebunden ℳ 2.80.
— **Die Zigeunerin.** Erzählung. ℳ 1.40, gebunden ℳ 2.40.
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Wolfgang Kirchbach**
**Märchen.**
Neue Ausgabe. 1886. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Salvator Rosa.**
Roman in 2 Bänden 1886. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verlag von **L. Ehlermann, Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach**
**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1885. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Feldbriefe.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ.

**Waiblinger.**
Ein Tennersleben unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Kinder des Reiches.**
Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

**Stimmen des Lebens.**
Gedichte von **Wilhelm Jensen.**
**Broschiert ℳ 3.—, elegant gebunden ℳ 4.—.**

Die eigenartige Schönheit und Kraft der Jensenschen Muse, die wir in seinen zahlreichen Novellendichtungen bewundern, tritt uns auch in seiner Gedichtsammlung entgegen. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters wird die Lektüre der Sammlung einen erfreulichen Genuß bereiten.

Die von der Presse glänzend beurteilten
**Lieder und Bilder vom deutschen Meer**
sind zum ermäßigten Preise von 4 ℳ pro geb. Ex. vom Herausgeber **Rudolf Eckart, Nörten** (Hannover) franko zu beziehen.

**Deutsche Dichtung.**
Herausgeber:
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Unabgedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band — Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebners**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Sagenschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Bildermeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

**Dresden.** **L. Ehlermann.**


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.


Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Wilhelm Henckel: „Die schöne Asa." — Joseph Petzoldt: „Kritik der reinen Erfahrung." (Schluß.) — Wolfg. Kirchbach: „Zwei Gedichte." — C. Arps: „Eine Freundin Puschkins." — A. v. Krajewska: „The Quick and the Dead." — Ludwig Fuld: „Der code civil und das Theater." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Die schöne Asa.

Eine ägyptische Legende aus dem Prologos.*)

In Alexandria lebte einst eine junge, schöne Ägypterin Namens Asa, deren Eltern ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatten. Asa besaß ein wohlgeordnetes Haus und einen großen Weingarten am Ufer des Nils und konnte alle ihre Bedürfnisse befriedigen. Sie war äußerst mitleidig und half gern ihren Mitmenschen aus der Not. Dies aber war die Ursache ihres nachmals so traurigen Schicksals.

Eines Abends, als die glühende Sonne hinter den Horizont hinabsank, ging Asa mit ihren Dienerinnen an den Nil um zu baden. Nachdem sie sich in den kühlen Fluten erfrischt hatte, kehrte sie langsam in ihr Haus zurück. Die Dienerinnen blieben noch am Strande.

Es war ein wundervoller Abend; die Gärtner hatten sich entfernt und Asa glaubte nun ganz allein zu sein. Da bemerkte sie plötzlich einen Unbekannten im Gebüsch, der sich zu verbergen schien; vielleicht wollte er Früchte stehlen und fürchtete ertappt zu werden.

Die Ägypterin trat näher; sie wollte ihm helfen und ihn dann aus dem Garten hinauslassen. Da sah sie aber, daß der Unbekannte nicht Früchte stahl, sondern an den Ast eines Baumes einen Strick befestigte. Sie verbarg sich, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Der Unbekannte machte eine Schlinge und wollte seinen Kopf hineinstecken. Das Mädchen fühlte, daß sie zu schwach sei, um den Mann aus der Schlinge zu befreien und daß herbeigerufene Hilfe zu spät kommen würde. Sie eilte hinzu, rief ein Halt! und bemächtigte sich der Schlinge.

Ein ärmlich gekleideter, elend aussehender, alter Grieche war es, den sie vor sich sah. Als er die Ägypterin erblickte, war er weniger erschrocken als erzürnt und rief: „Hat Dich ein Dämon hergeführt, um mein Vorhaben zu vereiteln?"

„Weshalb suchst Du den Tod? Das Leben ist so schön!" erwiderte die Ägypterin.

„Vielleicht für Dich und deinesgleichen, die ihr im Überflusse lebt; einst fand auch ich es schön, doch seit das Glück sich von mir abgewandt, ist mir das Leben eine Bürde; Du thust nicht gut daran, mein Sterben zu verhindern. Geh' Deines Wegs und überlaß mich meinem Schicksal; nicht länger will ein qualvoll Dasein ich im Schlamm der Erde, in der Glut der Kohlen fristen."

Das Mädchen aber entgegnete ihm:

„Ich duld' es nicht; und giebst Du den Entschluß nicht auf, so ruf' ich meine Diener. Verbirg den Strick und folge mir ins Haus; erzähle mir Dein Leid, wenn ich es lindern kann, will ich es thun; ist aber, wie Du sagst, Dir nicht zu helfen, so gehe Deiner Wege, ich will alsdann Dich am Vollzug des

*) Des Grafen Leo Tolstoj Beispiel hat Nachahmung gefunden; mehrere russische Schriftsteller veröffentlichten volkstümliche Erzählungen; in denen Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Vergebung der Sünden verherrlicht werden. Graf Leo Tolstojs Glaubensbekenntnis gipfelt bekanntlich in den Worten der Bergpredigt Christi: „Widerstrebe nicht dem Übel!" Das nämliche Thema liegt auch dieser, von N. Ljeskow veröffentlichten Legende zu Grunde, deren poetischen Inhalt wir in deutscher Nachbildung wiederzugeben versuchten.

Prologos ist ein Buch, welches kurze Festpredigten, Lebensbeschreibungen der Heiligen und Bruchstücke aus den Schriften der Kirchenväter enthält und beim griechisch-russischen Gottesdienst benutzt wird. Wilhelm Henckel.

Digitized by Google

Urteils, das Du selbst gefällt, nicht hindern."

„Obschon das Leben mir zur Pein geworden, bin ich bereit Dir zu gehorchen; Du hast ein fühlend Herz und bist verständig; das Mitleid klingt aus Deinem Mund — ich kann nicht widerstreben und folge Dir."

Die Ägypterin führte den Verzweifelnden in ihr Haus und ließ Früchte und ein erfrischendes Getränk bringen. Der Grieche mußte sich auf weiche Kissen setzen und Asa entfernte sich, um ihr Kleid zu wechseln. Als sie wiederkam, ließ sie sich neben ihren Gast nieder und zwei schwarze Dienerinnen setzten einen großen, an der Decke befestigten und mit Wohlgerüchen getränkten Fächer aus bunten Federn in Bewegung, um ihr Kühlung zuzufächeln.

Die Erzählung des alten Griechen war kurz und einfach. Noch unlängst besaß er ein großes Vermögen, hatte es jedoch durch Unglücksfälle verloren und konnte nun seinen Gläubiger nicht befriedigen. Er hatte dessen Mitleid zu erregen versucht und ihn um Nachsicht gebeten; aber der reiche Mann war hartherzig und wollte ihm nur unter einer fürchterlichen Bedingung seine Schuld erlassen.

„Eine Bedingung? und wie lautete sie?" fragte die Ägypterin.

„Ich kann vor Deinen Dienerinnen sie nicht nennen."

Asa befahl den Dienerinnen sich zu entfernen.

„Ich habe eine Tochter," fuhr der Grieche fort, „ein Mädchen in Deinen Jahren, Namens Jo. Sie ist so schön wie Du und ihre Herzensgüte kannst Du aus folgendem ermessen: Mein Gläubiger, ein Wollüstling, begehrt, daß ich ihm meine Jo als Beischläferin überlasse, dann will er mir die Kerkerstrafe schenken; willige ich nicht ein, dann soll ich mein Leben im Gefängnis beschließen. Entrüstet wies ich diese Zumutung von mir. Meine arme Jo ist verlobt, ihr Geliebter ist zwar arm aber brav und verständig und meine Tochter liebt ihn seit ihrer Kindheit; auch würde meine Frau die Schande ihrer Jo nicht überleben. Da ein Unglück aber nie allein kommt, so geschah es auch hier; meine Tochter erfuhr alles und sagte mir heute: „Vater, ich weiß, was Dich bedrückt . . . ich bin kein Kind mehr und will nicht, daß Dein alter Hals in den Block gesteckt werde . . . Verzeih', Vater . . . ich bin entschlossen, Dich zu retten." Ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen, ich schluchzte mit ihr und suchte sie von ihrem Entschluß abzubringen; sie antwortete jedoch: „Meine Liebe zu Dir und zur Mutter ist so groß, daß ich Dein Leiden und Deine Entwürdigung nicht ertragen könnte; — sie ist stärker als die Liebe zu meinem Verlobten; dieser ist noch jung" — fuhr sie, ihre Thränen trocknend, fort — „und wird sich trösten, eine Andere lieben lernen und mit ihr glücklich sein; ich aber bin Deine und meiner Mutter Tochter . . . ihr habt mich erzogen, ihr seid jetzt alt . . . Kein Wort weiter, Vater, mein Entschluß ist unerschütterlich." Sie drohte mir, daß, wenn ich widersprechen würde, sie nicht erst den folgenden Tag abwarten, sondern sofort zu meinem Gläubiger hineilen wolle."

Der alte Grieche trocknete seine Thränen und fuhr fort:

„Was soll ich noch weiter sagen. Jo hat einen entschlossenen Charakter und liebt uns zärtlich. Was sie sich in den Kopf gesetzt hat, davon läßt sie nicht. Ich bat sie bis morgen zu warten und log ihr vor, daß ich noch Hoffnung hätte, Hilfe zu erlangen. Den ganzen Tag irrte ich wie ein Wahnsinniger umher, dann kehrte ich heim, umarmte mein Weib und ging, ein einsames Plätzchen zu suchen, wo ich meinen Leiden ein Ende machen könnte. Du hast mich daran gehindert, hast aber durch Deine mitleidsvolle Teilnahme meinen Kummer gelindert. Es ist mir ein Trost, in Dein schönes, gutes Antlitz zu blicken, das dem meiner Jo gleicht. Der Segen des Himmels sei mit Dir; jetzt aber lebe wohl und laß mich enden. Wenn ich tot bin, braucht Jo sich nicht um ihres Vaters willen der Schande preiszugeben; sie wird ihren Verlobten heiraten und glücklich werden."

Asa hatte den Bericht des Griechen bis zu Ende angehört, dann sagte sie:

„Ich begreife den Entschluß Deiner Tochter, sie ist ein gutes Mädchen und ich liebe sie. Sage mir nun, wie groß ist Deine Schuld?"

„O, sie ist sehr groß" antwortete der Grieche und nannte eine Summe, die dem ganzen Vermögen der Ägypterin gleichkam.

„Komm' morgen her zu mir, ich will Dir diese Summe geben."

Der Grieche traute seinen Ohren nicht; er hätte sich gern gefreut, aber hielt es doch für seine Pflicht, ihr zu sagen, daß ein solches Opfer ihre Kräfte übersteige und daß sie weder jetzt noch später darauf zählen könne, Ersatz zu erhalten.

Die Ägypterin erwiderte ihm: „Das ist nicht Deine Sache, ich weiß, was ich thue."

„Bedenke," sagte der Grieche, „daß ich weder Dein Landsmann, noch Dein Glaubensgenosse bin."

Asa dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie:

„Deinen Glauben kenne ich nicht, das ist Sache der Priester, ich weiß aber, daß die Füße einer Griechin ebenso von Schlamm besudelt werden und ihre Haut von glühender Kohle ebenso verbrannt wird, wie Füße und Haut einer Ägypterin. Mache mich nicht irre, Grieche, Deine Jo hat mein Herz erobert; geh' hin, umarme die Deinen und komme morgen zu mir."

Nachdem der Grieche sich entfernt hatte, eilte Asa zu einem reichen Wucherer. Für eine hohe Summe gab sie ihr Hab' und Gut in Versatz und händigte am folgenden Tage dem Griechen das Geld ein.

Kurze Zeit darauf, als die gelichene Summe zurückbezahlt werden mußte, kam der Wucherer und nahm Asas ganzes Besitztum fort; sie mußte Haus und Garten verlassen und behielt nichts übrig, als das ärmliche Kleid, welches ihren Leib bedeckte. Sie besaß nun weder ein Obdach noch Mittel, um ihr Leben zu fristen.

Als ihre Bekannten sie in diesem Zustand erblickten, sagten sie:

Digitized by Google

„Du warst unsinnig, Asa; sieh', wohin Deine unüberlegte Gutmütigkeit Dich geführt hat!"

Asa antwortete, daß ihre Gutmütigkeit nicht unsinnig gewesen sei; denn während sonst eine ganze Familie dem Untergange anheimgefallen wäre, sei nur sie allein jetzt unglücklich.

„Doppelt unsinnig warst Du, denn Du hast fremden, andersgläubigen Leuten alles dahingegeben."

„Es waren leidende Menschen — ihre Nationalität und ihr Glaube sind nebensächlich," antwortete Asa.

Als ihre Bekannten diese Antwort vernahmen, zürnten sie ihr noch mehr.

„Du willst mit Deiner Güte für die Fremden wohl noch glänzen!" sagten sie; „siehe nun zu, wie Du fortkommst!" Man überließ sie ihrem Schicksal und dieses legte ihr eine furchtbare Prüfung auf.

Asa hatte nichts gelernt, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben konnte. Sie war zwar jung, schön, hatte einen klaren Verstand und eine erhabene Seele, kannte aber kein Handwerk. Ihr reizender Körper war zu schwach, um schwere Arbeit zu verrichten, — die Tagelöhner am Nilufer trieben sie hinweg, denn sie konnte nicht einmal Körbe mit Früchten, viel weniger noch Ziegelsteine zu den Bauten tragen; und als sie den Versuch machen wollte, Wäsche zu waschen, da wurden ihre zarten Hände von der ätzenden Lauge wund und das fließende Wasser verursachte ihr Schwindel, so daß sie besinnungslos in den Fluß fiel und herausgezogen werden mußte.

Asa war durchnäßt und hungrig — der Verzweiflung nahe. Eine von den Buhlerinnen, die sich am Ufer des Nils umhertreiben und den fremden Matrosen auflauern, gab ihr ein Stück Gerstenbrot; eine andere teilte mit ihr das ärmliche Nachtlager und deckte sie mit ihren trockenen Kleidern zu. Schließlich wurde Asa dasselbe, was jene waren — eine öffentliche Buhldirne.

Asas frühere Bekannte verleugneten sie nun, sie sank immer tiefer. Zuweilen kam sie noch in den Weingarten, der ehemals ihr gehört hatte, unter den Baum, an welchen sich der von ihr befreite Grieche erhängen wollte; dann erinnerte sie sich an das Geschehene und fand, daß sie nicht anders handeln konnte, als sie es gethan hatte; und wenn auch sie selbst zu Grunde gehe, so waren doch Jo und deren Eltern gerettet und das war es, was ihr Befriedigung verschaffte und ihr die Kraft verlieh, ihre Schmach zu ertragen. Zuweilen aber war sie der Verzweiflung nahe, dann wollte sie ihr Leben im Nil enden; sie setzte sich auf den steilen Abhang eines Hügels aus rotem Sande, der wie geronnenes Blut aussah und überlegte, ob es denn durchaus notwendig sei, daß der gute Mensch im Schlamm und unter glühenden Kohlen leben müsse. „Sei entweder teilnahmlos für Menschenleid, oder versinke selbst in Gram und Kummer! ein Drittes ist — unter Schlamm und glühenden Kohlen sein Leben verbringen. Weshalb ist uns denn das Gefühl des Mitleids gegeben? oder ist der Himmel hartherzig? Weshalb kommt Niemand von dort herab und lehret den Menschen, wie sie leben müssen, damit es weder Verworfene noch Hoffährtige, weder Übersättigte noch Bettler gäbe! O, möchte doch ein großer Lehrer vom Himmel herabsteigen; sie wollte sich zu seinen Füßen ausweinen und ihr Leben nach seinen Geboten einrichten!"

In solcher Stimmung irrte Asa einst am Ufer des Nils. Sie befand sich an einer abgelegenen Stelle, wo sie heute nicht einmal rohen Seeleuten begegnete. Seit zwei Tagen hatte sie nichts gegessen und ein arger Hunger peinigte sie; ihre Augen waren trübe, sie trat ans Wasser, beugte sich hinab um zu trinken, schauderte aber zurück, als sie ihr Spiegelbild erblickte, so abschreckend schien ihr jetzt ihr hageres Antlitz mit den glanzlosen Augen. Und doch hatte man sie noch unlängst „die schöne Asa" genannt!

„Oh, ich weiß, daß ich nicht mehr die schöne Asa bin; auch die nichtswürdigsten Menschen verabscheuen mich jetzt . . . der Hunger peinigt mich . . . aber ich will nicht murren. Mein letzter Gruß gilt dem Himmel, der mir gebot, meinen Nächsten mehr zu lieben als mich selbst, und dies ist mein Trost, mit dem ich sterben will!"

Um ihren Leiden ein Ende zu machen, wollte sie sich in den Fluß stürzen; da fühlte sie sich zurückgehalten, sie wandte sich um und erblickte einen einfach gekleideten Mann vor sich, den sie für einen Fremdling hielt.

Asa glaubte, es sei einer von jenen fremden Seefahrern, die sich häufig, sie wußte nur zu gut weshalb, ans Land begeben.

„Laß mich," sagte sie zu ihm, „ich gehe heute nicht mit Dir."

„Wenn Du meinst, Schwester, daß ich Dir etwas Sündhaftes zumuten will, so irrst Du; mir schien, als ob Du mit Dir selbst kämpftest."

„Ja, ich will meine Füße aus dem Schlamm befreien und sie auf glühende Kohlen setzen; dazu brauche ich Kräfte."

„Du bist aber sehr schwach."

„Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen."

„So iß, ich habe Brot und gebackene Fische bei mir."

Der Fremdling nahm einen Beutel von der Schulter und reichte ihr einen Fisch, Brot und eine Flasche mit gewässertem Wein.

Asa trank und aß; als ihr quälender Hunger gestillt war, richtete sie ihre Blicke auf den Fremdling und sagte leise:

„Ich that unrecht, Dich zu berauben; Du bist ein Pilger und brauchst Deine Nahrung selbst."

„Sei ruhig, Schwester," antwortete er ihr, „ich kann entbehren; glaube mir, es ist leichter selbst zu entbehren, als andere Mangel leiden zu sehen."

Asa erbebte. „Fremdling," sagte sie, „Du hast mich gespeist und liebevoll mit mir gesprochen, weshalb aber nennst Du mich Schwester? Solltest Du nicht wissen, wer ich bin?"

„Du bist, wie ich, ein Geschöpf Gottes, bist also meine Schwester. Was kümmert es mich, was des Lebens Unbill und der Menschen Bosheit aus Dir gemacht haben!"

Digitized by Google

Asa blickte ihn starr an; ihre Augen erglänzten und sie rief:

„Deine Worte versengen mich! Bist Du ein Bote, den mir die Götter senden?“

„Ich bin ein Mensch wie Du.“

„Wer lehrte Dich solche Worte, die mein Herz erschüttern?“

„Setze Dich her zu mir, ich will Dir erzählen, wer mich lehrte so zu sprechen.“

Die unglückliche Asa wurde noch verwirrter. „Wie,“ sprach sie, „Du willst Dich zu mir setzen? Ehrliche Leute könnten Dich neben einer Buhlerin sitzen sehen, wie würdest Du Dich rechtfertigen?“

„Ich würde ihnen sagen, daß derjenige, welcher ehrwürdiger ist, als sie Alle, sich auch vor einer solchen nicht scheute.“

„Wer war denn das? Ich hörte nie von ihm . . . von wem sprichst Du? Deine Worte träufeln neues Leben in mein Herz . . , Ist er es, der Dein Lehrer war?“

„Du sagst es; Er war mein Lehrer.“

Asas Augen füllten sich mit Thränen.

„Wie bist Du glücklich, Fremdling; aber wo ist dieser Bote des Himmels?“

„Er ist mit uns.“

„Mit uns? . . . mit mir! Spotte nicht über die arme Asa. Asa ist unglücklich. Sage mir, wo er ist und ich eile zu ihm. Ich will ihn anflehen . . . vielleicht kann er mir den Weg zu einem neuen Leben zeigen.“

Der Fremdling ward gerührt. „Sei ruhig,“ sprach er, „Du sollst es haben, das neue Leben; — zuvor aber entledige Dich des alten, mache Dich los von dem, was Deine Vergangenheit belastet.“

„Höre mich an, vernimm, was ich bin und was ich war!“ rief Asa lebhaft. Sie erzählte nun, was sie gethan und erduldet, und als sie geendet hatte, fügte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu:

„Man sagt, ich hätte anders handeln sollen, aber das konnte ich nicht; mein Herz siegte über meinen Verstand.“

„Wer die Hand auf den Pflug legt und dann zurückblickt, ist kein Pflüger. Bereue nicht, was Du gethan hast.“

Asa senkte den Blick zu Boden und sprach:

„Ich bedauere es nicht . . . aber die Folgen meiner That haben mich elend gemacht . . .“

„Die heiligste That der Menschenliebe hast Du verrichtet,“ unterbrach sie der Fremdling, „hast Dich vergessen, um Andere zu erretten. Wirf Deinen Kummer von Dir! Die Liebe decket auch der Sünden Menge, sie reinigt sogar purpurrote Blutflecken. Erhebe Dein Antlitz, empfange von mir den christlichen Gruß und wisse, daß Er, nach welchem Deine Seele verlangt, Deine Sünde auf Flugsand geschrieben und der Wind sie verweht hat.“

Asa erhob ihr Antlitz und weinte. Der Christ aber blickte sie an, beugte sein Knie, neigte sein Haupt vor ihr und sprach leise:

„Heilige Märtyrerin!“

Die Unruhe, welche auf Asas Seele gelastet hatte, war von ihr gewichen; sie hatte Trost gefunden. In wenigen Worten erklärte ihr der Christ den wesentlichen Inhalt seines Glaubens und pries sie für die That ihres Herzens, für ihre Selbstaufopferung. Asa aber wollte wissen, ob es Menschen gäbe, welche diese Lehre, das Gebot der gegenseitigen Liebe, befolgen; die nicht verurteilen und weder die Herzlosigkeit noch die Armut kennen.

„Es gab solche,“ antwortete der Christ.

„Aber weshalb leben nicht auch jetzt noch Alle so?“

„Weil es zu schwer ist, meine Schwester.“

„Worin besteht denn die Schwierigkeit?“

„Höre mich an, ich will Dir sagen, wie jene lebten.“ Und er erzählte ihr folgendes aus der Apostelgeschichte:

„Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts.“ „Und alltäglich versammelten sie sich und nahmen gemeinschaftlich ihr Mahl ein in Fröhlichkeit und in der Einfalt ihres Herzens.“

„Wie ist das herrlich!“ rief Asa.

„Wie schwer aber auch!“

„Joses aber, mit dem Zunamen von den Aposteln genannt Barnabas (d. h. ein Sohn des Trostes) vom Geschlecht ein Levit aus Cypern, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen.“

Zum ersten Mal nach vielen düsteren Tagen erhellte sich Asas Antlitz durch ein beseligendes Lächeln: Barnabas gab sein Gut dahin und man nannte ihn den Sohn des Trostes . . . .

Sie erhob ihr Antlitz und sprach:

„Das ist nicht schwer.“

„So gehe denn hin zu denen, die ich Dir zeigen will und erzähle ihnen alles, was Du mir erzählet hast.“

Der Fremdling nannte ihr den Ort, wo sich die Christen Alexandrias versammelten und den Namen ihres Bischofs.

Da erhob sich Asa und that, wie ihr geheißen ward.

Als sie dorthin kam, wurde sie sofort von einem der Kleriker erkannt und er sprach zu ihr:

„Dies Antlitz sollte ich kennen! Du sichest einer Buhlerin ähnlich, die am Ufer des Nils lustwandelte.“

„Ich selbst bin diese Buhlerin,“ erwiderte Asa, „aber ich kehre nicht wieder dahin zurück, wo Du mich sahest — ich will eine Christin werden.“

„Das ist recht; zuvor jedoch mußt Du Buße thun und durch Fasten Dich reinigen.“

„Ich bin bereit, alles zu thun, was ihr von mir verlangt.“

Man sagte ihr nun, wie sie fasten solle und sie ging und fastete. Sie aß nur das, was mitleidige Menschen ihr gaben. Endlich gingen ihre Kräfte zu Ende und sie erschien abermals mit der Bitte, daß

Digitized by Google

man sie taufen und in den Bund der Christen aufnehmen möchte. Da sagten die Kleriker: Du mußt Buße thun in Aller Gegenwart.

„Ich bin deshalb hergekommen, um Allen zu sagen, wie sündhaft mein Leben gewesen ist, aber meine Kräfte sind zu Ende und ich fürchte, bald sterben zu müssen. Daher bitte ich euch, sagt dem Bischof, daß er mich schleunigst in eure Gemeinde aufnehmen möchte."

Die Kleriker sagten es dem Bischof und dieser bezeichnete einen Katecheten, der ihr das Glaubenssymbol und alle Glaubenslehren erklären und dann ihre Kenntnisse beglaubigen sollte. Erst dann würde man sie taufen.

Asa aber konnte nicht so lange warten; ihr sehnsüchtiger Wunsch, einen christlichen Namen zu erhalten und in der Gemeinschaft der Christen zu leben, verzehrte sie; sie klagte und weinte — „aber Alle verachteten sie."

Da ereignete sich ein Wunder: Als die verstoßene Ägypterin krank in einer kleinen Hütte lag, traten um Mitternacht zwei Lichtgestalten zu ihr herein und bekleideten sie mit einem weißen Taufkleide. In diesem Kleide blieb Asas sterbliche Hülle auf Erden zurück, ihre Seele aber hatte sich zu den Behausungen der Lebendigen erhoben.

Asas Tod und ihr mit dem Taufkleide umhüllter Leichnam brachte die Kleriker in Verlegenheit; sie wußten nicht, wie sie dies Weib bestatten sollten. Da erschien jener Fremdling, welcher mit Asa am Ufer des Nils gesprochen hatte. Dieser, ein Philosoph, ein Presbyter und Freund Isaak des Syriers, war von seiner Reise zurückgekehrt und der heilige Geist hatte ihn hierhergeführt. Er neigte sich über Asa und sprach christliche Gebete über ihren Leichnam; und während er betete, grub man ein Grab und legte den Leichnam hinein; der Grieche aber stand noch lange da und blickte in die Ferne; er war wie verzückt und bewegte die Lippen.

Man fragte ihn: „Siehest Du ein Wunder?"

„Ja," erwiderte er, „ich sehe den Himmel offen und es tritt Jemand hinein."

„Doch nicht die Buhlerin?"

„Oh, nein! Die Buhlerin habt ihr im Schlamm begraben . . . ich sehe, wie von den glühenden Kohlen ein leichtes Rauchwölkchen zum Himmel emporsteigt — es ist die „Tochter des Trostes", die da auferstanden ist."

## „Kritik der reinen Erfahrung"

von Joseph Petzoldt.

(Schluß.)

Die nun folgende Überlegung ist der eigentliche Wegweiser für ein tieferes Eindringen in die terra incognita der Gehirnarbeit.

Unserer empiriokritischen Voraussetzung gilt die Umgebung nicht allein als Voraussetzung auszusagender Erfahrung, sondern auch als Voraussetzung der Erhaltung der Einzelwesen: „sofern sie, die Umgebung, es ist, welche als Nahrung und Schutz gewährend gedacht werden muß." Indessen gewährt sie keine unbedingte Erhaltung, sie birgt vielmehr für die Sonderwesen auch zahlreiche bedrohende Momente, und der menschliche Organismus hat die besondere Fähigkeit, „sich unter solchen Schädigungen und Veränderungen seiner Erhaltung von sich selbst aus innerhalb gewisser Grenzen zu behaupten." Der Sitz dieser Fähigkeit ist das System C. Behauptet sich dieses unter „Bedrohungen seines formellen Bestandes durch irgendwelche weitere Änderungen seiner selbst," so sprechen wir von vitaler Erhaltung, deren variable Größe als vitaler Erhaltungswert bezeichnet wird, „welcher dem System C in jedem Zeitpunkt seines Bestandes zuzuschreiben sein würde." Der vitale Erhaltungswert hat ein Maximum. Befindet sich das System C in diesem vitalen Erhaltungsmaximum, so heißt das: es ist in dem betreffenden Zeitpunkt am denkbar weitesten vom Untergang entfernt, es kann von der völligen Zerstörung überhaupt nicht weiter entfernt gedacht werden. Das Vorhandensein dieses Maximums ergiebt sich aus der Beachtung der Thatsachen, daß sowohl „Überarbeitung die zentralen Partialsysteme pathologisch verändert," als daß sie auch in ihrer Ernährung, d. h. in ihrer Erhaltung, zurückgehen, „wenn sie außer Thätigkeit gestellt, also in Arbeitsmangel versetzt sind." Es würde danach f(R) bei relativem Mangel von f(S) und umgekehrt f(S) bei nicht genügendem f(R) das betreffende System dem Untergange näher bringen. f(R) und f(S) sind somit einander entgegenwirkende Änderungen (was sich analytisch durch entgegengesetzte Vorzeichen ausdrücken würde), und der Unterschied ihrer Werte oder die Größe der Vitaldifferenz in einem beliebigen Zeitpunkt ist „in dem Maße als Vernichtungsbedingung zu bezeichnen, als sich beide von der Gleichheit entfernen — und als Erhaltungsbedingung, als sich beide der Gleichheit nähern." Ein zentrales Partialsystem wird somit im Maximum seiner Erhaltung stehen, wenn für dasselbe die Gleichung gilt:

$$f(R) + f(S) = 0;$$

und die vitale Erhaltung des gesammten Systems C wird eine vollständige sein, wenn seine sämtlichen Teilsysteme analogen Gleichungen genügen, die zusammengefaßt die Summenformel ergeben:

$$\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = 0.$$

Für den Fall der entgegengesetzten Gleichheit der partialsystematischen Faktoren f(R) und f(S), also wenn die Vitaldifferenz f(R) + f(S) den Wert Null hat, sprechen wir von Systemruhe. Dabei können immer noch Änderungsbedingungen gegeben sein, nur müssen sie zugleich f(R) und f(S) und zwar so ändern, daß die Gleichung:

$$f(R) + f(S) = 0$$

immer erfüllt bleibt. Änderungen der Systemruhe werden als Systemschwankungen bezeichnet, und es liegen positive Schwankungen vor bei positiver Vermehrung, negative bei negativer Vermehrung eines der beiden

Digitized by Google

teilsystematischen Faktoren. Nach jeder vollständig abgelaufenen Schwankung herrscht wieder Systemruhe. Die bei der Schwankung stattfindende Zu- und Abnahme der Änderung der Systemruhe wird näher als positiv und negativ zunehmende Schwankung bestimmt (sodaß man also, beispielsweise, von einer negativ zunehmenden positiven Schwankung sprechen wird). Verbleibt eine Schwankung völlig im Sinne der vorangegangenen Übung ihres Partialsystems, so ist sie eine eingeübte Schwankung. Eine etwaige Änderung einer solchen nennen wir eine Schwankungsvariation. Sie bedeutet immer eine Abweichung von einer bestimmten Übungsrichtung des Systems C. Eine eingeübte Schwankung gilt uns als Schwankung 1. Ordnung, eine Variation einer solchen als Schwankung 2. Ordnung, und wird eine Schwankung 2. Ordnung variiert und dadurch der vitale Erhaltungswert des zentralen Partialsystems vermindert, so reden wir von einer Schwankung 3. Ordnung u. s. f. Als Schwankung oter Ordnung sind die Änderungen zu verzeichnen, die bei Gleichheit der partialsystematischen Faktoren noch immer gesetzt sind. Eine Verminderung des vitalen Erhaltungswertes findet nur immer bei einer positiv zunehmenden (positiven oder negativen) Schwankung statt, während die Behauptung des Systems als negativ zunehmende Schwankung zu denken ist. Jede angenommene Reihe von Änderungen aber, „welche die Bedeutung einer vollständigen Behauptung unter Verminderung des vitalen Erhaltungswertes von C hat, bezeichnen wir kurz als unabhängige Vitalreihe." Ihr entspricht dann als abhängige Vitalreihe die Reihe der korrespondierenden E-Werte, die im vorliegenden Bande noch nicht untersucht wird, aber doch in vielen ihrer Teile schon hier deutlich erkennbar ist. — Da nun die denkbaren Überführungen der Gleichung:

$$\delta = f(R) + f(S) = 0$$

in die Ungleichung:

$$\delta = f(R) + f(S) \gtrless 0$$

alle denkbaren Fälle positiv zunehmender, die denkbaren Überführungen dieser Ungleichung in jene Gleichung sämtliche denkbaren Fälle negativ zunehmender Schwankungen ergeben würden, so könnte durch eine dahingehende Untersuchung der Mechanismus der Gehirnarbeit, der ja in der fortwährenden thatsächlichen oder doch versuchten Ausgleichung der durch Umgebungsbestandteile gesetzten Vitaldifferenzen besteht, bis in verhältnismäßige Einzelheiten enthüllt werden. Eine solche Entwicklung „dürfte indessen erst wirklich fruchtbar werden, wenn sie zugleich auf derjenigen wissenschaftlichen Grundlage angewendet würde, die vorerst eben noch zu gewinnen ist." Für die vorliegende Aufgabe kann es sich nur um eine „zweckmäßige Auswahl denkbarer Fälle" handeln. Diese wird unter Zugrundelegung eines besonderen Falles getroffen, an dem eine Reihe Vitaldifferenzen der verschiedenen Ordnungen — die den obigen Ordnungen der Schwankungen entsprechen — und deren Aufhebungen betrachtet werden.

Parallel mit den Vitaldifferenzen sprechen wir von Vitalreihen verschiedener Ordnung, und zwar ist eine Vitalreihe erster Ordnung immer eine eingeübte, eine Vitalreihe höherer Ordnung die Variation einer eingeübten. In dem ersten Teile einer Vitalreihe, ihrem Initialabschnitt, wird die positiv zunehmende Schwankung eingeführt; ihren dritten Teil, den Finalabschnitt, bildet die „perfekt gewordene Aufhebung" jener Schwankung, während der zweite, der Medialabschnitt, alle Änderungen umfaßt, welche zwischen dem ersten und letzten eingeordnet sind. Die auf diese Abschnitte bezüglichen Änderungen oder Endbeschaffenheiten gelten dann als Initial-, Medial- und Finaländerungen oder -endbeschaffenheiten. Im vierten und fünften Abschnitt des Bandes werden die einschlägigen Verhältnisse an dem ausgewählten Fall (der ein unter bestimmten Bedingungen wie denen des Wachseins, der Entwicklungsfähigkeit u. s. w. stehendes Systems C betrifft) analysiert. Wir können hier nicht der Darstellung dieser Änderungsarten und -formen weiter nachgehen, deren sich ein System C zum Zwecke seiner Behauptung bedient. Nur ein wichtiges Ergebnis wollen wir noch kurz ins Auge fassen. Das System C bildet Endbeschaffenheitsformen aus, die als Schlußglieder von Vitalreihen einer „Vielheit von Umgebungskombinationen" gegenüber setzbar sind, Formen also, die das System nicht etwa bloß für einen einzelnen Fall, sondern für eine Mehrheit von Fällen in den Dienst seiner Behauptung stellen kann. Diese Formen oder Multiponiblen, die immer einem größeren oder kleineren Kombinationskreis von Umgebungsbestandteilen gegenüber Anwendung finden, sind entweder Dependenten oder Independenten, je nachdem sie von Umgebungsbestandteilen abhängig sind — und zwar sind sie dann stets „von den sich in den zugehörigen Umgebungsbestandteilen wiederholenden Elementen (komplementär) bedingt" — oder von diesen relativ unabhängig entwickelt werden. Wir unterscheiden weiter zwischen Dependenten niedrerer Ordnung und solchen höherer Ordnung: jene sind von nur einer Umgebungskombination bedingt, diese von mehreren. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Umgebung immer nur die Komplementärbedingungen liefert, daß mithin die Dependenten auch noch von den systematischen Vorbedingungen abhängen. Wenn nun die Weiterentwicklung der Systeme C die in Rede stehenden Endbeschaffenheitsformen auch ändert, so geht sie doch dahin, sie zunächst wenigstens für dasselbe Wesen nicht nur mehrfach, sondern auch unverändert setzbar zu machen. Solche für ein Einzelwesen unverändert setzbaren Multiponiblen heißen dann Subkonstanten. Durch Weiterübung neigen nun sowohl die Vitalreihen als ihre einzelnen Glieder zu einer Beschränkung auf das Unentbehrliche. Die Vitalreihen verkürzen und vereinfachen sich, ihre Medialänderungen erwerben immer mehr den Charakter einer „vollkommenen Vermittelung" der Vitaldifferenzaufhebung, die Subkonstanten beschränken ihre komplementären Bedingungen fort und fort auf das gleichmäßig Sich-Wiederholende der Umgebungsbestand-

Digitized by Google

teile und ihrer Kombinationen und nähern sich so als Endbeschaffenheiten dem Werte vollkommener Konstanten, d. h. dem Ideale, der denkbar größten Zahl durch sprachliche Mitteilung verbundener Wesen für die denkbar größte Zeitdauer in Bezug auf eindeutig bestimmte Umgebungskombinationen als unveränderlich setzbare Finalendbeschaffenheiten zu dienen. Diese Annäherung der Schwankungen an vollkommene Vitalreihen wird eine um so bedeutendere sein, je mehr „die Bedingungen positiver (d. h. im Sinne der Erhaltung der Systeme gelegener) Systementwicklung der Individuen, Generationen, Völker, der Menschheit überhaupt für jedes einzelne System über Zeit und Raum sich ausdehnend" vorauszusetzen sind. Im besonderen wird sich auch die unabhängige Multiponible denkbar höchster Ordnung (im Gegensatz zur abhängigen, dem Gebiete der E-Werte angehörigen), „welche als komplementär Bedingtes nicht bei Setzung nur dieses oder jenes Umgebungsbestandteiles, sondern jedes beliebigen Umgebungsbestandteiles setzbar" gedacht wird, gleichfalls einer unabhängigen vollkommenen Konstanten annähern, und zwar wird in diesem Vorgang aus den historisch bereits entwickelten Multiponiblen alles das fortschreitend ausgeschieden werden, was nicht als das vom denkbar meist Sich-Wiederholenden aller Umgebungsbestandteile und aller Systeme C Bedingte zu denken ist, dagegen alles auf dem denkbar meist Sich-Wiederholenden beider Klassen Beruhende eine immer weitere Herausbildung und Bewahrung erfahren.

Eine solche Entwicklung findet für das System C aber nur insofern statt, als es Teilsystem von Systemen höherer und höchster Ordnung ist, wie es sich auch nur als solches Teilsystem zu dem entwickeln konnte, was es heute darstellt. Für die Untersuchung jener umfassenderen Gruppen, für die Bestimmung des Verhältnisses des Menschen zu Gesellschaft und Welt in theoretischer wie praktischer Hinsicht führt der „sachlich allein gebotene Weg" ebenfalls durch die Betrachtung der einfachen Partialsysteme des Systems C hindurch. Eine solche Betrachtung kann uns zunächst einmal die Bewegungen der Sprachorgane, die sprachlichen Äußerungen analysieren.

„Angenommen, ein bestimmter Umgebungsbestandteil $R_x$ bedinge eine Änderung des zentralen Partialsystems c von $C_1$, die Änderung pflanze sich auf das Partialsystem $c_1$ fort, dessen Änderungen in eine Bewegung der Stimmorgane, Gesichtsmuskeln, Arme und Hände auslaufen, so ist weiter im Sinne unserer Voraussetzung denkbar, daß die solcherart gesetzte Muskelkontraktion, bez. die durch sie bedingten Schallwellen, als neue Komplementärbedingung $R_z$ oder $R_y$ eine Änderung des zentralen Partialsystems $c_2$ bedinge, von welchem sich die Änderung wiederum auf das ersteränderte Partialsystem $c_1$ bis zu einem gewissen Grade überträgt. Hat sich derselbe Änderungszirkel bei dem System eines zweiten Individuums, also bei $C_2$, ausgebildet, so kann die Bewegung $R_z$ oder $R_y$ wenn sie von $C_2$ ausgeht, bei dem ersten Individuum, also bei $C_1$ — und umgekehrt, wenn sie von $C_1$ ausgeht, bei $C_2$ — dieselbe Änderung von $c_1$ der Form nach bedingen, welche ursprünglich $R_x$ bedingt hat: die Bewegung oder der Schall erhält somit die Bedeutung einer Komplementärbedingung $R_z$ oder $R_y$, welche die ursprüngliche Komplementärbedingung $R_x$ zu vertreten vermag." (n. 125.)

Die sprachlichen Äußerungen und viele andere ektosystematische, d. h. sich teilweise außerhalb des Systems C verwirklichende Änderungen desselben (im Gegensatz zu den endosystematischen Änderungen) brauchen nun nicht nur eine Bedeutung für seine eigene Behauptung unter Verminderungen seines vitalen Erhaltungswertes zu haben, sondern können auch für die Behauptung von Systemen höherer und höchster Ordnung wichtig werden. Wie ferner die Erhaltung eines einzelnen Systems C um so günstiger gestellt sein wird, je weniger durch Behauptung eines seiner Partialsysteme einem anderen derselben Vitaldifferenzen gesetzt, je mehr im Gegenteil dadurch solche etwa bestehende Vitaldifferenzen aufgehoben werden, so wird die Erhaltung eines Systems höherer Ordnung (Familie, Gemeinde, Stamm, Staat, Kirche u. s. w.) um so gesicherter sein, je weniger eins der Teilsysteme desselben seine Vitaldifferenzen durch Setzung solcher bei den anderen Teilsystemen aufhebt, je mehr es im Gegenteil mit der eigenen Behauptung die der anderen Teilsysteme verknüpft. In dem Grade aber, als das letztere der Fall ist, werden auch die Vitaldifferenzen der Einzelsysteme — da sie von denselber immer weniger einander gegenseitig gesetzt werden — lediglich durch Bestandteile der allen Individuen gemeinsamen Umgebung (komplementär) bedingt, somit auch allen gemeinschaftliche sein, und ihre Aufhebung wird im gleichen Verhältnis durch gemeinschaftliche Medialänderungen vermittelt werden. Ein System höherer Ordnung, das in solchem Sinne zu immer günstigeren Bedingungen seiner Erhaltung fortschreitet, heiße ein positives Kongregalsystem im Gegensatz zu den negativen Kongregalsystemen, in denen die negativ kongregalen Einzelbehauptungen, d. h. diejenigen individuellen Vitaldifferenz-Aufhebungen überwiegen, welche nur dadurch zustande kommen, daß sie zugleich anderen Einzelsystemen Vitaldifferenzen setzen. Im Laufe der Weiterentwicklung erhalten sich nur die Systeme mit positiver Kongregalität, und in ihnen findet ein Fortschreiten in der Richtung auf einen Idealzustand statt, der dann erreicht sein würde, „wenn jedes einzelne Teilsystem sich unter der denkbar größten Vermehrung des vitalen Erhaltungswertes der denkbar größten Anzahl anderer Teilsysteme und somit auch das Gesamtsystem selbst sich unter denkbar größter Vermehrung des vitalen Erhaltungswertes jedes einzelnen Teilsystems vollständig behauptete."

Am Ende dieses Berichtes sei es noch gestattet, die Schlußworte des Avenarius'schen Buches anzuführen, welche die Antwort auf die erste der obigen drei Fragen enthalten:

„Werden überhaupt Umgebungsbestandteile $R_1, R_2, \ldots R_n$ als Voraussetzung ausgesagter Erfahrung gedacht, so können sie als solche angenommen werden nur in dem Sinne von Komplementärbedingungen für die Endbeschaffenheiten des Systems C, und zwar nur, sofern von diesen Endbeschaffenheiten sogleich aussagbare E-Werte abhängig gedacht werden können; in diesem Falle aber für die gesamten Endbeschaffenheitsbestimmungen." —

Die „Kritik der reinen Erfahrung" schlägt einen gänzlich neuen Weg ein. Sie bricht in aller Entschiedenheit mit jeder bisherigen Dogmatik und

Digitized by Google

Kritik auf das vollständigste, stark durch den Gedanken, daß nicht Fragen nach der Möglichkeit reiner Wissenschaft, nach den Grundbedingungen geistiger Bethätigung überhaupt, nach Wesen und Kern von Welt und Geist, oder wie immer man die bisherigen philosophischen Themen noch bezeichnen mag, in erster Linie das Interesse philosophischer Betrachtung in Anspruch zu nehmen hätten, sondern daß vor allem — wenn der Ausdruck gestattet ist — eine Revision des Besitzstandes vorzunehmen sei. Nicht Reflexion über den Stoff, sondern Sichtung desselben, nicht „Erklärung der Welt," sondern Beschreibung ist vor allem von nöten. Für die Durchführung dieser Absicht in der Weise, wie sie vorliegt, war von entscheidender Bedeutnng die Gewinnung des Ausdrucks f (R) + f (S). Alles Vorhergehende führt zu ihm hin, und alles Folgende hat in ihm seine Voraussetzung. Die Diskussion desselben wirft das hellste Licht in das bisherige Dunkel der Gehirnvorgänge. Wenn es wahr ist, daß — wie Friedrich Albert Lange es einmal ausspricht*) — die Unfruchtbarkeit der bisherigen Hirnforschungen nur zum Teil auf der Schwierigkeit des Stoffes beruhe, ihren Hauptgrund vielmehr in dem gänzlichen Mangel einer irgendwie brauchbaren Hypothese oder auch nur einer ungefähren Idee von der Natur der Hirnthätigkeit zu haben scheine, so muß von den Avenarius'schen Gedanken die fruchtbarste Anregung für die Weitergestaltung der Gehirnphysiologie ausgehen. Sie lassen uns einen klaren Blick in das arbeitende Gehirn thun. Keine Empfindung, kein Bewußtsein stört die reinen physikalischen Vorgänge. Es ist alles formaler Mechanismus. Das sogenannte Gesetz von der Erhaltung der Kraft bleibt gewahrt. Die psychischen Parallelen sind scharf gesondert: die abhängige Vitalreihe ist nirgends mit der unabhängigen verquickt.

Für die Entdeckung der Gleichung:

$$f(R) + f(S) = O$$

war nötig, daß das Gehirn nicht wie bisher ohne besonders eingehende Berücksichtigung seiner Zusammenhänge mit der Umgebung betrachtet, sondern gerade das Wesentliche dieser Beziehungen, die fortwährende Verminderung und Wiederherstellung des Erhaltungsmaximums, scharf ins Auge gefaßt wurde. So ist die das Praktische streifende Beobachtung der Erhaltung des Individuums einer relativ feindlichen Umgebung gegenüber, die Bemerkung der diesbezüglichen verhältnismäßig großen Zweckmäßigkeit des Gehirns die eigentliche Grundlage für die weitere Gedankenfolge geworden, ein Gesichtspunkt, der sich schon in des Verfassers „Prolegomenen" **) angedeutet findet, in jener Schrift aber dazu führte, das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen.

Die fruchtbarsten Gedanken werden dem Buche auch diejenigen entnehmen, die sich den leitenden philosophischen Gesichtspunkt seines Verfassers nicht zu eigen machen können. Für alle bedeutenden Wissenszweige finden sich reiche Anregungen. Hinter dem scheinbar kalten Formalismus sprudelt das reichste, vollste Leben in all seiner bunten Mannigfaltigkeit. Je weiter die Darstellung vorschreitet, desto mehr eröffnen sich freie Ausblicke auf das Gedankenleben der Menschen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, weite Vorausblicke auf ihre sittlichen Ziele.

Der natürliche Ausgangspunkt, der streng durchgeführte Ausschluß vorzeitiger und voreiliger Theorieen, das vorurteilslose Beobachten und — man möchte sagen — von aller Koketterie freie lautere Beschreiben, die unverrückbare Festhaltung des Ziels und der rasche, sichere Fortschritt der Gedankenentwickelung, die Vermeidung alles Überflüssigen und Entbehrlichen, die volle, alles umfassende Allgemeinheit der Untersuchung, die kein Gebiet menschlicher Thätigkeit und Forschung außer Acht läßt, dem Theoretischen und Praktischen vielmehr in gleicherweise gerecht wird, dazu — was mehr das Äußere anlangt — eine knappe, schlichte Ausdrucksweise von größter Schärfe, die nur die Sache reden läßt, und eine beziehungsfreie bezeichnende Terminologie von größter Durchsichtigkeit und Bequemlichkeit im Gebrauch, das sind unbestreitbare Vorzüge des Werkes, die den Wunsch nach möglichst baldiger Veröffentlichung seiner ferneren Teile in jedem vorurteilsfrei denkenden Leser erzeugen müssen.

Joseph Petzoldt.

*) „Geschichte des Materialismus", 3. Aufl., II, S. 333.

**) „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung". Leipzig 1876. — Es wird nicht mißverständlich sein, wenn oben von „Zweckmäßigkeit" und „Erhaltung der Kraft" die Rede war, von Ideen, die ja in dem Rahmen des vorliegenden ersten Bandes des Werkes nicht statthaft waren und auch nie gebraucht werden; wird doch selbst das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes mit keiner Silbe erwähnt, obwohl manche Stellen sehr deutlich daran erinnern. Man wird dem Verfasser für diese Enthaltsamkeit nur dankbar sein dürfen.

## Zwei Gedichte

von Wolfgang Kirchbach.

### Vor einem Laden.

Auf der Straße stand ich im Gedränge,
Um mich hastete die bunte Menge,
Schalten Wagen auf dem Pflaster lärmend,
Knallten Peitschen, bellten Hunde schwärmend,
Und es war ein Drängen und Getriebe
Und es war ein Laufen und Geschiebe.
Aber ganz entrückt dem lauten Leben
Stand ich still mit heimlichem Erbeben
Vor der schönsten, hellen Fensterscheibe,
Daß mir lächelte das Herz im Leibe.
Mächtig hoch, krystallgeschliffen blinkte sie,
Und verführerisch dem Auge winkte sie. —
Frauenstrümpfe sah ich zierlich hängen
Feingewirkt in vollen Knieeslängen,
Blau und rot und rosig schön gestaltet
Und verführerisch von Reiz umwaltet.
Ach, da waren seidenbunte Mieder,
Wohlgeformt wie edle Mädchenglieder,
Frauenhemden, duftig ausgebreitet,
Um des Busens Formen zart geweitet,
Und es reizten sanft die langen Falten
Wie belebte weibliche Gestalten.

Digitized by Google

Auch die bunten Bänder um die Knie'chen
Lockten schönbeschnallt und klug verschwiegen,
Und erzählten ahnungslos den Augen,
Was zu denken nimmer möchte taugen.

Ja, sie waren harmlos und geduldig,
Ja, sie waren reizend und unschuldig,
Diese Frauenwünsche, Mädchentränme,
Diese zartdurchbrochnen Röckchensäume,
Diese Mieder, üppig wie Gefüste,
Jene für die keuschen Mädchenbrüste,
Diese holdverborgnen Formendecker,
Diese schalkesentsprungnen Männernecker!

Süße Mädchen, ach, ihr schönen Frauen,
Wie vergnüglich ist das anzuschauen!

Wär ich reich wie Salomo, der Sänger,
Krösusreich, ein feiner Rattenfänger
Kauft ich all die Leibeslust zusammen,
Kleidete in rascher Liebe Flammen
Mir die schönsten Mädchen, schönsten Franen,
Daß sie sittsam wären anzuschauen.
Und dann ging ich fröhlich in die Weite,
Lachte, dächt ich an die Miederbreite,
Pfiff ein Liedchen, dächt ich an die Schlanken,
Ja, ich hätte reizende Gedanken!

Wenn die lieben Mädchen nun errröten,
Will ich zärtlich und voll Unschuld flöten,
Wenn die holden Frauen mir verzeihen,
Will ich ihnen dieses Liedchen weihen,
Ja, ich will von dem, was ich im offnen Laden
Auf der Straße sah, kein Sterbenswort verraten.

## Quellnymphe.

An der Quelle saß ich auf dem Steine
In der Schattentiefe dunkler Tannen,
Wo das Wässerlein mit kühlem Plätschern
Ans der Felsenkammer niederschlüpfte.
Rings die Felsenwände troffen heimlich
Schwarz und feucht vom Rinnsal in den Spalten
Des Gesteins, das nasse Kühlung hauchte.
Und ich sagte: Nymphe, Wassernymphe,
Holde Nymphe dieser klaren Quelle,
In der Schattenkühle denk ich Deiner,
Wenn die Sonne brütet auf den Wipfeln.
Ganz vereinsamt bin ich auf der Erden,
Und ich möchte nur mit Nebelgeistern,
Nur mit Wald- und Quellennymphen leben,
Um das Menschenleben zu vergessen.
Komme, traute Nymphe, trautes Mädchen,
Und ich will mein Haupt an Deinen Busen
Träumend lehnen, Deinen weißen Busen,
Und auf Deine holden Knice blicken,
Wenn sie lieblich schimmern in der Sonne,
Die die Blätterschatten auf Dich nieder
Hüllend lässet als Gewandung fallen.
Also sprach ich laut und fast erschrocken
Ob der eignen Kühnheit in der Stille.
Aber traulich schon und lieblich lächelnd
Saß ein Mädchen neben mir am Steine,
Schön gestaltet wie die nackte Gottheit,
Und es troffen ihre Haare köstlich
Feuchtgeringelt auf den reinen Nacken.
War sie aus der Quelle aufgestiegen?!
War sie aus dem Felsen vorgetreten?!
Sicher lächelnd sah sie von der Seite
Halb die holden Augen vorgesenket
Und befriedigt auf den Nachbar Ingend.
Leise lehnt ich mich an ihre Schulter,
An den weichen, kühlen Nymphenbusen,
Schante träumend auf die Mädchenknice
Wunschlos und beseligt vor mich nieder.
Da begann die Nymphe sanft zu plaudern
Mit der Quelle um die Wette schwatzend,
Lieblichen Gerede hört ich traulich
Und melodisch vor mir weitertönen,
Schalkhaft hört ich auch ein leis Gelächter,
Wenn sie schien der Menschenfraun zu spotten,
Aber traulich floß die Rede weiter
Mit dem Quellgeplätscher in den Kieseln.
Fremd war mir die Sprache, was sie sagte
Blieb mir fremd, ich ahnte's nur von ferne,
Aber unverdrossen fort erzählte
Tausend Dinge mir das feine Mädchen;
Und ich wußte kaum zu unterscheiden
Was die Quelle sprach und was die Nymphe
Mir in fremder Sprache melden wollte.
So am weichen, trauten Nymphenbusen
Eingelullt vom Plaudern und Erzählen
Bin ich heimlich vor mir selbst entschlummert. —
Als ich dann erwachte, da der Abend
Müde in die Felsenschatten schante,
Fand ich mich am Felsen mit der Stirne
Angelehnt. Und stille, bange Liebe
Zu dem harten Stein seitdem, sie lockt mich
Oft mit Sehnsucht in die Waldesstille,
Mich am Felsenbusen auszuruhen,
Mich am kühlen Felsen anzulehnen.

## Eine Freundin Puschkins.

Seltsam genug sind manchmal die Umstände, durch welche bedeutende poetische Werke entstehen. Ein hingeworfener Gedanke veranlaßt oft ein herrliches Gedicht und eine einfache Erzählung wird im Munde des Dichters zum Meisterwerke. Bekannt ist die Entstehung von Bürgers „Lenore". Der Gesang eines Mädchens gab ihm den Gedanken ein zu dieser „Königin unter den Balladen". Auch der größte Dichter Rußlands Puschkin, hat den Stoff mehrerer seiner Gedichte den Erzählungen einer Person entlehnt, der er sein ganzes Leben hindurch eine treue Anhänglichkeit bewahrte — und dies war seine Wärterin, „sein alterssch waches, liebes Täubchen, die Freundin seiner traurigen Jugend", wie er sie selbst in dankbarer Erinnerung nannte.

Oft saßen sie beisammen in dem hölzernen Landhäuschen im traulich durchwärmten Raume. Da draußen pfiff und heulte der Wind, mit Schnee die Fenster bedeckend; dort drinnen aber im Stübchen liegt, den Kopf mit den Händen stützend, auf der Bank am Ofen ein kleiner, schwarzgelockter sechsjähriger Knabe, der aufmerksam den Erzählungen einer alten Frau zuhört. Eine große Brille sitzt ihr auf der Nase und, einen Strumpf strickend, erzählt sie dem Kinde das Märchen von dem Fischer und dem Fischchen.

Aus dem Knaben ward ein großer Dichter, der Stolz seines Vaterlandes, dessen Namen auch in der Fremde mit Achtung genannt wird — der vielberühmte Pusehkin.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: „Wäre Puschkin solch ein Dichter geworden, hätte ihm das Schicksal jene Frau entzogen?" Wir glauben darauf antworten zu müssen: „Ja, doch dazu hätte er sich erst viel später entwickelt als es thatsächlich der Fall war."

Wenn Reinholdt in seiner „Geschichte der rus-

Digitized by Google

sischen Litteratur" (welches Werk wir warm empfehlen) sagt: „Ein Umstand (aber) rettete unsern Dichter, der bis zu seinem achten Jahre sich nur langsam entwickelte, dick, schwerfällig und stumpf von Begriff war: der Verkehr mit seiner Wärterin;" so halten wir dies für etwas zu weit gegangen; denn das wahre Genie bricht sich immer Bahn, oder geht zeitig zu Grunde. Ein genialer Mensch kämpft mit dem Schicksal einen Kampf auf Tod und Leben; nicht um das bloße Sein, nein, um dasjenige Leben, das er Leben nennt. Gegen Mangel hatte aber Puschkins Familie nicht zu kämpfen, und geistige Nahrung genug bot dem Knaben die französische Bücherei seines Vaters.

Und doch verdanken wir jener Wärterin, Irina Rodionowna viel, ja sehr viel — die Frische seiner Poesie. Durch ihre Märchen und Sagen hat sie die Phantasie des Kindes angeregt, hat in ihm Saiten berührt, die noch lange später nachklangen. Und dies sah Puschkin selber ein. Sogar als Erwachsener*) hörte er so gerne an langen Winterabenden der geliebten Freundin zu, die unerschöpflich war an Erzählungen und Volksliedern. Einige der schönsten unter ihnen hat er uns aufbewahrt, z. B. in dem Gedichte „Von dem Fischer und dem Fischchen", „Von dem wunderbaren Eichhörnchen" und in dem düsteren Gemälde „Der Ertrunkene".

So schlang sich ein Band zwischen dem geistvollen Manne und der einfachen Bäuerin, das nur der Tod zerreißen sollte. 1828 erfolgte der ihrige; sie hatte ein Alter von 70 Jahren erreicht.

Es sei uns vergönnt, einen Brief mitzuteilen, der so beredtes Zeugnis ablegt für die Liebe der alten Frau zu ihrem ehemaligen Schützling. Er stammt aus dem Jahre 1826.

„Mein geliebter Freund, Alexander Sergejewitsch! Ich erhielt Brief und Geld, welche Sie mir sandten. Für alle ihre Gaben bin ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar — Sie sind mir beständig im Herzen und im Sinne, und nur wenn ich schlafe, vergesse ich Ihrer. Komme zu uns nach Michailowskoje **), mein Engel, alle Pferde werde ich Dir auf den Weg schicken. Ich werde Sie erwarten und Gott bitten, daß er uns ein Wiedersehn verleihe. Lebe wohl, mein Freund, Alexander Sergejewitsch. Für ihre Gesundheit habe ich die Mitte aus einer Proßfora (просфора) herausgenommen und eine Fürbitte für Sie in der Kirche machen lassen und verrichte ein Gebet. — Lebe, lieber Freund, so glücklich, daß Du Dir selbst gefallen mögest. Ich bin, Gott sei Dank, gesund, küsse Ihre Hand und bleibe Ihre Sie sehr liebende Wärterin

Irina Rodionowna.

*) Damals war er auf sein eigenes Gut verbannt.

**) Dieses Gut, im Gouvernement Pskow gelegen, gehörte Puschkin.

***) Anmerk: Proßfora, ein Gebäck, beim Abendmahle in der russischen Kirche verabreicht. Ist Jemand krank (auch beim Namenstage), so nimmt man die Mitte aus einer Proßfora; läßt diese vom russischen Geistlichen (dem Popen) einweihen und giebt täglich dem Kranken nüchtern ein wenig von diesem Gebäck, wovon er gesund werden soll.

C. Arps.

## The Quick and the Dead.

By Miss Amélie Rives.

Philadelphia: Lippincott's monthly Magazine. — London: Messrs. Routledge. I. vol. 1888.

Wenn das Aufsehen, welches ein Werk bei seinem Erscheinen erregt, als Maßstab der Vortrefflichkeit zu betrachten wäre, so müßte „The Quick and the Dead" — „Le Vif et le Mort" — „Der Lebendige und der Tote" zum Besten gehören, was neuerdings geschrieben wurde. In Amerika, der Geburtsstätte des kleinen Virginiencshen Romans, bildet derselbe das große Tagesereignis, und begeistertes Lob wie scharfer Tadel werden nicht müde, das Feuer der öffentlichen Aufmerksamkeit mit gesprochenem und geschriebenem Worte zu schüren. Während das Erstere die Eigenart des Gedankens, die Glut der Darstellung, das Anpassende des Stils in den Himmel erhebt, sucht der letztere das Schriftstück mit dem Schlagwort in den Staub zu ziehen, daß es der französischen Schule angehöre, was so viel heißen will, als daß es die lockere Sitte vertrete, und Stimmen des Erstaunens werden u. a. darüber laut, daß eine junge Dame aus sehr guter Familie, eine den besten amerikanischen Kreisen angehörende Miß, sich die Kühnheit gestatten konnte, das Gebiet psychophysischer Liebeserscheinungen zu betreten und in einer einheimischen Monatsschrift mit verblüffender Anschaulichkeit Lebensvorgänge in die Öffentlichkeit zu bringen, welchen wohl der Vorzug des Außergewöhnlichen und daher Packenden beiwohne, deren Schilderung jedoch höchstens von der Feder einer weniger eingehegten Gesellschaftsklasse zu erwarten gewesen wäre. Zu einiger Entschuldigung beeilen sich die Stimmen hinzuzusetzen, daß Miß Rives dem Süden angehöre, dessen Boden bereits schriftstellerische Vorbilder dieser Richtung entsprossen und daß sie, von kreolischen Sittenanschauungen sowie französischen Überlieferungen beeinflußt, anders zu beurtheilen sei, wie gemeiniglich die Töchter des puritanischen Neu-England; und werden wir zu besserem Verständnis belehrt, daß der Großvater der Verfasserin seiner Zeit bevollmächtigter Minister in Frankreich gewesen, der Vater, Oberst Landon Rives, in Paris geboren und erzogen worden, sie selbst in Virginien das Licht der Welt erblickt und auf einer dortigen Familienbesitzung die Kindheit verlebt habe. Soweit was der Dichterin Persönlichkeit betrifft, welche übrigens für die Hauptsache gar nicht in Betracht zu ziehen ist, da es sich hier nicht darum handelt, wer es war, der schrieb, sondern was und wie es geschrieben wurde. Immerhin mußte das Erscheinen einer litterarischen Neuigkeit, welcher zu Ehren daheim so viel Weihrauch verbrannt und soviel Staub aufgewirbelt wurde, Veranlaßung geben, daß man im Mutterlande Augen aufriß und Ohren spitzte und daß sich mächtig die Begierde regte, das auf den Berühmtheitsschild erhobene Erzeugnis von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dem natürlichen Wunsche hat nun eine Londoner Verlagshandlung zur Erfüllung verholfen, indem sie „The Quick and the Dead" in Buchform zum bescheidenen Preise von Six pense dem Publikum feil giebt. Wie indeß bei Allem, von dem

Digitized by Google

gleich zu Anfang ein ungebürlich Aufheben gemacht, so wurde auch hier die Erwartung getäuscht und hatte dies zur Folge, daß die amerikanische Tadelpartei in englischem Urteil einen Bundesgenossen erhielt. Der Roman, so äußert sich die englische Presse, wäre nichts wie ein Abklatsch, und sogar ein schwacher, von vielen anderen Romanen weiblicher Federn, in denen die Beschreibung der Toilette der Heldin, vom Lockenbau der Frisur bis zum Spinnwebstrumpf und Aschenbrödelschuh (mit Hacken) eine hervorragende Rolle spiele, ein Roman, in welchem noch dazu sehr viel geküßt wird, was entsetzlich zu sagen und ihm keineswegs als Lob anzurechnen sei. Damit aber der deutsche Litteraturfreund sich eine selbständige Ansicht bilden könne, lassen wir den Inhalt in kurzen Zügen hier eine Stelle finden.

Barbara Pomfret, eine üppige, rotblonde, temperamentvolle, junge Schönheit, ist seit zwei Jahren die Wittwe des Valentin Pomfret (Kosename: Val), mit dem sie in kurzer, überaus liebesseliger Ehe verbunden gewesen. Sie trägt noch Trauer (Krepp und Jet), findet in ihrem Gram das einzige ihr gebliebene Glück und da sie nicht vergessen will, begiebt sie sich aufs Land zu einer alten Tante, bei welcher sie die Kindheit und später mit dem jungen Gatten die Flitterwochen verbracht hat und wo Alles sie an den Verlorenen erinnert; Alles — vom großen Schlafgemach mit dem geräumigen Bette bis zu dem kleinen Aschenbecher, auf dem noch die halbgerauchte Cigarre liegt, welche Vals Lippen vor drei Jahren berührt und vor welcher sie, von Empfindungen bewältigt, niederkniet, um sie andachtsvoll zu küssen! Diese kleine Handlung kennzeichnet genugsam den Gemütszustand der Vereinsamten, welche leicht Sinnestäuschungen unterworfen ist, die für ihre gesunden fünf Sinne besorgt machen und ist der Vorläufer vieler anderer Gebräuchlichkeiten im Kultus des Schmerzes; die Dinge nehmen denn auch einen ziemlich gleichmäßigen Verlauf, bis ein Vetter des Verstorbenen, John Dering (Kosename: Jock) auf dem Schauplatz erscheint. Dieser Jock ist der wahre Doppelgänger Vals, er gleicht ihm in Gestalt, Gesichtszügen, Stimme, Bewegungen, Redeweise wie ein Zwillingsbruder dem andern, auch in der leidenschaftlichen Liebe, welche er bald für die verführerische Trauernde empfindet. Die Einsamkeit des Landlebens, wie der ungehemmte häusliche Verkehr (Barbara, der Hitze wegen, in durchsichtigen! Hausgewändern) begünstigen auch bei der jungen Frau ein neues Erwachen zärtlicher Regungen, sie wird sich dessen aber erst bewußt, als es sich fügt, daß ihr von Jock ein Kuß geraubt wird. Nun beginnt der Kampf. Um dem Toten nicht untreu zu werden, zeigt sie sich grausam gegen den Lebenden, dem zu Lieb' sie eigentlich gern untreu werden möchte, abwechselnd stößt sie ihn zurück und lockt sie ihn an; thut, je nachdem, bald dem Einen bald dem Andern Abbitte, als echte Frau immer nicht recht wissend — oder sich nicht eingestehend — was sie will, noch was sie soll. Aufs Ungefähr schlägt sie die Bibel auf, um sich Rat zu erholen und erholt sie sich Rat bei dem jungen, gleichfalls verwittweten Ortsgeistlichen. Dieser ist kein Freund zweiter Ehen, und für den Augenblick von seiner Ansicht beeinflußt, stellt sie dem armen Jock abermals den Stuhl vor die Thür. Es geschieht im vorliegenden Falle brieflich während des jungen Mannes kurzer Abwesenheit, dann aber kommt die Nachricht von einem Reiseunfall, welcher einen Mr. Dering betroffen und facht die mühsam erstickte Glut zu neuer Lohe an. Barbara besinnt sich entschieden eines Anderen, legt helle Kleidung an (diesmal blaßlila mit offenen Ärmeln), verbrennt ihr Hochzeitskleid, die Briefe Vals, sogar sein Bildnis und telegraphiert! wie ihrs ums Herz ist. Nun war aber jener Unfall betroffene Dering nur ein Vetter des rechten Dering, Jock, weshalb der Letztere mit heiler Haut in die geöffneten Arme Barbaras zurückfliegt, woselbst ihm in der unzweideutigsten Weise zu erkennen gegeben wird, daß seine Bewerbung ferner auf kein Hindernis zu stoßen haben würde.

Doch lobe Niemand den Tag vor dem Abend. Bei einem Spazierritte vom Unwetter überrascht, flüchtet sich das Paar in eine Kirche, welche unglücklicherweise dieselbe ist, in der Barbara mit Val getraut worden; und da der Regen nicht nachlassen zu wollen scheint, wird beschlossen, daß Jock sich auf die Suche nach einem Gefährt begeben solle. Während dies geschieht, wird Barbara von Sinnestäuschungen heimgesucht, welche ihr das Vorhaben, dem Toten unabänderlich die Treue zu brechen, in grellstem Lichte zeigen; wieder schlägt sie das Gewissen, wird sie von dem aufdringlichen Mahner bis zur Zerknirrschung und Selbstverachtung gepeinigt, aber auch zur Umkehr aufgestachelt; und als, nachdem sie einbildlich das ganze Grausen einer gespenstigen Kirchenszene durchgelebt, sie endlich mit Jock im Trocknen, verabschiedet sie ihn zum jetzt unwiderruflich allerletzten Mal, welche Unwiderruflichkeit sie dadurch bekräftigt, daß sie sich von Jock zum Abschied küssen läßt, ohne ihn wieder zu küssen, und daß sie den bereits abgelegt gewesenen Trauring des ersten Gatten — das einzige Andenkensstück, das sie zufällig nicht mit den anderen auch zerstört hat — von Neuem an den Finger steckt.

Dies ist der hauptsächliche Inhalt und wenn wir noch bemerken, daß derselbe mit großer Lebhaftigkeit des Ausdrucks wiedergegeben und mit viel realistischer Kleinmalerei ausgeschmückt ist, so weiß der Leser schon, was von der Dichtung zu halten. Der Grundgedanke gehört der Verfasserin und besitzt dadurch Daseinsrecht; die Art der Handhabung ist allerdings nicht Jedermanns und ist insofern kein guter Geschmack, als unseres Erachtens die Idee sich auch einer edleren, als der Aufregungsform gefügt haben würde. Allein die Liebhaber der letzteren werden so leicht nicht alle und der Büchermarkt bedarf auch solcher Ware, wenn er Kauflustige nicht mit leeren Händen abziehen lassen und damit seine Kundschaft gefährden will. Im Allgemeinen macht uns die Erzählung den Eindruck einer mißratenen Bildsäule — die Figur, an sich klein, steht — durch Schuld der überseeischen Kritik — auf zu hohem Sockel; — den Eindruck eines Meteors, welcher, im Aufleuchten schwache Augen blendend, bestimmt ist, rasch zu verlöschen im Toten Meere der Vergessenheit.

Baden-Baden. A. v. Krajewska.

Digitized by Google

## Der code civil und das Theater.

Mehr und mehr scheint es in Übung kommen zu wollen, daß die Rechtsgelehrten die Schöpfungen der Dichter, in welchen Stoffe rechtlichen Inhaltes behandelt wurden, zum Gegenstand einer strengen Prüfung machen, um festzustellen, ob der Verfasser sich auch mit der Rechtswissenschaft und dem Gesetze nicht in Widerspruch setzt. Man hat bei uns Shakspeare vor den Richterstuhl der Rechtsgelahrtheit geladen und ihn in einem förmlichen Verfahren auf seine rechtlichen Kenntnisse geprüft, wobei sich die merkwürdige Thatsache herausstellte, daß der süße Speerschüttler von Stradford am Avon, der doch vermutlich weder Institutionen noch Pandekten kannte, es an Verständnis und richtiger Beurteilung der rechtlichen Verhältnisse immer noch mit einem ganzen Schock der Durchschnittsjuristen Deutschlands hätte aufnehmen können. Altmeister Goethe, der bekanntlich auf die Juristen nicht eben sonderlich zu sprechen war, mußte sich ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode einer juristischen Behandlung unterziehen, die sich auf Herz und Nieren erstreckte und der gelehrte Arzt schien der Ansicht zu sein, daß der große Frankfurter Heide eigentlich das Zeug zu einem tüchtigen Juristen im alten Reiche und der freien Mainstadt gehabt hätte. Nicht viel besser als dem Britten und dem Deutschen ist es dem Franzosen Molière ergangen, dessen Rechtskunde schon vor Jahren zum Gegenstande einer ebenso gelehrten wie ernsten Abhandlung gemacht wurde. Nun ist es aber einem französischen Rechtsgelehrten sogar eingefallen, das Messer juristischer Kritik an die Bühnenwerke von Alexander Dumas Sohn zu legen und in einem ziemlich dicken Buche zu zeigen, daß der Dichter, welcher seit Jahren von dem wirksamsten Orte in der Welt, von der Bühne aus, bald diese, bald jene Gesetzesbestimmung angreift, bald diese oder jene staatliche oder gesellschaftliche Einrichtung zum Gegenstand seines wuchtigen Ansturmes macht, von dem Gesetze im Grunde genommen gar nichts versteht, daß ihm der Beruf und die Fähigkeit, über das geltende Recht zu urteilen, vollkommen abgeht"*). Die juristische Selbstüberhebung, welche sich anmaßt, de omnibus rebus et quibusdam aliis zu reden, die dünkelhafte Überschätzung des eigenen Wissens, die da glaubt, auch die Erzeugnisse der schönen Litteratur nur unter dem Gesichtspunkte der Schuljurisprudenz beurteilen zu dürfen, kommt in dem Buche des Herrn Moreau, der seiner eigenen Angabe zufolge erst zwölf Jahre dem Dienste der Göttin mit dem Schwerte und der Wage gewidmet hat, zum deutlichen Ausdruck und der fachmäßige Ton des gelehrten Herrn, dessen Gelehrsamkeit übrigens doch manches zu wünschen übrig läßt, hat uns unwillkürlich an gewisse Arbeiten deutscher Zunftgelehrten erinnert. Herr Moreau beschäftigt sich zunächst mit den rechtlichen Ausdrücken und den Anspielungen auf rechtliche Verhältnisse, die bekanntlich in den Zwiegesprächen der bei Dumas auftretenden Personen zahlreich genug vorkommen. Mit besonderer Ausführlichkeit hat er aber die in den Dumasschen Stücken vorkommenden Rechtsgelehrten behandelt. Die Ausführungen, welche sich hierauf beziehen, sind sehr hübsch und unterhaltend und liefern den Beweis, daß der Verfasser, wenn er den Zopf des Schuljuristen abstreift, auch recht geistvoll und witzig zu schreiben versteht. Wir erfahren da, daß die Notare bei Dumas sehr gut wegkommen. Der Dichter sieht in ihnen stets Ehrenmänner, welche des höchsten Ansehens und Vertrauens würdig sind; weniger gut ist er auf die Advokaten und Anwälte zu sprechen. Der Schwerpunkt der Auslassungen des Herrn Moreau liegt aber nicht sowohl in den Rechtsirrtümern, welche Dumas auf dem Gewissen hat, als in der Bestreitung des Rechtes des Dichters, juristische Fragen überhaupt zum Gegenstand einer dramatischen Behandlung zu machen. Dem Dichter steht nach Moreau eine Befugnis hierzu nicht zu, er soll sich auf die Zeichnung und Erklärung der menschlichen Charaktere, auf die Darstellung der Leidenschaften beschränken, aber sich keiner Machtüberschreitung in das Gebiet der Gesetzgebung und Gesetzgebungspolitik schuldig machen, sondern die Behandlung aller dahingehörigen Fragen dem Manne überlassen, welcher durch seinen Beruf und seine berufsmäßige Vorbildung dazu geeignet ist, also dem Fachjuristen. In dieser Anschauung liegt der Grund, weshalb Herr Moreau sich veranlaßt gesehen hat, auf dreihundert Druckseiten seinen Herzenserguß über das bürgerliche Gesetzbuch und die gegenwärtige Bühne der Mit- und Nachwelt mitzuteilen; es ist der Ärger des Zunftgelehrten, daß ein außerhalb der Zunft stehender Mann, der nicht einmal zunftmäßiges Wissen besitzt, es wagt, die Verwerflichkeit einer Vorschrift des geltenden Rechtes darzuthun, es ist der Zorn des Zopfjuristen, welcher das Recht auf ewig zu dem Eigentum einer kleinen Schar wachen möchte, darüber, daß ein Nichtjurist die Kühnheit besitzt, im Tempel Thaliens über die Untauglichkeit gewisser Rechtssätze zu sprechen. Trotz dieses Unwillens des Herrn Moreau wird aber die Dichtkunst kaum darauf verzichten, Verhältnisse des Rechtslebens auf der Bühne darzustellen und nur der blinde Unverstand, nur die überkluge Selbstvergötterung wird die großen Erfolge zu leugnen vermögen, welche im praktischen Leben hierdurch erreicht wurden.

Jahrelang haben die französischen Bühnen die Worte flammender Begeisterung erfüllt, mit welchen Alexander Dumas das Verbot der Ehescheidung angriff, jahrelang wußte er den Bühnenbesuchern die ungesunden und unsittlichen Folgen in packenden Bildern vorzuhalten, welche dasselbe mit sich brachte, nicht müde wurde er, die öffentliche Meinung für seine Ansicht zu bearbeiten, und siehe da, der Erfolg fehlte nicht. Die anfangs so widerwillige und abgeneigte öffentliche Meinung erklärte sich für besiegt und überwunden, sie machte sich zum Kampfgenossen des Dichters, sie verlangte mit Entschiedenheit von dem Gesetzgeber, daß er jenes Verbot beseitige und der Gesetzgeber kam diesem Verlangen nach. Wir halten es für ausgemacht, daß auf den

*) Felix Moreau, Le code civil et le Théâtre contemporain (Paris, Larsose et Forcel).

Digitized by Google

Erlaß des Ehescheidungsgesetzes in ganz Frankreich Niemand einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als Dumas, und Herr Moreau hätte getrost zehn oder zwanzig dickleibige Bücher über den gleichen Gegenstand schreiben können, ohne dadurch auch nur den tausendsten Teil der Wirkungen zu erzielen, welche durch die Dumasschen Stücke erreicht wurden.

Ebenso wie gegen das Verbot der Ehescheidung kämpft Dumas seit langer Zeit gegen das Verbot der Vaterschaftsklage, gegen den berüchtigten Artikel 340 des code civil, la recherche de la paternité est interdite. Wer hätte die Härte und Unmenschlichkeit dieses abscheulichen Rechtssatzes treffender geschildert, als er auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, wer in Frankreich die Unzufriedenheit mit dieser Barbarei des Gesetzbuches des Soldatenkaisers in höherem Grade zu erregen verstanden, wie er, wer dürfte ein größeres Verdienst dafür in Anspruch nehmen, daß die Gesetzgebung Frankreichs bereits mit Anträgen auf Beseitigung dieses Satzes befaßt wurde, die über kurz oder lang zu einem vollen Erfolg führen werden, als er? Wenn die öffentliche Meinung bezüglich dieser Frage und zwar nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland sich im Vergleiche zu früher geändert, und zwar in erfreulicher Weise geändert hat, so wird jeder unbefangene Beurteiler zur Erklärung dieser Erscheinung auf die Bühnendichtungen von Alexander Dumas verweisen, dessen Befugnis zum Mitsprechen über rechtliche Angelegenheiten doch wohl eine höhere sein muß, als Herr Moreau glaubt, denn andernfalls hätte sich die Begründung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich schwerlich auf seine Ansicht bezogen.

Ungeachtet des Zornes des Herrn Moreau und der ihm wohlverwandten Geister wird die dramatische Dichtkunst sich nach wie vor die Freiheit nicht rauben lassen, ihren Stoff, wenn sie es für angemessen erachtet, auch dem Rechtsleben zu entnehmen und der von dem Zunft- und Zopfgeiste freie Jurist wird sich nur darüber freuen können, vorausgesetzt, daß die Behandlung nicht von einer solchen Unwissenheit Zeugnis ablegt wie sie in Deutschland auch bei Stücken von anerkannten Verfassern nicht selten anzutreffen ist, denn so mancher Fortschritt im Rechtsleben bildet vielleicht noch einen frommen Wunsch, wenn nicht auf der Bühne wieder und wieder auf die Unhaltbarkeit der vormaligen Zustände aufmerksam gemacht worden wäre. Herr Moreau hat schwerlich jemals etwas von einem gewissen Goethe und einem Ausspruche dieses Mannes gehört, in dem er den Dichtern den Rat gab, bei der Auswahl ihres Stoffes nur in das volle Leben hineinzugreifen, sonst hätte er sich vielleicht gehütet, dem Musenliebling die Verwertung eines dem Rechtsleben entlehnten Gegenstandes unter Acht und Aberacht zu verbieten.

Mainz. Ludwig Fuld.

## Litterarische Neuigkeiten.

Von Friedrich Vischers **„Lyrischen Gängen"** ist eine zweite, vermehrte Auflage erschienen, in der wir einige echte Perlen der Kunst auch unter den neu hinzugekommenen Stücken finden, wie z. B. „Gedenkfeier" und manche andere wertvolle Sachen, welche den letzten Lebensjahren des schwäbischen Dichters entstammen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit eine neue Auflage dieser Dichtungen nötig ward.

Die nordische Litteratur über das jetzige Griechenland ist durch ein schwedisches Werk von Julius Ceuterwall, betitelt **„Från Hellas och Levanten"** (Stockholm, A. Bonnier), bereichert worden, das sich zwar nur als eine Reisebeschreibung giebt, aber doch auf so genauen und vielseitigen Beobachtungen beruht, daß es den besten Schriften beigezählt zu werden verdient, welche in der letzten Zeit über Neu-Hellas erschienen sind. Der Verfasser hat sich archäologischer Studien halber im Laude aufgehalten und daher Gelegenheit gehabt, die Sitten und Einrichtungen, sowie den Charakter des Volkes gründlicher kennen zu lernen, als dies beim flüchtigen Besuche des Lustreisenden möglich ist. Wie es unter diesen Umständen nicht anders zu erwarten, ist auch J. Centerwall ein gerechter Beurteiler, daher Schätzer des griechischen Volkes wie Engel, Fiach, Müller. Auch von ihm wird geltend gemacht, daß die Griechen keineswegs ein Volk von Räubern, Dieben und Schurken seien, wie sie häufig selbst von ernsten Reisenden bezeichnet werden, welche das ganze Volk eben nur nach den Knischern, Hotelbediensteten, Fremdenführern u. dgl. beurteilen, mit denen sie fast ausschließlich in Berührung kommen. Eine Zierde des vornehmen, trefflich geschriebenen Buches von Ceuterwall sind die dreiundsechzig teilweise nach Photographien hergestellten Abbildungen, sowie die vorzüglichen acht Karten.

**Engl. Neuigkeiten vom Büchermarkt.** Bei Macmillan werden zwei neue Bände von Briefen Carlyles von Prof. Norton herausgegeben. Dieselben entstammen der Zeit zwischen seiner Verheiratung und der Veröffentlichung des Buches über die französische Revolution, mit dem er seinen Ruf begründete. — In demselben Verlage soll ein neuer Roman von Mrs. Oliphant unter dem Titel: „Neighbours on the Green" erscheinen. — Daselbst wird auch ein neuer Band Gedichte des bekannten Lyrikers Arthur Symons erwartet, welcher sich „Days and Nights" nennt. — Von dem kürzlich auch in einer deutschen Übersetzung, die freilich an Glätte manches zu wünschen übrig läßt, erschienenen Roman von Philips: „As in a Looking Glass", der in den meist fanlen Wassern der englischen Romanlitteratur wie ein grünes Eiland auftaucht, wird bei Ward & Dowucy eine von du Maurier illustrierte Ausstattungs-Ausgabe vorbereitet. Die von A. C. Wanderer unternommene Verdeutschung ist in der bekannten Engelhornschen Romanbibliothek erschienen. — Das jüngste Werk des auf dem Gebiete der Naturwissenschaften rühmlichst bekannten Gelehrten Francis Galton über die „Natürliche Vererbung" (Natural Inheritance) wird alle die in den letzten Jahren gefundenen Ergebnisse der Forschung und der auf der Darwinschen Theorie sich aufbauenden Naturphilosophie in übersichtlicher und gemeinverständlicher Darstellung zusammenzufassen (London, Macmillan & Co.). — In der bekannten Reihe „Nation Series" hat der Verleger T. Fisher Unwin einen neuen Band veröffentlicht: „Phoenicia" von Prof. G. Rawlinson. — Von dem großen „Dictionary of National Biography", herausgegeben von Leslie Stephen, liegt jetzt der XVII. Bd. vor, welcher von Eduard dem Älteren bis William Erskine, den Freund Walter Scotts, reicht. — Bei Routledge & Sons werden Übersetzungen von zwei französischen Büchern vorbereitet: Guy de Maupassants „Sur l'Eau" und Alphonse Daudets „Souvenirs d'un homme de lettres". — Auf eine merkwürdige Idee ist Miss Braddon, die unerschöpfliche Verfasserin vieler Romane, deren Mehrzahl auch ins Deutsche übertragen wurde, gekommen; sie läßt nämlich bei Simpkin, Marshall & Co. eine autographische Ausgabe ihrer Werke erscheinen: „Lady Audley's Secret", „Like and Unlike" und „The Fatal Three" liegen bereits in dieser Ausstattung vor. — Ein sehr beachtenswertes Werk über Amerikanismen hat

Digitized by Google

John S. Farmer soeben zum Druck gebracht. Dasselbe übertrifft die bekannten Wörterbücher von Barskett und De Vere, die sich mit dem gleichen Stoffe befassen, an Genauigkeit und Vollständigkeit (Thos. Poulter & Sons). — Von einem eigentümlichen Interesse dürfte für uns Deutsche ein Aufsatz im Februarheft der Contemporary Review sein, der sich „The Bismarck Dynasty" betitelt: der Essay ist zwar meisterhaft und anscheinend mit viel Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse geschrieben, ist aber voll der giftigsten Schmähungen gegen Deutschland und seine leitende Regierung. Das Anfsehen, welches die Schrift in Englands gebildeten Kreisen macht, kann füglich als Gradmesser der deutsch-englischen Sympathien gelten, — Eine Geschichte der englischen Litteratur im 18. Jahrhundert (1660 bis 1780) von E. Gosse wird bei Macmillan angekündigt. — Von Henry Morleys großem Grundriß der englischen Litteraturgeschichte: „English Writers: an Attempt towards a History of English Litteratnre" erschien der vierte Band, welcher das 14. Jahrhundert behandelt.

Prof. Dr. Everetts Buch, **„Poetry, Comedy and Duty"** (Hougthon, Mifflin und Comp, Boston 1888), führt einen Titel, der beim ersten Anblick ziemlich angreimte und unvereinbare Gegenstände zusammenzufassen scheint: aber am Schluß seiner geist- und gedankenreichen Erörterungen werden die Inneren und innigen Beziehungen der Dichtung im allgemeinen, und namentlich der komischen Erscheinungsform derselben, zur Ethik in ihren vielfältigen und vortheilhaften Wechselwirkungen nachgewiesen. Zuerst giebt der Verfasser eine Kritik der Einbildungskraft als dichterisches Vermögen; daran schließt sich eine Reihe von Aufsätzen über die Philosophie der Poesie, das Poetische in der Natur, das tragische im Leben und in der Litteratur, die Philosophie des Komischen, die Grundgesetze der Ethik, die neue auf der Entwickelungstheorie beruhende Sittenlehre und zu allerletzt eine kurze und klare Darstellung der sich wechselseitig befruchtenden und befördernden Beziehungen dieser so verschiedenartigen Elemente. Der Humor übt eine nicht nur erheiternde, sondern auch erhebende Wirkung auf die Moral aus und der Sinn für das künstlerisch Schöne trägt angemein viel zur Läuterung und Reinigung des sittlichen Menschen bei.

E. P. E.

**Zur Übersetzungslitteratur.** Eine bemerkenswerte Erscheinung auf diesem Gebiete ist der im Reclamschen Verlage erschienene Roman von Dostojewskij „Schuld und Sühne", übersetzt von Hans Moser. Einer Besprechung in der „Deutschen Presse" entnehmen wir, daß dies derselbe Roman ist, der in der Henckelschen Verdentschung bereits in 2. Auflage erschien. Herr Henckel, dessen gründliche Kenntnis der russischen Sprache hinlänglich bekannt ist, beweist nun, daß die Moersche Übersetzung nicht nur mangelhaft und ungenau, sondern sinnentstellend und unverständlich ist. Wir müssen es uns leider versagen, die zahlreichen Beispiele, welche Herr Henckel für seine Behauptung anführt, wiederzugeben, können jedoch versichern, daß dieselben für Herrn Moser geradezu vernichtend sind. Wie ein Übersetzer es wagen dnrfte, das Publikum mit einer solchen Fälschung zu täuschen, ist unbegreiflich. Was werden die Russen von unserer Gewissenhaftigkeit denken, wenn wir ihre großen Dichter so verunstalten! Wir müssen uns für die Herren Moser und Consorten schämen.

(W.)

Dr. Lahonne unternimmt es in einem Band, der unter dem Titel **„L'Islande et les Iles Feroer"** in der Sammlung illustrierter Reiseschilderungen bei Hachette erscheint, ein vollständiges und genaues Bild der Eiswelt zu entwerfen. Er berichtet uns über zwei Reisen, in deren Verlauf er viel durchwandert, viel gesehen, viel durchforscht und sehr viel photographisch aufgenommen hat; die Beschreibungen, welche er giebt, lesen sich sehr angenehm, sie entbehren nicht eines gewissen lyrischen Hauches, der gewiß angesichts der geschilderten Landschaften und Naturschauspiele nicht ohne Reiz ist. Es ist ein sehr gut geschriebenes und anziehendes Buch.

L. v. H.

**Sapho,** das anbestrittene Hauptwerk Alphonse Daudets, ist nun endlich in einer typographisch vorzüglichen Ausgabe, die würdig ist, den Zeiten zu trotzen, in der bekannten Bibliothèque des chefs d'œuvre du roman contemporsin erschienen, welche vom Verlage des Maison Quantin begründet wurde, eine Sammlung, die bereits die charakteristischsten Romanschöpfungen der Gegenwart vereinigt. Alle litterarisch Gebildeten, welche von Büchern fordern, daß sie sowohl an Gedankeninhalt wie auch an äußerer Form dem Geschmack genügen, können sich heute im Anschauen dieses künstlerisch so vortrefflich ausgestatteten Werkes ergötzen. Es müßte schwierig sein, die zagleich lebhaften wie leidenschaftsvollen und dramatischen Momente dieses herrlichen Romans besser zu interpretieren, als dies Rejchan in seinen sechs ausgezeichneten größeren Bildern gethan hat. In den zehn ebenfalls von ihm entworfenen Zeichnungen führt er mit großem Glück uns die Persönlichkeiten des Romanes vor Augen und erweckt sie durch die vorzügliche Gegenständlichkeit jener Zeichnung uns zum lebendigsten Leben. Die Radierungen von Abot und Dnvivier bleiben nicht hinter den Leistungen des Malers zurück, such sind die zehn Blätter dieser luxuriösen Ausgabe mit meisterhafter Feinheit und Schönheit ausgeführt. Vignetten, Schmuckbuchstaben, Kanchbilder von einer bewundernngswürdigen Zartheit und voll der glücklichsten Wirkung vervollständigen den bildnerischen Schmuck. Wir müssen noch hinzu fügen, daß die Ausgabe in sehr schönem Papier und nur in 1000 Exemplaren hergestellt wurde.

L. v. H.

„Bei einer Frau, die älter ist als ihr Gatte oder Geliebter, bei einer Frau, die mit ihrer Vernunft ebenso stark liebt wie mit ihrem Herzen, kann die Liebe sich so vergeistigen, läutern, ja einen so mütterlichen Ausdruck annehmen, daß in ihr nichts mehr Raum findet, was im mindesten an Regungen des Fleisches erinnert. Das ist die letzte Phase der Liebe, die höchste." Auf diesem Satze hat George Duruy in seinem Roman **Victoire d'âme** (Paris, Librairie Hachette) den Charakter einer Frau aufgebaut, der sich zuerst liebedürstend und eifersuchtsvoll zeigt, aber des Weib durch verschiedene Leidenswege von Stufe zu Stufe zu jener Beherrschung führt, wo sie sich nicht ohne inneres Aufleben, nicht ohne Kämpfe und Erniedrigung bis zum Aufgeben selbst jeder Eifersucht händigt. Der Roman ist mit einer Vorrede eingeleitet, die den Vorzug hat, interessant zu sein, was bei einer Vorrede nicht eben häufig vorkommmt.

L. v. H.

In einem dicken, dreihändigen Werke **„The American Commonwealth"** (Macmillan und Comp., London 1888), hat der als Rechtsgelehrter und Parlamentsmitglied rühmlich bekannte Oxforder Professor, James Bryce, die Ergebnisse seiner langjährigen, sich über das ganze amerikanische Staats- und Kulturleben erstreckenden Beobachtungen und Forschungen niedergelegt. Es ist eine sehr gediegene und verdienstvolle Arbeit und wird mit Recht von der gesamten englischen Presse als die bedeutendste litterarische Erscheinung des soeben verflossenen Jahres begrüßt. Im ersten Bande schildert der Verfasser die Nationalregierung der Vereinigten Staaten, die verschiedenen dabei beteiligten Gewalten und das System, wodurch dieselben im Gleichgewicht erhalten und alle ungehörlichen, die Freiheit gefährdenden Ausschreitungen gegenseitig verhütet werden. Darauf folgt im zweiten Bande eine ausführliche und anschauliche Darstellung der Einzelstaaten in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum Bundesstaat, sowie des politischen Parteiwesens, das die bewegende Kraft erzeugt, welche die weitläufige Staatsmaschinerie in Betrieb setzt. Der dritte Band bringt eine Reihe lehrreicher Aufsätze über die öffentliche Meinnng und deren Ursprung und Einfluß, die städtischen Verfassungen und Verwaltungen, die Gerichte und Rechtspflege, die Mängel und Vorzüge, die Schwäche und Stärke einer Demokratie und die Einwirkung derselben auf die geistige Entwickelung und Schöpferkraft der Nation, die Erziehungsanstalten und Universitäten, das Kirchenwesen und die Geistlichkeit, und die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des amerikanischen Lebens überhaupt. Hr. Prof. Bryce zeichnet sich nicht nur durch Zuverlässigkeit und wahrhaft verblüffender Sachkenntnis, sondern auch durch eine klare und äußerst gefällige Schreibart aus. In Form und In-

Digitized by Google

halt ist das Buch gleich vorzüglich und dürfte als eine ebenso anziehender wie belehrender Lesestoff bestens empfohlen werden.

Ein wichtiges nationalökonomisches Werk, **„Profit Sharing between Employer and Employee: a Study in the Evolution of the Wages System** von dem Herausgeber der „Literary World", Nickolas P. Gilman, wird demnächst bei Houghton, Mifflin and Co., Boston erscheinen. Es ist das erste zusammenfassende amerikanische Werk über Arbeitsteilung in der Industrie; das Buch dürfte zweifellos großes Interesse erregen.

Nach dem „Bollettino delle pubblicazioni italiane" sind in Italien im Jahre 1888 an neuen periodischen Erscheinungen 359 herausgekommen. Unter diesen nehmen nattürlich die politischen Zeitungen mit 247 den breitesten Raum ein; 48 entfallen auf landwirtschaftliche, Industrie- und Handelsblätter, denen sich die belletristischen Zeitschriften mit 27 Nummern anschließen.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

### Geschichte, Biographie.

**Jessopp**, Rev. Aug. The Coming of the Friars. An other Historic Essays. London, T. Fisher Unwin. Brosch. sh. 7 6.

**Kraushar**, A. Czary na dworze batorego. Kraków, G. Gebethner i Spółka.

**Lang**, Wilh. Von und aus Schwaben. 5. Heft. Stattgart, W. Kohlhammer. Brosch. M. 1,5.

**Lesseps**, Ferd. v. Vierzig Jahre Erinnerungen. 2 Bde. Leipzig, Allg. Verein f. Dent Litt Brosch, M. 12.

**Möller**, R. Der Serbisch-Bulgarische Krieg 1885. Hannover, Helwing. Brosch. M. 6.

**Rawlinson**, Prof. George. Phoenicia. The Story of the Nations. London, T. Fisher Unwin. Geb. sh. 5.

**Schlossberger**, Dr. Ang. von. Politische und Militärische Korrespondens König Friedrichs von Würtemberg und Kaiser Napoleon 1. Stuttgart, W. Kohlhammer. Brosch. M. 10.

### Geographie, Reisen.

**Centerwall**, Julius. Från Hellas och Levanten. Med 63 illustrationer. Stockholm, Albert Bonnier. Brosch. Kr. 7.

**F. v. W.** Kartenskizze und Zeittafel der alten Welt. Wien, Artaria & Co. Brosch. M. 3.

**Oman**, Prof. J. Campbell. Indian Life, Religious and Social. London, T. Fisher Unwin. Geb. sh. 6.

**Paul**, Ewald. Das russische Asien und seine wirtschaftliche Bedeutung. Dent. Zeit- u. Streitfrage. N. F. 40. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 1.

### Philosophie.

**Druskowitz**, Dr. H. Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. Heidelberg, G. Weiß. Brosch. M. 1.

**Nietzsche**, Friedr. Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert. Leipzig, C. G. Naumann. Brosch. M. 2,25.

**Prel**, Dr, Karl du. Immannel Kants Vorlesungen über Psychologie. Leipzig, E. Günther. Brosch. M. 3.

**Spinoza**, B. Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes. Übers. von J. Stern. Univ.-Bibl. 2487. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Steinitzer**, Dr. R. Die menschlichen und tierischen Gemütsbewegnagen als Gegenstand der Wissenschaft. München, Th. Riedel. 1889. Brosch. M. 5.

### Lieferungswerke.

**Bernardi**, M. Cavour. Virchow u. Holtsendorffsche Sammlung N. F. 63. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 1.

**Bing**, S. Japanischer Formenschatz. Nr, 1—6. Leipzig, E. A. Seemann. Brosch. je M. 2.

**Blumenthal**, H. Universal-Nachschlagebuch des ganzen buchhändlerischen Wissens. 2. Lfrg. Iglau, Selbstverlag.

**Denkmäler der klassischen Altertümer**, Lfrg. 67 68. (Schluß). München, R. Oldenbourg. Brosch. je M. 1.

**Deutsche National-Litteratur.** Hrg. v. J. Kürschner. Lfrg. 462—471. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. je M. 0,5.

**Die Frau im gemeinnützigen Leben.** Hrg. v. Amélie Sohr und Marie Loeper. Hausselle. II.—IV. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer in Komm.

**Für Jung und Alt.** Ein Buch fürs deutsche Haus. 1. Jahrg., 7.—11. Heft. Stuttgart, E. Hänselmann. Brosch. je M. 0,5.

**Müller**, Ad. & Karl. Tiere der Heimat. 2. Aufl. Lfrg. 3. Kassel, Theodor Fischer. Brosch. M. 0,8.

**Nordisk Konversations-Lexikon.** Heft 66 67. Kopenhagen. Brosch. je 50 Ör.

**Pierers Konversations-Lexikon.** 7. Aufl. Herausg. v. J. Kürschner. Heft 31—37. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. je M. 0,35.

**Stengel**, Andreas. Die Anfänge der Sprache. Samlg. gem. wissenschaftl. Vort. N. F. 61. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 0,6.

**Wlislocki**, Dr. H. von. Sitte und Branch der Siebenbürger Sachsen. Virchow u. Holtzendorffsche Sammlung Nr. 63 Hamburg. J. F. Richter, Brosch. M. 0,8.

### Tageslitteratur.

**Brons**, B. Über die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter an den höheren Schulen. Holtzendorff, Zeit- und Streitfragen. N. F. 45. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 1,2.

**Das Kriegstheater an der Weichsel** und seine Bedeutung. Mit einer Karte. Dargestellt von N. Hannover, Helwing. 1888. Brosch. M. 2.

**Gedanken** über Österreich-Ungarns militärpolitische Lage. Eine Studie von K. L. Hannover, Helwing 1888. Brosch. M. 1,2.

**Hammer**, E. Nullmeridian und Weltzeit. Holtzendorff, Zeit- u. Streitfragen. N. F. 43 44. Hamburg. J. F. Richter. Brosch. M. 1,6.

**Konstantinopel**, die dritte Hauptstadt Rußlands? Eine politisch-militärische Studie von X, ... Hannover, Helwing. Brosch. M. 1,6

**Pfaer**, Landgerichtsr. Recht und Willkür im Deutschen Strafproseß. Dent. Zeit- und Streitfragen. N. F. 41 42. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 2.

**Richard**, Ap. (M. A. Cantab.) Marriage and Divorce London, Trübner & Co. 1888. Brosch. sh. 6.

**Vaihinger**, Dr. H. Naturforschung u. Schule. Ein Vortrag. Köln & Leipzig, Alb. Ahn. Brosch. M. 0,4.

### Vermischtes.

**Borchardt**, Wilh. Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. Leipzig, F. A. Brockhaus. Brosch. M. 5.

**Finamore**, G. La Leggenda di S. Francesco d'Assisi (Versione abruzze). Per Nozze. Laneiano, Tip. R. Carabba.

**Joannides**, E. Sprechen Sie Attisch? Leipsig, C. A. Koch. Brosch. M. 1,2.

**Kübel**, Fr. E. Evangelien-Predigten. 1. Lfrg. Eßlingen, W. Rath. 1889. Brosch. M. 0,5.

**Mann**, L. Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft etc. Berlin, H. Steinitz.

**Musikalische Palaeographie.** Hrg. von den Benediktiner-Patres von Solesmes. In vierteljährl. Lieferungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Vincenzo di Napoli.** La Colonna Espistoria di Corradino di Svevia. Napoli, Aead. Reale delle Scienze.

**Wittstock**, Dr. Alb. Die Ersiehung im Sprichwort, oder Die dentsche Volks-Pädagogik. Leipzig, C. G. Naumann. Brosch. M. 3.

Digitized by Google

Durch uns zu beziehen sind folgende Werke von

**Franz Böncken**-St. Petersburg:

**Kurze Sibirische Chronik (Kungurische)** . . . . . ℳ 2.—
**Plauderein eines Buchhalters** ℳ 1.—
**Beitr. z. Studenten-, Frauen- u. Judenfrage** . . . . . ℳ 1.—
**Aus d. Geleise geraten u. Aphorismen z. Dalton'schen Broschüre „d. soziale Aussatz"** . . ℳ 2.50
**Plauderein eines russ. Lutheraners** . . . . . ℳ 1.—
**Letztere 4 Schriften zus. in 1 Bande geb.** ℳ 4.—

**Eggers & Co.** in St. Petersburg.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

Soeben erschien:

## Für Herz und Haus.

**Briefe für deutsche Frauen**
von
**Marie Schramm-Mardonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In hochfeinem Einbande 4 ℳ 50 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Ehrenmitglied der Frauen-Cetsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und theoretischer Natur.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Die von der Presse glänzend beurteilten

## Lieder und Bilder vom deutschen Meer

sind zum ermäßigten Preise von 4 ℳ pro geb. Ex. vom Herausgeber **Rudolf Eckart, Nörten** (Hannover) franko zu beziehen.

II. Jahrgang. **„Deutsche Blätter."** II. Jahrgang.

Monatshefte für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben,
herausgegeben von
**Hans N. Krauss,**
bringen Romane, Novellen, Skizzen, Gedichte, historische und volkswirthschaftliche Aufsätze, Bücher-Besprechungen etc. etc.

**Bezugspreis: halbjährig 2 M. 50 Pf.**
**Anzeigen: die Zeile 20 Pf.**
Schriftleitung und Verwaltung: **Eger, Kasernplatz.**

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Elze**, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans" in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)

## Alkibiades.

Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Märchen.**
Neue Ausgabe. 1880. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Salvator Rosa.**
Roman in 2 Bänden 1880. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ.

**Waiblinger.**
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Kinder des Reiches.**
Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

## Stimmen des Lebens.

**Gedichte von Wilhelm Jensen.**

**Broschiert ℳ 3.—, elegant gebunden ℳ 4.—.**

Die eigenartige Schönheit und Kraft der Jensenschen Muse, die wie in seinen zahlreichen Poesieschöpfungen bewundern, tritt uns auch in seiner Gedichtsammlung entgegen. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters wird die Lektüre der Sammlung einen erhebenden Genuß bereiten.

# Deutsche Dichtung.

Herausgeber:
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebners**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kraft**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Litzer, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

**Dresden.** **L. Ehlermann.**

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 2. März 1889. Nr. 10.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.**

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

Inhalt: Alfred Friedmann: „Ein Sieg Hannibals." — Julius Duboc: „Studien zur Ästhetik." — David Asher: „Fürst Bismarck und Oliver Goldsmith." — Wolfg. Kirchbach: „Gustav Freytags gesammelte Aufsätze." — Arthur Pfungst: „Aus dem kanonisch-buddhistischen Buche „Sutta Nipâta"." — Karl Woermann und Frida Schanz: „Gedichte". — A. Berghaus: „Amerikanische Amazonen. — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Ein Sieg Hannibals.*)

Novellette von Matilda Serao (Neapel).
Übersetzt von Alfred Friedmann.

Die Herzogin Adriana von Castroreale wurde nach dem ersten Ehejahre von ihrem Gemahl verlassen, der hinter der Fürstin Natalia Lapuckin, einer Russin, dreingelaufen, welche Europa bereiste. Da stellte sich die feine Welt auf den Beobachterposten und fragte sich: „Wer wird der Tröster der Herzogin Adriana sein?" Aber die schöne Dame, welcher ein nervöses sehr erregbares Temperament zugefallen, die eine leichte Hinneigung zur Originalität besaß, nahm sich die Demütigung sehr zu Herzen, redete sich ein, in Verzweiflung zu sein, weinte zwei Tage, hatte drei schlaflose Nächte, kleidete sich in schwarzen Samt und fuhr in geschlossenem Wagen aus. Sie tanzte nicht, keine Bälle. Nur Theater, hier und da ein Konzert, eine Wohlthätigkeitsgesellschaft, aber mit streng bis zum Halse geschlossenem Kleid, ohne Blumen im Haar, ohne Geschmeide. Natürlich verrannte sie sich in die Idee, keinen Tröster zu haben, und entsagte der Liebe, wie sie die Brillanten abgeschworen. Jedes offene oder geheime Hofmachen, jede erwachende Liebelei, jede flüchtige kleine Leidenschaft wurden mit pedantischem Hochmut zurückgewiesen. Die Tapfersten versuchten es einmal; aber man besiegt kein Vorurteil, das nicht die Vernunft, sondern eine eigensinnige Einbildungskraft nährt. Die schreiendste Niederlage war die des Giorgio Filomarino, eines häßlichen, geistreichen, kühnen und unwiderstehlichen Mannes, der nur so keck zutappen zu dürfen glaubte, dadurch alles verdarb, die Herzogin beleidigte und einfach zur Thüre hinausgeworfen wurde. Danach sagte die Welt: Die Herzogin Adriana ist fühllos; und wie jedes philosophische System abstirbt, so wie es einmal seine Formel gefunden, so ist jede Frau nicht mehr interessant, wenn man sie definiert hat! Adriana wurde fortan zu den klassifizierten Frauen gezählt: Die Fürstin Giovanna war geistvoll und böse; die Gräfin Francesca zu viel Amazone; die Fürstin Ester war blond und gefühlvoll — die Herzogin Adriana war herzlos. Sie wurde eingereiht unter die fertigen Antworten, die stehenden Phrasen, die unwandelbaren Definitionen, die Clichés. Sie hatte ihren Platz bekommen — sie war ohne Gefühl — man dachte nicht mehr an sie. Sie, die dies Alles begriff, ward stolzer und stolzer auf ihre eigene Tugend, ward Feuer und Flamme für ein Ideal von makellosem Leben, von strenger Reinheit; sie glaubte aufrichtig an die Unerschütterlichkeit des eigenen Charakters, an die Besonderheit ihrer eigenen Seele Ihre Freundinnen, wenn sie sich mit ihr unterhielten, sagten: „Du, Adriana, Du bist eine gefühllose Frau" u. s. w. u. s. w. Ihre Tante, die Marquise von Sorito, sagte: „Meine Nichte, welche eine gefühllose Dame ist . . ." Ihre Freunde kamen schließlich dahin, ihr zu sagen: „Sie, Herzogin, die Sie ein fühlloses Wesen sind . . ." u. s. w. u. s. w. So kam sie am Ende selbst dazu, ihre Gedanken zu gewöhnen, ihr immer wieder vorzuhalten: „Ich, die ich ein gefühlloses Weib bin u. s. w. u. s. w. . . ."

*) Aus Fior di passione. Mailand 1888, Giuseppe Galli.

Digitized by Google

Nach und nach fielen die Anbeter ab. Der Liebe folgte die Höflichkeit, die ihrer Eitelkeit schmeichelte, aber sie vereinsamt ließ. Man grüßte sie mit tiefgezogenem Hute; wenn sie vorüberschritt erregte sie ein Gemurmel von Beifallsbezeugungen der Bewunderung, aber die Besuche in ihrer Loge und ihrem Palaste wurden immer seltener. Man empfand zuviel Achtung für sie. Wenn ein Neuling sich anschickte, ihr den Hof zu machen, so waren die Freunde schnell bei der Hand, um ihm kundzuthun, daß Alles umsonst sei, daß er nur seine Zeit verliere und jener verließ den Kampfplatz, noch ehe die Herzogin ihn mit einem eisigen Blick oder einem beißenden Wort aus dem Felde geschlagen. Adriana begeisterte sich immer mehr für ihre Rolle der unbezwinglichen Frau, trotz der kleinen Wunden, die ihre Eigenliebe erhielt. Sie empfand eine Art von Trunkenheit durch die von ihr gebrachten Opfer.

Aber es lebte Annibale Massenzio, ein sonderbarer und kluger junger Mann, der an die Gefühllosigkeit keiner Frau glaubte. Man weiß nicht, ob er die Beweise davon gehabt, aber in jenem Punkte hatte er seine unumstößlichsten Überzeugungen. Er sprach es überall aus, daß die Frauen schließlich einmal dahin kommen, zu lieben und daß es genüge, den Augenblick da zu sein, wo sie eben lieben wollen. Wenn man ihm von der Empfindungslosigkeit Adrianas sprach, zuckte er mit den Achseln. Anständigerweise unbeschäftigt, wie er war, fing er an, ihr zuerst im Spaß den Hof zu machen; sie lehnte sich dagegen auf, wie sie es gewohnt war, dagegen Einspruch zu erheben, und das diente nur dazu, in Annibales Seele ein gewisses Interesse zu flößen. Er dachte bei sich: „Es würde mir gefallen, diese Dame verliebt zu machen." Da er einsah, daß er mit Beständigkeit nichts bei ihr ausrichtete — sie trug stets jene Miene beleidigter Tugend zur Schau, die ihn ärgerte — so entfernte er sich, das gewöhnlichste Mittel benutzend, durch welches viele Frauen sich fangen lassen.

Die Herzogin kümmerte sich nur einen einzigen Tag darum, indem sie an demselben bei einer Freundin nach ihm fragte. Er ließ durch Viele aussprengen, daß er Maria Mormile, ein wunderschönes Mädchen, heiraten würde, um zu prüfen, welchen Eindruck solches Gerede auf die Herzogin hätte; und sie wünschte ihm bei ihrem ersten Wiedersehen mit einer Unbefangenheit Glück, die nichts Geziertes an sich trug. Annibale begriff, daß er es nicht mit einer gewöhnlichen Frau zu thun habe und unterließ die halben Mittelchen. Er besuchte sie wieder. Man empfing ihn mit Höflichkeit, doch ohne Enthusiasmus. Nur, in der Stille der Nacht, in der Dunkelheit ihres Gemaches erlaubte sich die Herzogin Adriana vor Vergnügen zu lächeln. Aber Tages darauf strich sie dies Lächeln wieder aus, verdoppelte ihre Strenge, umgürtete sich mit der eisigstenGleichgültigkeit. Während sie sich im Inneren tröstete, zeigte sie sich achtlos und verachtend im Äußeren. Die kleinen täglichen Eitelkeitssünden, die sie beging, verschärften nur die Rauheit ihrer äußerlichen Tugend. Sie glich in dieser Hinsicht jenen leidenschaftlichen Mystikern, die sich hauptsächlich in der bitteren Wollust der Reue gefallen.

Der, welcher sich bei dem gefährlichen Spiel erhitzte, war Annibale. Die Herzogin Adriana machte ihn irre; er verstand die Art nicht mehr, wie man mit den Frauen erfolgreich war; er beging Fehler auf Fehler, betäubt, halsstarrig, launenhaft wie ein kleines Kind. Oftmals beredete er sich selbst, Adriana sei unfähig zu lieben und es sei daher besser, sie laufen zu lassen, wenn er nicht selbst in Gefahr geraten wolle, sich ernstlich zu verlieben. Und das wäre unter den obwaltenden Umständen ein wirklicher Unfall gewesen. Aber er fühlte sich zu gelangweilt und empört durch die ablehnende Haltung dieser antipathischen Dame, um sich zum Rückzug zu entschließen. Nur nach und nach, da er sie öfter sah, da er einige aufklärende Momente belauscht, erlangte er die Überzeugung, daß Adriana lieben könne, daß sie lieben würde, wenn sie das Wesen der Liebe begriffe, wenn man ihre Seele zur Liebe erzöge, wenn sie von der Hand der Liebe geführt werde. Er faßte den schönen Entschluß zu dieser Erziehung, zu dieser Wiedergebürt Adrianas mit dem begeisterten Mut, welcher eine Mission zu erfüllen zu haben glaubt. Der elegante Müssiggang seines Lebens war zu Ende, er hatte etwas gefunden, womit er seinen Tag durch Thaten, seine Nächte durch Träume bevölkern konnte. Hier und da noch, wenn seine sarkastische Natur wieder die Oberhand gewann, nannte er sich scherzhaft einen Paladin, einen irrenden Ritter, der auf den Namen Annibale Massenzio hörte.

Und dennoch, trotz der Ironie und der Stichelreden, mit denen er so freigebig gegen sich selbst war, machte er der Herzogin immer stärker, regelmäßiger, offener die Kur. Unter dem Vorwand, sie zur Liebe zu erziehen, schickte er ihr jeden Morgen Blumen, besuchte sie jeden Nachmittag um zwei Uhr, sah sie um fünf wieder auf der Promenade, schrieb ihr ein Billetchen nach Tische, begegnete ihr jeden Abend im Theater, auf dem Balle, im Konzerte, in Familienkreisen. Die Leute fingen an, ihn zu bemitleiden. Aber sie sagten es ihm noch nicht, glaubend, die Sache würde von sich selbst einschlafen. Statt dessen hielt sie an. Der begehrlichen Werbung setzte Adriana einen lebhafteren Widerstand entgegen, gerade, als ob sie sich einen wirklichen Verteidigungsplan entworfen hätte. Ein schwaches und nichtiges Zugeständnis, ein schmachtender Blick, eine liebenswürdigere Betonung, eine Hand länger in der seinen gelassen, stärkten, trösteten Annibale für eine kurze Weile — aber eben nur für eine solche. In Wirklichkeit stellte er sich, als ob er verzweifelte; in Wirklichkeit war er dahin gelangt, sich ernstlich zu verlieben, wie es allen denen geschieht, die allzuviel vorspiegeln, mit der Liebe nur zu spielen. Er schrieb von Leidenschaft überströmende Briefe an Adriana, also versuchend, dieses unbewegliche Herz zu erschüttern. Zum Lohn erhielt er eine höfliche Redensart, ein liebenswürdiges Wörtchen, ein Lächeln und das beruhigte ihn wieder für kurze Zeit. Wenn sie zusammen waren, gab es

Digitized by Google

stets einen ewigen Kampf, in welchem die Beredsamkeit der aufrichtigen Liebe die Worte Annibales entflammte, in welchem die Leidenschaft ihn schöner, verführerischer machte, einen Kampf, in dem Adriana tapfer stritt, immer verneinend, alle Feinheiten der Dialektik ins Treffen führend mit jener unendlichen Kunst der Paradoxe und der Axiome, welche die Frauen bis ins Unbeschreibliche hinein erfinden und erneuern. Aus diesen Gefechten ging Annibale erschöpft, besiegt hervor. Er verlor dabei den Kopf und wollte jeden Tag entfliehen; jeden Tag blieb er. Aber auch Adriana ward täglich schwächer, mutloser. Die Liebe zu Annibale begehrte stündlich vor ihrem Herzen Einlaß und pochte daran. Die Blumen entnervten sie, die Briefe rührten sie, die warmen Worte, die Geberden der Verzweiflung erschütterten Adriana. Sie wollte sich gegen diese Gefühle aufbäumen, aber es gelang ihr nicht, ihrer Herr zu werden. Durch Übermaß des Widerstandes ward sie grausam gegen Annibale, welcher, verliebt wie er war, sich seiner Vorteile nicht bewußt zu werden vermochte. Sie ward wild gegen ihn, verjagte ihn aus ihrer Gegenwart und weinte, wenn sie allein war. Annibale wußte nichts von diesen Thränen. Adriana lebte in einem Dunstkreis von Liebe, sie war getränkt, gesättigt von Liebe; sie träumte mit offenen Augen von der Liebe Süßigkeiten, den Triumph dieser Gefühle begreifend. Und Annibale, der sie stolzer, grausamer, schlechter ersah, überzeugte sich von der Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft. Er ließ einen Tag vorüberstreichen, ohne sie zu sehen, aber er verbrachte die Nacht, indem er auf der Chiaja umherirrte; er schrieb ihr nicht während zweier Tage, aber er zerriß vier Briefe. Dann zog er sich eine ganze Woche auf eine seiner Villen nach Capo di Monte zurück ....

„Wenn sie noch einen Schatten von Zuneigung zu mir hat," dachte der Verliebte, „wird sie mir eine Karte schreiben." Und er verzehrte sich in seiner Einsiedelei.

Vier Tage lang geduldete sich Adriana ohne Nachricht von Annibale. Aber sie fühlte sich besiegt und suchte nicht den Augenblick hinauszuschieben, da das erste Liebeswort von seinen Lippen kommen würde. Er erschien nicht und das Haus war ihr wie verödet. Sie langweilte sich tötlich im Theater. Eines Morgens betrat sie die Kirche, im Mystischen Zuflucht suchend, aber nach einem Nervenanfall fand sich ihre Seele betrübter, denn je. Zweimal weinte sie in der Einsamkeit ihrer Kammer. Sie wünschte zu sterben, in weiße Seide gekleidet, aufgelösten Haares, mit Blumen bedeckt. Sie weinte wieder, weil sie nicht Nonne geworden. Sie strich in ihren Gemächern umher, wie eine ruhelose Seele. Eine ernste Zärtlichkeit stieg ihr vom Herzen auf die Lippen. Endlich faßte sie einen Entschluß. Es war dieser: Heute um Mitternacht werde ich ihm eine Zeile schreiben, er wird sie morgen früh haben. Während sie auf dem Divan lag, von einer großen Mattigkeit befallen, meldete man ihr den Grafen Giorgio Filomarino.

„Er ist willkommen, er wird mich zerstreuen," dachte sie.

Der Graf Filomarino war erst kürzlich nach Castroreale zurückgekehrt! Die Herzogin hatte geruht, seine frühere Erklärung wohlwollend zu vergessen, um so mehr, als der Graf, ohne ihr gerade den Hof zu machen, wie ein Freund zurückkam. Man sagte sogar, daß er anderweitig in Anspruch genommen sei; auch der Graf lächelte, als er Annibale um die Herzogin bemüht fand. Hatte er dort Wurzel geschlagen!? Jenen Abend trat er nur einen Augenblick über die Schwelle, er beobachtete jenes ungewohnte Halbdunkel, jene umhergestreuten Kissen, jene geöffneten und weggeworfenen Bücher, jene verwelkenden Blumen und die Augen der Herzogin, welche in einem Schleier von Thränen verschwammen. Das Gespräch knüpfte sich langsam an, mit verhaltener Stimme. Von Zeit zu Zeit fuhr sich Adriana über die Stirne, als ob sie die Gedanken verscheuchen wolle. Sie sprachen von einfachen Dingen, wählten gewöhnliche Gegenstände der Unterhaltung. Aber zwei- oder dreimal richtete Giorgio Filomarino seinen Herrscherblick auf Adriana und sah sie erblassen. Zwei- oder dreimal erzitterte Adrianens Stimme in einer ungewohnten Erregung. Ohne selbst es zu bemerken, betraten sie das Gebiet des Gefühls. Und da wurde Giorgio zärtlich, schwach, gebieterisch, melancholisch, ironisch, zweifelerisch, leidenschaftlich; er sprach bewunderungswürdig von Liebe, mit Ausdruck in der Stimme, in den Augen, im Antlitz. Er gab seinen Worten Farbe; Glanz und Tiefe jeder seiner Ideen. Adriana hörte ihm zu, schloß die Augen, während ihr ein Blutstrom auf die bleichen Wangen stieg. An diesem Abend wußte er durch die schnellste Eingebung Alles zu erraten, Alles zu sein, Alles, was Adriana wünschte. Und als er sie überrascht, verzückt, erbebenden Mundes, überwältigt vom Gefühl, von der Zärtlichkeit, von der Liebe fand, wagte er ihr laut und kühn zu sagen, daß er sie anbete.

Und so kam es, daß Adriana di Castroreale sich rettungslos in Giorgio Filomarino verliebte. Und das war der Sieg des Annibale.

## Studien zur Aesthetik.

Von Julius Duboc.

### I.

### Der charakteristische Ausdruck und die Freude an der Form in der Kunst.

Unter der Freude an der Form in der Kunst verstehe ich nicht die Freude an der Schönheit der Form, nicht das Wohlgefallen, welches ein Gegenstand erregt, insofern er uns seiner Beschaffenheit, seiner erscheinenden Wesenseigentümlichkeit nach als schön erscheint und insofern anmutet, sondern ich verstehe darunter nur die Freude an der genauen Ausprägung eines gegebenen Inhalts. Hierbei wird zunächst von der Wesensart, der Beschaffenheit

Digitized by Google

des Gegenstandes abgeschen und nur der Umstand ins Auge gefaßt und mit Befriedigung genossen, wie genau und scharf das Gepräge getroffen, wie gut, sozusagen, der Abguß gelungen ist.

Nicht zu verwechseln mit dieser reinen Formfreude ist die Befriedigung, welche dem Betrachter aus der Beobachtung der Kunstfertigkeit des Bildners, dem der charakteristische Ausdruck wohl gelungen, erwächst. Sein Scharfsinn, seine feine Beobachtung, sein Vermögen, das Vorbild zu belauschen und in jeder Linie treu wiederzugeben, findet als ein Beweis des Könnens, der Kraft Bewunderung und bereitet uns durch diese Bewunderung Freude. Aber nicht diese ist hier gemeint, sondern diejenige, welche ganz unabhängig von derselben neben ihr besteht, welche sich nur auf die Gestalt, insofern sie der charakteristische Ausdruck seines in ihm lebenden Inhalts ist, bezieht. Diese Freude deckt sich — um ein einfachstes Beispiel zu gebrauchen, welches, obwohl nicht der Kunst angehörig, hier vollkommen anwendbar ist, — mit derjenigen, welche der Besitzer eines schiefbeinigen Teckels oder eines dicknäsigen Mopses darüber zu empfinden vermag, daß dieselben die reine Rasse in sich darstellen, oder welche dem Botaniker bereitet wird, wenn ihm ein besonders voll ausgestaltetes, fehlerloses Musterstück irgend einer Pflanze vor Augen geführt wird. Auch hier ist es nicht die Schönheit des Gegenstandes, sondern der Umstand, daß es ein so reines Musterbild seiner Sonderart ist, ist es die Gestalt in diesem Sinne, welche erfreut.

Die bildende Kunst und die ihr verschwisterte Malerei stehen durch ihre unmittelbare Beziehung zur sinnlichen Verkörperung bei dieser Genußwirkung in erster Linie. Das Verhältnis ist aber auch auf die Dichtkunst, auch auf die Musik anwendbar und auch hier bedeutet der charakteristische Ausdruck allemal die Aehnlichkeit mit einem Urbild. Nur daß das letztere nicht immer ein bestimmter lebender oder toter Gegenstand ist, sondern unter Umständen der seelische Zustand selbst sein kann. Auch der Zorn, der Schmerz, die Sehnsucht, die Eifersucht haben ihr bestimmtes Gepräge, ihre Eigenart, ihre Originalausgabe und die Ähnlichkeit mit dieser ist alsdann dasjenige, was durch die verschieden gestaltete Sonderart hindurch klingend, den charakteristischen Ausdruck ausmacht und woran die Formfreude anknüpft. Ein frohes Liebeslied, welches die Tonart der Liebesfreude verfehlt, eine Totenklage, in der der eigenthümliche Nerv des Schmerzes am Grabe nicht vibriert, ist verflaut und unwirksam und keine sonstigen Vorzüge, wie etwa die Kunst des Versbaues und der Glanz der Sprache werden für diesen Mangel zu entschädigen im Stande sein.

Insofern ist also die Ähnlichkeit oder der charakteristische Ausdruck ein Mittel von großer Wichtigkeit und grundlegend für den Kunstgenuß, der ohne dieselbe überhaupt nicht zu Stande kommt. Aber dieser Genuß geht doch nur ein rein äußerliches d. h. ein reines Formverhältnis an und dieser Punkt ist genau und scharf aufzufassen. Das Ähnlichkeits-Verhältnis ist, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, ein bloßes Konturen-Verhältnis, nur muß man in Erwägung ziehen, daß es auch seelische Konturen giebt und muß Kontur überhaupt als Form des Ausdrucks im weitesten Sinne, nicht bloß in eingeschränkt körperlicher Beziehung nehmen. Ton, Farbe, Beleuchtung, Geberde, sprachlicher Ausdruck, poetische Wendung u. s. w. bekommen in diesem Sinn ebenfalls die Bedeutung von Umrissen. Der Unterschied zwischen dem Bild eines Baumes, dessen Eigenart von Künstlerhand getreu nachgebildet ward und einem Gemälde von Eifersucht oder Liebesgram, die vom Dichter treffend geschildert wurden, ist in künstlerischer Beziehung, soweit es sich um den charakteristischen Ausdruck handelt, nur der, daß in dem ersten Fall die körperlichen, in dem zweiten Fall die seelischen Umrisse genau getroffen wurden.

In beiden Fällen handelt es sich aber für denjenigen, der sein Augenmerk auf die Ähnlichkeit richtet, um die Erfassung eines rein äußerlichen Verhältnisses. Schon die unter dem Gesichtspunkt ihrer «Schönheit» betrachtete Form gehört, wie bereits bemerkt, dieser Seite der rein äußerlichen Beziehung nicht mehr an, sondern hat mit dem Gehalt in der Form zu thun.

Es ist ein besonderer Anlaß in unserer Zeit gegeben, sich des hier betonten Sachverhalts klar bewußt zu bleiben und sich dadurch vor Selbsttäuschungen zu hüten und nicht auf Irrwege zu geraten. Die moderne Kunst bevorzugt vielfach das Stoffliche (das Packende, Ergreifende, Nervenerschütternde u. s. w.) in der Wirkung. Dadurch wird für denjenigen, der sich dieser roheren Kunstwirkung nicht gefangen geben will, der ihr zu widerstehen wünscht, leicht ein Rückschlag erzeugt. Er zieht sich auf die Erfassung, Würdigung und die Freude an dem charakteristischen Ausdruck des Kunstwerks zurück, studiert diese nach allen Richtungen, versenkt sich in die Bewunderung der vollendeten Technik und des künstlerischen Takts, welche sich in Auffassung und Ausführung bekunden und glaubt nun im Mittelpunkt der Kunstwirkung und des «reinen» Kunstgenusses zu stehen. In der That hat er auch ein großes Gebiet rein künstlerischer Wirkung umschrieben. Schon der künstlerische Takt in Ausführung und Behandlung, den er in Berücksichtigung gezogen, führt ihn die wichtigsten Momente der höheren Kunst-Technik: das Zusammenstimmen, das Abtönen der Farben, die Schattierung des poetischen Ausdrucks, die Feinheit der stilistischen Gewandung, die Beherrschung der Mittel des musikalischen Ausdrucks u. s. w. vor Augen. Und doch ist der Kunstbetrachter (oder der Künstler — dasselbe Verhältnis, auf die produktive Sphäre übertragen, ist natürlich auch auf ihn anwendbar), durch sein Verhalten im Grunde nur aus der Scylla des Stofflichen, die er fliehen wollte, in die Charybdis der rein äußerlichen Kunstwirkung hineingeraten, die er nicht minder fliehen sollte. Der Rückzug aus dem Gebiet des Stofflichen liegt nicht in der Fußfassung in einem bloßen Umriß-Verhältnis, sondern in der Verbindung dieses letzteren mit dem Gehalt.

Digitized by Google

## II.
## Der ästhetisierte Stoff und die Freude am Gehalt in der Kunst.

Der reinen Formfreude, der Freude an der charakteristischen Ausprägung in der Gestalt, steht die Freude an dem Gehalt gegenüber.

Nehmen wir an, Jemand habe das Bild eines Hundes vor sich und zwar eines Hundes echter Rasse, dessen Form und Eigentümlichkeit besonders charakteristisch ausgeprägt ist. Der Betrachter, ein Kenner der Rasse, weiß diesen Umstand zu würdigen und gelangt dadurch zu der in dem vorigen Artikel ausführlicher beleuchteten Formfreude. Falls der Hund nun aber einer edlen Rasse angehört und infolgedessen ein ansprechendes Maßverhältnis seiner Glieder oder einen besonders kräftig entwickelten Bau oder ein mutiges, treues, ein «schönes» Auge besitzt, so gewährt die getroffene künstlerische Nachbildung neben dem ersten Genußmoment noch ein zweites, welches nicht mehr die Form allein, sondern das Beschaffensein in der Form angeht. Im Unterschied von der bloßen Form bezeichnen wir dies Verhältnis als das des «geistigen Gehalts», wobei mit «geistig» nur gesagt sein soll, daß wir jetzt nicht mehr mit der Oberfläche, sondern — sozusagen — mit der Innenfläche, mit der Beschaffenheit zu thun haben.

Gehen wir einen Schritt weiter. Denselben Hund gewahren wir nun schmählich verendend, qualvoll in Todeszuckungen vor uns liegen. Der Anblick kann je nach dem Maß und der Steigerung der uns vorgeführten Qual, zu deren mitleidenden Zeugen wir gemacht werden, ästhetisch beleidigend wirken; er kann aber auch als sittlich beleidigend insofern empfunden werden, als die bloße Thatsache einer von einem fühlenden Geschöpf erduldeten Qual uns sinnlos und gehässig erscheint. Denken wir uns nun dasselbe Bild in einer Weise vervollständigt — entweder durch den Maler selbst, oder durch eine hinzugefügte Erläuterung, der das Bild als Illustration diente — daß wir zu erkennen vermögen, das jämmerliche Ende des Tieres sei das Ergebnis einer seine Treue bewährenden Aufopferung, indem er seinen Herrn bei einem räuberischen Überfall zu schützen suchte, so verschwindet das sittlich beleidigende Moment durch den das Geschehnis erläuternden Zusammenhang, um anderen Gefühlen Platz zu machen. Denn einerseits erfährt der schon vorher bewunderte und mit Freude betrachtete Ausdruck des Mutes und der Treue nun durch ihre aufopfernde Bewährung noch eine andere Betonung, als da wir sie nur im Blicke liegend, ohne Anlaß sich zu bethätigen, betrachteten. Andrerseits erscheint das Schicksal des gegen die Übermacht zwar gefallenen, aber seiner Ergebenheit und Anhänglichkeit, also seinem Herzensdrang folgenden treuen Hüters uns nun nicht mehr in dem Lichte einer blos erduldeten, rohen und sinnlosen Schädigung, sondern in dem einer gewollten Opferleistung. Der Gefahr, geschädigt zu werden und das Leben zu verlieren, trotzte das Tier gewissermaßen aus dem instinktiven Drang, im Leben mit Ehren d. h. dem ehrenhaften mutvollen Triebe seiner Tierseele gemäß bestehen zu können. Das niederdrückende Moment des sittlich-beleidigenden ist also auf diese Weise zum Verschwinden gebracht und auch das ästhetisch-beleidigende Moment kann auf dieselbe Weise durch die uns gewährte Erhebung (durch Rührung, Teilnahme u. s. w.) beseitigt werden.

Wir sind mit diesem Beispiel, obgleich es nur dem Tierleben entnommen ist, schon in die Tragik hineingerathen und haben damit das Gebiet des am höchsten gesteigerten geistigen Gehalts betreten. Denn auch in der Tragik wird uns eine unheilvolle Verflechtung von Umständen erschütternd nahegebracht und der Inhalt desselben würde einen sittlich-beleidigenden Charakter annehmen, wenn uns nicht in mehr oder minder ähnlicher Weise ein Ausweg geboten würde, durch den das Niedere dem Höheren geopfert, das lieber-mit-Ehren-Untergehen, als mit-Schimpf-Bestehen bekräftigt wird.

Was der Künstler gethan hat, indem er den abschreckenden Eindruck beim Anblick des verendenden Tieres durch ein eingeflochtenes Motiv ableitete, ist: daß er den Stoff ästhetisiert oder idealisiert hat, d. h. daß er ihn geistig anmutend und gehaltvoll gestaltet und das ästhetisch- bezgl. sittlich-beleidigende Moment aus ihm entfernt oder einem höheren versöhnenden Zusammenhang untergeordnet hat. Er hat den Stoff schön hergerichtet, da er ihn nicht schon so beschaffen vorgefunden, hätte ihn aber auch schon so vorfinden können. Es handelt sich also darum, daß der Künstler entweder unter den vorhandenen Stoffen die Auswahl so trifft, daß die Sympathiebeziehung auf einen geistigen Gehalt und der durch diese vermittelte Genuß dabei zu Stande kommen kann oder daß er den Stoff, dem diese Beschaffenheit mangelt, den «rohen» Stoff, demgemäß ästhetisiert. Das dadurch für die Kunstwirkung entstehende Verhältnis ist genau dem doppelten Eindruck vergleichbar, den ein Naturkundiger erlebt, der beim Anblick einer Blume zunächst Freude darüber empfindet, daß er ein so unversehrtes Exemplar dieser Pflanzenart vor sich sieht und der dann, sie auch noch ästhetisch ins Auge fassend, sich an ihrer schönen Form und ihrem Duft erfreut. Dies Beispiel deckt sich um so genauer mit dem hier festgehaltenen Gesichtspunkt als es die Wohlgestalt und den Duft einzeln aufzuzählen verstattet und beide doch als wesentlich einheitlich verbundene Momente des Genusses an der Beschaffenheit dem bloßen Genuß an der charakteristischen Form (wozu bei einem Kunstgegenstand noch die Freude an der künstlerisch-verständnisvollen Ausführung tritt) gegenüberstellt. Unter Duft würde, auf das hier behandelte Verhältnis bezogen, Alles zu verstehen sein, was dem Gegenstand einen geistig anmutenden Gehalt — abgesehen von der Wohlgefälligkeit der Erscheinung, der Schönheit im engeren Sinn, der Gestalt-Schönheit — verliehe.

Ästhetisiert oder idealisiert (Wohlgestalt und Duft verliehen) hat der Künstler den Gegenstand also jedesmal, wenn er seine Beschaffenheit durch Erhöhung und Bereicherung des geistigen Gehalts, vor Allem durch Reinigung oder Auflösung ästhetisch-

Digitized by Google

oder sittlich-beleidigender Momente, geistig anmutend gestaltet hat. Im Sinne des ästhetisierenden Prinzips verfährt schon der Maler, der, statt die Natur auswahllos zu nehmen, wie sie sich ihm darbietet, oder lediglich die zu bevorzugen, die sich in einer besonders charakteristischen Form ausspricht, ihren Gehalt an unser Gemütsleben anknüpft und die Landschaft in diesem Sinne sittlich vergeistigt.

Schuberts bekanntes Lied aus der „Winterreise" „Der Leiermann" bietet ein anderes Beispiel, an das ich erinnern will. Der trostlosen poetischen Schilderung:

Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er, was er kann.
Barfuß auf dem Eise
Wankt er hin und her,
Und sein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.
Keiner mag ihn hören,
Keiner sieht ihn an
Und die Hunde knurren
Um den alten Mann,
Und er läßt es gehen
Alles, wie es will,
Dreht und seine Leier
Steht ihm nimmer still.

schmiegt sich die Musik in der stimmungslosen, erloschenen Färbung, in dem müden, eintönigen Rythmus so genau, so malerisch stimmungsvoll an, daß der Inhalt der Verarmung und Verödung seine einschneidendste, vollendet charakteristische Ausprägung in der poetisch-musikalischen Verkörperung erhalten hat. Die „seelische Kontur" ist vollendet getroffen und damit die Ähnlichkeit unübertrefflich wiedergegeben und also die Bedingung für das erste Genußmoment hergestellt. Die Stofflichkeit des im Kunstspiegel angeschauten Geschehnisses würde aber durch seinen trostlosen, von keinem Lichtstrahl erhellten Charakter den Genuß wesentlich beeinträchtigen, wenn der Dichter nicht in den Schlußzeilen:

Wunderlicher Alter
Soll ich mit Dir gehen,
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehen?

die ganze Sachlage veränderte. Hier, wo er sein persönliches Empfinden durchbrechen läßt, verwandelt er die grausame Wirklichkeit des armen, barfuß auf dem Eise hin und her wankenden Leiermanns in ein Bild seines Liebesschmerzes, und es ist nun vor Allem die Tiefe seiner Empfindung, die Gewalt und der Gehalt seiner unglücklichen Liebe, die zu uns spricht, ja die selbst in dem krassen Bilde, in dem er sie versinnbildlicht, nur um so ergreifender sich bekundet. Statt mit dem um die Notdurft ringenden, frosterstarrten Bettler haben wir es nun mit dem Liebesbettler zu thun, der selbst in seiner Klage noch seinen Reichtum, den Reichtum seiner Empfindung und Liebe, also etwas, das uns geistig anmutet, ausspricht. Das ist auch in diesem Fall die Ästhetisierung und Idealisierung des Stoffs, indem das Sittlich-Beleidigende und Niederdrückende, das in dem Anblick eines teilnahmlos verstoßenen Geschicks gelegen ist, durch eine hineingeflochtene Beziehung und Wendung von uns genommen wird.

Würde Schubert — diese Frage möchte ich zum Schluß noch aufwerfen — sich von dem Gedicht wohl gleichmäßig angesprochen und zur musikalischen Nachschöpfung angeregt gefühlt haben, wenn demselben die Schlußwendung gefehlt hätte? Ich glaube: nein, denn Schuberts gesamtes künstlerisches Schaffen, sowie die Auswahl der Texte zeigt ihn stets auf derselben Höhe und von demselben Drang beseelt, das bloße Umriß-Verhältnis, die charakteristische Prägung des Ausdrucks mit dem Gehalt zu verbinden.

Umgekehrt würde aber gar mancher moderne Künstler in die Versuchung geraten sein, die Schlußwendung des Gedichts zu streichen. Da mit Weglassen desselben das Schauerliche des Eindrucks, die stoffartige Wirkung eine Verstärkung erfährt, die charakteristische Tonmalerei aber dieselbe bleibt, so würde er — bei der herrschenden Geschmacksrichtung — die in der Schlußwendung des Gedichts enthaltene Ästhetisierung des Stoffs vermutlich als eine Abschwächung beanstandet, den „rohen" Stoff aber, der seinen Anforderungen genügte, willkommen geheißen haben.

## Fürst Bismarck und Oliver Goldsmith.

Der Leser wird ohne Zweifel die Augen verwundert aufschlagen, wenn er in der Überschrift die sonderbare Zusammenstellung des großen Staatsmannes mit dem, wenn auch als Dichter bedeutenden, als Mensch aber so bescheidenen Manne erblickt. Welche Berührung kann der Mann der schlagfertigen That und weisen Rede mit dem in der Gesellschaft so wenig glänzenden Schriftsteller haben, auf den sein Freund Garrick zum Scherz die bekannte charakteristische Grabschrift, freilich noch bei seinen Lebzeiten, aus dem Stegreif verfaßte und vortrug:

„Here lies Nolly Goldsmith, for shortness call'd Noll,
Who wrote like an angel, but talk'd like poor Poll?" *

Und doch ist dem so; denn nicht allein hat sich im vorliegenden Falle das französische Sprichwort: les beaux esprits, zu dem man ja doch auch den Redner zählen muß, se rencontrent wieder einmal bewährt, sondern auch Fontenelle behält Recht, wenn er sagt, daß, wenn man Alles, was nur zweimal gesagt worden, zusammenstellen wollte, es nur einen sehr dünnen Band abgeben würde.

Der Leser wird sich sicherlich erinnern, daß in seiner großen Rede bei der Militärvermehrungsvorlage im vorigen Jahre der Reichskanzler jenen mannhaftstolzen, von echter Religiosität durchdrungenen Ausspruch fallen ließ: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Nichts auf der Welt." Dieser kräftig-bewußte und doch demütige Ausspruch fand seinen Wiederhall in jeder deutschen Brust, wurde von Mund

*) Hier liegt Nolly Goldsmith, der Kürze wegen Noll genannt, der wie ein Engel schrieb, aber wie der arme Papagei sprach.

Digitized by Google

zu Mund getragen und dem „geflügelten Wortschatze" der Deutschen einverleibt. Daß er dem eigenen furchtlosen Geiste Bismarcks entsprungen sei, wird schwerlich von Jemand angezweifelt werden. Ebensowenig wird man auch nur einen Augenblick annehmen oder auch nur auf den sonderbaren Gedanken kommen, er habe vorher Goldsmiths Gedichte gelesen und ihnen den Ausspruch entlehnt oder er sei eine Erinnerung aus dem Lesen dieses Dichters in früheren Jahren. Es ist ja nicht zu leugen, daß man seit Goethes „Wahrheit und Dichtung" vor etwa 60—40 Jahren in Deutschland, mit Ausnahme von Shakespeare und Byron, keinen englischen Schriftsteller besser kannte, als Oliver Goldsmith, doch wohl lediglich als den Verfasser des „Vikar of Wakefield." Dies war damals das erste Lesebuch für alle Deutsche, die sich der englischen Sprache befleißigten, wie die „Undine" das erste für alle Engländer zu sein pflegte, die deutsch zu erlernen sich bestrebten. Bis zu seinen Gedichten jedoch hat sich damals wohl keiner verstiegen, und auch heute noch wird man in den größeren Kreisen der der englischen Sprache mächtigen vielleicht sein „Deserted village" und „The Traveller" oberflächlich kennen, gewiß aber nicht die Dichtung, von welcher hier die Rede sein soll. War ich, der ich mich fast ausschließlich und zwar seit 50 Jahren mit der englischen Litteratur beschäftige, von der Entdeckung, die ich bei einer neulichen zufälligen Wiederdurchlesung der sämtlichen Dichtungen des mir gerade ebenso lange bekannten und bereits wiederholt gelesenen Dichters gemacht, doch selbst überrascht! Denn, offen gestanden, hatte ich gerade die besondere, um die es sich hier handelt, wohl nur einmal und zwar vor vielen Jahren gelesen und kann mich keines so treuen Gedächtnisses rühmen, um nach so langer Zeit einzelner Stellen aus Allem, was ich gelesen, mich zu erinnern. In Deutschland dürfte jene Dichtung, einige Fachmänner ausgenommen, fast ganz unbekannt sein. Denn selbst, wenn wohl Viele im Besitze der durch die Tauchnitzsche Ausgabe so leicht zugänglichen Werke des Dichters sein mögen, so folgt daraus noch nicht, daß sie sich mit deren Inhalt vertraut gemacht haben müssen. Ich glaubte deshalb, es dürfe für Litteraturforscher und Andere immerhin interessant sein, von dem merkwürdigen Zusammentreffen der Gedanken zweier so hervorragender und doch sonst ganz unähnlicher Geister, wie die in der Überschrift genannten, Kenntnis zu erlangen und entschloß mich daher, es den Lesern des Magazins vorzulegen. Unter Goldsmiths vermischten Gedichten also befindet sich ein „The Captivity; an Oratorio" betiteltes Drama, in welchem er die traurige Lage der in der babylonischen Gefangenschaft sich befindenden Israeliten kurz vor der Eroberung der Stadt durch Cyrus und deren Untergang in gewohnter gefälliger Weise schildert und auch in dieser Dichtung das Lob der ihm von Dr. Johnson gewidmeten Grabschrift — Nullum quod tetigit non ornavit — rechtfertigt. Im ersten Aufzug, ersten (und einzigen) Auftritt sitzen die Gefangenen an den Ufern des Euphrats, wo sie in den Worten des Psalmisten „ihre Harfen an die Weiden hingen," und sangen ihre Klagelieder. Die Chaldäer oder Babylonier verhöhnen sie und einer ihrer Priester bedroht sie mit grausamer Behandlung, worauf, nachdem die Feinde sich entfernt, ein jüdischer Prophet seine Glaubensgenossen aufzurichten sucht, indem er ihnen zuruft:

Why, let them come, one good remains to cheer;
We fear the Lord, and know no other fear.

(Nun, so laßt sie kommen, ein Gutes bleibt zu unserem Troste uns: wir fürchten den Herrn und kennen keine andere Furcht.)

Gleicht dieser Trostspruch des Propheten nicht dem, welchen der Reichskanzler dem deutschen Volke zurief, wie ein Ei dem andern?

Für die Kenner Goldsmiths indessen wird dieses Zusammentreffen des dem Stande nach bescheidenen Dichters mit dem leitenden Staatsmann Deutschlands nichts Überraschendes haben. Sagt uns doch Forster, der seine ausführlichste Lebensbeschreibung verfaßt hat, daß unzählige Gedanken, die seitdem zu geflügelten Worten in England geworden, ihm, Oliver Goldsmith, ihren Ursprung verdanken. Unter anderen sei hier nur der berühmte Ausspruch Talleyrands erwähnt: „Ils n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées", den er nämlich seinem Kapaun in den Mund legt, welcher sich über die Treulosigkeit der Menschen beschwert. Dieser Ausspruch wurde ihm bekanntlich erst durch Voltaire vermittelt, der ihn seinerseits, was allerdings nicht allgemein bekannt ist, bei Goldsmith am Schlusse eines (des dritten) seiner Essays angetroffen hatte. Diese Vermittelung an Talleyrand, oder richtiger gesagt, dieser Diebstahl des Französischen, ist in England festgestellt worden; freilich aber auch die andere Thatsache, die wir nicht verhehlen wollen, daß derselbe Gedanke sich bereits bei dem berühmten Kanzelredner Robert South vorfindet, so daß Fontenelle, wie bereits erwähnt, immer wieder Recht behält.

Leipzig. David Asher.

## G. Freytag.

### Gesammelte Aufsätze.

(Leipzig, Verlag von S. Hirzel.)

Seit einigen Wochen ist es dem Schreiber dieser Zeilen eine Lieblingsbeschäftigung geworden, vom Lesen massenhaft eingesandter Handschriften, von der Unruhe, welche so viele litterarische und „soziologische" Meinungen einer ringenden, unsicheren jüngeren Generation erregen, die alle geprüft und erwogen sein wollen, sich in das Studium dieser zwei mächtigen Bände „Gesammelte Aufsätze" von Gustav Freytag (1. Bd. Politische Aufsätze; 2. Bd. Aufsätze zur Geschichte, Litteratur und Kunst) zu flüchten. Denn obgleich auch hier nur gesammelt vorliegt, was, vom Tage angeregt, für den Tag geschrieben wurde, so strömt aus den Zeilen dieser Blätter doch eine eigene geistige Beruhigung, nicht nur, weil die Dinge, die darin verhandelt werden, überhaupt

Digitized by Google

Vergangenheit sind, sondern weil der Geist des Verfassers zur Zeit, als die Ereignisse und Erscheinungen, von denen er spricht, unmittelbare Gegenwart waren, stets in dem geschichtlichen Bewußtsein lebte, daß diese Gegenwart über ein Kleines in der Flucht der Zeit ins Vergangene zurückgeworfen sein würde. Und dann würde von all diesem Gegenwärtigen nichts übrig bleiben, als der Wert, welchen man in solchem ruhig vorschauenden und rückschauenden Sinne in die Dinge legt und im Worte festzuhalten versteht. Man wägt das Leben schon im Erleben ab. — Ein solcher Sinn, von Haus aus wohl angeboren, aber durch geschichtliche Forschung genährt und gebildet, wird geradezu zu einer Charaktereigenschaft des Schriftstellers. In Büchern, welche in früheren Jahrzehnten, als die beiden letzten dieses Jahrhunderts, geschrieben wurden, findet man mit Vorliebe an einzelnen Männern „historischen Sinn" gerühmt, während es bei einem jüngeren Geschlechte geradezu für ein Zeigen ausgesuchter geistiger Feinschmeckerei gilt, solchen Sinn für einen jener sechsten Sinne zu halten, die wie die chemischen Begriffe „Phlogiston" „Od" u. s. w. einfach aus der Sprache wahrhaft moderner Naturen auszuscheiden seien. Die „Lehren der Geschichte" vollends sind ein überwundener Standpunkt, seit ein großer Staatsmann, der freilich selbst fortwährend beweist, wie viel er der Geschichte verdankt und geschichtlich zu leben versteht, es für anziehend hielt, gelegentlich auch einmal der Geschichtsschreibung und dem Geschichtsforscher etwas Anzügliches zu sagen. Wir leben in einer Zeit der nachgeplauderten Schlagworte. Der Biertisch und das Kaffeehaus sind die Schulen des Denkens und der öffentlichen Mündigkeit; der Geist der Zeit sagt wie Daudets Numa: Quand je ne parle pas, je ne pense pas.

Es ist heilsam zu sehen an Gustav Freytags Tagesschriften für Diejenigen, welche die geschilderten Zeiten nicht miterlebten, daß derlei auch früher vorkam. Die Schlagworte waren nur ein wenig andere. Es ist heilsam zu sehen, wie ein solid gebauter Charakter von der Art des schlesischen Schriftstellers sich in einem Zeitraum von sechsundzwanzig Jahren (1848—1874) nach Kräften seiner Haut zu wehren sucht gegen diese politischen und sonstigen Schlagworte, wie er immer wieder sich selbst herzustellen sucht aus der Desorganisation des öffentlichen Lebens und Denkens und wie ihm dies mit einer gewissen ehrenfesten und unentwegten Art vorzüglich gelingt. Staatsmänner und Tagesschriftsteller, Geschichtsschreiber und schaffende Dichter, sie alle können hier lernen, was Vielen fehlt und gerade von den Begabteren schwer errungen wird: nämlich Besonnenheit.

Auch eine kleine litterarische Schwäche — wir wollen nicht verfehlen, es anzumerken — bringt freilich diese ausgeprägte Besonnenheit unseres Schriftstellers mit sich. Es gelingt ihm nämlich gar nicht recht: unbesonnen zu sein. Und er möchte doch manchmal unbesonnen sein, möchte den Schein der heiteren Unbesonnenheit erzeugen, möchte sich vielleicht anmutig und graziös vortragen. Aber die geistige Gebärde wird ein ganz klein wenig linkisch. Besonders in den Jugendschriften aus den vierziger und auch noch fünfziger Jahren. In allen Schriften Gustav Freytags kann man eine Neigung zu gewissen rednerischen Kunstgriffen bemerken, die ihre uralte Berechtigung haben wie z. B. die Apostrophe, die Anrede, sei es humoristisch oder pathetisch. Freytag verstößt oft gegen den Takt der Anwendung dieser Formen, zumal in seiner früheren Zeit. In dem Brief an den Bauer Michael Mroß, auch in dem übrigens glänzend geschriebenen Grenzbotenartikel: „Die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden" (vom Jahre 1848), in dem Aufsätzchen „Zwei Sängerinnen" wird man den Verfasser sogar noch recht in seiner rhetorischen „Sünden Maienblüte" beobachten können, wie er nach der holden Unbesonnenheit der Grazie und weltmännischen Anmut des Vortrags trachtet, aber leicht einmal den Takt des geistigen Gebärdenspiels nicht ganz klüglich innehält. Man fühlt, statt der Apostrophe, welche die Catalani wie den Bauer Mroß an dieser oder jener Stelle duzet, wäre ein andere Form des rednerischen Vortrags geschickter, anmutiger, zierlicher gewesen; der Verfasser hat einen Rock an, der nicht ganz schnittgerecht sitzt und die weltmännischen Manieren um ein kleines ins Ungeschickte zwängt. „Du hast sehr früh Triumphe gefeiert, Angelika Catalani, Du warst noch Kind, als die Gespenster der Kunst sich um Dein Haupt lagerten. Der Boselli machte Dich zu Etwas, Du wurdest seit 1800 das Entzücken von Italien, Lissabon, London und Paris." Die Apostrophe wird auf mehr als einer Seite fortgesetzt; sie schließt: „Du bist gestorben und die Sonntag geht zum Theater zurück." Es wäre eine Preisfrage für geistige Nußknacker, zu untersuchen, warum an der Stelle: „Der Boselli machte Dich zu Etwas" die geistige Stimmung, welche durch eine solche Anrede im Leser erzeugt wird, um eine kaum merkliche Kleinigkeit ins Ungeschickte verschoben wird; warum es hie und da ungelenk erscheint, wenn Freytag die undeutsche Dativwendung: „Dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem schreibenden Rohr" („Soll und haben") auch in die Prosa der Aufsätze einschmuggelt. Ganz abgesehen davon, daß dieser besitzende Dativ für ein Verhältnis, das gar nicht ein solches des Besitzes ist, mehr griechisch als deutsch ist, zeigt Freytag auch hier eine Neigung, die Wendung, die wir ja recht wohl in der Poesie verwerten, um einen ganz kleinen Grad ins Schiefe, Hinkende zu gebrauchen. Es ist um so auffälliger, als Freytag im übrigen einer der feinhörigsten Stilisten ist, die wir Deutschen besitzen. Diese Stilmeisterschaft kommt gerade in den „Gesammelten Aufsätzen" (besonders in den späteren), und zwar in den politischen nicht zum geringsten, zur überzeugendsten Geltung. Wir würden sagen, diese kleinen stilistischen Eigenheiten seien ein Zöpfchen, das dem Verfasser anhängt, wenn die Kinder eines nachlebenden Geschlechtes, welche in ihren frühesten Jugenderinnerungen ihre Mütter und Tanten noch in der Krinoline einherwalzen sahen, nicht sehr lebhaft empfänden, daß das, was in Zeiten der Krinoline und des vatermörderischen Rockkummets der Männer gedacht wurde, auch stilistisch ein klein wenig die Gebärde verrät, welche eine solche Gewandung dem sehr ehren-

Digitized by Google

werten Vorkämpfer und Vorleber des nachmaligen deutschen Reiches aufzwingt.

Dieses im edelsten Sinne altfränkische Wesen indessen ist nur der gute Untergrund für das Walten eines Geistes, dessen politischer Blick ebenso weit und gesund ist, wie sein geschichtlicher Sinn weisen Humor erzeugt, während das ästhetische und künstlerische Urteil, von gewissen Einseitigkeiten abgesehen, die einmal in der Zeitbildung selbst, zum anderen Mal in der Notwendigkeit liegen, gegen herrschende Mißstände den eigenen Sinn zu betonen, immer das reifste, immer das sachlichste, immer das sachkundigste ist. Dieser Grenzbotenberichterstatter und Herausgeber von „Im neuen Reich" mag über den Bau von neuen Theatern reden oder über den Ausbau des deutschen Staatswesens, er mag über die engeren Geheimnisse dichterischen Schaffens berichten oder über den Charakter kriegerischer Truppenbewegungen, man wird immer die sichere Einsicht bewundern, die sich ebenso anspruchslos vorzutragen weiß, wie sie unmittelbar und klar entwickelt ist. Und so wird Niemand dieses Stück vom Verfasser miterlebter deutscher Geschichte, politischer und kultureller Geschichte, ohne eine tiefere innere Bewegung durchlesen können. In den politischen Aufsätzen ist schier zu verfolgen, wie die Reinigung der öffentlichen politischen Leidenschaften durch den großen Krieg auch zu einer Reinigung der Gemütsstimmung des politischen Berichterstatters führt. Wohl versucht dieser politische Berichterstatter schon im Jahre 1848 sich über die Parteien zu stellen; aber die Satire, der Humor, mit dem er es versucht, ist nicht ganz rein; eigentümlich unruhig schillert die geistige Stimmung des Schreibers derart, daß auch bis in die kleineren Merkmale des Stiles eine Unsicherheit, ein eigentümliches Schillern im Gebrauche der Stilmittel sich verrät. Und wie geschlossen und mit wie einfachen, sicheren Darstellungsmitteln stellt sich dann die Schilderung des Kriegslebens von 1870 im beruhigten Geiste des Verfassers hin. Diese Kriegsberichte gehören wohl zum allerbesten, was Freytag geschrieben hat; zum besten, was überhaupt je in dieser Art geleistet ward. Eigentümlich ist die ruhige Zuversicht, die aus der schier unbewußten Handhabung der stilistischen Pinselführung spricht; sie ist so ganz der Ausdruck der strammen, einfachen, bescheidentlichen Stimmung, der heimlich festlichen Stimmung, in der unsere „alten Herren" — so müssen ja wohl wir Jüngeren sagen, wir Altersgenossen Wilhelms II, die noch nichts derart vollbracht, — damals hinauszogen, um die Franzosen zu schlagen.

Manches, darum gerade in diesen Tagen der Streit der Parteien heftig tobt, erscheint in der Beleuchtung der Freytagschen Erlebnisse und Schriften deutlicher und man wird mit größerer Ruhe gar Vieles ansehen, wenn man mit Freytag den Gang so mancher Ereignisse erwogen hat. Es erregte vor einiger Zeit, als das Tagebuch des Kaisers Friedrich davon meldete, wie langsam Wilhelm I. sich mit der Idee der deutschen Kaiserkrone versöhnt, wie sehr mit Widerstreben er sie angenommen habe, eine Art öffentlicher Verwirrung. Nun, auch Gustav Freytag war im Gefolge Friedrichs; und man höre, was dieser preußisch-deutsche Patriot während der Verhandlungen um die Kaiserwürde in den „Grenzboten" schrieb und 18 Jahre später wieder abdrucken läßt:

„Dort an der Seine eine Not-Republik unter despotischen Führern in den letzten Zügen, an der Spree ein neues Kaisertum, durch die deutschen Fürsten beantragt, im Entstehen. Uns Altpreußen möge man verzeihen, wenn wir diese Veränderung nicht ganz so anschen, wie wohl andere Patrioten. Sie soll nützlich sein, auch günstig wirken im deutschen Süden. Wir aber waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Heer-Königtum unserer Hohenzollern etwas Neues in der Welt und etwas Besseres und Stolzeres sei, als die alte Kaiserkrone; es wird darum im Augenblick Manchem unter uns nicht ganz leicht, die Zuvorkommenheit deutscher Fürsten nach Gebühr zu würdigen." — Man sollte angesichts solcher ruhig ausgesprochener Meinung überhaupt mit etwas geschichtlichem Sinne das Vergangene und Gegenwärtige überdenken, um weniger ängstlich, weniger empfindsam zu sein. Trotz der Bedenken dieser altpreußischen Patrioten ist das Reich wohl begründet und wie Gustav Freytag sich sehr bald in dieses neue Kaisertum gefunden hat, so ist es auch Anderen gegangen. Die jüngeren Geschlechter werden aus derartigen Äußerungen keineswegs wankend werden in ihrer festen Reichsgesinnung; sie werden nur Geschichte daraus lernen. Und ein Buch, worin Geschichte im feinsten Sinne zu lernen ist, sind diese Freytagschen Aufsätze.

Auch Kulturgeschichte; auch Geschichte der Dichtkunst. Auch in ihr liegen andere Aufgaben vor den nachkommenden Geschlechtern. Manche Meinung des Verfassers in poetischen Dingen wird man nicht teilen. Aber aus allen wird man viel lernen. Bleibend dürfte fast alles sein, was Freytag über die Technik des dramatischen Schaffens in den Aufsätzen über Otto Ludwig, Grillparzer, Geibel, Kruse u. a. sagt. Für durchaus wahr halten wir die Ansicht, daß der Verfall der deutschen Schauspielkunst und dramatischen Dichtung von den allzugroßen Schauhäusern wesentlich beeinflußt ist. Und viele andere Bemerkungen, Untersuchungen und Andeutungen des Verfassers werden sich der geistigen Habe des Lesers als fruchtende Bestandteile zugesellen. Das klare geschichtliche Bewußtsein vom Wandel der Zeiten und von dem was unwandelbar sein sollte in ihnen, verläßt den Verfasser bis zum Ende seiner Arbeiten nicht; dem jungen Geschlechte sagt er:

„Andere Aufgaben und in Vielem eine reichere Ausstattung erhält das junge Geschlecht, welches unter dem Banner des deutschen Reiches heranwächst, ihm wird leicht werden, Unvollkommenes und Beschränktes in den Charakteren und der Bildung der nächsten Vorfahren zu verstehen. Ihnen aber soll die Siegessäule als Mahnung stehen, daß sie in der größeren Freiheit, Sicherheit und Reichlichkeit ihres Daseins auch die gleiche Opferwilligkeit für den Staat und die Hingabe an die hohen Aufgaben der Menschheit bewahren, durch welche ihre Väter so Großes erreichten." — Möchte es so sein und werden! —

Wolfg. Kirchbach.

Digitized by Google

## Aus dem kanonisch-buddhistischen Buche: „Sutta Nipâta.“*)

### Dhaniyasutta.

**Ein Zwiegespräch zwischen dem reichen Herdenbesitzer Dhaniya und Buddha, von welchen der Eine seine Befriedigung in seiner Sicherheit, der Andere in seiner religiösen Zuversicht findet.**

Dhaniya spricht: „Ich habe meinen Reis gekocht, ich habe meine Kühe gemolken, zusammen mit einem Genossen lebe ich an den Ufern des Mâhi, mein Haus ist gedeckt, das Feuer brennt, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Bhagavat (Buddha) spricht: „Ich bin frei von Zorn, frei von Eigenwillen, ich verweile für eine Nacht an den Ufern des Mâhi, mein Haus ist ungedeckt, das Feuer (der Leidenschaften) ist erloschen. Wenn Du willst, regne o Himmel.“

Dhaniya spricht: „Stechmücken finden sich nicht bei mir, meine Kühe durchstreifen die Wiesen, wo in seiner Fülle das Gras steht, und sie können den Regen ertragen, wenn er kommt, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Bhagavat spricht: „Ich habe mir in Nibbâna ein wohlgebautes Boot gezimmert, ich bin hinübergefahren, ich habe das jenseitige Ufer erreicht, nachdem ich der Leidenschaft Strom überwand; kein Boot habe ich mehr vonnöten. Darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Dhaniya spricht: „Mein Weib ist gehorsam, nicht leichtfertig, lange Zeit lebt sie mit mir vereint, sie ist anmutig, nichts Sträfliches hör ich von ihr. Darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Bhagavat spricht: „Mein Geist gehorcht mir, befreit von allem Weltsinn, lange Zeit hindurch wurde er wohl erzogen und machtvoll gebändigt, fürderhin ist nichts Böses in mir, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Dhaniya spricht: „Ich ernähre mich durch das, was ich mir selbst erwerbe, gesund sind um mich alle meine Kinder, nichts Schlechtes hör ich von ihnen. Darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Bhagavat spricht: Ich bin keines Menschen Diener, mit dem was ich erworben habe, wandere ich in der der ganzen Welt umher, zu dienen brauche ich nimmer, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.

Dhaniya spricht: „Mein sind Kühe, mein sind Kälber, mein sind kalbende Kühe, mein sind junge Kühe, mein ist auch ein Stier, als ein Herr über die Kuhherde, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Bhagavat spricht: „Ich habe keine Kühe, ich habe keine Kälber, keine kalbenden Kühe nenne ich mein eigen und keine jungen Kühe, keinen Stier habe ich, als einen Herrn über die Kuhherde; darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Dhaniya spricht: „Die Pfähle sind eingerammt und können nicht gelockert werden, die Stricke sind aus Muñga-Gras gedreht, sie sind neu und gut gefertigt, die Kühe werden sie nicht zu durchbrechen vermögen, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

„Nachdem ich gleich einem Stiere die Fesseln zerrissen, gleich einem Elefanten die Schlingen des Galucchi durchbrochen habe, werde ich nicht wieder in einen Mutterschoß gelangen, darum, wenn Du willst, regne o Himmel.“

Da auf einmal strömte ein Regenguß hernieder, erfüllend Meer und Land.

Als Dhaniya den Himmel regnen hörte, sprach er wie folgt: „Fürwahr kein kleiner Gewinn ist uns dadurch geworden, daß wir Bhagavat geschen; wir nehmen Zuflucht zu Dir, o Du, der Du ausgestattet mit der Weisheit Auge: Sei Du unser Lehrer, o großer Weiser Du!

Wir sind gehorsam, mein Weib und ich; wenn wir ein heiliges Leben vor Sugata führen, dann werden wir Geburt und Tod besiegen und dem Leiden ein Ziel setzen.“

„Wer Söhne hat, erfreut sich seiner Söhne,“ — so sprach der böse Mâra — „wer Kühe hat, erfreut sich der Kühe auch, denn Upadhi (das Ding) ist der Menschen Lust, doch der, welcher keine Upadhi hat, hat keine Lust.“

„Wer Söhne hat, hat Sorgen durch seine Söhne,“ — so sprach Bhagavat — „wer Kühe hat, hat auch durch seine Kühe Sorgen, denn Upadhi ist die Ursache von den Sorgen der Menschen, doch der, der kein Upadhi hat, ist der Sorgen ledig.“

Frankfurt a. M. Dr. Arthur Pfungst.

*) Von den Delegates der Oxforder Universität wurde dem Herrn Übersetzer des hier mitgeteilten Bruchstückes die Übertragung des 10. Bandes der „Sacred Books of the East“ anvertraut. Es ist zum ersten Male, daß dieses alte heilige Buch der Inder verdeutscht wird. (D. H.)

## Auf der Engelsbrücke.

Von der Engelsbrücke höchstem Bogen
Blickt' ich mit der heißgeliebten Frau
In der wild geschwellten Tiberwogen
Nasses, gelbdurchflossnes Grau.

„Sage, röm'scher Strom, o sag' mir, Tiber,
Warum peitscht die Pfeiler deine Flut,
Wie empört von wildem Hassesfieber,
Warum schäumst du so vor Wut?“

„Kön'ge, Konsuln, Kaiser, Päpste schauten,
Stolze Römer, stolz in deinem Strom,
Freiheitsherrscher preist mit Jubellauten
Heut' sogar das ew'ge Rom.“

Antwort rauscht der Tiber gurgelnd heiser:
„Menschenjubel schwankt im Wind wie Rauch.
Menschen nur sind Kön'ge, Päpste, Kaiser,
Menschen Freiheitsfürsten auch.“

„Menschenelend fühl' ich, kalt und brausend,
Ewig über meine Wellen weh'n.
Menschentücke hab' ich manch Jahrtausend,
Menschenliebe kaum gesch'n.“

„Wenn einander sie verschonen, beugen
Freie Schöpfungsmächte sie ins Joch.
Sind die Pfeiler dieser Brücke Zeugen
Ihrer schnöden Herrschsucht doch'“

„Ewig nennt sich Rom. Doch ewig dauern
Keine Werke von der Menschen Hand,
Dauern nicht einmal die Quadermauern,
Welche dämmen meinen Strand.“

„Kommen wird der Tag, wo Brücken fallen,
Dämme brechen vor der Schöpfung Zorn,
Meine Wogen frei zum Meere wallen,
Ew'ger Freiheit klarem Born.“

„Kommen wird der Tag, wo einer Wüste
Roma gleichen wird, wie Babylon,
Wo der Menschheit große Blutschuld büßte,
Einsam, stumm, ihr letzter Sohn.“

Digitized by Google

Also scholl es, dumpf wie Totenglocken;
Hoch und höher schwoll das wilde Naß.
Die Geliebte lehnte sich erschrocken
An mich an, zu Tode blaß.

Karl Woermann.

## Wahrheit und Schönheit.

Keine Schönheit ohne Wahrheit!
Das ist klar und sonnenhell.
Aber suchst du höhre Klarheit,
„Was ist Wahrheit?" tönt es gell
„Was ist Wahrheit?" Stets verschieden
Spiegelt sich im Menschengeist,
Was im Weltall wie hienieden
In uralten Bahnen kreist.

Doch die Wahrheit zu ergründen,
Die der Schönheit Mutterschoß,
Braucht kein Licht sich zu entzünden
Deinem Blicke schattenlos.
Kunst kann nur die Wahrheit werden,
Die auf ird'schen Grund gestellt;
Und der Wahrheit ist auf Erden
Immer Irrtum zugesellt.

Frisch geseh'n mit eignen Augen!
Frisch gefühlt mit eigner Brust!
Schönheit aus der Wahrheit saugen
Kann nur Jugendschaffenslust:
Wie die Wahrheit, mannigfaltig,
Sich in tausend Strahlen bricht,
Ist die Schönheit vielgestaltig:
Eine Schönheit giebt es nicht.

Karl Woermann.

## Ich habe nicht um mich geweint —

Ich habe nicht um mich geweint
Und nicht geklagt um meinetwillen —
Nun kann der Glückesstern, der mir scheint,
Auch meines Herzens Sturm nicht stillen.

Ich kann im eignen engen Heil
Nicht leichtbeschwichtigt untersinken.
Freiwillig werd' ich meinen Teil
Vom großen Daseinsschmerze trinken.

Ich nehm' ihn nicht, den falschen Trost!
Ich lass' dich, Seele, nicht bethören!
Ich will den Strom, der ewig tost,
Durch meine Nächte rauschen hören!

Nach all den Thränen schmeckt mein Brot,
Die je die Kümmernis vergossen.
Ich stehe fest im Kampf der Not
Mit euch, ihr ringenden Genossen!

Wenn allen erst die Sonne scheint,
Dann will auch ich die Thränen stillen.
Ich habe nicht um mich geweint
Und nicht geklagt um meinetwillen!

Frida Schanz.

## Amerikanische Amazonen.

In der Hauptsache leiten sich die amerikanischen Amazonen-Sagen auf die Teilnahme der Frauen an dem Waffenhandwerk der Männer bei kriegerischen Horden zurück, mitunter wird ihnen aber, gewissermaßen in einer Art Gegensatz zu den Frauenmännern, die überall in Nord- und Südamerika mit einem Anstrich von Heiligkeit bekleidet erscheinen, der Charakter von Männerfrauen beigelegt, in mehr neutraler Geschlechtslosigkeit. So sagt Herrera, daß sich unter den Indianern Brasiliens Frauen finden, die das Gelübde der Keuschheit übernommen hätten und, als Männer gekleidet, in den Krieg zögen, und nach Oviedo war in Nao oder Zamba, bei Cartagena oder Caramari, der Brauch anerkannt, daß unverheiratete Frauen, die ihre Keuschheit zu bewahren wünschten, Bogen und Pfeil aufnahmen und dann die Männer auf ihren Kriegszügen begleiteten.

In Zeiten der Not ergriffen auch die verheirateten Frauen die Waffen, um sich in Reih und Glied zu stellen, wie im Jahre 1509 gegen Hojeda, gegen Benalcazar in Quito, in Cumana und bei Tupis oder gegen Soto bei Tula in Florida, wo auch in Mavila, dem Sitze des mit Cofa kämpfenden Caziken Tascaluya, Frauen und Männer in Kampfgenossenschaft lebten.

Als Guzman nach dem Pueblo de Ziguatlan gelangte, „no se halló sino mujeres, y muy poco ó casi ningun varon", (waren nur Frauen und nur wenige junge Männer vorhanden) und da die Frauen bei Abwesenheit ihrer Männer auf einem Kriegszuge bereit gewesen sein würden, persönlich Haus und Herd zu verteidigen, so war der Name der Amazonenstadt bald fertig. Hierfür gilt also Thevenots Ausspruch: „Il n'en est rien" mit den Redereien von Amazonen am Marañon, wo sich die Frauen in Abwesenheit ihrer Männer auf dem Fischfange gegen die Angriffe von Flußpiraten zu wehren pflegten, wie es wohl anderswo ebenso geschehen würde, so lange der wilde Zustand noch keine Nervositäten zugelassen hat.

Daß die Amazonenmythen in den sozialen Verhältnissen Südamerikas einen natürlicheren Boden fanden als anderswo, zeigt, wenn auch manche Züge von den Spaniern aus ihren Schulerinnerungen hinsichtlich der pontischen Amazonen übertragen sind, ihr Wurzeln auf einheimischer Grundlage aus den altperuanischen Überlieferungen.

Schon Zapalla, der Gegner des kriegerischen Cari von Coquimbo, bekämpft in Collao die Amazonen, schon vor den Inca, aber zur Zeit des Frieden stiftenden Viracocha, und der später geschichtliche Viracocha schickt von Loxa aus eine Expedition zu den Cofanes, um das Land der mit den Männern kämpfenden Amazonen aufzusuchen. Auf dem Feldzuge gegen Caravaya war es dem Tupac-Inca-Yupanqui beschieden, gleich einem zweiten Alexander dem Großen, an die Grenzen des Grauen-Landes Huarmi-Auca zu gelangen und auf den beschwerlichen Wegen der Anden bauten in Escaya-oyas Affen Rankenbrücken über die Flüsse, wie in Ostindien Hanuman und seine Gesellen die Brücke über den Meeresarm für Rama. Als die durch die Frauen der Quillaca in Harmi-Pucara (Frauen-Festung) besiegten Quichua von den Collas bedrängt wurden, erlitten diese eine Niederlage gegen Tapac-Inca-Yupanqui, und Chuchi-Capac mit seinen Häuptlingen flüchtete unter Frauenkleidung in die Provinz der Lupacas, wo sie indeß in die Gefangenschaft der Inca fielen und in den See von Urcos geworfen wurden. Bei Almagros Expedition nach Chile erzählten die Indianer von einem Flußlande, daß nur von Frauen bewohnt würde. Sie duldeten keine Männer unter sich, außer zu gewissen Zeiten, um ein kurzes Eheleben zu führen. Brächten sie Söhne zur Welt, so

Digitized by Google

schickten sie dieselben ihren Vätern zu, die Mädchen dagegen behielten sie bei sich, um sie zu erziehen. Sie würden von einer Königin, die den Namen Gabaymilla (Goldhimmel) führe, regieret und ständen unter der Oberhoheit eines benachbarten Fürsten. Orellana erfuhr von den Indianern am Marañon, daß einige Tagereisen weiter ein Land sich befände, das nur von Weibern bewohnt werde. Sie verständen es, trefflich Krieg zu führen und verteidigten sich tapfer gegen ihre Nachbarn. In Yucatan hörte Grijalva von Amazonen, welche gewisse Inseln bewohnten, und Cordova kam 1517 von Cuba aus nach der Isla de Mugeres (Frauen-Insel) mit vielen Götzen, auch in dem „Punta de las Mugeres“ genannten Vorgebirge Yucatans fanden die Spanier, wie Garcia erzählt, viele Frauen darstellende Idole. In Colima soll Sandoval von den Amazonen in Civatlan gehört haben, wie Gomara erzählt, aber nach Herrera war es nur die Übersetzung dieses Namens Civatlan oder Cuatlan (lugar de Mugeres, Aufenthalt der Frauen, Stätte der Frauen), welche Anlaß gegeben habe zu den über eine reiche Amazonen-Insel jenseits Yucatans umlaufenden Erzählungen. Guzman vermutete (1530) die Amazonen jenseits Azatlans, wäre indeß nach Samanos Bericht auf dem Feldzuge gegen die Teuler Chichimecas nach dem „Pueblo (Dorf) de las Amazonas“ gekommen, zwischen Tepic und Culiacan gelegen, -- wo es also die Liebhaber suchen könnten. Letztere müssen aber vornherein darauf verzichten, diese Amazonen, auf Pferden reitend, wie die pontischen, sich vorzustellen, denn das erste Pferd wurde nach dem amerikanischen Archive in Sevilla in die neue Welt von Don Petro de Mendoza eingeführt.

Dr. A. Berghaus.

## Litterarische Neuigkeiten.

Aus mannigfachen Gründen scheinen sich die beiden Lehren des Individualismus und Sozialismus einander ausschließen; aus denselben Gründen muß man, wenn man nicht überhaupt auf jede Parteinahme verzichtet, der einen anhängen und folglich die andere von sich weisen; dennoch teilt Emile Beaussire, Mitglied des Instituts diese Ansicht nicht und versucht eine Einigung in seinem Buche: **Les Principes du droit**, welches im Verlage von Felix Alcan, Paris, erscheint. Herr Beaussire ist Eklektiker, Herr Beaussire ist nicht etwa der erste Beste, Herr Beaussire hat einen allen den Vernunftsfolgerungen gar zugängigen Geist, die etwa zu Gunsten der verschiedenen Lehren in's Feld geführt werden könnten; nichtsdestoweniger ist Herr Beaussire mit seinem Einigungsversuche gar kläglich gescheitert und zwar einfach, weil eine Einigung in diesem Punkte unmöglich ist.

L. v. H

**Amerikanische Reiseschilderungen.** Ueber eine Reihe sehr fesselnder Reiseschilderungen in nordamerikanischen Gebieten berichten die „Literary News“ vom Januar d. J. Eine besondere Anziehungskraft für amerikanische Reisende hat in neuerer Zeit besonders das erst seit 40 Jahren in den großen nordamerikanischen Staatenbund aufgenommene Gebirgsland Kalifornien, welches bis vor kurzem der gebildeten Welt noch immer eine terra incognita geblieben ist und nur durch die berühmten Schilderungen von Land und Leuten eines Bret Harte einiges, man darf sagen feuilletonistische Licht erhielt. In jüngster Zeit beschäftigten die Pacifikstaaten aber auch die wissenschaftliche Welt und eine ganze Anzahl höchst lehrreicher Bücher sind diesem Interesse entsprungen. Charles Nordhoff ließ ein Werk erscheinen **„Peninsular California“** (New-York, Harper), das eine Menge packender Schilderungen der geschichtlichen, politischen, statistischen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Eldorados europamüder Abenteurer enthält. Charles Dudley Warner's neues Buch **„On Horse-back** etc. with notes of travel in Mexico and California“ (New-York Houghton & Co.), bietet ebenfalls sehr fesselnde Abschnitte; die Sprache erhebt sich zuweilen bis zur dichterischen Schönheit und Anmut. Ein anderes Schriftchen führt uns zu einer Niederlassung der Franziskaner in den Thälern des reichen Goldlandes: **Mrs. K. S. Torry**: „Sketches of the old Santa Barbara Mission“; reizende Zeichnungen verhelfen uns zum Verständnis dieser so eigenartig mit californischem Leben verwachsenen Kulturniederlassungen, deren einebereits von Bret Harte in der feinen Novelle: „The Angelus“ meisterhaft geschildert worden ist. Ebenfalls mit Territorien der amerikanischen Westküste beschäftigen sich drei fernere Werke: W. H. H. Murray: **„Daylight Land“** (New-York Cupples & Hunt), malt die farbenprächtigen Szenerien von Südkanada, Columbien, Vancouver und Victoria mit kundigen Pinselstrichen. 140 Bilder verleihen dem glänzenden Buche einen ganz besonderen Reiz. Ein bei Longmans & Co. erschienener Band, der den wenig klaren Titel „B. C. 1887“ trägt, schildert gleichfalls eine Wanderung durch Britisch Columbia, als dessen Verfasser sich A. Lees und W. J. Clutterbuck nennen. Mit dem Rufe: „Westward ho!“ führt uns auch ein Band von **Edwards Roberts** „Shoshone and Other Western Wonders“ (New-York, Harper) nach dem fernen Westen der Koloradogebirge. Der Verfasser versetzt uns in die Wunderwelt des Geysers von Yellowstone, des dem Niagara an Großartigkeit gewachsenen wenn nicht ihn übertreffenden Shoshonefalles, in die Gletscherwelt des Pikes Peak. Die Bewunderung des Verfassers, sein Enthusianismus in der Beschreibung der von ihm bereisten Gebiete, hat etwas ansteckendes.

v. S.

Die litterargeschichtliche Abteilung der **ungarischen Akademie der Wissenschaften** hat beschlossen, im Jahre 1889 drei Bände dichterischer Schöpfungen aus dem XVI. Jahrhundert, die Psalmenübertragungen Simon Péesis, wie auch dessen Kirchenlieder, ferner einen Band litterargeschichtlicher Denkmäler aus dem XVI. Jahrhundert herauszugeben. Von den im Druck befindlichen Briefen Kazinczys erscheint schon in nächster Zeit der erste Band. Kazinczy, der Wiedererwecker der ungarischen Litteratur, hat für die Deutschen insofern Bedeutung, als er der Erste war, der deutsche Dichtungen in seine Muttersprache übertrug, darunter Werke von Goethe, Lessing und Klopstock, welche die Entwickelung seiner vaterländischen Litteratur sehr beeinflußten. Er stand auch mit bedeutenden deutschen Dichtern und Denkern in brieflichem Verkehre.

H. G.

Friedrich Nietzsche hat seinem „Fall Wagner“ ein neues, jedenfalls ebenso merkwürdiges, die Controverse aller Gebildeten hervorrufendes Buch folgen lassen; es führt den merkwürdigen, aber für Nietzsche sehr bezeichnenden Titel: **„Götzendämmerung, oder: Wie man mit dem Hammer philosophiert“** (Leipzig, C. G. Naumann). Im gleichen Verlage wird nächstens eine Schrift desselben Verfassers „Ecce homo. Wie man wird, was man ist,“ erscheinen.

Friedrich Spielhagen beabsichtigt, sein Glück wieder einmal auf der Bühne zu versuchen, wie er bereits 1874 mit dem Schauspiel „Liebe für Liebe“ mit Erfolg gethan. Das Stück wird gleich dem früheren die deutschen Befreiungskriege zum zeitlichen Hintergrund, aber eine frei erfundene Haupthandlung haben.

**Russische Litteratur.** Ein bedeutendes, auch für das Ausland interessantes Werk ist das Buch des russischen Professors N. Kariejew „Cadienje Polszi w istoriczeskoj litieraturie“ (Petersburg 1889). Der durch seine Arbeiten über die Geschichte Polens, sowie durch eine Vorlesung über die Rolle des polnischen Adels bekannt gewordene Forscher liefert in diesem Werke eine kritische Übersicht der Ansichten über den Untergang Polens. Was zunächst die polnischen Geschichtsschreiber anbelangt, so folgen sie sämtlich jenen zwei Richtungen, welche für den letzten polnischen Reichstag kennzeichnend waren: während Nsmnewicz seine Ansichten aus dem monarchischen Standpunkt ent-

Digitized by Google

wickelt, steht Lelewel auf demokratischem Boden; die heutigen Krakauer Historiker kehren an dem Gesichtspunkte Namnewiczs zurück. Im Auslande befaßten sich hauptsächlich französische Forscher mit diesem Wendepunkte der polnischen Geschichte; so vor anderen Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Mably, Rulhière. Aber die deutschen Historiker waren es, die zuerst auf archivalischem Material begründete Forschungen einleiteten und veröffentlichen. Den Anfang hierzu machte Kurd von Schlözer im Jahre 1859. Ein verdienstvolles und belehrendes Werk verspricht S. Maksimows Untersuchung über die Entstehung und die Bedeutung des russischen Sprichwortes zu werden. —n. -

Freunde der Volkskunde, deren es gewiß auch viele unter den Lesern des „Magazins" giebt, machen wir auf **„Nyare bidrag till kannedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif"** (Neuere Beiträge zur Kenntniß der schwedischen Provinzdialekte und des schwedischen Volkslebens), eine Zeitschrift, die im Auftrage der Provinzdialektvereine in Upsala, Helsingfors und Lund von dem Universitätsdozenten J. A. Lundell herausgegeben wird, hiermit ganz besonders aufmerksam. Unter der vorzüglichen fachmännischen Leitung des bekannten Herausgebers hat sich diese Zeitschrift während ihres nunmehr bereits 10-jährigen Bestandes in den gelehrten Kreisen der Sprachforscher und Folkloristen einen ausgezeichneten und wohlverdienten Ruf erworben. Manche darin erschienene Arbeit, so z. B. gleich die für die Phonetik überaus wichtige Abhandlung des Herausgebers über das Alphabet der schwedischen Provinzdialekte (im 1. — bereits vergriffenen — Jahrgange) ist von grundlegender Bedeutung. Dermalen liegen uns die beiden ersten Hefte des Jahrganges 1888 vor. Das eine enthält einen (82 Seiten langen) Bericht der bekannten schwedischen Folkloristin Eva Wigström über ihre Wanderungen in Schonen und Bleking, das andere ein Verzeichnis über die Personen- und Ortsnamen der Kirchspiele Lulcås von E. O. Nordländer, sowie eine Liste schwedischer Volksetymologien von Prof. A. Noreen. Frau Wigströms Beitrag bildet zugleich die Einleitung zur dritten Sammlung schwedischer Volksdichtung, welche den 8. Band der Zeitschrift füllen wird und als Fortsetzung der beiden früher von dieser Dame veröffentlichten Sammlungen betrachtet werden soll. „Svenska landsmålen" erscheint in Stockholm im Verlage von Samson & Wallin.

Der norwegische Geschichts-Quellenschriftenfonds, dem die Wissenschaft bereits so viele wichtige Veröffentlichungen zu verdanken hat — wir nennen hier nur die isländischen Quellenschriften Flateyarbók und Frisbók — hat nun auch sämtliche isländischen Annalen bis zum Jahre 1578 neu herausgegeben. **(Islandske Annaler** indtil 1578. Udgivne for det norske historiske Kildeskriftfond ved Dr. Gustav Storm. Christiania, 1888). Ursprünglich dem rühmlichst bekannten isländischen Gelehrten und Politiker Jón Sigurdsson übertragen, wurde die Herausgabe nach dem Tode desselben (1879) in die Hände des berufensten Ersatzmannes, G. Storms, Professors der Geschichte an der Universität Christiania, gelegt. Storm hat das bereits von Sigurdsson gelieferte Material durchgesehen, korrigiert und ergänzt, das ganze Werk zum Druck befördert und mit einem 84 Seiten langen Vorworte versehen, worin die 10 zum Abdruck gelangten Annalen diplomatisch beschrieben und besprochen, sowie Alter und Ursprung der isländischen Annalen, dieser jüngsten Form der isländischen Geschichtsschreibung, mit dem Aufwande verblüffender Gelehrsamkeit nachgewiesen werden. Auf die einzelnen Annalen kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden. Es seien nur folgende allgemeine Sätze aus Storms Untersuchungen im Vorworte mitgeteilt. Alle isländischen Annalen gehen von einer Redaktion aus, indem große Partien in allen Annalen wörtlich übereinstimmen; sie haben auch alle ein gemeinsames chronologisches System und gemeinschaftliche Hauptquellen. Was die letzteren betrifft, so waren dieselben — insoweit es sich nicht um die Geschichte Islands selbst handelt — ausländische, und zwar vor Allem weltgeschichtliche (so: Ekkehard von Auras „Chronicon universale", Sigibert von Gemblouse „Annalen" und Petrus Comestors „Historia scholastica"), ferner geschichtliche Werke über einzelne Länder (England, Dänemark, Norwegen). Für die isländische Geschichte waren die älteren Islendingabók des Are frode, die Hungrvaka und andere Bischofssagas, sowie Sturlas (ursprüngliche) Islendingasaga die Hauptquellen. Während jedoch im ganzen die isländischen Annalen auf eine gemeinsame Redaktion und eine Reihe gemeinschaftlicher Quellen hinweisen, so zeigen doch die verschiedenen Rezensionen auch von verschiedenen Einwirkungen, die wieder Zusätze verschiedener Art zur Folge hatten. Der ursprüngliche Grundstamm für die isländischen Annalen ist um das Jahr 1280, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach im Stifte Skálholt. P.

**Maiwas revenge, or she was of the little hand.** By Rider Haggard. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Es ist wirklich viel, daß dem deutschen Publikum eine solche Geschichte, wie die vorliegende, geboten werden kann; denn bei uns würde kein Verleger einen solchen Robinsoniade abfassen, noch weniger aber, wenn er sie geschrieben hätte, einen Verleger dafür finden. Zentral-Afrika zum Schauplatz zu wählen, heißt seinem Pegasus stark die Sporen fühlen lassen. Dort auf die Jagd gehen, Büffel, Hippopotamus und Elefanten erlegen, mag man aus einem Reisebuche ablesen; dann aber eine schwarze Schöne auftreten lassen, die in ihrer Schürze, dem dürftigen Bekleidungsstücke einer Afrikanerin, eine kleine vertrocknete Kinderhand aufbewahrt, von dem Kinde, das ihr Gatte, der Häuptling ihres Stammes, ihr gemordet, wofür sie nun mit Hilfe dieser weißen Jäger Rache zu üben nehmen will, das ist doch fast zu kindlich, als daß es selbst Kinder interessieren könnte, die sich noch dazu wundern werden, wie gut sich dieser junge Engländer, der Held des Buches, mit dieser Wilden unterhält. — Papier und Druck ist sehr vorzüglich, wenn das den Leser entschädigen kann für den dürftigen Inhalt. A. Böltz.

(Wir vermögen diesem Urteil nicht beizustimmen. D. H.)

**Die Gred.** Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt, 1889. So oft wie Georg Ebers, der Liebling der deutschen, namentlich weiblichen Lesewelt, wechselt wohl kein Schriftsteller mit dem Schauplatze und der Zeit, wo seine Romane spielen. Er führt uns z. B. — um nur einige anzuführen — in „Uarda" und der „Ägyptischen Königstochter" ins graue Altertum und nach dem Lande des heiligen Nil, in welchem auch einer der Romane aus der zweiten Periode, welche das Zeitalter in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt behandeln, spielt, es ist „Homo sum". Mit der „Frau Bügemeisterin" tritt der gefeierte Autor sozusagen in eine dritte Periode, der auch der vorliegende Roman angehört, wo er den Ausgang des Mittelalters zur Zeit und die blühende, berühmte Reichsstadt Nürnberg zum Schauplatz seiner Dichtung gewählt hat. Und er hat jenes derbe, kräftige Zeitalter, das Leben und Weben unter den „Geschlechtern" und „Zünften", vor Allem aber die Familie der „Gred" mit ihren „Sippen" und ihrer „Freundschaft" so lebenswahr und treffend geschildert, daß es ein wahrer Genuß ist, das Buch zu lesen. Da ziehen sie an uns vorüber, die Behaim, Holzschuher, Tucher, Waldstromer, Im Hoff, Schopper und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die ehrenfesten Männer und „minniglichen" Frauen, da lesen wir von Freud und Leid, Wohl und Wehe, das den versippten und verschwägerten patrizischen Geschlechtern das Leben in bunter Reihe brachte! Und wie überall im Leben, so ist auch hier die „Minne" die mächtige Triebfeder zu Allem, verschmähte, flatterhafte, beständige, zärtnende und verzehrende Liebe. Die beiden weiblichen Hauptgestalten, „Gred" und „Ann" sind überaus wohlgelungen und wohlgeeignet, die Teilnahme des Lesers im höchsten Grade zu erregen, was auch bei den beiden „Mannen", Jakoba und Metz, der Fall ist. Männliche Gestalten sind in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit vorgeführt, von ihnen selen nur die bedeutendsten hervorgehoben. Da ist vor Allem der glänzende „Älteste", der „Herdegenbruder", dann Bruder Kuna, der etwas von Brackenburgschem Charakter ist, ferner Hans Haller, der Großohm im Hoff, der Reichsforstmeister und sein Sohn Götz. Meisterhaft ist das Verhältnis Herdegens zu den beiden Nebenbuhlerinnen, Ann und Ursula, geschildert

Digitized by Google

während die geschwisterliche Liebe der drei verwaisten Schopperschen Kinderlein gewiß manches zärtliche Elternherz unter den Lesern rühren wird.

## Bühnenschau.

Sardous „Marquise" ist bei ihrer kürzlich erfolgten Aufführung im Vaudevill theater in Paris vom Publikum halb und von der Kritik ganz abgelehnt worden.

Ibsens neuestes Schauspiel „Die Frau vom Meere" errang bei seiner am 12. Febr. in Weimar stattgehabten Erstaufführung einen in schauspielerischer Beziehung vollen Erfo g.

Alexandre Dumas' (fils) dreiaktiges Lustspiel „Monsieur Alphonse" ist am Pariser Theater Gymnase kürzlich wiederaufgeführt worden und wird von vorurteilsfreien Beurteilern als das gehaltvollste Stück dieses Bühnendichters bezeichnet.

Alexander Kiellands jüngstes Werk, ein Schauspiel in Ibsens Art, welches sich „Der Professor" nennt, soll demnächst an nordischen Bühnen zur Aufführung kommen.

Heinrich Bulthaupts Schauspiel in vier Anfzügen „Der verlorene Sohn" erntete bei seiner Aufführung am Bremer Stadttheater reichen Beifall.

„Mädchenaugen", das neueste vieraktige Lustspiel von Francis Stahl, ging im Hamburger Thalistheater mit Erfolg in Szene.

Ein grosses Volksschauspiel, dessen Verfasser Reichsarchivrat Schäffler ist, soll im Juli d. J. in Würzburg mit 275 Darstellern und 60 Musikern zur Aufführung gelangen.

Das Festspiel „Die schöne Else" von der rheinischen Dichterin Johanna Balz, das sich eine Hohenzollernsage zum Vorwurf nimmt, ist in Bochum zu wiederholten Malen zur Aufführung gelangt.

## Novellistische Rundschau.

**Frankreich:** Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen der jüngsten französischen Romanlitteratur ist entschieden ein Novellenband von Octave *Feuillet*, La divorce de Juliette. Charybde et Scylla. Le Curé de Bourron. (Paris, Calmann Lévy). — Großes Interesse beansprucht auch ein posthumer Roman von *Stendhal* (Marie Henri Beyle), Lamiel. Herausgeg. von Casimir Stryenski. — Les *types de Paris*, illustrés par J. F. Raffaëlli, nennt sich eine Sonderausgabe des Figaro. Diese enthält u. a. Tournées de province. — Delannay à vingt ans. Von Alphonse *Daudet*. — Les petites marchandes des rues. Von Henry *Gréville*.. Der erste Band bringt daneben eine Vorrede des bekannten Figaroplauderers Albert Wolff über den Zeichner Jean-François Raffaëlli. Unter dem gleichen Titel sollen in den folgenden Heften Studien von Edmond de Goncourt, Emile Zola, Guy de Maupassant, Jean Richepin, Paul Bourget, Paul Bonnetain u. a. erscheinen. — Fernere jüngst erschienene Romane sind: Edouard de *Perrodil*, Monsieur Clown! — Marcel *Privost*, Madcmoiselle Jaufre. — Dnbut de *Laforest*, L'homme de joie. Moeurs parisiennes et étrangères. — Armant *Silvestre*, Un premier amant. — Abel *Hermant*, La Surintendante. — A. *Litang*, Le roi de Paris. — Paul *Bourget*, Pastels. Dix portraits de femmes. Noel *Kolbac*, Lettres à une horizontale. — Benjamin *Constant*, Adolphe. — Léopold *Pallu de la Barrière*, Les gems de mer. — Jaques *Madelaine*, Un couple. — Lonis *Enault*, Le Chateau des Anges. — Henry *Robuston*, L'épousée. — J. *Marni*, Amour coupable. — Pierre *Maël*, L'„Alcyone". Moeurs maritimes. — In der bekannten „Bibliothèques des meilleurs romans étrangers", welche bei Hachette & Cie. erscheint, sind zwei wichtige Übersetzungen zu nennen: *Sacher Masoch*, La pécheresse d'Ames. Autorisierte Übertragung von C. L. Colomb. — *George Eliot*, Silas Marner, Le tisserand de Raveloe. Übersetzt von Auguste Malfroy.

**Belgien:** *Struman Picard*, Le songe d'une nuit d'été. Nouvelle luxembourgeoise.

**England:** Gustav Freytags und Felix Dahn finden nun auch in England Mitbewerber im Gebiete der historischen und mythologischen Romane aus alter Germanenzeit. The House of the Wolfings (das Haus der Wolfinger) betitelt sich der neueste Roman von William *Morris*, der abwechselnd in Prosa und Versen abgefaßt ist. An den Ufern der Weichsel hausen diese Wolfinger, Elkinger und Laxinger, deren Schicksale geschildert werden, zum Teil auf sehr schätziger geschichtlicher Forschung, zum Teil aber auch rein phantastisch. — Neueste bemerkenswerte Novellen und Romane der englischen Litteratur: A lost Estate. By Mary E. *Mann*. — The blue Ribbon. By the *author of „St. Olaver"*. — Arver: The Story of a vocation. By the *author of „Uriel"*. — Walter *Besant*, For Faith and Freedom, ist ein historischer Roman, der einen Stoff der Zeit des Monmouthschen Aufstandes entlehnt und wird als einer der besten dieses beliebten Schriftstellers empfohlen. — Esther Denison. By Adeline *Sergeant*. 3 vols. One for the other. By Esmé Stuart. 3 vols. Eine Sammlung von Geschichten von sehr verschiedener Güte. — Reuben Sachs. By Amy *Levy*. Diese Novelle nimmt eine ganz eigenartige Stellung in der englischen Romanlitteratur ein, da sie zum ersten Male jüdisches Leben und Treiben, offenbar mit genauer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, zu schildern versucht. — Cynic. By Geoffrey *Drage*, ist das Werk eines originellen Denkers.

**Italien:** *Boudet*. La prima notte di nozze (Die Brautnacht). In der Collezione moderna. — Carolina *Invernizio*, La bella sigaraia. — Gior. Castellani. D'arme ed amori: historie. — *Spartaro*, di G. Gabrielli (Milano, Brigola). Novelletten in der Manier Zolas. — I due cugini, per Stanislao *Cortevaris*. (Milano, Prato). — *Mercedes*, Noemi: romanzo. — Mario *Pratesi*, L'eredità. — Ugo e Nella, von Luisa *Scuola*.

**Skandinavien:** Ingvor *Bondesen*. Karreten fra Lönneskov. Roman in to dele. — Ved daggry. Skitser. Vom Verfasser von „En ung piges historie". — S. *Schandorph*, Brigitten skaebne. Roman.

## Zeitungsschau.

ENGLAND.

**The Nineteenth Century**, February. 1889.

Huxley, Agnosticism. — Earl of Dunraven, The Future of Toryism. — Noticeable Books. — B. Seconea, In Examination a failure? — F. Greenwood, Distractions of Germ. Statesmanship. — G. Curzon, Fluctusting Frontier of Russia in Asia. — Sacrifice of Education to Examination. — To a Friend. H. M. King of Sweden and Norway.

**The Contemporary Review.** February. 1889.

The Bismarck Dynasty. — Lady Grant Duff, Laurence Oliphant. — Lewis Morris, The University of Wales. — Madame Novikoff, A Cask of Honey with a Spoonful of Tar. — R. S. Stevenson, The Commune and the Parish. — Francis Peek, Ideal Sabbaths. — R. W. Dall, Impressions of Australia. III. Education. — S. Fr. Pollock, Sir Henry Maine and his Work. — The Right Hon. Earl Nelson, Christian Union. — President Adams, The Defeat of President Cleveland. — Frederic Harrison, A Rejoinder to the Duke of Argyll.

**The Academy.** No. 876. (Mit Auswahl.)

Thomas Poole and his friends. — Charles Gore, The ministry of the Christian Church. — Major W. Broadfoot, The career of Major George Broadfoot in Afghanistan and the Punjab. — Umlsuit on the Alps. — Epocha of Church History. — Ugo Balzani, The Popes and the Hohenstaufen. — New Novels. — Current literature. — Notes and News. — The forthcoming Magazines. — Magazines and Reviews. — German Pilgrims to the Holy Land. — Selected Foreign books. — Correspondence. — Science. — Science Notes. — Philology Notes. — Notes on Art and Archaeology.

**The Athenaeum.** Nr. 3196. (Mit Auswahl.)

Edmund Gosse, English literature (1660 bis 1780). — Lady Brassey's Last Voyage. — A Spanisch Chronicle of the reign of Henry VIII. — Chaloner W. Chute, A History of the Vyne. — Novels of the week. — Philological Litterature. — Books about New Zealand. — Kensington: Picturesque and Historical. — The origin of the Hon. Artillery Company. — Mr. Vigfusson, The Sayid-ul Arhbar. The Sarum Horae. — Sale, The Hnguenots; uncle Adam; Donai College and the Brighton Pavillon. — Litterary Gossip. — Science — The litterattre of Engineering; Chemical Notes; Astronomical Notes; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts — Serials; The Stuart Exhibition; Gossip. Drama-Week; Gossip.

**Macmillans Magazine** February 1889.

Goldwin Smith, The American Commonwealth. — Rev. Canon Aingen, Nether Stowey. — Clark Russell, X—XII, Marooned. — Arthur Tilley, The Memoirs of Agrippa d'Aubigné. — Stephen Wheeler, Home-Rnle for India. — Mrs. Ross, Volterra. — W. Warde Fowler, The Owl's Revenge. — Leaves from a note-book.

FRANKREICH.

**L'Indépendant Littéraire.** No. 4. 1889.

Th. Ribot-Sorry, Cours littéraires: Les cours de philosophie à la Sorbonne et au collège de France. M. M. P. Janet. — G. Allais, Le Rêve, de M. Emile Zola. Etude littéraire. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs (1840—1870). — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Revolution. (suite) Le cousin Jacques. La Quintaine, Inauguration de la statue de J. J. Rousseau. — Discours de M. J. Simon. — Une lettre de Voltaire. — Divers. — Albert Gerès, Monsieur Alphonse, de Alex. Dumas fils, Le Théâtre à Paris: Gymnase. — Auguste Mercadier, Concerts du Conscrvatoire et du Châtelet. — Les Livres. — Bulletin politique.

**Revue des deux mondes.** 15 février 1889.

M. le Duc d'Aumale, Le Duc d'Anguien et les dames. — Emile Montégut, Henres de lecture d'un critique: William Collins. —

Digitized by Google

Adrien Chahot, Les fiancés de Radegonde. 3e part. — Arvède Barine, Mémoires d'une princesse d'Arabe. — M. le Duc de Noailles, Le centenaire d'une constitution: I. Les mécomptes et les succès des États-Unis.-Antoine de Saporta, L'examen chimique des vins. II. Les vins manipulés et falsifiés. — Henri Gaidoz, Une visite aux îles normandes. — Chronique de la quinzaine etc.

**Revue critique** No. 6. Mit Auswahl:

Bragmann, Grammaire comparée des langues indo-européennes. — Nada, un coup d'oeil sur la création d'après le Genèse et la science. — Busolt, Histoire grecque II. — E. Meigret, Grammaire française p. p. W. Foerster. — Balf, Psautier, p. p. Groth. — Mairet, Sophonisbe, p. p. Vollmoeller. — Papiers de Barthélemy III, p. p. Kaulek. —

**Revue de famille.** 15 février 1889.

Jules Simon, Prendre la vie par ses bons côtés. Francisque Sarcey, Les imaginations des Enfants. — Philibert Audebrand, Les bals du Palais-Bourbon fin). — Mme Jeanne Mairet, Peine perdue. 5e et dern. part. — Ivan Tourguéneff, Premier Amour. 1e part. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la famille.

ITALIEN.

**La Cultura**, No. 1, 1889.

Recensioni: Ferrari, L'etica di Aristotile. P. Ercole, — Lamperico, Commemorazione del sen. L. Torelli. E. Callegari. — Cimbali, Il non intervento. E. L. Castellani. — Zanoni, I prec ursori di Merlin Cocai. P. E. Spiridveri. — Rod. Studi sul secolo XIX. E. Costa. — Gabrielli, Sulla poesia dei Goliardi. C. Segré. — Appunti Critici E Bibliografici: Tallarigo, Storia della letteratura italiana. C. Garofalo. — Bartoli, Tavole dantesche. B — Hummellauer. Commentarius in libros Indicum et Ruth. B. —Lyre e Palette. Album poetico illustratio. B. — Kirchner, Schemastismus der Philosophie. B. Wood, Argomenti di storia antica. B.

**Nuova Antologia.** XXIV, No. 4. 16 Febbraio 1889.

Carducci, La poesia e l'Italia nella quarta crociata. — Jac. Moleschott, Scettici e convinti. — G. Setti, Una escursione nella magna Grecia (fine). — R. de Zerbi, Il partito della pace. — Neera, L'indomani. Romanzo. — L. Moraudi, Pasquino e pasquinate. — Carlo F. Ferraris, Le nuove riforme amministrative. — A. de Gubernatis, Tipi di donne. La contessa Elena Potoska. — G. A. Cesareo, Rassegna delle letterature straniere (Spagnuola). — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico.

AMERIKA.

**The Nation.** vol. XLVIII. No. 1231. 31 january 1889. (Mit Auswahl.)

The week. — The Samoan affair. — Boulanger I. — The Interstate-Railway Agreement. — Even Bibles cannot escape. — An Experiment in Prohibition. — The Car Strike. — Bonaparte at Elba. — The new constitution of Servia. — Attic and other Greek Diggings. — Correspondence: The Royal Berlin Library etc. — Sheridan's Memoirs. — Franklin and the Treaty of Peace. — Life of Lamartine. — The Popes and the Hohenstaufen. — A Thousand Miles up the Nile.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

**Lyrische Dichtungen.**

**Böttger**, Hugo. Offen gestanden — — Epigramme. Braunschweig, Benno Goeritz. Brosch. M. 1,5.

**Ernst**, Otto. Gedichte. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

**Hoelder**, Fritz. Lyrische Dichtungen. Heidelberg, Carl Burow in Komm.

**Jordan**, Wilhelm. Die Edda. Frankfurt a. M., W. Jordaus Selbstverlag. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

**Meisterwerke unserer Dichter.** 51—53. Gedichte von Josef Freiherrn von Eichendorff. Herausg. von Dr. O. Kellinghaus. Münster, Aschendorff. Brosch. M. 0,6 geb. M. 0,9.

**Moser**, Ernst. Hoch-, Mittel- und Niederdeutsche Mundarten und Zungen. Dessau, H. S. Art'l. Brosch. M. 1,2.

**Schwetschke**, Dr. Eugen. Bilder der Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. Vaterländische Gedichte. Halle a. S. G. Schwetschke. Brosch. M. 0,6.

**Weiss**, Bruno. Der Friede Gottes. Gedichte. Bremen, J. Kühtmann. Brosch. M. 3.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bachema** Novellen-Samming. Bd. 37. Elise Polko, Eine fremde Blume. — M. Lenzen di Sebregondi, Gefehlt. — H. Grabert, Auf Ehre. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. 1.

**Holmsen**, Bjarne P. Papa Hamlet. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzius. Leipzig, C. Reißner.

**Joséphi**, Edouard. La Chanseuse. Roman Bucarestois. Bukarest, Socecŝ & Cie. Brosch. Frcs. 3,5.

**Meyer, Helmbrecht.** Von Wernher dem Gärtner. Übersetzt von Ludwig Fulda. Bibl. der Gesamt-Litteratur. Nr. 289. Halle a. S., Otto Hendel. Brosch. M. 0,25.

**O'Rell**, Max et Jack Allyn. Jonathan et son Coutiuent. La Société americaine, 31ème édit. Paris, Calmann Lévy. Brosch. Frcs. 3.5.

**Sainte-Croix**, Alex. Lambert de. Mademoiselle de Morou, Paris, Calmann Lévy. Brosch. Frcs. 3,5.

**Schlechta-Wssehrd**, Ottokar. Jussuf und Suleicha. Romantisches Heldengedicht von Firdusi. Aus dem Persischen. Wien, C. Geroids Sohn. Brosch. M. 5.

**Wendlandt**, Franz. Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

**Wolrogen**, Ernst von. Die rote Franz. Roman. 2. Aufl. Berlin, Emil Dominik. Brosch. M. 5.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Mehring**, Sigmar. Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Berlin, Sigmar Mehring.

**Schiffner**, K. Wilhelm Jordan. Mit drei Bildnissen des Dichters. Frankfurt a. M., Aug. Osterrieth. Brosch. M. 3.

**Geschichte, Biographie.**

**Hopstein**, Peter. Vaterländische Geschichte für die Oberstufe der Volksschulen. 153. Aufl. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 0,35.

**Hopstein**, Peter. Vaterländische Geschichte für die Mittelstufe der Volksschulen. 20. Aufl. F. P. Köln, Bachem. Brosch. M. 0,15.

**Perrot**, Georges et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Tome. 223e à 225e livr. Paris, Hachette & Cie. Brosch. je Frcs. 1.

**Philosophie.**

**Dessoir**, Dr. Max. Karl Philipp Moritz als Ästhetiker. Berlin, Carl Duncker. Brosch. M. 1.

**Findel**, J. G. Beiträge zur Humanitätslehre. Elf Logenreden. Leipzig, J. G. Findel. Brosch. M. 3.

**Lieferungswerke.**

**Bezold**, Carl. Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. Holtzendorffsche Sammlung. N. F. 65. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 0,6.

**Hanstein**, Adalb. von. Kaiser Wilhelm II. Nord- und Südlandfahrten. 3. Lieferung. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag, Ferd. Lange. Brosch. M. 0,5.

**Lage**, Bertha von der. Das Unterrichtswesen und die Erziehungsideale des spanischen Amerika. Deut. Zeit- und Streitfragen. N. F. 46. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 1,2.

**Nordisk** Konversations-Lexikon. 3de Udgave. 68. Heft. 7t. Heft. Kopenhagen, Forlagsbureau. Brosch. je 50 Öre.

**Russ**, Dr. Karl. Das heimische Naturleben im Kreislauf des Lebens. Lieferung 1. Berlin, Rob. Oppenheim. Brosch. M. 0,8.

**Schilling**, A. J. Johann Jakob Dillenius. 1687—1747. Sein Leben und Wirken. Holtzendorffsche Sammlung. N. F. 66. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 0,8.

**Schubert**, Dr. Herm. Die Quadratur des Zirkels in berufenen und unberufenen Köpfen. Holtzendorffsche Sammlung. N. F. 67. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 0,8.

**Vermischtes.**

**Galileo Galilei.** Per la edizione nazionale delle opere di. Sotto gli auspicii di S. M. il re d'Italia. Indice alf. e topogr. del Commercio Epistolare. Firenze, Barbèra.

**Junker**, Dr. W. Reisen in Afrika. Lfrg. 1—3. Wien, Ed. Hölzel. Brosch. je M. 0,5.

**La Scienza del Vaticano** nella Condanna del Rosmini e nella Enciclica Libertas per un Libero Credeute. Napoli, Facco & Co.

**Schwalb**, Moritz. Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag. Leipzig, Otto Wigand.

Digitized by Google

II. Jahrgang. **„Deutsche Blätter.“** II. Jahrgang.

Monatshefte für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben,
herausgegeben von
**Hans N. Krauss,**
bringen Romane, Novellen, Scizzen, Gedichte, historische und volkswirthschaftliche Aufsätze, Bücher-Besprechungen etc. etc.
Bezugspreis: halbjährig 2 M. 50 Pf.
Anzeigen: die Zeile 20 Pf.
Schriftleitung und Verwaltung: Egor, Kaisernplatz.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

**Elze**, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt und in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans“ in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen.“

(Kritische Blätter.)

**Bücherpreisermäßigung!**

In neuen Exempl. versendet franko gegen Nachnahme od. vorh. Einsendung:

**Debrient, Ed.**, d. **Virtuosentum.** Lpzg. 1874. (Gesch. d. Schauspielkst. V. Bd.) br.(7.50) brosch. für 2.ℳ, geb. f. 2.60 ℳ.

**Figuier, Ls.**, d. Tag nach d. Tode od. d. Zukunft. Leben. Mit 10 ostrom. Abb. Deutsch v. Busch. Lpzg. 1876. br. (7.50) für 3.50 ℳ.

**Honegger**, Grundsteine. allgem. Kulturgesch. d. neust. Zt. 5 Bde. Lpzg. br. (42.ℳ) für 15 ℳ. Daßelbe in 5 eleg. Halbfzbdn. für 20 ℳ.

**Honegger**, Russ. Litterat. u. Kultur. Lpzg. 1880. br. (6.ℳ) für 1,75 ℳ.

**Laube, Hch.**, Dram. Werke. 4 Bde. (Bernsteinhexe, Gottsched u. Gellert, Prinz Friedrich, Cato v. Eisen, Nachsicht I. Akt. Lpzg. br. (12.ℳ) für 1.60 ℳ.

**Laube, Hch.**, d. Wiener Stadttheater. Lpzg. 1875. br. (6.ℳ) für 1,75 ℳ.

**Laube, Hch.**, d. norddeutsche Theater. Lpzg. 1872. br. (5.ℳ) für 1,75 ℳ.

**Lindau, P.**, Dramat. Blätter. 2. A. Stuttg. 1877. br. (5.ℳ) für 1,50 ℳ.

**Lindner, Alb.**, Brunus u. Collat., d. Reformator, Marino Faliери. 3 Bde. Lpzg. br. 6.ℳ) für 1,25 ℳ.

☞ **Verzeichnis einer Auswahl guter Bücher** aus allen Wissenschaften gratis und franko.

**Fr. Eug. Köhlers Verlag**
in Gera Unterhaus.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Wolfgang Kirchbach**

**Märchen.**
Neue Ausgabe. 1880. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Salvator Rosa.**
Roman in 2 Bänden 1880. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Heidebilder.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Waiblinger.**
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Kinder des Reiches.**
Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

**Semler, Dr. Chr.**, Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — Das Wellbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit. 8. brosch. Preis ℳ 1.50.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben erschien:

**Für Herz und Haus.**
Briefe für deutsche Frauen
von
Marie Schramm-Macdonald.

In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In bachleinen Einbande 4 ℳ 50 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Schwägerin der Heinen-Trägergruppe des Prinzen Heinrich) die Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

In beziehen durch jede Buchhandlung.

**Deutsche Dichtung.**

Herausgeber:
**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Unabgedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung, erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebners**, woran sich die neuen Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung“ im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden.

**L. Ehlermann.**

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 9. März 1889. Nr. 11.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Heinrich v. Wlislocki: „Totenklagen in der Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner." — Karl Erdmann: „Ein philosophisches Fräulein." — Alfred van der Velde: „Die englische Quelle von Bürgers „Kaiser und Abt"." — K. von Schlieben: „Das neuindische Theater." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Totenklagen in der Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

Gleichwie zu dem eigentlichen litauischen Volksliede, welches unter dem nationalen Namen Daina seit Lessings Zeit in der Weltlitteratur ziemlich bekannt geworden ist, die sogenannte Rauda (Klage) eine Vorstufe bildet*), so kann auch in der Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner die sogenannte Rovilye (Klagelied) als ein Übergang zur eigentlichen lyrischen Poesie betrachtet werden. Die Rovilye ist eine Art Elegie, die des Verses und Reimes entbehrend, mehr eine in gewählterer Rede gehaltene Ansprache an den Toten ist, als ein eigentliches Klagelied, obwohl sie von den Klageweibern in gleichförmigem Tone, halb murmelnd, halb singend vorgetragen wird. Sie zerfällt eben nicht in eigentliche Strophen und Verszeilen, wohl aber in längere und kürzere Ansätze, an deren Schluß von dem vortragenden Weibe eine längere oder kürzere Pause gemacht wird, je nachdem der Hauptgedanke zu Ende geführt worden ist.

Neben der Rovilye giebt es auch ein eigentliches Klagelied, Kaidáve genannt, das gleich den übrigen Liedern der Zeltzigeuner in regelmäßig gebaute Verse zerfällt, die durch den Reim miteinander paarweise verbunden sind. Diese Kaidáve, die man unter den siebenbürgischen Zeltzigeunern schon gar selten hören kann, werden gleich den Rovilye, auch von dazu bestellten Klageweibern kurz vor der Bestattung der Leiche vorgetragen. Während die Rovilye stets im Namen einer bestimmten Person (z. B. der Sohn an seinen Vater, der Mann an seine Frau) gehalten wird, bewegt sich die Kaidáve mehr auf Gemeinplätzen und gilt auch für eine allgemeine Verabschiedung des Toten, weshalb sie auch nur kurz vor der Bestattung gesungen wird, während der Vortrag der Rovilye gleich mit der Aufbahrung seinen Anfang nimmt.

Im folgenden will ich nun zwei dieser Totenklagen im Urtext — so wie ich ihn auf meinen häufigen Streifzügen mit Zeltzigeunertruppen aufgezeichnet habe — und die übrigen in genauer Verdeutschung mitteilen; sie liefern eben auch den Beweis, daß in der Gefühlswelt die Menschen einander gleich sind; selbst der Ungebildete — weil er eben nicht verbildet — fühlt den Urquell der Dichtung mit seinen Wirkungen ebenso wie der Gebildete.

### I.

*1. Gule dáy, gule, ná mán tu the kerdyelás, Inkáh yekà bár tu the kerdyelás! E bár ná jánel, kánà lákro dáy merdyás, Ùvá me core pásirtá silyabáv pál bárvál, Silyabáv pálá kám meríben gule dáydbri.*

*2. Niko mán ábánd tátyarél, Kánd me shilyabáv; Niko mán ushályin del, Kánd me táte som! Te ko mánge pádá herel, Kánd továtes som! Bárvál ná hin mindig, O kám ná hin mindig, Ùvá me core rovár cák mindig.*

*3. Andro bes me játv, Kánd hin bárválá Te tut me ábárav, oh gule dáy; Uvá tu ná áves, Mire ápiá ná telcésses. Mre vodyi ná sásárcs. Cores me cák játv, Yekà core Kesbályi, Bethár me ábánd, Upro cputá bár. Kày eiráko ná silyabel, Kày cár ná bárvályel, Odoy me beshár te rovár.*")

*) Vergl. Christian Bartsch, Totenklagen in der litauischen Volksdichtung (in der Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. und Ren.-Litt. N. F. II. S. 81 ff.).

*) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht *c* dem deutschen *tsch*, *ç* = *ch*, *j* = *dsch*, *ń* = *nj*, *sh* = *sch*, *y* = *j* (S. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner", Leipzig 1884, S. 3).

Digitized by Google

## Die Tochter an ihre Mutter.

1. Süße Mutter, süße, hättest du mich nicht geboren, Hättest du lieber einen Stein geboren! Der Stein weiß nicht, wann seine Mutter gestorben ist, Ich aber arme Lerche singe im Winde, Singe im Sonnenschein den Tod meiner süßen Mutter.

2. Niemand wird mich jetzt erwärmen, Wenn ich friere, Niemand wird mir Schatten machen, Wenn ich erhitzt bin! Und wer wird mir das Lager bereiten, Wenn ich schlafrig bin? Der Wind weht nicht immer, Die Sonne scheint nicht immer, Aber ich Arme werde immer weinen.

3. In den Wald werd' ich gehen, Wenn die Winde wehen, Und werde dich rufen, du süße Mutter, Aber du wirst nicht kommen, Meine Thränen zu trocknen, Mein Herz zu heilen. Einsam werd' ich wandern, Eine arme Keschalyi*), Sitzen werd' ich von nun an Auf kahlem Felsen, Wo kein Vöglein mehr singt, Wo kein Gras mehr wächst, Dort werd' ich sitzen und klagen.

## II.

*1. Oh day, tire muy hin pándles, T're luludyi ná cumidet, T're punrá ná ján pro telene mál, T're vástá kin mules tehinkná yon keren! Oh day, é're yákhá ná dikhen seleno bes, T're kánd ná áshunen cirikles, Te tu ná jánes, Kánd é're luludyi merel!*

*2. E rukú mayd meren, Te pále telimen, Uvá m're vodyi somores hin Te somores mindig ták hin! E pání nácol Te pál treme thárdel; M're ápsd mindig thávden Te 'nikánd nášen; Cirikló kin blindet Te ishmét silyáben; Aidváben ná kin mánge Te kiko ishmét áshunel.*

*3. Bákrori ráciye kere jídl, Cirikli kere urál; Uvá me core, kay the jídv? Kámro beshel corer upro pro mál, Te corer me beshdv upro pro bár.*

*4. Oh day, sostár mán corá tu muklyál? Jíuklyi me jídv yevende pál yív Te wildye pál brishind; Pyóres me páshlyordv Upro pro tro probos, oh ady! Aushdrdv, áushdrdv, Cin tu dves ándrál mulengrí them.*

1. O Mutter, dein Mund ist geschlossen, Du küßt nimmer dein Blümchen; Deine Füße gehen nimmer auf die grüne Heide, Deine Hände sind starr und arbeiten nimmer! O Mutter, deine Augen sehen nimmer den grünen Wald, Deine Ohren hören nimmer die Vöglein singen, Und du weißt es nicht, Wann dein Blümchen verwelkt.

2. Die Blume verwelken bald, Und werden wieder grün, Doch mein Herz ist traurig Und bleibt ewig trüb! Das Bächlein versiegt, Und fließt im Lenze wieder, Doch meine Thränen fließen ewig Und versiegen nimmer; Die Vöglein verstummen Und singen dann wieder; Doch mein Lachen ist verschwunden Und Niemand hört es wieder.

3. Das Lämmchen geht abends nach Hause, Und heim fliegt das Vöglein; Aber wohin soll ich Arme gehen? Die Distel steht einsam auf dem Felde, So einsam steh' ich auf der Heide.

4. O Mutter, warum verließt du mich Arme? Eine Hündin nun zieh' ich winters im Schnee, Und sommers im Regen; Dann leg' ich mich müde Auf dein Grab hin, o Mutter! Und warte und warte, Bis aus dem Totenreich du heimkehrst.

## III.

## Der Sohn an seine Mutter.

1 O Mutter, warum verließt du mich, Warum gehst du von dannen? Du läßt mich zurück, wie einen herrenlosen Hund. Der Wind wird meine Kleider zerfetzen, Und Niemand wird sie mir nähen; Die weißen Leute**) treten mich mit Füßen, Und Niemand

2. Die Erde ist mein Lager, Und nimmer dein Schoß, o Mutter! Der Himmel ist meine Decke, Und nimmer deine Hand, o Mutter! Und der Stein ist mein Polster, D'rauf ich weine allnächtlich, D'rauf ich weine so lange, Bis er Sand wird durch meine Thränen.

*) Bergfee, die auf hohen Gebirgaspitzen sitzt und ihr meilenlanges Haar tief in die Thäler hinabwehen läßt und dadurch den Nebel erzeugt.

**) „Weiße Leute" heißen alle Nicht-Zigeuner.

wird meine Wunden heilen.

3. Ich branche keine Speise, Ich brauche kein Getränke; Mein Essen sind meine Seufzer, Mein Trank meine Thränen, Ich raufe meine Haare, Wenn Andere tanzen; Ich klage mit den Winden, Wenn Andere singen.

## IV.

## Kinder an ihren Vater.

1. O Väterchen, du hoher Baum im Walde, Du bist gefallen, hast uns verlassen! Wir waren deine Gräser, Nun sind wir ohne Schatten; Wir waren deine Vöglein, Nun sind wir ohne Äste! Wo sollen wir Schatten finden? Wo sollen wir Äste finden!

2. O Väterchen, der Wind wird uns töten? O Väterchen, der Schnee wird uns töten! Die weißen Leute werden uns schlagen, Die Richter werden uns einsperren; Und du siehst es nicht, Und du hörst es nicht, Du sitzt im Reiche der Toten.

3. Der Sommer wird kommen, Und wir wandern einsam, Vater- und mutterlos sitzen wir im Zelte. Auf grünen Feldern, in grünen Wäldern, Tanzen die Andern, Singen die Andern, Wir aber sitzen und weinen.

4 Der Schnee ist gefallen, Und Vöglein fliegt fort; Und der Schnee wird schmelzen, Das Vöglein kommt wieder her, Du aber ziehst von dannen, Und kommst nimmermehr.

5. Im Kot und im Regen, Wandern wir Arme, Herrenlose Hunde, Verwelkte Blumen. Bald küßt du die Mutter Im Reiche der Toten; Wer aber wird uns Verlassene küssen?

6. O Väterchen, o Väterchen, Sag' es uns doch, Wohin sollen wir gehen, Wo sollen wir sitzen? O sag' es uns schnell; Es heißt schon der weiße Hund*), Und wir weinen und klagen!

## V.

## Der Mann an seine Frau.

1. O du gute, süße Frau, Du meine rote Blume! Du nahmst meine Freude, Du gabst mir das Elend! Wer wird mir Brot geben, Wer wird mir Wasser reichen?

2. Ich werde sitzen im Riede, Ein verwaister Vogel; Und Niemand wird zu mir sprechen, Niemand mir Gutes sagen! Die Blätter verwelken Und decken bald dein Grab zu; Aber mein Leid wird nichts zudecken, Das wird ewig grünen!

3. Abends rufen deine Kinder Nach dir, du gute Mutter! Und ich sage ihnen: Du bist in den Wald mit den weißen Hunden**), Du bist in den Wald gegangen Und sammelst für sie goldene Nüsse! Und wenn du dann nicht kommst, Dann weinen wir Alle, Weinen und klagen Bis die Sonne erscheint.

4. Niemand wird deine Kinder erwärmen, Niemand wird ihnen Kleider nähen! Sie werden wandern, Wie die Vöglein der Heide; Sie werden stehen, Wie die Gräser des Feldes; Und ich klage mit den Kindern Um die tote Tante!

## VI.

1. O du gute, süße Frau, Du grüner Strauß meines Hutes! Du hast mich verlassen, Und mein Hut ist schmutzig; Mein Herz ist leer Und meine Augen sind voll Thränen!

2. Ich gehe in den Wald, Und suche grüne Blätter, Aber die Blätter sind verwelkt Und mein Hut bleibt ohne Strauß.

3. Wo soll ich eine Frau finden, Die so gut ist, wie du warst; Wo soll ich eine Frau finden, Die so schön ist, wie du warst!

4. Ich verbrenne mein Zelt, Und schneide ab meine Haare; Dann geh' ich mit meinem Leide In die dunklen Wälder, Dort will ich weinen und schlafen, Bis der weiße Hund***) mich zu dir führt!

## VII.

## Die Frau an ihren Mann.

1. Im Walde du höchster Baum! Wer soll uns schützen? Wer soll uns nähren? Die Wurzeln haben kein Wasser; Wir haben kein Laub!

*) Der „weiße Hund" ist der Wächter der Eingenges in das Totenreich, das hoch oben im Gebirge gedacht wird, S. meine „Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner" (in Holtzendorff-Virchows Samml. von Vorträgen, 1887).

**) S. Anmerk. * zu Nr. IV.

***) S. Anm. * zu Nr. IV.

Digitized by Google

2. Deine Kinder werden mit Füßen getreten; Dein Weib wird eine Dirne genannt; Und dn siehst es nicht, Und dn hörst es nicht, Du sitzst im Reiche der Toten.

3. Ach, mit wem werde ich nun sprechen? Des Tages mit den Winden, Nachts mit den Sternen! Wer wird mich küssen, wenn ich weine? Und wer wird meine Thränen abtrocknen? Die Hunde werden sie ablecken, Und der Wind wird sie abtrocknen!

4. Du gehst in das Reich der Toten, Und wirst bitterlich frieren!*) O sag', wer wird dich erwärmen? O, kehre zurück! Ich will dich erwärmen; Ich will dir Alles zu Gefallen thun!

5. Ich werde dein Grab besuchen, Des Nachts und am Tage, Und werde es begießen mit meinen Thränen; Wächst aber ein Blümchen Auf deinem Grabe, So pflück' ich es ab, Damit ich zu dir gelange!**)

## VIII.

1. Die Leute fragen mich: Warum ich weine? Die Winde fragen mich: Warum ich klage? Die Vöglein fragen mich: Warum ich jammere? Und Allen sage ich: Mein Baum ist verwelkt, Mein Zelt ist geleert, Und mein Herz ist traurig. Denn ich bin ein verlass'nes Weib!

2. Und sie fragen mich: Warum bin ich verlassen? Warum ist leer mein Zelt? Warum traurig mein Herz? Warum verwelkt mein Baum? Und Allen sage ich: Mein Zelt und mein Herz und mein Baum ist mein Mann, Und der ist gestorben und geht von dannen, Und kommt nimmer wieder her!

3. Dann weinen die Leute, Dann klagen die Winde, Dann jammern die Vöglein! Doch mein Weinen, mein Klagen und Jammern ist größer, Als aller Leute, Winde und Vöglein!

4. Ein welkes Blatt lieg' ich auf dem Wege; Der Kot fällt auf mich, Der Regen wäscht mich Und es peitscht mich der Wind! Doch Niemand beschützt mich, Denn dn meine Seele, hast mich verlassen!

## IX.

### Eltern an ihr Kind (Sohn oder Tochter).

1. O, dn mein Söhnchen! Dn Blümchen des Waldes, Du Fischlein des Flusses, Du Vöglein des Feldes! Du hast uns verlassen; Bald ruhst dn an der Straße,***) Bald wirst du das Söhnchen Anderer Leute!

2. Du hast uns verlassen, Denn deine Füße waren zu schwach Und konnten mit uns nicht wandern; Deine Hände waren zu weiß Und wollten keine Almosen empfangen; Deine Augen waren zu schwach Und wollten die Heide nicht sehen; Darum verließt dn uns so schnell.

3. Nachts ist der Reif gefallen, Und die Blumen sind erstarrt, Und unser Söhnchen hat seine Wurzeln verloren! Wir aber sitzen im Reif, Und unsere Thränen erstarren Und fallen auf unser Herz, Wie der Hagel fällt auf die Blüten!

## X.

1. O, dn mein Töchterchen, Du mein schönstes Blümchen! Die Blätter der Bäume fallen ab, Die Bächlein trocknen aus, Und ich werde dich nicht mehr sehen!

2. Sie tragen dich in den Wald Und legen dich in die Grube, Dann decken sie dich zn mit schwerer Erde, Und mir geben sie Thränen zu trinken Und Seufzer zu essen!

3. Niemand sagt mir von nun an: „Guten Tag!" Und Niemand sagt mir von nnn an: „Gute Nacht!" Andre Mädchen werden tanzen und singen, Dein rotes Mündchen wird aber die Erde küssen!

4. Das Wasser des Bächleins ist versiegt, Ich aber werde weinen, bis daß es wieder fließt; Der Baum ist vertrocknet, Ich aber werde weinen, bis daß er wieder grün wird! Dann leg' ich mich nieder Und warte und warte, bis daß ich sterbe!

*) Bevor man ins eigentliche Totenreich gelangt, muß man eine Wüste durchwandern, wo ein sehr kalter Wind weht, der „wie Messer die Haut schneidet".

**) Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß stirbt derjenige gar bald, der eine Blume vom Grabe pflückt.

***) Die Zigeuner glauben unter Umständen auch an eine Seelenwanderung, deshalb begruben sie in früheren Zeiten kleine Kinder, die noch nicht gehen konnten, an Heerstraßen, damit die „Seele in ein vorübergehendes, schwangeres Weib fahre".

*Kaidávc.*

### An ein Kind.

Du mein einzig, einzig Kind,
Du verließt mich ach! geschwind!
Rosenknospe, reichgeschmückt,
Ach, dich hat der Tod gepflückt!
Auch das Grab wird sein dir hold,
Denn du bist ja laut'res Gold!
Laut'res Gold bist Kindchen du,
Schlafe, schlaf' in süßer Ruh'!

### An eine Maid.

Schöne, goldne Taube,
Fielst dem Tod zum Raube!
Schlank warst du wie ein Hanfstengel,
Liegst gebrochen nun, du Engel!
Gleich dem Baum emporgeschossen,
Sahen stolz dich die Genossen!
Ach, in deinem welchen Arm
Ruhte Niemand liebeswarm!
Und dein Mündchen, zart und rot,
Keinem Mann je Küsse bot!
Ach, dn läßt hier Lieb' und Labe,
Ruhst schon morgen in dem Grabe!

### An junge Frauen.

Laut im Winde braust der Wald,
Dn verläßt uns Schwester, bald!
Die Verstorb'nen wirst begrüßen
Schwester, dn im jenseits müssen!
Dreißig Jahr' lang suchtest du
Für den Leib, für's Herz die Ruh'!
Hast sie nnn gefunden,
Wirst auch bald gesunden,
Ach! von jedem Schmerz nnd Leid —
Nicht bei uns, ach! von uns weit!

### An alte Frauen.

Ach, dn starbst und manches gute Kraut,
Mancher Grashalm, mancise Blüte traut,
Fragt: Wohin, wohin, wohin,
Willst dn Gute von uns zieh'n?
Und es fragt dein leeres Zelt
Wohin, beste Fran der Welt?
Alle fragen, Mann nnd Fran:
Wo bist du, o Seelentan?
Du bist jetzt vom Leiden frei;
Doch wer steht uns Armen bei?
Ach, geschlossen ist dein Mund,
Giebt uns keinen Rat mehr kund:

### An angesehene Männer.

Hoher Baum im hohen Wald,
In die Erde sinkst dn bald!
Mag die Sonne golden scheinen,
Deine Zweig' und Äste weinen!
Ach, dn willst zur Ruh' dich legen,
Weißt: dir folgt nur unser Segen!
Wenig Männer hier auf Erden —
Dir an Güte gleichen werden;
Werden ohne Sonne wandeln,
Werden ohne Führer handeln;
Denn wir haben dich verloren,
Hoher Baum, im Licht geboren!

Mühlbach in Siebenbürgen.

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Digitized by Google

## Ein philosophisches Fräulein.

Im Allgemeinen bin ich ein Freund von philosophierenden Damen. Zumal, wenn die eben der Schule entwachsenen höheren Töchter (etwa bei einem guten Mahle) mit einer gewissen verblüffen denUnfehlbarkeit des Urteils ihre Ansichten über allgemeine Fragen auskramen, über Darwin und Kosmopolitismus, über Naturalismus und Jordans Sebalds, über Materialismus und den Geffkenprozess, finde ich das ganz reizend. Weniger erfreulich ist es freilich, wenn Damen philosophische Bücher schreiben und man solche lesen muß (wahrscheinlich ohne gutes Mahl). Um gerecht zu sein, wird man indessen einräumen müssen, daß eigentlich kein Grund vorliegt, weshalb nicht auch einmal eine Vertreterin des schönen Geschlechts wirkliche philosophische Begabung und Neigung sollte entwickeln können. Ist doch diese Thatsache durch das Beispiel von Sophie Germain genügend erhärtet. Und da wir Deutsche es ja in allen Dingen den Franzosen zuvorthun — wer's nicht glaubt, ist bekanntlich ein Reichsfeind — so ist es am Ende ganz selbstverständlich, daß wir ebenfalls unsere berühmte Philosophin haben müssen. Dieselbe heißt Dr. phil. Susanna Rubinstein, ist ihres Zeichens ein Fräulein und hat vor Kurzem ein Buch herausgegeben, das „Aus der Innenwelt; psychologische Studien" betitelt und bei Edelmann in Leipzig (1888) erschienen ist. Aus einem beigefügten Anhang ist ersichtlich, daß das Fräulein Verfasserin bei Volkmann in Halle die gründlichsten Studien in Herbartscher Philosophie gemacht hat und daß sie bereits früher zwei Bände „physiologisch-ästhetische Essays" veröffentlicht hat, die von ritterlichen Rezensenten die glänzendsten Besprechungen erlitten haben. Wir müssen zwar eingestehen, von diesen früheren Werken bisher keine Kenntnis genommen zu haben; wir können aber aufrichtig bekennen, daß uns das vorliegende Buch „Aus der Innenwelt" wirklich recht viel Spaß gemacht hat.

Dasselbe enthält sieben Abhandlungen: 1) Charakter, 2) Gemüt, 3) Mitgefühl, 4) Zum ästhetischen Gefühle, 5) Der Schlaf und das Nachtleben der Seele, 6) Empfindungen im Allgemeinen, 7) Über zwangsweise Farbenempfindungen. Es giebt allerdings Leute, die da meinen, Populardarbeiffe wie Charakter und Gemüt seien für eine nach neueren psychologischen Methoden geführte Untersuchung viel zu allgemein und willkürlich, viel zu verschwommen und vieldeutig, und solche Menschen werden daher in den Rubinsteinschen „psychologischen Studien" wohl mehr eine Art gedrucktes Kamingeplauder wittern — geistreich, oberflächlich, liebenswürdig — oder auch Feuilletons aus Modezeitungen, gesammelt für das ahnungsvolle Gemüt der deutschen Jungfrau. Mit Nichten! Die Verfasserin verbrämt ihre Ausführungen mit einem solchen Aufwand wissenschaftlicher Fachausdrücke, mit einer solchen Fülle der philosophischsten und physiologischsten Ausführungen, daß man sofort merkt, welch hohen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit dieses Werk erhebt. Alle Hochachtung vor der Belesenheit unserer Philosophin! Keine Seite ohne Anführungen fremder Meinungen. Ausprüche von Herbart und Heine, Schiller und Ziller, Jul. Hammer und Aristoteles, Bogumil Golz und Schopenhauer, Shakespeare und Purkinje, Fichte und Fechner, Plato und Louis Büchner wirbeln nur so durcheinander und neben Citaten aus schweren philosophischen Werken finden sich auch solche aus Gedichtsammlungen, Tageszeitungen und Lehrbüchern der Pathologie. Und dann die ganze, Wissenschaftlichkeit atmende Art der Sprachführung! Wie gelehrt klingen doch z. B. die folgenden Sätze:

„Dieses dem Willen entzogene Nervensystem, das in den Höhlungen des Körpers (Brust, Eingeweide) eine dumpfe, unausgesprochene Macht ausübt, ist im psychophysischen Mechanismus der Frau von einer erheblich größeren Bedeutung, als in dem des Mannes, wie es sich umgekehrt hinsichtlich des Cerebrospinalsystems verhält. Die nur vom dunklen Faktor des Sympathikus beherrschte fragile Konstruktion des Weibes bietet mit ihrem unnennbaren Weben und sensitiven Oszillieren den äußeren Eindrücken eine tiefnachwirkende Resonanz. Ihre organische Erregbarkeit versetzt auch die Einbildungskraft in Konsensus und alle diese Momente gestalten das mimosenhafte Wesen aus, das zartere Nuancen am Objekte wahrnimmt und schärfer die Eigennatur des Wahrgenommenen unterscheidet."

Oder an einer anderen Stelle:

„Je nachdem wie die Integrität des einen oder anderen Hirnbezirkes und dieser oder jener Nervenparthie gearret ist, und je nach dem Funktionsrhythmus des Gemeingefühles bestimmt sich die individuelle Färbung der Eindrücke und fällt die Reaktionsweise auf dieselbe aus."

Dann ist aber noch zu bemerken, daß unter den einfachen Überschriften die grundlegendsten Probleme behandelt werden, vor Allem ethische und ästhetische. Man würde indessen gewaltig irren, wollte man meinen, daß alle Gedanken nun auch ganz so leicht verständlich seien wie die Überschriften. Da ist z. B. eine Stelle auf S. 3, welche mit den Worten beginnt: „Der Mensch ist frei, wenn er aus Ursächlichkeit handelt", für den gemeinen Menschenverstand nicht ohne Weiteres faßbar. Recht schwierig werden auch diejenigen Teile, in denen sich Frl. Rubinstein bemüht, systematisch zu werden. So bei der Entwickelung der ethischen Grundbegriffe: „Der Gesamtinhalt des sittlichen Codex, der dem Charakter ein kategorischer Wegweiser ist, zerfällt in die drei formalen Begriffe: der Tugend, der Pflicht und des sittlich Guten." Hat nun ein harmloses Gemüt gelernt, daß ein „Codex" in drei „Begriffe" zerfällt, so wähnt es wohl auch, daß diese drei Begriffe coordiniert sein sollen. Weit gefehlt! Wenige Zeilen weiter finden wir: „Der Tugendbegriff ist der höher stehende Allgemeinbegriff von dem die Sittlichkeit nur ein Artbegriff ist." Oder: „Jeder ethischen Idee entspricht eine eigene Pflichtsphäre, indeß der Begriff der Tugend alle diese Pflichtsphären einschließt." Wer hierüber nicht zur vollen Klarheit sollte gelangen können, den wird es vielleicht beruhigen, über den dritten ethischen Begriff „das sittlich Gute" deutlichen Aufschluß zu erhalten: Es ist „kein Korrektiv, keine Norm des Handelns, sondern es ist das Wesen und der Wert des passiv sittlichen Stimmungstons."

Man muß es gestehen: Denken ist schwer und Frl. Rubinstein ist nicht immer populär. Beweist doch schon die große Zahl der verwendeten Fremdworte die auserlesene Gelehrsamkeit der Verfasserin. Sie spricht von „feinen Konduktoren des nervösen

Digitized by Google

Substrats" von „irrationellen und begriffslosen ästhetischen Deduktionen" und von „dynamischer" Kraft (wahrscheinlich im Gegensatz zu nichtdynamischer). Sie meint, daß das Mitleid große Bedeutung für den „humanen Bildungsorganismus" besitzt und daß darum die erleuchtetsten Köpfe „es in ihre speculative Constructionen als ein gewichtiges Moment einbezogen." An einer anderen Stelle heißt es vom Wollen: „damit es die innere Zone der Persönlichkeit reflektiere, muß es kausal sein." Und „die ästhetische Intuition ist die Essenz des Taktes."

Aus diesen wenigen Proben erhellt außerdem, wie ganz eigenartig der Stil der geschätzten Verfasserin gestaltet ist. Hier müssen wir allerdings der Ansicht einiger der oben erwähnten ritterlichen Rezensenten entgegentreten, welche meinen, man könne unserer Philosophin aus ihren Schriften nicht das Geschlecht anmerken. Ein feiner Kenner der weiblichen Schreibart erklärte uns einmal, daß die Vorliebe des zarten Geschlechts für den Wechsel sich nicht nur auf die Kleider erstrecke, vielmehr wechselten die Damen auch gern das logische bez. grammatische Subjekt ihrer Sätze, vor Allem aber gerne ihre Metaphern. Nun, gerade diese Eigenthümlichkeiten finden wir auch bei Fräulein Rubinstein auf das Glänzendste vertreten. Man höre nur die Widmung des Buches: „Durch Dein Bild, Vater, gesport, und Deinem Bilde trauervoll geweiht." Sollte das Buch nicht vielleicht geeignet sein, den Denkübungen sowie dem Unterricht in der deutschen Grammatik in höheren Töchterschulen zu Grunde gelegt zu werden: „Wer oder was wird gesport? Wer oder was wird geweiht?" Direktoren machen vielleicht von dieser Anregung Gebrauch! Und wie anmutig ist die Fülle ewig wechselnder sprachlicher Bilder! Man kennt ja den schönen bilderreichen Trost: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Thräne getrocknet hat, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen." In einem Beiblatt des Berliner Tageblattes fand ich neulich den treffenden Ausspruch: „Wie eines Weibes Haar ihre Glanzkrone bildet, so ist des Pferdes Schweif sein Szepter der Anmut." Das ist schön gesagt, aber der Stil des philosophischen Fräuleins ist doch noch üppiger, blumiger, blühender. Man vertiefe sich nur in die folgenden Bilder:

„Obgleich der Charakter im Gerüsch der Welt zur Reife gelangt, so assimiliert er doch vorerst aus dem stillen Herd des Familienlebens seine Bildungskeime."

„Während die sittliche Bildung des Mannes in der klaren, zuversichtlichen Domäne des Charakters ruht, entkeimt dem spontan bewegten und mystisch schwingenden Gemüte die sittliche Triebkraft der Frau."

„Wie das Ingredienz des Charakters das Wollen, so ist das Ingredienz des Gemüts das Fühlen. Und ähnlich, wie sich aus dem rationellen Boden des Charakters eine wechselreiche Fülle von Wollensbildern ablöst, rauscht aus der schwankend bewegten Meerestiefe des Gemüts eine wechselnde Mannigfaltigkeit von Gefühlswogen empor."

„Aus den Wellenbewegungen des Gemütes, die so unendlich reicher Abtönungen fähig sind, gehen die Triebkräfte der Natur hervor."

„Diese pietätvolle Gefühlstimmung für das Dahingegangene verinnerlicht sich zur heiligsten Intensität in dem Kultus für verlorene Lieben und für alle diejenigen, die das geheimnisvolle Vehmgericht der Schöpfung aus der bunten Mitte dieser zauberischen Marterstätte in das Reich des unlösbaren Schweigens entführte."

„Und im Grunde ist es dieselbe Triebfeder, die dazu bringt, im Schauspielhause stundenlang mit bewegter Spannung die Kette von Martern zu verfolgen, welche ein Mensch durch die Hingabe an eine Idee durchzumachen hat, bis ihn der unheilmliche Friedensgenius mit gesenkter Fackel den Klauen des Schicksals entreißt."

Anschaulich ist es auch, wenn von dem „Weiheduft der Duldung und Pflichtüberlastung" von „psychisch chemischen Stadien" und „chemisch-formalen Arten des Mitleids" oder von einem „innigen und und reichen Borne" geredet wird. Ein „inniger Born" ist doch gewiß etwas sehr Schönes und Nochniedagewesenes!

Wir wissen nicht, ob das Fräulein Verfasserin die Absicht im Busen hegt, Schule zu machen oder ob eine größere Zahl ihrer Geschlechtsgenossinnen freiwillig ihren Fahnen zu folgen gedenkt, um endlich einmal gründlich mit dem philosophischen Schriftstellermonopol der Männerwelt aufzuräumen. Welche Aussichten eröffnen sich da für die Entwickelung der deutschen Philosophie! Karl Erdmann.

## Die englische Quelle von Bürgers „Kaiser und Abt".

Bürgers poetische Erzählung „Der Kaiser und der Abt" ist bekanntlich keine Originalarbeit, sondern eine Umdichtung der alten englischen Ballade „King John and the Abbot of Canterbury", welche Thomas Percy in seinen Reliques of ancient English poetry (II. Band, 3. Serie, Nr. 6) aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat. Die Form, in welcher dies geschehen ist, geht auf die Zeit Jakobs I. zurück; doch ist der Ursprung des Gedichtes weit früherer Herkunft und sein ältester Titel: King John and the Bishofs of Canterbury. Die Unterschiede zwischen der Bürgerschen Dichtung und ihrem Vorbilde sind bereits von A. W. von Schlegel in seinem Aufsatze über Bürgers Werke, sowie auch von Götzinger in seinen „Deutschen Dichtern" gewürdigt worden. Eine deutsche Übersetzung von Bürgers englischer Quelle hat J. J. Bodmer in seinen „Altenglischen Balladen" geliefert; doch schließt sich dieselbe nicht genau dem Texte an und hat das anapästische Versmaß des Originals in Jamben umgewandelt. Die hier folgende Übersetzung hat Wortlaut und Versmaß des Percyschen Textes mit möglichster Genauigkeit beibehalten, um eine eingehende Vergleichnng mit der Bürgerschen Dichtung zu ermöglichen, die übrigens in metrischer Beziehung im ganzen dem Original gefolgt ist, aber weit mehr weibliche Reime als dieses hat.

### König Johann und der Abt von Canterburg*).

Nun hört eine alte Geschichte Euch an
Von dem stattlichen Fürsten, dem König Johann,
Der geherrscht über England mit Krsft und mit Macht,
Viel Böses gethan und nichts Gutes vollbracht.

*) Diese Verdeutschung des Namens Canterbury war durch das Versmaß geboten, sowie auch durch die Rücksicht auf die Mißlichkeit der englischen Aussprache in deutschen Versen.

Digitized by Google

Was ich Euch erzähle, wird, lustig und fein,
Die Geschichte vom Abte von Canterbury sein.
Der wegen des Haushalts, Verschwendung und Pracht
Ward eilig zu Rosse nach London gebracht.

Der König erfuhr, daß beim Abte zu Haus
Sich Hunderte täglich versammeln zum Schmaus,
Und Fünfzig mit goldener Kett' auf dem Samt
Gewiß bei dem Abt sind in Diensten und Amt.

„Wie ich höre, Herr Abt, so geht es bei Dir
Weit höher im Hause noch her als bei mir,
Und ich fürchte, Dein Haushalt mit all seiner Pracht
Hat Dich zum Verräter der Krone gemacht."

„Mein König, ich wollte, es wüßt's alle Welt,
Daß, was ich verzehre, mein eigenes Geld;
Ich hoffe, daß nichts Ihr zu Leide mir thut,
Weil nur ich verzehre mein ehrliches Gut."

„Ja, ja, lieber Abt, Deine Schuld ist gar groß
Und der Tod ist dafür Dein unfehlbares Los;
Denn weißt Du mir nicht auf drei Fragen Bescheid,
So hab' Deinen Kopf ich dem Henker geweiht.

Zuerst," sprach der König, „wenn hoch ich zu Roß,
Mit der Kron' auf dem Haupt, in dem glänzenden Troß
Meiner Edlen mich zeige, wird Antwort begehrt,
Was ich dann auf Heller und Pfennig bin wert.

Zum Zweiten gieb ganz sonder Zweifel mir an,
Wie schnell ich zu Ross' um die Welt herum kann;
Und drittens — kein Grund ist, daß drum Du verzagst,
Wenn richtig Du mir, was ich denke, nur sagst."

„Gar schwer sind die Fragen, mein Wits ist nur seicht,
Drum ist auf der Stelle die Antwort nicht leicht;
Doch wollt Ihr mir lassen drei Wochen nur Zeit,
So will ich mich müh'n, Euch zu geben Bescheid."

„Drei Wochen gewähr' ich; doch wisse, das ist
Nun auch für Dein Leben die äußerste Frist;
Denn bist Du der Antwort Dir dann nicht bewußt,
So trifft Dich des Landes und Lebens Verlust."

Hinweg ritt der Abt nun mit traurigem Sinn
Und ritt gleich nach Cambridge und Oxenford*) hin;
Doch dort war kein Doktor so weis' und gelehrt,
Daß auf die drei Fragen er Antwort gewährt.

Nun reitet der Abt schon ganz trostlos nach Haus,
Da trifft ihn sein Hirt, der die Schafe trieb aus.
„Willkommen, Herr Abt, nun saget doch an:
Was bringt Ihr denn Neues vom König Johann?"

„Ach, Schäfer, gar Schlimmes geschehen mir ist:
Ich hab' nur drei Tage zum Leben noch Frist;
Denn weiß ich ihm nicht auf drei Fragen Bescheid,
So hat meinen Kopf er dem Henker geweiht.

Zuerst soll ich sagen, wenn hoch er zu Roß,
Mit der Kron' auf dem Haupt in dem glänzenden Troß
Seiner Edlen daherzieht, mit Schild und mit Schwert,
Wieviel er auf Heller und Pfennig ist wert.

Zum Zweiten soll ich ihm verkünden sodann,
Wie schnell er zu Ross' um die Welt herum kann;
Und drittens — ich soll nicht verzagen dabei,
Nur seine Gedanken ihm melden getreu."

„Nur mutig, Herr Abt! habt Ihr niemals gehört,
Daß ein Dummer den Weisen Verstand hat gelehrt?
Ihr borgt Euer Pferd mir und Diener und Kleid,
Und ich reite nach London und geb' den Bescheid.

Man sagt — nichts für ungut! — von mir ja fürwahr,
Ich glich' Eurer Lordschaft so ganz auf ein Haar;
Und borgt Ihr mir mir nur Euer geistlich Gewand,
So werd' ich von Keinem in London erkannt."

„Nun, Pferde und Diener, die will ich Dir leih'n
Und steck' Dich in prächtige Kleider hinein,
Mit Krummstab und Mitra, mit Chorrock und Hemd,
Daß der heilige Vater sich Deiner nicht schämt." —

Willkommen, Herr Abt!" sprach der König, „'s ist schön,
Daß so pünktlich Du lässest bei Hofe Dich seh'n;
Denn giebst Du auf meine drei Fragen Bescheid,
So bist Du mit Leib und mit Leben befreit.

Zuerst nun, wenn hoch Du mich siehst hier zu Roß,
Mit der Kron' auf dem Haupt, in dem glänzenden Troß
Von Edlen, so hab' ich zu wissen begehrt,
Was ich nun auf Heller und Pfennig bin wert."

„Es ward unser Heiland, auf den wir getauft,
Von den Juden für dreißig Pfenn'ge verkauft;
Und Ihr geltet höchstens nun zwanzig und neun,
Denn Ihr müßt einen Pfennig geringer doch sein."

„Ich schwör's bei Sankt Velti" sagt der König und lacht,
„Daß so wenig ich wert, bitt' ich nimmer gedacht.
Nun zweitens gieb ganz sonder Zweifel mir an,
Wie schnell ich zu Ross' um die Welt herum kann."

„Erbebt mit der Sonn' Euch und folgt ihrem Lauf
Bis am anderen Morgen sie wieder geht auf,
Dann seid Ihr gewiß — meinen Kopf geb' ich drum —
Um die Welt in sweimal zwölf Stunden herum."

Da lachte der König und schwor bei Sankt Jan*):
„Nie dacht' ich, daß so geschwind reiten ich kann!
Nun drittens: kein Grund ist, daß drum Du verzagst,
Wenn richtig Du mir, was ich denke, nur sagst."

„Ja, das will ich und hoff', es erfreut Euren Sinn:
Ihr denkt, daß der Abt ich von Canterburg bin:
Doch ich bin nur sein Schäfer, wie leicht Ihr könnt seh'n,
Der Gnade für ihn und für mich will erfleh'n."

Da lachte der König und schwor beim Altar:
„Ich mach' Dich zum Abte noch heute fürwahr!"
„Ach nein, mein Herr König, das geht wohl nicht an,
Weil leider nicht lesen noch schreiben ich kann."

„Dann setz' ich vier Kronen Dir wöchentlich aus
Für den lustigen Spaß; und nun gehe nach Haus
Und sage dem Abte, dem alternden Mann,
Du bringst ihm Verzeihung vom König Johann."

Görlitz. Alfred van der Velde.

**) Diese Verlängerung des Namens Oxford hat auch das englische Original.

*) Johannes.

## Das neuindische Theater.

Indian Life, religious and social. By Professor John Campbell Oman. London, T. Fisher Unwin. 1889.

Indien ist noch immer für uns das Land der Märchen, der Zauber, der Träume, der geheimnisvollen Bauwunder, der lieblichen Erzählungen aus 1001 Nacht. Die Gebräuche der Maori, der Samoaner oder der Zulu sind uns bei weitem vertrauter als die Sitten, das innere Leben, das geistige Wesen der modernen Indier. Freilich haben die Engländer viel gethan, um Indien Europa näher zu bringen, aber sie haben diese Aufgabe eben nur so aufgefaßt, daß sie das nationale Leben der Eingeborenen zu unterdrücken suchten, um ihnen statt dessen englische Sitte — und englische Unsitte aufzupfropfen. Sie

Digitized by Google

haben es nur vereinzelt für der Mühe wert gehalten, sich selbst in den Kern indisch-nationalen Geistes zu versenken, um von dieser Grundlage aus eine boden-, klima- und sittengemäße Umgestaltung des indischen Charakters, eine allmälige Angleichung an die guten Errungenschaften europäischer Zivilisation zu erreichen, ohne die herrlichen Blüten der fremden Kultur von dem äußerst lebensfähigen Baume zu knicken. Freilich erfordert es eine gewisse Liebe zur Sache, und nicht bloß zur englisch-egoistischen Sache, wenn Jemand eindringen will in das innere Leben eines Volkes, das einem starren Kastengeiste anhängt und seine Frauen unter Ausschluß der Öffentlichkeit hält. Wir dürfen daher für jeden Versuch in dieser Richtung dankbar sein. In seinem obengenannten Buche hat Professor Oman den Versuch gemacht, uns der Erfassung der Haupteigentümlichkeiten indischen Lebens in einer Anzahl sehr anziehender Skizzen näher zu bringen, deren Stoff er aus eigenster Anschauung — und er hat wie ein Engländer sehr Unbedeutendes neben Bedeutendem gesehen — auf seinen Reisen durch ganz Indien, von den historischen Ufern des Indus bis zu den waldreichen Geländen des Brahmaputra, von den Thälern Kaschmirs bis zu den tropischen Hochländern Ceylons, zusammengetragen und geschmackvoll gruppiert hat. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Schilderungen des Verfassers überall photographisch richtig sind, umsomehr, als derselbe, wie schon erwähnt, Engländer ist und bereits seit Jahren als Lehrer an einer der Reichshochschulen Indiens, in Lahore, thätig war.

Das innere Leben eines Volkes spiegelt sich immer am treffendsten in seinen Volksliedern und in seinem Volksschauspiel wieder. Dieser Gesichtspunkt macht uns daher in dem Omanschen Buche, dessen Lesen übrigens Jedem empfohlen sei, der nicht von einer nationalen oder partikularistischen Selbstberäucherung und -vergötterung das einzige Heil erwartet, besonders einen Abschnitt anziehend, wo er uns ein genaues Bild der neuindischen Volksbühne entwirft, wie sie sich seiner in dieser Beziehung völlig naiven Anschauung dargestellt hat. Wir lassen dem Verfasser am besten in freier Übertragung selbst das Wort:

„Zwischen London und Lahore besteht vielleicht weniger Unterschied, als zwischen einem Stück wie „Pleasure" auf dem Drury-Lane-Theater und einem solchen wie „Indur Sabha" auf einer Hindubühne in Anarkali.

Die von vielen Gesichtspunkten anziehenden Vorstellungen, welche ich hier zu beschreiben beabsichtige, fanden in nur zeitweiligen Bretterbuden statt, da zufällig keine stehenden Schauspielhäuser oder andere bessere Einrichtungen für solche Theateraufführungen vorhanden waren, wie sie in der Hauptstadt des Punjab oder, so viel ich weiß, an anderen Orten im nördlichen Indien existieren. In Kalkutta haben die Bengalen meines Wissens zwei oder drei eigene Theater errichtet, die ich aber zu meinem Bedauern noch nicht Gelegenheit hatte zu besuchen. Indessen habe ich einen Theaterzettel eines der Bengalischen Schauspielhäuser vor mir, der den Leser vielleicht interessieren dürfte. Der trockene Moralton ist der nicht am wenigsten beachtenswerte Charakterzug dieses Spielzettels, den ich genau so wiedergebe, wie er in einem Lahorer Blatte erschien. Freilich sind einige offenbare Druckfehler darin, die ich aber nicht gewagt habe zu ändern.

Sonnabend und Sonntag, den 28. und 29. Mai.

**National-Theater. Beadon Street 6.**

Sonnabend, am 28. Mai 1881.

Abends 9 Uhr wird mit den nötigen Verbesserungen und erhöhter Pracht wiederholt das neue und originelle historische Drama von Babu Grish Chunder Ghosh

**Anundo Roho oder Akbar.**

Dieses neue Drama ist keine abgedroschene Geschichte in langweilig monotonem Dialog, noch ist das Werk mit fürchterlichen ermüdenden Oktavreden und Monologen vollgestopft. Der größte Staatsmann und mächtigste Monarch Akbar ist mit einer wahrhaft histrionischen Feder abkonterfeyed.

Die Totenrede von Rana Pratap wird jedem menschlichen Auge Thränen entlocken!

Die Szene, wo Akbar an den Folgen des Giftes leidet, indem er seinen eigenen fluchwürdigen Umtrieben zum Opfer fällt, dieser König der Könige, der mit einem einzigen Atemzug eines Tages die Geschicke dieses weiten Indischen Reiches lenken konnte, wie er all die unaussprechlichen Qualen der Hölle in seinem abgeschiedenen Pavillon inmitten eines Teiches erleidet, und der nun jetzt so arm ist, daß er seine brennende Seele nicht trösten noch einen Tropfen Wasser auf seine lechzende Zunge träufeln kann, diese schrecklich großartige Szene, sagen wir, wird auf das Gemüt der Zuschauer einen Eindruck machen, der sich nie verwischen kann, und eine Lehre geben von der unumstößlichen Wahrheit, daß der gewundene Pfad der Politik immer gefahrbringend ist!

Betal. — Ein ganz origineller und durchaus nationaler Charakter, erhaben und großmüthig, wird von Babu Grish Chunder Ghosh gespielt werden.

Seelenerlösende Gesänge — wo Religion und Liebe harmonisch zusammen klingen — werden augenblicklich Vertrauen und Liebe zu Gott seibst in das Herz des Gottlosesten flößen!

Szenerie. — Was unsere szenische Ausstattung betrifft, brauchen wir nur zu sagen: „Kommet und sehet!"

Am nächsten Tage, Sonntag, Abends 6 Uhr, das glänzende Melodrama,

**Die magische Statue.**

Alle Lokalblätter haben mit großer Anerkennung über dieses Stück gesprochen, was sowohl seine Aufführung wie das Bühnenstück selbst betrifft.

☞ Bitte zu beachten. — Es ist dies das beifällig aufgenommene Stück, in dessen Finale sich Marmorstatuen in lebende Schönheiten verwandeln.

G. C. Ghosh, Direktor.

Am 3. März 1883 war ich in Begleitung eines Freundes Zeuge einer Vorstellung von „Aladdin oder die Wunderlampe" in dem Interimstheater, welches nicht weit von dem Mayohospital in Lahore errichtet war, dargestellt von einer Parsischen Schauspielertruppe. Das Theater bestand aus einem weitläufigen Schuppen, der nur sehr düster von einem einzigen, aus nur vier Lampen bestehenden und in der Mitte des Raumes angebrachten Kronleuchter und ein Paar an dem seitlichen Balkenwerk befestigten Wandlampen mit Reflektoren erleuchtet war. Diese sechs Lampen zusammen mit einer Reihe von Rampenlichtern auf der Bühne bildeten die ganze Beleuchtungseinrichtung des Theaters und es herrschte

Digitized by Google

daher, wie man sich wohl denken kann, überall in diesem großen Schuppen mit Ausnahme der Bühne ein gewisses Halbdunkel. Bei meiner und meines Freundes Ankunft, ungefähr zwanzig Minuten vor der für den Anfang des Schauspiels bestimmten Zeit, war der Ort bereits mit einer alle Klassen der einheimischen Bevölkerung, mit Ausnahme der höchsten, vertretenden Zuschauerschaft dicht angefüllt. Auch war, in der Hauptsache die vorderen Reihen einnehmend, eine kleine Gemeinde von Europäern und Eurasiern*) der unteren Schichten anwesend, einschließlich einer verschwindenden Anzahl von ehrbaren Vertreterinnen des zarteren Geschlechts, von denen sich einige offenbar zu dieser Gelegenheit in Gesellschaftskleidung geworfen hatten.

Die Bühne war, wie wir bald Gelegenheit hatten zu erfahren, nach europäischem Muster errichtet und mit einem Übermaß von Versenkungen und Hebevorrichtungen ausgestattet, welche für das plötzliche Erscheinen und Verschwinden der Geister, die in der Geschichte von Aladdin eine Hauptrolle spielen, so notwendig sind.

Das Stück wurde in der Urdusprache aufgeführt, und das Ganze, mit geringfügigen Ausnahmen, zur Begleitung einer Sarungi und einer Trommel abgesungen. Ich hatte mich auf diese musikalische Aufführung durchaus nicht vorbereitet und fand es daher etwas schwierig, den Worten zu folgen, um so mehr als sie uns nicht wenig entstellt auf dem Umweg durch die Nasalorgane der Darsteller erreichten.

Die Gesellschaft bestand aus zehn Parsern und einer jungen Europäerin, die ein seltsames Schicksal in die Gemeinschaft dieser Wandertruppe von Männern einer vollständig anderen Rasse und eines verschiedenen Glaubens gebracht hatte.

Der Vorhang hob sich, um einen schwarzen, bärtigen, gutmütig aussehenden Mann zu zeigen, der an einem Tischchen stand, mit Retorden und Tiegeln im Hintergrund und der irgend welche magische Zeichen machte. Er hielt ein Stundenglas in der Hand. Es war das der berühmte Magier unserer Geschichte. Nachdem er zwei- oder dreimal aufmerksam das Stundenglas beobachtet hatte, feuerte er eine Pistole unter den Tisch ab und darauf stieg unmittelbar eine Fee empor, von der er nach kurzer Unterredung einen Ring empfing. Darauf verschwand die Fee ebenso plötzlich als sie erschienen war. Ein Reiben des Ringes und nochmaliges Abschießen der Pistole beschwor diesmal den ehrwürdigen König der Geister, von dem der Magier die Einzelheiten erfährt, wie er sich in den Besitz der Wunderlampe setzen kann.

Während dieser Vorgänge lag unbeachtet eine dunkle Gestalt ausgestreckt auf dem Boden. Ein Tritt des Magiers brachte den Schläfer in sichtlicher Verwirrung auf die Beine und stellte den Zuschauern einen stummen, schwachsinnigen abyssinischen Sklaven vor, der im Verlauf eine mehr oder weniger gleichgiltige und stumpfsinnige Rolle in jeder der folgenden Szenen spielte.

*) Mischrasse zwischen Europäern und Indiern.

Dieser Charakter hat, soviel ich mich erinnere, seine Quelle durchaus nicht in „1001 Nacht". Er ist offenbar eingeführt für die Befriedigung der Regeln des modernen indischen Theaters, das „gleich dem alten seinen Bidushaka oder bevorrechteten Hanswurst, den Gesellschafter des Königs hat, der gewöhnlich große Verschlagenheit und Mutterwitz mit Liebe zum breiten Behagen in sich vereint."*)

Die nächste war eine Straßenszene. Aladdin und eine Anzahl Knaben spielen Ball und streiten und prügeln sich eben über ihr Spiel, als Aladdins alte Mutter auf sie stößt und ihren unfolgsamen und trotzigen Buben nicht ohne einige Schwierigkeiten von den Gefährten wegholt, indem sie ihn handgreiflich ermahnt, das kindische Wesen abzulegen und endlich Weisheit zu lernen. Das Spiel dieses Auftrittes, sowohl was die Mutter als den Sohn betrifft, war gut, besonders das der alten Dame und erweckte mir eine günstige Meinung von dem schauspielerischen Talent, wenigstens einiger Mitglieder der Truppe.

Als sich Szene auf Szene der wohlbekannten Erzählung vor uns abspielte, welche viele aufeinander folgende Geschlechter junger Leute sowohl im Westen als auch im Osten ergötzt hat, als „alte Lampen für neue" in den Straßen von Bagdad ausgerufen wurde, als der verschlagene Zauberer nach und nach Aladdin in seine Kreise zog, als die Geister kamen und gingen, je nach den Befehlen des Besitzers der Lampe, fühlte ich beinahe, daß diese Geschichte, welche dem Geiste des Ostens so vollkommen entspricht, und die sich hier in einer östlichen Zunge abspielt, vor einer orientalischen Zuhörerschaft und mit der entsprechenden natürlichen Umgebung viel von ihrer Unwahrscheinlichkeit verlor, und sie erschien wie die Darstellung von etwas, das sich wirklich ereignet haben mochte. In der That befand ich mich für den Augenblick sozusagen unter dem Zauber der mystischen Anschauung Asiens.

Wie ich bereits oben erwähnt habe, war nur eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts in der Truppe, und diese war eine Europäerin. Weiber erscheinen jetzt niemals auf der indischen Musterbühne und nehmen nur, so viel ich weiß, bei den Pantschaly-Aufführungen in den Bengalischen Zenanas Teil. Wir dürfen darüber nicht erstaunt sein, wenn wir uns erinnern, daß erst seit der Restauration Frauen auf den Brettern eines englischen Theaters auftreten durften. Doch muß ich erwähnen, daß nach Professor H. H. Wilson weibliche Charaktere gewöhnlich auf der alten Hindubühne von Frauen dargestellt wurden, obgleich es nicht ungewöhnlich war, daß Männer oder Knaben in gewissen Fällen Weiberrollen spielten. Keine Eingeborene war, so viel ich habe sehen können, bei der Vorstellung von Aladdin zugegen; nicht einmal Hetären, die doch, das wissen wir mit Bestimmtheit, das Griechische Theater besuchten, von dem ehrbare Frauen ausgeschlossen wurden.

Sehr verschieden von Aladdin und durch eine

*) Vergl. „The Modern Hindu Drama", von Babu Kissory Chand Mitra, Calkutta Review. vol. LVII.

Digitized by Google

vollständig andere Schauspielertruppe aufgeführt, war das Stück, welches ich nun beabsichtige zu beschreiben; ein sehr populäres, modernes Drama. „Indur Sabha“, das, wie mir erzählt wurde, von einem muselmännischen Dichter auf Befehl des Wajid Ali Shah, Exkönig von Oudh, verfaßt ist.

Das Theater bestand aus einem mächtigen Balkenwerk von Bambus, schlecht zusammengefügt und mit einem dünnen Zelttuch gedeckt.

Die Bühne war ziemlich gut und erhielt ihr Licht von ungefähr fünfzehn Lampen mit Reflektoren. In dem großen Zuschauerraume war übrigens keine weitere Beleuchtung, aber der durch den Zelthimmel blickende tropische Mond gab ein gedämpftes Licht, das durchaus nicht unangenehm war. Die reservierten Sitze bestanden aus einer doppelten Reihe von Stühlen, die erste Klasse aus einer gleichweis doppelten Reihe etwas weiter zurück; dann kam eine Barriere, und hinter dieser eine roh zusammengefügte Sitzeinrichtung für die große Masse der Zuschauer. Die Preise der Plätze schwankten von drei Rupien bis zu vier Annas; auch war ein besonderer Platz reserviert zum Preise von acht Annas, für „eingeborene Damen“; ich habe jedoch auch da oder irgendwo anders im Theater keine solchen gesehen. Der Anfang der Vorstellung war für neun Uhr angekündigt. Ungefähr zwei Minuten vor dieser Zeit nahm ich in dem vollständig leer erscheinenden Hause meinen Platz ein. Eine Viertelstunde strich vorüber; ich wagte einen der Theateraufwärter zu fragen, wenn die Vorstellung beginnen würde. „Um neun“, sagte er, setzte aber mit einer gewissen Bedeutung hinzu, „wie Sie sehen, kommen sie erst sehr spät“ — womit er sich jedenfalls auf die Besucher bezog. „Und da wartet Ihr auf sie?“ bemerkte ich. „Ja“, gab er mir zurück, „natürlich müssen wir sie warten“. Zwanzig Minuten, eine halbe Stunde nach neun Uhr, und noch immer keine Anstalten, noch das geringste Anzeichen von Ungeduld auf Seiten der Zuschauerschaft, die jetzt beträchtlich angewachsen war. Dies ließ mir jedenfalls Zeit, meine Umgebung zu studieren. Auf der vordersten Reihe, gerade vor mir, saß eine junge Eurasierin in einem gelben Satinkleide, allem Anschein nach besonders für die „Oper“ geputzt; ein stattlicher Bursche in einem Bedienteranzug beschützte sie; ein kleiner Knabe von ungefähr zwölf Jahren und ein eingeborenes Mädchen, die vielleicht um ein geringes jünger war, mit einem knallroten Sarec bekleidet, vervollständigten die Gesellschaft. Das kleine Mädchen nahm ihren Sitz ganz ungezwungen ein und heftete ihre schönen großen Augen in stummer Bewunderung auf die Verheißungen des Vorhanges, als sie in rauher Weise aus ihren Märchenträumen von einem der Aufwärter geweckt wurde, der ihr bedeutete, weiter zurück zu gehen und nicht mit den Sahibs auf einer Bank zu sitzen. Nur sehr unwillig zog sich die Kleine zurück, deren „erste Oper“ dies augenscheinlich war, ohne daß sie ihre Blicke von der Bühne weggewandt hätte, wo sie offenbar irgend etwas Wunderbares zu sehen erwartete. Drei Viertel auf neun Uhr — — kling! kling! kling! und der Vorhang hob sich, um den entzückten Zuschauern einen märchenhaften Palastgarten zu enthüllen, worin auf einem bequemen Divan ein schlafender Prinz lag; Goolfám von Hind. Bang! und siehe, eine Fee, vollständig in Grün und glitzernd in Flittergold, schwebt aus der Luft herab an Stricken, die freilich! zu sichtbar sind. Der Prinz erwacht nicht, und Subz Peri — denn das ist ihr Name — tänzelte um ihn, durch seine Schönheit zur Liebe entflammt. Mit Gesang und Tanz (in dem getragenen, wollüstigen, dem Osten eigentümlichen Rhythmus) giebt sie ihren zarten Gefühlen Ausdruck unter Begleitung eines unsichtbaren Orchesters von Saiteninstrumenten und Tablas.

K. von Schlieben.

(Schluß folgt.)

## Litterarische Neuigkeiten.

Eine deutsche Übertragung von Alphonse Daudets berühmtem autobiographischen Buche: „Trente ans de Paris“ ist bei Benno Schwabe in Basel unter dem Titel „Dreissig Jahre Paris“ erschienen; als Übersetzer nennt sich Steph. Born.

Max Kretzers nenester Roman, welcher bei E. Pierson, Dresden, erscheint, heißt: „Die Bergpredigt.“

Von Neuigkeiten auf dem französischen Litteraturgebiete sind besonders hervorzuheben: E. Pallain, Correspondance diplomatique de M. de Talleyrand (Paris, E. Plon, Nourrit et Cie.). Derselbe Herausgeber hat sich schon früher eingehend mit Talleyrand beschäftigt. Wir besitzen von ihm bereits die „Correspondance inédite du Prince de Talleyrand et de Louis XVIII pendant le Congrès de Vienne“, zu welcher Arbeit er von der Kommission der diplomatischen Archive beauftragt wurde. Die beiden Werke sind für den Forscher französischer Geschichte von hohem Werte. — In demselben Verlage ist eine neue Romandichtung von der Verfasserin der „Expiation de Savéli“ und „La Fille de Dosia“ erschienen: „Henry Gréville: Chant de Noces.“ Bei Calmann Lévy wurden einige neue Romane angekündigt: Albérich-Chabrol: Tabon, Roman du Jour. — Gyp: Petit Bleu. — Léon de Tinseau: Alain de Kerisel. — Aus demselben Verlage wird sicherlich das neue Buch von Max O'Rell und Jack Allyn, den Verfassern von „John Bull et son Ile“, „Les filles de John Bull“, viel Aufsehen erregen; die beiden Humoristen lassen diesmal ihr Witzfeuerwerk über die Brüder in Spleen des Engländers aufleuchten, über die Amerikaner. Daher betitelt sich das Buch: Jonathan et son Continent. La Société américaine. — Ferner ist bei derselben Pariser Firma der zweite Band von E. Renans „Geschichte des israelitischen Volkes“ nunmehr zum Versandt gebracht. — Ebenda wird ein Buch erscheinen, welches bestimmt ist, die Flut der Säkularschriften zur französischen Revolution noch um eines zu vermehren: Victor du Bled; Les Causeurs de la Révolution.“ — Eine Neuigkeit von Maupassant heißt: Les Coeurs étrangers. — Philippe Gilles „La Bataille Littéraire“ scheint mit kühnem Griff in unsere Zeit, ihre Strömungen und Widerströmungen einzugreifen; gewiß ein sehr anziehender Vorwurf. Beide Bücher sind von Victor-Havard, Paris, verlegt. — Von neuen französischen Sensationsromanen sind noch zu erwähnen: Georges Ohnet, Le Docteur Rameau, der, nachdem er in den Spalten mehrerer Zeitschriften angeschlachtet worden ist, so unter anderem in der Illustration, nun bei P. Ollendorff, Paris, in Buchform herauskommt. André Theurier, L'Amoureux de la Préfète (Paris, Charpentier). Benjamin Constant, Adolphe mit einer Vorrede von Paul Bourget bei L. Conquet in Paris. Claire Vautier, Adultère et Divorce, bei Marpon et Flammarion, Paris. Alexis Bouvier, „Les Seins de Marbre“ in demselben Verlage: Gewiß ein vielversprechender Titel. —

Digitized by Google

Ein Buch von hervorragender Bedeutung verspricht das Werk von Paul Lenoir zu werden: Geschichte des Realismus und Naturalismus in der Poesie und Kunst (Paris, Maison Quantin). — In dem Verlag von Perrin et Cie, Paris, dürfte demnächst ein quellenmäßiges Werk: „Napoléon, l'homme, le politique, l'orateur, d'après sa correspondance et ses œuvres" von Antoine Gnillois erscheinen, welches seit lange vorbereitet wird. — Eine Zusammenreihung von Aufsätzen des bekannten Figaropländerers Ignotus führt den Titel: Les Hommes de mon Temps, welche bereits zwei Bände zählt. — Eine Neuherausgabe des Pizardschen Buches „La France en 1789" (Paris, Alf. Degorce) erscheint sehr zeitgemäß.

Franz Pulßky, der „gebildetste Ungar", wie ihn die Welt nennt, hat eine Reihe seiner den Ereignissen des Tages gewidmeten Aufsätze in einem Bande gesammelt und veröffentlicht. Das stattliche Buch führt den Titel: **Publicisztikai dolgozatok (Publizistische Arbeiten)** und enthält geistvolle Studien und tiefe, anregende Betrachtungen über mannigfache Gegenstände, welche ein Weltpublikum beschäftigt haben, noch beschäftigen und in aller Zukunft beschäftigen werden. Pulßkys Art, seinen Stoff geistig zu kneten und zu formen, seine beispiellose allgemeine Bildung und sein Gedankenreichtum, welcher den an sich trockendsten und nur örtlich interessanten Gegenstand, wie etwa einen Staats-Kostenvoranschlag, mit duftigen Gedanken-Blütenranken umschlingt, machen alle Abhandlungen gleich genußreich, ob sie nun die Beziehungen des Staates zur Kirche erläutern oder auf rein ungarische Verhältnisse beleuchtende Streiflichter werfen, ob sie von Orden und Standeserhöhungen oder vom Duell plaudern, nach Journalistenart das Ereignis aufgreifend und dasselbe auf seine allgemeine und ewige Bedeutung untersuchend. Wenn jeder Tagesschriftsteller sich Franz Pulßky in der Auffassung seines Berufes zum Muster nähme, würde die Presse erst ihrem Zwecke voll gerecht werden: segensreich zu wirken durch Herzens- und Geistesbildung. Doch das ist ein Ideal. Die Pulßkys wiederholen sich leider nicht.

H. G.

**Thurán Anna.** Historisches Drama von Ludwig v. Bartók. Die Dichtung, ausgezeichnet durch ihre wohl ausgerundeten, lebenskräftigen Gestalten, die fesselnde Führung der Handlung und die herrliche Sprache ist für Deutschland besonders durch ihren Stoff von Reiz, welcher der Geschichte der oberungarischen deutschen Bürger zur Zeit des Königs Mathias Corvinus entnommen ist. Das Drama hat einen Preis der ungarischen Akademie der Wissenschaften und auf der Bühne des Nationaltheaters in Budapest einen bedeutenden und anhaltenden Erfolg errungen; es wird gegenwärtig durch den Schriftsteller Dr. Adolf Silberstein ins Deutsche übertragen, dessen Leistungen auf dem Gebiete der Nachdichtung in der ersten Reihe ihren Platz haben.

H. G.

Der neunte Jahrgang der mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften von Paul Hunfalvy und Dr Gustav Heinrich herausgegebenen **„Ungarischen Revue"**, welche das Ausland über alle Bestrebungen, Vorgänge und Erscheinungen im litterarischen und wissenschaftlichen Leben in Ungarn auf dem Laufenden erhält, beginnt mit einem Hefte von reichstem und anregendstem Inhalt. Eine geschichtliche Abhandlung von Ludwig Thalóczy „Ungarn und Ragusa" beginnt Mit Geist und Tiefe plaudert Hermann Winkler über „Deutsch und Magyarisch"; Sigmund Sonnenfeld entwirft ein Bild der reorganisierten ungarischen Landes-Bildergalerie, Béla Váli beschäftigt sich mit der scribischen Schauspielkunst in Ungarn und Ignaz Kunos setzt seine reizvollen Plaudereien über „Osmanische Volksmärchen" fort. Die poetischen Beiträge leitet Heinrich Glücksmanns Übersetzung der erschütternden Ballade von Johann Arany: „Das Hahrgericht" ein. Auch die Abteilungen: Kurze Sitzungsberichte und Vermischtes bieten manches Interessante.

**Ninette.** Eine Dorfgeschichte aus der Provence. Von dem Verfasser von Véra etc. Tauchnitz Edition. Wir wissen freilich nicht, wer der Verfasser von Véra ist; jedenfalls aber fehlt es ihm nicht an Geschicklichkeit, um ein Buch zu schreiben, und das will viel sagen bei dem herrschenden Mangel an Talent und auch an Fleiß, um einen Stoff zu nichten und den Stil zu bilden. — Ninette, das Dorfkind, ist nicht gerade eine poetische Erscheinung, sie besorgt ihr Vieh, arbeitet auf dem Felde; ist dabei klein und zart und sieht aus wie ein Kind. Ihr Vater, ein zurückgekommener Bauer, beiratet nach dem Tode ihrer Mutter eine zweite Frau, von der er hofft, daß sie ihm Geld in das Haus bringen wird. Er irrt sich aber; seiner Not wird nicht durch sie abgeholfen, der Unfriede im Hause aber vermehrt. — Ninette spinnt indessen ein kleines Liebes-Idyll an, das am Schlusse eine glückliche Frau aus ihr macht. Der Autor muß mit den dortigen Verhältnissen sehr vertraut sein; denn nicht nur wärat er seine Erzählung mit Brocken des dortigen Patois, sondern er geht auch genau auf die Lage des Landmanns ein, der dem Boden das abgewinnen soll, was ihn nährt, und erklärt uns seine Schwierigkeiten dabei, seine Einnahmen und Ausgaben, seine Staatssteuern und Gemeindesteuern, kurz jegliches, das dem denkenden Leser, um mit Verständnis zu lesen, von Interesse sein kann. Somit ist das Buch immerhin als lesenswert zu empfehlen.

A. Bölte.

**The fatal Three.** Von M. E. Braddon. 2. Bd. Tauchnitz Edition. — Die vielgelesene Schriftstellerin giebt uns hier ihren 41. Roman, wie das dem Buche beigegebene Verzeichnis besagt, ihre Fruchtbarkeit im Erfinden ist damit dargethan, ihre geschickte Mache ist hinlänglich bekannt. Die Wahl ihrer Stoffe paßt sich vielfach dem Augenblick an, sie hat damit nie über den sogenannten Klatsch der Gesellschaft hinausgehen wollen. Miß Braddon ist ihrer ganzen Richtung nach ein Weltkind, das für diese Erde und deren Freuden lebt. Sie will nicht, wie George Eliot, über den Dingen stehen und deren relativen Wert begutachten; sie will mit den Menschen leben, denken, fühlen, so wie diese Menschen nun eben sind. Ihr Vorleben beweist schon diese ihre Beanlagung. Denn sie war ursprünglich Tänzerin, und als die lustige Ballerina in die Jahre kam, die den Abschnitt im Franenleben bildet, wo sie mit ihren Traditionen brechen, da sprach in einer lustigen Abendgesellschaft der berühmte Dickens ein großes Wort gelassen aus. „Gebt es nicht mehr mit den Füßen, so versuchen Sie es mit dem Kopfe," sagte er in scherzender Weise und sie griff das hingeschleuderte Wort gierig auf und griff zur Feder. — Ihr Thema, das sie dem gegenwärtigen Romane unterlegt hat, ist: die Heirat mit der Schwester der verstorbenen Frau, ein Thema, das im englischen Parlamente von Staat und Kirche erörtert worden ist und viel Staub in der Gesellschaft emporgewirbelt hat. Miß Braddon läßt den Gatten ihrer Heldin schon einmal verheiratet gewesen sein und zwar mit einer jungen Dame, die er in Italien kennen gelernt hat, deren Familienbeziehungen ihm fremd sind, die sehr bald ein trauriges Ende nimmt, so daß ihm die Erinnerung an sie peinlich ist und er, nach Englant zurückgekehrt, bei Schließung seiner zweiten Ehe, diese kurze Episode seines ehelichen Vorlebens unerwähnt läßt. Mehr als ein Dutzend Jahre hat er nun ein glückliches Familienleben geführt, als ein Italiener in sein Haus kommt, der ihn in Italien gekannt hat und seine erste Frau erwähnt. Die zweite Frau gerät darüber außer sich, sie forscht nach dieser Nebenbuhlerin und entdeckt, daß es ihre Halbschwester gewesen ist, die, unter fremdem Namen, sich an der Riviera aufgehalten hat. Ihr Verhältnis zu ihrem Gatten erscheint ihr nun sündhaft. Das weltliche Gesetz läßt eine solche Ehe freilich rechtsgültig bestehen, aber die Kirche verdammt sie, und sie soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Sie entflieht also. — Wir hören nun das Für und Wider einer Frage, die für uns freilich nicht existiert, eingehend erörtert und sehen, wohin der Buchstabenglaube führen kann. Für England wird dieser Roman daher eine erläuternde Seite bieten, die ihn den Lesern besonders annehmbar macht. Für uns besteht dieser Anteil nicht und so freuen wir uns beralich, als am Schlusse die Entdeckung gemacht wird, daß die erste Frau nicht die Schwester der zweiten Frau gewesen ist und diese also zu ihrem Gatten zurückkehren kann, um ihre glückliche Ehe mit ihm fortzusetzen.

A. Bölte.

**Thoth.** Ein Roman. Tauchnitz-Ausgabe. t Bd. Das Recht der Übersetzung ist auf dem Titelblatte gewahrt; wir dürfen aber hoffen, daß Niemandem die Versuchung dazu kommen wird. Der Verfasser hat sich nicht genannt und er hat weise daran getan. In uns aber tauchte beim Lesen

Digitized by Google

zunächst die Frage auf: Wer mag für Tauchnitz die Wahl seines Nachdruckes wählen. Ist es ein Deutscher oder ein Engländer und was entscheidet dabei. Wird unser gebildetes Publikum, zu dem doch die Leser englischer Bücher gehören, Thoth kaufen wollen? Wir hoffen es nicht; denn was uns in diesem Buche vorphantasiert wird, ist viel zu albern, als daß es einen vernünftigen Menschen unterhalten könnte, und es wäre sehr zu wünschen, wenn die Firma Tauchnitz sich eine geeignetere Kraft gewinnen wollte, um die Auswahl der zu verlegenden Bücher für sie zu treffen. Um den Inhalt des Buches nur anzudeuten: Während die Pest in Athen herrscht, zur Zeit des Perikles, kommen Männer aus Afrika und holen einige schöne Griechinnen, die sie unter verlockenden Versprechungen mit sich fortführen. In der Vorrede sagt der ungenannte Verfasser, daß die Geschichte dem Leser unglaublich erscheinen würde, und das ist auch von Anfang bis zu Ende der Fall, weshalb sie sein Interesse auch gar nicht wach ruft. A. Bölte.

Von Ernst Strenges bevollmächtigter Übersetzung des großen historischen Romans: „Krieg und Frieden“ von Graf Leo Tolstoi ist eine zweite Auflage (Berlin, Verlag von A. Denbner, 1889) erschienen. Das „Magazin“ hat schon früher (vergl. Nr. 29, 1888) auf diese Übersetzung Bezug genommen. Wir erwähnen, daß die zweite Anflage nur 8 Mark kostet; die erste stellte sich anf 15 Mark.

**Polnische Litteratur.** Elise Orzeszko, die auch dem deutschen Publikum durch zahlreiche Übersetzungen nahegebrachte polnische Schriftstellerin, hat in ihrer dreibändigen Erzählung „Nad Niemnem“ (Am Ufer des Niemen) (Warschau, Gebethner & Wolf) das Schönste und Gediegenste gebracht, was die polnische Erzählungslitteratur der letzten zwei Jahre gezeitigt. Es ist die Sphäre des kleinen, auf dem flachen Lande zerstreuten litthanischen Adels, in welche Orzeszko uns führt; dieselbe Sphäre, welche dem europäischen Publikum durch Mickiewicz große Epopöe „Herr Thaddäus“ aus anschaulichster Schilderung bekannt wurde. Man dürfte fast annehmen, daß das Werk des genialen Dichters Fran Orzeszko zu ihrer Erzählung angeregt habe, denn stellenweise sind Reminiscenzen aus dem „Herrn Thaddäus“ unverkennbar. Benedict Koraginski, der Held des Orzeszkoschen Buches, ist ein litthauischer Landwirt, welcher mit den schweren Bedingungen der kleineren Wirtschaft kämpft, ohne sich jedoch den von den Vätern ererbten Boden entwinden zu lassen. Seine Frau, ein von krankhafter Romantik angehauchtes Weib, ist eine bekannte Orzeszkosche Figur. — Als Prachtwerk erscheinen die nach Andersen, Dickens und Goppe von Adam Ping gedichteten drei Legenden „Die Mutter“, „Schwester Aniela“ und „Vergißmeinnicht“, welche Andrioli meisterhaft illustriert hat. (Warschau, bei Teodor Paprocki, 1889). Es sind dies religiös gefärbte Dichtungen, welche die Mutterliebe, den durch Buße gesühnten Fall, endlich die Macht der Kindesliebe in ansiehender poetischer Form verherrlichen. — Einen guten Überblick über das zeitgenössische polnische Schrifttum bietet das im Verlage des „Przeglad tygodniczny“ erschienene litterarische Kalender-Buch, welches eine kurze Charakteristik aller lebenden polnischen Schriftsteller samt Angabe ihrer Schriften sowie ihrer Stellung enthält. — Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Polens liefern die von Radzimirski und Gororak redigierten Veröffentlichungen aus den Archiven der Fürsten Lubartowicz und Sanguszko in Slavut. (Lemberg, 1888). Die bis nnn veröffentlichten Dokumente umfassen den Zeitraum von 1284—1506. — „Wacławs Gebete“ (Modlitwy Wacława), ein hervorragendes litterarisches Denkmal aus dem XV. Jahrhundert, erschien im Verlage der Krakauer Akademie der Wissenschaften, auf Grund der Abschrift, welche der Krakauer Professor Malinowski von dem in Pest befindlichen Original eigenhändig gemacht. Über die Korrektheit dieser Ausgabe entwickelt sich eine Polemik unter den polnischen Gelehrten.

Aus dem Nachlaß von Heinrich v. Stein. **Dramatische Bilder und Erzählungen.** (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1888.) Es ist ein Werk der Pietät, welches aus dem Nachlaß des jungverstorbenen Halleuser Privatdozenten die vorliegenden Papiere zusammenstellt. Der Kritiker findet sich daher in einer ziemlich schwierigen Lage. Jedes Urteil über derlei würde leicht als eine Verletzung solcher Pietät für einen gewiß verdienstvollen jungen Forscher erscheinen, besonders wenn das Urteil dahin ausfiele, daß man es in den dramatisierten Zwiegesprächen „Die beiden Einsiedler“, „Die heilige Elisabeth“, „Tauler und der Waldenser“ denn doch nur mit akademischen Stillübungen romanisierender Art zu thun hat, daß „Karl Ludwig Sand“ und das Trauerspiel „Trug des Lebens“ gleichfalls mehr einer litterargeschichtlichen Inspiration ihr Dasein verdanken, als einem dichterischen Zuge das Leben zu gestalten. Es ist ein Nach-geothesicren im Stile von Goethes „Geschwistern“, im Stile von Goetheschen monologischen Seelenschilderungen; der Verfasser hat sich — ähnlich wie Wilhelm Scherer — gewisse klassizistische Stilgebärden wohl angemerkt und verwendet sie nach Kräften. Dies sind fleißig gearbeitete poetische Seminarübungen, die wohl — wenn wir zu unseren litterarhistorischen Seminaren auch poetische hätten — ihrem Verfasser eine gute Nummer eingetragen hätten, aber auf dem großen Geistermarkte des Lebens und des eigentlichen dichterischen schöpferischen Thuns ein verlorener Posten sind. Das „Vermächtnis“ am Schlusse zeichnet sich nicht gerade durch sonderliche philosophische Reife und Tiefe aus, wohl aber durch den bedenklichen Zug einfache Wahrheiten mit der Gebärde des Priestertums zn verkünden. „Die Dinge haben Maß und Anzahl,“ sagt das „Vermächtnis“. Das ist eine unbestreitbare Wahrheit, aber wenn der Verfasser nicht den Weihrauchdnnst der Pagode von Baireuth eingeatmet hätte, sein Geist würde vielleicht auch ferner weniger das Räucherfaß geschwungen haben und weniger jenen modernen Katholizismus verraten, jenen Denkkatholizismus, der mit der Kirche zwar zunächst Nichts gemein hat, aber eine schlimmere Geisterverheuchelung und Maskierung bedeutet, als manches andere. „Glaube an die Erlösten“, schließt das „Vermächtnis“. „Parsifal“ auch hier.

**Der Tugendwächter,** Charakterlustspiel in vier Aufzügen von Oskar Welten. (Berlin, Iölein, 1888.) Der Name des Verfassers ist den meisten Lesern nur als der eines Novellisten bekannt; daß in dem vorliegenden Lustspiel O. Welten bereits sein zwölftes dramatisches Werk veröffentlicht, dürfte bei Manchem Erstaunen erregen. Die alte und ebenso hübsche Idee, daß ein Mann seinen Freund über seine Frau zum Tugendwächter bestellt, daß die Frau mit Weiberlist den Tugendwächter umgarnt, ist gewiß zu einem Situationslustspiel geeignet. Irrtümlich nennt Welten seine Arbeit ein Charakterlustspiel; es ist vielmehr ganz Situationskomödie und zwar enthält es im dritten Akte sogar einige sehr hübsche und dankbare Situationen. Mißlich ist nur die Vermischung possenhafter und feiner Lustspielmomente. Der Vorwand, daß ein Hund toll geworden sei, womit der Tugendwächter die Abschließung der Frau zu erreichen sucht, ist ein sehr unverfälschter Possenreinfall, wenn gleich ein verbrauchter. Es ist Nichts gefährlicher, als die komischen Elemente mischen aus verschiedenen Gattungen. Wohl kann man Tragisches und Komisches auf der Bühne der Germanen verbinden, aber Possenhaften und Feinkomisches vertragen sich nicht nebeneinander und wir fürchten, Weltens Lustspiel würde auf der Bühne weit mehr an diesem Umstande scheitern, als daran, daß die zwei ersten Akte ziemlich unsicher gehant sind und die Situationen nur ertasten, statt sie zu erreichen. Das Zwiegespräch ist sehr lebendig, sehr flott, sehr geschickt behandelt; nach dieser Richtung erweist Welten sich als ein wohlerfahrener Meister und Kenner seiner Sache. Die geistige Höhe der Arbeit ist die bei Welten gewohnte: mittlere Höhe; bürgerlich, selbst da, wo er sich als eifriger „Naturalist“ fühlt. Die Sphäre der Houwald, Paalzow, Clauren, mit einem leichten Stich ins Kotzebuesche.

**Götzendämmerung** oder wie man mit dem Hammer philosophiert.. Von Friedrich Nietzsche. (Leipzig, C. G. Naumann, 1889.) Diese Schrift des Philosophen für die Leckermäuler ist nicht besser als seine letzte „Der Fall Wagner“, welcher jüngst das „Magazin“ gedachte. Wir haben sie wiederholt gelesen und sind wiederholt zu der Überzeugung gelangt, daß man es in diesem Manne doch nnr mit einem Schnellredner zn thun hat, der mit verblüffender Geschwindigkeit geistige Hexenkünste des Zaubersaales vollführt. Sollte es wahr sein, was das Gerücht meldet,

Digitized by Google

daß ein schweres Schicksal über den Geist des Verfassers hereingebrochen sei, so würde diese Schrift nur dem Seelenkenner und Psychiatriker die Unterlagen liefern, um ein solches Schicksal zu begreifen. Weit weniger der ausgeprägte Größenwahn, der in vielen Äußerungen des Verfassers „nach berühmten Mustern" sich ausspricht, als vielmehr die erschreckende Seichtheit der Gedanken und Urteile, die sprunghafte Art zu empfinden, die vollständige Disziplinlosigkeit der Ideenverbindung scheint dem Verfasser gefährlich geworden, wie sie auch manchem Leser leicht gefährlich werden könnte, der ohne genügende Denkbildung an diese äußerlich so schimmernden Spruchsätze herantritt. Nur traurige Lächeln kann es einem gebildeten Geiste erwecken, zu sehn, wie Nietzsche sich mit einer „Umwertung aller Werte" trägt, eine Sache, die, wenn sie einen Sinn hat, die fortwährende stille Thätigkeit aller Philosophie und aller Kunst ja so wie so ist, wie der Verfasser mit der geistigen Hartnäckigkeit eines Kranken in allen möglichen Erscheinungen aller möglichen Zeiten jene décadence wittert, die vielmehr sehr entschieden aus der größeren Masse seiner Ideenverbindungen spricht. Er gefällt sich in Sätzen wie „Wie viel hatte ehemals das Gewissen zu beißen! welche guten Zähne hatte es! — Und heute? woran fehlt es?" — „Frage eines Zahnarztes". — Gleich danebeu findet sich das Gegenteil mit gleicher Fingerfertigkeit gesagt, „daß man gegen seine Handlungeu keine Feigheit begeht! daß man sie nicht hinterdrein im Stiche läßt. — Der Gewissensbiß ist unanständig." — Es ist kein markerfülltes Denken in diesen Nietzscheschen Büchern, das in ruhiger Erfahrung lebte und ein Bild des Erfahrenen wäre; es ist ein rethorisches Denken, ein Spiel mit gegenstätzlichen Redewendungen und Wortbedeutungen, das auf den ersten Augenblick wohl blendet, aber vor jedem wirklichen Nachdenken als leere Seifenblase zerstiebt. Es ist nicht einmal nötig, dies im Einzelnen nachzuweiseu, es wird sich jedem durchdringenderen Geiste von selbst aus dem Lesen dieses Werkes eines abgewirtschafteten Kopfes ergebeu. Und die Kritik würde nichts weiter darüber verlauten lassen, wäre nicht mancher jüngere geistreiche Leser vor derlei zu warnen.

**Briefe eines Junggesellen.** Stimmungsbilder von **S. Fritz.** (Leipzig, Otto Wigand.) Das flott geschriebene Leben eines Junggesellen vom 20. bis 70. Jahre in sehr ergötzlichen, sehr lesenswerten Briefen. Daneben als Gegenstück Briefe eines Ehemaunes an den unvermählten Freund, welche die Leiden und Freuden des Ehestandes gegen die Nöte und Schmerzen der Ehelosigkeit stellen. Der Verfasser besitzt einen zierlichen und anmutigen Geist; wir haben uns an dieser leichten Kost ganz von Herzen erfrischt.

**Gräfin Charlotte von Kielmannsegge.** Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik von Oskar Wilsdorf. (Dresden u. Leipzig, H. Minden, 1889.) Zum ersten Mal beglaubigte Urkunden und Mitteilungen über die sagenumwebte Freundiu Napoleons I., welche besonders in Sachsen verdienen gelesen zu werden. Ein Bild des schauerlichen Schlosses aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden ist beigefügt. Hoffentlich braucht die Gräfin nun nicht mehr mit einem Stricke um den Hals durch ihr altes Wasserschloß nächtlich zu gespenstern. Das Schriftchen ist hochinteressant.

**Le Paradoxe,** essai sur les excentricités de l'esprit **Humaiu** dans tous les siècles, von **Frédéric Loliée.** (Paris, Albert Savine, 1889.) Ein Leckerbissen für geistige Feinschmecker! Eine Geschichte des Paradoxen, eine Monographie über das Paradoxe war sicher eine sozichende geistige Aufgabe schon an sich und der Verfasser, ein jüngerer französischer Schriftsteller, hat sich mit viel Belesenheit, viel Keuntnissen und viel französischem Geist über die Aufgabe gemacht. Es wird freilich den deutschen Leser wunderlich berühren, nicht nur einen Eduard von Hartmann, sondern sogar den harmiosen Frauenstädt unter den Vertretern des Paradoxen in Deutschlaud genannt zu sehen, während es ja für Jean Paul zutrifft, der ganz in der Paradoxie des Denkens und Phantasierens aufging. Mau wird aber das Schriftcheu, dss nicht ohne die bei französischen Schriftstellern gewohnte rhetorische Schulung und mit viel Sorgfalt geschrieben ist, mit viel Vergüügen lesen und so die Bekanntschaft eines neuen französischen Schriftstellers gemacht haben, dessen Stndien auch in Deutschland Beachtung verdienen.

Wer in Deutschslnd kein Russisch versteht — das ist so ziemlich 99 100 aller Deutschen — dem wird **Friedrich Fiedlers** Anthologie russischer Lyriker **„Der russische Parnass"** eine willkommene Einführung in die lyrische Dichtung dieses poetisch so hochbegabten Nachbarvolkes sein. Von Lomonossow bis zu den jüngsten, 1865 geboreneu Lyrikern wie Mcreschkówskij sind von den hauptsächlichsten Lyrikern der Russen charakteristische Proben mitgeteilt, unter deneu wir nur den genialen Schefstschenko ungern vermissen. Fiedlers Übersetzungen haben vor Allem den Vorzug der Lesbarkeit und poetischen Wirkung; Niemand wird sich dem Zauber dieses trüben und auch so milden russischen Gemütslebens entziehen können, das aus den Werkeu so verschiedener Dichter spricht.

**Aus den Tagen Karls des Fünften.** Skizzen in Vers und Prosa von **Günther Walling.** (Leipzig, 1889.) Eine Reihe sehr tüchtiger historischer Studien über Juana la loca, Juan de Padilla, über Karls des Fünften Aufenthalt in dem Kloster von S. Juste, über die Alhambra und andere geschichtliche Gegenstände aus der Zeit Karls des Fünften. Diese geschichtlichen Essays sind teilweise schon in Zeitschriften zum Abdruck gelangt; sie zeichnen sich durch lebendige Anschaulichkeit der Schilderung aus, wobei dem Verfasser unmittelbare Anschauung der geschichtlichen Plätze in Spanien sehr vorteilhaft wird. Eine Anzahl historische Angaben verdanken gründlicherer Quellenforschung ihre Darstellung. Mit diesen geschichtlichen Aufsätzeu hat der Verfasser eine längere romantisch-epische Dichtung „Aus dem Reiche der Sonne" vereinigt, die mit zum besten gehören dürfte, was die Muse Günther Wallings hervorgebracht hat. Den Lesern des „Magazius" ist der Gegenstand derselbeu nicht unbekannt; ein Bruchstück daraus veröffentlichte diese Zeitschrift in Nr. 49 (1888); weun wir hinzufügen, daß die Dichtung sich durchweg auf der poetischen Höhe dieser mitgeteilten Bruchstücke erhält, daß die Schilderung der peruanischen Landschaft ebenso realistisch anschaulich, wie Mythos und Sage des Inkavolks glücklich in die Handlung verwebt ist, daß eiu eigener Zug historischer Poesie durch das Gauze geht, so ist nicht zuviel gesagt, um eine Dichtung zu charakterisieren, welche in ihrer Art durchaus die Hand eines Meisters verrät, welcher seine Mittel kennt und auf eine entschiedene Weise mit denselben zu wirken versteht.

**Kürschners „Deutsche Nationallitteratur"** schreitet in alter Weise tüchtig und zuverlässig vorwärts. Die Lieferungen 462 bis 481 bringen u. a. folgeude iuteressante Sachen: „Die Schauspiele der englischen Komödianten", herausgegebeu von W. Creizenach. Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde", herausgegeben von Dr. Golther. Lenaus Werke, herausgegeben von Max Koch, wozu sich die Fortsetzungen der Düntzerschen Goetheausgabe, Boxbergers Lessingausgabe u. a. gesellen.

Die Verlagshandlung von Fr. Pustet in Regensburg schreibt Preise aus von 300 und 150 Mark für je eine sittlich reine und fesselnde **Humoreske** von kleinem Umfang, mindestens jedoch von 4 Seiten oder etwa 550 Zeilen à 18 Silben im Formst des „Deutschen Hausschatzes". Einsendung bis zum 31. Mai an die Redaktion des „Deutschen Hausschatzes". Preisrichter Redakteur Herr H. Keiter. Verkündigung des Ergebnisses Ende Juli. Alles Nähere enthält Nr. 22 der genannten Zeitschrift.

**Märzveilchen.** Neue Gedichte von Ernst Roeder. (Dresden und Leipzig, E. Picrsons Verlag.) Ein liebenswürdiges Talent, das ebenso bescheiden auftritt, wie ihm auch nur bescheidenere poetische Wirkungen so recht gelingen. Aber ein Liedchen wie „Abeudfrieden" enthält viel Stimmung, die zu klarem poetischen Ausdruck gelangt ist, und auch sonst gelingt es dem Verfasser, öfters einen überzeugenden Liederton zu finden. Eine gewisse zartselige Empfindsamkeit waltet in den Anschauungen des Dichters, dem bei größerer Reife gewiß noch manches erfreuliche Lied gelingen wird.

**Jules Lemaitre: Impressions de Théâtre.** Troisième Série. (Paris, librairie H. Lecène et H. Oudiu, 1889.) Die dritte Folge der Thestereindrücke des geistvollen Kritikers der Débats wird gewiß nicht weniger Glück machen, als die vorausgegangeuen Sammlungen seiner Bühnenurteile. In der That haben wir es in Jules Lemaître

Digitized by Google

mit einem feinen und witzigen Geiste zu thun, der mit echt französischer Zierlichkeit eine Rezension zu schreiben versteht und wie ein Goldschläger mit dem Hämmerchen seines Geistes feine Schelchen in einem anmutigen Stile heraustreibt. Nicht übermäßig tief sind seine Urteile; er ist ganz ein Kind seines Volkes, besonders wenn er Shakespeare beurteilt, über dessen „Viel Lärm um Nichts" er z. B. folgende schnurrige Ansicht ausspricht, bezüglich der Gestalten der Beatrice und des Benedikt: Leurs plaisanteries sont un bizarre mélange de grossièreté et de pédantisme. Ce sont des sauvages qui font de l'esprit, des brutes extrêmement subtiles, comme on en a vu beaucoup dans cet hybride XVIe siècle . . . man lese die ergötzliche Stelle weiter nach und vergleiche, was etwa Wilbrandt in seiner Einleitung zu demselben Stücke sagt; aber man sieht diese leichte Ware doch gern, denn es ist viel kritische Sinnigkeit in diesen Urteilen, auch da, wo Lemaître hier und da kleine Ketzereien wider Molière und die französischen Klassiker begeht. Was er über den König Ödipus des Sophokles (in der Comédie Française) als „une pièce très bien faite" sagt, haben wir in Deutschland Gelegenheit gehabt, gleicherweise zu bemerken. Eine sehr interessante Beigabe ist in der Rezension über Molières „Misanthrope" bei Gelegenheit einer treffenden und geistreichen Erörterung der lokalen und sonstigen Unbestimmtheit Molièrescher Figuren die Mitteilung eines Briefes von A. Dumas fils, worin derselbe sich den Kopf zerbricht über folgende höchst wichtige Sache: Molière ne me dit pas, si ses raisonneurs se sont mariés vierges. Die Frage darnach scheint ihm eine der wichtigsten, die an den dramatischen Psychologen gestellt werden kann. Es ist ergötzlich zu sehen, wie die beiden Witzköpfe Dumas und Lemaître dies des Näheren beleuchten. Es ist auch bezeichnend für die ganze Art des ästhetischen Urteils und der ästhetischen Forderungen, welche man im gegenwärtigen Paris stellt. Man findet in Lemaîtres Buch einen Rückblick auf so viele Ereignisse, wie die Marchande de sourires oder auch Cocart und Bicoquet aus dem letzten Theaterjahre, daß kein Theaterfreund ohne mannigfache feinere Unterhaltung das Buch aus der Hand legen wird.

**Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs** in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von Dr. Moritz Brasch. Leipsig, Verl. v. Gustav Engel. 1889. 8. M. 8. Dieses Werk enthält alle philosophischen Abhandlungen Ueberwegs, soweit sie nicht die Erklärung griechischer Philosophen zum Gegenstande haben, also mehr für philologische als für philosophische Kreise bestimmt sind. Es sind dies die folgenden:

I. Zur Logik, Erkenntnistheorie und Methaphysik: Über den Begriff der Philosophie. — Über die sog. Logik der Thatsachen. — Zur logischen Theorie der Wahrnehmung. — Der Grundgedanke des Kantischen Kritizismus. — Über Idealismus, Realismus und Idealrealismus. — Über die Berkeleyschen Erkenntnisprinzipien.

II. Zur Mathematik, Naturphilosophie und Psychologie: Die Prinzipien der Geometrie, wissenschaftlich dargestellt. — Kants allgemeine Theorie des Himmels. — Zur Theorie der Richtung des Schens. — Eine physiologisch-psychologische Untersuchung.

III. Zur Ethik: Kants kategorischer Imperativ als Prinzip der Ethik. — Das Aristotelische, Herbartsche und Kantische Moralprinzip. — Über den Begriff und die historische Entwickelung der Ethik.

IV. Philosophische Vorträge: Über die kulturgeschichtliche Bedeutung Friedrich Heinrich Jacobis. — Die Schicksalsidee in Schillers Dichtung und Reflexion.

Der Herausgeber möchte, wie dies schon aus dem Titel ersichtlich ist, außerdem aber in der Einleitung ausdrücklich hervorgehoben wird, uns gerne glauben machen, daß dieses Buch mehr enthalte, als eine Reihe zusammenhangloser Abhandlungen: eine geschlossene, eigenartige Weltanschauung oder doch die Bausteine für eine solche. Ob die von Ueberweg vertretene Spielart des von ihm selbst gerne so genannten „Idealrealismus" in heutiger Zeit große Aussicht auf Beachtung hat, möchten wir freilich dahingestellt bleiben lassen. Auch glauben wir nicht, daß es grade einem allseitig und schmerzlich gefühlten Bedürfnis entgegenkommt, wenn schon veröffentlichte und allen Fachleuten zugängliche Schriften noch einmal abgedruckt werden. Jedenfalls zeigt sich aber der weithin bekannte Verfasser beliebter Lehrbücher über Logik und Geschichte der Philosophie auch in den vorliegenden Abhandlungen als scharfsinniger Logiker, als schneidiger und unabhängiger Kritiker, aus dessen Ausführungen mannigfache Belehrung und Anregung zu schöpfen ist.

Erdmann.

## Bühnenschau.

Ernst Scherenbergs vaterländische Dichtung: „Germania", welche auf dem berliner Viktoria-Theater als Ausstattungsstück ersten Ranges zur Aufführung gelangte, fand daselbst einen vollen und rauschenden Erfolg. Direktor Scherenberg, der Bruder des Dichters, hat Alles aufgeboten, um dem poetischen Werke eine glanzvolle Erläuterung zu geben.

„Le train de minuit" nennt sich das neueste Lustspiel der dramatischen Firma Meilhac und Halévy.

Das in dem ersten diesjährigen Januarheft der „Revue des deux Mondes" abgedruckte Stück Octave Feuillets „Le Divorce de Juliette", Comédie en trois actes et quatre tableaux, welches der Verfasser bisher wegen Familientrauer nicht hat aufführen lassen, wird demnächst in Paris über die Bühne gehen. Das Stück hat zwar keine spannende Handlung, ist aber meisterhaft und streng folgerichtig aufgebaut, weshalb ihm ein guter Erfolg nicht fehlen kann.

Am 15. Februar wurde in Bonn das Volksschauspiel „Hutten und Sickingen" von August Bungert von einer Anzahl von Studierenden der Universität unter Mitwirkung einiger Bonner Damen in der Beethovenhalle aufgeführt. In dem Stück besitzen wir ein gutes und schönes Volksschauspiel mehr. Stürmischer Beifall lohnte den Dichter.

Das schon vor Jahren dem Wiener Burgtheater eingereichte vieraktige Lustspiel „Bruder Hans" von dem jungen Wiener Schriftsteller C. Karlweis ist am 16. Februar zur erstmaligen Aufführung gelangt, hat aber trotz seiner rechtschaffenen Gesinnung keinen bedeutenden Erfolg erringen können.

In München nimmt ein Stück Adolf Wilbrandts das Tagesinteresse fast vollständig gefangen: „Der Meister von Palmyra", dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Das Drama ist ein symbolisches Märchen im Grillparzerschen Geiste. Ein berufener Kritiker urteilt darüber: „Strenge Kunstübung, poetischer Geist, Streben nach einem hohen Ziele, Vornehmheit in der Wahl der Mittel, Ablehnung jeder Nachgiebigkeit gegen den trivialen Geschmack der Menge" seichnen das edle Werk aus.

Im Deutschen Theater in Berlin geht demnächst Ibsens älteres Stück: „Stützen der Gesellschaft" in Szene. Als das Stück 1877 an mehreren Bühnen Berlins als Neuheit aufgeführt wurde, fand es nur einen getheilten Beifall. Jetzt, wo Ibsens Dichtungen und ihre Bedeutung für die moderne Bühne in Deutschland beinahe als Evangelium betrachtet werden, steht zu erwarten, daß auch der Antheil des Publikums ein weit allgemeinerer sein wird.

Gustav v. Moser hat in Gemeinschaft mit Dr. Girndt ein Schauspiel „Puschkin" verfaßt, das sich das Martyrertum des großen russischen Nationaldichters Alexander Puschkin zum Vorwurf genommen hat.

## Novellistische Rundschau.

**Niederlande:** Emil *Johanna* hat zu gleicher Zeit bei P. Kluitman in Alkmaar drei Novellen erscheinen lassen: De beroemde violist. — Het bloemenmeisje (Das Blumenmädchen). — Onze huiskneecht. — In denselben Verlage gelangt zur Ausgabe: P. *Louwerse*, Bello. Een hondenleven. — Ebenda von J. *F. Herk*, Naar zee gedreven (In See getrieben). — Das Lesebedürfnis des Niederländer nährt sich meist von Übertragungen fremder Romane, die so ziemlich alle, soweit sie einige Bedeutung haben, einen Übersetzer finden. Kürzlich ist von Zolas „La terre" eine holländische Bearbeitung in vierter Auflage erschienen; sie führt den Titel: „Het Land". — Der E. *Hartmer*sche historische Roman aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg „In dem Schloß zu Heidelberg" hat in Jeanne Huygens eine gewandte Übersetzerin gefunden.

Digitized by Google

**England:** Mary A. M, *Hoppus*, Masters of the World, ist entschieden ein sehr geschickt geschriebener historischer Roman, der seinen Stoff dem realistischen Zeitleben unter Domitian entlehnt. Die Verfasserin hat es verstanden, die grauenhafte Unsicherheit in der Lebensführung jener Zeit mit meisterhaften Strichen zu zeichnen. — Thomas A. *Pinkerton*, John Newbolds Ordeal, wird, ohne gerade sehr tiefsinnig zu sein, doch viele Leser anregen und unterhalten. Manch ein natürlicher und künstlerischer Zug, viele dem wahren Leben abgelauschte kleine Episoden, verleihen dem Roman einen über dem Mittelmässigen stehenden Wert. — Chance? or Fate? By H. F. *Wood*, gehört zu der zu Zahl sehr hoch, an ethischem Gehalt aber meist sehr tiefstehenden Klasse der Liebesromane. Die Geschichte ist gewiß äußerst moralisch und ehrbar, entbehrt aber nicht der meist bei solchen Erzählungen hergebrachten Langweiligkeit. — Eine der Hauptercheinungen der jüngsten englischen Novellistik dürfte ein Roman von *Bret Harte*, Cressy, sein. Wenn der Dichter auch im Entwerfen kurzer Skizzen und Episoden entschieden glücklicher als in der längeren Erzählung bisher gewesen ist, so schreibt seine Art zu schreiben, die Dinge zu sehen, seine immer witz- und geistvolle Sprache Bürge genug dafür, daß, wo er immer die Feder ansetzt, ein eigenartiges Werk aus seinen Händen hervorgeht. Ebenso enthält denn auch dieser neue Roman eine Menge anziehende Schilderungen, dessen trockene Tragik den besten Schöpfungen Bret Hartes würdig an die Seite gestellt werden kann. — Frank R. *Stockton*, The Great War Syndicate, ist auf einer sehr guten Zeitidee aufgebaut, die nur allzu englisch anmaßend auftritt. Ein großes Friedenssyndikat, natürlich von Engländern gebildet, soll die politischen Geschicke der zivilisierten Welt leiten; sein Spruch soll die Streitigkeiten der Völker unter Vermeidung von Krieg schlichten. Von dem optimistischen Standpunkte gewisser Philosophen wird dieser Gedanke gewiß Billigung finden; uns andere aber wird die künstlerische Ausgestaltung des Problems anregen und unterhalten. — Sophie *Kappey*, A modern Martyr, ist eine ausgezeichnete Leistung in ihrer Art: eine Liebestragödie mit höchst tragischem Ausgange. — Von Übersetzungen ausländischer Romane liegen vor: Graf *Tolstoi*, Childhood, Boyhood, and Youth. — Von demselben The Invaders, and other Stories. Tolstoi ist jetzt in England „modern"; beinahe jede Woche erscheint ein Buch von ihm in Übersetzung. — Ebenso erschien eine Übertragung von dem geistvollen Buche Paul *Bourgets*, André Cornelis. Die Übersetzerin, Mrs. Cashel Hoey, hat die schwierige Aufgabe erfolgreich gelöst. — C. *Brough*, He and She. — T. *Danby*, Dr. Phillipa: a Maida Vale Idyll. — A. *Dumas*, Paul Jones: a Nautical Romance. Übers. von H. L. Williams. — Guy de *Maupassants* reizende Skizzensammlung „Sur l'Eau" hat unter dem Titel „Afloat" eine Übertragung erfahren.

**Frankreich:** Das zweite Heft der bereits von uns gemeldeten Sonderausgabe des Figaro „Les Types de Paris", illustrés par J. F. Raffaëlli, enthält zwei weitere sehr anziehende Studien: Bohèmes en villégiature. Von Émile *Zola*. — La Rue, qui chante. Von Gustave *Geffroy*. — Ein neuer Roman von Hector *Malot*, Justice, soll demnächst in der Bibliothèque Charpentier erscheinen und wird mit großer Spannung, die allen Werken des geistreichen Romanciers vorhergeht, erwartet. — Paul *Devaut-Mousk*, La Grueric, d'après des documents pris sur le vif, wird als ein Werk feinsten Humors und geistreicher Realistik der Beobachtung ausgepriesen. Einzelne Abschnitte daraus lauten: Les hommes aimés, Les femmes turfistes, La femme instrumentaire. — A travers Pays nenut sich das neueste Buch der Mme. *de Witt*; es enthält Skizzen aus dem Provinzleben. — L'oncle Philibert, von S. Blandy, illustré par A. Marie, ist eine für die Jugend berechnete Erzählung. — Josef *Reinach*, Le Cheval Noir. — Zwei neue Bände von Guy *de Maupassant* stehen in Aussicht: Les Maîtresses, eine Sammlung kleinerer Erzählungen; Fort comme la Mort, ein größerer Roman. — Auch wird ein neues Werk René *Maizeroys* angekündigt: La belle. — Fernet erschienen: Henry *Ner*, Chair Vaincue. — *Rochilde*, Le Mordu, Moeurs littéraires. — Alfred *Sirven*, La Linda, Roman Parisien. — Armand *Silvestre*, Contes à la Brune. Mit Illustrationen von Kauffmann. — Derselbe, Le Nu au Salon.

**Italien:** All'Esta Sentinella! Neapolitanische Erzählungen der feinen und anmutigen Dichterin Matilde *Serao*. Das Buch wird wie das ihm vorangegangene „Fior di passione" gerechtes Aufsehen erregen (Milano, Treves); es enthält vier Novellen. — Alberto *Riccardi*, Cecilia Ferriani, Roman. — Giovanni *Verga*, Mastro-Don Gesualdo. — Enrico *Panzacchi*, I miei racconti. Sechzehn Erzählungen, graziös, anmutig, ins Schwarze treffend, in denen er von Allem und von Nichts plaudert. Jugenderinnerungen, Universitätsstreiche, Liebesgeschichte, tragisch und voller Seufzer. Der Leser wird diesen reizenden Gedichten in Prosa bis zu Ende folgen müssen, so reizvoll, so stilistisch-formvollendet sind sie erzählt. — L. A. *Vassallo*, Diano Ricantatrice. Roman.

**Amerika:** J. M. *Barrie*, When a man's single: a tale of literary life. — H. *Hayes*, Better times stories. Zehn kurze Geschichten, die früher in Monats- und Tagesblättern erschienen sind. — Sally Pratt *McLean*, Last chance Junction, far, far West: a novel. Eine Geschichte in Bret Hartes Manier.

**Skandinavien:** Der humoristische Roman „Papa Hamlet" des norwegischen Dichters Bjarne Peter *Holmsen* ist kürzlich in einer deutschen Übersetzung von Dr. Bruno Franzius erschienen. Die Ausgabe zeichnet sich durch die Eigenart ihres Einbandes aus, indem des Dichters Bildnis in photographischer Wiedergabe auf demselben paradiert.

**Rumänien:** Der Bukarester Roman scheint ein eigenes Geure unserer novellistischen Litteratur werden zu wollen. Kürzlich erschien: Edouard *Zeiphi*, La Chanteuse. Roman bucarestois. (Bucarest, Socecu & Cie.)

## Zeitungsschau.

### ENGLAND.

**Harper's Magazine.** March. 1889.

Theodore Child, The institute of France. — C. D. Warner, Comments of Canada. — Keuyon Cox, William M. Chase, painter. — John Lillie, Slowtopp's confessions. A story. — Carl Zelau, New Vienna. — J. Norman Lockyer, The origin of celestial species. — C. F. Woolaon, Jupiter lights. A Novel. Part III. — George William Curtis, Motley's letters. — Edward Everett Hale, A new arabian night. A Story. — One story is good till another is told. — Augustus van Cleef, Poe's Mary. — Björnstjerne Björuson, Norway and its People. Second paper. — Thomas Bailey Aldrich, The shipman's Tale. A poem. — Louise Imogen Guiney, Winter boughs. A poem — George William Curtis, Editor's easy chair. — William Dean Howells, Editors study. — Monthly record of current events. — Editor's Drawer.

**The Academy.** No. 877. (Mit Auswahl.)

Herbert Richards, Courtney's life of J. S. Mill. — Paget Toynbee, Fay's concordance to the divina commedia. — A. H. Keane, Jame's the Unknown Horn of Afrika. — Walter Lewin, Walt Whitman's novemher bougha. — William Sharp, New novels. — Some historical books. — Notes and news. — The forthcoming magazines. — University Jottings. — F. York Powell, In memoriam: Gudbrand Vigfusson. — Mrs. Lionel Tollemache, Original verse: „Memories", and „Magazines and reviews". — Copyright in Canada. — Selected foreign books. — Correspondence. — Appointments for next week. — A. W. Beun, Romanes' Mental evolution in man. — Science notes. — Philology notes. — Oswald Crawfurd, Portuguese delft. — Dr. R. F. Harper, The site of old Baghdad. — Notes on art and archaeology. — F. Wedmore, „The love story".

**The Athenaeum.** No. 2000. (Mit Auswahl.)

Reminiscences of Wordsworth. — The english catholics of the eighteenth century. — The Carisbrooke library. — Eastern Europe and Western Asia. — Recent Dante literature. — Novels of the week. — Parallel grammars. — Library table. — Mr. Froude as an historian; 'Keusington: Picturesque and historical'; 'The lay of Havelok the dane'. Sale; 'Englnud's Parnassus', 1600. — Literary gossip. — Science. — Fine arts. — Music. — Drama.

### FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 7. (Mit Auswahl.)

Grunzel, L'harmouie vocalique des langues ouralo-altaïques. — Schreiber, Atlas archéologique. — L. de Sybel, Histoire de l'art antique. — Thibaut, Les douanes chez les Romains. — Schütze, Otfrid. — Traube, Poésies carolingiennes. — Stoddard, Liste de mystères. — Gassies des Brulies, La farce du Cuvier. — Galdoz, La rage et Saint-Hubert. — Perrens, Histoire de Florence depuis les Médicis, I. — Lettre de M. Salomon Reinach.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenaboten.** Nr. 8. 21. Februar 1889.

Die Kaiserfrage und Geffkens Tagebuchblätter. — Otto Gerland, Der Geheimmittelschwindel. — O. E. Schmidt, Ein falscher Freiheitheld des Altertums. — Die Gemeinde Wien. — Haben wir eine Volkslitteratur? — Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. 16. Gradus ad Parnassum. — Litteratur.

### BELGIEN.

**Revue de Belgique.** XXI, No. 2. 15 février 1889.

Ernest Mahalm, L'eueeignement de l'économie politique à l'université de Berlin. — Maurice Heius, Les luttes sociales à Gaud au temps de jacques Van Artevelde. — H. Pergameni, Le théâtre sous la Révolution. — Alfred Lavachery, Maître Lionel. — Ferdinand Thiry, La libération conditionnelle et le patrouage.

### SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** Februar. 1889. No. 1.

Otto C. Fonss, Kraka. — Karl Mantzius, Om Oprindelsen til Erasmus Montanus. — Rudolf Schmidt, Under Rædselsperioden. — Theatrene. — Nordisk Literatur. — Fra fremmede Literaturer.

**Ny Jord.** Februar 1889. No. 1.

Amalie Skram, Bobler, II. — S. H., Om dod og uddedlighed, II. — Gust. Wied,

Digitized by Google

To Digte. — Mons Lie, „Hvor Loti boede" — Carl Behrens, Theatrene.

**Dagny.** 1889. No. 1.

Frithiof Holmgren, Modl Poem. — A. K—dt, Nya Idun. — G. Hjelmerus, Pariserrasionger på 1700-talet. — Ellen Key, Ernst Ahlgren. — Lea, Liten återblick.

## NIEDERLANDE.

**De Gids.** Februari 1889.

C. Terburch, Willem Noréi. I. — R. Fruin, Prins Willem III en zijne verhouding tot Engeland, I. — H. B. Spruyt, Tweeërlei wijsbegeerte. — T. H. Was, De gedaantewerwisselingen van het Hellenisme. — Lessen nit het verleden. — Hélène Swarth, Van een bedelkind. Logen. Berusting. Laatste wandeling. — Letterkundige Kroniek. — Bibliographie.

**De Toekomst.** Februari 1889. Nr. 2.

H. T., Toegepaste Zielkunde (vervolg). — C., Natuurkunde voor de lagere scholen (vervolg). — P. Brasseur, Eene onnauwkeurigheid in het rekenen. — Boekbeoordeelingen. — Overzicht der tijdschriften. — Ingezonden werken. — Kroniek. — Officieel schoolnieuws.

## AMERIKA.

**The Nation.** vol. XLVII. Nu. 1232. 7 February 1889.

The week. — The Genesis of our Samoan trouble. — The apology for trusts. — The tariff on works of art. — Come-outers and stay-inners. — Volapük, or world-speech? — The youth of Calvin. — Shelley with Byron. — The immigration bill. — Sugar, tin plate and tea. — The independent's "Reversion". — A Kansas joker. — Ballot Reform in California. — The electoral vote. — Benjamin West of New Hampshire. — Marringe among the French poor. — Shakespeariana. — Hume's Correspondence with Strahan. — Peasant emancipation in Denmark. — M'Kendrick's physiology. — Art in the modern state. — Letters of Felix Mendelssohn to Ignaz and Charlotte Moscheles. — Rides and studies in the Canary Islands. — Wellington.

## RUMÄNIEN.

**Românische Revue.** V. 2. Februar 1889.

Das Jahr 1888. — L. Mocsary über die Nationalitätenfrage. — Isidor Ritter von Onciul, Einiges über den Gang und die Entwickelung der theologischen und klerikalen Kultur in der Bukowina. — M. Przyborski, nach A. J. Odobesen, Vom Românischen Landvolke. — S. Cangiuca, Die Colinda, ihr Ursprung und ihre astronomische Bedeutung. — Sunt Roman. — Rundschau.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

**Lyrische Dichtungen.**

**Colell,** Waldemar. Dem Lichte zu! Gedichte. H. Bd. Hamburg, J. F. Richter. Brosch. M. 2, geb. M. 3.

**Newsky,** Paul Wasily. Erotika. Stuttgart, J. H. Dietz. Geb. M. 2.

**Meyer,** Wolfg. Alex. Sein und Schein. Gedichte. Heidelberg, Otto Petters. Brosch. M. 1.

**Ziel,** Ernst. Moderne Xenien. Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen. Leipzig, H. Haessel.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bäth,** A. U. Från Vikingatiden. Ny följd. Med Originalillustrationer af Jenny Nyström. Stockholm, Oscar L. Lamm. Brosch. Kr. 3,5.

**Berger,** Philipp. Amerikana. Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. Univ.-Bibl. 2508. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Boccardi,** Alberto. Cecilia Ferriani. Romanzo. Milano, Frat. Treves. Brosch. L. 3,5.

**Claretie,** Jules. Jean Mornas. Übers. v. Auguste Scheibe. Engelhorns allgem. Rom.-Bibl. V., 12. Stuttgart, J. Engelhorn. Brosch. M. 0,5.

**Gresset,** J. B. de. Vert-Vert. Eine komische Papageien-Odyssee. — Das lebendige Chorpult. Übers. v. Rich. v. Meerheimb. Univ.-Bibl. 2506. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Evers,** A. Auch ein Franzose. Histor. Erzählung aus Lübecks Vergangenheit. 2 Bde. Leipzig, S. Schottländer.

**Marryat,** Kapitän. Peter Simpel. Übertr. v. P. Heichen. Univ.-Bibl. 2501/2505. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 1.

**Panzacchi,** Enrico. I miei racconti. Milano, Frcv. Trates. Brosch. L. 4.

**Rives,** Amélie. The Quick or the Dead? A Study. London, George Routledge. Brosch. sh. 0,5.

**Rzehák,** Franz. Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen. Leipzig, Fr. Schneider in Komm.

**Saphir,** M. G. Meine Memoiren und Anderes. Univ.-Bibl. 2510. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Serao,** Matilde. All'Erta, Sentinella! — Terno secco, — Trenta per cento. — O giovannino o la morte. — Racconti Napoletani. Milano, Frav. Trates. Brosch. L. 4.

**Stevenson,** Rob. Louis. Der seltsame Fall des Viktor Jekyll und des Herrn Hyde. Breslau, S. Schottlaender. Brosch. M. 2.

**Wildorf,** Oskar. Gräfin Charlotte von Kielmannsegge. Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden. Brosch. M. 1.

**Dramatische Dichtungen.**

**Cuno,** Heinr. C. Die Räuber auf Maria Kulm, oder: Die Kraft des Glaubens. Schauspiel in 5 Aufz. Univ.-Bibl. 2507. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Echegaray,** J. Wahnsinn oder Heiligkeit. Drama in 3 Aufz. Übers. v. Karl Wiene und Gust. Kirem. Univ.-Bibl. 2509. Leipzig, Ph. Reclam. Brosch. M. 0,2.

**Strömberg,** Th. Balders Festen. Med originalillustrationer af Jenny Nyström. Stockholm, Oskar L. Lamm. Brosch. Kr. 3,75.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Beheim-Schwarzbach,** Dr. M. Die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto. Kritisch beleuchtet. Posen, Jos. Jolowicz.

**Biedermann,** Woldemar Frhr. von. Goethes Gespräche. 1. Lfrg. Leipzig, F. W. v. Biedermann. Brosch. M. 1.

**Kern,** Franz. Goethes Lyrik; erkl. f. d. oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolai. Brosch. M. 2,4.

**Kessler,** L. Das Wesen der Poesie. Leipzig, Jul. Baedecker. Brosch. M. 1,5.

**Geschichte und Biographie.**

**Carius,** Dr. Rud. Die kulturhistorische Entwickelung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Kottbus, E. Kühn. Brosch M. 2.

**Kampoyrogloy,** Dem. Gr. Στορτε των Αθηνεων. Heft 1. Athen, Alex. Papageorgiov.

**Perrot,** Georges et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Tome V. 226e livr. Paris, Hachette et Cie. Brosch. Fr. 1.

**Ragozin,** Zénaïde A. Media, Babylon and Persia. — The Story of the Nations. London. T. Fisher Unwin. Geb. sh. 5.

**Sergeant,** Lewis. The Government Year-Book. A Record of the forms and methods of government. London, T. Fisher Unwin. Brosch. sh. 6.

**Philosophie.**

**Fouillée,** Alf. La Morale, l'Art et la Religion. D'après M. Guyau. Bibl. de Philos. Contemporaine. Paris, Félix Alcan. Brosch. Frcs. 3,75.

**Nostitz-Rieneck,** Rob. v. Das Problem der Kultur. Freiburg i. B., Herder. Brosch. M. 2.

**Lieferungs-Werke.**

**Deutsche National-Litteratur.** Hrg. v. J. Kürschner. Lfrg. 472—481. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. je M. 0,5.

**Thom,** Hermann. Litterarische Korrespondenz und kritische Rundschau. 1. Jahrg. Heft 2. Leipzig, A. Baumann. Brosch. M. 0,4.

**Vermischtes.**

**Becker,** Joh. H. Die Wälsungen- und Zwillingssage in Amerika. Dissertatio, Leipzig, Gust. Fock.

**Bibliotheca Biographica.** Reichhaltige Sammlung von Monographien zur Geschichte einzelner Personen und Familien. Kölu, Paul Neubner. Brosch. M. 0,5.

**Bülow,** Frieda Freiin von. Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. Berlin, Walther & Apolant.

**Burdo,** Adolph. Am Niger und Benue. Sechs Monate im Hinterland von Kamerun. Deutsch v. P. Heichen. Leipzig, Rich. Bauer. Brosch. M. 1.

**Peters,** Carl. Die deutsch-ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirtschaftlichen Eigenart. 2. Aufl. Berlin, Walther & Apolant. Brosch. M. 0,6.

**Schaafhausen,** H. Die alten Völker Europas. Ausschnitt.

Digitized by Google

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

## Stimmen des Lebens.

Gedichte von **Wilhelm Jensen.**

Broschiert ℳ 3.—, elegant gebunden ℳ 4.—

Die eigenartige Schönheit und Kraft der Jensenschen Muse, die wir in seinen zahlreichen Novellenschöpfungen bewundern, tritt uns auch in seiner Gedichtsammlung entgegen. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters wird die Lektüre der Sammlung einen erlebenden Genuß bereiten.

# Für Herz und Haus.

Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ. In feinem Rokoko-Einbande 4 ℳ 60 ₰

Ein Buch, das sich gewiß in weiten Kreisen die Herzen der Leserinnen erobern wird. Gesunder häuslicher Sinn, praktische weibliche Lebensklugheit, tüchtige Erfahrung spricht aus jedem Briefe der Verfasserin, welche beherzigenswerte Ratschläge über alle Lebenslagen erteilt, in die ein weibliches Gemüt geraten kann. Gesunder Mutterwitz würzt die Ratschläge, die kleinen Anekdoten aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, und der schalkhafte Humor der Verfasserin weiß auch das Alltägliche mit einem freundlichen Reiz zu umgeben. Über alle möglichen weiblichen Gewissensfragen giebt das Buch praktische Auskunft, sei es nun die Wahl eines Lebensgefährten oder die Wahl und Behandlung der Dienstboten; sei es die Wahl eines weiblichen Lebensberufs oder die praktische Weisheit der häuslichen Hellmittel. Das Buch dürfte sich besonders als Festgeschenk für junge Mädchen eignen, um sie auf die anmutigste und gesündeste Weise zugleich mit den Pflichten des Lebens und dem Leben der Gesellschaft bekannt zu machen. Durch den drolligen und liebenswürdigen Ton des Vortrags bildet es jedenfalls eine angenehme Lektüre.

**Vorrätig oder zu beziehen in jeder größeren Buchhandlung!**

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Elze**, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans“ in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen.“

(Kritische Blätter.)

**Alkibiades.**

Drama in fünf Akten

von

**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Festtdben.

8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Kinder des Reiches.**

Ein Romancyclus.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Märchen.**

Neue Ausgabe. 1880. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Salvator Rosa.**

Roman in 2 Bänden 1880. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

# Deutsche Dichtung.

Herausgeber:

**Karl Emil Franzos.**

ist bestimmt, der dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten.

publiziert das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart und zählt zu ihren Mitarbeitern die vornehmsten Dichter und Schriftsteller der Nation.

bringt Novellen, Epen, Dramen, lyrische Gedichte, Essays, Kritiken, Ungedrucktes aus dem Nachlasse hervorragender Dichter und Denker u. s. w., Porträts, Autographen und Liederkompositionen. Elegante Ausstattung.

erscheint in zwei Ausgaben und beträgt der Abonnementspreis für eine jede vierteljährlich: ℳ 4.—.

A. Halbmonatsausgabe in Quart, am 1. und 15. jeden Monats.

B. Monatsausgabe in Oktav, am 15. jeden Monats.

Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebners**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Epen eine humoristische Sagenschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Gildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung“ im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe und Eaguchhalter von Strabbe.**

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden.

**L. Ehlermann.**


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 16. März 1889. Nr. 12.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Nonpareille-Zeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** W. Korolenko: „Was der Wald rauscht" — K. von Schlieben: „Das neuindische Theater" (Schluß.) — M. Wünsche: „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" — M. Benfey; „Wilde Kirschen." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Was der Wald rauscht.

Von W. Korolenko.

Alleinig autorisierte Übersetzung von A. Ascharin.

Der Wald rauschte ....

In diesem Walde war ein unaufhörliches Rauschen, gleichmäßig, klangvoll, wie fernes Glockengeläute, ruhig und unbestimmt, wie ein leises Lied ohne Worte, wie eine unklare Erinnerung an Etwas, was lange zuvor geschehen. In diesem Walde rauschte es immer, weil es ein alter, finsterer Forst war, an den sich Säge und Axt des Holzhändlers noch nicht gewagt hatte. Riesige hundertjährige Fichten mit mächtigen, roten Stämmen, die immergrünen Häupter wie in ernster Beratung einander zugeneigt, standen Seite an Seite. Unten war es still; es duftete nach Harz; durch die Decke von Fichtennadeln, mit welchen der Erdboden wie übersäet war, hatten sich hellgrüne Farrenkräuter gedrängt und standen jetzt mit ihren prächtigen, feingegliederten Blättern unbeweglich da. Wo es feuchter war, wuchs hohes, üppiges Gras; der weiße Klee ließ, wie in süßer Betäubung, die schweren Köpfchen sinken. Hoch oben aber klang unaufhörlich ein Rauschen und Brausen, wie ein Ächzen und Stöhnen des alten Forstes.

Aber dieses Ächzen und Stöhnen wurde tiefer und lauter. Ich ritt den schmalen Waldpfad entlang und, obgleich mir unter der dichten Blätterdecke der Himmel nicht sichtbar war, merkte ich an der rasch zunehmenden Dunkelheit, daß ein schweres Gewitter heraufzog. Es war nicht früh am Tage. Hier und da zwischen den Stämmen fand ein schräger Sonnenstrahl den Weg, aber, wo die Bäume dichter standen, breitete die Dämmerung bereits ihre Schatten aus. Für heute mußte ich jeden Gedanken an Jagd aufgeben, wenn es mir nur gelang, vor dem Ausbruch des Unwetters das schützende Obdach zu erreichen. Mein Rößlein schnaufte und spitzte bei dem Echo, welches durch seine über die entblößten Baumwurzeln klappernden Hufe geweckt wurde, ängstlich die Ohren. Es verdoppelte von selbst den Schritt, um die wohlbekannte Waldhütte zu erreichen.

Da bellte ein Hund. Hinter den Bäumen hervor wurden die Lehmwände eines Wohngebäudes sichtbar. Eine schwärzliche Rauchwolke bahnte sich durch das darüber hängende Grün einen Weg ins Freie; die kleine, baufällige Hütte mit ihrem ruppigen Strohdach lehnte sich, wie Schutz suchend, an den Stamm einer gewaltigen Fichte, welche ihre Zweige darüber ausbreitete. Inmitten der Waldwiese, auf welcher die Hütte stand, drängte sich eine Schar junger Eichen dicht an einander.

Hier wohnen die beständigen Begleiter meiner Jagdausflüge — die Waldhüter Sachar und Maxim. Augenblicklich scheint aber keiner von ihnen zu Hause zu sein, da sich auf das wütende Gebell des riesigen Köters nichts in der Hütte regt. Nur der alte „Großvater", mit seiner Glatze und dem gewaltigen weißen Schnauzbart, sitzt auf der Bank neben der Thür und flickt seine Bastschuhe. Die Enden seines Schnauzbartes hängen beinahe bis zum Gürtel herab, die Augen blicken trübe, als suche der Alte vergeblich etwas in seiner Erinnerung wachzurufen.

„Gott zum Gruß, Großvater! Ist Jemand zu Hause?"

„Ehe!" sagte der Alte mit zitternder Stimme. „Nein, weder Sachar, noch Maxim ist zu Hause, ja und Motrja ist in den Wald gegangen, die Kuh zu suchen .... die Kuh hat sich verlaufen; am Ende gar ist sie dem Bären in den Rachen gelaufen .... Das ist es eben .... 's ist Keiner da, alle fort!"

Digitized by Google

„Nun, 's schadet nichts! Will mich neben Dich setzen und warten."

„Ja, das ist es eben, warte nur!" erwiderte der Alte und nickte mit dem Kopfe. Während ich nun das Pferd an einen Zweig der neben dem Hause stehenden Eiche binde, betrachtet mich der Alte mit seinen schwachen, trüben Augen. Die Augen fangen an, dem Großvater den Dienst zu versagen und seine Hände zittern.

„Und wer bist Du denn, junger Bursche?" fragte er mich, als ich neben ihm Platz nahm.

Diese Frage richtete er bei jedem meiner Besuche an mich.

„Ehe! Weiß schon, weiß schon," fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten, und griff wieder nach seinem Bastschuh. „Ach, der alte Kopf ist wie ein Sieb, will nichts behalten. An die Gestorbenen kann ich mich noch gut erinnern, ja, ja, sehr gut! Aber die Lebenden vergeß ich immer .... Leb' schon zu lang' auf der Welt."

„Hausest Du lange hier im Walde, Großvater!"

„Ho, ho! Lang genug. Als der Franzose mit Kriegslärm kam, war ich schon hier."

„Da hast Du in Deinem Leben wohl so manches gesehen und weißt was zu erzählen?"

Der Alte sah mich verwundert an.

„Was ich gesehen habe? Den Wald hab' ich gesehen .... Der Wald rauscht, rauscht Tag und Nacht, rauscht Sommers und Winters .... Ich habe, wie jener Baumriese da, mein ganzes Leben im Walde verbracht und nichts weiter gesehen .... 's ist schon Zeit, in die Grube zu steigen, und dennoch muß ich manchmal bei mir selber überlegen, ob ich wirklich gelebt habe oder nicht."

Der Rand einer dunklen Wolke zeigte sich über den dichten Wipfeln der Bäume; die Zweige der Fichten, welche die Waldwiese einschlossen, schwankten unter dem Atem des wachsenden Windes und das Brausen des Waldes ließ sich in mehr und mehr anschwellenden Akkorden vernehmen. Der Alte erhob den Kopf und lauschte.

„Der Sturm kommt," sagte er nach einer Pause. „Das kenn' ich schon. Wenn der Sturm seinen Tanz beginnt, da brechen die gewaltigen Fichten wie Schilfrohr und drehen die Wurzeln nach oben .... Ja, ja, heute geht der Herr des Forstes durchs Revier."

„Woher weißt Du es, Alter?"

„Ha, ha! Wie sollt ich's nicht wissen! Als ob ich die Sprache der Bäume nicht verstände! .... Der Baum, junger Bursche, weiß auch, was Furcht heißt .... Da ist die Espe, ein klägliches Gewächs, hat immer was zu zittern; kein Windhauch regt sich, sie aber zittert und zittert, wie ein altes Weib, das einen Wolf sieht. Die Fichte dagegen rauscht, selbst bei stillem Wetter, mit dem Wipfel, daß es sich anhört, wie der dumpfe Ton der Gusli; hebt der Wind aber an zu blasen, da ächzt und stöhnt sie. Aber das ist alles noch nichts. Hör 'mal jetzt .... Ob ich auch schlecht sehe, mein Ohr ist noch scharf: die Eiche hat schon ihr Lied begonnen; sie begrüßt ihren Herrn, den Sturm."

In der That, die niedrigen, knorrigen Eichen, welche, vom Walde rings umgeben, auf der Waldwiese standen, bewegten die starken Äste und ließen ein dumpfes Rauschen erschallen, welches sich von dem hellen Klange der Fichten deutlich unterschied.

„Ho, ho! hörst Du es, junger Bursche?" rief der Alte mit einem Lächeln voll kindlicher Schlauheit. „Ich weiß es; wenn erst die Eiche ihr Lied beginnt, geht des Nachts der Hausherr durch den Forst, und wo er hintritt, da splittern die Äste und brechen die Stämme! Die Eiche ist ein gar starker Baum, dem selbst der Herr wenig anhaben kann .... ja, ja, so ist es! ....

„Was für 'n Herr, Großväterchen? Du sagst doch selbst, daß es der Sturm ist."

Der Alte nickte mit schlauem Lächeln.

„Ha, ha! Ich weiß schon .... Heutzutage, sagt man, giebts solche Klughänse, die an nichts mehr glauben wollen. Ich aber habe ihn mit meinen leiblichen Augen gesehen, so wie ich Dich vor mir sehe, oder noch besser, denn damals hatte ich noch jüngere Augen, und wie scharf konnten sie blicken!"

„Wie kam es, daß Du ihn sahst, erzähl' mal?"

„Sieh mal, es war so 'ne Zeit, wie gerade jetzt: anfangs fing die Fichte im Forst an zu stöhnen. Sonst singt sie, jetzt aber stöhnte sie: a-a-ah und o-o-oh! Und dann war sie plötzlich wieder still. Und dann stöhnte sie wieder und wieder, und immer öfter und kläglicher. Ha, ha! .... Denn sie dachte daran, wie viele ihrer Brüder und Schwestern der Herr des Nachts zu Boden strecken würde, und sie vielleicht mit. Und dann fing die Eiche ihren Gesang an und je mehr gegen Abend, desto lauter. In der Nacht aber kam er selbst, und da ging der Tanz los, er rannte durch den Forst, lachte und weinte, drehte sich wie ein Kreisel und hüpfte und sprang auf die Eichen los, um sie aus dem Erdboden zu reißen. Einstmals, es war im Herbst, sah ich aus dem Fenster, ins Unwetter hinaus; das gefiel ihm nun nicht: kam ans Fenster gerannt, und hast du mir nicht gesehen, krach mit einem Fichtenast dagegen; es fehlte nicht viel und er hätte mir die Augen aus dem Gesichte geschlagen, aber ich sprang noch zeitig genug zur Seite. He, he, junger Mann! Sieh mal so'n Bosnickel ist er ....

„Wie sieht er denn aus?"

„Wie er aussieht? Nun, grad' wie so 'ne alte knorrige Weide, welche im Sumpf wächst. Ganz so! .... Und die Haare — wie das dürre Moos, was auf den Bäumen wächst, und der Bart ebenso .... die Nase sieht aus wie ein gehöriger Ast und das Maul ist blatternarbig, als wär es mit Flechten bewachsen. Brrr! wie häßlich er ist! Verhüt' es Gott, daß ihm ein Christenmensch gleichen sollte! .... Ein anderes Mal sah ich ihn dicht vor mir im Moor. Willst Du mit eignen Augen sehn, komm nur im Winter. Dann steig auf den höchsten Berg im Walde; im Sommer kannst Du vor den belaubten Bäumen nicht gehörig Umschau halten, oben angekommen, mußt Du noch den höchsten Baum ersteigen. Von seinem Gipfel aus kann man ihn manchen Tag erblicken: wie eine weiße Säule wirbelt er über'm Berge dahin und läßt sich ins Thal hinab .... dann saust

Digitized by Google

er über die Fläche, daß es aussieht, als rase der Schneesturm — und endlich verschwindet er im Walde. Ja-a-a! Und nicht mal die Spur von ihm kannst Du mehr erblicken: der alte Schlaukopf verwischt sie sorgfältig mit Schnee .... Glaubst Du einem alten Manne nicht, so geh und sieh selbst!"

Der Alte war ins Plaudern gekommen. Die lebhafte Unterhaltung und das in der Luft steckende Ungewitter hatten das altersträge Blut in Wallung gebracht. Er nickte ab und zu mit dem Kopfe, lachte still für sich hin und zwinkerte mit den trüben Augen.

Da huschte plötzlich ein Schatten über die hohe, durchfurchte Stirn. Er stieß mich mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte geheimnisvoll:

„Weißt Du aber, junger Bursche, was ich Dir sage? .... 's ist freilich wahr, daß der Waldgeist ein Unhold ist. Einem Christenmenschen macht es gerade keinen Spaß, seine gräuliche Fratze zu sehen .... Aber was wahr ist, bleibt wahr: er thut keinem was Böses ... 's kommt wohl vor, daß er mit einem Menschenkinde sein Späßchen treibt, aber ihm was Übles anthun — Gott bewahre!"

„Aber Du sagtest mir ja selbst, Großvater, daß er mit einem knorrigen Aste nach Dir geschlagen habe."

„Nun ja! Freilich wohl! Ärgerte er sich doch darüber, daß ich ihn belauerte. Siehst Du wohl! Aber wenn man die Nase nicht in seine Angelegenheiten steckt, läßt er einen auch ungeschoren. Er liebt's nun einmal nicht .... Aber weisst Du, im Walde läßt sich von Menschen manches Schlimmere sagen .... So ist's, bei Gott!

Der Alte senkte das weiße Haupt und saß, wie im Nachdenken versunken, schweigend da. Als er mich dann wieder anblickte, glänzte es in seinen Augen durch die trübe Hülle, von der sie verschleiert wurden, wie ein Funken einer erwachten Erinnerung.

„Ich will Dir, junger Bursche, eine wahre Geschichte aus unserem Walde erzählen .... Es ist mir, wenn ich an sie denke, wie ein Traum .... Laß aber den Wald erst lauter rauschen, dann wird sie mir ganz und gar lebendig werden .... Willst Du, so erzähle ich sie Dir, he?"

„Gewiß will ich's, Großväterchen, erzähle nur!"

„Nun gut, so höre!"

II.

„Ich verlor Vater und Mutter, als ich noch ein kleines Büblein war .... Sie ließen mich auf der Welt mutterseelenallein zurück. Wer sollte nun für mich armes Bürschchen sorgen? Die Bauerngemeinde dachte: Was fangen wir mit dem unnützen Brotesser nun an? Nun, und der Pan dachte ebenso .... Da kam, wie gerufen, der Waldhüter Roman aus seiner Wildnis und sagte zur Bauerngemeinde: „Gebt mir das Bürschchen mit, ich will es füttern, und wenn es sich anläßt, mir zum Gehilfen heranziehen .... So hab ich's im Walde nicht so einsam und er findet ein Unterkommen ...." Natürlich sagte die Bauerngemeinde dazu freudig: „ja!" So nahm er mich denn mit und seither hab' ich den Wald nicht mehr verlassen.

Der Roman war nun mein Ernährer. Was war das für ein schrecklicher Mensch, Gott bewahre! .... Von hohem Wuchse, schwarzem Auge und Haar und mit mächtigen Gliedern und zottigem Bart sah er wie einer der Waldmenschen aus, von denen man sich erzählte. Sein ganzes Leben hatte er im Walde allein gelebt: die Leute erzählten, daß ihm der Bär so gut wie ein Bruder, der Wolf wie ein Vaterssohn sei. Er kannte alle Thiere des Waldes und fürchtete keines, den Menschen aber ging er aus dem Wege und beachtete sie nicht .... So einer war er, so wahr mir Gott helfe! Sah er mich mal an, so war es mir, als lief mir eine Katze über'n Rücken .... Und dennoch, sag ich, war's ein guter Mensch und hielt mich gut: gab es Gerstenbrei, fehlte niemals Schmalz dabei, und schoß er eine Ente, gab's Entenbraten. Was wahr ist, bleibt wahr! Er ließ mir an nichts fehlen ....

So lebten wir zwei denn mit einander. Ging Roman in den Wald, schloß er mich in der Hütte ein, daß ich von den wilden Thieren nicht gefressen würde. Nachher verheirateten sie ihn; gaben ihm ein Weib.

Der Pan gab ihm das Weib. Er rief ihn ins Dorf und sagte: „Hör' mal, Romássja! Du mußt heiraten!" Da antwortete ihm Roman: „Der Teufel hole die Weiber, was soll ich im Walde mit einem Weibe anfangen? Hab' ich doch einen Jungen zur Hilfe. Ich will nicht heiraten!" Er hatte ja in seinem Leben nichts mit Weibern zu thun gehabt und wollte auch jetzt nichts von ihnen wissen. Aber der Pan war auch schlau. Wenn ich an ihn denke, mein Bursche, so denk' ich, 's giebt solche nicht mehr .... sie sind ausgestorben .... Nun, nehmen wir Dich zum Beispiel: bist auch, wie man sagt, aus dem Geschlechte der Pans .... Aber, nimms nicht für ungut, ein richtiger Pan bist Du ebenso wenig, als ein Spatz ein Falke ist.

Nun, der aber war einer von den richtigen alten Pans .... Glaubst Du wohl, daß es noch auf der Welt vorkommt, daß hunderte von Menschen einen fürchten .... und wie noch! Sieh Dir mal, mein Bursche, einen Habicht und ein Hühnerküchlein an: beide kriegen aus dem Ei; aber kaum ist der Habicht aus dem Ei, gleich erhebt er sich in die Luft .... he, he! Und läßt er mal in der Höhe seinen Ruf erschallen, da verkriechen sich ängstlich nicht allein die Küchlein, nein auch die alten Hühner .... Siehst Du, der Habicht ist der Pan und die Bauersleute sind das Hühnervolk ....

So erinnere ich mich aus der Zeit, als ich noch ein kleiner Bube war: Bauern, an die dreißig, führen aus dem Walde Balken. Der Pan aber reitet allein und dreht seinen Schnurrbart. Sein Pferd tanzt unter ihm, er aber schaut stolz um sich. Kommt der Pan ihnen entgegen, wie eilig haben's die Bauern, vom Wege ab und in den Schnee zu kehren! Die Mützen ziehen sie demütig vor ihm ab. Nachher mühen sie sich im Schweiße ihres Angesichts ab, die Fuhren aus dem tiefen Schnee zu ziehen; der Pan aber reitet gemächlich dahin, und der Weg ist für ihn allein zu schmal. Wenn der Pan die Brauen zusammenzieht, fahren die Bauern erschreckt zusammen; lacht er, so

Digitized by Google

lachen alle mit. Aber, daß Jemand gewagt hätte, gegen den Pan widerspenstig zu sein, das, glaub' ich, ist nicht vorgekommen.

Nun, Roman war, wie Du weißt, im Walde aufgewachsen und wußte nicht, wie man mit einem so vornehmen Herrn umgehen muß. Der Pan war daher auch nicht sehr über ihn erzürnt.

„Ich wünsche," sagte er, „daß Du Oksana heiratest; warum? — das ist meine Sache."

„Ich will nicht," antwortete Roman, „ich brauche kein Weib. Mag der Teufel die Oksana heiraten, wenn man mich nur ungeschoren läßt .... das ist meine Meinung von der Sache!"

Der Pan ließ einen Kantschuk*) bringen; Roman wurde hingestreckt und der Pan fragte ihn: „Wirst Du Oksana heiraten?"

„Nein!" war die Antwort, „ich thu's nicht."

„Zählt ihm auf," sagte der Pan, „wieviel nur eingeht!"

Roman kriegte nun einen ordentlichen Buckel voll. So wenig er sich aus dem Schmerze machte, so wurde es ihm doch mit der Zeit lästig.

„Laßt nur sein!" sagte er zu seinen Peinigern. „Eher mögen alle Teufel das Weibsstück heiraten, eh' ich solche Schmerzen um sie erdulde. Holt sie her, ich will sie nehmen!"

Unter den Leuten des Pan war auch der Jäger Opanas Schwidki. Er kam gerade vom Felde, als man den Roman so zum Heiraten kitzelte. Sobald er erfuhr, wie die Sache sich verhielt, — batz, warf er sich dem Pan zu Füßen und küßte sie ....

„Allergnädigster Pan!" schrie er, „wozu einen Menschen quälen, wenn er nicht heiraten will? Laß mich lieber die Oksana heiraten und ich sage kein Wörtchen dagegen ...."

Roman war darüber natürlich nicht wenig froh. Er stand auf, brachte sich in Ordnung und sagte:

„Nun das ist gut! Schade nur, lieber Freund, daß Du nicht früher kamst. Und der Pan auch gleich mit dem Kantschuk bei der Hand! .... Hätte doch erst fragen können, ob nicht Jemand Lust hat, zu heiraten. Statt dessen kriegen sie einen Christenmenschen beim Schopf, und hast du mir nicht gesehen, aufgezählt! Ist das geistlich, so zu handeln? Pfui! ....

He, he! Er ließ manchmal auch den Pan die Wahrheit schlucken. So ein Kerl war der Roman! War er ärgerlich, so durfte ihm Keiner in die Quere kommen, und war's gleich der Pan selbst. Aber der Pan war auch keiner von den Dummen! Er hatte einen ganz anderen Gedanken im Kopf. Wieder ließ er den Roman hinstrecken.

„Ich," sagte er, „will Dir, Narr, was Gutes thun und Du rümpfst die Nase! Jetzt hausest Du allein, wie ein Bär in seiner Höhle, und 's macht wenig Spaß, bei Dir einzukehren ... Zählet ihm so lange auf, bis er sagt: genug! Und Du, Opanas, scher' Dich zum Teufel! Keiner hat Dich zu Tisch gebeten, also setz' Dich nicht ungerufen hin, sonst kann es Dir ergehen, wie es Roman ergeht!"

*) Eine Art ledergeflochtene Peitsche mit kurzem Stiel.

Roman aber wurde nun allen Ernstes ärgerlich. In alter Zeit verstanden es die Leute mit dem Kantschuk das Fell trefflich zu gerben; er aber liegt unbeweglich und sagt nicht: genug! Lange hielt er's aus, aber endlich spuckte er doch aus und schrie:

„Wer hat jemals gehört, daß wegen eines lumpigen Frauenzimmers einem Christenmenschen das Fell in Fetzen gerissen wird! Genug! Daß euch die Hände verdorren, ihr verfluchten Quälgeister! Hat euch der Teufel gelehrt, so mit dem Kantschuk zu arbeiten? Bin ich eine Garbe auf der Tenne, daß ihr auf mich losdrescht, als sollt' ich in Stücke gehn? Wenn es denn nicht anders sein kann, nun gut, so heirat' ich!"

Der Pan lachte.

„Das ist verständig gesprochen," sagte er. „Wenn Du auf der Hochzeit auch nicht sitzen kannst, so bleibt es Dir unverwehrt, desto mehr zu tanzen."

's war ein lustiger Mann, der Pan, bei Gott, ein lustiger Mann! Nur daß er ein Ende haben mußte, wie ich's keinem Christenmenschen wünsche! Ja, nicht einmal einem verdammten Juden wünsch' ich so ein Ende. Das ist meine Meinung!

Nun, so kriegte Roman denn ein Weib. Er brachte sein junges Weib in unsere Hütte und traktierte sie anfangs häufig mit Schlägen,

„Du bist es mit Haut und Haar nicht wert," sagte er zu ihr, „was ein Mensch deinetwegen hat aushalten müssen."

Kam er aus dem Walde nach Hause, so jagte er sie mit Scheltworten hinaus:

„Fort, sag' ich Dir! Ich brauche kein Weibstück im Hause! Daß Du Dich nicht zu zeigen wagst!"

Aber allmählich gewöhnte er sich an sie. Oksana hielt immer unsere Hütte sauber und ordentlich; das Koch- und Eßgeschirr blitzte, daß einem das Herz im Leibe lachte. Roman entging das nun auch nicht, und da Oksana ein schmuckes Weibsbild war, gewöhnte er sich erst an sie und dann, mein Bursche, dann, bei Gott 's ist wahr! fing er an, sie zu lieben.

„Muß dem Pan danken," sagte er, „wollte mir gut und ich, Narr, ließ mir zuvor das Fell gerben, eh' ich widerwillig sein Geschenk entgegennahm! Ja, ja, für den Dummen ist der Kantschuk geschaffen."

So verging eine geraume Zeit, ich weiß nicht mehr, wie lange. Oksana legte sich ins Bett und fing an zu stöhnen. Gegen Abend wurde sie ganz krank, und als ich am Morgen erwachte, hörte ich ein feines Stimmchen piepsen. „Aha!" dachte ich bei mir, „ein Kindchen ist zur Welt gekommen." Und so war es auch.

Aber es lebte nicht lange. Am Abend desselben Tages war das Piepsen zu Ende: das Kindchen war tot. Oksana weinte, aber Roman sagte:

„Nun, was ist dabei zu machen? Das Kindchen lebt nicht mehr und so brauchen wir nicht den Popen zu rufen. Wir wollen es unter einer Fichte begraben."

Gesagt, gethan. Roman grub ein kleines Grab und senkte das Kindchen dort hinab. Siehst du

Digitized by Google

dort den vom Blitze zersplitterten Stamm? . . . Nun, das ist der Baum, unter welchem das Kindchen ruht. Weißt du, mein Bursche, was ich dir sagen will: jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen ist und der Abendstern über dem Walde steht, da flattert ein kleines Vöglein um den Baum und piepst und schreit so kläglich, daß es einem ordentlich das Herze abdrücken will . . . . Siehst du, das ist die ungetaufte Seele des Neugeborenen und sie winselt nach der Taufe. Wer der Schrift kundig ist und aus Büchern studiert hat, der, sagt man, hat die Macht, die arme Seele zur Ruhe zu bringen. Aber wir Waldleute verstehen davon nichts. Sie fliegt um uns herum und piepst wie um etwas bittend, wir aber rufen ihr zu: „Husch, husch, arme Seele! flieg nur fort, wir können nichts für Dich thun." Dann fliegt sie weinend fort, kehrt aber bald wieder zurück und bittet und winselt von neuem.

Als Oksana vom Bett aufstehen konnte, ging sie jeden Tag zum Grabe ihres Lieblings. Dort setzte sie sich nieder und erhub ein Weinen und Schluchzen, daß der Wald davon widerhallte. Es war ihr so leid um ihr totes Kind. Dem Roman war es nicht leid, aber ihr war es leid. Manchmal, wenn er aus dem Walde kam und Oksanas verweinte Augen sah, sagte er scheltend:

„Lass' doch, dummes Weib, einmal das Flennen sein! Das verlohnt sich noch zu weinen! Ist ein Kind gestorben, so kann bald ein andres kommen, und vielleicht noch ein besseres! He, he! Denn der Kuckuck mag's wissen, ob's mein's war. Aber was jetzt kommt, das weiß ich, ist mein's."

Oksana konnt' es nun nicht leiden, wenn er so sprach. Sie hörte dann auf zu weinen und schalt ihn gehörig aus. Und Roman ärgerte sich nicht darüber.

„Was belferst Du," sagte er nur beschwichtigend. „Ich habe ja nichts Böses gesagt. Ich habe nur gesagt, daß ich's nicht weiß. Und warum weiß ich's nicht? Weil Du, eh' Du mein Weib wurdest, nicht hier im einsamen Walde, sondern mitten unter den vielen Leuten gelebt hast. Jetzt lebst Du im Walde und das ist gut. Nicht umsonst sagte mir die alte Feodoßja, als ich nach ihr ins Dorf ging: ‚Ei, Roman, Dich hat der Klapperstorch früh besucht!' ‚Wie soll ich wissen,' sag' ich, ‚ob es früh oder spät ist!' . . . Nun, aber lass' jetzt das Heulen, sonst werd' ich böse und dann geht's Dir schlecht."

Oksana schwieg dann auch. Manchmal schalt sie ihn tüchtig und versetzte ihm wohl auch einen tüchtigen Klaps; aber wenn er einmal in Zorn geriet, da gab sie klein bei . . . Fürchtete ihn. Umfaßte ihn, strich ihm liebkosend über den struppigen Bart und küßte ihn, bis sie den Roman um den Finger wickeln konnte. Und es dauerte niemals lange, bis sie ihn dazu brachte. Du, Bürschchen, weißt vielleicht noch nichts davon, aber ich, alter Knaster, kann dir sagen, obgleich ich in meinem ganzen Leben kein Weib besessen habe: ein junges Frauenzimmer, das süß zu küssen weiß, kann den grimmigsten Mann herumkriegen. He, he! . . . Und Oksana war dir ein so schmuckes Weibsbild, wie du sie heutzutage nicht mehr siehst. Ja, ja, alles ist anders geworden, und so auch die Weiber! . . .

So lebten wir im Walde. Da eines Tages hör' ich die hellen schmetternden Töne eines Jagdhorns trara trara trara—ta—ta. Wie das lustig durch den schweigsamen Forst klang und das schlafende Echo weckte! Ich war damals ein kleines dummes Bürschchen und wußte nicht, was das bedeutete. Ich sehe nur: die Vögel flattern und schreien ängstlich; aus dem Grase vor mir springt ein Hase und macht, die Ohren auf den Rücken zurückgelegt, daß er fortkommt. Sollte das ein Tier sein, denk' ich bei mir, was so schön schreien kann? Das war aber kein Tier, das war der Pan, der durch den Wald ritt und auf seinem Jagdhorn blies; hinter dem Pan kamen die Jäger und Hundewärter zu Pferde und führten die Hunde an der Leine. Stolzer und hübscher als alle aber sah Opanas Schwidki aus, der hinter dem Pan, im blauen Kleide, auf einem schmucken Pferde einherstolzierte. Seine Mütze war mit goldenen Tressen verziert, die blitzende Büchse hing ihm über den Rücken und die Bandura an einem breiten Bande über die Schulter. Der Pan liebte Opanas, weil er ein Meister war auf der Bandura zu spielen und dazu zu singen. Ach, und was für ein schmucker Bursche der Opanas war! Wie hätte sich der Pan mit ihm vergleichen können! Der Pan war schon glatzköpfig und seine Nase war rot; die Augen blickten wohl noch lustig genug, aber es waren doch nicht Opanas' Augen. Ich war ein kleines Bürschchen, und wenn mich Opanas ansah, da lachte mir das Herz im Leibe; was mochten noch die Dirnen dabei fühlen? Die Leute erzählten sich, daß die Eltern des Opanas Saporoger-Kosaken aus der Ssetscha gewesen seien, und bekanntlich war das ein schönes, gewandtes Volk. Und bedenke selbst, mein Bursche, 's ist ein Unterschied, mit der Lanze in der Hand, hoch zu Roß wie ein Vogel dahinzufliegen, oder, mit der Axt in der Faust, Bäume zu fällen! . . .

Ich kam eilig herausgelaufen und sah, wie eben der Pan vor dem Hause hielt und um ihn herum seine Begleiter. Roman kam nun auch heraus und hielt dem Pan den Steigbügel. Der Pan stieg ab und Roman machte ihm einen Bückling.

„Wie geht's?" fragte ihn der Pan.

„Wie soll's mir gehen?" antwortete Roman; „immer gesund! Aber wie geht es Euch?"

Wie du siehst, wußte der Roman nicht, wie man mit Herren reden muß. Die Begleiter des Pan lachten und der Pan auch.

„Nun, Gott sei Dank, daß Du gesund bist," sagte er. „Aber wo steckt Dein Weib?"

„Mein Weib? Ei, wo soll die stecken, als in der Hütte?"

„Nun, so wollen auch wir in die Hütte," sagte wieder der Pan; „ihr aber, Burschen, decket unterdes auf dem Grase den Teppich aus und machet alles bereit, damit wir das junge Paar begrüßen können."

So betraten sie denn die Hütte; der Pan voran und Roman und Opanas und noch der alte Bogdan,

Digitized by Google

der treueste Diener des Pan, folgten ihm barhäuptig. Ja, solche Diener giebt's heutzutage auch nicht mehr: gegen seinesgleichen war er hart, aber gegen den Pan gehorsam und gutwillig wie ein Hund. Bogdan besaß auf der Welt Gottes nichts, was er liebte, als den Pan. Man erzählt sich, daß Bogdan, als ihm Vater und Mutter gestorben waren, den Pan um Erlaubnis gebeten habe, zu heiraten. Aber der alte Pan schlug ihm die Bitte ab und versetzte ihn unter die Dienerschaft des jungen Pan, indem er dabei sagte: Dieser da muß dir fortan Vater und Mutter und Weib sein. Und Bogdan erzog den kleinen Pan: war ihm Wärterin, Spielgefährte und Lehrer. Unter seiner Hand lernte der Knabe zu Pferde sitzen und die Waffen gebrauchen. Und als der Pan herangewachsen war, da folgte ihm der alte Bogdan überall hin, unterwürfig, wie ein Hund. Wie viele Flüche der armen Leute galten auch dem Bogdan! Wie viele Thränen sind seinetwegen vergossen worden! Ein Wort des Pan — und Bogdan hätte seinen leiblichen Vater, wenn der noch am Leben gewesen wäre, in Stücke zerrissen.

Ich kleiner Bube schlüpfte hinter ihnen drein in die Hütte; die Neugier trieb mich. Wohin nur der Pan den Fuß setzte, da mußte auch ich sein.

Ich sehe, der Pan steht mitten in der Stube, streicht sich den Schnurrbart und lacht. Roman hält die Mütze in den Händen und knüllt sie in seiner Verlegenheit; Opanas aber hat sich mit der Schulter an die Wand gestemmt und steht, der Arme, wie eine junge Eiche im Unwetter. Finster und trübgemut sah er aus.

(Schluß folgt.)

## Das neuindische Theater.

Indian Life, religious and social. By Professor John Campbell Oman. London, T. Fisher Unwin. 1889.

(Schluß.)

Die nächste Szene führt uns den Hofstaat Indurs vor Augen. Auf seinem Throne sitzend, von Höflingen und großem Gefolge umgeben, erscheint der König des Himmels gegen einen effektvollen Hintergrund von zackigen Blitzen, Sternen und Sonnen, mit den unmöglichsten Gebirgsketten, die je ein Dekorationsmaler auf die Leinwand bannte. Steif, ungemütlich und in sehr schlechter Stimmung schien der arme Indur zu sein — „eine der Hauptgottheiten des Himmels", besagte der Spielzettel — wie er in vollem Staat auf seinem Goldpapierthron saß, und ich war wenig überrascht, als er einem Dämon aus seinem Gefolge den Auftrag gab, ein himmlisches Nautsch-Mädchen zu beschwören, um sich zu zerstreuen. Unmittelbar darauf erschien aus einer Versenkung eine Peri ganz in Gaze und blitzenden Goldflittern, mit genug Bekleidung, um den prüdesten Geschmack zu befriedigen, behangen mit Geschmeide der verschiedensten Art, wobei klimpernde Arm- und Fußspangen nicht vergessen waren; sie hatte jedoch keine Schuhe an den Füßen. Sie tanzte oder vielmehr glitt mit erklingenden Fußschellen vor dem König in einem gemessenen Takte und hob ihre Füße nie mehr als einen halben Zoll vom Boden, indem sie ihren geschmeidigen Körper graziös hin und her bog und ihre erhobenen Arme in anmutigen Bewegungen hob und senkte. Nichts in der Welt kann sich mehr widersprechen als der Anzug, die Bewegung und die Art und Weise dieser Bajadere und jene einer springenden Ballettänzerin in seidenen Trikots auf den Brettern eines europäischen Theaters, ein Gegensatz, der nicht kleiner wird durch den Umstand, daß die anmutige Peri trotzalledem ein Mann war, der sich auf dem Spielzettel als „Master Homi" vorstellt. Die Zuschauer spendeten dem Auftreten der Peri großen Beifall, und der König des Himmels war ebenfalls so sehr befriedigt, daß ihn nach mehr Zeitvertreib ähnlicher Art gelüstete und er nacheinander drei andere Peris vor sich tanzen ließ, deren letzte die rasch empfängliche Subz Peri war, welche auf ihrem Weg nach dem himmlischen Hofstaat Goolfam im Garten schlafend erblickt hatte. Langweilig und kindlich erschien mir die in die Länge gezogene Szene, wo Peri auf Peri, immer durch eine Versenkung von unten sich einführend, auftrat und sang und tanzte, um dem König des Himmels zu gefallen. Meinem uneingeweihten Ohre erschienen die Tanzweisen und die Musik immer dieselbe und die Gefühlsäußerungen, soweit sie meinem Verständnis zugänglich waren, nicht gerade sehr neu. Doch Geschmäcker gehen auseinander, und die Zuhörerschaft sah, wie ich freilich bekennen muß, die Darstellung mit von den meinen sehr verschiedenen Augen an und war wirklich sehr befriedigt von derselben.

Der glorienumwobenen Empfangshalle Indurs folgte ein kleines Zimmer, in dem die arme grüne Peri, die für Goolfam in Liebe entbrannt ist, einen Dämon des Hofstaates überredet, den Prinzen zu ihr zu bringen. Kaum hat der Dämon seine Einwilligung zur Ausführung ihres Wunsches gegeben, als auch schon, o Wunder, aus der Höhe schwebend der Ruhepfühl des noch immer schlummernden Goolfam erscheint. Der Dämon weckt ihn und verbirgt sich darauf. Der erstaunte und in Verwunderung über seine neue Umgebung verlorene Prinz empfindet, wie man im Morgenland ganz natürlich empfinden würde, daß er von den Zaubern irgend eines Magiers gebunden ist. Die grüne Peri tritt auf und versucht ihn aufzuklären, indem sie ihm ihre Liebe in der entgegenkommendsten, schamlosesten und aufdringlichsten*) Weise anbietet, doch kann sich der Prinz nicht mit seiner neuen Lage aussöhnen, verlangt sehnsüchtig nach dem Lande seiner Geburt zurück und weist sie mit kalter Verachtung ab. Wie er indessen erfährt, daß die Peri vom Hofstaate Indurs kommt, ergreift ihn mächtig der Wunsch, die Wun-

*) Es ist dies kein ungewöhnlicher Zug in den Stücken, welche einer modernen indischen Zuschauerschaft gefallen. Liebesbrünstige Frauen werden häufig dargestellt, wie sie den Gegenstand ihrer Leidenschaft in der schamlosesten Weise, trotz der rohesten Abweisungen, verfolgen. Vergl. die Geschichte von Puran Bhagat am Ende des Aufsatzes.

Digitized by Google

der des himmlischen Königreichs zu erblicken und verspricht, die Neigung der Peri erwidern zu wollen, wenn sie ihn dahin bringen will. Jedoch ist es eine sehr ernste Aufgabe, einen Sterblichen bei den Himmlischen einzuführen, die von den größten Schwierigkeiten begleitet ist, und Subz Peri erklärt, sie sei machtlos, seiner Laune zu willfahren. Um sein Ziel zu erreichen, erlaubt sich der Prinz eine Anspielung, daß seine Anbeterin beileibe keine Peri aus dem Himmel Indurs sein könne, sondern höchstens die Geliebte irgend eines lumpigen Dämons; eine Zumutung, welche Subz Peri zurückweist indem sie ihm eine gewandte Ohrfeige verabfolgt. Vergeblich erklärt die Peri, daß kein menschliches Wesen Zutritt zu Indurs Hof erlangen könne; Goolfam besteht eigensinnig darauf und schließlich weicht die arme verliebte Peri seiner Nötigung und verbirgt ihn an einem Ort, wo er das ersehnte, so glänzende Schauspiel in Augenschein nehmen kann. Hier inmitten der gebräuchlichen Belustigungen, dem Tanzen und Singen der olympischen Nausch-Mädchen, wittert ein aufwartender Dämon den menschlichen Eindringling und zerrt ihn vor den Thron des Königs. Einem tugendhaft empörten Hofe ist nun alles offenbar. Die leichtfertige Peri wird mit verschnittenen Flügeln verbannt und Prinz von Hind verurteilt, sein Leben in einer einsamen Höhle zu verbringen. Im letzten Aufzug klären sich die Verhältnisse. Der Ruf von der Schönheit und von der Macht des Gesanges einer gewissen irrenden Pilgerin dringt bis zu König Indur, und er fordert ihre Gegenwart an seinem Hofe. Sie kommt und setzt den Gott sowohl durch ihre Person wie durch ihre Stimme in Entzücken. Als Belohnung bietet ihr Indur ein kostbares Geschenk nach dem anderen, aber sie weist sie sämtlich ab. Darauf erbietet er sich, ihr, was sie auch immer verlangen möge, zu gewähren. „Gieb mir Goolfam," sagt die glückliche Yogni, die natürlich keine andere als Subz Peri ist, und der Prinz von Hind wird pflichtschuldigst ihren liebenden Armen wieder zugeführt.

Von den zwei Stücken, welche ich soeben beschrieben habe, wurde „Aladdin", obgleich morgenländisch in Geist und Zuthat und mit einem vorwiegenden Beigeschmack des Übernatürlichen, von Männern dargestellt, die meines Erachtens ihren Stil nach europäischem Muster gebildet und die demgemäß ein gut Teil Belebung und allgemein-menschlichen Anteil in das Stück gelegt hatten. Spiel und Gesang in „Indur Sabha" waren steif und förmlich, ohne Bewegung, Handlung und Ausdruck, sagten jedoch, wie ich schon erwähnte, dem Geschmack der Zuschauer ohne Frage sehr zu. Die Musik war zuweilen entschieden angenehm, selbst meinem Ohr, das doch völlig uneingeweiht in die Geheimnisse östlichen Wohlklangs blieb. Die Vorstellung schloß mit einer Melodie, welche sicherlich nicht ohne gewisse eigenartige Schönheit ist und die Zuhörer angenehm berührt nach Hause entließ.

Beinahe erinnerte mich der Hof Indurs, als der erhobene Vorhang unserem Blick die in feierlichem Pomp dasitzenden Olympier enthüllte, an das Schlußbild von „Katputlee ka tamasha", einer indischen Marionettenschau, welche den meisten anglo-indischen Kindern nicht unbekannt ist und die hauptsächlich aus einer Menge vergoldeter Rajahs besteht, die auftreten und ihre Sitze mit feierlichem Pomp in einer Reihe von vergoldeten Thronen einnehmen. Jedesmal, wenn ein mächtiger und hoher Rajah in die Empfangshalle schwebt, aufgehängt an einem dünnen Draht, der unsichtbar sein soll, verkündet der Direktor all die erhaben klingenden Titel, deren so glücklich bevorzugter Besitzer jeder ist, und Se. pomphafte Majestät zieht sich langsam auf seinen Sitz zurück. Die begleitenden Musiker spielen wacker auf ihren Tablahs, und ein anderer langweiliger und feierlicher Fürst von weltweitem Ruhm tritt auf; und so geht es fort, bis schließlich die vollständige Reihe der Sitze von festlich gekleideten Puppen eingenommen ist, deren Erscheinung, wenn sie so im größten Staate auf ihren zinnernen Thronen sitzen, ebenso lächerlich ist wie ihre Titel.

Noch einen Bericht von einer indischen Theatervorstellung möge mir der Leser gestatten. Diesmal wurde das Stück auf Kosten eines vom Glück begünstigten Handelsherrn aufgeführt, der ein religiöses Verdienst dadurch zu erringen hoffte, daß er ein moralisches Drama zu Gunsten seiner Mitbürger aufführen ließ. Da der Zutritt frei war, sah das Publikum keineswegs sehr gewählt aus; trotzdem ging es so ordentlich und anständig zu, daß es bei der wohlerzogensten Zuhörerschaft nicht besser hätte sein können. Es war eine Bühne für die Darsteller vorhanden; aber Sitze gab es nicht für die Zuschauer, die zufrieden auf dem ansteigenden Boden vor der Bühne niederhockten, unter dem offenen Zeltdach eines herrlichen Sternenhimmels — eine passendere Hörerschaft könnte man sich zu der schwülen Nacht eines indischen Sommers nicht wohl denken.

Das zur Aufführung bestimmte Stück, bekannt als „Prahlad", ist ein gutes Muster von weit volkstümlichen indischen Dramen. Ich kam $^1/_2$10 Uhr in die Vorstellung und ging um Mitternacht weg, wo das Stück erst halb vorüber war. Der erste Aufzug zeigte den Ofen eines Töpfers. Einige häusliche und sehr gebräuchliche Artikel der indischen Töpferkunst, „Chiraghs" und „Chillums", wurden gerade unter der Aufsicht einer Frau gebrannt, die um vieles besser gekleidet war, als Frauen in ihrer Lage im Leben gewöhnlich zu sein pflegen. In dem Töpferofen hatte eine Katze vier ihrer Jungen untergebracht, und Prahlad (der Königssohn), der zufällig des Weges kam, sagt der Frau, als er jene erblickt, daß sie die hilflosen Wesen entfernen solle, oder sie würden tot gebrannt werden. „Falls es der Wille Gottes (Rama) ist, daß sie leben sollen, werden sie in dem Ofen genügend sicher sein!" erwiderte die Frau. „Rama!" versetzte der Jüngling; „was, mein Vater ist größer als er,*) und selbst mein Vater

*) Prahlad brüstet sich nicht ohne guten Grund, da sein Vater, „Hiranya-Kasipu, in seinen Kriegen mit den Göttern, die Oberherrschaft des Himmels Indur entwunden hat, und daselbst in Pracht und Herrlichkeit wohnte." (Professor Dowson, Classical Dictionary of Hindu Mytholog.)

Digitized by Google

könnte sie nicht lebend aus der flammenden Glut erretten." „Wir werden ja sehen," war die Antwort. Vier Tage lang durfte das Feuer glühen, aber seltsamerweise that es den jungen Katzen nichts an. Prahlad wird darauf ein glühender und fanatischer Verehrer Ramas, von dem er gestand, daß er ein höheres Wesen sei als sein Vater, der König. Seine Hingabe an die Anbetung Ramas beschwor den Unwillen seiner Mutter, welche, merkwürdig genug, ihn einem brahmanischen Schulmeister übergiebt, damit er ihn auf bessere Wege bringe. Nichts kann indessen seine Verehrung für Rama erschüttern, dessen Name immer auf seinen Lippen war.

Die Szene in der Schule des Brahmanen, welche vor uns auf die Bühne gebracht wurde, sollte nur humoristisch wirken. Die Knaben pufften sich hinter dem Rücken des Lehrers, zogen dem Jugendbildner Gesichter, wenn er es nicht sehen konnte, u. dergl. Prahlad selbst nahm wenig Anteil an den Possen und Bockssprüngen der anderen Knaben, sondern rief häufig aus: „Rama! Rama!", für welche unzeitgemäße Unterbrechung der Schulmeister ihm den Rohrstock kosten läßt. Er war trotzdem unverbesserlich. Schließlich des widerspenstigen Schülers müde, ging der Brahmane zu dem König, der den Knaben selbst in die Hand nimmt, und, nachdem er Überzeugungsgründe und alle Überredungskunst umsonst erschöpft hatte, ihn zu töten befiehlt. Der fromme junge Prinz, der glühende Anbeter Ramas, wurde abgeführt, um gehenkt zu werden — wurde in der That augenblicklich vor unseren Augen gehenkt, doch riß der Strick; er wurde in einen Abgrund gestürzt, aber nicht verletzt; er wurde von dem Schwert des Scharfrichters getroffen, aber blieb unberührt. In Wut gebracht ohne Grenzen, zog der Vater seinen eigenen nächtigen Säbel gegen den unverbesserlichen Sohn. In diesem zweifelvollen Augenblick öffnete sich der Boden und Rama (Vischnu) erschien in Form eines wilden Tigers auf der Szene und zerriß den gottlosen König in Stücke. Konnte irgend etwas in der Welt religiöser, langweiliger und ausgesprochener indisch sein?

Betreffs der Darstellung in diesem äußerst ernsten und moralischen Stücke hätte man gerade herauslachen können; dennoch schien sie auf die Zuschauer, aus ihrer beinahe ehrfurchtsvollen Achtung zu folgern, einen großen Eindruck auszuüben. In der Eröffnungsszene, wo das Zwiegespräch zwischen dem Prinzen und der Töpfersfrau stattfindet, stand der Sprecher immer in der Nähe der linken Bühnenecke, hinter welcher der Einhelfer verborgen war. Der Prinz ging, als er seine Rede aufnehmen wollte, langsam auf die linke Ecke zu und die Töpfersfrau schritt ebenso langsam nach der rechtsseitigen Ecke. Nachdem er seine Worte gesprochen hatte, wechselten sie die Plätze, langsam und majestätisch, und die Frau wiederholte, was ihr der Einhelfer hinterm Vorhang vorsagte. Obgleich dieses lächerliche Wechseln des Platzes schier endlos fortdauerte, empfand doch anscheinend nicht einer unter den Zuschauern dies als im mindesten komisch.

Da meine Absicht war, in diesem kurzen Aufsatz eine Idee, wenn auch unvollständig und begrenzt, von dem volksmäßigen modernen indischen Drama zu geben, wenigstens wie es im Punjab entwickelt ist, so brauche ich mich beim Leser nicht zu entschuldigen, wenn ich noch den Inhalt der Lieblingsoper „Puran Bhagat" hier wiedergebe, wie ihn die Spielzettel anführen, wird er doch vielleicht einige Einsicht in die Bedingungen morgenländischen Lebens und in den Geschmack des Volkes betreffs der am besten für dramatische Darstellung geeigneten Stoffe gewähren.

Der Spielzettel sagt über die Oper „Puran Bhagat":

„Dieses Stück, welches in Jedermanns Munde in der Provinz ist, wurde für unsere Zwecke mit einigen Abänderungen aus einer wahrhaften Erzählung des Punjab bearbeitet. Es zieht die Lehre der sprichwörtlichen Redensart: „Mord schreit gen Himmel!" und der Verfasser hat ohne Zweifel beabsichtigt anzudeuten, daß, obgleich Geheimhalten die That des Mörders für eine Zeit verbergen kann, „Vorsehung", welche nicht duldet, daß ein Sperling ohne ihr Wissen auf die Erde fällt, immer Mittel und Wege finden wird, den Bösewicht zu entdecken und zu strafen. Der Triumph der Tugend über das Laster ist demnach in einer entsprechenden Weise dargestellt."

„Inhalt der Oper."

„In Sealkote (Punjab) war einmal ein König, der hieß Saliwan und hatte eine Königin, mit Namen Lona (Tochter eines Schusters), diese war gebildet und schön, aber ebenso grausam und unkeusch. Der König hatte aber keinen Erben von ihr.

„Er hatte von seiner ersten Königin einen Sohn, der hieß Puran. Der König liebte Lona über die Maßen und versagte seine Neigung der ersten Königin, seit er diese geehlicht hatte. Eines Tages befahl der König seinem Sohn Puran, seine Stiefmutter zu besuchen. Der Prinz wollte dem Geheiß seines königlichen Vaters gehorchen, doch riet ihm seine Mutter, die Königin Lona zu meiden, da sie eine Frau von ränkesüchtigem Charakter war. Indessen leistete er den Befehlen seines Vaters Folge und wurde sehr freundlich empfangen. Königin Lona verliebte sich in ihn und verriet ihm offen ihre Leidenschaft. Puran wies ihren Antrag mit Abscheu zurück; als sie ihre Erwartungen getäuscht und das Ziel ihrer Wünsche vereitelt sah, klagte sie Puran eines unehrbaren Benehmens und des Angriffs gegen ihre Ehre und Keuschheit an. Als König Saliwan in den Palast eintritt, findet er seine Gemahlin in furchtbarer Erregung und befiehlt, da er ihren Worten unbedingten Glauben schenkt, daß Puran in strengem Verwahrsam gehalten werde. Lona, toll vor Liebe, wünscht wiederum Puran zu verführen, und, nachdem sie vom Könige Erlaubnis erwirkt hat, besucht sie ihn im Gefängnis unter dem Vorwand, ihm raten zu wollen, von solch unsittlichem Gebahren abzustehen und fordert ihn statt des Rates von neuem auf, ihrer Leidenschaft zu genügen. Der Prinz weigert sich, und sie deutet ihre Liebe zu Puran, wie sie den König und Purans Mutter tauschen sieht, als die einer Mutter, aber Puran wäre noch immer schlecht und wolle sie zur Geliebten besitzen; das erzürnt den König maßlos und er befiehlt, den armen Prinzen in einen Brunnen zu werfen. Die königliche Mutter versucht Verzeihung zu erwirken, aber der König wird auch auf sie zornig und läßt sie in die Dschungeln verstoßen.

„Einige Eremiten finden Puran in dem Brunnen auf, befreien ihn aus der Gefangenschaft und er begleitet sie als Fakir. Puran kommt in eine Stadt als Derwisch und bittet um Almosen in einem Haus, dessen Besitzerin eine schöne verwaiste Dame, namens Soondro, ist, sie erbarmt sich seiner und verliebt sich in ihn und überredet Puran, ihre Neigung zu erwiedern. Er aber rät ihr, von solch sündiger Begierde abzustehen. Sie flieht inständig. In diesem Augenblick tritt Purans Heiliger herein und ermahnt Puran, den Freuden dieser Welt zu entsagen. Sie folgt Puran aus Verzweiflung in der Verkleidung einer Nonne.

„Eines Nachts hat König Saliwan einen Traum, in dem er Purans Heiligen erblickt, der ihm die Lonas Ränke und Purans Unschuld offenbart. Der Heilige macht ihn durch seine Macht zur Strafe blind und befiehlt dem König als einzige Heilung von seiner Krankheit, seine Hände in Lonas Blut zu waschen.

„Einerseits die Königin Mutter, andererseits Soondra treffen

Digitized by Google

einander auf ihrer Wanderung in einer Dschungel, wo sie sich nach gegenseitigen Auseinandersetzungen einander in der Verkleidung erkennen. Doch hier müssen wir ein wenig abschweifen.

„Da der König nun seinen Irrtum eingesehen hat, will er Rache nehmen und dem Leben Lonas ein Ende setzen. In diesem Zeitpunkt tritt Puran ein und bittet seinen Vater, ihr zu vergeben. Der Heilige ermuntert ihn, ihr Leben zu endigen, aber wegen der dringenden Verwendung Purans erhält Lona Verzeihung. Lona fleht demütig um Vergebung ihrer Schuld. Der Heilige verspricht dem König Heilung, schickt Puran auf die Suche nach seiner Mutter, der sie nach Überwindung endloser Schwierigkeiten in einer Dschungel mit Soondra auffindet, und ein glückliches Wiedersehen findet statt. Der elende König wird von allen Übeln erlöst, worauf er Puran mit Soondra verbindet und der Vorhang fällt zu den Weisen eines lieblichen Gesanges."

Dresden. K. von Schlieben.

## Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung.

Begleitschrift zu einer Petition an das preußische Unterrichtsministerium und das preußische Abgeordnetenhaus.

Berlin 1888, L. Oehmigkes' Verlag.

Da allenthalben Klagen über das weibliche Geschlecht geführt werden, so ist es anerkennenswert, daß auch die Frauen an ihrem Teil es sich angelegen sein lassen, den Ursachen nachzugehen. Die einen versprechen sich den erwünschten Erfolg dadurch, daß sie das Weib aus seiner verborgenen Lage heraus in wissenschaftliche Berufszweige drängen wollen, die anderen wieder dadurch, daß sie das Hauptgewicht auf Ausbildung ihres praktischen und technischen Geschickes legen. Ein drittes Bestreben geht dahin, das Weib in seinem bisherigen Berufskreise zu lassen, ihm aber eine vernünftigere und zweckentsprechendere Erziehung zu geben. Vor allen Dingen betont man, daß die Mädchenschulen nach dieser Hinsicht einer gründlichen Verbesserung bedürfen. In früherer Zeit lag der Unterricht der weiblichen Jugend lediglich in den Händen von Männern, seitdem aber das Unterrichtsgebiet auch Frauen erschlossen ist, arbeiten an Mädchenschulen neben Lehrern auch Lehrerinnen und zwar in der Weise, daß in den Oberklassen mehr die ersteren, in den Unterklassen mehr die letzteren zur Verwendung kommen. In neuerer Zeit aber sind die sogenannten „wissenschaftlich gebildeten Lehrerinnen" mit vielen für Emanzipation begeisterten Frauen Berlins mit einer Eingabe an das preußische Unterrichtsministerium und an das Abgeordnetenhaus vorgegangen, in welcher sie beantragen, daß ihnen der Unterricht in den Mädchenschulen auf allen Stufen zugewiesen werde, höchstens seien Lehrer für Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie zulässig. Zwar erkennen die Lehrerinnen selbst ihre eigene auf dem Seminar erworbene Bildung für den Unterricht in den Oberklassen als nicht ausreichend an, deshalb fordern sie, daß die oberste Unterrichtsbehörde ihnen den Besuch der Hochschulen zu ihrer weiteren Ausbildung gestatte. Wir können die Tendenz des der Eingabe angeschlossenen Begleitschreibens kurz dahin zusammenfassen: Die männlichen Lehrer schaden mehr als sie nützen, weil sie die Unterrichtsfächer nicht erziehlich wirksam zu machen verstehen. Dem Lehrer bleibt das Mädchen ein psychologisches Rätsel, er findet es zwar „interessant", aber es ist ihm „unverständlich", während es die Lehrerin nur „unverständig" findet (S. 25). Die Antragsteller behaupten sogar: „Nichts ist für eine Frau leichter zu durchschauen, als die Seele eines jungen Mädchens."

Wenn die Frauen nach dieser Seite den Männern sich so überlegen glauben, da erregt es mit Recht unsere Verwunderung, daß nicht auch Frauen es waren, welche zuerst den Gedanken einer besonderen weiblichen Erziehung ins Werk setzten. Haben nicht Männer die Töchterschulen gegründet? Haben sie nicht den Lehrplan entworfen? Wenn ihnen wirklich die weibliche Natur ein verschlossenes Rätsel ist, so hätten doch die Antragsteller vor Allem diesen als den Grund und Boden der weiblichen Bildung angreifen müssen. Am meisten aber muß nach der Behauptung der Petenten: Die Frau nur könne die Seele des Mädchens verstehen, die Thatsache befremden, daß sogar der Kindergarten die Schöpfung eines Mannes ist. Liegt nicht der Gedanke sehr nahe, daß, da das vorschulpflichtige Alter besonders der Fürsorge der Frau obliegt, auch von einer solchen die herrlichen Ideen Fröbels hätten herrühren müssen? Allerdings hat ja Fröbel seinen Kindergarten für Mädchen und Knaben eingerichtet, aber darin zeigt sich gerade das Großartige seiner Schöpfung, daß er beide in demjenigen Alter, in dem das Bewußtsein des Geschlechtsunterschiedes noch nicht hervortritt, durch gemeinsame Arbeit und gemeinsames Spiel sinnig zu vereinigen wußte.

Auf dem Gebiete der Pädagogik zeigt es sich mithin, daß Männer recht wohl die weibliche Natur verstehen, und ist es etwa in der Kunst anders? Fassen wir zunächst die in der Poesie so herrlich gezeichneten Frauengestalten ins Auge. Wer hat eine Antigone, das Musterbild der aufopfernden Kindesliebe, gezeichnet, in der jeder Gedanke, jede That eine Erläuterung zu ihrem schönen Worte ist: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da?" Wer hat eine Andromache, die Krone aller Frauentreue, wer hat eine Penelope, die Siegerin in ausharrender Geduld, wer hat eine Nausikaa, die hoffnungsvoll liebende und dann trauernd gebrochene Jungfrau, wer hat eine Niobe, die schmerzvoll leidtragende Mutter dargestellt? Waren es nicht Männer und noch dazu solche des Altertums, wo das Weib einen sehr tiefen Platz einnahm? Und was Homer und Sophokles verstanden, das finden wir im Rahmen moderner Auffassung auch in der neueren Litteratur. Auch hier sind die Herzenskündiger des Weibes Männer, die das ewig Weibliche mit all seinen Schatten- und Lichtseiten erfaßten. Die Frauengestalten eines Shakespeare, Lessing, Kleist, Voß und Goethe werden für alle Zeit jedes verständnisvolle Weib klären und läutern, mögen sie ernst tragisch, wie eine Julia, Desdemona, Imogen, oder zart verborgen, wie eine Viola, oder vom Glück getragen, wie eine Porzia

Digitized by Google

sein. Auch wenn sie bürgerlich einfach wie ein Klärchen, oder in hohen Geistesbahnen wandeln, wie eine Leonore, wenn sie im Feuer der Liebe zerschmelzen, wie ein Gretchen, wenn sie jugendlich heiter und geschäftig, wie eine Luise und ein Käthchen von Heilbronn, oder erhaben rein und versöhnend, wie eine Iphigenie sind, immer beweisen sie, daß der Dichter sie in seinem innersten Sein und Wesen begriff. Und die Petenten behaupten, daß den Männern das weibliche Geschlecht unverständlich sei und unterschreiben den Satz: Der Mann kann das Weib nicht ergründen! (S. 27, Anmerk.) Wo sind die Dichterinnen in der Litteratur, die sich in die Seele des Weibes so versenkt haben, daß ihre Frauengestalten wie aus Fleisch und Blut geschaffen vor uns stehen? Lassen sich etwa die Charaktere einer Marlitt mit den von unseren großen Dichtern gezeichneten Urbildern alles Weiblichen in der Fülle der inneren Schönheit, oder in der dämonischen Macht der Leidenschaft in Vergleich stellen?

Und wie steht es auf dem Gebiete der bildenden Künste? Auch hier sind es Männer, die es verstanden, das Wesen des Weibes in den Zügen des Angesichts und der ganzen Gestalt wiederzugeben. Correggios und Murillos Genie zeigt sich am erhabensten in der Schöpfung der Madonnen. Es ist unmöglich, daß nur der Genius dem Rafael die Hand führte, als er das Angesicht der Madonna, diesen krystallhellen Geistesspiegel eines Weibes, malte; es ist unmöglich, daß er die Gestalt der heiligen Jungfrau wie von innerer Anmut übergossen auf die Leinwand werfen konnte, wenn ihm das Frauenherz nicht klar wie die Sonne gewesen wäre! So lange die Kunst auf Erden eine Stätte hat, wird gerade die Sixtinische Madonna Rafaels den Beweis liefern, daß der Geist des Mannes das Seelenleben der Frau mit außerordentlicher Feinheit und tiefem Verständnis zu erfassen vermag.

Nach dem Gesagten ist es haltlos, die Männer als unkundig der weiblichen Natur hinzustellen, ja es erscheint die Behauptung als eine absichtlich gesuchte. Die ganze Begleitschrift dient keinem anderen Zwecke, als der Frauenemanzipation das Wort zu reden und ihr in die Hände zu arbeiten. Man plant, die heranwachsenden Mädchen zum Kampf des Geistes immer mehr anzuspornen, damit die Regierungen durch unwiderlegliche Thatsachen gezwungen werden, dem weiblichen Geschlechte wissenschaftliche Berufszweige zu öffnen. Den geeigneten Vorposten zu diesem Schlachtplan liefert die erschreckende Ziffer von einer Million überzähliger Frauen im Deutschen Reiche. Man schlägt die Hände über den Kopf zusammen und fragt: Was soll aus ihnen werden? Die Antwort lautet: Zum Heiraten sind keine Männer da und zu geeigneter Arbeit keine Gelegenheit. Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist allerdings zuzugeben, daß es vielen Männern an Heiratslust fehlt, doch die Frauen tragen auch ihre Schuld daran. Abgesehen von den ergrauten, verknöcherten Hagestolzen, denken viele junge Männer nicht an die Ehe, weil sie meinen, ihre Stellung sei nicht angesehen genug und ihr Einkommen nicht zureichend. Es fehlt ihnen der Mut, mit einer Gattin den Kampf des Lebens aufzunehmen, wenn dieselben nicht mit einem großen Vermögen dem Haushalte zu Hilfe kommt. Der Mann will genießen und die Frau trachtet nach Aufwand und Bequemlichkeit. Man übersieht die Erfahrung, daß des Hauses Wohlfahrt durch eine fleißige und tüchtige Frau, die vielleicht dem Manne nur ein kleines Vermögen zubringt, viel gesicherter ist, als durch eine verwöhnte und der Wirtschaft unkundige, die in den meisten Fällen mehr Ansprüche macht, als ihr Vermögen gestattet. Dabei ist noch nicht einmal der erzieherische Nachteil veranschlagt, den solche Frauen als Mütter auf ihre Kinder ausüben, denn sie sind oft schwache, wohl gar leichtsinnige Erzieherinnen des neuen Geschlechts. Ein Mann, der sich in unserer Zeit das Joch der Ehe auflegt, sucht in erster Linie durch die Frau reich zu werden, um eine Rolle in der Welt spielen zu können.

Nur Wenige halten in unserer Zeit die Ehe noch für eine Sache des Herzens und diese Wenigen hört man nicht selten klagen, daß der Verkehr in Familien erschwert sei, sie könnten ohne Aufsehen und Geklatsch zu erregen nicht Zutritt haben, und in großen Gesellschaften und auf Bällen gewänne man nur einen täuschenden Einblick in das Wesen eines Mädchens. Und ist es nicht so? Kommt es nicht häufig vor, daß eine schöne Ballerscheinung in ihrer Häuslichkeit all ihren Reiz verliert, und umgekehrt, daß ein Mädchen in seinem einfachen Hauskleide bezaubernd wirkt, während es sich unvorteilhaft im Gesellschaftsputz ausnimmt?

Es ist leider nur zu wahr, daß der anregende, gemütliche Familienverkehr aufgehört hat. Unsere Söhne lernen die jungen Mädchen nur beim rauschenden Vergnügen kennen, nicht innerhalb des Elternhauses. Die flüchtige Bekanntschaft auf dem Parkettboden bietet selten genügende Gewähr für das Glück des ganzen Lebens. Dieser Übelstand, der bis vor fünfzig Jahren nur in den höheren Kreisen herrschte, hat wie ein verborgener Krebsschaden immer weiter gefressen und bereits den Kern des Volkes, den Mittelstand, ergriffen. Auch hier, wo schlichtes, deutsches Wesen durch Jahrhunderte seine eigentliche Heimat hatte, ist Veräußerlichung der Geselligkeit und Verzerrung der Gastfreundschaft eingerissen. Dadurch ist die Grundlage der staatlichen Wohlfahrt immer mehr gelockert worden. Viele einfache, wohlerzogene Mädchen, die recht geschickt wären, einen Mann glücklich zu machen, gehen ungekannt durchs Leben. Glänzende Gesellschaften zu besuchen, verbieten ihnen die Verhältnisse und harmloser, ungezwungener Verkehr ist nicht mehr Mode. Bei einfachem Mahle kann man nicht fröhlich sein, es muß der Champagner fließen, wenn des Eises Rinde von den Gemütern schmelzen soll. Auf solchem Boden kann nicht Starkes und Kräftiges gedeihen. Die erste verderbliche Folge dieser Unnatur ist bereits zu Tage getreten. Die Geschlechter, die für einander zu gegenseitiger Ergänzung geschaffen sind, stellen sich immer feindlicher gegenüber; das Weib will studieren und in Wettbewerb mit dem studierten

Digitized by Google

Mann treten. Wohin wird das führen? Dem Manne wird das Brot genommen oder im günstigen Falle noch kärglicher bemessen werden. Die Ehen werden immer seltener werden, man wird sie als Versorgungsanstalten für die Ungelehrten ansehen, es wird dann heißen: Weil das Mädchen zu dumm zum Studieren war, hat es geheiratet. Solche Ziele schweben den Petenten vor. Sie beschönigen ihr Vorhaben dadurch, daß sie sagen, es fehlt dem weiblichen Geschlecht an Arbeit, darum müssen wir streben, ihm solche, die seiner würdig ist, zu beschaffen. Zu dem Lehrerinnenberuf ist der Zudrang bereits so groß, daß weder die Privatstellen noch die öffentlichen Anstellungen zureichen, um alle Lehrerinnen zu versorgen; aus dem Telegraphen- und Postdienste werden die Frauen in Österreich allmählich wieder entlassen, weil ihre Leistungsfähigkeit hinter der der Männer zurücksteht. Das sieht allerdings aus, als ob es an Arbeitsgelegenheit für das Weib fehle. Aber auch hier liegt die Sache anders. Man sehe nur in die Familien hinein. Man erzieht die Mädchen zuweilen der Art, daß ihnen keine Arbeit vornehm und bequem genug ist. Sie lassen gewöhnlich die Mütter im Hause arbeiten, sie selbst aber spielen die Putzdamen. Wie groß ist oft die Not in Haushaltungen nach einer tüchtigen Kraft, die die Hausfrau ersetze oder ihr beistehe! Die sogenannten Stützen der Hausfrau, die sich in Menge in Zeitungen anbieten, verstehen vom häuslichen Berufe größtenteils gar nichts, sie treten mit großen Ansprüchen auf, ohne daß ihre Leistungen den an sie gestellten Forderungen genügen. Und welch ein Mangel an geeigneten weiblichen Kräften herrscht in unseren Krankenhäusern! Nirgends entfaltet sich das Wohlthuende der Frauenhand schöner als am Krankenbett. Die letzten Kriege haben die Beweise von der Geschicklichkeit der Frau, schwere, körperliche Leiden zu mildern, geliefert. Aber der Samariterdienst ist eine verborgene, von der Welt unbeachtete That, er verlangt Selbstverleugnung und darum gerade finden ihn die Frauen unserer Zeit wenig begehrenswert. Man kann in großen Städten, wie Berlin, Wien, München, Dresden ein Droschkenpferd müde fahren, ehe man für teures Geld eine Krankenpflegerin auftreibt. Da gegenwärtig das Kunstgewerbe Hervorragendes leistet und immer mehr in Aufnahme kommt, so sollte man meinen, daß das Photographieren, Retouchieren, die Holzschnitzerei, Porzellan- und Holzmalerei, wozu besonders Schönheitssinn gehört und eine leichte geschickte Hand erforderlich ist, für viele Mädchen eine sehr annehmbare Arbeit sei. Man frage aber nur an den betreffenden Stätten nach und man wird hören, daß es äußerst schwer ist, tüchtige Arbeiterinnen zu finden.

Es ist daher wahrlich an der Zeit, daß auch diejenigen deutschen Frauen sich erheben, die noch Sinn für echte Weiblichkeit haben. Wir müssen solche Schäden zu heilen suchen. Gehen wir mutig an die Reform der weiblichen Erziehung, dann wird das Übel an der Wurzel gefaßt und unsere Mühe wird nicht ohne guten Erfolg bleiben. Vor Allem haben die Mütter es in der Hand, eine gesündere Geselligkeit anzubahnen. Es muß sich wieder ein zwangloserer Familienverkehr entwickeln, und das wird geschehen, wenn wir wieder zur alten Einfachheit zurückkehren, und die Häuser die jetzt den jungen Männern wie geschlossene Festungen erscheinen, ihre freundlichen Pforten wieder aufthun. Unsere Töchter werden, ganz abgesehen davon, daß sie sich vielleicht dann eher verheiraten, besonders im Verkehr mit gebildeten Männern viel lernen. Sie werden ohne Mühe sich in deren Denkungsweise finden und ihr Streben und Wirken besser verstehen. In einer harmlosen, wohlbeaufsichtigten Geselligkeit gewinnt der Jüngling, wie die Jungfrau in äußerer wie innerer Beziehung. „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!“ läßt Goethe die Leonore von Este im Tasso sagen. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß der junge Mann feine Formen sich nur in Damengesellschaft aneignet, wie es ebenso gewiß ist, daß Schärfe und Schlagfertigkeit des Denkens das Mädchen nur im Verkehr mit klugen Männern erlangt. Dem entgegen haben wir uns gewöhnt, das Mädchen so abgeschlossen wie möglich zu erziehen, und doch ist es zur Gehilfin des Mannes bestimmt, es soll nicht nur die Versorgerin des Hauses, sondern auch im höheren Sinne dessen Stütze werden. Lernt es das etwa im Verkehr mit dem Vater? Wohl ist das innige Verhältnis der eigenen Mutter zum Vater eine niemals im Herzen des Kindes austönende schöne Harmonie, aber an jedes Geschlecht treten neue Ansprüche heran. Unsere Töchter werden ihre Gatten wieder in anderer Weise unterstützen müssen, als wir es in unserer Zeit unseren Gatten gegenüber thun. Jeder Mensch muß im Geiste seiner Zeit und für diese erzogen werden. Sehr bildend nach dieser Seite ist für das Mädchen, wenn es mit Brüdern aufwächst, wiewohl dieselben selten viel Zeit für die Schwestern übrig haben und gewöhnlich schon dann aus dem Elternhause gehen, wenn ihr Verstand wahrhaft bildend für jene werden könnte. Wo die Verhältnisse jedoch ein längeres Beisammensein erwachsener Brüder und Schwestern gestatten, wirkt das sehr günstig auf beide Teile. Man könnte sagen, diese Ansicht stamme aus dem Gehirn einer Frau, die selbst vielleicht Töchter hat und nicht weiß, was aus ihnen werden soll? So mag das alte Großmütterchen, das zwar schwach und gebrechlich, aber geistesfrisch und blitzähnlich noch manch treffendes Urteil fällt, den Ausschlag geben. Es hat nicht die Hälfte unserer Schulbildung genossen, denn zu seiner Zeit gab es in Mittel- und kleinen Städten noch keine höheren Töchterschulen, täglich einige Privatstunden beim gelehrten Herrn Magister mußten zu seiner Ausbildung genügen, aber sein scharfes Denken setzt uns dennoch in Verwunderung. Wie viele Mal hat dasselbe es uns nicht vorgehalten: „Bei euerm vielen Lernen kommt nichts heraus, wir haben von alledem nichts gehört, aber wir wurden angehalten, gute Bücher zu lesen und lernten im Verkehr mit klugen Männern denken.“ Darin liegt ein hochwichtiger Fingerzeig. In der Großstadt ist allerdings die Geselligkeit sehr kostspielig, die teuren Lebensverhält-

Digitized by Google

nisse und der Mangel an Naivität läßt eine wirkliche Harmlosigkeit des Verkehrs der Jugend schwer zu. Doch wir selbst vermehren diese Hindernisse noch durch allerhand thörichte Vorurteile. Der Kindergarten, der Knaben und Mädchen vereinigt, wird von Kindern besserer Stände fast gar nicht besucht. Ein sieben- bis achtjähriges Mädchen wird schon geflissentlich vom Spiel mit Knaben fern gehalten. Man fürchtet zerrissene Kleider oder ungraziöse Lauf- und Springübungen. Aber die letzteren würden gerade in diesem Alter wenig schaden, höchstens zu des Mädchens größerer Körperkräftigung beitragen. Es ist in der That kein Wunder, wenn unsere Töchter später eine unbehagliche Schüchternheit und alberne Befangenheit jungen Männern gegenüber zeigen und womöglich hinter den unschuldigsten Worten eines Herrn gleich einen Heiratsantrag wittern.

Aber gerade dazu führen wir unsere Töchter; je mehr wir sie von der Gesellschaft junger Leute zurückhalten und fortwährend tausend Bedenken jedem Verkehr entgegenstellen, desto ungeschickter machen wir sie. Ein unbefangener Verkehr der Jugend würde vielleicht auch uns Eltern veranlassen, unsere Töchter nicht schon mit sechzehn Jahren in größere Gesellschaften oder gar auf Bälle zu führen, wo es unmöglich ist, jede Wendung der Unterhaltung, jeden Eindruck, der durch die von Musik und Tanz erregten Gemüter zieht, zu überwachen. Erst mit achtzehn Jahren fängt man an, jenen Stolz in sich zu fühlen, der der beste Schutz gegen niedrige Schmeichelei, Lockung der Eitelkeit und Beleidigung weiblicher Zartheit ist. — Die erfreulichsten Folgen ungezwungener Geselligkeit sehen wir auf dem Lande, wo in der Familie des Gutsbesitzers und Pastors noch die Jugend natürlich aufwächst. Man pflegt zwar die Ursprünglichkeit der Mädchen besserer Familien auf dem Lande zu verhöhnen und ist mit dem Spottnamen „Landgänschen" sehr freigebig, doch sie übt auf den Großstädter immer einen unwiderstehlichen Reiz aus. Die ländliche Geselligkeit ist eine ganz andere als die städtische. Man kennt auf dem Lande keine Damenkaffees, sondern nur gemütlichen Familienumgang. Die junge Welt liest, musiziert, spielt im Freien oder unterhält sich ungezwungen miteinander. Die wenigen geistigen Genüsse, die sich bieten, genießt man gemeinschaftlich, aber gerade durch die Gemeinsamkeit gewinnen sie doppelten Reiz. Das persönliche Interesse tritt immer in den Vordergrund, selbst die kleinen Tagesereignisse bilden einen angenehmen Unterhaltungsstoff. Da die benachbarten Gutsherrschaften auf den Verkehr miteinander angewiesen sind, so ist keine große Auswahl möglich, die Menschen nehmen sich, wie sie sind, und suchen sich einander anzupassen. In dieser größeren Natürlichkeit und Anspruchlosigkeit der Landbewohner liegt viel Anheimelndes und Gemütliches. Wenn auch unsere großstädtischen Mädchen vielleicht äußerlich vor denen auf dem Lande etwas voraus haben, so steht doch fest, daß die letzteren nach jeder Hinsicht besser im Leben zu gebrauchen sind.

Wenn mithin im geselligen Leben der Mann einen großen Einfluß auf das Mädchen ausübt, sollte das in der Töchterschule anders sein? Wir stellen deshalb den Petenten gegenüber die Forderung, daß noch mehr Männer von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung der Töchterschule sich zuwenden möchten, als es jetzt thun. Wir bedauern aufrichtig, daß zur Zeit die gediegenen Kräfte immer nach den Gymnasien und Realgymnasien sich drängen und die Töchterschule für kein ihrer wissenschaftlichen Bildung würdiges Arbeitsfeld halten. Die wahre Wissenschaft kann auch in einfachem, schlichtem Gewande einhergehen, so daß sie auch das Mädchen begreifen kann.

Es wäre nicht der geringste Vorteil, wenn unter solchen Reformen auch die tiefe Kluft, welche die deutsche Litteratur in zwei Lager trennt, eine Frauenlitteratur und eine solche für Männer, zugedeckt würde und der Spott, den die „höhere Tochter" mit der Rücksichtnahme der Familienblätter und der Romanschreiber erfährt, in einer vernünftigen Erziehung beider Geschlechter aus der Welt geschafft würde. M. Wünsche.

## Wilde Kirschen.

Von Heinr. Hansjakob. Heidelberg. G. Weiß. 1888.

Der größte Dichter ist das Leben; weit reicher, weit ergreifender, als der bewegteste Roman. Die Wünschelrute, welche verborgene Schätze zu Tage fördert, muß man freilich besitzen, Augen, die in die Tiefen blicken können, welche jene Schätze bergen. Ein prächtig Buch, das diese uralte Überzeugung von neuem bestätigt, diese „Wilden Kirschen"! Es bringt Charakterschilderungen, Sittenbilder aus der Heimat seines Verfassers, dem Landstädtchen Haslach im Kinzigthal: „Ich habe es dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen . . . . „Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Original-Kirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen läßt, die „wilde" ist. Sie hat keine Kultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe als ihre kultivierte Schwester. Gerade so die Menschen-Natur." (S IV.)

Mit urwüchsiger Frische erschaute und in voller Lebensrundung wiedergegebene Bilder in äußerlich engem Rahmen, dafür aber innerlich reich bewegt und bis in die verborgensten Züge hinein entfaltet. Charaktervoll und originell wie die Gestalten, die sie schildert, ist auch die Darstellung selbst, ein richtiges, gemütliches „vertellen", das beständig abschweift vom geraden Wege, aber in all diesen bunten Abzweigungen den Zusammenhang festhält mit dem Grundgedanken des Ganzen: charakteristische Züge und Gestalten aus dem Leben des Volkes, aus wirklich Erlebtem, wirklich Erschautem geschöpft. Was solch kleiner Bub im kleinen Haslach Alles erleben und sehen kann, der sich die Frische der Erinnerung und der Empfindsamkeit zu wahren weiß bis zur Neige des halben Jahrhunderts. Welche Fülle origi-

Digitized by Google

neller Figuren und origineller Lebensläufe sieht er im engen Gebiete des Vaterstädtchens, während Andere in einem buntbewegten Großstadtleben an Tausenden vorüberstreifen, ohne einen einzigen ganzen Menschen zu entdecken, des sich so voll in seiner Art auslebt, wie es jedes einzelne der hier vorgeführten Originale in der seinen thut. — Wiederholt betont der ausgezeichnete Erzähler, daß er durchaus nicht dichte, sondern einzig dem Leben nacherzähle. Seine ergreifenden Darstellungen tragen auch alle entschieden das Gepräge thatsächlicher Wahrheit, bald heiter, bald tragisch, vorwiegend tragisch; auch darin, wie in dem Zuge der Wehmut, der sich, trotz alles frischen Humors als Grundstimmung hindurchzieht, den Stempel der Lebenswahrheit bekundend.

Hier Proben zu geben, ist in der That nicht leicht; die Wahl ist zu schwer bei dieser Fülle des Reichtums: da lockt die komische Gestalt des „Onkel Jörg", einer männlichen Mrs. Malaprop; hier fesselt das Bild des Christian, der die Erzählung seines langen Lebens mit den Worten beginnt: „Es ist mir meiner Lebtag nie was geglückt und doch war ich — den ersten Abschied und das Heimweh ausgenommen — keine Stunde unglücklich". . . . Es war ein Septembertag des Jahres 1881, da der Christian mir sein Leben und von der Johanna erzählte. Mild schien die Sonne in das Zimmer, in dem wir beide saßen, und mild und verklärt strahlte das Gesicht des Alten, aber nicht von dem Sonnenschein, sondern vom Andenken an die Johanna. „Ich möchte nur noch einmal jung werden und mit der Johanna noch einmal den Weg gehen von Landshut nach Gaifenhausen." Und zwei große Thränen glänzten in seinen alten Augen." — „Der närrische Maler" (S. 154—202) schildert eine Tragödie aus dem Leben, so erschütternd, wie Erfindung kaum gestalten könnte. Der Tod des Hermesbauers (S. 9) möge eine kleine Probe des kernigen Inhalts hier geben: „Es war ein heißer Sommertag, als der Sensenmann auf dem Hermeshof anklopfte, um den „Bauer" zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruht, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden das Sterbelager des Vaters. Drunten im Thal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Thale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben", sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesbauers. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „Ich kann allei sterbe," hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft Ihr drunte dene Völker (Gesinde) Garbe binde und sorgt für Euer Brot zur Winterszit. Ich bruch keins meh, ich wart' uf de Winter dunte im Gottesacker." Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stund eine alte, lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahne des Sterbenden hatte mit dem Brummer das Neujahr und die Kirchweih' ins Thal hinuntergeschossen. Mit dem wollte der sterbende Hermesbauer den Tod ansagen. „Leget mer de Brummler," sprach er weiter, „unters Kammerfensterle, ans Schloß bindet Ihr a Schnuar und die Schnuar genn Ihr mir in d'Hand. Un jez genn Ihr nab un bindet Garbe und der Vatter wartet uf de Tod, un wenn er kummt, so ziag i am Brummler. Wen Ihr de „Brummler" im Thal dunte häre, so kneiga Ihr na (kniet Ihr nieder) un bättet a Vatrunser un a „Herr gib ihm die ewig Rueh" — denn no isch Euer Vatter g'storbe. Un jez b'hüet Euch Gott! Bliwe brav, wie Euer Vatter un Muattcr gsi sinn. Aber genn weili (schnell), es dundert scho wider!"

Der alte Hermesbauer hatte allezeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille aber war heut wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab und unter Thränen banden sie ihre Garben. Thränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht vor dem Donnern des Himmels den „Brummler" überhört hätten. Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhr Blitz und Schlag übers Thal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen des Himmels — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gab das Todessignal des Vaters. Neben dem Erntewagen knieen die Kinder und beten ein Vaterunser und Herr gieb ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Dann fuhren sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch. —

Eine der eigenartigsten Gestalten des Buches kommt — obwohl der Herr Verfasser selbst meint, daß sie auch zu den „Wilden Kirschen" gehöre — leider nur ganz nebensächlich zur Geltung: ein Haslacher Bäckerlehrling, der katholischer Pfarrer, Mitglied der badischen Kammer geworden, und ein Schriftsteller ist, der den Menschen so ins Herz zu sehen, und was er da entdeckt, so plastisch zu schildern versteht, daß er für sich nicht nur ein besonderes Kapitel in dem trefflichen Buche, sondern ein ganzes Buch verdiente. So interessant eine jede Individualität ist, die hier dem Leser lebendig entgegentritt, eine der bedeutendsten darunter ist entschieden diejenige, die gar nicht geschildert wird, sondern sich einzig unbewußt mehr oder minder offenbart und manche Rätsel bietet, die zur Lösung reizen: gläubiger katholischer Priester, Kenner und Verehrer von Schopenhauer; unbewußt vielleicht, aber unzweifelhaft, auch Anhänger von Rousseau, in dessen Sinne er die Aufgabe der Akademie von Dijan (Dijon) beantworten würde, sollte sie heut wieder gestellt werden, wie klar hervorgeht aus mancher sozialpolitischen Bemerkung, die zum Nachdenken anregt, denn sie bekundet die Überzeugung eines Mannes, der aus dem Kern des Volkes hervorgegangen, als Beichtvater im innigsten Verkehr mit ihm geblieben, die Grundfesten, auf denen sein Leben ruht, so eingehend kennt, wie wohl sehr wenige der Höherstehenden, gerade, weil er sich bewußt, und vielleicht in noch

Digitized by Google

höherem Grade unbewußt, den Zusammenhang mit seinem Volke und dessen Anschauungen gewahrt hat.

Der Staatsmann wie der Dichter kann Anregung schöpfen aus dem Gebotenen, das jedem menschlich Empfindenden nahetritt. Jetzt, wo ich mich von dem frischen Buche trenne, habe ich die gleiche Empfindung, mit der ich von einem Gemälde Defreggers scheide, von dem man sich wohl trennt, dessen frische, kernbrave Gestalten sich aber als bleibende, liebe Erinnerung dem Sinn einprägen.

M. Benfey.

## Bühnenschau.

Henrik Ibsens „Frau vom Meere" hat am Berliner Hoftheater einen nicht widerspruchsfreien Erfolg errungen. Man kann wohl von einer pugna aucps reden.

Hans Herrigs Drama „Alexander" ist vom Königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung angenommen worden.

Ein gewagter, aber immerhin interessanter Versuch, das alte „Schimpfspiel": „Peter Squenz" von Andreas Gryphius auf die Bretter zu bringen, ist in einer studentischen Vereinigung zu Bern gemacht worden; vielleicht ist durch solche Aufführungen eine Befruchtung unserer gegenwärtigen Volksbühne möglich.

Heyses „Weltuntergang" im Königlichen Schauspielhause zu Berlin hat den gewöhnlichen Erfolg Heysescher Bühnenwerke gehabt. Die Kritik spricht dem Stücke die Lebensfähigkeit ab, während die Zuhörerwelt dem liebenswürdigen Novellisten den schwachen Dramatiker nicht entgelten läßt.

Das Lessingtheater beweist immer schlagender, daß Name eitel Schall und Rauch ist. Ein französisches Ehebruchsdrama nach dem anderen geht dort seit einiger Zeit über die Bretter; das gegenwärtige heißt: „Der Fall Clémenceau" v. Alexander Dumas.

„Das Schützenfest", Schwank in drei Akten von R. Misch und W. Jacoby, der im Wallnertheater der „Madame Bonivard" Platz gemacht hat, ist von Publikum und Kritik als ein Clichéstück erkannt worden und darf als solches wohl bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen.

Im Manzonitheater zu Mailand ist das neue Lustspiel von Girolama Rovetta „La trilogia di Dorina" mit großem Erfolg gegeben worden, obgleich das Stück im letzten Akt gegen die beiden ersten sehr abfällt.

In Turin wird Ibsens Nora mit getheiltem Beifall aufgeführt; das Verständnis für den großen Dramatiker muß den Italienern erst eröffnet werden.

In Kopenhagen erregt neben Ibsens „Frau fra Havet" ein Lustspiel von Einar Christiansens unter dem Titel „Bruder Rus" im Königlichen Theater großen Antei des Publikums.

In Paris werden die Theater gegenwärtig von den „Reprises" beherrscht, da sich die neuen Stücke meist als zu wenig zugkräftig erweisen. Selbst auf der Bühne der Nouveautés mußs ein alter Schwank Cogniards unter neuer Maske: „Le Royaume des Femmes" von Tochè als Neuigkeit herhalten.

Ein Einakter Pol de Monts, des immer bekannter werdenden großen vlämischen Dichters, ist kürzlich am Stadttheater zu Freiburg i. B. zur Aufführung gelangt. Das Stück, welches unter dem Titel „Zanna" von H. Flemmich ins Deutsche übertragen worden ist, hat bereits bei seiner Wiedergabe in Brüssel und Antwerpen einen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt.

In Berlin bilden gegenwärtig zwei heitere dramatische Parodien auf dem Wallner- und Residenztheater den Mittelpunkt des Bühneninteresses. „Die Mitternachtssonne" von Hjalmar Knutson ist ein lustiger Schwank, der die Auswüchse der Ibsenschen Muse verspottet, ohne deshalb die mächtigen Eigenschaften des großen nordischen Dramatikers wegleugnen oder den Ibsenverehrer beleidigen zu wollen. Von Manchen wird die gelungene Parodie sogar für zu harmlos und zahm gehalten. Das andere Stück „Nervöse Männer" soll ein helteres Gegenbild zu Ernst Blums „Nervösen Frauen" bilden.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Unter den deutschen novellistischen Dichtungen, welche in den letzten Wochen erschienen sind, steht entschieden ein Novellenband von Hermann *Lingg*, „Furchen", obenan. — Ein neues Geschichtenbuch liegt unter dem Namen „Buch der Laune" von Ludwig *Hevesi* vor; der Wiener Schriftsteller plaudert hier in 17 Erzählungen mit nimmermüder Feder in seiner bekannten geistv.lleu Art. — Der junge Wiener Schriftsteller C. *Karlweis* beschenkt uns mit einer Sammlung von Novellen und Skizzen, die er unter dem Gesamttitel „Geschichten aus Stadt und Dorf" in tadelloser Ausstattung erscheinen läßt. — Von fernern Romanen erwähnen wir noch: A. *Erich*, Das lustige Rußland. 2 Bde. — Ewald August *König*, Die rote Laterne. — H. *Schobert*, Marquise Rose. — Johannes *von Dewall*, Der Ulan. 3. Aufl. — Neue Novellen: Julius *von der Traun*, Die Abtsnain von Buchau. — Anton *von Perfall*, Über alle Gewalten. — Alexander *von Roberts*, Satisfaktion. Das zerspruugene Glück. La Speranza. — Von bemerkenswerten Übersetzungen heben wir hervor ein Buch von A. R. *Rangabé*, dem berühmten neugriechischen und bei uns bereits durch andere Schöpfungen bekanut gewordenen Dichter, das mehrere Erzählungen: „Die beiden Schwestern", u. a. enthält. In der beliebten Jugelhornreihen Allgem. Romanbibliothek erschien H. F. *Woods* Roman „Auf der Fährte" in Übertragung von N. Rümelin.

**England:** Die englische Romanliteratur geht meist aus weiblicher Feder hervor, daher das Verschwommene, das Konturenlose, das Wässrige dieser Erzeugnisse. Auch heute haben wir es fast ausschließlich mit solchen Frauen-Romanen zu thun; inseru wir ihnen in angeborener Höflichkeit den Vortritt: Mrs. *Oliphant*, Neighbours on the Green, ist eine Sammlung von Erzählungen, die bereits früher in Zeitschriften erschienen sind. Es sind leichte, zuckersüße Geschichten, die in ihrer unschuldigen Schlichtheit keinem Magen schaden werden. — A strange Message. By Dora *Russell*, ist eine unkritische und ungraumatische Erzählung ohne die mindeste Eigenart. — Besser ist „A Game of Chance", by Ella J. *Curtis*. 3 vols. Die Erzählerin versteht durch sensationelle Beithaten der auf einer Ähnlichkeitsverwechslung der Heldin beruhenden Fabel sehr packende Seiten hinzuzubringen. — Evelyn Everett-*Green*, Monica, ist ein Roman, der sich besonders durch prächtige Ortsschilderungen auszeichnet, während die Situationszeichnung nicht gerade glücklich genannt werden kann. — Ebenfalls auf der beliebten Zum-Verwechseln-Ähnlichkeit ruht die Idee von „Barcaldine". By Vere *Clavering*. Trotz der Abgenutztheit des Vorwurfs wird der Leser der geschickt geschriebenen Darstellung bis ans Ende mit Spannung folgen. — The Maida of Dulverton. By Guy *Balguy*, ist ein richtiger „shilling dreadful". — Die entschieden beste der hier genannten Arbeiten ist ein Roman von Arlo *Bates*, „The Philistines". Der Verfasser ist Amerikaner; von ihrer transatlantischen Schwester hat die englische Litteratur im Allgemeinen und die Romanlitteratur im Besonderen manche befruchtende Anregung, vielleicht eine Neubelebung zu erwarten. Das Buch erinnert an Thackerays Geist und Humor. — The strangest Journey of my Life, hat zwar einer Novellensammlung von J. *Pigot* als Titel gedient, dürfte aber nicht die beste dieser überaus anmutigen Skizzen sein. — In Australian Wilds, herausgegeben von Philip *Meunell*, ist eine Sammlung von Erzählungen kolonialer englischer Schriftsteller, unter denen Namen wie Farjeon und Haddon Chambers für die Güte des Bandes bürgen

**Frankreich:** Ein neus Buch von Pierre *Loti*, Japonerie d'automne, wird den vielen Verehrern des Japanischen Romans dieses Verfassers, Madame Chrysanthème, eine willkommene Gabe sein. — *Gyp*, Ohé! les Psychologues! — Carmen *Sylva*, Qui frappe? ist nicht das erste Werk der gekrönten Verfasserin, welches dieselbe in französischer Sprache abgefaßt hat. — Das dritte Heft der von uns bereits mehrfach erwähnten Sonderausgabe des Figaro „Les Types de Paris" illustres par J. F. Raffaelli, bringt diesmal Skizzen von Guy de *Maupassant*, Servantes — Rubans et tabliers; und von Antonin *Proust*, Paris et les étrangers. — Der unerschöpfliche *Montepin* hat auch einen neuen Novellenband veröffentlicht, der ursprünglich unter dem Titel „Les Maîtresses", angekündigt, jetzt „La Main gauche" getauft worden ist. — Unter die Gattung der Kolportageliteratur scheint ein in Lieferungen erscheinender großer Roman von Ad. *Belot* zu gehören, der den sensationellen Titel trägt „Les Femmes explosives". Die den Heften beigegebenen Illustrationen verraten sofort die Lüsternheit des Textes. — M. *Maryan*, La Cousine Esther. — Unser geschätzter Mitarbeiter *Louis de Hessem* hat eine meisterhafte Novelle Konrad Ferdinand Meyers unter dem Titel „La Vitrée de Diane" ins Französische übertragen; dieselbe erscheint in der von Roger Lambelin trefflich geleiteten „Samedi-Revue".

**Italien:** Nic. *Bona*, Una partita d'onore. — F. Ern. *Morando*, Screnisture e grotteschi: racconti escene. — L. *Goretti*, La maestrina comunale.

## Zeitungsschau.

DEUTSCHLAND.

**Deutsche Rundschau.** März 1889.

Osip Schubin, Boris Lensky. Roman. — Wilhelm Dilthey, Archive für Litteratur.

Digitized by Google

– Philipp Spitta, Die älteste Faust-Oper und Goethes Stellung zur Musik. — Alfred v. d. Leyen, Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. — Ein Kapitel aus der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte. — M. Büsgen, Die Entwickelung der modernen Pilzforschung. Zur Erinnerung an Anton de Bary. — Das russische Interregnum vom Jahre 1825. Auf Grund neueren russischen Aktenmaterials. — Anton Bettelheim, Kronprinz Rudolf. — A. Haussrath, Realismus oder Pessimismus? Laienbetrachtungen im Münchner Glaspalaste. — Franz Xaver Kraus, Frau von Staël und ihre neueste Biographie. — Politische Rundschau. — Gustav Freitags gesammelte Aufsätze. — Litterarische Notizen. — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

**Deutsche Revue.** März 1889.

Fürst Bismarck und der Aufbau des deutschen Reiches. — Juliana Horatia Ewing, Jackanapes. Novelle. — Hermann Vierordt, Körpergröße und Körpergewicht des Menschen. — Ludwig Büchner, Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft. — Wassili Wereschagin, Der Realismus. — A. v. Freydorf, Von der Wartburg und Maulbaum. Scheffelerinnerungen. — Ernst Berner, Der Schöpfer des preußischen Staates und der Schöpfer des deutschen Reiches. — A. Rogalla v. Bieberstein, Die Preußen vor Amsterdam 1787. — Naturwissenschaftliche Revue. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie. — Litterarische Berichte. — Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

**Die Grenzboten.** Nr. 9. 28. Februar 1889.

Militärisch-politische Blicke nach Osten. — Ein popnlärer Minister. — O. F. Schmidt, Ein falscher Freiheitsheld des Altertums. — Moderne Kreuzfahrer. — E. Budde, Harte Köpfe. Erzählung. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein modernisierter Faust und Kaiser zu Anfange des Jahrhunderts. — Unsere Lebens-Versicherungsgesellschaften. — Stillblüten. — Litteratur.

ENGLAND.

**Macmillan's Magazine.** March 1886.

W. Clark Russell, Marooned. — Goldwin Smith, Prohibitionism in Canada and the United States. — Boulangism in England, our Defences. — Alexander Stuart, What is humour? — Thomas Raleigh, Some Quaker biographies. — J. W. Crombie, A royal poet. — My son Tommy. — Leaves from a note-book. — Sir Robert Ball, Celestial photography.

**The Nineteenth Century.** March 1889.

Samuel Plimsoll, Twelve millions per annum wasted in the sea. — Agnosticism: a reply. By the Rev. Dr. Wace (Principal of King's College). By the Bishop of Peterborough. — Henry W. Lucy, The new rules and the old complaint. — F. W. H. Myers, Tennyson as prophet. — Max Müller, Can we think without words? — Westminster abbey and its Monuments. By William Morris, Hon. Sec. of the society for the protection of ancient Buildings. – (With a plan.) By the editor. — W. M. Acworth, The work of the London County Council. — J. H. Tuke, News from some irish emigrants. — Huxley. The value of witness to the miraculous. — Humphry Ward, The new reformation.

**The Contemporary Review.** March 1889.

Henry H. Fowler, M. P., Committee of supply. — Edward Whymper, The Panama Canal. With Map and Diagrams. — Archibald Forbes, Errors of the experts. — Hugh Price Hughes, Canon Gregory's educational policy. — A. M. Clerke, A southern observatory. — S. R. Driver, D. D., Recent old testament literature. — R. W. Dale, Australian politics. — H. Arthur Kennedy, An art not generally understood. — Michael Field, Two poems. — H. Evans, The London County Council and the police. — Canon Wilberforce, Ireland's demand.

**The Academy.** No. 878. (Mit Auswahl.)

Oswald Crawfurd, Gosse's history of eighteenth-century literature. — Rev. C. J. Robinson, Mrs. Ross's three generations of english women. — J. F. Rolph, Richard Jefferies's field and hedgerow. — Ronald Bayne, Heanley's memoir of bishop Steere. — W. Wallace, Prof. Blackie's Scottish song. — E. Peacock, Gillow's the Haydock papers. — G. Barnett Smith, New novels. — Some educational books. — Notes and news. — The forthcoming magazines. — University jottings. — Miss Hickey Original verse: „To a Master in paradise". — Rev. F. H. Woods and H. K., In memoriam: Guthbrand Vigfusson. — M. Kenan on modern France. — Selected foreign books. — Correspondence. — Sanday, Hatch's essays in biblical greek. — Science notes. — Philology notes. — Meetings of societies. — F. T. Richards, Lancian's ancient Rome. — The royal scottish academy. — Notes on art and archaeology. — Stage notes. — J. S. Shedlock, Cesar Cui.

**The Athenaeum.** No. 3201. (Mit Auswahl.)

Moltey's letters. — Old Japan. — Matthew Arnold's last essays. — Novels of the week. — Antiquarian literature. — Library table. — List of new books. — Literary gossip. — Science. — Fine arts. — Music. — Drama.

FRANKREICH.

**L'Indépendant Littéraire.** No. 7. 1889.

Eugène Hallberg, Cours littéraires: La Poésie lyrique contemporaine en Allemagne. — Paul Montal, Le sens de la vie: Etude sur le livre de M. Ed. Rod. — G. Magnabal, Les conseils, conte espagnol. — Félix Rabbe. Les rieurs de la révolution: Le cousin Jacques. — Raoul des Santos, Chronique artistique: Les aquarellistes. Le cercle volney. Les femmes peintres et sculpteurs. — Albert Gerès, Le théâtre à Paris: Odéon, Fanny Lear, de MM. Meilhac et Halévy. Le théâtre au salon. — La quinzaine: A l'academie française: Réception de M. Jules Claretie. — G. de Willot, Les livres: Bibliographie. — Bulletin politique.

**Revue des Deux Mondes.** 1 mars 1889.

Adrien Chabot, Les fiancés de Rapegondy. — Eugène Melchior de Vogüé, Loris-Melikof. Notes d'histoire contemporaine. — Emile Senart, Un roi de l'Inde au IIe siècle avant notre ère. Açoka et le bouddhisme. — Henry Baudrillart, Un magistrat breton, gentilhomme Rural. Noel du fail. — Adam Szymanski, Kowalski le Menuisier. — Paul Janet, La philosophie de Lamennais. Lamennais libéral et révolutionnaire. — G. Valbert, L'arbitrage international et la paix perpétuelle. — Revue dramatique. Théâtre du Vaudeville, Marquise, de M. Victorien Sardou. — F. Brunetière, Revue litteraire. Une définition de mots. Chronique de la quinzaine, histoire politique et litteraire.

**Revue critique.** No. 8. (Mit Auswahl.)

Romero, Ethnographie brésilienne. — Ratzel, Ethnographie de l'ancien et du nouveau monde. — Mollweide, Les gloses de Salluste. — Gudeman, Planude et sa traduction des Héroides. — Zosime, p. p. Mendelssohn. — Krüger, Histoire des sources du droit romain. — Kautzsch et Socine, La Genèse. — De Gruyter, L'aubade dans la poésie allemande. — Schoene, Le jargon de Villon. — Castellani, Où l'imprimerie fut-elle inventée? — Ristelhuber, Heidelberg et Strasbourg. — Perret, Notes sur les actes de François I. — Süpfle, Histoire de l'influence de la civilisation allemande sur la France. — Philippson, Histoire des temps modernes. — Wallon, Les représentants en mission. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

**Revue de famille.** 1 mars 1889.

Jules Simon, Les oies du frère Philippe. — Gaston Bergeret, Le sourire. — Matyas Vallady, Les mots français en Allemagne. — Ivan Tourgueneff, Premier Amour. — Charles Benoist, Causerie littéraire. — G. de Cherville, Aux champs. — Sylvanecte, Au pays de soleil. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la famille.

**Journal des Savants.** Février 1889.

Paul Janet, Oeuvres de Blaise Pascal. — Barthélemy-Saint Hilaire, La legislation hindoue. — Alfred Maury, Chronique de J. Froissard. – M. Berthelot, Les commentateurs des alchimistes grecs. — Camille Jullian, Inscriptiones Galliae Narbonensis latinae. — Nouvelles littéraires.

AMERIKA.

**The Nation.** vol. XLVIII. No. 1233. 14 February 1889.

The Byrne report. — Tardy civil-service reform. — Another prohibition experiment. — Recent steamship development. — London's chinese puzzle. — Government and railroads. — The farmers and the press. — Newspaper inaccuracy. — Excessive charges for transportation. — Philosophical acumen. — The spurious Shelley letters. — Notes. — Bancroft's California. — Recent novels. — Richardson's american literature. — A history of Charles the Great. — Portfolio papers. Jonathan and his continent. — Logic. — A manual of decorative composition.

SKANDINAVIEN.

**Tilskueren.** Februar 1889.

S. Schandorph, En forlovelse. — Soren Kierkegaard, Tre efterladte breve. — W. Johaunsen, Plauterues sjael. — A. O. E. Skram, Moderne forfattere. — Alfr. Lehmann, Cl. Wilkens' „Aesthetik i omrids". — A. Aumont, Teatrene.

**Ny Svensk Tidskrift.** Februari 1889.

Helena Nyblom. Mellan Neapel och Rom. — Karl Piehl, Förtjänar det forna Egypten namnet „den mänskliga odlingens moderland"? — Dina, Bref till—. I. Dramatiska dikter. II. Ernst Ahlgren. — Dramatisk konst. A. — Litteratur. Thomas Thorild, af K. Fahræus. Ernst Meyer. — Sommarnatt. Karl Joh. Engström.

**Ny Jord.** Februar 1889. No. II.

S. Schandorph, Store Trianon. — Roseukrantz Johnseu, Jarmanns Dod. — Erik Henrichsen, Om det juridiske studium og forholdene ved det juridiske fakultet.

**Valvoja.** Februar 1889.

Suomi ja pohjoisvaltojen politiikki 1700-luvulla. (Joh. Rich. Danielson, Die nordische Frage in den Jahren 1746—1751.) N. L. — Th. Rein, Aiottu „Yhdistys suskonvapautta ja sivuitsevaisuutta varten". Saima, Täperän Heikki. Kuvaus Ilmicestä. — E. A—n, Suomalainen Teatteri. Zala mean tuomari. Erotaan pois! 5 p. Helmikuuta. — Hannes Gebhard, 1808—1809 vuosien sota nykyisessä suomen kielisessä kaunokirjalli suudessa. — W. Söderhjelm ja G—t. Kotimaan kirjallisuutta: Kirjallisia tietoja.

Digitized by Google

## NIEDERLANDE.

**De Gids.** Maart 1889.

C. Terburch, Willem Noreel. — R. Fruin, Prins Willem III in zijn verhouding tot Engeland. — H. J. Polak, Constantin Huygens. Eene Nalezing. — A. Pierson, Jongere tijdgenooten. Mr. C. Vosmaer's inwijding. — J. N. van Hall, Dramatisch overzicht. — Bibliographie.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

### Erzählende Dichtungen.

**Hevesi**, Ludwig. Buch der Laune. Neue Geschichten. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. Brosch. M. 4.

**Karlweis**, C. Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. Brosch, M. 3,5.

**Rabusson**, Venry. L'Épousée. 3e édit. Paris. Calmann Lévy. Brosch. Frcs. 3,5.

### Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.

**Brandes**, Georg. Emile Zola. Litterarische Volksheft. Nr. 10. Berlin, Richard Eckstein Nachf. Brosch. M. 0,5.

**Gaedertz**, Karl Theodor. Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe. 2. verm. Aufl. Bremen, C. Ed. Müller.

**Lindemann**, Wilhelm. Geschichte der deutschen Litteratur. 6. Aufl. 2. Abteilg. Anf. 17. Jahrh. bis zum Auftreten der Romantiker. Freiburg i. B., Herder. Brosch. M. 3,4.

**Stoffregen**, Wilhelm. Unter rollendem Verhängnis. Tragische Natnren nnd Shakespeare-Charaktere. Bremen, Selbstverl. des Verf. Brosch. M. 2.6.

### Geschichte und Biographie.

**Henne am Rhyn**, Dr. Otto. Die Freimaurer, deren Ursprung, Geschichte, Verfassnng, Religion und Politik. Leipzig, K. Ziegenhirt. Brosch. M. 1,5.

**Henne am Rhyn**, Dr. Otto. Die Jesuiten, deren Geschichte, Verfassnng, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft. 2. Aufl. Leipzig, K. Ziegenhirt. Brosch. M. 1,5.

**Jastrow**, J. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Anftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin. VIII. Jahrg. 1885. Berlin, R. Gaertner. 1889.

**Thouvenel**, L. Le Secret de l'Empereur. 2 Bde. Paris, Calmann Lévy. 1889. Brosch. Frcs. 15.

### Philosophie.

**Scherejew**, J. N. Selbstsein. Die ideelle Begründung sittlicher Weltanschauung. Berlin, Carl Duncker. Brosch. M. 2,4.

### Lieferungs-Werke.

**Deutsche National-Litteratur.** Hrg. von Jos. Kürschner. Lfrg. 482—491. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. je M. 0,5.

**Kritisches Jahrbuch.** Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur. Hrg. von Heinr. Hart und Jul. Hart. I. Jahrg. 1. Heft. Hamburg. J. F. Richter. Brosch. M. 2.

### Vermischtes.

**Fränkel**, Dr. Heinr. Ein neuer Weg zur sittlichen nnd geistigen Hebung des Volkes. 4. Aufl. Berlin, Leonh. Simion.

**Hoepli, U.** Catalogo della libreria antiquaria No. 51. Storia d'Italia. Milano, U. Hoepli. 1889.

**Mayet**, P. Die landwirtschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodenkredit und Schuldenabtilgung. Berlin, R. L. Prager. Geh. M. 12.

**Mayet**, P. Japanesische Bevölkerungsstatistik. Berlin, R. L. Prager.

## Berichtigung.

In Nr. 11, Seite 171, Zeile 1 muß es heißen, statt „Wer mag für Tanchnitz die Wahl seines Nachdrucks wählen", „Wer mag für Tanchnitz die Wahl seines Abdruckes besorgen". Einige andere kleine Druckfehler dieser Nummer wird der gen. Leser selbst berichtigt haben.


**Verlag von**
**L. Eichermann in Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach.**

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1888. geh. 4 M., geb. 5 M.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 M., geb. 3 M.

**Waiblinger.**
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 M., geb. 3 M.



Im Verlage von **Alfred Dörffel** in **Leipzig** erscheint und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# Zeitschrift für Volkskunde.

**Herausgegeben von Dr. Edmund Beckenstedt.**

Der Halbjahrespreis für 6 Hefte zu 15 Bogen beträgt 8 M., der Jahrespreis für 12 Hefte zu 30 Bogen, gr. 8°. 15 M.

Daß die „Zeitschrift für Volkskunde" in Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes die vollste Beachtung gefunden hat, mögen nachstehende Besprechungen bestätigen:

**Post:** „Der bekannte Sprach-, Sagen- und Kulturforscher Dr. Edm. Beckenstedt in Leipzig hat für sein spezielles Arbeitsgebiet unter dem Titel: „Zeitschrift für Volkskunde" ein Organ begründet, welches sich die Aufgabe gestellt hat, streng wissenschaftliche Forschung, sowie Veröffentlichung neuen Stoffes in Bezug auf die Volksüberlieferung zu bieten."

**Natur:** „Diese neue Zeitschrift füllt wirklich eine Lücke aus." — „Wir werden darin jenen Zweig der Ethnologie kultiviert sehen, der gleichsam der Naturanschauung der Völker, wie sie sich in ihren Sagen, Märchen, Mythologien u. s. w. ausdrückt, an das Licht fördert."

**Bukowiner Rundschau:** „Mit Freude begrüßen wir diese neue Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkte. — Es ist das Programm der neuen Zeitschrift kein anderes, als den Volkscharakter und Volksgeist, des Dichten und Denken, Fühlen und Glauben des Volkes auf dem weiten Erdenrund zu schildern; sie hat die Absicht, die Produkte der Volksphantasie zu sammeln und aufzuzeichnen, dieselben dem drohenden Untergang zu entreißen."

**Vossische Zeitung:** „ — Zeitschrift für Volkskunde, welche sich die Aufgabe stellt, die in der Sammlung und Erforschung der Volksüberlieferungen thätigen Kräfte möglichst zu gemeinsamer Arbeit, ohne Beschränkung auf einen einseitigen Parteistandpunkt zu vereinigen.

**St. Petersburger Herold:** „Ein freudig zu begrüßendes Unternehmen."

**Leipziger Tageblatt:** „Im Inlande wie im Auslande ist die Zeitschrift mit Enthusiasmus begrüßt worden, und die hervorragendsten Gelehrten dieses Gebietes haben die Mitarbeiterschaft angetragen."

**Fränkischer Merkur:** „Die höchst beachtenswerten Ergebnisse verdankt die Zeitschrift nicht zum wenigsten auch der erlesenen Schar von Mitarbeitern, unter denen sich verschiedene Namen von bestem Klange befinden."

**Egerländer Zeitung:** „Die Zeitung, welche sich durch ihre äußere Ausstattung vorteilhaft empfiehlt und vollste Beachtung verdient, erscheint in Monatsheften von je 2½ Bogen.

**Programme und Inhaltsverzeichnisse der bisher erschienenen 5 Hefte werden gratis versandt.**


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 23. März 1889. Nr. 13.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: W. Korolenko: „Was der Wald rauscht" (Schluß.) — Hedwig Wigger: „Portugiesische Litteratur" — „Aus fremden Sprachen" (Gedichte.) — Wolfgang Kirchbach: „Zur Fremdwörterfrage" — Litterarische Neuigkeiten.

### Was der Wald rauscht.

Von W. Korolenko.
Alleinig beglaubigte Übersetzung von A. Ascharin.
(Schluß.)

Alle drei hatten sich zu Oksana hingewandt. Nur der alte Bogdan saß in der Ecke auf der Bank, den Kopf auf den Arm gestützt, gewärtig jedes Winks seines Gebieters. Oksana aber stand in der Ecke am Ofen, die Augen zu Boden gesenkt, rot, wie der rote Mohn in der Gerste. Ob die Arme es nicht ahnte, daß es ihretwegen ein Unglück geben sollte? Denn ich sage dir, Bursche, wenn drei Männer nach einem Weibe schauen, so gesellt sich ihnen der Teufel als vierter; es geht dann um den Schopf, wenn es nicht noch schlimmer kommt.

„Nun, Romaßja," lachte der Pan, „hab' ich Dir nicht ein gutes Weib ausgesucht?"

„Kann nicht klagen," erwiderte Roman. „Ein Weibsbild ist wie das andere. Ich bin zufrieden."

Da zuckte Opanas die Achseln, blickte auf Oksana und sagte für sich:

„Ja, wenn sie nur nicht so einem Dummkopf zugefallen wäre!"

Roman hörte diese Worte, wandte sich zu Opanas und fragte ihn:

„Worin erscheine ich Euch, Herr Opanas, als so ein Dummkopf?"

„Darin," antwortete ihm Opanas, „daß Du es nicht verstehst, Dein Weib zu hüten . . ."

So sprach zu ihn Opanas. Der Pan stampfte mit dem Fuße, Bogdan schüttelte den Kopf und Roman dachte einen Augenblick nach; dann erhob er das Haupt und sah den Pan an.

„Vor wem soll ich mein Weib hüten?" fragt er Opanas, sieht aber dabei immer den Pan an. „Hier giebt's Niemand außer uns und den wilden Tieren und ab und zu unserem gnädigen Pan, wenn er zur Jagd bei uns einkehrt. Vor wem soll ich sie hüten? Sieh' zu, verdammter Kosak, daß Du nicht Deinen Spott mit mir treibst, es könnte sonst kommen, daß ich Dich beim Schopf nehme."

Ein Wort gab das andere und es hätte zwischen beiden eine Rauferei gegeben, wenn der Pan sich nicht ins Mittel gelegt hätte; er stampfte mit dem Fuße und alle schwiegen.

„Haltet Ruhe," schrie er, „Teufelspack! Wir sind nicht zum Raufen hergekommen. Es gilt erst die jungen Eheleute bewillkommnen und dann zum Abend einen Ausflug zum Sumpf machen! Folgt mir!"

Der Pan wandte sich um und verließ die Hütte; unter einem Baume hatten seine Jäger schon das Mahl gerüstet. Bogdan folgte dem Pan, Opanas aber redete Roman im Vorhause an:

„Hege keinen Groll gegen mich, Freund. Hör' lieber, was Dir Opanas zu sagen hat: Du warst dabei, als ich mich dem Pan zu Füßen warf und seine Stiefel küßte, damit er mir Oksana zum Weibe gebe? Nun, Gott mit Dir, Bruder! Statt meiner führtest Du sie heim . . . 's war das Schicksal gegen mich. Jetzt aber mag ich's nicht dulden, daß der böse Feind wieder mit uns seinen Spott treibe. Lieber bette ich ihn und sie mit meiner Büchse in die feuchte Erde, als daß ich sie ein gemeinsames Bett besteigen sehe . . ."

Roman sah den Kosaken an und fragte:

„Bist Du, Kosak, von Sinnen?"

Ich verstand nicht, was Opanas dem Roman ins Ohr flüsterte, ich hörte nur, wie Roman sagte, indem er ihn auf die Schulter klopfte:

Digitized by Google

„Ach, Opanas, Opanas! Was giebt's auf der Welt doch für schlechte, böse Menschen! Ich Waldmensch, hatte keine Ahnung von solchen Dingen. He, he, Pan! Du sinnst auf eine schlimme That. Sieh' zu . . ."

„Geh' jetzt," unterbrach ihn Opanas; „geh' und gieb Dir nicht den Anschein, daß Du davon was weißt, zumal vor Bogdan. Du bist ein schlichter, gerader Bursche, dieser Hund von Diener aber ist schlau wie der Teufel. Sieh' zu, daß Du nicht zuviel vom Branntwein des Pan trinkst, und wenn Du mit den Jägern zum Sumpfe sollst, so führe sie bis zur alten Eiche; dort trenn' Dich von ihnen, unter dem Vorwande, den geraden Weg durch den Wald einschlagen zu wollen . . . Dann kehre um und beeile Dich, daß Du zur rechten Zeit noch hier eintriffst."

„Gut," sagte Roman. „Ich will zur Jagd die Flinte laden, aber nicht mit Vogeldunst, nein, mit einer richtigen Bärenkugel . . ."

So gingen sie. Der Pan saß schon auf dem Teppich und schenkte aus der ihm gereichten Flasche Branntwein in seinen eigenen Silberbecher; dann reichte er ihn Roman zum fröhlichen Willkommen. He, he! Der Becher des Pan war gut, aber besser noch der Branntwein darin. Hatte man einen Becher getrunken — ward einem so froh zu Mute; hatte man den zweiten im Leibe — da hüpfte das Herz in der Brust; trank man aber den dritten, so lag man bald unter der Bank, wenn das Weib nicht dafür sorgte, daß man oben zu liegen kam.

He, he! der Pan war pfiffig. Er wollte den Roman mit seinem Branntwein trunken machen; aber es gab keinen Branntwein, der das vermocht hätte. Er nimmt aus des Pan Händen einen Becher und leert ihn, er nimmt den zweiten und dritten und schickt sie dem ersten nach und dabei brennen ihm die Augen wie dem Wolfe und er zwinkert nur mit dem schwarzen Schnurrbart. Der Pan geriet darüber ordentlich in Zorn.

„Sieht doch diesen Teufelssohn! sauft den Branntwein, [illegible] wär' es Wasser, ohne nur mit der Wimper zu zucken. Ein Anderer an seiner Stelle würde flennen wie eine Dachtraufe, und er, der Spitzbube, lacht noch!"

Der schlaue Pan wußte gar gut, daß, wem vom Branntwein erst wässerig zu Mute wird, daß dem auch bald der Schopf vornüber herabhängt. Aber diesmal hatte er's mit einem zu thun, der sich nichts aus einigen Bechern Branntwein machte.

„Warum sollt' ich wohl flennen?" antwortete ihm Roman. „Erweist mir der hochmögende Pan die Gnade, mich zu besuchen, und ich sollte heulen wie ein Weib? Gott sei Dank, ich hab' keinen Grund zu flennen; mögen lieber meine Feinde flennen! . . ."

„So bist Du zufrieden?" fragte der Pan.

„He, he! worüber sollt' ich unzufrieden sein?"

„Erinnerst Du Dich, wie Du mit Hilfe des Kantschuk in die Ehe gelockt wurdest?"

„Wie sollt' ich so 'was vergessen? Ich war damals ein Narr, der nicht weiß, was bitter ist und was süß. Der Kantschuk ist bitter; ich aber zog ihn einem Weibe vor. Hab' Dank, allergnädigster Pan, daß Du mich Dummkopf lehrtest, Honig essen."

„Nun, gut, gut!" sagte der Pan. „Dafür sollst Du mir auch einen Dienst erweisen. Geh' mit den Übrigen in den Sumpf und schieße so viel Wild als Du kannst; vergiß mir aber vor allem nicht einen Auerhahn mitzubringen."

„Und wenn gefällt es dem Pan uns in den Sumpf zu schicken?" fragte Roman.

„Nun, wollen wir noch einen Schluck trinken; Opanas soll uns ein Lied singen, und dann in Gottes Namen."

Roman blickte gen Himmel und sagte:

„Das dürfte schwer gehen: 's ist schon spät, bis zum Sumpfe ist es ein hübsches Stück Weges und zum Überfluß hat der Wald sein Rauschen begonnen: zur Nacht ist ein tüchtiges Unwetter im Anzuge."

Der Pan hatte aber schon einen Rausch und im Rausche war er sehr zum Zorne geneigt. Er hörte, wie seine Leute unter sich flüsterten und sprachen: „Roman hat Recht, 's ist ein Sturm im Anzuge," und geriet in Zorn. Er stampfte mit dem Becher gegen den Tisch, rollte wild mit den Augen, und Alle verstummten.

Nur Opanas allein erschrak nicht. Auf das Geheiß des Pan hatte er die Bandura von der Schulter genommen und war dabei, sie zu stimmen. Er sah von der Seite den Pan an und sagte:

„Bedenke, hochmögender Pan! Wann ist es geschen und gehört, daß man in dunkler, stürmischer Nacht die Leute hinausjagt, Vögel zu schießen?! . . .

So ein kühner Gesell war er! Die anderen fürchteten natürlich den Kantschuk, aber er war ein freier Kosak und selbst der Pan durfte ihn nicht schlagen. Ein alter Kosak, der mit der Bandura im Lande umherzog, brachte ihn als ein kleines Bürschchen aus der Ukraine mit. Dort hatte das Volk in der Stadt Uman einen Aufstand gemacht, dem alten Kosaken die Augen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten und ihn so in die Welt geschickt. Seitdem wanderte er, geführt von dem kleinen Opanas, weit und breit umher, in Städten und Dörfern, schlug die Bandura und sang dazu. Der alte Pan, der Vater dieses, war ein Freund von guten Liedern und nahm ihn in Dienst. Nun, der alte Kosak starb, und Opanas wuchs unter dem Gesinde des Pan auf. Der junge Pan liebte ihn auch und duldete von ihm manches Wort, was er anderen nicht so hätte hingehen lassen.

Nun so auch diesmal. Zuerst wurde er zornig, so daß ich schon dachte, jetzt wird er den kühnen Kosaken schlagen; aber dann sagte er zu ihm:

„Ei, Opanas, Opanas! Du bist ein kluger Bursche, und scheinst doch nicht zu wissen, daß man seine Nase nicht zwischen Thür und Angel stecken muß."

Das war ein hübsches Gleichnis. Und der Kosak verstand es auch gleich und antwortete dem Pan mit einem Liedchen. Ach, wenn der Pan das Lied

Digitized by Google

des Kosaken verstanden hätte, so würde die Panin*) nachher nicht Thränen vergossen haben.

„Hab' Dank, Pan, für die Lehre," rief Opanas, „dafür will ich Dir jetzt etwas singen, und Du horche auf."

Und er schlug die Saiten der Bandura.

Bürschchen, Bürschchen! Du hast nicht das Glück gehabt, das Spiel des Opanas zu hören, und niemals wirst du so 'was hören! Es ist kein gar künstliches Klangwerkzeug, die Bandura, aber wie sie unter den Händen eines kundigen Menschen zu singen weiß! Er braucht nur mit der Hand über sie hinzufahren, da fängt sie an zu singen und zu sagen: wie der dunkle Wald im Sturme rauscht und wie in der kahlen Steppe der Wind durch das Steppengras pfeift, und wie die dürren Halme auf dem hohen Kosakengrabe flüstern.

Nein, mein Bursche, du wirst das wahre Banduraspiel nicht mehr hören. Heutzutage kommen Leute von allen Orten her, nicht nur solche, die in der Polesje waren — nein, in allen Ortschaften der ganzen großen Ukraine: in Tschigirin und Poltawa, in Kiew und Tscherkas. Die wahren Banduristen sind ausgestorben; weder in Dörfern noch auf Jahrmärkten hört man sie noch. An der Wand meiner Hütte hängt noch eine alte Bandura. Opanas lehrte mich darauf spielen; ich aber hatte Keinen, dem ich die Kunst weiter geben konnte. Sterbe ich, so wird, glaub' ich, in der ganzen weiten Welt keine Banduraseite mehr erklingen.

Opanas begann sein Lied. Seine Stimme war nicht laut, aber sie drang einem ins Herz, man wußte selbst nicht, wie. Das Lied, das er sang, hatte der Kosak offenbar für den Pan selbst erdacht. Ich hab' es nachher nicht mehr gehört, und so sehr ich auch manchmal in ihn drang, es zu singen, er weigerte sich immer hartnäckig.

„Wozu?" fragte er gewöhnlich; „der, dem dies Lied galt, weilt doch nicht mehr unter den Lebenden."

In diesem Liede sagte der Kosak dem Pan die ganze Wahrheit, alles, was mit dem Pan geschehen werde, und der Pan weinte dazu, daß ihm die Thränen am mächtigen Schnauzbart herabträufelten; und dennoch begriff er das Lied nicht.

Ich kenne nicht mehr das ganze Lied; nur weniges ist mir im Gedächtnis geblieben. Etwa so sang der Kosak dem Pan:

O Pan, o Pan,
Hochmögender Pan,
Bist ein gar kluger Mann ...
Weißt, wo die Krähʼ mit dem Habichte fliegt,
Leicht Habichts Fängen die Krähe erliegt.

O Pan, o Pan,
Hochmögender Pan,
Klug bist Du, o denkʼ auch daran:
Sitzt die Krähe im heimischen Nest,
Seine Federn der Habicht leicht läßt ...

Ist es mir, Bursche, als hörʼ ich eben dies Lied und sehe sie alle vor mir: Dort steht der Kosak mit der Bandura und vor ihm sitzt der Pan auf dem Teppich, läßt das Haupt hangen und greint; ringsherum aber stehen seine Leute und stoßen sich stumm mit dem Ellbogen an; nur der alte Bogdan schüttelt den grauen Kopf ... Und in das geheimnisvolle Rauschen des Waldes summt klagend die Bandura und der Kosak singt, wie die Panin nach dem Pan klagt und weint.

Weinʼ, o Panin, weine!
In der Fremdʼ, der weiten,
Wolf und Rabe streiten
Um des Pan Gebeine.

* * *

Ach, der Pan verstand das Lied nicht, wischte sich die Augen und sagte:

„Nun, vorwärts, Roman! Bursche, zu Pferde! Und Du, Opanas, reite mit den anderen, ich habʼ genug Deinem Liede gelauscht! ... 's ist ein gutes Lied, aber was man darin singt, trifft im Leben niemals ein."

Dem Kosaken war aber vom Liede das Herz weich geworden und die Augen blickten feucht.

„Ach, Pan, Pan!" sagte er, „bei uns gilt das Sprichwort: Im Liede klar, im Leben wahr. Was die Sage berichtet, gleicht dem Erz, das von Hand zu Hand geht und mit der Zeit vom Rost angefressen wird ... Die Wahrheit im Liede aber gleicht dem Golde, das der Rost mit seinen gierigen Zähnen nicht anzugreifen wagt ... So reden bei uns die alten Leute!"

Der Pan winkte dazu verächtlich mit der Hand.

„So kann es bei euch zu Lande sein. Bei uns ist es aber anders ... Machʼ, daß Du fortkommst, Opanas, ich habʼ es satt, Dich anzuhören."

Eine kleine Weile stand der Kosak vor ihm; dann fiel er ihm zu Füßen.

„Höre mich, Pan!" rief er flehend aus. „Setzʼ Dich auf Dein Pferd und reite heim zu Deiner Panin, mein Herz ahnt nichts Gutes."

Da ergrimmte der Pan und stieß den Kosaken mit den Füßen wie einen Hund von sich.

„Packʼ Dich zum Teufel!" schrie er. „Du bist kein Kosak, Du bist ein altes Weib! Und ihr andern, was gafft ihr noch, Hundesöhne? Bin ich euch nicht mehr der Pan? Ich will euch 'was zeigen, was eure Väter noch nie von meinen Vätern gesehen habenl ..."

Opanas erhob sich, finster wie die dunkle Gewitternacht, und wechselte einen Blick mit Roman. Roman aber stand zur Seite, auf seine Büchse gelehnt, als wär' nichts vorgefallen.

Da nahm der Kosak seine geliebte Bandura und schmetterte sie gegen den Baum, daß sie mit einem Wehlaut zersplitterte.

„Mögen die Teufel," rief er, „in jener Welt den belohnen, wer hier auf guten Rat nicht hören will ... Du, Pan, brauchst, wie ich sehe, keinen treuen Diener."

Ehe der Pan antworten konnte, sprang Opanas auf sein Pferd und ritt davon. Auch die Jäger schwangen sich auf ihre Rosse und Roman schulterte seine Büchse und schlug den Weg zum Sumpfe ein. Nur als er an der Hütte vorbeikam, rief er Oksana zu:

*) Die Gemahlin des Pan.

Digitized by Google

„Mach' dem Knaben," damit meinte er mich, „sein Bette zurecht, 's ist schon spät. Und auch dem gnädigen Pan rüste sein Nachtlager!"

Bald waren sie alle im Walde verschwunden und der Pan ging in die Hütte; nur das Roß des Pan blieb, angebunden, wie es war, unter dem Baume zurück. Schon senkte die Nacht ihre Schatten herab, im Walde ging ein Rauschen und einzelne schwere Regentropfen fielen nieder, gerade wie jetzt . . . . Oksana bettete mich auf dem Heuboden und machte über mich das heilige Kreuz. Wie sie sich dabei über mich beugte, fielen mir warme Tropfen aufs Gesicht: Oksana weinte.

Ich war damals ein kleines dummes Bürschchen und begriff von allen dem, was um mich vorging, nichts. In meine Decke gehüllt, lauschte ich dem allmählich stärker werdenden Toben des Sturmes und war im Begriffe einzuschlafen.

Plötzlich hör' ich, wie Jemand den Pfad an der Hütte entlang geht und sich dem Baume nähert, an welchem das Roß des Pan angebunden stand. Gleich darauf schnaubte das Tier, schlug mit den Hufen und rannte davon. Bald waren seine Hufschläge verhallt . . . Wieder hör' ich dann Jemand den Waldpfad herankommen, diesmal aber zu Pferde. Jetzt hielt er an der Hütte, sprang vom Pferde und schrie, ans Fenster pochend:

„Pan, Pan! mach' schnell auf! Der teuflische Kosak hat Schlimmes im Sinn. Dein Pferd hat er in den Wald gejagt!"

Der Alte hatte kaum Zeit, diese Worte hervorzustoßen, als er von hinten gepackt wurde. Gleich nachher vernahm ich, wie ein schwerer Körper zu Boden fiel.

Aufflog die Thür und der Pan stürzte, die Flinte in der Hand, heraus, aber im Vorhaus packte ihn Roman am Schopf und warf ihn zur Erde . . .

Da sah der Pan, daß es schlecht um ihn stand und er legte sich aufs Bitten:

„Gieb mich frei, Romasja! Ist das der Dank für das Gute, das ich an Dir gethan habe?"

Aber Roman antwortete ihm:

„Wohl gedenk' ich, schlimmer Pan, alles dessen, was Du an mir und meinem Weibe gethan hast. Für all dies Gute sollst Du jetzt den Lohn empfangen . . ."

Und wieder hub der Pan an:

„Schütze mich, Opanas, mein treuer Diener! Ich habe Dich lieb gehabt wie meinen eigenen Sohn . . ."

Und Opanas antwortete ihm:

„Du hast Deinen treuen Diener von Dir gejagt wie einen Hund. Geliebt hast Du mich, wie der Stock den Rücken liebt, und jetzt liebst Du mich, wie der Rücken den Stock . . . Ich bat und beschwor Dich, Du aber verlachtest mich! . . ."

Da wandte sich der Pan an Oksana, welche auf den Lärm herbeigeeilt war.

„Hilf Du mir, Oksana, Du hast ein gutes Herz."

Und Oksana sprach:

„Hab' ich Dich nicht auf den Knien angefleht, meine jungfräuliche Ehre zu schonen, nicht das Weib eines anderen zu beschimpfen? Du hattest kein Ohr für mein Bitten, warst taub für meinen Jammer! Und jetzt winselst Du, ich soll Dich retten! Selbst, wenn ich's wollte, wie vermag ich's?"

„Laßt mich frei," schrie wieder der Pan, „oder ihr müßt meinetwegen alle in den Bergwerken Sibiriens verfaulen! . . ."

„Hab' keine Sorge um uns, Pan!" sagte Opanas spöttisch. „Roman wird früher als Deine Jäger im Sumpfe eintreffen, ich aber stehe, dank Deiner Güte, allein in der Welt da und sorge nicht sehr um meinen Kopf. Ich schultere die Büchse und geh' in den Wald . . . Kühne Genossen werd' ich schon finden und mit ihnen ein freies Leben im rauschenden Walde führen. Kommen wir dann heraus in die Dörfer, so gilt unser erster Besuch den Schlössern der Pans. Heda, Romasja, wollen wir Seine Gnaden, den Pan, in den Regen hinaustragen!"

Der Pan schrie laut und wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Roman brummte nur etwas in den Bart und Opanas lächelte spöttisch. So verließen sie die Hütte.

Ich stieg zitternd vom Heuboden und schlüpfte in die Hütte. Dort saß meine Oksana, bleich wie der Tod auf der Bank.

Im Walde aber war das Unwetter mit voller Gewalt losgebrochen: es war, als wenn im Forste mehrere Stimmen wild einander zuriefen, der Wind heulte schaurig und ab und zu geschah ein Donnerschlag, daß die Hütte erbebte. Wir hatten uns mit Oksana aneinander geschmiegt, und plötzlich hörten wir das Stöhnen eines Menschen, und es war so kläglich, daß ich noch heute nicht daran denken kann, ohne daß mir das Herz weh thut, und doch ist's viele, viele Jahre her . . .

„Oksana," sag' ich, „mein Täubchen, wer stöhnt dort so kläglich?"

„Schlaf' nur, mein Bübchen!" sagte Oksana, „'s ist nichts . . . der Wald rauscht nur so . . ."

Und in der That, der Wald rauschte und schrecklich war sein Rauschen.

So saßen wir noch eine Weile, da hör' ich: durch das Tosen des Sturmes kracht ein Schuß.

„Oksana," sag' ich, „mein Täubchen, wer schießt dort aus der Flinte?"

Sie aber drückte mich an ihre Brust und sagte:

„Schweig' nur schweig', mein Bübchen . . . Gottes Donner schlug in den Wald."

Sie selbst aber weint, drückt mich immer fester an sich und flüsterte:

„Der Wald rauscht, der Wald rauscht, mein Bübchen, der Wald rauscht . . ."

So lag ich auf ihrem Arm, bis ich einschlummerte . . .

Und als ich am anderen Morgen die Augen aufschlug, sah ich Oksana allein in der Hütte. Sie lag angekleidet auf dem Bett und schlief. Der Kopf war mir ganz dumm, als ich an den Abend zurück dachte: hatte mir alles das nur geträumt?

Ach nein, es hatte mir nicht geträumt, es war alles schreckliche Wahrheit. Ich lief zur Hütte hinaus und in den Wald hinein. Im Walde zwitscher-

Digitized by Google

ten die Vögel und der Tau blitzte auf den Blättern. Und wie ich in das dichte Gebüsch kam, was fand ich? Der Pan und sein Diener, der alte Bogdan, lagen stumm und kalt nebeneinander: Der Pan friedlich, als schliefe er, sein alter Diener aber finster und grimmig, wie er im Leben gewesen. Bei beiden aber war das Hemd auf der Brust blutig.

„Nun, und was geschah mit den anderen?“ fragte ich, als der „Großvater“ das Haupt auf die Brust senkte und schwieg.

„Nun, es geschah, wie der Kosak Opanas dem Pan gesagt hatte. Er lebte lange mit kühnen Genossen im Walde und brandschatzte die Landstraße und die Schlösser der Pans. Das Kosakenlos wurde auch ihm zu teil: seine Väter hatten ein wildes Leben geführt, und er machte es wie sie. Nicht selten besuchte er uns in dieser ärmlichen Hütte. Er saß dann bei uns, spielte auf der Bandura und sang dazu. Kam er dann auch 'mal mit seinen Genossen, immer wurden sie von Roman und Oksana freundlich aufgenommen . . .“

Ja, ja, junger Bursche! solche Dinge geschahen in diesem Walde . . .

Aber hörst du, wie es lauter und lauter rauscht? . . . das giebt ein schweres Unwetter! . . .

III.

Den Schluß seiner Erzählung brachte der Alte nur mühsam hervor. Seine Erregung war augenscheinlich verflogen und eine Erschlaffung machte sich geltend; seine Zunge stammelte, sein Haupt zitterte, die Augen thränten.

Es dunkelte bereits. Unter dem Druck der daherbrausenden Windsbraut neigten sich die Wipfel der Bäume tief, um sich dann mit unwilligem Rauschen wieder zu erheben; es war ein Brausen, Schwellen und Fallen wie bei sturmdurchwühlter Meeresflut.

Das muntere Gebell des Hundes meldete die Ankunft der Hausherren. Beide Waldhüter kamen rüstig auf die Hütte zugeschritten, während Motrja die verlaufene Kuh hinter ihnen hertrieb. So war unsere ganze kleine Gesellschaft versammelt.

Wenige Augenblicke nachher saßen wir in der Hütte; im Ofen knisterte ein munteres Feuer; Motrja sorgte für das Abendbrot.

Obgleich ich Sachar und Maxim schon mehr als einmal gesehen hatte, so betrachtete ich sie doch jetzt mit besonderem Antei. Das Antlitz Sachars war dunkel, die Augenbrauen unter der niedrigen, steil abfallenden Stirn bildeten, zusammengewachsen, ein Ganzes; die Augen hatten einen finsteren Ausdruck, ohne dabei eine angeborene Gutmütigkeit zu verleugnen. Maxim dagegen hatte lachende graue Augen und dunkelbraunes, lockiges Haar. Immer munter und zu Scherzen aufgelegt, wirkte er mit seiner Fröhlichkeit geradezu ansteckend.

„Der Alte hat auch wohl die Geschichte vom seligen Großvater erzählt?“ begann Maxim, zu mir gewandt,

Ich bejahte.

„So ist er immer. Kaum rauscht der Wald stärker als gewöhnlich, gleich fallen ihm die alten Erinnerungen ein und er kann die ganze Nacht darauf nicht schlafen.“

„Wie ein kleines Kind,“ meinte Motrja, dem Alten seinen Napf mit Kohlsuppe füllend.

Der Alte schien es nicht zu ahnen, daß von ihm die Rede war. Er starrte teilnahmlos, mit erloschenen Augen vor sich hin, indem er dabei von Zeit zu Zeit den Kopf wiegte; nur wenn das Heulen des Sturmes lauter erscholl und ein heftiger Windstoß die Hütte traf, horchte er mit weitgeöffneten Augen und einer Gebärde des Schreckens auf.

Bald herrschte in der Waldhütte tiefes Schweigen. Die Fettlampe auf dem Tische flackerte nur noch vor dem Erlöschen; hinter dem Ofen ließ das Heimchen sein eintöniges Zirpen erschallen. Im Walde aber war es, als schrien und stritten Tausende von wilden, zornigen Stimmen durcheinander. Wie eine Versammlung böser Geister klang es, deren Grimm sich ab und zu gegen die Waldhütte, die Zufluecht freeher menschlieher Eindringlinge, Luft machte. Von Zeit zu Zeit schwoll das dumpfe Getöse zum wütenden Gebrüll an und dann erzitterte die Thüre, wie wenn sich ein Riese mit aller Kraft dagegenstemmte und im Rauchfang heulte es wie ein schauriger Klagegesang. Dann verstummte plötzlich das Brausen des Sturmes und es herrschte eine bange Stille, bis das Unwetter mit verdoppelter Wut losbrach, als wollte es die hundertjährigen Fichten mit ihren Wurzeln aus dem heimischen Erdboden reißen und über Länder und Meere forttragen in ein unbekanntes Land.

Ich war in einen leichten, unruhigen Schlummer gesunken, aus dem ich bald erwachte. Der Sturm heulte in allen Tonarten durch den Forst. Die Lampe glimmte noch immer, ab und zu aufflackernd. In ihrem Lichte erkannte ich den Alten. Er saß auf seinem Bette aufrecht und tastete mit der Hand neben sich, wie etwas suchend. Auf seinem Gesichte gewahrte ich den Ausdruck einer fast kindischen hilflosen Furcht.

„Oksana, mein Täubchen!“ vernahm ich sein schüchternes Lallen; „wer stöhnt dort so kläglich im Walde?“

Er tastete wieder ängstlich neben sich und horchte.

„Aha!“ murmelte er dann nach einer Pause, „Niemand stöhnt. Das ist der Sturm, der dort im Walde rauscht . . . 's ist nichts weiter als der Wald, welcher rauscht . . .“

Das Unwetter fuhr fort sein wildes Spiel zu treiben. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitzstrahl die kleinen Fenster der Hütte und ließ die Baumriesen erkennen, welche mit ihren mächtigen Armen wild um sich fochten. Wieder zuckte ein blendender Blitzstrahl durch die Nacht und unmittelbar darauf erschallte ein betäubender Donnerschlag.

Wieder bewegte sich der Alte unruhig auf seinem Bette.

„Oksana, mein Täubchen?“ rief er ängstlich: „wer schießt dort im Walde?“

„Schlaf', Alter, schlaf'!“ ließ sich vom Ofen die

Digitized by Google

Stimme Motrjas beruhigend vernehmen. Und dann fügte sie, wie für sich selbst, hinzu: „Tobt der Sturm in der Nacht, immer ruft er dann nach Oksana. Er hat vergessen, daß Oksana schon lange in jener Welt ist."

Motrja gähnte, murmelte ein Gebet und bald herrschte in der Hütte wieder tiefes Schweigen, das nur durch das Tosen des Sturmes und das Murmeln des Alten unterbrochen wurde:

„Der Wald rauscht, der Wald rauscht. Oksana, mein Täubchen! . . ."

Bald öffnete der Himmel seine Schleusen und das Geplätscher des herabstürzenden Regens übertäubte das Heulen des Sturmes und das Stöhnen des Forstes . . .

## Portugiesische Litteratur.

Von Hedwig Wigger.

### D. Guiomar Torrezão:

Paris. Impressões.

Es giebt wenige schriftstellernde Frauen in Portugal. Unter der kleinen Zahl derer, die mit ernstem, unermüdlichem Fleiße und strenger Selbstbeurteilung die Schwierigkeiten überwunden haben, welche die Kunstrichterschaft der weiblichen Geschicklichkeit in den Weg gelegt hat, gehört ohne Zweifel D. Guiomar Torrezão. Ihr starker, kräftiger Geist hat sich mutig Bahn gebrochen, und ihre rege Schaffenskraft zeigt, daß sie nicht nur zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten gehört. Sie ist Prosaschriftstellerin und hat bereits eine ansehnliche Reihe von Werken veröffentlicht. Selbständige Arbeiten und Übertragungen französischer Schriftsteller. In neuerer Zeit versorgt sie auch die Bühne mit Stücken. Die knappe Form und die Ursprünglichkeit der Sprache ihrer Einakter verfehlen ihre Wirkung nicht.

Ihre Schriften tragen das Gepräge einer ausgebildeten Eigenart, die mit jeder neuen Arbeit klarer hervortritt. Selten noch bemerkt man in ihren letzten Werken die wunderlichen Formeln, die den Modeschriftstellerinnen eigen sind, und wenn die sich zuweilen vordrängenden Fremdwörter verschwinden, so wird ihre Schreibart eine überzeugende sein. Durch ihre Teilhaberschaft an der Leitung einer angesehenen Tageszeitung — Diario Illustrado — und ihre Herausgabe einer Wochenschrift — Mundo Elegante — sind die bemerkenswerten Fortschritte ihrer litterarischen Laufbahn vorteilhaft beeinflußt worden.

Den kürzlich in neuer Auflage erschienenen „Rosas pallidas" ist wieder der Brief des ausgezeichneten Lyrikers Thomaz Ribeiro beigefügt, der dem ersten Erscheinen des Buches zu einem wesentlichen Erfolge verholfen hat. Der anmutige Plauderer Julio Cesar Machado und der vorügliche Romanschriftsteller Camillo Castello Branco haben zwei anderen Werken der beliebten, fleißigen Schriftstellerin einführende Vorworte gegeben.

Besondere Anteilnahme verdient in weiteren litterarischen Kreisen das vorliegende neueste Buch: Paris. Impressões de viagem. (Porto. Costa Santos). Die Verfasserin entwirft köstliche, von Laune und Liebenswürdigkeit durchwürzte Bilder des litterarischen und gesellschaftlichen Lebens in Paris. Sie führt uns in die viel besprochenen, klassischen „Salons" der Künsterwelt. Diese „Salons", in welchen die kleinen Unsterblichen gezüchtet werden. Nicht ohne tieferen Eindruck läßt uns ihre Zusammenkunft mit Viktor Hugo, den sie kurz vor seinem Tode aufsucht. Die letzte neue Bekanntschaft des Meisters. „Ich fand ihn in dem gewohnten Kreise seiner Schüler, Bewunderer und Freunde . . . er erhob sich und kam uns entgegen . . . Madame de Rute berührte meinen Arm und nannte ihm meinen Namen. Und dieser Mann, groß unter den Großen, stark unter den Starken, dieser Mann, der die Welt mit der Flamme seiner Begabung erleuchtete, der sein Jahrhundert mit der schöpferischen Macht seines wunderbaren Geistes unsterblich machte, kam mir einfach, liebenswert, väterlich entgegen, blickte mich mit seinem weichen, tiefen Auge an, das Auge einer Taube und eines Adlers . . . er sprach mit mir von Portugal und seine langsam ernste Stimme traf mich in die tiefste Seele wie Gotteswort. . . . Er stellte Fragen an mich, bezeugte zuvorkommend die Achtung, die wir ihm einflößten und ließ mich fühlen, daß die religiöse Bewunderung, die dieses Volk, so klein auf der Weltkarte und so groß in der Geschichte, seinem ungeheuren Geist zollte, ihn ergriff. Er führte das Gespräch auf Theodor von Bauville und machte die Bemerkung, daß er eine der vollkommensten Seelen sei, die er in seinem Leben gekannt habe . . . Dann fiel ihm der Kopf auf die Brust, die Stimme des Dichters war schmerzlich verändert, auf seiner faltigen, von schneeweißem Haar umrahmten Stirn lag ein Schatten, — etwa der Tod?" Wenige Tage später befindet sich Guiomar Torrezão in demselben Zimmer . . . am Totenbett des Dichters, wo sie mit Catulle Mendés zusammentrifft. „Der schöne Catulle war in der Umgebung Viktor Hugos in dem Augenblick, als wir eintraten. Aber erst, nachdem der Vorhang gefallen war, der mich von dem Gemach trennte, wo der Meister uns empfangen hatte, fiel mir der geistreiche, poetische Kopf des vlämischen Christus auf."

Über Alexander Dumas Sohn spricht sie sich in einigen kräftigen Zügen ungefähr so aus: „Sein Talent ersetzt durch unfehlbare Vollendung der Form, was ihm an Natürlichkeit und Fruchtbarkeit abgeht Das Wort ist in seinen geschickten Händen eine Lyra, die oft nur auf einer einzigen Saite tönt, eine dichterische Vereinigung von tragischen Schmerzen. Die Schreibweise des Verfassers der „Denise" ist eine köstliche, feine Kleinmalerei mit herrlicher Farbenmischung und seltsamer Fertigkeit in der Vollendung. Alexander Dumas besitzt wie wenige die Kunst des Tones, der Farbe, der Gestaltung . . . Er denkt lange über sein Werk nach, lebt es, bevor er es leben läßt . . ." Von ihm ist ja das Wort, das dem Prosaschriftsteller zum Gesetz werden sollte: Quand on épouse la prose. il faut la rendre Mère, sinon elle divorce, et nous plante là." „Wir plauderten lange; er mit der reizvollen Einfachheit und der malerischen Gabe des Ausdrucks,

Digitized by Google

unter welchem allbekannte Gedanken sich uns unter einem völlig neuen Gesichtspunkt mitteilen; ich — zögernd, eingeschüchtert, weniger als je auf mein Französisch bauend." — Guiomar Torrezão hat die Denise ins Portugiesische übersetzt und im königlichen Schauspielhause in Lissabon aufführen lassen. Alexander Dumas erkundigt sich nach dem Erfolg des Stückes „criblé de remords, criblé de remords," daß er die 1500 Frcs. angenommen hat. „Dann erhob er plötzlich seinen schönen, stolzen, geistvollen Kopf: „Mein erstes Stück gehört Ihnen!"

Ihm begegnen wir an den litterarischen Empfangstagen nicht, er nimmt nur eine Einladung an, die der Fürstin Dolgorouka, der Witwe des verstorbenen Zaren.

Der Saal der Prinzessin Lätitia Bonaparte — Gräfin Solms — Prinzessin Rattazzi, — heute Madame de Rute, bildet ein Festland, wenn man so sagen darf, für sich. Dort begegnen sich Freunde aus den verschiedensten Völkern, dort plaudern beim Tokayer-, Rhein- und Schaumwein die Priester und Priesterinnen aller staatlichen, litterarischen und künstlerischen Zünfte. Hier schüttelnden dieselben Männer freundschaftlich die Hände, die sich am Tage zuvor im Parlament oder in der Presse beschimpften. Über Madame de Rute sagt sie ungefähr Folgendes: „Sie reist viel, schreibt unablässig, läßt in jedem Lande eine Anzahl Freunde, Bewunderer, Anhänger und Gegner zurück . . . sie läßt sich nie durch staatliche oder litterarische Vorliebe beeinflussen, indem sie das Verdienst eines Gegners schmälert oder einem Feinde die Überlegenheit abspricht, sie entwaffnet nicht diejenigen, die über sie richten unter dem doppelten Gesichtspunkt der Frau und der Schriftstellerin durch ihre seltene Eigenschaft, eine Beleidigung verzeihen zu können, wenn es ihr am leichtesten wäre, sich zu rächen." (Mit Bezug auf Alfons Karr.) Der Donnerstag ist der Versammlungstag der Madame de Rute. Da ist Chinchole vom Figaro, Madame Gagneur, die Verfasserin der „Fournaise", Jevel vom „Evénement, Piere Veron (Charivari), Mathilde Steffens, die geistvolle Jeanne Thilde des Gil Blas, — deren Tod tief betrauert ward — die immer aufgelegte, manchmal prickelnd spöttische Camille Delavigne, Pierantoni Mancini . . . Miß Rown, die kostbarste Ausgabe eines Blaustrumpfes, die als Stern in alle Gesellschaften von Paris tritt, und „deren Vergißmeinnichtaugen und rheinweinblonde Haare mehr gekannt sind als ihre Abeiten, die Arbeiten von Maurice Reynold im Figaro, von welchen, Dank der Madame Adam Alle sprechen, die aber Niemand liest." Adolf d'Ennery, der Verfasser der „beiden Waisen", mit der Gestalt eines Erzvaters . . . Nachkomme Shylocks . . . „auch der idealische Gelehrte, der entzückte Bewunderer der Gestirne, welcher mit dem Fernrohr in der Hand in den Sternen die reine Seele der Jungfrau sucht: Camillo Flammarion." Wie eine testamentarische Erscheinung ragt über Alle hinweg Mary Summer (Mad. Foucaux, die Verfasserin der Jeunesse de 1830). Molinari, der gelehrte Herausgeber der Débats . . . Georges de Peyrebrune, die Verfasserin von „Une Séparation." Sie ist, wie Guiomar Torrezão bemerkt, vielleicht die einzige französische Schriftstellerin der Gegenwart, mit welcher die Männer vom Geist und der Feder, ihre Zeitgenossen, litterarische Kameradschaft halten . . . Zu den Abtrünnigen gehört natürlich Zola, der nimmt auch sie nicht ernst. Der liebenswürdige Plauderer Luiz Ennault, der Verfasser der Nadège und Alba, aus Flauberts Schule, den die Welt über den sinnlichen, wunderbaren Stil Zolas vergessen hat, durch die titanische Kraft seines Naturalismus gebannt und berauscht durch den zarten, edlen Blütenduft der Werke Daudets und der Goncourts . . . Es schwirrt und wirrt da von litterarischen Namen und zwischen denselben die Vertreter fremder Höfe, die schöne, geistreiche Fürstin Hohenlohe, Graf Solms u. a.

Eine andere eigenartige Gestalt dieser Gallerie von Wandelbildern ist Mrs. Crawford, die Mitherausgeberin der Times und Daily News. Unter ihrem herzlichen Lachen, ihrem geistvollen Wort, ihrem gesunden, kritischen „Humor" spürt man die Erfahrung. Olympia Audouard, durch die Ursprünglichkeit der Beschreibungen, durch Lebhaftigkeit und seltene Beobachtungsgabe glänzend. Eine merkwürdige Frau! „sie steht mitten im Zimmer und spricht, mit der rechten Hand grüßt sie die Freunde, mit der linken dreht sie sich eine Zigarrette, antwortet Allen zu gleicher Zeit, hat stets eine beißende Erwiderung in Bereitschaft, schneidet plötzlich die Wechselrede mit ihrem Neffen, dem schöpferischen Clovin Hugues, über den Nihilismus ab und beginnt mit mir über Geisterbeschwörung zu sprechen." In diesem Umstürzlerkreise (in einer Gesellschaft beim Baron Stock) lernte sie Rochefort kennen. „Als der Diener Rochefort meldete, fühlte ich Todeskälte über den Rücken laufen. Es schien mir, als hörte ich das [illegible]en des Fallbeils schleifen . . . Ein vollendeter [illegible]tmann mit edlem Auftreten, dem männlichen Kopf eines Denkers und Künstlers reichte mir die Hand . . . Der Republikaner Rochefort, der feurige Zerstörer des „Intransigent", ist der vornehmste, verführerischste aller Helden, von welchen unsere Einbildungskraft träumt . . . Rochefort, der glänzende Grimsel des Gil-Blas, der glühende Schriftsteller, dessen Wort die Gegner besiegt, besitzt den schönsten Männerkopf, den ich in meinem Leben gesehen habe . . . Das Wort des großen Republikaners, wohlklingend, malerisch, mit jenem sprühenden gallischen Geiste gemeißelt, der die Überlegenheit, die Feinheit und den Reiz dieses außergewöhnlichen Mannes bezeichnet. Seine Unterhaltung enthält keine dieser hergebrachten Redensarten, keine der abgeschmackten Bemerkungen, die man von begabten Männern zuweilen hört. Seine Gedanken unterscheiden sich immer durch die Unabhängigkeit, durch Ursprünglichkeit, Neuheit, nicht selten ein wenig widersinnig, aber immer vorwurfsfrei unter dem Eindruck der Form, die reizvollste, überraschendste, in welche Jemand seine Gedanken kleiden kann."

Bei der Madame Adam sehen wir zwischen den Trägern der vornehmsten, stolzesten Namen aller Länder den typischen Kopf von Leconte de Lisle, die geschmeidige Gestalt von Ferdinand de Lesseps,

Digitized by Google

Vitu und Daudet, Aurélien Scholl — die kräftigste Feder der Pariser Zeitungsschreiber — Fürst Edmond Polignac, Ludowic Halevy, Essad Pascha, Pailleron, der aus dem Nektar der Plaudersäle die duftige Farbe für seine dramatischen Aquarelle zieht — der poesievolle Coppée, Michel Heine und viele andere achtung- gebietende Persönlichkeiten, die aufzuzählen der Raum nicht gestattet.

Der zweite Teil des Buches ist lebensgeschichtlichen und litterarischen Studien einzelner hervorragender französischer Schriftstellerinnen gewidmet, Juliette Lamber (Mad. Adam) eröffnet die Reihe und ihr folgen Jacques Vincent (Mad. Dussaut), Céleste (Comtesse de Chabillan), Madame Rouvier, Georges Peyrebrune, Mathilde Stevens u. a. Über Madame Adam bemerkt Guiomar Torrezão: „Ihre Litteratur ist immer mehr oder weniger eine Liebhaberei gewesen . . . um das Ziel ihres beständigen Traumes zu erreichen, fehlt ihr das fruchtbare, mächtige Gehirn der George Sand und die liebliche, geistprickelnde Empfindsamkeit von Madame Girardin . . . Ihre Reisebücher stehen über ihren Romanen; aber sie stehen unter der bedeutenden Frau, die sie schreibt. Sie arbeitet unablässig, ohne Atem zu schöpfen, liest alle Handschriften, die ihr geschickt werden, verbessert alle Arbeiten selbst, die in der Nouvelle Revue erscheinen . . . Sie ist eine wunderschöne Frau, eine Gelehrte, aber nie wird sie das werden, was ihrer Einbildungskraft vorschwebt: eine große Schriftstellerin."

Auch in den anderen Abschnitten tritt die klare Ausdrucksweise, die Urteilsfähigkeit und unbestreitbare Anlage zur Kunstrichterin hervor. Guiomar Torrezão versenkt sich mit hingebendem Ernst in ihre Aufgabe. Wenn sie auch keine George Sand ist, wie Madame de Rute sie in liebenswürdiger Überschwenglichkeit nennt, so ist sie doch eine hochbegabte Schriftstellerin, die den Weg, den ihr willenskräftiger Geist ihr vorschreibt, unbeirrt wandelt.

## Aus fremden Sprachen.

### Ich lasse grüssen.*)

Von Jónas Hallgrimsson. Aus dem isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés.

Vom holden Süd ist linder Hauch ergangen,
Der weckt im Meer die kleinen Wellen alle,
Gen Norden wandern sie in frohem Schwalle,
Wo meiner Heimat Strand und Höhen prangen.

O, laßt süßtönend meinen Gruß gelangen
An meine Lieben all im Vaterlande;
Ihr Wellen, küßt das Fischerboot am Strande,
Ihr Winde, wehet warm um schöne Wangen!

Lenzbote, lieber Vogel, der du schiffst
Durchs Lüftemeer mit funkelndem Gefieder,
Zu singen sonn'gem Thal die Lieder dein —

Vor allen grüß', wenn du ein Englein triffst
Mit roter Qnast' am Mützchen und im Mieder —
Das, liebe Drossel, ist mein Mägdelein!

*) In Dänemark gedichtet.

## Sonne und Liebe.

Fern nach Westen ziehn der Wolken Massen,
Heitrer strahlet schon der Himmel nieder,
Siegreich grüßend blickt die Sonne wieder
Auf das bunte Treiben in den Gassen.

Falken flattern kreischend durch die Lüfte,
Aber lauter tönt der Glocken Klingen,
Die dem Schöpfer ihr Hosanna bringen,
Und den Dom umschweben ros'ge Düfte,

So erhebt sich auch mein Herz zur Sonne,
Und der Wolken Schatten müssen fliehen
Vor der Liebe Strahl, der sie durchdrang.

Lächelnd winkt mir tausendfältige Wonne,
All mein Denken gleichet Harmonien,
All mein Fühlen einem Lobgesang.

Aus den „Rime nuove" IX von Giosuè Carducci, übersetzt von Valerie Matthes.

## Abendständchen.

Es spricht zum Monde der Sterne Heer:
„O eile, dich an erheben!
Uns treibt es fort, über Berg und Meer
Bis hin zu der Stätte zu schweben,
Wo sanft von Unschuldsträumen gewiegt,
Im Schlaf unser holdes Schwesterlein liegt,
Die Maid mit dem dnnklen Lockenhaupt,
Die ein böser Zauberer uns geraubt."

Da murmeln die Erlen am Bachesrand
Und die Fichten am Waldessaume:
„Nicht euch ist die liebliche Maid verwandt,
Sie entstieg aus der Wellen Schaume;
Als Nymphe erschien sie im Lorbeerhain,
Umstrahlt von der Maiensonne Schein,
Und da wo zuerst ihre Schönheit erblüt,
Sprießen Rosen und klingt der Nachtigall Lied."

Allmählich bleichet der Sterne Schein,
Die Welt hält Schweigen umfangen,
Selbst Leid und Schmerzen schlafen ein,
Da Alles zur Ruh' gegangen.
O trautes Lieb, wie kurz ist die Nacht,
Im Busche schon singend ein Vöglein erwacht,
Den Söller das Morgenlicht schon umspielt,
Das schmeichelnd zu dir sich ins Kämmerlein stiehlt.

Aus den „Rime nuove" XLI von Giosuè Carducci, übersetzt von Valerie Matthes.

## Zur Fremdwörterfrage.

Im 53. Bande der „Preußischen Jahrbücher" wurde nachfolgende Erklärung veröffentlicht, welche gegenwärtig die Runde durch die deutschen Tageszeitungen macht:

Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schutz- und Trutzvereine zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei Einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung und der Bedürfnisse, der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und der nationalen Widerstandskraft unserer Sprache, Litteratur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen

Digitized by Google

Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung entschieden zurückweisen.

Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gehot des Nationalstolzes erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher zum sauberen Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.

Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr steuern kann. Die Regierungen mögen, von sach- und sprachkundigen Männern beraten, umfassender und zugleich behutsamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen.

Die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden entschieden werde.

Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter und Reichssprachmeister mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Worthilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.

Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den Vereinsorganen und der übergroße Kifer vieler Vertreter zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung von Ersatzwörtern Schaden anrichten und Unwillen herausfordern.

Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker standen. Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimms Wort in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.

Berlin, 28. Februar 1889.

Karl Bardt, Direktor des Joachimsthaler Gymnasiums, Berlin. Michael Bernays, München. Ernst Curtius. Hans Delbrück. Wilhelm Dilthey. J. v. Döllinger, München. Ernst Dryander, Konsistorialrat, Berlin. Th. Fontane. Karl Frenzel. Gustav Freytag. Emil Frommel, Hof- und Garnisonprediger. Karl Gerok, Stuttgart. Otto Gildemeister. Klaus Groth, Kiel. Ernst Häckel, Jena. Adolf Harnack. Rudolf Haym, Halle. Viktor Hehn. Paul Heyse, München. Hans Hopfen. Oskar Jäger, Gymnasial-Direktor, Köln. Wilhelm Jordan, Frankfurt a. M. Rudolf Kögel, Ober-Hof- und Domprediger. Julius Rodenberg. Gustav Rümelin, Tübingen. Erich Schmidt. Hermann Scholz, Professor, Archidiakonus, Berlin. Otto Schroeder, Berlin. Rudolf Sohm, Leipzig. Friedrich Spielhagen. Anton Springer, Leipzig. Heinrich von Sybel. Heinrich von Treitschke. Gustav Uhlig, Gymnasial-Direktor, Heidelberg. Rudolf Virchow. Dietrich Volkmann, Rektor der Landesschule Pforta. Karl Weinhold, Breslau. Karl Weizsäcker, Tübingen. Gustav Wendt, Ober-Schulrat und Gymnasial-Direktor, Karlsruhe. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Professor, Göttingen. E. von Wildenbruch. Eduard Zeller.

Es sind viel erlauchte Namen, eine stolze Schar von ruhmbewußten Meistern, die sich hier zu einer Verwahrung gegen eine Sache zusammengethan haben, welche uns Alle bewegt. Viel ruhmbewußte Meister! Und doch ist das Schriftstück, welches sie unterzeichneten, ein wunderliches Erzeugnis geistiger Unklarheit und Ziellosigkeit, doch ist die Verwahrung ebenso zur Unzeit geschehen, wie sie unnötig und vollständig überflüssig war. Wir wissen nicht, wer den Entwurf dieses seltsamen Schriftdenkmales besorgt hat, daß er aber herzlich ungeschickt, herzlich unüberlegt und unüberdenkbar ausgefallen ist, das soll gleich im Eingang herausgesagt sein.

Der erste Satz: „Seit einigen Jahren — zu verschaffen gewußt" möge als ein Vorspiel zu größeren Dingen achtungsvoll zur Kenntnis genommen sein. Er enthält die Feststellung einer Thatsache, die je nach dem Standpunkte des Lesers eine erfreuliche oder schmerzlich betrübende zu nennen ist. Uns erscheint sie immerhin erfreulich, trotzdem das Wort „maßgebende Behörden" in dem hochverehrten Satze vorkommt.

Der zweite Satz ist ein vollständiger blitzblauer Unverstand! Ich bitte gar sehr um Verzeihung, wenn ich ein solch vermessenes Wort dem Zaune meiner Zähne entsprungen lasse. Da steht:

„Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Autorität (zu deutsch: das Ansehen) der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung und der Bedürfnisse, der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und nationalen Widerstandskraft unserer Sprache, Literatur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung entschieden zurückweisen."

Ein alter Kunstgriff der Deutschen! Man baut einen sehr langen Satz, dessen Ende außerordentlich weit vom Anfange einmal irgendwo vorkommt, dann hat man immer Recht. Manchmal indessen auch nicht. Sehen wir zu! Das weitentfernte Ende sagt, daß die Herren „solche Bevormundung entschieden zurückweisen."

Welche Bevormundung?! Erster Teil der „Bevormundung":

Der deutsche Sprachverein will „die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen".

Ich stelle folgende tiefsinnige Grundwahrheiten zur näheren Erwägung aller Leser unseres berühmten Schriftstückes auf:

a. Solange man in die Schule geht und unmündig ist, wird man bevormundet.

b. Wenn man nicht mehr in die Schule geht und mündig geworden ist, so wird man auch nicht mehr bevormundet.

c. Daraus folgt, daß wenn Jemand mündig ist, er in keiner Weise genötigt ist, das zu thun, was den Unmündigen gelehrt wird, daher er auch gar keine Ursache hat, gegen eine Bevormundung Einspruch zu erheben, die kein Mensch über ihn auszuüben gesonnen ist. — Wenn aber der Sprachverein darauf hinwirkt, daß in den Schulen die Kinder schon gewöhnt werden sollen, sowohl richtige Satzgefüge zu bilden, wie auch — was sehr wesentlich damit zusammenhängt — die Fremdwörter zu vermeiden, wenn im Zusammenhange damit es ein Lehrgegenstand des deutschen Unterrichts werden würde, die Lernenden mit der Fülle des deutschen Wortschatzes bekannt zu machen, auf daß sie nicht nur wüßten, was solch ein kauderwälscher Ausdruck, wie „Purist", bedeute, sondern auch, was des Schusters „Pfriem" und „Ahle" sei — wenn solcher Art die Bestrebungen des Sprachvereins sind, welcher besonnene Mann möchte

Digitized by Google

wagen, sich durch einen derartigen Einspruch gegen das junge Geschlecht zu versündigen und gegen die Wohlthaten, die man ihm erweisen will, in einer gründlicheren Kenntnis des deutschen Wortschatzes?!

Ein braver Mann freut sich allezeit, wenn seine Kinder mehr lernen, als er selbst zu lernen vermochte; und wenn ein junges deutsches Geschlecht bereits anfängt, einen größeren Reichtum reindeutscher Worte zu übersehen und im Gedächtnis zu behalten, so soll man ihm das nicht neiden und soll nicht als eine „Bevormundung" in Mißachtung zu bringen suchen, was gar nicht unter die Rechtsbegriffe von Mündigung und Entmündigung fällt. Es ist unmöglich, daß die Unterzeichner sich dagegen haben verwahren wollen, daß man den Schülern die Fülle der deutschen Worte zum Bewußtsein bringen soll! Mit dem Ausmerzen der Fremdwörter ist es nicht gethan; sondern einzig in der Schule kann dadurch, daß man den Lernenden, unter Vermeidung der Fremdwörter, eine größere Fülle heimischer Worte gegenwärtig erhält, eine Neuauffrischung und Gesundung deutschen Sprachbewußtseins erzeugt werden.

Keiner der Herren — ich glaube es, ich weiß es — wird gegen eine so gute und edle Sache sich verwahrt haben wollen. Warum unterzeichneten sie doch diesen unglücklichen Satz?!

Zweiter Teil der „Bevormundung": „Und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte."

Von oben! Ein schönes Wort, ein feines Wort, ein anzügliches Wort! Wo ist das „oben?" Ich glaube nicht, daß die Unterzeichner dem Sprachverein und den Freunden seiner Sache die Meinung zutrauen, daß etwa Se. Majestät der Kaiser von Deutschland oder der durchlauchtige Reichskanzler im Verein mit einigen anderen Königen und Kanzlern beauftragt werden, ein Verdeutschungswörterbuch zu entwerfen, welches dann von Gustav Rümelin, Erich Schmidt und anderen der Unterzeichner bei Strafe von fünf Jahren Gefängnis nach Zuwiderhandlung benutzt werden müßte!

Von oben! Dieses Wörtchen verrät viel, ach, viel! Wer aber einigermaßen die Absichten des Sprachvereins kennt, wer auch nur Hermann Riegels Schriften zur Sache gelesen hat, der weiß, daß es sich keineswegs um eine Regelung des Sprachgebrauchs „von oben" handeln soll, sondern einzig um die Errichtung einer Einsetzung, wie sie Frankreich in seiner *Academie française* seit Jahrhunderten kennt. Und das ist eine Sache, die Männer wie Leibnitz und Herder befürwortet haben, die wahrhaftig eben so sehr zu den „führenden Schriftstellern" in Deutschland gehörten, wie nur irgend Einer der Unterzeichner. Die „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins" hat (in Nr. 1, 1888) einmal den Gedanken einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache in diesem Sinne ausgeführt; der Verfasser des Aufsatzes, Hermann Riegel, hat aber selbst betont, daß sein Vorschlag im Schoße des Sprachvereins durchaus nicht allgemein gebilligt werde. Was ist denn geschehen, daß so plötzlich eine eifrige Schar vom Leder zieht, als gälte es irgend ein Schreckensgespenst in den Schoß der Nacht zurückzubannen?! Es ist doch unmöglich, daß, weil Hermann Riegel in den schlechten Schriften Rümelins und in den guten Paul Heyses und mehrerer anderer der Unterzeichner eine Reihe von Fremdworten aufgestöbert hat, der große Hieb gehauen wird? Das ist ganz unmöglich, so leichtgekränkt sind deutsche Schriftsteller nicht! Und der harmlose Brief des Herrn von Goßler an den Vorstand des Sprachvereins?! Unmöglich, daß er die Schuld trägt.

Hat denn der Verfasser des Erlasses wirklich gelesen, in welchem Sinne die Frage einer Reichsanstalt für deutsche Sprache von den Freunden dieser Sache erörtert worden ist?

Da giebt es kein „oben", kein „unten". Sondern Wunsch und Absicht ist, daß ein Rat sprachlich erfahrener Männer berufen werde und wie in Frankreich jahrhundertelang tage, um die Gesetze, das Wesen und den Reichtum der eigenen Sprache aus dem Sprachgebrauch des Volkes und seinen schriftstellerischen Werken zu erfahren und darnach Ratschläge für den öffentlichen Sprachgebrauch zu geben. Diese Ratschläge waren nie bindend, auch in Frankreich nicht so ohne Weiteres; sie werden nie bindend sein und sollen es auch nicht sein. Kein Mensch hat noch verlangt, daß „Reichssprachämter und Reichssprachmeister mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei" errichtet werden; die Annahme, es könnte irgend ein vernünftiger Kopf auf einen solchen Einfall kommen, macht dem Geiste des Schreibers jener Verwahrung wenig Ehre.

Vollständig widersinnig ist die Unterstellung, die in dem Begriffe liegt „Reichssprachmeister mit der Autorität zu bestimmen, was Rechtens sei." Da ist wieder das verwünschte, nichtsnutzige Fremdwort „Autorität!" Was meinte man denn damit? Meinte man damit die „Rechtsgewalt zu bestimmen?" Unmöglich, denn nie hat ein Mensch an so etwas gedacht. Glaubt man wirklich, es könnten Reichsgesetze vom Reichssprachmeister erlassen werden, daß bei fünf Pfennig Strafe das Wort Autorität nicht zweideutiger Weise gebraucht werden dürfe?! Also könnte es nur heißen: „mit dem Ansehen zu bestimmen, was Rechtens sei." Aber ein solches Ansehen müßte doch erst durch vortreffliche Sprachkenntnis errungen werden! Wenn die fünf Pfennig Strafe nicht Reichsgesetz werden, so braucht ja doch kein Mensch, am allerwenigsten ein freier Schriftsteller wie die Unterzeichner, den Vorschlägen des Reichssprachmeisters zu folgen. So lange diesem nicht eine Rechtsgewalt zugesprochen würde, wären all seine „Bestimmungen" an sich in der That nur Vorschläge, und liegt in einem Vorschlag jemals eine „Bevormundung", die man „entschieden zurückweisen" muß?! Auch in Frankreich hat die Akademie von jeher nur Vorschläge gemacht und die französischen Schriftsteller kümmern und kümmerten sich um diese Vorschläge nur, soweit ihr eigenes Sprachgefühl damit übereinstimmte. Trotzdem ist die Aka-

Digitized by Google

demie und was für Frankreich damit zusammenhängt, eine höchst wohlthätige Einrichtung geworden, indem sie eine allgemeine sprachliche Erziehung dieses Volkes gezeitigt hat, von der wir auf Grund unserer „weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit" recht sehr viel lernen könnten. Wie sorgfältig schreiben, seit es eine Akademie giebt, die französischen Dichter und Schriftsteller in jedem Fache; wie zierlich setzt sich der gebildete Franzose hin, um auch nur einen Brief zu verfassen und wie lüderlich arbeitet die Mehrzahl deutscher Schriftsteller, wie unbesonnen schleudern die Deutschen ihre Briefe aufs Papier! Wie wenig lebendige Sprachlust und Sprachfreudigkeit ist in den Deutschen, eben weil die Fremdwörterseuche und der herkömmliche Gebrauch, das Fremdwort unbesehen in die Tasche zu stecken, das beste an der Sprache, nämlich die Freude an der Entdeckung des Wortes, ertötet hat.

Diese herrliche und wahrhaft beglückende Thätigkeit des Geistes, diese Freude an der Entdeckung des Wortes hat man nur im Gebiete der heimischen Sprache. Das Fremdwort ist niemals ein solches im wahren Sinne entdecktes Wort für einen Begriff oder eine Anschauung, weil es immer nur als Ersatz für etwas gewählt wird, was man in der eigenen Sprache nicht recht auszudrücken wußte. Und wenn die Deutschen etwas mehr Sprachfreudigkeit errängen unter der dauernden Einwirkung eines Sprachenrates — nicht einer Sprachbehörde — es würde wahrhaftig zu unser aller Heil sein und Nichts enthalten, wogegen man sich wegen unerlaubter „Bevormundung" zu „verwahren" hätte. Und wenn gar ein solcher Sprachenrat gegen die vielen ungeschickten Verdeutschungen, über welche die Unterzeichner Klage führen, bessere und giltigere Wortmünze ausgeben würde — wie die Absicht ist — so könnte jeder besonnene Schriftsteller diese Vorschläge nach Gutdünken benutzen und sogar dankbar für dieselben sein.

Die Leser sind mit uns einig, daß der erste Satz unserer „führenden" Schriftsteller ein schlechtes Kunstwerk ist. Ich will nicht untersuchen, wie weit es geistreich war, „auf Grund der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und nationalen Widerstandskraft unserer Sprache" eine Bevormundung zurückzuweisen. Denn wenn unsere Sprache wirklich diese beiden trefflichen Eigenschaften hat im Sinne der Unterzeichner, so ist es ja doch wohl vollständig überflüssig, diese Sprache durch einen gemeinsamen Einspruch schützen zu wollen. Wie weit die Unterzeichner das Recht haben, „auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller" zu reden, wäre auch noch zweifelhaft. Mancher „führende Schriftsteller", der nicht zu den Unterzeichneten gehört, möchte es sich vielleicht ernstlich verbeten haben, daß sein gutes Recht hier überhaupt erwähnt wird. Wäre ich ein „führender Schriftsteller", ich erhübe sogleich wegen der schlechten Fassung unseres Satzes wider die Herren Einspruch! Und dann: wer und was sind überhaupt „führende Schriftsteller?" Schmeckt das Wort nicht ein wenig nach der „maßgebenden Behörde" und jenen sonstigen Dingen „von oben", gegen die man sich doch seinerseits verwahren will? Ei, ei, sind hier vielleicht gar zwei Päpste, drei Päpste, ja, eine ganze Schar von Päpsten, welche gegen den Papst Sprachverein eine Bannbulle schleudern, weil er irgend wie mißliebig bei den Päpsten wurde?!

Führende Schriftsteller, meine hochverehrten Werkgenossen, giebt es in Deutschland nicht, hat es nicht gegeben und soll es nicht geben, sondern nur solche, welchen die Nachwelt nachsagt, daß sie die besten Meister deutscher Sprache waren und denen die Mitwelt das Kränzlein wohlverdienten Ruhmes gönnt. In geistigen Dingen gilt noch immer die Verfassung des Freistaates. —

Wenn also deutsche Schriftsteller wirklich ihre Worte „mit Bedacht wählen", so möchte man bedenken, daß der Ausdruck „führende Schriftsteller" in diesem Zusammenhange nur wenig bedachtsam ersonnen scheint. —

Das war der erste der sonderbaren Sätze dieser Erklärung.

Es folgt der zweite:

„Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird."

Der Nachsatz: „die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird" führt mich zur verdächtigsten Stelle des ganzen Erlasses. Es ist eine Thatsache, daß einer der Unterzeichner, kein Geringerer als Gustav Freytag, in der jüngst erschienenen Buchausgabe seiner „Gesammelten Aufsätze" eine große Anzahl von früher niedergeschriebenen Fremdworten durch deutsche Ausdrücke ersetzt hat.

Nun, ich gestehe, daß ich vor Freytags schriftstellerischem Kunstgefühl gar keine Achtung haben würde, wenn dieser Mann nur deshalb jene Fremdworte ausgemerzt hätte, weil man die Ausscheidung derselben „zum Gebot des Nationalstolzes erhoben" hat. —

Wahrlich, ein ganz anderes Gebot, ein ganz anderer Grund, ein ganz anderes Bedürfnis ist es, das jeden feinfühligeren Schriftsteller in Deutschland immer wieder drängt, diese unseligen Fremdworte abzustoßen, auszuscheiden aus seinem Werke, wie der menschliche Körper im Schweiße eine Reihe von Krankheitsstoffen aussondert, die fälschlicher Weise in ihn eindrangen. „Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen." Hier soll gesagt sein, daß unsere Klassiker thatsächlich dadurch Klassiker wurden, daß sie in einer Zeit, wo kein Mensch ein menschliches Deutsch sprach, sondern Alles französisch und italienisch u. s. w. ins Deutsche hineinkauderwälschte, der große Preußenkönig an der Spitze, zunächst einmal wieder Deutsch schrieben und die Fremdworte abwarfen. Man vergleiche nur einen „Wilhelm Meister" mit Hoffmannswaldau oder Lohensteinschen ja, auch noch Wielandschen Romanen. Nicht die wenigen Fremdworte, welche man bei Lessing, Schiller und Goethe noch vorfindet, belehren hierüber, sondern die unzähligen Fremdworte, welche nicht in den Werken dieser Meister stehen, aber sonst bei ihren Zeitgenossen im

Digitized by Google

Brauche sind. Die ganze stille Thätigkeit unserer Klassiker vom Ende des vorigen Jahrhunderts, alle ihre so große sprachschöpferische Kunst ist bewußt (besonders bei Lessing) und noch viel mehr unbewußt (besonders bei Goethe) ein fortwährendes Zurückverdeutschen der ausländischen Wortwaare, welche durch Gelehrte und Laien eingeführt worden war. Sie erst schufen uns thatsächlich wieder eine deutsche Kunstsprache, genau wie Luther unter verwandten Umständen zu seiner Zeit, und das Allerwesentlichste in der Schöpfung dieser Kunstsprache war eben das unbewußte Zurückdeutschen, das ein Goethe vornahm, wenn er, statt vom „Refrain", vom „Rundreim" sprach und sonst unzählige deutsche Worte einführte, wo seine Zeitgenossen in Gesprächen und Briefen tief in der undeutschesten Sprachmengerei steckten. Warum aber drängte es diese Geister zum reineren deutschen Ausdruck?!

Damals war es nicht zum „Gebot des Nationalstolzes" erhoben, „unnötige Fremdwörter zu vermeiden", auch gab es keinen jungen deutschen Kaiser, der, wie einst vor 900 Jahren mächtige Sachsenkönige, ausländische Tracht und Worte verschmähte und sich einen deutschen Küchenzettel auflegen ließ. Dennoch haben Schiller, insbesondere Lessing und Goethe — trotz einiger abfälliger Äußerungen über ungeschickte Sprachreiniger — nach Kräften bewußt und noch vielmehr unbewußt gedeutscht, verdeutscht und deutsch geredet.

Es muß doch einen anderen Grund haben, als den Stammesstolz, als die vaterländischen Gefühle und reichsfreundlichen Neigungen, daß fortwährend wieder der Drang erwacht, die deutsche Sprache auf sich selbst zu stellen und unabhängig zu machen von den fremden Bestandteilen. Freilich hat der großen Masse gegenüber die Bewegung sich immer als eine sonderlich vaterländische dargestellt, aber von den deutschen Dichtern und Schriftstellern, die jene Erklärung erließen, sollte man erwarten, daß sie wüßten, es sei noch etwas Anderes, als ein Zugeständnis an einen wohlfeilen Völkerstolz, was uns immer wieder zwingt, die Fremdwörter auszuscheiden aus dem reinen Kunstgefüge unserer Sprache.

Es ist immerhin erstaunlich, wie wenig deutsche Wurzeln im Laufe der Jahrhunderte den deutschen Mundarten und der Schriftsprache verloren gegangen sind im Verhältnis zu den fortwährend wechselnden Fremdwörtern. Man kann sagen, jedes Jahrzehnt nimmt eine Masse neuer Fremdwörter auf, welche im nächsten Jahrzehnt durch andere ersetzt werden und damit immer von Neuem die innere Untauglichkeit, die geistige Unanpaßbarkeit ihrer Bedeutungen erweisen. Sie gehen in der That auf die Dauer nicht in das deutsche Hirn ein. Es ist eine merkwürdige Erscheinung: je mehr Fremdworte ein deutscher Schriftsteller braucht, desto leichter, desto schneller veraltet seine Sprache für das Bewußtsein der Nachwelt; je weniger er braucht, desto frischer bleibt für lange Zeit sein Werk. Es ist wie mit der Mode; jedes Jahrzehnt hat seine Moden, seine Fremdwörter, wer die Mode mitmacht, wird leicht altmodisch. Man mache nur die Probe auf das deutsche Schrifttum der letzten vier Jahrhunderte!

Man sollte meinen, daß das „nicht vornehmlich" unserer Unterzeichner schon deshalb anfechtbar sein müsse. Nun, es ist sogar ein „allervornehmlichstes" Bedürfnis jedes sprachlichen Kunstbewußtseins, daß die Art, wie wir denken, wie wir innerlich schauen und wahrnehmen, nicht plötzlich durch eine andere Art zu denken, zu schauen, zu sehen unterbrochen und vernichtet werde. Das aber ist das Heillose im Gebrauch der Fremdworte, daß der Schaffende wie der Lesende fortwährend genötigt wird, geistig sozusagen um die Ecke zu sehen, wenn man in das Bereich einer fremden Sprache greifen muß, um sich verständlich zu machen. Das gilt nicht nur von den französischen, es gilt ebenso von der Mehrzahl der übernommenen lateinischen und griechischen Wurzeln, daß sie den Schreiber — wir sahen es an der „Autorität" unserer Unterzeichner — zum unbestimmten Schillern der Hirnthätigkeit verleiten. Es ist tief im Wesen jeder eingeborenen Sprache, jeder Ursprache begründet, daß sie sich nach Kräften gegen fremde Bestandteile wehrt. Mischsprachen, wie das Englische, kommen hier nicht in Betracht. Auf sie dürfte sich kein Kundiger berufen. Aber man nehme folgendes Beispiel. „Die Sonne" behandelt die deutsche Sprache als weiblichen Geschlechtes. Für das Französische ist le soleil wie für das Altrömische männlichen Geschlechtes. Ich weiß nicht und Viele wissen nicht mit mir, auf welchem geheimnisvollen Gesetze der Seelenbewegung es beruht, daß eine solche Geschlechtsbezeichnung an den Gegenstand sich anheftet; jedenfalls ist aber die Einbildungskraft aller Deutschen durch das weibliche Geschlecht ihrer Sonne in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt. Sie vertragen daher einen Soleil (angenommen, wir übernähmen das Fremdwort) im Grunde nicht und würden nach ein paar Jahrzehnten den „Soleil" entweder für den „Sonnenball" erklären oder aber das Wort ausmerzen und wieder auf die alte Sonne zurückgreifen, die sie schon aus ihren Liedern als die „Frau Sonne" kennen. So steht es auch mit dem Mond. Da er ein Mann ist, so wird er den deutschen Dichtern immer ein „Gedankenfreund" u. s. w. und die Frau Luna kann nur als Sagengestalt eines fremden Volkes genannt werden, ohne daß es doch dem deutschen Hörer dabei wirklich so recht mondscheinhaft zu Mute würde. Die rechte deutsche Mondscheinstimmung wird zu Folge deutscher Seelenverfassung immer einen „der" enthalten und einen warmen Sonnenstrahl werden wir immer einer Frau Sonne danken. —

Es soll damit nur gesagt sein, daß schon in so unwesentlichen Sprachbestandteilen, wie sie die Geschlechtsworte sind, ein feiner Unterschied in der Seele der Sprachen lebt, der nicht ohne eine tiefgehende Zersetzung des ganzen Sprachgebildes übersehen werden könnte. Was hier im Kleinen gilt, ist dasselbe, was im Großen noch immer alle kunstbegabten Schriftsteller alle Völker nach Kräften in der sogenannten „Muttersprache" rein zu schreiben veranlaßt hat. Es ist das Gefühl, daß wenn die deutsche Sprache zum Beispiel die Eigentümlichkeit

Digitized by Google

hat, Worte zu bilden aus der Zusammensetzung von Wurzeln, diese Eigentümlichkeit einer besonderen Bewegung der Seele entspricht und daß es diese Seelenbewegung zerstören heißt, wenn in eine solche geistige Thätigkeit plötzlich ein Wort sich eindrängt, das einer anderen Art der worterzeugenden Seelenbewegung sein Dasein verdankt. Kein Schriftsteller, der ein Feingefühl hat, welches das Wort selber zu belauschen versteht, wird es als angenehm empfinden, daß er auf einer Tafel, auf welcher ein Tischtuch liegt und sonstige Speisegeräte sich finden, plötzlich eine „Serviette" erblicken muß. Denn Messer, Gabel, Tischtuch und Speisegeräte bezeichnen all das, wofür sie das Wort sind, auch unmittelbar. Dagegen die „Serviette" nicht. Diese ist das, was sie sein soll, nur mittelbar. Das heißt: Serviette bedeutet zunächst nur das, was zu etwas dient: es leitet sich her von servir, dienen, zu etwas dienen. In der Sprache, welcher es entstammt, ist dieses Wort ein sehr anmutiger Ausdruck, denn diese Sprache liebt es überhaupt, bei Weitem mehr mittelbar zu reden; sie bildet eine Masse Gegenstandswörter fortwährend auf mittelbare Weise und der Geist des Nachbarvolkes gefällt sich darin, das Ding nicht bei einem anschaulichen Namen zu nennen, sondern gewissermaßen etwas zu denken übrig zu lassen. Das Wort „Serviette" enthält eine Art Rätsel und damit schauspielert der Geist des Nachbarvolkes.

Dagegen ist es nicht die Sache des deutschen Schriftstellers, welcher eine Gesellschaft bei Tafel schildert, ein solches Rätsel aufzugeben. Er nennt, wie er vom Tischtuch spricht, den betreffenden Gegenstand ein Tellertuch, auch Mundtuch, auch Speisetuch — die Bezeichnung ist in verschiedenen Gegenden verschieden — und er empfindet, daß diese Namen künstlerischer im Geiste des Seelenlebens seiner Sprache sind, weil sie eine anschauliche Zusammenstellung anschaulicher Vorstellungsbestandteile enthalten, wie die anderen Worte auch. Es liegt für ihn gar kein Grund vor, dadurch, daß er auf dem Tischtuch neben dem Salzfäßchen plötzlich „das Dienende" (die Serviette) sieht, unvermittelt ein Rätsel aufzugeben. Für den Franzosen und den Geist seiner Sprache ist es freilich kein Rätsel; für den Deutschen ist es aber ein aus der Rolle Fallen, ein inneres Zerreißen des geistigen Bildens, ein Aufgeben der Art des Schauens, und Wahrnehmens, um plötzlich in eine spitzfindige Verstandesthätigkeit zu verfallen, welche in dem fremden Worte liegt.

Natürlich ist dieses Letztere nur der Fall bei dem, der überhaupt Französisch kann. Wer nur aus Angewohnheit das Wort Serviette braucht und gewohnheitsmäßig damit die Anschauung eines Tellertuches verbindet, für den tritt zwar in dem Maße der geistige Widerspruch nicht ein, aber er hat auch gar kein Recht in diesen Dingen mitzureden, denn er behandelt die Sprache überhaupt als bloßes Verständigungsmittel.

Käme es nur darauf an, daß wir Menschen uns gegenseitig verständen, so wäre, wie schon oft bemerkt, Volapük ebenso geeignet dazu wie sonst ein Mischmasch und die ganze Fremdwörterfrage könnte zu den müßigen Fragen gethan werden.

Das ist aber nicht der Fall. Die Sprache ist das feinste Gebilde menschlicher Seelenkunst. Das Fremdwort wird stets eine fremde Seele mit in das Kunstwerk der Sprache bringen, wird stets zerstörend, zersetzend wirken in all den Fällen, wo man nicht absichtlich einen solchen fremden Bestandteil aus Gründen besonderer Seelenkunst einführt, weil die Gesetze schöpferischer Wortbildung und schöpferischen Zusammenfügens der Worte im Satzgebilde die zartesten sind, die irgend in der Natur sich finden. Wer nicht das Ohr für diese Zartheit hat, nur der könnte meinen, daß zu unserer Zeit Pflege der Sprache „nicht vornehmlich" auf Abwehr der Fremdwörter gehen müsse.

Ja, ganz vornehmlich sogar. Der Gebrauch eines Fremdwortes sollte für jeden gebildeten Schriftsteller nur ein geistiger Kunstgriff sein und zwar einer der seltensten, eben weil eine andere Art seelisch das Wort zu gestalten an der fremden Wurzel haftet; statt dessen ist es leblose Redegewohnheit geworden in der stumpfsten und fühllosesten Weise von der Welt Worte zu mischen. Die Seele ist solchen Werken gegenüber gar nicht mehr im stande, den Wert der Worte zu ermessen und auf ihrer feinen Waage zu empfinden; es ist kein Mitleben, sondern nur ein Benutzen der Sprache.

Und gegen diesen stumpfsinnigen Gedanken, daß die Sprache nur zu „benutzen" sei, da es doch vielmehr Aufgabe jedes gebildeten Volkes ist, seine Sprache innerlich durchzuleben, seine Sprache zu erleben, sollen diese Worte gerichtet sein. Lassen wir den „Nationalstolz" bei Seite! Lassen wir die seichte Deutung der Sache, welche in dem Einspruch jener Unterzeichner stillschweigend zu ruhen scheint, der verdienten Vergessenheit anheimfallen.

Fahren wir rüstig fort, das feinste aller Sinneswerkzeuge, die Sprache, innerlich hören zu lehren, wie das Ohr hört, und borgen wir nicht unsere Nasen, Augen und Ohren von anderen Leuten! Kein Mensch hat daran gedacht, den Staat mit seiner Rechtsgewalt als solcher zum Hüter der Sprache zu berufen; kein Mensch hat daran gedacht, die Freiheit des Worts auch in diesem Sinne zu beschränken. Die Lebensäußerung jener Unterzeichner war vollständig überflüssig, weil sie gegen Windmühlen kämpft; sie war aber schlimmer als das, sie war schädlich, weil alle faulen und bequemen Köpfe, alle, denen sprachliche Schöpferkraft und Begabung abgeht, sich doch auf jene Herren berufen werden, wenn sie frischweg in den alten Schlendrian zurückfallen wie der Säufer auf seinen Weingeistgenuß. Es ist wahr, manche ungeschickte Verdeutschung hat man in den letzten Jahren gehört, aber sie sind immer noch besser als die Verballhornungen fremdländischer Worte zu unmöglichen Bedeutungen, welche selbst unseren berühmten Schriftstellern zuzeiten unterlaufen und die ungeheuerlichsten Satzbeziehungen zeitigen. Wenn jemals die Bildung eines Satzes im Zusammenhange steht mit der Wahl der einzelnen dem Geiste vorschwebenden Worte, so ist

Digitized by Google

es für die innerste Bewegung des sprachlichen Körpers auch nicht gleichgiltig, ob ich ein Wort wähle, das meiner Sprache entstammt oder einer fremden.

Ich will nicht die vielen anderen wunden Punkte der Verwahrung anrühren. Wenn man aber selbst so weit geht in dem Satze „die Regierungen mögen . . . Wandel schaffen" gute Ratschläge zu erteilen, so sollte man doch wahrhaftig nicht von „Bevormundung" reden, als ob irgend eine Knebelung freier Geister zu befürchten wäre. Alles in Allem: der Einspruch ist kein glückliches Werk. Er wäre besser unterblieben. —

Der Schreiber dieser Zeilen hat hier zum Schlusse nur noch zu bemerken, daß er kein Mitglied des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" ist. Was aus Gründen nicht ganz überflüssig sein dürfte. Doch vergaß er unbedachter Weise in diesem nicht kurzen Aufsatze die „notwendigen" Fremdworte vollständig. —

Was sagen Sie dazu, Herr Staatskanzler Rümelin?!

Wolfgang Kirchbach.

## Litterarische Neuigkeiten.

Von **Drummond's** „Natural Law in the spiritual world" ist eine deutsche Übersetzung von unserem geschätzten Mitarbeiter David Asher erschienen, von deren Auflage bereits das dritte Tausend zur Ausgabe gelangt.

Die vorliegenden Bände der **Bachemschen Novellensammlung**, und zwar die Bände 31, 32, 34 bieten eine ganze Fülle der verschiedensten Erscheinungen aus dem Gebiete der Roman- und Novellendichtung, wovon wir die folgenden hervorheben: L. Meyer v. Schauensee: Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter See. Karl May: Die drei Feldmarschalls und Albert Holm: Die Heldin der Saison. Während die erste mit wahrhaft dramatischer Schürzung die Stürme in einem Ehebelen und in der Natur verwebt, zeichnet sich die zweite, welche ein bis jetzt unbekanntes Abenteuer des alten Derfflinger schildert, durch einen gewissen frischen volkstümlichen Ton aus. Die dritte schildert gewandt und treffend die Berechnung und Gefallsucht eines weiblichen Charakters, welche trotz aller Ausklügelei nicht zum Ziele führt.

**Die Junker von Luzern.** Roman von A. v. d. Elbe. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1889. Der vorliegende Roman, eine sehr tüchtige Leistung, zeichnet sich durch klare Schilderung der Charaktere und gewandte Verknüpfung der Fäden, welche das Gewebe der Handlung bilden, aus. Zwar spielen in der Zeit, wo er vorgeht — die französische Revolution — schon unzählige Romane deutscher und fremder Schriftsteller, aber immer wieder wird die Teilnahme des Lesers von Neuem gefesselt, wenn die Ereignisse jener großen, welterschütternden Zeit so geschickt mit den Schicksalen der handelnden Personen verwebt sind, wie in diesem Werke, welches noch gewinnt durch die lebensvolle Darstellung des Gegensatzes von jenen sturmbewegten Tagen, des stillen und ruhigen Leben und Strebens der patrizischen Kreise zu Luzern.

**Aus den Schweizer Bergen.** Drei Geschichten für Kinder und auch für solche, welche Kinder lieb haben. Von Johanna Spyri. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1889. Das Werkchen enthält die drei Geschichten: „Im Hinterwald", „Die Elf von Intrai", „Vom fröhlichen Heribli" und man weiß nicht recht, welcher man den Vorrang geben soll, denn alle drei sind gleich frisch und eigenartig geschrieben. Die Verfasserin besitzt eine genaue Kenntnis des schweizerischen Natur- und Volkscharakters und weiß beides zu einer tiefen, gediegenen Wirkung zu vereinigen.

**Bauernstudenten.** Erzählung von Arne Garborg. Nach der zweiten Auflage aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisierte deutsche Ausgabe. Budapest, Verlag von G. Grimm, 1888. Unseres Wissens ist es das erste Mal, daß der berühmte norwegische Schriftsteller Arne Garborg der deutschen Leserwelt durch eine Übersetzung zugänglich gemacht wird. Da wir uns aber nun in Deutschland die Heimat eines Ibsen, Kjelland, Björnson lebhaft beschäftigt, so dürfte das vorliegende Werk, welches eine der wichtigsten Abteilungen in dem Kultur- und Bildungsleben, das Studentenleben, zum Vorwurf hat, Vielen willkommen sein. Arne Garborg verfügt über eine überaus sichere, gewandte Feder und diese Vorzüge werden durch eine glühende Vaterlandsliebe durchaus nicht vermindert. Er führt uns seine Gestalten und überhaupt die ganze Welt, in welcher sich dieselben bewegen, so natur- und lebenswahr vor, daß man unbedingt überzeugt ist, daß ihm das, was er schilderte, auch von Grund aus bekannt ist.

**Sverre der Priester.** Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatsen. Einzig vom Verfasser autorisierte Ausgabe. Bremen, Druck und Verlag von M. Heinsius, 1889. Der Held dieses Werkes ist ein Robert Bruce, ins Norwegische übersetzt. Wie man von diesem schottischen König erzählt, daß er einst in einer Schenne — besiegt und verfolgt — durch die Beobachtung der Beharrlichkeit einer Spinne neuen Mut faßte, so versuchte auch Sverre unermüdlich von neuem, wenn es ihm auch schon unzählige Male mißlungen war. Sehr beseichnend ist sein unerschütterliches Rechtsgefühl: Er muß über sein Vaterland Krieg und Verheerung bringen, damit Recht Recht bleibe. Die Schilderung aller dieser seiner bunten Abenteuer und Kriegszüge, die er mit den „Birkenbeinern" durchficht, gesschieht auf rechte Vikingerart. Der Dichter hat die Gestalt dieses norwegischen Volkshelden stets hoch und gewaltig vor das geistige Auge des Lesers gestellt.

**Philosophie des gesunden Menschenverstandes** von Hannas. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1888. Der Verfasser dieses Buches ist kein Freund der bisherigen Philosophie. Nach seiner Anschauungsweise haben die Herren von der Übersinnlichkeit durch allerhand unnötige Hirngespinste die Erkenntnis der Welt verdunkelt. Für ihn selber ist eigentlich Alles ungemein einfach und natürlich. Es giebt pflanzliche, tierische und menschliche Materien, die ihre besonderen „Vermögen" und „Kräfte" besitzen. „Die Seele ist das Vermögen gewisser Materien, gewisse staunenerregende Bewegungen hervorzurufen." „Das Sprachvermögen ist das Vermögen der menschlichen Materie, mit besonders dazu bestimmten Organen zu tönen." Übrigens ist die Sprache für den Verfasser „wenn auch etwas Grundlegendes und Unerläßliches, so doch an und für sich keineswegs etwas sehr Erstaunliches;" „bedenken wir, daß es There giebt, welche die Sprache der Menschen täuschend nachzuahmen im stande sind". Auch das Selbstbewußtsein ist wie die Seele ein wichtiges „Vermögen" der menschlichen Materie. In dieser harmlosen Weise wird dranf los philosophiert. Der Verfasser hat offenbar keine nähere Bekanntschaft gemacht mit den Herren, die er in Bausch und Bogen verwirft, vor Allem dürften ihm Realisten, wie Stuart Mill, Döhring, Aug. Comte, Laas, Fr. Albert Lange, völlig unbekannt sein. Denn erstens hält er alle Philosophen für Luftgebäude errichtende Metaphysiker, die sich lediglich mit der Bearbeitung erdichteter Begriffe, wie Gott, Seele, Unsterblichkeit, abmühen; sodann aber bringt er auch längst aufgestellte, schon tiefer und besser begründete Sätze als neue Meinungen vor und geberdet sich, als hätte er Ursache, sie gegen alle Philosophen in Schutz zu nehmen. Auch die älteren Philosophen, zumal Kant, dürfte er weniger kennen als mißachten. Wenigstens beweisen des Verfassers Ausführungen über das Ursachgesetz, daß er nicht einmal die Fragestellung richtig verstanden hat. Andrerseits werden recht bestreitbare und bestrittene Meinungen als selbstverständliche Wahrheiten eingeführt, so z. B. wenn er schreibt: „der engere Begriff war immer zuerst im Men-

Digitized by Google

schengeiste." Schopenhauer nannte einmal den vom Verfasser vertretenen Standpunkt „Karrenschieberrealismus". Das hindert natürlich nicht, daß der Kampf gegen theologische und gewisse philosophische Lehrmeinungen stellenweise ganz berechtigt ist und daß, zumal im zweiten Teile, der vom „sozialen Menschen" handelt, allerhand recht verständige und vorurteilslose Ansichten anzutreffen sind. Erdm.

## Bühnenschau.

Die im Berliner Belle-Alliance-Theater nach dem Abschied der Münchner aufgenommene Posse „Das Liebespfand", von Roehefort und Wolff, konnte natürlich nach den so ausgezeichneten, naturwüchsigen Leistungen der süddeutschen Gäste die Zuhörerwelt nicht erwärmen.

Die Wiederaufnahme des Grillparzerschen Lustspiels „Weh' dem, der lügt", am Deutschen Theater in Berlin war von gutem Erfolge gekrönt. Die anzügliche Bezeichnung, welche neben dem eigentlichen Lustspielgefüge einherläuft, wirkt, da sie sanber und geschickt herausgearbeitet ist, vollkommen verständlich.

Björnsons neues Drama „Suava" (Der Handschuh) wurde zum ersten Mal in deutscher Bearbeitung von Emil Jonas am Stadttheater zu Reichenberg aufgeführt.

Maximilian Bern hat sich mit der Pariser Schauspielerin Olga Wohlbrück in der Arbeit eines mehraktigen Lustspiels zusammengethan. Das Stück, welches „Eine Werbung" getauft ist, verrät natürlich französischen Geist und französische Gebärdung, es gelangt nächstens zur Aufführung auf einer Berliner Bühne.

„Now-a-days", ein Lustspiel, welches gegenwärtig am Prinzeßtheater in London mit viel Erfolg aufgeführt wird, scheint dem Geschmack der Engländer besonders zuzusagen, da es ein „sporting-play" ist. Wilson Barrett, sein Verfasser, hat sich in der Rolle eines Yorkshire Trainer eine vortrefflich sitzende Rolle auf den Leib geschrieben.

In Würzburg ist ein altgermanisches Drama „Loki", von Fran L. Kayser-Langerhanß, der verdienstvollen Dichterin von „Odin", nuter vielem Beifall zum ersten Mal zur Aufführung gelangt. Besonders wird die in tadellosem fünffüßigen Jambeu einherschreitende Sprache als echt dramatisch gelobt.

Das neue Bühnenstück Rudolf von Gottschalls, „Maria de Padilla", wurde bei seiner Erstaufführung am Leipziger Stadttheater ziemlich widerspruchsvoll aufgenommen. Das Stück spielt unter Karl V. in Spanien, dessen Kämpfe mit den Granden seines Reiches bilden den Hintergrund.

Die Anwesenheit Ibsens in Berlin, gegenwärtig der Aufführung seiner „Frau vom Meere" im Königlichen Schauspielhause, veranlaßte eine förmliche Huldigung der bedeutenderen Bühnen. Am Residenztheater wurde „Die Wildente", am Lessingtheater „Nora" unter stürmischem Beifall der Zuschauerschaft gegeben. Berlin scheint demnach „ibsenreif" zu sein.

G. von Mosers fünfaktiges Trauerspiel „Puschkin" hat bei seiner erstmaligen Aufführung am Stadttheater zu Görlitz nur einen Achtungserfolg gehabt.

Max Dreyer, ein bisher unbekannter Bühnenschriftsteller, hat mit seinem Erstlingswerk, einem Einakter: „Ein Spezialist für Frauen", in Freiburg i. B. einen schönen Erfolg erzielt.

## Novellistische Rundschau.

Amerika: E. W. *Howe*, A Man Story. Der Verfasser von „The Story of a Country Town" ist bereits bei seinen Landsleuten als ausgezeichneter Erzähler bekannt: die Schilderungen des westlichen Lebens atmen eine packende Eigenart. Die Sprache ist freilich etwas verwildert und rankt da und dort in Auswüchsen westlicher Bildungen aus, verfehlt aber gerade deshalb nicht, einen Zauber des Gegenständlichen, des Wahren, des fest aus dem Leben Gepackten auszuüben. Solcher Erdgeruch heimelt an, erquickt. — Edward *Eggleston*, The Graysons: A Story of Illinois, Ebenfalls ein westlicher Schriftsteller, der sich in das Leben seiner Heimat, wie es vor einem Menschenalter sich gestaltete, trefflich zu versenken weiß. — From Moor Ines. By Jessie *Fothergill*, ist eine richtige „novel with a moral". — Katherine Floyd *Dana*. Our Phil, and Other Stories. Es sind dies leider die nachgelassenen Arbeiten einer kürzlich verstorbenen, sehr tüchtigen Schriftstellerin, von der noch Tüchtiges zu erwarten gewesen wäre. Selten ist das Leben der Neger in Amerika mit mehr realistischer Meisterschaft dargestellt worden, als in diesen glutuenden Skizzen. — Anna Katherine *Green*, Behind Closed Doors, verrät eine große Gewandtheit im Schürzen des dramatischen Knotens; etwas zu viel Beiwerk schmälert den Anteil des Lesers an dem im Mittelpunkt der Erzählung stehenden Geheimnis. — First Harwests. By F. J. *Stimson*, nennt sich selbst auf dem Titelblatt „eine Satire ohne eine Moral"; der Verfasser versucht in Thackerayschem Geiste die Auswüchse des amerikanischen Gesellschaftslebens zu geißeln, ohne über die Kraft der Sprache und den tiefgründigen Situationswitz seines Vorbildes zu verfügen, Trotzdem wird das Buch viele Leser fesseln und ergötzen. — W. D. *Howells*, Annie Kilburn ist, wie alle Romane dieses Verfassers, ein bemerkenswertes Werk. — Pen. By the *Author of „Laddie"*, ist eine rührselige Geschichte, welche besser ungedruckt geblieben wäre. Für derlei Machwerke ist übrigens das berüchtigte „Author of" die verräterischeste Deckmarke der Geisterunfähigkeit. — Einige Übersetzungen sind neben anderen massenhaften schlechten Übertragungen und Bearbeitungen nennenswert: Paolo *Mantegazza*, Testa. — Carmen *Sylva*, A Heard Regained. Di egekrönte Novellistin, welche in viele Sprachen übersetzt wird, erfreut sich auch in Amerika einer großen Beliebtheit.

England: Der neue Roman von H. S. *Merriman*, The Phantom Futnre, 2 vols, ist die Frucht feinster Beobachtung des Straßenbildes, des Kneipenlebens von Litteraten und Schauspielern, von jungen Medizinern und anderen, welche die Nacht in Tag verkehren. Freilich ist der Verfasser zu sehr Engländer, als daß er es sich versagen könnte, die Ereignisse seiner Erzählung zu einem verschönenden, den Durchschnittsleser befriedigenden Ende zu führen — ein Abschluß, der freilich dem Leben gewöhnlich nicht entspricht. — George *Halse*, Graham Aspen, Painter, ist eine magere, aber anspruchsvolle Erzählung, welche wenige Leser befriedigen dürfte. — The Truth about Clement Ker. By George *Fleming*, erfüllt als Eisenbahnlesestoff seine einschlägigen Absichten: Weingeist in Form von bedrucktem Papier! — J. D. *Magrom*, Fitzgerald the Feuian. — Donbt. By J. S. *Little*. —

Frankreich: *Figault-Lebrun*, La Folie Espagnole. Mit Stichen von Kauffmann. — Das dieswöchentliche Heft der „Types de Paris" enthält: Edmond *de Goncourt*: Une promenade an boulevard Beaumarchais. — Paul *Bonnetain*: Les Enfants. — Von *Champfleury* liegt ein neuer Band von Erzählungen vor: Contes Choisis; er enthält drei Novellen. — Gabriel *Prévost*, L'école d'amour. Ebenfalls drei Novellen.

Belgien: Camille *Lemonnier*, Ceux de la Glèbe. Lemonnier ist ein starkes Talent, welches versteht, in einfigen markigen Strichen ein lebensvolles Bild menschlichen Lebens zu zeichnen. Auch dieses Buch rechtfertigt vollkommen die Erwartungen, welche man auf seinen Verfasser setzt. — L. *Leret*, Un coin des Ardennes. 2. Aufl. — E. *Valentin*, La Genèse d'un Crime.

Niederlande: L. *Couperus*, Eline Vere. Een Hagsche roman. — Henriette *Poole*, Een donkere schaduw. — Max *Kretzers* Roman „Meister Timpe" ist von F. Z. Mehler ins Holländische unter dem Titel „Baas Timpe" übertragen worden.

## Zeitungsschau.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 879. (Mit Auswahl.)

G. A. Simcox, Mark Pattison's Essays. — W. Canton, Alfred Austin's Love's Widowhood. — R. Dunlop, Two Centuries of Irish History. — M. Beazeley, George Smith's life of Stephen Hislop. — G. Saintsbury, New Novels. — Books of Travel. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — J. F. Rolph, Original Verse: „Snowfall". — Magazines and Reviews. — I. Pavlovitch, The Civil Code of Montenegro. — Selected Foreign Books. — Wilkins, Fausets Edition of the Pro Cluentio. — Some Books on Chemistry. — H. von Dechen, Obituary. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — Art Books. — Sayce, Letter from Egypt. — Obituary. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, „Now-a-Days".

**The Athenaeum.** No. 3202. (Mit Auswahl.)

Gronow's Memoirs. — Proteus in Prison. — Round the World on a Bicycle. — O'Meara's Account of Napoleon. — Winsset's Tractates. — Novels of the Week. — Books about Australia. Library Table. — List of New Books. — The Bride's Tragedy; Notes from Dublin; Donai College and the Brighton Pavilion; Maimonides and Wyclif, „England's Parnassus"; A Poem of Musset's; The Spring Publishing Sesson; The Hopetoun Library. — Literary Gossip. — Science. The Voyage of the Challenger; Anthropological Notes; Geographical Notes; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. Propert's History of Miniature Art; The Grosvenor Gallery; Notes from Cyprus; Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 9. 4 mars 1889.

Neubauer, Catalogue des manuscrits hébreux de la Bodléienne. — Antoine, Cicéron, première lettre à Quintus. — Lie-

Digitized by Google

benam, Les légats des provinces romaines. — Pallu de Lessert, Les fastes de la Numidie. — Armengand et Favre, Grammaire latine. — Haenny, Nouvelle grammaire latine. — Zimmer, L'épître aux Galates. — Janssen, L'Allemagne et la Réforme, II. — Emm. de Broglie, Mabillon et la société de Saint-Germain-des-Prés. — Jacoby, Les revues morales de Hambourg. — Wenck, L'Allemagne il y a cent ans. — Auriol, Défense de Danzig en 1813. — Natorp, Introduction à la psychologie. — Rickert, La définition. — Spitta, Un regard sur notre temps. — Münsterberg, L'origine morale. — Chronique.

## DEUTSCHLAND.

**Grenzboten.** Nr. 10. 7. März 1889.

Das Pariser Kegelschieben. — Woldemar Wenck, Deutsche Stimmungen heim Eintritt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. — Pädagogische Phrasen. — Berliner Romane. — E. Budde, Harte Köpfe. Erzählung. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Politischer Karneval. Bismarck ein Fakir? Eine italienische Wochenschrift. Zur Geschichte von dem kranken Königssohne. Litteratur.

## ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1. März 1889.

G. Finali, Lettere e documenti del Barone Bettino Ricasoli. — E. Masi, Giovanni De Camerra e i drammi lagrimosi. — R. Bonghi, Istruzione secondaria in Inghilterra. Collegio di Eton. — E. Mancini, Le Maschere. — Y., La nostra politica estera studiata nell' ultimo „Libro Verde" su Massaua e sul Canale di Suez. — A. Valdarnini, I fattori essenziali della civiltà e la filosofia sociale. — L. Morandi, Pasquino e pasquinate. — E. Teza, Notizie letterarie: Da poeti italiani, tradotte in ungherese. Antonio Rado. Tra i Cannibali della Nuova Guinea. — D. Carazzi, Varietà. I mangiatori di microbi. — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte.

**La Cultura.** 1—15 Febbraio 1889.

G. Beloch. Buecher, La popolazione di Francoforte sul Meno nei secoli XIV. e XV. — E. Caliegari. Boralevi, I primi mesi del pontificato di Baolo IV. — A. Loria. Graziani, Storia critica della teoria del valore in Italia. — L. Bruno, Il codice di procedura civile. — B., Lanciani, Roma antica. — B., Epistola missionariorum ordinis Francisci ex Frisia et Hollandia. — B. Scalabrini, Il disegno di legge sulla emigrazione italiana. — O. Grandi. Rasi, Il libro dei monologhi. — B., Libro portatile di storia. — B., Ferrieri, Pier Vettori il giovane. — O. G., Lioy, In alto. — O. G., Serao, Flor di passione. — B., L. L. F., Napoli. — A. I. Longfellow-Brauchettini. L'Evangelina. — B., Scipioni, Due lettere a Lorenzo il Magnif. di Pandolfo Collenuccio. — B. D'Ocagne, Le grandi scuole di Francia. — Parere di un maestro di lingua italiana sull'opuscolo intitolato: „I programmi per le scuole elementari d'Italia. — Tarducci, Intorno al luogo dove fu sconfitto e morto Annibale.

## AMERIKA.

**The Nation.** Vol. XLVIII. No. 1234. 21 febraury 1889.

The Week. — Signs of Progress. — The McElwee Episode. — The Larmon Tax Bill. — College Discipline. — The Sunday Paper in London. — Boulanger's American Constitution. — The Paris Election. — Emperor William's Birthday. — To Bombay from Trieste. — Line Upon Line. — Hamerton and Goya. — Wilstach's Divine Comedy. — Bancroft's California. — More Novels. — The Advance Guard of Western Civilization. — Paradoxes of a Philistine.

**The Century Magazine.** March 1889.

George Kennan, The Grand Lama of the Trans-Baikal. — Florence Earle Coates, Siberia. — Harry Stillwell Edwards, The Rival Souls. By the author of „Two Runnaways" — Frank Dempster Sherman, The Last Letter. — W. J. Stillman, Old Italian Masters. Gaddo and Taddeo Gaddi. — Charles de Kay, Christian Ireland. — *** Pictures of the Far West. V. The Choice of Reuben and Gabl. — John G. Nicolay, John Hay, Abraham Lincoln: The Edict of Freedom. — Lieut. W. H. Beehler, U. S. N., The Use of Oil to Still the Waves. — James Whitcomb Riley, Down to the Capital. — Mrs. Schuyler van Rensselaer, York Cathedral. — Charles Barnard, Something Electricity is Doing. — L. M. S., Love's Unrest. — George W. Cable, The History of Alix de Moranville: Strange True Stories. — Gustav Kobbé, Amateur Theatricals. — Emma Eames Chase, Dutch Painters at Home. — Herbert D. Ward, Edward Rowland Sill. Poem — George H. Jeasop, The Correspondence of Mr. Miles Grogan. — Charles Henry Lüders, The River God. — Mary Hallock Foote, The Last Assembly Ball. A Pseudo-Romance of the Far West. — Edward Eggleston, A Full-Length Portrait of the United States (James Bryce's „The American Commonwealth"). — Thomas B. Reed, M. C., Rules of the House of Representatives. — Election Law for Congressmen. — The English Language in America. — Lincoln's Disinterestedness. — Marion J. Verdery: „What of the South?" — „College Fraternities" — Tudor Jenks, A Thank-Ye-Ma'am.

## SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** Februar II. 1889.

Karl Gjellerup, Den unge Svane. — Kristofer Janson, En for meget. — Ad. Langeid, Drømmenes Klage. — Det kgl. Theater. — Fra fremde Scener. II. Stockholms kgl. Theatre. — Nordisk Literatur. — Fra fremmede Literaturer.

**Dagny.** 1889. No. 2.

C. L—m, Saul och David. En diktcykel. — Ellen Key, Ernst Ahlgren. — Esseldé, Negra drag ur Frances Willards verksamhet. — Litteratur: Från från hafvet. Anmärkningar af Robinson. Kvinnans kallelse och uppfostran af Hertzberg. Anmälen L. N. — Fr. n Riksdagen.

## BELGIEN.

**Revue générale.** März 1889.

L. Arendt, Les origines de l'Etat Indépendant du Congo. — M. Victor Watteyne, Les explosions de poussières. — Théod. de Renesse, Noblesse oblige. — Léonie Dennit, Marc Handrier, nouvelle. — Fernand de Beeckman, La Belgique et son commerce. — Jos. Iloyois, L'Assurance obligatoire et la bienfaisance libre. — Bibliographie.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

**Dramatische Dichtungen.**

**Anzengruber,** Ludwig. Heimg'funden. Wiener Weihnachts-Komödie in drei Akten. Dresden, E. Pierson. Brosch. M. 1,5.

**Ipse,** Henrik. Der Frosch. Familiendrama in einem Akt. Deutsch von Otto Erich. Leipzig, Carl Reißner.

**Erzählende Dichtungen.**

**Black,** William. In Far Lochaber. 2 vols Tauchn.-Edit. 2569/70. Leipzig. Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 3,2.

**Boy-Ed,** Ida. Eine Lüge? Roman. Leipzig, Carl Reißner.

**Bret Harte.** Captain Jim's Friend and The Argonauts of North Liberty. Tauchn.-Edit. 2566. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 1,6.

**Haggard,** H. Rider. Colonel Quaritch. 2 vols. Tauchn.-Edit. 2564/65. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 3,2.

**Marschall,** Emma. In the City of Flowers. Tauchn.-Edit. 2567. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 1,6.

**Montgomery,** Florence. The Fisherman's Daughter. Tauchn.-Edit. 2559. Brosch. M. 1,6.

**Müller,** A. C. und E. **Friese.** Feldblumen. Lustige Geschichten. Norden, D. Soldau. Brosch. M. 2.

**Murray,** D. Christie. Schwartz. 2 vols. London, Macmillan & Co. 1889. Brosch. sh. 12.

**Neubürger,** Emil. Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. Brosch. M. 3.

**Norris,** W. E. The Rogue. 2 vols. Tauchn.-Edit. 2560/61. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 3,2.

**Ortmann,** Reinhold. Quisisana. Roman. Leipzig, Carl Reißner.

**Phillips,** F. C. Little Mrs. Murray. Tauchn.-Edit. 2568. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Broseh. M. 1,6.

**Silvestre,** Armand. Contes à la Brune. Illustrations de Kauffmann. Paris, C. Marpon et E. Flammarion. Brosch. Frcs. 3,5.

**Urban,** Woldemar. Alarich. Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Carl Reißner.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Karpeles,** Gustav. Friedrich Spielhagen. Ein litterarischer Essay. Leipzig, L. Staackmann. Brosch. M. 1,5.

**Norton,** C. E. Letters of Thomas Carlyle. vol. I. 1826—1832. vol. II. 1832—1836. London, Macmillan & Co. Brosch. sh. 18.

**Philosophie.**

**Arréat,** Lucien. La Morale dans le drame, l'épopée et le roman. 2e édit. Paris, F. Alcan. Brosch. Frcs. 2,5.

**Geschichte und Biographie.**

**Kinglacke,** Alex. William. The Invasion of the Crimea. vol. 13 & 14. Tauchn.-Edit. 2562/63. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Brosch. M. 3,2.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot,** Georges et Charles **Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'antiquité. Tome V. 228e livr. Paris, Hachette et Cie. Brosch. Frcs. 0,5.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 30. März 1889. Nr. 14.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** John Paulsen: „Ein Spaziergang" — Adolf Stern: „Sternbannerserie" — Alfred Friedmann: „Aus Frankreichs Herzen" — Adolf Kohut: „Ludwig Steub als Essayist" — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Ein Spaziergang.

Novellenskizze von John Paulsen.
Beglaubigte Übersetzung von E. Brausewetter.

Es war im Anfang des Frühlings — an einem Apriltage. Wenn man aus einer warmen Stube, wo bunte Zwiebelgewächse in Töpfen standen und das Feuer im Ofen prasselte, hinausschaute, bekam man plötzlich Lust ins Freie zu gehen. Der Himmel war so hoch in seiner reinen Bläue, die Sonne strahlte, und die Bäume im Nachbargarten prangten mit ihren grünen, klebrigen Knospen, zwischen denen schwatzende Sperlinge cifrig hin und her flogen.

Aber kaum war man auf die Gasse gekommen, so bereute man den gefaßten Beschluß und schnte sich in die warme Stube zurück. Denn der Sonnenschein war nur Blendwerk, seine matten Strahlen, die in weißem Widerscheine von den Hauswänden zurückfielen, reizten nur die Augen, ohne zu wärmen, und der Nordwind fuhr eisig prickelnd über Hals und Nacken, bis ins Hemd hinein. Man bedauerte im Stillen, daß man die Winterkleider bereits abgelegt hatte.

Die Baumstraße hinunter ging Arm in Arm ein junges, verlobtes Paar. Er war groß und stark, mit braunem Vollbart, strotzend von Gesundheit und Kraft; sie war schlank und bleich und trug das hübsche blonde Haupt ein wenig vornübergebeugt, gleich einem Blütenstengel, dessen Krone ihm zu schwer ist. Sie lehnte sich stark gegen ihn, als wenn sie einer Stütze bedürfte. Er ging schneller als sie, und sie bemühte sich mit ihm Schritt zu halten.

„Bist Du müde, Mathilde?" fragte er und sah sie liebevoll an.

„Nein, es ist nur die Frühlingsluft!" Sie lächelte ihm heiter zu und schritt mit erzwungener Schnelligkeit weiter, indem ihre hohen Pariser Absätze leicht und taktmäßig die Steine des Fußsteiges trafen. Und die Vorübergehenden betrachteten das Paar mit stiller Teilnahme und dachten bei sich: „Wie glücklich doch die beiden jungen Leute da sind! Wie glücklich!"

Bei der Biegung des Weges fuhr der Wind ihnen wie ein Feind entgegen, der im Hinterhalt gelegen und auf den Augenblick zum Angriff gelauert hatte. Sie drückte das Taschentuch gegen ihren Mund und suchte ein schmerzhaftes Husten zu unterdrücken.

Er achtete im Augenblick nicht darauf, ganz von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, wie er war. Er war nämlich seit anderthalb Jahren verlobt, und jetzt dieses schwebenden Zustandes, der nach seiner eigenen Aussage weder Vogel noch Fisch war, recht überdrüssig. Er wollte sich verheiraten, und zwar so bald wie möglich, er hatte ja seine gute Stellung, hatte Haus und Geld — aber jedes Mal, wenn er diesen zarten Gegenstand Mathilde gegenüber berührte, wurde sie seltsam unruhig, fast verstimmt und bat um Aufschub. Sie verstand es immer so klug sich ihm zu entziehen. — Heute jedoch sollte es ihr nicht glücken, der kleinen Schlange, wie mild und bethörend ihre Worte auch klangen, wie klug ihre Gründe auch abgewogen waren. Bevor sie sich trennten, wollte er eine bestimmte Antwort von ihr haben, — ja, das wollte er!

„Mathilde!" sagte er plötzlich und drückte sanft ihren Arm.

Fragend erhob sie ihr sanftes blaues Auge zu ihm.

„Ich war heute bei Zing & Co."

„Nun?"

„Ich sah mir die Ausstteuersachen an. Sie haben die schönsten Teppiche und Vorhänge. Die Preise

Digitized by Google

sind mäßig. Welche Farbe hast Du am liebsten? Braun?"

„Ja, braun."

„Aber wie teilnahmslos Du das sagst! Vielleicht ziehst Du grün vor? Ich besinne mich, ich sah mir einige olivengrüne Stoffe an, die ganz ausgezeichnet waren."

„Olivengrün ist eine feine Farbe."

„So, findest Du? Nun, dann bleiben wir also bei Grün, das paßt auch am besten zu den Tapeten in unserer Wohnung. — Aber willst Du mir nicht die Freude bereiten, selbst mit mir in das Geschäft zu gehen? Du verstehst Dich weit besser darauf, als ich, Dein Geschmack ist so fein, und außerdem ist es so hübsch, wenn wir beide zusammen hingehen und den Putz für unser neues Nest aussuchen. Jede Kleinigkeit, die Du selbst gewählt hast, wird mir lieber sein, als wenn ich sie auf eigne Hand kaufte."

„Nicht heute, Holger! Ich bin ein wenig müde." Sie ließ, schwer atmend, seinen Arm fahren und setzte sich auf eine Bank. „Diese Frühlingsluft ist mir zu stark."

Er setzte sich an ihre Seite. Das Sonnenlicht fiel hell auf ihr bleiches Gesicht, und eine gewisse Kränklichkeit in demselben fiel ihm in diesem Augenblick auf, — aber als wenn sie seinen Gedanken erriet und denselben verscheuchen wollte, lächelte sie sofort und dieses heitere Lächeln gab dem Gesicht den Gesundheitsschimmer zurück.

„Aber Du frierst gewiß, liebe Mathilde. Du bist so bleich. — Du darfst nicht lange sitzen."

„Nur einige Minuten!" Sie betrachtete einige kleine Kinder, die in der Nähe spielten, und führte abermals, unbemerkt von ihm, das Taschentuch an den Mund.

„Ich habe solche Furcht, daß Du Dich erkältest. Dann bekomme ich von Deiner Mutter Schelte, wenn ich Dich nach Hause bringe. Du weißt ja, wie ängstlich sie Deinetwegen ist. A propos, am ersten Juni ist Deiner Mutter Geburtstag, nicht?"

„Ja und daran denkst Du, Du Lieber!" Sie drückte still seine Hand.

„Würde das nicht der passendste Tag sein?"

„Wie meinst Du?"

„Der passendste Tag zu unserer Hochzeit." —

Sie lächelte traurig, ohne seinem bittenden Blick begegnen zu wollen.

„Der Juni, der Sommermonat, der Rosenmond! Du hörst, ich werde ganz poetisch. — Was antwortet denn meine teure Mathilde darauf?"

Sie erhob sich langsam von der Bank, nahm schweigend seinen Arm und ging stumm an seiner Seite weiter.

„Wir hatten ja die Absicht," fuhr er ein wenig kleinlaut fort, verwirrt durch ihre seltsame Unzugänglichkeit, ‚sogleich nach der Hochzeit fortzureisen. — Nach der Schweiz! Du hast Dich ja immer so darnach gesehnt, dorthin zu kommen, zu dem Lande der Gletscher und der blauen Seen — mit den poetischen Erinnerungen an Wilhelm Tell, Rousseau und Byron. — Ich kann mich für ganze zwei Monate frei machen. Indessen übernimmt Lund meine Vertretung. Denke Dir, liebe Mathilde, uns beide dort unten allein, einen Führer hinter uns, auf dem einen oder andern schwindelnd hohen Bergpfad, in Reisekleidung, mit Alpenstöcken, Du natürlich mit blauem Schleier um den Hut, weit erhaben über alles Geschwätz und alle Prosa? — Wird es nicht schön sein? Was meinst Du?

Wieder drückte sie das Taschentuch gegen den Mund — es blies scharf von der Ecke her — und ihre Augen starrten weit und wehmutsvoll in die Ferne. — Es war, als wenn sie in stummem Schmerz einen Lebenstraum entschwinden sah. —

„Aber warum bist Du denn so stumm, Liebste? Gefällt Dir mein Plan nicht? Hast Du denn kein Wort für mich? Ich verlange nur ein einziges — eins, das aus zwei Buchstaben besteht."

Sie hatten die Baumstraße verlassen und waren in eine der belebten Straßen der Stadt gelangt. Vor einem großen, vornehmen Hause stand sie plötzlich still. Sie sah nach der Thür, an der auf Messingplatten die Namen der Bewohner standen — und blieb ungewiß, mit sich kämpfend, stehen.

„Warte hier auf mich einen Augenblick, dann sollst Du von mir Antwort bekommen.

Auch er betrachtete die Messingplatten. Wen wollte sie besuchen? „Alfred With, Arzt" — „Emma Hansen, Modehändlerin."

„Ah, Du mußt Dich erst mit Fräulein Hansen besprechen, bevor Du den Tag bestimmen kannst! — Das Brautkleid, die Putzgewänder! — wenn sie fertig werden können. — O, ihr Weiber, wie ähnelt ihr alle einander! Moden und Putz bleiben doch immer Nummer eins."

Sie lächelte gar nicht über seine scherzende Bemerkung, es war etwas so Geistesabwesendes und Feierliches über ihr. Sie betrachtete lange seine kräftige, hübsche, gesundheitblühende Gestalt — und es war, als wenn der Anblick von ihm ihr Kraft gab zu einer im stillen vorbereiteten, schicksalsschwangern That.

„Du mußt Dich ein wenig gedulden," bat sie und in ihrer weichen Stimme lag etwas so Zärtliches. „Du mußt Geduld haben, wenn es etwas lange dauern sollte."

Langsam ging sie die Treppe hinauf und zur Thüre hinein, er folgte ihrer anmutigen, leicht geneigten Gestalt mit verliebten Blicken. Die Thüre schloß sich hinter ihr. — Aber hätte er ihr mit den Augen weiter folgen können, hinein in die Dunkelheit des Vorflurs, würde er mit Schrecken gesehen haben, wie sie totenbleich, nahe dem Hinsinken vor dem Empfangszimmer des Arztes stehen blieb, das Schild studierte, das seine Empfangszeit angab, sich Mut faßte anzuklopfen — um die Gewißheit zu erhalten, vor der ihr graute und nach der sie sich doch sehnte.

Zehn Minuten vergingen, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, noch kam sie immer nicht. Er unterhielt sich indessen damit, alle Schaufenster zu besehen, wo neue Sachen ausgestellt waren, und jedesmal, wenn er einen recht hübschen Gegenstand

Digitized by Google

entdeckte, beschäftigte sich seine Einbildungskraft damit, ihn in dem Heim der Neuvermählten unterzubringen. Dieses dunkelgrüne Seidenkissen würde gut zu dem grünen Sopha passen, das er sich bereits angeschafft hatte, die dunkle Tischdecke mit den Silberstickereien lohnte es wohl zu besitzen, und jener kleine auserlesene Nähtisch mit dem roten Seidenfutter, wie würde er nicht zu dem „Boudoir der Frau" passen (wie er in Gedanken Mathildens Zimmer nannte). Aber das Niedlichste war doch der kleine Fußschemel von Ebenholz mit purpurrotem Plüsch. Das war etwas, um Mathildens kleine Füße darauf zu setzen.

Er sah nach der Uhr — nun war sie fast eine Stunde fort. Was konnte nur im Wege sein? Er gähnte und sah wieder nach der Uhr. Diese Modehändlerinnen sind auch so schwatzhaft und geschäftig, immer haben sie vor ihren Kunden so viele Pariser Neuigkeiten auszukramen, und alles muß geprüft und bewundert werden. —

Er wollte gerade ins Haus und zu der Modehändlerin hinaufgehen, um Mathilde zu holen, als sie ihm plötzlich entgegentrat. Sein Herz drückte sich in unklarer Angst zusammen, als er sie erblickte — ihr Antlitz war so verändert — und sie konnte sich kaum auf den Beinen aufrecht erhalten.

„Was ist Dir, Mathilde?" Er nahm sie in seine Arme, ohne der Vorübergehenden zu achten.

Sie sah ihn nur scheu, in stillem, unheilbarem Schmerze an — und es lag ein Lebewohl fürs Leben in diesem langen Blick.

„Bist Du krank, Geliebte? Was hast Du so lange dort oben gemacht? So sprich doch, Teuerste!"

Sie befreite sich aus seiner Umarmung. Die erste tiefe Bewegung war vorüber.

„Ich bin bei dem Arzte gewesen."

„Bei dem Arzt?" wiederholte er bestürzt.

Sie hustete plötzlich und machte keinen Versuch mehr, den Husten mit ihrem Taschentuch zu ersticken — aber in diesem trocknen, schmerzlichen Ton aus einer wunden Brust lag genug Antwort für ihn. Eine Ahnung, die er im Stillen mit sich herumgetragen, aber im Übermut des Glückes von sich gewiesen hatte, stieg jetzt in erstarrendem Entsetzen vor ihm auf.

„Er hat Deine Brust untersucht?"

Sie nickte bejahend.

„Was sagte er zu Dir? Spanne mich nicht auf die Folter. Schnell!"

Sie bedachte sich einige Sekunden, dann sagte sie fest, wenn auch mit bebender Stimme:

„Wir müssen scheiden, Holger. — Ich tauge weder zur Gattin noch zur Mutter."

Es erbebte etwas hinter dem Bart in dem Antlitze des starken Mannes — es war, als wenn er in Thränen ausbrechen wollte. Nun verstand er all' ihre Ausflüchte, all' diese unerklärten Gründe, die Hochzeit beständig aufzuschieben. — Die Arme, wie sie im Stillen gelitten haben mußte! Und seine angstvollen Augen glitten prüfend über jede Linie ihres lieben Gesichtes, als wenn er dort einen Widerspruch gegen ihre glücktötenden Worte suchte aber diese bleichen Züge mit den blauen Schatten unter den Augen gaben nur wenig Hoffnung. —

„Nein, ich lasse Dich nicht, Geliebte — nie in Ewigkeit! Wir reisen nach dem Süden, zu einem milderen Klima — Du wirst schon wieder gesund werden. — Aber was sagte denn der Doktor eigentlich zu Dir? Sage es mir! Ich flehe Dich an —"

Sie flüsterte ihm ein paar Worte zu, die den kalten Schweiß auf seiner Stirn heraustrieben — dann schlug er in schmerzlichem Trotz, in wilder Leidenschaft die Arme um sie, als wenn er um ihren Besitz selbst mit dem Tode kämpfen wollte. —

Aber der Himmel war so klar und frühlingsblau, mit weißen Wölkchen fern am Horizont, er flößte Sehnsucht und Reiselust ein, die Sonne spielte auf den ersten grünen Knospen der Bäume und die Sperlinge zwitscherten und schwatzten, als wenn sie der Welt etwas recht Freudiges mitzuteilen hätten.

## Sternbannerserie.

Von Adolf Stern.

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

In deutschen Übertragungen. Autorisierte Ausgaben.

Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Der Absenker der englischen Litteratur jenseits des Weltmeeres, die rasch emporgewachsene englisch-amerikanische Litteratur, hat sich, wenn nicht von ihren ersten Anfängen, so doch von ihren ersten bedeutenderen Vertretern an, in Europa und nächst England vorzugsweise in Deutschland einer lebhaften und nachhaltigen Teilnahme erfreut. Von Cooper bis zu Bret Harte ist unser Publikum der Entwickelung einer eigenen auf das Leben und die eigentümlichen Kulturzustände Amerikas gestützten Erzählungslitteratur willig gefolgt, selbst die amerikanische Lyrik hat als Zeugnis, daß alle Empfindungen der zivilisierten alten Welt auch in der neuen Wurzel geschlagen haben, bei uns nicht nur poetische Übersetzer, sondern auch aufrichtig genießende Freunde gefunden. Die verhältnismäßig geringen Abweichungen der Anschauung, des Gefühlsausdrucks, die sichtbareren der Natur- und Weltschilderung in dieser Lyrik besitzen ihren eigenen Reiz. Stärker als dieser fesselt uns die Eigenart der Gestalten in der amerikanischen Menschendarstellung. Wo sie vom echtesten amerikanischen Gepräge ist, und aus der wunderbaren Mischung des neuenglischen Puritanismus mit einem ganz modernen Freiheitsgefühl und einem schrankenlosen Individualismus stammt, wo sie aus den Naturbedingungen der amerikanischen Erde erwächst, da erhebt sie sich zu einer Wirkung, die mit keiner anderen zu vergleichen ist und uns leicht vergessen läßt, daß die dichterischen Formen, in denen diese Menschendarstellung auftritt, ebenso wie die Sprache, deren sie sich bedient, aus dem alten Europa stammen. Freilich ließ sich schon in den vierziger Jahren, als

Digitized by Google

der Deutsch-Amerikaner Postel Sealsfield die Leserwelt entzückte, weissagen, daß ein guter Teil der gedachten Wirkung mit der völligen Kultivierung der ungeheuren Urwälder und Prairien, mit der wachsenden Bedeutung der amerikanischen Städte, mit der Gründung immer neuer Universitäten, Akademien und Schulen, der amerikanischen Litteratur notwendig entgehen muß. Je mehr die Lebensverhältnisse sich denen Europas anähneln, um so mehr müssen die eigenartigen Gestalten, die, von Coopers Ansiedlern bis zu Bret Hartes kalifornischen Goldgräbern und Spielern, die europäische Leserwelt mit der nie versagenden Anziehungskraft des Abenteuerlichen, des Ursprünglichen gefesselt haben, verschwinden oder in den geschichtlichen Roman zurücktreten, für den der amerikanischen Litteratur zur Zeit viele andere Voraussetzungen fehlen. — Auch ist leicht ersichtlich, daß dieselben Schriftsteller, welche im stande waren, gewinnende, ja unvergängliche Bilder aus dem halben Wildlingsleben zu schöpfen, dem zivilisierten Leben der Vereinigten Staaten nichts gleich Wertvolles abgewannen; der Vergleich, z. B. eines Romans wie „Gabriel Conroy" von Bret Harte mit den kalifornischen Erzählungen des gleichen Dichters fällt sehr zu Ungunsten des Romans aus. Und in der That kämpft der amerikanische gesellschaftliche Roman mit einer Schwierigkeit, welche auch in den europäischen Litteraturen mehr und mehr fühlbar wird, mit der Schwierigkeit, daß die zeitgenössische Bildung an die Stelle von Individuen Typen, und zum Teil nicht einmal scharfgeprägte, ins Auge fallende und unverwischbare Typen gesetzt hat, daß die persönliche Eigenart, aus der Gestalten und Schicksale erwachsen, immer tiefer in die Seelen zurückgetreten ist und dem Romandichter wie dem Dramatiker stets größere Schwierigkeiten ihrer lebendigen, natürlichen Darstellung bietet. In Amerika zumal, wo die schrankenlose politische Freiheit von einer fast allgemeinen Unterordnung unter die herrschende, bedenklich gleichförmige Lebenssitte, unter das gesellschaftliche Herkommen fast wettgemacht und aufgewogen wird, droht die Wiedergabe der Lebenserscheinungen (bei aller Feinheit seelenkundiger Beobachtung und bei allem rücksichtslosen Naturalismus in der Darstellung des Abnormen und Häßlichen) sehr eintönig und gelegentlich langweilig zu werden. Namentlich jene Welt der oberen Zehntausend, jene gute Gesellschaft, welche schon in Europa nach Goethes Stoßseufzer zum kleinsten Gedicht nicht die Gelegenheit giebt, scheint in der neuen Welt von einer flachen Äußerlichkeit, inneren Öde und gleichartigen Armseligkeit befangen, welche die meisten Darsteller dieser Welt und Gesellschaft zumeist mit Unfruchtbarkeit schlägt. Besser sind schon die Humoristen und Satiriker daran, welche die komischen Seiten aller Dinge, also auch des amerikanischen Gesellschaftstones und des freistaatlichen Selbstbewußtseins, aufzufassen und zu ironisieren verstehen, und welche namentlich die Mischung von hartem, nüchternem Wirklichkeitssin und einer gewissen Phantastik, die im amerikanischen Charakter so vielfach wiederkehrt, zu rein humoristischen Gebilden zu verwerten wissen. Die Heiterkeit, welche auch den Alltagserscheinungen des amerikanischen Lebens einen lichten Schimmer von Poesie leiht, der kecke Scherz, der sich in der schlagenden Steigerung und zerrbildnerischen Übertreibung wunderlicher Züge und Einfälle gefällt, der eigentümliche trockne Humor, der im Vortrag der drolligsten und der tollsten Geschichten, der lustigsten Bosheiten keine Miene zum Lächeln verzieht, die Satire, welche oft sehr scharf, aber beinahe niemals bitter wird, verleihen in ihrer mehr oder minder glücklichen Mischung den amerikanischen Humoristen ihre selbständige Stellung und Wirkung. Die meisten dieser Humoristen berühren sich mit den Schriftstellern der Short Story, der kurzen Erzählung, welche offenbar aus dem äußern Bedürfnis der zahlreichen Monatsschriften nach abgeschlossenen, zugleich spannenden und originellen Stücken erwachsen und zu einer Art Meisterschaft durchgebildet worden ist. Diese „Short Story" scheint in der Bevorzugung charakteristischer und seltsamer Vorfälle, in der Vorführung absonderlicher Charaktere, eine Rückwendung zur alten (italienischen und spanischen) Novelle zu bedeuten, aber geht in ganz anderer Weise auf die Erweckung von Stimmung aus und trägt ein subjektiveres Gepräge. In mehr als einem Sinne ist der eigentümlichste und unglücklichste Poet Amerikas, Allan Edgar Poe, der geistige Vater dieser gedrängten, mit den beschränktesten Mitteln die stärksten Wirkungen erstrebenden Novellistik. Aber freilich ist dieselbe unter dem Druck äußerlicher Bedingungen auch vielfach veräußerlicht und leistet ihr Bestes in der Gestaltung hübscher und ein wenig toller Einfälle, wie „Das Weib oder der Tiger?" von Frank Stockton, eine Geschichte, welche auch die neue Sammlung amerikanischer Phantasieschöpfungen, die sich „Sternbannerserie" nennt, in sich aufgenommen hat. Dieselbe hält die Mitte zwischen einem Märchen und einer Plauderei und spitzt sich schließlich auf ein an den Leser gerichtetes Rätsel zu, eine Art also, die unsre Zeitungserzähler in neun oder zwölf Spalten mit Eifer nachzuahmen bemüht sind. Die litterarische Kunst, der feine Schliff des Stils überwiegt in diesen kurzen Geschichten den poetischen Gehalt bei weitem, und im Grunde gilt dies von dem größeren Teile der amerikanischen Litteratur. Wenn die besten und besseren Werke derselben durch Übertragung auch für uns gewonnen werden, so handelt es sich dabei nicht um den Gewinn vorbildlicher, das eigene poetische Leben weckender und nährender Schöpfungen, wie vor Zeiten bei der Übertragung der Odyssee oder der Dramen Shakespeares, wie bei der Verdeutschung unzähliger, minder gewaltiger Werke, sondern lediglich um eine Bereicherung unseres Lesestoffs und der Litteraturkenntnis auch solcher Kreise, die der englischen Sprache nicht mächtig sind.

Unter diesem Gesichtspunkte verdient die „Sternbannerserie", welche von und bei R. Lutz in Stuttgart herausgegeben wird und in handlichen kleinen Bänden eine grosse Fülle des Stoffs enthält, die beste Anerkennung. Die Auswahl aus

Digitized by Google

der neueren schönen Litteratur Nordamerikas ist eine vortreffliche, die Übersetzungen sind, soviel sich nach einigem Vergleich mit den Werken selbst ermessen lässt, durchaus gute, die Aufeinanderfolge der Bände bringt sogar eine Steigerung und jedenfalls handelt es sich nicht um eines jener hastigen Gewinnunternehmen, bei denen wahllos und rastlos Band zu Band gehäuft wird. Bis zu Ausgang des verflossenen Jahres waren sechs Bände der Unternehmung veröffentlicht. Die Sammlung wird durch das humoristische Idyll „Ruderheim, häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares" von Frank R. Stockton (deutsch von M. Jacobi) sehr hübsch und passend eröffnet. Die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung, daß sich ein junges Ehepaar häuslich in einem verlassenen und vor Anker liegenden Schiffsrumpf einrichtet, verschlägt bei der durchaus humoristischen Färbung des Ganzen wenig, weder der gelungene Scherz noch die Wiedergabe fein beobachteter Züge sind Hauptvorzüge des Idylls, sondern der Hauch warmer Herzlichkeit und liebenswürdiger Traulichkeit, welcher diese Bilder aus einem amerikanischen Eheleben der mittleren, erwerbenden und sich emporkämpfenden Volksschichten belebt und hell erglänzen läßt. Der zweite Band der Reihe wird durch die humoristischen Skizzen „Unterwegs und Daheim" von Mark Twain (deutsch von Udo Brachvogel, W. Jacobi, G. Kuhn u. a.) gebildet. Ein Teil der bizarren, aber launigen und zum Teil zwergfellerschütternden Reiseschilderungen des genialen Humoristen war schon durch frühere Übertragungen bekannt, der vielgenannten „Rigibesteigung mit Hindernissen", „Ein Tischgespräch", „Ein Landsmann", „Die Schrecken der deutschen Sprache", „Eine Episode in Baden-Baden" u. a. sind hier die Humoresken „Der gestohlene weiße Elefant", „Die Geschichte des Hausierers", „Der Mann, der bei Gadsbys absteigt", „Die Geschichte des Invaliden" und manche andere hinzugesellt, welche die Art des Schriftstellers noch deutlicher und stärker zur Schau tragen als die Reiseskizzen. Wesentlich das Gepräge geschickter Plauderstücke zeigen die im dritten Band enthaltenen „Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der Short Story", von denen Frank R. Stockton, O. Brien, Th. B. Aldrich, W. H. Bishop, B. Matthews, M. Floyd, E. Hale u. a. vertreten sind. Einheitlicher, weil wenigstens von einem Verfasser herrührend, wirken die verwandten „Kuriosen Geschichten" von Frank R. Stockton des von Margarethe Jacobi übertragenen vierten Bandes. Einige derselben, wie vor allem „Die verstorbene Schwester seiner Frau", „Mein Bullenkalb", „Eine Zwangsanleihe" zeichnen sich durch vortreffliche Abrundung des lebendigen und eigenen Vortrags aus, alle aber verbürgen die durchgebildete Kunst des Erzählers, dem Unwirklichsten und Unmöglichsten für den Augenblick den Schein des Natürlichen und Oftgeschehenden zu geben. Die einfache Weise, mit welcher der Verfasser die abenteuerlichsten Erfindungen vorträgt, hat einen Zug liebenswürdiger Schelmerei. Aber freilich entschlägt man sich bei fortgesetzter Lesung solcher kuriosen Geschichten des Eindrucks nicht, daß dieselben eine allzugroße Ähnlichkeit mit einander haben und ungeachtet alles auf sie verwendeten Geistes und Humors bleibt die Gesamtwirkung hinter derjenigen der schlichtesten, wirklich poetischen Erfindung und Gestaltung weit zurück.

Im fünften Bande nimmt wiederum Mark Twain (Samuel L. Clemens) das Wort und sein von Udo Brachvogel und Frank Siller übertragenes „Leben auf dem Mississippi" wird durch eine lebensgeschichtliche Skizze eingeleitet, welche uns darüber belehrt, daß diese lebendigen Bilder den Steuermannsdiensten, welche Mark Twain auf den Dampfern des Mississippi geleistet, entstammen. Mit echtem und sehr glücklichem Humor faßt er jene Besonderheit des amerikanischen Lebens auf, nach der Jeder in jeden Beruf beliebig hineinspringen und sein Glück erproben mag. Die wunderlichen, höchst spaßhaften Lebenslagen und Stimmungen, die aus dieser Besonderheit hervorgehen, erklärt Mark Twain in der Erinnerung, und beim Vergleich dieses Buches mit epochemachenderen des berühmten Humoristen, empfinden wir wieder, welche tiefe Bedeutung für den poetischen Darsteller das eigene Leben und Erleben hat und wie mißlich es um die Objektivität steht, die sich von außen her des poetischen Stoffes bemächtigen will. Man kann angesichts des „Leben auf dem Mississippi" dem Schluß der Einleitung in der Sternbannerserie völlig zustimmen, wo es heißt: „W. D. Howells, der glänzende Novellist, erklärt in einem von Mark Twain handelnden Aufsatz, warum Mark Twains Humor (ein Humor, der stets auf der Seite von Recht und Wahrheit, Menschenliebe und Menschenwürde steht!) seine Landsleute so außerordentlich sympathisch berühre; darum nämlich, weil Mark Twain völlig mit dem Wesen des Durchschnittsamerikaners harmoniere, unter welchem der Mann zu verstehen ist, der sich emporgearbeitet hat, der Armut und Entbehrung, Schmutz und niedrige Arbeit kennen gelernt hat und nun auf diese Vergangenheit nicht als ein Emporkömmling herabblickt, welcher sie verleugnen möchte, sondern als einfacher, schlichter Mann, der das verklärende, versöhnende und wärmende Licht eines poetischen Humors auf sie fallen läßt und sich in einer heiteren Selbstverspottung gefällt."

Eine wesentlich von allen anderen Darbietungen der Sternbannerserie verschiedene Schöpfung bietet der sechste Band derselben. Der kleine Roman „Guenn, eine Welle am Strande der Bretagne" von Blanche Willis Howard (autorisierte Übersetzung von Helene Stern und Marg. Jacobi) ist in der That die Perle der Sammlung, ein Werk, welches eine bei weiblichen Schriftstellerinnen äußerst seltene Gestaltungskraft und dazu eine echte Poesie der Stimmung offenbart, die nicht nur in der neueren amerikanischen Novellistik, sondern in der neueren Novellistik überhaupt keineswegs häufig ist. Die Erzählung „Guenn" spielt in Europa, ihre Heldin ist ein bretagnisches Fischermädchen, ihr Held ein amerikanischer Maler, ein vortrefflicher Gesell mit

Digitized by Google

einer naiven Künstlerselbstsucht und einer bestechenden Liebenswürdigkeit ausgerüstet, die ihresgleichen suchen. Mr. Everett Hamor denkt nicht daran die spröde kleine Guenn, welche er in seinen Bann zwingt und als Modell für seine Bilder verwendet, etwa zu verführen, er hat selbst eine Art warmer herzlicher Teilnahme für das prächtige Fischerkind. Aber er treibt sie, nur an seinen Zweck und kaum an ihre Zukunft denkend, ahnungslos, von welchem geheimen Feuer der Leidenschaft die arme Guenn durchglüht ist, in den Tod und es entspricht der ganzen stillen und ergreifenden Tragik dieser Geschichte, daß der Künstler, der ohne es zu wollen, den Untergang Guenns herbeiführt, denselben erst nach vielen Jahren und zwar in Rom und von demselben Priester erfährt, welcher mit heißer, entsagender Liebe für Guenn im Herzen, sie nicht hat retten können. Ein tiefes Gefühl für die Unzulänglichkeit des menschlichen Daseins, für die Schuld, die der Mensch ohne es zu wollen und nur zu ahnen, auf sich laden kann, ein Hauch warmer Teilnahme an allen Gestalten durchdringt die Geschichte, welche sich so plastisch, anschaulich, so lebendig in ihren Gegensätzen, so meisterhaft in ihrer seelischen und ihrer äußern Entwicklung von dem merkwürdigen Landschafts- und Sittenhintergrunde eines bretagnischen Stranddorfes abhebt. Die Vorzüge sind solche, daß es zur Empfehlung des Buches den vorgedruckten belobenden Brief Paul Heyses nicht erst bedurft hätte. Die von Heyse für eine deutsche Bearbeitung des Werkes empfohlenen Kürzungen hat die erstgenannte Übersetzerin mit Takt, Geschmack und Glück vorgenommen, so daß man nirgend eine Lücke oder einen zu raschen Übergang spürt. Diese jüngste Veröffentlichung der „Sternbannerserie" kann daher nur zur Empfehlung der ganzen Sammlung gereichen und hoffentlich hat der Herausgeber nicht nur Gelegenheit die deutschen Leser mit anderen Werken von Blanche Villis Howard, sondern auch mit weiteren gleich vielversprechenden und frischen Talenten der neuesten amerikanischen Litteratur vertraut zu machen.

## Aus Frankreichs Herzen.

Während wir von den „politischen" Franzosen so manches Stücklein hören und in stets geschäftigen Zeitungen lesen, was uns in der Seele betrübt, singen und sagen uns die Herren Berichterstatter nur sehr wenig von den „lyrischen" Franzosen, die unsere Seele erheben.

Für die Kenntnis der linksrheinischen Dramatik sorgen fast all unsere Bühnen und wir müssen leider gestehen, daß unsere „Erzfeinde" uns in Bezug auf Wiedergabe wahren Lebens, wie auf Wahrscheinlichkeit und Aufbau weitaus überlegen sind. Von den Romandichtern erfahren wir mehr, als wir hören wollen. Ein französischer Roman erscheint bei uns womöglich noch früher in Buchform, als in Paris (s. Le Rève, der schon im Pester Lloyd zu lesen war und von Alfred Ruhemann (Gebr Fischer in Berlin) übertragen wurde, che man den bekannten citronengelben Band à Frcs. 3.50 erstehen konnte).

Alle schweigen aber mit Beharrlichkeit von der französischen Lyrik. Und auch hier finden sich bei unseren Nachbarn Anzeigen, die uns tief beschämen.

Bei uns wird Alles verspottet. Der Lyriker ist uns heutzutage gleichdeutig für den Narren. Wer bei uns einen Genossen oder einen Beurteiler von Fach um eine Buchanzeige angeht, gilt unter den Seinen als Staatsverbrecher. Man flieht und meidet ihn. Eine lyrische Sammlung, einen Roman anzeigen, gilt — als Gefälligkeit, nicht als Pflicht und Förderung. Von der Gesinnung gewisser, leider nicht seltner „Kollegen" gab das Magazin Nr. 46 eine traurige Beschreibung gelegentlich der Schrift: Zur Moral der Kritik von Wilh. Wundt (besprochen von Leo Berg). Dort wird gezeigt, wie Verdrehung, Verläumdung, Fälschung der Wahrheit Hilfsmittel eines Geschreibsels werden, das sich eben auch Kritik nennt. Auch mir ist es geschehen, daß ein Ungenannter die Handlung einer Novelle ganz falsch erzählt, den Personen Worte und Namen in den Mund gelegt, die sie nie aussprachen. Ich bot dem Blatte x Mark, wenn es Nachweis der Richtigkeit liefern wollte; es schwieg. Gegenkritik! Ja, man dankt dafür!

Bei den Franzosen ist es Brauch, daß in allerersten Gedichtsammlungen jedes einzelne Lied einem Freunde gewidmet ist.

Wie würde man bei uns schreien, wenn wir jedem unsrer Gedichte den Namen eines berühmten Zeitgenossen vorsetzen wollten. Captatio benevolentiae wäre noch ein sehr milder Ausdruck.

Giebt es bei uns eine Genossenschaftlichkeit? Ja, man kommt in kleinen Trinkstuben zusammen, bei Bier und Zigarre, vielleicht auch, um den Andern in einem schönem Prosawerke zu karrikieren! Sonst ist Jeder Einem oder Jedem im Wege. Jeder des nächsten Wolf. Man sehe dagegen z. B. die Vereinigung des französischen „Felibrige" an. Ein noch ganz junger Poet, Paul Marieton, hat in der Revue Felibréenne (Paris, 9 Rue Richepanse) ein Blatt geschaffen, in welchem alle Freunde der süßen Sprache der Provence litterarisch zusammenkommen, und wenn sie nichts enthielte, als die „Venus d'Arles", „die grenade entr'ouverte" von Th. Aubanel und Einiges von Mistral, so wäre sie schon daseinsberechtigt genug.*) Aber welch üppiges poetisches Leben darin! Wie in dem Zaubergarten des Abbé Mouret wandelt es sich dort; es klingt und singt, haucht und duftet, leuchtet und glänzt wie drunten an den rauschenden Flüssen, welche die Provence durchziehen, die Rhone, die Dürance, die Sorgue, in denen Avignon, Vaucluse den Fuß badet; wie am Meere, das die herrliche Provence in seinen weißen Armen hält.

*) Sehr lesenswert darin ist in den Heften 3—6 die „Aktion der provençalischen Poesie im Mittelalter" von Herrn von Blowitz, der den Deutschen in einer französischen Rundschau einmal gerecht wird.

Digitized by Google

Auch die litterarischen Völker-Kongresse hat man verspottet, noch jüngst den in Venedig. — O, all ihr Heiligen, was haben denn unsere „Bünde" und „Bände" und „Verbindungen" geleistet? Sie bewiesen nur unsre Uneinigkeit und Zerfahrenheit. Und dies kommt eben daher, weil Keiner Achtung vor der Arbeit des Andern hat und Jeder der Feind seines Nebenschriftstellers ist.

Ich habe auf den Völkertagen so manche Freundschaft geschlossen und ich betrachte es nicht als eine Beleidigung, wenn* mir die Lyriker der Provence ihre Bücher mit einem freundlichen Wort, einer Bitte, einer Widmung zusenden, nicht als ein Verbrechen, wenn ich diese Bücher einem größeren Leserkreise erschließe. Ein Buch kann nicht allein seinen Weg machen, Lob und Tadel, Anzeige, Anerkennung, Kampf darum, gehören zu seinem Leben, wie Essen, Trinken, Schlaf zu dem unsren. Und auf „Revanche" ist bei diesen Franzosen nicht zu rechnen — sie verstehen einfach kein Deutsch!

Einer der edelsten Pariser Verleger ist Alphonse Lemerre. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, junge Lyriker herauszubringen. Und wenn auch Manches ins Wasser fiel und mancher Himmelstürmer — Ladenhüter wurde, heute trägt jeder neue Band Herrn Alphonse Lemerre ein neues Landhaus ein. Wer wollte das von unseren Lyrikerverlegern rühmen?

Da ist ein Werk von Antonin Bunand: Plein Air. Reizvolle, gewandte Verse in neuen Rythmen. Im Heu gelagert träumt er sich seine zukünftigen Bücher zusammen:

Imprégnés de saveur rustique,
En nous reposant des soins du labour
Ces livres en paix écloront au jour,
Sans souci de Dame Critique!

Mit Baudelairescher Unbefangenheit singt er seine Dame an:

Laisse-moi reposer ma tête
Entre tes seins,
Il n'est pour un front de Poëte
Plus doux coussins.

An Lamartinesche Weichheit und Harmonie erinnern die gedankenreichen Chants d'aurore von Helene Vacaresco, einer Pariserin gewordenen Französin.

J. R. G. hat eine 210 Seiten starke Sammlung La vie Sombre (alles Lemerre!) herausgegeben. Es sind lauter zehnzeilige Gedichtchen, keine Sonette (Dixains) und dadurch fiel das Buch etwas eintönig aus, umsomehr als jedes Dixain in zehn Alexandrinern abgefaßt. Aber es ist kein Gedicht ohne einen solchen, der nicht wert wäre, ausgezogen zu werden und das will doch etwas heißen.

Paul Mariéton ist das verzogene Lieblingskind Lemerres. Seine Bändchen Souvenance (1884) La Viole d'Amour (1886) Hellas (1889) enthalten gebannte Sonnenstrahlen aus seiner Heimat; die Farbe der Granaten leuchtet auf daraus und es duftet nach Orangenhainen darin. Es ist ein echter Nachkomme der Troubadours. Er hatte das Glück, jetzt mit Paul Bourget, eine Reise nach Griechenland zu machen und er widmet ihm sein „Hellas!" Wohlfällig berührt uns in diesen Gedichten, die auf altklassischem Boden entstanden sind, die Liebe zum Vaterlande, die Sehnsucht mitten in höchstem Genießen. Sehr schön ist Noël en mer. Auf der jonischen See fährt der Dichter um die Weihnachtszeit und ihn erfüllt Heimweh und Kindheitserinnerung:

Et, scrutant l'horizon brumeux des côtes proches,
J'écoute dans le vent l'illusion des cloches.

Er hört „im Winde die Illusion der Glocken!" Im Französischen ein wunderbarer Ausgang, eine Eingebung; im Deutschen klingt es gesucht — oder gar nicht. [Im Wind hör' ich im Geist die Glocken. (?! D. H.)]

Lemmerre hat drei Bände Sully Prudhommes verlegt, des Dichters der „Zerbrochenen Vase". In dem 1880 erschienenen befindet sich eine Übersetzung des Römers Titus Lucretius Carus: „Von der Natur der Dinge" und ein episches Poem: La justice. Lemerre hat endlich einen Band Gedichte von Paul Bourget herausgegeben, des ersten und besten Vertreters des neuen psychologischen Romans in Frankreich, und die verschiedenen Sammlungen des Nestors der Pleyade lyonnaise, des Josephin Soulary. Besonders die letzteren sind Kunstwerke ersten Ranges was Form und Feile, le fini, anbelangt. Von solchen hat man bei uns nur wenig an die Seite zu stellen.

Von Soulary ist noch „Promenade Autour d'un Tiroir" hervorzuheben, litterarische Aufsätze über von uns wenig gekannte Schriftsteller (Lyon, Bernoux Cümin, von denen einige leider von Deutschenhaß und Chauvinismus getränkt sind; von Mariéton eine Arbeit über eben diese Pleyade Lyonnaise (Paris, Marpon und Flammarion) und von Felix Gras der „Romancero Provencal" (Paris, Albert Savine und Avignon. J. Roumanile. 1887). Dieser Romancero enthält die wunderbarsten provençalischen Legenden, Sagen und Märchen und wenn ich für den deutschen Leser einen Vergleich ziehen soll, um ihm das Buch anzupreisen, so kann ich nur auf „Die sieben Legenden" Gottfried Kellers verfallen. Freilich müßte der Leser, um den gleichen Genuß wie bei dem deutschen Werke zu haben, provençalisch verstehen. Doch ist das Französische stets auf der rechten Seite des Buches hinzugedruckt.

Zu erwähnen wäre nur noch ein kleines Bändchen von Gabriel Mourey, „Flammes mortes" (Paris, Camille Dalou 1888), Gedichte im Baudelaireschen Diapason, fein gedrechselt und von erster Erregung erzitternd, in ganz moderner Haltung und Gewandung. Sie zeugen von hoher Idealität und einer nervösen Sinnlichkeit; sind aber jedenfalls die eines ersten Poeten. Mourey hat auch den ganzen gereimten Edgar Poe übersetzt, mit dem er eine gewisse Verwandtschaft besitzt.

Paul Mariéton gab schon 1883 ein litterarisches Bildnis „d'un Felibre Limousin" des Abbé Roux in Tulle heraus. (Lyon Pitrat aîné.) Dieser Herr Abbé ist 1834 geboren und der Verfasser eines Buches: „Pensées", das sich in kurzer Frist in drei Auflagen und in einer Pracht-Auflage (Lemerre.) verkaufte. Die Redaktion der Westermann schen Monatshefte, wie der Nationalzeitung gestatteten mir, je eine Abhandlung darüber zu schreiben und das Buch ist in Deutschland auch stark gegangen. Herr Roux hatte die Handschrift zu seinen „Gedanken" einmal auf

Digitized by Google

einer Reise in einem Bahnhof liegen lassen und ist noch immer der festen Überzeugung in allen seinen späteren Vorreden, daß die Preußen 1870 in Chartres ihm diese guten ersten „Gedanken" genommen, geplündert (pillées) haben. Sie sind unseres Wissens indessen bei keinem Preußen wieder ans Licht getreten. Herr Abbé Roux hat seine Gedanken nochmals gedacht und einen großen, unbestrittenen Erfolg damit gehabt, zu dem ihm zum Teil Herr Paul Mariéton verholfen, welcher den Band eben zu Lemerre brachte und dort drucken ließ Herr Roux kennt das Heidentum, die Klassiker und ist Katholik. Er hat es sehr übel genommen, daß ich es eines großen Denkers, der er ist, unwürdig fand, alle im Buche ausgesprochenen Gedanken, falls sie wider die Lehre des Katholizismus verstießen, öffentlich zurückzunehmen. Er hat dies in seiner Préface II gerügt und gesagt: „Libre à ces bons étrangers d'être luthériens ou methodistes, je les blâme moins, que je les plains! Quant à moi, je sais ce que je crois; catholique qui ai voulu devenir prêtre, prêtre qui veux demeurer catholique!"

Wohl, Herr Abbé, aber warum sprechen Sie so schöne und so heidnische Gedanken aus, wenn Ihre Überzeugung Sie zwingt, sie jesuitisch am Schlusse zu widerrufen und warum rufen Sie das Ausland um sein Urteil an, wenn Sie so großen Dank für Ihre Herren Landsleute: Puvis de Chavannes, Sarcey, de Pontmartin vorrätig haben und nur Mitleid für die guten ungläubigen Fremden? —

Dies mußte gesagt werden und daß Sie Herrn F. X. Krauß ganz vergaßen, der Ihnen in der „Deutschen Rundschau" gleichfalls ein Denkmal setzte.

Wir deutschen Ungläubigen sind aber so unparteiisch, Ihr neues Buch als ein zweites Denkmal anzuerkennen, daß Sie sich in der Form der „Chansou Lemouzina", der limousinischen Epopée, gesetzt. In der Provence wird diese Sammlung von „Chansons de Gestes" als eine That, eine Wiederbelebung einer verloren geglaubten Sprache gepriesen. Es geht ein epischer Hauch durch alle diese Gesänge *à refrains* und *à repetitions*; ihr Inhalt ist wenig belebt und dramatisch; sie haben fast keine Handlung und es fehlt an einheitlichem Interesse, wie es sich um Odysseus, um Achill gruppiert; es sind eben mittelalterliche Stoffe und teilweise auch Empfindungen, die uns Herr Roux vorführt; religiöse, heldenhafte und ritterliche Stoffe und Gestalten. Für diese aus dem alten Troubadourboden entsprossenen Gesänge hat Herr Roux die höchsten Ehren des „Felibrige" eingeheimst. Er wurde zum „Felibre majoral" gemacht und der altherkömmliche Lorbeerzweig schmückt seine Stirne. Man bedauerte, ihm keinen goldenen reichen zu dürfen, ohne eben gegen den Gebrauch zu verstoßen. Mistral, Henri de Bornier, Quintana bejubelten seinen „Golfier de Lastours" (S. 80 des Bandes) worin er jenen Löwen besingt, der sich ins Wasser stürzte, als sein Herr, ein Kreuzfahrer, die Segel gen heimischen Strand lichtete. Diese Dichtung hat acht- bis zehnzeilige Strophen von je einem Reim, einem *Appendix* und einem *Envoi (Mandadis)*. Sie beginnt:

Que n'ai ieu prou d'engenh et prou de renoumada!
Warum habe ich nicht genug Talent und genug des Namens.
Adoune couma se deu, adounc sias requistada!
Alsdann würdest Du gepriesen, wie Du es verdienst.
Meine limousinische Erde. — Ma terra lemouzina.

Mistral schrieb an Roux, er habe die alte goldene Ader der provençalischen Sänger wiedergefunden. Die „Gesten" Roux erstrecken sich von der alten Römerzeit bis auf Madame de Pompadour und die heutigen Tage. Die Geschichten sind, ganz im Stile, naiv einfach. St. Martial erweckt zwei tote Verlobte. Gondebaud stirbt, nachdem er aus dem heiligen Gral getrunken, demselben, (von Gold?!) den Ioseph von Arimathia Christus lieh! — (S. 47.) Bertran de Born, von dem die Königin von England das Lösegeld für ihren Sohn Richard verlangt, Bernard de Ventadour, der auf seinem Totenbette, ein Leichnam, erzittert, als eine Dame ihre Hand auf seine Hand legt, und ähnliche Einfachheiten! An wunderbaren Versen, Einzelheiten und echt epischen Zügen fehlt es nicht. In der Schlacht von Malemort (1177) soll Wilhelm von Brabançon, der Wegelagerer, getötet werden. Girard zeigt einem Schützen den Goldbehelmten: Nimm Deinen besten Pfeil, ziele gradaus, laß in den Staub beißen den Sohn Belzebubs. Und jener antwortet:

„Rai! diu l'arbalestier; „mas benezis moun aste,
Per que toque d'archada ounte chai que tabuste!"
E Girard: „Bouns pica, oh pica d'agrafuelh,
A la pouncha de fer, fina e plazenta a l'uelh,
Pe, per l'amor de Dieu, lou chami lou pus savi,
Lou parier que teguel la grava del Rei Davi!
Mort al nouvel Golias"! Aissi parla Girart.

„Wohl," sagte der Schütze. „Doch segne meine Armbrust
Damit ich dahin treffe, wohin ich soll!"
Und Girard: „Gute Lanze, o Steehpalmenlanze
Mit der Eisenspitze, fein und zierlich dem Blick,
Halte, um Gotteswillen, den klügsten Weg ein,
Denselben, den der Kiesel des Königs David hielt!
Tod dem neuen Goliath." So sprach Girard.

Jedenfalls sind es großartige Fresken im Stile der Sistina, welche der Herr Abbé Josef Roux hier an die — vorgestellte — Wand der Litteratur gezeichnet. Denn in Sachen der Litteratur giebt es keine Wand, keine Bretter, welche die Welt vernageln. Und man wird in dem Herrn Roux so verhaßten Preußen, wie auf der ganzen gebildeten Erde von der Chanson Limousine sprechen und dem würdigen Dichter-Priester für sie dankbar sein.

Alfred Friedmann.

## Ludwig Steub als Essayist.

Zum Jahrestage seines Todes am 26. März 1888.

Von Adolf Kohut.

In unserer Zeit, wo die Besonderheiten herrschen, nicht nur in der Wissenschaft, in der Kunst und im Leben, sondern auch auf dem Gebiete der Dichtung und Litteratur, sind so vielseitige und verschiedenartige Begabungen, wie z. B. die eines Aristoteles, eines Alexander von Humboldt, eines Goethe und ähnlicher allumfassender Geister eine große Seltenheit. Für den Ruhm und die Wirksamkeit ihrer Urheber ist eine Allseitigkeit des Schaffens oft ein Danaer

Digitized by Google

geschenk, denn indem sie nach dem Grundsatze handeln: „de omnibus rebus et quibusdam aliis", wird bei ihren Schöpfungen zuweilen die wahre Tiefe und Gründlichkeit, der ursprüngliche Hauch des Schönen und Frischen vermißt, — Eigenschaften, die allein im stande sind, einem litterarischen oder dichterischen Werk das Gepräge des Gediegenen und Vollendeten zu verleihen.

Zu jenen, nunmehr fast ganz aussterbenden, vielseitig veranlagten Dichtern und Schriftstellern Deutschlands gehörte auch der vor einem Jahre, am 16. März 1888 zu München verstorbene Ludwig Steub. 76 Jahre wurde er alt — am 20. Februar 1812 erblickte er zu Aischach in Oberbayern das Licht der Welt —, aber diese lange Lebenszeit hat er sorgfältig ausgenutzt. Obschon er nicht Berufsschriftsteller war, denn die meisten Jahre seines Lebens widmete er der Advokatur und dem Notariat — zwei Berufszweige übrigens, die ihm stets zuwider waren, weil sie seine Schaffensfreude beeinträchtigten, — so hat er doch eine außerordentliche Zahl von Schriften der verschiedenartigsten Art verfaßt. Er war Novellist und Romanschriftsteller, Lustspieldichter, Sprachforscher, Volksschilderer, Reiseplauderer, Zeitungsschreiber — und wenn er auch nicht auf all diesen Gebieten gleich Hervorragendes und Dauerndes leistete, so muß man doch sagen, daß er auf keinem ein Stümper war, denn alles, was er schrieb, schrieb er mit seinem Herzblute. Er war eben ein gesunder, ganzer, echt deutscher Mann, ein hochgebildeter, gelehrter und edler Geist, der freilich noch Großartigeres geschaffen hätte, wenn er sich dazu hätte entschließen können, seine gewaltigen Fähigkeiten zu sammeln und auf ein bestimmtes Feld der Wissenschaft — besonders das der Sprachwissenshaft — und Dichtung zu beschränken. Infolge seiner ihm freilich angeborenen Vielseitigkeit kam es, daß das Publikum zuweilen an ihm irre wurde und seine Bücher nicht so fleißig las, wie er es verdient hätte. Der Mangel an rauschenden Erfolgen verbitterte ihn außerordentlich. Diese gallige Stimmung tritt oft in seinen Briefen und Schriften zu Tage, und sein vertrauter Freund Felix Dahn in Breslau, welcher das Tagebuch Ludwig Steubs, welches dieser volle 50 Jahre hindurch geführt, gelesen hat, versichert uns, daß sich der merkwürdige Mann tief unglücklich gefühlt habe. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!" — „Der Menschheit ganzer Jammer!" — „Ach, um des Menschen ruheloses Mühen!" und ähnliche Schmerzensrufe drängten sich dabei aus seiner Seele.

Wenn Ludwig Steub der Ansicht war, daß er seinen Beruf verfehlt habe, so gab er sich einer nicht gerechtfertigten Selbsttäuschung, einer ganz unbegründeten trostlosen Stimmung hin. Jeder kann nicht zu den ragenden Gipfeln der Litteratur gehören, welche ihren Zeitgenossen als Zielpunkte der Bewunderung dienen, es muß auch minder riesige Eichen, Tannen und Fichten geben, welche den Wald ausmachen, in dessen Schatten der müde Wanderer ausruht, wo die kranke Brust gesundet und der Verlechzende Erquickung findet. Als kulturgeschichtlicher und ethnographischer Schilderer von Land und Leuten und als außerordentlicher Sprachbaumeister wird Ludwig Steub für alle Zeit ehrenvoll in unserer Litteratur fortleben und namentlich in Altbayern und Tirol wird man noch bei kommenden Geschlechtern singen und sagen von dem Wundermann, der das bayrische und Tiroler Land und Volk gekannt und geliebt wie kein Zweiter, welcher in die Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens hineingedrungen und was er dort erlauscht, beobachtet und gedacht, in köstlichen, ernsten und heiteren Bildern dem Verständnis der Zeitgenossen erschlossen hat. Sehr treffend rief ihm Felix Dahn deshalb ins Grab nach: „Es ist nicht wahr, daß die Bayern, die Tiroler, die Deutschen nichts von Dir wissen, nichts von Dir wissen wollen, wenn sie auch Deine Bücher nicht viel kauften — Das thun sie nun einmal nicht gern! — gelesen, und gelobt haben sie dieselben nicht nur südlich, auch nördlich des Thüringerwaldes. An der Spree, am Pregel und an der Oder, wie an Isar, Donau, Inn und Etsch kennen und lieben sie Dich, wie Dir bei Deinem Abschied von Griechenland, als Du den Armen und Bedrängten so oft und so reichlich mit Rat und That weit über die Pflichten Deines Amtes hinausgeholfen hast, der würdige Erzbischof von Korinth zurief: „Die ganze Welt kennt Dich und die ganze Welt liebt Dich".

Durch alle die zahlreichen Schriften Ludwig Steubs zieht sich wie ein roter Faden seine meisterhafte Beherrschung der Sprache. Dieser Schriftsteller wird nie langweilig. Die sprachgeschichtlichen Untersuchungen erhalten durch ihre künstlerische Form, die lichtvolle, geistreiche und frische Darstellung, den Zauber des Humors, der das Ganze durchweht, die anschauliche Kraft der Schilderung und die geschickte Gruppierung des Stoffes einen außerordentlichen Reiz. Ludwig Steub ist eben ein Essayist ersten Ranges, und weil die Zahl derselben in Deutschland leider nicht so groß ist, als es wohl wünschenswert wäre, wollen wir die Bedeutung Steubs auf Grund seiner Werke mit einigen großen Strichen zeichnen, in der Hoffnung, daß diese Würdigung Meister Ludwigs ein Scherflein dazu beitragen werde, daß die Schriften des entzückenden Plauderers und Schilderers mehr als bisher gelesen werden!

Wir besitzen leider! noch keine Gesamtausgabe der Werke Steubs, wie lohnend auch eine solche Sammlung wäre, und wir selbst wollen uns hier nur hauptsächlich auf jene Schriften über Bayern und Tirol beschränken, in welchen sich die Ursprünglichkeit und Eigenart des Verfassers am schärfsten ausprägen.

Bayern in landschaftlicher, kulturgeschichtlicher und zum Teil litterarischer Hinsicht hat Ludwig Steub in mehreren Büchern geschildert. 1860 erschien — München, Cotta — sein prächtiges Werk „Das bayrische Hochland". 1862 folgten „Wanderungen im bayrischen Gebirge" — München, Fleischmann — 1869: „Altbayrische Kulturbilder" — Leipzig, Keil — und ebenso enthalten die „Kleineren Schriften" von 1873—1875 (Stuttgart, Cotta) zahl-

Digitized by Google

reiche Aufsätze über Bayern. Sein Hauptwerk über Tirol ist: „Drei Sommer in Tirol" (1840, in zweiter vermehrter Auflage 1871); ferner 1867: „Herbsttage in Tirol" und „Aus Tirol" 1880. Ebenso handeln die bereits erwähnten „Kleineren Schriften" gleichfalls viel von Land und Leuten in Tirol.

Schon mit einigen wenigen Strichen versteht Ludwig Steub die Eigentümlichkeit einer Landschaft zu schildern. Man vergleiche nur die nachstehende kleine Skizze über das „Bayrische Hochland", womit er sein oben genanntes Werk einleitet. Dieselbe mag zugleich als Probe seiner Schreibweise dienen: „Das bayrische Hochland ist der Saum der rhätischen Alpen, in deren Tiefen das wunderbare Land Tirol sich birgt. Dieses Gebirge steigt immer höher hinan bis zum ewigen Schnee der Duxer- und Ötzthaler Firnen, um sich dann wieder gegen Italien hinabzusenken, so daß man seine Häupter in den Lagunen von Venedig ebenso blau und ebenso prächtig ragen sieht wie auf der Sendlinger Höhe bei München. Dasselbe weckt an schönen Sommertagen gar oft unsere Sehnsucht nach stillem Glück in friedlichen Hinterthälern oder nach frischem Steigen in der reinen Alpenluft. Es ist reich an Gewässern, zumal an blauen, tiefen Seen, und entläßt manchen Bergstrom, der selbst im flachen Lande seine wilde Natur nicht ganz verleugnen kann. Ferner mag es sich hoher Forste und fetter Auen rühmen, in denen schöne Höfe und reiche Dörfer liegen. Über diesen auf der weithin schauenden Höhe finden sich die grünen Alme mit ihren frohen Rinderherden und den schalkhaften Sennerinnen, ebenda auch die kühlen Hochwälder, reich an Gemsen, aber ganz verarmt an reißendem Getier, da man den letzten Luchs, als er tot war, schon vor 30 Jahren in München sah, und seit derselben Zeit auch Bär und Wolf, selbst als Fremdlinge, nicht wieder vorgekommen sind. Im ganzen ist es eine milde Gattung von Gebirg, einesteils weil wenige Höhen bis an die Grenze des ewigen Schnees reichen, andernteils weil der Landmann meist in den bequemen, fahrbaren Thälern wohnt, in denen sich fast alles Leben sammelt. Das Übermaß der Bevölkerung hat nämlich die Menschen noch nicht gezwungen, auf steilen Bergwiesen und jähem Gesteine ihre Heimaten zu erbauen. Den wahren Hautgout des Gebirges, Gletscher und meilenweite Felsenwüsteneien, kann man eigentlich nur an den beiden entgegengesetzten Landesmarken genießen, in den Gebieten der Zugspitz und des Watzmanns, von welchen erstere über Partenkirchen, letzterer über Berchtesgaden aufsteigt So weit es bayrisch, ist dieses Hochland übrigens ziemlich schmal; von jeder Höhe in seiner Bergkette kann man bei gutem Willen abends wieder in der Ebene sein."

Das Landvolk in Bayern ist schon oft geschildert worden, sowohl von den Kulturhistorikern als auch von den Humoristen. Die letzteren sind im Bajuwarenlande nicht sehr beliebt, so sie nämlich die Empfindlichkeit des Altbayern reizen. Pater Avertin hatte jedenfalls viel Mut, als er den altbayrischen Charakter u. a. mit folgenden Worten kennzeichnete: „Der gemeine Mann ... sitzt Tag und Nacht beim Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinsspieß und lange Messer." Ludwig Steub bekundet in seinen wiederholten Charakteristiken des Bayern bei aller Objektivität eine große Liebe für das Landvolk. Die Anmut und den Reiz einer gewinnenden Menschlichkeit spricht auch er demselben ab, doch erklärt er diesen Mangel durch den Umstand, daß Altbayern seit tausend Jahren, von den Ungarnkriegen bis auf die Tage von Abensberg und Eckmühl, ein fortwährendes Schlachtfeld war, ewig von roher Soldateska überzogen, zuweilen auch, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, ein vollkommener Schutthaufen. Der beständige Zank und Hader und Streit mit den lästigen Freunden und den verhaßten Fremden und der urmächtige Zorn über ihre Gewaltthaten und Verwüstungen mußte das Volk nachhaltig verbittern und konnte ihm kaum zu feineren Sitten verhelfen. Rühmend hebt unser Sittenschilderer jedoch hervor, daß der Bauer zwar starrsinnig, dafür aber auch kein Schmeichler, Schwätzer oder Windbeutel ist. Wie das Landvolk, so hat Steub auch die Geistlichkeit, den Mittelstand und die höheren Gesellschaftsklassen Bayerns mit kernigen Worten gezeichnet. Man kann nicht sagen, daß er für die Geistlichkeit eine besondere Vorliebe habe — im Gegenteil! er sucht ihr, wo es nur geht, eins zu versetzen und seine satirisch-humoristische Ader zeigt sich bei solchen Anlässen in ergötzlicher Weise.

Eine eigentümliche Traurigkeit, gepaart mit Menschenverachtung, blitzt schon im „Bayrischen Hochland" hindurch — von diesem spöttisch-trüben Wesen ist wohl kaum eines seiner Bücher ganz frei geblieben. So ärgert es sich z. B., als er Egern beschreibt, darüber, daß das weiland so stille, idyllische Egern jetzt von den Münchenern wimmele. Er erinnert in seinem komischen Zorn an die norddeutschen Humoristen, die sich über Heringsdorf lustig machen, weil man dort mit so zahlreichen Berlinern zusammentreffe, denen man in jenem Badeort gerade auszuweichen bestrebt sei! Wie dieser sein Humor beschaffen ist, mag die nachstehende kleine Blumen- oder, wenn man will, Dornenlese beweisen: „Im See staken ein halbes Dutzend Bader, vielmehr Badende, männlichen Geschlechts natürlich, nur mit den Häuptern sichtbar, welche wie abgeschnitten auf den Wässern schwankten. Fräulein Crudelis fuhr schiffend dem Gestade entlang, mutterseelenallein in einem bemalten Kähnchen. Die Zephyre hatten — ich weiß nicht wie — den Weg in ihre weiße Krinoline gefunden, welche sich wie ein Segel blähte, so daß sie nur milde durch die Seerosen hin zu steuern brauchte, was sie mit himmlischem Anstand that. Derweilen schallen aus allen Fenstern die kunstreichsten Klavierkonzerte — die Chansons d'Amour, der Marsch aus dem Sommernachtstraum. Eine Zither schlägt den Elfenchor aus Oberon; Fräulein Anna jodelt: „Zu dir zieht's mich hin" u. s. w., mit jugendlichem Ungestüm, als wenn sie gar nicht mehr aufzuhalten wäre. Hin und wieder ein Trompetenstoß aus dem Wirtsgarten wie ein Posaunenschall aus einer anderen Welt, und von der nächsten Wiese der Tusch des Rindviehs, welchen wir weit oben im

Digitized by Google

Bergwald aus sentimentaler Schwelgerei: „Alpengeläute“ nennen, während uns hier die einfachen Instrumente derselben neben der Harmonie der Pianoforte doch auch nur vorkommen wie die gewöhnlichsten Kuhschellen.

Im Wirtsgarten zu Egern saßen etliche Senate der beiden Münchener Bezirksgerichte beim braunen Bier, etliche Museumsfräulein bei ihrer Milch, — mehrere würdige Matronen mit ihren keifigen Gesichtern lorgnettierten die ganze Welt. Da fand ich auch nicht, was ich im Stillen begehrte — ich wollte nach Rotteck hinüber, um das Letzte zu versuchen. Rotteck ist der Zwillingsbruder von Egern, beide sich so ähnlich, daß man sie selbst in der Nähe kaum unterscheiden kann. Viele gingen nach Rotteck, viele kamen daher — Männer und Frauen, diese verlockend geputzt mit den neuen Amazonenhütchen, auch schottisch verkleidete Münchener Kinder, welche unter sich französisch redeten, zum sprechenden Beweis, wie „deutsch“ unser Nachwuchs erzogen wird, und etliche Waatländer Bauern, welche ihre Sittlichkeit wenigstens durch Zeugnisse belegen können und ungemein geeignet sind, die zarte Jugend mit germanischem Gemeingefühl zu beseelen; ferner der Herr Juwelier aus der Weinstraße, der Herr Großhändler aus der Krufingergasse, die „lange Warenhandlung“ vom Promenadenplatz, das Geschäftskontor bei den Theatinern — lauter Händedrücke, Begrüßungen und freundliche Erkundigungen. Wie man auf dem Maskenballe fragt: „Bist auch da?“ so fragt man am Tegernsee: „Wie kommen Sie daher?“ obgleich Jeder weiß, daß es da her eigentlich nur einen Weg giebt, und daß Alle nur die eine Sehnsucht treibt, die Stadt und die Städter loszuwerden. Ihren Umarmungen kaum entrissen, begegnet der Wanderer wieder einer anderen Gefolgschaft — Dichtern, Malern, Professoren, Kunstschriftstellern, Politikern, nebst verschiedenen Gattinnen und Töchtern. Wieder Patschhändchen und Freundlichkeiten ohne Zahl. Ich nahm den Dichter zur Seite und flüsterte wehmütig: „Lieber Dichterling, ich habe einen wirklichen Poeten in der Tasche, möchte gern in einsamem Waldesgrün etliche Idyllen lesen — ist vielleicht dort drüben ein stiller Ort unter einer Linde oder wäre es auch unter einem Tannenbaum?“ — „Ach,“ sagte der Poet, „dort drüben ist's noch viel ärger als hier. Hundert Münchener sitzen jetzt beim Kaffee und hundert Andere krakseln an den Bergen herum und machen die ganze Gegend unsicher.““

Der Spott in seinen Schriften nahm von Jahr zu Jahr zu und oft unterbricht Steub den Fluß seiner Erzählungen und Schilderungen, um gegen diesen oder jenen einen Ausfall zu machen, womit man nicht immer einverstanden ist. Der Mangel an Anerkennung nagte sehr an seinem Lebensmark und im Vorwort zu seiner „Rose der Sewi“ — Stuttgart 1879 — macht er auch seinem Herzen in den Worten Luft: „. . ich bin unter anderem ein deutscher Schriftsteller, der aber in Deutschland noch wenig bekannt ist. Ich thue Dir also wahrscheinlich nicht unrecht, lieber Leser, wenn ich Dich auch zu jenen gebildeten Landsleuten rechne, denen man erst sagen muß, was ich bin. Gleichwohl laufe ich nun schon 40 Jahre in der litterarischen Laufbahn, die ich mir freilich an ihrem Anfang etwas glorreicher dachte, als sie sich am Ende gezeigt hat. Jetzt mahnt mich das Alter, den schöngeistigen Spielen zu entsagen, das Rennwägelein, wenn auch ohne Lorbeerkranz, aus dem Stadium herauszuziehen und unbekannt wieder nach Hause zu fahren.“ In dieser „Rose von Sewi“ ergötzt uns ganz besonders der kernige und satirische Humor des Verfassers. Aus der Fülle der gelungenen Einfälle sei nur die Bemerkung am Schlusse der Novelle erwähnt, wo Steub sich dagegen verwahrt, als ob die „schöne Rosi“ zum Fenster hinaus habe reden wollen; das sei ihr nie eingefallen, denn „die Rose der Sewi“ spiele in den hoffnungsvollen Jahren des Vormärzes, wo die hochherzigen Tiroler auch noch zum großen deutschen Vaterlande oder — wie man's damals nannte — zum „deutschen Bunde“ gehörten und die Tiroler Mädeln die Germania vorstellen durften, ohne sich unliebsam oder ihre politische Gesinnung verdächtig zu machen.

Zu den schönsten landschaftlichen Genrebildern mit der Feder, die wir kennen, gehören die Skizzen, welche Steub von Tegernsee, Schliersee, Chiemsee, Berchtesgaden, Reichenhall, Starnberg, Hohenschwangau u. s. w. entwirft. Ebenso hinreißend sind die Schilderungen der Seen, Alpen und Wälder. Jedem Bayer muß das Herz im Leibe vor Freude lachen, wenn er Meister Ludwig reden hört!

Vergessen wir nicht, daß das „Bayrische Hochland“ 1800 erschien — zu einer Zeit also, wo es nicht nur noch keine deutsche Einheit gab, sondern auch nicht unbedenklich war, von einem „deutschen“ Vaterlande zu sprechen. Aus diesem Grunde bricht zuweilen die patriotische Entrüstung Steubs in verbitterte Klagen aus. Ich erwähne hier bloß seiner Bemerkung bezüglich des Schlosses von Allmannshausen. Als er einst dort im Mondenschein vorüberging, fielen ihm die Verse von Eichendorff ein:

> Sie singen von Marmorbildern,
> Von Gärten, die über'm Gestein
> In dämmernden Lauben verwildern,
> Palästen im Mondenschein.
> Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
> Wenn der Lautenklang erwacht,
> Und die Brunnen verschlafen rauschen
> In der prächtigen Sommernacht.

Noch schwermütiger stimmt ihn der Umstand, daß das Schloß dem Herrn Grafen von Rambaldi, Regierungsrat zu München, gehöre. Für den Sommer sagt Steub — giebt's der „sehr brave Mann“ gewöhnlich der russischen Gesandtschaft zu mieten, welche dann ihre große Flagge hochmütig über die höchste Dachspitze hinaufzieht und wehen läßt. „Glücklich die Russen, die doch wissen, was sie für Farben, was sie für eine Flagge haben, während es unter den Deutschen seit den Befreiungskriegen immer nur der Vater halbverstohlen dem Sohne mitteilt, jeder unsicher, ob er bei dieser Gelegenheit nicht seine Karriere verdirbt, oder ob günstigsten Falles nicht eine höhere Hand das teure Zeug ihm

Digitized by Google

konfisziert, wie es in München beim Durchzug der Österreicher geschehen sein soll."

Die litterargeschichtlichen Ausführungen kamen in dem wiederholt genannten Werke etwas zu kurz; das Versäumte holte der Verfasser in den „Wanderungen im bayrischen Gebirge" nach. Besonders anziehende Kapitel sind in dieser Hinsicht diejenigen über das „Bauerntheater in Seebruck" und die „Carmina burana". Man muß diese Schilderungen bei Steub lesen und man wird staunen über die lichtvolle und reizvolle Art derselben, besonders aber über seine unvergleichliche Kenntnis der Volksseele. Lehrreich sind namentlich seine Bemerkungen über die Volksdichtung. Mit Interesse vernimmt man gewiß, daß die Bauern nicht nur Schnadahüpfel, sondern auch Eisenbahn-, Telegraphen- und Auswanderungslieder u. s. w. singen. Mag hier das traurige „Amerikalied" mitgeteilt werden:

Jetzt ist die harte Stunde da,
Jetzt reisen wir in's Nordamerika.
Unsere Wagen stehen vor der Thür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.
All' unsere Freunde weinen sehr:
Sie sehen uns ewig nimmermehr.
Jetzt steigen wir in das Schiff hinab,
Vielleicht ist das schon unser Grab.
Soll unser Tod im Meere sein,
So geben wir uns völlig d'rein.
Wir scheuen keinen Wasserschwall
Und glauben, Gott ist überall.
Jetzt sind wir dort an jenem Ort;
Jetzt heben wir die Händ' empor
Und rufen aus: Vivat! vivat!
Jetzt sind wir in Amerika!

Einen dauernden Wert haben die Untersuchungen Steubs über das uralte Kloster Benedictbeuren und die carmina burana. Sie sind ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Minnesanges — dabei so anmutend geschrieben, wie ein launiges Feuilleton! Der Mutwille der Klosterdichter des 13. Jahrhunderts — so bewies Steub — ließ selbst Königinnen nicht unbehelligt, wie dies das nachstehende bekannte Verslein bekundet:

Wäre die Welt alle mein,
Von dem Main bis an den Rhein,
Deß wollt' ich mich darben,
Wenn die Königin von Engelland
Läge in meinen Armen.

Die hier besungene Huldin ist Eleonore von Poitou, später die Gemahlin Heinrich II. von England, deren galante Schönheit so bekannt war, daß sie selbst ein Spielball oberbayrischer Anzüglichkeiten geworden ist. In feiner, zuweilen ironischer Weise beleuchtet unser Verfasser die Sittenzustände in den Klöstern des 13. Jahrhunderts, als die Götter Bacchus und Amor die Hauptrolle spielten. Welcher Freund des Humors und der Lebenslust möchte übrigens einen Stein auf die flotten Patres und Fratres werfen?! Die Litteratur kann den lateinischen Dichtern nur dankbar sein für die folgenden köstlichen Verse:

Militereus Veneri,
nos qui sumus teneri,
vinest amor omnia!

und:

Bibit pauper et degrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit praesul et decanus,
bibit soror, bibit frater,
bibit anus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibit centum, bibunt mille! . .

Das kulturgeschichtliche Interesse überwiegt in den „Altbayrischen Kulturbildern". Mich besonders, der sich mit der Geschichte der Juden im Mittelalter viel befaßte, haben namentlich die Mitteilungen über die Schicksale des Volkes Israel im 14. Jahrhundert höchlich interessiert. Wir ersehen hier aufs neue, daß das Volk Gottes, wenn es sich nicht taufen ließ, da und dort davon gejagt wurde, um unter einem milden Fürsten, der die goldene Freundschaft der Juden nicht entbehren konnte, zurückzukehren — ein Schauspiel, das mit wenigen Abweichungen das ganze Mittelalter hindurch wiederholt. Schauerlich sind die Gräuel der Judenverfolgungen im Mittelalter, welche der Verfasser, auf Grund der Quellen, erzählt — es sind erschütternde Trauerspiele, die man nicht ohne Schamröte über die Verrohung der Menschennatur lesen kann. Die duldsamen Ansichten Steubs berühren sehr wohlthuend und wahrhaft golden sind die folgenden Worte, welche er über jene Scheußlichkeiten ausspricht: „Man glaubt zu bemerken, daß die Religion ebenso gut ihre blutigen Orgien habe wie der Despotismus und die Revolution. Es werden der letzteren — und mit Recht — noch immer die Opfer aufgezählt, die einst unter der Guillotine fielen, obgleich sich das Blut, das diese vergoß, zu jenem, was in den Ketzerkriegen, unter der Inquisition und in den Judenmorden floß, doch nur verhält, wie ein Wiesenbächlein zum Donaustrom." Und an einer anderen Stelle: „Wenn wir im gotischen Dome des Mittelalters einherwandeln, so weht es uns an, wie in einer Mördergrube. In den düsteren Bogengängen geisten beim Mondenlichte hier geschundene Albigenser, dort gespießte Waldenser; allenthalben Ketzer, an tausendfachen Martern verendet, weil sie an diese Religion nicht glauben konnten; hier die verbrannten Hexen aufgeschichtet, dort die Juden, die sich selbst erstochen. An jener Säule lehnt Arnold von Brescia, an dieser Johannes Huß, Hieronymus von Prag und Savonarola von Florenz. Alle Wände sind mit Folterwerkzeug behängt; auf den Steinplatten steckt geronnenes Blut; alles ist still und tot und schauerlich; nur von der Kanzel predigt ein einsamer Dominikaner den Gott der Liebe. Kein Wunder, daß sich die Menschheit aus diesem modernden Schlachthaus hinaussehnte und jetzt im Morgenlichte einer besseren Zeit den finsteren Bau lieber von außen und etwas mißtrauisch betrachtet."

Ganz dieselben Vorzüge, wie die hier geschilderten, zeichnen auch die auf Tirol sich beziehenden Schriften Steubs aus. Jetzt erst kennen wir das Tirol der Vergangenheit, wie das der Gegenwart, seine Poesie, Sage und Geschichte, seine Bevölkerung und deren Licht- und Schattenseiten! Seine farbenprächtigen, oft hochdichterischen Dar-

Digitized by Google

stellungen schmückt er zuweilen mit allerlei novellistischem Zierrat aus, was dem Ganzen einen ganz unbestimmbaren Zauber verleiht. Es weht uns die würzige Luft der Tiroler Berge entgegen, die Biederkeit und das karge kerngesunde Wesen des Tiroler Volkes glauben wir wahrzunehmen, wenn wir diese meisterhaft geschriebenen Bücher lesen. Daß dieselben in jenem Lande nicht so verbreitet waren, wie Steub wohl gehofft haben mag, kränkte ihn sehr — selbst der Trost half nicht, den ihm ein Innsbrucker zukommen ließ, indem er ihm sagte: „O, wenn Sie hier mit verkehrtem Rock über die Straße gingen, so spräche man länger von Ihnen, als wenn Sie die beste Geschichte von Tirol geschrieben hätten!"

Noch erbarmungsloser als in seinen bayrischen, tritt in den tiroler Schriften des Schriftstellers die Satire zu Tage. Mit großer Meisterschaft geißelt er z. B. die Lesesucht der Tiroler, die modernen Kellnerinnen, die Trunksucht u. s. w. Gar manche Überlieferungen zerstört die Wahrheitsliebe des Verfassers: „Aus Tirol". Das Endergebnis ist jedoch ein sehr günstiges. „Wir sind überzeugt," heißt es in dem genannten Buche einmal, „daß sich der Wanderer, der Ausländer, der Fremde immer angeheimelt fühlen wird, wenn er die tirolische Grenze überschritten hat, denn die Aufnahme kann nirgends freundlicher und wohlthuender sein. Während die Schweizer sich allenthalben von dem Touristenvolke fernhalten und in den Gasthöfen ihre besonderen Stuben einnehmen, um mit jenen ja nicht zusammenzukommen, sucht der Tiroler eher den Umgang mit gebildeten Ausländern oder ist wenigstens sehr leicht hineinzuziehen. In den „Herrenstübelen", wo sie noch erhalten sind, setzt sich der Wanderer ohne Zeremonie an den Tisch; fängt er das Gespräch nicht selber an, so beginnen es die Einheimischen und in einer halben Stunde ist der Fremde schon so bekannt, daß es für die ganze Saison ausreicht. Zugleich wird er der Gegenstand der zuvorkommensten Aufmerksamkeit. Wenn er Karten, Bücher, Führer braucht, bemüht sich Alles, ihm auszuhelfen; wenn er die Reise fortsetzt, versieht man ihn mit Empfehlungsbriefen — kurz, er fühlt sich schon in den ersten Tagen wie zu Hause." An die Tiroler richtet er die Mahnung, sich ihrer Rätsel und Wunder etwas fleißiger anzunehmen, d. h. sich an der tirolischen, beziehungsweise allgemeinen deutschen Litteratur reger als bisher zu beteiligen; dadurch würden sich Sitten und Manieren sichtlich heben. —

Wie ich schon erwähnt, hat Ludwig Steub außerordentlich viel und vieles und doch kein umfassendes Werk geschrieben, das bahnbrechend gewesen wäre. Als Sitten- und Volksschilderer von Bayern und Tirol gehört er jedoch zu den Ersten und seine Schriften werden solange fortleben, als es ein Bayern und Tirol geben wird. Es wurde schon angedeutet, daß dieser glänzende Essayist auch die Litteraturgeschichte bereichert hat. Jeder Gebildete sollte den zweiten Band seiner „Kleineren Schriften" (Stuttgart, Cotta), welcher eine Auswahl seiner litterarischen Aufsätze enthält, lesen — sie enthalten eine Fülle des lehrreichsten und anregendsten Stoffes.

Die Anmut, die Kraft und die formelle Meisterschaft der Sprache stempeln Steub zu unseren hervorragendsten Stilisten — seine Prosa wird immer mustergültig bleiben und dem Namen des vorzüglichen Essayisten stets frischen Glanz verleihen.

## Litterarische Neuigkeiten.

Am 10. März erlag der italienische Dramatiker Paolo Ferrari einem Schlaganfall. Seine Lustspiele „Goldoni", „Parini e la satira" und „Il suicidio" gelten als die besten Erzeugnisse auf ihrem Gebiete in der gegenwärtigen italienischen Litteratur. Ferrari wirkte bis zuletzt als Geschichtsprofessor an der Mailänder Hochschule.

In dem Befinden Tennysons ist eine so bedenkliche Wendung eingetreten, daß an dem Aufkommen des gefeierten englischen Dichters gezweifelt wird.

**Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluss, auch keine Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, dass es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt.** Von Robert Hugo Hertzsch. 2. Aufl. Leipzig, Gustav Fock, 1888. Der Verfasser nimmt mit Darwin an, daß sich die vollkommneren Lebewesen, getrieben durch den Kampf ums Dasein, aus unvollkommneren entwickelt haben. Er will aber diese Lehre noch verbessern, indem er neben dem treibenden Prinzipe noch ein ordnendes oder bestimmendes annimmt: einen in allen Lebewesen auf irgend einen Vorteil oder eine Fähigkeit gerichteten Sinn. Der Vorzug des Menschen vor den Tieren ist bekanntlich die Sprache, und da der Mensch aus dem Tiere hervorgegangen ist, so muß auch dasselbe, durch den Kampf ums Dasein genötigt, seinen „inneren Sinn" auf die Fähigkeit der Sprache gerichtet und an derselben gearbeitet haben. Nun haben die Menschen aber doch auch einen solchen inneren Sinn, sie arbeiten an einer Fähigkeit, deren Besitz es ihnen möglich macht, die Wahrheit zu erkennen. Es ist also ganz natürlich, daß auch die Menschen aus sich heraus ein Wesen erzeugen können, das die Wahrheit besitzt. Dieses Wesen ist Jesus Christus. Da aber Jesus Christus 1) die Wahrheit besessen und 2) erklärt hat, es gäbe einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele, so muß es auch einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit geben. Quod erat demonstrandum. Dieses Büchlein kann Freunden unfreiwilligen Humors empfohlen werden. Erdm.

**Friggas Ja.** Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1888. Aus dem unerschöpflichen Füllhorn, das die Muse Felix Dahns über das deutsche litterarische Publikum ausschüttet, quoll vor Kurzem eine neue Gabe. Wie sich der gefeierte Dichter schon in „Attila" vorzugsweise die Schilderung des edlen germanischen Frauenideals zum Vorwurf nahm, denn die Heldin jenes historischen Romans ist ja vollkommen im „Frigga"-Sinne geschildert, so führt er uns in der vorliegenden Erzählung in der göttlichen Gestalt der keuschen Braut Odhins so recht den Inbegriff desselben vor. Seine Feder hat denn auch die Gestalt der „Frigga" mit solchen eigenartigen, charakteristischen Zügen ausgestattet, daß man unwillkürlich fühlt, „so und nicht anders muß Frigga sein!" Wie sollte wohl auch das Weib anders beschaffen sein, das berufen war, Odhin zu fesseln! War wohl Loki's Mutter die einzige, denen er bisher siegend genaht war? So kämpft Frigga in ihrem starken, unerschütterlichen Herzen den harten Kampf mit der Liebe zu ihrem Verlobten Odhin, sie weiß ja durch Nornenbeschluß, daß die Welt zerfallen muß, wenn sie die Seinige wird. Natürlich siegt das Weib über die Göttin, beide folgen der Liebe und beschließen, Allem, was kommen muß, mit göttlicher Fassung entgegenzutauschen. Durch die zarte Gestalt der „Bidhja", die mit ihrer lammhaften Sanftheit und Hilflosigkeit selbst den gewaltigen Odhin rührt, hebt sich die hehre Gestalt der „Frigga" um so plastischer vom Hintergrunde ab.

Digitized by Google

Neueste bemerkenswerte Veröffentlichungen aus **Reclams Universalbibliothek**: J. B. de Gresserts „Vert-Vert" und „Das lebendige Chorpult", übersetzt von Richard v. Meerheimb; Peter Simpel von Kapitän Marryat; George Sand: „Der Marquis von Villemer"; Spinozas „Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes", neu übersetzt von J. Stern.

**Im Herbste des Lebens.** Gesammelte Dichtungen von Emil Pirazzi. (Offenbach a. M., Steinmetz, 1888.) Dem günstigen Urteile, das in mehreren Blättern über diese Dichtungen gefällt ward, vermögen wir uns leider nicht anzuschließen. Der Verfasser beherrscht zwar die deutsche Grammatik, auch Satz- und Verslehre ganz leidlich, aber die Gabe einer eigenen Phantasie und eines gestaltungsfähigen Empfindens hat ihm die Natur versagt. Es sind die alten Metaphern, die alten hundertmal verbrauchten Bilder, nicht aus einem schöpferischen Geiste neu belebt, sondern mit redlicher Unverdrossenheit reimfroh aufs Papier gemalt. Das Musterbild des Stadtpoeten, der in rührender Kunstunschuld Verse für Knallerbsen, Maskenbälle, festliche Gelegenheiten in Haus und Gesellschaft verübt und sich im stillen Bewußtsein, ein „Dichter" genannt zu werden, bescheidentlich sonnt. Dergleichen sollte man nicht veröffentlichen. In jeder Stadt Deutschlands sind mehrere verkappte Genies der Art; die Konkurrenz wird zu groß.

## Bühnenschau.

Das vieraktige Schauspiel „Das goldene Kalb" von Robert Kohlrausch erzielte bei seiner Erstaufführung im Residenztheater zu Hannover einen großen Erfolg. Der sehr zeitgemäße Stoff behandelt die Krankheit unserer Zeit: die fieberhafte Gier nach dem Golde.

Das Berliner Theater hat Zacharias Werners „Martin Luther" wieder ausgegraben und in einer Bearbeitung Dr. August Försters kürzlich auf die Bretter gebracht. Das von romantischem, unserer Zeit unverständlichem Geiste überwucherte Stück wird sich kaum dauernd auf der gegenwärtigen Bühne halten können.

Ostrowskijs Drama „Das Gewitter" konnte bei einer Aufführung auf dem kleinen Pariser Theater Beaumarchais nicht den Beifall der Zuschauer erwecken. Die französischen Bearbeiter Méténier und Pawlowskij, die im vergangenen Jahr mit Leo Tolstois „Macht der Finsternis" einen großen Erfolg erzielten, hatten Mühe, ihre Arbeit unterzubringen.

Ein neues Stück von Sardou, welches derselbe mit Desclandes, dem Leiter des Vaudeville, zusammen verfertigt hat, wird jetzt in Paris am Gymnase aufgeführt. Das Lustspiel, welches sich „Belle-maman" betitelt, führt ursprünglich von Desclandes her und wurde von Sardou nur mit einer mehr oder weniger geistreichen Witzbrühe übergossen. Die in dem Stück versuchte Ehrenrettung der vielgeschmähten Schwiegermütter wirkt geradezu lächerlich. Das Stück wurde von der Comédie Française, der es zuerst angetragen war, abgelehnt; der gegenwärtige Erfolg rechtfertigt diese Handlungsweise vollkommen.

Die ursprünglich für Paris in Aussicht genommene Aufführung der Ibzenschen „Gespenster" am Théâtre Libre nach einer Übersetzung von Louis de Hessem ist wieder aufgegeben worden, da das Stück in einer Übersetzung von Porsor bereits im Druck erschienen ist, weshalb die Bühnenleitung eine Beeinträchtigung des Theatergeschäftes befürchtet.

Im Deutschen Theater an Berlin wird demnächst ein neues Lustspiel „Die Wilddiebe" gegeben, über dessen Verfasser, der sich nicht nennt, viel hin und her geraten wird.

Am Berliner Theater ist ein neues Schauspiel von Adolf Wilbrandt „Markgraf Waldemar", dessen Stoff aus der jetzt so beliebt werdenden brandenburgischen Geschichte entnommen ist, zur Aufführung erworben worden.

In London wird ein neues Lustspiel von Pigott „The Bookmaker" nächstens auf die Bretter gebracht werden.

Am Strandtheater zu London geht demnächst ein Familiendrama „Her Ladychip" von G. Mauville Fenn in Szene.

„Matt Ruddock" nennt sich ein Drama von H. A. Jouez, welches am Londoner Haymarket Theater gegenwärtig aufgeführt wird.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Eine zahlenmäßig überhurtigbietende Menge von Romanen erscheinen noch kurz vor der Ostermesse auf dem Büchermarkte. Wir erwähnen nur: Gerhard von *Amyntor*, Stahl und Stein. Eine Erzählung. Woldemar *Urban*, Alarich. In diesem Roman aus der Völkerwanderung wandelt der Verfasser stofflich in den bereits so ausgefahrenen Geleisen Felix Dahns, dem er die Manier bis auf die halbgelehrten Anmerkungen glücklich abgegnickt hat. — Reinhold *Ortmann*, Quisisana. Ein Roman aus dem höheren Gesellschaftsleben der Gegenwart. Ida *Boy-Ed*, Eine Lüge) - N. v. *Eichstruth*, Hazard, erscheint bereits in 2. Auflage. — Oswald *Bacr*, Der Engel von Rühberg. Eine Erzählung, welche sich eine Jugendliebe des verewigten Kaisers Wilhelm I. zur Prinzessin Radziwill zum Vorwurf nimmt. — Als demnächst erscheinend werden folgende Novellistische Neuigkeiten angekündigt: Paul *Heyse*, Im Kouknrs. — Eugen *Richter*, Drei Schwestern. — Karl *Neumann-Strela*, Puder und Zopf.

**Frankreich:** Als das bedeutendste Buch der französischen Romanliteratur unserer Woche muß ein großer Roman aus der Gegenwart von Jules *de Glouvet*, Marie Fongère, bezeichnet werden, welcher bereits bis zur 20. Auflage verbreitet ist. — Von dem Vielschreiber René *Maizeroy* wird ebenfalls ein neuer Roman, der Pariser Zeitverhältnisse wiederspiegelt. — Théodore *Cahu*, Une jenne Marquise. Dieses Buch führt den merkwürdigen Untertitel: „Roman von einer Nervösen". Der Verfasser, welcher unter dem Pseudonym Théo-Critt bekannt ist, hat sich bereits als Romanschriftsteller einen guten Namen erworben. — Das letzte Heft der „Types de Paris" enthält Skizzen von Jean *Richepin*: Types des Fêtes foraines, und von Henri *Ciard*, Comédiens. — Der nächste Roman *Zolas* behandelt die französische Eisenbahnwelt und wird sich wahrscheinlich „Dans l'train" nennen. Zola muß sich eingehende Studien zu dieser Arbeit und befindet sich fortwährend auf den Bahnhöfen von Paris und besucht die kleineren Stationen der Umgegend. - Da sich Zola jetzt meist auf keuschem Boden bewegt, sprechen die französischen Kritiker von einer Zeit der Reaktion auf dem Gebiete des Romans. Marie Fougère und „Jean" von Maxime *Audouin* scheinen ihnen die ersten Stationen dieser Bewegung zu sein. Jean ist ein Thesenroman: es ist eine warme Verteidigung zu Gunsten der unehelichen Kinder, welche durch ihr ganzes Leben das Gewicht eines von ihnen unverschuldeten Fehlers zu tragen haben. Das Buch ist in einem glänzenden, gedrängten und klaren Stil geschrieben. — César Dorpierre, von Alexis *Pensen du Terrail*. Leider beginnt dieser junge Schriftsteller, welchem entschiedene Begabung nicht abzusprechen ist, was sein vorjähriger Roman „Le village" bewies, mit diesem Bande in die üblichen Wege der übernaturalistischen Pariser Pornographen einzulenken, ein Umstand, der um so mehr zu bedauern ist, als das Buch einen Fortschritt in der geistigen Entwickelung seines Verfassers bedeutet. — Ein Roman *Dostojewskijs* ist unter dem Titel „Précoce" von Halpérine-Kaminsky übersetzt worden.

**Niederlande:** W. *Hovells*, Zonnige herfstdagen. Roman. — A. Il. *van der Hoeve*, Levensernst. Eine romantische Erzählung. — Nic. *Thetken*, De twee hezden. Ein gutes, natürliches, etwas kindliches Buch, das aber eine tiefe Menschenkenntnis verrät.

**Italien:** *Edoardo*, Le due vendette. Romanzo. — Lovatelli *Cactani*, La festa delle rose. Tramonto romano. — Fr. *Mastriani*, Il mio cadavere. - Giulio *Venturra*, Dora Tyrr.

**England:** H. *F. Wood*, The Englishman of the Rue Caïn. Dieser neue Roman des Verfassers von „The Passenger from Scotland Yard", der einen großen Erfolg zu verzeichnen hatte, bedeutet einen Mißgriff, einen Rückschritt, einen Bankerott, der vielleicht durch die unverhältnismäßigen Erfolge des bereits erwähnten Buches heraufgeführt worden ist. — Bella-Demouia. By Selina *Dolaro*. In dem mäßigen Raume von 270 Seiten hat eine solche Menge von Verbrechen, Gewaltthaten, Geheimnissen und Überraschungen zusammengedrängt, daß die Verfasserin wohl demnächst unter den „sensation-writers" die Palme erringen wird. — Fred Noël *Paton*, Body and Soul, ist eine Erzählung mit „transcendental-pathologischen" Tendenzen. — M. Scott *Taylor*, Sam Saadleworth's Will, ist eine nicht ganz ungeschickt geschriebene Geschichte in einem anmutigen Stilgewande. — J. *Corbett*, Kophetua the Thirteenth. 2 vols. — Das neue Romanwerk der Mrs. *Crawford* heißt „Strelfenstein". 3 vols. — J. *Law*, A. City Girl: a Realistic Story. — H. *Smart*, Long Odds: a Novel.

Digitized by Google

# Zeitungsschau.

## DEUTSCHLAND.

**Grenzboten.** Nr. 11. 14. März 1889.

Militärisch-politisch Blicke nach Osten. — Johannes Wuttig, Englische Technik und deutsche Konkurrenz. — E. J. Groth, Zum Studium der englischen Sprache und Litteratur. — Ernst Boetticher, Die Munienbildnisse von Rnbajat im El Fajum. — Parlamentarisches aus Österreich. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Auch ein Programm aus den 99 Tagen. — Natnrforschung und Schule.

## ENGLAND.

**The Academy.** No. 880. (Mit Auswahl.)

Arthur Arnold, Motley's Correspondence. — A. W. Pollard, Skeat's Edition of the Minor Poems of Chaucer. — H. Tattersall, Keblel's Life of Crabbe. — C. L. Kingsford, A Spanish Chronicle of Henry VIII. — S. Wheeler, Oman's Indian Life. — W. Wallace, New Novels. — Some Foreign Theological Books. — Notes and News. — University Jottings. — T. G. Hake, Original Verse: „Albinia". — Selected Foreign Books. — Tyrrell, Verschoyle's History of Ancient Civilisation. — Cosmo Monkhouse, Bajon's Etchings from the „Portfolio". — F. Wedmore, The Royal Society of Painter-Etchers. — W. M. Flanders Petrie, The Contents of the Pyramid of Hawara.

**The Athenaeum.** No. 3203. (Mit Auswahl.)

A Life of „B. V." — Modern Mysticism. — The Pytchley Hunt. — Thomas Drummond's Life and Letters. — Novels of the Week. Antiquarian Literature. — School-Books. — Books of Travel. — Library Table: List of New Books. — Leigh Hunt and Charles Lamb; Notes from Oxford; Water-Marks. Major-General W. Nassau Lees; Coleridge's Lectures in 1818; The Spring Publishing Season; An Undescribed Adaptation from Spinoza. — Literary Gossip. — Science: Chapman's Bird-Life of the Borders; Chemical Notes; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. Hamerton's Portfolio Papers; Library Table; Bishop Sutton of Lincoln; New Prints; Sale; Gossip.

## FRANKREICH.

**L'Indépendant Littéraire.** No. 6. 1889.

Edouard Rod, Cours Littéraires: La Critique scientifique et l'Histoire Littéraire. — Henri de Lérida, Varietés: Le revers du rideau. — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Révolution (suite): Le Cousin Jacques. — Ad. Lambert, L'Alliance Française. — Albert Gerès, Le Théâtre à Paris: Robert Macaire. Mme. Segond-Weber et le rôle de Macbeth. Théâtre Beaumarchais: l'Orage d'Ostrowski. Théâtre Cluny. Nouveautés. — Auguste Mercadier, Musique: Les Concerts du Conservatoire et du Châtelet. — La Quinzaine: Le Retour du duc d'Aumale. M. Ludovic Carraux. Salle des Conférences. — G. de Willot, Les Livres: Bibliographie. — P. M., Revue des Revues. — Bulletin politique.

**Revue des deux Mondes.** 15 mars 1889.

M. H. Taine, La Reconstruction de la France en 1800, 1e part. - M. Anatole Leroy-Beaulieu, La Liberté Religieuse en Russie. I. Les Cultes Chrétiens: Arméniens, Protestans, Catholiques. - M. Adrien Chabot, Les Fiancés de Radegonde. — M. C. de Varigny, La femme aux Etats-Unis. — M. Paul Janet, La philosophie de Lamennais. III Lamennais métaphysicien et Esthéticien. M. Ferdinand Brunl, L'Allemagne il y a cent ans. — M. Paul Lefaivre, Un Pélerinage à Delphes. — M. Camille Bellaigue, Revue musicale. Théatre de l'opéra-comique, La cigale madrilene. Les concerts. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire.

**Revue critique.** No. 10. 11 mars 1889.

Devèze, Çakuntala. — S. Reinach, Esquisses archéologiques. — A. Schmidt, Manuel de chronologie grecque. — P. Thomas, Etudes sur Manilius. — Giesebrecht, Histoire de l'empire d'Allemagne, v. 2. — Bouchot, Charles VIII et Anne de Bretagne. Mme. de Duras, Journal des prisons. — La marquise de Montagu.

**Revue de Famille.** 15 mars 1889.

M. Jules Simon, Punir ou récompenser? — M. Édouard Rod, Le Tabac de mon oncle Jacques. M. William Busnach, Le Petit Gosse. - M. Guillaume Depping, A propos de l'Exposition prochaine. — M. Ivan Tourguéneff, Premier Amour (dernière partie). — M. Henry Fonquier, Chroniqne. — M. Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**Revue internationale.** 10 mars 1889.

Fides, Pasquale Stanislao Mancini. — Paul Lindau, Dentelles. — Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Stéphanie Wohl, Clinquant. Peinture de la société hongroise. — De Gubernatis Une disparne: Julie Hajden. — Un ancien diplomate, Chronique politique.

## NIEDERLANDE.

**Dietsche Warande.** Nr. 2. 1889.

J. F. Kieckens, De geheimen der verfbereidiug, afzetterskunst en miniaturschildering van het klooster van Groenendal (Soniën-Bosch). — H. Hymans, Melchior Wyntgis. — Standbeeldennieuws. Luim of Ernst? — K. Stalkert, Van der wive wonderlijcht werdt u hier een deel geseit (ha. hekeldicht van Boendale). — N. van Reuth, Isaac Da Costa. Fr. G. van den Elsen, Onze-Lieve-Vrouw van Handel. — Joh. Th. de Raadt, De heerlijkheden van het land van Mechelen. Niel en zijne Heeren.

**De Toekomst.** Nr. 3. Maart 1889.

P..., Eene kleinigheid over het Voordragen van Poëzie. — Gustaaf Segers, Bilderdijk. — H. T., Toegepaste Zielkunde. — Materialism en Spiritualism in de Leer- en Leesboeken van de gemeentelijke scholen. — C., Voor onze Jongens.

## AMERIKA.

**The Nation.** No. 1235. 28 February 1889.

The Week. — A New War Against Labor-Saving Machines. — The Law of Libel. — The London Times's Collapse. — How the Winter Passes in Ireland. — The Old Masters at the Royal Academy. — Benjamin Vaughan. — Pews and Clergy in Germany. — German Programmes. — Suum Cuique. — Lauciani's Ancient Rome. — Thomas Poole. — Colonial Life on Massachusetts Shores. — Books About the Stage. — The Building of the British Isles. At Home and in War. — Force and Energy. — Corpus Documentorum Inquisitionis Haereticne Pravitatis Neerlandicae. — Religionsgeschichtliche Untersuchungen. — The History of Fairfield. — Practical Heraldry.

## RUMÄNIEN.

**Romänische Revue.** März 1889.

Joan Popasu. — Isidor Ritter von Onciul, Einiges über den Gang und die Entwickelung der theologischen nnd klerikalen Kultur in der Bukovina. — P. Brosteanu, Das trajanische Dasien und der Peutingerschen Weltkarte des Castorius. — S. Mangluca, Die Colinda, ihr Ursprung und ihre astronomische Bedeutung. — Nach J. B. Muntenescul von L. V. Fischer, Das Lied der Schäfer. — Sim. Mangiuca, Die „Vlachen" des Kekavmenos. — Rundschau: Die Vereinigung der romänischen Fürstentümer. Die königl. romänische Armee. Das bakteriologische Institut in Bucuresci. „Das litterarische Romänien".

# Bei der Schriftleitung eingegangene Werke:

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Barsch**, P. Fliegende Blätter. N. Lied. Großenhain, Baumert & Ronge.
**Symons**, A. Days and Nights. London, Macmillan & Co.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Goldmann**, K. Z. Ästhetik d. mod. Ehebruch-Dramas. Berlin, Eckstein Nachf. 0,6.
**Knight**, W. Wordsworthiana. (Read to the Wordsworth Soc.) Macmillan & Co.

**Geschichte, Biographie.**

**Savini**, Fr. Statuti del Comune di Teramo del 1440. Firenze, G. Barbèra. L. 4.
**Savini**, Fr. Sugli Statuti Teramini del 1440. Ebenda. 1.. 4.

**Lieferungswerke.**

**Junker**, Dr. W. Reisen in Afrika. Lfg. 4 5. Wien, Ed. Hölzel. je 0,5.
**Rute**, Fr. Bilder a. d. Tierwelt. 11. 5. (Säugetiere.) Münster, Aschendorff. 0,45.
**Schweizerisches Idiotikon**. XV. Heft. Frauenfeld, J. Huber.
**Veckenstedt**, Dr. Ed. Zeitschr. f. Volkskunde. 1. 6. Lpzg., Dörffel.
**Weber**, G. Allg. Weltgeschichte. 2. Aufl. XV, 107. Lpzg., Engelmann. 1,0.

**Vermischtes.**

**Anderlind**, O. V. L. D. Laudwirtschaft i. Ägypt. Dresden, A. Lüders. 2,75.

Digitized by Google

Librairie FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris

# BIBLIOTHÈQUE UTILE

ENCYCLOPÉDIE POPULAIRE

100 volumes in-18 de 192 pages chacun

| HISTOIRE DE FRANCE et ses Pays étrangers — GÉOGRAPHIE — COSMOGRAPHIE | LE VOLUME BROCHÉ : 60 CENTIMES — Cartonnage toile anglaise ou toile dorée : UN franc — ENVOI FRANCO CONTRE TIMBRES OU MANDATS | SCIENCES ÉCONOMIE DOMESTIQUE — PHILOSOPHIE — DROIT USUEL |
|---|---|---|

1. MORAND. Introd. à l'étude des sciences physiques.
2. CRUVEILHIER. Hygiène générale.
3. CORBON. De l'enseignement professionnel.
4. L. PICHAT. L'Art et les Artistes en France.
5. BUCHEZ. Les Révolutions.
6. BUCHEZ. Les Carlovingiens.
7. F. MORIN. La France au moyen âge.
8. BASTIDE. Luttes religieuses des premiers siècles.
9. BASTIDE. Les Guerres de la Réforme.
10. R. PELETAN. Décadence de la monarchie française.
11. L. BROTHIER. Histoire de la terre.
12. SANSON. Principaux faits de la chimie.
13. TERCK. Recherche p.-palustre.
14. MORIN. Resume populaire du Code civil.
15. ZABOROWSKI. L'Homme préhistor.que.
16. A. OTT. L'Inde et la Chine.
17. CATALAN. Notions d'astronomie (*Illustré*).
18. CRISTAL. Les Relations de la travail.
19. VICTOR MEUNIER Philosophie zoologique.
20. G. JOURDAN. Le Justice criminelle en France.
21. CH. ROLAND. Histoire de la maison d'Autriche.
22. E. DESPOIS. Revolution d'Angleterre.
23. GASTINEAU. Génie de la Science et de l'industrie.
24. H. LENEVEUX. Le Budget du foyer.
25. L. COMBES. La Grece ancienne.
26. FRED. LOCK. Histoire de la Restauration.
27. A. BROTHIER. Histoire populaire de la philosophie.
28. L. MARGOLLÉ. Les Phenomènes de la mer.
29. L. COLLAS. Histoire de l'empire ottoman.
30. TURCHER. Les Phenomenes de l'atmosphère.
31. E. RAYMOND. L'Espagne et le Portugal.
32. EUGÈNE NOEL. Voltaire et Rousseau.
33. A. OTT. L'Asie occidentale et l'Egypte.
34. C. RICHARD. Origine et fin des mondes.
35. ENFANTIN. La Vie eternelle.
36. L. BROTHIER. Causeries sur la mécanique.
37. ALFRED DONEAUD. Histoire de la marine française.
38. FRED. LOCK. Jeanne d'Arc.
39-40. CARNOT. Révolution française (2 vol.).
41. TURCHER et MARGOLLÉ. Télescope et Microscope.
42. BLERZY. Tortosis, Flaubert et Cassagnac de la France.
43. P. SECCHI, WOLF et BRIOT. Le Soleil et les Etoiles.
44. STANLEY JEVONS. Economie politique.
45. EM. FERRIÈRE. Le Droit criminel.
46. LENEVEUX. Paris municipal.
47. BOILLOT. Les Batteries de Postenelle.
48. EDGAR ZEVORT. Histoire de Louis-Philippe.
49. GIRAUD. Geographie physique (*Illustré*).
50. ZABOROWSKI. L'Origine du langage.
51. BLERZY. Les Colonies anglaises.
52. ALBERT LÉVY. Histoire de l'air (*Illustré*).
53. GERIE. Geologie (*Illustré*).
54. ZABOROWSKI. Les Migrations des animaux.
55. F. PAULHAN. La Physiologie de l'esprit (*Illustré*).
56. TURCHER et MARGOLLÉ. Phenomenes celestes.
57. GIRARD DE BIALLE. Les Peuples de l'Afrique et de l'Amerique.
58. JACQUES BERTILLON. La Statistique humaine de la France (naissance, mariage, mort).
59. PAUL GAFFAREL. La Defense nationale en 1792.
60. HERBERT SPENCER. Education.
61. JULES BARNI. Napoléon Ier.
62. HUELUT. Premières notions sur les sciences.
63. P. BONDOIS. L'Europe contemporaine.
64. GROVE. Continents et Grandes mers (*Illustré*).
65. JOUAN. Les îles du Pacifique.
66. ROBINET. La Philosophie positive.
67. MENARD. L'homme est-il libre?
68. ZABOROWSKI. Les Grands Singes.
69. E. HATIN. Histoire du Journal.
70. GIRARD DE BIALLE. Les Peuples de l'Asie et de l'Europe.
71. A. DONEAUD Histoire contemporaine de la France.
72. DUFOUR. Petit dictionnaire des falsifications.
73. F. DONNEDIEU. Histoire contemporaine de l'Italie.
74. LENEVEUX. Le Travail manuel en France.
75. JOUAN. La Chasse aux monstres marins.
76. RICHARD. Histoire des colonies de l'Angleterre
77. BOUANT. Histoire de l'eau (*Illustré*).
78. JOLIVET. Le Peuple russe.
79. MONGREDIEN. Le Libre échange en Angleterre.
80. CREIGHTON. Histoire romaine.
81-82. BOISSIER. Roman des Institutes de la France (2 volumes).
83. ZABOROWSKI. Les Mondes disparus (*Illustré*).
84. J. REINACH. Léon Gambetta (*Illustré*).
85. H. BEAUREGARD. Zoologie generale (*Illustré*).
86. WILLEMS. L'Armée romaine (*Illustré*).
87. MAIGNE. Les Mines de la France.
88. JACQUES BERTILLON. Recensement des accidents, premiers soins
89. AMIGUES. A travers le ciel.
90. GOSSIN. La Machine à vapeur (*Illustré*).
91. GAFFAREL. Les Frontières françaises et leur défense.
92. DALLET. La Navigation aerienne (*Illustré*).
93. COLLIER. Premiers Principes des sciences naturelles (*Illustré*)
94. LABRALETRIER. L'architecture française (*Illustré*)
95. GOSSIN. La Photographie (*Illustré*).
96. GENEVOIX. Les Matieres premières.
97. PAQUE. L'Indo-Chine française
98. MOREL. Les Maladies épidémiques (hygiène).
99. PETIT. Économie rurale et agricole.
100. MAHAFFY. L'antiquité grecque (*Illustré*).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



# Werke über roman. Sprachen und Litteraturen

a. d. Verlag von **J. A. Barth** in Leipzig.

**Diez, Fr.** Leben und Werke der Troubadours. 2 Aufl. herausg. von *K. Bartsch*. 1882 . . . . . *M* 10,00.

**Diez, Fr.** Die Poesie der Troubadours. 2. Aufl. herausg. von *K. Bartsch*. 1883 . . . . . *M* 6,40.

**Krenkel, M.** Klass. Bühnendichtungen der Spanier; span. Text mit ausführl. deutschen Einleitungen und Anmerkungen. 1881—87.

I. Band: **Calderon,** *la vida es sueño — El Príncipe constante* . *M* 4,50.
II. „ — *El Mágico prodigioso* . . . . *M* 5,40.
III. „ — *El Alcade de Zalamea*. Nebst dem gleichnam. (bisher unedirten!) Stück des *Lope de Vega* . . . *M* 5,40.

**Weigand, G.** Die Sprache der Olympo-Walachen; nebst einer Einleitung über Land und Lente. 1888 . *M* 3,00.

Wissenschaftl. Grammatik der Sprache der sogen „Zinzaren", nebst Texten (an Ort u. Stelle gesammt. Lieder und Sprichwörter) u. einer interessanten Schilderung des wenig gekannten Volkes.



**Plattdeutsches Sonntagsblatt.**

Unterhaltungsblatt in niederdeutscher Mundart. Erscheint wöchentlich. Preis 1,50 M. pro Quartal. Bestellungen an die Postanstalten, Buchhandlungen oder die Geschäftsstelle in Bielefeld; letztere verschickt auch unberechnet und franko Probenummern.



## Einbanddecken

zum

**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**

57. Jahrgang (1888), II. Semester

— Juli bis Dezember —

sind zum Preise von

**Mk. 1.20**

zu beziehen.

Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.

**Verlag des Magazin**

für die Litteratur d. In- u. Auslandes

in Dresden-N.



Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1888. geh. 4 *M*, geb. 5 *M*.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 *M*, geb. 3 *M*.

**Ein Lebenshuch.**

Gesammelte kleinere Skizzen, Reisegedanken und Zeitideen

8°. 1886. geh. 7 *M* 50 *A*, geb. 9 *M*.

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 *M*, geb. 3 *M*.

**Kinder des Reiches.**

Ein Memoirenbuch.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 *M*, geb. 10 *M*.

**Alkibiades.**

Drama in fünf Akten

von

**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 *M* 60 *A*.

**Für Herz und Haus.**

Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 *M*.

In hochfeinem Einbande 4 *M* 60 *A*.

Zu höchst nützlichen und anregenden Briefe behandelt in diesen Briefen die Verhältnisse (Umgang der Frauen-Telegraphe bei Abgehen) eben Schulwesens in Dresden; Fragen des täglichen Lebens praktisch und ideale Natur.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.


Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 6. April 1889. Nr. 15.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** A. Wlachos: „Die Abendgesellschaft des Herrn Susamatis." — Karl Pinn: „Die Entwickelung des Zeitungswesens in Frankreich." — C. Flaischlen: „R. von Gottschalls Maria de Padilla." — Paul Schönfeld: „Eine neue italienische Zeitschrift." — Johannes Flach: „Ein deutscher Doktor im türkischen Verbrecherkerker." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Die Abendgesellschaft des Herrn Susamatis.

Athenisches Sittenbild von Angelos Wlachos,
aus dem Neugriechischen übersetzt von G. Rosen.

Herr und Frau Pardalos sind heute zu einer Abendgesellschaft eingeladen.

Und das kam so. Herr Susamatis, ein Beamter des von Herrn Pardalos geleiteten Büreaus, hatte unter dem wohlwollenden Beistande seines Vorgesetzten vor einigen Monaten ein reiches Mädchen geheiratet, welches allerdings ein Auge weniger als er, dafür aber 15 Lebensjahre mehr, und als Entschädigung für diese überflüssigen Fünfzehn eine Mitgift von 35000 Drachmen (fr.) besaß. In dieser Weise ein wohlhabender Mann geworden, hatte Herr Susamati ursprünglich gleich am Abend des Hochzeitstages, zur Feier eines so merkwürdigen und glücklichen Ereignisses in seinem Leben, den Brautführern einen Ball geben wollen, wozu er hoffte, daß ein ihm befreundeter Staatsbeamter ihm von der Militärmusik einen Pfeifer, einen Klarinettisten und einen Trompeter besorgen werde, um durch harmonische Weisen die Füße der Geladenen zu beflügeln. Damit aber der zwischen der Trauung und der Heimführung liegende Zeitraum nicht in unpassender Weise ausgedehnt würde, hatte er nachher seinen Plan geändert und beschlossen, den Hochzeitball auf eine gelegenere Zeit zu verschieben.

So wurden denn Donnerstag den 7. November an die Freunde und Bekannten des Herrn Susamatis als bescheidene Einladungen schöne Besuchskarten ausgesandt, deren eine auch an Herrn Pardalos gelangt war. Es stand darauf:

Herr und Frau Susamatis bitten Herrn und Frau Pardalos Sonntag den 10. November, abends 8 Uhr, bei ihnen gütigst den Thee nehmen zu wollen.

Wir müssen hier bemerken, daß eine zarte Rücksicht der Frau Susamatis die Wahl dieses Tages bestimmt hatte. Der 10. November, der Kalendertag des heiligen Orestis, war nämlich zugleich der Namenstag des jungen Gatten — Herr Susamatis hieß Orestis — und die junge Gattin, Frau Pasiphaï, hielt es für sehr angemessen, mit demselben Ball und derselben Tasse Thee ihre Hochzeit und zugleich den Ehrentag ihres Gemahls zu feiern.

Am Sonntag den 10. November bereiteten sich also zwei verschiedene Ereignisse vor, im Hause Susamatis der Empfang und im Hause Pardalos der Besuch.

Bevor wir uns nun aber in diese beiden Häuser, des Amphitryo und des Gastes, als Beobachter begeben, erwähnen wir beiläufig, daß tags zuvor, als Pardalos am Abend das Büreau eben verlassen wollte, Susamatis ängstlich an ihn herantrat und mit dem Lächeln verehrungsvoller Unterwürfigkeit zu ihm sagte:

„Also morgen Abend können wir auf Sie rechnen, Herr Direktor?"

„Ganz sicher, Herr Susamatis, ganz sicher!" antwortete Herr Pardalos mit dem Lächeln herablassenden Stolzes.

* * *

In dem Gedanken, daß es sich um eine Doppelfeier sowohl für seine Hochzeit wie auch für seinen Namenstag handle, wollte Herr Susamatis um Nichts in der Welt eine jener gewöhnlichen Gesellschaften geben, bei welchen die Geladenen eine, die Kühneren auch wohl zwei Tassen Thee bekommen, in den Thee einen oder zwei mikroskopische Zwiebacke

Digitized by Google

tauchen, bei schwacher Musik viel tanzen und um 2 oder 3 Uhr früh in Schweiß gebadet und übermüdet, hungrig und durstig nach Hause gehen. Als Junggeselle hatte er viel an solchen Tanzabenden teilgenommen und ihr Andenken lebte noch hungrig und frostig in seiner Vorstellung. Durchdrungen von der Richtigkeit des Schriftwortes: Was du an Andern tadelst, das hüte dich selber zu thun, wollte er also um keinen Preis seine Gäste dieselben Leiden und Widerwärtigkeiten ausstehen lassen, die er selber ausgestanden. So begab er sich denn früh morgens auf den Markt, kaufte Früchte, Naschwerk, besonders viel Brot und noch mehr Wein ein, und nachdem er noch in der Solonschen Konditorei das nötige Gebäck und die sonstigen Erfrischungen, vor Allem das Eis zu großartiger Bewirtung seiner Gäste bestellt hatte, kehrte er in Begleitung zweier armen Schuljungen, welche ihm volle Körbe nachtrugen, nach Hause zurück.

Stolz sich in die Brust werfend, trat er ein und rief gleich von der Hausthüre der Magd zu: „Maria, komm und nimm dies an!"

Maria war aber eben dabei, ein namenloses Geschirr an einen namenlosen Ort des Hauses zu tragen, und so ersahen denn statt ihrer auf der Treppe im ungekämmten Haar und weißen Morgenrock Frau Pasiphaï.

Kaum hatte dieselbe ihr einziges Auge auf die Anschaffungen ihres Gemahls gerichtet, so rief sie: „Um's Himmelswillen, was willst Du mit all diesem Kram, Orestis?"

„Wie, was ich will? Was sollen denn unsere Gäste essen?"

„Was sie essen sollen? Wir haben sie doch nicht zu Tisch geladen!"

„Wir haben sie nicht zum Speisen, aber es wäre doch eine Gemeinheit, sie nüchtern fortlaufen zu lassen . . . nach Mitternacht."

„Das wäre 'was Schönes," erwiderte bitter Frau Susamatis, „das wäre 'was Schönes, die Damen mit Äpfeln und Wein vom Konditor zu bewirten!"

„Die Damen sollen, wenn's ihnen gefällig ist Limonade trinken, dann Backwerk essen und Eis."

„Limonade! Backwerk! Eis!" schrie Frau Pasiphaï auf und ihre Stimme erhob sich beim Fortschreiten der Aufzählung zu immer höheren Tönen. „Wohl bekomm's! Wohl 1000 Drachmen wird uns der Spaß kosten!"

„Aber, mein Liebchen, wie Du Dich anstellst!"

Das eheliche Zwiegespräch hätte sich noch unter steter Verschärfung eine Weile fortspinnen können, wenn es nicht einer der kleinen Träger durchschnitten hätte, indem er laut mahnte: „Lieber Herr, wollen Sie nicht die Körbe ausleeren, damit wir gehen können?"

Die unmittelbare Folge dieser Aufforderung war das begehrte Ausschütten der Körbe, eine mittelbare aber, daß Susamatis' zarte Gattin für eine Weile zum Schweigen gebracht wurde. Wir sagen, eine Weile aus der Skizze, die sich der Leser nach dem mitgeteilten Gespräch von dem jungen Paar gebildet haben wird, dürfte ihm schon die Überzeugung geworden sein, daß der Rest des Tages dort keineswegs still und ohne Aufregung hinging. So folgten denn auch der soeben dargestellten Szene viele andere ähnliche bis zum Abend.

Von dem Charakter und dem Ausgange dieser Szenen sagen wir hier nichts, denn wir wollen nicht vorgreifen und damit den Fortgang und das Ziel der Haupterzählung des Interesses berauben. Lassen wir also die jungen Gatten und treten wir in das Haus des Herrn Pardalos.

* * *

Es ist 6 Uhr nachmittags und die Familie Pardalos, d. h. außer den Eltern 2 Kinder, Jungen von 6 und 8 Jahren, sind um den Eßtisch versammelt.

„Vorsichtig, Georgati, vorsichtig, mein Junge!" rief der Vater dem jüngeren der Söhne zu, welcher sich vergebens bemühte, ein riesiges Stück Fleisch in den Mund zu bringen, aber mit aller Anstrengung nur soviel erreichte, daß er sich mit der Bratenbrühe Nase, Lippen, Wangen, kurz, den ganzen unteren Teil des Gesichtes einschmierte.

„O! O!" rief der ältere Pardalide aus, „sieh' doch hin, Mama, sieh' doch, wie sich Georgati zugerichtet hat; der reine Dreckfink!"

Und damit zupfte er die Mutter am Kleide, um ihre Aufmerksamkeit dem interessanten Schauspiel zuzuwenden.

Bevor aber die Mutter sich um ihn bekümmern konnte, schleuderte Georgati, zornfunkelnde Blicke auf seinen älteren Bruder richtend, das auf seine Gabel gespießte Stück Fleisch, welches er umsonst in seinen Kindermund zu zwängen bemüht gewesen war, demselben ins Gesicht mit den Worten:

„Ich ein Dreckfink? Dann sollst Du auch ein Dreckfink sein!"

Wie Jamatis Gesicht nun aussah — Jamati hieß der ältere Sohn des Herrn Pardalos — das errät der Leser leicht; was er aber nicht errät und wir auch nur schwer erzählen können, das ist die nun folgende Szene.

Während Georgati sich halb tot lachte, schrie und jammerte Jamati, er wollte mit aller Macht über den Bruder herfallen und rief der ihm wehrenden Mutter zu: „Laßt mich, ich erwürge ihn!" Auf der anderen Seite aber erhob sich Herr Pardalos, packte hocherzürnt den Georgati an den Ohren und beförderte den heulenden und widerstrebenden Knaben in den Kohlenkeller, und Frau Pardalos wußte nicht recht, was sie zuerst thun solle, ob die Heulgelüste ihres Erstgeborenen stillen, ob ihren Gemahl an der Einkerkerung ihres Jüngsten in ein dunkles Loch voller Ratten, wie sie sagte, verhindern, oder ihr schönes seidenes Kleid beweinen, welches durch die von Jamatis Wange abspritzende Brühe fleckig geworden war.

Unbeirrt schleppte indessen Herr Pardalos seinen Sohn am Ohre fort und kehrte, nachdem er ihn eingelocht hatte, triumphierend zurück.

„Hat Dich der große Bengel beschmutzt?" fragte er dann seine Gattin. „Siehst Du, das kommt von der Verhätschelei! Du strafst sie nie, und darum sind sie so frech. Und Du, Dummkopf," fügte er bald darauf gegen den sich mit einem Schwamm

Digitized by Google

abwischenden Jamati hinzu, „was brauchtest Du Dich auch über den da lustig zu machen?“

„Ich habe mich nicht über ihn lustig gemacht, ich habe ihn nur einen Dreckfinken genannt.“

„Und was konntest Du ihm noch Ärgeres sagen?“ fiel, jetzt ebenfalls aufstehend und mehr im Einzelnen ihr beflecktes Kleid untersuchend, die Mutter ein.

„Sieh', wie Dich der Stinkjunge zugerichtet hat.“ rief Herr Pardalos, der bei dem eingetretenen Unglück seinen Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen fühlte. „So geht ein Kleid von 500 Drachmen zum Henker!“

„Nicht doch, ich glaube es läßt sich putzen!“

„Es wird wieder rein, Vater, es wird wieder rein,“ bemerkte wichtigthuerisch Jamati, „nur ein Stückchen Brot und dann reibe ich . . .“

„Sieh' 'mal! . . . Halts Maul, Du Dummkopf, oder ich werfe Dich in das Kohlenloch zu Deinem Bruder!“

Gerade in diesem Augenblick lieferte dieser letztere in seinem Kerker höchst lärmende Beweise seines Daseins.

Die Töne, die er von sich gab, waren aus einem melancholischen Gewinsel auf einmal zu einem scharfen, heiseren Geschrei geworden. Seine Zunge ergoß sich in einem lauten Keifen, Fluchen und Drohen; seine Hände und Füße schlugen, bezl. stampften die Thüre und den Fußboden und vollführten ein entsetzliches Konzert, welches gerade damals den Gipfel der Unerträglichkeit erreicht hatte.

„Laßt mich heraus,“ schrie er, „soll ich ausbrechen?“ Damit rannte er wie wahnsinnig gegen die Thüre.

Nach einiger Zeit legte sich dies Wutfeuer, er wurde wieder elegischer gestimmt und weinte jetzt krampfhaft: „Die Ratten fressen mich, Mutter; mein süßes Mütterchen, ist es Dir nicht leid um mich?“

„Geh', lass' ihn heraus, Dimitrati,“ sagte darauf gerührt Frau Pardalos zu ihrem Gemahl, „um Gotteswillen, lass' ihn heraus; er ist genug bestraft.“

„Rede mir hier nicht ein, bitte,“ erwiderte Pardalos strenge. „Lass' ihn seine Ungezogenheit einsehen und sich bessern. Es thut ihm nichts weh, fürchte nicht.“ —

Inzwischen erscholl die Glocke der sich öffnenden Hausthüre und man hörte Schritte auf der Treppe. Der Häftling Georgati schloß daraus, daß Jemand zum Besuch hinaufstiege, und zog aus diesem Umstande in der Weise Nutzen, daß er um so angestrengter schrie und heulte.

„Geh', lass' ihn jetzt heraus,“ hub nun Frau Pardalos wieder an; „es ist eine Schande, wenn auch noch fremde Leute uns hören.“

Dem höchsten gesellschaftlichen Gebot des Nichtgehört-Werdens unterwarf sich Pardalos; er ging langsam nach dem Kohlenkeller und ließ seinen Sohn frei. In demselben Augenblicke stand der eben die Treppe hinauf Gekommene aber auch schon vor ihm.

„Ah, Du bist's, Janni?“ redete Herr Pardalos ihn an; „was giebt's?“

„Meine Herrschaft schickt mich, um zu fragen, ob Sie heute Abend zu Hause sein werden, um herüberzukommen.“

„Viel Komplimente,“ sagte darauf, aus dem Ankleidezimmer tretend und vorübergehend, Frau Pardalos, welche die Stimme des Dieners gehört hatte, „viel Komplimente, und sie möchten verzeihen; wir sind heut' in eine Abendgesellschaft geladen.“

Der Diener trat ab. Die Knaben, welche sich wieder einander gegenübersahen, warfen sich feindselige Blicke zu, Frau Pardalos unterzog ihr Kleid einer dritten Prüfung und erkannte, daß sie es wechseln müsse. Herr Pardalos richtete einen vielsagenden Blick auf seine Söhne, welcher alles beschwichtigen und den häuslichen Frieden fest begründen sollte.

„O diese Gesellschaften!“ seufzte darauf mühselig Frau Pardalos auf. Wir hätten schon früher erwähnen sollen, daß Frau Euphrosyne oder Phroßo, wie ihr Gemahl sie nannte, eine recht wohlbeleibte Dame war, und daß die geringste körperliche Bewegung, ja, schon das Aufseufzen, ihr Anstrengung kostete. „O diese Gesellschaften! Es ist lediglich die Schuld des Herrn Susamatis und seiner Gesellschaft, daß ich mein schönes Kleid angezogen und all diese Widerwärtigkeiten erduldet habe. Ich hasse die Gesellschaften wie die Sünde.“

„Was kann aber Susamatis für Dein Malheur, mein Liebchen?“ sagte Pardalos ruhig. „Die Schuld hat dieser verzogene Bengel!“ Dabei streckte er die Hand gegen Georgati aus, welcher schmollend und trotzig in einem Winkel des Zimmers saß, „ich meine, will ihn gleich an den Füßen aufhängen!“

„Hu!“ blökte Georgati in seiner Ecke.

„Still!“ brüllte der Vater. Dann fügte er aber ruhiger hinzu: „Warum, zum Henker, mußtest Du auch schon um 5 Uhr Dein gutes Kleid tragen?“

„Und wie hätte ich mich schnüren sollen . . . . nach Tische?“

„Wie willst Du denn Dich jetzt schnüren, wo Du das Kleid wechselst?“

„Ich weiß selber nicht, wie das möglich. Darum hasse ich ja auch die Gesellschaften.“

Nach kurzem Schweigen hub sie wieder an: „Lass' uns zu Hause bleiben, mein Dimitratis! Wie sollte ich mich jetzt hersetzen und ein anderes Kleid . . .“

„Ich helfe Dir, es hat keine Not.“

„O wie gut, daß Du mir helfen willst! Dann sieh' auch draußen zu, was für Wetter ist. Kalt, schmutzig . . .“

„Was hat das auf sich? Wir werden doch nicht zu Fuße gehen! Ah wahrhaftig, ich habe vergessen, den Wagen zu bestellen!“

„Desto besser. Lass' Deinen Susamatis sich zum Kuckuck scheren. Warum auch in den die Sucht gefahren ist, Gesellschaften zu geben?“

„Unmöglich, meine Phroßo, das kann nicht sein. Wir haben gegen Susamatis gewissermaßen eine Verpflichtung, wir haben ihn ja eigentlich verheiratet! Heute ist der Jahrestag seiner Hochzeit; deshalb müssen wir gehen, es ist nicht anders möglich. Was aber den Wagen anbetrifft, so lassen wir durch Tho-

Digitized by Google

doris sofort einen holen; die Fiakerstraße ist ja gegenüber."

„Ah, wie Du mich quälst, Dimitrati!" erwiderte ärgerlich Frau Pardalos. Dann nahm sie eine Kerze und begab sich in ihr Zimmer.

„Ihr geht zu Bette!" herrschte Herr Pardalos seine Söhne an; „vorher aber lernt ihr eure Schulaufgaben. Und nehmt euch in Acht, daß ihr euch nicht zankt, sonst . . . ihr versteht schon." Die Knaben nahmen eine andere Kerze und begaben sich in das Obergeschoß, wo sie ihr Zimmer hatten. Der Vater aber neigte sich über das Treppengeländer und rief:

„Thodoris!"

„Zu Befehl, Herr."

„Geh' und bestelle einen Wagen nach einer halben Stunde."

„Sag' ihm auch, er soll bis zu Cisie's hinuntergehen und mir von da ein Paar Handschuhe bringen, Nr. $7^1/_2$, weiß!" rief Frau Euphrosyne durch ihre Zimmerthüre.

„Gut — und jetzt willst Du Handschuhe kaufen, zum Henker!"

„Ich hatte es vergessen; was soll ich jetzt machen?"

„Da hört Alles auf," brummte für sich der Gatte und übermachte den Auftrag dem Diener, welcher mit lauter Stimme antwortete:

„Sehr wohl, Herr, gleich!"

Bei sich aber sagte er gar nicht pietätvoll:

„Eine schöne Herrschaft, wahrhaftig! Durch Dreck und Regen laufe und hole Handschuhe und einen Wagen! Wenn ich doch auch nur ein einziges Mal ein Herr wäre!" —

* * *

Herr Pardalos ging nunmehr in das Schlafzimmer, um sich anzukleiden. Doch fand er dies geradezu unmöglich, denn seine wohlbeleibte Gattin hatte das Gemach mit Kleidstücken, Unterröcken, Tüchern, Miedern, kurz, dem ganzen vielgestaltigen Apparat der Damentoilette vollständig in Beschlag genommen. So raffte er denn seine eigenen Kleider zusammen, nahm einen Handspiegel und eine Kerze und begab sich in seine Schreibstube, um seinen Anzug zu vollenden. Bald aber fiel ihm dort ein, daß er unrasiert sei und daß er sich doch vor Anlegung der festlichen Gewänder scheren müsse. Er ging also wieder in das Schlafzimmer und holte von da das Schermesser und die sonstigen Erfordernisse, während seine Frau zwischen dem Öffnen und wieder Schließen der Thüre schon jammerte, daß er ihr unfehlbar eine Erkältung zuziehen werde. Nun kam ihm ferner in den Sinn, daß zum Rasieren warmes Wasser gehöre; da er aber bemerkte, daß die Uhr schon vorgerückt sei und zum Erwärmen des Wassers die Zeit mangele, so ließ er sich am kalten genügen und fing an Wange und Kinn einzuseifen, nicht ohne zu seufzen:

Ich werde nun wieder einen Fluß in die Zähne bekommen! Es ist zum Verrücktwerden. Aber was soll man machen? —

Gerade wollte er das Scheermesser an die Wange setzen, als wieder die Glocke der sich öffnenden Hausthür erklang.

„Bist Du's, Thodoris?" rief Pardalos, indem er sein eingeseiftes Angesicht durch die Thürspalte steckte.

„Nein, Herr!" antwortete von unten die Stimme der Magd, „es ist ein Herr: derselbe möchte Ihnen etwas sagen." —

„Er soll ein andermal vorkommen. Ich bin beschäftigt." —

„Er muß Sie sofort sehn", erwiderte mit einem gewissen Nachdruck die Stimme der Magd.

„Eine neue Widerwärtigkeit!" stöhnte der arme Dimitratis. Aber da es nun einmal nicht anders ging, so wischte er sich eilig die Seife vom Gesicht und trat vor die Thür der Schreibstube, während der nächtliche Besucher die Treppe heraufkam.

„Frau Trachanos", sagte derselbe lächelnd, „schickt Ihnen hier für heut' Abend die Schlüssel zu ihrer Theaterloge," . . . wenn es Ihnen gefällig . . . „Dank, mein Junge, vielen Dank; aber wir sind heut' in eine Gesellschaft geladen," antwortete Pardalos, indem er den auf seinem Gesicht sich malenden Verdruß hinter ein stehendes Lächeln zwängte.

„Ah, so. Ich habe die Ehre; gute Nacht." —

„Viele Komplimente!" —

Und so ging er wieder in seine Schreibstube, bei sich brummend:

„Das verfluchte Weib hat auch Tag und Stunde gut gewählt, uns in ihr Theater zu schicken!" —

„Wer war es?" — rief durch die Schlafzimmerthür Frau Pardalos.

„Die Frau Trachanos wollte uns in ihre Theaterloge schicken." —

„Schönen Dank! wenns regnet und schneit, denkt sie an uns und erzeigt uns eine Liebe!" —

Nach einigen Minuten rief Frau Pardalos wieder:

„Bist Du bald fertig, Dimitratis?" —

„Wie soll ich bald fertig sein, Liebchen? noch bin ich nicht rasiert, auch kann ich gar nicht sehn und schneide mich . . ." —

„Armer Mann, komm nur hierher, hier ist es schön hell!" —

„Bei Dir? wo soll ich denn da bleiben? soll ich in der Luft fliegen?" —

„Komm, komm nur, ich mache Dir Platz; ich bin bald fertig. Nur den Halsschmuck thue ich noch um." —

Gerührt von der Fürsorge seiner Phroßo, ließ Pardalos sich überreden; er nahm wieder seinen Spiegel, sein Licht und das Schermesser und siedelte halb geschoren in das Schlafzimmer über, woselbst er die gute Frau zwischen vier Kerzen vor dem Stehspiegel hingepflanzt fand, sich schwer um die Befestigung einer kleinen schwarzen Litze, von welcher ein goldenes Medaillon auf den überquellenden Busen hinabhing, hinter ihrem Nacken bemühend.

„Wo soll ich denn nun bleiben?" fragte der arme Pardalos, da er keinen leeren Platz vor dem Spiegel fand.

„Komm hierher und knurre nur nicht!" antwortete mit sanftem Vorwurf die Gattin, purpurrot von der

Digitized by Google

Anstrengung ihrer hinter den Kopf zurückgebogenen plumpen Arme. „Binde mir eben hier die Litze fest, dann laß ich Dir sofort den Platz ganz frei." —

So mußte denn Pardalos für einen Augenblick zur Kammerjungfer seiner Gattin werden, welche, endlich mit ihrer Kleidung fertig, in Schweiß gebadet und engbrüstig sich in einen Lehnstuhl warf und pustend wie eine Dampfmaschine, mit dem Taschentuch sich befächelte, während ihr Gemahl sich rasierte.

„O Dimitratis", sagte sie, mühsam die Worte hervorstoßend, „ich bringe Dir heut' Abend ein großes Opfer, daß ich all' diese Beschwerde über mich ergehn lasse, bloß um bei Deinen Susamatis Thee zu trinken." —

„Sei vernünftig, meine Phroßo," antwortete Pardalos mit verschmitztem Lächeln, sei vernünftig. „Du wirst ja auch nicht bloß Thee trinken. Orestis versteht die Sache und macht Alles, wie sich's gehört. Wir werden Sandwichs haben und guten Wein und Obst . . ."

„Wie weißt Du das?" entgegnete schon milder Frau Phroßo, welche, von Natur gefräßig und leckerhaft, jetzt anfing, den Susamatis um des Essens willen ihre Gesellschaft zu verzeihen.

„Ich weiß es, ich sah ihn heut' Morgen auf dem Markt einkaufen. —"

„So . . . dann läßt sich's einigermaßen ertragen! Denn wahrhaftig . . ."

Das Geräusch eines vor der Hausthür haltenden Wagens ließ Frau Pardalos ihre Rede nicht zu Ende bringen.

„Ah", rief Dimitratis, der denselben Augenblick mit seinem Rasieren fertig geworden war, „da fährt der Wagen vor und ich bin noch nicht angezogen!" —

Er wischte sich eilig mit den Schwamm ab und zog den Hausrock aus.

„Wir haben noch Zeit", beschwichtigte die Frau, indem sie nach der Uhr sah, es ist ein Viertel vor acht.

Pardalos nahm rasch seinen Gesellschaftsrock hervor und legte schon die Halsbinde um, als sich vor der Thür die Stimme der Magd wieder vernehmen ließ:

„Herr!"

„Gut, gut! er soll nur ein bißchen warten," rief von der einen Seite Dimitratis, während von der andern seine Frau fragte:

„Hat er meine Handschuhe gebracht?" —

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, er möchte dem Herrn etwas sagen." —

„Der Kutscher will mir etwas sagen? gewiß wieder etwas ganz neues!" —

„Nein, Herr, es ist der Herr Orestis!" —

„Der Herr Orestis," rief Phroßo zurück, „merkwürdig!"

„Du hast ihm doch gesagt", meinte Pardalos, „daß wir uns verspätet haben. Unsere Uhr geht entsetzlich nach. Er soll sich in den Empfangssaal bemühen, ich bin gleich bei ihm."

Mit diesen Worten fuhr er eilig in den Rock und begab sich in das besagte Gemach, woselbst ihn Herr Susamatis ängstlich und trübe in tiefer Niedergeschlagenheit erwartete.

„Verzeihen Sie unsere Verspätung, liebster Herr Susamatis," sagte eintretend Herr Pardalos, indem er herablassend seinem Untergebenen die Hand entgegenstreckte, „aber unser Wagen ist noch nicht da . . ."

„Guten Abend, Herr Susamatis," fuhr hier Frau Euphrosyne dazwischen, welche ihrem Gemahl in den Saal gefolgt war und daselbst mit sieghaftem Selbstbewußtsein neben der Lampe Aufstellung nahm, um ihre Diamanten besser blitzen zu lassen. „Wie geht's? Frau Gemahlin wohl? Wir sind ganz fertig, wie Sie sehn . . ."

Als hätte er nur den ersten Teil dieser Rede gehört, erwiderte der arme Schelm Orestis ängstlich:

„Ich danke; mir geht's gut, aber Pasiphaï . . ."

„Nun? was giebt's? wohl eine kleine Unpäßlichkeit! Das ist nichts, mit dem Tanz gehts über," bemerkte mit großer Zungenfertigkeit Frau Pardalos. „Nur Mut, ich bringe sie tüchtig in den Tanz."

„Versteht sich. Der Tanz ist ja für die Frauen ein Balsam," fügte Herr Pardalos mit selbstgefälligem Lächeln hinzu. Die letzten beiden Worte hatte er langsam gesprochen, als thue er sich darauf etwas zu gute und wiederholte sie noch langsamer: „ein — Bal—sam."

„Ja, ja," antwortete furchtsam Herr Susamatis und bemühte sich ebenfalls zu lächeln — „nur . . . unglücklicher Weise . . ." er stockte, als verließe ihn die Kraft, seine Rede zu Ende zu bringen.

„O, etwas Ernsteres?" fragte sein Vorgesetzter, — und was denn?

Mit bloßen Andeutungen wollte sich aber niemand abspeisen lassen. Herr und Frau Pardalos standen vor ihm, wie zwei Fragezeichen, ihm aber war es, als ob die Zunge ihm an dem Gaumen klebte. Indessen erwog er, daß unter allen Umständen die Sache zu Ende gebracht werden müsse, und so sammelte er denn mehr Mut und hub an, indem er die Augen schloß, wie ein ängstlicher Kranker, der eine bittere Arznei nehmen soll:

„Nämlich . . . es geht nicht . . ., daß ich heut' Abend die Ehre haben kann; ich kann gar nicht sagen, Herr Direktor, wie leid es mir thut . . . ich versichere Ihnen, mir ist als müßte ich umkommen . . ."

„O, hat nichts zu sagen," erwiderte Herr Pardalos kühl, „ich hoffe nur, es wird bald besser werden."

Frau Pardalos schwieg, sie schnaufte nur und fächelte sich mit dem Taschentuche. Dabei empfand sie aber einen beinahe unwiderstehlichen Drang, Herrn Susamatis die Augen auszukratzen. Dieser letztere bemühte sich vergeblich, noch ein paar Worte zu sagen und brachte endlich nichts anderes heraus als:

„Wünsche Ihnen recht gute Nachtruhe. Sie verzeihen mir, Herr Direktor, — nicht wahr?"

Wie automatisch nickten beide Eheleute mit dem Kopfe, und Susamatis zog sich zurück.

Eine Weile darauf hörte man seine sozusagen tastenden Schritte auf der Treppe; niemand dachte daran, ihm zu leuchten, daß er nicht herunterpurzele.

* * *

Digitized by Google

Dimitratis und Phroßo saßen allein.

Beide schwiegen, aber zwiespaltige Gefühle wogten, um einen Ausdruck unserer Tragiker zu gebrauchen, in ihren Herzen.

„Nun siehst Du es ja", sagte endlich, unfähig sich zu beherrschen oder durch das bloße Schnaufen sich Erleichterung zu verschaffen, Frau Pardalos. „Nun siehst Du es ja: Gesegnete Mahlzeit! Als ich Dir sagte, wir wollten nicht hingehn . . ."

„Aber, mein Herz, was sollte der Mensch thun, wenn seine Frau krank geworden ist?" —

„Seine Frau ist ganz gewiß nicht krank; das wird bloß euch leichtgläubigen Männern aufgebunden; mich soll die Susamatische nicht anführen, darüber mag sie ruhig sein. Ich errate, was sich bei ihnen zugetragen, gewiß haben sie sich wieder einmal gezankt, wie es ordnungsmäßig einmal mindestens die Woche bei ihnen vorkommt, und diesmal ist der Zank an unsern Köpfen geplatzt."

Wir bemerken hier für unsere Leser, daß Frau Pardalos durch ihren weiblichen Scharfsinn, diesen Scharfsinn, der die Verheimlichungssucht des Mannes so oft zu Schanden macht, ganz richtig geraten hatte.

Frau Susamatis hatte die von der Zuckerbäckerei reichlich hergebrachten Süßigkeiten u. s. w. sofort aus ihrem Hause zurückgeschickt, und als Susamatis, heimgekehrt, dies erfuhr, fühlte er sich dergestalt beleidigt und zornig, daß er, soviel irgend die Tausende der Mitgift seiner Gattin es gestatteten, gegen die Pasiphaï antobte. Darüber bekam die Frau einen Nervenkrampf, so daß sie die Wände mit den Händen schlug, den Fußboden mit den Füßen stampfte und ihren Gemahl mit den Pantoffeln beohrfeigte, sich dann aber aufs Bett streckte und sich ohnmächtig stellte, bis sie annahm, ihr Orestis habe sich von der Unmöglichkeit der Abendgesellschaft überzeugt.

Der stürmischen Komödie Schluß haben wir soeben bei Herrn Pardalos gesehn.

Kaum hatte Frau Phroßo ausgeredet, als wieder ein Wagen heranrollte und bei Pardalos vorfuhr. Es war derjenige, welchen der arme Thodoris nach vieler Bemühung endlich glücklich aufgefunden hatte. Das nun folgende herzzerreißende Trio zwischen dem Kutscher, welcher eine reichliche Entschädigung für seine vergebliche Fahrt verlangte, zwischen Pardalos, der wenig geben wollte, und zwischen Thodoris, gegen den sowohl der von ihm gemietete Kutscher wie auch sein zürnender Herr wetterte, unterlassen wir zu beschreiben.

Die Szene endigte schließlich mit der Ablohnung des Kutschers; wie viel aber Herr Pardalos gezahlt, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

Frau Phroßo schwur hiernach einen Eid, daß sie nie wieder in eine Gesellschaft gehen wolle.

## Die Entwickelung des Zeitungswesens in Frankreich.

Das vielerwähnte, von Nordau auf seinen Ursprung zurückgeführte geflügelte Wort, daß die Presse die sechste Großmacht sei, welches in Wirklichkeit, dem Ausspruche eines französischen Staatsmannes, die Presse sei der vierte gesetzgebende Faktor im Staate neben dem König, dem Senat und der Abgeordnetenkammer, seine Entstehung verdankt, ist wohl kaum in irgend einem Lande jemals mehr zur Geltung gelangt, als gerade in Frankreich, was auch neuerdings wieder durch den Verlauf der Präsidentenwahl zur Genüge bewiesen wurde. Im Besonderen die Einwirkung der Presse auch bloß auf diesem beschränkten Gebiete zu verfolgen, bietet nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten, wie jede Abhandlung, welche die Eigenart eines so chamäleonartigen Wesens zu ergründen sucht. Haben doch alle diejenigen, welche bisher in irgend einer Weise an einer Geschichte der Zeitung arbeiteten, ihrem Titel den Zusatz: „Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens" hinzugefügt, so Dr. Ed. M. Schranka in seinen 1883 im „Leipziger Korrespondenzblatt" erschienenen „Zeitungskuriositäten", ferner Fr. S. Leiter in seiner voriges Jahr in Wien veröffentlichten Schrift: „Die Steuer der Presse" und selbst Ernst Eckstein in seiner zweibändigen „Geschichte des Feuilletons". Allerdings mangelt es keineswegs an französischen Einzelarbeiten über diesen Gegenstand — ich verweise nur auf Téxiers bekannte „Histoire des journaux", Paris 1851, Hatin: „Histoire du journal en France", Paris 1853, fortgesetzt in der „Histoire politique et littéraire de la presse en France", 4. Bd., Paris 1854—61 und diese wiederum erweitert zur „Bibliographie historique et critique de la presse en France", Paris 1866 — jedoch bieten alle die angeführten Untersuchungen weit mehr den statistischen Hilfsstoff, als eine erschöpfende Darstellung der zu Grunde liegenden Materie, auch vermißt man die Fortführung bis auf die neueste Zeit bei dem gewaltigen Umschwunge, den gerade die letzten 20 Jahre in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen unseres Nachbarlandes hervorgerufen haben. Welch' unermeßlicher Abstand zwischen den jegliche Autorität verabscheuenden Kommunistenblättern von dem Schlage des „Cri de peuple", „Intransigeant", „Lanterne", u. a. und den Anfängen der französischen Journalistik! Letztere reichen bekanntlich, wie der Beginn des Zeitungswesens überhaupt, in das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurück. Die älteste französische Zeitschrift, welche im Wesentlichen der litterarischen Kritik diente und in den Jahren 1605—45 in 20 Bänden erschien, ist der „Mercur français". Die erste französische Zeitung im eigentlichen Sinne des Wortes, „La Gazette" vom italienischen „gazetta" herkommend, wurde von einem Arzte, Theophraste Renoudot, im Jahre 1631 gegründet und blieb im Besitze dieser Familie. Die zweite Zeitung gab Jean Loret zuerst handschriftlich unter dem Titel „la gazette burlesque", dann gedruckt als „Muse historique" in Versen heraus, und zwar erschienen von 1656—63 drei Bände. Diese

Digitized by Google

Zeitung ist eine Art politischer wie litterarischer und gesellschaftlicher Chronique scandaleuse von Paris. Als dritte Zeitung ist der „Mercur galant" zu erwähnen, ein für die französische Litteraturgeschichte überaus wichtiges Unternehmen, welches 1672 begonnen, bis 1697 unterbrochen, dann wieder aufgenommen wurde und seit 1717 unter dem Titel des oben erwähnten, nach 40jährigem Bestehen eingegangenen „Mercur français" fortgesetzt, bis 1815 sein Dasein fristete. Ursprünglich ein Hofblatt war es infolge der im Augusteischen Zeitalter Frankreichs so eigentümlichen Stellung der Dichter zum Hofe für letztere von großer Bedeutung. Alle die bis jetzt genannten Zeitungen erschienen zweiwöchentlich oder monatlich. Eine wesentliche Änderung im Zeitungswesen trat mit der ersten, täglich erscheinenden Zeitung, dem von 1777—1821 bestehenden „Journal de Paris" ein. Einen anderen, noch gewaltigeren Umschwung, als er mit dem alltäglichen Erscheinen — was ja eigentlich für eine Zeitung gegenüber einer periodischen Zeitschrift das Regelmäßige ist — verbunden war, brachte naturgemäß in der Presse der Ausbruch der französischen Revolution hervor. In demselben Jahre, 1789, entstanden 150 neue Tagesblätter, im folgenden 140, und so vermehrte sich ihre Zahl, wenn auch nicht so reißend wie zu Anfang, doch recht schnell bis auf 1200. Wegen des großen Wettbewerbes suchten nun die Herausgeber die krausesten Titel, um die Aufmerksamkeit der Leser auf ihre Preßerzeugnisse zu lenken. Eine kleine Blütenlese davon besagt mehr als die weitschweifigsten Erläuterungen: „Der Esel Bileams", „Der Schwätzer", „Der Hund und die Katze", „Das ist unglaublich", „Das Schwein des heiligen Antonius", „Das Frühstück", „Wir verständigen uns", „Es ist nicht möglich, darüber zu lachen", „Man hat es mir gesagt", „Der ewige Jude", „Die patriotische Henne", „Die Wanze im Ohr", „Die Jüpons der Notre-Angot" und zahlreiche andere, deren Namen aus Rücksichten des Anstandes nicht mitgeteilt werden können. Zwei von diesen Zeitungen erhalten bleibende Bedeutung: 1. der 1789 gegründete „Moniteur universel" und 2. das „Journal des débats". Unter dem ersten Kaiserreich nimmt das Zeitungswesen an Bedeutung ab, was mit den politischen Verhältnissen zusammenhängt, dagegen steigert sich wiederum das Interesse an bloßer Leseunterhaltung. So eröffnet das „Journal des débats" 1800 das erste Feuilleton. Daß ein so gediegenes Blatt zu dem Hülfsmittel der seichten Plauderei seine Zuflucht nimmt, darf uns keineswegs überraschen; es ist eine naturgemäße Erscheinung, die wir auch in unserem Lande oft genug zu beobachten Gelegenheit hatten: je stürmischer das politische Leben pulsiert, um so mehr treten die rein litterarischen Erzeugnisse in den Hintergrund, und umgekehrt: wenn die Politik eine geringe Rolle spielt, so nimmt die Litteratur mit allen ihren Zweigen bis zur fadesten Unterhaltungsschreiberei herab einen um so größeren Spielraum in Anspruch. Der Geist sucht eben nach irgendwelcher Seite hin Beschäftigung. Diese in ausreichendem Maße zu gewähren, waren aber die Napoleonischen Kriegsthaten, so sehr sie auch durch ihren Glanz dem Nationalstolz schmeicheln mochten, durch ihr ewiges Einerlei von Kampf und Sieg kaum im stande. Noch viel weniger konnte die Grabesstille, welche während der Restaurationszeit herrschte, wo alle öffentlichen Fragen von weittragender Bedeutung in tiefem Schlummer zu ruhen schienen, dem Aufregungsbedürfnisse eines so lebhaften Volkes zu genügen. Dazu kam noch, daß die Bourbonen zwar 1814 die Censur aufhoben, aber schon 1820 strenge Preßgesetze erließen. Wenn trotzdem im Jahre 1829 die Zahl der Blätter in Paris bis auf 300 gestiegen war, so kam diese Vermehrung nur Organen von äußerst gemäßigter Richtung zu Gute. Erst als durch die Julirevolution Karl X. aus dem Lande gejagt wurde, und das Land, von dem Joche seines legitimen Königs befreit, wieder aufatmete, da steigerten sich auch wieder die Zeitungen im eigentlichen Sinne des Wortes mit Blitzesschnelle, eine Thatsache, an der selbst die bald unter dem „Bürgerkönig" Louis Philipp erlassenen Repressivmaßregeln wie Stempelsteuer und Festsetzung einer Kaution nichts ändern können. Dieser ungeheure Zuwachs erscheint etwas auffällig, wenn man in Betracht zieht, daß im Großen und Ganzen auch heutzutage noch das französische Zeitungslesepublikum sich auf zwei Gesellschaftsklassen erstreckt: 1. den legitimistisch gesinnten Adel und 2. die herrschende Demokratie. Derjenige, der die französischen Zeitungen durch die Ermäßigungen des Bestellpreises um die Hälfte, von 80 auf 40 Frcs. jährlich, dem großen Publikum erschloß, ist der Begründer der „Presse", Emile de Girardin. Anderseits ist er der Erste, der das Feuilleton in ausgedehntester Weise zu seinem Gewinnfelde machte, indem er für dasselbe, besonders für den Roman, die beliebtesten Schriftsteller heranzog. So steigert sich in den zehn Jahren von 1837—1847 die Pariser Lesewelt von 40 000—200000. Das stürmische Jahr 1848 bringt 150, 1849 sogar gegen 200 neue Zeitungsunternehmungen hervor. Allein auch hier folgt bald der hinkende Bote in Gestalt der durch das Gesetz vom 9. August 1850, daß unter jedem Artikel der Name des Verfassers stehen müsse, getroffenen Bestimmung. Noch mehr wurde die Entwickelung des Zeitungswesens durch die von Napoleon III. nach seinem Staatsstreich erlassene Maßregelung, wonach für politische Zeitungen die Erlaubnis der Regierung als Bedingung hingestellt wurde, gehemmt. Selbstverständlich gehen letztere bedeutend zurück; im umgekehrten Verhältnisse dazu steht die Vermehrung der sog. „kleinen Presse", worin Feuilleton und Berichte, aber nicht selbständige Artikel über Politik, die Hauptrolle spielen. Von der Steigerung, die, wie es vorauszusehen war, mit Beginn der dritten Republik die Zeitungen erfahren, tragen in erster Reihe natürlich die politischen Zeitungen den Löwenanteil des Gewinnes davon. Unter anderem erscheint jetzt auch wieder die „Lanterne" des Grafen Henri de Rochefort, welche schon anfangs der sechziger Jahre bestand, jedoch mit seiner Flucht nach England einging, auf der Bildfläche, und der Einfluß ist keineswegs zu unterschätzen, den sie, wie der gleiche

Digitized by Google

Interessen verfolgende „Intransigeant", auf die Arbeitermassen ausübt. Das haben die letzten Wahlen zur Genüge bewiesen, wo Rochefort mit einigen seiner Gesinnungsgenossen aus der Urne als Abgeordneter hervorging, bald jedoch der ihn wenig befriedigenden parlamentarischen Thätigkeit entsagte.

Hand in Hand mit der hier kurz skizzierten Entwickelung der mehr oder minder politischen Organe ging die von Blättern, in denen die litterarische Tageskritik den wesentlichsten Bestandteil bildete. Von den periodischen Zeitschriften ist das älteste litterarisch-kritische Journal das „Journal des savants", 1665 gegründet, aber schon ein Vierteljahr nach seinem ersten Erscheinen auf Veranlassung des Papstes aufgehoben, dann wieder eröffnet und unter geistliche Leitung, zuerst des Abbé Gallois, von 1675 ab des Abbé de la Roque gestellt; bis 1729 erschien es monatlich, dann vierzehntägig. Abgesehen von einer 1786 bis 1816 dauernden Unterbrechung besteht es noch heute und ist noch immer einflußreich. Ihm reihten sich würdig an die „Mémoires de l'académie des inscriptions et des belles lettres", ursprünglich ein ausschließlich katholisches Organ und sogar eine Zeit lang von Jesuiten geleitet; beabsichtigte ja der Gründer des „Journal de Trévoux", wie es in den ersten Jahren seines Bestehens nach dem Orte, wo es gedruckt wurde, hieß, damit einen Wall gegen die Verbreitung protestantischer Zeitungen, deren großer Erfolg — namentlich in Holland und England — ihm ein Dorn im Auge war, zu errichten. Die gleiche Tendenz verfolgte in seinen Anfängen der „Novelliste de Parnasse" ou „réflexions sur les ouvrages nouveaux"; für diese Richtung zeugt schon der Name des Mannes, dem es seine Entstehung zu verdanken hatte, des geistreichen Abbé de Fontaine, Voltaires bekannter Gegner. Ein anderer Widersacher des berühmten Philosophen, Frérun, und dessen Anhänger La Harpe waren ebenfalls Mitarbeiter an dem Blatte, welches schon 1732 aufgehoben, 1735 neu begründet unter dem Titel: „Observations sur les ecrits modernes", 1743 unterdrückt und 1744 als „Jugement sur les ouvrages nouveaux" wieder eröffnet wurde. Später änderte es sogar wieder seinen Titel und zwar zu Gunsten des etwas bescheidenen: „Jugement sur quelques écrits modernes". Bis 1753 hatte es 13 Bände aufzuweisen und von da noch weitere 25 Jahrgänge, in denen es sein Dasein zu fristen suchte, bis greisenhafter Verfall seinem Dasein ein Ende machte. Vorübergehende Erscheinungen bilden: 1. das „Journal étranger" und 2. „Secrets pour servir l'histoire de la république des lettres en France" in 5 Bänden 1765—88, von Bacheaumont redigiert. 1787 erschien eine Nachahmung unter dem Titel: „Correspondance sécrète", 3. in demselben Jahre in Lüttich begründet und bis 1813 bestehend „Esprit des journaux", bei dem Auszüge aus einheimischen und fremden Journalen, etwa wie bei dem seit einigen Jahren in Schorers Verlage erscheinenden „Echo", die Hauptrolle spielen, 4. die „Gazette littéraire", 1767 begonnen, welche Männer wie den Abbé Arnand zu ihren Mitarbeitern zählte. Das verbreitetste Blatt im 18. Jahrhundert ist trotz seiner Oberflächlichkeit der „Mercur de France", der 1815 einging, aber schon 1818 unter dem Titel „Minerve de France" und seit 1820 als „Magazin du dix-neuvième siècle" wieder erschien. Ein sehr gehaltvolles Blatt ist dagegen das von Millie geleitete, 1797—1817 als „Magazin encyclopédique", dann zwei Jahre als „Annales encyclopédiques" und von 1819 bis zu seinem Eingange 1835 als „Revue encyclopédique" erscheinende Journal. Ebenso wertvoll ist der 1819 im Sinne des Liberalismus auf allen Gebieten: Politik, Litteratur u. s. w. gegründete, aber trotz aller Tüchtigkeit seiner Redakteure, Leroux und Du Boys, seit 1830 von anderen radikaleren Organen schnell überflügelte „Globe", über dessen Aufblühen und Verfall eine sehr schätzenswerte Arbeit von A. Ziesing: „Le Globe de 1819—1830, considéré par ses rapports à l'école romantique" Zürich 1881 besteht. Derselbe Geist wie im „Globe" herrschte auch in der 1825 durch den bekannten Staatsmann Guizot ins Leben gerufenen „Revue française", die aber den Umwälzungen der Julirevolution noch weniger Widerstand entgegenzusetzen vermochte, einging, und erst 1861 wieder aus ihrem Winterschlafe erwachte. Inzwischen hatte sich einen gewaltigen Einfluß gesichert das noch heute angesehenste französische Organ, die „Revue de Paris", welches 1829, verbunden mit der „Revue des deux mondes", gegründet wurde. Nach zwölfjährigem Bestehen schieden von ihr eine Menge berühmter Mitarbeiter, so Georges Sand, aus und gründeten die radikale „Revue indépendente". Indessen konnte ihr dieses Blatt ebensowenig wie die 1852 ins Leben gerufene „Revue contemporaine", noch auch spätere Unternehmungen wie die „Revue moderne", oder die „Revue nationale et étrangère", oder die „Revue des corps politiques", selbst nicht die von Gambettas Freundin, Madame Lambert, unter dessen Einfluß 1879 geschaffene „Revue nouvelle", das Organ der Opportunisten, dauernden Abbruch thun. Etwas Abbruch that ihr das seit nahezu 70 Jahren bestehende Blatt „Le Correspondent", das Sprachrohr der klerikalen Partei.

Selbstverständlich kann obige Aufzählung der Journale sowohl, wie der rein politischen Organe im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Allerdings besteht in Frankreich kaum eine Lokalpresse von der Bedeutung, wie wir sie mit Fug und Recht der „Königsberger Hartungschen Zeitung", „Danziger Zeitung", „Breslauer Zeitung", „Posener Zeitung", „Hannoverscher Courier", „Magdeburger Zeitung" „Kölnische Zeitung", „Frankfurter Zeitung" u. s. w. zuerkennen müssen; indessen habe ich es unterlassen, ein so einflußreiches Blatt, wie den gemäßigt republikanischen „Temps", das einzige, welches, abgesehen vom „Journal des débats", während der letzten Wahlbewegung einen unmittelbaren Berichterstatter nach Deutschland sandte, und anderseits die von der „Patriotenliga", Déroulède und Genossen, gestiftete „Revanche", Clémenceaus „Justice", das nächst dem „Cri du peuple" bedeutendste radikale Organ, welches mit dem Kriegsminister seligen Angedenkens, Boulanger, in Beziehungen steht, „La Patrie", welches mit Jules Ferry

Digitized by Google

Fühlung hat, und manches andere zu erwähnen, jedoch dürfte diese Unterlassungssünde nicht zu schwer wiegen. Kommt es ja bei dieser Untersuchung weit weniger darauf an, eine Fülle statistischen Materials von Namen und Angaben zu bieten, als vielmehr den Kern der Sache zu ergründen; und da muß naturgemäß die Frage aufgeworfen werden, welches denn eigentlich die Vorzüge der französischen Journalistik sind, die unserer deutschen Publizistik zum Muster dient, in der Weise, daß von deren hervorragendsten Vertretern, beispielsweise Paul Lindau und Ernst Eckstein, rühmend hervorgehoben wird, sie hätten ihre litterarische Ausbildung in Frankreich genossen.

Was die politische Presse anlangt, so ist besonders schätzenwert an ihr die klare, unzweideutige Haltung, die sie in allen entscheidenden Tagesfragen (wieder) einnimmt. So entschieden sich, als das Ministerium Goblet seine Entlassung einreichte, für den Verbleib Boulangers im Amte 21 Pariser Blätter: „Petit Journal", „Lanterne", „Intransigeant", „Revanche", „Petit Parisien", „Cri du peuple", „France", „Evènement", „Siècle", „Voltaire", Gil Blas", „Action", „Rappel", „Soir", „Mot d'ordre", „Echo de „Paris", „Réveil de Matin", „Nation", „Souveraineté" und „Pays". Mit Ausnahme der beiden letzteren, welche bonapartistisch gesinnt sind, gehören alle der radikalen Linken, der äußersten Linken und den ultrarevolutionären Parteien an. Gegen Boulanger traten 22 Blätter auf: „République française", „Journal des Débats", „Temps", „Petite République française", „National", gemäßigt, republikanische Blätter, „Radical", „Figaro", „Autorité", von Cassagnac redigiert, „Soleil", „Monde", „Petit Corporal", „Gazette de France", „Français", „Patrie", „Défense", „Observateur", „Moniteur Universel", „Petite Presse" „Petit Moniteur" und „Gaulois". Neutral verhielten sich: „Matin", „Siècle", „Liberté" und „Télégraphe". Nur ein maßgebendes Blatt, die „Justice", berührte die Boulangerfrage überhaupt nicht. Diese Entschiedenheit der Meinung könnten sich auch deutsche Organe zum Muster nehmen. Natürlich darf man sich nicht darüber wundern, daß bei dem so sichern, zielbewußten Auftreten einerseits, bei dem leicht erregbaren französischen Naturell anderseits sachliche Erörterungen leicht in persönliche Reibereien ausarten. Daher jene, beinahe sprichwörtliche Rauflust der französischen Journalisten, welche, bisweilen auch aus einem minder edelen Beweggrund, der Aufschneiderei, entspringend, schon manches kostbare Opfer gefordert hat. Von den vielen einschlägigen Beispielen liegt es nahe, auf eins hinzuweisen, dessen Erinnerung durch ein dem betreffenden Journalisten in seiner Vaterstadt Rouen errichtetes, am 25. Juli 1887 enthülltes Denkmal, der Gegenwart wieder lebhaft vor Augen geführt wurde. Ich meine damit den vor 50 Jahren im Zweikampf gefallenen Publizisten Armand Carrel, nebst Thiers, dem Staatsmann und Mignet, dem Geschichtsschreiber, Mitbegründer des unter Louis Philipp begründeten, sehr einflußreichen Oppositionsblattes „Le National". Auch die Veranlassung zum Duell verdient hier Erwähnung, weil sie scheinbar eine geringfügige ist und doch auf die Verhältnisse des französischen Zeitungswesens ein eigentümliches Licht wirft. Der andere Duellant war nämlich niemand anderes, als der oben erwähnte Emil de Girardin, und die bei dieser Gelegenheit gestreifte Neuerung im Zeitungswesen, die Ermäßigung des Bezugspreises, die eigentliche Ursache zum Zweikampfe. Da Armand Carrel in dieser Maßregel den ersten Schritt zur Erniedrigung der Presse erblickte und dieser Ansicht in unverhohlenen Worten Ausdruck gab, so war die notwendige Folge eine Auseinandersetzung mit den Waffen zwischen den beiden, gleich energischen und heißblütigen Gegnern, und das Ende vom Liede der frühzeitige Tod eines hochbegabten Mannes.

Läßt sich diese Duellwut wenigstens noch einigermaßen psychologisch erklären und in Einzelfällen auch vielleicht entschuldigen, so tritt uns in der Verleumdungssucht und persönlichen Verunglimpfung des Gegners, von der sich nur wenige französische Organe freizuhalten wissen, eine andere Eigentümlichkeit der Presse der „grande nation" entgegen, die weit schwerer zu rechtfertigen ist, ja geradezu, wenn diese Ehrabschneidungen, wie es leider nicht selten der Fall ist, aus habsüchtigen Gründen erfolgen, jeder Gesittung Hohn sprechen. Die letztere Abart der Streitschrift, von deren unheilvollen Wirkungen uns Daudet in seinem „Nabob" und Ohnet in seinem „Lise Fleuron" ein so beredtes Zeugnis ablegen, hat eine zeitlang auch bei uns Eingang gefunden durch jene sogenannte Revolverpresse, deren schamloses Treiben schließlich den Staatsanwalt zum Einschreiten gegen den „Unabhängigen" und den famosen Herrn von Schleinitz veranlaßte. Doch nun genug von dieser Nachtseite menschlicher Thätigkeit, sonst könnte man zu leicht über diese traurigen Erscheinungen alle jene glänzenden und blendenden Eigenschaften vergessen, welche den Weltruhm der französischen Presse begründet haben: gewandte, abgerundete Darstellung, Vermeidung von öder Wortdrescherei und geschraubten Redensarten, geschickte Behandlung selbst der schwierigsten Gegenstände im Gewande einer zwanglosen Unterhaltung, schnelle, eingehende und bei aller Gelehrsamkeit nie ermüdende Kritik der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete von Wissenschaft, Kunst und Politik, Berichterstattung über interessante Tagesereignisse, gewandte und — last not least — witzige Sprachführung. Ja, die französische Nation, natürlich nicht in ihrer Gesamtheit, aber ein großer Bruchteil derselben, namentlich die Pariser Bevölkerung, besitzt „esprit", der uns Deutschen selbst inhaltlich so wenig anziehende Dramen, wie sie gewöhnlich am Residenztheater aufgeführt werden, schmackhaft und genießbar macht. Dieser gallische Esprit findet seine hervorragendsten Vertreter in der Presse, und weil eben die Leser zum größten Teil auch Esprit besitzen, so bildet sich ein unsichtbares geistiges Band zwischen Zeitungsschreibern und Zeitungslesern, zwischen litterarischen Erzeugern und Empfängern — und in keiner Stadt der Welt wird soviel an litterarischen Erzeugnissen verschlungen, wie in Paris.

„Das lachende Paris" betitelt sich eine diesen

Digitized by Google

Gegenstand behandelnde, in der „Neuen freien Presse" veröffentlichte, hochinteressante Skizze von B. v. Oulot, aus deren Inhalt ich den am Schluß befindlichen Nachweis, welche Massen von Papier in Paris bedruckt werden, nicht umhin kann hier anzuführen. Nach diesen statistischen Angaben werden in der Hauptstadt etwa 1500 Journale, die Revuen mit inbegriffen, verlegt, und zwar 87 litterarische Revuen und Blätter, 180 illustrierte und Unterhaltungs-, 65 Modejournale, 91 politische Zeitungen, 83 theologische, 150 juridische, 35 geschichtliche und geographische, 194 Handels-, Finanz- und ökonompolitische Blätter, 72 allgemein wissenschaftliche, 9 mathematische, 122 medizinische, 122 naturwissenschaftliche, 21 militärische. Das Seewesen ist durch 11 Blätter vertreten, die Luftschiffahrt durch 1, schöne Künste 73, Erziehung und Belehrung 45, Technologie 149, Landwirtschaft 55, Pferdewesen und Sport 23. Den Rest bilden Blätter verschiedenen Inhalts, darunter: „Die Annalen des Übernatürlichen", „Die magnetische Kette", „Spiritistische Revue", „Heiratsblatt", „Kutscherzeitung" u. s. w.

Wir sehen also, daß das litterarische Leben in Paris in einer Weise pulsiert, namentlich der Straßenverkauf von Zeitungen Umfänge annimmt, dieses ungeheure Lesekabinett Heere von Lesern aufzuweisen hat, vom halberwachsenen Jungen, der noch die Bank des Lyceum platt poliert, bis zum schwachen Greise, der sich im Rollwagen dahinschieben läßt und dessen zitternde Hände kaum noch das Blatt zu halten vermögen, daß in dieser Hinsicht unsere „Metropole der Intelligenz" sich die Zustände in der Hauptstadt unserer als so leichtsinnig und flatterhaft verschrieenen westlichen Nachbarn ohne Bedenken zum Muster nehmen könnte.

Dr. Karl Pinn.

## R. von Gottschalls Maria de Padilla.

„Einen schlechten Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich," sagt Lessing einmal — aber er würde sich noch im Grabe umdrehen, wenn er um dies neue Stück Gottschalls: Maria de Padilla — oder: Die Tochter der Alhambra wüßte, das am 7. März im Leipziger Stadttheater zur Aufführung gelangte. Er würde den Kopf schütteln, wenn er es besprechen müßte, unschlüssig: nach welcher dieser drei Arten der Dichter dieses Trauerspiels zu beurteilen sei und hätte mehr als recht, über eine derartige Wiedererweckung der alten Haupt- und Staatsaktion in olympischem Zorn zu ergrimmen. Der Erfolg, den das Stück hatte, so bestritten er zum Schluß, ist ein eben solcher Aschermittwochspuk, als dieses selbst. Der Bühnenberichterstatter ist gewiß an mancherlei gewöhnt und kann viel an Ritter-, Brand-, Spektakel- und Mondscheinliebes-Szenen ertragen, die Tochter der Alhambra jedoch beschämt die kühnsten Erwartungen. Das Stück besteht aus einzelnen Bildern, die sich um Kaiser Karls V. Kampf mit den aufständischen spanischen Städten unter Führung Padillas mehr oder minder lose gruppieren. Es beginnt mit des letzteren Hochzeitsmorgen; kaum ist die Trauung vollzogen, als Padilla verhaftet wird und am Abend sich zwischen Maria und Ignaz von Loyola, ihrem früheren Liebhaber, eine Art Ehebruchsszene abspielt. Die Städte rufen Karls irrsinnige Mutter Johanna von Kastilien zur Königin aus, doch Karl zeigt sowohl ihr als jenen den Herrn. Maria wirft sich ihm zu Füßen und bittet im Stile Marquis Posas um Freiheit und Liebe für ihr Volk. Da Karl sie aber verlacht und Padilla henken läßt, übernimmt nun sie, als Jungfrau von Orleans, die Führung der Aufständischen, was dem Dichter Gelegenheit giebt, die unvermutetsten Szenen anzureihen. Namentlich der 4. Akt, da Karl die Burg erobert und Maria plötzlich aus einem unterirdischen Gang mit brennender Fackel vor ihn tritt: wenn er ihre Bedingungen nicht genehmige, gebe sie ein Zeichen und die ganze Burg gehe in die Luft, wobei das Krachen eines gesprengten Turmes ihren Worten den gehörigen theatralischen Nachdruck verleiht, — ist von so ästhetisch-feiner Wirkung, daß es einem nur leid thut, daß der Kaiser sich durch die Drohung einschüchtern ließ. Die Sprengung wäre so schön gewesen! und so tragisch! und man hätte so von Herzen Beifall klatschen können! — Anstatt aber abzuschließen, taucht im 5. Akt Loyola wieder auf; im Begriff den Jesuitenorden zu gründen, will er Maria für seine Zwecke gewinnen; aber ihr Mortimer Don Fernan eilt ihr zu Hilfe, schlägt sich mit Loyola, wird erstochen — und eine Prozession führt Maria zum Scheiterhaufen ab. — Es ist, als ob das ganze Stück lediglich als begleitender Text zu neuen Versatzstücken entstanden wäre, denn es setzt sich im Grunde nur aus sich Schlag auf Schlag pünktlich ablösenden Knallwirkungen zusammen. Nirgends auch nur ein Versuch zu dichterischem Erfassen der einzelnen Charaktere oder dramatischem Durchbau überhaupt. Das Stück zeugt von einer Mißachtung der Hörer, an der diese allerdings selbst schuld sind, denn sie wollen vom Schauspiel nur selten mehr einen höheren Genuß, als von einem Ballet: wie es auch z. B. in Marino Falliro nur der Hinrichtungsszene wegen geht. Der Streit Karls und seiner Mutter um den Thron ist der einzig gute, wirklich großartige Auftritt, aber man muß ihn erst durch eine sehr lange Wahnsinnsszene vorher verdienen. Wie sich die einzelnen Charaktere zu ihren geschichtlichen Urbildern verhalten, mag dahingestellt bleiben, der Dichter ließ dies ebenfalls. Es sind alles Superlativ-Menschen, jeder Atmenzug geschieht in höchster Leidenschaft, wie das ganze Stück ein Superlativ-Stück ohne jede wirkliche künstlerische Klarheit. Von allen Personen spricht nur Karl in wirklich menschlicher Sprache, die anderen in den gewohnten Theaterjamben mit stehenden Reden an Wolken und Gestirne oder an sich selbst. Der Berichterstatter einer Leipziger Zeitung nannte Maria de Padilla das beste Werk Gottschalls. Der Dichter macht es seinen Freunden sauer, ihm treu zu bleiben.

C. Flaischlen.

Digitized by Google

## Eine neue italienische Zeitschrift.

Wer mit der italienischen Litteratur der Gegenwart einige Fühlung hält, weiß, daß dieselbe außer einer Reihe vorzüglicher Fachblätter philologisch-litterargeschichtlicher Richtung eine stattliche Anzahl mehr oder weniger volkstümlich gehaltener Zeitschriften aufweist, die zum Teil den Vergleich mit den besten einschlägigen Erscheinungen in anderen Ländern nicht zu scheuen haben. Auch an solchen Zeitschriften, die insbesondere der schönen Litteratur beziehentlich zugleich der bildenden Kunst gewidmet sind, besteht in Italien so wenig wie diesseits der Alpen ein Mangel, und ein neues Unternehmen dieser Art konnte daher nur unter ganz besonderen Vorbedingungen auf Beachtung und freundliche Aufnahme seitens der gebildeten Kreise zählen. Diese Vorbedingungen waren gegeben bei Begründung der seit Kurzem in Bologna unter dem anspruchslosen Titel „Lettere e arti" erscheinenden Wochenschrift, die von Enrico Panzacchi — den Lesern des Magazins bekannt durch meinen in Nr. 32 des vorigen Jahrgangs veröffentlichten Aufsatz — geleitet wird.*)

Mußte schon der Name dieses hervorragenden Dichters und Kunstschriftstellers sowie der Erscheinungsort, diese altberühmte Heimstätte gelehrter Studien und noch heute ein Hauptmittelpunkt italienischen Geisteslebens, als eine verheißungsvolle Vorbedeutung gelten, so werden die gehegten Erwartungen vollauf gerechtfertigt durch die bis jetzt vorliegenden fünf Hefte, die eine Fülle des Wissenswerten und Genußreichen darbieten. Gleichweit entfernt von trockenem Lehrton wie von oberflächlicher Tändelei, erstrecken sich die ebenso anregend geschriebenen wie gehaltvollen Beiträge über alle Gebiete der Litteratur wie der Musik und der bildenden Kunst, unter sorgfältiger Berücksichtigung der wichtigsten ausländischen Erscheinungen. Handelt es sich an dieser Stelle vornehmlich um den litterarischen Teil der Zeitschrift, so möge es doch zur Kennzeichnung des weiten Stoffkreises gestattet sein, wenigstens in Kürze auf die Besprechungen neuer Mailänder Bildhauerarbeiten, die Mitteilungen über den auch in Deutschland vorteilhaft bekannten Maler Marius de Maria, die Berichte über wertvolle Neuigkeiten der Kunstlitteratur wie Eugène Müntz' „Histoire de l'art pendant la renaissance" und die jüngst erfolgte Einweihung des Kunstgewerbemuseums in Neapel hinzuweisen. Unter denjenigen Beiträgen, die sich auf zeitgenössische Dichtung beziehen, verdienen besondere Hervorhebung die von einem Bildnis begleitete treffliche Würdigung Swinburnes aus der Feder Enrico Nencionis, eines der gründlichsten und feinsinnigsten Kenner fremdländischen, namentlich deutschen und englischen Schrifttums, ferner die Besprechung der gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe der Werke Giosuè Carducci sowie einer französischen Prosaübersetzung von dessen berühmten „Odi barbare", an welche Guido Mazzoni einen Rückblick auf frühere Erörterungen der Frage anreiht, ob und wie im Italienischen und Französischen die Nachbildung antiker Versmaße durchführbar. Die abgöttische Verehrung, die dagegen der Reim als angeblich ausschließlicher Träger der Versharmonie innerhalb einer neuen Schule französischer Lyriker genießt, schildert und prüft auf ihre Berechtigung hin der Herausgeber in einem „I Decadenti" betitelten Aufsatz. Tullo Fornioni giebt Übersichten über die neueren italienischen und französischen Bühnenerscheinungen, Onorato Roux Mitteilungen über die lustige Maskenfigur des Bartoccio in Perugia, die auch in sprachlicher Hinsicht viel Lehrreiches bieten. Außer diesen und anderen Abhandlungen enthält jedes Heft auch kleinere dichterische Beiträge; in gebundener Form lassen sich u. a. Giosuè Carducci, Adolfo Borgognoni, Mario Rapisardi — eine bemerkenswerte Weiterzigkeit der Leitung, wenn man die grimmen Fehden zwischen dem erstgenannten Dichter und dem Verfasser des „Lucifero" und „Giobbe" berücksichtigt — sowie der Herausgeber selbst vernehmen, der u. a. das traurige Ereignis zu Meyerling mit tiefempfundenen und formschönen Versen begleitet, während abgeschlossene Erzählungen bisher von Luigi Capuana, Haidée, Altobelli und Federico de Roberto vorliegen, welcher letztere, beiläufig bemerkt, soeben eine treffliche Novellensammlung, im Treves'schen Verlage zu Mailand erscheinen ließ. Hand in Hand mit der Vielseitigkeit und Gediegenheit des Inhalts geht ein echt künstlerischer Zug, der sich in der Zusammenstellung jeder einzelnen Nummer ausspricht.

Daß die erwähnten Vorzüge dem neuen Unternehmen die wärmste Aufnahme in Italien eintragen, ist ein erfreuliches Zeugnis für den dortigen Bildungsstand. Auch deutsche Freunde italienischer Litteratur und Kunst werden reiche Anregung und Belehrung in dieser Wochenschrift finden, deren vornehme Ausstattung nicht minder als der Wert des Inhalts den jährlichen Bezugspreis von 15 Lire als einen äußerst niedrigen erscheinen läßt. Paul Schönfeld.

*) Unter Mitwirkung Tullo Fornionis in eigenem Verlage des Herausgebers erscheinend.

## Ein deutscher Doktor im türkischen Verbrecherkerker.

Am Anfang Oktober erhielt ich durch die Vermittlung des griechischen Generalkonsuls in Konstantinopel einen Brief, der im Kerker mit Bleistift geschrieben, mich davon unterrichtete, daß mein ehemaliger Tübinger Schüler, welcher den Brief geschrieben, Herr Professor Dr. Philippides, am 4. Juni bei der Abreise nach Deutschland von der türkischen Regierung verhaftet und 50 Tage in dem Kerker der Verbrecher eingesperrt gehalten sei, ohne einem Menschen schreiben und sprechen zu können, und ohne daß irgend eine Seele von dieser völlig rechtlosen Einkerkerung unterrichtet worden wäre. Zahlreiche mit Bleistift im Kerker beschriebene Zettel drückten die Bitte aus, diesen Fall unerhörter Kabinettsjustiz in deutschen Blättern zu veröffentlichen und diese nach Athen und Konstantinopel zu senden. In

Digitized by Google

dem Brief stand ferner, daß es Herrn Prof. Philippides gelungen war, einen Zettel an den griechischen Gesandten in Konstantinopel zu schicken, durch dessen Vermittlung sein Los insofern eine Milderung erfahren hatte, als er wenn auch unter denselben Absperrungsmaßregeln, doch von dem Verbrecherkerker in ein besseres Gefängnis überführt worden war.

Der Wunsch meines Schülers wurde sofort erfüllt. Zahlreiche nord- und süddeutsche, sowie österreichische Zeitungen brachten die Kunde von dieser Unthat, deren Grund nur in Rachsucht der Regierung gesucht werden konnte, weil Professor Philippides, in der Geschichtsforschung ein Schüler der Herren Professoren Freiherr Alfred von Gutschmid († 1886) und Professor Bernhard Kugler in Tübingen, in seinem Buch „Über den macedonischen Aufstand 1821/22" (Athen 1881) die türkische Mißregierung in Konstantinopel angegriffen hatte. Dies Buch ist seinerzeit von Herrn Professor A. Boltz im „Magazin für Litteratur des In- und Auslandes" besprochen worden. Die deutschen Zeitungen wurden an den griechischen Ministerpräsidenten und an den deutschen Gesandten nach Konstantinopel geschickt.

Im Laufe des Winters hörte ich von Amtsgenossen aus Konstantinopel, daß Professor Philippides von neuem in den Kerker der Verbrecher geworfen und durch die langen Leiden so geschwächt sei, daß man seinen Tod als bevorstehend erachte, ohne daß eine Vernehmung und Urteilsspruch in diesem Rechtshandel, in dem es sich nach Auffassung der türkischen Regierung um Hochverrat handeln sollte, bisher erfolgt sei. Erkundigungen bei dem türkischen Kabinett bestätigten voll den Inhalt dieser Mitteilungen, die von neuem allen hervorragenden Zeitungen zum Abdruck übergeben wurden.

Endlich erhielt ich einen am 25. Februar verfaßten Brief aus Konstantinopel, daß Professor Philippides auf Lebenszeit nach Diaberkia im Innern Asiens verbannt worden sei, daß aber seine Gesundheit durch seine Qualen so Schaden gelitten hätte, daß man nicht glaubt, daß er noch lebend seinen außerhalb der menschlichen Sphäre liegenden Verbannungsort erreichen würde.

Ich hebe nur hervor, daß Philippides in Tübingen mit Glanz seinen Doktorgrad erworben hat, daß er eine durch und durch wissenschaftliche Natur, Verfasser zahlreicher gelehrter Arbeiten, Mitarbeiter an Meyers Konversationslexikon, und außerdem ein begeisterter Deutschenfreund ist, der sogar eine Lebensgeschichte Kaiser Wilhelm I. geschrieben hat, daß er Jahre lang in meinem und anderer Professoren Hause verkehrt und mit mir in dauerndem wissenschaftlichen Briefwechsel gestanden hat, daß er nach meiner genauen Kenntnis ein eifriger Grieche und kein Freund der Türken (was überhaupt kein gebildeter Grieche ist), daß er aber schwerlich sich zu einer Handlung hat hinreißen lassen, welche mit dieser gesetzlosen Einkerkerung und mit lebenslänglicher Ausbürgerung bestraft werden mußte.

Seine zahlreichen Freunde in Deutschland haben die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es dem Einfluß der deutschen Regierung gelingen möchte, daß Los des unglücklichen und hoffnungsvollen Gelehrten zu mildern, der einem unverdienten Schicksal verfallen ist.

Prof. Dr. Johannes Flach.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Kant und Schopenhauer.** Zwei Aufsätze von Georg von Gizycki. Leipzig. 1888. Der erste dieser Aufsätze: „Kants praktische Philosophie" enthält eine gemeinverständlich geschriebene, sachlich einfache Würdigung der bedeutsamsten Punkte aus der Sittenlehre des großen Königsberger Philosophen. Der Verfasser, der in seinen eigenen moral-philosophischen Schriften einen „sozialen Eudämonismus" vertritt, also eine Richtung, die gemeiniglich der Kantischen als durchaus entgegengesetzt angenommen wird, kann trotz seiner Gegnerschaft in manchen Punkten doch seine Meinung in den Schlußsatz zusammen fassen, es unterliege keinem Zweifel, „daß wir in Kant einen der größten Ethiker aller Zeiten und den größten deutschen Ethiker zu verehren haben. Seine Lehren von der Pflicht, vom guten Willen, dem kategorischen Imperativ und der moralischen Autonomie enthalten Elemente von unvergänglichem Werte." Wir möchten in diesem Aufsatz besonders die Verteidigung des Kantischen Charakters gegen die neuerdings üblich gewordenenen Angriffe als bemerkenswert hervorheben. Man bemängelt die früher so hoch gepriesene Wahrheitsliebe Kants und nennt seine Vorsicht Mangel an Mut. Absichtlich habe er seine Gedanken zweideutig und unbestimmt ausgedrückt, um für Andere zwar Hintergedanken durchscheinen zu lassen, für sich selber aber Schlupfwinkel und Hinterthüren für den Fall einer Maßregelung offen zu halten. Wird doch selbst behauptet, er habe zwar die „Postulate": Gott, Freiheit, Unsterblichkeit aufgestellt, habe aber für seine eigenen Bedürfnisse keinen rechten Gebrauch von diesen frommen Begriffen machen wollen. Demgegenüber wirft Gizycki die Frage auf, welche Gedanken es denn gewesen sein sollten, die Kant, zumal in seinen späteren Jahren, noch verschwiegen hätte? Die vom Verfasser zusammengetragenen Stellen aus den „Methaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" beweisen in der That aufs Schlagendste, mit welcher Unerschrockenheit Kant seine freisinnigen Anschauungen veröffentlicht hat — kaum zwei Jahre nach seiner bekannten Maßregelung und noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms II. Demgemäß liege auch kein Anlaß vor, an seiner Aufrichtigkeit in denjenigen Punkten zu zweifeln, bei denen er sich bis zu einem gewissen Grade als gläubig bekannte. Der zweite Aufsatz: Arthur Schopenhauer giebt zunächst eine Übersicht über die äußeren Lebensschicksale dieses Denkers, würdigt sodann in unparteiischer und vorurteilsloser Weise dessen viel geschmähten Charakter und entwickelt zum Schluß klar und einfach die Grundlehren der Schopenhauerschen Philosophie. Wir halten das Büchlein für recht geeignet, bei gebildeten Lesern Interesse für die beiden großen deutschen Denker zu erwecken.

Erdmann.

**Life of Prince Metternich** by Colonel G. B. Malleson. London 1888, W. H. Allen. Statesmen series. Colonel B. G. Malleson, der erst vor kurzem eine ziemlich umfangreiche Studie über den Prinzen Eugen von Savoyen veröffentlicht hat, beurteilt in dem vorliegenden Buche den österreichischen Staatsmann mit der bekannten englischen Engherzigkeit, so daß er sich zu der Behauptung versteigt, Metternich habe Napoleon I. als einen Mitarbeiter auf dem Gebiete des Despotismus betrachtet. Abgesehen von dieser höchst einseitigen Anschauung ist das Buch sehr gut geschrieben und verdient insbesondere der erste Teil alles Lob. In der zweiten Hälfte erscheint der Verfasser gar zu sehr von seiner Hauptquelle, nämlich den Denkwürdigkeiten des Fürsten, beeinflußt, so daß sowohl dessen Gabe, den Gang der Weltereignisse vorauszusehen, als seine Festigkeit bei Durchführung seiner Pläne nicht wenig übertrieben wird. Am besten sind die Ereignisse des Jahres

Digitized by Google

1812 behandelt. Nach dem Sturze Napoleons stellt Malleson den Fürsten als Herrn des Festlandes hin, dessen Staatsknust er freilich als im Grunde genommen unfruchtbar erkennt. Als die Stunde der Völkerbefreiung kam, läßt er ihn aus der Welt verschwinden, „der er keine unverlöschbaren Spuren seines Daseins eingegraben hat." W.

**Rides and studies in the Canary Islands** by Charles Edwardes. London, T. Fisher Unwin, 1888. Charles Edwardes, der Verfasser des vorliegenden Buches, ist weit davon entfernt, eine erschöpfende Einzelschrift über die kanarischen Inseln geben zu wollen. Ja, er entschuldigt sich beinahe wegen Aufnahme des Wortes Studies in den Titel. Er glaube sich jedoch dazu berechtigt, indem er allerlei von diesen glücklichen Eilanden erzählende Bücher ernstlich durchgelesen habe. Worauf es ihm eigentlich ankommt, ist, seinen Lesern in anmutender Form zu erzählen, was er auf seinen Ritten durchs kanarische Land geschaut und erlebt, und wie er dort immer munterer Laune gewesen sei. Das ist so der richtige Standpunkt gegenüber Lesern, welche die Absicht hegen, den Pik von Teneriffa näher zu betrachten, und denen zu dem Entschlusse, diese Absicht durchzuführen, noch ein Anstoß fehlt. Einen solchen Anstoß dürften diese Leser gewiß in dem Buche finden, allein auch solche Liebhaber der Reiselitteratur, welche ihre Reisen an ihrem Schreibtische machen, können an Edwardes Darstellungsgabe ihre Freude finden. Das Buch ist hübsch ausgestattet und mit vielen höchst lehrreichen Abbildungen geschmückt. W.

Unter dem Titel „**Leg**" hat der norwegische Schriftsteller Jonas Dahl eine Sammlung kleinere Skizzen, zumeist Reiseerinnerungen und Schilderungen aus dem Seelchen, erscheinen lassen, von denen einige bloß hingeworfene Anekdoten, andere mehr ausgeführte Bilder aus dem Leben sind, alle aber einen leicht humoristischen Inhalt haben. Am besten ist wohl „Evert Evertsen", die Erzählung von dem wackeren Seemanne, dessen Glücksstern so rasch anfging, um hierauf nur um so tiefer zu sinken. Die Form ist tadellos und durch das ganze Büchlein geht eine ansprechende Stimmung heiteren und wohlwollenden Gemütes. P.

In dem überaus rührigen Verlag von Giuseppe Galli zu Mailand (auch David Asher, Linden, Berlin) sind außer den „Fior di passione" der Matilda Serao, aus denen wir neulich eine Übersetzungsprobe gaben, **drei Bücher von Ugo Valcarenghi** erschienen, auf welche wir Freunde einer derberen Kost aufmerksam machen wollen. Das eine heißt „Baci perduti" (Verlorene Küsse) und ist Antonio Fogazzaro, dem Autor von „Fedele", „Malombra" u. a. gewidmet. Das zweite ist „Spergiuro" (Treulos) betitelt und enthält sieben kleinere Novellen, von denen wir „Amor e Fame" (Liebe und Hunger) hervorheben möchten. Ein dritter Band nennt sich „Die Geständnisse Andreas" (Le Confessioni di Andrea). Er bildet einen Teil der Sammlung, welche Valcarenghi selbst „I Retori" nennt und rhetorisch ist auch die feierliche und getragene Weise der sehr interessanten Darstellung. Wenn ein modernes Roman einen Belesenen an etwas erinnert, so ist das noch kein vollgültiger Beweis, daß der neue Schriftsteller sich auch an seinen Vorbildern vollgesogen. Entschiedene Vorgänger jener „Bekenntnisse Andreas" sind die Dramen „Lescaut" des Abbé Prevost, der „Adolphe" Benjamin Constants, Daudets „Sappho", Dumas' „Kamelienlame". Noch mehr Verwandtschaft hat Andrea mit dem Helden der „Confessions d'un Enfant du Siècle" von Alfred de Musset. Beide bezeichnen sich in der Vorrede als von einer großen moralischen Krankheit befallen. Andrea fällt in die Hände einer jungen Sängerin. Er liebt mit ihr — ohne Liebe — er reißt sich mehrmals los; er heiratet ohne Liebe, ohne geliebt zu werden. Er sehnt sich nach dem ersten Weibe, dem Kinde seiner ersten — Liebe — ja, er fühlt, daß er jene Person doch mehr geliebt, als Alles. Er sucht sie und wie er sie wiederfindet — das soll nicht hier verraten werden. Andrea giebt Rechenschaft von jeder Regung seines Herzens, jedem Zucken von dessen Fibern — wie Paul Bourget. Er sieht viele das Gute mechanisch, oder aus Mangel an Gelegenheit zum Schlechten thun; Tugend ohne Überzeugung, Edelmut ohne Opfer, diplomatische Moralität. Andere begehen Schlechtigkeiten ohne Hang dazu, durch Natur und Instinkt gezwungen. Sie benahlen den Irrtum einer Stunde mit dem ganzen Leben wieder. Andere leiden anschuldig durch andere. So findet er eine Notwendigkeit, mehr ehrlich zu scheinen, als es zu sein. Die Schwäche der Menschen dieses Jahrhunderts besteht darin, daß sie zwischen den zwei Wesen schwanken. Sie sind gut aus Bequemlichkeit, aus Furcht vor Strafe und Entdeckung; sie sind schlecht aus Charakterschwäche. Der Held des Buches gehört dem Jahrhundert an, sein Verdienst ist nur die völlige Selbsterkenntnis. D. A. F.

Einen sehr erfreulichen Eindruck macht das erste Heft des „**Kritischen Jahrbuchs**" (Hamburg, Verlagsanstalt, vorm. J. F. Richter) welches die Gebrüder Heinrich und Julius Hart herauszugeben unternommen haben. Sie nennen das Jahrbuch „Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur sowie zur Verständigung über den modernen Realismus." Man erkennt hieraus die allgemeine Absicht dieser zwanglosen Zeitschrift. Es war hohe Zeit, daß endlich auch von Berlin aus besonnenere Geister, wie es die brüderlichen Dioskuren mit der Zeit nun auch geworden sind, Licht und Klarheit in die wüselige Hirndämmerung brachten, in welcher ein Geschlecht von jugendlichen Umstürzlern gerade in der Reichshauptstadt umherstolpert, große Worte im breiten Munde, aber kleine Gaben im engen Schädel. Eine Reihe trefflicher Aufsätze, welche sich mit Erfolg bemühen, klarzustellen, was von einer herausstrebenden, jüngeren Welt im Ernste zu verlangen wäre gegenüber den Schöpfungen einer allmählich abgetrabenden Reihe deutscher Dichter, finden sich in dem Jahrbuche. „Eine scheinempirische Poetik" betitelt sich eine wertvolle Untersuchung Julius Harts gegen Wilhelm Scherers vielberühmtes Werk; das „Magazin" begrüßt den Verfasser hierin als Bundesgenossen. Heinrich Hart urteilt ebenso richtig wie maßvoll und ruhig über die „realistische Bewegung, ihr Ursprung, Wesen und Ziele". Der jüngere der Brüder bringt in dem Aufsatz „Phantasie und Wirklichkeit" eine Reihe wirklich feinsinniger und wertvoller Erörterungen zur Sache bei; auch Wilhelm Bölsches Beurteilung von Eduard von Hartmanns „Philosophie des Schönen", ob wir gleich in der Sache nur wenig mit dem Verfasser übereinstimmen, trägt sich zum mindesten als eine anregende, wenn auch anfechtbare Arbeit vor. Eine große Reihe guter und fruchtbarer Beobachtungen enthält auch die „Kritische Rundschau" des Jahrbuches und so ist zu hoffen, daß in der glücklich betretenen Bahn einer sachkundigen und sicheren Behandlung von Fragen jüngeren deutschen Schrifttums noch manche weitere Schritte gethan werden. Wenn wir ein Ersuchen an die kunstrichtenden Brüder hätten, so wäre es das, noch mehr als bisher den Fremdwörtern den Garaus zu machen, nicht, weil sie Fremdwörter sind, sondern weil sie bei einer sorgfältigen künstlerischen Pflege der Muttersprache ganz von selbst abgesondert werden. Wenn das junge Geschlecht sich bemüht, durch Sprachreinheit sich hervorzuthun, eine Wirklichkeitsdichtung der rein gehandhabten Muttersprache zu schaffen, so wird es schon dadurch beweisen, daß es seine Sache besser zu machen versteht, als frühere Zeiten und daß wirklich nachhaltiger Schöpfergeist in ihm lebt. Die wichtigste Vorarbeit jeder dauerhaften Kunstrichtung ist Herstellung feinerer Werkzeuge; die wichtigste Vorarbeit jeder dichterischen Zeitwende die Säuberung und Neuauffrischung der Sprache. Wer darin den schaffenskräftigsten und sprachgewaltigsten Geist auf die Länge entfaltet, der wird auch das andere zwingen, was zur Dauer der Sache gehört.

## Bühnenschau.

Pineros „The weaker sex", das zuerst in Manchester aufgeführt worden ist, hat nun auch in London die Rampen erblickt. (Court.) Humorvolle Charakteristik und vorzügliche Gesprächsführung werden von maßgebenden Stimmen gerühmt. Das Stück erntete einen herzlichen Lacherfolg.

Digitized by Google

Pigott's dreiaktiges Lustspiel „The bookmaker" fand in Terry's Theatre bei vorsüglicher Darstellung der Hauptrolle eine entschieden günstige Aufnahme.

„Mes Aïeux," eine dreiaktige Posse von Clairville und Dejré wurde an der Bühne des Palais Royal aufgeführt.

Wilhelm Henzen hat ein patriotisches Festspiel verfaßt, welches zur Wettiner Feier vom akademisch-dramatischen Verein zu Leipzig zur Aufführung gebracht werden wird.

Felix Philippi's „Veritas" ist am Berliner Residenztheater mit bedeutendem Erfolg aufgeführt worden.

Ein Charaktergemälde „Drei Freunde" von A. Slottko bat im Hoftheater zu Schwerin eine beifällige Aufnahme gefunden.

Einen guten Erfolg erzielte Emil Taubert's Drama „Eleonore Prohaska" im Schauspielhaus zu Potsdam.

Der Agamemnon des Aeschylos ist im Pariser Odeon-Theater in der Bearbeitung von Lecomte de l'Isle zur Aufführung gebracht worden. Merkwürdig an der Vorstellung war, daß vor der Aufführung der Kunstrichter der Débats, Jules Lemaître, einen Vortrag über die aeschyläischen Dramen hielt und Leeomte de l'Isle's Verdienste schilderte.

Das Lustspiel „Die Wilddiebe," von Hans Olden und Paul v. Schönthan erregte in Wien am Burgtheater viel Heiterkeit. Das Stück gehört der unbestimmbaren Kunstgattung an, halb Posse, halb Lustspiel stellt es sich zur Durchschnittsware des Tages.

Im Theatre Libre wurde „La Patrie en Danger" von den Gebrüdern Goncourt, ein Stück, das schon mehr als zwanzig Jahre alt ist, zum ersten Mal zur Darstellung gebracht, soll aber eine sehr kühle Zuschauerschaft vorgefunden haben.

In Madrid ist ein neues Drama José Echegaray's im Teatro Español zum ersten Mal aufgeführt worden: „Mauantial que no se agota." Ein Berichterstatter aus Madrid beseichnet es als „Rührstück," das sich in keiner Weise mit Galeoto messen könne.

Ein Schwank von Albin Valabregue „La securité des familles", der in Paris großen Erfolg erzielte, geht nun auch am Berliner Residenztheater zum ersten Mal in Szene.

## Novellistische Rundschau.

**Frankreich**: Guy de *Maupassant's* „La Main Gauche" erschien soeben in einer vierzehnten Auflage. Neue Erscheinungen der Librairie Dentu verzeichnen wir u. a.: La comtesse Hélène von Charles *Mérouvel*. — Emil *Goudeau* giebt neue „moeurs contemporaines" heraus; die Erzählung nennt sich „Corruptrice." — Bei Charpentier in Paris erscheinen soebeu Augustin *Lion*: Gapiane; Maurice *Jouannin*, Madame de la Seyne." — Paul Bourget hat eine Vorrede geschrieben zu Vernon Lee's „Miß Brown," welches Werk soeben in einer französischen Übersetzung herauskam. — Bei Calmann Lévy in Paris: Mary *Floran*: Romanesque.

**England**: „Dreamer of Dreams" ist der Name des neuesten Romans aus der Feder des Verfassers von *Thoth*, der durch die Tauchnitzausgabe auch in Deutschland bekannt geworden ist. Es ist ein seltsames Buch, das die Opiumträume eines jungen Lästlings schildert und phantastisch genug ist, um beim Erwachen den Träumer mit gebesserten Sittenvorsätzen erwachen zu lassen. — „A Qeen among Queens" by Mc. *Dowall* vermehrt die Zahl der Geschichtsromane, indem er Zenobia und Palmyra zu Helden erkieset. Ein englischer Beurteiler nennt es ein leahrnes und anziehendes kleines Buch. — George *Manville Fenn*: The Lass that loved a soldier. — George *Halse*: Graham Aspeu Painter, ein vollständig überflüssiges, ebenso langweiliges wie thörichtes Buch. — A Witness from the Dead by Miß *Lepard* nähert sich bedenklich der Art deutscher Kolportageromatue.

**Amerika**: Von Frank *Stockton*, dem humorvollen Verfasser von „The hundreth Man" erschien ein neues außerordentlich lustiges Buch: „The Beeeman of Orn: and other fauciful tales." — Das bedeutendste Ereignis des novellistischen Büchermarktes der letzten Wochen in Amerika ist ein neuer Roman *Bret-Harte's* „Cressy," auf den das „Magazin" noch ausführlicher zurückkommen wird. — M. C. *Lee*: „A quaker Girl of Nantucket."

**Italien**: Als neueste novellistische Erscheinungen verzeichnen wir: *Edoardo*, Le due veudette. — *Adriane*, Marionetta. — Ventura *Giollio*, Dora Tyrr. — Neue Novellen von Luigi *Capuana*, betitelt: Fumando, dürften das wichtigste Ereignis der Woche auf diesem Gebiete sein.

**Spanien**: Die litterarische Jahresernte hat uns diesmal nicht sehr reich bescheukt. Treffer, wie im Vorjahre *Dicenta's* „Werthers Selbstmord," und der Roman Madre Naturaleza der Frau Pardo Bazau können nicht verzeichnet werden. Echegarray's „Erhabene im Gewöhnlichen" (Lo sublime en lo vulgar) und sein Dreiakter „Unerschöpflicher Born," der eben mit einem tüchtigen Achtungserfolge über die Bretter ging, sind das Hervorragendste. Daneben muß des letzten Romanes von José Maria Pereda „La Puchera" erwähnt werden, eine achtungswerte Leistung und eine Bereicherung der Provinz-Sittenschilderungen. Die unter dem Titel „De mi tierra" (Aus meiner Heimat) gesammelten Aufsätze und Vorträge der Pardo Bazau dürften von den besonderen Verehrern der talentvollen spanischen George Sand immerhin dankbar entgegengenommen seiu, sie bestehen sich auf die engere Heimat der Dame, Galizien. — Armando Palacio *Valdés*, der Verfasser von Maximina, hat auch dieses Jahr seinen Zweibänder veröffentlicht. Der Roman „La hermana San Suplicio" (Schwester Sau Suplicio) ist von frommem Geiste durchweht und wird zweifelsohne bei unseren 20 000 Mönchen und Nonnen mit Andacht gelesen werden. Valdés ist einer der wenigen spanischen Schriftsteller, die als solche von ihrer Feder leben und weiß eben sich dem Geschmacke seiner Leser gemäß zu geben. — Der bis dahin durch reizende Genre-Bilderchen wohlempfohlene Salvador *Rueda*, ein dem Vorbetigen verwandtes Talent, hat nun endlich auch gewagt sich in einer größeren Arbeit den Lesern vorzustellen. Sein Roman „Das Johanniswürmchen" (El guzano de luz) ist denn auch ein sonniges Genrebild Andalusiens, das jeder mit Entzücken liest, der ein Freund des gesegneten Landes ist. Eigentlich epische Eigenschaften mangeln beiden Verfassern. — Von den „Neuuten" verdienen hier Erwähnung Emilio *Bobadilla*, der unter seinem „Kriegsnamen" Fray Candil (Bruder Leuchter) von beinahe kubanischseparatistischem Standpunkte spanische Verhältnisse kritisiert. Seine eben veröffentlichten „lyrischen Gedichte," „Fiebres" sind denn auch pessimistisch, daß offenbar der hier neuerdings Mode gewordene Schopenhauer seinen Anteil dabei zu haben scheint. Neben Zorilla und Campoamor kommen die übrigen Verse nicht recht zur Geltung, denn auch hier ist eine Gegenströmung gegen die gereimten Dichtungen bemerkbar.

E. Bark.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 12. 21. März 1889.

Woldemar Wenck, Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792. — Johannes Wuttig, Englische Teehnik und deutsche Konkurrens. — Moritz Necker, Grillparzer und seine Jugeudramen. — Ernst Boetticher, Die Mumienbildnisse von Rubajat im El Fajum. — Rudolf Hildebrand, Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 881. 23 March 1889. (Mit Auswahl.)

Rev. J. Owen, Farrar's Lives of the Fathers. — E. Gordon Duff, Robert's Earlier History of Bookselling. — Judge O'Connor Morris, German Letters on Artillery. — Prof. R. K. Douglas, The Life and Letters of Dr. Wells Williams. — J. A. Noble, New Novels. — R. F. Burton, Notes from Lausanne. — Selected Foreign Books. — E. Gosse, The Bibliography of Gray. — Prof. Skeat, Chaucer's „Book of the Duchesse". — W. Barclay Squire and F. T. Palgrave, A Manuscript in Trinity College Library, Dublin, of the Time of Elisabeth. — J. S. Cottou, Rowney's „Wild Tribes of India". — Prof. Napier and the Rev. F. E. Warren, A Paleographical Puzzle. — Paget Toynbee, „Guillaume de Deguilleville". — W. Canton, The Harvest Moon. — Cosmo Monkhouse, The Royal Institute of Painters in Water-Colours. — Miss Amelia B. Edwards, Sculptures from the Great Temple of Bubastis. — Art Sales in Edinburgh. — Notes on Art and Archaeology.

**The Athenaeum.** No. 3204. 23 March 1889. (Mit Auswahl.)

Carlyle's Letters. — Another Latin Primer. — Batemau's Travels in Africa. — The English Monasteries at the Time of their Suppression. — A History of English Bookselling. — Novels of the Week. — Guide-Books. — Recent Verse. — Library Table. — List of New Books. — Leigh Hunt and Charles Lamb. — „Napoleon at St. Helena". — Notes from Cambridge. — Mr. S. C. Hall. — The Library at Bold Hall, Lancashire. — Notes from Paris. — The Spring Publishing Season. — M. Scherer. — Sale. Dr. Alfred Edersheim.

**Harper's Magazine.** April 1889.

Walter Scott, Gablous of Abbotsford. — Prof. John Bach McMaster, Washington's Inauguration. — Theodore Child, Characteristic Parisian Cafés. — Constance Fenimore Woolson, Ju-

Digitized by Google

piter Lights. — Andrew H. Smith, The Family Physician. — Charles Dudley Warner, A little Journey in the World. — Moncure D. Conway, Footprints in Washingtonland. — Rebecca Harding Davis, Anne. — William Wordsworth, „Most Sweet it is with Unuplifted Eyes“ — Benjamin Constant, Tangier and Morocco. — Thomas Dunn English, A Commercial Union. — E. W. Lamiter, Childe Mihn: an Ancient Ballad of Roumania. — John R. Coryell, Flying under Water. — B. Björnson, Norway and its People.

**The Century Magazine.** April 1889. (Mit Auswahl.)

C. W. Bowen, The Inauguration of Washington. — Geo. Kennan, „The Russian Police“ — Frederic Remington, „A Scout with the Buffalo Soldiers“ — W. J. Stillman, „Old Italian Masters, Lorenzetti“ — Imperial Federation. — Republicanism in France.

## AMERIKA.

**The Nation.** No. 1236. 7 March 1888.

The Week. — The Cleveland Administration. — Secretary Bayard. — President Harrison's Inaugural. — The Cabinet. — Republicanism at the South. — The Debate on „Standard Oil“ — The Apology of the London Times. — A German View of English Economics. — Gudbrand Vigfusson. — The Stuart Exhibition. — Sicilian Archaeology. — Voltaire and the Duchesse de Choiseul. — Notes.

## FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 11. 18 mars 1889.

Wendorff, Explication de la mythologie. — Ritter, Recherches sur Platon. — Siebeck, Recherches sur la philosophie des Grecs. — Susemihl, Les écrits d'Aristote. — Schütte, La théorie des sensations chez Lucrèce. — Vie d'Euthymius, p. p. de Boor. — Geudens, L'hôpital Saint-Julien et les asiles de nuit à Anvers depuis le XIV siècle. — Pastor, Histoire des papes, I et II. — De Vogüé, Villars. — Delisle, Catalogue des manuscrits des fonds Libri et Barrois. — Chronique. — Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

## NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** 21 Aflevering 1889.

J. Winkler Prins, Deutsche Renaissance-Lyriek. — Sully Prudhomme, L'Idéal. — J. H. Groenewegen, Erik Gustaf Geyer. — Sonnetten van Hélène Schwarth, Wilh. Mulder, E. B. Koster en T. Pluim. — P. P. Alberdingk Thijm. — J. Hendrik van Balen, Verwig Protest tegen „de Portefeuille“ — Günther Walling, An das Meer. — Boekbespreking: Rhenus en Mosella; Levenserns!; Mannen van Beteekenis; De Hollandsche Opera; Aus den Tagen Karl des Fünften; Gedenkbüchlein. — Berichten en Aankondigingen. - Advertentiën.

## ITALIFN.

**Nuova Antologia.** 16 Marzo 1889.

A. D'Ancona, I canti popolari del Piemonte. — F. D'Arcais, Paolo Ferrari. — G. Barzellotti, Il pessimismo filosofico in Germania e il problema morale del nostri tempi. — L. Cicotti, Le armi in Europa. — Neera, L'indomani. — A. Brunialti, Di alcune nuove vie maestre dei commerci internazionali — G. Chiarini, Le lettere di Ugo Foscolo a Lucietta *** — O. Marucchi, Antiche iscrisioni romane. — F. Torraca, Rassegna della letteratura italiana. — Rassegna politica.

## BELGIEN.

**Revue de Belgique.** XXI, No. 3, 15 mars 1889.

Fernand Thiry, La libération conditionnelle et le patronage. — Gustave Kelenbeck, Gritte, nouvelle. — Ch. Potvin, Le nn dans l'art. — J. Delbeuf, Le magnetisme animal: A propos d'une visite à l'école de Nancy.

## SKANDINAVIEN.

**Finsk Tidskrift.** No. 3. Mars 1889.

A. Heikel, De grekiska sofisterna. — Gustaf F. Steffen Den moderna agrarfrågan. — G. Fraser, Praewaljskis tredje forskningsresa. — Jac. Ahrenberg, Historien om trefvarnen Jslo. — Fredr. Elfving, Svenska Odlo Jubileum. — Öfversikt: G—g. N., Bref från Sverige. — Gunnar Berndtson, Herr Edelfelts exposition. — A. Heikel, Genmälle af Julius Centerwall.

**Nordisk Tidskrift.** Mars 1889.

Harald Hjärne, Storpolitiska villobilder från frihetstiden. — Hans Reusch, Theodor Kjerulf som videnskabelig forsker. — R. Törneblad, Bidrag till fragan om ordnandet af den kvinliga ungdomens undervisning i Sverige. (Undersökning af Sveriges högre flickskolor, nuderdan. nämnande, afgifvet den 19 januari 1888 af utsedde komiterade). — Jul. Lange, Stndiet i marken. — P. Vedel, Hamburgs tilsiutning til det tyske toldgebet.

## JAPAN.

In Japan erscheint zur Zeit eine in deutscher Sprache geschriebene wissenschaftliche Zeitschrift „Von West nach Ost“ monatlich einmal in Tokio. Die Zeitschrift hat den Zweck „die Pflege der deutschen Sprache in Japan zu fördern, durch Wiedergabe deutscher Geisteserzeugnisse die Eigenart des deutschen Wesens ihren Landsleuten nahe zu bringen und ihnen durch Übertragungen aus der japanischen Litteratur ins Deutsche das nähere Eindringen in den Geist der deutschen Sprache zu erleichern“. Die Herausgeber und Mitarbeiter, zum großen Teil Japaner, die in Deutschland studierten, sehen in Deutschland das Land, welches an der Spitze des wissenschaftlichen Lebens in Europs schreitet, und wollen deshalb die Kenntnis deutscher Sprache und dentschen Geistes ihren Landsleuten besonders vermitteln.

# Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebnnden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (–).

## Erzählende Dichtungen.

**Brete Harte.** Cressy. 2. Bd. Macmillan & Co., London u. New York.

**Hamerling,** R. Der König v. Sion. Ep. Dicht. Verlagsanst. Hamburg. 4,0.

**Kapff-Essenther.** Allerlei Liebe. 6 Novellen. Lpzg., Elischers Nachf.

**Münchhausen.** Original travels and surprising Adventures. London, Trübner & Co. (The Lotos Series.)

**Roberts,** Alex. B. v. Satisfaktion. Engelhorns allg. Romanbibl. 0,5.

**Sand,** G. (Möllenhoff.) Die Grille. A.d. frans. übers. Leipzig, Reclam. 0,4.

**Saphir,** M. G. Humorist. Vorlesungen. Leipzig, Reclam. 0,2.

**Wood,** H. F. Auf der Fährte. 2 Bde. Engelhorns allg. Romanbibl. je 0,5.

## Dramatische Dichtungen.

**Plautus,** Tit. M. Der Bramarbus. (Miles gloriosus). Übers. v. Schlager. Leipzig, Reclam. 0,2.

**Reinfels,** H. v. Eßbouquet, Lustspiel in 1 Anfz. Leipzig, Reclam, **Riffert,** J. Alexander Borgia. Trauersp. in 5 Akt. Leipzig, Reißner.

**Sardou-Schelcher,** Vict. Odette (4 Anfs.) Leipsig, Reclam. 0,2.

## Lyrische Dichtungen.

**Allmers,** H. Fromm und frei. Eine Ostergabe. Oldenburg u. Leipzig, Schulcsche Hof buchhdlg. 1,2. 2,0.

**Schiller,** F. v. Gedichte. 1. Bd. Cottasche Volksabibl., Stuttgart. –, 0,5.

**Weck,** G. Unsere Toten. Dtsch. Lied. u. Romanz. Pdrbrn., Schöningh, 2,0.

## Geschichte und Biographie.

**Berckheim-Godet.** Souvenirs d'Alsace. 2 Bd. Momerat, Paris. Delachanx & Co., Neufehâtel. Fres. 6,0.

**Kampuroglos,** Dem. *Ἱστορία τῶν Ἀθηναίων*. Papageorgios, Athen.

**Mathesius,** M. J. Mart. Luthers Lebenin 17 Predigt. Lpsg., Reclam. 0,8.

**Nauroy,** Ch. La Duchesse de Berry. Vieweg, Paris 1886.

**Weber,** G. Allgem. Weltgeschichte. 106. Lfg. Leipzig, Engelmann. 1,0.

## Litteraturgeschichte und litterarische Kritik

**John,** A. Goethe in Deutschböhmen. Eger, A. John 1889.

**Savi-Lopez,** M. Leggende delle Alpi, Ermanno Loescher, Turin.

**Schroeder,** O. Vom papiernen Stil. Berlin, Walther & Apolant. 2,0.

## Sprachwissenschaft.

**Eberhards** synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Leipsig, Grieben (Fernau). 1889. 11,0. 12,50.

**Jarnik,** J. A. Neuer vollständiger Index zu Dies' etymologischem Wörterbuch der roman. Sprachen. Heilbronn, Gebr. Henniger. 8,0.

**Loos,** J. Das Chorsprechen in der Schule, Prag, G. Neugebauer.

**Nordisk** Conversat.-Lexikon. Kjoebenhaven, Forlagsbureauet. Kr. 1.

## Philosophie.

**Galton,** Fr. Natural Inheritance. London, Macmillan & Co.

## Tagesschriften.

**Jemand.** Das Maschinenalter. Zürich, Schabelitz. 4,0.

**Aus** meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Von einem jüngeren Beamten. Leipzig, Fock. 1,0.

## Lieferungs-Werke.

**Kindergartenlaube.** Nr. 2, 3, 4, 5, 9, 10, 11, 12. Nürnberg, Verl. d. Kindergl.

## Vermischtes.

**Bontkowski-Glinka.** Petit Mionnet de Poche etc. à l'usage des Numismatistes. I. Teil. Berlin, Stargardt. 8,0.

**Mitteilungen** der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel, Leipzig.

**Wollny,** Dr. Erklärungen der Tollheit v. John Harlam. Lpzg., Wigand,

Digitized by Google

**Plattdeutsches Sonndagsblad.**
Unterhaltungsblatt in niederdeutscher Mundart. Erscheint wöchentlich. Preis 1,50 M. pro Quartal. Bestellungen an die Postanstalten, Buchhandlungen oder die **Geschäftsstelle in Bielefeld**; letztere verschickt auch unberechnet und franko Probenummern.

**Einbanddecken**
zum
**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**
57. Jahrgang (1888), II. Semester
— Juli bis Dezember —
sind zum Preise von
**Mk. 1.20**
zu beziehen.
Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.
**Verlag des Magazin**
für die Litteratur d. In- u. Auslandes
in Dresden-N.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

Soeben erschienen als Separatausgaben:
**Kritik**
der
**reinen Erfahrung**
von
**R. Avenarius**
angezeigt von
**Dr. Joseph Petzoldt.**
Preis broschiert 40 Pfg.
* * *
Zur
**Fremdwörterfrage**
von
**Wolfgang Kirchbach.**
Preis broschiert 25 Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Librairie FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris**

**BIBLIOTHÈQUE UTILE**

ENCYCLOPÉDIE POPULAIRE

**100 volumes in-18 de 192 pages chacun**

| HISTOIRE DE FRANCE ET DES Pays étrangers — GÉOGRAPHIE — COSMOGRAPHIE | LE VOLUME BROCHÉ : 50 CENTIMES<br>Cartonnage toile anglaise ou toile dorée : 1/4 franc<br>ENVOI FRANCO CONTRE TIMBRES OU MANDATS | SCIENCES — ÉCONOMIE DOMESTIQUE — PHILOSOPHIE — DIDOT LIBRE |
|---|---|---|

1. MORAND. Introd. à l'étude des sciences physiques.
2. CRUVEILHIER. Hygiène générale.
3. CORBON. De l'enseignement professionnel.
4. L. PICHAT. L'Art et les Artistes en France.
5. BUCHEZ. Les Mérovingiens.
6. BUCHEZ. Les Carlovingiens.
7. F. MORIN. La France au moyen âge.
8. BASTIDE. Luttes religieuses des premiers siècles.
9. BASTIDE. Les Guerres de la Réforme.
10. E. PELLETAN. Décadence de la monarchie française.
11. L. BRIGUIER. Histoire de la terre.
12. SANSON. Principaux faits de la chimie.
13. TURCK. Médecine populaire.
14. MORIN. Résumé populaire du Code civil.
15. ZABOROWSKI. L'Homme préhistorique.
16. A. OTT. L'Inde et la Chine.
17. CATALAN. Notions d'astronomie (*Illustré*).
18. CRISTAL. Les Délassements du travail.
19. VICTOR MEUNIER. Philosophie zoologique.
20. G. JOUBDAN. La Justice criminelle au France.
21. CH. ROLAND. Histoire de la maison d'Autriche.
22. E. DESPOIS. Révolution d'Angleterre.
23. GASTINEAU. Génie de la Science et de l'Industrie.
24. H. LESAVRE. Le Budget de l'État.
25. L. COMBES. La Grèce ancienne.
26. FRED. LOCK. Histoire de la Restauration.
27. L. BROTHIER. Histoire populaire de la philosophie.
28. L. MARGOLLÉ. Les Phénomènes de la mer.
29. L. COLLAS. Histoire de l'empire ottoman.
30. TURCHET. Les Phénomènes de l'atmosphère.
31. E. RAYMOND. L'Espagne et le Portugal.
32. EUGÈNE NOËL. Voltaire et Rousseau.
33. A. OTT. L'Asie occidentale et l'Égypte.
34. C. RICHARD. Orgueil et fin des modes.
35. ENFANTIN. La Vie éternelle.
36. L. BROTHIER. Causeries sur la mécanique.
37. ALFRED DONEAUD. Histoire de la marine française.
38. FRÉD. LOCK. Jeanne d'Arc.
39-40. CARNOT. Révolution française (2 vol.).
41. ZURCHER et MARGOLLÉ. Télescope et Microscope.
42. BLERZY. Turquie, Finances et Causes de la France.
43. P. SECCHI, WOLF et BRIOT. Le Soleil et les Étoiles.
44. STANLEY JEVONS. Économie politique.
45. EM. FERRIÈRE Le Darwinisme.
46. LESNEVEUX. Paris municipal.
47. BOILLOT. Les Entretiens de Feutenville.
48. EDGAR ZEVORT. Histoire de Louis-Philippe.
49. GERIKIE. Géographie physique (*Illustré*).
50. ZABOROWSKI. L'Origine du langage.
51. BLERZY. Les Colonies anglaises
52. ALBERT LEVI. Histoire du l'air (*Illustré*).
53. GEIKIE. Géologie (*Illustré*).
54. ZABOROWSKI. Les Migrations des animaux.
55. F. PAULHAN La Physiologie de l'esprit (*Illustré*)
56. ZURCHER et MARGOLLÉ. Phénomènes célestes.
57. GIRARD DE BIALLE. Les Peuples de l'Afrique et de l'Amérique.
58. JACQUES BERTILLON. La Statistique humaine de la France (naissances, mariage mort).
59. PAUL GAFFAREL. La Défense nationale en 1792.
60. HERBERT SPENCER. De l'éducation.
61. JULES-FARN. Napoléon Ier.
62. HUXLEY. Premières notions sur les sciences.
63. P. BONDOIS. L'Europe contemporaine.
64. GEORGE. Continents et Océans (*Illustré*).
65. JOUAN. Les îles du Pacifique.
66. ROBINET. La Philosophie positive.
67. RENARD. L'homme est-il libre?
68. ZABOROWSKI. Les Grands Singes.
69. E. MATIN. Histoire du Journal.
70. GIRARD DE BIALLE. Les Peuples de l'Asie et de l'Europe.
71. A. BONEAUD. Histoire contemporaine de la Prusse.
72. DUFOUR. Petit dictionnaire des falsifications.
73. F. HENNEGUY. Histoire contemporaine de l'Italie
74. LESNEVEUX. Le Travail manuel en France.
75. JOUAN. La Chasse aux cétacés marins.
76. REGNARD. Histoire contemporaine de l'Angleterre
77. ROUANT. Histoire de l'eau (*Illustré*).
78. JOUBERT. Le Patriciome à Paris.
79. MONGREMEIN. Le Libre échange en Angleterre.
80. CHARLETON. Histoire romaine.
81-82. BONDOIS. Mœurs et Institutions de la France. (2 volumes).
83. ZABOROWSKI. Les Mondes disparus (*Illustré*).
84. J. BRINACH. Léon Gambetta (*Illustré*).
85. H. BEAUBRANI. Géologie pratique.
86. WILKINS. L'Antiquité romaine (*Illustré*).
87. MAGNE. Les Mœurs de la France.
88. BROQUÈRE. Médecine des accidents, premiers soins
89. AMIGUES. A travers le ciel.
90. GOSSIN. La Machine à vapeur (*Illustré*).
91. GAFFAREL. Les Frontières françaises et leur défense.
92. DALLET. La Navigation aérienne (*Illustré*).
93. COLLIER Premiers Principes des beaux-arts (*Illustré*)
94. LABRALETHIER. L'Agriculture française (*Illustrée*.
95. GOSSIN. La Photographie (*Illustré*).
96. GENEVOIX Les Matières premières.
97. FAGNIEZ. Le Play-Ouvriers français.
98. MONIN. Les Maladies épidémiques (hygiène).
99. PETIT. Économie rurale et agricole.
100. MARAFFY. L'Antiquité grecque (*Illustré*).

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Werke über roman. Sprachen und Litteraturen**
a. d. Verlag von **J. A. Barth** in Leipzig.

**Diez, Fr. Leben und Werke der Troubadours.**
2. Aufl. herausg. von *A. Bartsch*. 1882 . . . . . *M* 10,00.

**Diez, Fr. Die Poesie der Troubadours.** 2. Aufl.
herausg. von *A. Bartsch*. 1883 . . . . . *M* 6,40.

**Krenkel, M. Klass. Bühnendichtungen der Spanier;**
span. Text mit ausführl. deutschen Einleitungen und Anmerkungen. 1881—87.
I. Band: **Calderon,** *la vida es sueño — El Príncipe constante* *M* 4,50.
II. „ — *El Mágico prodigioso* . . . . . *M* 5,40.
III. „ — *El Alcade de Zalamea*. Nebst dem gleichnam. (bisher unedirten?) Stück des *Lope de Vega* . . . *M* 5,40.

**Welgand, G. Die Sprache der Olympo-Walachen;**
nebst einer Einleitung über Land und Leute. 1888 . *M* 3,00.
Wissenschaftl. Grammatik der Sprache der sogen. „Zinzaren", nebst Texten (an Ort u. Stelle gesamm. Lieder und Sprichwörter) u. einer interessanten Schilderung des wenig gekannten Volkes.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 13. April 1889. Nr. 16.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Grazia Pierantoni-Mancini: „Ein Zeitungsschreiber." — August Weiß: „Neue englische Romane." — H. Düntzer: „Über Goethes Ballade „Die Braut von Korinth"." — Karoline Häußer: „Was Ihr ererbt von Euren Vätern." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Ein Zeitungsschreiber.

Novelle.

Nach dem italienischen von Grazia Pierantoni-Mancini.

Er war eben 21 Jahre alt geworden, mager, dürr, mit großen runden hervortretenden Augen, denen man die Kurzsichtigkeit ansah. Er hatte eine krumme Nase, wie ein Pulcinello sie zu haben pflegt und wie sie beim niederen Volke in Neapel häufig vorkommt, dazu einen langen, schwindsüchtigen eigentümlichen Hals und eine krächzende Stimme. Freilich war er nicht schön und die Mädchen, welche ihm begegneten, wenn er mit einem großen Bündel Papier unter dem Arm, mit aufgeschlagenem Rockkragen, den Hut schief aufgesetzt, den Kneifer auf der Nase durch die Straßen eilte, konnten sich kaum enthalten, ihm ins Gesicht zu lachen. Aber die Schelme hätten ruhig lachen können, Sasà war so kurzsichtig, daß es ein Wunder war, wenn er den schnell fahrenden Wagen auswich und nicht mit der Nase gegen die Straßenecken rannte. Und aus dem schönen Geschlechte machte er sich gar nichts! Nicht etwa, weil er kein Herz hatte, oder weil er, seiner Häßlichkeit bewußt, sich wohlweislich keiner Zurückweisung aussetzen wollte; vielmehr weil die Liebe wohl der fröhlichen Jugend hold ist, nicht aber der bedrückten, hinsiechenden des armen Sasà. Wer nicht die wunderbare Erfindungsgabe der Südländer für Schmeichelnamen und Abkürzungen kennt, muß wissen, daß Sasà so viel wie Alexander heißt, sonst könnte man den Namen für chinesisch halten. Aber unser Held ist nicht so weit her, er ist im Molo, dem volkreichsten Stadtteil von Neapel, geboren und aufgewachsen.

Sasà ist eines aus der endlosen Reihe von Kindern, mit welchen die Ehe zwischen Lorenzo Pocco, Unterbeamten bei der königlichen Lotterie des ehemaligen Königreiches beider Sizilien, und seiner Base Filomena gleichen Familiennamens, gesegnet, nein, sagen wir lieber heimgesucht war.

Lolò und Filomè, so nannten sich die Eheleute untereinander; sie waren weder schön, noch reich, noch sterblich verliebt ineinander, aber sie waren miteinander aufgewachsen, hatten sich gepufft und geknufft, gezankt und geküßt, wie es eben kam, und so ging's auch weiter fort, als sie sich leichtsinnig auf immer verbanden und zwar mittelst eines päpstlichen Erlasses, den ihnen der Beichtvater um teures Geld verschaffte. Dieser Erlaß vertrat die Stelle von Hochzeitsgeschenk und Hochzeitsreise und wurde in der Familie oft und viel besprochen, denn eine so große Summe, wie die dafür gezahlte, ließ sich nie wieder zusammenbringen. In dem Leben der beiden zwanzigjährigen Verwandten änderte sich eigentlich wenig, nur daß die seltenen, gewohnheitsmäßigen Küsse mehr als wünschenswerte Folgen hatten. Jedes Jahr kam ein Kind zur Welt, manchmal sogar zwei, und einmal, es ist schrecklich zu sagen, drei auf einmal, aber es ging noch, denn die blieben nicht am Leben, und so konnte der arme kleine Sasà, der kaum 15 Monate zählte, in seiner Korbwiege liegen bleiben, aus der er sonst vertrieben worden wäre, um auch in dem großen Bette zu schlafen, wo vier Brüderchen am Kopfende und vier Schwesterchen am Fußende zu liegen pflegten.

Und was für ein Geschlecht von Kindern hatte der arme Lolò! Unter der Schar war der Blinde, der Lahme, der Bucklige, die Stumme, die anderen waren alle mehr oder minder skrophulös oder brustkrank. Ärzte, Physiologen und Philosophen hätten einen Band von Beweisen gegen die Heirat zwischen

Digitized by Google

Blutsverwandten zusammenstellen können. Aber die unglücklichen Gatten wußten nicht, daß sie selbst die Ursache ihres Elendes wären und klagten die Vorsehung an, als ob sie all diese kleinen Ungeheuer zur Welt gebracht hätte.

Indessen hatten es die Armen damals nicht so schwer wie jetzt; denn Brot und Fleisch waren billig und die Miete einer Wohnung im sechsten Stock ruinierte auch noch Keinen; und doch wußte der arme Lotterieeinnehmer, der sein Monatsgehalt von 100 Lire mit den 50 Lire Leibrente seiner Frau zusammenlegte, oft nicht, wie er das Jahr hindurch auskommen sollte. Aber man schlug sich so durch, bis der Tod mit seinem Gefolge von Ärzten und Apothekern, Priestern, Kerzen und Begräbnissen in Lolòs Haus einzog. Zuerst starb ein vierzehnjähriges Mädchen, es war bleich, mit etwas krummen Schultern, abgezehrten Händen und spitzem Kinn, und doch, vielleicht weil jedes weibliche Wesen einen Augenblick der Verklärung hat, sah Lili auf ihrem Totenbette schön aus, als man sie forttrug, die gefalteten Hände auf der Brust, die großen blauen Augen, welche sich nicht hatten schließen lassen, weit geöffnet, dazu die langen weichen Haare, die ihre reine Stirne wie ein Heiligenschein umgaben.

So gingen auch die anderen allmählich hin, bis endlich die arme Filomena auch ihre letzte Thorheit beging und mehr aus Erschöpfung als an einer eigentlichen Krankheit starb. Also blieb Lolò im Alter von 34 Jahren Wittwer mit drei Kindern, die von der furchtbaren Verheerung, welche der Tod während des letzten Jahres in seiner Familie angerichtet, allein übrig geblieben waren. Er war verschuldet, niedergebeugt, ja, ganz und gar verstört durch die schweren Erfahrungen seines Lebens, und seine Vorgesetzten sagten, er sei ganz unbrauchbar geworden und versetzten ihn in den Ruhestand. Beim Himmel, ein schöner Ruhestand, der seinen ohnehin kärglichen Lohn auf die Hälfte herabsetzte!

Auch die Leibrente seiner Frau war mit ihrem Tode erloschen und der Ruhegehalt von 50 Lire ließen die unglückliche Familie endlich das äußerste Elend, den Hunger, kennen lernen. Lolò brachte seine Nächte damit hin, endlose demütige Bittschriften aufzusetzen und abzuschreiben, und die Tage in den Vorzimmern der Minister zu warten, oder in den Straßen auf das Vorüberfahren des königlichen Wagens aufzupassen. Endlich erhielt er eine geringe Unterstützung, die ihm kaum das verschriebene Papier bezahlt machte, außerdem viele Zurückweisungen, aber keine erbarmende Hilfe. Unterdessen wuchsen die Kinder zu Hause auf, wie sie eben konnten, ohne Mutter und bei kärglicher Nahrung, im körperlichen wie im geistigen Sinne. Diese Kinder waren Sasà, von dem wir schon gesprochen haben, ein blödsinniger Zwerg mit unverhältnismäßig großem Kopfe, ohne Namen, ohne bestimmtes Alter, und Nennà, ein schönes Mädchen von 15 Jahren, die einzige Blume unter all den Nesseln.

„Es giebt keinen Sonnabend ohne Sonnenschein," sagt mitleidig das Sprüchwort, und Nennà war wirklich ein Lichtblick für diese unglückliche Familie. Groß und schlank, von edlem Anstand, schien sie dazu geboren, ein Diadem auf ihren kohlschwarzen Flechten zu tragen. Ihre Augen glänzten wie Sterne und ihre feinen gewandten Hände konnten Alles thun und machten Alles gut. In dem armseligen Hause war ihre sanfte Stimme Gesetz, Trost, Orakel!

Lolò, häßlich wie er war, vor der Zeit gebeugt, von den Menschen und vom Geschick mißhandelt, fand sein Lächeln wieder, wenn er das holde Mädchen um sich sah, das ihn mit tiefen, zärtlichen Blicken anschaute. Sie war seine Tochter, sein Fleisch und Blut, ein vollkommenes Geschöpf, denn er das Sein gegeben. Was schadete es denn, daß die andern gestorben, wenn ihm Nennà geblieben war? und daß Sasà schwindsüchtig und der andere blödsinnig war? Huste dir die Brust entzwei, unglücklicher Sasà, und du blödsinniges Geschöpf, wackle mit dem riesigen Kopfe und murmele unzusammenhängende Worte, der Vater hat nur Augen für Nennà, aus den übrigen macht er sich nichts!

Auch Sasà vergötterte das Schwesterchen und hätte gern für sie den schwachen Lebenshauch hingegeben, der noch in seiner schwindsüchtigen Brust war. Da er weder ausreichende Bildung noch hinreichende Mittel besaß, um Advokat, Arzt oder Beamter zu werden, beschäftigte er sich damit, Alles niederzuschreiben, was ihm durch den Kopf ging.

Die neue Regierung war ins Land gekommen; Zeitungen waren in Neapel eine neue vielbegehrte Ware, und Sasà fand keine Schwierigkeit, seine Ergüsse für zwei Soldi die Zeile zu verwerten. Kurz, er war Zeitungsschreiber und in Mußestunden auch Dichter geworden.

Noch Mancher wird sich seiner romantischen Schreibereien erinnern, die heutzutage selbst unseren jungen Studenten ein mitleidiges Lächeln entlocken würden, aber wenn zu jener Zeit der Realismus (Verismus) auch schon anfing aufzutauchen, wagte er doch noch nicht, öffentlich zu behaupten, daß man von einer Petroleumlampe mehr halten müsse als vom Mondschein.

In Sasà's Seele war überdies so viel Romantik, daß sie für unser ganzes Jahrhundert ausgereicht hätte. Nachts beim matten Schein einer kleinen Öllampe las er Leopardi und Foscolo, schrieb lange Elegien, ersehnte den Tod, blickte gerührt zu den Sternen auf und träumte mit offnen Augen, daß er in eine schöne Prinzessin verliebt wäre. Diese ideale Liebe war der einzige Zoll, den er der unruhigen Sehnsucht der Jugend darbrachte, und jeden Abend, wenn er sich in sein kaltes Bett legte, spann er den Faden seines Romans weiter, bald suchte er unter tausend Gefahren die Prinzessin in ihrem Schlosse auf, bald beredete er sie, in Bauerntracht mit ihm zu entfliehen, bald erwarb er so hohen Ruhm und so große Schätze, daß er es wagen konnte, um ihre Hand zu werben.

Natürlich waren Schlaflosigkeit und Ermattung, Anzeichen des zunehmenden Brustübels, die Ursachen dieser seltsamen Phantasien; Don Quixote selbst würde sich gefreut haben, hätte er wissen können, daß noch ein seiner würdiger Erbe auf der Welt

Digitized by Google

wäre, trotz der Bosheit seiner Feinde und der Ungunst der Zeiten. Auch machte diese eckige Gestalt mit den langen Armen, den fleischlosen Wangen und den blassen zusammengekniffenen Lippen, die immer ein Lächeln zu erhaschen schienen, das ihnen stets entging, dem Ritter von der traurigen Gestalt keine Schande. Vielleicht hatte auch er solche runde ehrliche Augen gehabt, die von Herzensgüte erglänzten, wie die Augen, mit denen Sasà seine Nennà ansah, wenn sie das schwermütige neapolitanische Lied sang:

O Fensterchen, sonst helle,
So dunkel jetzt und trüb!
Ein Zeichen ist's, Nennella
Ist krank, mein armes Lieb'

Nur wer dieses Lied gehört hat, weiß wie süß, wie tief ergreifend es ist.

Bellini nahm es zum Motiv einer berühmten Arie. Neapel, Kalabrien und Sizilien streiten sich darum, wo es zuerst entstanden, denn mit geringen Abweichungen wird es in all diesen Provinzen seit Jahrhunderten gesungen, und auch in den Bergen von Andalusien, wo der arabische Einfluß die meisten Spuren zurückgelassen, kennt man ein ähnliches Lied. Und forscht man weiter nach, so kann man bis zu den Phöniziern kommen. —

Aber Sasà hatte nicht Zeit, sich in solche Forschungen zu vertiefen; jeden Morgen mußte er Elegien und Novellen beiseite schieben, um den Leitartikel zu verfassen, der die Welt belehren und dem Verfasser die Mittel verschaffen sollte, sich ein Paar neue Stiefel zu kaufen, wenn erst die Schneiderrechnung für das neue blauwollene Kleid, das er seiner Nennà zu Weihnachten geschenkt hatte, allmählich abgezahlt sein würde.

Beim Schreiben strömten ihm Gedanken zu politische Systeme, wissenschaftliche Erörterungen, vaterländische Ergüsse, ausländische Citate, besonders über das, was man im freien England, dem gelobten Lande der italienischen Zeitungsschreiber, spricht und treibt.

Bücher besaß er nicht, aber er lief alle Augenblicke auf die Staatsbücherei, schlug im Konversationslexikon, in Lebensgeschichten berühmter Männer und anderen Sammelwerken nach, und brachte dann seine gelehrten Anführungen an, wohl auch auf Lateinisch, wovon er kaum die Anfangsgründe wußte.

Wie stolz war der gute Sasà auf seine humanitäre Sendung!

Mit wichtiger Miene knöpfte er sich den abgeschabten Überrock so zu, daß er die Abwesenheit des Hemdes verberge, und dachte: „Was thut's, daß man Zwiebeln ißt, wenn man der Menge mit vollen Händen das Brot der Wissenschaft, die Keime der Gedankenfreiheit hinstreut? Was thut's, schäbig gekleidet zu sein, wenn man die Gedanken in die klarste Form kleidet? Was schadet's, daß man zerrissene Schuhe hat, wenn man auf den unermeßlichen Höhen der Philosophie wandelt?" Das war der magere Trost dieses halbverhungerten, halbabgerissenen und halbbarfüßigen Schwärmers! Das waren bei seinen 21 Jahren die naiven Träume des ehrlichsten Papierbeschmierers, den man sich denken kann.

Ich sage des ehrlichsten, denn nur wenig sind der Zeitungsschreiber in Italien, die man unbedingt ehrlich nennen kann. Bemühen sie sich nicht fast alle zu beweisen, daß schwarz = weiß und grün = blau ist? Überdies begeistern junge Leute von Verstand und Herz sich oft für das Abgeschmackte, welches sie für eine neue Wahrheit halten; weil sie die Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen noch nicht kennen, verwechseln sie oft die Tugend, welche eine ist, mit dem eitlen Schein der Wahrheit und des Fortschrittes, welcher von jedem Gesichtspunkt aus sich anders ausnimmt. Und das dient zu ihrer Entschuldigung! —

Zu jener Zeit war die ganze gebildete Welt und in Neapel mehr als irgendwo anders, von einer entsetzlich materialistischen und egoistischen Philosophie ergriffen. Jeder Junge von 15 Jahren nannte sich einen Utilitarier, bekannte sich zu wer weiß was für Theorien deutscher Denker und erklärte schamlos, daß er bereit sei, seine Seele dem Teufel zu verschreiben, wenn der ihm nur einen angemessenen Preis dafür böte. Aber glücklicherweise hatte Sasà nicht viel studiert und das Wenige nur in den alten Schriftstellern; er war naiv und harmlos und versprach, immer so zu bleiben.

Nicht so war ein anderer junger Mann, der Redakteur des Oppositionsblattes, ein gewisser Graf del Tavano, ein politischer Märtyrer, der, nach seiner Aussage, seit kurzem aus England zurückgekehrt war, wo er als Trompeter sein Leben gefristet hatte.

Sasà schrieb für die Partenope, eine etwas altmodische, aber gründehrliche Zeitung und überdies eine aufrichtige Anhängerin des Freihandels.

Der Graf del Tavano dagegen hatte den „Stachel" gegründet, der allerdings mit giftigen Pfeilen stach, und spielte sich als Republikaner auf, obschon er auf dem Gebiete der Nationalökonomie die denkbar engherzigsten Ansichten vertrat, eine Wunderlichkeit, wie man sie oft bei freisinnigen Zeitungen und Staatsmännern findet. Außerdem war er Advokat, und im Plauderteile seiner Zeitung wurden seine Reden vor den Geschworenen abgedruckt, und zwar so, als ob sie einer seiner begeisterten Jünger nachgeschrieben hätte.

Die Partenope fristete ein mühseliges Dasein, auch sie wurde von einem aus politischen Gründen Verbannten, der neuerdings aus Piemont zurückgekehrt war, herausgegeben, einem gutmütigen Mann, der vor allem Möglichen Angst hatte, am meisten aber vor seinem Gegner, dem Advokaten Graf Tavano. Dieser aber griff ihn so oft und so beißend an, daß er ihn doch schließlich aus seiner Gleichgültigkeit aufstachelte.

Eines schönen Tages sagte er zu Sasà: „Mein Lieber, unsere Zeitung macht keine Geschäfte! Zu viel Philosophie! und überdies bekannte, abgedroschene, langweilige Dinge! Wenn Du nicht den Ton ändern kannst, muß ich mir einen anderen Redakteur suchen."

Der arme Sasà wurde totenbleich.

„Wir brauchen mehr Saft und Kraft," fuhr der

Digitized by Google

Erstere fort, mehr Mut fassend, je mehr sein Untergebener bei seinen Beschuldigungen das Haupt senkte; — „mehr Feuer, mein Guter, und wenn es Dir gelänge, geradezu einige persönliche Angriffe, etwas Gift und Galle, einzumischen, wie es jetzt Mode ist, so thätest Du ein gutes Werk!"

„Ein gutes?" stotterte Sasà.

„Ein gutes für meine Börse, mein Herz, und auch ein gerechtes! Glaubst Du, daß ich eine Zeitung herausgebe, um jeden Tag an meiner Ehre angegriffen zu werden und dabei am Hungertuche zu nagen? O dieser Teufel, der Tavano glaubt, er allein habe einen Stachel. Frisch drauf los, werde Du eine Wespe und stich ihn auch!"

Sasà lächelte nicht einmal bei diesem Scherze; die unerwarteten Vorwürfe verletzten ihn tief, und er hätte sich gern entschuldigt. „Habe ich etwa nicht die Verordnungen Garibaldis bemängelt? Habe ich nicht der Regierung ins Gesicht gesagt, daß die Einrichtungen —"

„Ach was Verordnungen und Regierung! Vom lieben Nächsten mußt Du schlecht sprechen! Unseren Gegner mußt Du durchhecheln! Dieser Tavano, der sich aus seiner Trompete den Grafentitel und die Beredsamkeit eines Advokaten herausgeblasen hat, kann unmöglich etwas taugen. Könntest Du nicht etwas über ihn ausspüren, wenn nicht anders Dir etwas ausdenken? ihn zum Helden einer Skandalgeschichte machen, welche die Neugier unserer langweiligen Neapolitaner reizte! Höre, mit einem Wort, entweder gelingt es Dir Mittel und Wege zu finden, daß unsere Zeitung mehr Absatz hat, oder Du kannst künftig Deine Moralpredigten für die Engel im Paradiese schreiben."

Es läßt sich nicht sagen, mit welchen Gefühlen unser armer Sasà das Zimmer der Partenope verließ. Er sollte mit Bosheit und Gehässigkeit schreiben, während seine Seele voll Rücksicht und Wohlwollen war? Er sollte dem Grafen Tavano Übles nachsagen, den er nie gesehen und der ihn einmal in seiner Zeitung „unsern hochgeschätzten Gegner" genannt hatte? Und doch, wenn er es nicht thäte, jagte ihn der Verleger fort, und der alte Vater samt dem Troddel müßten Hungers sterben. Der arme Troddel! er schien eigentlich nur ein großer Kopf zu sein, aß für zwei und schrie doch immer: „Ich hab' Hunger! Hunger!" Aber Nennà würde nicht sterben! Wie schön war sie im Jugendreiz ihrer 16 Jahre! Sie würde nicht sterben, sie würde es machen wie hundert andere, die hungern und schön sind und nicht sterben wollen! —

Zum ersten Mal kam ihm ein solcher Gedanke, und er errötete dabei wie bei einem schweren Unrecht. Von dem Engel auch nur schlecht zu denken! Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, er beschleunigte seine Schritte, aber ein heftiger Hustenanfall zwang ihn still zu stehen und sich an die Mauer zu stützen. Er beschloß, sofort nach Hause zu eilen und eine Philippika gegen die Verführer armer Mädchen zu schreiben. Wie aber sollte er den Grafen Tavano darin anbringen? Er kannte ihn nicht einmal dem Ansehen nach. Er kannte so wenig Leute! Die Welt, die Gesellschaft, Vergnügungsörter, Bühnen waren für ihn bedeutungslose Worte. Von der Liebe wußte er nur, was er in den Werken der Dichter gelesen hatte; seine Geliebten hießen Leonora, Laura, Fiammetta, Francesca und Parisina personifizierten für ihn die Ehebrecherin; sprach er von Eifersucht, so dachte er an Desdemona; verlorene Mädchen waren für ihn lauter Gretchen; fuhr eine vornehme Dame, nachlässig auf das Polster ihres Wagens gestreckt, rasch an ihm vorüber, so flüsterte er höhnisch: Aspasia! und so fort; in dieser Weise hatte er für sich eine Welt voll Phantasiegebilde geschaffen, die ihm die Erkenntnis des Wahren unmöglich machte.

Brrr — es wehte ein Südwest übers Meer von der heißen Küste Afrikas herüber. Die kranken Nerven Sasàs waren wie gespannte Saiten, die im Augenblick zu zerspringen drohten. In der schmutzigen Gasse, wo er wohnte, angekommen, besann er sich eines bessern und ging rasch über Santa Lucia nach der Riviera di Chiaja hinab. Ihn dürstete nach frischer Luft, nach Licht und Leben. Es war die Dämmerstunde kurz vor dem Anzünden der Lampen. Die Leute, welche arbeiten und nun die Werkstätten verließen, stießen auf die Müssiggänger, welche die Nacht zum Tage machend erst nach Sonnenuntergang zu leben anfangen. Die Wagen rollen in doppelter Reihe einher, kreuzen sich, berühren einander beinahe und verschwinden da und dort in den Seitengassen. Die Verkäufer machen mit ihren mannigfachen Ausrufen einen betäubenden Lärm, die Freunde rufen einander an, suchen sich auf, finden sich gern zusammen, als ob diese Stunde besonders zu traulicher Unterhaltung einlüde. Nun werden zuerst die Lampen in den Läden, dann die Laternen auf der Straße, eine nach der andern angesteckt, als wären es lauter neugierige Augen, die gern zusehen möchten, was die Leute thun und treiben.

(Schluß folgt.)

## Neue englische Romane.

Von Dr. August Weiß.

Das Virtuosentum hat wohl kaum irgendwo eine so hohe Stufe erreicht, als in England. Wir meinen damit die Kunstfertigkeit fast in allen Äußerungen menschlicher Kultur, gleichviel, ob es sich nun um eine handwerksmäßig zu erlernende Kunst in irgend einem Zweige des Gewerbfleißes, oder um die geradezu verblüffende Bühnengeschicklichkeit handelt, die wir bei den Aufführungen von Sullivans Mikado durch die Schauspielertruppen des Direktors Oyle-Carte kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Auch die Verfasser zweier neuer in der Tauchnitz-Edition erschienenen Romane*) sind solche Virtuosen in ihrem Fache, Rider Haggard sowohl als Robert Louis Stephenson, und sie haben auch in der Weise echter Virtuosen sich nicht nur rasch einen großen Leserkreis zu gewinnen, sondern

*) The Black Arrow. By Robert Louis Stephenson. Leipzig 1888. — Mr. Messons Will by H. Rider Haggard Leipzig 1888

Digitized by Google

denselben auch zu blenden vermocht. Wenngleich ein solches Virtuosentum nur Werke hervorzubringen vermag, die gegenüber echten dichterischen Schöpfungen nur als Blendwerk erscheinen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch dieselben einer sehr dringenden Nachfrage entsprochen wird, die sonst entweder gar nicht oder doch nur durch noch schlimmere schriftstellerische Erzeugnisse gestillt werden könnte. Zu den mahnendsten Bedürfnissen eines Kulturmenschen gehört eben nun einmal auch eine anregende Unterhaltungslitteratur und dieses Bedürfnis kann von solchen Virtuosen wie Stephenson und Haggard in der angemessensten Weise befriedigt werden.

Wir müssen gleich vorausschicken, daß Stephenson die in seinem „Dr. Jekyll and Mr. Hyde" zu vollsten Geltung gebrachte Kunstfertigkeit nicht, oder richtiger gesagt, noch nicht bekundet. Dieser Roman ist nämlich ein mit dem Namen des nunmehrigen Meisters Stephenson gezeichnetes Erzeugnis der Lehrjahre seines Verfassers. Auf den Schwingen des Ruhmes, den sich Stephenson mit seiner Erzählungskunst seither so rasch erworben, wird auch dieses Werk in weitere Kreise getragen werden, als es um seines eigenen Wertes willen verdient, und so ist es auch in die treffliche Tauchnitz-Edition geraten. Man mag ihm übrigens diesen Platz gönnen, denn die Striche der Feile, welche an dieses Jugendwerk angelegt wurde, verraten überall die Hand des Meisters. Ja, es läßt sich sogar sagen, daß das erste Buch fast auf der Höhe der späteren Schriften Stephensons steht, und an der glänzenden und gewandten Sprache erkennt man den Verfasser überall. Der Vorwurf an sich wäre sonst nicht übel und ist reich an freilich nicht immer geschickt herbeigeführten, spannenden Situationen, in deren packender Schilderung eben Stephensons Kunstgeschick als Romanschriftsteller besteht. Die Handlung spielt zur Zeit des Krieges der weißen und roten Rose; wir haben also einen geschichtlichen Roman vor uns. Farbenprächtige Schilderungen zeigen, welch unerträgliche Verhältnisse durch diesen entsetzlichen Krieg auf dem flachen Lande geschaffen wurden. Allein Stephenson ist von dem Geist jener Zeit nicht im geringsten durchdrungen, wie etwa Thackeray sich in seinem „Henry Esmond" von dem Denken und Empfinden der Gesellschaft, die er schildert, durchdrungen zeigt. Es wäre darum auch für den Verlauf seiner Geschichte fast gänzlich gleichgiltig, wenn etwa ein deutscher Übersetzer an die Stelle der englischen Namen gute deutsche Namen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges setzen wollte.

Dagegen ist Rider Haggards „Mr. Meesonswill" ein ganz ausgezeichnetes Musterstück eines modernen englischen Virtuosenromans. Gut geschrieben, geistvoll erfunden, voll der ungewöhnlichsten Situationen, dreist und rasch zugreifend in der Motivirung ist es das richtige Buch, um sich etwa über einen regnerischen Sonntagnachmittag hinwegzuhelfen, giebt es einen prächtigen Gesprächstoff mit einer Sitznachbarin an einer langweiligen Tafel, da die Verwicklung ebenso unerhört ist, als sie der seichtesten Kritik die bequemsten Handhaben darbietet. Denn auch das erfüllt selbstgefällige Leser, wie es wohl insbesondere die englischen Leser sein dürften, sehr angenehm, wenn sie einem Verfasser mit so großer Bestimmtheit sagen können, wo er seine Sache schlecht gemacht hat, da sie sich bei derartigen Entdeckungen gar grundgescheidt vorkommen. So gescheidt sind Schriftsteller wie Rider Haggard natürlich auch, allein da kein anderer Lückenbüßer besser zu einer ihnen gerade vorschwebenden und außerordentliche Wirkung versprechenden Situation führt, so ist gerade dieser Lückenbüßer als das geeignetste Mittelglied eingeflickt worden. Das geht nun einmal nicht anders. Rider Haggard schreibt im naiven Tone für naive Leser und man kann ihm in dieser Beziehung manches von dem Lobe nachsagen, das Hillebrand in seinem Aufsatz „Vom alten und neuen Roman" dem alten Roman so freigebig spendet. Freilich ist seine Naivität erkünstelt, denn er glaubt selbst nicht an das Unerhörte, das er seine Leser glauben machen will, während doch nur dieser Glaube ihn zu einem wahrhaft naiven Erzähler machen würde. Und wie die Naivetät der Leser geartet sein muß, für die er schreibt, mag man aus folgender kurzer Inhaltsangabe von „Mr. Meesonswill" ersehen. Mr. Meeson ist ein großer Verleger, der jeden Schriftsteller, den er in seine Krallen bekommt, in der schamlosesten Weise ausbeutet. Haggard schildert das Verfahren dieses Blutsaugers in übertriebener Weise, so daß er wirklich ein Recht hatte, in der Vorrede ausdrücklich zu erklären, wie gut es die englischen Schriftsteller bei ihren Verlegern haben, allein jeder Leser fühlt deutlich genug, wie viel an dem Dargestellten wahr ist. Es war entschieden ein glücklicher Griff, diese Verhältnisse zur Sprache zu bringen. Mit der Handlung hat es sonst blutwenig zu thun, ob Mr. Meeson ein Verleger ist oder nicht, und daß die Heldin des Romans, Augusta Smithers, eine Schriftstellerin ist. Als Meesons Neffe es versucht, die schöne junge Schriftstellerin vor der Habgier seines Oheims zu schützen, wird er von demselben gänzlich enterbt. Es bleibt derselben schließlich nichts anderes übrig, als bei ihrer in Australien lebenden Verwandten Zuflucht zu suchen. Gleichzeitig führen aber auch den Verleger Meeson dringende Geschäfte nach Australien, so daß sich die beiden auf dem Schiffe Kangaroo wiederfinden. Das Schiff geht unter und nur Augusta, der junge Lord Holmhurst, einige Matrosen und – Meeson können sich nach dem wüsten und gänzlich menschenleeren Kerguelenland retten. Als sich Meeson seinem Ende nahe fühlt, erwacht in ihm eine peinigende Reue darob, daß er seinen Neffen zu Gunsten seiner Geschäftsteilhaber enterbt hat. Allein in Kerguelenland giebt es keinen Papierhändler und keiner der Geretteten war vorsorglich genug, Papier und Tinte einzustecken. Der Leser muß schließlich einsehen, daß es kein anderes Mittel giebt den Widerruf des Testamentes in rechtsgültiger Form nach England zu bringen, als daß derselbe auf den schönen Nacken Augustas tätowiert wird, und nachdem bald nach Meesons Tode auch die beiden Matrosen sterben, ist der liebe Leser gänzlich überzeugt davon, daß es nicht anders anging. Man denke nun, was für eine prächtige Situation sich Haggard da

Digitized by Google

mit einem Male geschaffen hat! Ein junges Mädchen, das ein Testament, welches ihren Geliebten zum vielfachen Millionär macht, auf dem Nacken eingegraben trägt; das dieses Testament vor das Gericht bringt, wo über dasselbe in öffentlicher Sitzung verhandelt wird, das giebt, wenn es einem auf ein paar Unwahrscheinlichkeiten nicht ankommt, eine ganze Fülle von ebenso originellen als spannenden Szenen! Und Rider Haggard hat es auch wirklich verstanden, diesen freilich recht gesuchten Stoff in kunstfertiger Weise auszubeuten. Sowie er im Beginn des Romans mit vielem Glück das Verhältnis zwischen Verleger und Schriftsteller behandelt, so karikiert er bei Gelegenheit der Ankunft der Heldin in England in höchst ergötzlicher Weise den Nachrichtendienst bei den englischen Zeitungen und im Verlaufe der Verhandlungen bei den Gerichten das englische Prozeßverfahren. Man muß zugeben, daß man dem guten Publikum in einem Bande von kaum dreihundert Seiten kaum mehr bieten kann.

Einem viel bedeutenderen und tiefer gehenden Erfolg, als die beiden Romane von Stephenson und Haggard, hat jedoch Mrs. Humphry Ward*) mit ihrem drei Bände starken Werke: Robert Elsmere errungen. Und das mit Recht. Robert Elsmere ist im Sinne Hillebrands ein neuer Roman und es giebt zur Erläuterung der oben angeführten Studie Hillebrands nichts Belehrenderes, als ein Vergleich dieses Romans mit Haggards Mr. Meesons will. Die ungleich idealere Richtung, der ungleich tiefere Gehalt Robert Elsmeres ist so in die Augen springend, daß über die Einseitigkeit von Hillebrands Studie kein Zweifel obwalten kann. In dem Rahmen des alten Romans vermögen sich Virtuosen, wie Stephenson und Haggard, mit Leichtigkeit zu bewegen, allein sie mögen es einmal versuchen, solche ernste Fragen aufzugreifen, wie die in Robert Elsmere behandelte! Der Erfolg des Buches war in England geradezu ungeheuer. Die dreibändige, sehr teuere Ausgabe wurde innerhalb eines halben Jahres fünfmal aufgelegt und die billige einbändige Ausgabe erschien erst als sechste Auflage des Werkes. Gladstone, der sich gerne manchmal in Zeitschriften hören läßt, hat diesem Romane eine längere Besprechung gewidmet, und hat demselben damit auch eine nicht geringe Zahl von Lesern zugeführt. Mrs. Humphry Ward bringt in ihrem neuesten Werke die religiösen Fragen, welche die vorige Generation insbesondere aber das damalige Oxford beschäftigt haben, zu ebenso lebendiger als einleuchtender Darstellung. Wir müssen gleich bemerken, daß die von Mrs. Ward in so warmer Weise vertretenen Gedanken heute in Deutschland um so weniger Interesse finden werden, als Oxford in England als der Ort gilt, „wohin die guten deutschen philosophischen Systeme erst dann gelangen, wenn sie im Absterben begriffen sind." Aus diesem Grunde dürfte in Deutschland noch unangenehm auffallen — was auch Gladstone an dem Romane tadelt — nämlich, daß dem nach einer freieren Auffassung des Christentums ringenden Helden gar kein halbwegs ebenbürtiger Gegner gegenübergestellt ist. Robert Elsmere kämpft diesen Kampf sogar ganz allein, ohne selbst seine Gattin ins Vertrauen zu ziehen, bis er zu dessen Ende gelangt ist. Den Anstoß dazu erhält er in Oxford selbst, als er seinen beiden „Tutors" Mr. Grey und Mr. Langham beim Abschied mitteilt, daß er in den Priesterstand treten wolle. Langham erwidert ihm nämlich, die Schwierigkeit liege nur im Predigen; man könne jedoch ebensogut eine „respektable Mythologie" predigen als etwas anderes. Daß Langham für die christlichen Überlieferungen den Ausdruck „Mythologie" gebraucht, regt seinen Zweifel an und als er beim Studium der Quellen zur altfranzösischen Geschichte den oft recht zweifelhaften Wert solcher Überlieferungen kennen lernt, werden seine Bedenken immer mächtiger, bis er durch seinen Verkehr mit dem gelehrten Squire Wendower in solchen Gegensatz zu den Kirchenlehren gerät, daß er sich gezwungen fühlt, seine einträgliche Pfründe aufzugeben. Als er seiner streng kirchlich erzogenen und tief religiös empfindenden Gattin seine Wandlung nun erst eröffnet, da wendet sie sich, schwer gekränkt, daß er solch schweren Kampf allein gekämpft, ohne sich ihr anzuvertrauen, von ihm ab, wie sie sich denn auch natürlich durch ihre innige Frömmigkeit von ihrem nunmehr ungläubigen Gatten getrennt fühlt. Allein sie harrt pflichtgetreu bei ihm aus, der nun alle seine Kräfte der Begründung einer „neuen Brüderschaft" widmet, bis sein Körper den Folgen der Überanstrengung erliegt. Diese Schilderung von Elsmeres Kampf um eine religiöse Überzeugung hat nun in der Quarterly Review eine höchst leidenschaftlich gehaltene Besprechung erfahren. Der Verfasser des betreffenden Artikels wendet sich zunächst gegen Mrs. Ward, daß sie von dem Christentum als einer Religion spreche, „an die nicht länger geglaubt werden könne," und daß die Überlieferungen desselben „*Fairly Tales*" genannt werden. „Wir müssen sagen," fährt er fort, „daß in einer Zeit, wo Gelehrte ersten Ranges sich unter den christlichen Bischöfen befinden, wo der Vorsitzende der Royal Society und andere ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, Staatsmänner, Schriftsteller ausgesprochene Anhänger des christlichen Glaubens sind, daß in solch einer Zeit eine derartige Sprache an Frechheit grenzt und selbst an einer Frau strenge geahndet werden sollte." Sein Zorn wendet sich insbesondere gegen Oxford. „Das Christentum wird dort nicht nur als eine offene Frage betrachtet," sagt er, „sondern wenn ein begabter Schüler seine Absicht kundgiebt, in den geistlichen Stand zu treten, so hält es dessen „*tutor*" mit seiner Pflicht vereinbar, ihm zu sagen, daß der Glaube, den er lehren will, bloß eine „respektable Mythologie" ist . . . Englische Eltern mögen wissen, wieweit die Universitäten gekommen sind . . und daß sie ihre Söhne in den Jahren ihrer Unreife dort der Gefahr aussetzen, durch die Kraft der Überredung von gereiften Männern gleich Grey und Langham ihr Christentum zu verlieren. Mrs. Ward kennt Oxford sehr gut. Wir haben nicht ge-

*) Robert Elsmere by Mrs. Humphry Ward. Leipzig 1888. 3 vols Tauchnitz edition.

Digitized by Google

hört, daß von irgend einer Fakultät in Oxford gegen diese geradezu bildnisähnliche Darstellung der dortigen Verhältnisse und Personen Einspruch erhoben wurde. Man muß dieselbe als ein von Oxford selbst ausgehendes Bild der Einflüsse, welche in einer Oxforder Fakultät herrschen, betrachten und müssen sagen, daß Männer wie Langham und Grey als Lehrer einzusetzen und zu belassen, ein unerhörter Mißbrauch mit für die Zwecke des Christentums bestimmten Stiftungen ist." Wir führen diese Worte an, um zu zeigen, wie geartet der Eindruck ist, den dieser Roman in gewissen Kreisen erregt hat. Die dem Hauptgedanken gewidmeten Ausführungen sind jedoch keineswegs von solchem Umfange, daß sie den künstlerischen Zusammenhang des Romans stören und den Gang der an vielen spannenden Situationen reichen Handlung aufhalten. Wenn irgend etwas räumlich zu sehr ausgedehnt erscheint, müßten wir die einleitende Idylle in Westmoreland nennen, die jedoch so schön und so anmutend geraten ist, daß wir die Unlust der Verfasserin begreifen, dieselbe auf das ihr gebührende Maß zu beschränken.

## Über Goethes Ballade „Die Braut von Korinth".

Von H. Düntzer.

Wäre Goethes berufenes Wort streng zu nehmen, so würde die vampyrische Sage des Altertums, welche 1797 in der „Braut von Korinth" ihre großartige dichterische Läuterung empfing, schon den neunjährigen Knaben ergriffen haben, zu derselben Zeit, in welcher nach seiner eigenen Angabe der Drang nach dem Wunderlande Italien sich zuerst in ihm regte; denn unter den Dichtungen, deren Stoffe („gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes") sich so tief in seinen Sinn geprägt, daß er sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig im Innern erhalten, ehe er sie dichterisch gestaltete, nennt er gerade an erster Stelle diese Ballade. So würde sie schon der frühreife Knabe, noch ehe er die Überrumpelung Frankfurts durch die Franzosen erlebte, in den von ihm damals gelesenen Schriften, wie Gottfrieds „Chronik", die „Acerra philologica" u. a., gefunden haben. Aber in den Büchern, in welchen man sie hiernach suchen möchte, findet sie sich eben nicht. Da hat denn vor Kurzem Th. von Riekhoff auf die 1723 erschienene deutsche Übersetzung der „Peregrinaggio di tre giovanni figlivoli del Re de Sevendippo per opra di M. Christoforo Armeno della Persiana nell Italiana lingua trapportato" hingewiesen, wo in der vierten Novelle unter den Geister-, Gespenster- und Dämonengeschichten auch diese Sage mit Berufung auf ihre erste Überlieferung durch den Freigelassenen des Kaisers Hadrian, Phlegon aus Tralles, erzählt wird. Sie erscheint dort mit der eigenen Wendung, die Tochter sei, weil sie sich mit Gewalt genötigt gesehen, ihre unkeusche Liebe [zu dem Gaste ihres Vaters] zu unterlassen, darüber so rasend geworden, daß sie vor Kummer gestorben und öffentlich begraben worden, der Geliebte aber habe, als er sechs Tage nach ihrem Ableben wieder zu ihrem Vater gekommen, jenes Abenteuer erlebt. Freilich könnte man meinen, der Dichter habe diese unvorteilhaft abschwächende Darstellung leicht verbessert; aber daß die italienische wunderbare Robinsonade, wenn man das Machwerk so bezeichnen darf, schon dem neunjährigen Knaben in die Hände gekommen, kann man billig bezweifeln. Auch liegt Grund genug zur Annahme vor, daß Goethe die runden Zahlen vierzig und fünfzig zu hoch gegriffen habe. Unter den fünf von ihm beispielsweise angeführten Balladen hatte er die in demselben Jahre 1797 gedichtete „Der Gott und die Bajadere" erst vor vierzehn Jahren in Sonnerats „Reise nach Ostindien und China" gefunden; denn es ist nichts weniger als wahrscheinlich, daß er dieselbe schon vorher weniger ausführlich in des Holländers Abraham Roger „Opene Dewre tot het verborgene Heidendom" gelesen hatte, von welchem Werke freilich auch eine deutsche Übersetzung von Arnold vorlag, aus welcher Herder seine „Gedanken einiger Brahmanen" schöpfte. Doch selbst in diesem Falle blieben wir hier unter dreißig Jahren, da die Bekanntschaft mit Roger nicht älter sein könnte, als die mit dem gleich zu nennenden Dapper. Die an dritter Stelle genannte Ballade vom Grafen und den Zwergen schöpfte er wohl aus dem Volksmunde, man könnte denken als Leipziger Student, so daß freilich vor ihrer dichterischen Gestaltung mehr als dreißig Jahre seit der ersten Kunde verflossen wären. Die Sage von dem Sänger und den Kindern findet sich zum Teil in Percys Sammlung, welche er kaum vor 1771 kennen lernte, wonach sich hier fünfundvierzig Jahre ergeben würden. Bloß einen Teil der Trilogie vom Paria bot ihm des Holländers Otto Dapper ausführliche Reisebeschreibung „Asia", deren deutsche Übersetzung ihm im Anfange der siebenziger Jahre zukam, so daß, da hier die Vollendung der freilich größtenteils auf Sonnerats „Reise" beruhenden Trilogie sich bis zum Jahr 1821 verzog, zwischen der ersten noch sehr ungenauen Kenntnis des kleinsten Teiles der Sage und der lange sich hinziehenden Krönung der Dichtung, dem Gebete des Paria, mehr als fünfzig Jahre liegen. Im Hinblick auf diese Thatsachen würden wir wohl ein Recht haben, die Kenntnis der vampyrischen Sage ziemlich gleichzeitig mit der Kunde von der in demselben Jahre als Ballade bearbeiteten indischen anzunehmen. Doch wir können sie ein paar Jahre älter als diese ansetzen, wonach denn erst achtundzwanzig Jahre nach dem ersten Eindruck der Sage auf den Jüngling dem gereiften Manne die wunderbare Ausgestaltung der rohen Gespensterschichte gelungen sein würde.

Goethe könnte die zur „Braut von Korinth" verwandte Sage von Philinnion und Machates im Jahre 1769 kennen gelernt haben, als er in Frankfurt, von seiner körperlichen Zerrüttung langsam genesend, sich in alchymistische und magische Schriften versenkte. Damals wird er auch auf des Jesuiten Mar

Digitized by Google

tin August Delrio „Disquisitiones magicae", die zuerst im Jahre 1599 erschienen, gestoßen sein, in welchen sich II, 28, 1 die von Phlegon erzählte vampyrische Geschichte findet. Die am Anfange im Griechischen überlieferte Lücke ist hier in anderer Weise ergänzt, als in der „Peregrinaggio" und in dem wesentlich abweichenden, von den meisten Nacherzählern befolgten Bericht des Pierre Loyer („Quatre livres des Spectres"), wonach Philinnion in blühendem Alter an einer Krankheit verschied, Machates erst sechs Monate nach ihrem ihm unbekannt gebliebenen Tode als väterlicher Gastfreund ihr Haus betreten. Bei Delrio hatten sich die Eltern ihrer Verbindung mit Machates widersetzt, der Gram darüber sie getötet. Im letzten „Goethe-Jahrbuch" meint Erich Schmidt, der Knabe habe die Sage wohl in irgend einem „krausen Sammelwerk des siebzehnten Jahrhunderts" gefunden. Goethe bezeichnet sie als eine solche, deren „Bilder er oft in der Einbildungskraft erneut gesehen, da sie sich denn immer umgestaltet, doch, ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegengerieft" Schmidts Annahme, sie sei ihm kurz vor der Dichtung der Ballade noch in einer andern Fassung entgegengetreten und diese erst habe ihn zur Ausführung bestimmt, widerspricht Goethes eigenem Bericht. Diesem gegenüber dürften wir ihm nur dann beistimmen, wenn sich unzweifelhaft nachweisen ließe, nicht allein in welchem Buche er 1797 die vampyrische Geschichte gelesen, sondern auch, daß er daraus Züge, welche in der ihm schon bekannten Darstellung gefehlt, benutzt habe. Statt dessen behauptet Schmidt: „1797 war seine Quelle unstreitig eines der Bücher, die er für seine Darstellung der Walpurgisnacht excerpierte." Und es wird dann des Johannes Prätorius „Anthropodemus Plutonicus" als das Buch bezeichnet, in welchem er des Phlegon Erzählung wiedergefunden. Aber dieses Buch, worin die Geschichte nach Loyer erzählt wird, lernte Goethe erst drei Jahre nach der Dichtung der „Braut von Korinth" kennen. Schmidt hat aus den Schätzen des Goethe-Archivs nachgewiesen, dieser habe zur Dichtung der Brockenszene sich Auszüge aus der Schrift des Prätorius gemacht. Daß er auch andere Bücher desselben Verfassers wirklich durchgesehen, folgt mit nichten aus Goethes Bemerkung: „Prätorii übrige dort erwähnte Werke (vgl. Vorrede zum Anthropodemus Plutonicus 1668)", die nur zeigt, daß jene Vorrede ihn auf dessen übrige Werke aufmerksam gemacht, in denen er noch anderes für seine Zwecke zu finden gehofft. Schmidt scheint die Frage, zu welcher Zeit die Auszüge gemacht worden, worauf doch alles ankommt, sich gar nicht gestellt zu haben. Diese können doch nur kurz vor die Dichtung der Brockenszene fallen, Ende Oktober oder Anfang November 1800; denn diese Szene beschäftigte den Dichter gar nicht in den Jahren 1797 bis 1799. Erst als er die „Helena" unvollendet zur Seite gelegt, ging er an die Brockenszene. Das Tagebuch erwähnt der „Helena" zuletzt am 25. September 1800. Den 4. Oktober kam Goethe von Jena nach Weimar zurück, wo ihn zunächst die „Propyläen" und die angelangten Preisstücke beschäftigten, dann das Theater, ein Epilog und ein Festspiel. Erst am 2. November heißt es im Tagebuch: „Früh an Faust", und auch die sieben folgenden Tage gedenken der Arbeit daran. Diese galt damals der Brockenszene, wie die Datierung der zweiten Seite der vorhandenen Handschrift vom 5. November beweist. Sonach kann die Zeit jener Auszüge nicht bezweifelt werden, wenn auch die kurze Fassung des Tagebuches derselben so wenig gedenkt wie die Ausleihebücher der Weimarischen Bibliothek der damals nachweislich benutzten, auf den Hexen- und Zauberglauben bezüglichen, Bücher Carpzovs „Practica nova rerum criminalium" und des Werkes von Prätorius. Wahrscheinlich wurden die Ausleihebücher in Bezug auf Goethe, der selbst Vorstand der Bibliothek war, nicht genau geführt. Als er am 14. November nach Jena kam, ruhte die Brockenszene; auch nach der Rückkehr wird des „Faust" nicht gedacht, nur führt das Tagebuch am 16. und 24. Dezember drei auf Zauberei bezügliche Werke an. Die Ausleihebücher der Bibliothek, von der Goethe sie jedenfalls genommen hatte, übergehen auch diese. Ist es demnach unzweifelhaft, daß Goethe erst im Spätherbst 1800 sich die Auszüge aus der Schrift des Prätorius machte, so schwebt Schmidts Behauptung, im Frühjahr 1797 habe er den „Anthropodemus" benutzt, nicht allein völlig in der Luft, sondern widerspricht unserer sonstigen Kenntnis. Weder das Tagebuch, noch die Ausleihebücher, noch der Briefwechsel mit Schiller enthalten eine Andeutung, daß Goethe vom 11. Januar 1797 (am Abend des 10. war er von Leipzig zurückgekehrt) bis zum 19. Mai, an welchem er auf längere Zeit nach Jena fuhr, sich mit „Faust" und Zaubergeschichten abgegeben.

Längst vor dem jetzt begonnenen Erscheinen der Tagebücher, habe ich deren Angabe mitgeteilt, daß Goethe „das vampyrische Gedicht" am 4. Juni 1797 begonnen, dessen am 6. gemachte Abschrift Schiller übergeben habe. Aber das so rasch in Jena vollendete Gedicht muß er schon längst in Gedanken gehegt und die Ausführung für den nächsten Schillerschen „Musenalmanach" bedacht haben. Goethes erste Erwähnung des Almanachs findet sich am Schlusse des Briefes an Schiller vom 8. April, wo es heißt: „Sobald ich etwas Luft habe, denke ich an den Almanach." Diese Äußerung schließt keineswegs aus, daß er schon damals die bedeutenden für denselben beabsichtigten Gedichte sich bestimmt vorgesetzt und ihre Ausführung erwogen habe, ja bei der Art, wie er manches neben einander betrieb, könnte er schon beim ersten längern diesjährigen Aufenthalt zu Jena (vom 20. Februar bis zum 31. März), besonders nachdem er am 21. März seinen „Hermann" abgeschlossen, neben den Plänen zu einem zweiten epischen Gedichte und einem dramatischen „Befreiten Prometheus" auch auf romanzenhafte Gedichte für den Almanach gesonnen, ihre Stoffe und Bearbeitung bedacht haben. Freilich ist kein Gewicht auf den Eintrag des Tagebuches vom 27. März zu legen: „Abends bei Loder zu Tische, wo Humboldts waren und die Gespenstergeschichten durchgearbeitet wurden," da hier an die vor zwei Jahren in seinen „Unterhaltungen" gegebenen

Digitized by Google

Gespenstergeschichten gedacht werden kann, wenn man nicht die beliebte Unterhaltung mit solchen grausigen Erzählungen verstehen will, der Goethe selbst bei Hofe nicht entging (nach seinem Tagebuch vom 6. Februar 1782); doch könnte Goethe dabei auch auf die vampyrische Sage die Rede gebracht haben. Unsere Annahme, schon damals habe die Bearbeitung derselben ihn beschäftigt, kann dadurch nicht widerlegt werden, daß während dieses Frühjahres keine Erwähnung der Beschäftigung mit dieser Sage im Tagebuch sich findet. Für die Lückenhaftigkeit desselben liegt der schlagendste Beweis darin vor, daß es der großen Romanze „Der Zauberlehrling", die jedenfalls im ersten Halbjahre 1797 gedichtet ist, so wenig wie der Schillersche Briefwechsel Erwähnung thut. Daß Goethe sich nach der Rückkehr von Jena mit Gedichten für den Almanach trug, zeigt der Brief an Schiller vom 28. April, mit welchem er die beiden letzten Verse seiner unvollendeten Dichtung „Die empfindsame Gärtnerin" übersandte, die ein Seitenstück zu den „Musen und Grazien in der Mark" habe werden sollen. Wenn er unmittelbar darauf bemerkt: „Ich erhole mich in diesen Stunden erst wieder von der Zerstreuung des vergangenen [zu Ende gehenden] Monats," so könnte man denken, unter den Arbeiten, mit denen er sich nach der Abreise von Alexander von Humboldt (am 25.) beschäftigte, seien außer der „Empfindsamen Gärtnerin" Pläne und Entwürfe anderer Gedichte für den Almanach, besonders „Der Zauberlehrling" und „Die Braut von Korinth", gewesen. Als er am 28. und 29. bei Schiller war, dürfte darauf die Rede gekommen sein, ja es wäre möglich, daß er diesen schon damals mit dem vollendeten Zauberlehrling erfreute. Freilich antwortete Schiller am 1. Mai auf eine Anfrage Körners, zum Almanach sei noch wenig zusammen, doch werde es schon nach und nach werden: aber selbst dem Freunde machte er aus ihren Absichten ein Geheimnis. Er selbst hatte einige Kleinigkeiten gedichtet, der er ebenso wenig gedenkt, als der von Goethe beabsichtigten Romanzen und Lieder, obgleich er hoffen durfte, diesem werde in Jena manches leicht gelingen. Einen Beweis, daß Schiller mit ihm Romanzen und Balladen für den Almanach in Aussicht genommen, möchten wir darin finden, daß er in der Zerstreuung und in der ersten Freude über seinen eben bezogenen Garten am 2. Mai dem Freunde schrieb: „Wenn Sie mir den Text vom ‚Don Juan' auf einige Tage schicken wollten, würden Sie mir einen Gefallen erweisen. Ich habe die Idee, eine Ballade daraus zu machen, und da ich das Märchen nur vom Hörensagen kenne, so möchte ich doch wissen, wie es behandelt ist." Goethe erwiderte bei Übersendung des Textbuches, der Gedanke, eine Romanze daraus zu machen, sei sehr glücklich; die bekannte Fabel werde in einer poetischen Behandlung, wie sie dem Freunde zu Gebote stehe, guten Effekt machen. Eine gewisse Zurückhaltung verrät Schillers Äußerung bei Rücksendung des Operntextes, er glaube, das Sujet werde sich ganz gut zu einer Ballade qualifizieren. Während der nächsten Wochen war Goethe durch mancherlei zerstreut, doch hatte er bei seiner die Zeit eifrig ausnutzenden Thätigkeit Augenblicke genug, wo er die für den Almanach bestimmten Gedichte, besonders seine Romanzen, bedenken konnte. Das erste, was er in Jena nach seiner am Abend des 19. Mai erfolgten Ankunft für den Almanach vollendete, war „Das Blumenmädchen", später „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" genannt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, als er am Abend seiner Ankunft Schiller begrüßte, diesem seine Pläne für den Almanach mitteilte, welchen eben diese Elegie eröffnen sollte, wie im vorigen Jahre die mit großem Beifall aufgenommene „Alexis und Dora". Das jetzt vollständig herausgegebene Tagebuch bemerkt am 22.: „Früh das Blumenmädchen. Abends bei Schiller .... Vorlesung des Blumenmädchens." Er hatte morgens seinem Schreiber das Gedicht diktiert, das ihm schon in der ersten Ausführung vorlag; im Diktieren auf- und abgehend, wie er pflegte, hatte er manches geändert. Das Geschriebene sah er dann durch, wobei er einzelnes korrigierte; abends las er es bei Schiller, wo dann noch einzelnes ihm als nicht fließend oder sonst anstößig auffiel. Dabei kam auch das Bedürfnis einer Hinweisung auf die Stelle des Plinius zur Sprache, welche die Quelle der Elegie war. Dies ergiebt sich aus dem Tagebucheintrag vom 23. und dem gleichzeitigen Briefe an Schiller. In jenem lesen wir: „Das Blumenmädchen weiter [bei nochmaliger Durchsicht] korrigiert und nochmals abschreiben lassen." Dem Freunde meldete er: „Über die Einleitung unseres Blumenmädchens habe ich auch gedacht. Der Sache ist, glaube ich, durch einen doppelten Titel und ein doppeltes Titelblatt abzuhelfen, wo auf dem äußern, sonst Schmutztitel genannt, die Stelle des Plinius dem Leser sogleich entgegenkommt. Ich lasse in diesem Sinne gegenwärtig eine Abschrift [Reinschrift nach den eingetretenen Veränderungen] für Sie machen." Gleichzeitig sandte er ein anderes kleines Gedicht, von dem er dem Freunde noch nichts verraten hatte. Hier haben wir wieder den Fall, daß das Tagebuch eine Dichtung übergeht. Freilich hatte er schon am 21. als Notanda bemerkt: „Petrarcas Testament [Secretum suum]. Artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt. [Diese Idee, welche er zu dem am 23. Schiller gesandten „Schatzgräber" benutzte, hatte er in einer Abbildung zur deutschen Übersetzung der Schrift Petrarcas „De remediis utriusque fortunae" gefunden, die einen Schatzgräber darstellte.] Merkwürdige griechische Sprichwörter Andreae Schotti Adagia graeca. Antverpiae 1612." Die hier erwähnten Bücher hatte er eben von der Jenaischen Bibliothek entliehen; denn das Tagebuch berichtet an diesem Tage, dem 21.: „Nachmittags in der Bibliothek." Nichts kann wahrscheinlicher sein, als daß er in der Sammlung griechischer Sprichwörter das von den Kranichen des Ibykus gefunden, welches ihm die Idee zu einer Ballade eingab, deren Stoff er später an Schiller abtrat. Des Erasmus „Adagia", die man bisher als Goethes Quelle annahm, lernte er erst später kennen, am 16. Dezember empfahl er diese Schiller zur Anschaffung. Auch des Planes dieser Ballade gedenkt das Tagebuch nicht,

Digitized by Google

so wenig wie im vorigen Jahre eines solchen von „Hero und Leander", der zufällig in Briefen erwähnt wird. Folgen wir dem Tagebuch weiter, so nennt es am 24. „zwei kleine gereimte Gedichte", worunter die Lieder „Erinnerung" (jetzt „Nachgefühl") und „Abschied" gemeint sind. Vier Tage später dichtete Goethe das kleine Lied „An Mignon", das er sofort Schiller sandte. An den drei zwischenliegenden und den fünf folgenden Tagen wird freilich keines lyrischen Gedichtes gedacht, aber wunderbar wäre es, wenn ihm die zwei großen Balladen, die vampyrische und die indische, die nebst dem „Blumenmädchen" eine Hauptzierde des Almanachs werden sollten, nicht im Sinne gelegen hätten. (Schluß folgt.)

## Was Ihr ererbt von Euren Vätern.

Zwei Schlagworte sind es, denen man heute auf fast allen Gebieten begegnet, zwei Pole, die sich gegenseitig anziehen und abstoßen Idealismus und Materialismus. Die beiden Worte bezeichnen den Riesenkampf, den zwei Parteien führen, den Kampf, der unserer Zeit den Stempel aufdrückt. Gewiegte Strategen stehen auf der einen wie auf der anderen Seite an der Spitze ihrer Truppen und insoferne sie für ihre Überzeugung kämpfen, sind beide in ihrem Recht. Strenge Mannszucht zu halten war stets eine der größten Tugenden eines sittlich hochstehenden Feldherrn, aber einzelne Ausschreitungen der kampfesheitzigen Soldadeska konnte selbst der Beste unter ihnen nicht immer verhüten. Im rohen Kampf der Völker schlägt die blanke Waffe unheilbare Wunden — nicht so blutig, aber mindestens ebenso verderblich ist die Waffe, welche im Kampf der geistigen Revolution geschwungen wird, wenn blinder Fanatismus sich ihrer bemächtigt, das geschriebene Wort. Es gräbt sich ein in Millionen Herzen, es verwirrt sonst ruhige Gemüter, es entfesselt die Leidenschaften und zerstört das Bestehende, anstatt seine ganze, zweifellose Macht in den Dienst einer segensreichen Weiterentwickelung zu stellen. Das geschriebene, durch den Druck vervielfältigte Wort ist eine Macht und je schwerwiegender seine Bedeutung ist, desto gewissenhafter müßte es damit genommen werden. Nun giebt es aber Heißsporne, welche nur immer die That vor Augen haben, ohne sich je über die Wirkung klar zu sein; sie gleichen einem Arzt, der mit scharfem Messerschnitt einen körperlichen Schaden beseitigt, den Patienten aber sich verbluten läßt, weil er das Mittel nicht zur Hand hat, die verursachte Wunde zu schließen Die Operation ist gelungen, aber der Patient stirbt trotzdem, durch die Schuld des gewissenlosen Arztes.

Die Bezeichnung „Idealist" ist heute fast zum Kinderspott geworden, im Lager der Antipoden geißelt man die ideale Richtung als ein Zeichen des Verfalls. Nun, die Gemeinschädlichkeit, die Unwahrheit dieser grotesken Behauptung einzusehen, mag Jeder seinen Scherr aufschlagen und aus den goldenen Worten dieses Hellsehenden und gesund empfindenden Gelehrten das innerste Wesen des rüde verspotteten Idealismus erkennen lernen. Gegen seine Auswüchse war Johannes Scherr nicht duldsam, er bekämpfte sie mit der ganzen schneidigen Beredsamkeit, welche diesem Geisteshelden in so elementarer Weise zu Gebote stand; aber ein gewissenhafter Gärtner schlägt den Baum nicht um, weil er taube Zweige treibt, er beseitigt den Schaden mit sorgsamer Hand, ohne den Stamm zu verletzen, und bald genug erntet er die Früchte seiner Mühe. Es ist geradezu frivol, das Todesurteil einer geistigen Richtung zu schreiben, der wir alles verdanken, was wir Großes errungen haben, nur weil einzelne in ihrem Übereifer einem Hyper-Idealismus huldigen, den der wahre Idealist selbst als eine Abart verwirft. Alles was der Geist strenger Forschung, experimenteller Wissenschaft errungen, was unsere Kultur seit Jahrhunderten stufenweise emporgehoben hat, ging Hand in Hand mit den idealen Bestrebungen eines Volkes, das, sich aufraffend aus moralischer Versunkenheit, sich neuerdings den Prinzipien einer ethischen Weltordnung unterwarf. Über dem Chaos sittenloser Versumpftheit erhoben sich Männer, die als Träger göttlicher Ideen, als Vorkämpfer und Märtyrer die geistige Führerschaft übernahmen und für ihre überzeugungstreuen Lehren in den Tod gingen. Körperlich waren sie der blinden Thorheit zum blutigen Opfer gefallen, aber ihr Geist schwebte über den Massen, unbesiegt und neue Kämpen zeugend. Gottbegnadete Dichter und Sänger erschlossen einem erwachenden Volke in begeisterten Epen, in warmherzigen Liedern eine neue Welt, ein ideales Glück; auf sittlicher Grundlage wuchs das Gedeihen eines Volkes, das nach vielen, schweren Drangsalen endlich in sein geistiges Erbe trat. Wir haben uns unseres Idealismus nicht zu schämen, wir Deutschen! Und nun will man den Boden untergraben, in dem unsere heiligsten Güter festgewurzelt sind! Da kommen sie, die Apostel des krassen Materialismus und predigen mit dreistem Wort die Rückkehr in den moralischen Sumpf, aus dem wir uns über die Trümmer zu Grunde gegangener Völker nach schweren Kämpfen an ein blühendes Ufer gerettet haben! Nirgend ertönt der Schlachtruf: „Hie Idealismus", „Hie Materialismus" so laut und rücksichtslos, wie in der heutigen Litteratur. Als Zolas erstes Buch (Nana) erschien, flammte in Deutschland die Entrüstung zu heller Lohe empor, ein allgemeines Verdammungsurteil brandmarkte diese ekelerregende Art, mit cynischer Ausführlichkeit Dinge zu schildern, Abgründe zu enthüllen, welche ewig mit Nacht bedeckt bleiben sollten. Nur wenig Jahre sind vergangen und wie hat sich der Wind gedreht! Die Parasiten des großen Materialisten Zola haben es fertig gebracht, daß man heute über dem Genie des geistvollen Schriftstellers die schmutzige Seite seiner Werke übersieht, ja verteidigt. Wir wissen, daß es in allen Schichten der Menschheit moralische Pestbeulen giebt, aber welchen sittlichen Gewinn bringt uns die schamlose, unflätige Enthüllung derselben? Mag die Wissenschaft, mag der Kulturhistoriker sich damit beschäftigen, diesen pathologischen Erscheinungen nachzu-

Digitized by Google

spüren, niemals darf diese Art der Publizistik ausgeübt werden unter dem Deckmantel der Kunst! Das Kleinste ist der Dichter, der Künstler berechtigt in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen, niemals aber das Gemeine in nackter Gestalt zu schildern. Ein großer Teil unserer zeitgenössischen Litteratur liefert den Beweis, wie sehr materialistische Denkweise sich in ihr festgenistet hat und die Vertreter dieser neuen Richtung schreien nach „Realismus", nach „Naturalismus" wie ein hungriges Wochenkind nach dem süßen, magenverkleisternden Mehlbrei. Das Ideal ist ihnen ein abgebrauchter Fetzen, den man in die Gosse wirft, kein Thema ist ihnen gemein, kein Ausdruck naturalistisch, keine Schilderung sinnlich genug.

Da sang vor einiger Zeit Hans Barth in der „Buchhändler-Akademie" ein hohes Lied auf Villon, den „Dichter" der französischen Renaissance, den litterarischen Pariser gamin. Herr Barth hat viel für diesen und seine Werke zu sagen; in welche Beleuchtung er letztere rückt, mag folgende Auslese darthun.

Barth sagt: „Seit Villon ist der Beweis gegeben, daß die wirkliche Poesie in der Natürlichkeit, in der Wahrheit, in der Psychologie besteht. Die Lyrik des Cynismus (?) lasse uns diesen Dichter lieben!" Der größte Verehrer Heines wird diesen nicht in jener Art dichterischen Schaffens lieben, das hinter dem wahren Ausdruck poetischen Empfindens mit dem Klumpfuß cynischen Spottes dreinhinkt; was wir an Heine lieben, hat mit Cynismus nichts zu thun. Ferner meint Herr Barth: „Villon sucht nicht nach unwahrscheinlichen, krankhaften Stoffen, er geht auf die Gasse, in die Schenke etc. (?), beobachtet die Menschen und zeichnet sie getreu, wie er sie beobachtet hat. Kein Versuch zu idealisieren, keine Bemühung zu verschönern, alles natürlich, lebendig, real, wenn auch zuweilen etwas schmutzig." Das eben ist nicht die hohe Aufgabe des Dichters; die dichterische Phantasie soll nicht wiederholen was jeder Laie mit eigenen Augen sehen kann, sondern das Besondere, das sich eben nur dem Auge des Dichters offenbart, aus dem Allgemeinen herausschälen und durch das gereinigte Bild veredelnd und anregend, nicht aber durch anhaftende Mängel abstoßend wirken. „Die Lyrik des Volksdichters" heißt es ferner in dem schwungvoll geschriebenen Aufsatz, „gilt dem Mädchen aus dem Volk, solchen Wesen sogar, die selbst noch heute (!) für die Poesie ein verlorener Stoff zu sein scheinen; aber Villon fühlt sich wohl in dieser Gesellschaft." Das ist schimm genug für Villon. Herr Barth vergißt leider, daß sich durchaus nicht jeder Stoff zur Bearbeitung in künstlerischem Sinne eignet; wohl kann das Mädchen aus dem Volk in einem poetischen Werke Platz finden, Goethe selbst hat ja keine ergreifendere Gestalt geschaffen als sein „Gretchen" und über der idealen Naivität „Clärchens" vergessen wir, daß sie „Egmonts war", aber eine Nana vermag der phantasievollste Dichter, und wäre es Schiller und Goethe in einer Person, nicht zu idealisieren Schmutz bleibt Schmutz, die schönste Hülle, welche der Genius des Dichters über ihn breitet, wird von ihm durchdrungen, befleckt. Übrigens spricht Herr Barth selber dem „naturalistischen Roman" die hohe Würde eines Kunstwerkes ab, indem er behauptet, „derselbe kenne keine Grenzen". Die Kunst, die epische wie die bildende und darstellende, ist in strenge Grenzen gebannt, wo es die Ausführung nicht ist, verstößt sie gegen ihr vornehmstes Prinzip, gegen die Beschränkung, schafft also kein echtes Kunstwerk. „Wahrhaftig," ruft Herr Barth, „je einfacher und phantasieloser (!!) ein Roman ist, desto mehr ergreift und interessiert er!" Nun, zwischen Phantasie und Phantasterei ist doch wohl ein himmelweiter Unterschied. Ohne künstlerische Phaptasie jedoch wird kein klassischer Roman geschrieben und interessant. Nun, in den Werken Zolas mögen die pathologischen Momente krasser Sinnlichkeit für einen gewissen Leserkreis interessant sein, aber zu einem ästhetischen Kunstwerk, das ein Roman sein soll, machen sie seine Werke nicht. Es ist denn doch etwas Verschiedenes, ob der Maler, der eine Mordszene darstellen will, sich zu derselben einen großen tragischen Hintergrund wählt, wie etwa bei der Ermordung Cäsars, eine Handlung, die von einer tiefgreifenden Idee getragen wird, oder ob er den gemeinen Straßenmord veranschaulicht; thatsächlich ist beides, ästhetisch zulässig nur der erste Fall, sobald es sich um ein wirkliches Kunstwerk handelt. Villon war so wenig ein Dichter, wie Zola es ist, und da Beide glücklicherweise nicht unseres Stammes sind, könnte uns die Art ihres Schaffens nur vom litterarhistorischen Standpunkt aus beschäftigen; allein sie fordert auch unsere sittliche Entrüstung heraus, weil ihr Einfluß sich bereits auf deutschem Boden, im Lande eines angeborenen edlen Idealismus breit macht, weil deutsche Zungen das Lob dieser verderblichen materialistischen Erzeugnisse singen.

Und wie in die Litteratur, so dringt das zersetzende Gift des Materialismus auch in die Familie, in das öffentliche Leben. Wehe, wenn es ihm gelingt, die Übermacht an sich zu reißen, wenn unsere Vernunft sich unseren blinden Leidenschaften unterwirft, wenn unser ethisches Bewußtsein erliegt im Kampfe gegen die sittenlosen Gesetze des Materialismus, dessen erster Paragraph die rücksichtslose Selbstsucht des Einzelnen predigt; man braucht kein Prophet zu sein, um die faulen Früchte vorauszusehen, welche an dem Giftbaum des Materialismus reifen werden; wer die Blätter der Weltgeschichte durchforscht und seine Blicke rückwärts wendet auf Ereignisse älterer wie jüngerer Zeit, zurück in das Altertum, hinüber nach Frankreich, muß sehr blind oder sehr optimistisch sein, wenn er heute die drohenden Anzeichen der Gefahr nicht gewahr wird, als deren ausschließliche Ursache der, alles Gute und Schöne leugnende, nur das roh Sinnliche glorifizierende Materialismus verurteilt werden muß. Mögen zum Abschluß hier die goldenen Worte Platz finden, in welchen Johannes Scherr, dieser Apostel des Lichtes, die Einleitung seiner Kulturgeschichte ausströmen läßt: „ wem solche Wiedervertierung als Endziel der Menschheit gefällt, mag an die „Ge-

Digitized by Google

schichtephilosophie" der Materialisten glauben und wie es ja dieser Glaube verlangt, in stupidem Fatalismus die Hände in den Schoß legen. Wir anderen wollen, ein Jeder an seiner Stelle und nach Maßgabe seiner Kraft, rüstig weiter arbeiten an dem großen Werke der Vermenschlichung unseres Geschlechts! Wir ergeben uns nicht einer, aus der traurigen Botschaft der Materialisten mit Naturnotwendigkeit resultierenden Blasiertheit, weil wir fühlen und sehen, daß der Mensch nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen lebt und diese, das heißt die Ideale, der Menschheit nötig sind."

München. Caroline Häußer.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Aufruf!** Im Jahre 1845 erschien „Der Einzige und sein Eigentum" von Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806—1856). Noch leben Viele, welche sich erinnern, welches Aufsehen dieses Werk zu jener Zeit machte, und gewiß Manche, welche mit seinem Verfasser in entfernterer oder nähere Berührung gekommen sind. — Alle diese bitte ich, mir aus ihren Erinnerungen mitzuteilen, was sie über Max Stirner wissen. Ich werde mich auch für die kleinste Mitteilung zu Dank verpflichtet fühlen.

John Henry Mackay, Zürich-Hottingen, Hottingerstr. 5, part

**Kismet.** Novellen von Jesko v. Puttkamer. Eine Sammlung von anmutigen, kürzeren Erzählungen, zum Teil in der Art amerikanischer „short-story", deren gemeinsamer Grundgedanke das „Kismet der Liebe" ist, die hinreißende und überwältigende Macht des Liebesverhängnisses, das den Menschen zum willenlosen Opfer seines Sehnens und Verlangens macht. Die Erzählungen, welche in Spanien und Italien, in Ungarn, Rußland und Deutschland spielen, wissen alle mit kleinen charakteristischen Zügen das Ortsmäßige, Land und Leute im Rahmen der kleinen Novelle festzuhalten und gewähren dadurch den Reiz mannigfaltiger Leidenschaftlichkeit im Wesen des weiblichen Helden. Die Ungarin und Russin, die Spanierin, Engländerin, Italienerin sind alle mit zutreffenden Zügen ausgestattet, welchen man die unmittelbare Beobachtung anmerkt. Die künstlerische Anordnung des Stoffes hält sich an die Darstellungsart kleiner Geschichtchen; sie ist nicht frei von gewissen Ungeschicklichkeiten des erzählenden Vortrags, nicht frei von unausgeglichenen Sprüngen der Stilistik, schiefgreifenden Kunstwendungen u. s. w., doch wird man das lebendige Talent zur Beobachtung und Schilderung, wohlerfahrene Frauenkenntnis und Lebenskenntnis überall bemerken und mit Vergnügen den Derlietungen dieses munteren Erzählers folgen, von dem noch manche unterhaltende Gabe zu erwarten sein dürfte.

**Auf deutschem Boden.** Novellen aus dem sozialen Leben unserer Tage von C. W. E. Brauns, Halle a. d. S., Verlag von Tausch und Grosse. 1888. Warum diese Novellensammlung eigentlich als „aus dem sozialen Leben unserer Tage" bezeichnet wird, ist nicht recht klar, da man unter „sozial" weniger die bürgerlichen Kreise der guten Gesellschaft, sondern vielmehr jene der arbeitenden Klassen versteht. Das ist aber nur Nebensache, denn die Hauptsache ist, daß die bekannte Verfasserin der „Freifrau Sybille von Kirchheim" auch in dieser Novellensammlung ein kerniges, gediegenes Werk bietet. Von den drei Novellen „Die Ehen werden im Himmel geschlossen", „Der neue Oberbürgermeister" und „Eine Fastnachtsverschwörung" dürfte die mittelste den Preis davontragen.

Zwei Erscheinungen des 3. Jahrgangs von Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek und zwar der 1. bis 2. Band „**Marchesa d'Arcello**". Roman in 2 Banden von Memini, autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dora Paul, und der 4. Band „**Lady Dorotheas Gäste**" (**A House Party**). Roman von Quida, autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von A. Scherbe sind wohl geeignet, die Zahl der Freunde dieses gediegenen, verdienstvollen Unternehmens zu vermehren. Doch sind beide Romane in ihrem Wesen grundverschieden. Während uns in dem ersten in der Gestalt „Biancas" ein weibliches Bild von erschütternder Tragik geschildert wird, führt uns der zweite das Leben und Treiben auf einem hochvornehmen englischen Landsitz vor. Wie ergötzlich ist das Ehepaar, Lord George und Lady Dorothea, geschildert! Letztere, eine Frau von fleckenlosem Rufe, leistet trotz alledem allerlei romantischen, unregelmäßigen Liebesverhältnissen dadurch Vorschub, daß sie die Betreffenden auf ihren Landsitz beherbergt. Und das thut sie, trotzdem es eigentlich ganz gegen ihre eigenen Grundsätze ist, nur darum, um sich den Ruf einer geistreichen, nichts weniger als langweiligen Hauswirtin zu erringen. Dagegen eifert nun ihr Gemahl, der natürlich nichts weniger als ein Tugendspiegel und eigentlich seiner Frau zu Dank verpflichtet ist, welche nicht ermangelt hat, auch ihm seine „Freundin" zu verschreiben.

Recht hübsche, kleine Reiseschilderungen aus Frankreich enthält das Büchlein „**Sm ting fra et stort land**" (Kleine Sachen aus einem großen Lande) von einer norwegischen Dame, die sich hinter dem angenommenen Namen Puy verbirgt. Sie sind flott geschrieben und bekunden einen offenen Blick der Verfasserin für das Charakteristische in den Verhältnissen jenes Landes, deren Verkehrheiten sie oft mit vollem Rechte, teilweise aber auch von einem etwas naiven und einseitig sittlichen Standpunkte aus geißelt. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist im Verlage von A. Cammermeyer in Christiania erschienen.

„**Unge Damer**" (Junge Damen) betitelt sich ein Buch von August Balle (Christiania, A. Cammermeyer), einem neuen norwegischen Schriftsteller, das nicht ohne Talent geschrieben ist, aber in Bezug auf Charakteristik und Sprache noch manches zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser hat es immerhin verstanden, seinen Damen gewisse gute Züge abzugewinnen, und die Skizze „Eine aufopfernde Seele", worin die heiße Sinnlichkeit eines schönen Weibes reiner, glühender Liebe eines Mannes begegnet, zeugt davon, daß Balle auch die Gabe feiner psychologischer Beobachtung besitzt. Hoffentlich wird dieser Schriftsteller bald mit einer bedeutenderen Leistung auf den Plan treten.

Germanisten machen wir auf das bevorstehende Erscheinen eines überaus vielversprechenden und in mancher Beziehung grundlegenden Werkes aufmerksam. Wir meinen den „**Grundriss der germanischen Philologie**", welcher vom Prof. Hermann Paul unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachgelehrten Deutschlands, Hollands und Skandinaviens herausgegeben werden wird, und — dem kundigemachten Plane des Werkes zufolge — nach den einleitenden Kapiteln über Begriff und Umfang, Geschichte und Methodenlehre der germanischen Philologie, Schriftkunde u. dgl. Monographien über Sprachgeschichte (unter Berücksichtigung der lebenden Mundarten), Mythologie, Heldensage, Litteraturgeschichte (mit einer Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie), Metrik, Kunst, Wirtschaft, Recht, Kriegswesen und Sitte (mit Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart) enthalten soll. Selbstverständlich ist auch die nordgermanische Philologie mit einbezogen, so daß z. B. der die Sprachgeschichte umfassende Abschnitt in je eine Geschichte der gotischen Sprache, der nordischen Sprachen, der deutschen, niederländischen, friesischen und englischen Sprache zerfällt und auch je von einem besonderen Verfasser geschrieben ist. Das ganze Werk wird aus 5—6 Lieferungen bestehen und erscheint im Verlage von Karl J. Trübner in Straßburg. P.

Der Professor für nordgermanische Philologie Dr. Julius Hoffory hat ein Bändchen höchst wertvoller „**Eddastudien**", (Verlag von Georg Reimer, 1889) herausgegeben. Das Buch, welches Prof. Ludw. Wimmer in Kopenhagen gewidmet ist, enthält

*) Um dessen Nachdruck höfl. gebeten wird.

Digitized by Google

die vier Aufsätze: „Über Karl Möllenhoffs deutsche Altertumskunde V. 1", „Über zwei Strophen der Vǫluspá", „Über G. Vipfossons Corpus poëticum boreale" und „Der germanische Himmelgott" Dieselben waren früher bereits in gelehrten Fachzeitschriften veröffentlicht worden, es wird aber Jedermann, der sich mit einschlägigen Studien beschäftigt, sehr willkommen sein, dieselben hier in so geschmackvoller Form und Ausstattung gesammelt zu finden. Es ist dies übrigens erst der 1. Teil des gediegenen Werkes, das für Eddaforscher und Übersetzer geradezu unentbehrlich ist. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß soeben eine neue Übersetzung der „Edda", der sogenannten Lieder-Edda nämlich, erschienen ist, die aus keiner geringeren Hand als der Wilhelm Jordans stammt und gleichzeitig eine neue, „revidirte" Auflage der Simrockschen Verdeutschung der älteren und jüngeren Edda herausgegeben wurde. Wir werden auf diese beiden Werke noch ausführlicher zurückkommen, können aber schon jetzt sagen, daß dem bereits nnabweislichen Bedürfnisse nach einer neuen, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehenden Übersetzung der älteren wie der jüngeren Edda durch diese Werke noch ganz und gar nicht abgeholfen ist. P.

Von dem norwegischen Novellisten und Humoristen Lart Dilling, über dessen Leistungen bereits in Nr. 23 des vorigen Jahrganges des „Magazins" ausführlicher die Rede war, ist nach dem Tode desselben (im Verlage von A. Cammermeyer in Christiania) noch ein Bändchen „Skizzen" erschienen, daß sich „Fra Tydskland og Belgien" betitelt und eine Sammlung ganz ansprechender, kleiner Erzählungen enthält. Besonders die Skizze „Fromme Kinder" ist eine feine Satire, die an gewisse Novelletten A. L. Kiellands erinnert. Einige kleine Mädchen haben auf der Straße ein Miniaturbild der Jungfran Maria aufgestellt, das ein Gassenjunge zu Boden wirft. Von zwei vorübergehenden, frommen Damen erhalten die Mädchen ein Francsstück, um sich ein neues Bild dafür zu kaufen. Aber die Natur erweist sich stärker als die Erziehung, statt eines Madonnenbildes kaufen die Kinder sich Zuckerwerk und trösten sich damit, daß sie ja um Vergebung der Sünden beten können, wenn sie die Süßigkeiten aufgegessen. Es giebt bekanntlich auch erwachsene Personen, welche ganz ähnlich denken. — Die Berliner Skizze „Dunkelrote Rosen" ist hingegen nicht frei von einer gewissen Sentimentalität. In dem „vlämischen Dufinterinnam" „An der Barrière" spielt die Hauptrolle ein deutscher Don Juan, welcher die ganze weibliche Bevölkerung eines Dorfes in Liebesaufruhr versetzt, ohne jedoch größeres Unheil anzurichten. Diese Erzählung ist, wie das Meiste, was Dilling geschrieben, zwar recht lebhaft und unterhaltend, aber auch ziemlich übertrieben und trägt wieder deutlich das Gepräge der Oberflächlichkeit und des Mangels an wirklicher Bildung an sich, das diesem Schriftsteller nnn einmal anhaftet. — Welcher Beliebtheit übrigens Dillings Art, zu erzählen, sich trotzdem auch in Deutschland erfreute, beweist n. a. der Umstand, daß der (von uns bereits besprochenen) Stindeschen Übersetzung eine Anzahl von Novellchen, die rasch mehrere Auflagen erlebte, bald ein Band „Neue Novellen," desselben Verfassers, deutsch von Emil Jonas (Verlag von S. Fischer in Berlin) nachfolgte. Diese neuen Novellen, unter denen sich auch bereits die oben erwähnte Skizze „Dunkelrote Rosen" befindet, stehen der Stindeschen Auswahl, in der ja das Beste vorweggenommen wurde, an Wert natürlich nach, das hübsch ausgestattete Bnch wird aber nichtsdestoweniger auch seine dankbaren Abnehmer, besonders unter den Freunden leichterer Leseunterhaltung finden. Die Übersetzung von Jonas liest sich sehr angenehm und ist dabei treu. P.

**Elizabeth Barrett Browning** by John N. Ingram. London, W. H. Allen, 1888. Eminent Women Series. In Deutschland ist Elisabeth Barrett Browning hauptsächlich nur durch die derselben gewidmete Studie in Helene Druskowitz' „Drei englische Dichterinnen" (Berlin, Oppenheim 1885) bekannt geworden. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß, während George Eliots Namen in Aller Munde schwebt, Elisabeth Barretts Name selbst wieder oberflächlichen Litteraturfreunden unbekannt geblieben ist. Die Dichterin hat eben nicht Romane geschrieben, sondern sie „entspricht aufs vollkommenste jenem Bilde, welches man mit dem Worte „Dichter" zu verbinden pflegt, denn man denkt dabei fast immer an den begeisterten, schwungvollen Lyriker". Als lyrische Dichterin ist sie vielleicht die größte aller Zeiten. „Wodurch sich Elisabeth Barrett Browning vornehmlich von allen anderen lyrischen Dichterinnen ihres Vaterlandes unterscheidet," sagt Druskowitz, „das ist die Kraft der Empfindung, die sich bis zur hinreißenden Leidenschaft bei ihr steigern kann". Hierfür bietet der Schmerzensgesang The cry of the children, in dem sie ihrem ungeheuren Mitgefühl für jene unglücklichen Kinder Englands Ausdruck giebt, welche damals noch schonungslos zum Frohndienst in Minen und Fabriken herangezogen wurden. Dies Gedicht findet sich nebst einer Anzahl anderer kleinerer Dichtungen in dem oben genannten Buche von Druskowitz übersetzt. John Ingram bietet in der vorliegenden Lebensgeschichte das erste in allen Teilen richtig gestellte Lebensbild der Dichterin dar. Da aber das Leben Elisabeth Barretts wegen ihrer Kränklichkeit ein an Ereignissen sehr armes ist, so konnte Ingram den einzelnen Werken der Dichterin sehr eingehende Besprechungen widmen, welche, wie bei dem trefflichen Biographen und Herausgeber Edgar Allan Poes vorausgesetzt werden konnte, seine Arbeit für die künftige Bearteilung der Dichterin von höchster Wichtigkeit erscheinen lassen. Bedauerlich ist nur, daß Ingram mit dem Gatten der Dichterin, Robert Browning, nicht auf gutem Fuß steht. Wenn an seinem Werke einmal Mängel entdeckt werden, so dürften sie gewiß nur dem Umstande zuzuschreiben sein, daß Ingram während seiner Arbeit bei Robert Browning keinerlei Aufklärung einholen konnte. A. W.

**George Eliot** by Mathilde Blind. New Edition. London, W. H. Allen, 1888. Eminent Women Series. Die Zahl der Schriften, welche George Eliot und ihren Werken gewidmet sind, beginnt nachgerade so hoch anzuwachsen, daß man heute schon von einer Eliotlitteratur und einer Eliotforschung sprechen kann. In Deutschland allein sind innerhalb der letzten Jahre zwei umfangreiche Lebensgeschichten dieser größten Romanschriftstellerin Englands erschienen, nämlich die von Wolzogen (Leipzig, Unfind 1885) und die von Herrmann Conrad (Berlin, Reimer 1887), abgesehen von vielen Artikeln und Essays, die in fast allen bedeutenderen deutschen Zeitschriften verstreut sind. Und doch hat die Eliotforschung eigentlich erst durch die im Jahre 1885 von dem Gatten der Dichterin J. W. Croß veröffentlichten Briefe und Tagebücher sichere Grundlage gewonnen, so daß wir die eigentliche Hochflut noch zu gewärtigen haben. Die vorliegende neue Ausgabe von Mathilde Blinds Leben George Eliot ist ein Wiederabdruck der im Jahre 1883 erschienenen ersten Ausgabe. Obgleich das Werk veraltet erscheinen muß, indem die vielen Aufschlüsse, die Croß über George Eliots Leben und Denken bringt, der Verfasserin nicht zu Gebote standen, so war es doch der Mühe wert, das Buch neu anfzulegen, insbesondere da Mathilde Blind eine treffliche Darstellungsgabe besitzt und ihr Werk sehr originelle Betrachtungen über die Dichterin und deren Werke, wie z. B. eine höchst interessante Parallele zwischen George Eliot und Thomas Carlyle enthält, welche demselben dennoch einen selbständigen Wert sichern. A. W.

**Sexti Amarcii Galli Piosistatri Sermonum libri IV. e codice Dresd.** A 167ª nunc primum ed M. Manitius. Lips. Teubner. 1888. XVIII und 106 S. 8°. Mark 2,25. Amarcius, von dem bisher nur kleine Bruchstücke veröffentlicht worden sind, ist einer der wenigen Satiriker des früheren Mittelalters. Er ist besonders für die Sittengeschichte wichtig, da er ausführliche Schilderungen des Lebens seiner Zeit (erste Hälfte des 11. Jahrhunderts) giebt. In der Vorrede erörtert der Herausgeber die Stellung des A. in der Litteraturgeschichte, seine Lebensumstände und die von ihm benutzten Quellen. Der Text der Ausgabe sucht die Überlieferung von ihren Fehlern zu reinigen und ihn verständlich und lesbar zu machen. Außer den dem Texte unterstellten kritischen Noten sind reichliche Litteratur- und Quellennachweise gegeben, teils zur Erklärung des Textes, teils zum genauen Nachweise der dem Dichter

Digitized by Google

bekannten Litteratur. Es zeigt sich, daß A. sein Gedicht im engen Anschlusse an die römische Satire geschrieben hat. Zwei Inhaltsverzeichnisse (I der Eigennamen, II der selteneren Wörter und Ausdrücke) beschließen die Ausgabe. Im Index II S. 103 ist statt „elnx" „elatur" zu schreiben.

## Bühnenschau.

José Echegarays „Galeotto" ist unter dem Titel „Calumny" nun auch in London (Shaftesbury Theatre) zur Aufführung gelangt.

„Merry Margate" betitelt sich eine dreiaktige Posse von Sydney Grundy, welche jüngst in London mit stürmischem Erfolg zur Darstellung kam.

„Her Ladyship" von George Manville Fenn, aufgeführt am „Strand" zu London, vermochte die Zuhörer nicht recht zu erwärmen.

In Paris hat sich ein Théatre Libre ancien aufgethan, welches alte Stücke der französischen Bühne zur Aufführung bringen will. Die Vorstellung des ersten Abends indessen schon mußte für die Öffentlichkeit polizeilich verboten werden, da man etwas allzu grobianische Litteratur von Marivaux, Regnard und Cuvelette gewählt hatte. „Le Marchand de merde" war der saubere Titel der einen dieser Ausgrabungen.

Henrik Ibsen soll mit der Dichtung eines neuen Dramas beschäftigt sein, welches zwei Gestalten seiner früheren Dramen Nora und Gr. Werle zusammenführt. Nora, welche als Telegraphistin in einem kleinen norwegischen Städtchen haust, lebt glücklich mit Werle zusammen. Wie man berichtet, soll Ibsen hier eine ganz andere Lösung der alten Zerwürfnisse aus Pflicht und Freiheitsdrang anstreben, als bisher. Nora führt ihren Sohn von Helmer, der ein Lüdrian geworden ist, dem Vater zurück und scheint nachträglich ihre Pflichten gegen die Familie einzusehen und anzuerkennen. Man darf billig gespannt sein, wie der Dichter ein so heikles und gefährliches Unternehmen bewältigen wird.

Eine unlitterarische Posse „Leute von heute" von Brentano und Gem hat im Berliner Centraltheater „durchgeschlagen".

„Bruder Hans", ein Lustspiel von C. Karlweis, hat in Berlin einen freundlichen Eindruck hinterlassen.

v. Moser und Schönthan sowie Ludw. Fulda mit ihren „Krieg im Frieden", „Rank der Salmerinnen", „Bibliothekar", „Unter vier Augen" ergötzen zu Zeit auch die Italiener. Man spielt ihre Werke in italienischer Übersetzung in Mailand.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Der Büchermarkt verzeichnet einige wertvollere Neuigkeiten, auf die das „Magazin" zum Teil noch ausführlicher zurückkommen wird: Ernst *Eckstein* „Der Refcendar", eine Erzählung. Ida Boy-Ed „Eine Lüge"; Sarah *Hutzler* „Im Bann der Liebe" und vor Allem ein ganz köstliches Buch „Moderne Argonauten", humoristischer Roman von Frank *Heribut*, einem noch wenig bekannten deutschen Schriftsteller, der aber verdient, neben Hermann Heiberg und Anderen als einer der liebenswürdigsten Humoristen genannt zu werden, die wir zur Zeit besitzen. Es ist ein Kolonialroman, der den Müßiggeschick deutscher Kolonialversuche in der Gestalt des Don Gustavo Tieswinkel bei Gelegenheit der Mutung einer Goldmine auf der malayischen Halbinsel schildert. Der Verfasser zeichnet Land und Leute als ein weitgereister Mann aus eigener Anschauung, sein Stil ist ebenso gewandt, anschaulich und klar wie sein humoristischer Takt ein vollendeter ist, wir "beglückwünschen die deutsche Litteratur zu diesem Schriftsteller, der sich sogleich als ein fertiger Künstler einzuführen weiß und eine abgerundete Komposition mit Anmut und in köstlicher Laune vorzutragen versteht. Wir werden noch ausführlicher auf das Buch zurückkommen.

**England:** Von Christie *Murray*, dessen „Coals of Fire" seiner Zeit gute Hoffnungen erweckten, erschien eine Sammlung Erzählungen „Schwartz", welche nicht ganz auf der Höhe seiner früheren Leistungen stehen sollen. — Es ist ein allgemeiner Zug unserer Zeit, dichterische Vorausblicke in die Zukunft zu versuchen; wie man Schlachtgemälde künftiger Jahrhunderte in Frankreich und Deutschland entworfen hat, so leistet sich Sir Julius *Vogel* in seinem halbnovellistischen Rundgemälde Anno Domini 2000, „Womans Destiny", eine Schilderung der Verhältnisse des englischen Reiches zu solcher Zeit. Eine iriache Dame denkt sich der Verfasser als englischen Premierminister, Belgien und Nordfrankreich wird englisch; ein Krieg zwischen England und Amerika bricht aus, in welchem die Präsidentin der Vereinigten Staaten — ein artiges Weibchen von 35 Jahren — als Gefangene von der Besatzung einer englischen Luft-Kreuzerflotte eingesteckt wird. Solche und andere verkehrungsvolle Bilder werden vielleicht manchen englischen Leser im Hinblick auf eine lustige Zukunft mit der traurigeren Gegenwart versöhnen. — Frances M. *Peard*: The country cousin. — Andrew *Long*: The dead Leman. — Edward Heron *Allen*: Kisses of Fate. — P. *Meunell*: In Australian Wilds: Colonial Tales, eine Sammlung von Werken australischer Schriftsteller, von denen Monsieur Calache by Tasma und Marriot Wilsons „Hand of God" verdienen hervorgehoben zu werden.

**Amerika** Thon shalt not: a novel by J. W. *Dillingham*.

**Frankreich:** Ein merkwürdiges Buch, das zwischen novellistischer Erfindung und psychologischer Studie die Mitte hält, hat vor Kurzem Paul *Bourget* in seinem „Pastels, dix portraits de femmes" (Lemerre) veröffentlicht. Ein geistreiches Unternehmen, Frauencharaktere zu zeichnen als ähnlich-scheinende Bildnisse der Wirklichkeit; Bourgets Gladys Harvey, Mme. Bressaire, comtesse de Candale u. a. wie die señorita Rosario sind die Namen solcher namenlosen Schönen, deren Erneuerung und feinste Seelenzustände der Verfasser abkonterfeit mit dem Scheine des Lebens. — En Croisière, Roman maritime par George *Baitard*, soeben erschienen. — Von René *Maizeroy* wird als demnächst erscheinend ein neuer Roman angekündigt: Pfit Mi; von Gustave *Toudouze*: La fleur Bleue. — Léon *Hennique*: Un caractère. Roman.

**Italien:** Ein neues Buch Salvatore *Farinas* „I due desiderii" reiht sich den früheren Arbeiten des berühmten Verfassers würdig an. — Emma *Perodi* gab einen neuen Roman heraus: Fra due sbarre. — Girolamo *Rovetta*: Mater dolorosa liegt in einer siebenten Auflage vor. — Eine „historisch-soziale" Erzählung betitelt sich Carolina *Invernizio*: „Rina o l'angelo delle Alpi".

**Neuigkeiten der russischen Litteratur.** N. *Barsukows* Leben und Werke M. P. Pogodins 1. und II. Band. — Von M. J. *Suchomlinow's* Forschungen und Studien, die russische Litteratur und Kultur betreffend, erschien der erste Band, der deutsch-inhalt Materialien zur Geschichte der Kultur in Rußland unter Kaiser Alexander I. und einen Essay über A. N. Radischtschew. — N. P. *Lichatschew* hat ein umfangreiches Werk „Die Sekretäre des Rangamts im XVI. Jahrhundert" veröffentlicht. — S. *Bjelokurow* schrieb „Adam Olearius von der griechisch-lateinischen Schule des Griechen Arsenius in Moskau im XVII. Jahrh. — Von *Andrejewitsch* „Sibirien im XIX. Jahrhundert" erschien der 1. Band. — Von *Dubrowins* Geschichte der Kriege und der Herrschaft der Russen im Kaukasus erschien der 6. Band. — A. L. *Nizerateli* hat eine Biographie des Feldmarschalls Fürsten Alex. Barjatinskij veröffentlicht. — Von *Massolowskij's* „Die russische Armee im siebenjährigen Kriege" erschien die 2. Lieferung, welche den Feldzug des Grafen Fermor in den Gulichen Provinzen Preußens (1757—1759) enthält. Von den Materialien zur Archäologie des Kaukasus erschien die 1. Lfg. Die kais. russ. historische Gesellschaft hat den 62. Band ihres Sammelwerks herausgegeben. — Von W. W. *Radloff* erschien die 1. Lfg. des „Versuchs eines Wörterbuchs der türkischen Dialekte." — *Startschewskij* veröffentlichte den 2. Band seines Wörterbuchs in 12 Sprachen: schwedisch, deutsch, lithauisch, polnisch, wendisch, russinisch (galizisch-kleinrussisch), tschechisch, slowakisch, ungarisch, krostisch, slawonisch und rumänisch. — Prof. *Wagner* gab *Butlerows* Studien über den Spiritualismus heraus — *Danilewskij* kritische Untersuchungen über die Darwinismus. — Von *Gentschurows's* sämtlichen Werken erschien der 9. Band in einer Auflage von 10 000 Exemplaren. — *Krestowskij* hat einen neuen Roman „Die ägyptische Finsternis" veröffentlicht. — *Lopatin* und *Fedotowin* haben eine Sammlung russischer Volkslieder mit Noten herausgegeben. — Ferner erschien von A. *Kotschubinskij* ein Werk über Admiral Schischkow und Kanzler Graf Rumjanzow. — Von *Grodekow's* Feldzug in Chiwa (1873) erschien die 2. Aufl. — Von *Gogol's* Werken erschien der 5. Band der 10. Auflage und von *Dostojewskij's* Werken der 10. Band in einer Auflage von 12 000 Exemplaren. — Alex. *Fedorjajew's* Gedichte, herausgegeben von P. *Jefremow*. — Gljeb *Uspenskij's* Werke erschienen in einer neuen billigen Ausgabe in 2 Bänden (Aufl. 10 000 Expl.) — P. A. *Kuznechin* hat *Berezow* Sardanapal und kleinere Gedichte übersetzt und mit einer Biographie des Dichters herausgegeben. — „Dem Andenken W. M. *Garschin's*" ist der Titel eines illustrirten Bandes, welcher Arbeiten verschiedener Schriftsteller enthält. — Von *Mezhow* Bibliographie der russischen geschichtlichen Litteratur (1865—1876) erschien der 7. Band. — Von bemerkenswerten Übersetzungen erschienen folgende: von *Wundt's* Ethik der Schluß, von *Haym's* Biographie Herder's der 2. Band, von *Graetz* Geschichte der Juden die 2. Lieferung. — Von *Lecky's* Werk über die Balkan-

Digitized by Google

Halbinsel sind 2 Teile in russ. Übersetzung mit Anmerkungen und Ergänzungen von N. E. *Wassiljew* erschienen. — Ferner die 1. Lieferung einer russischen Übersetzung von *Miklucho's* vergl. Morphologie der slawischen Sprachen und der 10. Band von Elisée *Reclus* großer Erdbeschreibung. Außerdem sind noch viele Übersetzungen deutscher, medizinischer Werke erschienen, u. a. Hertwig's Embryologie, Hayer's pharmac. u. medico-chemische Praxis, Hoffmanns Therapie der inneren Krankheiten, Rindfleisch pathologische Histologie, Friedberger & Frehner Pathologie und Therapie der Haustiere. Ziemssen's klinische Vorlesungen, Schulz' Blatterninpfung, ferner Werke von Dr. L. Königstein, Dr. W. Kirchner, Dr. Nußbaum, R. Fränkel und A. Strümpel. W. H.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 13. 28. März 1889.

Militärisch-politische Blicke nach Osten. — Zur Strafrechtspflege. Eine Erwiderung. — Eine neue Bank. — Moritz Necker, Grillparzer und seine Jugenddramen. — Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Ein neuer Ballborn. Nachschrift der Redaktion. — Litteratur.

**Deutsche Rundschau.** Nr. 7. April 1889.

Ossip Schubin, Boris Lensky, Roman. — G. Rümelin, Über die neuere deutsche Prosa. — Ludwig Meyer, Die Geisteskranken einst und jetzt. — Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt, Blätter aus seinem Nachlaß. — E. Hübner, Martial, der römische Epigrammendichter. — Ferdinand Tönnies, Thomas Hobbes, Zum dritten Säkulargedächtnis seines Geburtsjahres (1588), — Geschichte einer vornehmen Dame im achtzehnten Jahrhundert. Die Gräfin Helene Potocka. — L. Löwenfeld, Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. — Politische Rundschau. W. A. Berger, Eine Geschichte der kaiserlich deutschen Kriegsmarine.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 882. 30 March 1889.

A. Parnell, Gen Porter's History of the Royal Engineers. — W. Wallace, Prof. Norton's Edition of Carlyle's Letters. — W. Lewiu, The Life of Henry Ward Beecher. — J. Todhunter, Yeats's The Wanderings of Oisiu. — E. C. K. Gonner, Translation of Zeltden's Commercial Geography. — William Sharp, New Novels. — Old Testament and Hebrew Literature. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — Rev. M. G. Watkins, Original Verse: „A Funeral in Spring". — Obituary: E. E. P., S. C. Hall. H. F. B., Commendatore Cecchetti. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — H. Hager, Greek Tomb-Inscriptions. — Some Books on Popular Science. — Correspondence: C. Bezold, Khammurabi and Burnaburiash. — Meetings of Societies. — Rev. J. T. Fowler, Hodges's Abbey Church of Hexham. — Correspondence: W. Mereer, Duccio of Siena. — Notes on Art and Archæology.

**The Athenaeum.** No. 3205. 30 March 1889. (Mit Auswahl.)

The Diary of Gouverneur Morris. — Campion's Works. — Wales Two Hundred Years ago. — Novels of the Week. — Library Table. List of New Books. — Leigh Hunt and Charles Lamb; A Modern Turkish Almanac; The Spring Publishing Season, Water-Marks; The New Education Code; Sale; The Deputy-Keeper's Report. — Literary Gossip. — Science: Chemical Text-Books; Astronomical Notes; Societies; Meetings, Gossip. — Fine Arts Library-Table; Minor Exhibitions; The Cyprus Exploration Fund; Sale; Gossip.

**The Contemporary Review.** 30 March 1889.

The Political Situation in France: t. G. Monod, 1789—1889. 2. P. G. Hamerton, The Immediate Future. — A. V. Dicey, The Right of Public Meeting. — Rev. Horace Waller, The Two Ends of the Slave Stick. — Edward A. Freeman, Christianity and the „Geocentric" System. — R. W. Dale, Religion and Morals in Australia. — Dean of Wells, Shakespeare in Somerset. — James Runciman, The Ethics of the Turf. Prof. Stuart, The Metropolitan Police.

**The Nineteenth Century.** April 1889.

Prof. Huxley, Agnosticism: A Rejoinder. — Earl of Meath (Alderman), Work of the London Council. — Lady Blake, On Seals and Savages. — Viscount Powerscourt, Casual Notes about Ireland. — Thomas Scrutton (President, 1888, of the Chamber of Shipping of the United Kingdom), Are Twelve Millions per Annum wasted in the Sea? — Rev. Henry Sidebotham, Monte Carlo. — Walter Frewen Lord, Our Reign in the Ionian Islands. — Rowland E. Prothero, Is an „Agricultural Department" desirable? William Gregory. A few more Words on Daniel O'Connell. — John Batty Tuke, Lunatics as Patients, not Prisoners. — Marquis of Lorne, A Suggestion for Emigrants. — Noticable Books.

**Macmillan's Magazine.** No. 354. April 1889.

Clark Russell, Marooned. — George Saintsbury, Leigh Hunt. — An Englishman in Berlin. — H. Arthur Kennedy, The Cup and the Critic. — C. J. Cornish, A Turkish Democrat. — The Great Dog-Superstition. — Thomas Hodgkin, The Young Sulpicius. — S. O. Addy, The Study of Field-Names.

### FRANKREICH.

**Revue de famille.** 15 mars 1889.

Jules Simon, Les Récompenses. — Auguste Duvisrd, Jacques Serrier. — Georges de Dubor, Les Cahiers de la Viticultnre française en 1889. — Sacher-Masoch, Les Boiteux de Kourowiza. — William Busnach, Le Petit Gosse. — Charles Benoist, Causerie litteraire. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

### AMERIKA.

**The Nation.** No. 1237. 14 March 1889.

The Week. — Editorial Articles: The Party Thinkers, Concerning the Custom-House; Philadelphian Reflections on Wanamaker; A Practical Commentary on Henry George's Land Theories; The Church and the Theatre. — Special-Correspondence. — Correspondence. — Notes. — Reviews. — Books of the Week.

### ITALIEN.

**La Cultura.** No. 5 6. 15 Marzo 1889.

Recensioni.— Pasolini, Paolo IV ad Emanuele Filiberto ecc. (B.) — Alexander, Gente di Cristo nell'Appennino. (B.) — Wilk, Chiave del nuovo Testamento. 3. ed. per cura di Grimm. (B.) — Orlando, Principii di diritto internazionale. (L.) — Istituti ed accademie. — Notizie sngli scavi. — Notizie. — Annunci di libri di Corradino, Perrero, Onida, Tondini de Quarenghi, Gautier, Fornari, Werdnig, Lewes, Gotti, Guybo, Laurie, Carducci, Marselli, Sergi, Pasqualigo, Barrili, De Roberto, Hennequin, Deneuve, Merlo. — Pubblicazioni periodiche italiane. — Pubblicazioni periodiche estere.

### SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** Marts 1889.

Holger Drachmann, Ulf Brynjulfsens Digte og Sange. — Nicolai Bøegh, Anton Vilhelm Wiehe. — Rudolf Schmidt, En Napoleonide. — Dagen efter en Sukces og Dagen efter et Nederlag. — Nordisk Litteratur. — Fra fremmede Litteraturer.

**Valvoja.** März 1889.

W. Söderhjelm, Kirjallijain muotokuvia. XIX. Ernst Ahlgren — E. G. Palmen, Suomen valtiovarojen hoidosta. — Kasimir Leino, Jos tohdit ja tohdot (runo). — E. A—n, Suomalainen Teatteri. Meren tytär. Kotimaan kirjallisuutta. — K. Raitio, Sciitystä ja oikeuista.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Dramatische Dichtungen.**

**Sebaldt, M.** Meine Muse. Schausp. in 3 Aufz. Berlin, Verl. Sebald. 3,0.

**Subert, F. A.** (E. Grün). Raffaels Liebe. Schausp. 3 Aufz. A. Ü. Prag, Fants.

**Erzählende Dichtungen.**

**Harkut.** Moderne Argonauten. Jena, Costenoble.

**Eckstein, E.** Der Referendar. Leipzig, C. Reißner.

**Mehalah.** Eine Erzählung aus den Marschen. Berlin, H. Schorer. 4,0.

**Hutzler, S.** Im Bann der Liebe. Berlin, Schorer. 3,6.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Radot, V.** Mme. de Sévigné. Classiques Popul. Paris, Lecène & Oudin.

**Sprachwissenschaft.**

**Nordisk Conversationsleksikon.** II. 72, 73. Kopenhagen, Forlagsbureau.

**Vermischtes.**

**Clausen, C.** Catalogo No. 84 della Libreria Antiquaria Ermanno Loescher. Turin, Loescher.

**Kiær, F. G.** Norges Læger. (1800—1886.) Heft 13, 14. Christiania, A. Cammermeyer.

**List u. Francke.** Verzeichnis von wertvollen Büchern a. d. Biblioth. d. H. Prof. Edward Tyrrel Leith aus Bombay u. s. w. Leipzig.

Digitized by Google

**Plattdütsches Sünndagsblatt.**
Unterhaltungsblatt in niederdeutscher Mundart. Erscheint wöchentlich. Preis 1,50 M. pro Quartal. Bestellungen an die Postanstalten, Buchhandlungen oder die **Geschäftsstelle** in **Bielefeld**; letztere versichert auch unberechnet und franko Probenummern.

## Einbanddecken
zum
**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**
57. Jahrgang (1888), II. Semester
Juli bis Dezember —
sind zum Preise von
**Mk. 1.20**
zu beziehen.
Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.
**Verlag des Magazin**
für die Litteratur d. In- u. Auslandes
in Dresden-N.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

Soeben erschienen als Separatausgaben:

## Kritik
der
## reinen Erfahrung
von
**R. Avenarius**
angezeigt von
**Dr. Joseph Petzoldt.**
Preis broschiert 40 Pfg.

* * *

Zur
## Fremdwörterfrage
von
**Wolfgang Kirchbach.**
Preis broschiert 25 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Soeben erschien vollständig:

## Neues Wörterbuch
**der portugiesischen und deutschen Sprache**
mit besonderer Berücksichtigung
der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache.
Von
**H. Michaelis.**
Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch.
Zweiter Teil: Deutsch-Portugiesisch.
8. Jeder Teil geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M. Komplet in einen Band geb 17 M.

## Werke über roman. Sprachen und Litteraturen
a. d. Verlag von **J. A. Barth** in Leipzig.

**Diez, Fr. Leben und Werke der Troubadours.** 2. Aufl. herausg. von *K. Bartsch*. 1882 . . . . . ℳ 10,00.

**Diez, Fr. Die Poesie der Troubadours.** 2. Aufl. herausg. von *K. Bartsch*. 1883 . . . . . ℳ 6,40.

**Krenkel, M. Klass. Bühnendichtungen der Spanier;** span. Text mit ausführl. deutschen Einleitungen und Anmerkungen. 1881—87.
I. Band: **Calderon,** *la vida es sueño — El Príncipe constante* ℳ 4,50.
II. „ — *El Mágico prodigioso* . . . . . ℳ 5,40.
III. „ — *El Alcade de Zalamea.* Nebst dem gleichnam. (bisher unedirten!) Stück des *Lope de Vega* . . . ℳ 5,40.

**Weigand, G. Die Sprache der Olympo-Walachen;** nebst einer Einleitung über Land und Leute. 1888 . ℳ 3,00.
Wissenschaftl. Grammatik der Sprache der sogen. „Zinzaren", nebst Texten (an Ort u. Stelle gesammt. Lieder und Sprichwörter) u. einer interessanten Schilderung des wenig gekannten Volkes.

## Für Herz und Haus.
### Briefe für deutsche Frauen
von
**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ. In feinem Rokoko-Einbande 4 ℳ 60 ₰

Ein Buch, das sich gewiß in weiten Kreisen die Herzen der Leserinnen erobern wird. Gesunder häuslicher Sinn, praktische weibliche Lebensklugheit, tüchtige Erfahrung spricht aus jedem Briefe der Verfasserin, welche beherzigenswerte Ratschläge über alle Lebenslagen erteilt, in die ein weibliches Gemüt geraten kann. Gesunder Mutterwitz würzt die Ratschläge, die kleinen Anekdoten aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, und der schalkhafte Humor der Verfasserin weiß auch das Alltägliche mit einem freundlichen Reiz zu umgeben. Über alle möglichen weiblichen Gewissensfragen giebt das Buch praktische Auskunft, sei es nun die Wahl eines Lebensgefährten oder die Wahl und Behandlung der Dienstboten; sei es die Wahl eines weiblichen Lebensberufes oder die praktische Weisheit der häuslichen Heilmittel. Das Buch dürfte sich besonders als Festgeschenk für junge Mädchen eignen, um sie auf die anmutigste und gesundeste Weise zugleich mit den Pflichten des Lebens und dem Leben der Gesellschaft bekannt zu machen. Durch den drolligen und liebenswürdigen Ton des Vortrags bildet es jederzeit eine angenehme Lektüre.

☞ **Vorrätig oder zu beziehen in jeder größeren Buchhandlung!**

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 20. April 1889. Nr. 17.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazin" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Grazia Pierantoni-Mancini: „Ein Zeitungsschreiber." (Schluß.) — H. Düntzer: „Über Goethes Ballade „Die Braut von Korinth"." (Schluß.) — Arthur Leist: „Die Volkssänger in Vorderasien." — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Ein Zeitungsschreiber.

Novelle.

Nach dem Italienischen von Grazia Pierantoni-Mancini.

(Schluß.)

Sasà war wie ein Fisch außer Wasser in diesem Gewühl; es kam so selten vor, daß er zu dieser Stunde noch draußen war; aber eine unbekannte Macht trieb ihn vorwärts, immer weiter hinaus in jene fremde Welt, die von ihm eine Bosheit erwartete, um sich die Langeweile zu vertreiben, eine Skandalgeschichte, um zu lachen — eine Gemeinheit, die mit einem Stückchen Brot bezahlt werden sollte!

Er machte sich klein, zog sich den abgetragenen Überzieher fest über der Brust zusammen und drückte sich durch die Menge, immer hart an der Mauer hin, ohne etwas zu sehen; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um zu husten und Atem zu schöpfen und womöglich etwas frische Seeluft einzuatmen. Mehrmals dachte er daran, nach Hause zu gehen, aber die hellen Lichter in der Villa Reale und die lustige Musik zogen ihn an wie mit magnetischer Kraft. Vor ihm her gingen so viel andere dorthin, ganze Familien, von den Alten bis zu den Säuglingen; geputzte Gecken, welche in ihren knappen Lackstiefeln mühsam einherschritten, die Hände in engen hellfarbigen Handschuhen, alle mit dieser eitlen Feiertagsmiene der Südländer, die zu sagen scheint: das Leben ist schön! Dann kamen Gruppen junger Mädchen vom Bruder, Vater oder Liebhaber begleitet; diese in prächtigem Seidenkleide, jene in einen schwarzen Shawl gehüllt, mit weißem, steif gestärkten Rock, ohne anderen Kopfputz als die dicken blonden oder braunen Flechten. Und überall Gelächter, laute aber harmlose Fröhlichkeit!

„Wo ist hier etwas Anstößiges?" dachte Sasà bei sich; „Allen steht die Rechtschaffenheit auf dem Gesicht geschrieben! Wer erzählt mir nur irgend eine schändliche Geschichte, damit ich sie heut Abend niederschreiben kann, um nicht das tägliche Brot zu verlieren?" Plötzlich spitzte er die Ohren; eine scharfe Stimme schien Antwort auf seine Frage zu geben.

„Freunde," sagte diese Stimme eines Mannes — „ich glaube an nichts, am wenigsten an Weiberthränen! Morgen auf Mittag sollt ihr einen Beweis meiner Seelenstärke haben! Wir werden alle zusammen bei Tische sitzen, das Glas in der Hand, wenn die arme Nennella die Thür öffnen wird, in der Erwartung, mich allein zu finden. Sie wird entfliehen wollen, aber die Thür wird hinter ihr verschlossen werden. Dann wird eins von beiden geschehen: entweder entschließt sie sich, sich zu uns an den Tisch zu setzen, oder sie fängt an zu weinen."

„Das ist eine Grausamkeit!" sagte schüchtern der jüngste der Gesellschaft.

„Sentimentaler!" erwiderte ihm lachend der Graf Tavano, denn er war es selbst — „man sieht, Du hast noch nicht gelebt, hast noch nicht gelitten!" Dabei holte er einen tiefen Seufzer und sein Gesicht nahm einen teuflischen Ausdruck an, während er die Lippen kniff und die Augenbrauen zusammenzog. „Ich habe das Mädchen sehr geliebt," fuhr er in gehobenem Ton fort, „aber jetzt ist's aus! Alles in dieser Welt hat ein Ende, und ich habe genug von ihrer dummen Einfalt. Aber ehe ich sie für immer aus den Augen verliere, will ich, daß ihr sie euch beseht. Und wer weiß, vielleicht hat einer von euch Mitleid mit ihr und — —" Dabei lachte er stolz und sah seine Gefährten an, wie ein König, der seine Unterthanen zu ehren glaubt, wenn er einem von ihnen seine Maitresse zur Frau giebt. Die

Digitized by Google

andern lachten auch, obschon sie sich etwas beleidigt fühlten.

„Du hieltest sie so hoch!"

„Du nanntest sie eine Perle."

„Verweigertest immer, sie uns zu zeigen —"

„Du behauptetest, sie so sehr zu lieben!"

„Lieben Freunde! eine große Neuigkeit: ich will mich verheiraten!" Und der edle Advokat und Journalist nahm eine Haltung an, wie ein Römer, der sich stolz in seine Toga hüllt! „Ich werde heiraten und meine Lebensweise ändern! Ich bin dieses Opfer dem Vaterlande, der Moral und all denen schuldig, die von mir ein edles Beispiel erwarten!"

Jetzt brausten die andern auf und unterbrachen ihn mit Lachen, Scherzen und ironischen Bemerkungen.

„Der Teufel wird zum Heiligen!"

„Du nimmst ein gutes Ende!"

„Es wird wohl irgend eine reiche alte Erbin sein!"

„Eine Engländerin von 50 Jahren, mit langen Zähnen und gefärbten Haaren!"

„Eine Leserin Deiner Albernheiten im ‚Stachel'!"

Und Tavano hier, Tavano dort, Sasà konnte nicht länger im Zweifel sein, dieser Mann mit der scharfen Stimme, hochgewachsen, in gewähltem hellgrauen Anzug — das einzige, was der Kurzsichtige in der zunehmenden Dunkelheit erkennen konnte, war wirklich sein politischer Gegner, der ihm von selbst den Stoff zu der skandalösen Geschichte lieferte, mit der er ihn niederschmettern sollte.

Er hatte eine Geliebte und wollte sie kurz vor seiner Verheiratung öffentlich beschimpfen! Solche Dinge waren für den jungen Idealisten unerhört, undenkbar! In seinem Herzen fühlte er das tiefste Mitleid für die arme von diesem Ungeheuer Verführte, welche am nächsten Tage die letzten Thränen verspotteter Scham weinen sollte. Die redliche Seele Sosà's erbebte in ihm vor gerechter Entrüstung. Jetzt fehlte es ihm nicht mehr an Stoff, sein Herr sollte mit ihm zufrieden sein, er würde diesen adligen Wüstling, diesen prahlerischen Advokaten, diesen erbärmlichen Menschen, der unwürdig war für die Öffentlichkeit zu schreiben, schon tüchtig durchhecheln. O tempora, o mores! so wollte er anfangen und dann sollte eine gepfefferte Katilinaria hinterherkommen!

Gesagt, gethan! Kaum war Sasà atemlos in seinem sechsten Stockwerk angekommen, so schloß er sich in sein Stübchen ein, ohne auch nur auf die ängstlichen Fragen von Vater und Schwester in betreff seines ungewöhnlich langen Ausbleibens Bescheid zu geben; er legte sich Papier und Feder zurecht und stützte seine brennende Stirn auf die linke Hand, wie Jemand, der ganz in einen Gedanken versunken ist.

Im Nebenzimmer beendete die Familie, welche daran gewöhnt war, Sasà's geistige Arbeit zu respektieren, schweigend ihre karge Mahlzeit, der nur der Blödsinnige mit seinem ungeheuren Appetit Ehre anthat.

Plötzlich warf der Zeitungsschreiber Papier und Feder hin; jetzt da er allein am Tische saß, war sein Zorn abgekühlt; er fand nicht mehr die hochtönenden Worte, die ihm unterwegs zugeströmt waren, er wußte nicht mehr, wo die glühende, bilderreiche Sprache und die bitteren Schmähungen geblieben waren, deren es bedurfte, um seine Mitbürger aus der Gleichgültigkeit aufzurütteln, die ihn selbst allmählich überkam. Da fiel ihm ein, wenn er den Seinen den Vorfall erzählte und sie seine Entrüstung teilen ließe, würde vielleicht der Zorn in ihm von neuem entbrennen. Kurz, er fühlte das Bedürfnis, sein Talent auf die Probe zu stellen und seinen Vortrag vor einer wohlwollenden und gutgesinnten Hörerschaft zu beleben.

Ohne weiter Zeit zu verlieren, eilte er in das kleine Eßzimmer und erzählte in einem Atem, ohne Rückhalt, aber vielleicht nicht ohne Zusätze und Ausschmückungen, die das Benehmen seines Gegners noch schändlicher erscheinen ließen, ganz genau was er kurz zuvor zufällig gehört hatte. Endlich hielt er atemlos mit glühenden Wangen inne und öffnete die Augen weit, um auf den Gesichtern der andern den Eindruck seiner Geschichte zu lesen.

Lolò bekreuzigte sich und sagte: „Jesus Maria!" Der Troddel wackelte mit dem Kopfe und lachte. Aber Nennà?

Unbeweglich saß sie auf ihrem Stuhle, den Kopf zurückgeworfen, bleich, atemlos, wie eine Tote.

„Nun was sagst Du dazu?" fragte der Bruder

Sie hatte noch eben Kraft zu antworten: „Nichts"

Dann stand sie auf, die Kräfte versagten ihr, sie brach zusammen mit dem Schrei: „Es ist nicht wahr!"

Vater und Bruder stürzten herzu, um sie aufzuheben. Sie war eiskalt, ohnmächtig! Nachdem sie ihr Wasser und Essig ins Gesicht gespritzt hatten, kam sie wieder zu sich. Sie hatten sie auf ihr Bettchen gelegt und der alte Vater löste mit unerfahrener Hand ihren Schnürleib und die Röcke.

Im Zimmer herrschte eine tiefe Stille, die nur bisweilen durch Lachanfälle des Blödsinnigen unterbrochen wurden; ihm kam die Sache komisch vor, während Lolò und Sasà, die am Fußende zu beiden Seiten des Bettes standen, sich starr ansahen, als ob der eine in den Augen des andern die Bestätigung eines furchtbaren Verdachtes lesen wollte.

Das runzelige ausdruckslose Gesicht des Vaters zeigte Schmerz, aber keine Verwunderung; das Alter, das Elend, seine große Menschenkenntnis hatten die Reizbarkeit seines Gefühls abgestumpft. Der arme Mann wußte aus Erfahrung, daß Alles geschehen könne und daß er zur Zielscheibe für das Unglück geboren sei.

Sasà dagegen empfand in diesem Augenblicke die erste wirkliche Enttäuschung. Er fühlte sich an der empfindlichsten Stelle seines Herzens verwundet; er wünschte und fürchtete zugleich die Wahrheit zu ergründen und sein abgezehrtes, scharf geschnittenes Gesicht drückte eine so bittere Seelenqual aus, daß er ein würdiges Modell für einen Künstler abgegeben hätte, der den verkörperten Schmerz darstellen wollte.

Nennà war wieder zu sich gekommen, aber sie sprach nicht; auf ihrem kleinen Bette lang ausge-

Digitized by Google

streckt lag sie da und atmete beklommen; von Zeit zu Zeit entrang sich ihrer Brust ein schmerzliches Stöhnen.

Der Troddel war zu Bette gegangen; Lolò schnarchte im Lehnstuhl. Es was kein andres Licht im Zimmer, als das matte Flämmchen eines Terracottalämpchens, welches vor einem unschönen Bilde der Madonna von Piedigrotta brannte, für die Nennà eine besondere Verehrung hatte.

„Sasà," sagte das Mädchen endlich matt.

„Nennà," erwiderte der Bruder mit leiser Stimme.

„Höre zu, ich will Dir Alles sagen! Besinnst Du Dich auf den Abend in Piedigrotta? Dort war's! Du hattest mich im Gedränge verloren. Nein, nein, mein Armer! Du hattest keine Schuld! Aber der Lärm, das Getümmel hatten mich so aufgeregt. So viel neue Gedanken, so viel thörichte Wünsche stürmten auf mich ein! — Er sah mich allein und bot mir den Arm. Zuerst lehnte ich's ab, ich fürchtete mich, aber er war so schön und sagte mir Dinge, die zum Herzen gehen, und bald überwand er meine Sprödigkeit."

„Wie Gretchen!" murmelte der Schriftsteller, dem auch in diesem Augenblicke die Ähnlichkeit zwischen dem wirklichen Leben und den poetischen Gestalten, die seine Seele erfüllten, nicht entging.

„Wenn Gretchen ein armes verliebtes Mädchen war, so kannst Du's laut sagen, denn von jener Stunde an war ich wie sie!"

„Sie liebte und wurde betrogen; sie war schuldig und starb im Kerker!" sagte Sasà in feierlichem Ton.

Nennà schauderte zusammen und fand Erleichterung in Thränen, als ob das Schicksal jener Armen, von der ihr Bruder sprach, in ihr noch größeren Jammer ob des eigenen erwecke.

Von neuem langes Schweigen — dann fragte Sasà: „Bist Du oft zu ihm gegangen?"

„Alle Tage."

Er stieß einen Schrei aus und brach nun auch in lautes Schluchzen aus; zwar wußte er schon, daß die Schwester verloren war, aber dieses Zugeständnis schmetterte ihn nieder.

Lolò erwachte plötzlich und als er dieses Schluchzen hörte, welches die schwache Brust seines Sohnes erschütterte, als ob sie zerspringen sollte, fürchtete er, seine Nennà tot zu finden. Schwankend näherte er sich dem Bette, als er sie aber aufrecht dasitzen sah, mit ihren schönen leuchtenden Augen, küßte er sie auf die Stirn und legte sich schlafen neben den Troddel in das große Bett, in dem ihm so viele Kinder geboren und gestorben waren.

Als Sasà wieder mit der Schwester allein war, nahm er ihr Köpfchen zwischen seine knöchernen Hände und sagte: „Danken wir Gott und der Mama, daß sie Dich vor der Schmach bewahrt haben, die der Bösewicht Dir morgen anthun wollte!"

„Es ist nicht wahr!" wiederholte Nennà eigensinnig.

„Ach, wenn's nicht wahr wäre, meine Arme!" sagte Sasà ernst; er schien plötzlich alt geworden, gab ihr noch einen Kuß und zog sich dann in seine Stube zurück, wo er die Feder ergriff, ohne Furcht, daß ihm die Gedanken ausgehen würden; unter Thränen schrieb er, was das Herz ihm eingab.

## II.

Es war ein ungewöhnliches Ereignis für Neapel, welches so gut wie jede andere große oder kleine Stadt nach Klatschgeschichten und Skandalen lüstern ist. Jeder kaufte die Partenope, und wer einen Bekannten begegnete, fragte: „Hast Du's schon gelesen?" und wenn er's noch nicht gelesen hatte, lieh er ihm die Zeitung und zeigte ihm die Spalte, die beißenden Sätze, und half ihm, den Schurken zu erkennen, der vor der öffentlichen Meinung an den Pranger gestellt war.

Noch nie hatte der Eigentümer der Partenope in einem Tage so viele Zeitungen verkauft. Aber keine Rose ohne Dornen! Nachdem er seiner Galle Luft gemacht hatte, wurde ihm bange.

Freilich er selbst hatte Sasà ermutigt, den Feind bis aufs Blut anzugreifen; aber jener hatte das Maß überschritten. Wußte er denn nicht, daß sich allenfalls das Gericht einmischen könnte? Und wer hätte in diesem Falle die Kosten des Rechtsverfahrens und der Gefängnisstrafe für den verantwortlichen Redakteur bezahlt, der Niemand anders war, als sein Thorwärter, das unschuldige und lächerliche Opfer des Gesetzes gegen die freie Presse? Der arme Teufel! Er war ein fleißiger Schuster und hatte auch noch nicht einmal die Schuld auf seinem Gewissen, den in großen Buchstaben gedruckten Titel der Zeitung gelesen zu haben; er würde ins Gefängnis spaziert sein, ohne zu wissen warum, aber der Verleger hätte ihm vertragsmäßig zehn Lire den Tag bezahlen müssen. Er war in diese trüben Gedanken versunken, als ihm der Besuch zweier Herren angekündigt wurde: die Sekundanten des Grafen Tavano! Schlimmer als eine Klage! Er wurde blaß und erklärte eilig, daß der Artikel von seinem jungen Redakteur, einem armen Schwindsüchtigen, verfaßt sei, der sich seit zwei Tagen nicht mehr im Zeitungszimmer blicken ließe.

„Wahrscheinlich aus Furcht," sagte einer der Sekundanten.

„Nein, nicht aus Furcht!" entgegnete Sasà, der plötzlich in der Thür erschien, noch magerer und gelber als vor zwei Tagen, was man damals für unmöglich gehalten haben würde.

Die beiden Sekundanten sahen ihn scharf an und wechselten dann einen Blick, der so viel sagen sollte, als: wie soll man solchen armen Jungen zum Zweikampf herausfordern?

Aber Sasà zog sie aus der Verlegenheit. „Es scheint, daß ich mich schlagen soll? Meinetwegen — entschuldigen Sie — ich bin in solchen Sachen nicht eben bewandert, hätte nie geglaubt, daß ich je damit zu schaffen haben würde! Also was hab' ich jetzt zu thun?"

„Sie müssen zwei Ihrer Freunde ersuchen, Ihre Sekundanten zu sein, müssen ihnen Ihre Unterweisungen geben und sich ein Herz fassen. Da Sie herausgefordert werden, steht Ihnen die Wahl der

Digitized by Google

Waffen frei." — Etwas ganz Neues, der Kriegsherold war beim Anblick des Feindes gerührt!

Auf Sasà's schmalen Lippen schwebte ein schmerzliches Lächeln. — „Gut! ich will's versuchen! Zwei Freunde hat nicht gleich jeder! Was die Waffen anbetrifft, so ist mir der Unterschied zwischen einem Degen und einem Säbel nie recht klar geworden, aber vor ein Paar Jahren nahm mich ein Freund einmal zum Scheibenschießen mit und machte sich das Vergnügen, mir eine Pistole in die Hand zu geben. Kurzsichtig wie ich bin, schoß ich wie im Dunkeln drauf los und die andern wollten über meine sonderbaren Schüsse vor Lachen bersten. — Aber wenigstens verstehe ich den Hahn abzudrücken, und so wähle ich — Pistolen."

„Was für eine Verrücktheit, mein armer Junge! was für eine Verrücktheit," rief der Verleger der Partenope, entsetzt die Hände faltend, „ein Duell ist für Dich so gut wie Selbstmord; Du bist nicht gesund, Du kannst nicht sehen —"

„Nun gut, so sei es denn ein Selbstmord," erwiderte der Jüngling mit einer bei ihm wunderbaren Kälte, denn er war sonst reizbar wie ein Mädchen.

„Er ist rasend!" fing der Verleger von neuem ganz entsetzt an, dann zu den Sekundanten gewendet, die, selbst Neulinge in solchen Angelegenheiten, erschüttert und verlegen ob ihres blutigen Auftrags, schweigend und regungslos am Tische standen, fuhr er fort: „Meine Herren, dieser junge Mensch hat die ganze Pastete nur zum Scherz geschrieben, um die Zeitung bekannt zu machen, ohne etwas Böses dabei zu denken, ohne sich überhaupt etwas dabei zu denken, und jetzt ist er zum Widerruf bereit. Ja wohl, ja wohl, ich verstehe! Sie wollen sich mit seinen Sekundanten verständigen — He, Du, Junge!" indem er sich zu einem Burschen wandte, der eben durchs Zimmer ging, „rufe mir 'mal den Setzer und den Korrektor! — Wir müssen die Sache stehenden Fußes zu Ende bringen: Es ist ja wirklich — ein Zweikampf auf Pistolen!" und der arme Verleger, blaß wie eine Leiche, sah mit flehenden Blicken die beiden Sekundanten an, welche durchaus geneigt schienen, Frieden zu schließen und dann wieder Sasà, der über allen Ausdruck ruhig und würdevoll dastand, als wäre er durch den großen Schmerz mit einem Schlage zum Manne geworden.

„Ich nehme nichts zurück," sagte er mit fester Stimme, als er die beiden als Zeugen herbeigerufenen Arbeiter in ihren Werktagsanzügen aus der Druckerei kommen sah; „wahrlich, ich hätte dem Namen jenes Verräters gern ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, wie das, welches Judas in alle Ewigkeit trägt — aber mir fehlte die Kraft! ich konnte nicht! ich litt zu sehr!"

„Carlucci, Gennaré! kommt her, reicht mir die Hand und sagt jenen Herren, daß wenn ich armer elender Mensch so spreche, der Grund zu diesem Zweikampf ein sehr ernster sein muß. Wenn unser Herr euch nicht hätte rufen lassen, so hätte auch ich an euch gedacht — — denn ich habe auf der Welt sonst keine Freunde."

Die beiden Arbeiter reichten Sasà ihre Hände voll Druckerschwärze, dann gingen sie, stolz des ihnen anvertrauten Auftrags, mit den beiden andern fort; auch diese waren Zeitungsschreiber, lachend und ihrer Sache sicher waren sie gekommen, und düsteren Angesichtes, unzufrieden mit der Stelle, die sie übernommen hatten, gingen sie fort.

Der arme Verleger, welcher durch Sasà's klare und kühne Worte wie zu Boden geschmettert war, versuchte es, seine beiden Angestellten zurückzuhalten, aber sie gaben ihm kein Gehör, er versuchte es, jenem „Verrückten" Vernunft beizubringen, der, den Kopf auf die Hand gestützt, gleichgültig gegen Alles, was um ihn her vorging, nur an Nennà und an die Unmöglichkeit sie zu rächen dachte. Dem andern riß endlich die Geduld, er geriet außer sich, donnerte Flüche gegen Alle und gegen Alles und verschwor sich, sobald als möglich sein Geschäft aufzugeben.

Sasà's Sekundanten hatten keine modischen Röcke an, aber sie hatten das Herz auf dem rechten Fleck; sie bestanden auf Pistolen. In Bezug auf den Ort der Zusammenkunft sagten sie, man könne hingehen, wo man wolle, nur nicht auf den Friedhof, denn da habe der junge Mann seine gute Mutter und so viele liebe Geschwister. —

Es ist nicht leicht, die Gedanken und Gefühle des Grafen del Tavano zu schildern. Sasà's Artikel hatte ihn aufs empfindlichste verletzt, eben weil er die reine Wahrheit enthielt. Beim Lesen hatte er in seinem elastischen Gewissen ein ihm neues Gefühl von Unruhe verspürt. Zuerst hatte er irgend eine gewichtige Person, einen neidischen Gegner im Forum oder auf dem Felde der Politik deshalb im Verdacht gehabt. Sobald er wußte, daß es Nennà's Bruder war, verwandelte sich seine Empörung allmählich in Gewissensbisse. Er hätte sich bei einer Entschuldigung beruhigt, aber der andere wollte nichts davon wissen. Von ansehnlicher Gestalt, voll Vertrauen in die eigene Kraft, gewandt in der Führung der Waffen, wie in turnerischen Übungen, ging er voll Zuversicht, seiner Sache gewiß, auf den Kampfplatz.

Seinen Gegner kannte er kaum dem Ansehen nach. Eines Tages hatte er Nennà zufällig gefragt: „Wer war der Mensch, der gestern mit Dir ging?"

„Mein Bruder," sagte das Mädchen, „aber ich grüße Dich doch, denn Sasà ist so kurzsichtig, daß er auf einen Meter Entfernung einen Mann nicht von einem Baume unterscheiden kann."

Also war nichts zu befürchten. Vielmehr würde er den Großmütigen spielen können, indem er in die Luft schösse, oder besser noch, ihm die Kugel um die Ohren pfeifen ließe, um ihm ein für allemal Vernunft beizubringen. Überdies kam ihm der Zweikampf ganz gelegen, just vor einer Wahl, aus der er sicher war, als Abgeordneter hervorzugehen. Ein galanter Mann und unübertrefflicher Schütze — wer würde es künftig noch wagen, ihm etwas anzuhaben? Wie er sich die Sache so überlegte, war der Graf zufrieden, daß es so gekommen. In seiner Großmut ging er sogar soweit, daß er nach dem Zweikampf sei-

Digitized by Google

nem Gegner für die ihm gemachte Reklame danken wollte.

Mit diesen Gedanken stand er am nächsten Morgen auf, kleidete sich aufs sorgfältigste an, zog wider den Rat seiner Sekundanten den hellgrauen Rock an, der ihm so gut stand und begab sich nach dem Vomero an den verabredeten Ort, neben dem Häuschen einer Wäscherin, gerade auf dem freien Platz, wo diese ihre Wäsche zu trocknen pflegte.

Es war ein warmer, nebeliger Herbstmorgen. Das Blaue des Himmels verhüllte sich hinter einem aschgrauen Schleier und von diesem dunkelen Hintergrunde hoben sich die Gegenstände scharf und deutlich mit all ihren Einzelheiten ab.

Der Graf hatte sich allein und zu Fuß auf den Weg gemacht, um sich ein wenig zu vertreten und hatte einen Richtweg eingeschlagen, während der Arzt und die Sekundanten mit den Waffen ihm in einem Wagen auf der Hauptstraße folgten. Wie er sich allmählich von der Stadt entfernte, sah er das Meer mit seinen Inseln auftauchen, dann die Fischerboote mit ihren weißen Segeln, regungslos auf den blauen Wassern ruhend. Aus den nahen Gärten erhob sich ein Duft von würzigen Kräutern und reifen Früchten, ein Zwitschern von Vögeln, ein verworrenes Getön von Haustieren und Kinderstimmen, welche ein freundlicher Gruß für den frühen Wanderer zu sein schienen. Der Graf war nicht empfindsam, aber er erinnerte sich, daß er eines Tages mit Nennella diesen Weg gegangen war, und fragte sich selbst zum ersten Male, ob er dieses Wesen wirklich geliebt habe. Plötzlich schien es ihm, als müßte er diese Frage bejahen und er wünschte sehnlich, er könne sie noch einmal so an seinem Arm hangen fühlen, das bleiche Gesichtchen zu ihm emporgewandt. Ach, wenn sie ihn jetzt mit ihren großen unschuldigen Augen angesehen hätte, die besser bitten konnten als die Lippen und auch beredter waren, vielleicht hätte er sie umarmt und um Verzeihung gebeten — — —

Sasà war schon auf dem Platze mit seinen beiden braven Arbeitern. Er wartete, an einen Baum gelehnt, die Brille hatte er abgelegt, und da er um sich herum nichts sah, schaute er in sich hinein. Als er sich aus dem Hause schlich, hatte er leise, leise die runzelige Hand des Vaters geküßt, die aus dem Bette herabhing, und dann kaum mit den Lippen die bleiche Stirn seiner Nennà gestreift die im Schlafe stöhnte. Der Troddel war aufgewacht und hatte ihn mit seinen nichtssagenden Glotzaugen angestiert, während er den riesigen Kopf ernsthaft auf dem Kissen hin und her wiegte. Während er jetzt an die andern dachte, stieg dieses garstige Gesicht vor ihm auf und schnitt ihm lauter häßliche Fratzen. Sasà war überzeugt, daß er sterben müsse und das that ihm just so leid, wie es die menschliche Schwachheit mit sich bringt; nicht allzusehr, denn die Ärzte hatten ihn aufgegeben und alt wäre er doch nicht geworden. Aber was sollten die drei zu Hause ohne ihn machen? Das war die Frage, die ihm immer schrecklicher und unlöslicher entgegentrat, je mehr sein Schicksal herannahte.

Plötzlich fühlte er sich von dem Setzer beim Arme gefaßt — ein hübscher, junger Mensch, dem die Thränen in den Augen standen. Er ließ sich wie mit verbundenen Augen auf seinen Posten führen und zurechtstellen, die Pistole in der Hand, in der Höhe seines Gesichtes.

Da strengte er seine Augen an und schaute gerade aus. Er unterschied in der Ferne eine hellgraue Gestalt — o, den Anzug erkannte er gut, es war er, der Verführer seiner Nennà! Ein seltsames, wahnwitziges Gefühl bemächtigte sich seiner Seele, und als sie riefen: Los! spannte er den Hahn, streckte den Arm aus und drückte ab ohne zu zielen.

Ein Schrei, das Rollen eines Körpers, dann tiefe Stille! Der Gegner lag am Boden hingestreckt.

Sasà näherte sich dem Körper mit den andern, und da vollzog sich in ihm eine wunderbare Erscheinung; seine stieren kurzsichtigen Augen gewannen plötzlich eine außerordentliche Sehkraft und überschauten in einem Augenblick die ganze Szene.

Das Gesicht des Toten — denn der Graf war wirklich durch einen Schuß in die Stirn getötet — erschien deutlich vor ihm, um nie wieder vergessen zu werden. Ein schönes Antlitz! Auf der hohen weißen Stirn wenige Tropfen dunkeln geronnenen Blutes; auf den von einem blonden Schnurrbart beschatteten Lippen ein ironisches, herausforderndes Lächeln, nur in den weitaufgerissenen blauen Augen lag das ganze Grausen dessen, der plötzlich und unvorbereitet vom Tode hinweggerafft wird.

Um Sasà bekümmerte sich Niemand mehr; alle waren um den Toten beschäftigt; der Arzt und die vier Sekundanten, der Kutscher, die alte Wäscherin und sogar ein großer weißer Schäferhund, der mitleidig sein krauses durchsalbtes Haar beschnupperte. Es war ein Klagen, Jammern und Fluchen. Plötzlich begriff Sasà, daß er, der Totschläger, Allen Entsetzen einflößte, sogar seinen Freunden, ja, sogar sich selbst! Und seine Augen umschleierten sich wieder und er unterschied nichts mehr um sich her, aber mit Grauen bemerkte er, daß das Antlitz des Toten sich seiner Seele so fest eingeprägt hatte, daß er vergebens suchen werde, es nicht mehr zu sehen. Mit geschlossenen oder offenen Augen, wachend oder schlafend, allein oder in Anderer Gegenwart, war er verdammt, es immer und ewig vor sich zu sehen.

Er ging allein nach Hause, ohne sich zu verbergen, obschon ihm Alle gesagt hatten: Fliehe, gehe nicht zu den Deinen! verlasse die Stadt wenigstens auf einige Tage! — Aber vor solchen Drohungen erbebte er nicht, vielmehr vor der grauen Gestalt, mit dem schwebenden Gange, mit der blutbefleckten Stirn und dem herausfordernden Lächeln auf den Lippen, die er neben sich einherschreiten sah! Wie sollte er sie von sich entfernen? Mehrmals wechselte er unterwegs die Richtung, aber umsonst! Jener Schatten folgte ihm überall und schien ihm zu sagen: Ich lasse Dich nimmer und Deine Seele wird nie mehr ein anderes Bild als das meine aufnehmen können.

Nennà öffnete ihm die Thür, ohne eine Ahnung

Digitized by Google

des Vorgefallenen, aber bleich und trostlos. Der Bruder stand schwankend auf der Thürschwelle und die Gewohnheit geschichtlicher Forschungen ließ ihn plötzlich an Camilla denken, die Horazio, den Mörder ihres Geliebten, schmäht. Aber die arme Nennà schlang ihre Arme um seinen Hals, zog ihn fest an sich und bat ihn um Schutz für sich und um Schonung für ihn, den sie auf immer zu vergessen versprach.

Sasà stieß sie heftig zurück und wies mit dem Finger auf etwas, was sie nicht sah. „Er ist tot! er ist tot!“ murmelte er, beim Tone der eigenen Stimme zusammenschaudernd, „er ist tot für Dich, Du wirst ihn nicht mehr sehen, aber für mich ist er lebendig, mehr als je, da ist er, drohend, hellgrau gekleidet, mit dem Blut auf der Stirn und dem Hohn auf den Lippen.“ —

Der arme Schwindsüchtige konnte nicht weiter sprechen, denn bei einem furchtbaren Hustenanfall sprang ihm ein Blutgefäß in der Brust, er fiel zu Boden und wälzte sich in seinem eigenen Blute. Er mußte sich zu Bette legen und von Stund an wußten Alle, daß er nie wieder aufstehen würde. Es wurde wider ihn ein Verhaftsbefehl erlassen, dann aber wurde ihm Freiheit mit Vorbehalt gewährt, das heißt so viel als die Erlaubnis, im eigenen Bett zu sterben. Jede Nacht phantasierte er und sprach dann mit seinem Gegner, der im hellgrauen Rock ihm immer gegenüberstand, bereit, die tödliche Kugel zu empfangen. Es schien, als ob er und das Schreckensbild sich durch das beständige Zusammenleben befreundet hätten und miteinander über Staatshändel sprächen, sich guten Rat gäben, sich auch wohl mitunter zankten, dann wieder versöhnten, aber immer unzertrennlich blieben.

Das junge Mädchen war förmlich durchsichtig geworden und ihre schwarz umränderten Augen hatten keine Thränen mehr. Sie ging ihren gewohnten Obliegenheiten nach, pflegte den Bruder Tag und Nacht und war scheinbar teilnamlose Zeugin der langen nächtlichen Gespräche zwischen dem Töter und dem Getöteten. Bis zum letzten Augenblicke hielt sie sich aufrecht und fand noch manchmal Kraft, mit leiser Stimme zu singen:

| | |
|---|---|
| O Fensterchen sonst helle | *Fenesta che luceva* |
| So dunkel jetzt und trüb, | *E mò non luce;* |
| Ein Zeichen ist's, Nennella | *Segn' è che Nenna mia* |
| Ist krank, mein armes Lieb! | *Stace malata!* |
| Die Schwester trat ans Fenster | *Saffaccia la sorella* |
| Und mir die Kunde gab: | *E me lo dice:* |
| Nennella ist gestorben, | *Nennella toia è morta* |
| Sie ruht im kühlen Grab! | *E sotterrata!* |
| Wohl klagte sie, sie schliefe | *Chiagneva che durmia* |
| Ach immer ganz allein. | *Sempre da sola,* |
| Nun schläft sie bei den Toten, | *Mò dorme cò li morti* |
| Wird nicht mehr einsam sein. | *Accompagnata!* |

In dies rührende Lied legte sie den ganzen Jammer ihrer zerrissenen Seele, beklagte ihre eigene Schande, den Tod des Geliebten und des Bruders. Wenn er sie so singen hörte, brach selbst der alte Lolò in lautes Weinen aus, den doch das Unglück längst stumpf gemacht hatte. Aber der Blödsinnige klatschte in die Hände und lachte, lachte immer fort! In seinem dicken Kopfe erwachte eine angenehme Erinnerung, die mit dem Sterben der Seinen in Verbindung stand: dem neapolitanischen Gebrauche gemäß pflegten die Nachbarn am Begräbnistage Körbe voll Süßigkeiten, große schon gekochte Fische, Chokolade und Sorbet zu schicken. Der Troddel leckte sich die Lippen und lachte — lachte, weil Sasà bald sterben mußte.

Er starb gerade an dem Tage, wo seine einstweilige Freiheit zu Ende ging und er sich hätte dem Gerichte stellen sollen; er starb, mit dem grauen Schatten neben sich, während er sich vergeblich abmühte, ihm den unauslöschlichen, verfluchten Blutfleck von der Stirn zu tilgen. — — — — — — —

Vor kurzem erschien Nennà eines Abends in einem Rangsitze im Theater S. Carlo. Sie trug ein Diadem auf ihren schwarzen Flechten: ein Diadem von falschen Steinen. Ihre Wangen waren mager, aber ihre Augen leuchteten noch immer wie die Sterne. —

Lolò und der Troddel leben noch in ihrer kleinen Wohnung am Molo von der öffentlichen Wohlthätigkeit unterstützt. Der weinerliche, stammelnde, hinfällige Greis bringt seine Tage auf dem alten Lehnstuhl hin und erzählt seinen Nachbarn die traurige Geschichte; am längsten verweilt er bei seiner Liebschaft mit Filomè und dem berühmten päpstlichen Erlaß, der so viel Geld kostete; über den Tod der Kinder und den Verlust der Nennà geht er schnell hinweg, als fürchte er, seine Gedanken bei diesen Bildern verweilen zu lassen.

Vor ihm auf dem Schemel sitzt der Troddel und schüttelt seinen ungeheuern Kopf, als wollte er zwischen seinen Lachanfällen sagen: „Ja, ja, so geht's in diesem Leben!“

Anmerkung des Übers. Diese ergreifende Erzählung beruht auf Thatsachen, sie giebt einen charakteristischen Einblick in neapolitanische Verhältnisse und lebenswahre Bilder neapolitanischer Gestalten. Th. H.

## Über Goethes Ballade „Die Braut von Korinth“.

Von H. Düntzer.

(Schluß.)

Am 3. Juni berichtet das Tagebuch: „Abends bei Schiller. Über die neuen Romanzen.“ Unter den neuen Romanzen sind die ihm lange vorschwebenden Darstellungen der vampyrischen Sage und der indischen von Ram (Mahadö), aber auch der von Schiller an diesem Tage begonnene „Taucher“ zu verstehen, dessen Stoff Goethe dem Freunde überlassen zu haben scheint. Daß so rasch hintereinander die großen, fein ausgearbeiteten Romanzen „Die Braut von Korinth“ und „Der Gott und die Bajadere“ vollendet wurden, erklärt sich nur daraus, daß er ihre Behandlung, ja auch die Ausführung mancher Einzelheiten längere Zeit bedacht hatte, ehe er zur Dichtung schritt. Das Tagebuch meldet am 4. Juni: „Anfang des vampyrischen Gedichtes. Mittag bei

Digitized by Google

Hofrath Schütz [in größerer Gesellschaft] . . . Abends zu Schiller. Über den neuen Almanach, besonders die Romanze." Am frühen Morgen hatte er den Anfang des vampyrischen Gedichtes entworfen und es dann aus dem Entwurfe dem Schreiber in die Feder gesagt. Abends sprach er mit Schiller über die beabsichtigten Beiträge zum neuen Almanach, besonders über seine eigene Romanze, die er morgen zu vollenden gedachte. Am 5. heißt es im Tagebuch: „Das Ende des vampyrischen Gedichts. Nach Tische Oberons goldene Hochzeit. Abends bei Schiller." „Die Braut von Korinth" wurde morgens zu Ende diktiert (etwa die letzten sechs Strophen). Nachmittags beschäftigten ihn die schon vorliegenden Xenien von „Oberons goldener Hochzeit"; er verbesserte sie, strich auch wohl einzelne durch und dichtete vielleicht ein paar neue, um Schiller eine Abschrift für den Almanach zu geben. Daß er nachmittags diese Szenen zu dichten begonnen, ist kaum anzunehmen. Wenn sie vorher im Tagebuche nicht erwähnt werden, so ist dies eben nur eine der vielen Lücken. Möglich, daß er sie schon im März zu Jena begonnen, um auch dem neuen Almanach einen Reiz zu geben, welcher den vorigen so anziehend gemacht hatte, daß er dreimal aufgelegt wurde. So dichtete er auch im folgenden Jahre schon beim Aufenthalt zu Jena am 23. März die „Weissagungen des Bakis". Am Abend des 5. Juni wird bei Schiller wieder auf die Beiträge beider Dichter zum neuen, sie in lebhafter Spannung haltenden Almanach die Rede gekommen sein. Unter dem 6. bemerkt das Tagebuch: „Morgens verschiedene Briefe. Ram und die Bajadere. Das vampyrische Gedicht abgeschrieben und Schillern Abends gegeben. Über die beiden Sujets. Über Don Juan." An diesem Morgen begann er also die indische Romanze zu diktieren, ließ dann die vampyrische abschreiben, um sie Schiller zu geben. Die „beiden Sujets" können nur die indische Romanze und Schillers „Taucher" sein. Diese beiden hatte er auch im Sinne, wenn er am 10. launig dem Freunde bemerkt: „Es ist nicht übel, da ich meine Paare [es soll wohl heißen „mein Paar"] in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Den „Don Juan' hatte Schiller schon zur Seite gelegt, nachdem er elf Strophen entworfen; er sprach sich wohl gegen den Freund darüber aus, daß er die Lust an seinem frei ersonnenen Plane verloren habe. Den 7. mußte Goethe sich endlich wieder dem über der Dichtung der Romanze liegen gebliebenen Schlusse von „Hermann und Dorothea" zuwenden und zugleich Humboldts Verbesserungsvorschläge zu den ersten Gesängen dieser Dichtung erledigen, aber dennoch dürfte er an der indischen Romanze weiter gedichtet haben. Abends las er das Vollendete Schiller vor.. Erst am 9. gedenkt das Tagebuch des Schlusses der indischen Romanze. Aus der Nichterwähnung am 8. dürfte bei der Lückenhaftigkeit des Tagebuches, das auch die Abschrift der Romanze übergeht, kaum der Schluss zu ziehen sein, daß die Romanze an diesem Tage ganz geruht. Die Abschrift kam wohl am 10. zu stande, an welchem er Schiller schrieb, er bringe sein Paar in das Feuer und aus dem Feuer. Die indische Romanze war die letzte, die Goethe diesmal gelang. Zu einer Darstellung der Hamletsage, die er aus Saxo Grammaticus übersetzte, und zur Ausführung der „Kraniche des Ibykus" gelangte er nicht, während Schillers Balladendichtung für den Almanach gerade jetzt in frischen und reichen Fluß kam; selbst sein „Taucher" wurde erst am 14., zwei Tage vor Goethes Abreise nach der Schweiz, vollendet.

Doch kehren wir zur „Braut von Korinth" zurück, deren Entstehungsgeschichte nur durch übersichtliche Darstellung von Goethes Dichtung während dieses Aufenthaltes in Jena sicher gestellt werden konnte. Den Sinn der Dichtung verraten schon die Veränderungen, welche Goethe an der Sage vornahm. Nach der Vorlage starb das Mädchen aus Gram darüber, daß die Eltern sich der Verbindung mit ihrem Geliebten widersetzt hatten. Die Götter gestatteten der Gestorbenen, drei Nächte mit diesem der Liebe zu pflegen. In der zweiten Nacht wird sie von den Eltern bei dem Geliebten ertappt; da verkündet sie diesen den Willen der Götter und sinkt tot auf das Bett. Der Wahrsager erklärt, die Stadt sei durch den Vampyr entweiht, und fordert, daß dieser sofort aus der Stadt geschafft und die Unterirdischen durch Opfer versöhnt werden. Das ist eine richtige Vampyrgeschichte, nur ungehörig, daß Machates sich selbst tötet, statt infolge der Verbindung mit dem Vampyr zu sterben. Alle Personen sind Heiden. Goethe giebt der Sage ein ganz anderes Leben, indem er sie in die Zeit des die alte Welt umgestaltenden Christentums versetzt und den Kampf zwischen dem alten und dem neuen Glauben zum Mittelpunkt macht, das Ganze zu einem Siegesliede des untergehenden Heidentums erhebt, das die Macht der alten Götter über den einen am Kreuze gestorbenen neuen Gott preist. An die Stelle des nicht näher begründeten Widerstandes der Eltern trat das Gelübde der mit ihrem ganzen Hause zum Christentum bekehrten Mutter, ihre älteste Tochter zum Dank für ihre eigene Genesung dem Himmel zu weihen, obgleich dieselbe dem Sohne eines Gastfreundes versprochen war; diesem sollte ihre Schwester bestimmt sein, wobei stillschweigend vorausgesetzt wird, daß er auch Christ werde. Die Mutter verleugnet in Erfüllung ihres Dankgelübdes die Liebe zur Tochter und deren Recht auf frohen Genuß des jungen Lebens so grausam, daß sie ihr Kind in eine Kammer sperrt, wo sie vor Gram stirbt. So tritt die Mutter hier als Schuldige hervor, welche die Rache der noch immer mächtigen Götter auf sich zieht. Deshalb erscheint nur sie statt der Eltern; der Vater und die Töchter (Söhne fehlten der Ehe) werden nur nebensächlich erwähnt, treten nicht in Handlung, auch kein Diener, keine Magd durfte den einfachen Verlauf stören. Die Götter rächen an der Mutter die Unterdrückung der heiligsten Rechte des Daseins dadurch, daß sie die unglückliche Tochter als Vampyr aus dem Grabe steigen lassen; sie soll den Geliebten durch ihre Beiwohnung der Unterwelt weihen und so lange umgehen und andere Jünglinge ins Verderben ziehen, bis die Mutter ihre Schuld dadurch sühnt, daß sie Tochter und Schwiegersohn

Digitized by Google

nach altem heidnischen Brauche verbrennen läßt, damit sie zu ihnen, den schmachvoll von ihr aufgegebenen Göttern, versammelt werden. So treten die alten Götter als Sieger hervor, was nur im Geiste des noch im Untergange sich unbesiegt fühlenden Heidentums möglich ist, woraus sich von selbst ergiebt, daß wir in unserem Gedichte einen Sang des im Kampfe mit dem Christentum begriffenen griechischen Heidentums haben, wie der Dichter zwei Jahre später in der „Ersten Walpurgisnacht" aus der rohen Teufelssage des Brockens eine großartige Feier des grausam vom Christentum verfolgten uralten deutschen Glaubens schuf. Eigen ist es, daß selbst sonst so helle Beurteiler wie Schiller und Körner dies übersehen konnten, über Dunkelheit klagten oder das Ganze für einen Spaß hielten, wozu Schiller wohl durch eine mißverstandene Äußerung Goethes veranlaßt wurde, ähnlich derjenigen im Briefe vom 13. August, sie seien beide mehr oder weniger überzeugt, das Alles ihrer Kunst sei nichts. Von Herders Klage über Priapismus wollen wir gar nicht reden, nur der neuerdings bekannt gewordenen Ansicht des Philosophen Schopenhauer möchten wir gedenken. In den ersten Band von Goethes Werken hatte dieser folgende Auffassung des Gedichtes geschrieben: „Das Leben und seine Genüsse, die Lebenslust und ihre Befriedigung wurden unter Göttergestalten von den Griechen unbefangen verehrt und öffentlich als der Wert, der Gehalt und das Ziel des Lebens ausgesprochen. Das Christentum trat ein, verlangte Entsagung, Dämpfung der Begierden, Büßungen. Aber der Geist der Erde, die Lebenslust ließ sich nicht so verbannen: öffentlich ausgetrieben, kommt sie heimlich zurück, schleicht nächtlich heran; was sie nicht ohne Scheu offen vollbringen darf, vollbringt sie im Verborgenen und als Sünde. Als Götterchor verbannt, stellt sie als nächtliches Gespenst sich wieder ein; vergiftet unsere Ruhe, vergiftet unser Blut, und nur der Tod giebt dem Gequälten Frieden." Hiernach würde die Ballade ganz in Schopenhauers Sinne die Unterdrückung der sinnlichen Begierden durch das Christentum verdammen, die ein schlimmeres Übel hervorgerufen als dasjenige, was sie abzustellen gesucht. Ein so nüchterner Gedanke deckt keineswegs die sagenhafte Ausführung. Diese magere Ausdeutung verkennt den dem ersten mehr als flüchtigen Blick sich zeigenden Nerv der Dichtung: die Rache der alten Götter an der in ihrem Wahne die heiligsten Rechte verletzenden, sich selbst verleugnenden Mutter. Freilich bildet in der zu Grunde liegenden beschränkten Volkssage das vampyrische Nachtgespenst den Hauptpunkt, aber nicht in unserer wunderbaren Dichtung. Schopenhauer sieht in jenem sogar ein Abbild der im Verborgenen schleichenden Sünde, obgleich es nicht freventlich, sondern nach dem Willen der das Unrecht strafenden Götter aus dem Grabe steigt. Wäre man geübter, bei Auffassung von Dichtungen dem in ihnen gegebenen Faden einsichtig zu folgen, so würde jede Mißdeutung der bis ins Einzelnste mit größter Kunst ausgearbeiteten „Braut von Korinth" unmöglich gewesen sein.

Zur Verlegung der Sage aus der kleinasiatischen Stadt Tralles nach dem europäischen Griechenland bestimmte den Dichter der Wunsch, sie auf einen bekannten Boden zu versetzen, der an die Geschichte des sich ausbreitenden Christentums erinnerte. Die Orte, die er nennt, sind das als Stätte höchster Wissenschaft und Kunst unsterbliche Athen und die berüchtigte Hetärenstadt Korinth; in beiden hatte Paulus das Christentum gepredigt, in Athen mit viel geringerem Erfolg als in Korinth, wo er ein halbes Jahr verblieb, da ihn eine Nachterscheinung gemahnt hatte, sich nicht zu fürchten, sondern mutig zu sprechen, weil Niemand ihn verfolgen werde. Deshalb setzt der Dichter die christliche Familie in das Neuerungen zugänglichere Korinth, während der noch heidnische Jüngling von Athen kommt. Mehr als unwahrscheinlich ist die Annahme, der Dichter habe Korinth gewählt, weil ihm, was wir keineswegs bezweifeln, die Erzählung des Philostratus in dem schon im Jahre 1776 gelesenen Leben des Apollonios von Tyana bekannt gewesen, daß eine Empuse, ein Gespenst der Hekate, zu Korinth in einem durch ihren Zauber umgeschaffenen Hause einem Jüngling nächtlich beigewohnt und ihm das Blut ausgesogen habe. Es wäre doch gar zu kleinlich, wenn sich Goethe hierdurch hätte bestimmen lassen.

Eine äußerst glückliche Erfindung des Dichters war es, daß die Götter die Gestorbene in dem traurigen Zustand erscheinen lassen, in welchem sie die letzte Zeit über in der einsamen Kammer sich zu Tode gegrämt hatte; erst allmählig, wie es seinem Zwecke gemäß war, erwacht in ihr das Gefühl, daß sie nicht mehr dem Leben angehöre. Aber gerade diesen Meisterzug, welcher der Darstellung so trefflich zu statten kam, hat man völlig übersehen. Mit möglichster Keuschheit, sorgsamer Vermeidung jeder Lüsternheit wird die ersehnte Vereinigung des Jünglings mit der ihm verweigerten Braut behandelt, die ihn anfangs abwehrt im schmerzlichem Gefühl, daß sie tot sei und die Erfüllung seines Wunsches ihn töte. Alles Bedenkliche schwindet bei der in echtem Volkssinn ersonnenen Vorstellung, daß die beleidigten alten Götter gern der Gestorbenen gewähren, was sie vermögen. Anmaßlicher Stumpfsinn hat das deutlich Ausgesprochene verkannt, ja er dünkt sich sogar etwas mit vornehmem Verleugnen der Wahrheit, daß die Worte „Wechselhauch und Kuß! Liebesüberfluß!" nicht dem beschreibenden Dichter, sondern gleich dem unmittelbar folgenden Verse „Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?" dem Liebenden angehören. Doch auf die Einzelerklärung will ich nicht von neuem eingehen, nur wiederhole ich, was ich schon in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" bemerkt habe: „Je tiefer wir in diese ganz eigentümliche Dichtung dringen, um so mehr erregt sie unsere Bewunderung. Sie ist unter den Balladen, was ‚Faust' unter den Dramen.

Schließlich noch ein Wort über Erich Schmidts Annahme, auch beim „Treuen Eckart" sei eine Schrift von Prätorius Goethes Quelle gewesen. Ganz haltlos erscheint seine Behauptung, der Dichter habe „nachweislich auf der Suche nach Stoffen oder Motiven sich mit Prätorius befaßt". Nachzuweisen ist nur, daß er Ende 1800 sich zur Brockenszene in Bezug

Digitized by Google

auf den Zauber- und Hexenglauben Auszüge aus dem „Anthropodemus“ des Prätorius gemacht. Vom Juni 1797 bis zum Jahre 1816 ist Goethe gar nicht auf die „Suche nach Stoffen“ zu Balladen ausgegangen, die wenigen während dieser fast zwanzig Jahre gedichteten Balladen behandeln ihm längst bekannte Stoffe oder solche, die ihm ungesucht entgegenkamen. Eigentümlich verhält es sich mit den drei Balladen des Jahres 1813, zu denen „Der treue Eckart“ gehört. Längst war bekannt, daß von diesen „Die wandelnde Glocke“ auf einem Spaße beruht, den Goethes Sohn und Riemer sich mit einem kleinen Knaben gemacht, wie auch die gleichfalls dem Jahre 1813 angehörende Parabel „Pfaffenspiel“ einer Erzählung Riemers nachgebildet ist. Seit der Weimarischen Goetheausgabe wissen wir, daß Goethe auf der Reise nach Karlsbad von seinem Kutscher sich das „Thüringerwaldmärchen“ seines „Totentanzes“ erzählen ließ. So werden wir auch bei der dritten Ballade an mündliche Überlieferung denken müssen. Erst, als er 1816 in der Langweile seiner Tennstedter Einsamkeit v. Falkensteins „Thüringische Chronik“ durchsah (diesmal hoffte er darin auch Balladenstoffe zu finden), traf er hier auf den schon vor drei Jahren behandelten treuen Eckart. Diese unglückliche Suche nach Balladenstoffen an dem einsamen kleinen Badeort war die einzige, die Goethe in unserem Jahrhundert anstellte.

## Die Volkssänger in Vorderasien.

Von Arthur Leist.

In Vorderasien haben nur wenige Völker die Kraft gehabt, sich eine Litteratur zu schaffen, während die meisten nicht nur keine solche, sondern nicht einmal eine eigene Schrift besitzen. Trotzdem haben alle neben dem Volksliede im engeren Sinne eine Art Kunstpoesie, die von berufsmäßigen Dichtern oder Sängern gepflegt wird und diesen Völkern ebenso zum Bedürfnis geworden ist, wie anderen die Litteratur. Da Art und Stoff dieser Poesie stets dem Leben und Charakter des betreffenden Volkes entsprechen, so bietet sie eine großartige Mannigfaltigkeit dar und ist überhaupt reich an Sonderheiten. Seit Jahrhunderten erneuert sie sich ununterbrochen, erheitert und rührt viele Tausende von Menschen, hat aber zum größten Teil kein bleibendes Dasein, denn die mündliche Überlieferung, durch die sich die meisten dieser Lieder verbreiten, überdauert kaum einige Geschlechter. Nur wenige Volkssänger hatten bisher die Gewohnheit, ihre Lieder schriftlich anderen mitzuteilen, jedoch selbst von solchen, die durch die Schrift verbreitet wurden, sind nicht besonders viele erhalten. Erst in der neueren Zeit haben es sich einige gebildete Morgenländer angelegen sein lassen, neben den eigentlichen Volksliedern auch die Dichtungen der Volkssänger zu sammeln, so daß wohl mit der Zeit auch manches noch Unbekannte oder scheinbar Verschollene zu Tage gefördert werden wird.

Durch allgemeine Eigenschaften läßt sich die volkstümliche Kunstpoesie der vorderasiatischen Sänger in keiner Weise kennzeichnen, denn sie hat überall ein örtliches Gepräge und behandelt den mannigfaltigen Stoff.

Bei den Tataren, die besonders in den Kaukasusländern die zahlreichsten und bedeutendsten Sänger stellen, gleicht die Kunstpoesie teils der gaya scienza der Trubadure, teils dem deutschen Minnegesange, indem sie wie dieser sehr oft einen sittenlehrerischen und philosophischen Ton anschlägt. Die erstere Art pflegen die Ssasandaren, nämlich die Spieler des Ssas, eines der Mandoline ähnlichen Saiteninstrumentes; die zweite die Aschuchen, welche die fünf- bis achtsaitige Kamantscha spielen. Die Ssasandaren besingen fast nichts als die Liebe in ihrer alltäglichsten Erscheinung und verschmähen dabei keineswegs das Zotenhafte. Ihr Hauptzweck ist Belustigung und Zerstreuung, weshalb sie auch beim Volke in keinem besonderen Ansehen stehen. Viel mehr Achtung genießen die Aschuchen, welche nicht nur die Sänger der edleren Minne, sondern auch zugleich Sittenlehrer und Philosophen sind, ohne jedoch dabei die dem Geiste der Morgenländer eigene Heiterkeit zu verlieren. Mönchisch düster sind die Aschuchen fast nie, denn in jedem steckt ein Zug von Hafis, dem ewigen Vorbilde morgenländischer Lebenslust.

In ganz Vorderasien, vom Schwarzen Meere bis zur gefeierten Rosenstadt Schiras wird dem Sängerberuf noch bis zum heutigen Tage eine nicht unbedeutende Sorgfalt gewidmet und an vielen Orten sind die Altmeister thätig, fähige Jünger in ihrer Kunst zu unterrichten und den in ihnen schlummernden Dichtergeist zu wecken. Besonders bekannt sind die Schulen in Schiras und die in Karabagh im Kaukasus. Ungeschulte Sänger sind fast gar nicht zu finden, denn selbst der begabteste Stegreifdichter ist zum Schweigen verurteilt, wenn er nicht kunstgemäß singen und die Kamantscha spielen kann. Mag diese Kunst noch so eigenartig sein und arg gegen unsere Harmonielehre verstoßen, so ist sie doch immer eine Kunst und muß nach ihren anerkannten Regeln gehandhabt werden, wenn der Sänger überhaupt auf Zuhörer rechnen will. Kenner giebt es unter diesen sehr viele, denn besonders in den Städten hat ja jeder reichlich Gelegenheit, den Sängern zu lauschen und sein Gehör an ihrem Gesang und Spiel zu üben. Bei keinem Feste oder Gelage darf der Aschuch fehlen und ist er ein wahrer Dichter und guter Sänger, so wird ihm nie der Beifall versagt, ja, er ist der gefeierte Held des Tages, dem sich aller Blicke zuwenden. Oft lauscht ihm eine zahlreiche Versammlung bis zum Morgenrot und vergißt darüber alle anderen Belustigungen, denn er ist ja der Spender des höchsten Genusses und versteht es, jeden aus dem Dunkel des Alltagslebens zu erheben in die helle Welt der Begeisterung. Seiner Bedeutung und Würde ist sich auch jeder gute Aschuch wohl bewußt und verschmäht

Digitized by Google

es meistens, vor den Häusern oder in den Höfen zu singen. Diese Demütigung hat er auch wahrlich nicht nötig, denn selbst im Gastzimmer des reichsten Chans wird er stets willkommen geheißen und hat seinen Platz nicht etwa an der Thüre, sondern auf einem Teppiche oder Sofa mitten im Kreise der Gäste. Trotz dieses Ansehens sind die meisten Aschuchen nur mittelmäßige Dichter und nicht besonders Vielen gelingt es, sich einen in weitere Gegenden dringenden Ruf zu erwerben. Die Zahl aller in diesem Jahrhundert berühmt gewordenen tatarischen Volkssänger mag kaum ein Dutzend betragen und selbst von diesen dürfte bei einer strengen Sichtung noch ein Teil als unbedeutend wegfallen.

Ebenso verhält es sich mit den armenischen Aschuchen, die, was Schulung und Kunstübung anbetrifft, den tatarischen am nächsten stehen und von Tiflis und Baku bis an den Wansee mit diesen wetteifern. Der unstreitig bedeutendste aller armenischen Volkssänger, die das Glück hatten, von ihren Liedern überlebt zu werden, ist Sajatnowa, der überhaupt als Musterbild eines morgenländischen Dichters und Sängers im volkstümlichen Sinne gelten darf. Er lebte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aber noch heute erschallen seine Lieder bei jedem Gelage der Tifliser Bürger und Junge und Alte erzählen sich die Begebenheiten seines glanzvollen Sängerlebens. Für ihn waren Poesie, Gesang und Musik unzertrennlich und nur beim Klange der Geige ließ er seine Lieder hören. Welche Kraft er seiner Geige oder Kamantscha zuschrieb, wie hoch er sie als Begleiterin seines Gesanges schätzte, zeigt folgendes an sie gerichtetes Lied:

Kein Instrument freut so das Ohr,
Du klingst wie ein Musikchor.
Der Böse kann dich nicht vertragen,
Du bist für ihn wie Fastenplagen.
O deiner harrt noch bessre Zeit,
In meiner Hand kommst du noch weit.
Entreißen kann dich mir kein Laffe,
Du bist des Sängers Geisteswaffe.
Von Silber sei dein Schraubenknopf,
Voll Diamantenschmuck der Kopf.
Dein schöner Griff sei elfenbeinern,
Des Kastens Zierrat perlensteinern,
Die Saiten schön aus Gold gedreht,
Der Bogen wie ein Schmuckgerät,
Und seine Haare aus dem Schweife
Des Pegasus, damit er greife
Süß milde in die Saiten ein,
Denn klangreich soll'n die Töne sein.
Durch ganze Nächte lauschen viele
Ganz schlaflos deinem Zauberspiele
Und andre wiegst in Schlummer du,
In süße, träumerische Ruh',
Du weingefüllter Goldpokal,
Kamantscha, du mein teures All!

Vor allem war Sajatnowa bestrebt, ein Sittenlehrer des Volkes zu sein, aber er hütete sich die Entsagung zu predigen, für die er selbst viel zu viel Lebenslust besaß. Die Widersprüche der Weltordnung machten ihn nicht zum Weltschmerzler, sondern zum gesunden Philosophen, der vorsichtig den Mittelweg wandelt, alles unnütze Grübeln anderen überläßt und nur darauf bedacht ist, ein wahrer Mensch zu sein, dem weder der Himmel, noch die Erde einen Vorwurf machen kann.

Die nachstehenden drei Lieder geben ein ziemlich genaues Bild seiner Denkweise wie seiner Dichtungsart:

Du tolles Herz, so höre mich doch an,
Sei nur der Keuschheit innig zugethan!
Und wär' die Welt auch dein, was hättest du?
Lieb' Gott und allenfalls ein Weib dazu.
Thu' immer das nur, was Gott wohlgefällt,
Folg' dem nur, der es mit dem Guten hält.
Komm' Hera und schüttle deinen Kummer ab,
Sei frohen Mutes stets bis an das Grab!
Leb' so, daß du von jedem Tadel weit,
Lieb' guten Rat, Geduld, Gerechtigkeit.
Hüt' dich vor Stolz und sei an Demut reich,
Denn vor dem Schöpfer sind wir alle gleich.
Den Armen schütz', den Fremdling und den Gast,
Heil Sajatnowa dir, wenn du gethan dies hast!
Wüßst deinem Seelenheile du dich weihn,
So schränke deines Körpers Leben ein,
Und willst du einst vor dem Gericht bestehn,
So denk' ans Grab und lass' die Freuden gehn!

* * *

Hier feiern sie ein Hochzeitsfest,
Dort schwindet hin des Lebens Rest,
Hier lustige Gespräche schallen,
Dort Büßer hin zur Kirche wallen,
Hier beten sie mit Inbrunst schwer,
Dort klingen Liebeslieder her.
Folgst du der Seele nur hienieden,
So bleibt der Leib stets unzufrieden,
Sei weder Leibs- noch Seelenschinder,
Du Sajatnowa, armer Sünder!

* * *

Mit der Nachtigall hast du geweint im Hain,
Hast mit Rosen aufgeblüt im Morgenschein,
Rosenwasser sog dein schöner Körper ein,
Schöner Körper ein.
Auf der weiten Welt dir keine einzige gleicht,
Keine einzige gleicht.

Paradiesisch schön bist du, o Maid, fürwahr,
Fein wie edle Seide ist dein schwarzes Haar,
Ach, wie steht dir gut das seidene Schalwar,*)
Seidene Schalwar!
Auf der weiten Welt u. s. w.

Wie ein helles Bild mich dein Gesicht entrücket,
Ach, ich sterbe, wenn es mir einmal entrückt,
Golden ist der Gurt, der deine Hüften schmückt,
Deine Hüften schmückt.
Auf der weiten Welt u. s. w.

Dein Brokatkleid schmücken Blumen ohne Zahl,
Süß sangst du im Haine mit der Nachtigall,
Reizend schön ist deines Halses Muttermal,
Halses Muttermal.
Auf der weiten Welt u. s. w.

Finge ich mein Herzeleid zu klagen an,
Fingen selbst die Berge mit zu weinen an,
Schau, was Sajatnowa du hast angethan,
Du hast angethan!
Auf der weiten Welt u. s. w.

* * *

Im Sinne und Geiste Sajatnowas dichten zahlreiche andere Volkssänger, wie Turindsch, Giurdschi-Naweh, Asbar-Adam u. s. w., ohne ihn jedoch zu erreichen.

*) Beinkleider.

Digitized by Google

Turindsch und Asbar sind sowohl Sittenlehrer als Minnedichter und besonders als letztere treffen sie mitunter vorzüglich den Ton der Sajatnowaschen Liebesklagen:

Gar herrlich hast du dich geschmückt, o Maid,
Wie Kerzenglanz strahlt deiner Augen Licht.
Manch' Edelsteinchen blinkt an deinem Kleid,
Vor goldner Zier seh' deinen Hals ich nicht.

Dein Busen einem Rosengärtchen gleicht,
Fast sinnberaubend ist dein lieber Duft,
Die Nachtigall fast niemals von dir weicht,
Ein Balsammeer ist um dich her die Luft.

Nach allen Seiten werfen mich umher
Die Wogen meiner Leidenschaft zu dir.
Schon vielen machtest du das Leben schwer,
O Heißgeliebte, mach' es nicht auch mir!

Sei gnädig mir und hör' mich gütig an,
Nimm mir vom Herzen diese schwere Last.
Was hat Turindsch, der Sänger, dir gethan,
Daß du den Armen so gefesselt hast?

* * *

Du sagst: Geduldе dich! Doch ich bin nicht von Stein,
Drum lindre meine Herzenspein!
Durch dich ist nun mein Leben nur noch leerer Schein,
Doch ich ertrag' es nicht mehr, nein!
Wie kannst du gegen mich so unbarmherzig sein,
Du allerliebstes Mädchen, mein?
Von deinen vielen Schätzen gieb doch einen mir,
Du, dieser Erde schönste Zier!
Komm' teures Mädchen, sei mir gnädig für und für,
All meine Hoffnung ist bei dir.
Mein Schmerz ist schwer, find' mir ein Mittel doch dafür,
Lass' mich nicht ohne Heilung hier!
Nach dir nur schmachte ich und ach du meidest mich,
Wie lange soll ich dulden, sprich?
Schwer ist der Schmerz, der deinetwegen mich beschlich,
Mein Leben ist verkürzt durch dich.
Hab' Mitleid doch mit mir, schau', fast vergehe ich,
Sei nicht so grausam gegen mich!
Bald faltest du die Stirn, tobst wie der Donner schwer
Und schwimmst in einem Thränenmeer,
Bald brausest scharf du wie der Nordwind auf mich her
Und ich erkenne dich nicht mehr.
Bald wünschst du Schlimmes mir und grollst und schmollst mir sehr
Und ich hab' nichts zur Gegenwehr.
Du nahmst mir alle Kraft; geschmolzen ist mein Herz
Von deinem Reiz wie Schnee im März.
Gebrandmarkt haben deine Brauen mir das Herz,
O du mein Glück und Seelenschmerz!
Dem Rate meiner Feinde folgst du nicht zum Scherz,
Denn dein Gemüt ist hart wie Erz.
Mit andern seh' ich täglich dich spazieren gehn,
Und mich lässt du zur Seite stehn.
Mir schmollst du immerfort, mit andern thust du schön,
Weh' mir, daß ich dich je gesehn!
Gut kennst du, armer Asbar, deine Herzenswehn,
Doch Niemand weiß, was dir geschehn.

* * *

Geliebte, durch dich ward der Tag mir zur Nacht,
Warum hat die Mutter so schön dich geboren?
Kein Glück hat das Dasein bisher mir gebracht
Und jetzt hab' ich gar den Verstand noch verloren.

* * *

Eine viel geringere Bedeutung als bei den Persern, Tataren und Armeniern haben die Volkssänger bei den Georgiern, deren „Mstwiri" oder Dudelsackpfeifer in keiner Weise mit den Aschuchen jener verglichen werden kann. Er ist nichts weiter als ein Bettelsänger, der entweder abgedroschene Lieder wiederholt oder neue von sehr geringem Werte abfaßt. In der georgischen Poesie zählen die Dichtungen der Mstwiri fast gar nicht mit, denn Georgien ist ein Land der Lieder im wahren Sinne des Wortes und in ganz Vorderasien hat außer den Persern kein Volk einen so herrlichen Schatz von Volksliedern, noch eine so reiche Kunstlyrik wie die Georgier. Ihr lebhaftes Geblüt macht sie nicht nur zu leidenschaftlichen Sprechern, sondern auch zu Sängern und wo jeder selbst gern singt, hat der Sänger von Beruf nichts zu thun. Der Hirte singt auf der Alm, der Ackersmann hinter dem Pfluge, der Fuhrmann auf dem Büffelkarren, der Edelmann, wenn er zu Pferde sitzt, die Bäuerin im Garten beim Jäten und zu Hause singen alle im Chor beim fröhlichen Gelage. Und es sind nicht etwa nur Volkslieder, die allerorten erschallen, sondern auch viele Lieder der Kunstlyrik, denn diese ist in Georgien Gemeingut des ganzen Volkes und hat in den Hütten der Bauern ebenso leidenschaftliche Freunde wie in den Häusern der Fürsten.

Mehr als bei den Georgiern gilt der Volkssänger bei den kaukasischen Bergvölkern, die kein Schrifttum und auch keine eigentliche Kunstdichtung besitzen. Für diese wackeren Söhne der Berge, denen allen ein ritterlicher Sinn inne wohnt, ist der Sänger aber kein süß redender Minnedichter oder Philosoph, wie er es unten ist in den sonnigen Ländern, wo die flötende Zunge der Tataren und Perser klingt. Rauh wie die Luft ihrer Berge sind auch ihre Sprachen und in diesen wurde seit Jahrhunderten weniger von Schönheit und Liebe als von Ruhm und Tapferkeit gesungen. Kämpfe mit den Nachbarstämmen und Raubzüge bildeten lange Zeiten hindurch den einzigen Inhalt des Lebens der kaukasischen Bergvölker und somit konnte ihnen auch kein anderes Ideal vorschweben als der Heldenruhm, in dessen Besingung sie wirklich Großes geleistet haben. Die meisten ihrer Heldenlieder reichen in ferne Jahrhunderte hinauf und da sie sowohl die Thaten einzelner Recken als auch ganzer Heere behandeln, enthalten sie gewissermaßen die ganze Geschichte des betreffenden Volksstammes. Solcher gereimter Erinnerungen und Überlieferungen besitzt jedes Volk einen reichen Schatz, aber bei keinem ist dieser so großartig, wie bei den Tscherkessen, die im Heldenliede selbst den Serben nur wenig nachstehen mögen. Was es für sie bedeutet, spricht am besten das folgende Liedchen aus:

Die Zeit kann wohl des Helden Grab zerstören,
Jedoch sein großer Name sich erhält,
Er klingt in tausend schönen Liedern weiter
Und geht erst unter mit der Erdenwelt.

Eigentliche Volkssänger, nämlich Dichter, die auch zugleich Sänger und Musiker sind, haben die Tscherkessen niemals gehabt, denn in ihren Augen ist der Beruf des Dichters ein viel zu erhabener, als daß er sich zum Sänger erniedrigen könnte. Den Vortrag der von ihm verfaßten Lieder überläßt er anderen, die dieses Geschäft handwerksmäßig betreiben und beim Volke in sehr geringem Ansehen

Digitized by Google

stehen. In der vormohamedanischen Zeit spielten die tscherkessischen Dichter, welche damals Gekoko hießen, eine sehr hervorragende Rolle und wurden hoch geehrt von allen Fürsten des Landes, die mitunter selbst mit ihnen im Dichten wetteiferten. In der Kriegszeit zogen sie dem Heere voran und verweilten während des Kampfes in dessen unmittelbarer Nähe, um Zeugen der Heldenthaten zu sein, die sie besingen sollten. Die Abfassung eines Loblied es auf einen gefallenen Kämpen oder eines eine ganze Schlacht schildernden Gesanges wurde stets mehreren Dichtern aufgetragen, welche sich in die Waldeinsamkeit zurückzogen und dort so lange verweilten, bis sie ihre Aufgabe zur Zufriedenheit der ihre Schöpfungen an jedem Abende beurteilenden Bardenversammlung gelöst hatten. Längere epische Gesänge wurden aus Bruchstücken zusammengesetzt, die verschiedene Dichter zu Verfassern hatten. Sobald eine neue Dichtung zu Ende gebracht war, veranstalteten die Barden und Ritter ein Gelage, bei welchem diese im Beisein der Sänger vorgetragen wurde, um nun durch deren Vermittelung in allen Gegenden des Tscherkessenlandes bekannt gegeben zu werden. Nach Einführung des Islam wurden die Gekokos schwer von den Mollahs bekämpft, so daß sie allmählich ihre zunftartige Zusammengehörigkeit und allgemeine Bedeutung verloren. An ihre Stelle traten vereinzelte Dichter, die meistens ein Wanderleben führen und mehr die Vergangenheit als die Gegenwart besingen, denn diese bietet keinen Stoff mehr für Heldengesänge. Bis heute sind nur sehr wenige tscherkessische Lieder gesammelt worden und der größte Teil derselben ist der Welt noch unbekannt.

Die hier folgenden Proben kennzeichnen ziemlich zutreffend ihren Gesamtcharakter.

1.

### Lied vom Kriegszuge des Awarenchans Baikan ins Tscherkessenland.

Mächtiger Elias, unser Helfer,
Strecke aus den dichten Sturmeswolken
Deine starke Hand hervor und schlage
Nieder Baikans Streitroß, das so weiß ist
Wie der ewige Schnee auf unsern Bergen.
Welcher Trost ist uns denn noch geblieben
Jetzt in diesen Tagen der Bedrängnis?
Wilder Schrecken macht die Seele bangen
Und der Schlachtlärm raubt uns Schlaf und Ruhe.
Fern von ihren abgebrannten Hütten
Suchen Greise Obdach mit den Kindern,
Zittern alle vor der dunkeln Zukunft,
Leben schwer in trüber Ungewißheit,
Wie die Quellen, die vom Berge rieseln,
Fließen reichlich ihres Kummers Thränen.

* * *

2.

### Klagelied auf den Tod des Fürsten Kanbulat.

Die berühmten Ritter und Genossen
Beide Kampfgenossen unsres Shenders
Hat ein trauriges Geschick betroffen
Und mit ihnen unsern Kanbulat.

Für ihn stritt der tapfre Fürst Mokmoko,
Stritt im Panzerhemd mit kurzen Ärmeln;
O wie hat mein Herz geblutet
Um den unglücklichen Kanbulat!

Jede Nacht geh' ich ans Meeresufer,
Gehe trauernd fort von Dorf zu Dorfe,
Aber Niemand will mein Weh' begreifen,
Leid thut mir der arme Kanbulat.

Sagt, was konnten uns die Türken helfen,
Diese feigen, plumpen Turbanträger,
Die zum Heldenkampfe nimmer taugen?
Leid thut mir der arme Kanbulat.

Fürst Dshankilisch, der noch nie geflohen,
Sprengt mit Mut umher auf seinem Rosse,
Streckt mit Pfeilen seine Feinde nieder.
Leid thut mir der arme Kanbulat.

Schwer verwundet brach am Schutzwehrthore
Chumaro, der hehre Held zusammen,
Mußte über seine Leiche steigen
Zum Verdruß des armen Kanbulat.

* * *

3.

### Klagelied der Fürstin Ssosiracho um ihren Gatten.

Ssosiracho, du mein hehrer,
Tapfrer Gatte Ssosiracho,
Wie der Morgenstern am Himmel
Glänzten deiner Lanzen Spitzen,
Und doch bist du nicht entgangen
Meuchlerischen Mörderhänden!
Selbst die tapfersten der Feinde
Konnten dir nicht widerstehen.
Ssosirachos Blut, des hehren
Wird der große Herrgott rächen.

* * *

4.

Unsrer Berge Schönen sitzen
Spinnend in den Häuserhallen
Und besingen alle Tapfern,
Die im Heldenkampf gefallen.

An den steilen Felsenufern,
Wo der Laba Wogen schäumen,
Flechten Fangschnuren die Recken,
Die von schönen Siegen träumen.

Tennir Kasek zeigt vom Himmel
Ihnen in der Nacht die Pfade,
Die ins Land der Feinde führen,
Weit aus ferne Seegestade.

Nicht mit sichern Nachen, sondern
Mit den Brüsten ihrer schnellen,
Ungestümen Steppenrosse,
Trennen sie des Kubans Wellen.

Sternen gleich, die wie die Blitze
Nachts am Himmel niederschießen,
Jagen hin sie durch die Steppe,
Wo des Dons Gewässer fließen.

Über diesen lagern Nebel
Kreisend in der düstern Höhe
Schwebt ein Geier und am Ufer
Weiden einsam scheue Rehe.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Leben und Abenteuer des Riccardo Joanna.** Roman von Matilda Serao. Giuseppe Gaeli. Mailand. 2. Auflage. 1889. War es nicht Emile de Girardin, der gesagt hat, der Journalismus führt zu allem, vorausgesetzt, daß man ihn verläßt, aus ihm austritt, pourvu qu'on en sorte? Zeigt Guy de Maupassant in seinem „Bel-Ami", daß der Held, Georges Du Roy, durch den Journalismus, mit

Digitized by Google

ihm und seiner eigenen maßlosen Rücksichtslosigkeit zu allem gelangt, zu Macht, Ehre, Reichtum, großer Heirat, so will Matilda Serao beweisen, daß es in Italien nicht so ist. Sie zeigt uns dies an ihrem Riccardo Joanna, der das Elend des Zeitungsschreiber bereits an seinem Vater kennen gelernt. Dieser, verhungernd, läßt seinen kleinen „Piccolo" schwören, niemals Zeitungsschreiber zu werden. Er wird es aber doch und Poet und Novellist dazu. Die Schilderung des Lebens und Treibens italienischer Provinzzeitungsschreiber wird nun mit einer ausführlichen Treue geschildert, die so weit geht, daß wir sogar davon unterrichtet werden, wie sich der Redakteur die Füße an einem Linoleumteppich abwischt. Wie sie essen, trinken, schlafen, zu lieben glauben, Blätter gründen, an den Rand des Nichts gelangen, mit Selbstmord drohen, am Leben bleiben und endlich, mit Schuldenlast überhäuft, wieder vor dem Nichts des: „Morgen" stehen, all' das ist mit einem Wirklichkeitssinn geschildert, der von Zola abgelernt sein mag, der aber nirgends Zolaschen Schmutz auch nur mit dem Stiefelabsatz berührt. Der Held Joanna geht von einem Zuckerhändler zu einem Wohlthätigkeitsbazar, von einem Stelldichein in einem Konzert zu einem solchen in der Kirche, von einem Kunstladen zu einem Rummelladen, vom Theater in den Gesellschaftssaal, er ist ein Müßiggänger ohne Willen, ohne Mut, der weiblichen Anziehung wie ein Kind gehorchend, ihr seine Zeit, sein weniges Geld opfernd, seine Arbeit, die all seine Stärke war, darüber versäumend. M. Serao behauptet, der Redaktene eines einmal ein- und untergegangenen Blattes könne es nie wieder zu etwas bringen. Aber ihr Joanna leidet mit seinem „Uomo chi ride" den schmählichsten Schiffbruch und dennoch sehen wir ihn auf ganz unerklärliche Weise wieder an der Spitze des „Tempo" auftauchen. Er bringt es zu „100000" Auflage, man bietet ihm 1½ Millionen Lire für das Blatt. Er verlangt 2. Des Glück, das ihn mit der fliegenden Sternlocke streifte, entwischt ihm und er verkommt zum zweiten Mal; das Blatt nimmt seit jenem Tage ab, und Joanna zeigt einem jungen Anfänger, Antonio Amati in Corpore vili, all' das Elend, die Enttäuschungen des Redakteurs; er nimmt ihm seinen letzten Heller, seine Uhr ab — führt ihn an sein eigenes moralisches Grab und — Antonio Amati wird auch Zeitungsschreiber! — Nun darf man nicht vergessen, daß hier das italienische Zeitungswesen, und zwar mit vorzüglicher Geschäftskenntnis, von Mailand, Parma, Modena, Rom, Neapel, geschildert ist, während Guy de Maupassant das alleinseligmachende Paris als Mittelpunkt festhält. Wenn aber der gute Joanna es vom Bankverkrachten durch eine Zeitung wieder bis zum doppelten Millionär bringen kann, was will Signora Serao eigentlich beweisen? Daß ihr Held ein Faulenzer, ein Pechvogel ist und schließlich der krasseste Vertreter des Indifferentismus wird? — Wenn sie das wollte, so ist es ihr unübertrefflich gelungen.

Alfred Friedmann.

The complete poetical works of William Wordsworth with an introdnction by Jon Morley. London. Macmillan. 1889. Der Kultus, welcher in dem heutigen England dem Namen und den Werken Wordsworths gewidmet wird, kann nicht fremdig genug begrüßt werden. In der vor Kurzem unter dem Titel Wordsworthiana (London. Macmillan) erschienenen Sammlung der wichtigsten Arbeiten aus den Sitzungsberichten der Wordsworthgesellschaft kommt diese Verehrung zu edelstem Ausdruck in den schön und tief empfundenen Ansprachen, in welchen Männer wie Matthew Arnold, J. Russel Lowell den Dichter vor der seinen Namen tragenden Gesellschaft verherrlicht haben. Dieser Bewunderung entspricht auch ein ungemein reger Anteil an dem Leben und den Werken des Dichters. Die letzten Jahre haben zwei neue ausführlichere Lebensgeschichten des Dichters gebracht, nämlich die von Myers und von Sutherland und dem von dem Gründer der Wordsworthgesellschaft, William Knigth, herausgegebenen Sammelwerke Wordsworthiana ist die vorliegende Gesamtausgabe der poetischen Werke des Dichters von John Morley rasch gefolgt. Man kann sich keine handlichere Ausgabe wünschen, als den vorliegenden stattlichen Band, der trotz seiner Billigkeit (7 s. 6 d.) mit einem sehr schönen Bildnis des Dichters geschmückt ist und allen Ansprüchen, welche man an die Dauerkraft des Papiers und des Druckes stellen darf, in vollem Maße gerecht wird. Morley schickt einen ausgezeichneten Essay über das Leben und die Werke des Dichters nebst einem chronologischen Register aller seiner Gedichte voraus und den Anhang bildet eine vollständige Bibliographie aller Ausgaben, Biographien und der bedeutendsten Besprechungen der Werke des Dichters nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichnis der Titel und der Anfangszeilen der Gedichte. Da auch das im Vorjahre zum ersten Male veröffentlichte Gedicht The Recluse aufgenommen wurde, so kann Morley mit Fug und Recht seine Ausgabe als die gegenwärtig vollständigste bezeichnen. Dr. A. W.

## Bühnenschau.

Outram Tristram's vieraktiges Schauspiel „The Panel Picture", welches zur Zeit im Londoner Opera Comique Theatre gegeben wird, konnte trotz der vorzüglichen Darstellung keinen ungeteilten Beifall finden. Das Stück entlehnt seinen Stoff dem Balzac'schen Roman „Histoire des Treize"; doch erscheint der Vorwurf in der Behandlung Tristrams unwahrscheinlich und die Charaktere entbehren der inneren Wahrheit und Natur. Es gehört eine Meisterhand wie die Balzac's dazu, um einen widerhaarigen Stoff gefällig und anziehend zu gestalten.

„Pépa", ein dreiaktiges Lustspiel von Meilhac und Gandrax, welches Ende vorigen Jahres an der Comedie Française zur Aufführung gelangte, entrückt jetzt, als liebenswürdige leichte Ware, die Besucher des Londoner Royalty Theatre.

„Rumour", ein dreiaktiges Drama von John Strange Winter, das im Vaudeville zu London kürzlich aufgeführt wurde, konnte trotz der sensationellen Mittel, mit welchen der Verfasser arbeitet — z. B. Ende des ersten Aufzuges, wo ein höchst wirkungsvoller Zweikampf zwischen den beiden weiblichen Helden des Stückes stattfindet, eine Szene, der freilich innere Folgerichtigkeit mangelt — die Zuschauer nicht recht erwärmen.

Jean Richepin's „Le Flibustier" soll demnächst in einer Übersetzung von Archer Woodhouse auf einem der Londoner Theater in Szene gehen.

Robert Miseh's vieraktiges Schauspiel „Die Liebeslengnerin" hat bei seiner erstmaligen Aufführung am Dresdner Hoftheater einen guten Erfolg gehabt.

Zu Rothenburg a. d. Tauber wird auch in diesem Jahre das geschichtliche Festspiel „Der Meistertrunk", und zwar zu Pfingsten, zur Aufführung gelangen.

Am Wallnertheater in Berlin ist eine neue Posse von Karl Laufs „Der schöne Ferdinand" zum ersten Mal aufgeführt worden und von der Zuhörerschaft mit großem Beifall aufgenommen worden. Das Stück ist im Wesentlichen eine Verwechselungskomödie nach bekannten Mustern.

An der Münchner Hofbühne ist die Darstellung Shakespeare'scher Dramen ohne szenischen Prunk in den Dichters eigensten Sinne, auf den vor kurzem Rud. Genée in überzeugungskräftigen Worten hinwies, in Aussicht genommen.

Alexander Kielland's Drama „Der Professor" hat kürzlich unter großem und allgemeinen Beifall seine erste Vorstellung in Kristiania erlebt.

Albin Valabrègue's Schwank „La securité des familles" wurde unter dem Titel „Firma Rondinot" am Berliner Residenztheater mit wenig Erfolg gegeben.

## Novellistische Rundschau.

**England:** Mit wie geringen Erwartungen man auch immer das Gebiet der gegenwärtigen englischen Novellistik betreten mag, so wird man jene doch jederzeit noch zu straff gespannt haben und in unwilliger Enttäuschung froh sein, ihm den Rücken wenden zu können. Es ist schwierig unter der endlosen Masse

Digitized by Google

von meist nur nach dem Beifall der erregungssüchtigen Menge haschenden Kolportage- und Sensationsromanen auch nur einige wertvolle Arbeiten zu bezeichnen, die Anspruch auf litterarische Würdigung machen können. Ein Band, der den Namen eines bekannten Schriftstellers trägt, ist „Dolly" von Justin *McCarthy*, eine Liebesgeschichte, die sich zart und duftig giebt, ohne jedoch Anspruch auf künstlerische Vollendung machen zu können. — John B. *Storck* „Lady Godiva: a story of Saxon England". Der noch unbekannte Verfasser macht hier mit gutem Erfolg den Versuch, die Geschichte der Godiva und ihrer Zeit neu zu beleben; eingehende Studien der angelsächsischen Kultur- und Lebensverhältnisse befähigen ihn ein ziemlich gutgetroffenes, wenn auch etwas zu hellfarbiges Bild der von ihm geschilderten Zeit zu entwerfen. — „Beneath Your Very Boots", von C. J. *Hyma*. Diesem Roman liegt derselbe leitende Gedanke zu Grunde, auf dem Bulwers „The Coming Race" beruht, ohne jedoch im mindesten diesen berühmten Sittenschilderer anderweitig verpflichtet zu sein. Die gestalten- und farbenreiche Schilderung der in den ersten Abschnitten geschilderten gegenwärtigen Zeit ist meisterhaft und läßt nm so mehr bedauern, daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, ein einheitliches und befriedigendes Bild zustande zu bringen. — Mrs. Robert *Jocelyn*, „A Distracting Guest" ist eine lustige Geschichte zusammengebraut aus den unmöglichsten Bestandteilen: Mesmerismus, magnetischer Schlaf, Liebe, Spleen, Spiritismus, Koketterie und Geistererscheinungen. — Stuart *Cumberland*, „A fatal Affinity", ist ein merkwürdiges Buch, das zwischen Sensations- und Sittenroman die Mitte hält: „a weird story", wie es sich selbst nennt. — Von hervorragenden Übersetzungen ist zu erwähnen: „The Invaders, and other Stories" von Graf L. *Tolstoj*; die von N. H. Dole gelieferte Übersetzung wird dem Geiste der reizenden Erzählungen, aus denen besonders „Polikuchka" als meisterhaft hervorzuheben ist, keineswegs gerecht.

**Amerika**: Ein frischer Zug geht durch das Schriftum des überseeischen Vetters Altenglands: unbefangener Blick, freiere Gedankenführung, vorurteilfreie Beobachtungsgabe, Bildungsfähigkeit der Sprache geben dem amerikanischen Litteratur unberechenbare Vorteile. „Stead fast: a story of a saint and a sinner" ist der Titel des neuesten Bandes der humorvollen Schriftstellerin Rose Terry *Cooke*; die geschickt und mit echtem Gegenstandssinn der Charaktere ausgestattete Erzählung schildert mit kühner Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse die von religiösem und künstlichen Fragen bewegte Vergangenheit Connecticuts. — Tom *Johnsohn*, „A blue-grass thoroughbred" ist ein farbenkräftiges Gemälde von Begebenheiten, welche sich in den „Blangrasdistrikten" von Kentucky abspielen. — Der neueste Roman von Edgar *Fawcett* betitelt sich „A demoralizing marriage", und scheint ähnliche Ziele zu verfolgen wie die demnächst erscheinende neueste Tendenznovelle der durch ihren im letzten Jahr so viel Staub aufwirbelnden Aufsatz „Is marriage a failure?" zur Welt-Berühmtheit (Ph sic!) gelangten Mrs. Nona *Lord*, welche unter dem Titel „Under the Wings of Azrael" in künstlerischer Form ihrem Satze von der Ehe ohne Liebe, welche sie der monogamen Prostitution gleichsetzt, mehr Nachdruck verleihen soll. — Von T. B. *Aldrich*, dem berühmten Lyriker und Verfasser des herrlichen Romans „Stillwater Tragedy", steht ein neues Band zu erwarten: „An old town by the sea".

**Frankreich**: Die letzten Hefte der Figaroausgabe „Types de Paris" enthalten Skizzen von Octave *Mirbeau*: „Cocher de Maître". Roger *Marx*: „Dimanches de Paris". Paul *Bourget*: „Professeur libre". Stéphane *Mallarmé*: „Types de la Rue". Robert *de Bonnières*: „Vieux Cocher". J. H. *Rosny*: „Les Ouvriers. — Forgerons". J. *Ajalbert*: „Les Terrassiers". — Von neuen Romanen erwähnen wir: Paul *d'Ivi*, „L'anvers d'un crime". — Eine Gesamtausgabe der Werke Charles *Baudelaire's* beginnt mit „Petits poèmes en Prose: Les Paradis Artificiels". — Madame Alphonse *Daudet*: „Enfants et mères". — In der Collection Guillaume erschien Alphonse *Daudet's*: „Les Femmes d'artistes" in einer von Rossi, Mirbach, Bieler u. a. reich illustrierten Ausgabe. — Harry *Alis*, „Quelques fous". — Demnächst gelangt zur Ausgabe ein neues Buch von Maurice *Barrès*: „Un homme libre". Ein Band von L. Nemours *Godré* vereinigt unter dem Titel: „Les Cyniques" zwei Novellen: Le dessin du pornier und Sous le pressoir. — Anatole *France*: „Balthasar". — Ein post mortem Roman von Jean *Lorocque*: „Les Voluptueuses: Faustn". — Pierre *Andrieux*: „Le Tsar". — Von bedeutenderen Übertragungen sind zu nennen: Jacinto *Verdaguer*, „Le Canigou". — *Philips*: „Comme dans un miroir". — *Sacher-Masoch*: „Sascha et Saschka".

**Italien**: Als neueste novellistische Erscheinungen verzeichnen wir: Alb. *Boccardi*, „Cecilia Ferriani". — F. D. *Guerrazzi*, „Beatrice Cenci", ein geschichtlicher Roman aus dem 16. Jahrhundert.

**Niederlande**: Der dänische Roman von J. P. *Jacobsen* „Niels Lyhne" ist von Una ins Holländische übertragen worden.

**Portugal**: Ein Band Erzählungen „Rosas Pallidas" von der geistvollen kürzlich im „Magazin" von Hedwig Wigger gewürdigten Schriftstellerin Guiomar *Torreao* ist soeben erschienen, zu dem der berühmte Dichter Thomas Ribeiro ein Vorwort geschrieben hat.

**Skandinavien**: August *Strindberg's* neuer Roman „Tschandala" spielt zu Ende des 17. Jahrhunderts.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 14. 4. April 1889.

Znr italienischen Krisis. — Der Kanonenkönig und sein Reich. — E. Budde, Die Fortpflanzung elektrischer Kräfte. Eine naturwissenschaftliche Plauderei. — Hans Hopfen: Theuter. — Antisemiten und Liberale. Aus Österreich. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Vom deutschen Einheitsschulverein. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 883. 6 April 1889.

E. Dowden, Wordsworthiana. — F. Hawkins, Mombert's History of Charles the Great. — Keane, Bateman's The First Ascent of the Kasai. — J. A. Noble, Marziah's Sonnets. — W. R. Morfill, Dr. Dee at the Polish Court. — J. B. Allen, New Novels. — Some Books on Education. — Some Books about Books. — Notes and News. — Original Verse: Rev. J. Owen, „John Bright's Funeral", H. Cunnliffe Bowen, „piping" — Obituary: John Bright. — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Appointements for next Week. — Rev. H. S. Fagan, Mrs. Hetley's Native Flowers of New Zealand — Mathematical Books. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — Indian Numismatics. — The Art Magazines. — Correspondence: Talfoud Ely, Early Graves and Walls in Sicily and Italy. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, „The Panel Picture' and „The Duke's Boats".

**The Athenaeum.** No. 3206. 6 April 1889.

Mark Pattison's Essays. — Modern Artillery. — A Marseilles Traitor. — The Industries of Japan. — Novels of the Week. — Library Table. List of new Books. — Clothes and Conduct on board an Old Indiaman; Water-Marks; Mrs. S. C. Hall; The Library at Bold Hall; The „Dictionary of National Biography"; The Spring Publishing Season; The Historical Mss. Commission. — Literary Gossip. — Science. Recent Publications; Geographical Notes; Prof. Donders; Astronomical Notes; Sockctics; Meetings; Gossip. — Fine Arts. Recent Publications; Minor Exhibitions; New Prints; An Early Scrap-Book of W. H. Thackeray; Notes from Cyprus; Sale; Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue des deux mondes.** No. 3. 1 Avril 1889.

André Theuriet, Deux Sœurs. — H. Taine, La Reconstruction de la France en 1888. XII partie. — Paul Leroy-Beaulieu, L'Etat moderne et ses Fonctions. V. L'Etat, Le Régime du Travail et les Assurances. — Victor Du Bled, Le Prince de Ligne, d'après ses Mémoires et sa Correspondance. — R. Radau, La Photographie au Service de l'Astronomie. — Max Leclerc, L'Emigration chinoise et les Relations internationales. — Camille Bellaigne, Revue musicale. La servante Maîtresse, de Pergolèse. Odéon, Les Erinnyes, de Leconte de Lisle, Musique de Massenet. — F. Brunetière, Revue littéraire. A propos de Charles Dickens.

**Revue critique.** No. 13. 1 Avril 1889.

Carnoy et Nicolaïdès, Traditions populaires de l'Asie Mineure. — Omont, Inventaire de manuscrits grecs de la Bibliothèque Nationale. — O. E. Schmidt, Le manuscrit des lettres de Sévron. — Vogt, Le Printemps du Minnesang. — Storm, Les annales d'Islande. — Longin, Lettre d'un Franc-Comtois. — A. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse. — Pajol, Les guerres sous Louis XV, vol. VI. — Lesage, Catalogue de la Bibliothèque du ministère de la guerre. — Ghirondi, Annales d'Italie. — P. Leroy-Beaulieu, L'Algérie et la Tunisie. — Vignon, La France dans l'Afrique du Nord. — Chronique. — Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

**L'Indépendant littéraire.** No. 7. 1 Avril 1889.

Cours Littéraires: Deschanel, Collège de France. Croisilé, Sorbonne. — Poésie: François Fabié, Les Sources. — N. Coste, Le Prince Gilles de Bretagne. — J. Estrup, Le Dernier des Romantiques Danois. — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Révolution (suite): Le Cousin Jacques. — Le Théâtre à Paris: Albert Gerès, Gymnase: Belle Maman, de Sardou et Deslandes. Théâtre-Libre: La Patrie en danger, de Jules et Edmond de Goncourt. Odéon: Les Erinnyes, de Leconte de Lisle. — Paul Montal, La Quinzaine: Scherer, — G. de Willot, Les Livres: Bibliographie. —

Digitized by Google

P. M., Revue des Revues. — Petite Chronique: Nécrologie. A travers l'Institut. — Politique.

**Journal des Savants.** Mars 1889.

Barthélemy-Saint Hilaire, La législation hindoue. — Ch. Lévêque, Les Sceptiques grecs. — Jules Girard, Histoire de la littérature grecque. — J. Bertrand, Régulation et compensation des compas. — Henri Weil, Les Drames d'Euripide. — R. Dareste, Découverte d'un plaidoyer d'Hyperide. — Nouvelles littéraires.

SKANDINAVIEN.

**Ny Jord.** Marts 1889.

August Strindberg, Om Modern Drama och Modernt Teater. — Charles Baudelaire: Digte i Prosa. (Oversatte af Joh. Maser.) Paul Bourget: Ch. Baudelaire (overs. af Vald. K.) — Sophus Clausen: Kobenhavnske Vers. — Fr. Nietzsche: Salmede talte Zarathustra (overs. af Sophus Michaëlis.) — Vald. Vedel, En Replik. — Antonius Gynt. Aandsbrudre. Digt. — Oskar Johansen: Om det juridiske Studium. — Kireu: „Fruen fra Havet" paa Christiania Theater. — G., Carl Behrens: Theatrene.

**Dagny.** No. 3. Marz 1889.

Anna Krook, En barnahand. Poem. — G—l., Butilds Andersson. — G. Hjelmerus, Pariser-Salonger pa 1700-talet. — A. K—dt., Minnen från Amerikas inbördes krig. Utdrag ur My Story of the war of Mrs. Mary Livermore. — Från Riksdagen. — Fredrika-Bremer-Förbundets meddelanden: Arbetsområden för kvinnor. — Breflåda. Svar till Prenumerant. Svar till Reformvän.

NIEDERLANDE.

**De Toekomst.** No. 4. April 1889.

Pol de Mont, Beschaving door het Nederlandsch. — Aug. Gittée, Bijbelsche Uitdrukkingen. — F. van Duyse, Muziek in de School. Gustaaf Segers, Bilderdijk. Ingezonden werken. — Kroniek. — Officieel schoolnieuws.

**De Gids.** No. 4. April 1889.

van Nievelt, Een zeestuk. — H. J. Polak, Constantin Huygens. — R. Fruin, Prins Willem III in zijn verhouding tot Engeland. — Th. Swart Abrahamsz, De soldnat in Nederlandsch Indië. — E. D. Pijzel, Een wijsgeer over politiek. — J. Heemskerk, Een commentaar op de Grondwet van 1887. — H. P. G. Quack, J. A. Alberdingk Thijm. 1820—1889. — Letterkundige Kroniek. — Bibliographie.

**De Leeswijzer.** 1 April 1889.

J. H. Groenewegen, Erik Gustaf Geyer. — Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera, I. — J. Winkler Prins, Hollandsch deeglijk bovenal? — Brieven van Richard Wagner. — François Coppée, Kerstsprookje. — De Koninkl. Vlaamsche Academie. — Boekbespreking. — Berichten en Aankondigingen. — Ingezonden: Aan den heer J. Hendrik van Balen. — Advertentiën.

BELGIEN.

**La Revue Générale.** Avril 1889.

Ch. Woeste, Le Centenaire de la Révolution française. — Henri Francotte, Les Papes et la renaissance. — Léonie Denuit, Marc Haudriez, nouvelle. — V. D. B., Promenades d'un philosophe à travers champs. — Le comte Edouard Soderini, La crise ministérielle en Italie et l'alliance italo-allemande. — La religion en Chine. — François Troisfontaines, La Cécité. — Jules Bailly, Credo. — Concours de la Revue.

ITALIEN.

**Nuova Antologia.** No. 7. 1 Aprile 1889.

Augusto Franchetti, Della rivoluzione francese e della coscienza politica nazionale in Italia. — Enrico Ferri, Garibaldi nelle sue „Memorie". — Leo di Castelnuovo (L. Palle), Il Conte Verde. Commedia in un atto. — Enea Cavalieri, Le associazioni cooperative di produzione o di lavoro nelle Romagne. — Ncera, L'indomani. Romanzo. — Un ex Ministro, Considerazioni sull'Amministrazione militare (in proposito di un processo). — R. Bonghi, Istruzione secondaria in Inghilterra. Collegio di Eton. — F. Cardon, Notisia geografica. Chismaio e Opia. — Ferdinando Martini, Rassegna delle letterature straniere. (Francese.) — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notisie di scienza, letteratura ed arte.

**Revue internationale.** 25 Mars 1889.

Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Paul Lindau, Dentelles. — E. Haipérine-Kaminsky, Dictature de cœur. — Stephanie Wohl, Clinquant. — T. de Brichandeau, Le chemin de fer transcontinental Sud-Americain Pernambonc-Valparaiso. — F. Maurice, La Pia Casa di lavoro de Gênes. — Un ancien Diplomate, Chronique politique.

AMERIKA.

**The Century Magazine.** April 1889.

Clarence Winthrop Bowen, The Inauguration of Washington. — Mrs. Burton Harrison, Washington at Mount Vernon After the Revolution. — Mrs. Burton Harrison, Washington in New York in 1789. — Charles Henry Hart, Original Portraits of Washington. — John Bach McMaster, A Century of Constitutional Interpretation. — Thomas Wentworth Higginson, Sixty and Six, or a Fountain of Youth. — Mary Hallock Foote, The Last Assembly Ball. The Situation Developed. — George Kennan, The Rssaian Police. — Frederic Remington, A Scout With The Buffalo-Soldiers. — Harry Stillwell Edwards, A Born Inventor. — Christopher P. Cranch, Music in Heaven. — John G. Nicolay, John Hay, Abraham Lincoln Retaliation. The Enrollment and the Draft. — Viola Roseboro', A Jest of Fate. — W. J. Stillman, Old Italian Masters. Lorenzetti. — George H Bates, Some Aspects of the Samoan Question: By the Commissioner sent by the U. S. in 1886. — Topics of the Time. — Open Letters. — Brie-à-brac.

**The Nation.** No. 1239.- 28 March 1889. (Mit Auswahl.)

The Week. — Editorial Articles: The Behring Sea Question. The Pension Sharks. The Northwest. Railway Situation. The Reasons for Private Landownership. Lawyers in Politics. — Special Correspondence: Franklin's Articles of Confederation. A Day in Altenburg. — Correspondence. — Notes. — Reviews. Books of the Week.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

**Erzählende Dichtungen.**

**Heitmüller, F.** Blondel. Eine Aventure. Hamburg, Meißner. 2,0.-
**Kastner, W. A.** Sommerlaub. Epische Dichtungen. Wurzen, Thiele.
**Mabel Collins.** Das Lied v.d. weißen Lotos. Engl. Ub. Lpzg., Grieben. 1,8.
**Meisaner, H.** Der Insulaner. Bygeneovelle. Dresden, Pierson. 2,0.
**Moll, E.** v. Vier Novellen. Dresden, Pierson. 3,0.
**Pröhas, J.** In der Alpenschuzhütte. Novellenkranz. Lpzg., Kells Nfg.
**Saphir, M. G.** Humorist. Vorlesungen. 2 Bde. Leipzig, Reclam. 0,2.

**Dramatische Dichtungen.**

**Birds, J. A.** Faust, a tragedy by Goethe, translated in verse. 2. Teil. London, Longmans, Green and Co.-
**Höppner, G.** Komiker u. Soubrette. Orig.-Posse 1 Akt. Lpz. Reclam. 0,2.
**Kind, F.** Der Freischütz. Rom. Op. Hrg v. Wittmann. Lpg., Reclam. 0,2.
**Tewelea, H.** Der King d. Polykrates. Lustsp. 1 Akt. Lpzg., Reclam. 0,2.
**Urchlüiky, J.** (E. Grün). Pelops Brantwerbung. Drama in 4 Akten. Dresden, Verlag „Z. Zeitvertreib".

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Dahl, B.** Latinsk Litteraturhistorie. 2. Bd. Kristiania, Cammermeyer.
**Gestetner, A.** Maftenoh ha-Yjutim. Index zu Zunz' Litteraturgeschichte der synagogal. Poesie. Berlin, J. Kauffmann, Kom.
**Pfau, L.** Kunst und Kritik. Bd. 6. Litterar. u. histor. Skizze. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 4,0. 5,5.
**Pol de Mont.** Losse Schetsen. Hasselt, W. Klock.
**Schmitt, H.** Henrik Ibsen, als psycholog. Sophist. Berlin, Haase & Mues.

**Geschichte und Biographie.**

**Niggli, A.** Schuberi, Musikerbiographien. Leipsig, Reclam. 0,2.
**Plutarch** (Kaltwasser). Vergleich. Lebensbeschreib. X. Lpsg., Reclam. 0,4.
**Deutsche Denker.** Hrsg. v. A. Hinrichsen. II. 4,5. Danzig, Hinrorff.
**Graf v. Schack, A. F.** Geschichte der Normannen in Sicilien. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 10,0. 12,0.

**Kunst und Kunstgeschichte.**

**Faike, J. v.** Aus dem weiten Reiche der Kunst. Auserwählte Aufsätze. 2. Aufl. Berlin, Allgem. Verein f. deutsche Litteratur. 6,0.
**Pfau, L.** Kunst u. Kritik. 3 Bd. 1. Maler u. Gemälde; 2. Bilder u. Bauwerke; 4 Bd. Freie Studien. Stuttg., Dtsch. Verlagsanst. 13,0. 17,5.

**Philosophie.**

**Hazard, R. G.** Freedom of Mind in Willing, edited by C. Hazard. Boston, Houghton, Mifflin and Comp.
**Hazard, R. G.** Essay on Language etc., edited by C. Hasard. Boston, Houghton, Mifflin and Comp.

**Tageschriften.**

**Holtzendorff, F. v.** Deutsche Zeit- u. Streitfragen. Heft 47. III. Jahrgang. N. F. Hamburg, Verlagsanstalt. 1,2.
**Virchow u. Holtzendorff.** Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vortr. Hefte 68, 69, 70, 115. Hamburg, Verl.-Anst. à 1,0. 0,8. 0,75.

**Vermischtes.**

**Michelet, J.** (Spielhagen). Die Liebe. 5. Aufl. Leipzig, Reclam jun. 0,6.

Digitized by Google

Librairie FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris

# BIBLIOTHÈQUE UTILE

ENCYCLOPÉDIE POPULAIRE

100 volumes in-18 de 192 pages chacun

HISTOIRE DE FRANCE ET DES Pays étrangers — GÉOGRAPHIE — COSMOGRAPHIE

LE VOLUME BROCHÉ : 60 CENTIMES

Cartonnage toile anglaise ou toile dorée : 1 franc

ENVOI FRANCO CONTRE TIMBRES OU MANDATS

SCIENCES — ÉCONOMIE DOMESTIQUE — PHILOSOPHIE — ORDRE USUEL

1. MORAND. Introd. à l'étude des sciences physiques.
2. CRUVEILHIER. Hygiène générale.
3. CORBON. De l'enseignement professionnel.
4. L. PICHAT. L'Art et les Artistes en France.
5. BUCHEZ. Les Merovingiens.
6. BUCHEZ. Les Carlovingiens.
7. F. MORIN. La France au moyen âge.
8. BASTIDE. Luttes religieuses des premiers siècles.
9. BASTIDE. Les Guerres de la Réforme.
10. R. PELLETAN. Décadence de la monarchie française.
11. L. BROTHIER. Histoire de la terre.
12. SANSON. Principaux faits de la chimie.
13. TURCK. Médecine populaire.
14. MORIN. Resumé populaire du Code civil.
15. ZABOROWSKI. L'homme préhistorique.
16. A. OTT. L'Inde et la Chine.
17. CATALAN. Notions d'astronomie (*Illustré*).
18. CHISTAL. Les Désinfectants du Nord.
19. VICTOR MEUNIER. Philosophie zoologique.
20. G. JOURDAN. La Justice criminelle en France.
21. CH. ROLAND. Histoire de la marine d'autrefois.
22. E. OESPOIX. Révolution d'Angleterre.
23. GASTINEAU. Génie de la Science et de l'Industrie.
24. H. LENIVEUX. Le Budget du foyer.
25. L. COMBES. La Géographie.
26. FRÉD. LOCK. Histoire de la Restauration.
27. L. BROTHIER. Histoire populaire de la philosophie.
28. L. MARGUILLE. Les Phénomènes de la mer.
29. L. COLLAS. Histoire de l'empire ottoman.
30. ZURCHER. Les Phénomènes de l'Atmosphère.
31. E. RAYMOND. L'Espagne et le Portugal.
32. EUGÈNE NOEL. Voltaire et Rousseau.
33. A. OTT. L'Asie occidentale et l'Égypte.
34. C. RICHARD. Origine et fin des mondes.
35. ENFANTIN. La Vie éternelle.
36. L. BROTHIER. Causeries sur la mécanique.
37. ALFRED DONEAUD. Histoire de la marine française.
38. FRÉD. LOCK. Jeanne d'Arc.
39-40. CARNOT. Révolution française (2 vol.).
41. ZURCHER et MARGUILLE. Télescope et Microscope.
42. RLERZY. Torrents, Fleuves et Canaux de la France.
43. P. SECCHI, WOLF et BRIOT. Le Soleil et les Étoiles.
44. STANLEY JEVONS. Économie politique.
45. EM. FERRIÈRE. Le Darwinisme.
46. LENIVEUX. Petit manuel agricole.
47. BOILLOT. Les Entretiens de Pontenelle.
48. EDGAR ZEVORT. Histoire de Louis-Philippe.
49. GÉRARD. Géographie physique (*Illustré*).
50. ZABOROWSKI. L'Origine du langage.
51. BLERZY. Les Colonies anglaises.
52. ALBERT LÉVY. Histoire de l'air (*Illustré*).
53. GÉRARD. Géologie (*Illustré*).
54. ZABOROWSKI. Les Migrations des animaux.
55. F. PAULHAN. La Physiologie de l'esprit (*Illustré*).
56. ZURCHER et MARGOLLÉ. Phénomènes célestes.
57. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Afrique et de l'Amérique.
58. JACQUES BERTILLON. La Statistique humaine de la France (naissances, mariages, morts).
59. PAUL GAFFAREL. La Défense nationale en 1792.
60. HERBERT SPENCER. De l'éducation.
61. JULES HAHN. Napoléon Ier.
62. HUXLEY. Premières notions sur les sciences.
63. P. BONDOIS. L'Europe contemporaine.
64. GROVE. Continents et Oceans (*Illustré*).
65. JOLY. Les Iles du Pacifique.
66. ROBINET. La Philosophie positive.
67. RENARD. L'homme est-il libre?
68. ZABOROWSKI. Les Grands Singes.
69. E. HATIN. Histoire du Journal.
70. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Asie et de l'Europe.
71. A. DONEAUD. Histoire contemporaine de la France.
72. DEFOUR. Petit dictionnaire des falsifications.
73. F. HENNEGUY. Histoire contemporaine de l'Italie.
74. LENIVEUX. Le Travail manuel en France.
75. JOLY. La Chasse aux animaux nuisibles.
76. REGNARD. Histoire contemporaine de l'Angleterre.
77. BOLLNT. Histoire de la Lune (*Illustré*).
78. JOURDY. La Patriotisme à l'école.
79. MONGREDIEN. Le Libre échange en Angleterre.
80. CREIGHTON. Histoire romaine.
81-82. BONDOIS. Mœurs et institutions de la France (2 volumes).
83. ZABOROWSKI. Les Mondes disparus (*Illustré*).
84. J. REINACH. Les Gambetta (*Illustré*).
85. H. BEAUREGARD. Zoologie générale (*Illustré*).
86. WILKINS. L'antiquité romaine (*Illustré*).
87. MAUNY. Les Mines de la France.
88. BROQUÈRE. Médecine des accidents, premiers soins.
89. AMIGUES. A travers le ciel.
90. GOSSIN. La Machine à vapeur (*Illustré*).
91. GAFFAREL. Les Frontières françaises et leur défense.
92. DALLEST. La Navigation aérienne (*Illustré*).
93. COLLIER. Premiers Principes des beaux-arts (*Illustré*).
94. LA RALLÉTHIÈRE. L'Agriculture française (*Illustré*).
95. GOSSIN. La Photographie (*Illustré*).
96. GENEVOIX. Les Matières premières.
97. LAQUE. L'Indo-Chine française.
98. MONIN. Les Maladies épidémiques (hygiène).
99. PRITZ. Économie rurale et agricole.
100. MAHAFFY. L'antiquité grecque (*Illustré*).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Einbanddecken

zum

Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes

57. Jahrgang (1888), II. Semester

— Juli bis Dezember —

sind zum Preise von

**Mk. 1.20**

zu beziehen.

Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.

**Verlag des Magazin**

für die Litteratur des In- und Auslandes

in Dresden-N.



Plattdütsches Sündagsblatt.

Unterhaltungsblatt in niederdeutscher Mundart. Erscheint wöchentlich. Preis 1,50 M. pro Quartal. Bestellungen an die Postanstalten, Buchhandlungen oder die Geschäftsstelle in Bleicefeld; letztere versichert auch unberechnet und franko Probenummern.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben erschienen als Sonderausgaben:

Zur

## Fremdwörterfrage

von

Wolfgang Kirchbach.

Preis broschiert 25 Pfg.

* * *

## Kritik der reinen Erfahrung

von

R. Avenarius

angezeigt von

Dr. Joseph Petzoldt.

Preis broschiert 40 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 M, geb. 5 M.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 M, geb. 3 M.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reiseergebnisse und Zeitbilder.

8°. 1886. geh. 7 M 50 Pf, geb. 9 M.

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 M, geb. 3 M.


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 27. April 1889. Nr. 18.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3580 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Rider Haggard: „Kleopatra". — Ernst Eckstein: „Schatten". — Adolf Kohut: „Die Erinnerungen Friedrich Bodenstedts". — M. —: „Onkel Adam". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Kleopatra.

Eine Erzählung von der Niederlage und Rache des königlichen Ägypters Harmachis, niedergeschrieben von ihm selbst.

By H. Rider Haggard.

Bruchstück. Aus Kapitel XIV des englischen Romans übersetzt von A. v. Krajewska.

**Anmerkung.** Harmachis ist der letzte Sproß des altägyptischen Königsgeschlechtes der Pharaonen. Von den Ptolemäern, den späteren macedonisch-griechischen Beherrschern Ägyptens, wird ihm, während er noch Kind, nach dem Leben getrachtet, doch entgeht er dem Tode von Mörderhand durch die Opferwilligkeit seiner Amme, welche den eigenen Sohn mit ihm vertauscht und den Verfolgern preisgiebt. Bei seiner Geburt waren Zeichen und Wunder geschehen, aus denen die Augurn die Schlußfolgerung zogen, daß er bestimmt sei, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen und Ägypten wieder groß und frei zu machen. In Verborgenheit auferzogen und für seinen künftigen hohen Beruf sorgfältig vorbereitet, mit reichem Wissen ausgestattet, in strenger Enthaltsamkeit geübt, durch Eidschwur gebunden, auch, und in erster Reihe, der Liebe zum Weibe zu entsagen, in die Mysterien des Isiskultus eingeweiht, besteht er, zum Jünglinge herangereift, die auferlegten Prüfungen, wodurch er sich würdig macht, die Gottheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen — eine Gunst, welche ein Unwürdiger mit dem Leben bezahlen muß. Da Harmachis nicht unterliegt, ist für die Partei der Pharaonen, einen Oheim des Erkorenen an der Spitze, der Augenblick des Handelns gekommen. Kleopatra, die sechste und berühmteste des Namens, sitzt auf Ägyptens Thron. Harmachis soll sie ermorden und, ihre Stelle einnehmend, der rechtmäßigen Dynastie die Herrschaft zurückgewinnen. Die Lieblingsdienerin und Vertraute Kleopatras, Charmion, Ägypterin und ebenfalls aus königlichem Geblüt, gehört dem Geheimbunde zur Wiedereinsetzung der Pharaonen an; vermittelst ihrer Beihilfe gelingt es Harmachis, in der Maske eines Sterndeuters, mit Kleopatra zusammenzutreffen und sich in der Gunst der Königin festzusetzen. In einer bestimmten Nacht soll die That geschehen; die Wachen des königlichen Palastes zu Alexandria sind eingeschläfert, zum Teil entfernt, ein Heer steht gerüstet bereit, beim ersten Zeichen wird im ganzen Lande der Aufstand losbrechen und Ägypten seine Herrscher gewechselt haben. Allein Charmion liebt Harmachis und da, nachdem sie sich zum Geständnis hatte hinreißen lassen, er sie verschmähte, insbesondere durch Hinweis auf seinen Eid, während sie ihn von Kleopatras Zauber befangen wähnt, wird sie, aus Eifersucht und um getäuschter Liebe willen, zur Verräterin. Die Königin ist gewarnt, und aus dem Nachstehenden erfährt der Leser, was sich infolge der Warnung zugetragen, erfährt auch, mit welch schlauer Grazie und kühner Geistesgegenwart die Frau, die ein Dämon und dabei geliebt und vergöttert ward, wie kaum je ein Engel, sich in gefahrdrohender Lage als Siegerin zu behaupten wußte.

Zu erwähnen ist noch, daß, wie es im einleitenden Vorwort des Verfassers heißt, beim Öffnen eines altägyptischen Grabmals in der Umhüllung einer Mumie eine Papyrusrolle aufgefunden wurde, deren mühsam entzifferte Hieroglyphenschrift zu der Annahme führte, daß man es mit der Leiche des Harmachis und Aufzeichnungen durch seine eigene Hand zu thun hatte.

„ . . . . . ich zog den Vorhang beiseite, betrat den Eingang und stand in der Königin Gemach. Dort am äußersten Ende des duftdurchströmten Raumes ruhte auf seidenen Polstern Kleopatra, gekleidet in wunderherrliche weiße Gewänder. Sie hielt einen edelsteinfunkelnden Fächer aus Straußenfedern, mit welchem sie sich langsam Kühlung zuwehte; neben ihr stand ihre Elfenbeinharfe und ein Tischchen mit Feigen, Bechern und einer Flasche rubinfarbenem Wein. Durch das mildgedämpfte Licht näherte ich mich zögernden Schrittes dem im vollen Glanze höchster Weibesschöne strahlenden Wunder der Welt. Noch niemals, fürwahr, hatte ich sie so voll Reiz erblickt, wie in jener verhängnisvollen Nacht. Gebettet in ihre goldfarbenen Kissen, erschien sie mir wie ein aus Abendgluten hervorleuchtender Stern. Von Haar und Gewand duftete es süß, süßer Laut kam über die Lippen und die zauberischen Augen schillerten in Farben und Lichtern, wie das Prisma des vorbedgutenden Opal. Und dies war die Frau, welche in den nächsten Minuten ich töten sollte!

Ich verbeugte mich im Näherkommen, sie aber achtete nicht darauf. Ruhig lag sie da, und der ju-

Digitized by Google

welenschimmernde Fächer in ihrer Hand bewegte sich auf und nieder, gleich dem glänzenden Fittich eines schwebenden Vogels.

Als ich endlich vor ihr stand, blickte sie auf und drückte die Straußenfedern an ihren Busen, wie um seine Schönheit zu bergen.

„So, Freund, Du bist gekommen?“ sagte sie, „das ist gut, es wurde mir schon einsam hier. Ach, über diese mühselige Welt! Wir kennen so viele Gesichter und nur wenige sind darunter, die wir gern wiedersehen möchten. Doch stehe nicht so stumm da, setze Dich lieber.“ Dabei deutete sie mit dem Fächer auf einen kunstreich geschnitzten Stuhl ihr zu Füßen.

Abermals verneigte ich mich und that, wie mir geheißen.

„Ich habe dem Gebot der Königin gehorcht,“ sprach ich, „mit großer Sorgfalt und vielem Geschick gedeutet, was die Sterne sagen, und hier ist meiner Arbeit Ergebnis. Erlaubt es die Königin, werde ich es ihr erklären.“ Zugleich erhob ich mich und wollte um das Ruhelager herumgehen, damit ich ihr den Dolch in den Rücken stoßen könnte, während sie las.

„Nein, Harmachis,“ meinte sie gelassen mit sachtem, lieblichem Lächeln, „bleibe wo Du bist und gieb mir die Schrift. Bei Sarapis! Dein Antlitz ist mir zu wohlgefällig, als daß ich es aus den Augen verlieren möchte.“

So in meinem Vorhaben gehindert, blieb mir keine Wahl, als ihr die Papyrusrolle zu reichen, indem ich bei mir dachte, ich könnte, indes sie las, plötzlich aufspringen und ihr den Dolch ins Herz stoßen. Sie nahm das Geschriebene und berührte dabei meine Hand. Dann gab sie sich den Anschein, als ob sie läse. Aber sie las kein Wort, denn ich sah, daß über den Rand der Rolle hinweg ihre Blicke auf mich geheftet waren.

„Warum steckst Du die Hand in Dein Kleid?“ fragte sie nach einer Weile, denn ich hatte in der That den Griff der Waffe gepackt. „Ist Dein Herz erregt?“

„Du sagst es, o Königin,“ antwortete ich, „es klopft stark.“

Sie erwiderte nichts und stellte sich wieder, als ob sie läse und unterdessen beobachtete sie mich.

Ich ging mit mir zu Rate. Wie sollte ich die verhaßte That vollbringen? Wenn ich mich auf sie stürzte, würde sie es sehen, sich wehren und um Hilfe schreien. Auf diese Art ging es nicht, ich mußte eine Gelegenheit abwarten.

„Die Auguren sind also günstig?“ hub sie endlich wieder an, obschon sie es nur erraten haben konnte.

„Ja, o Königin,“ antwortete ich.

„Es ist gut,“ sagte sie und warf die Schrift auf den Marmorboden. „Die Schiffe sollen segeln. Sei es das Rechte oder nicht, ich bin es überdrüssig, Für und Wider länger abzuwägen.“

„Es ist eine hochwichtige Sache, o Königin,“ versetzte ich. „Gern hätte ich Dir gezeigt, auf welchem Umstand meine Vorhersage beruht.“

„Nein, so will ich's nicht, Harmachis; mich langweilen die Sterne. Du hast prophezeit, das genügt mir; denn da Du ehrlich bist, hast Du gewiß auch ehrlich geschrieben. D'rum spare Deine Gründe und lass' uns fröhlich sein. Was sollen wir anfangen? Ich könnte vor Dir tanzen, Niemand tanzt schöner als ich! — aber es würde sich für eine Königin wohl nicht schicken. Jetzt fällt mir's ein: ich will Dir vorsingen.“

Sie beugte sich hinüber, rückte die Harfe herbei und griff mit flüchtigen Fingern ein paarmal in die Saiten. Dann erhob sich ihre Stimme in wunderbarstem, melodischem Gesang. Und dies war das Lied:

Unter dem Sternenhimmel, auf dem Meer,
Der Liebe Lieder atmend, so wir zogen,
Gewiegt vom Wellenschaukeln, Du und ich;
Mein loses Haar ein Spiel des sanften Windes,
Reizvoll erschien ich Dir im Dämmerschein,
Es sagten Blicke mir und Schmeichelreden
Und Deine Stimme lieh die Melodie
Dem Herzenssehnen, zärtlichem Begehren.

„Hoch oben nächtig Sternenzelt,
Tief unten nächt'ges Meer;
So gleiten wir im All der Welt
Mit diesem still einher.
Frei oder nicht — ein jeder Stern
Kreist ewiglich im Rund;
So ewig strebt, ob nah ob fern,
Zu mir Dein Herz, Dein Mund.

Durch Todesufer gleiten wir,
Vergang'nem abgewandt;
Die Wellen rollen für und für,
Zu Fernen unbekannt.
Fühllos der Himmel niedersieht —
Dem Lieben, das erblich,
Ihm rauscht das Meer ein Totenlied:
D'rum, Süße, küsse mich.

Wohl öde ist die Wasserbahn,
Gefahrenreich ihr Grund,
Gebrechlich ist der schwanke Kahn
Und flüchtig nächt'ge Stund'!
O gönne nur dem Steuer Ruh' —
Wir treiben, Du und ich,
Frei oder nicht, der Brandung zu;
D'rum, Süße, küsse mich.“

Und wie Du sangst, zog es mich hin zu Dir,
Bis plötzlich Stille hört' der Herzen Schlagen;
Des Zweifels Bangen kampfesmatt entwich,
Aufloderten der Liebe Siegesflammen.
Du neigtest wortlos-heiß Dich meinem Arm,
An's Herz Dir sank ich, mir versanken Welten — —
Vielsel'ge Nacht, da ich Dich, Lieb, geküßt,
Unter dem Sternenhimmel, auf dem Meere.

Langsam erstarb im Widerhall der letzte Ton der vollen warmen Stimme, aber in meinem Inneren klang es fort. Bei den Sängerinnen von Aboutis hatte ich schon vollkommenerer Kunst gelauscht, doch niemals einem Gesange so süß-durchschauernd im Ausdruck der Leidenschaft. Es war auch nicht die Stimme allein: es war das duftende Gemach, in dem Alles vereinigt, das die Sinne erregen konnte; es war die Glut des Gedankens und der Worte; es war der unvergleichliche Reiz der königlichsten unter den Frauen, welche mich ihres Gesanges gewürdigt. Während ich zuhörte, hatte es mir scheinen wollen, wir beide schaukelten wirklich, allein beisammen in sternenheller Nacht, auf den dunklen, vom Sternenlicht durchzitterten Wogen des sommerlichen Meeres.

Digitized by Google

Und als sie aufhörte, die Saiten zu berühren, sich erhebend plötzlich die Arme gegen mich ausstreckte und, auf den Lippen noch die letzten leisen Liedestöne, den zauberischen Blick ihrer berückenden Augen in den meinen senkte, wollte es mich zu ihr hinreißen mit Allgewalt. Doch ich gedachte meines Eides und die Versuchung wich.

„Hast Du kein Wort des Dankes für mein armes Singen?“ sagte sie nach einer Weile.

„Ja, o Königin,“ erwiderte ich leise, mit erstickter Stimme, „aber es ist nicht gut für die Söhne der Menschen, Dein Singen zu hören; die Wahrheit zu gestehen, es bewältigt mich.“

„Für Dich, Harmachis,“ sagte sie leise lachend, „brauchst Du wohl nicht zu fürchten, weiß ich doch, wie weit ab Deine Gedanken gehen von weiblicher Schönheit, wie fern Dir liegt die alltägliche Schwäche Deines Geschlechts. Mit kaltem Eisen kann man gefahrlos spielen.“

Ich dachte bei mir, daß kältestes Eisen zu weißestem Glühen gebracht werden könne, wenn nur das Feuer heiß genug. Aber ich sagte nichts und obwohl meine Hand zitterte, griff ich wieder nach dem Dolche. Rasend vor Unwillen über meine eigene Schwäche trieb es mich, die Gelegenheit zum Morde zu erspähen, so lange ich noch meiner Sinne Herr war.

„Komm' hierher, Harmachis,“ fuhr weich Kleopatra fort; „setze Dich zu mir und lass' uns plaudern, denn ich habe Dir viel zu sagen;“ und sie machte neben sich Platz für mich auf den seidenen Polstern.

Ich bedachte, daß ich sie um so rascher treffen könnte, stand auf und ließ mich in kleiner Entfernung an ihrer Seite nieder, während sie mit schlafmüden, halbgeschlossenen Lidern zu mir hinblickte. Dies war der rechte Augenblick. Ihr Hals und Busen waren entblößt, und mit gewaltigem Entschluß griff ich abermals nach der tödtlichen Waffe. Rasch wie der Gedanke aber haschte die Königin meine Finger und hielt sie in sanftem Drucke fest.

„Was soll Dein wilder Blick?“ fragte sie. „Bist krank, Harmachis?“

„Ja, krank,“ stöhnte ich.

„Dann lege Dich auf die Kissen und ruhe aus,“ antwortete sie und ließ meine Hand nicht los, welche immer schwächer wurde. „Der Anfall wird vorübergehen. Du hast Dich zu sehr durch Sterndeuten angestrengt. Wie mild ist die Nachtluft, welche den Wohlgeruch der Lilien durch jenes Fenster zu uns trägt! Horch, wie die Wellen leise flüstern, wenn sie den Fuß der Felsen umschmeicheln, leise und doch laut genug, um das Plätschern des Wasserstrahls zu übertönen, der rasch und kühl ins Marmorbecken niederfällt. Horch, wie die Nachtigall aus lieberfüllter Brust dem Lieb die Sehnsucht klagt! Wonnig ist die Nacht und entzückend der Schöpfung Musik; obgleich mit hundert Stimmen gesungen von Meer, Windhauch, Vogel und Baum, erklingt sie doch in reinster Harmonie! Und nun höre, was ich Dir zu sagen habe, Harmachis, ich habe etwas erraten, das Dich betrifft. Wie ich, bist Du von königlichem Geschlecht, kein niedrig Blut fließt in Deinen Adern. Habe ich nicht recht zu meinen, daß solcher Zweig nur fürstlichem Stamm entsprossen sein könne? Eil' blickst Du auf das Zeichen an meiner Brust? Es wurde eingärt zu Ehren des großen Osiris, den ich mit Dir anbete. Sieh'!“

„Entlasse mich,“ stöhnte ich und wollte aufstehen, aber alle Kraft war mir gewichen.

„Nein, noch nicht sobald. Wolltest Du wirklich von mir gehen? Du kannst mich noch nicht verlassen. Harmachis, hast Du nie geliebt?“

„Nie, nie, o Königin! Was habe ich mit der Liebe zu thun? Lass' mich von hinnen! Ich bin ohnmächtig, bin todesmatt!“

„Nie geliebt! — wie seltsam! Nie es empfunden zu haben, wie mit dem Deinen eines Weibes Herz in gleichem Klopfen erbebte! Niemals gesehen zu haben, wie das Auge der Geliebten in Thränen sehnsüchtigen Verlangens erglänzte, während sie an Deiner Brust Dir Liebe schwur! — Niemals geliebt! — Nie eingedrungen zu sein in das Geheimnis einer anderen Seele! — nicht die Seligkeit zu kennen, welche beim Überraschen unserer innersten Wesenheit die Natur uns spendet, indem sie im goldenen Schleier der Liebe zwei Wesen in Eines umgestaltet! Nie geliebt, Harmachis! dann hast Du nie gelebt!“

So sprechend rückte sie mir immer näher, bis mit langem, süßem Seufzer sie meinen Hals umschlang, wobei ihre schillernden, unergründlichen Augen wie eine Fessel an mir hafteten und im verhüllten rätselhaften Lächeln des Mundes ihre Schönheit sich entfaltete, wie eine Blume im Sonnenstrahl. Näher wogte ihr herrlicher Leib, immer näher — dann umspielte ihr köstlicher Atem mein Haar — dann legten sich ihre Lippen auf die meinen — - !

Elender, der ich war! In diesem Kuß, verderbungsvoller und mächtiger als selbst des Todes Umarmung, vergaß ich die Gottheit, meine Himmelshoffnung, meinen Eid, Ehre, Vaterland, Freunde, Alles, Alles — außer dem Einen: daß Kleopatra mich in den Armen hielt, mich Geliebter und Gebieter nannte!

„Nun thue mir Bescheid,“ flüsterte sie schmeichelnd, „trinke mir zu aufs Wohl unserer Liebe!“

Ich nahm den Becher aus ihrer Hand, that einen langen Zug, zu spät erkennend, daß es schädlich gemischter Wein war, den sie mir gereicht.

Betäubt sank ich zurück in die Kissen; ich war noch nicht bewußtlos, vermochte aber weder zu sprechen, noch mich zu regen.

Kleopatra indes beugte sich über mich und riß den Dolch aus meinem Gewand.

„Ich habe gewonnen!“ rief sie, das lange Haar zurückwerfend, „ich habe gewonnen, und, mit Ägypten als Einsatz, könnte sich das Spiel! Mit diesem Dolch also hättest Du mich getötet, o mein königlicher Nebenbuhler, dessen Trabanten sich schon vor den Thoren meines Palastes versammelten? Bist noch wach? Nun, was hindert mich denn, jetzt Dir den Dolch ins Herz zu stoßen?“

Ich verstand und deutete schwach auf meine Brust, denn ich wäre gern getötet worden. Sie aber richtete sich in ihrer vollen gebietenden Höhe auf,

Digitized by Google

und in erhobener Hand funkelte der lange, scharfe Stahl. Dann fuhr er nieder, bis seine Spitze mein Fleisch berührte.

„Nein," rief sie und warf ihn von sich, „zu lieb bist Du mir. Schade wäre es um einen solchen Mann. Ich schenke Dir Dein Leben. Behalte es, verunglückter Pharao, armseliges, am Boden liegendes Ding, durch eines Weibes Klugheit besiegt! Lebe weiter, Harmachis — lebe weiter zur Verherrlichung meiner Macht!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt verließ mich die Sehkraft; ich hörte nur noch den Gesang der Nachtigall, das Rauschen des Meeres, das Siegeslachen Kleopatras. Und dieses Lachen verfolgte mich in die Bewußtlosigkeit, bis ins Reich des Schlafes, und noch immer verfolgt es mich durchs Leben . . . bis in den Tod . . . . . ."

## „Schatten".

(Von Karl Emil Franzos.)

So betitelt Karl Emil Franzos eine neue wertvolle und höchst interessante Erzählung, die im Verlage von Adolf Bonz & Co. zu Stuttgart erschienen ist.

Was den kritischen Leser bei diesem Werke zunächst frappiert, ist die Eigenart der Komposition, die neben ungewöhnlichen Vorzügen einzelne Momente aufweist, die uns Zweifel erwecken . . . Jedenfalls verdient die Franzosche Technik eine nähere Beleuchtung.

Ich halte es nicht für glücklich, daß der Verfasser in das Gefüge der Haupterzählung, die einen mit seiner Gattin entzweiten Mann schildert, — den Grafen Dietrich von Thernstein und die Gräfin Sophie — eine Neben- oder besser gesagt: Vorgeschichte eingeschaltet, die genau denselben Vorwurf behandelt, — nämlich die unglückliche Ehe des Freiherrn Friedrich von Thernstein mit Agnes.

Überhaupt ist das Überwiegen der Vorgeschichte, bezgl. die Nötigung des Verfassers, uns mit der Vergangenheit seiner Helden umständlich bekannt zu machen, anstatt uns diese Vergangenheit mit erleben zu lassen, eines der Hauptbedenken, das sich gegen die Exposition der Erzählung einwenden läßt.

Die klare Erkenntnis dieser Saehlage hat wohl den Dichter bestimmt, sein Buch „Erzählung" und nicht „Roman" zu nennen; denn der Roman sammelt — im Gegensatze zum Drama — die Geschehnisse durchaus nicht im Brennpunkt des Augenblicks, sondern giebt uns den Gang der inneren und äußeren Entwicklung in breit-behaglicher Darstellung.

Auch Daudet nennt sein „Fromont jeune & Risler ainé", wo sich die gleiche Expositionsweise findet, nicht einen Roman, sondern schlechthin „moeurs parisiennes".

Das weite, innerhalb der Ökonomie des Buches einen fast unverhältnismäßigen Raum beanspruchende Zurückgreifen in die Vergangenheit überwiegt bei jenem Daudetschen Werk sogar noch mehr als bei Franzos. Doch hat die Kompositions-Art Daudets einen doppelten Vorzug. Einmal bezieht sich bei ihm jenes Zurückgreifen lediglich auf die Helden (die kleine Chèbe), während Franzos das Gleiche nicht nur mit seinem Grafen Dietrich, sondern auch mit dessen Gemahlin, und zwar hier in noch umfangreicherer Weise, vornimmt.

Dann aber läßt der französische Schriftsteller mit seinem Kapitel II. sofort die in Kapitel I. begonnene Gegenwart, nämlich die Hochzeit der kleinen Chèbe gänzlich fallen, und erzählt uns nun die „Geschichte der kleinen Chèbe" von ihrer frühesten Jugend an ganz objektiv — dergestalt, daß sich Kapitel I. wie ein flüchtiges Vorgreifen in die Zukunft ausnimmt.

Franzos verfolgt eine andere Methode, die auch ihrerseits gewisse künstlerische Effekte vor Daudet voraus hat.

Was die Vergangenheit des Grafen Dietrich von Thernstein betrifft, so läßt er diesen das Wesentliche, was uns zu wissen frommt, seinem alten Diener erzählen.

Hiergegen ist an und für sich wenig einzuwenden; der größte Epiker aller Zeiten, Homer, wendet bereits diesen Kunstgriff ausgiebig an; Odysseus erzählt am Hofe des Königs Alkinoos die vergangenen Erlebnisse seiner Irrfahrt beinahe just so ausführlich, wie der Dichter später das Weitere.

Bei Homer jedoch erscheint die Methode glaubhafter motiviert; es sind ganz fremde Personen, die Odysseus als Zuhörer vor sich hat, während uns bei dem Grafen Dietrich, trotz aller Geschicklichkeit des Verfassers, jene bekannte Frage auftaucht: warum erzählt der Graf einem Diener, der seit siebenunddreißig Jahren in seinem Dienst steht, diese Geschichte erst jetzt?

Franzos ist ein viel zu feiner Kopf, um diese Frage mit der ganzen Plumpheit an uns herantreten zu lassen, die wir bei minderwertigen Schriftstellern, namentlich bei einigen Bühnendichtern, gewöhnt sind. Bis zu einem gewissen Grade macht er die Vertagung jenes Bekenntnisses seitens des Grafen sogar wahrscheinlich: immerhin bleibt ein Rest, der das kritische Publikum mit einigem Zweifel erfüllt.

Bezüglich der Gräfin Sophie verfährt der Verfasser noch kühner. Er läßt dieselbe nämlich ihre Vergangenheit in einer qual-beklommenen Stunde der Gegenwart gleichsam im Geiste wieder erblicken, innerlich, wie in lautlosem Selbstgespräch, rekapitulieren.

Das wäre an sich nun viel künstlerischer, als die Methode in „Fromont & Risler"; denn solche Rückblicke in erregten Augenblicken sind psychologisch berechtigt und werden mit Glück überall da angewandt, wo es sich um eine Vergangenheit handelt, die verhältnismäßig rasch überschaut werden kann.

Wenn sich jedoch dieser Rückblick über eine gar zu erhebliche Summe von Erlebnissen ausdehnt, wenn ganze Szenen mit ihren Einzelheiten, ganze Zwiegespräche buchstäblich wiedergegeben werden; wenn sich durch diesen gewaltigen Umfang eine Zerlegung des Vergangenheitsbildes in verschiedene Kapitel not-

Digitized by Google

wendig macht; wenn sich schließlich mitten im Texte des letzten Rückschau-Kapitels ganz ohne äußere Abgrenzung das Hinüberfließen der Vergangenheit in die Gegenwart bewerkstelligt: — so empfindet der anspruchsvollere Leser dies Intermezzo als zu breit, als eine Beeinträchtigung des symmetrischen und harmonischen Aufbaus.

Auch hier gestaltet sich dem Erzähler Franzos die Praxis günstiger, als die Theorie uns erwarten läßt. Jene Rückschau an sich ist nämlich in allen Einzelheiten so fesselnd, psychologisch so wahr, und so durch und durch von dichterischer Kraft gesättigt, das man die kleinen technischen Unebenheiten fast vergißt; zumal man sich sagen darf: die außerordentlich geschickt ersonnene Fabel mit ihren bunt verschlungenen und gleichwohl sicher geführten Fäden machte eine Komposition, die unbedingt einwurfsfrei wäre, beinah unmöglich.

Es ist schon oben gesagt worden, daß der Verfasser vermutlich mit Rücksicht auf seine Kompositionsweise die „Schatten" nicht einen Roman, sondern eine Erzählung genannt hat.

In der That nähert sich dieses Werk mit seinem fast bis zum Schlusse durchgeführten höchst glücklichen Festhalten an den drei Einheiten des Aristoteles, mit seinen scharf zugespitzten Konflikten, mit seiner zielbewußten Vorbereitung der Katastrophe, mit dem packenden Wechsel von Spiel und Gegenspiel, mit dem oft geradezu verblüffenden Anprall der Peripetien durchaus dem Drama. Für einen halbwegs geschickten Bühnentechniker wäre es eine Kleinigkeit, die „Schatten" innerhalb weniger Tage zu einem bühnengerechten und, wie ich glaube, sehr wirksamen Stücke umzugestalten.

Soviel über die Kompositionsweise.

Das Thema des Dichters läßt sich etwa mit dem Goetheschen „Und alle Schuld rächt sich auf Erden" charakterisieren. Die Schatten sind die Gespenster einer befleckten Vergangenheit, die immer und immer wieder aus ihren Gräbern emporsteigen und die Sühne, so eifrig sie angestrebt wird, mitleidslos hintertreiben, ja, zum Fluche verkehren.

Die Stimmung, die über dem Franzos'schen Werke liegt, hat etwas von der antiken Tragödie, wo Schicksal und Schuld oft so unlöslich mit einander verkettet sind.

Es wirkt einfach erschütternd, daß Graf Dietrich in dem Momente, da er den größten Frevel, den er begangen hat, wieder gut machen will, just an den Bemühungen, die Folgen dieser Missethat auszutilgen, zu Grunde geht.

Die Fabel des Werkes sei hier weiter nicht angedeutet. Man thut in der Regel dem Verfasser keinen Gefallen damit, wenn man sein Werk durch ein derartiges „Argument" gleichsam in verjüngtem Maßstabe nachschafft, und so das Interesse am Stoff, das einen immerhin schätzbaren Anreiz für das Lese-Verlangen bildet, hinwegnimmt. Zur Lesung des Franzos'schen Werkes jedoch lebhaft zu spornen, scheint mir die Pflicht jedes Berichterstatters, der diese geistreiche und künstlerisch wertvolle Schöpfung richtig gewürdigt hat.

Das Buch fesselt, rührt, ergötzt und ergreift von der ersten bis zu der letzten Seite.

Der Stil ist einfach, klar und kunstgerecht, das Zwiegespräch höchst charakteristisch, das Ganze von jenem unsagbaren Etwas durchleuchtet, das Poesie heißt.

Alle Gemütstöne stehen dem Dichter gleichmäßig zu Gebote; hier und da erzielt er mit einem einzigen glücklichen Wort die Wirkung eines lyrischen Naturlautes, ohne doch je ins Floskelhafte und Pseudo-Lyrische zu verfallen.

Die Charaktere sind durchweg plastisch, eigenartig, und vor allem: wirkliche Menschen, bei denen Gutes und Böses, Abstoßendes und Sympathisches in wahrheitsgetreuer Weise gemischt ist, — natürlich in verschiedenen Teilverhältnissen.

Der excentrische Held Graf Dietrich von Thernstein, ist trotz seiner Abenteuerlichkeit eine durchaus glaubwürdige Person, treu nach dem Leben gezeichnet, nicht ohne edle Veranlagung, eine Art Don Juan-Ahasver, die Verkörperung eines rastlosen, dabei aber lebensdurstigen Egoismus.

Er charakterisiert sich in einem vertrauten Zwiegespräch mit seinem Diener Hans Fridinger selbst und zwar mit folgenden Worten:

„Es war ein wilder Drang in mir, meine Kräfte zu brauchen, ein dunkler, halb unbewußter Thatendrang, der mich unter andern Verhältnissen zu einem nützlichen, vielleicht zu einem großen Menschen gemacht hätte; so aber peitschte er mich nur von Leidenschaft zu Leidenschaft. Der Gegenstand wechselte, der Drang blieb derselbe. Zuerst waren es die Pferde; jedes ungebändigte Roß erschien mir ein Vorwurf gegen mich; ich ließ von der tollen Passion nicht, als mich einmal ein wilder Hengst abwarf, so daß ich den linken Arm brach, sondern erst dann, als mir kein Roß mehr wild genug war. Da griff ich nach der Pistole; ich begnügte mich nicht mit dem Rufe des besten Schützen im Regimente, sondern wollte es in der Treffsicherheit so weit bringen, als überhaupt möglich. Aber je mehr ich leistete, desto geringer ward meine Freude daran, und der Spieteufel, dem ich mich dann ergab, vermochte mich vollends nur kurze Zeit zu fesseln. Denn geldgierig — wer weiß das besser, als Du! — bin ich alle meine Tage nicht gewesen, und darum bot mir der grüne Tisch nicht einmal jenes Maß von Aufregung, welches ich damals zum Leben bedurfte, wie das Atmen. Nun erst wurden die Weiber meine Leidenschaft, und diesem Dämon bin ich so lange, so hilflos unterthan geblieben, wie keinem andern zuvor oder nachher. In dieser Passion schien mir vereint zu liegen, was ich früher getrennt erjagt hatte; auch hier bedurfte es des scharfen Auges, des berechnenden Verstandes, der Kraft, der Kühnheit und des Glücks; auch hier war der Genuß nur durch die Gefahr zu erkaufen! Oft genug habe ich später auf der Jagd mein Leben um einer Laune willen eingesetzt; nie geschah es so gern und wild, wie in jenen Tagen . . . Ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin; es war nicht die Lust am Verderben, sondern nur der Drang, so kühn und glücklich zu sein, als dies eben einem Menschen möglich ist!"

Digitized by Google

Dem Selbstbildnis, das uns den Jüngling schildert, entspricht das Bild, das uns der Verfasser von dem sechzigjährigen Manne entwirft:

„Man sieht heute Gestalten, wie die seine, nur noch häufig in den Ahnenhallen deutsch-österreichischer Geschlechter, aber selten mehr im Leben. Auch hier hat, wohl zumeist durch die Kreuzung mit dem slavischen Adel, eine gemeinere Prägung den Stempel alter, schöner Eigenart verdrängt. Der Graf hatte ihn noch unverkürzt überkommen; dafür zeugte die hünenhafte und doch leicht gegliederte Gestalt, der kühne, schöne Schnitt der Züge, die lebhaft an den Adler gemahnten. Es ist in diesen echten Sprossen eines alten, edlen Blutes eine Fülle von Kraft, von Genußfreude und Genußfähigkeit, die in der gewöhnlichen Frist eines Menschenlebens kaum erschöpfbar scheint. Weder die Last der Jahre, noch die schlimmere Wucht eines zuchtlosen Lebens hatten diesen Nacken zu beugen vermocht; der Schritt war fest, die Bewegung gewandt, das kaum eben gebleichte Haar legte sich um eine fast ungefurchte Stirne."

Bezeichnend für die Lebensauffassung dieses Mannes ist auch die hier folgende Äußerung, die er seinem Vertrauten zur Antwort giebt, als dieser ihn fragt, ob er wegen gewisser dunkler Punkte in seiner Vergangenheit keine Gewissensbisse verspüre.

„Nein!" erwidert der Graf. „Thue, was Dir genehm ist, aber trage die Folgen!" — das ist mein Spruch. Sich selbst behaupten, ist die einzige Pflicht; seinen Willen durchsetzen, das einzige Glück auf Erden. Ich habe mir dies Glück genommen, wo und wie ich konnte, ehrlich, listig oder gewaltsam. Ich habe dabei wenig nach Anderer Glück gefragt und verlange von Niemand, daß er für das meine Rücksicht habe. Aber wer eine That wagt, beklage sich nicht über das, was ihr folgt, weil es folgen muß. Es giebt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht im Himmel, sondern auf Erden. Jede That wirft den Schatten, der ihr entspricht; er kühlt uns das Haupt und macht uns unempfindlich gegen den Sonnenbrand des Lebens, oder er begräbt uns in Nacht, die Nacht der Reue und des Unglücks. Das darf Niemand vergessen; im übrigen darf er thun, was ihm beliebt, wie ich es that und thun werde. Ich — ich habe den Mut, auch die Schatten zu ertragen und mit ihnen zu kämpfen. Wem ich Gutes gethan, von dem erwarte ich Gutes, und kommt mir Böses, so zertrete ich ihn. Wem ich Böses gethan, von dem erwarte ich Böses, und kommt es nicht, dann erst drückt's mir auf der Seele, und ich versuche, die Rechnung mit einer Gutthat auszugleichen . . . So hab ich es gehalten, so will ich's halten, so lange ein Atem in mir ist!"

Franzos hat die Eigenart dieses Charakters mit außergewöhnlicher Kunst bis zum letzten Moment durchgeführt. Der Mann, dessen bessere Natur trotz dieser scheinbaren Gesinnungsrohheit so mutig und doch so vergeblich wider die 'Schatten' kämpft, wird uns mit der fortschreitenden Entwicklung der Fabel immer sympathischer; bis er zuletzt, als er sieht, das alles vergeblich ist und als er dem Wahne verfällt, er sei in dem Teuersten, was er auf Erden noch kennt, tödtlich verwundet worden, die alte, starre Gewissenlosigkeit aufs Neue hervorkehrt, neue Missethaten versucht, und nur durch seinen entsetzlichen Ausgang an der Vollendung derselben gehindert wird. Es sind die 'Schatten' einer längst vergessen geglaubten Jugendsünde, die ihm den Garaus machen.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß über die größere oder geringere Schwerwucht dieser Jugendsünde im Verhältnis zu den übrigen Frevelthaten des Grafen sich ernstlich streiten läßt. Es handelt sich um die Verführung eines jungen reizenden Mädchens, das — mit einem Andern verlobt ist. Der Dichter hat die — übrigens ganz im Hintergrund auftretende — Gestalt der unglücklichen Hanna mit einem Glorienschein der Romantik und des Märtyrertums umgeben, der uns das selbstsüchtige Verfahren des jungen Roués natürlich um so herzloser und frevelhafter erscheinen läßt: bei ruhiger Erwägung jedoch will es uns dünken, als sei dies Opferlamm, mit dem Maßstabe unbeeinflußter Gerechtigkeit abgeschätzt, ungleich strafbarer, als der leichtlebige Graf Dietrich. Sie hatte Verpflichtungen; er war frei. Er durfte sich sagen: wenn diese Blume, die doch einem Andern gehört und sich dieser Thatsache voll bewußt ist, so leicht gepflückt werden kann, weshalb soll ich gerade sie stehn lassen, nur damit sie ein Dritter vom Stengel bricht? Das heikle Thema 'Verführte Mädchen' wird überhaupt von unseren Dichtern, besonders auch von unseren begabteren Dramatikern, wie Dumas, Sardou, Richard Voß u. a. in höchst einseitiger, stets nur die Partei der 'Verführten' ergreifenden Weise behandelt, — als ob es von vornherein feststünde, daß die größere moralische Schuld auf Seiten des Mannes liege. Dem gegenüber sei hier betont, daß die Verführungsfrage in jedem einzelnen Fall eine quaestio facti ist, wie die Rechtsgelehrten sich ausdrücken; und daß in den meisten Fällen ein Überwiegen der Schuld auf Seiten des Mädchens sich nachweisen läßt, dafern man das Wort 'verführen' nur nicht allzu buchstäblich ausdeutet. Ich habe dies Thema früher einmal ausführlich erörtert und möchte mich hier auf einige Andeutungen beschränken. Bei der Entscheidung der Frage, wen die größere Verantwortung treffe, hat man doch vor allen Dingen in Erwägung zu ziehen, auf welcher Seite die stärkeren Motive gegen das Zustandekommen jener sündhaften Vertraulichkeit vorwalteten. Hierüber kann jedoch selbst da, wo es sich nicht etwa um ein verlobtes, und infolge der 'Verführung' also meineidiges Mädchen handelt, kein Zweifel herrschen. Ein junges Mädchen wird von frühauf in Sitte und Schamhaftigkeit erzogen; in ihrem Gemüte besteht also eine mächtige Schranke, die sie durchbrechen muß, ehe sie auch nur annähernd den Standpunkt einnimmt, wie der Geliebte. Sie kennt ferner die Folgen; sie hat eine geschlechtliche Ehre zu kompromittieren, — ein Begriff, der in diesem Sinn auf den Mann keine Anwendung findet; sie weiß, daß der Verlust dieser Ehre ihre bürgerliche Existenz unwiderruflich vernichtet; sie fühlt, daß sie selbst

Digitized by Google

in den Augen ihres Geliebten bedenklich sinkt: und doch folgt sie den Lockungen eines gefährlichen Augenblicks.

Welche Motive aber hat auf der andern Seite der Mann in die Wagschale zu werfen?

Alles, was bei dem Mädchen von höchstem Gewicht ist, fällt bei dem Mann weg. Es erübrigt hier nur Ein Beweggrund, der abhalten könnte: das Mitleid. Dieses Motiv aber, daß schon an sich nicht mit der Stärke der jenseitigen Motive wetteifern kann, wird durch die entgegenkommende Haltung des Mädchens gründlich geschwächt. Der ‚Verführer' soll der landläufigen Meinung zufolge im höchsten Stadium des Sinnenrausches auf dieses schwache Motiv reagieren, während das Mädchen, das auf jene weit stärkeren Motive nicht reagiert, als die ‚Verführte' bemitleidet wird! Ist das gerecht?

Auch bedarf der Begriff des Verführers einer gewissen logischen Ausfeilung.

Was auf Seiten des Mannes eine Schmeichelrede, eine Beteurung, das ist auf Seiten des Mädchens die sträfliche Nachsicht, die gefügige Hinnahme verwegener Zärtlichkeiten, kurz — : der Mangel an Widerstand. Dies entspricht der Verschiedenartigkeit der Rollen, welche die Natur den beiden Geschlechtern zugeteilt hat.

Im Einzelfalle frägt es sich also stets, wer am meisten verführt hat; die sittliche Schuld des Mädchens wird gemeinhin größer sein, als die ihres Geliebten.

Verschleiert man diesen Thatbestand, so schwächt man die Beweggründe der weiblichen Zurückhaltung für künftige Fälle ab.

Die Franzossche Hanna, wenn sie wirklich Ehre im Leibe hatte, mußte sich bei der ersten freundlichen Annäherung des Grafen zurückziehen; da sie dies nicht that, so behaupte ich: sie hat den Grafen verführt, nicht er sie.

Übrigens thut diese Verklärung der treulosen Braut dem künstlerischen Effekt keinen Abbruch. Man glaubt dem Dichter; erst die ruhigere Überlegung zeigt uns, daß Einwände möglich sind.

Mit ähnlicher Meisterschaft wie Graf Dietrich ist Sophie, seine um mehr als dreißig Jahre jüngere Gattin, gezeichnet. Diese Gestalt mit ihrem trostlos verfehlten Leben hat hier und da etwas Quälendes, Unerquickliches: aber das liegt im Vorwurf. Der wild brandende Schaum ihrer Seelenkämpfe klärt sich gegen den Schluß hin versöhnend ab. Auch entschädigt uns der Glanz ihrer Jugendträume für die Fülle von Schmerz, die wir späterhin mit auskosten müssen.

Unter den übrigen Charakteren sei vor Allem der Vater dieser Sophie als eine Musterleistung des Dichters hervorgehoben. Die Sicherheit, mit welcher uns Franzos diesen aristokratischen Lumpen und ‚Gefühlsmenschen' gleichsam al fresko malt, erinnert an die kräftigen Pinselstriche eines Schriftstellers wie Dostojewski; nur daß Franzos unseren Ekel, selbst den moralischen, nicht in dem Maße erregt, um uns die Freude an dem ästhetischen Genuß zu verleiden. Auch ist die Art seiner Behandlung durchaus selbständig.

Besagter ‚Gefühlsmensch' ist ein umgekehrter Père Goriot. Wie dieser Balzacsche Held durch seine Töchter, die er mit allzu großer Schwäche und Zärtlichkeit liebt, systematisch zu Grunde gerichtet wird, so ruiniert Baron Guido von Lanzenberg systematisch seine ihm blindlings ergebene Tochter.

Eine der packendsten Szenen des Buches ist die, wo Graf Dietrich seiner Gemahlin über diesen Lumpen von Vater die Augen öffnet.

Gräfin Sophie wehrt ihrem Gemahl ab; er möge die Toten ruhn lassen — —

„Ich kann nicht," versetzt er; „es gehört zu der Rechnung zwischen mir und Ihnen. Wenige Stunden, nachdem ich seinen Brief erhalten, hatte ich all meine Pflichten abgeschüttelt und saß im Waggon. Sein Brief hatte mir Ihr Bild wachgerufen und die Begierde schüttelte mich wie ein Fieber; jene andere Empfindung aber schwieg völlig. Als er mich, kaum, daß ich angekommen, in meinem Hotel besuchte, beschloß ich, den Handel kurz und schlicht abzumachen. Seine lange Rede über sein Genueser Malheur hörte ich geduldig an; die dreitausend Francs, um die er mich ansprach, legte ich ihm sofort auf den Tisch; als er mich aber nun damit zu unterhalten suchte, wie oft Sie nach mir gefragt und mich gerühmt hätten, unterbrach ich ihn: ‚Das ist Alles nicht wahr! Die Wahrheit ist, daß Sie, ein Lump und Habenichts, mich gern zu Ihrem Schwiegersohne hätten. Daraus aber kann nichts werden, weil Sie ein gemeiner, von österreichischen und italienischen Gerichten verfolgter Falschspieler sind. Aber Ihre Tochter gefällt mir: — lassen Sie mich also, wenn Sie von einer Heirat absehen können, Ihre Bedingungen wissen!' Daß er darauf entrüstet fortstürzen würde, wußte ich; daß er am nächsten Tag wiederkommen würde, wußte ich auch. Diesmal versicherte er mich nur noch, daß Sie die Schande nicht überleben würden. Als ich ihm jedoch darauf erwiderte: ‚Derlei Unglücksfälle geschehen nur dann, wenn es die Umgebung an der nötigen Obsorge fehlen läßt,' schien er getröstet, und die Verhandlung über den Preis begann. Diese Verhandlung wurde mündlich und schriftlich geführt und brachte schon am nächsten Tage eine Einigung. Hier ein Brief von seiner Hand," — er zog ihn hervor — „der die Wahrheit meiner Mitteilung beweist.... Also standen die Dinge, als ich Sie in San Sebastian zum ersten Male wieder sprach. Sie waren mein Eigentum, der Kauf war abgeschlossen, der Preis vereinbart, das Angeld erlegt. Daß die Dinge gleichwohl anders kamen, lag an mir; nicht an Ihrem Vater, nicht an Ihnen, nur an mir...."

Eine reizende Gestalt ist die junge Komtesse Helene, ein entzückender Wildfang, dabei durch und durch wahr und gesund, von tiefster und echtester Weiblichkeit, von rührender Hingebung, Großmut und Seelenstärke, ein Wesen von Fleisch und Blut, keine Schablone, wie die jugendlichen Liebhaberinnen so mancher beliebter Lustspielschreiber. Ihr Verhältnis zu dem Oheim und der alten Stiftsdame, Gräfin Clarisse, ist mit sehr frischem Humor gezeichnet.

Digitized by Google

Auch diese Clarisse hat eine scharf geschnittene Physiognomie. Ihr Auftreten bedeutet jedes Mal eine Befreiung von dem Druck der Geschehnisse, ein Lächeln, das uns dem Bann der Tragödie entreißt. Sie ist in der That eine komische, amüsante Person, diese altjüngferliche, adelsbegeisterte Stiftsdame, die von jeder ungeschickten Bemerkung der kleinen Komtesse ‚den Tod hat' . . . . „Es gab Leute, welche behaupteten, daß Clarisse einmal fünf Minuten lang geschwiegen; aber daß sie eben so lang an einer Stelle geblieben, daran wußte sich Niemand zu erinnern." Wie ein Irrwisch fährt sie (Kap. 3) in das Arbeitszimmer des Grafen, wo die Geburtstagsgeschenke aufgebaut sind. — „Ah! Das Porträt des Feldmarschalls! Sehr ähnlich! Nicht wahr, meine Herren?! . . . . Aber Dietrich, ich habe Dir ja noch gar nicht gratuliert! Helene, warum hast Du mich nicht daran erinnert? Hast Du es vergessen? Dergleichen darf man nicht vergessen! . . . . Also meine herzlichsten Glückwünsche! Ich komme leider mit leeren Händen! Schon im vorigen Herbst habe ich eine Arbeit für Dich begonnen, aber sie blieb immer liegen! Mein Gott, wer soll auch an alles denken? . . . . Sie dürfen deshalb nicht glauben, meine Herren, daß ich vergeßlich bin! Mir entfällt höchstens auf kurze Zeit etwas! Nun, was ich fragen wollte, wie befinden Sie sich? Neulich sprach ich mit Jemand, ich weiß nicht mehr, mit wem — und er äußerte etwas höchst Schmeichelhaftes über Sie — aber was war es nur? . . . . Helene! Ein junges Mädchen lehnt sich nie ganz in einen Fauteuil zurück! . . . ."

Köstlich sind auch ihre Betrachtungen über die Männer. So sind sie alle — denkt sie — eigensinige, beschränkte Tyrannen; und der einzige Mann, der anders war, mußte aus Liebe zu ihr melancholisch werden und ins Kloster gehen! — Nach solchen Ausbrüchen fällt ihr dann doch wieder ein, daß sie die romantische Geschichte ihrer Jugendliebe nur für Andere erfunden hat, nicht für sich selbst, und kehrt dann, leidlich gefaßt, in die menschliche Gesellschaft zurück.

Nach der furchtbaren Katastrophe, die den inneren und äußeren Wirrnissen dieser bunt verflochtnen Geschicke ein Ende macht, wäre es — obgleich der Leser einen versöhnlichen Abschluß für die schuldlosen Mitspieler dieser Tragödie kategorisch verlangt — unmöglich gewesen, diesen versöhnenden Abschluß als Thatsache vorzuführen. Das hätte die Wirkung des Ganzen für jedes feinfühlige Gemüt entschieden beeinträchtigt. Franzos findet einen geschickten Ausweg, diese Harmonie-Widrigkeit zu vermeiden, ohne doch seine Leser über die Zukunft der armen Helene im Zweifel zu lassen. Die Gräfin Sophie, die allen irdischen Hoffnungen freiwillig entsagt — in der richtigen Erkenntnis, daß auf solchen Trümmern ein wahrhaftes Glück sich nicht wieder aufbauen läßt — erwirkt sich eine verheißende Zusage, die uns mit dem Vertrauen erfüllt, das Boot Helenens steure nun allmählich dem sichern Hafen zu.

Nachdem Sophie dies Werk vollbracht hat, nimmt sie Abschied von dem freudig bewegten Mädchen. ‚Eine Stunde später' — so lautet der letzte Passus der ‚Schatten' — ‚rollte der Wagen wieder dem Bahnhofe zu. Schon lag die Nacht auf See und Berggelände; der bleichen Frau aber, die ergeben einem einsamen, mühseligen Leben entgegenfuhr, war es zu Mut, als glänze nach langer, langer Dunkelheit wieder ferne vor ihr ein Lichtschein auf.'

Hiermit schließt die Erzählung, — in flüchtiger Andeutung einen Vorausblick eröffnend, den ein minder geschmackvoller Schriftsteller in banaler Weise zum Gegenwartsbild aufgebauscht haben würde.

Wir dürfen Herrn Franzos zu diesem glücklich erfundenen, mit großer poetischer Kraft durchgeführten Werke freudig beglückwünschen. Es trägt den Stempel einer vollendeten Reife und eines Schaffens, bei welchem Talent und Fleiß in gebührender Art sich die Wage halten.

Dresden. Ernst Eckstein.

## Die Erinnerungen Friedrich Bodenstedts.

Wir haben wenige Dichter und Schriftsteller, welche sich in Bezug auf Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit mit Friedrich Bodenstedt, der am 22. d. M. seinen 70. Geburtstag, unter der lebhaftesten Beteiligung aller Gebildeten des deutschen Volkes, beging, messen könnten. Er hat sich als Lyriker, Epiker und Dramatiker, als Essayist und Sprachforscher, als Reiseschriftsteller und nunmehr auch als Memoirenschreiber versucht; und wenn er auch nicht auf jeglichem Gebiete Vollendetes geleistet, wenn er auch eigentlich nur durch seinen „Mirza-Schaffy" sich Unsterblichkeit errungen und ersungen, so muß ihm doch die Anerkennung gezollt werden, daß er rastlos bestrebt war und noch ist, mit dem Pfunde, welches ihm die grundgütige Natur verliehen, zu wuchern, daß sein Streben stetig ein edles und auf die höchsten Ziele der Dichtkunst gerichtet war, und daß er vor Allem zu jenem kleinen Häuflein deutscher Dichter gehörte, welche den von Goethe mit so glänzendem Erfolge betretenen Pfad der Weltlitteratur beschritten.

Hätte er nur jene von köstlichem Humor durchwehten, geistreichen, von dem würzigen und allerdings oft sinnlich-üppigen Duft des Morgenlands erfüllten Lieder des „Mirza-Schaffy" geschrieben, so würde das schon ausreichen, um ihn den namhaftesten Lyrikern nach Uhland und Heine beizugesellen, aber er hat auch noch andere Dichtungen von großer Schönheit und edler Form geschaffen, welche ihm für alle Zeit einen Ehrenplatz in der Litteratur sichern. Ich nenne nur seine neuen Gedichte und Sprüche: „Aus Morgenland und Abendland", seine „Zeitgedichte", sein reizendes Epos: „Ada, die Lesghierin" u. A. Als Übersetzer und Nachdichter kann er nur mit Friedrich Rückert verglichen werden, ohne jedoch die allzu kühnen sprachlichen Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse dieses großen Virtuosen der Übertragungskunst zu teilen.

Es wird ihm stets unvergessen bleiben, daß er nicht bloß — im Verein mit noch anderen Forschern wie A. Gildemeister, A. Wilbrandt, P. Heyse, Her-

Digitized by Google

wegh u. a. eine neue Übersetzung der „Dramatischen Werke" Shakespeares herausgab und durch zahlreiche litteraturgeschichtliche und ästhetische Schriften — ich nenne nur: „Shakespeares Tagebuch", „Shakespeares Frauencharaktere" etc. — den größten Dramatiker aller Zeiten von mancher noch nicht beleuchteten Seite würdigte, sondern daß er auch so manche namhafte russische, arabische und persische Dichter unserem Verständnis näherbrachte. Abgesehen von Mirza-Schaffy selbst, der jedenfalls ein hervorragender Sinnspruchdichter war und den ich in Anbetracht des Einflusses, welchen er auf den Genius Bodenstedts übte, nicht ohne weiteres in das Reich der Fabel verweisen möchte, übersetzte und verdolmetschte er u. a. Puschkin, Lermontow, Hafis, Omar Chajjâm und andere orientalische Sänger. Überall zeigt er sich als ein Meister der Form und als Nachdichter ersten Ranges, dessen Übertragungen sich wie Originale lesen.

Auch darin unterscheidet sich Bodenstedt von den meisten deutschen Dichtern der Gegenwart, daß er ein sehr bewegtes, an Erlebnissen und Mühsalen reiches Leben hinter sich hat. Er hat Land und Leute gesehen, ausgedehnte Reisen im Orient gemacht und die zahlreichen Völkerschaften, die er in Vers und Prosa schildert, gründlich kennen gelernt. Mit hervorragenden Sprachkenntnissen ausgerüstet, mit großem Scharfblick begabt und durchaus gegenständlich an Menschen und Ereignisse herantretend, hat er einen außerordentlichen Schatz von Geschehnissen in seiner Seele und in seinen Tagebuchblättern aufgespeichert.

Nun beginnt der moderne Odysseus zu plaudern und aus seinem Riesenvorrat Einiges zum Besten zu geben; es geschieht dies in dem vor einigen Monaten erschienenen, neuesten Werke Bodenstedts: „Erinnerungen aus meinem Leben".*) Daß der anmutige Erzähler auch von seinem eigenen Ich und allen Leuten, mit welchen er je in Berührung gekommen, anmutig zu erzählen weiß, steht zwar von vornherein fest, es dürfte den Leser aber doch interessieren, an der Hand einiger Proben, den Mirza-Schaffy der Memoirenschriftstellerei, näher kennen zu lernen.

Bodenstedt beginnt mit der Schilderung seiner Heimat Peine; es ist dies ein liebliches Idyll, und man wird es begreiflich finden, daß der Siebzigjährige wie alle alten Herren, gern in den Erinnerungen seiner Kinderjahre schwelgt. Peine ist sonst nicht gerade ein berühmter Ort, selbst wenn er nicht den konfiszierten Namen hätte. Für den Dichter wird der Umstand von Wert sein, daß der junge Bodenstedt die erste Anregung von alten Liedern erhielt, die ihm seine Mutter in traulichen Dämmerstunden vorsang, ohne Begleitung und mit ungeschulter, aber wohltönender und zum Herzen dringender Stimme. Wir lernen auch das alte Gedicht kennen, welches der in den Teich gefallene Junge nach seiner Errettung sang. Es lautet zu Ehren des Erretters, mit Namen Specht, Sohn des Badewirts von Telgt, also:

*) Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, Berlin. 2. Aufl.

Ich rief nach Dir,
Du halfest mir!
In tiefer Flut gebettet,
Ward ich durch Dich gerettet.
Auf der Wiese stand das Gras gemäht,
Da hat mich Specht von Telgt ersphäht.
Er sprang herab
Ins Wassergrab
Und zog mich von des Todes Thür.
Mein Gott, ich danke Dir dafür,
Daß mir die Sonne wieder scheint
Und meine Mutter nicht mehr weint!

Bemerkenswert dürfte noch sein, daß der Zauber der Natur schon in frühester Kindheit auf das Gemüt Bodenstedts einwirkte.

Wie so vielen Dichtern, denen die Eltern das Dichten verleiten wollten, so erging es auch Bodenstedt. Er erzählt, daß sein Vater schon frühzeitig ihn darauf aufmerksam gemacht habe, daß in Deutschland noch nie ein wirklicher Dichter von dem Ertrage seiner „Gedichte habe leben können", weshalb Eltern, die nicht im stande wären, ihren Kindern ein ausreichendes Erbteil zu sichern, gewissenlos handeln würden, eines derselben zu ermutigen, eine Bahn einzuschlagen, auf welcher mit Sicherheit nichts vorauszusehen sei, als fortwährende Kämpfe gegen die gemeinsten Sorgen des Lebens. Überhaupt lasse sich in früher Jugend noch gar nicht bestimmen, ob ein Kind zum Dichter geboren sei oder nicht, denn einige mehr oder minder gelungene Verse, in glücklicher Stimmung entstanden, seien keine Bürgschaft dafür, daß die poetische Kraft für das Leben ausreichen würde. Ein solcher Fall gehöre zu den größten Seltenheiten in der Welt und es sei eben so thöricht, seine ganze Hoffnung darauf zu bauen, wie seine ganze Habe an das Glücksspiel zu wagen, um das große Los zu gewinnen. Darum müsse der Junge alle Gedanken der Art aus dem Kopfe schlagen und sein ganzes Streben darauf richten, etwas Tüchtiges zu lernen, was geeignet sei, sein Fortkommen zu sichern . . . Als wenn die Natur sich gebieten ließe! Naturam, si expellas furca etc.

Ein nicht so sehr persönliches, als vielmehr kulturgeschichtliches und völkerkundiges Interesse bieten andere Kapitel dar: „Erinnerungen wie erste Eindrücke in Rußland", „Von Stawropol über Wladikawkas nach Tiflis", „Rückblicke auf Tiflis", „Von Kertsch über Odessa nach Konstantinopel" u. s. w. Hier bringt der Verfasser so manchen neuen Zug aus dem Völkerleben, so manche liebenswürdige Geschichte und Humoreske, welche gewiß allseitig mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden dürften. Hier einige lustige Geschichten:

Als Bodenstedt in Rußland lebte, war dieses riesige Reich noch sehr wunderlicher Art. Zu jener Zeit z. B. war es nur dem in bäuerlicher Tracht gehenden Volke erlaubt, sich den Bart wachsen zu lassen Bekanntlich hatte Peter der Große auch den Bauern das Barttragen auf das Strengste verboten, aber ohne dauernden Erfolg; denn selbst die schimpflichsten Strafen vermochten die vielgequälten Geschöpfe nicht von ihrer alten lieben Gewohnheit abzubringen; sie ließen lieber ihr Leben als ihren Bart, den als ihren höchsten Stolz zu pflegen sie denn auch durch Peters

Digitized by Google

Nachfolger nicht verhindert wurden. Selbst Kaiser Nikolaus, dem sonst jedes umrahmte Kinn ein Greuel war, fand, daß der Vollbart zum Kaftan gehöre wie zum ungeschorenen Priesterhaupt, durch welches sich die griechisch-russischen Geistlichen von den römisch-katholischen unterscheiden. Allein die Bartrussen bildeten eine Welt für sich, in welcher wohl Reichtümer, aber keine staatlichen Ehren zu gewinnen waren; denn die vierzehnsprossige Rangleiter, welche zu allen staatlichen Ehren des Zarenreiches führt, kann nur von Leuten mit glattrasierten Gesichtern und in Kleidung nach europäischem Zuschnitt, sei's nun Zivil- oder Militär-Uniform, erstiegen werden. Noch mehr als in der Kleidung trat der Unterschied zwischen der höheren und niederen Klasse im Benehmen zu Tage. Bodenstedt, der aus einem Lande kam, wo der Bauernstolz sprüchwörtlich geworden, konnte sich nicht genug wundern über die demütig geschmeidige Unterwürfigkeit der Bartrussen allen glattrasierten Gesichtern gegenüber. In Hannover hieß es: „Steif wie ein Bauernrücken"; in Rußland erschienen ihm die Bauernrücken biegsam wie Kautschuk. Jeder nach Pariser Mode gekleideter Russe kam sich neben seinen kaftantragenden Landsleuten wie ein höheres Wesen vor, wenn er auch selbst aussah, wie ein geputzter Affe. —

Einen heiteren Zug erzählt Bodenstedt von dem echten Nationalrussen. Dieser kennt kein größeres Vergnügen, als sich möglichst lange bei seinen Einkäufen mit den Händlern herumzustreiten, die gewöhnlich so hohe Forderungen machen, daß für das allgemeine Herabdrücken des vorgeschlagenen Preises ein weiter Spielraum bleibe. Komme dann endlich nach langem Feilschen ein Preis zustande, wobei es sich um irgend ein Wertstück, z. B. einen Pelz, Teppich oder Koffer handle, so schwöre der Händler in allen Tonarten, daß er das Ding nur, um den neuen Kunden zum Freunde zu gewinnen, um die Hälfte des Wertes losgeschlagen habe; nur müsse die Freundschaft aber auch durch einen guten Trunk besiegelt werden. So gehen die Beiden in den nächsten „Tratir" (Gasthaus), während der Laden unter der Obhut eines immer vorhandenen, meist zur Familie gehörigen, jüngeren Gehilfen gelassen werde, der nötigenfalls schnell einen Boten finde, um den Kaufmann zurückzurufen. Dieser sitze inzwischen mit seinem Gaste im rauchigen Tratir bei Lachs und Kaviar und Wein und Schnaps und sie trinken, bis sie zärtlich werden, sich umarmen und küssen, wie es bei den echten Bartrussen, mögen sie reich oder arm sein, üblich sei, wenn der Wein ihre Zungen und Herzen gelöst habe. In keinem anderen Lande werde, auch ohne Liebe, so viel geküßt wie in Rußland. —

Sehr wichtig sind die Mitteilungen, welche Bodenstedt über das bisher nicht ganz aufgeklärt gewesene traurige Lebensende Puschkins und seine Beziehungen zu Michael Katkow, dem verstorbenen berüchtigten Panslawisten, mitteilt. Man wird die Erzählung von dem schrecklichen Untergang des großen russischen Dichters nicht ohne tiefe Bewegung lesen und Bodenstedt dafür Dank wissen, daß er das Gedicht Lermontows auf Puschkins Tod in einer vortrefflichen Übersetzung uns vermittelt hat. Als Probe der Übersetzungskunst des Siebzigjährigen seien hier nur einige Strophen dieses Gedichtes mitgeteilt:

Der Dichter wollte seine Ehre rächen,
Die er durch gift'ges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn selbst das Blei, sein Herz zu brechen,
Zu beugen sein gewaltig Haupt . . .
Er starb, noch in der Blüte seines Lebens —
Laßt um den Toten euer Klaggeschrei:
Das Loben, Tadeln, Weinen ist vergebens,
Er hört es nicht – es ist mit ihm vorbei!
Und ob er recht gethan, ob er gefehlt,
Daß er der falschen Schattenlehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verleumdung sich erwählt:
Das Schicksal hat die Rechnung abgeschlossen,
Des Dichters Herzblut ist dafür geflossen!
Man griff ihn an, wo er am weichsten war,
Griff ihn bei seines Weibes Liebe an
Und machte ihn zu ihrer Ehre Richter,
Er starb, wie er gelebt — ein Mann . . .
Und manche jetzt frohlocken, daß er fiel,
Und rühmen laut den Mörder, der sein Ziel
So gut getroffen, und im kalten Mute,
Fest, ohne Zittern, that den Mörderschuß,
Der unser Land gerötet mit dem Blute
Des liederreichen Genius . . .

Ein sehr anziehendes Bild von dem jungen Michail Nikoforowitsch Katkow entwirft Bodenstedt. Zu jener Zeit, als dieser jenen kennen lernte, hatte Katkow keine Ahnung davon, daß er nicht als Gelehrter, sondern als politischer Parteiführer eine große Rolle spielen werde, denn sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, höheres wissenschaftliches Streben bei der studierenden Jugend zu wecken, mit dem alten Formelkram aufzuräumen, und bessere Lehrbücher und Lehrmethoden einzuführen, als damals üblich waren. Vertiefung des Unterrichts durch Vereinfachung auf das zu wirklicher Geistesbildung notwendigste war sein Ziel. „Vor Allem", sagte er, „thut uns eine russische Grammatik not, wie Jakob Grimm eine deutsche geschrieben, um die alten Grammatiken ein für allemal zu beseitigen!" Man wird mit Erstaunen hören, daß der spätere Deutschenfresser Katkow mit Begeisterung von Berlin sprach, als er $1\frac{1}{2}$ Jahr lang bei Schelling Philosophie hörte und in dessen Hause gastfreundliche Aufnahme fand, und daß kein weibliches Wesen je einen solchen Eindruck auf ihn, wie Schellings schöne, schwarzäugige Tochter gemacht habe. Bodenstedt schließt seine Betrachtungen über Katkows Anfang und Ende mit den trefflichen Worten: „Er hat als Frucht seiner Studien nichts veröffentlicht, was über ein anständiges Mittelmaß hinausragte; er hat als Journalist nicht gehalten, was er als Professor versprochen, er ist sich selbst untreu geworden und hat im Alter die Ideale seiner Jugend mit Füßen getreten. Er hat es durch seine gewandte Feder zu Rang und Reichtum gebracht, aber nicht zu wirklichem Ansehen, denn seine Feder war keine zuverlässige Pfadweiserin, sondern eine hin und her flatternde Wetterfahne, und sein Ruhm war nur ein flüchtiger Tagesruhm."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich noch so manche Proben aus den Bodenstedt'schen Erinnerungen hier zu einer Schnur reihen. Es ist bedauer-

Digitized by Google

lich, daß vorläufig nur ein Band dieser Erinnerungen vorliegt und daß darin nichts von den Leistungen seines Verfassers als Redner, als Vorleser die Rede ist . . . Nie vergeß ich des tiefen, gewaltigen Eindrucks, welchen Bodenstedt einst, vor etwa 12 Jahren in Düsseldorf auf viele Tausende ausübte, als er, wenn ich nicht irre, über Hafis sprach. Ich habe ihn damals zum ersten Male kennen gelernt und mit ihm, Frau Professor Lina Schneider aus Köln, dem genialen schwedischen Landschaftsmaler Rasmussen und noch Anderen ein paar herrliche Tage verlebt . . . Man muß Bodenstedt nicht bloß lesen, sondern auch hören, um den Zauber zu begreifen, den er auf Alt und Jung ausübt.

Nicht will ich schließlich unerwähnt lassen, daß, wie durch so viele Schriften des Verfassers, sich auch durch diese „Erinnerungen" eine wohlthuende humane und freiheitliche Lebens- und Weltanschauung hindurchzieht. Ich glaube diese Skizze, eine Art Jubiläumsartikel, nicht besser schließen zu können, als mit den schönen Worten der Bodenstedtschen Schrift (S. 417 ff): „Der Fortschritt hat sich noch nirgends durch die Masse gemacht; die überlegenen Geister, denen die Menschheit den Fortschritt verdankt, sind ihm meist als seine Opfer gefallen. Die Hervorbildung des Höheren aus dem Niedrigen, des Feinen aus dem Groben, des Milden aus dem Rohen bezeichnet den sich überall sehr langsam und unter vielen Rückfällen vollziehenden Stufengang der Menschheit, wobei die Religion die vornehmste Rolle spielt . . . Ich habe gefunden, daß die Erkenntnisquellen der höchsten unserm Geist zugänglichen Wahrheiten im Orient noch heute eben so reichlich fließen, wie bei uns, aber in ihrer blumigen Umhüllung nicht so leicht zu entdecken sind. Bei den Abendländern überwiegt der Verstand, bei den Morgenländern die Phantasie; daher erklärt sich die Verschiedenartigkeit der Ausdrucks- und Auffassungsweise, welche nur in poetischer Form eine gewisse Ausgleichung findet. Beispiele davon liefern meine Bücher in Fülle. Besonders wird man in meiner durchaus sinngetreuen Verdeutschung der Sprüche des alten Omar Chajjâm finden, daß erleuchtete Köpfe im Orient schon vor Beginn der „Kreuzzüge" erhabenere Vorstellung von dem hatten, was Kant „das Ding an sich" Hegel den Weltgeist nennt, als unsere damaligen Kirchenlichter:

> Bald verhüllst Du den Augen der Menschen Dich ganz,
> Zeigst bald Dich in Bildern der Schöpfung voll Glanz;
> Für Dich selbst schaffst Du Alles an Wundern so reich,
> Bist Inhalt des Schauspiels, Zuschauer zugleich! . . .

Schwindet der Glaube, so ist die Schuld nicht im Volke zu suchen, sondern bei seinen Lehrern und Führern, welche statt vermittelnd und versöhnend zu wirken, die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse gegen einander aufhetzen, als ob es eine Sünde wäre, an einem andern Orte geboren zu sein, wo ein anderer Glaube herrscht, als derjenige, zu welchem die Hetzer sich bekennen. Statt nun von der allgemeinen verständlichen Thatsache auszugehen, daß der Glaube eines Jeden nicht sein eigenes Erzeugnis, sondern nur sein Erbe ist, daß aber die Grundlehren des Christentums in allen Bekenntnissen dieselben sind, verleugnet man diese wesentliche Gemeinsamkeit, um in unwesentlichen Dingen Ursachen feindlicher Trennung zu suchen."

Das sind wahrhaft goldene Worte.

Adolf Kohut.

## Onkel Adam.

Schweden hat kürzlich einen seiner Lieblings-Schriftsteller und einen der volkstümlichsten und sinnigsten Schriftsteller zur ewigen Ruhe bestattet, die es je besessen: seinen „Onkel Adam". Unter dieser Bezeichnung schrieb der am 31. Januar in Linköping verstorbene Oberfeldarzt C. A. Wetterbergh, geboren 1804 in Jönköping. Der Vater Wetterberghs war juristischer Beamter, der seinen Sohn nach den Theorien Jean Jacques Rousseau's erzog, und der Sohn tummelte sich eifriger in den schönen Gegenden am Wettern herum als er sich mit den Schulbüchern beschäftigte. Wetterbergh bestand indessen sein Abiturienten-Examen und bezog die Universität Lund, Esaias Tegners Lund. Als Student mußte er sich knapp durchhelfen, ja, schließlich mußte er sogar hungern, weil die Unterstützung von väterlicher Seite ausblieb. Da er es in der Chemie ziemlich weit gebracht hatte, konnte er in dieser Unterricht erteilen; der Ertrag seiner Lehrthätigkeit war jedoch ein so geringer, daß er „auf Vigilanz" leben mußte, wie es in der schwedischen Studentensprache heißt, bis er einen ihm gewogenen Wohlthäter fand, der ihn unterstützte. Endlich bestand er sein medizinisches Amtsexamen; später wurde er Lizentiat der Medizin und Magister der Chirurgie und nun bekam er eine Anstellung als Regimentsarzt. Im Jahre 1874 nahm Wetterbergh als Oberfeldarzt seinen Abschied.

Schon als junger Mediziner hatte Wetterbergh einige kleine Sachen für die Öffentlichkeit geschrieben, aber erst im Jahre 1841 begann er als „Onkel Adam" seine schriftstellerische Laufbahn und machte sich als solcher rasch bekannt und allbeliebt. Es wird berichtet, daß er ernstlich erst dann zu schreiben begann, als der Tod sein Haus heimgesucht hatte, denn um sich und seine Gattin zu zerstreuen schrieb er Genrebilder. Er selbst betonte gerne, daß er niemals professioneller Schriftsteller gewesen und daß er sich nicht als wirklicher Autor betrachten könne. „Ich bin wie ein Knecht auf dem Lande, ein Arbeiter, der kein Handwerk gelernt hat, wie es in den Städten gelehrt wird. Weder Gesellen- noch Meisterstücke habe ich geliefert; ich bin und bleibe schließlich nur ein Böhnhase (Pfuscher)."

Dieser „Böhnhase" fand indes ein großes und dankbares Publikum. Seine Produktion war auch eine recht üppige; sie begann 1842 mit „Genrebildern", dann folgten 1843 „Die vier Signaturen" und „Die Gouvernante", 1845 „Der Adjunkt des Pastors" u. s. w. Nicht ohne Fug fühlte er sich in seinen alten Tagen geschmeichelt, als er sah, daß einer Lebensbeschreibung über ihn der Vers aus „Capriciosa" als Wahrspruch vorangestellt war:

Digitized by Google

„Ich preise nicht die Großen, denn deren giebt's ja genug,
Die der Reichen Skalden sein wollen."

Wetterbergh's Trachten war darauf gerichtet, lieber ein guter Mensch zu sein, der seinen Mitmenschen Freude bereiten und wenn möglich nützen konnte, als ein Schriftsteller und Dichter. Daher sind seine Werke voll von Stoffen, die entweder erheitern oder rühren, ohne daß in denselben großes Gewicht auf die künstlerische Ausstattung gelegt wird; nur weil er echten Humor und wahre Gefühle besaß, erzielte er mit geringen Mitteln eine große Wirkung. Er hat dies selbst wie folgt geschildert: „Meistens habe ich aus Instinkt geschrieben, glücklicherweise ein wohlwollender und kindlicher Instinkt, der eine einigermaßen lebhafte Phantasie und eine recht scharfe Beobachtungsgabe benutzen konnte, ohne daß ich sonderlich darüber zu reflektieren brauchte. Dies hat bewirkt, daß ich als Verfasser von der Eitelkeit befreit geblieben, und nur weil ich jetzt so alt geworden bin, darf ich mich wohl als solchen betrachten." — Man hat Wetterbergh vorgeworfen „mit Tendenz" zu schreiben — und zwar zu einer Zeit, der das „l'art pour l'art" der Romantik zum Vorbilde diente. „Das Wahre ist," sagt „Onkel Adam" darüber, „daß ich allerdings gewünscht habe, in meinen Bildern diesen oder jenen Lieblingsgedanken anzubringen; um diesen baute ich meinen Strohdiemen, aber ich kann es nicht helfen, wenn die Leute lieber das Stroh sehen wollen, als die Stange, um welche es gelagert ist." Seine Interessen waren also keine „rein ästhetischen", um so mehr hatte er „Etwas auf dem Herzen", und wenn er als Arzt gelehrt hatte, daß man Kinder dadurch veranlassen kann, Mixtur einzunehmen, daß man diese mit Zuckerwerk vermischt, so wandte er dieselbe Methode stets dann auf seine Autorschaft an, wenn er seinen Lesern etwas Wahres und Schönes lehren wollte. Die Wirkung wurde dadurch kaum eine geringere. Im Gegenteil — man las, ja, man verschlang „Onkel Adams" Erzählungen, und man brachte seine philantropischen Pillen mit Hilfe des romantischästhetischen Zuckerwerks hinunter. In dieser Beziehung ist besonders „Die Gouvernante" hervorzuheben, in welcher er gegen die Verspottung der Lehrerinnen-Klasse Einspruch that. Und gerade weil das Herzliche in dieser schriftstellerischen Thätigkeit die größte Bedeutung hatte, schloß sie folgerichtig damit, daß „Onkel Adam" ganz besonders der Lieblings-Autor der Kinder wurde. Die Zeitschrift „Linnéa", welche er von 1862—1872 herausgab, gewann Eingang in zahlreiche Familien, sie war stets willkommen und nicht ohne nützlichen Einfluß. Bezeichnend ist, daß er sich selber im Alter von 58 Jahren das Holzschneiden lehrte, um desto bessere Bilder für „Linnéa" zu bekommen, die er selbst so lieb hatte.

Wetterbergh ist ja recht alt geworden, und im letzten halben Menschenalter lebte er gleich einem Einsiedler meistens in Linköping, wo er starb, sonst auf dem Lande. Als Greis wurde er schwach, aber beliebt war er und liebenswürdig — „ein Bruder der Kleinen", obgleich er weder „ein Staatsmanns-Portefeuille" in der litterarischen Republik erhielt, noch sich um ein solches bekümmerte. Er zog es vor, „Gottes Reinschreiber" gewesen zu sein, wie er einst sagte, „denn wir können ja doch nur aufs Papier bringen, was der Kreuz und die Quer in der Seele steht. Was leben soll und will, ist ein Funke der eigenen Gedanken Gottes." Mit dieser Philosophie lebte und schriftstellerte „Onkel Adam".

M.

## Litterarische Neuigkeiten.

Der **deutsche Tierschutz-Verband** hatte im vorigen Jahre einen Preis von 900 Mark ausgeschrieben für den Nachweis eines Rechtes der Tiere. Hierauf sind 85 Bearbeitungen eingegangen, welche sich auf 70 Ortschaften verteilen. Sogar New-York und Paris hatten eingesendet, und aus der österreichischen Monarchie beteiligten sich Wien, Prag und Krakau. Die Schweiz ist durch Luzern und Elsaß-Lothringen durch Metz vertreten. 7 sächsische Städte lieferten im ganzen 9 Bearbeitungen und vom übrigen Deutschen Reich begegnet man allen größeren und nahezu allen Hauptstädten. Das Preisrichteramt ist seit Anfang Februar mit der Verteilung der Eingänge beschäftigt. Dasselbe ist gebildet aus den Herren Reichstagsabgeordneten Geh. Rat Klemm, Rektor Professor Dr. Leonhard, Dr. phil. Hohlfeld, Schuldirektor Marquart und Dr. theol. und phil. Wünsche, sämtlich in Dresden.

**Portugiesische Litteratur.** Von hervorragender Bedeutung sind die Sonetos und Poemas von José de Souza Monteiro. (Lisboa-Castro Irmão) 2 Bände. Der erste Band enthält hundert Sonette in vollendeter künstlerischer Form. Die Verse sind gemeißelt, elastisch; aber nicht immer läßt der Dichter den reich tönenden Quartinen mild anhauchende Terzinen folgen, sondern oft endet sein Sonett mit einem spitzen Dolchstoß, einem leisen Spott. Der Dichter ist eine feinfühlende Künstlerseele, doch ohne Urfeuer. Er unterdrückt seine Empfindungen. Dort, wo er seine Seele voll austönen läßt, übt sein Sonett einen sinnberückenden Zauber! zerstreut finden sich diese juwelen, zu welchen ich „Crepusculo" — „Rompe a lua" - „Quando eu morrér" — „Ophelia" — „No outomno" u. a. zähle. – Gerade diese Form muß mit ihrem wahren Inhalt Hand in Hand gehen, damit von der Schönheit des Sonetts gilt, was von jeder wahren Schönheit gesagt werden kann: Induitur, formosa est, exuitur ipse Forma est. Charakteristischer für die Eigenart des Dichters sind die Poemas. In ihnen ist die Behandlung des Stoffes ebenso vollendet wie die Behandlung der Formen. Diese epischen Dichtungen sind Meisterwerke marmorner Schönheit und Plastik. Sie geben Zeugnis von den künstlerischen Fähigkeiten und großen Veranlagungen des Dichters. Ein Schönheitsschauer ergreift uns beim Lesen des Fragments „O Diluvio" und mit geradezu elementarer Kraft wirkt das biblische Gedicht „A Noiva dos Cantares", das ich nebst dem „Cortejo de Brecho" für das litterarisch bedeutendste der Sammlung halte. Eine Vereinigung harmonisch prächtigen Inhalts mit kunstvollster Form!

H. W.

Die deutsche Litteratur ist nicht sonderlich reich an humoristischen Erzeugnissen vornehmerer Art. Zu diesen gehört zweifellos trotz mancher Ausschweifungen das neueste Werk von Ludwig Hevesi, das er das „Buch der Laune" nennt. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1889.) Die Mehrzahl der 17 ohne inneren Zusammenhang an einander gereihten Erzählungen ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. „Die Moserfahrt", „Die drei Eismänner", „Die Zweinddreißig", „Maria Schrein", „P. P." und mehre der „Neuen Weihnachtsgeschichten" sind in ihrer Art Kabinettstücke und zeigen den gesunden Humor des Dichters in besonderer Wärme und Tiefe. Wenig ansprechend dagegen erscheinen mir die Erzählungen „Anna" und der eine tüchtige Beigabe haut-goût besitzende „Schlagschatten". Auch in der Karikatur geht der Dichter öfter zu weit. Stellen

Digitized by Google

schon die Gestalten Mr. U. S. Gibbs und Miss Karolina Gibbs durch ihre Reden und Handlungen nicht unbedeutende Anforderungen an die Harmlosigkeit des Lesers, so kann man sich beim Lesen von „Miss Nigg" eines abwechrenden Kopfschüttelns nicht erwehren. Hier hört eben der gesunde Humor, der sonst den Erzählungen des Verfassers eigen ist, auf. C. Sommer.

Paul Bourget: **André Cornelis.** Paris. Lemerre. Eine dunkle, psychologisch fein ausgearbeitete Studie im Stile Edgar Poës, des großen, unglücklichen Amerikaners, der Shakespearschen Geist in sich spürend, in sich und diesem Geiste zu Grunde gehen mußte. — Der Inhalt des Bourgetschen Buches ist kurz folgender: Andrés Vater wurde ermordet, seine Mutter, ein üppiges, schönes Weib, vermählt sich zum zweiten Male mit einem „Freunde". Der junge André wächst auf in dem Gedanken: Rache an dem Mörder deines Vaters. Dieser Gedanke unsipinnt bald alle anderen Gedanken, er sinnt und grübelt, er forscht den Fäden, die den Mord mit irgend einem anderen Geschehnis verknüpfen könnten, nach — er faßt einen entsetzlichen Gedanken: deine Mutter, ihr zweiter Gatte! Er schreibt seine Empfindungen, die ihn erschüttern bis ins innerste Mark, die alle seine Fibern erbeben machen, die ihn schier erdrücken und in qualvollsten Zweifel werfen, nieder — unwiderstehlich wird der Leser von diesen düsteren, selbstquälerischen, allerdings etwas in die Länge gezogenen Bekenntnissen hingerissen. André schwankt, er ist eine Natur ohne feste Nervenzentren, lymphatisch, unsicher - tastend, wie Hamlet, der Dänenprinz, dessen Geschichte modern erfaßt, modern gelöst, ja die seine ist. — Endlich entdeckt er, daß seine Mutter schuldlos, sein Stiefvater aber der Veranstalter des Mordes — er durchbohrt ihn mit einem Dolche und der sterbende Mörder-Stiefvater hat die Liebenswürdigkeit, in einem Brief, den er zwischen Tod und Leben schleunigst noch schreibt, zu bekennen, daß er sich selbst den Tod gegeben. Und das ist ein schlechter Schluß — der Leser muß unwillkürlich nach Beendigung der Geschichte den Kehrreim des alten Straßenliedes singen „Nu weiß man nicht, wie's weiter wird". Bei einem bestimmten Buche kann ja die Unklarheit des Schlusses eine Notwendigkeit sein, die sich aus der Seele des Erzählten ergiebt — hier ist das nicht der Fall. Das Buch hört da auf, wo es eigentlich erst anfängt, die Kämpfe vor der That stellt Hamlet so überzeugend dar, daß sie ein zweites Mal selbst durch Modernisierung, Näherrücken an moderne Strebungen nicht übertroffen werden können, die Kämpfe nach dem Dolchstoß — nun, die Lösung dieses Problems wäre eine dankenswerte, moderne Aufgabe gewesen. Aber abgesehen von diesen Umständen ist das Buch trefflich, anschaulich, wahr — die seelischen Motive und Vorgänge sind überzeugend, die Saite, die in der Seele des André angeschlagen wird, schwingt in der Seele des teilnehmenden, verständigen Lesers — leider giebt es auch andere — mit, und das ist das größte Lob, was man einem Buche ausstellen kann.

Hans von Basedow.

Rudolf Schmidt: **Fra Liv og Literatur.** Syo Foredrag. (Kjöbenhavn, O. B. Wroblewskys Forlag. 1887. 226 S.) Inhalt: „Die Prinzessin auf der Erbse" von Andersen; Lehrling — Geselle — Meister; über „Erasmus Montanus" von Holberg; die „Heimlichkeit"; Plato und die Dichter; Shakespeare und Goethe; Goethe und Öhlenschläger; und dazu zahlreiche Quellennangaben enthaltende „Anmerknngen" und zwei Briefe Öhlenschlägers an Goethe. — Das Buch enthält also, wie schon aus diesen Überschriften hervorgeht, vorwiegend litterarische Betrachtungen, so daß man geneigt sein könnte, die Gesamtbezeichnung: „Aus Leben und Litteratur" umgekehrt für richtiger zu halten. Allein der geistvolle Verfasser will gerade zeigen, welchem dieser beiden inhaltschweren Worte der Vortritt gebührt. Was darum den Leser am meisten fesseln muß, ist das frisch entschlossene, scharfsichtige, sichere, zielbewußte Hineingreifen und Hineinleuchten des Verfassers ins volle, vielbewegte Menschen- und Kulturleben der Gegenwart; „und wo er's packt, kann man getrost hinzufügen, „da ist's interessant". Scheinbar längst abgethanen Dingen weiß er, ohne irgendwie gesucht zu erscheinen, neue anziehende Seiten abzugewinnen; sei es nun, daß er einem Frauenleseverein an der Hand eines bekannten Anderseuschen Märchens in sinniger Weise einige Frauentypen vorführt und daran den Unterschied zeigt zwischen Überkultur und wahrer Bildung, zwischen bloß äußerlichem Schliff oder krankhafter Gefühlsüberfeinerung des weiblichen Geschlechts und wirklich feinen, aber gesunden Naturen; oder sei es, daß er eine Arbeitervereinigung im Anschluß an einen sprichwörtlichen Vers Goethes in anschaulicher, markiger Rede darüber belehrt, wer in verschiedenen Lebensstellungen und Berufsarten „Lehrling, Geselle oder Meister" sein soll und kann; oder sei es ferner, daß er vor geschulteren Hörern die Ansicht äußert, Plato würde auf Grund unserer heutigen fortgeschrittenen Kunstanschauung und Kunstausübung gewiß viele Dichter in seinem Staate dulden u. s. w. — Die letzten beiden der oben genannten Vorträge erheben selbstverständlich Anspruch auf unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. Den meisterhaften Vergleich zwischen Shakespeare und Goethe, in welchem Hettners und Heibergs Urteil über Goethe gegenübergestellt und der Faustschöpfer Alles in Allem als der größere Dichter bezeichnet wird, hoffen wir, mit gütiger Erlaubnis des Verfassers unseren Lesern demnächst inhaltlich ausführlicher oder vollständig mitzuteilen. Aber auch die übrigen Vorträge verdienten in Deutschland gelesen zu werden. Eine ausgewählte deutsche Ausgabe, vielleicht auch von früheren Studien und Abhandlungen Schmidts würden wir gewiß freudig begrüßen. H. Z.

In gewisser Hinsicht auch eine Sammlung gedruckter Vorträge, aber wesentlich religiösen Inhalts und in den Rahmen einer Geschichte gepaßt oder gezwängt, liegt uns vor in: **„Dæmring og dag"**, af Olaf Sanning, Kristiania, forlagt af A. Cammermeyer. 1888. Der jedenfalls norwegische, aber bisher noch unbekannte Verfasser führt uns in die Familie eines christlich gesinnten Arztes. Der Hausherr und dessen Schwester, die Lehrerin ist, sind als „Pastorskinder' die Vertreter des „Tags", die lebenslustige und bisher in religiösen Dingen mehr gleichgültige Hausfrau und ein anwesende Hausfreund, seines Zeichens Junggeselle und in „Offenbarungssachen" zweifelnder Rechtgelehrter, sind noch von „Dämmerung" umhüllt. Von einem über alle „Skrupel und Zweifel" erhabenen christlichen Standpunkte aus werden nun eine Reihe wichtiger Tagesfragen erörtert und — gelöst. Der Arzt führt meist das Wort und zeigt, was z. B. die „Frauenfrage" anlangt, „wie das Wort Gottes dem Weibe doch deutlich seine Stellung in der Gesellschaft anweise", wie die großen eigenen und fremden neueren Dichter mehr Gutes einreißen als aufbauen, wie die geoffenbarte Christuslehre uns vor den Verirrungen der Wissenschaft (Darwinismus!) schütze u. dgl. m. Nach dreier Tage oder vielmehr dreier langer Unterhaltungsabende Frist hat der Tag die Dämmerung verscheucht und zugleich die liebenswürdige Frömmigkeit der Schwester ein Herz fürs Leben gewonnen. Wir haben es hier also mit einer Erscheinung zu thun, die dem auch in Dänemark und Schweden vorhandenen litterarischen Gegenstrome der freisinnig realistischen Litteraturrichtung angehört. Um gerecht zu sein, müssen wir gestehen, daß das Buch aus vortrefflicher Absicht und wahrer Überzeugungshervorgegangen zu sein scheint, daß aber seine Gemeinde in unserem gegenwärtigen Faustzeitalter keine allzugroße werden dürfte. H. Z.

Johann Peter: **„Wildfarren".** Hochwaldgeschichten aus dem böhmisch-bayerischen Grenzgebirge. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1889. Den bisher erschienenen Werken des Dichters „Charakter- und Sittenbilder aus dem Böhmerwalde" (Gras, Leykam) und „Buchengrün" (Leipzig, Osw. Mutze) schließt sich seine neueste, von P. K. Rosegger mit einem Vorworte versehene Schöpfung „Wildfarren" eng an. Er schildert in derselben in schlichter, oft derber Weise das ländliche Volksleben seiner rauhen und doch so herrlichen Waldheimat. Die Erzählungen sind meist frei von jener schwächlichen, dem Bauernstande unbekannten Empfindungsseligkeit, der man so oft in sogenannten Dorfgeschichten begegnet; einige derselben können den besten Roseggers an die Seite gestellt werden. Bald sind es Sonderlinge, deren Geschick uns der Dichter mit unendlicher Wärme und oft köstlichem Humor

Digitized by Google

vorführt, bald bildet treue Liebe in siegreichem Kampfe mit fast unbeugsamem Bauernstolze, bald belohntes Ausharren, bald verratene Liebe oder Eifersucht, die vor dem Morde nicht zurückschreckt, das Motiv der Erzählungen. „Am Rachesee" scheint mir die vollendetste derselben zu sein, obwohl die Schlußworte von dem „moralischen Tode" des den Mord rächenden „roten Bart" wohl nicht aus dem Sinne der im ewigen Kampfe mit den Forstbeamten lebenden Waldbevölkerung gesprochen sein dürften. Würdig reihen sich ihr an „Das Schmiedbauern-Burgei", „Der Gonswenzl", „Die Schiassiin" und „Wie der Postjogl fensterln ging". Eine strengere Auswahl dürfte dem Dichter wohl anzuempfehlen sein. Erzählungen, wie der „Ehestreit", und manches aus der Rockenreise hätten recht gut ohne Schädigung des Ganzen ausgeschlossen werden können. Auch die Schilderungen der Schulverhältnisse zur Zeit der Konkordatschule passen bei aller Anerkennung ihrer vorzüglichen Gesinnung nicht ganz in den Rahmen der „Wildfarren". C. Sommer.

**Demetrius.** Geschichtliches Trauerspiel in 4 Aufzügen. Mit Benutzung des Schillerschen Bruchstücks bis zur Verwandlung im 2. Aufzuge. Von Otto Sievers. Braunschweig 1888 (Beuno Göritz). Preis 2 Mark. Seit Goethe „dem Tode zum Trotz" den geistigen Verkehr mit Schiller aufrecht zu erhalten, den „Demetrius" weiter zu dichten beschloß, hat der Versuch nicht wieder geruht, diesen vielleicht einzig dastehenden dramatischen Torso zu vollenden. Daß es nie gelang, verstand sich ganz von selbst. Denn da die ersten Akte, die uns Schiller hinterließ, fast in allen Stücken (dramatisch, technisch, sprachlich u. s. w.) das Reifste bedeuten, was Schiller geschaffen, so mußte der Weiterdichter des „Demetrius" ein ganzer Schiller und noch etwas mehr sein! Gewöhnlich hat jeder irgend etwas gut gemacht, alles andere aber verhunzt. Der Theatraliker Laube hat zwar den „Demetrius" bühnenwirksam zu machen gewußt, im übrigen aber in eine dramatische Holzpuppe verwandelt, die unsusstehlich! — Sievers hat wieder eine andere Seite Schillers zu treffen verstanden: die sprachliche. Die Versstücke sind zuweilen durchaus im Schillerschen Ton ausgefüllt, und dieser Ton im allgemeinen festgehalten. Wenn es Sievers nur auch gelungen wäre, den Geist und das dramatische Leben Schillers festzuhalten! Nur gar zu früh verengert sich der dramatische Horizont, und das große farben- und figurenreiche dramatische Bild, wie es Schiller skizziert, schrumpft von Akt zu Akt immer mehr ein, bis schließlich das Ganze sich als spießbürgerliches Ränke-Schauspiel entpuppt. Demetrius, der bei Schiller vor allem seinem tragischen Schicksale zum Opfer fällt, erliegt hier mehr der Eifersucht seiner Gemahlin und allerlei Hofkabalen als dem Schicksal. Dazu kommt eine ganz ungenügende Charakteristik, die das Ganze noch mehr herabdrückt. Der „Demetrius" ist also abermals nicht „gerettet", so viel Hübsches der Sieverschen Fortsetzung im einzelnen auch nachzurühmen ist. Leo Berg, Berlin.

## Bühnenschau.

Carmen Sylvas Einakter „Dämmerung" wurde am Deutschen Theater zu Berlin recht freundlich aufgenommen. Besonders fesselt das kleine Werk durch die gedankenreiche Schönheit der Verse.

Ein neues Lustspiel Ludwig Doczys „Mischehen" konnte bei seiner erstmaligen Aufführung in Budapest die Zuhörerschaft nicht recht erwärmen.

„Der Alte am Meere" betitelt sich ein Volksschauspiel des jungen Dichters Wilhelm Tappenbeck, welches am Altenburger Hoftheater unter regster Anteilnahme der Zuschauer über die Bretter ging.

Friedrich Kummer, ein sehr junger Leipziger Dichter, brachte unlängst auf der Karlsruher Hofbühne seine fünfaktige Römertragödie „Tarquinius" mit ungeteiltem Beifall zur Aufführung. Kummer hat hiermit den Beweis eines starken dichterischen und dramatischen Talentes geliefert.

Am Berliner Residenz-Theater wird Ibsens Lustspiel „Der Bund der Jugend" zur Aufführung vorbereitet. — Ibsens „Stützen der Gesellschaft" sollen die nächste Neuigkeit im Deutschen Theater sein.

Antony Mars, der Mitarbeiter au Bissons erfolgreichem Sittendrama Les Surprises du Divorce, hat ein Lustspiel „Les Maris sans Femmes" geschrieben, welches an dem kleinen Pariser Theater Menus-Plaisirs gegeben wird und Dank der komischen Wirkung des letzten Aufzuges einen vollen Erfolg zu verzeichnen hatte.

Albin Rheinisch hat auf dem Deutschen Theater zu Berlin ein neues historisches Lustspiel: „Die Vasallin" aufführen lassen; es ist dem begabten Verfasser diesmal nicht gelungen, ein lebensvolles dramatisches Gemälde zu schaffen.

Ein neues Schauspiel von Ludwig Ganghofer, das derselbe mit Marco Brociner gemeinsam bearbeitet hat, geht demnächst in Hamburg in Szene.

Jules Lemaitre, der berühmte Kritiker der Débats, ist jetzt zum ersten Mal als dramatischer Schriftsteller mit einem Schauspiele „Revoltée" am Pariser Odéon-Theater hervorgetreten. Der Stoff ist nicht neu, aber in so geistreicher Weise und mit solcher Leidenschaft behandelt, daß der Erfolg ein hervorragender war und von den weiteren dramatischen Arbeiten des Dichters Vorzügliches zu erwarten steht.

Otto Roquettes Drama „Lanzelot" konnte auch bei seiner kürzlichen Aufführung am Dresdner Hoftheater sowohl bei der Zuschauerschaft wie bei der Kritik keinen Beifall finden.

Im Londoner Shaftesbury Theatre wird gegenwärtig eine von Malcolm Watson unternommene Bearbeitung von José Echegarays „Il gran Galeoto" unter dem Titel „Calumny" aufgeführt und erfreute sich großen Beifalls.

Henry A. Jones' neues Stück, welches anfänglich unter dem Titel „Matthew Ruddock" am Londoner Haymarket zur Aufführung gelangen sollte, ist jetzt in „Wealth" umgetauft worden.

## Novellistische Rundschau.

**Niederlande:** „Eline Vere". Von Louis *Couperus*. 3 Bde. Dieser Roman nennt sich nach dem Vorbilde von Daudets „romans parisiens" nicht ohne Berechtigung „een Haagsche Roman". Das Drama, welches Eline Vere zur Heidin hat, ist zwar nicht neu in der Erfindung, aber mit großem Talent behandelt: die Heldin ist ein Opfer unseres nervösen Jahrhunderts. — Von neuen Romanen nennen wir ferner: Cath. A. *Thijm*: „Idealen". — Melati *van Java*: „Van Slaaf tot Vorst".

**England:** „Saved as by fire" ist der Titel eines leider zu weitspurigen Romans von Eleanor Mary *Marsh* (3 vols.), dessen leitender Gedanke sehr ansprechend ist. Die Menge der in die Erzählung verwobenen Figuren ist gut gezeichnet, nur spielt natürlich in echt englischer Weise unglückliche Liebe und „Flirtation" die Hauptrolle. — „Harvest", by John Strange *Winter*, ist ohne Frage eine ausgezeichnet geschriebene kleine Geschichte. — „Against the Grain" ist der Titel einer anmutigen kleinen Erzählung von Charles T. C. *James*, welcher mit gewandter Feder die Zeiten Jakobs I. schildert. — C. A. *Montrésor* läßt seinen neuen Roman „More Sail than Ballast" in Deutschland am Hofe Karl Eugens zu Ludwigsburg spielen; die Darstellung des lustig-frivolen Hoflebens beruht auf eingehendem Quellenstudium und dürfte daher für jeden Deutschen ein anziehender Lesestoff sein. — Robert *Cromie*: „For Englands Sake" ist eine Soldatengeschichte aus Ostindien, die sich die Ereignisse des Kriegszuges zum Hintergrund nimmt, der in der Eroberung von Kandahar gipfelte. — „The two chiefs of Dunboy", von J. A. *Froude*, ist eines der wenigen Bücher, welche einer englischen Feder entstammen, und dennoch dem irischen Charakter gerecht werden; freilich hat der Roman als solcher manche in die Augen springende Mängel, wohingegen die Schilderung der Szenerie und des Bauerntums von Kerry meisterhafte Züge aufweist. Die Erzählung spielt Mitte vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

**Amerika:** Young Maids and Old. By Clara L. *Burnham*. — A Village Tragedy. By Margaret L. *Woods*. — Temple House. By Elizabeth *Stoddard*. — „The Peckster Professorship" betitelt sich ein eigenartiges Buch von J. P. *Quincy*, das in der Art Jules Vernes wissenschaftliche Zeitfragen auf der Spitze einer ausschweifenden Phantasie balanciert. — „The Admirable Lady Biddy Fane" von Frank *Barrett* ist einer der wenigen Romane, die in der Eintönigkeit der hergebrachten Formeln Erquickung und Labung dadurch gewähren, daß sie jenseits der ausgetretenen Wege wandeln. — H *Harland*, „A Latin-Quarter courtship, and other stories" enthält eine musterhafte Schilderung Pariser Lebensbilder unter denen besonders die Gestalt einer amerikanischen Ärztin in ihrer eigenartigen Auffassung hervorsticht. — Louise de *La Rame*. „Guilderoy: a novel". — Julian *Hawthorne*. „The professor's sister", a romance.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 15. 11. April 1889.

Militärisch-politische Blicke nach Osten. — Woldemar Wenck, Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792. — Aus dem Leben des Kardinals Rauscher. — Otto Speyer, Manzoni und Goethe. — Zur Frauenfrage. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Jubiläumsjagd. Fürst Bismarcks Leipziger Verwandtschaft. Zur Überfüllung der höheren Berufsarten. — Litteratur.

**Deutsche Revue.** April 1889.

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches. — Henning Schönberg, Gewonnen und doch verloren. Erzählung. — Ludwig Büchner, Ein Besuch bei Darwin. — Savary, Herzog von Rovigo, Der Herzog von Reichstadt oder die Bourbonen? Eine Denkschrift mitgeteilt von Alfons Freiherrn von Klinkowström. — Arthur Kleinschmidt, Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wesenbergs mit Mittermaier. — Vize-Admiral Batsch, Das erste Seeschiff in Berlin. — Karl-udo, Eine Parahera in Kandy auf Ceylon. — Camille Flammarion, Der Planet Venus. — Luise von Kobell, Ignaz von Döllinger. — Zeitbeschwerden: 1. Der Mangel an Archiven für Litteratur. 2. Handwerksgeist in der Rechtsanwaltschaft. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie u. s. w.

### FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 14. 8 avril 1889.

A. Müller, Grammaire turque. — Helbig, Relations commerciales des Athéniens avec la Sicile. — R. Hirzel, Situation de la philologie classique. — Stevenson, Commentaire de Théodore Prodrome sur les Hymnes. — Dareste, Études d'histoire du droit. — Thorkelsson, La poésie en Islande. — Dussart, Le dernier manuscrit de Jacques Peyrer. — Ricci, Un plagiat. — Ch. de Beaurepaire, Statuts de la Charité de Saint-Cosme et Documents sur le séjour de Henri IV à Rouen. — Rabaud, Lasource. — Bissuel, Les Touareg de l'ouest. — H. Stein, Doyen et la famille de Lantarat. — Popper, Les progrès techniques. — Hart, Le chant de l'humanité. — Chronique.

**L'Indépendant Littéraire.** 15 Avril 1889.

E. Bertin, Cours littéraires: A la Sorbonne, Histoire de la Société Française sous la Restauration. — Amédée Renault, Poésie: Calvaire rural. — Emmanuel Besson, André Theuriet. — Louis Roger, Variétés: Le Bal des folles à la Salpêtrière. — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Révolution: Le Cousin Jacques. — Albert Gerès, Le Théâtre à Paris: Odéon: Révoltée, de Jules Lemaître. Le Théâtre des Marionnettes. Menus-Plaisirs: Les Mots sans Femmes, de Antony Mars. — Cluny: Les Pommes du Voisin, de Sardou. — Paul Montal, La Quinzaine: Les Conférenciers catholiques. — G. de Willot, Les Livres: Bibliographie. — Bulletin Politique.

### SKANDINAVIEN.

**Tilskueren.** Marts 1889.

S. Schandorph, Teaterbrev. — Vilh. Mœller, Darwins Liv og Breve. — Herman Baug, Kærlighed. — J. Westrup, 1864: Preussiske Forhold og preussisk Krigshistorie. — J. P. Sundbo, Kvindesagen paa Landet. — A. Aumont, Teatrene.

### NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** Heft 23.

Portret van Dr. Willems. — J. Winkler Prins, Duitsche Renaissance-Lyrik. — J. H. Groenewegen, G. E. Geyer als dichter. — Omer Wattez, Brieven uit Zd. Nederland. — Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera. — Ludwig Hartmann, Overproductie in de Kunst. — Twee dooden. — Dr. P. K. H. Willems. — T. Pluim, Heines laatste oogenblikken. — Boekbespreking: Beschavingsgesch.; Dosia; Onze Logé; Vader!; de heer Barnes; Christel. Kunst; Ons Genoegen; Grundriß; Malerei; Vorstenhuis Waldeck. — Wilh. Mulder, Een Affodil. — A. Moresco, Pantoen. — Berichten en Aankondigingen. — Inhoud van Tijdschriften. Advertentien.

### ENGLAND.

**The Athenæum.** No. 3207. 13 April 1889.

Farrar's Lives of the Fathers. — Chaucer's Minor Poems. — Lady Blennerhassett's Life of Madame de Stael. — The Fall in Prices. — Pococke the Traveller. — Novels of the Week. — Recent Verse. — Library Table. List of New Books. — Lord Randolph Churchill's Speeches; Water-Marks; Defoe's Brick-kilns; The Library at Bold Hall; Prof. Kennedy; Royalty on the Thirteenth Copy. — Literary Gossip. — Science. Ornithological Literature; M. Chevreul; Anthropological Notes; Societies; Meetings, Gossip. — Fine Arts. Penrose on Athenian Architecture; The National Museum of Antiquities at Rome; Sales; Gossip. — Music. Week; Sir Frederick A. Gore Ouseley; Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Week.

**The Academy.** No. 884. 13 April 1889.

William Sharp, Salt's Life of James Thomson. — H. F. Brown, Villari's Life and Times of Savonarola. — C. H. Herford, Ten Brink's History of English Literature. — M. G. Watkins, The Duke of Beaufort on Driving. — F. York Powell, Ebsworth's Roxburghe Ballads. — G. Barnett Smith, New Novels. — Some Volumes of Verse. — Notes and News. — American Jottings. — C. H. Herford, Original Verse: „Dead Leaves in Spring-Time". — Obituary: Dr. Kennedy; Ludwig Noire. — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Appointments for Next Week. — F. W. Rudler, Rosenbusch's Microscopical Physiography. — C. B., Schrader's Cuneiform Inscriptions and the Old Testament. — Anthropological Jottings. — Science Notes. — Philology Notes.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (-).

**Erzählende Dichtung.**

**France,** Anatole. Balthasar. Paris, Calmann Lévy.

**Gotthelf.** Auteurs Modernes. Cours littéraire pour la jeunesse. Stuttgart, Engelhorn.

**Gravière, K.** Die Scheinheilige. Stuttgart, Engelhorn, Allg. R.-Bl. 0,5.

**Dramatische Dichtung.**

**Schneider,** Franz. Herzog Albrecht. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Prag, Dominicus. 2,0. 3,0.

**Walter,** Theod. Um Thron u. Krone, hist. Drama. Prag, Dominicus. 1,0.

**Lyrische Dichtung.**

**Kaminka,** Arm. Poésies Hébraïques. 1. vol. Paris, A. Durlacher. Fr. 3,5.

**Knortz,** Karl. Humoristische Gedichte. 2. verb. Aufl. Glarus, J. Vogel.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Schmidt,** W. A. Musen u. Grazien i. d. Mark. — Berliner Neudrucke, — Lud. Geige. Berlin, Gebr. Paetel.

**Peucker,** Nicol. Wohlklingende Paucke. — Berliner Neudrucke. — Hrsg. G. Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

**Biedermann,** v. Goethes Gespräche. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, Biederm.

**Kürschner,** J. Dtsche. Nation.-Litt. Nr. 472-601. Stuttg. Spemann. à 4,50.

**Braitmaier,** Friedr. Geschichte d. poetischen Theorie u. Kritik. 2. Teil. Frauenfeld, J. Huber.

**Kulturgeschichte.**

**Franzos,** Karl E. Aus Halbasien. Kulturbilder. 3. verm. Aufl. 2. Bd. Stuttgart, A. Bonz & Co. 10,0.

**Geschichte und Biographie.**

**Höfler,** M. Bilder a. d. franz. Revolution. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 6,0.

**Xenopol,** A. D. Istoria Romînilor. Vol. I. Jassi, I. Goldner. 1888.

**Tagesschriften.**

**Zwei ultramont. Reiseberichte** ü. d. K. Sachsen. Neusalza, Öser. 0,10.

**Vermischtes.**

**Panofka,** Heinr. Stimmen u. Sänger. Hamburg, Verlagsanstalt. —. 2,0


Digitized by Google

Librairie FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris

# BIBLIOTHÈQUE UTILE

ENCYCLOPÉDIE POPULAIRE

100 volumes in-16 de 192 pages chacun

HISTOIRE DE FRANCE et des Pays étrangers — GÉOGRAPHIE — COSMOGRAPHIE

LE VOLUME BROCHÉ : 60 CENTIMES
Cartonnage toile anglaise ou toile dorée : 1 fr. 1 franc
ENVOI FRANCO CONTRE TIMBRES OU MANDATS

SCIENCES
ÉCONOMIE POLITIQUE — PHILOSOPHIE — DROIT USUEL

1. MORANO. Introd. à l'étude des sciences physiques.
2. CREVEILHIER. Hygiène générale.
3. CORBON. De l'enseignement professionnel.
4. L. PICHAT. L'Art et les Artistes en France.
5. BUCHEZ. Les Mérovingiens.
6. BUCHEZ. Les Carlovingiens.
7. F. MORIN. La France au moyen âge.
8. BASTIDE. Luttes religieuses des premiers siècles.
9. BASTIDE. Les Guerres de la Réforme.
10. H. PELLETAN. Décadence de la monarchie française
11. L. BROTHIER. Histoire de la terre.
12. SARSON. Principaux faits de la chimie.
13. TURCK. Médecine populaire.
14. MORIN. Résumé populaire du Code civil.
15. ZABOROWSKI. L'Homme préhistorique.
16. A. OTT. L'Inde et la Chine.
17. CAYALA. Notions d'astronomie (*Illustré*).
18. CHISTAL. Les Accidents du travail.
19. VICTOR MEUNIER. Philosophie zoologique.
20. G. JOUBDAN. La justice criminelle en France.
21. CH. ROLAND. Histoire de la maison d'Autriche.
22. E. DESPOIS. Révolution d'Angleterre.
23. GASTINEAU. Génie de la Science et de l'Industrie.
24. M. LENEVEUX. Le Budget du foyer.
25. L. COMBES. La Grèce ancienne.
26. FRED. LOCK. Histoire de la Restauration.
27. L. BROTHIER. Histoire populaire de la philosophie.
28. L. MARGOLLÉ. Les Phénomènes de la mer.
29. L. COLLAS. Histoire du Empire ottoman.
30. ZURCHER. Les Phénomènes de l'atmosphère.
31. E. BAYMOND. L'Espagne et le Portugal.
32. EUGÈNE NOEL. Voltaire et Rousseau.
33. A. OTT. L'Asie occidentale et l'Égypte.
34. C. RICHARD. Origine et fin des mondes.
35. ENFANTIN. La Vie éternelle.
36. L. BROTHIER. Causeries sur la mécanique.
37. ALFRED DONNEAU. Histoire de la marine française.
38. FRED. LOCK. Jeanne d'Arc.
39-40. CABNOT. Révolution française (2 vol.).
41. ZURCHER et MARGOLLÉ. Télescope et Microscope.
42. BLERZY. Tornade, Flueurs et Cousins de la France.
43. P. SECCHI, WOLF et MARTH. Le Soleil et les Étoiles.
44. STANLEY JEVONS. Économie politique.
45. EM FERRIÈRE. Le Darwinisme.
46. LENEVEUX. Paris municipal.
47. BOILLOT. Les Entretiens de Pontenelle.
48. EDGAR ZEVORT. Histoire de Louis-Philippe.
49. GRIKIE. Géographie physique (*Illustré*).
50. ZABOROWSKI. L'Origine du langage.
51. M. HLENRY. Les Colonies anglaises.
52. ALBERT LÉVY. Histoire de l'air (*Illustré*).
53. GRIKIE. Géologie (*Illustré*).
54. ZABOROWSKI. Les Migrations des animaux.
55. F. PAULHAN. La Physiologie de l'esprit (*Illustré*).
56. ZURCHER et MARGOLLÉ. Phénomènes célestes.
57. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Afrique et de l'Amérique.
58. JACQUES BERTILLON. La Statistique humaine de la France (naissance, mariage, mort).
59. PAUL GAFFAREL. Le Rôle de la nationalité en 1792.
60. HERBERT SPENCER. De l'éducation.
61. JULES BARNI. Napoléon Ier.
62. HUXLEY. Premières notions sur les sciences.
63. F. DONDOIS. L'Europe contemporaine.
64. GROVE. Continents et Océans (*Illustré*).
65. JOUAN. Les Îles du Pacifique.
66. ROBINET. La Philosophie positive.
67. RENARD. L'homme retrouvé (*Illustré*).
68. ZABOLOWSKI. Le Grand-Duché de Singra.
69. E. BATIN. Histoire du Journal.
70. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Asie et de l'Europe.
71. A. DONNADIEU. Histoire contemporaine de la Prusse.
72. DUFOUR. Petit dictionnaire des finances.
73. F. HENNEGUY. Histoire contemporaine de l'Italie.
74. LENEVEUX. Le Travail manuel en France.
75. JOUAN. Le Chasse aux animaux marins.
76. REGNARD. Histoire contemporaine de l'Angleterre.
77. BOUANT. Histoire de l'eau (*Illustré*).
78. JOURDY. Le Patriotisme à l'école.
79. MONCHICOURT. La Lutte entre religion en Angleterre
80. CREIGHTON. Histoire romaine.
81-82. BONDOIS. Mœurs et Institutions de la France (2 volumes).
83. ZABOROWSKI. Les Mondes disparus (*Illustré*).
84. J. REINACH. Léon Gambetta (*Illustré*).
85. H. BEAUREGARD. Zoologie générale (*Illustré*)
86. WILLIAMS. L'Antiquité romaine (*Illustré*).
87. MAIGNE. Les Mines de la France.
88. BROQUÈRE. Médecine des accidents, premiers soins
89. A. BAYET. L'Art et le Fait.
90. GOSSIN. La Machine à vapeur (*Illustré*).
91. GAFFAREL. Les Frontières françaises et leur défense.
91. DALLET. La Navigation aérienne (*Illustré*).
93. COLLIER. Premiers Principes des hauts-arts (*Illustré*)
94. LABRALETRIER. L'agriculture française (*Illustré*
95. GOSSIN. La Photographie (*Illustré*).
96. GENEVOIX. Les Matières premières.
97. PAQUE. L'Indo-Chine française.
98. MORIN. Les Maladies épidémiques (hygiène).
99 PETIT. Économie rurale et agricole.
100. MAHAFFY. L'antiquité grecque (*Illustré*).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Einbanddecken
zum
Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes
57. Jahrgang (1888), II. Semester
— Juli bis Dezember —
sind zum Preise von
**Mk. 1.20**
zu beziehen.
Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.
**Verlag des Magazin**
für die Litteratur des In- und Auslandes
in Dresden-N.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die
Französische Revolution.
Von Thomas Carlyle.
Aus dem Englischen von B. Fedderſen.
2. Auflage, umgearbeitet von C. Cremer.
Drei Teile in 12 Lieferungen
zu 60 Pf.
Erste Lieferung.
Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses klassischen Werks.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben erschienen als Sonderausgaben:

Zur
Fremdwörterfrage
von
Wolfgang Kirchbach.
Preis broschiert 25 Pfg.

* * *

Kritik
der
reinen Erfahrung
von
R. Avenarius
angezeigt von
Dr. Joseph Petzoldt.
Preis broschiert 40 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

Ausgewählte Gedichte.
8°. 1883. geh. 4 M, geb. 5 M.

Der Menschenkenner.
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 M, geb. 3 M.


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 4. Mai 1889. Nr. 19.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.**

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Henrik Jaeger: „Ibsens Kindheit". — Herman Semmig: „Sokrates und die Jungfrau von Orleans". — Johannes Fastenrath: „Das braune Mädchen von Masnou". — Daniel Sanders: „Moderne Xenien". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Ibsens Kindheit.

Aus Henrik Jaegers „Henrik Ibsen 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild", deutsch von E. Brausewetter.

Von seinen ersten Kindereindrücken hat Ibsen selbst Folgendes niedergeschrieben:

Als die Straßen meiner Geburtsstadt Skien vor einigen Jahren Namen bekamen, — oder vielleicht wurden sie auch nur umgetauft — genoß ich die Ehre, daß eine Gasse nach mir benannt wurde. So haben wenigstens die Zeitungen berichtet und ich habe dasselbe von glaubwürdigen Reisenden gehört.

Nach ihrer Erklärung sollte diese Gasse sich vom Markt nach dem Meere erstrecken.

Aber wenn diese Angabe richtig ist, so verstehe ich nicht, aus welchem Grunde diese Gasse nach mir benannt wurde; denn ich bin in derselben nicht geboren und habe auch nie in ihr gewohnt.

In bin in einem Hause am Markt geboren, „Stockmannsgaard", wie es damals genannt wurde. Dieser „Hof" lag der Vorderseite der Kirche mit der hohen Treppe und dem stattlichen Turm gerade gegenüber. Rechts von der Kirche stand der Pranger der Stadt und links lag das Rathaus mit dem Gefangenenturm und der „Irrenzelle". Die vierte Seite des Marktes nahm die Lateinschule und die Bürgerschule ein. Die Kirche lag frei in der Mitte.

Dieser Ausblick war die erste Aussicht über die Welt, die sich meinen Blicken darbot. Alles Architektur; nichts Grünes; keine ländlich freie Landschaft. Aber über dem viereckigen Raum von Holz und Stein wurde die Luft, solange es Tag war, von dem gedämpften dröhnenden Brausen des „Langefalls" und des „Klosterfalls" und der vielen andern Wasserfälle erfüllt, und das Getöse der Wasserfälle durchschnitt von morgens bis abends etwas, was einem schrillen, bald weinenden, bald stöhnenden Weiberschrei ähnelte. Das waren die Hunderte von Sägeblättern, die draußen bei den Fällen arbeiteten. Wenn ich später von der Guillotine las, mußte ich immer an diese Sägeblätter denken. Die Kirche war natürlich das stattlichste Bauwerk der Stadt. Als Skien an einem Weihnachtsabend am Schluß des vorigen Jahrhunderts durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstmädchens in Brand geriet, verbrannte auch die damalige alte Kirche. Das Dienstmädchen wurde, wie es sich von selbst verstand, hingerichtet. Aber die Stadt, die mit geraden und breiten Gassen in der Berglinie und den Thalsenkungen, in denen sie liegt, wieder aufgebaut wurde, bekam bei dieser Gelegenheit eine neue Kirche, von der die Einwohner mit gewissem Stolz behaupteten, sie wäre aus gelben holländischen Klinkern von einem Kopenhagener Baumeister erbaut und ähnelte ganz genau der Kirche von Kongsberg. Diesen Vorzug verstand ich damals nicht gehörig zu schätzen; aber was sich machtvoll meiner Aufmerksamkeit einprägte, war ein weißer, dicker und plumper Engel, der am Wochentage hoch droben unter der Wölbung mit einer Schale in den Händen schwebte, Sonntags aber, wenn Kinder getauft werden sollten, sanft zu uns herniederstieg.

Fast noch mehr als der weiße Engel in der Kirche beschäftigte mich der schwarze Pudel, der hoch droben im Turm erschien, wo der Wächter des Nachts die Stunden abrief. Derselbe hatte glutrote Augen; aber er war nicht oft zu sehen; ja eigentlich ist er, soviel ich weiß, nur ein einziges Mal erschienen. Es war in einer Neujahrsnacht,

Digitized by Google

gerade als der Wächter durch die Luke in der Vorderseite des Turms „eins“ abrief. Da kam der schwarze Pudel droben von der Turmtreppe hinter ihn, stand still und sah ihn nur mit den glühenden Augen an, weiter nichts, und dann stürzte sich der Wächter durch die Luke kopfüber auf den Markt hinunter, wo ihn alle Andächtigen, die am Neujahrsmorgen zur Frühpredigt gingen, tot liegen sahen. Seit der Nacht rief der Wächter niemals mehr durch diese Turmluke von Skiens Kirche die erste Stunde ab.

Dieses Ereignis mit dem Wächter und dem Pudel trug sich nun übrigens lange vor meiner Zeit zu, und ich habe später erzählen gehört, daß sich ähnliche Begebenheiten in alter Zeit in verschiedenen andern norwegischen Kirchen zugetragen hätten. Aber selbige Turmluke hatte damals für mich als Kind etwas besonders Merkwürdiges dadurch, daß ich oben durch sie den ersten bewußten und bleibenden Eindruck empfing. Mein Kindermädchen trug mich nämlich eines Tages in den Turm hinauf und ließ mich draußen in der offenen Luke sitzen, natürlich von hinten von ihren treuen Armen gehalten. Ich besinne mich deutlich, wie es mich betroffen machte, daß ich den Leuten unten auf die Hutköpfe sehen konnte; ich sah unten in unsere eigenen Stuben hinein, dann die Fensterrahmen, die Gardinen und meine Mutter an einem der Fenster stehen; ja, ich konnte über das Dach des Hauses hinweg und unten in den Hofraum hineinsehen, wo unser braunes Pferd an die Stallthüre gebunden stand und mit dem Schwanz wedelte. An der Stallwand, besinne ich mich, hing ein blanker Blecheimer. Aber dann entstand dort unten ein Gerenne und große Verwirrung, man winkte von unserer Hausthüre hinauf und das Mädchen trieb mich eilig weg und sputete sich mit mir hinunter. Vom Übrigen weiß ich nichts; aber später erzählten sie oft, daß meine Mutter, als sie mich droben in der Turmluke erblickte, aufgeschrieen hätte und ohnmächtig geworden wäre, wie es damals Sitte war, und daß sie später, als sie mich wiederbekam, geweint und mich geküßt und gestreichelt hätte. Später ging ich als Junge niemals über den Markt, ohne daß ich zu der Turmluke emporsah. Es schien mir, daß die Luke und der Kirchenpudel mich namentlich etwas angingen.

Nur noch eine einzige Erinnerung habe ich von diesen meinen ersten Jahren im Gedächtnis behalten. Als Patengeschenk hatte ich unter anderen Dingen eine große Silbermünze mit einem Männerkopf darauf bekommen. Der Mann hatte eine hohe Stirn, eine große gebogene Nase und eine hervorstehende Unterlippe; dabei war sein Hals bloß, was ich sehr sonderbar fand. Das Kindermädchen belehrte mich, daß der Mann auf dem Geldstück „König Friedrich rex“ wäre, und einmal fing ich an, es auf dem Boden herumzukollern, was den unglücklichen Ausfall hatte, daß das Geldstück in eine Ritze rollte. Ich glaube, meine Eltern sahen hierin ein böses Wahrzeichen, da es eben ein Patengeschenk war. Die Dielen wurden aufgebrochen und lange und sorgfältig nachgegraben, aber König Friedrich rex kam niemals mehr ans Tageslicht. Ich hielt mich noch lange darnach für einen schlimmen Verbrecher und, wenn ich den Polizeidiener der Stadt, Peter Tysker, aus dem Rathause kommen und nach unserer Hausthür herüberkommen sah, lief ich, so schnell ich konnte, in die Kinderstube und versteckte mich unterm Bett.

In dem Hause auf dem Markt blieben wir übrigens nicht lange wohnen. Mein Vater kaufte ein größeres Haus, in das wir einzogen, als ich so ungefähr vier Jahre alt sein mochte. Dieses mein neues Heim war ein Eckhaus, das ein wenig höher in der Stadt lag, gerade am Fuß des „Hunderadbakken“, so genannt nach einem alten deutschredenden Doktor, dessen stattliche Frau in einem „Glaskasten“ fuhr, der im Winter in einen Schlitten verwandelt wurde. In diesem Hause waren viele große Stuben, unten wie oben, und hier wurde ein sehr gesellschaftliches Leben geführt. Aber wir Jungen bewegten uns nicht viel innerhalb der Thüren. Der Markt, wo ja die beiden größten Schulen lagen, war der natürliche Versammlungs- und Schlachtplatz für die Jugend der Stadt. In der Lateinschule herrschte damals der alte vornehme und höchst liebenswürdige Rektor Oern; der erste Mann in der Bürgerschule war wohl der Pedell, Ivar Flassud, auch ein stattlicher Greis, der zugleich als Haarschneider und Barbier der Stadt waltete. Zwischen den Jungen in diesen beiden Schulen wurden viele hitzige Kämpfe um die Kirche herum ausgefochten; da ich aber zu keiner der beiden Schulen gehörte, war ich meist nur als Beobachter zugegen. Übrigens war ich in meiner Kindheit überhaupt gar nicht streitlustig. Für mich hatte der obenerwähnte Pranger und das Rathaus mit all seinen vermuteten grausigen Rätselhaftigkeiten eine viel größere Anziehungskraft. Der Pranger war ein rotbrauner Pfosten von etwa Mannshöhe; am oberen Ende hatte er einen großen runden Knauf, der ursprünglich schwarz angemalt gewesen war; nun sah dieser Knauf wie ein wohlwollend einladendes, ein wenig schiefes Menschengesicht aus. Vorn hing an dem Pfosten eine eiserne Kette und in dieser ein offener Bügel, der sich für mich wie zwei offene Arme ausnahm, die mit allergrößtem Vergnügen bereit waren, sich um meinen Hals zu klammern. Der Pranger war übrigens seit vielen Jahren nicht benutzt worden; aber ich besinne mich gut, daß er trotzdem die ganze Zeit stehen blieb, die ich in Skien war. Ob er noch steht, weiß ich nicht.

Und dann war da das Rathaus. Dieses hatte ebenso wie die Kirche eine hohe Treppe. Unten im Erdgeschoß waren die Gefängniszellen mit vergitterten Fenstern nach dem Markt hinaus. Innerhalb der Gitter habe ich viele bleiche, verkommene Gesichter gesehen. Ein Raum ganz unten im Rathaus wurde die „Irrenzelle“ genannt und soll wirklich, so unglaublich es mir vorkommt, seiner Zeit gebraucht worden sein, um Wahnsinnige einzusperren. Dieser Raum hatte ein vergittertes Fenster wie die andern; aber innerhalb des Gitters war die

Digitized by Google

ganze kleine Fensteröffnung von einer massiven Eisenplatte ausgefüllt, die kleine runde Löcher hatte, sodaß sie wie ein Durchschlag aussah. Dieses Loch soll übrigens auch zum Aufenthaltsort für einen damals viel erwähnten Verbrecher mit Namen Brendeis gedient haben, der gebrandmarkt worden war; und ebenso, glaube ich, hatte sie einem ausgebrochenen und wieder erwischten Leibeigenen zur Wohnung gedient, der auf dem Markte gestäupt wurde. Von diesem Letzteren erzählten die Augenzeugen, er hätte, als er zur Exekutionsstätte geführt wurde, getanzt, aber als er wieder in die Zelle sollte, mußte er auf einem Karren hingeschleppt werden.

Skien war in meiner Kindheit eine ungeheuer lebenslustige und gesellschaftliche Stadt, ganz der Gegensatz von dem, was es später werden sollte. Viele hochgebildete, wohlhabende und angesehene Familien wohnten damals teils in der Stadt selbst, teils auf großen Gütern in der Umgebung. Eine nähere oder fernere Verwandtschaft verband diese Familien unter einander, und Bälle, Mittagsgesellschaften und musikalische Abende lösten einander Winter wie Sommer in dichter Reihe ab. Es kamen auch viele Reisende zur Stadt und da es damals keine eigentlichen Hotels gab, so ging man zu Freunden und Verwandten. Wir hatten fast immer Fremde zum Besuch in unserm geräumigen großen Hause und zur Weihnachts- und Marktzeit besonders war das Haus voll und offene Tafel von morgens bis abends. Die Messe wurde in Skien im Februar abgehalten und das war eine ganz besonders glückliche Zeit für uns Jungen; bereits ein halbes Jahr vorher begannen wir Pfennige zu sammeln, um die Schauspieler, Seiltänzer und Kunstreiter sehen und unten in den Marktbuden Honigkuchen kaufen zu können. Ob dieser Markt eine weitere Bedeutung für das Geschäftsleben hatte, weiß ich nicht; denn mir steht er zunächst wie ein großes Volksfest vor Augen, das ungefähr eine ganze Woche währte.

Vom siebzehnten Mai*) wurde in jener Zeit kein besonderes Aufheben gemacht. Einige junge Leute schossen mit Schlüsselbüchsen draußen auf dem „Blegebakken" oder verbrannten „Hexen", das war ungefähr alles. Ich glaube wohl, daß diese Zurückhaltung in unserer sonst so lebensfrohen Stadt zunächst aus Rücksicht auf einen sehr hochgestellten Mann beobachtet wurde, der seinen Sitz in der Umgebung der Stadt hatte, und den man aus verschiedenen Gründen nicht vor den Kopf stoßen wollte.

Aber desto lustiger ging es am Johannisabend zu. Er wurde nicht von allen gemeinschaftlich gefeiert, aber die Jungen und die erwachsene Jugend der Stadt thaten sich in fünf, sechs oder mehr verschiedene Gesellschaften zusammen, von denen jede für sich arbeitete, um das Material zu ihrem eigenen „Feuer" zu beschaffen. Bereits um die Pfingstzeit fingen wir an in Scharen auf den Schiffswerften oder in den Kramläden umherzustrolchen, um Teertonnen „zusammen zu betteln". Ein eigentümlicher Brauch hatte sich dabei seit undenklichen Zeiten erhalten. Was wir nicht gutwillig bekamen, wurde gestohlen, ohne daß weder der Eigentümer noch die Polizei jemals daran dachte gegen derartige Übergriffe vorzugehen. Eine Gesellschaft konnte auf die Weise nach einander sich ein ganzes Stapel leerer Teertonnen verschaffen. Dasselbe behauptete Recht hatten wir gegenüber alten Prahmen. Konnten wir solche, die auf's Land gezogen waren, antreffen und glückte es uns den einen oder andern in aller Stille fortzuschleppen und die Beute wohl versteckt zu halten, dann war unser Eigentumsrecht damit erworben, oder wurde wenigstens von niemand bestritten. Der Prahm blieb da und wurde am Tage vor der Johannisnacht im Triumph durch die Gassen zur Brandstätte geschleppt. Oben im Prahm saß ein Spielmann. Ich bin mehrmals Zeuge gewesen und habe selbst einmal an einem solchen Aufzug teilgenommen." — —

Skiens Bevölkerung galt seit alten Zeiten für sehr religiös; die sektiererischen religiösen Bewegungen haben hier lange Zeit eins ihrer dankbarsten Wirkungsgebiete gehabt. Bereits im vorigen Jahrhundert war die Stadt als Herd des Pietismus bekannt, und in Ibsens Jugend wirkte hier der Pastor Lammers und veranlaßte die Bewegung, die seitdem seinen Namen trägt. Mit Skien als Brennpunkt verbreitete sie sich über das Land hin und brachte die Gemüter überall in Gärung. Am stärksten war die Bewegung natürlich in Skien selbst und Ibsen kam mit derselben insofern in die nächste Berührung, als mehrere seiner nächsten Angehörigen davon ergriffen wurden. Es sind demnach Erinnerungen und Erlebnisse aus dieser Zeit der Gärung, die teilweise zu seinem „Brand" Stoff gegeben haben.

Auch zu einer andern von Ibsens Arbeiten, dem „Bund der Jugend" hat man wahrlich nicht ohne Grund die ersten Eindrücke in seiner Geburtsstadt suchen wollen. Dieselbe hatte ihre „Aristokratie", welche aus den Beamten und den reichen alten Familien der Stadt und Umgebung bestand. Das Übrige waren Plebejer. Zwischen diesen beiden Kasten war eine ebenso unübersteigbare Schranke errichtet wie zwischen Bürgerlichen und Adligen in den deutschen Kleinstaaten des vorigen Jahrhunderts. Es war nicht möglich sich über diese Schranke durch Tüchtigkeit und Energie hinüberzuschwingen; jeder Emporkömmling wurde wie ein Parvenu à la propriétaire Monsen betrachtet, wenn seine Stellung auch noch so fest begründet war. Dagegen war es leicht genug aus dem Kreise wieder ausgeschlossen zu werden, sobald das Vermögen jemandes nicht länger eine Zutrittsberechtigung gewährte.

Das Ibsensche Haus gehörte sowohl durch seine Verhältnisse wie durch seine Familienverbindungen zur Aristokratie und war in Ibsens erster Kindheit einer der Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens der Stadt. Knud Ibsen war nämlich ein Mann, der durch sein Wissen und seine übrigen gesellschaftlichen Talente Leute um sich zu sammeln verstand, und dazu kam ja, daß er ein flotter Wirt war, welcher

*) Der Jahrestag der norwegischen Verfassung und heute überall als großes Volksfest gefeiert. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

seine Zufriedenheit darin suchte, ein großes und sehr gastfreies Haus zu führen.

Als aber Henrik acht Jahre alt war, war es mit einmal mit diesem Wohlstandsleben zu Ende. Der Vater mußte seine Bezahlungen einstellen, und das einzige, was die Familie übrig behielt, nachdem jeder das Seinige bekommen hatte, war ein kleiner, ziemlich verwahrloster und verfallener Landsitz, Hof Venstöb, in der Nähe der Stadt. Hier suchte dieselbe einen Zufluchtsort nach dem Zusammenbruch, und das Leben, welches man hier führte, zeichnete sich durch eine Ärmlichkeit und Zurückgezogenheit aus, die im schärfsten Gegensatz zu dem früheren Glanz stand. Hatte die Familie früher nichts von der sozialen Kluft, die in der kleinen Stadt vorhanden war, bemerkt, bekam sie sie jetzt in den Tagen des Unglücks um so deutlicher zu fühlen. Die neuen Verhältnisse haben ohne Zweifel tiefe Schatten über das kleine Heim geworfen und nächst den Eltern hat es natürlich Henrik als ältestes Kind am stärksten zu fühlen bekommen. Er stand plötzlich außerhalb und er hat früh Gelegenheit bekommen die Erfahrung zu machen, die er 1850 in einem seiner ersten Gedichte in Worte kleidete:

„Sie wandeln dahin wie Gäste,
Geladen zum Lebensfeste,
Oder bloßen Zuschauern gleich,
Die durchschauert vom Sturm der Nacht
Von der Straße starren bleich
Nach der Fenster heller Pracht."

Sicher ist in jedem Fall, daß er bereits früh durch seinen für ein Kind ungewöhnlichen Ernst Aufsehen erregte. Er spielte nicht wie andere Kinder. Wenn seine vier jüngeren Schwestern sich so viel wie möglich draußen auf dem Hof herumtummelten, zog er sich in eine kleine Kammer zurück, die neben der Küche lag, und verschloß sich darin vermittelst einer Thürhaspe, um sich gegen die rücksichtslosen Einfälle der andern zu wehren. Hier saß er nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter in der strengsten Kälte. „Für uns andere," schreibt mir seine Schwester, „war er damals kein gemütlicher Junge, und wir thaten stets das Unsrige ihn zu stören, indem wir Steine und Schneeballen gegen Mauer und Thür warfen; wir wollten haben, daß er mitspielen sollte, und wenn er unsere Angriffe dann nicht länger aushalten konnte, stürzte er hinaus und uns nach; da er aber in keinerlei Sport eine Fertigkeit besaß, und da Gewaltthätigkeit seinem Charakter fern lag, geschah dann nichts weiter; er ging wieder in seine Kammer zurück, wenn es ihm gelungen war, uns weit genug fortzujagen."

Dort drinnen nun saß er und beschäftigte sich mit einigen alten Büchern, die er in die Hände bekommen hatte. In dieser Kammer lernte er jenes alte Buch kennen, von dem Hedwig im dritten Akt der „Wildente" (Seite 110*) spricht.

Und wenn er nicht von seinen Büchern in Anspruch genommen war, beschäftigte er sich mit Zauberkünsten. „Manchmal bekam er Sonntag abends Erlaubnis in einem der Zimmer des Hauses als Zauberkünstler aufzutreten," heißt es weiter in jenem Brief, „und alle umwohnenden Nachbarn wurden eingeladen der Vorstellung beizuwohnen. Ich sehe ihn noch jetzt so deutlich in seiner kurzen Jacke hinter einem großen Kasten stehen, der für diese Gelegenheit herausgeputzt war, und hier führte er Dinge vor, die den Augen der erstaunten Zuschauer wie Zauberei erschienen. Niemand wußte natürlich, daß in dem Kasten Henriks jüngerer Bruder saß, der sich im voraus gut hatte bezahlen lassen. Im entgegengesetzten Falle hatte er gedroht Skandal zu machen, und da dies für Henriks Natur das Schrecklichste war, was geschehen konnte, versprach er immer alles zu thun, was der andere verlangte."

Er arbeitete auch eifrig mit Bleistift und Tuschkasten. Auf Pappe zeichnete er eine ganze Menge Figuren in glänzenden Trachten; dieselben wurden ausgeschnitten, an einen Holzklotz befestigt, sodaß sie allein stehen konnten, und dann in verschiedene Gruppen gebracht, einige in munterm Gespräch, andere in ernsten Stellungen und mit Mienen, die den Eindruck machten, als wenn etwas Wichtiges verhandelt würde. Es war die erste Bühnenzurichtung des werdenden Dramatikers.

Das einzige Vergnügen in freier Luft, aus dem er sich etwas machte, war zu bauen. Damit konnte er sich ungemein emsig beschäftigen. „Ich erinnere mich unter anderm an eine Festung," schreibt die Schwester, „nach meinen damaligen Begriffen ein ganzes Kunstwerk; das hatte eine langwierige Arbeit von ihm und einem jüngeren Bruder erfordert. Aber die Festung durfte nicht stehen bleiben; als sie fertig war, stürmte er sie und vernichtete sie in Grund und Boden." Wahrscheinlich ist es die eine oder andere geschichtliche Begebenheit gewesen, von der er gelesen hatte, und die er auf diese Weise versuchte vor sich lebendig zu machen.

Er besuchte eine Realschule in Skien, die von zwei Kandidaten der Theologie geleitet wurde. Was er lernte, waren die gewöhnlichen Schulfächer und ein bißchen Latein. Besonders interessierte ihn der Religionsunterricht; er konnte ganze Stunden mit seinem Lehrbuch sitzen und in der Bibel nachschlagen, um die Stellen zu finden, auf welche dort hingewiesen wurde.

Als er vierzehn Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Skien zurück, einige Zeit später wurde er konfirmiert und verließ dann seine Heimat, um sein Brot zu verdienen und sich in der Welt weiter zu helfen. Unter solchen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie die, die sein Los geworden war keine Rede davon sich die Stellung zu wählen, zu der er die größte Lust hatte, er mußte sich mit dem begnügen, was mit den geringsten Ausgaben erreicht werden konnte, und mit einer Stellung, die ihren Mann am schnellsten dahin bringen kann, sich selbst zu ernähren.

Ibsen hatte Lust Künstler zu werden; er hat sich mit zunehmendem Eifer mit Zeichnen und Malen beschäftigt, und er setzte dieses fort, selbst nachdem er als Schriftsteller aufgetreten. Wie groß sein

*) Seite 51 meiner Übersetzung.

Digitized by Google

Talent in der Richtung gewesen, darüber ist mir im Augenblick unmöglich, mir ein Urteil zu bilden, da es mir nicht geglückt ist einen einzigen seiner künstlerischen Versuche aufzuspüren*). Aber daß es mehr als eine vorübergehende Laune gewesen, zeigt das tiefe Interesse für bildende Kunst, das er sich durch all die Jahre bewahrt hat. Das einzige Besitztum, das er bis in die letzte Zeit bemüht gewesen ist sich zuzulegen, sind Gemälde gewesen, und er hat während seines häufigen und langen Aufenthaltes in Italien sich eine hübsche kleine Sammlung von Gemälden aus der Renaissancezeit erworben, auf die er sehr stolz ist, und welche er, ohne auf die Kosten Rücksicht zu nehmen, überall mit sich geführt hat, wo er sich für längere Zeit niedergelassen hat. Sein sicheres und feines Urteil über bildende Kunst verrät auch, daß er Anlage zum Maler gehabt hat.

In seiner Jugend konnte selbstverständlich nicht die Rede davon sein, diese Anlage auszubilden; dazu waren die Geldverhältnisse der Familie viel zu beschränkt, und so wurde er in die Apotheke zu Grimstadt gesandt, um dort seine Lehrzeit als Pharmaceut durchzumachen. Im Alter von sechzehn Jahren verließ er seine Vaterstadt und seine Familie, um niemals mehr dorthin zurückzukehren, abgesehen von einem kurzen Besuch.

## Sokrates und die Jungfrau von Orleans.

I.

Schon so Manche haben versucht, das seelische Rätsel zu lösen, das uns im Leben der Jeanne d'Arc vorliegt, und noch Keinem ist es auf eine für Alle unumstößliche, überzeugende Weise gelungen. Offenbar ist das Problem äußerst schwierig; liegt doch das ganze Geheimnis unserer Beziehungen zu einer unsichtbaren Welt darin enthalten! Diejenigen, welche letztere leugnen und die Lösung innerhalb der natürlichen Schranken des menschlichen Organismus zu finden meinten, haben sich die Aufgabe ebenso leicht vorgestellt, wie diejenigen, welche, in katholischem Mystizismus befangen, Jeanne d'Arc den Kirchenheiligen zugesellen wollten. Jene hatten leicht über den „deus ex machina" der Mystiker zu spotten und mit Goethe zu rufen: „An Fäden, die von oben langen, kann nimmermehr das Leben hangen"; letzteren wieder wurde vorgehalten, daß bei der räumlichen Unendlichkeit der Welt auch das Übernatürliche im Grunde innerhalb der Natur liegen müsse, und dazu hat die neueste Forschung geschichtliche Thatsachen aufgeklärt, die wesentlich auf Johannens Seele eingewirkt haben müssen und sich doch innerhalb dieser Welt zugetragen haben.

Ja, die Lösung des Rätsels ward um so schwieriger, je größere Fortschritte Metaphysik und Psychologie machten. Bisher war es viel einfacher erschienen. Zuerst, als noch die mittelalterliche Theologie unangezweifelt herrschte, frug man bloß: hat Gott wirklich, sei es unmittelbar oder durch Engel, zur Jungfrau gesprochen? kamen die Stimmen, die sie vernahm, vom Himmel oder aus der Hölle vom Teufel? Aber, seltsam! schon im 15. Jahrhundert beobachteten zwei der höchstgestellten Theologen in ihrem Urteile eine vorsichtige Zurückhaltung. Der eine ist der Bischof von Lisieux, Thomas Basin, der bei dem Rehabilitationsprozeß beteiligt war und in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte Karls VII. der Heldin alles Lob gespendet hat; er sagte: „Was ihre Sendung, die Erscheinungen und Offenbarungen anlangt, die sie gehabt zu haben behauptete, so lassen wir einem Jeden die Freiheit, darüber zu denken was er will, je nach seinem Standpunkt oder seiner Meinung sie zuzugeben oder zu verwerfen." Der andere Theolog war der Papst Pius II., der bekannte Äneas Sylvius Piccolomini, der bei den Friedensverhandlungen zu Arras 1435 zugegen war und daselbst mit den Hauptzeugen der merkwürdigen Geschichte verkehrte. Zu der theologischen Erklärung fügt er aber, als echter Diplomat, der er war, auch eine politische hinzu: „ob es nun ein göttliches Werk oder eine menschliche Erfindung war, fällt mir schwer zu behaupten." Manche hätten nämlich gemeint, daß man bei der Uneinigkeit unter den französischen Heerführern auf die Kriegslist gefallen sei, eine Jungfrau für eine Gottgesandte auszugeben und ihr die oberste Heeresleitung anzuvertrauen, denn Niemand weigere sich, Gott als Führer anzuerkennen. Diese Erklärung ist wohl nur einer Rede entlehnt, die der Bischof von Arras, Jean Jouffroy, 1459 vor ihm, dem Papste, gehalten hat; dieser Prälat, Günstling Herzog Philipps des Gütigen, sprach nur nach, was er an dem der Jungfrau feindlich gesinnten burgundischen Hofe gehört hatte. Im 16. Jahrhundert wurde diese Erklärung von Guillaume du Bellay und von du Haillan weiter ausgeführt; später tauchte sie wieder auf. Mit Recht sagt der jüngste Lebensschilderer der Jungfrau, S. Luce, darüber: „Eine fix und fertig von der Politik erfundene Jeanne d'Arc wäre ein noch wundervolleres Wunder als die von Gott inspirierte Jungfrau." Mit dieser Erklärung haben wir nichts zu thun.

Das 18. Jahrhundert, das Zeitalter „der Aufklärung", bekämpfte mit seinem oft schalen Rationalismus den Glauben an das Übernatürliche, auch die Geschichte der Jungfrau wurde von diesem Standpunkte aus behandelt. Gegen diese Richtung wirkte in Frankreich, Châteaubriand voran, die romantische Schule, die mehrere ihrer Anhänger in Deutschland zum mittelalterlichen Katholizismus zurückführte. In dieser halbmystischen Stimmung schrieb Guido Görres seine Geschichte der Jungfrau, in Frankreich der berühmteste unter den neueren Biographen, Wallon, der entschieden für die übernatürliche Sendung Johannens eintritt. Spuren des Skeptizismus oder des nüchternen Rationalismus finden sich nur noch bei Berriat-Saint-Prix (1817) und nach ihm bei dem Protestanten Sismondi. So haben sich denn Katholizis-

*) Botten-Hansen nennt ihn in seiner Biographie im „Ill. Nyhedsblad" (1863) „einen nicht unglücklichen Dilettanten in der Malkunst."

Digitized by Google

mus und Rationalismus bisher immer unvereinbar gegenübergestanden und die Lösung des Problems nicht gefördert. Ein anderes halbmystisches Element hat Henri Martin in die Behandlung gebracht, indem er den Einfluß des Keltentums auf Jeanne als einer Gallierin geltend machte.

Neben den Geschichtschreibern haben sich nun aber auch seit der Restauration die katholischen Priester als Kanzelredner des Gegenstandes bemächtigt und zwar bei der alljährlichen Gedächtnisfeier am 8. Mai zu Orleans, meistens mehr oder minder in dem reaktionären Sinne der Restauration. Angeregt durch diese Feierlichkeit, bei der er selbst, zuerst 1855, als Redner aufgetreten ist, hat dann bekanntlich der Bischof Dupanloup beim päpstlichen Stuhle in Rom die Kanonisation der Jungfrau betrieben. Damit wurde das Problem, das bisher nur ein theologisches oder litterarisches gewesen war, zu einem politischen umgestaltet; es entstand ein Widerstand gegen das, was man in Frankreich den Klerikalismus nennt, gegen die Beeinflussung des staatlichen Lebens durch die Priesterschaft. Die große Hälfte der Franzosen ist nun einmal Voltairianer; „ma religion, c'est d'être honnête homme," sagt der Gegner der „calotins".

Diese antiklerikale Bewegung begann unter Napoleon III. in den 60er Jahren, als die Ursulinerinnen in Rouen sich weigerten, sich eines Turmes, des letzten Restes des königlichen Schlosses, der in ihren Klostermauern stand, zu entäußern. Während ihrer Gefangenschaft in dem Schlosse waren der Jungfrau bei der Androhung der Folter in diesem Turme die Marterwerkzeuge vorgelegt worden und der Staat wünschte ihn nun als geschichtliches Denkmal zu besitzen. Die unpatriotische Hartnäckigkeit der Klosterschwestern erbitterte die öffentliche Meinung und es entstand ein lebhafter Kampf in der Presse. Als nun Deutschland den Franzosen durch die Gefangennahme Napoleons die Republik zurückgegeben hatte, war es ganz natürlich, daß man daran dachte, den Kultus der Jungfrau von Orleans dem klerikalen Einflusse zu entziehen, dem priesterlichen einen Laienkultus entgegenzusetzen. Dazu war es besonders nötig, den katholischen Wunderglauben zu zerstören, die Wunder im Leben der Jungfrau auf natürlichem Wege zu erklären. Dies ist schon früher versucht worden, so 1866 von Theodor Bouys in Paris, der sich auf die an Sonnambulen gemachten Beobachtungen bezog, und 1848 in Berlin von Prof. Hecker in einer Vorlesung über Visionen. Kirchenrat Hase in Jena, der auf diese beiden Schriften hinweist, hat, obgleich Theolog, bei seiner Behandlung dieses Problems nicht unnlin gekonnt zuzugeben, daß das, was man im Mittelalter Naturgeheimnisse nannte, in Wahrheit Naturgesetze sind.

Auf solche Weise hatte der Geschichtschreiber Michelet unter der Juliregierung, zu einer Zeit also, wo ebenfalls ein antiklerikaler Geist herrschte, halb in pathologischem Sinne gesagt: „Das Leben von oben absorbierte in ihr fortwährend das andere und unterdrückte die gemeine Entwickelung desselben. Sie hatte das göttliche Geschenk, an Leib und Seele Kind zu bleiben. Sie wuchs, ward stark und schön, aber sie kannte nie die physischen Schwächen des Weibes. Sie wurden ihr erspart zu Gunsten des Gedankens und der religiösen Begeisterung ... Die gesteigerte und konzentrierte Lebenskraft ward (in ihr) schöpferisch. Ohne ihr Wissen schuf, so zu sagen, das junge Mädchen und verwirklichte ihre eigenen Ideen, sie machte Wesen aus ihnen und teilte denselben aus dem Schatz ihres jungfräulichen Lebens ein glänzendes allmächtiges Dasein mit, neben dem die armseligen Wirklichkeiten dieser Welt verblichen."

Ähnlich sagte 1861 Kirchenrat Hase, daß „ihre Heiligen nur die unwillkürliche Poesie ihres eigenen Genius waren".

Dieser rationalistischen, antiklerikalen Auffassung verdankte eine vor einigen Jahren erschienene Biographie der Jungfrau von Josef Fabre ihren lärmenden Erfolg. Der Verfasser, Gymnasiallehrer in Rhodez in Südfrankreich, Anhänger Gambettas, ließ sich zum Abgeordneten wählen, gab aber bald die politische Laufbahn wieder auf und wurde an der höheren Mädchenschule zu Paris angestellt. Lärmend war der Erfolg, aber nicht nachhaltig, Strohfeuer, das bald erlosch; seinen Zweck, den Laienkultus der Jungfrau einzuführen, hat es nicht erreicht. Es ist dies das Los der volkstümlich geschriebenen Werke, die ihre Volkstümlichkeit durch Oberflächlichkeit erhalten Stilistisch ist es mit Geschick abgefaßt. In kurzen packenden, reißendschnell hingeworfenen Kapiteln rauscht die Erzählung vorüber. Keine langen Redensarten, alle Sätze kurz und einfach, dem Verstande von Lesern angepaßt, denen das Nachdenken schwer fällt. Vor solchen Schriften hat die römisch-katholische Geistlichkeit, die schon Stärkeres gesehen hat, keine Angst, das rauscht eben vorüber. Fabres Versuche, die Rätsel im Leben der Jungfrau zu erklären, sind im Allgemeinen so hohl und oberflächlich, daß sie, einige Züge im Anfang ausgenommen, nicht Stich halten; Sätze wie „Tout y est merveilleux; rien n'y est miraculeux" sind Wortspiele, aber keine Beweise. Was Fabre am Anfang über die Berufung Johannens sagt, läßt sich hören: „son idée tendit à se projeter dans une forme extérieure et visible" u. s. w., aber das haben eben schon vor ihm Michelet und Hase gesagt. Ein Angriffspunkt, nach unserer Meinung ein stichhaltiger, gegen den Klerus ist Herrn Fabre entgangen: wie konnte der Erzengel Michael der Jungfrau erscheinen, da es doch in Wirklichkeit keinen Erzengel Michael giebt, der nur ein mythologisches Gebild ist? Die Juden haben ihn erst im Exil der chaldäisch-persischen Dämonologie entlehnt. Mit theologischen Studien giebt man sich im Vaterlande Voltaires nicht gern ab, deshalb ist auch der Klerus so mächtig daselbst. Dagegen hat Fabre eine interessante Parallele zwischen der Jungfrau und Sokrates gezogen, die wir der Mühe wert halten, den Lesern vorzuführen. Nur müssen wir zuvor bemerken, daß Fabres Werk nicht nur die edle und gerechte Absicht hat, die Vaterlandsliebe seines Volkes zu nähren, sondern auch

Digitized by Google

hier und da unverkennbar der Partei der „Revanche" dient.

Das thut gleich der erste Satz, und dieser erste Satz ist eine Unwahrheit; es heißt: „Jeanne d'Arc naquit au village de Domrémy, en Lorraine, l'an 1412." Domremy liegt nicht in Lothringen, es gehörte zur Champagne; Jeanne war Champenoise und nicht Lorraine; sogar die südliche Hälfte des Dorfes, die durch einen Bach von der nördlichen, worin Jeanne geboren wurde, getrennt ist und unter der Lehnsherrschaft des Grafen von Bar stand, gehörte noch immer mittelbar zu Frankreich, da der König der Oberlehnsherr des Grafen war. Lothringen aber war damals noch ein Lehn des Deutschen Reiches und sein Herzog ganz unabhängig von Frankreich, ja demselben feindlich gesinnt. Ich habe das Alles in meinem Werke über die Jungfrau und auch im „Magazin" (Nr. 16, 1887) klar und deutlich ausgeführt. So unterscheidet auch Wallon scharf zwischen les Français de Domremy et les Lorrains de Maxey, dem auf dem rechten Ufer der Maas liegenden Dorfe; so grenzt auch S. Luce alle Orte in gleichem Sinne scharf ab und sagt: „das Dorf Domremy bildete die südlichste Spitze des Bezirks von Vaucouleurs, der wie ein Keil zwischen Lothringen und dem Barrois eingeschlossen war;" ferner: „wie die Lothringer von Maxey, damals dem Beispiel ihres Herzogs Karl II. gemäß, der englisch-burgundischen Partei anhingen, so bewahrten die Einwohner von Greux und Domremy dem König von Frankreich, ihrem unmittelbaren Souverän, eine unverbrüchliche Treue." Ein Nachkomme der Familie d'Arc in dortiger Gegend, dem ich die Frage vorlegte, fügte in seiner brieflichen Antwort zu dem allen hinzu: „Un argument qu'on n'a pas assez fait valoir, à mon avis, c'est que toutes les enquêtes furent faites par le bailli du Bassigny Champenois." Das ist die gewissenhafte ehrliche Stimme der Geschichte, gestützt auf die Urkunden!

Aber Jeanne d'Arc soll zur Lothringerin gestempelt werden, um in ihrem Namen die Rückgabe von Deutschlothringen und Elsaß zu verlangen, wobei die Revanchepartei vergißt, daß zur Zeit der Jungfrau weder Straßburg noch Metz zu Frankreich gehörten. Empörend ist geradezu die Fälschung der Geschichte, wenn J. Fabre Seite 20 erzählt: „Wenn man von dem Einfall der Engländer und dem darauf folgenden Elend sprach, traten diesen guten Lothringern (in Domremy) die Thränen in die Augen," da er doch wissen muß, daß die Lothringer, was die Einwohner von Domremy nicht waren, es im Gegenteil mit den Verwüstern von Domremy hielten und gegen Frankreich feindlich gesinnt waren; da er doch wissen muß, daß die Kinder des Dorfes Domremy sich oft für die Sache König Karls VII. mit den Kindern des lothringischen Dorfes Maxey schlugen und daß die kleine Jeanne Thränen vergoß, wenn ihre Spielkameraden aus den Balgereien mit den lothringischen Kindern mit blutigen Köpfen heimkamen! Jeanne war Französin, weil sie in der Champagne geboren war; die Lothringer waren damals noch nicht Franzosen, ihr Herzog hatte sich im Gegenteil mit England-Burgund gegen Frankreich verbündet!

Nur der Wahrheit bleibt zuletzt der Sieg. Nur aus Haß gegen Deutschland hält J. Fabre an der Unwahrheit von der lothringischen Abstammung Johannens fest, wie die Franzosen an der politischen Unwahrheit festhalten, Deutschland habe den Krieg von 1870 angezettelt, während ihn Frankreich auf den Betrieb der bigotten Kaiserin Eugenie erklärt hat und dem Herzog Gramont, der die Wahrheit wußte, Hände und Mund gebunden wurden. Dabei bleibt es nur drollig, daß, während die Patriotenliga, indem sie den Krieg gegen Deutschland schürt, klerikalem Einflüsse und Hasse gegen das protestantische Preußen gehorcht, J. Fabre dem klerikalen Kultus der patriotischen Jungfrau von Orleans den Laienkultus entgegenstellen will und die pikante Idee gehabt hat, den Heiden Sokrates für letzteren gegen die katholische Priesterschaft ins Feld zu führen.

II.

Wir lassen jetzt Josef Fabre selbst die Parallele zwischen den beiden ziehen. Mit dem Heldentum der Jungfrau, sagt er, verhält es sich wie mit dem Genius eines Sokrates und eines Pascal; eine Beimischung von Halluzinationen oder Sinnestäuschungen erklärt ihn weder, noch verringert er ihn. Zur Zeit Johannens war die wissenschaftliche Bildung noch gering, stark aber die Mysticität, die alles durch die Dazwischenkunft des Übernatürlichen erklärte. In Domremy wie anderswo war nur die Rede von Prophezeiungen, Verzückungen und Erscheinungen auf allen Punkten Frankreichs. Die Glasmalereien in der Kirche, die Statuen, die Basreliefs, die bald die h. Jungfrau Maria, wie sie von den Engeln besucht wird, bald den h. Michael, der den Satan niederschmettert, bald die h. Katharina, die mit einem Boten Gottes sich unterhält, darstellen, sprachen zu Johannen von nichts als einem Verkehr zwischen dem Irdischen und dem Überirdischen. Außerdem hieß es im Volke, daß die Rettung durch eine von oben inspirierte Jungfrau kommen würde. In einer solchen Umgebung und unter solchen Einflüssen war es nichts außerordentliches, daß Johanna die Eingebungen ihrer heldenhaften Seele Gesichten und Stimmen zugeschrieben hat, an die sie fest glaubte.

Auch Sokrates behauptete, daß eine Stimme Gottes sich ihm offenbare, um ihn an das zu mahnen, was er thun solle, und besonders um ihn von dem abzulenken, was er nicht thun solle (s. Xenophons Apologie). In einer Zeit geboren, wo man an die Orakel glaubte, nahm der Philosoph die Gebote und Ahnungen seines Gewissens für Mahnungen eines göttlichen Wesens. Plato und Xenophon schildern ihn uns entschlossen, gewisse Handlungen zu verrichten, als er plötzlich die göttliche Stimme hört, die ihn davon ablenkt. Immer hört er auf sie und befand sich wohl dabei. Auch seine Freunde beriet er nach den Eingebungen dieser Stimme, und früher oder später hatten sie es zu bereuen, wenn sie bei dem Vorsatze beharrten, den sie verworfen hatte; entsagten sie ihm, so konnten sie nur zufrieden sein.

Digitized by Google

Wie ferner Johanna angeklagt war, die bestehenden religiösen Behörden zu verleugnen, indem sie ihnen eine übernatürliche Offenbarung entgegenstellte, von der sie sich begünstigt meinte, ebenso war Sokrates angeklagt, die anerkannten Gottheiten zu verleugnen, indem er ihnen neue dämonische Gewalten entgegensetzte, in denen er seinen Rat sah.

Nur liegt in der Stimme des Sokrates etwas unbestimmteres als in denen Johannens. Sicherlich sind Montaigne, Rollin, Voltaire und Cousin im Unrecht, wenn sie das Sokratische Orakel auf eine Metapher oder mindestens auf eine Allegorie zurückführen. Ebenso wenig dürfen wir mit Plutarch, Apulejus, Clemens von Alexandrien, Origines, Lactanz und Proklus annehmen, Sokrates habe das Dasein eines besonderen, seiner Person beigegebenen Genius behauptet. Weder bei Xenophon noch bei Plato wird „das gewisse Dämonische", „die gewohnte Stimme", „der göttliche Wink" als eine bestimmte und besondere Persönlichkeit, als ein *δαίμων* dargestellt. Nach Alfred Foüillée („La philosophie de Socrate") fand bei Sokrates mehr eine psychologische, als eine physiologische Halluzination statt. Sein Glaube an eine ihm von Gott kommende Sendung treibt ihn, gewisse Anschauungen seiner Vernunft und seines Herzens zu objektivieren und sie für eine göttliche Stimme zu halten; aber er strahlt sie, sozusagen, keineswegs in eine äußere, positive und sichtbare Wirklichkeit aus.

Bei Jeanne d'Arc ist die Illusion viel tiefer. Sie besteht nicht bloß in einer Heraufbeschwörung von Worten, die das Gehör, diesen am allerwenigsten materiellen Sinn, treffen; sie besteht auch — und das haben Wallon und andere nicht genügend erkannt — in einer Heraufbeschwörung von sichtbaren, greifbaren und sogar riechbaren Wirklichkeiten. Wenn ihre Stimmen zu Johannen sprechen, zeigt sich auf der Seite, von welcher sie kommen, gemeiniglich eine große Helligkeit (s. das Verhör vom 22. Februar in Rouen). Welches Wesen sich ihr offenbart, weiß Johanna daher, weil es sich mit Namen nennt: „Ich bin der heilige Michael, ich bin die heilige Margarethe;" aber alle haben sie immer eine „engelhafte Sprache" und immer ist es dieselbe „Offenbarung von seiten Gottes".

Sehr oft übrigens zeichnet sich das Wesen in den Augen Johannens in deutlichen Formen ab. So antwortete sie am 27. Februar auf die Frage, ob sie den h. Michael und seine Engel „leiblich und wirklich" gesehen habe: „Ich habe ihn mit meinen leiblichen Augen gesehen, so gut wie ich euch sehe." Aber welche Formen sieht sie eigentlich? Sie erklärt, daß sie das Angesicht der Heiligen erblickt; daß über ihren Haaren eine Krone ist, die das Haupt umgiebt; daß der h. Michael „in der Gestalt eines wahren Biedermannes" zu ihr komme. Sobald sie aber bestimmte Einzelnheiten geben soll, drückt sie sich höchst schwankend aus; sie giebt Antworten, die keine sind. „War der h. Michael nackt?" — „„Denkt ihr, daß Gott ihn nicht bekleiden könne?"" erwiderte sie. — „Hatte er Haare?" — „„Warum wären sie ihm abgeschnitten worden?"" — „Hatten die Heiligen Arme, hatten sie andere Glieder, wenn sie sich euch zeigten?" — „„Ich weiß nicht; was ich weiß, ist daß ihre Sprache schön und gut ist und daß ich sie gut verstehe."" — „Aber wie können sie sprechen, wenn sie keine Glieder haben?" — „„Ich halte mich an Gott.""

Auf die Fragen nach solchen Einzelheiten antwortet Johanna nicht mit unbedingter Bestimmtheit oder sie antwortet zurückhaltend; das beständig Charakteristische ihrer Offenbarungen ist die Stimme, die ihr ins Ohr dringt und eine große Helligkeit, die ihre Augen berührt. Die Formen der Erscheinungen bleiben unbestimmt, die Hauptsache ist (wie bei Sokrates) die Stimme; vor ihren Richtern hört sie dieselbe weniger gut als in ihrem Gefängnis und noch besser würde sie dieselbe in einem Walde vernehmen, besonders deutlich aber während des Glockengeläutes.

Über verschiedene Vorhersagungen Johannens muß man wirklich erstaunen. Als Voltarianer sucht sie J. Fabre zu erklären, wie unsere Rationalisten die Wunder im Evangelium, und doch muß er ausrufen: „Mais à quelles suppositions sommes-nous réduits!" Hier und da, meint J. Fabre, habe sich Johanna geirrt; indessen scheint uns vielmehr, daß sich Herr Fabre geirrt und die Worte Johannens nicht richtig aufgefaßt hat; doch das gehört an einen anderen Ort. Wichtig ist hier der Vergleich mit Sokrates, der, Xenophon und Plato zufolge, ebenfalls eine prophetische Gabe hatte. Seine Vorhersagungen bezogen sich besonders auf die moralische Welt und er schrieb alle Ehre dieser Stimme zu, die für ihn das war, was für Jeanne d'Arc ihre „Stimmen". Xenophon drückt sich in seinen „Denkwürdigkeiten" so aus: „Sokrates sagte, daß er Eingebungen von einem höheren Wesen erhalte und daß er nach diesen Eingebungen seinen Schülern riete, dies zu thun und jenes zu lassen. Die welche ihm glaubten, fanden sich wohl dabei, die anderen haben bereut, seinen Rat nicht befolgt zu haben. Man wird glauben wollen, daß er bei seinen Schülern weder für einen Wahnsinnigen noch für einen Betrüger gelten wollte. Diesen doppelten Vorwurf hätte er aber verdient, wenn man ihn in dem, was er als eine ihm gemachte Offenbarung ankündigte, der Lüge überführt hätte. Es ist also klar, daß er, wenn er die Zukunft vorhersagte, glaubte, die Wahrheit zu sagen."

Was war im Grunde die Quelle dieses hervorragenden Hellsehens bei Sokrates? Das Mitgefühl für seine Mitmenschen und das Gefühl der Sittlichkeit, die beide in seiner edeln Seele so stark waren. Es lag dies schon in seinen Worten enthalten, wenn er sagte: „Ich kenne nur eine kleine Wissenschaft, die Liebe." Eine Kraft der Liebe war es, die bei Sokrates wie bei Jeanne d'Arc das Prophetische weckte und schärfte, das im Grunde unserer Seelen ruht.

Sokrates und Jeanne vereinigten in sich die beiden Dinge, die sich öfter zusammenfinden als man denkt, den gesunden Menschenverstand und die Begeisterung. Dem philosophischen Geiste und der praktischen Weisheit des Griechen entsprach die

Digitized by Google

Sicherheit des Urteils und die Zartheit des Taktes der Jungfrau. Dazu kommen bei dem Einen wie bei der Andern Wunder von physischer Kraft, die hauptsächlich der sittlichen Energie zu verdanken waren. Perceval de Boulainvilliers, Rat im Dienste Karls VII., schrieb am 21. Juni 1429: „Jeanne hat eine unerhörte Arbeitskraft. Sie ist so kriegsgewohnt, daß sie zuweilen sechs Tage Tag und Nacht fortwährend gerüstet bleibt." Simon Charles, Präsident der Requetenkammer unter Karl VII., sagte aus: „Im Feldzuge sah man Jeanne nie vom Pferde steigen. Man hätte glauben mögen, daß die Gesetze der Natur nicht für sie existierten." All ihre Waffengefährten und Feldherren waren erstaunt darüber. Dunois, der dasselbe Erstaunen bekundete, fügte hinzu, daß „Niemand mäßiger war." Johannens Page, Louis de Contes, sagte im Rehabilitationsverfahren aus: „Sie war von ausnehmender Mäßigkeit. Ich habe sie vielmals einen ganzen Tag nur ein Stück Brot essen sehen. Ich bewunderte, wie sie sich so spärlich nähren konnte." Somit war Johanna mäßiger als irgend eine Frau und kräftiger als irgend ein Mann. Bei aller Kriegsführung blieb sie ein Mädchen; ihre Stimme war sanft, ihre Augen vergossen leicht Thränen und ihr Körper hatte weibliche Anmut. Ihre ganze Mannhaftigkeit war in ihrer Seele.

Hören wir nun, was Plato den Alkibiades von Sokrates erzählen läßt. „In den Feldzügen übertraf er alle seine Gefährten in der Geduld, womit er die Strapazen ertrug. Wenn es an Nahrungsmitteln fehlte, ertrug Sokrates Hunger und Durst mutiger als irgend Jemand . . . Es grenzt ans Wunderbare, wie er der Kälte widerstand. Beim größten Frost, wenn sich Niemand ins Freie wagte oder wenigstens gut mit Pelzwerk versehen und die Füße in Wolle und Lammfelle eingewickelt, ging und kam er in seiner Kleidung, wie er vor dem Winter gewohnt war, und schritt barfuß leichter über das Eis als seine gut beschuhten Gefährten."

Folgender Zug zeigt, wie Sokrates sich vom Körper loslöste und in einer Art Verzückung aufging. „Eines Morgens sah man ihn in tiefes Nachdenken versunken dastehen. Ohne Zweifel fand er nicht, was er suchte, er ging daher nicht fort, sondern verharrte immer in derselben Stellung in seinem Nachsinnen. Schon war es Mittag. Die Krieger beobachteten Sokrates und sagten erstaunt zu einander: „Was hat er denn heute? Schon seit dem Morgen steht er da und träumt." Gegen Abend brachten einige ionische Kriegsleute nach dem Nachtessen ihre Feldbetten zu der Stelle, wo er sich befand, um im Kühlen zu schlafen (denn es war im Sommer) und zu beobachten, ob Sokrates, in seine Ideen vertieft, so die Nacht zubringen würde. Zu ihrer großen Überraschung nahm er dieselbe Stellung bis zum Sonnenaufgang ein. In diesem Moment sprach er sein Gebet zur Sonne und zog sich zurück."

Dieses Falles wegen haben Irrenärzte in ihm einen Wahnsinnigen sehen wollen. Wahnsinnig, gut. Man ist außer sich (hors de soi = aliéné), entweder weil man unter die Menschheit herabsinkt, oder weil man sich über sie erhebt. In diesem letzteren Sinne waren es Sokrates und Johanna. Vom ärztlichen Standpunkte aus hat man nun diesen angeblichen krankhaften Zustand, der ihre Halluzinationen erregte, kateleptischen Somnambulismus oder sonst wie nennen können. Und was dann? Nicht als Geistersehr sind Sokrates und Jeanne d'Arc groß gewesen. Mag man auch in diesem Zustande Krankheitserscheinungen sehen, mag man dieselben mit Brière de Boismont (L'Hallucination au point de vue historique) „physiologische Halluzinationen" oder mit Despine (La Folie au point de vue philosophique) „pathologische Halluzinationen" sehen, die Gesichte der Jungfrau nehmen keine Ausnahmestellung ein. Jeanne hat dies mit vielen Verzückten ihrer Epoche gemein, von denen es hieß, daß sie Erscheinungen Jesu, der h. Jungfrau und der Heiligen hätten. Illuminaten gab und giebt es zu allen Zeiten. Aber es hat nur Eine Jeanne d'Arc gegeben. Ich gebe gern zu, daß Jeanne physisch im voraus zu Visionen veranlagt war. Aber ihr Herz hat den Charakter ihrer Visionen bestimmt. Aus ihrem Herzen entsprangen ihre Reden und Thaten. In ihrem Herzen liegt das Geheimnis ihres Heroismus.

So erklärt J. Fabre, dessen Darstellung wir ein paarmal gekürzt haben, das Geheimnisvolle dieser wunderbaren geschichtlichen Erscheinung und sicher hat seine Darstellung viel für sich. Wir haben diese Ansicht noch nirgends gefunden; Hase weist nur ganz flüchtig auf Sokrates hin, es schien uns daher passend sie mitzuteilen. Seinen Zweck aber, auf seine Entwickelung den Laienkultus der Jungfrau zu gründen, wird J. Fabre nicht erreichen. Das rationalistische Publikum, an das er sich wendet, ermangelt überhaupt der Begeisterung für einen Kultus. Der Franzose hat in religiöser Beziehung, bisher wenigstens, Alles oder Nichts gewollt. Man hat etwas Ähnliches schon 1794 erlebt, als nach Bescitigung dessen, was man den kirchlichen Aberglauben nannte, Robespierre das religiöse Gefühl durch „das Fest des höchsten Wesens" befriedigen wollte. Es genügte Niemandem, die Masse lief in die katholische Kirche zurück. In Orleans hat das katholische Priestertum die Jungfrau ganz in Beschlag genommen und schweigt Fabre's Parallele mit Sokrates einfach tot!

Aber nicht einmal auf der französischen Bühne wird die Heilige Frankreichs den ihr gebührenden Platz erhalten. Wie ihre kriegerische Laufbahn im Leben an Paris gescheitert ist, so scheitert auch ihr Nachruhm an der Pariser Dramaturgie. Francine oder noch besser, die Kameliendame sind die Heldinnen der französischen Bühne, die von Paris aus mit Dramen versorgt wird. Vergebens ruft Fabre am Schlusse seines Werkes aus: „L'Angleterre à son théâtre populaire et national. A quand le nôtre?" Nun vielleicht, wenn ihr euch einmal von Paris lossagt! Bis dahin ist das euch so verhaßte Deutschland die einzige Stätte, wo, trotz aller Entstellung der Geschichte, die Jungfrau von Orleans von der Bühne herab die Herzen des Volkes noch entzündet und begeistert.

Herman Semmig.

Digitized by Google

## Das braune Mädchen von Masnou.

Catalanisches Lied von Viktor Balagner, verdeutscht von Johannes Fastenrath.

Einst im März, als spät am Abend,
Spät am Abend es schon war,
Da verbargen schwarze Wolken,
Wolken ganz des Himmels Blau;
Wolken sind's, die drohend künden,
Drohend künden Sturmesnah'n,
Alles hüllt sich ein in Trauer,
Trauer deckt Berg und Thal,
Denn das Dunkel, vom Gebirge,
Vom Gebirge steigt's hinab,
Und der Wind jagt durch die Ebne,
Durch die Eb'ne sonder Zaum
Und die stärksten Bäume biegt er,
Biegt er unter seiner Macht.
Es durchkreuzt das Thal ein Mädchen,
Mädchen in gar hast'gem Lauf,
Perlen fallen aus den Augen,
Aus den Augen thränenmatt.
Und das Mädchen trifft ein Hirte,
Hirte, welcher flieht vor Angst.
Daß er seine Schafe berge,
Berge schnell im sichern Stall.
„Braunes Kind, du von Masnou,
Braunes Kind, daß Gott dich wahr'!
Wohin gehst du spät am Abend,
Spät am Abend diesen Pfad?" —
„„Sag' mir an, du guter Hirte,
Hirte mit der Schafe Schar,
Hast du meinen Kranz aus weißen,
Weißen Lilien nicht erschaut?
Hab' ihn heute Nacht verloren,
Ach, verloren ihn beim Tanz!" " —
„Ja, erschaut hab' ich ihn, braunes,
Braunes Kind, daß Gott dich wahr'!
Ihn getragen hat ein Reiter,
Reiter, der des Weges kam,
Und vom Sattel seines Rosses,
Seines Rosses hing der Kranz.
Braunes Kind, du von Masnou,
Ach, ach, ach!
Blatt, das niederfiel vom Baume,
Nie zum Baum zurück gelangt!" —
„„Guter Hirt, so wahr Gott dich,
Gott dich vor dem Bösen all,
Wenn du mir jetzt sagst, wohin du,
O, wohin du geh'n ihn sah'st!" " —
„Nach dem Walde ganz in Eile,
Ganz in Eile zog er da,
Und dem Roß bohrt er die Sporen,
Bohrt die Sporen in den Bauch."
Und das Mädchen nach dem Walde,
Nach dem Walde nimmt's den Pfad,
Und als jetzt sie schon dem Strome,
Schon dem Strome sie jetzt nah',
Trifft am Strand sie einen Fischer,
Einen Fischer sitzend an.
„„Guter Fischer, es wahr' Gott dich,
Gott dich vor dem Bösen all!
Sag' mir, hast du keinen Reiter,
Reiter hoch zu Roß geschaut,
Der getragen meiner weißen,
Meiner weißen Lilien Kranz?" "
„Wohl erschaut hab' ich ihn, braunes,
Braunes Kind, daß Gott dich wahr'!
Als er ankam nach dem Strome,
Nach dem Strome hielt er an,
Und ich sah, wie deiner weißen,
Deiner weißen Lilien Kranz
Er herab von seines Rosses,
Seines Rosses Sattel nahm
Und ins Wasser voll Verachtung,
Voll Verachtung gar ihn warf." —
„„Kannst du mir nicht sagen, Fischer,
Fischer, o ich fleh' dich an,
Wie ich wieder meinen Kranz könnt',
Meinen Kranz zurückempfah'n?" "
„Mit sich fort schon riß das Wasser,
Riß das Wasser ihn hinab.
Was gefallen in den Strom,
Stromwärts geht's zum Meere bald.
Braunes Mädchen von Masnou,
Ach, ach, ach!
Blatt, das niederfiel vom Baume,
Nie zum Baum zurück gelangt" —
„„O so sei denn dieser Reiter,
Dieser Reiter gottverdammt,
Der so grausam mir mein Kränzlein
Mir mein Kränzlein hat geraubt!
Wie wirst du, o meine Mutter,
Meine Mutter, weinen ach,
Denn in meines ehrenwerten,
Ehrenwerten Vaters Arm,
Kann ich ohne Kranz nicht kehren,
Ohne meinen Lilienkranz." "
Und sie stürzet in den Strom sich,
In den Strom sich, der dort rauscht,
Und es tragen sie die Wasser,
Sie die Wasser stromhinab.
Was gefallen in den Strom,
Stromwärts geht's zum Meere bald.
Blatt, das niederfiel vom Baume,
Nie zum Baum zurück gelangt.
Braunes Mädchen von Masnou,
Ach, ach, ach! . . .

## Moderne Xenien.

Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen.
Von Ernst Ziel.
Leipzig, Verlag von H. Hässel 1889. VIII u. 166 S. Klein 8°.

Bei dem Titel: „Moderne Xenien" denken die Leser — und zwar sicherlich der Absicht des Dichters gemäß — an Xenien von Goethe; aber wenn sie dabei auch den Zusatz: „Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen" beachten und erwägen, so erkennen sie auch sofort, daß, sowohl dem Inhalt wie der Form nach, das hier Dargebotene sich nicht an jene wilden Xenien anschließt, mit denen in dem Musenalmanach für das Jahr 1797 Goethe und Schiller gemeinsam in holprigen Distichen der sich überall auf dem deutschen Parnaß breit machenden Mittelmäßigkeit so scharf und rücksichtslos zu Leibe rückten, sondern vielmehr an jene weit spätern „zahmen Xenien" Goethes, die in der 40bändigen Ausgabe seiner „sämtlichen Werke" in 7 Abteilungen als ein Teil der „Sprüche in Reimen", mit den ihnen nachfolgenden „Sprüchen in Prosa" den Hauptinhalt des dritten Bandes bilden.

Zunächst möchte ich nun das Augenmerk der Leser bei den Zielschen Xenien auf die Form lenken, die mit ihren — zum großen Teil vielfachen und kunstvollen — Reimen wohl eine besondere Beachtung beanspruchen darf; und als Einleitung zu dem, was ich hierüber zu sagen hätte, möchte ich mir erlauben, aus Goethe's „zahmen Xenien" hier zwei herzusetzen, die ich auch schon in meinem „Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst"

Digitized by Google

in § 152 Z. 307 ff. unter den Beispielen „geteilter spondäischer Reime" angeführt habe:

„Worauf Alles ankommt, das ist sehr simpel!
Vater, verfüge, eh's dein Gesind spürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt."
Goethe Bd. 3, S. 30.

„Was dem Enkel so wie dem Ahn' frommt,
Darüber hat man viel geträumet,
Aber, worauf eben Alles ankommt,
Das wird von dem Lehrer gewöhnlich versäumet." S. 34.

Zumeist — fast dürfte ich sagen ausschließlich — finden sich bei unsern ältern Dichtern nur sogenannte männliche und weibliche Reime. Jenes — einsilbige, Dieses — zweisilbig trochäische. Was ich über die minder gewöhnlichen, die mehrtonigen und mehrsilbigen — vollen und geteilten — Reime in meinem „Abriß der Verskunst" auf S. 81—96 (= § 148 bis 155) mit Beispielen aus Goethe, J. H. Voß, Rückert, Platen, Heine und Glaßbrenner erörtert habe, kann und will ich hier nicht wiederholen; doch benutze ich gern die Gelegenheit, auf ein jüngst (1889) erschienenes hübsches Buch von Sigmar Mehring („Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung") hinzuweisen, worin der Verfasser z. B. auf S. 46 und 56 auch die geteilten oder, wie er sie nennt, gespaltenen Reime erwähnt, siehe zu den von mir a. a. O. mitgeteilten Beispielen, auch noch eins von Rückert (in seinen „Gesammelten Gedichten", Erlangen 1838, Bd. 5, S. 314/5), worin ausschließlich geteilte amphimakrische Reime in den acht vierzeiligen Versgebinden vorkommen. Auch habe ich in dem 1. Jahrgange meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache", in der eingehenden Besprechung, die ich Leopold Jacobys anmutiger Dichtung Cunita gewidmet, auf S. 137 ff. über derartige Reime und sich Anschließendes gesprochen und am Schluß (S. 142/3) einen Brief des Dichters an mich mitgeteilt, woraus ich hier wenigstens die folgenden Stellen aushebend wiederholen zu müssen glaube:

„Der Verfasser ist mit Bewußtsein oft bemüht gewesen, die Sprachausschmückung in den einfach schlichten Versen zu verhüllen und zu verbergen, dergestalt, daß sie nicht sowohl beim Lesen als beim Hören hervortreten sollte ... Zu solchem verborgenen Ausschmuck möchte ich eine Form rechnen, die ich ‚verhüllte Reime' nenne. Es sind dies Binnenreime, welche in aufeinanderfolgenden Versen derart verteilt sind, daß sie an verschiedenstelligen Silben auftreten, oder von welchen der eine Reim in der Hebung, der andere in der Senkung steht. Durch solche Verteilung kommen derartige Gleichklänge als Reime dem Leser nicht voll zum Bewußtsein und werden doch als eine Bereicherung des Wohllautes empfunden."

An den Umfang, den Reichtum, die Fülle und die Wirksamkeit des Reims aber in der durch Rückert bei uns eingebürgerten Makame, die auch der Form der Leop. Jacobyschen Dichtung zu Grunde liegt, und in Bodenstedts Mirza Schaffy u. s. w. braucht wohl nicht erst besonders erinnert zu werden.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen kann ich einige ausgewählte Proben der kunstvollen, in einzelnen Fällen vielleicht auch allzu sehr gekünstelten Reimweise Ziels in seinen „Modernen Xenien" einfach hersetzen, ohne daß ich mich im Einzelnen auf weitläufige Erörterungen einzulassen brauche.

Zuerst ein Vierzeil mit geteilten amphimakrischen Reimen (-o-):

Wie schwer auch ein Problema sei,
Ihr springt ihm mit eurem Schema bei,
Wo man nicht mehr wissen und glauben kann,
Da setzt man der Mystik Schrauben an. S. 98.

Daran schließe sich ein etwas längerer Spruch mit geteilten (männlichen und weiblichen) Doppeltrochäus-Reimen:

Sie möchten uns — o der Tugend Hohn! —
Scholastik statt geistigen Brotes reichen,
Und dem Kindesmörder Herodes gleichen,
Und der Freiheit Gedanken mit Todesstreichen
Hinmorden in zartester Jugend schon.
Dazu ist vom Ätna bis Thule ja
Natürlich die liebe Schule da. S. 100.

und in ganz ähnlicher Reimform, nur mit einer gleichmäßig wiederkehrenden Zwischenzeile:

Seele, auf des Lebens Meere
Wirst aus Schlachten du in Schlachten stürzen,
Die dein Schiff um volle Frachten kürzen.
Heimweh auf des Lebens Meere
Wird dein Segel jede Stunde schlagen,
Wird dich [hin]*) durch Fjord und Sunde tragen.
Stillung auf des Lebens Meere
Wirst du einzig, meine Seele, trinken,
Wo der Schönheit Archipele winken.

Nun noch eine vierzeilige Gasele (in welcher Dichtungsform bekanntlich die geraden Zeilen mit der ersten Reimen) mit einem geteilten dreisilbigen (amphimakrischen) Reime:

Gunst der Großen such' ich niemals,
Nichts hat sie mir eingebracht,
Mit des Marktes Hetze hab' ich
Niemals mich gemein gemacht.
Abseits steh' ich; und den Menschen
Lieb' ich oft verkannte Herz,
Über ihn im Plural freilich
Hab' ich immer klein gedacht. S. 150.

Ganz eigentümlich ist der sich durch alle gerade Zeilen hindurchschlingende fünfsilbige Reim in dem folgenden Gedicht, sich einigermaßen an das anschließend, was Leopold Jacoby als „verhüllten Reim" bezeichnet und wofür hier vielleicht die Bezeichnung „unterbrochener Reim" gebraucht werden könnte, denn von den fünf Silben am Schluß des Verses reimen eben nur die ersten beiden und die letzte (die fünfte), während die dazwischen stehenden (die dritte und vierte) an dem Reim keinen Anteil haben:

Der Schönheit ihr Willkommen
Entboten Kind wie Ahn
An dem vom Völkerfrührot
Umlohten Ocean.
Da wurden ihr viel frohe
Piloten unterthan,
Ihr fielen weiße Rosen
Samt roten in den Kahn.
Doch Ungeist, ach! und Irrgeist
Bedrohten ihre Bahn,
Und Moloch, ach! und Mammon
Verrohten sie zum Wahn.

*) Das eingeklammerte „hin" habe ich um des Versmaßes willen hinzufügen zu müssen geglaubt.

Digitized by Google

Vergessen haben heute
Der Toten Kind wie Ahn.
Was hat die sanfte Schönheit,
Zeloten, euch gethan? S. 121.

Ich glaube, man wird dieser (wenigstens für mich) neuen Verbindung reimender Silben, die durch dazwischen stehende reimlose getrennt sind, einen eigenartigen Reiz nicht absprechen können*). Dagegen möchte ich einer gewissen Überfülle des Reims, wie sie in einzelnen der Zielschen Xenien vorkommt, nicht das Wort reden. Sie machen — wenigstens auf mich — nicht den Eindruck des Kunst- und Maßvollen, sondern des Gekünstelten. So beginnt auf S. 33 ein Spruch:

Soll denn immerfort mein Kleiner
Tanbe Nüsse der Lateiner kernen?

Wer zunächst nur bis hier liest, wird, glaub ich, schwerlich auf den Gedanken kommen, daß die zweite aus fünf Trochäen bestehende Zeile eigentlich in zwei Teile zerfällt werden sollte, in eine der ersten Zeile an Länge gleich kommende und damit reimende:

Taube Nüsse der Lateiner,

woran sich dann als dritte Zeile der nur aus einem Trochäus bestehende Vers: kernen zu schließen hätte; und doch ist es so gemeint, wie die unmittelbar folgenden zwei Zeilen zeigen, in denen der das Schlußwort abtrennende wagerechte Strich von uns hinzugefügt ist:

Statt der Logik eure Bibel,
Statt Geschichte eure Fibel | lernen? —,

woran sich ebenso die folgenden vier Zeilen anschließen, welche den Reimen nach eigentlich sechs vorstellen. Wenn dabei die abzutrennenden kurzen Zeilen nicht unter einander, sondern mit der ersten und der zweiten Zeile reimen, so entsteht dadurch ein Reimgeklingel, das, statt den Wohllaut zu erhöhen, mehr den Eindruck einer Spielerei macht. Es wird genügen, von den Gedichten, die ich dabei im Auge habe, nur die Anfangszeile herzusetzen, so:

Es gab — ich war bei ihr zu Tische —
Altbackene Rede und frische | Fische.
Ich hofft' im Gespräch mich geistig zu laben,
Nichts konnt' ich von geistigen Gaben | haben. S. 132.

Prahlend in der Fechter Ringe
Klirrt der Dichterlinge | Klinge;
Wollen, eh' die Pflaumlein keimen,
Reime schon mit Reimen | leimen. S. 134 5.

Die Gauklerin! Hört ihr das Schellengeläut?
Sie hat im Sacke euch Lente | von heute,
Sie trägt eine Kappe auf hohlem Hirne,
Doch Kronen seht ihr auf der Stirne | der Dirne. S. 140.

Gerade, weil ich bei den Zielschen Reimsprüchen in der Erweiterung der bei den älteren Dichtern fast ausschließlich üblichen Reimform einen glücklichen und empfehlenswerten Fortschritt erblicke, wollte ich es nicht vermeiden, auch auf die Grenze hinzudeuten, über welche hinaus die Kunst im Künsteln überzuschlagen Gefahr läuft; doch hat Ziel, wie ich ausdrücklich hervorheben muß, die Grenze eben nur in sehr wenigen Fällen überschritten. In Bezug auf die Form will ich nur noch bemerken, daß die Sammlung auch, wie schon auf dem Titel gesagt ist, Strophen enthält (s. z. B. eine Terzine auf S. 115) und ferner hier und da auch reimlose Verse (z. B. S. 113 etc.).

In Bezug auf den Inhalt muß ich mich nach dem mir gewährten Raum kurz fassen; und ich kann das, weil das oben zunächst mit Rücksicht auf die Form Mitgeteilte doch auch einigermaßen mit als Probe für den Inhalt gelten kann. Es wird genügen, wenn ich sage, daß unbefangene Leser dem Dichter, mögen sie auch je nach ihrem Standpunkt manchem Spruch nicht zustimmen können, ja vielfach zu Widerspruch erregt werden, doch die Anerkennung nicht werden versagen können, daß hier ein nach Freiheit und Unabhängigkeit strebender Geist seine innerste Überzeugung rückhaltslos und unverhüllt ausspricht. Auf das Titelblatt hat er noch folgende Aussprüche gesetzt: „Einer sacht's; | der Andre belacht's — | was macht's?" (Alter Spruch) und

„ . . Ich bin kein ausgeklügelt Buch, |
ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."
(Konr. Ferd. Meyer).

Die Sammlung umfaßt folgende Abteilungen: 1. Gott- und Weltanschauung. 2. Die Gesellschaft. 3. Ethisches. 4. Staat, Politik, Deutschland. 5. Die Kirche und ihre Leute. 6. Die Kunst und das Schöne. 7. Presse und Preßmenschen. 8. Ästhetisches Allerlei. 9. Privates.

Altstrelitz. Daniel Sanders.

*) Vgl. in einer andern Zeilensabteilung:
Der Schönheit ihr Willkommen entboten
Kind wie Ahn
An dem vom Völkerführt nmlohten
Ocean u. s. w.

## Litterarische Neuigkeiten.

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der norwegischen Seenovellistik ist: „Ombord og iland. Sandfærdige Oplevelser og Erindringer fra mit Sjemandsliv af Johan. Udgivet ved Constantius Flood. Med 4 Billeder. Kristiania, P. T. Mallings Boghandels Forlag." Wiederum lernen wir einen vielgereisten, wetterharten norwegischen Seemann kennen, der uns nach Abschluß eines bewegten, gefahrvollen Lebens und Treibens unter den verschiedensten Breiten und Zonen seine Erinnerungen in schlichten Aufzeichnungen vorlegt. Wie „Johan" mit seinem wahren Namen heißt, erfahren wir nicht, wohl aber daß er am 23. Februar 1831 auf einem Hofe (B***) im Kirchspiele Solum in Norwegen geboren ist und gegenwärtig als „Krydsbetjent" (Zollbeamter) in einer „kleinen freundlichen Küstenstadt" seiner Heimat lebt. Als fünfzehnjähriger Jüngling hat er seine erste Seereise unternommen und, mit geringen Unterbrechungen, die Jahre 1848 bis 1870, vom Kajütenjungen angefangen bis zum Kapitän, auf dem Meere und in fernen Erdteilen zugebracht. Seine Reisen führten ihn zunächst nach England und Frankreich, dann nach Westindien (St. Thomas, Haiti), den Vereinigten Staaten Nordamerikas, Kalifornien, Peru, Chile, Uruguay und wieder zurück nach Europa (Spanien, England). Wissenschaftlichen Wert besitzen „Johans" Aufzeichnungen nicht, auch keinen hervorragenden ästhetischen; wohl aber ist ihnen ein allgemein menschliches und völkerpsychologisches Interesse nicht abzusprechen. Ein echter und rechter norwegischer Seemann ist es, der aus dem Buche zu uns spricht; einfach und kunstlos, aber auch frisch und lebendig weiß er zu erzählen, was ihm an merkwürdigen Ereignissen, charakteristischen Eigentümlichkeiten, fern und nah im Gedächtnisse geblieben ist; und wahrlich, genug des Seltsamen und Abenteuerlichen hat er erlebt, um seine Leser gehörig in Atem zu halten! H. v. Lenk, Wien.

Digitized by Google

**Unser Fritz**, deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Hermann Müller-Bohn. 424 Seiten. (Berlin Verlag von Paul Kittel. 1888.) Wir leben in der Zeit der Königstragödien. Man denke an das Trauerspiel am Starnberger See, an die Szenen in San Remo, Charlottenburg, Potsdam; und an den schauervollen Vorgang im Jagdschloß zu Meyerling. Und man erinnere sich auch der Attentate zu St. Petersburg und zu Berlin. Was für dunkle Illustrationen zu dem Thema: „Gar einsam steht's steh auf der Menschheit Höh'n". Wenn etwas im stande ist, das Volk dem Herrscher näher zu bringen, so ist es das Gefühl (oder auch die vollendete Thatsache), daß, soweit es sich um den Menschen an sich handelt, die Großen und Mächtigen dieser Erde vor dem Niedrigsten und Geringsten nichts voraus haben: das Unglück überbrückt die Kluft zwischen Purpur und Bettlergewand. In gewisser Beziehung wird die jetzige Generation von den kommenden Geschlechtern beneidet werden. Den Dichtern der Zukunft aber wird es vorbehalten bleiben, unserer Zeiten Tragik auf dem Throne dramatisch zu gestalten und in „historischen Trauerspielen" auferstehen zu lassen. Die gegenwärtigen Schriftsteller müssen sich einstweilen mit dem Material dazu beschäftigen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, was für eine Wendung die Dinge genommen hätten, wenn Kaiser Friedrich am Lebeu geblieben wäre. Wahrscheinlich hätte sich das verwirklicht, was immer einzutreten pflegt, sobald unberechenbare Geister Einfluß auf ihre Zeit gewinnen: Enttäuschung bei denen, die sie nicht erwartet hatten, und Bekehrung Derjenigen, die sich als Widersacher fühlten. Natürlich ist das nur in politischer Hinsicht gemeint; in künstlerischer und wissenschaftlicher würden sich beide Teile nicht zu beklagen gehabt haben. Kaiser Friedrich hatte ohne Zweifel einen offenen Blick für die geistigen Schäden seiner Nation; er wäre nicht ganz im Militarismus aufgegangen. Für eine Monarchie wie Preußen ist die Entwickelung des Militarismus jedenfalls eine Notwendigkeit; durch innere Einwirkung ebenso bedingt wie durch äußere. Aber es sollte nie vergessen werden, daß die Kämpfe der Geister ebenbürtig neben denen der Soldaten stehen; mindestens ebenbürtig. Die unausbleibliche soziale Revolution wird weit mehr von den Schriftstellern vorbereitet werden, als von den Angehörigen des vierten Standes. Es steht immer schlimm um eine Nation, wenn ihre Litteratur an maßgebender Stelle als Stiefkind behandelt wird. Die Gleichgiltigkeit eines Mannes, wie des Fürsten Bismarck gegen Alles, was mit der Bewegung in unserer Litteratur zusammenhängt, ist bezeichnend genug; [!? D. H.] und es ist nicht minder bezeichnend, daß er gerade Julius Stinde zur Popularisierung verholfen hat. Jedenfalls eine wohlbedachte Satyre auf die Geistesrichtung unserer nach Verdauungslesestoff strebenden Philister. Das „Magazin" ist ein Blatt für die Litteratur; deshalb sei die Bemerkung erlaubt: die segensreiche Einwirkung unserer Litteratur wird viel weniger durch die unreifen Stürmer und Dränger verhindert, die sich wie die Spatzen auf einem Futterplatze breit machen und zanken, als durch den bornierten Professorenblinkel. Man sehe nur einmal, wie zurückhaltend die Akademie der Wissenschaften zu Berlin sich gegen die ganze schönwissenschaftliche Litteratur verhält. Friedrich Spielhagen ist gewiß nicht der große Dichter, als welchen seine Freunde ihn hinzustellen pflegen; aber er ist unstreitig einer von nationaler Bedeutung. Und nun ziehe man einmal in Betracht, wie kläglich die Feier seines sechzigsten Geburtstages verlaufen ist. Ein Bankett, veranstaltet von gesinnungstüchtigen Hausfreunden, gewürzt mit den üblichen schönen Toasten — voilà tout! Der Herr Kultusminister richtete einige liebenswürdige Zeilen an den Gefeierten, ib denen er sein Ausbleiben mit — Überhäufung von Arbeiten entschuldigte. Das war die amtliche Teilnahme. In dieser Beziehung wäre von Kaiser Friedrich etwas Besseres zu erwarten gewesen. — Es ist selbstverständlich, daß es verfehlt erscheinen würde, jetzt schon ein erschöpfendes Bild des Verblichenen zu geben. An Stelle der historischen Auffassung muß vorläufig das „Lebensbild" treten. Auch Müller-Bohn hat in seinem Buch nicht mehr zu geben vermocht, als biographische Bruchteile und eine skizzenhafte Wiedergabe der Zeitereignisse; aber er hat es mit Schwung und Begeisterung gethan und sich das Verdienst erworben, ein wirklich populär geschriebenes Buch für das Volk geschaffen zu haben. Besonders erwähnenswert erscheinen mir die Kapitel, die sich mit dem Familienleben des Helden von Königgrätz und mit seinem Wirken auf dem Gebiete der Schule u. s. w. befassen. Kaiser Friedrich verband mit einem gesunden Humor viel Gemüt. Der Verfasser führt manchen Beweis dafür an; um so tragischer muß uns das Schicksal des großen Dulders berühren. Friedrich III. war wohl der populärste Mann auf dem Hohenzollernthrone, und zwar im besten Sinne: er zeigte sich dem Volke auch als Mensch. — Die Verlagshandlung hat das Werk vortrefflich ausgestattet. Zahlreiche Illustrationen erhöhen das Interesse. Bei dem billigen Preis — die Prachtausgabe kostet 7 Mark — wäre dem Buche eine weite Verbreitung zu wünschen.

Max Kretzer.

## Bühnenschau.

Das auch in diesen Blättern a. Z. eingehend besprochene Sensationsstück „The Silver King" von Jones und Hermann erlebt gegenwärtig seine Wiedergeburt am Princessstheater in London und wird von berufenen Beurteilern zu den besten englischen Stücken gezählt.

„Her Own Rival" nennt sich ein neues Lustspiel von F. Broughton und Boyle Lawrence, das auf der Londoner Opéra Comique einen guten Erfolg errang.

Ein neues Schauspiel von H. W. Williamsou: „My Queenie" gelangte kürzlich am Londoner Vaudeville zum ersten Mal zur Aufführung.

Der Einakter „Die Stoiker" von D. Saul hat bei seiner erstmaligen Darstellung in Frankfurt a. M. sehr gefallen.

Im königl. Schauspielhause zu Berlin hat kürzlich Hermann Schreyers „Nausikaa", ein fünfaktiges Drama in freier Ausführung nach dem Goetheschen Entwurfe, bei seiner Erstaufführung einen guten äußeren Erfolg gehabt. Der Hauptvorzug des Dramas liegt in der edlen Sprache.

Auf den Pariser Varietés ging kürzlich eine dramatische Bearbeitung des englischen Romans „As in a looking-glass" von R. Philips: „Léna" in Szene, die trotz der Wirksamkeit des Stoffes nicht die Zuschauer fesseln konnte, da die Bearbeiter P. Berton und Mme. van der Velde darin eine geradezu kindliche Mache aufstichen.

Die beiden neuesten Werke von José Echegaray sind von Alexander Grawein in berechtigter Übertragung verdeutscht worden. „Lo sublime en lo vulgar" wird in Berlin am Lessingtheater und in Wien zur Aufführung gelangen. Das jüngste Drama des spanischen Dichters: „Mananital que nou se agota" wird unter dem Titel „Der ewige Quell" au die deutschen Bühnen gelangen.

In Anlehnung an das Pariser „Théâtre libre", an die verschiedenen „Salons der Zurückgewiesenen" u. s. w. wird sich unter Führung einer Gesellschaft von Schriftstellern und Kritikern auch in Berlin ein „Freies Theater" aufthun, das eine größere Reihe von zeitgenössischen Dramen zur Darstellung zu bringen gedenkt, die, obwohl sie dichterische Kraft besitzen, bislang aus engherzigen Rücksichten nicht auf den öffentlichen Bühnen beachtet worden sind. Nur Mitgliedern des Vereines soll der Zutritt zu den Aufführungen gestattet sein.

Nach dem Roman „Menaongea" von Paul Bourget haben zwei junge Bühnenschriftsteller, Pierre Decourcelle und Léopold Lacour, ein Theaterstück zusammengebraut, das kürzlich in Paris einen Mißerfolg hatte. Der ohne Zweifel verdiente Ruf des geistreichen Bourget dürfte durch solche verunglückte Versuche nur geschwächt werden.

Octave Feuillet hat ein neues fünfaktiges Lustspiel „Chamillac" veröffentlicht, das aus familiären Rücksichten erst später auf der Bühne erscheinen soll.

Digitized by Google

## Novellistische Rundschau.

**Frankreich**: Die letzten Hefte der Figarosausgabe „Types de Paris" enthalten Skizzen von L. *de Fourcaud*: „Belles filles". B. *Champsaur*: „Chiffonniers". J. K. *Huysmans*: „Les habitues de café". L. *Mullem*: „Le petit peuple des maisons de retraite". Unter den neuesten novellistischen Erscheinungen des französischen Büchermarktes steht zweifelsohne ein Roman von Paul *Bourget*: „Le Disciple" obenan. — Desselben Schriftstellers großer Roman „Mensonges" liegt bereits in 39. Auflage vor. — Adolphe *Belot*: „Bon Ami". — *Stany*: „Une Fanste". — Louis *Ulbach*: „Bobinette". Es ist dies der letzte Roman dieses kürzlich verstorbenen liebenswürdigen Schriftstellers. — Fortune *du Boisgobey*: „Le plongeur". Szenen aus dem Sportsleben. — Camille le *Senne*: „Véra Nicole". — „Nu", von Jacques le *Lorrain*, ist eine jenet tiefen psychologischen Studien, welche so selten sind und doch zur pornographischen Litteratur gewoften werden müssen.

**Italien**: Als neueste novellistische Erscheinungen verzeichnen wir: Gerol. *Rovetta* „Le lacrime del prossimo". Fel. *Venosta*: „Vittoria Orgini o fatalità". Ein geschichtlicher Roman. — Ces. *Scotti*: „Fatalità, ossia amori e brigantaggio", eine sizilianische Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert. — Ed. *Marchi*: „Racconti". — Maria *Fantoni*: „Contrasti", eine Sammlung novellistischer Skizzen. — Unter dem Titel „Di là dal mare" ist ein neuer Band sardischer Erzählungen von Giov. *Saragat* erschienen, der schon durch die anmutige Ausstattung fesselt. — Von hervorragendem Übersetzungen erwähnen wir: Max *Nordau*: „La malattia 'del secolo", übertragen von Paolina Schiff.

**England**: Das neue Werk von F. Marion *Crawford* „Greifenstein" umfaßt drei Bände; dieser neue Roman des bekannten Romanciers spielt in Deutschland und enthält anscheinend Naturschilderungen aus dem Schwarzwald; eine sehr treffende Darstellung deutschen Studentenlebens giebt der Arbeit für den englischen Geschmack eine besondere Würde. Aber das maßlose Aussinnen dieser Schilderungen raubt der Erzählung die Teilnahme des Lesers; frisch wird die große gedankenlose Masse immer wieder auf solche Bücher zurückgreifen, und nur diesem Umstand hat Crawford den außerordentlichen Erfolg zu verdanken. — „For a King" betitelt sich ein historischer Roman von *S. Harwood*, der sich die stürmische Zeit König Karl zum Hintergrund nimmt. — „The New Eve", von *Randolph*, ist die liebliche Schilderung einer Liebe, die auf litterarischen Wert Anspruch hat. — Richard *Clynton*: „The Life of a Celebrated Buccaneer" ist eine ausgezeichnete Satire auf Britische Anmaßungen, Theorien, Vorurteile und Gelehrsche; bekannte Staatsmänner versucht der Verfasser unter der Maske seiner Helden lächerlich zu machen, und es gelingt ihm auch seinen Zweck bis zu einem gewissen Punkt zu erreichen. — Henry K. Dalton: „Lesbia Newman." — Demnächst wird eine Sammlung von Skizzen aus der Feder der Miß *Lawless* unter dem Titel „Plain Frances Mawbray" erscheinen. — Auch von *Rider Haggard* wird ein neuer Roman erwartet, in dem Königin Esther die Hauptrolle spielen soll; der Schriftsteller macht zu diesem Zwecke gegenwärtig Studien in Kleinasien und Persien.

**Amerika**: Der Verfasser der herrlichen Erzählung „The autobiography of a New England farmhouse" hat einen neuen Roman veröffentlicht: „The sphinx in Aubrey Parish", der vermöge seiner religiösen Stimmung bei den amerikanischen Leserwelt großen Anklang findet. — Eine englische Übersetzung von *Daudets* letztem Buche ist unter dem Titel „Recollections of a literary man" in New-York erschienen.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 16. 18. April 1889.

Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha. — Otto Gerland, Zur Bekämpfung der Trunksucht. Otto Speyer, Manzoni und Goethe. — Adolf Stern, Amalie von Helwig. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Schulreform. Immer wieder. Geschmacklosigkeit. Zum Fremdwörterunfug.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 885. 20 April 1889.

W. W. Hunter, Sachau's Translation of Alberuni. — Rev. Dr. E. Moore, Miss Hillard's Translation of the „Convito" of Dante. — Walter Lewin, McCulloch's Men and Measures of Half a Century. — J. M. Gray, Arthur Symons's Days and Nights. — W. Wallace, New Novels. — Some Books about the Colonies. — Notes and News. — The Fortheoming Magazines. J. T. Chapman, Original Verse: „As We View It". — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Appointements for Next Week. — Karl Pearson, Croll's Stellar Evolution and Geological Time. — Two Books about Birds. — Correspondence: R. F. Harper, A New Babylonian Contract Tablet. — Science Notes. — Philology Notes.

**The Athenaeum.** No. 3208. 20 April 1889.

Gardiner's History of the Civil War. — Recent Homeric Publicstions. — The Religious Houses of Ripon. Major Fraser's Manuscript. — The Dictionary of National Biography. — Novels of the Week. — The Anglo-Jewish Exhibition. — Library Table. List of New Books. — Copyright in Singapore; Leigh Hunt and Charles Lamb; Sales; The First Protestant Free Library in England, The „Dictionary of National Biography"; The Thirteenth Copy; M. Ulbach; An Unexplained Passage in „Comus".

### FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 16. 22 avril 1889.

Schrader, Bibliothèque de textes cunéiformes. — Baethgen, Le dieu d'Israel. — Gardner, Naucratis. — Juvenal, p. p. Nagniewski. — Coen, Les grandes routes commerciales. — Du Boys, Simeon du Bois. — Jadart, Les portraits historiques du Musée de Reims. — Biagi, Le Mere Magnum de Marucelli. — Le Chatelier, L'Islam au XIXe siècle. — Ranke, Etudes et essais. — Chronique.

**Revue des Deux Mondes.** No. 4. 15 avril 1889.

H. Taine, La reconstruction de la France en 1800. — André Theuriet, Deux soeurs. — Le duc de Noailles, Le centenaire d'une constitution. Le conservatisme aux Etats-Unis. — Jules Rochard, La douleur. — E. de Wyzewa, Les peintres primitifs de l'Allemagne. — Emile Beaussire, La formation spontanée d'une province à la fin du XVIIIe siècle. La Vendée. — Emile Faguet, De Bonald.

**Revue de famille.** No. 4. 15 avril 1889.

Jules Simon, Libert. — Victor Fournel, Figures d'ancien régime. — Paul Roujax, Le Chaland. — Em. de Lyden, Les Théâtres disparus (1791—1886). — William Busnach, Le Petit Gosse. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

### ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16 Aprile 1889.

Enrico Panzacchi. Edmondo de Amicis dopo letto il libro „Sull' Oceano!" — David Silvagni, Un Capitano di ventura in Roma nel 1700. — W. La politica italiana in Africa. — Neera, L'indomani. Romanzo. — Tullo Massarani; Italia e dolore nelle liriche di uno straniero. — Carlo F. Ferraris, Le Istituzioni di beneficenza davanti al Parlamento. — R. Erculei, L'arte antica della ceramica e l'attuale Esposizione di Roma. — Luigi Perris, Notizia letteraria. La Università di Stato e le Università autonome. — Corrado Ricci, Varietà. La fine di un cantante.

**Revue internationale.** 10 Avril 1889.

Andrea lo Forte-Randi, Une gloire posthume: Henri-Frédéric Amiel. — Paul Lindau, Dentelles. — Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Alex. de Périgord, Etrange histoire. — Charles Fusier, Dans le phare en ruine. — Amédée Rous, Nouvelle Faucon. — Notice littéraire: La biographie du baron B. Ricasoli. — Un ancien diplomate, Chronique politique.

### SKANDINAVIEN.

**Ur Dagens Krönika.** April 1889.

M me Mercedes de Castellanos (originaltrånsnitt af G. Forssell). — Den Lorenzo de Castellanos (originaltrånsnitt af G. Forssell). — Biografisk skizz öfver herr och fru de Castellanos. — Daniel Fallström, Boulsinger har flytt! Poem. — „De förenade rikens" och „trippelallianser", betraktelser af en gammal politikus. — Tack för brefvet! Några ord till A. G. D. af Wirsén af förf. till „Fördömelsens boningar". — Klas Fåhræus, „Från från håfvet". — Volontäre, Musikalisk revy. — Helen Zimmern, John Stuart Mill i ny belysning. — Forestier, En hädangången humorist. Anna nagra synpunkter och minnen. — Bourbonerna i Sverige. Hittills otryckta bref af biskop Wallenstrale i Kalmar till biskop Lindblom i Linköping. — Axel Raphael, Statsekonomisk och juridisk litteratur. Arbetsgifvare och arbetare. Sveriges rikes lag, utg. af W. Uppström, anmälningar af A. Hmg.

### BELGIEN.

**Revue de belgique.** 15 Avril 1889.

J. Bidez, Fous ou criminels. Mme Eugénie Pradez, Le chou. Nouvelle. — Ernest Mahaim, L'enseignement de l'économie politique à l'université de Vienne. — Aug. Gittée, Le conte populaire en Russie. — V. Dwelshauvers-Dery, La constitution de l'espace eclesie, d'après M. G.-A. Hirn. — Ch. Potvin, Chronique littéraire.

Digitized by Google

## AMERIKA.

**The Nation.** No. 1240. 4 April 1889.

The Week. — Editorial Articles: The Senate and the Press. Negro Convicts in South Carolina. The Story of Oklahoma. Edmond Scherer. — Special Correspondence: Arizona as a State. Marshal Villars. — Correspondence. — Reviews.

**Harper's Magazine.** 15 April 1889.

Colonel F. Grant, The Royal Academy. — T. de Thulstrup, A Court Ball at the Winter Palace, St. Petersburg. Illustration for „Social Life in Russia". Frontispiece. — Vicomte Eugène Melchior de Vogüé, Social Life in Russia. — William Winter, The broken Harp. A Poem. — Charles C. Abbott, A Meadow Mud-Hole. — De Blowitz, A Chapter from my Memoirs. — Franklin Everett Whaite, The Western Outlook for Sportsmen. — Amelie Rives, Unto the Least of these Little ones. A Poem. — Andrew Marvell, Thoughts in Garden. A Poem. — Richard Malcolm Johnston, Ogeechee Cross-Firings. A Story. — Brander Matthews, The Dramatic Outlook in Amerika. — Charles Dudley Warner, A little Journey in the World. A Novel. — James K. Reeve, Agriculture as a Profession. T. W. Parsons, To Francesca. A Poem. — Constance Fenimore Woolson, Jupiter Lights. A Novel. — Drawn by George du Maurier, Social Agonies.

## RUSSLAND.

**Russische Revue.** 1. Heft 1889.

Jul. Hasselblatt, Die Petersburger Kommunalarbeit auf dem Gebiete der Volksaufklärung. — Allgemeines Reichsbudget der Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1889. Zur künstlichen Bewässlung Rußlands. Die russische Zuckerkrisis in den Jahren 1885 - 1887. — J. Norden, Kunst-Chronik. Litteraturbericht.

## UNGARN.

**Ungarische Revue.** 3. Heft. März 1889.

Moritz Darrai, Ungarn im XVIII. Jahrhundert. — Wilhelm Lipp, Das Gräberfeld von Fenék. — Joh. Heinr. Schwicker, Ungarns Ortsnamen. Valentin Kuzsinszky, Eine Medea-Gruppe aus Aquincum. — Rosenschön, Osmanisches Märchen, deutsch von Ignotz Kunás. — Kisfaludy-Gesellschaft, Jahresversammlung am 24. Jänner.

## RUMÄNIEN.

**Rumänische Revue.** 4. Heft. April 1889.

Nationalismus und Wehrkraft. — I. Ritter v. Onciul, Einiges über den Gang und die Entwickelung der theologischen und klerikalen Kultur in der Bukowina. — S. Mangiuca, Walach oder Vlach. Ethnologische Studie. — Ion Ionescanu, Das trajanische Dacien auf der Peutingerschen Weltkarte des Castorius. — Jean Slavici, Ein verlorenes Leben. Novelle aus dem Rumänischen, deutsch von Leon Schöufeld (Bucuresci).

## ZUR RUSSISCHEN ZEITSCHRIFTENLITTERATUR.

Die russischen Zeitschriften veröffentlichten in den ersten zwei Monaten dieses Jahres folgende mehr oder minder bedeutende Werke, Abhandlungen, Aufsätze etc. I. Russische Belletristik: Schtschedrin (Saaltykow). Die Poschechonische Vorzeit. Leben und Abenteuer des Nikanor Satrapesnyj. Schapir, Olga, Truggebilde, Roman. Ssaljas, Graf, Der Araktschejewsche Findling, Roman. Danilewskij, Gr., Das Unglückskabir, Roman. Uspenskij, Gl., Schwere Stunden. Korolenko, Von zwei Seiten, Erzählung. Orlowskij, Die junge Welt, Roman. Stachejew, Bei der Arbeit, Erzählung. Mörder, Aus Liebe zur Kunst, Erzählung. Korolenko, In der Nacht, Skizzen. Scheller, Die Sieger, Roman. Bohorykin, Der Verräter, Novelle. II. Ausländische Belletristik: Franzos, K. E., Schatten, Roman. Spielhagen, Der neue Pharao, Roman. Glaser, Masaniello. Lindau, P., Die Arbeiterin. III. Geschichtliches: Schilder, N. K., Rußland und seine Beziehungen zu Europa während der Regierung Kaiser Alexander I., 1806 bis 1825. Lorin-Melikow, Graf, M. Loris-Melikow. I. Theil. Ch. J., Erinnerungen an die Verteidigung Sewastopols 1854—1855. Schestakow, Die Studenten-Unruhen in Kasan im Jahre 1882. Das Notizbuch des Admirals P. S. Nachimow in Sewastopol 1854 bis 1855. Schimko, J. Alex. Puschkin (1834). Schönrock und Gatzuck, N. W. Gogol in seinen unedierten Briefen. M. J. Lermontow im Jahre 1831—1832. A. J. Herzen. Datischtschew, Die russische Diplomatie in der polnischen Frage (1853—1863). Unedierte Briefe von Gogol und Shukowskij. Nadler, Die religiös-sittliche Entwickelung Kaiser Alexanders I. und die Idee der heiligen Allianz. Pypin, N., Rußland und Europa. Howaiskij, Das litthauische Rußland unter den Jagellonen. Bilbassow, Rußlands internationale Beziehungen zu den deutschen Staaten. Schönrock, Gogols Eltern. Firssow, N., Des Herzogs von Savoyen Versuch, sich als König von Bulgarien, Serbien, der Herzegowina, Bosnien und Macedonien krönen zu lassen. Howaiskij, Aus der Regierungszeit Iwans des Grausen. Aus den Erinnerungen der Gräfin A. D. Bludow. Milasch, Die römische Propaganda, ihre Geschichte und gegenwärtige Lage. Forsten, Schwedens Politik während der Zeit der (russischen) Wirren (1606—1613). Howalskij, Iwan der Grause und Stephan Bathory im Kampfe um Livonien. Korosdin, Erinnerungen an den Grafen Loris-Melikow. Wessin, Aus der Zeit der Leibeigenschaft. Ogarjow-Tutschkow, Frau, Erinnerungen an J. S. Turgenjew. Stassow, Neue Materialien zur Biographie M. Glinkas. Murawjow-Karskija, N. N., Aufzeichnungen aus dem persischen Kriege 1826. IV. Geographie, Reisen, Ethnographie: Lupulesco, Die russischen Colonien in der Dobrudscha. Moltschanow, Das heutige Persien. Diefenhausen, Militärstatistische Skizze des japanischen Reichs. Strüve, B., Erinnerungen an Sachalin. Maximow, Das Ussuri-Gebiet. Rosow, Das christliche Nubien. Denkmäler des Christentums in Nubien. V. Verschiedenes: Lessewitsch, Was ist wissenschaftliche Philosophie. W. N., Die Getreide-Krisis. Kablukow, Von der Bedeutung professioneller Bildung in Bezug auf Rußlands ökonomische Lage. Erismann, Die Schulhygiene auf der Jubiläums-Ausstellung der Gesellschaft zur Aufmunterung des Fleißes in Moskau. Röskin, Die Moral in der politischen Oekonomie. Nikolskij, Die gestarrigen Viehseuchen und der Kampf gegen dieselben. Butkewitsch, Die russische und die deutsche Schule. Protassow, Kritik der Glaubenslehre der russischen Stundisten. Beiträge zur Frage über die Beziehungen der tschechischen Hussiten zur orientalischen Kirche, gegen Mitte des XV. Jahrhunderts. Tschuprow, Vom Charakter und den Ursachen der gegenwärtigen Krisis in West-Europa. VI. Übersetzungen: Brandes, G. Meritzee. (Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen.) Kanisky, K. Arthur Schopenhauer. Kirpitela, Geschichte der hebräischen Litteratur. Leibnitz, Theodicee. Auf etwaige Anfragen, wo der eine oder andere von den obengenannten Artikeln etc. etc. zu finden ist, erteilt der Unterzeichnete gern Auskunft.

München. W. Henckel.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Author** of „Molly Bawn": Under-Currents. 2 vols. Tauchnitz-Edition 2574 2575. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 3,2.

**Bolderwood**, R. Robbery under Arms. 2 vols. Tauchn.-Edit. 2571 2572. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 3,2.

**Bret Harte.** Cressy. Tauchn.-Edit. 2576. Leipzig, B. Tauchnitz. 1,6.

**Corbett, J.** Kophetua the Thirteenth. 2 vols. London, Macmillan & Co.

**Strindberg, A.** Die Verheirateten. Zwölf Ehegeschichten. Übers. von H. Ortenburg. Budapest, G. Grimm. 2,0.

**Strindberg, A.** Das rote Zimmer. Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Budapest, G. Grimm. 4,0.

**The Outcasts.** Tauchn.-Ed. 2573. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 1,6.

**Tribolati, F.** Conversazioni di Giovanni Rosini. Pisa, E. Spoerri. L. 3.

**Valentin, V.** Das Baumwollengenie. Un capriccio critico-simbolico, Leipzig, C. Reißner. 1,5.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik**

**Geiger, L.** Goethe-Jahrbuch. X. J. Frankf. a. M., Rütten & Löning. —. 10,0.

**Kohut, A.** Fürst Bismarck und die Litteratur. Eine politisch-litterarische Studie. Leipzig, C. Reißner. 2,0.

**Geschichte und Biographie.**

**Müller-Bohn, H.** Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. 1. Lfg. Berlin W., P. Kittel. je 0,5.

**Sheridan, Ph.** Von Gravelotte nach Paris. Deutsch von Udo Brachvogel. Leipzig, C. Reißner. 1,5.

**Weber, G.** Allg. Weltgeschichte. 2. Aufl. Lfg. 108. Lpzg., Engelmann. 1,0.

**Philosophie.**

**Friedrich, G.** Die persönliche Kraft. München, G. Friedrich. 1,0.

**Haufe, E.** Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objektiven Systems. Meran, F. W. Ellmenreich. 6,0.

**Vermischtes.**

**Annales** de l'école libre des sciences politiques. No. 2. Paris, Alcan. frcs. 5.

**Tolhausen, L.** Nuevo Diccionario español-alemán y aleman-español. 2 Bde. Leipzig, Bernh. Tauchnitz.

Digitized by Google

Librairie FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris

# BIBLIOTHÈQUE UTILE

ENCYCLOPÉDIE POPULAIRE

100 volumes in-18 de 192 pages chacun

HISTOIRE DE FRANCE et des Pays étrangers — GÉOGRAPHIE — COSMOGRAPHIE

LE VOLUME BROCHÉ : 60 CENTIMES

Cartonnage toile anglaise ou toile dorée : 1 fr.

ENVOI FRANCO CONTRE TIMBRES OU MANDATS

SCIENCES — ÉCONOMIE DOMESTIQUE — PHILOSOPHIE — DROIT USUEL

1. MORAND. Introd. à l'étude des sciences physiques.
2. CHEVREUL. Hygiène générale.
3. CORNON. De l'enseignement professionnel.
4. L. PICHAT. L'Art et les Artistes en France.
5. BUCHEZ. Les Mérovingiens.
6. BUCHEZ. Les Carolovingiens.
7. F. MORIN. La France au moyen âge.
8. BASTIDE. Luttes religieuses des premiers siècles.
9. BASTIDE. Les Guerres de la Réforme.
10. E. PELLETAN. Décadence de la monarchie française
11. L. BROTHIER. Histoire de la terre.
12. SANSON. Principaux faits de la chimie.
13. TURCK. Médecine populaire.
14. MORIN. Résumé populaire du Code civil.
15. ZABOROWSKI. L'Homme préhistorique.
16. A. OTT. L'Inde et le Chine.
17. CATALAN. Notions d'astronomie (*Illustré*).
18. CRISTAL. Les Délassements du travail.
19. VICTOR MEUNIER. Philosophie zoologique.
20. G. JOURDAN. La Justice criminelle en France.
21. CH. ROLAND. Histoire de la maison d'Autriche.
22. H. DESPOIS. Révolution d'Angleterre.
23. GASTINEAU. Génie de la Science et de l'industrie.
24. H. LENEVEUX. Le Budget du foyer.
25. L. COMBES. La Grèce ancienne.
26. FRÉD. LOCK. Histoire de la Restauration.
27. L. BROTHIER. Histoire populaire de la philosophie.
28. L. MARGOLLÉ. Les Phénomènes de la mer.
29. L. COLLAS. Histoire de l'empire ottoman.
30. TURCHER. Les Phénomènes de l'atmosphère.
31. E. RAYMOND. L'Espagne et le Portugal
32. EUGÈNE NOËL. Voltaire et Rousseau.
33. A. OTT. L'Asie occidentale et l'Égypte.
34. C. RICHARD. Origine et fin des mondes.
35. ENFANTIN. La Vie éternelle.
36. L. BROTHIER. Causeries sur la mécanique.
37. ALFRED DONBAUD. Histoire de la marine française.
38. FRÉD. LOCK. Jeanne d'Arc.
39-40. CARNOT. Révolution française (2 vol.).
41. TURCHER et MARGOLLÉ. Télescope et Microscope.
42. BERRYT. Torrents, Fleuves et Canaux de la France.
43. P. SECCHI, WOLF et BRIOT. Le Soleil et les Étoiles.
44. STANLEY JEVONS. Économie politique.
45. EM. FERRIÈRE. Le Darwinisme.
46. LENEVEUX. Paris municipal.
47. BOILLOT. Les Entretiens de Fontenelle.
48. EDGAR ZEVORT. Histoire de Louis-Philippe.
49. GRIMIE. Géographie physique (*Illustré*).
50. ZABOROWSKI. L'Origine du langage.
51. BERRYT. Les Colonies anglaises.
52. ALBERT LÉVY. Histoire de l'air (*Illustré*).
53. GRIMIE. Geologie (*Illustré*).
54. ZABOROWSKI. Les Migrations des animaux.
55. F. PAULHAN. La Physiologie de l'esprit (*Illustré*).
56. TURCHER et MARGOLLÉ. Phénomènes célestes.
57. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Afrique et de l'Amérique.
58. JACQUES BERTILLON. La Statistique humaine de la France (naissances, mariage, morts).
59. PAUL GAFFAREL. La Défense nationale en 1792.
60. HERBERT SPENCER. De l'éducation.
61. JULES BARNI. Napoléon Ier.
62. HUXLEY. Premières notions sur les sciences.
63. P. BONDOIS. L'Europe contemporaine.
64. GROVE. Continents et Océans (*Illustré*).
65. JOUAN. Les îles du Pacifique.
66. ROBINET. La Philosophie positive.
67. RENARD. L'homme est-il libre?
68. ZABOROWSKI. Les Grands Singes.
69. E. HATIN. Histoire du Journal.
70. GIRARD DE RIALLE. Les Peuples de l'Asie et de l'Europe.
71. A. DONBAUD. Histoire contemporaine de la Prusse.
72. DUCOR. Petit dictionnaire des falsifications.
73. F. HENNEGUY. Histoire contemporaine de l'Italie.
74. LENEVEUX. La Travail manuel en France.
75. JOUAN. Les Chasses aux animaux marins.
76. REGNARD. Histoire contemporaine de l'Angleterre
77. DOUAT. Histoire de l'air (*Illustré*).
78. JOUBOT. Le Patriotisme à l'école.
79. MONGREDIEN. Le Libre échange en Angleterre.
80. CHARLTON. Histoires romaines.
81-82. BONDOIS. Report et institutions de la France
83. ZABOROWSKI. Les Mondes disparus (*Illustré*).
84. J. REINACH. Léon Gambetta (*Illustré*).
85. H. FILHOL. Zoologie gendrale (*Illustré*).
86. WILKINS. L'Antiquité romaine (*Illustré*).
87. MAURY. Les Mines de la France.
88. BROQUÈRE. Médecine des accidents, premiers soins
89. AMIGUES. A travers le ciel.
90. GOSSIN. La Machine à vapeur (*Illustré*).
91. GAFFAREL. Les Frontières françaises et leur défense.
92. DALLOZ. La Navigation aérienne (*Illustré*).
93. COLLIER. Premiers Principes des beaux-arts (*Illustré*)
94. LABRALÈTHIER. L'Agriculture française (*Illustré*
95. GOBRIE. La Photographie (*Illustré*).
96. GENEVOIX. Les Matières premières.
97. FAGUET. Le Roman français
98. MONIN. Les Maladies épidémiques (hygiène).
99. PRIVAT. Économie rurale et agricole.
100. MAHAFFY. L'antiquité grecque (*Illustré*).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben erschienen als Sonderausgaben:

Zur

## Fremdwörterfrage

von

Wolfgang Kirchbach.

Preis broschiert 25 Pfg.

* * *

## Kritik

der

## reinen Erfahrung

von

R. Avenarius

angezeigt von

Dr. Joseph Petzoldt.

Preis broschiert 40 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Jugendthaten.

8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.



# Tolhausen,

## Neues spanisches Wörterbuch, vollständig.

Verlag von Bernhard Tauchnitz.

Soeben ist erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

Neues spanisch-deutsches und deutsch-spanisches

## Wörterbuch

von

Louis Tolhausen.

I. Teil: Spanisch-Deutsch; II. Teil: Deutsch-Spanisch.

100 Bogen größtes Lexikon-Oktav. Broschiert in 2 Bänden ℳ 15,00.
Beide Teile in einen Band gebunden: Halbfranz ℳ 17,00.
Halbmarokko ℳ 18,00.

Dieses neue Wörterbuch der spanischen und der deutschen Sprache übertrifft an Vollständigkeit alle bisher erschienenen spanischen Wörterbücher und hat von der Kritik diejenige ungeteilte Anerkennung gefunden, welche es als das Werk jahrelangen Studiums beanspruchen kann. Die Verlagshandlung hat durch einen ungewöhnlich niedrigen Preis die Anschaffung in den weitesten Kreisen möglich gemacht.


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 11. Mai 1889. Nr. 20.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Heinrich Tovote: „Maupassant: Das Stelldichein". — Th. Höpfner: „Il Secolo Tartufo di Paolo Mantegazza". — H. Zschalig: „Maibräuche in England". — Adolf Kohut: „Ungedruckte Briefe berühmter Dichter und Schriftsteller". — Konrad Telmann: „Jakob der Letzte". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Maupassant: Das Stelldichein.

Übersetzt von Heinr. Tovote.

Im Hut und Mantel, einen Schleier vorgebunden, einen anderen in der Tasche, um ihn über den ersten zu binden, wenn sie in dem verhängnisvollen Fiaker saß, klopfte sie mit dem Sonnenschirme gegen die Spitze ihres Stiefelchens, und blieb noch immer im Zimmer sitzen, unentschlossen ob sie zu dem Stelldichein gehen sollte.

Wie oft hatte sie sich nicht in den letzten zwei Jahren so angekleidet, um den schönen Vicomte de Martelet, ihren Liebhaber, in seiner Junggesellenwohnung zu besuchen, während ihr Gatte, ein großer Bankier, sich auf der Börse befand.

Die Stutzuhr hinter ihr tickte unaufhörlich; ein Buch zur Hälfte durchgelesen gähnte auf dem kleinen Schreibtisch aus Rosenholz, zwischen den Fenstern; und ein starker Duft von Veilchen, der von zwei kleinen in Miniaturvasen auf dem Kamine stehenden Sträußchen ausströmte, mischte sich mit einem unbestimmten Verveinewohlgeruch, der heimlich durch die halb geöffnete Thür des Ankleidezimmers hereinströmte.

Die Uhr schlug drei, und sie erhob sich. Sie wandte sich um, schaute auf das Zifferblatt, lächelte und dachte bei sich: Er erwartet mich schon. Er wird in Sehnsucht nach mir vergehen. — Dann ging sie hinaus, indem sie dem Kammerdiener sagte, sie werde in spätestens einer Stunde zurück sein — eine gewohnheitsmäßige Unwahrheit — und nachdem sie die Treppe hinabgeschritten war, wagte sie sich zu Fuß auf die Straße.

Es war in den letzten Tagen des Mai, in dieser entzückenden Jahreszeit, wo der Frühling der Flur in Paris zu erobern scheint, es besiegt, über die Dächer hinweg in die Häuser eindringt, über die Mauern, die ganze Stadt erblühen läßt und eine sonnige Freude über die Steine der Häuserstirnseiten, den Asphalt der Gehwege, und das Pflaster der Straßen breitet, die Stadt badet und berauscht mit Lebenskraft, wie einen grünenden Wald.

Die junge Frau ging ein paar Schritte nach rechts, um wie gewöhnlich die Rue de Provence hinabzugehn, wo sie einen Wagen anzurufen pflegte; aber die Milde der Luft, dieses Erwachen des Sommers, das an gewissen Tagen in unsere Brust eindringt, durchflutete sie so plötzlich, daß sie ihren Sinn änderte und in die Rue de la Chaussée-d'Antin einbog, ohne recht zu wissen weshalb, vielleicht gelockt von dem Wunsche die grünenden Bäume des Trinitéplatzes zu sehen.

Sie dachte: Ah, bah, er wartet eben zehn Minuten länger. Dieser Gedanke erfüllte sie aufs neue mit Befriedigung, und während sie vorsichtig durch die Menge schritt, sah sie im Geiste wie er ungeduldig wurde, nach der Uhr sah, das Fenster öffnete, an der Thür lauschte, sich einen Augenblick hinsetzte, wieder aufsprang, und es nicht wagte zu rauchen, weil sie es ihm für die Tage ihres Stelldicheins verboten hatte, und wie er nun verzweifelte Blicke nach dem Cigarettenkästchen warf.

Sie ging vorsichtig weiter, indem sie auf alles Acht gab, was ihr begegnete, die Gestalten, die Läden, und ihre Schritte immer mehr verlangsamte, so wenig begierig ihr Ziel zu erreichen, daß sie vor jedem Ladenfenster noch einen Vorwand suchte, um zu verweilen.

Am Ende der Straße, vor der Kirche, zog das

Digitized by Google

grüne Laub der kleinen Anlage sie so sehr an, daß sie den Platz überschritt und diesen Garten, diesen Kinderspielplatz betrat, und zweimal um den schmalen Rasen ging, mitten durch all' diese bebänderten, aufgeblühten, buntscheckigen Kinder.

Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, und indem sie zu dem runden Zifferblatte des Turmes aufblickte, sah sie zu, wie die Zeiger sich fortbewegten.

In dem Augenblicke schlug es halb und ihr Herz zitterte vor Freude, als sie das Glockenspiel hörte. Eine halbe Stunde war gewonnen, dann eine viertel Stunde, um die Rue Miromesvil zu erreichen, und noch einige Minuten langsamen Schlenderns, und sie hatte eine Stunde, eine ganze Stunde dem Stelldichein gestohlen.

Sie würde kaum vierzig Minuten dort bleiben, und es war wieder einmal überstanden.

Du lieber Gott, wie das langweilig war, hingehen zu müssen. Wie ein zum Zahnarzt gehender Patient trug sie im Herzen die qualvolle Erinnerung an all' diese schon hinter ihr liegenden Zusammenkünfte, seit zwei Jahren fast jede Woche eine, und der Gedanke, daß sie jetzt wieder vor einer solchen stand, erfüllte sie mit Angst vom Kopf bis zu den Zehen. Nicht daß es so sehr schmerzlich war, schmerzlich wie ein Besuch beim Zahnarzt, aber es war so langweilig, so langweilig, so umständlich, so peinlich, daß sie alles, alles, selbst einen Zahn ausziehen vorgezogen hätte. Und doch ging sie hin, sehr langsam, mit kurzen Schritten, indem sie stehen blieb, sich setzte, überall umherschlenderte, — aber sie ging hin. Sie hätte auch dieses gern ausfallen lassen, aber sie hatte den armen Vicomte zweimal hintereinander im letzten Monat sitzen lassen, und sie konnte das nicht so schnell wiederholen. Weshalb ging sie nur hin? — Ja, weshalb nur? — Weil sie es so gewohnt war, und weil sie diesem armen Mortelet keinen Grund angeben konnte, wenn er denselben wissen wollte. Warum hatte sie nur angefangen? Warum nur? Sie wußte es nicht mehr. Hatte sie ihn geliebt? — Es war schon möglich. Nicht so sehr, aber ein wenig, es war so lange her. Er war hübsch, viel gesucht, gewählt, zuvorkommend, und schien beim ersten Blick das Urbild für den vollkommenen Liebhaber einer Dame der Welt zu sein.

Drei Monate hatte er ihr den Hof gemacht, — die Normalzeit, ehrlicher Kampf, hinlänglicher Widerstand — dann hatte sie eingewilligt. Welch' eine Erregung, welche Krampfhaftigkeit, welch' eine schreckliche und doch so bezaubernde Furcht bei diesem ersten Stelldichein, dem gar bald andere folgten, in diesem kleinen Junggesellen-Zwischengeschoß der Rue de Miromesvil.

Ihr Herz? — Was empfand damals ihr kleines Herz, einer Frau, die sich hatte verführen, besiegen, erobern lassen, als sie zum ersten Male die Schwelle dieses Hauses überschritt. Sie wußte es wirklich nicht mehr. Sie hatte es vergessen. Man erinnert sich einer Thatsache, einer Tageszahl, eines Dinges, aber man erinnert sich nach zwei Jahren nicht mehr eines Gefühles, das sehr schnell verflogen ist, weil es nicht tief war. Keineswegs aber hatte sie all' das andere vergessen, diesen Rosenkranz von Rendezvous; diese so ermüdenden Leidensstationen, die so eintönig, sich stets so ähnlich waren, daß ihr übel ward, wenn sie daran dachte, was jetzt wieder geschehen sollte.

Sie brauchte nur an diese Fiaker zu denken, die sie nehmen mußte, um zum Orte zu kommen; sie glichen nicht den anderen, deren man sich für gewöhnliche Fahrten bedient. Sie war überzeugt, die Kutscher errieten sofort alles. Sie fühlte es heraus aus deren Art, wie sie sie ansahen, und die Augen eines Pariser Kutschers sind schrecklich. Wenn sie nun daran dachte, wie diese alle Augenblicke vor dem Gerichte nach mehreren Jahren noch Verbrecher wiedererkennen, die sie ein einziges Mal, in dunkler Nacht, von irgend einer Straße zum Bahnhofe gefahren haben, und daß sie fast eben so viele Fahrgäste haben, als der Tag Stunden hat, und daß ihr Gedächtnis so zuverlässig ist, daß sie beschwören: Das ist der Herr, der in der Rue des Martyres eingestiegen ist und den ich vierzig Minuten nach Mitternacht, am zehnten Juli vorigen Jahres zum Lyoner Bahnhofe gefahren habe. Hat man da nicht alle Ursache zu zittern, wenn man sich den Gefahren aussetzt, wie es eine junge Frau thut, die zum Stelldichein geht, wenn sie ihren guten Ruf dem ersten besten dieser Kutscher anvertraut. Seit zwei Jahren hatte sie zu dieser Fahrt nach der Rue de Miromesvil wenigstens hundert bis hundertzwanzig gehabt, wenn sie nur auf die Woche einen rechnete. Es waren ebenso viele Zeugen, die im kritischen Augenblicke gegen sie aussagen konnten.

Sobald sie im Wagen war, zog sie aus der Tasche den anderen Schleier, dicht und schwarz, und band ihn vor das Gesicht. Er verbarg ja ihr Gesicht, aber all' das andere, das Kleid, der Hut, der Sonnenschirm, konnte man das nicht bemerken, hatte man das nicht schon gesehen? Und welch' eine Marter in der Rue de Miromesvil. Sie glaubte alle Passanten zu kennen, alle Dienstboten, alle Welt. Kaum daß der Wagen hielt, sprang sie heraus und eilte in das Haus, an dem Hausmeister vorüber, der immer in seiner Loge saß. Der mußte doch alles wissen, alles — ihre Wohnung — ihren Namen — das Geschäft ihres Gatten — alles — denn diese Hausmeister sind die geriebensten Polizisten. Seit zwei Jahren hatte sie die Absicht, ihn zu bestechen, ihm eines Tages im Vorübergehen einen Hundertfrancsschein zu geben, ihm hinzuwerfen. Aber sie hatte es nie gewagt, diese kleine Bewegung zu machen, um ihm das Stückchen Papier vor die Füße zu werfen! Sie fürchtete sich. — Wovor nur. — Sie wußte es nicht! — Zurückgerufen zu werden, wenn er es nicht begriff? — Vor einem Skandal? einem Auflauf auf der Treppe? — vielleicht gar einer Verhaftung? —

Um zu der Wohnung des Vicomte zu gelangen, brauchte sie nur einen halben Stock zu steigen, und doch schien er ihr so hoch wie der Saint-Jacquesturm. Wenn sie im Hausflur war, fühlte sie sich wie in einer Falle, und das kleinste Geräusch vor oder hinter ihr drohte sie zu ersticken.

Sie konnte nicht zurück, denn der Hausmeister

Digitized by Google

und die Straßen wehrten ihr den Rückzug; und wenn in dem Augenblicke jemand die Treppe herabkam, wagte sie es nicht bei Mortelet zu klingeln, und sie ging an der Thür vorüber, als ob sie zu jemand anderem gehen wolle! Sie stieg und stieg immerzu. Sie wäre vierzig Stockwerk hoch gestiegen. Dann wenn alles still im Treppenhause geworden war, stieg sie wieder herunter, und dann fürchtete sie, den Zwischenstock nicht wieder zu erkennen.

Dort wartete er in seinem mit doppelter Seide gefütterten Sammetgewand, das sehr kokett aber auch ein wenig lächerlich war, und seit zwei Jahren empfing er sie immer auf die gleiche Weise, ohne selbst eine Gebärde zu ändern.

Sobald er die Thür geschlossen hatte, sagte er: „Liebe, liebe Freundin, lassen Sie mich Ihre Hand küssen." Dann folgte er ihr in das Schlafzimmer, wo ohne Zweifel aus „chic" Winter und Sommer die Fensterläden geschlossen und die Lichter angezündet waren, und er kniete vor ihr nieder, indem er mit einer Art Anbetung sie von unten herauf betrachtete.

Am ersten Tage hatte sich diese Bewegung sehr hübsch gemacht, sie machte Eindruck. Jetzt war ihr, als sehe sie Delaunay zum hundertzwanzigsten Male den fünften Akt eines Zugstückes spielen. Er mußte unbedingt seine Effekte ändern.

Und dann, großer Gott, dann kam das schrecklichste. Er hatte immer dieselben Effekte, der arme Junge. Ein guter Junge, aber banal! . . .

Ach Gott, war es entsetzlich, sich ohne Kammermädchen auszuziehen. Einmal ließ man sich das noch gefallen, aber jede Woche, das war schrecklich. Wahrhaftig, das konnte kein Mensch von einer Frau verlangen, es war der reine Frohndienst.

Ging das Ausziehen schwer, so wurde das Ankleiden fast unmöglich: das machte sie nervös, daß sie hätte weinen und im Zorn den Menschen ohrfeigen mögen, der mit linkischer Miene sich herumdrückte und sagte: „Soll ich Ihnen auch etwas helfen?"

Helfen! Er — helfen! Lächerlich! — Was konnte er helfen? Man hatte genug, wenn er nur eine Stecknadel herreichte.

In diesen Augenblicken hatte sie ihn wahrscheinlich satt bekommen. Wenn er fragte: „Soll ich Ihnen helfen?" — sie hätte ihn töten können. Und dann — war es anders denkbar, als daß eine Frau zuletzt einen Menschen verabscheuen mußte, der sie seit zwei Jahren gezwungen hatte, sich mehr als hundertundzwanzig Mal ohne Kammermädchen aus- und anzuziehen.

Es gab gewiß nicht viele so ungeschickte, so steife und einsilbige Menschen als er einer war.

Der kleine Baron von Grimbal hätte gewiß nicht mit solch' einem dummen Gesichte gefragt: Darf ich Ihnen helfen. Er hätte ihr geholfen, er, der so flink, so drollig, so aufgeweckt war. Ja, das war ein Diplomat, er war in aller Herren Ländern gewesen, hatte sich überall herumgetrieben, und gewiß Frauen genug aus- und angezogen, auf welche Art sie immer in der Welt gekleidet waren. Das war etwas anderes.

Die Uhr der Kirche schlug drei Viertel. Sie stand auf, warf einen Blick zum Zifferblatte empor und murmelte lächelnd: „Wie er jetzt in Unruhe sein wird", dann verließ sie schnellen Schrittes die Anlagen.

Sie war kaum zehn Schritte über den Platz gegangen, als sie sich einem Herrn gegenüber befand, der sie ehrerbietig tief grüßte.

„Ah, Sie, Herr Baron?" — sagte sie erstaunt. Sie hatte gerade an ihn gedacht.

„Wie Sie sehen, gnädige Frau."

Er erkundigte sich nach ihrem Befinden, dann sagte er nach ein paar gleichgiltigen Reden:

„Wissen Sie, daß Sie die einzige meiner — Sie erlauben wohl, daß ich meiner Freundinnen sage, nicht wahr? — Die einzige meiner Freundinnen sind, die meine japanische Sammlung noch nicht mit ihrem Besuche beehrt hat."

„Aber lieber Baron, eine Frau kann doch nicht ohne weiteres so zu einem Junggesellen gehen."

„Ich bitte Sie! Das ist ein gewaltiger Irrtum, wenn es sich darum handelt, eine seltene Sammlung zu besehen."

„Auf jeden Fall kann sie nicht allein gehen."

„Und weshalb denn nicht? Ich habe eine ganze Menge Damen allein empfangen, um meine Gallerie zu betrachten. Alle Tage erhalte ich Besuche. Soll ich sie Ihnen aufzählen — nein — ich werde es nicht thun. Selbst da, wo kein Geheimnis vorliegt, muß man verschwiegen sein. Im Grunde verstößt es nur dann gegen die Sitte, in gewisser Situation bei einem ernsthaften, bekannten Herrn vorzusprechen, wenn man die Absicht dabei nicht laut werden lassen darf."

„Im Grunde genommen haben Sie damit eigentlich recht."

„Sie wollen mir also die Ehre geben."

„Und wann?"

„Aber jetzt gleich."

„Unmöglich, ich habe jetzt keine Zeit."

„Ah, und dabei saßen Sie eine halbe Stunde am Spielplatze."

„Sie spionieren?"

„Ich beobachtete Sie nur."

„Nein, wirklich, ich muß mich beeilen."

„Ich glaube Ihnen nicht ganz. Bitte, gestehen Sie es mir doch, daß ich recht habe."

Sie lachte und gestand endlich: „Nun ja — ja — so sehr eilt es nicht."

Ein Fiaker fuhr dicht an ihnen vorüber. Der kleine Baron rief ihn an: „He, Kutscher!" und der Wagen hielt. Er öffnete den Schlag und sagte:

„Bitte, gnädige Frau!"

„Nein, Herr Baron, ich bitte, es ist unmöglich. Heute nicht."

„Gnädige Frau, steigen Sie, bitte, ein, Sie handeln unvorsichtig. Man beobachtet uns, es wird ein Menschenauflauf entstehen, denn man wird glauben, ich wollte Sie entführen und man wird uns beide anhalten, ich bitte Sie, steigen Sie ein."

Sie stieg ein, erschreckt und bestürzt, und indem er dem Kutscher noch: Rue de Provence zurief, nahm er neben ihr Platz.

Plötzlich rief sie aus:

„Ach Gott, ich habe eine sehr eilige Depesche

Digitized by Google

vergessen. Bringen Sie mich, bitte, zuerst zum nächsten Telegraphenamt."

Ein wenig weiter in der Rue de Châteaudun hielt der Wagen und sie bat den Baron:

„Wollen Sie mir eine Fünfzig-Centimes-Karte besorgen? Ich habe meinem Gatten versprochen, Martelet für morgen zum Speisen einzuladen, und habe es völlig vergessen.

Als der Baron mit der blauen Karte in der Hand zurückkam, schrieb sie mit Bleistift:

„Lieber Freund, ich bin sehr leidend. Eine abscheuliche Neuralgie fesselt mich ans Bett. Kann nicht fort. Kommen Sie morgen Abend zum Speisen und verzeihen Sie mir dann." Johanna.

Sie feuchtete den Briefumschlag an, verschloß ihn sorgsam, schrieb die Adresse: „Vicomte de Martelet 240 Rue de Miromesvil" darauf, und gab dann die Karte dem Baron, indem sie sagte:

„Wollen Sie nun dies, bitte, in den Briefkasten werfen?" —

## Il Secolo Tartufo di Paolo Mantegazza.

Milano. Fratelli Treves Editori.

Der berühmte Physiologe bietet uns hier ein Büchlein, das durchaus allgemein verständlich, mit sprudelnder Lebendigkeit und Humor geschrieben, auf einen großen Leserkreis rechnen darf; denn man will ja heutzutage die Dinge nicht zu tragisch nehmen. Und dennoch ist es ihm ein rechter Ernst mit seinem Feldzug gegen Heuchelei und Verstellung; überall geht er ihr zu Leibe, selbst im Tierreich, wo nicht nur die List und die Schlauheit, sondern auch das Anpassungsvermögen gewisser Tiere, wodurch sie sich ihren Verfolgern zu entziehen suchen, unter die Verstellungskünste gerechnet wird. Ja, Tartüffe hat seine Adame in den Wesen, die der Erscheinung der Wirbeltiere auf Erden vorausgingen. Ja, auch die Weichtiere waren Heuchler, nicht nur die im Meere, sondern auch die Erdschnecken. Der erste Tartüffe unter den Menschen ist schon im Paradiese zu suchen: mit den Feigenblättern, womit sich Adam und Eva bedeckten, beginnt die Verstellung. Heutzutage ist aber aus dem Feigenblatt ein hundertfältiges Gewebe geworden, mit dem die Menschen ihre Blöße und ihre Schwächen decken. Denn „die Heuchelei wächst in geradem Verhältnis zur Kultur; wo nur Gewalt herrscht, ist sie überflüssig." Nach unserer Ansicht eine sehr anfechtbare Behauptung; denn gerade Verstellung oder Heuchelei ist in vielen Fällen die einzige Schutzwaffe des Schwächeren wider den Stärkern, wofür wir unsererseits die von Mantegazza selbst erwähnten Beispiele aus dem Tierreiche anführen möchten. Wo das Recht des Schwachen vor den Übergriffen des Starken durch den Schutz des Gesetzes gesichert ist, wie in unsern Kulturstaaten in den meisten Fällen, da fällt ein Hauptbeweggrund, die Furcht, fort. — Doch hören wir, wie der Verfasser seine Behauptung begründet: „Wo dagegen die Freiheit alle jene verschiedenen und entgegengesetzten Kräfte bestehen läßt, welche man das Interesse des Einzelnen und des Allgemeinwohls nennt, wie Leidenschaft und Gesetze, Idealität und Brutalität, Mysticismus und Animalität, da entstehen daraus hunderttausend Wechselwirkungen, welche jenes bewunderungswürdige Gleichgewicht, jene Atmosphäre gegenseitiger Duldung, herstellen, welches eben — Heuchelei ist." Hierauf folgt ein ironisches Loblied auf die Heuchelei, auf die Lüge, die uns bei der Geburt empfängt und bis zum Grabe geleitet, die uns kleidet, nährt und liebkost, uns einschläfert, wenn wir leiden, uns zerstreut, wenn wir uns langweilen, uns weiß macht, daß wir alle frei, gut und glücklich seien. — Gesegnet wie die Heuchelei, welche das Krumme gerade und das Schlechte gut, das Garstige schön macht, sei auch unser Jahrhundert, „das körperlich nervös und moralisch-tartüffisch ist; d. h. das verlogenste aller Jahrhunderte, die je waren und je sein werden." Wiederum eine Behauptung, die zum Widerspruch herausfordert! Was sein wird, können wir freilich nicht wissen, aber im Rückblick auf vergangene Jahrhunderte würden wir wohl manche Zeiten nachweisen können, welche der unsern in der Kunst der Verstellung gleichkamen oder sie weit überboten; um nur beim Äußerlichen, dem Anzuge, stehen zu bleiben, auf den der Verfasser häufig zurückkommt, waren die geschminkten und gepuderten Herren und Damen mit ihren himmelhohen Frisuren, mit ihren Reifröcken und „Pochen" in der Blütezeit des französischen Einflusses minder gekünstelt als unsere heutige Gesellschaft? Man braucht nur die alten Bilder in den Schloßgallerien anzusehen, um diese Frage zu beantworten. Man braucht nur Ludwig XIV. und unsern Kaiser in seiner schlichten Uniform oder König Umberto in seinem einfachen Bürgeranzug neben einander zu halten! Und sollte die Heuchelei auf religiösem Gebiete, die Kriecherei der Höflinge und Schranzen wirklich heute größer sein als vor der französischen Revolution?

„An Stelle des Faustrechts, der Übermacht des Starken, haben wir die geschickt ausgeführten Überraschungen der List gesetzt; aber einer feinen, höflichen, wohlfrisierten und wohlerzogenen List, die nicht erlaubt, daß man eine Uhr, wohl aber eine Million stehle, wenn man es nur mit Anstand, Geschick und Anmut thut."

Die in diesem Satze enthaltene Anspielung auf gewisse Vorkommnisse in Italien ist kaum mißzuverstehen.

„Statt der rohen Gewalt haben wir den moralischen Zwang gesetzt, und für die wenigen, welche doch noch Faust und Messer gebrauchen, halten wir gut möblierte und wohlbewachte Zimmer bereit, die wir Gefängnisse nennen.

Henker und Galgen sind abgeschafft, man tötet einander nur noch in Massen bei lustiger Militärmusik und Kanonendonner und die Gefallenen müssen sich bedanken, daß ihnen das Leben auf so ruhmvolle Weise genommen werde, um in unseren übervölkerten Städten mehr Platz zu schaffen, und wo noch etwa eine Ungerechtigkeit übrig bleibt, da wird sie Gott im Jenseits ausgleichen."

Gerade diese letztere Ansicht, die in früheren Zeiten für Tausende von Unterdrückten der einzige

Digitized by Google

Trost war, scheint uns jetzt minder in Ansehen zu stehen als vordem! —

Das Reich der Tartüffe abzugrenzen, erklärt der Verfasser für unmöglich; es ist eben überall, es berührt die Pole des Bösen und des Guten, des Lächerlichen und des Erhabenen. „Der Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen ist nicht kurz, aber mit seinen Riesenbeinen macht Tartüffe auch diesen Sprung." Was hier aber in sein Reich verwiesen wird, scheint uns mehr in das Gebiet der Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung zu gehören, wer wollte Arrias rührendes Wort: non dole, pate in das Reich der Lüge verweisen?!

Mantegazza geht nun die einzelnen Gebiete dieses unermeßlichen Reiches durch und beginnt mit der Umgangssprache, die statt der „schrecklichen" Worte harmlose und unverfängliche zu setzen weiß. Verrat — möchte keiner begehen, aber List, Umsicht, Vorsicht, das ist schon etwas anderes; Unzucht, Ehebruch, das sind schreckliche Worte, aber — ein Lebemann, galante Abenteuer, ein Bewunderer des schönen Geschlechts. Das läßt sich hören! Statt Haß sagen wir edler Zorn, oder sittliche Entrüstung, und wer von Schmeichelei nichts wissen will, läßt sich doch gern nachsichtig beurteilen. —

Ein ganzes Kapitel ist den Heucheleien des Körpers gewidmet und darin werden „sechzehn wandelnde Lügen einer zurecht gemachten Dame" aufgezählt, ein Register, das sich übrigens noch verlängern ließe! Mit beißender Schärfe geht er gegen Schneiderinnen und Putzmacherinnen los, welche die schlimmsten Heucheleien hervorbringen; denn schlimmer als die Künste, welche die Körperfehler oder die Folgen des Alters verbergen sollen, wobei der Wunsch, den Schönheitssinn anderer nicht zu verletzen, allenfalls als Entschuldigung dienen kann, sind die Kniffe, durch welche unschuldige junge Mädchen unter dem Schleier falscher Scham zur Gefallsucht angeleitet werden.

Im Anfang giebt der Verfasser auf 23 Seiten ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Schönheitsmittel, mit Angabe ihrer Bestandteile und Bezeichnungen ihrer Schädlichkeit oder Unschädlichkeit. Dieses Verzeichnis, welches wohl manche Leserin zur Anschaffung des Buches reizen dürfte, ist übrigens im wesentlichen dem Werke eines deutschen Arztes, Dr. Klencke, entnommen.

Unsere moderne Erziehung leitet uns von Jugend auf zur Heuchelei an, sie lehrt uns, unsere wahren Gefühle verbergen und andere heucheln, oft aus bloßer Höflichkeit. — Köstlich ist der gerechte Zorn gegen die Superlative, deren Gebrauch wohl nirgend so blüht wie in Italien.

„Wäre ich nur eine halbe Stunde Alleinherrscher, ohne Verfassung, so wollte ich unter den vielen Gesetzen, für die das Parlament einstimmen wird, auch folgende geben: Im ganzen Reiche der Aufrichtigkeit ist es durchaus verboten, Superlative zu gebrauchen, weil diese nur für wilde Horden und einen kindischen Bildungsstandpunkt passen. Jeder Superlativ der im Gespräche vorkommt, wird mit Zuchthaus bestraft.

Die Hypersuperlative, die übertriebenen Lobeserhebungen und ähnliche Wortschmeicheleien werden dem Todschlag gleich geachtet und folglich mit dem Tode oder lebenslänglicher Galeerenstrafe belegt."

Über die Denkmalssucht wird der ihr gebührende Teil aus der Zornesschale des Verfassers ergossen.

Schlagend sind die Beispiele, an denen er den Gegensatz zwischen dem Gesetze Gottes, dem Gesetze des Staates und dem Gesetze der öffentlichen Meinung darthut. Da trifft ein jedes Wort wie Geißelschlag! — „Bei den Heucheleien des Gedankens" werden ganz besonders scharf die Advokaten mitgenommen, deren Geschäft es ist, den Schuldigen als unschuldig, ja, als Ehrenmann hinzustellen. „Es gilt für eine Bürgerpflicht, eine Aufgabe der Menschlichkeit auch den Vatermörder, den Landesverräter, selbst den seiner Schuld geständigen Verbrecher zu verteidigen; so sorgsame und zartfühlende Hüter der Gerechtigkeit sind wir! Und die Advokaten sind heutzutage die mächtigsten Bürgen unserer gesellschaftlichen Verfassung, denn auf der einen Seite halten sie die Schlüssel des Kerkers und des Zuchthauses in der Hand, auf der andern verfügen sie über das Vermögen und die Ehre aller, wenn sie Zivilprozesse führen." —

Auf dem Gebiete der religiösen Heuchelei erwarten wir vielleicht einen Feldzug gegen den Aberglauben und die Priesterschaft; aber nein — das besondere Gebiet der Kirche läßt der Verfasser unberührt (und wohl ihm selbst unerwartet hat ihm dies das Lob des ultra-klerikalen Blattes La Voce della Verità eingetragen!). Er wendet sich nur gegen die Heuchelei der Kirchenbesuche, mit viel größerer Schärfe aber gegen unsere moderne Erziehung, die nur den Verstand bildet und das Herz leer läßt. Die moderne Gesellschaft, eine Tochter der Revolution von 1789 und der Wissenschaft, hat sich in ihren eigenen Retter verliebt und ihn auf den Thron und den Altar gesetzt.

„Wir beten die Göttin der Vernunft nicht mehr in der nackten geraden Form an wie unsere Väter in der französischen Revolution, aber wir haben sie in jeder Schule unsichtbar und allmächtig als Gott aufgestellt; ihr opfern wir jedes andere Bedürfnis des menschlichen Herzens, jedes Gefühl, allen Mysticismus, jede Gemütsbewegung. Wissen ist Können, Wissen ist Wollen, Wissen ist Reichtum, ist Glück, ist das einzige und genaue Maß alles menschlichen Wertes."

„Ihr habt die Religion aus der Schule verbannt, weil die Religion eurer Väter euch alt und abgenutzt erscheint, weil sie auch gegen die Vernunft, die unsichtbare und allmächtige Göttin jeder Schule, zu streiten scheint; aber was habt ihr an ihre Stelle gesetzt? Nichts, nichts und abermals nichts!"

„Vom Tische eines Hungrigen habt ihr ein Gericht fortgenommen, das nach eurer Ansicht für ihn unverdaulich war, aber ihr habt nicht daran gedacht, ihm eine andere gesunde Speise vorzusetzen. Aus Furcht vor der Unverdaulichkeit habt ihr den Hunger gelassen und wenn jene uns krank machen kann, so kann der Hunger uns töten. —

Und während unser Jahrhundert den Hunger

Digitized by Google

nach dem Ideal zum Schweigen bringt, oder vielmehr verbirgt, und den Wermut und Absynth des Realismus als Zola-Litteratur trinkt, sagt er mit erheucheltem Lächeln, mit einem Lächeln voll Thränen, daß er keinen Hunger nach dem Ideal mehr habe!"

An solchen Stellen erhebt sich die Beredtsamkeit des Verfassers in seiner sittlichen Entrüstung zu begeistertem Schwunge — wobei übrigens die verpönten Superlative nicht immer vermieden werden! —

Das Schlußkapitel handelt von den großen sozialen und politischen Heucheleien; sehr bezeichnend sind die Anekdoten, welche Mantegazza aus den Erfahrungen seines politischen Lebens erzählt, Erfahrungen, die ihm für alle Zeit den Geschmack an einer politischen Laufbahn verdorben haben.

Das künftige Jahrhundert kann sich, nach seiner Ansicht, nur unter zwei Bedingungen nicht tartüffisch nennen:

Entweder muß es zur ursprünglichen Unwissenheit und Rohheit zurückkehren, oder mutig und entschlossen in aller Herz und Sinn jene Ideale schreiben, welche wir bis jetzt nur in unsere Gesetzbücher und auf unsere Fahnen geschrieben haben.

„Möge Jeder bei sich selbst anfangen, aufrichtig zu sein in seinem häuslichen Leben, in der Erziehung seiner Kinder, in der Kundgebung seiner eigenen Gedanken. Jede Lüge, die wir aus unserem Inneren oder von unserer Haut abreißen, ist ein fressender Krebs, ein verzehrender Parasit weniger. Wir haben uns zu lange daran gewöhnt, in verpesteter Luft zu leben, suchen wir eine reinere, gesündere Lebensluft!

Arbeiten wir daraufhin, daß spätestens in hundert Jahren ein anderer Schriftsteller das zwanzigste Jahrhundert nicht mehr das Jahrhundert des Tartüffe, sondern das aufrichtige und mutige Jahrhundert benennen könne.

Und wir Alle, sei es in den bescheidenen Blättern eines volkstümlichen Buches, sei es in der Schule oder in den Sälen des Parlaments, bahnen wir für unsere Nachkommen eine minder lügenhafte Welt an!"

In diesen Schlußworten ist der Zweck des Buches ausgesprochen, und dem wird jeder Freund der Wahrheit gern und freudig zustimmen.

Ein Vergleich zwischen Mantegazzas Buch und dem viel umfangreicheren von Max Nordau „Die conventionellen Lügen" müßte sehr interessant sein. Ich muß schon deshalb davon abstehen, weil mir das deutsche Buch hier, in Rom, nicht zur Hand ist. Nicht versagen aber kann ich es mir — auch schon in Rücksicht auf unser geschmähltes Jahrhundert! — Kenner der englischen Litteratur auf ein sehr merkwürdiges englisches Gedicht hinzuweisen, das gegen dreihundert Jahr alt ist und in aller Kürze so ziemlich alle die Anklagen enthält, welche gegen unsere Zeit vorgebracht werden. Es heißt: The Soul's Errand und wird gewöhnlich Sir Walter Raleigh zugeschrieben, der es kurz vor seinem 1618 erfolgten gewaltsamen Tode im Gefängnis gedichtet haben soll. Die erste Strophe lautet:

Go, Soul, the body's guest
Upon a thankless errand;
Fear not to touch the best,
The truth shall be thy warrant,
And since I needs must die,
Go, give the world the lie!

Also schon vor mehr als zwei Jahrhunderten verdiente es die Welt von einem ihrer bedeutendsten Söhne der Lüge geziehen zu werden. Sollten wir seitdem keinen Fortschritt, nur Rückschritte zu verzeichnen haben? Th. Hoepfner.

## Maibräuche in England.

Entschwunden, längst entschwunden ist die Zeit, wo man den ersten Tag des „Wonnemonats" noch überall mit lautem Jubel unter allerlei festlichen, sinnigen oder sinnbildlichen und heilbringenden Bräuchen beging, wie z. B. W. Mannhardt in seinem überaus reichhaltigen und trefflichen Werke über den „Baumkultus" uns deren so viele beschreibt und erklärt, oder wie R. Baumbach in „Frau Holde" uns ein Maienfest unter dem Maienbaum schildert. In den Städten erinnern uns an die einstige Bedeutung des Tages kaum noch die als Pfingstschmuck vor unseren Häusern prangenden „Maien". Fröhliche Umzüge mit Puppen oder verkleideten Personen, Feuer auf den Bergen und andere Sitten finden hier und da in abgelegenen Dörfern, besonders in Schlesien, Sachsen, Böhmen, Thüringen und Süddeutschland noch statt; aber Niemand kennt mehr den ursprünglichen Sinn und Zweck dieser Belustigungen. Höchstens die ängstliche Beobachtung einiger auf die Landwirtschaft bezüglichen Sitten geschieht bei dem unüberwindlichen Aberglauben des Landmanns noch mit einiger Andacht und mit halb ahnungsvollem Bewußtsein. Als Forscher kann man vielleicht noch das besondere Glück haben, von der spottlustigen Dorfjugend, ähnlich wie am 1. April „angeführt" und dann mit den Worten verlacht zu werden:

„Heute ist der erste Mai,
Da führt man die Ochsen ins Heu."

Dieser wahrscheinlich sehr alte Spruch erinnert uns übrigens daran, daß der Mai eben der „Wonnemonat" (althochdeutsch „wunni" oder „winni-mânôd) d. h. der Weidemonat ist, in dem man früher die Rinder ins Grüne, „die Ochsen ins Heu", d. h. hier (in das „zu Hauende") führte.

Andere germanische und zum Teil auch romanische Länder, wie z. B. Frankreich oder auch slavische Länder, wie Rußland, haben gleichfalls aus ihrer heidnischen Vorzeit mancherlei eigentümliche, mit der Zeit immer seltener werdende und zugleich immer seltsamer und unverständlicher erscheinende und mit christlichem Aberglauben vermischte Maitaggepflogenheiten ererbt. In den meisten Ländern aber, Skandinavien vielleicht und Rußland ausgenommen, ist es nur noch der Kulturgeschichtsforscher, weniger der gegenwärtige Beobachter und Reisende, der davon zu berichten weiß. — Was nun England im

Digitized by Google

Besonderen betrifft, so beklagt schon Washington Irving in seinem 1820 erschienenen „Skizzenbuch", als eine der am wenigsten erfreulichen Folgen moderner Sittenverfeinerung die Beseitigung so vieler altehrwürdiger Festgebräuche. Dennoch blieb Dank der Liebe des Engländers zum Althergebrachten Einzelnes von den alten Volksüberlieferungen noch bis zur unmittelbaren Gegenwart herauf, wenn auch zum Teil nur in veränderter Gestalt, oder gar nur in der Form von Jugenderinnerungen, der heutigen Generation erhalten. So werden hier und da am 1. Mai noch Blumensträuße bestellt oder unbestellt in die Häuser gebracht; die Pferde der Droschken und Omnibusse (sowie oft auch letztere selbst) werden mit Grün und bunten Bändern geschmückt oder in ganz abgelegenen Orten ziehen die Kinder mit kleinen bekränzten Maibäumen und einer mit grünen Zweigen geschmückten Puppe umher und fordern von den Vorübergehenden einen „halfpenny" u. dgl. Was uns bei einer geschichtlich vergleichenden Betrachtung der englischen Maibräuche vor Allem auffällt und was diese Betrachtung besonders anziehend macht, das ist das Hervortreten so vieler ganz verschiedener Elemente: keltische, romanische und germanische, heidnische und christliche Züge erscheinen in eigentümlicher Weise vermengt und zum Teil verschmolzen.

Die Kelten feierten den 1. Mai dadurch, daß sie Feuer auf den Bergen anzündeten, wovon alte Leute in Irland, auf der Insel Man und im schottischen Hochlande noch zu erzählen wissen. Diese Feuer hießen Bealtine oder Baltein, je nachdem man den ersten Teil des Wortes ableitet von gäl. ball, der Ball, oder, worauf Mannhardt mit großer Berechtigung hinweist, von Belenus oder Belinus, dem in Gallien und anderen keltischen Ländern verehrten Gott der Sonne, der in cornischen und cambrischen Denkmälern Bele oder Beli geheißen haben mag. Die Bedeutung ist im Grunde genommen gleich, da beide Bestimmungswörter sich wohl nur auf die Sonne beziehen und das Grundwort „tine" Feuer und somit „Bealtine" Sonnenfeuer bedeutet. Wenn das Feuer brannte, wurde ein Kuchen zerschnitten, in dem sich eine Kohle befand. Wer von den Anwesenden mit verbundenen Augen das Stück mit der Kohle ergriff, mußte dreimal über das Feuer springen. — Dieser Brauch hatte den Zweck, ähnlich wie in Schwaben und anderwärts die Johannisfeuer oder Osterfeuer (ursprünglich Sonnwendfeuer), das Jahr fruchtbar zu machen.

So hoch gesprungen wurde, hieß es z. B. in Schwaben, sollte der Flachs oder Hanf wachsen! — Bei den eigentlich englischen Maifesten spielen frisches Grün, Blumen, der Maienbaum und die in verschiedener Gestalt und unter verschiedenen Namen auftretende Maifrau die Hauptrolle. Sie verdienen unsere besondere Beachtung schon darum, weil A. Tennyson in der „Maienkönigin" ihnen ein unvergänglich schönes poetisches Denkmal gesetzt hat. Noch am Ende des vorigen und Anfang, ja sogar Mitte unseres Jahrhunderts konnte man viel von den Bräuchen sehen, die in diesem Gedichte geschildert werden. Der Vortrag dieses Gedichtes bei einer litterarisch festlichen Gelegenheit ist denn auch die Veranlassung zu dieser kleinen Zusammenstellung, die einen bescheidenen Beitrag zu dessen Erläuterung bieten soll, gewesen. Im 16. Jahrhundert war es noch bei den mittleren und niederen Volksklassen allgemein üblich, in früher Morgenstunde ins Freie zu gehen, um Blumen und Weißdornzweige zu pflücken, welche man bei Sonnenaufgang unter Hörnerklang und Trommelschlag und allen möglichen Zeichen der Freude nach Hause trug, und mit denen man alle Thüren und Fenster des Dorfes zu schmücken pflegte; Mannhardt teilt aus „Gentleman's Magazine" Okt. 1793 mit, was dort von Dr. Geddes, einem großen Freund harmloser Festlichkeiten, erzählt wird: „He was seen in the summer of that year mounted on the poles behind the Queen of May at Marsden Fair in Oxfordshire." — Das Fest gewinnt in unseren Augen an Bedeutung, je weiter wir es zurückverfolgen.

W. Browne (1590—1645), ein besonders wegen seiner naturgetreuen beschreibenden Dichtungen von seinen Zeitgenossen vielbewunderter Dichter, sagt in seinem Hauptwerk: „Brittanias Pastorals" (1613 und 16) von der Maifeier:

„As I have seene the Lady of the May
Set in an arbour (on a holy-day)
Built by the May-pole, where the jocund swaines
Dance with the maidens to the bagpipes straines."

„Wie ich beim Fest die Maijungfrau geschaut
In einer Laube, festlich aufgebaut
Am Maibaum, unter dem die lust'gen Hirten
Zum Dudelsack mit Mädchen tanzend schwirrten."

Infolge einer natürlichen Begriffsübertragung gab man der dabei bevorzugten Weißdornblüte den Namen Mai (May), der unserer „Maie" entspricht. Man nannte das Gehen in den Wald „going a Maying", das Mai- oder Maienholen. — Das schönste Mädchen des Dorfes wurde darnach als „Maienkönigin" (Queen of the May) mit Blumen geschmückt, die jungen Burschen und Mädchen kamen zusammen und tanzten mit einander in eben so großer Ungezwungenheit als ländlicher Unschuld und Harmlosigkeit. Letzteres mag z. B. in manchen Gegenden Frankreichs weniger der Fall gewesen sein. „In der Umgegend von Valence (Dauphiné), erzählt Scheffler („Franz. Volksdichtung und Sage"), hielt die mit Rosen geschmückte Königin — la belle de mai — im Kreise ihrer Freundinnen gewissermaßen Hof und ließ die Vorübergehenden um eine Beisteuer zu dem Feste bitten, welches am Abende statthaben sollte; als Belohnung erfolgte ein Kuß. Da die Maischöne jedoch nicht immer dieser Bezeichnung entsprach, so lösten sich die Vorübergehenden mit einem höheren Lohne von der zugedachten Liebkosung aus, ein Verfahren, welches sich als so vorteilhaft erwies, daß nun systematisch die Häßlichste zur „Maischönen" erkoren ward, bis endlich (1840) Kuß und Sitte verschwand!" Allerdings müssen die späteren Maifeste auch in England fast nur noch als rein ländliche Vergnügungen, als eine bloße Belustigung der Dorfjugend bezeichnet werden. — Ehemals nahmen wohl auch vornehme Herren und Damen daran teil. Selbst der König und die Königin geruhten bei dieser Gelegenheit sich mitten unter ihre Unterthanen zu begeben. Als that-

Digitized by Google

sächlicher Beleg hierzu ist anzuführen, daß, als unter der Regierung Heinrich VIII. die Vertreter der Bürgerschaft (corporation) Londons hinaus auf die Höhen von Kent zogen, um Maien zu pflücken, der König und die Königin Katharina von Aragon aus ihrem Palast zu Greenwich herbeikamen und bei Shooters Hill mit diesen achtbaren Würdenträgern zusammentrafen.

In Shakespeares Heinrich VIII. finden wir eine Stelle, die auf die große Volkstümlichkeit des Maitages und auf die allgemeine Beteiligung auch der städtischen Bevölkerung hinweist. Akt V, 4 sagt der Knecht des Thürstehers zu diesem, der das zur Taufe der Prinzessin (Tochter Lady Bullens) herbeiströmende Volk abweisen will:

„Ich bitt' Euch, habt Geduld; 's ist so unmöglich —
Wenn wir die Thür nicht mit Kanonen fegen —
Sie zu zerstreuen, wie sie zum Schlaf zu zwingen
Am Maitagmorgen, das wird nie geschehn."

Im „Sommernachtstraum" bezeichnet Lysander der Hermia als Ort des nächtlichen Stelldicheins, worauf die Vermählung im Hause einer alten Witwe, seiner Muhme, stattfinden soll „den Wald 'ne Meile von der Stadt, wo ich einmal, sagt er, mit Helena dich traf, um einen Maienmorgen zu begehen." Auch im Wintermärchen und anderwärts noch ist vom „Maitag" die Rede.

Shakespeares berühmter Zeitgenosse, E. Spenser (1553—1599), läßt uns in seinem „Shepherds Calender" (Schäferkalender) aus der Unterhaltung zweier Hirten am Maimorgen, von denen der eine Katholik, der andere Protestant und zwar Puritaner ist, gleichzeitig erkennen, welche Stellung die Kirche zu den althergebrachten Volksbräuchen einnahm:

Palinode:

„Wie, ist das nicht der frohe Monat Mai,
Wo Jugendlust und Liebe walten frei?
Wie kommt es denn, daß wir uns nicht bemühn,
Auch froh zu sein, gehüllt in festlich Grün?
In grauen Kitteln allzusehr bedrückt
Erscheinen wir, wo Alles reich sich schmückt:
Mit jungem Gras die Erde und der Wald,
Mit grünem Laub, der Busch mit Blüten bald.
Wohin man schaut, sieht junges Volk man nur
Maisträuße pflücken rings in Wald und Flur.
Dann sind sie auf des Maibaums Schmuck bedacht.
Der Kirchenpfeiler strahlt in Frühlingspracht:
Und Weißdorn, Hagedorn und Kranz
Und Nelken schmücken ihn in frischem Glanz.
Solch' lustig' Werk mißfällt den Heil'gen kaum,
Wir sitzen nur, als bannte uns ein Traum"'

Piers, als strenger Puritaner entgegnet:

„Der Jugend wohl ziemt solche Narretei,
Indessen reifer Männer sind wir Zwei."

Doch Palinode ist andrer Ansicht, er fährt vergnügt fort zu erzählen, was sich soeben erst vor seinen Augen zutrug:

„Heut Morgen, just vorbei ist's, nahm ich wahr,
Wie froh ins Freie eine Hirtenschar
Zog unter Sang und Jubel, Saus und Braus;
Ein lust'ger Trommelschläger schritt voraus,
Hornpfeifen hört' ich lustig dazu blasen,
Und Maid' und Burschen tanzten auf dem Rasen.
Dies frohe Volk zu sehn in freier Lust,
Ließ mir das Herz mittanzen in der Brust.
Zum grünen Wald hin eilten sie dann all',
Den Mai zu holen unter Klang und Schall.

Auf einem Throne trug man ihn dahin,
Gekrönt als König; seine Königin,
Das war Frau Flora, der sie alle dienten."

Ebenso zahlreichen Hinweisen auf den 1. Mai als bei den beiden Dichtern des 16. bez. 17. Jahrhunderts, begegnen wir in den Werken ihres ersten großen Vorgängers, des humorvollen Erzählers der „Canterbury Tales", der bereits im 14. Jahrhundert (1328—1400) lebte, Geoffroy Chaucer. Nur zwei Stellen, die besondere Beachtung verdienen, seien von ihm mitgeteilt. Sein „Liebeshof" (Court of Love) schließt mit der Beschreibung eines Festes, welches die Natur am 1. Mai zu Ehren des Königs und der Königin der Liebe, welche die Hauptpersonen des Gedichtes sind, begeht. Dasselbe läßt der jugendliche Dichter (der „Liebeshof" wird als sein Erstlingswerk angesehen) mit einer Frühmesse beginnen, einer dichterischen Nachahmung der katholischen Pfingstfrühmesse. Sie wird von den Vögeln im Tempel der Natur gesungen und die Nachtigall hebt an:

„Domine labia",
Ich öffne meine Lippen, Herr der Liebe,
Dein Lob zu singen u. s. w.
Der Adler sang das „Venite" u. s. w. —

Da heißt es nun zum Schluß:

„Thus sang they all the service of the feast,
And that was done quite early, to my doom,
And forth went all the Court, both most and least,
To fetch the flowers fresh, and branch and bloom." —

„So sangen sie die Messe insgemein
In früher Morgenstund, wie es der Brauch,
Drauf zog der ganze Hof, so Groß als Klein,
Zu holen Blumen frisch; und Zweige auch
Brachi Knapp' und Knecht, zumeist vom Weißdornstrauch,
Mit duftig frischen Kränzen blau und weiß
Und jauchzten laut dann zu des Festes Preis'
Auch warfen sie sich Blumen freundlich zu,
An Primeln, Veilchen, Butterblumen reich etc.

In der „Erzählung des Ritters" (The Knights Tale) wird uns ganz unbefangen, als ob Theseus ein englischer König gewesen wäre, berichtet, wie sowohl Emilia, die Schwester der Hippolyte, als auch der sie mit heißer Glut liebende Arcita, sich morgens in aller Frühe erheben, um „die üblichen Maibräuche zu beobachten (for to doon their observaunce to May). Nur begnügt sich Emilia mit den Blumen und grünen Zweigen des Gartens, während Arcita sich in den Wald begiebt. Die Anspielung im „Sommernachtstraum", dem die gleiche Fabel und wahrscheinlich auch aus derselben Quelle nebst Chaucers Bearbeitung zu Grund liegt, erwähnten wir schon.

Obgleich wir es hier nicht mit historischen Thatsachen zu thun haben, so scheinen doch die mitgeteilten Schilderungen des Maifestes aus persönlichen Eindrücken hervorgegangen zu sein, was gleichzeitig beweisen würde, daß zu Chaucers Zeit der Hof sich an dergleichen Aufzügen beteiligte.

Eine Stelle in seiner Übersetzung des damals so berühmten „Roman de la Rose" ist deswegen bemerkenswert, weil sie uns zeigt, daß die altenglischen und altfranzösischen Maibräuche ziemlich dieselben gewesen zu sein scheinen, wofür ich zu den mancherlei von Mannhardt angeführten Zeugnissen auch noch einen Beleg in einer altfranzösischen

Digitized by Google

Pastourelle des Maistre Willaume li Viniers, eines Dichters des 13. Jahrhunderts, gefunden habe. Da erzählt ein Ritter:

Am ersten Tag des Mai,
Der heiter kam herbei,
Ritt ich frei
Von Arras nach Douai.
Traf ich der Mägdlein zwei
Mit Aglei
Und mit „Mai" in buntem Mang;
Und in neuer Weise klang
Süß ein Lai
„dorenlot? Nun der Wald
Lieb mir sei."

Der Ritter steigt vom Roß, gesellt sich zu ihnen und nimmt an ihrer Freude Teil. Während sie aber spielen und singen, sieht er von einer andern Seite eine große Menge Volks mit Laub und „Mai" beladen, unter Flötenklang heranziehen, worunter sich auch der Geliebte einer der beiden Schönen (es waren Schäferinnen) befindet, der sie nun leider etwas unsanft stört. —

Der Vergleich mit diesen Maifestschilderungen scheint die mehrfach ausgesprochene Ansicht zu unterstützen, daß die englische Maikönigin feier aus Frankreich stamme, wo sie sich leicht aus den römischen Floralien entwickeln konnte. Bedeutungsvoll scheint dafür auch der Bericht Mannhardts von einer sogar viel früher noch bezeugten spanischen Sitte zu sprechen, nach welcher neben der (hauptsächlich in Frankreich) beliebten Darstellung eines „wilden Mannes", auch eine „Maifrau" (Maja) auftrat. Die zum Belege angeführte Stelle aus einer vermutlich bereits im 8. Jahrhundert verfaßten Bußordnung der spanischen Kirche besagt, daß verboten ist: „Qui in saltatione femineum habitum gestiunt et monstruose se fingunt et majas et orcum et pelam et his similia exercent." Besonders hat die „Maikönigin" viel Verwandtes mit der Göttin Flora, welcher die Römer um dieselbe Jahreszeit Huldigungen darbrachten und von der die „blumengekrönte Jungfrau", wie Chambers in seinen Mitteilungen (Book of Days 1863) darüber berichtet, nur eine lebendige Vertreterin ist. Man beachte vor Allem, wie die Maikönigin oder Maijungfrau an den um sie herum stattfindenden Belustigungen selbst nie teilnahm. Sie saß in einer Laube in der Nähe des Maibaumes als ein Gegenstand der Bewunderung des ganzen Dorfes. Wie sie selbst über und über mit Blumen geschmückt war, so auch der Thronhimmel, unter dem sie saß.

Was übrigens den Florakultus bei den Römern anlangt, so soll bekanntlich schon der Sabinerkönig Tit. Tatius der altitalienischen Göttin einen besonderen Dienst eingesetzt haben. Das Fest der Floralia, vom 28. April bis 3. Mai, wurde aber erst später gestiftet und gefeiert. An demselben wurden gleichfalls die Thüren mit Kränzen geschmückt, während Gesang, Tanz, Spiele und Tafelfreuden die Festzeit ausfüllten. Später wurde Flora auch mit der griechischen Nymphe Chloris (der „Blühenden"), der Gemahlin des Zephyros verwechselt und wie eine griechische Frühlingshora dargestellt.

(Schluß folgt.)

## Ungedruckte Briefe berühmter Dichter und Schriftsteller.

Mitgeteilt von Adolf Kohut.

Die Litteraturgeschichte beschäftigt sich mit den Ergebnissen des Dichtens und Schaffens unserer großen Geister — die einzelnen Stadien ihres Ringens und Kämpfens, ihre persönlichen Leiden und Freuden, werden im allgemeinen nur oberflächlich berührt. Und doch haben diese Momente für die Entwickelungsgeschichte unserer Dichterheroen eine hohe Bedeutung; ich hoffe daher, daß die hier zum ersten Male gedruckten Briefe und Gedichte namhafter deutscher Poeten zur Würdigung derselben von nicht unwesentlichem Interesse sein dürften. Aus kleinen Zügen kann man oft ein bedeutsames Charakterbild entwickeln.

Der chronologischen Reihenfolge nach gebührt der Vortritt Heinrich Laube. 1827 war der damals 21jährige Jüngling Studiosus der — Theologie in Halle a. S. und nagte als solcher am Hungertuch. In seiner Herzensangst wandte er sich an einen Gönner und Förderer der Kunst und Wissenschaft in Berlin, den k. pr. Obertribunalrat von Jarriges um Hilfe, die ihm denn auch in reichem Maße zu teil wurde. Der Güte des Sohnes des als Chefpräsident des Berliner Kammergerichts gestorbenen hohen Justizbeamten, Herrn Lieutnant Guido von Jarriges, verdanke ich die Kenntnis des nachstehenden bedeutsamen Laubeschen Briefes:

„Hochwohlgeborener Herr!
Hochgeehrtester Herr!

Die herablassende Güte, womit mir Ew. Hochwohlgeboren immer entgegenkommen sind, läßt mich wagen, einige Zeilen an Sie zu richten, theils um Ihnen meinen herzlichen Dank für ein Weihnachtsgeschenk zu bringen, theils auch um die Beantwortung einiger Fragen zu bitten, die mir ungemein am Herzen liegen und großen Einfluß auf mein akademisches Leben haben können.

Die Art, wie mir Ew. Hochwohlgeboren vorige Weihnachten die Unterstützung werden ließen, verbot zwar alle Danksagungen, aber die Nothwendigkeit, Ihre Freundschaft jetzt in Anspruch nehmen zu müssen, ließ mich eben darin eine kleine Entschuldigung finden, daß ich mich ohne weitere Erlaubniß schriftlich an Sie wende. —

Meine ökonomische Lage ist nämlich dadurch, daß mich meine Eltern seit dem November nicht mehr haben unterstützen können, zur traurigsten von der Welt geworden; alle Versuche, von Vermögenden etwas in meliorem fortunam gestundet zu bekommen, sind fehlgeschlagen, und es bleibt mir nichts übrig, als das Studium aufzugeben. Deshalb nur wollte ich Ew. Hochwohlgeboren unterthänigst gebeten haben, mich wissen zu lassen, ob wohl vom k. Ministerium bei solchen Umständen eine Unterstützung zu hoffen sei, oder ob vielleicht in Berlin eine Hauslehrerstelle zu erhalten wäre, die eine leidliche Subsistenz und Zeit zum Studiren gewährte.

Ich muß zu wiederholten Malen um Entschuldigung bitten, daß ich Ew. Hochwohlgeboren mit dergleichen Anfragen belästige, vielleicht entschuldigen mich meine unglücklichen Verhältnisse einigermaßen.

Schließlich ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren noch, mich Dero Frau Gemahlin unterthänigst zu empfehlen und das kleine Tinchen herzlichst zu grüßen.

Mit tiefster Hochachtung verharre ich
Ew. Hochwohlgeboren
Halle, den 8. Juni 1827. unterthänigster Diener
„Kaisersplan 245". H. Laube."

19 Jahre später, 1846, finden wir ihn bereits als wohlgestellten und berühmten Mann, der durch seine

Digitized by Google

litterarischen und politischen Schriften die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich lenkte. Der Brief, den ich im folgenden mitteile, ist an den genialen Schauspieler Hendrichs gerichtet und lautet:

„D. 1. März 46.

Liebster Junker Rüdiger!

Bitte, lesen Sie von heute an alle Morgen meinen „Cato" einmal durch. Es ist möglich, daß den halben hundert Zenobia-Figuren etwas passiert, und dann schieben wir wohl, um nicht Zeit zu verlieren, „Gottsched und Gellert" gleich ein. Das können wir aber nur, wenn die stärkeren Rollen wie die Ihrige bereits vorbereitet sind. Verstanden vons Cato, der Leipziger Körner kann und wird, sobald Sie wollen, eher gespielt als der asiatische Körner. Sie gehen ja Ende April fort und wenn erst spät im April mein Stück herauskommt, dann lohnt es wieder nicht der Mühe.

Seien Sie Werner-Körner! . . .

Ihr

Laube"

Ein zweiter vom „Jungen Deutschland", gleich Heinrich Laube bedeutend als Dramatiker, tritt uns in Karl Gutzkow entgegen. Seine Briefe sind an den Kritiker und Redakteur des „Freimüthigen", Dr. J. Lasker, gerichtet. In einem derselben — datiert aus Frankfurt a. M., 9. Oct. 1841, tritt er in wärmster Weise für Franz Wallner, den späteren Direktor des Königstädtischen Theaters und der nach ihm genannten Wallnerbühne ein. Das für den im Grunde edel angelegten Charakter Gutzkows bezeichnende Schreiben lautet:

„Verehrter Freund!

. . . Ich habe heute wieder einmal ein Anliegen.

Seit zwei Jahren bin ich mit Wallner bekannt und habe ihn als einen gefälligen, hingebenden Freund lieb gewonnen. Er hat viel erlebt, viel gesehen, . . . es war mir immer interessant, da oder dort mit ihm zusammenzutreffen.

Wallner wird an der Königstadt gastiren.

Sie sind sein Gegner! Ich las früher oft im Freimüthigen, wie scharf Sie ihn beurtheilen.

Lassen Sie mich zur Verständigung einige Worte sagen.

Wallner hat als Schauspieler Fehler und Verdienste. Seine Verdienste sind: die Vermittelung österreichischer Spielweise mit der unsrigen. Sein Fehler ist sein etwas hochliegendes Organ und, was das Schlimmste für einem Wiener Komiker, seine Stimme reicht nicht aus.

Sie sind ein leidenschaftlicher Verehrer von Beckmann.

Kann Wallner daran denken, Beckmanns Ruhm zu beeinträchtigen? Er ist ein harmloser Schauspieler, der ohne viel Geräusch zu bezwecken gefällt, durch hübsche Einlagen da und dort sogar Casse macht und mit klugem Tacte sich an jedem Orte den Interessen der heimschen Komiker anschließt.

Was Wallner mit diversen Literaten, z. B. Laube und mir, befreundete, ist seine literarische Bildung, die ihn über die gewöhnlichen Schauspieler erhebt. Es thut wohl, zuweilen auf Schauspieler zu treffen, die mehr als über sich selber lesen. Wallner ist aufmerksam für seine Freunde und das bestieht diese und läßt sie bedauern, wenn er jetzt wieder nach Berlin käme und müßte von einem Manne, wie Sie, dieselbe scharfe Kritik erfahren wie früher.

Deshalb schreibe ich Ihnen, lieber Lasker!' Sie gehören zu den unparteiischen Referenten, prüfen Sie Wallner unbefangen. Mögen Sie ihn tadeln, wenn er Ihnen nicht gefällt, aber hassen Sie ihn nicht! Sie können nichts von ihm wissen, was ihm mit Recht diesen Haß zugezogen hätte.

Ich sage nicht: versöhnen Sie sich mit ihm, ich sage nur: gehen Sie unbefangener an sein Gastspiel! Fassen Sie ihn als eine harmlose Erscheinung auf, die er in der That ist.

Wenn es diesen Zeilen gelänge, Sie Beide auf einen leidlichen Fuß zu stellen, würde ich mich innig freuen.

Im Frühjahr besuch' ich wohl wieder meine Vaterstadt und und sehe mir das neue Lustspiel an, das ich unter der Feder habe.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr

Gutzkow."

Der zweite Brief ist an den berühmten Berliner Charakterdarsteller Hendrichs gerichtet und 6 Jahre darauf geschrieben. Er heißt:

„Geehrter Herr Hendrichs!

Ich danke Ihnen auf das Verbindlichste für den freundlichen Fingerzeig, den Sie mir in meinem Interesse gegeben haben und den ich auch sogleich benützte. Wohl haben Sie Recht, daß Derjenige, der in Berlin im Rohre sitzt, seine Pfeife schneidet. Es ist sogar noch ein Glück zu nennen, daß es in Berlin noch eine einflußreiche Poesie giebt, die von der Tantième so viel gewinnt: ohne diese wäre sie vielleicht schon aufgegeben worden. Ich bin gewiß, daß Sie Sich im Laufe des Winters noch oft bereit erklären, den Uriel zu spielen. Fürst Lynar, Deinhardstein und Andere haben mich des Besten von Ihrer Leistung versichert.

Meinen Wullenweber, in dem es eine große Rolle für Sie giebt, hoffe ich Mitte des anderen Monats zu versenden.

Einen sehr glücklichen Wurf habe ich mit einer neuen Bearbeitung des Shakespeareschen „Coriolan" gemacht. Emil Devrient hat mit dieser Rolle einen wahren Triumph gefeiert und die Stadt ist voll von der wirklich grandiosen Aufführung dieses Riesenwerkes, das ich versucht habe, auch modernen Anforderungen so wirksam wie möglich zu machen. Wahrscheinlich lasse ich meine Bearbeitung drucken, und ich bin überzeugt, Sie bekommen Lust, diese Rolle sich anzueignen. Für die Crelinger und Döring gäb' es dabei ebenfalls sehr bedeutende Aufgaben zu lösen.

Grüßen Sie mir manchen Wohlmeinenden, Küstner, Teichmann und erhalten Sie mir eine freundliche Neigung für meine Menschenbilder, deren Teige ich Sie bitte, recht oft Leben einzuhauchen. Ich bin mit wahrer Hochachtung der Ihrige

Dresden, 1. Oct. 47. Gutzkow."

Der dritte vom „Jungen Deutschland" war bekanntlich Theodor Mundt, welcher seinem Kollegen und Leidensgenossen, dem vor Jahresfrist verstorbenen Jungdeutschen Gustav Kühne zu seiner Vermählung in folgenden Zeilen gratuliert:

„Lieber Kühne!

Die Herzinnigkeit meines Glückwunsches zu Deiner Verbindung wirst Du ersehen, wenn ich ihm heute ein kleines Angebinde zu Deinem Feste beifüge! Während sich nach der alten Sitte so viele Freundesgaben beeifern werden, Dir Deine künftige Häuslichkeit zu schmücken — möge Dir diese kleine Rococo-Uhr, mit der ich Deinen Schreibtisch zu verzieren wünsche, die gute Stunde anzeigen, welche Dich zur Wahl und zur Erfüllung Deiner Liebe gebracht! Der Rococostil bedeute Dir die alte gute Art, in Gemüthseinfalt zu leben und zu wandeln und was freilich gar nicht mehr modern ist, glücklich zu sein!

Und so empfehle ich denn Dich und die liebe traute Deinige dem Segen des Himmels, der Euch nun zu diesem süßen Doppelwesen, das Dach zum Leben wie zum Schaffen eine neue Heilsgewißheit werden möge!

Dein alter

Den 14. Mai 41. Th. Mundt."

19 Jahre darauf schrieb Gustav Kühne ins Album seiner Tochter das schöne Gedicht:

Unterschied der Stände.

(Hosterwitzer Blumenlied.)

Bist Du Sonnenblume,
Blicke hoch hinauf —
Doch nicht zum Ruhme! —
Nach der Sonne Lauf.

Bist Du Veilchen, drück' dich
In Dein Blättergrün,
Halte still und bück' dich,
Lass' die Sterne zieh'n.

Ob zu Glanz und Freuden
Du Dein Haupt erhebst,
Ob Du tief bescheiden
Deine Düfte webst; —

Ob Du goldnen Samen
Sonnest an der Luft,
Ob Du ohne Namen
Still verblühst in Duft:

Digitized by Google

Wirk' in Deinem Kreise
Neidlos ohne Zwist,
Treu in Deiner Weise,
Sei nur was Du bist.

Hosterwitz, Sept. 1860.

Viele Briefe von Carl von Holtei liegen mir vor. Der älteste rührt aus 1844 her, als er stellvertretender Direktor des Breslauer Stadttheaters war und ist an einen Theaterkritiker Dr. Schlivian gerichtet. Die ganze bezaubernde Liebenswürdigkeit des Dichters von „Lorbeerbaum und Bettelstab" spricht aus den nachstehenden Zeilen.

„Breslau, den 29. Nov. 1844.

Sie thun mir großes Unrecht, werther Herr, mit der glücklicher Weise nur angedeuteten Vermuthung: als könnte ich Ihrer wie einer „flüchtigen vorübergehenden Erscheinung" vergessen haben. So undankbar bin ich nicht und ich bewahre Denjenigen, die mir, dem auf Erden einsam Pilgernden, freundlich entgegen kamen, stets ein treues Gedächtniß. Waren Sie nicht auch gar Zeuge — ich müßte mich sehr irren! — wie ich für meine Schwiegermutter ein Baum-Knchen-Monstrum beim Conditor bestellte? Ich wollte schwören, Sie hätten dabei gesessen!

Also: Sie verlassen Berlin und gehen unter die Vagabonden? Eigentlich doch wieder nicht! Oder wenn ich Ihr Schreiben recht verstehe, nur auf so lange, bis Sie einen Ihren Neigungen entsprechenden Platz finden? Ja, lieber Himmel, das ist jetzt nicht so leicht! Ich habe denn nur einen Posten übernommen, der mit meinen Neigungen gar nicht übereinstimmt, denn ich bin des Theaters recht von Herzen satt und müde. Aber da heißt es: Womit Einer gesündigt, dadurch soll er bestraft werden! Ich konnte mich den Wünschen eines sehr kranken Freundes, der die von den Ärzten anbefohlene Reise ins südliche Frankreich nur unternehmen wollte, wenn er unterdessen sein Geschäft in meine Hände legen konnte, nicht entziehen. Es wäre feiger Egoismus von mir gewesen, dem Armen nein zu sagen und hab' ich auf ein Jahr meine himmlische Freiheit geopfert und bin jetzt ein Kettenhund. Auf ein Jahr!! . . Ob länger? — Wer weiß es! Ich sage nie mehr: morgen werde ich das thun u. dergl. Ich sage nur noch: gestern that ich dies oder jenes — und setzte oftmal leider hinzu.

Verzeihen Sie mein schlechtes Geschreibsel; ich bin von früh bis Abends so abgehetzt, daß ich mir jede Minute abstehlen muß und jetzt nicht Zeit habe, mir ein vernünftiges Blatt Papier zu holen. Auf vorliegendem jedoch kann kein Satan schreiben.

Für Ihre Empfehlungen der beiden Liebhaber männlichen und weiblichen Geschlechts danke ich herzlichst, kann jedoch nicht Vortheil davon ziehen, weil wir mit Menschen (?) überfüllt sind und daran gedacht wird, den Etat zu ermäßigen.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl

Ihr aufrichtig ergebenster

C. von Holtei."

Recht trübselig ist dafür der nachstehende an Herrn Anton von Etzel, einen vertrauten Freund gerichtete Brief, den Holtei 8 Jahre später, aus Gräz, 16. Febr. 52, schrieb. Ein wahrer Lebensüberdruß spricht aus den folgenden Zeilen:

„Lieber Freund!

. . . Von allem Verkehr zurückgezogen, habe ich mir als Motto Feuchterslebens Worte erwählt:

Darum beneid' ich einzig Jenen
In dieser kalten Welt des Scheins,
Der Dich gelernt, wenn auch durch Thränen,
Die stille Kunst des Einsamseins.

In dieser Kunst werd' ich mich Meister nennen dürfen, wenn ich noch ein Weilchen lebe" —

und 4 Jahre darauf hat seine Schwermut noch einen höheren Grad erreicht, denn er schreibt unter dem 5. Aug. 1856 an denselben u. a.:

„Ich führe ein stilles, aites Schriftstellerleben fort und bin darauf angewiesen, fleißig zu sein, will ich nicht verhungern. Seit zwei Monaten hab' ich leider! wenig gethan. Eine ganze Reihe Fremder, theils durchreisender, theils theatralischer Gäste zog mich in gesellige Strudel. Unglücklicher Weise bin ich der Einzige, hier Lebende, dessen Name in der literarischen Welt einmal genannt wird. Und da unter den Blinden der Einäugige – meine zwei matten Augen machen kaum eins aus — als König gilt, so kommt bald Niemand mehr hieher, der nicht an mich „empfohlen" wurde. Das kostet Zeit, Geld und — ist oft langweilig.

Mitunter freilich oft angenehm, wenn alte Freunde kommen, wie zuletzt La Roche und Lnise Neumann. Aber ich bin mit meinen Buchhändlerverpflichtungen ins Stocken gerathen und entschließe mich nur langsam wieder, ernstlich drin zu gehen.

Also: Sie sind Ehemann und Vater! Desto besser: eine Häuslichkeit ist Goldes werth. Die meinige besteht den Sommer über, wo meine Tochter mit den Kindern in Weingarten lebt, in einer drei Treppen hohen, ruhigen, sehr einsamen Stube. Doch auch dafür dank' ich Gott und bevölkere sie mit bunten Träumen und Erinnerungen, die letzte Stunde erwartend, oft ersehnend. Doch immer nur: „wie Gott will!" Carl Maria v. Weber.

Nach Berlin, oder überhaupt „hinaus", werde ich wohl nicht mehr reisen. Ich bin dem Reisen und allem, was drum und dran hängt, durchaus nicht mehr gewachsen. Vergangenen Herbst ließ ich mich nach Prag verlocken, unterlag jedoch schier den Anforderungen, die an einen Fremden gestellt werden, mochte mir auch so viel Huld zu Theil werden, — das Stück ist aus, das Nachspiel schleppt sich nur so hin! . . .

Von Herzen Ihr

alter Holtei."

In recht grollender Stimmung befindet sich noch ein anderer Dramendichter, S. Mosenthal, der Dichter der „Deborah", der aus Wien, den 26. Juni 1849, an den Redakteur einer Theaterzeitung in nachstehenden bitteren Worten sich äußert:

„Wir haben hier wenig theatralische Neuigkeiten. „Uriel Akosta" mit mäßigem Erfolg und mangelhafter Darstellung in der Burg, gänzliche Impotenz am Kärntner-Thortheater; Wagners Gastspiel unter dem begeisterten Beifall eines sehr mageren Publikums; Affen und Hunde in dem Vorstadt-Theater! Die Kunst ist zu den Affen geflogen, wie das Erbarmen zu den Bären! In zwei Arenen wird der letzte Rest des guten Geschmackes in den Sand getreten. Wann wird der Heiland der deutschen Muse kommen!"

Diesen schwermütigen Auslassungen gegenüber ist es wahrhaft erquickend, die nachstehenden Zeilen zu lesen, welche Fritz Reuter an einen, mir leider unbekannt gebliebenen, Freund gerichtet hat. Der geniale Humorist, der „Onkel Bräsig", wie er leibte und lebte, guckt aus diesem köstlichen Brief heraus, womit wir unsere Autographen-Plauderei beschließen wollen:

„Verehrter Herr!

Sie haben Recht, wenn Sie schelten, daß wir nicht Wort gehalten haben, denn Wort soll man halten, ac si peccat mundus! Aber die Sache war so: wenn auch die Welt nicht sus dem Leime gegangen wäre, so wäre meine eigene Wenigkeit aus dem Leime gegangen, wenn ich nicht schleunigst in Ruhe gekommen wäre. — Wir hatten schon acht Wochen auf den Gänsebrust- und Mettwurst-Weiden Vorpommerns und Mecklenburgs herumgegrast und gerast — und waren dadurch — wenigstens ich — in einen Zustand gerathen, der dem himmlischen Schlachtermeister, Freund Hain, sehr leicht als ein schlachtechter schienen konnte, wenn ich nicht bald auf eine heilsame Diät gesetzt wurde.

Sehn Sie aus dieser Absicht — sagen die Eisenacher . . .

Die Photographien erfolgen in gewünschter Form hierbei, d. h. mit dem Wrangel'schen Orthographen. Eine prächtige Anekdote!

Wenn Sie aber nach dem Süden fliegen, so ist Eisenach auf dem Wege; wollen Sie dann als umgekehrter Zugvogel auf diesem grünen Mümmelblatte Rast machen?

Mit freundschaftlichem Gruße

Eisenach, Ihr

den 14. April 1865. Fritz Reuter."

Digitized by Google

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von P. K. Rosegger.
(Wien, A. Hartleben.)

„Mir scheint nicht Alles, was wahr ist, wert, vom Dichter aufgeschrieben zu werden; aber Alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kunst nicht schöner ist, als das Leben, so hat sie keinen Zweck."

Diese Worte, die ich einmal in Roseggers Selbstbiographie gefunden habe, scheinen mir geeignet, als Wahlspruch über seinen sämtlichen Werken zu stehen, insbesondere über dem vorliegenden neuesten Roman des Dichters. Ich weiß nicht, wie sich die Verfechter des allein seligmachenden Naturalismus zu diesem letzteren stellen. Mangel an realistischer Darstellungsweise, Mangel an Lebenswahrheit, Mangel an Mut, beherzt die Abgründe des Daseins aufzudecken, werden sie diesem Sittenschilderer des steirischen Bauernlebens, der selber aus ihm hervorgegangen ist und fest in ihm wurzelt, doch schwerlich vorwerfen können. Und doch ist er überall, bei Vornehm und Gering, in Hütte und Palast gleich beliebt, weil er nicht nur ein unerbittlich strenger und wahrer Menschenmaler ist, sondern daneben auch noch den doch nicht ganz zu unterschätzenden Vorzug besitzt, ein echter und großer Dichter zu sein; weil er nicht Alles aufschreibt, was wahr ist, bloß weil es wahr ist, sondern noch jenes Etwas dazugiebt, was versöhnt und erhebt; weil er, der mitten unter denen lebt, die in seinen Büchern reden und handeln, sehr genau weiß, daß nicht nur das Widrige und das Häßliche wirklich ist, wie uns die neuzeitlichen Propheten vorlügen, sondern ebensowohl daneben auch das Schöne, Gute und Hohe. Und so versteht es dieser Bauernsohn der österreichischen Alpen denn, wie nur ein gottbegnadeter Dichter es versteht, — um mit seinen eigenen Worten zu reden — „Furchen zu ziehen durch die Äcker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteigt, dann aber Samen hineinzulegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde".

Von keinem seiner Bücher gilt dies wohl in höherem Grade, als von dem neuen Roman, den ich zugleich als sein reifstes Werk bezeichnen möchte und der an erschütternder Tragik mit dem früheren Roman Roseggers „Der Gottsucher" wetteifert. Zweifelhaft ist mir freilich, ob derselbe sich die gleiche Anerkennung erringen wird, wie des Dichters frühere Werke, und nicht vielmehr mancherlei Anstoß erregen muß. Nicht wegen seines herben, ergreifenden, mit harter Notwendigkeit einem unglücklichen Ausgange zustrebenden Inhalts, aber weil Rosegger mit seinem düsteren Gemälde aus dem steirischen Bauernleben diesmal etwas ganz Bestimmtes gewollt hat. Wehe aber dem heutigen Schriftsteller, der mit seinen Romanen noch irgend etwas Anderes bezweckt, als zu unterhalten, wehe ihm vor Allem, wenn er den Finger auf eine Wunde zu legen wagt, welche die tonangebende Mehrheit gern mit Wohlwollen zudecken möchte! Er verfällt gemeiniglich als Tendenzschriftsteller dem Anathem und wird achselzuckend zur Seite geschoben.

Roseggers „Jakob der Letzte" ist unzweifelhaft das, was man einen Tendenzroman nennt, aber er ist auch unzweifelhaft ein großes und echtes Kunstwerk. Daß sich dies Beides ausschließen soll, wird zwar häufig genug als ganz allgemeine Wahrheit von der Kritik hingestellt, ist aber keineswegs notwendig der Fall, sondern wird durch hervorragende Beispiele vielfach widerlegt. Das Buch ist mit des Dichters Herzblut geschrieben und widerhallt von seiner bitteren und leidenschaftlichen Trauer über den Untergang des Bauerntums in den steirischen Alpen, der seinen Inhalt ausmacht. Es ist selbstverständlich, daß hierbei auch die Gründe solchen Unterganges klargelegt werden müssen und daß dabei harte und wilde Anklagen fallen gegen die Begüterten, gegen die „Herren", welche die Bauernhöfe im Gebirge einen nach dem anderen „ausschlachten", welche auf den Feldern wieder Bäume anpflanzen und das ganze Areal eines Dorfes wieder zur Waldwildnis umschaffen, damit sie ihrer Hauptbeschäftigung, dem „edlen" Waidwerk nach Herzenslust nachgehen können. Diese unerbittlichen Anklagen sind ja wahr, — aber wer hörte die Wahrheit gern?

Die Fabel des Romans ließe sich bald erzählen. Der reiche Kampelherr kaufte die sämtlichen Bauernhöfe zu Altenmoos der Reihe nach auf, „der Jagd wegen". Anfangs wollen die Bauern nicht heran, aber das bare Geld, das des Kampelherrn Agent in echten, hierorts noch nie geschenen Tausendguldennoten sehen läßt, macht sie allmählich doch kirre; bei dem Einen kommen noch diese, bei dem Anderen jene besonderen Gründe dazu, und als gar der reiche Großbauer, der Guldeisner, sein prächtiges Bauerngut sich abkaufen läßt, um anderwärts in einem „Herrenschlössel" zu wohnen, da ist kein Halten mehr. Einer nach dem Anderen nimmt die Tausender und zieht aus Altenmoos in die Fremde. Nur wenige bleiben, unter ihnen der immer vom Wegziehen abmahnende und unerschrocken überall gegen den Strom schwimmende Jakob Steinreuter, genannt der Reuthofer. Er will auf dem Grunde ausharren, wo Gott ihn hingestellt hat, er will sterben, wo seine Väter gestorben sind und seinem Sohn das Erbe hinterlassen, das er selbst überkommen hat und das er deshalb auch nicht veräußern darf. Die Zurückgebliebenen haben nun den denkbar schwersten Stand, denn sie sind alle mehr oder weniger in des Kampelherrn Hand, der ihnen das Wasser absperrt, die Waldstreu versagt, das Vieh erschießt, wenn es in sein Gebiet übertritt, und dessen Wild ihnen Felder und Gärten verwüstet, sowie er auch in allen Prozessen gegen sie obsiegt. Überdies giebt es bald keinen Handwerker mehr im Dorfe und keinen Knecht mehr, denn sie wollen alle fort. Des Jakob zweiter Sohn aber — der erste ist als Knabe in die weite Welt entlaufen und gilt als tot — muß zu den Soldaten und wird später im Kriege erschossen. Die Tochter zieht mit ihrem Manne, der sich nicht mehr gegen alle die Ränke des Kampelherrschen Waldmeisters zu halten vermag, gleichfalls fort und so

Digitized by Google

bleibt Jakob denn endlich ganz allein, der letzte Bauer von Altenmoos. Und als solcher endet er schließlich, nachdem er aus Notwehr erst zum Wildschützen geworden, dann den Waldmeister, der ihn abfassen will, erschossen hat, durch eigene Hand an demselben Tage, an dem er entschlossen war, zu seinem wiederaufgefundenen, ältesten Sohn nach Neu Altenmoos im Staate Oregon in Amerika zu gehen, um ihn „herüberzuholen".

Mit dieser Haupthandlung, welche in allen Einzelheiten greifbar lebenswahr vor unseren Augen sich aufrollt und ebenso künstlerisch komponiert als streng logisch dem Ziele entgegengeführt ist, sind nun noch mancherlei Episoden tragischer und humoristischer Natur verknüpft, durch welche der Dichter sich wieder als der gemütstiefe, mit allem Wohl und Wehe seiner bäuerlichen Landsleute eng verwachsene und innigst vertraute Sittenschilderer beweist, als den wir ihn aus seinen übrigen Werken kennen. Roseggers Reichtum an Schnurren, G'stanzeln und Witzworten scheint unerschöpflich zu sein, wie die Volksseele, aus der er sie entnimmt. Dieser in den besten Mannesjahren stehende Poet, der schon auf eine staunenerregende Anzahl von Bänden zurückzublicken vermag und sich immer nur in weiser Selbstbeschränkung innerhalb des gleichen, scheinbar so engen Gebiets seiner litterarischen Wirksamkeit bewegt hat, ist immer wieder neu, immer wieder frisch, immer wieder ein Andrer, er ermüdet niemals, wiederholt sich niemals. In der That ein Zeichen echter, ursprünglicher, unversiegbarer Dichterkraft. Man lese z. B. die Liebesszenen zwischen Angerl und Florian, um von solcher herzgewinnenden Frische, die den Eindruck erregt, als habe der Verfasser noch nie früher solche bäuerliche Liebesgeschichten geschrieben, im Innersten erquickt zu werden. Wieviel kernfrischer Humor, wieviel unverwüstliche Lebenskraft, welche rührende Gemütsinnigkeit waltet hier vor! Und was für ergreifende Töne weiß Rosegger hinwiederum bei aller Schlichtheit seiner Schilderung anzuschlagen, wenn er das Heimweh des Friedel beschreibt, der zum Deserteur wird, um nur seine geliebten Berge wiederzusehen, oder den Tod Marias, die mit einer Bittschrift um Freigabe des Sohnes vom Militär die Durchfahrt des Kaisers erwartet hat, im entscheidenden Augenblicke aber zurückgedrängt und vor Hitze und Aufregung vom Schlage getroffen wird! Wie bitter und scharf klingen die Worte des Dichters, wenn er von den Prozessen der chikanierten Bauern erzählt und mit wie köstlicher Ironie geißelt er die Reden des zum Reichsratsabgeordneten gewählten Kampelherrn, der mit Pathos und im Brustton der Überzeugung von dem „Manne mit der schwieligen Hand" spricht, dem geholfen werden müsse, während seine Jäger und seine Hirsche Feld und Garten der Altmooser zerstampfen und vernichten!

Wenn ich an diesem prächtigen Buche etwas aussetzen soll, so ist es das Auftreten des ehemaligen, reichen Guldeisner, dessen Beispiel für Altenmoos so verhängnisvoll geworden, als Bettler vor der Thür des einst von ihm so herablassend, ja verächtlich behandelten Jakob. Nicht, als ob ich das für unwahr hielt, aber ich meine, es schmeckt zu sehr nach der hinten angehängten Moral, es bringt uns zu handgreiflich vor Augen, wie recht Jakob hatte, als er nur Schmach und Unheil vom Verkauf und Wegzug der Altmoser Bauern voraussah. Es hätte wohl genügt, daß wir ja erfahren, wie es allen Weggezogenen in der Fremde mehr oder minder schlecht ergangen.

Die Schreibart des Dichters, der unsere Schriftsprache mit mancherlei seiner heimischen Mundart entnommenen Ausdrücken in nicht unwillkommener, bezeichnender Weise bereichert, verdiente das gleiche, hohe Lob wie immer. Roseggers Verleger hat sich, wie der Dichter gelegentlich launig erzählt hat, einmal beklagt, daß seine Schriften niemals „heruntergerissen" würden, was ihrer Absatzfähigkeit entschieden Schaden bringe. Ich bedaure, daß es auch mir beim besten Willen unmöglich ist, den Roman „Jakob der Letzte" herunterzureißen; ich muß ihn vielmehr als eines der köstlichsten Bücher bezeichnen, das unsere neueste, schöngeistige Litteratur hervorgebracht.

Mentone. Konrad Telmann.

## Litterarische Neuigkeiten.

Ein Drama: **Thomas Muenzer** von J. Brand. München M. Ernst. 1888. Der Verfasser bezeichnet sein Drama selber als „Buchdrama" und bemüht sich um das Vorbild Kleists, Grabbes u. s. w., vergißt aber, daß es ein Unterschied ist, ob ein Drama ein „Buchdrama" aus Not, infolge gewisser Bühnenverhältnisse, einer schrankenlosen Phantasie, ungeschickten Technik, fragmentarischer Behandlung (wie Büchners „Dantons Tod") u. s. w. geblieben oder mit Absicht geworden ist. Alles wahrhaft Dramatische ist auch für irgend eine Bühne geschaffen und alles Untheatralische gewöhnlich auch undramatisch. Wie denn auch das vorliegende Drama! Doch ist es frisch und auch ganz anschaulich geschrieben, wenn freilich weit mehr mit der Frische und Anschaulichkeit eines tüchtigen Leitartikels als eigenartiger Poesie. Die Charakteristik ist durchaus mangelhaft und anfechtbar. — Brand ist ohne Zweifel ein begabter Schriftsteller, ob auch ein begabter Dichter vermag ich aus dieser Probe nicht zu entscheiden.

Berlin. Leo Berg.

Eine neue Arbeit **Otto Kaemmels**, des trefflichen Geschichtsschreibers des Deutschtums in Österreich und unter den Slaven, wird von der Höcknerschen Verlagshandlung in Dresden angekündigt: eine „Deutsche Geschichte", welche weiteren Kreisen das Verständnis des politischen Werdeganges des deutschen Volkes und seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung erschließen soll.

Im Verlage von Wilhelm Hertz erscheinen **Gottfried Kellers Werke** in einer Gesamt-Ausgabe als „Gesammelte Werke" zu bedeutend billigerem Preise, als man bisher für die Einzelausgaben zahlen mußte.

Ein **„Deutsches Wörterbuch"** von Moritz Heyne, das nicht die Weitläufigkeit und Kostspieligkeit des Grimmschen Wörterbuches haben und doch kurze und bündige Auskunft über den deutschen Wortschatz, über Wortableitung und Bedeutungswechsel geben soll, wird von der gediegenen Firma S. Hirzel in Leipzig herausgegeben und dürfte Vielen eine willkommene Gabe werden.

**„Erlebtes und Geschautes.** Bilder aus Italien" ist der Titel eines neuen Werkes von Richard Voß, welches bei Herm. Costenoble (Jena 1888) erschienen ist. Der erste Teil „Erlebtes" schil-

Digitized by Google

dert in „la perdita gente" das trostlose Leben der Landbevölkerung der römischen Campagna, die der Dichter nach allen Richtungen hin durchstreift hat. Die Kultivierung derselben durch Verbrecher giebt ihm die Veranlassung zu einer düsteren Skizze „der rote Streifen", während er in den „seltsamen Khuzen" das anspruchslose Leben in einem Gebirgsdorfe der wilden Sabina behandelt. Hieran schließen sich drei tiefempfundene, künstlerisch vollendete Novelletten „Ba", „Die Hexe" und „Der Tote der Marchesa". Der zweite Teil des Werkes „Landschaften" enthält Natur- und Stimmungsbilder mit vielen Rückblicken auf die geschichtliche und litterarische Vergangenheit Italiens. An Cicero und Horaz erinnern „Tusculum" und „O fons Blandusiæ". Das Gedenkblatt „Cassinecciola" hat die jüngste Katastrophe auf der Insel Ischia zum Gegenstand der Behandlung.

C. Sommer.

**Polnische Litteratur.** Zwei neue epische Dichtungen von bleibendem Werte sind aus dem Stadium des Zeitungsfeuilletons in jenes der Buchform getreten: Heinrich Sienkiewiczs „Herr Wołodyjorski" und Sigmund Kaczkowskis „Die Olbrachtsritter" (Olbrachtori rycerze). Sienkiewiczs dreibändige Erzählung beschließt den großen geschichtlichen Cyklus, welchen das bekannte Werk „Mit Feuer und Schwert" eröffnet, und dessen zweites Glied „Die Sündflath" war. Der in einer und derselben Richtung poetischen Schaffens verharrende Dichter scheint sich, trotz der bewunderungswürdigen Fülle seiner Einbildungskraft, endlich erschöpft zu haben; die Schlachtensituationen wiederholen sich, insbesondere ist die Belagerung von Kamenz kaum mehr als eine Variation der in „Feuer und Schwert" großartig geschilderten Belagerung von Zbaraż. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle den Inhalt der letzten Sienkiewiczschen Dichtung erzählen; wir verzeichnen nur, daß sie Lust und Leid, Erlebnisse und Thaten des „Kleinen Ritters" Wołodyjorski schildert, und daß ein großer Teil der Erzählung der anmutigen Darstellung seiner Liebesverhältnisse gewidmet ist. Zum Epos fehlt dem Werke die breitere Anlage, welche die Gesamtheit der Kultur der dargestellten Epoche wiederzuspiegeln erlauben würde. Kriegsereignisse und Liebesständeleien füllen alle drei Bände, jedoch bewährt sich auch hier Sienkiewicz als geschickter spannender Erzähler und farbenreicher Wortmaler. Besonders ist es hervorzuheben, daß der nach seinem „Feuer und Schwert" als servilistisch verschriene Dichter hier nicht nur der Eitelkeit der Aristokratie nicht schmeichelt, sondern die Entartung der polnischen Magnaten in voller geschichtlicher Treue darstellt, während er das gesunde Element der Nation in dem Kleinadel findet. — Kaczkowskis „Olbrachtsritter" hängen mit dem Sienkiewiczschen geschichtlichen Cyklus litterar-geschichtlich ansichend zusammen. Der hochgeschätzte Verfasser zahlreicher geschichtlicher Erzählungen hatte die Sienkiewiczschen Dichtungen einer eingehenden Kritik unterzogen und dabei versprochen, daraufhin, wie die geschichtliche Erzählung großen Stiles eigentlich beschaffen sein solle. „Die Olbrachtritter", welche in das XV. Jahrhundert hinabreichen, boten dem Verfasser bedeutend größere Schwierigkeiten dar, als sie das XVII. Jahrhundert für Sienkiewicz hatte. Dennoch ist es Kaczkowski gelungen, seinen Vorwurf nicht nur mit größerer geschichtlicher Treue in Sprache und Heroencharakteristik, sondern auch episch richtiger zu behandeln. Staatsthätigkeit und Privatleben sind nach allen Richtungen hin mit unerschöpflicher Phantasie herangezogen und dargestellt. Wenn in dieser Beziehung Kaczkowski entschieden höher zu stellen ist als Sienkiewicz, so übertrifft ihn dieser in der Plastik und Kraft der Schilderungen, die bei Kaczkowski oft weitschweifig werden. Wie in Sienkiewicz „Feuer und Schwert" Skrzetnski und die schöne Hedwig, so sind in den „Olbrachtsrittern" Wilczek und Jagienka die Träger der verwickelten spannenden Handlung, welche sich auf dem Hintergrunde des unglücklichen Wallachenzuges des Königs Olbracht abspielt. — Unter den übrigen Erzeugnissen der erzählenden Muse, welche auf dem polnischen Büchermarkt eine herrschende Stelle einnehmen, verdienen vor allem Julian Łętowskis „Zeitgenössische Helden" erwähnt zu werden. Der begabte Verfasser „Israels in der Wüste" und „Firduis" betritt hier mit Glück das Feld der zeitgenössischen realistischen Erzählung. In seiner Novellen-Sammlung ist besonders „Schwere Zeiten" hervorzuheben. Der Verfasser, der einst seiner Phantasie einen kühneren Flug gestattet, schleppt sich heute als Ikarus der Poesie auf der trüben Welle des alltäglichen Lebens dahin. Nun aber hat er Erfolg und wird gelesen. — Michael Jeżerski veröffentlicht zwei neue Erzählungen „Der Onkel aus Amerika" und „Klemens Janicki". Letztere schildert auf geschichtlicher Grundlage ein Dichterleben. Störend wirkt in den Schriften Jeżerskis der zu plump hervortretende moralische Tendenz. Alexander Maukowski, der Verfasser des „Sonderlings" scheint in seiner Erzählung „Herr Adalbert" (Pan Wojcrich) eine aus dem „Sonderling" her bekannte Figur zum Helden erkoren zu haben; Herr Adalbert Bobowicz dürfte wohl manchen Leser an Herrn Dobosziewicz erinnert haben, nur daß er hier als Träger einer Satire erscheint. „Auf den Vorposten des Lebens" benennt sich eine größere soziale Erzählung von Felix Ehrenfeucht, welche als einer der weniger gelungenen Versuche, den modernen Roman zu vertiefen, bezeichnet werden muß. — Noch seien erwähnt: Lndmil Niemojewskis „Der Trost der Familie" (Pocieche rodziny) eine Erzählung, die von Moral trieft; Georg Myriels „Im Kampfe mit dem Schicksal" (W walce z losem) ein dreibändiger Roman, dessen Verfasser ein feuilletonistisches Talent zu besitzen scheint; schließlich drei Erzählungen von Vinzenz Kosiakiewicz, einem Schriftsteller, der zur streng realistischen Schule gehört und der in seinem „Sanko", „Das Gespenst" und „Unser Kleiner" sich als guter Beobachter erweist.

—n.

## Bühnenschau.

Im Berliner Theater werden Hebbels „Nibelungen", welche seit langer Zeit nicht in Berlin gegeben worden sind, in Szene gehen.

Am Londoner Garrick-Theater gelangte fast am Ende der Spielzeit das neue Stück von Pinero, „The Profligates" zur Aufführung; der Verfasser, welcher sich bisher nur durch leichtere Bühnenware hervorgethan hat, betritt mit diesem Stücke das Gebiet des ernsten Dramas, allerdings des Ehebruchdramas, in welchem er freilich die Lösung nicht wie das französische verwandte Stück in der Scheidung findet, sondern als echt englischer Moralist den Gatten durch die Reinheit der Frau zu dieser emporheben läßt und so die Versöhnung herbeiführt.

Ibsens „Stützen der Gesellschaft", das herrliche Jugendwerk des großen nordischen Dichters, hat bei seiner Aufführung am Deutschen Theater in Berlin wie ein reinigendes Gewitter gewirkt. Der Sieg des Stücks war ein entscheidender.

Die Hebbelsche Tragödie „Gyges und sein Ring" kam kürzlich in Wien am Burgtheater zur erstmaligen Aufführung; diese Nachmittagsvorstellung bewies die Lebenskraft einiger Szenen des Trauerspiels, aber auch die Haltlosigkeit des Ganzen.

Ganghofers neues Stück: „Die Hochzeit von Valeni" soll im Mai auf der Münchner Hoftheaterbühne zum ersten Mal zur Aufführung gelangen.

Der catalanische Dichter Federico Soler, dessen früheres Drama „Batuïls de reinas" von der spanischen Akademie gekrönt wurde, brachte ein großes dramatisches Gedicht „Judas Ischariot" in Barselona auf dem Teatro Rómea zur Aufführung, das einen wohlverdienten Erfolg errang.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland.** Auf dem Büchermarkt erscheinen einige bedeutendere Neuigkeiten. Die unermüdliche J. *Boy-Ed*, kürzlich die eine psychologische Novelle „Eine Lüge" veröffentlicht hatte, giebt nunmehr den neuen Roman: „Fanny Förster" heraus. — A. *Niemann*: „Des rechten Auges Argernis". 2 Bde. — A. v. *Klinckowström*: „Der Doktor". Die genannten Romane sind

Digitized by Google

bereits in Wochenschriften erschienen und ihr Wert daher mehr oder weniger festgestellt. — K. S. *Baranowitsch*: „Die Sklavin". — O. *Schubin*: „Unheimliche Geschichten". K. *Zacniehs*: „Der Enthusiast von Fichtenstädtel" und andere Novellen. — Ein neuer Novellenband von R. *Voß* enthält u. a. „Der fanle Checco"; „Die Toteninsel". — Ein Band Novellen von R. *Elcho* enthält „Il Tedesco"i; „Schneeglöckchen"; „Herbstlust"; „Unter den Vermißten". — Der neueste *Ohnet*sche Roman „Doktor Rameau" liegt in der bekannten Engelhornschen Roman-Bibliothek in vorzüglicher Verdeutschung vor.

**Frankreich:** Charles *Chincholle*: „Les mémoires de Paris", zu denen Zola eine Vorrede geschrieben hat. — Georges *Rodenbach*: „L'Art en Exil". — Henri *Gauthier et* Henri *Lavedan*: „Le Café-Concert", eine große Künstlerausgabe mit Bildern von J. L. Forain. — Catulle *Mendès*: „Histoire d'amour". — Armand *Silvestre*: „Trente honnes Farces". — Pierre *Zaccone*: „La duchesse d'Alvarès".

**Niederlande:** B. *Perk*: „In het paleis der Bourgondiers te Brussel", ein geschichtlicher Roman.

**England:** Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß selbst in den Litteraturen mit ausgeprägtem Eigencharakter und mit selbständiger Lebensthätigkeit zuweilen auf irgend einem Gebiete eine kleine Stockung, wenn auch vorübergehend, eintritt, sogar in der überall nervös arbeitenden Novellistik, als ob die nicht genügend geheizte Maschine einen toten Punkt zu überwinden hätte; nur in der englischen Romanlitteratur giebt es keinen solchen toten Punkt, ruhlos hastet das ungeheuere Getriebe und wirft ungeheuere Massen von Büchern in den gierigen Rachen des Lesepublikums. Dort läßt man sich nicht einmal Zeit, die gewaltig abgebrauchte Maschine durch eine neue zu ersetzen oder ihre Mängel zu verbessern. Daher gleichen sich auch ihre Produkte seit undenklichen Zeiten, in ihren Fehlern und Tugenden, so daß man müde wird, dieselben immer von neuem zu tadeln oder zu loben. Manchmal kommt ein verhältnismäßig fehlerloses Stück aus dem Triebwerk, aber selten. Ein solches seltenes Stück liegt heute vor uns: „The Awakening of Mary Fenwick" by Beatrice *Whitby*. Die Mache ist die alte, aber die Arbeit ist sorgfältig und fein. Die äußerst einfache Fabel ist zu einem packenden Seelendrama entwickelt. Es ist die Arbeit einer Anfängerin und berechtigt daher zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. — „The Repentance of Paul Wentworth" ist ein Roman, der sich wenigstens eines tadellosen Stiles rühmen kann, was viel heißen will. Auch erheben ihn einige geschickt gewendete Motive über die Durchschnittsware der Gattung; so ist es ein seelisch feiner Zug, wenn die Heldin zwischen sich und die sinnlichen Neigungen ihres Herzens den Riegel einer liebebaren Ehe schiebt. — „Mrs. Severn" by M. E. *Carter*, ist ein Roman, der eine sittliche Mission beanspruchd, indem er eine der vielen englischen Ladies schildert, welche im Geheimen dem Trunke ergeben sind. Auch mangelt es ihm nicht an wohlgelungenen Naturschilderungen aus Jersey und Yorkshire. — „The Vasty Deep" by Stewart *Cumberland*: eine ergötzliche Schilderung eines betrogenen Betrügers, eines entpuppten „Medium". — „A Very Mad World" von Frank *Hudson* ist offenbar mit der Absicht geschrieben, die Welt als ein großes Irrenhaus zu zeigen, zu welcher Ansicht der Leser auch in Bezug auf den Verfasser bekehrt wird. — Der neue Band von William *Black*: „The Penance of John Logan" enthält drei Novellen, die zu dem besten gehören, was Black geschrieben hat. — Von bedeutenden Übersetzungen sind zu erwähnen: Georges *Ohnet*: „The Rival Actresses". — L. N. *Tolstoi*: „The Cossacks".

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 17. 25. April 1889.

Der alte Bismarck. Von einem Deutschen im Auslande. — Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Kobmg-Gotha. — Woldemar Wenek, Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792. — Wiener Litteratur. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Weiteres zur Überfüllung der höheren Berufsarten. Sparkasse und Lebensversicherung. Die aë-, oë- und uë-Sprache. Erwiderung.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 886. 27 April 1889.

G. Cotterell, Swinburne's Poems and Ballads. — C. J. Robinson, Law's History of Hompton Court Palace. — A. W. Pollard, Thomas' Edition of the Philobiblon. — M. Beazeley, Two Books of Travel. — Count Balzani, Fredericq's Inquisition in the Netherlands. — William Sharp, New Novels. — Current Literature. — Cosmo Monkhonse, Sonnet to the Sea. Original Verse. — Sanday, Hatch's Essay's in Biblical Greek. — Obituary: Mr. Warren de la Rne — F. Wedmore, The New English Art Club.

**The Athenæum.** No. 3209. 27 April 1889.

Lord Nelson and Maria Carolina. — The Roll of Battle Abbey. — Talleyrand's Mission in 1792. — Mr. Austin's New Poems. — Novels of the Week. — Classical Litterature. — Library Table. List of New Books. — A Missing Letter from the Duke of Wellington; The Fall in Prices; Lieut.-Col. R. D. Osborn; The „Dictionary of National Biography"; Sale; The Sizes of Books. — Fine Arts. — Their Sighnoel; Gossip.

**The Contemporary Review.** May 1889.

R. W. Dale, Mr. Bright. — Lord Justice Fry, Imitation as a Factor in Humam Progress. — Thomas Burt, Labour in Parliament. — T. Vincent Tymms, Agnostic Expositions. — Edward T. Cook, Prices at the National Gallery. — Grant Allen, Individualism and Socialism. — Charles S. Addis, Railways in China. — W. S. Lilly, „Our Great Philosophers". — Marquis of Hartington, Henry E. Roscoe, H. D. Acland, The Industrial Value of Technical Training.

### ITALIEN.

**Revue Internationale.** 25 Avril 1889.

Andrea lo Forte-Randi, Une gloire posthume: Henri-Frédéric Amiel. — E. Cavaglion, Le continent noir. — Paul Lindau, Dentelles. — Amédée Roux, L'Exposition universelle de Paris. — Alex. de Périgord, Etrange histoire. — Giovanni Fornasini, Les dernieres années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Un ancien Diplomate, Chronique politique.

### SKANDINAVIEN.

**Litteratur og Kritik.** April 1889.

Portræt af Karl Gjellerup. — Karl Gjellernp, En Ballade om Lungen og Vinden. — Peter Paul, En Shakespeareopførelse i Stockholm. — I. Carlsen, Stille Vand. — Ernst v. d. Recke, Vaarbrud. — Theatrene. — Den fremmede Litteratur.

### AMERIKA.

**The Nation.** No. 1241. 11 April 1889.

The Week. — The New York Post-office. — Railroad Mortgages and Prior Liens. — Spanish American Commerce. — An English Estimate of American Illustration. — Prehistoric Sicily. — Prohibition in Iowa. — The Iowa Cow. — Custom vs. Constitutions. — Regulation of the Franchise. — College Instruction by Lecture. — College Examinations. — The Inter-State Commerce Amendment. — The Northwest Railway Situation. — Joseph Cook. — Faust and Lessing. — The New English Dictionary. — Recent Works in Philosophy. — A White Umbrella in Mexico. — Signrd Stiembe. — John Lee of Agawam.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Brackel**, F. v. Vom alten Stamm. Bachems Novell.-Samml., Köln. — 1,0.
**Reck**, O. Baron Peters Brautfahrt. Ungar. Novelle. Berlin, Jacobsthal. 2,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Aub**, Ludw., u. Herman Thom. Gnomen und Kobolde. Aphorismen und Epigramme. Leipzig, Armin Bouman. 0,6.
**Neue** Litterarische Volksbefte. Nr. 1. Der Offizier in der Dichtung. Berlin, Hammer & Runge. 1,0.
**Schärf**, H. Professor Konrad Beyers Lehre vom deutschen Versbau. Czernowitz, H. Pardini. 0,5.
**Thom**, H. Litterarische Korrespondenz und kritische Rundschau. Heft 4. Leipzig, Armin Bouman.

**Lieferungs-Werke.**

**Junker**, W. Reisen in Afrika. Lfg. 6—8. Wien, Ed. Hölzel. je 0,5.
**Kiaer**, F. C. Norges Laeger i det nittende Aarhundrede. Heft 13—15. Christiania, Alb. Cammermeyer. Kr. 1,0.
**Perrot**, G., et Ch. Chipiez. Histoire de l'art dans l'antiquité. 235e livr. Paris, Hachette & Cie. frcs. 0,5.

**Vermischtes.**

**Nothnagel**, A. Sinngemäßes Schaffen u. Modethorheit in Architektur und Kunsthandwerk. Berlin, A. Nothnagel. 1,0.

Digitized by Google

**Kunstwart.** Halbmonatsschau über **Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.** Herausgeber: **F. Avenarius.** In vornehmster Ausstattung. Vierteljährlich nur 2½ ℳ.

**Öffentliche Urteile:**

**Schles. Z.:** In der That wiegt der einzige „Kunstwart" mehr, als der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften. **Tägl. Rdschau:** Auf dem rechten Wege, eine Glanzstation zu werden. **Mallonath.:** Erfüllt ein Bedürfnis. **Leipz. Z.** (milit. Beil.): Man zeigt mit der geringen Summe der Beheftgroschen „zugleich ein Scherflein bei zur Hebung der deutschen Litteratur und des deutschen Volkes." **H. v. Zeisner** (Nom.): So sachlich, so edel in seiner ganzen Haltung, daß er wärmste Förderung verdient. **Klaus Heeld** (Sächs. Z.): Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Richtung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen. **H. Hanslick** (Neue Fr. Pr.): Es wäre wunderlich, wenn nicht diejenigen sich um den „Kunstwart" scharten und seine eifrigen Förderer würden, die in einer gefunden, im besten Sinne männlichen Kunst für sich und Andere nach Heil und Heilung suchen. **L. Weisse** (D. Z.): . . . weiß sich die ihm gebührende Stellung als Berater aller Gebildeten deutscher Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unumstößlich erringen. **A. B.** (Bresl. Z.): Wieviel berichtende Vorurteile hat der „Kunstwart" erschüttert! Über wieviele Fragen hat er Licht und Aufklärung verbreitet! **Magd. Z.:** Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. **Bund:** Macht seinem Namen alle Ehre! **Wiener Presse:** Eigenartig in seiner Ausstattung, eigenartig in seinem Inhalt, eigenartig schon deshalb, weil er mehr gehalten als er versprochen, hat sich Avenarius' „Kunstwart" in der kurzen Zeit seines Bestehens einen ausnahmsweise hervorragenden Platz erobert. **L. Auer. Bl.:** Wen würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seiner Aufgabe so trefflich, so wahrhaft und in so edlem Tone gerecht wird. **Neue Züricher Z.:** Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, sachlich so bestimmt, daß das litterarische und künstlerische Leben anregend, fördernd, aufklärend und klärend zu wirken. **Fränk. Kurier:** . . . hat es verstanden, den großen Erwartungen, welche sich an ihn geknüpft haben, vollständig gerecht zu werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (Probenummern unentgeltlich) vom

**Kunstwart-Verlag in Dresden.**



Soeben ausgegeben:

# Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft

herausg. v. **Fr. Chrysander, Ph. Spitta, G. Adler.**

5. Jahrg. 1889. Erstes Heft.

Inhalt: *C. Paesler.* Fundamentbuch v. Hans v. Constanz. *J. P. N. Land.* Über d. Tonkunst d. Javanen. — *Kritiken und Referate.* J. Eckardt, F. David u. d. Familie Mendelss.-Bartholdy. — F. Moscheles, Briefe v. F. Mendelss.-Barth. an Ign. u. Chrel. Moscheles. — A. Kohut, Friedr. Wieck. — A. Jullien, Hect. Berlioz. — G. A. Gevaert, Neue Instrumentenlehre.

Preis des Jahrgangs 12 Mark.

Ausführliche Prospekte u. Vorlage früherer Jahrgänge durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**



# Deutsche Dichtung.

Herausgeber: **Karl Emil Franzos.**

**Band V. Oktober 1888 bis März 1889.**

Die **„Deutsche Dichtung"**, seit ihrem Bestehen unbestritten das erste und vornehmste Blatt seiner Art, bietet auch in ihrem letzten Halbjahr eine große Auswahl interessanter Novellen, epischer und dramatischer Dichtungen und ist eine reiche Fundgrube für litteratur-historisches und kritisches Material. Der Band ist in Quart- und Oktavformat durch jede Buchhandlung zu beziehen.

**Preis broschiert Mark 8.—**

**In elegantem Einband Mark 10.—**

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**



**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

Soeben erschienen als Sonderausgaben:

Zur

# Fremdwörterfrage

von

**Wolfgang Kirchbach.**

**Preis broschiert 25 Pfg.**

* * *

# Kritik

der

# reinen Erfahrung

von

**R. Avenarius**

angezeigt von

**Dr. Joseph Petzoldt.**

**Preis broschiert 40 Pfg.**

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**



**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

# Alkibiades.

Drama in fünf Akten

von

**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die erstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 18. Mai 1889. Nr. 21.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** F. A. Junker von Langegg: „Zwergbäume". — Rudolf Döhn: „Zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika". — H. Zschalig: „Maibräuche in England". (Schluß.) — Ernst Koppel: „Jean Pauls litterarischer Nachlaß". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Zwergbäume.

(Hashi-no Ki.)

Ein japanisches Drama aus dem XVII. Jahrhundert.

Von F. A. Junker von Langegg.

I.

### Vorbemerkung.

### Das Theater der Japanen.

In früheren Jahrgängen des „Magazins" (1883 bis 1885) teilte ich die berühmteste der alten lyrisch-dramatischen Dichtungen der Japanen, das Takasago-no Utai: „Die Gattenföhre von Takasago", und mehrere kleine Lustspiele: Kiyô-gen mit, und schilderte die einfache Bühne, auf welcher die Mysterienspiele und andere ältere Dramen mit Orchesterbegleitung zur Darstellung kamen, und noch jetzt bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt werden. Diese Bühne ist aller szenischen Ausstattung bar; Ort und Zeit der Handlung werden durch den Chorführer: Mai-gata (wörtl. Sing-Mann) oder durch eine der dramatischen Personen zur Kenntnis gebracht, wie es auf dem antiken Theater der Griechen und Römer geschah und in den Mysterien des Mittelalters und in den älteren Bühnenspielen, z. B. jenen des Hans Sachs, gebräuchlich war.

Das hier vorgeführte, von einem unbekannten Dichter anfangs des siebzehnten Jahrhunderts verfaßte, noch jetzt sehr beliebte Drama: „Die Zwergbäume", welches mit szenischer Ausstattung zur Darstellung kommt, giebt mir Gelegenheit, das gegenwärtige japanische Theater und die Bühneneinrichtungen, wie sie sich seit dem sechzehnten Jahrhundert entwickelten und vervollkommneten, zu besprechen.

Das erste Theater soll in Kiyôto, der Hauptstadt und kaiserlichen Residenz von 794 bis 1868, im ersten Jahre des Nen-gô (Periode) O-nin: „Große Verpflichtung" im Jahre 1467 unter dem 102. Kaiser Go Tsuchi Mikado Tennô (1465 bis 1500), von einer Frau namens O-knei Kabuki aus der Provinz Idzumo errichtet worden sein, welche, um Gelder zum Wiederaufbaue des während der Bürgerkriege zerstörten O-Yashiro (d. i. Haupt-Hintertempel) ihrer Provinz zu sammeln, sich nach der Hauptstadt begab und dort eine Bude auf einem Grasplatze, in der Nähe des Go-jo Kawara: Flußbett der fünften Straße,*) für dramatische Vorstellungen erbaute. Dieser bescheidene Ursprung des Theaters aus einer Bude auf einem Anger: „Shiba", erklärt die japanische Bezeichnung für Schauspiel: „Shibai", und für Theater: „Shibai-ya" oder „Shibai-go-ya (wörtl. „Schauspielbude" oder „Kleines Schauspielhaus").

Beiläufig ein Jahrhundert später verfaßte die Dichterin Ono-no Ôtsu, genannt die Maid von Otano Unaga, ein lyrisches Drama, welches die Liebesabenteuer Joruri Himes, Tochter des Ki-ichi von Yanagi-no Bashi: „Weidenbrücke", in der Provinz San-shin oder Sanuki und des viel besungenen Nationalhelden Yoshi-Tsune, welchem die Mönche des Klosters, in welchem er damals in Verbannung lebte, seines jugendlichen Ungestümes wegen den Namen

*) Kawara ist das im Sommer beinahe ausgetrocknete, nur bei Hochwasser überflutete Kiesbett des Kamo-guwa, „Krikentenflussen", welcher den östlichen Teil Kiyôtos von Nord nach Süd durchfließt und auf welchem während der heißen Jahreszeit abends die Bevölkerung sich belustigt. Eine genaue Beschreibung des Volkslebens auf dem Kawara findet sich in des Verfassers „Segenbringende Reisähren" (Schilderungen aus Japan, III. Bd., S. 345). Der belebteste Teil der Kawara ist jener zwischen der vierten und fünften Brücke, nach welcher die gleichzahligen Hauptstraßen führen. Am linken Ufer daselbst befinden sich noch jetzt die meisten Theater.

Digitized by Google

Ushi Waka: „[illegible]nger Bulle" beilegten, und den eine spätere chine[illegible]e Sage zu dem berühmten Ghengis Khan mach[illegible]ir ders des Mina-moto Yori Tomo, de[illegible]es erblichen Schogunates, zum [illegible]e romantische Episode soll im Jahre 11[illegible]den haben. Ushi Waka, welcher [illegible]eblicher als leidenschaftlicher Flötenspieler [illegible] zur Nachtzeit heimlich sich aus dem Klost[illegible]hlichen und vernahm einst, als er seine Flöte [illegible]ese, blasend im Mondenlichte lustwandelte, die Töne eines mit seltener Kunstfertigkeit gespielten Koto (Schlagzither). Er näherte sich dem verschlossenen Hause, aus welchem die Musik erklang. Alsbald änderte die unsichtbare Künstlerin die Melodie und brachte ihr Spiel mit Ushi Wakas Liede in Einklang. Sofort begann sie ein anderes Tonstück, welches er mit dem Fuye begleitete. Oftmal wiederholten sich diese nächtlichen Stelldichteine, ohne daß das musikalische Liebespaar sich je gesehen. Der Herzenskummer seiner hoffnungslosen Liebe, welcher diesem unsichtbaren Manne folgte, wird in Ono-no Otsus Dichtung geschildert. Nach ihr verfaßte Chika-matsu Monzayemon ähnliche Liederspiele, welche nach Joruri Hime, der Heldin der ersten derartigen Dichtung, „Joruri" genannt wurden, und sich noch gegenwärtig allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Der Name Joruri, welcher nach Auslegung von dessen chinesischen Schriftzeichen: „den makellosen blaßgrünen Schmelz des Porzellans", bildlich: „die tragische Muse" bezeichnet, blieb von nun an die Bezeichnung dieser Art musikalischer Dichtungen. Die älteren Joruri waren alle in metrischer Form verfaßt, viele der neueren sind jedoch auch in Prosa geschrieben und werden gleichfalls mit Musikbegleitung melodramatisch von den Schauspielern vorgetragen. An bestimmten Stellen unterbricht der Mai-gata (wörtl.: Sing-Mann), der Vorsänger des Orchesters,*) den Gang der Handlung durch eine verbindende Erzählung nach Art des Chorus der antiken Tragödie, was auch in vielen späteren Dramen, wie z. B. in den hier vorgeführten „Zwergbäumen" beibehalten wurde.

Zu jener Zeit führte Uji Kadaiyu jenen eigentümlichen, dem europäischen Ohre so fremdartigen Tonfall: Tushi (wörtl.: Knoten, Schlußnote) ein, welchen die Japanen sowohl beim dramatischen Vortrage, als auch beim Lesen am Ende jedes Satzes beobachten. Die richtige Stelle des Fuji wird im Texte stets bezeichnet.

Anfangs war die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung der Schauspieler eine sehr niedrige und ihr Stand von den Rechten anderer Bürger ausgeschlossen, denn wie überall, hatten sie auch in Japan das allgemeine Vorurteil gegen sich. Sie zählten zu einer der beiden niedrigsten Klassen.**)

Nur eine einzige Künstlerfamilie machte eine Ausnahme, die des Ishi-Kawa Dan-jurô, in welcher sich das Talent des berühmten Ahnen vom Vater auf Sohn vererbte, und dessen leiblicher Nachkommen jetzt zu den ersten Schauspielern Tô-Kiyôs (Yedo) zählt.***) Erst unter der dritten Dynastie der Mina-moto Shôgune, der Toku-gawadynastie (1603 bis 1868) traten die Schauspieler allmählich aus ihrer verachteten Stellung heraus, fanden Gunst und Aufmunterung, und infolgedessen machten von nun an Spiel und Bühneneinrichtungen stetige Fortschritte. Zu jener Zeit (1605) wurde der Schauspieler Samwaka Kan-Saburô durch Verleihung eines goldenen Kommandostabes: Sai-hai,***) ausgezeichnet und beordert, die Schiffe, welche das Bauholz für das O-Shiro: das eben im Baue begriffene Schloß von Yedo brachten, aus der Provinz Suruga nach der Hauptstadt zu begleiten. Als er in den Hafen einfuhr und die Stadt in Sicht bekam, begrüßte er diese durch Schwingen seines Sai-hai, und führte einen kunstvollen Tanz auf dem aufgestapelten Holze aus.

Unter den Toku-gawa Shôgunen wurde es den Frauen untersagt, mit Männern gleichzeitig auf der Bühne zu erscheinen, daher bis zum heutigen Tage die weiblichen Rollen von jungen Männern mit entsprechenden Masken und Verkleidungen dargestellt werden. Es giebt jedoch auch weibliche Gesellschaften, welche Stücke ohne Mitwirkung von Män-

*) Das japanische Orchester: „Hnyashi" besteht gewöhnlich aus neun Musikanten, und wird dann Ku-nin-hayashi: „Neun-Männer Orchester" genannt, nämlich aus zwei Trommlern, Taiko-gata, zwei Flötenspielern: Fuye-gata, zwei Rohrpfeifenbläsern Shoshichikuriki-gata (wörtl: Acht Bambusrohre-Kraft Mann), einen Gang-Schläger: Kane-gata (Glockenmann) und zwei Vorsängern: Utai-gata. Ist jedes Instrument nur einfach vertreten, so heißt Go-niu-bagashi: „Fünf-Männer-Orchester". Der Kane-gata beginnt und endigt jedes Musikstück, sowie jeden Satz desselben. Nach ihm fallen die Rohrpfeifer ein, diesen folgen die Flötenspieler und zuletzt die Trommler. Hierauf spielt das ganze Orchester, mit Ausnahme des Kane-gata und der Sänger, ein konzertiertes Sextett, in welches der Kane-gata von Zeit zu Zeit einfällt. Nach diesem folgen Duette der Sänger. Ein solches Konzert besteht demnach aus einer Reihe von Sätzen, in welche die Instrumente in oben beschriebener Ordnung einfallen, und jeder einzelne Satz bei einem vollstimmigen Orchester aus mehreren Duetten, worauf ein Sextett aller Musikanten mit Ausnahme des Kane-gata und der Sänger folgt. Im Go-niu-bagashi folgen dem Orchesterspiele Soli, diesen ein Terzett des Trommlers und des Flöten- und des Rohrpfeifenbläsers.

*) Schroff und strenge gezogen war die Grenze zwischen dem Adel und den anderen Gesellschaftsklassen des alten Japan. Man unterschied 8 Klassen. 1) Die Kuge, der Hofadel des Mikado und Kiyôto; 2) die Dai-miyo (wörtl.: „Großer Name"), der Yedo Hofadel, die Feudalfürsten des Shôgun; 3) die Hatsmoto (wörtl.: „Unter der Fahne"), Bushi oder Samurai, der feudale Kriegsadel des Shôgun; 4) die Hiyaku-shô die Bauern; 5) die Shôku-nin: Handwerker; 6) die Shô-nin, Môko oder Akindo: Handelsleute (Klasse 5 und 6 wurden auch Chô-nin: Stadtleute, Bürger, zum Unterschiede von der Samurai, dem Kriegeradel, genannt); 7) Schauspieler, Freudenmädchen und verschämte Bettler; 8) die Yeta oder Hi-nin (wörtl.: „Kaum ein Mensch"), die Nachkommen der koreanischen Kriegsgefangenen, welche wegen ihrer Beschäftigung unrein und aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. Sie sind Gerber, Lederarbeiter, Totengräber, Nachtwächter und Schinder.

**) In Ermangelung eines direkten männlichen Leibeserben wird entweder ein Blutsverwandter oder eines Freundes Sohn, der dann die Haustochter heiratet, adoptiert, und auf diese Weise der Name und das Geschlecht fortgepflanzt. Es giebt nur wenige Familien, welche nicht durch Adoption sich vor dem Aussterben bewahrten. So pflanzte auch die kaiserliche Familie durch wiederholte Adoptionen ihr Blut seit 660 v. Chr. ununterbrochen fort.

***) Sai-hai, was sich etwa durch „Marschallstab" übersetzen ließe, ist ein kurzer Stab, mit welchem der Oberfeldherr seine Befehle erteilt.

Digitized by Google

nern aufführen, sie sind aber weder zahlreich, noch erfreuen sie sich allgemeiner Beliebtheit.

Applaudieren oder Zischen, sowie Herausrufen und Wiederholungen widersprechen dem Feinsinne eines japanischen Publikums, welches nur durch den billigenden Zuruf: „Mai!“ oder „Yerai!“ (vortrefflich), oder auch: „Nihon-ichi!“ (japanisch erster Klasse) seinen Beifall äußert und die beliebtesten Künstler mit Geschenken von Geld oder kostbaren Kleidungsstücken: Hana genannt, und durch Einladung zu einem Gastmahle nach der Vorstellung auszeichnet. Der gebildetste Teil des Publikums jedoch enthält sich selbst dieser Lobrufe, und giebt seinen Beifall durch leises Fächerwehen zu erkennen.

Die Vorstellungen finden gewöhnlich von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends statt, um Feuersgefahr durch künstliche Beleuchtung zu vermeiden, doch wurden in neuester Zeit auch Abendvorstellungen eingeführt. Gewöhnlich wird mit einem Vorspiele: Maya-Kiyo-gen, einer Farce — (deren ich mehrere in früheren Jahrgängen des „Magazins“ mitteilte), angefangen, welches von Schauspielern untergeordneten Ranges dargestellt wird, die auch allerlei komische Szenen im alten Hofkostüme aufführen. Diesen folgen mehrere Stücke, entweder vollständig, oder nur einzelne Akte, oder die beliebtesten Szenen derselben, so dass die vollständige Aufführung der längeren Schauspiele bisweilen auf mehrere Vorstellungen verteilt ist. Vaterländische, geschichtliche Tragödien, unter welchen die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen der Chin-shin-gura: „Vasallentreue“ (des berühmtesten National-Romans), den ersten Rang behaupten, erfreuen sich der größten Beliebtheit; doch auch Stücke leichteren Gehaltes, Lustspiele und Farcen, tragen dem Geschmacke des Publikums Rechnung. Das Programm der Aufführungen ist entweder als Theaterzettel: Ban-dzuke (wörtl.: Alles bestimmend), oder in Buchform: Ye-shoshi (wörtl.: fähig Alles zu nennen), oder als vollständiges Textbuch: Omu-seki (wörtl.: „Papageien antreiben“ oder „sputen“), verkäuflich. Auch werden vor Erhebung des Vorhanges die Titel der Stücke und die Namen der darin beschäftigten Schauspieler von einem der Regisseure, Todori, bekannt gemacht. Das Theatergebäude ist meist von bedeutender Größe, geräumiger als gewöhnlich in Europa und besteht in der Regel aus einem Gerüste aus Bambus, mit Wänden und Decke aus Mattengeflecht, mit besonderen Eingängen und Treppen für jede Seite des Hauses und für jeden Platzrang.

Die Bühne: Bu-tai, wird vom Saale durch einen Vorhang: Maku, getrennt, welcher entweder aufgerollt, oder aufgezogen wird. Über diesen hängen kurze Vorhänge: Ten-maku (wörtl.: „Himmel-Vorhänge), welche wie ersterer, meist Geschenke von Theaterfreunden, und mit deren Namen, wenn diese bekannt, oder mit den Worten: Go-zonji-yori: „Anonymes Geschenk“ (wörtl.: „Wissen Sie woher?“) oder: Shin-jô: „geschenkt“ in bunter chinesischer Schrift bemalt sind.

Im Saale befindet sich das Parterre: Hira-doma (wörtl.: „flacher Vorhof“), hinter diesem die Tribüne: Taka doma (wörtl.: „hoher Vorhof“), und der Bühne gegenüber eine Galerie: Shiki-june (wörtl.: „Belegte Wanne“), der billigste Platz. Über den Seitenplätzen Udziro (wörtl.: „mit gekreuzten Beinen sitzend“) sind die Logen: Sa-jiki, von welchen mehrere für die Spitzen der Regierung, angebracht. Alle diese Plätze sind mit den gewöhnlichen Matten, Tatami, belegt, auf welchen das japanische Publikum — (für etwaige europäische Besucher werden Stühle gestellt) — sitzt. Ein freigehaltener Gang: Hana Michi: „Schauspielerweg“ (von Hana, den bereits erwähnten Geschenken), durch welchen die vorzüglichsten Schauspieler sich nach der Bühne begeben, teilt das Parterre in eine rechte und linke Hälfte.

Die Bühne, das Podium: Bu-tai ist mit einer großen Drehscheibe: Mawari-Bu-tai: „Drehbühne“ versehen, auf deren einen (abgerundeten) Hälfte die Szenerie gerüstet wird, während die Handlung auf der vor der Dekoration befindlichen Hälfte vor sich geht, eine ähnliche Einrichtung, wie sie bereits die alten Römer hatten und welche wir in manchem unserer Sommertheater finden. Die Szenerie ist entweder gemalt, oder häufiger realistisch aufgebaut. Dies ermöglicht die rasch abwechselnden oder gleichzeitigen Handlungen in verschiedenen Akten, ohne Dekorationswechsel, wie es z. B. in dem hier vorgeführten Drama der Fall ist, in welchem die erste Hälfte auf der Straße an der Fähre von Sum, und vor und in einer Hütte an derselben, und die zweite Abteilung auf der Heerstrasse nach Kamakura und im Palasthofe und in der offenen Audienzhalle des Shikken stattfindet. Die Versenkungen werden Seridashi (wörtl.: „Beschleunigt heraustreiben“) genannt; der Schnürboden heißt Seri-age (wörtl.: „Beschleunigt erheben“). Das Orchester: Hayashi, befindet sich seitlich auf der Bühne, der Chor Utar-gata: „Singleute“, in allen Dramen, in welchen derselbe ähnlich wie bei den Griechen den Gang der Handlung verfolgt, gegenüber; der Souffleur: Kiyo-gensaku-sha (wörtl.: „dramatischer Schriftsteller“) hinter der Szene. Die Garderoben: Gaku-ya (wörtl.: „Gemälde-Haus“), weil sich hier die Schauspieler: Gakusha, das Gesicht bemalen) bestehen gewöhnlich aus drei Stockwerken, von welchen das oberste für die Schauspieler, welche die Frauenrollen darstellen, das mittlere für Künstler höheren Ranges, von welchen die berühmtesten Za-gashira (wörtl.: „Obmann im Rangsitze“) genannt werden, und das unterste für die Statisten: Pe-pe. Jedes Ankleidezimmer ist mit warmen Bädern und Waschapparaten versehen. Der Regisseur: Furi-Tsuke (wörtl.: „Einer, der das Benehmen bestimmt“), überwacht die Kostümierung der Schauspieler, den Szenenwechsel und die Aufstellung der Bühne; der Hiyo-shi-ye (wörtl.: „Einer, der zur Musik den Takt zu schlagen versteht“), welcher häufig ein heruntergekommener Schauspieler ist, giebt durch Raspeln zweier Hölzchen das Zeichen für die Stichworte.

Die Bühne wurde bis neuester Zeit und ist häufig noch durch Kerzen aus Pflanzenwachs (aus den Beeren zweier Sumacharten: Urushi: Rhus verni-

Digitized by Google

cifera, und Stagi: Rhus succedanea) beleuchtet, welche längs der Rampe auf hohen Leuchtern aufgestellt sind. Während des Spieles wird in diesem Falle jeder der vorzüglichsten Schauspieler von zwei Dienern begleitet, welche Lichter auf hohen Stangen tragen, und die Gesichter derselben beleuchten, um so das Mienenspiel sichtbarer zu machen. In jüngster Zeit wurde die europäische Bühnenbeleuchtung in den vorzüglichsten Theatern der Hauptstädte eingeführt.

Neben, oder im Theatergebäude befinden sich Theehäuser und Restaurationen, Cha-ya, in welchen auch die besseren Plätze käuflich sind, daher sie vor der Vorstellung viel besucht werden. Es wird von den höheren Ständen für unziemlich gehalten, Erfrischungen und Reisbier: Sake von Hause mitzubringen, man bestellt solche vor der Vorstellung aus dem Theehause. Die unteren Klassen bringen ihren Mundvorrat mit, da sie oft den ganzen Tag im Schauspielhause zubringen. Im Theater selbst werden während der Zwischenakte nur kleine Reisklößchen, Maku-no-uchi (wörtl. „Innerhalb des Theatervorhanges") genannt, feilgeboten, welche aus geknetetem Reis und allerlei gekochtem Gemüse bereitet sind.

Die Schauspieler halten am fünfzehnten Tage des fünften Monates alter Zeitrechnung, jetzt am 15. Juni ein Fest, welches nach dem Titel eines berühmten alten Volksstückes „Soga" genannt wird, dessen Vorwurf die Blutrache zweier Brüder dieses Namens an dem Mörder ihres Vaters zur Zeit des ersten Minamoto Shoguns Yori Tomo, im Jahre 1186 behandelt. Mit diesem Drama wird auch stets die Frühlingssaison in jedem Theater eröffnet.

Zwergbäume: „Hashi-no Ki (wörtl. Unvollkommene Bäume"), nach welchem das hier vorgeführte Schauspiel betitelt ist, sind durch die durch Knickung der Äste behinderte Saftströmung künstlich in ihrem Wachstume zurückgehaltenen Bäume, an welchen sich sämtliche Teile: Blätter, Nadeln, Knospen u. s. w. verhältnismäßig in verkleinertem Maßstabe entwickeln. Sie bilden seit Jahrhunderten als das höchste Kunstprodukt der Gärtnerei eine kostspielige Liebhaberei. Am besten zu diesem Zweecke eignen sich die hier Erwähnten, die Pflaume: Ume, Prunus Mume, die Kirsche: Sakura, Prunus Pseudo-cerasus, L., und die Kiefer Matsu, Pinus Massoniana, Lamb. Doch auch andere Baumarten werden in ähnlicher Weise verzwergt.

Die Handlung spielt unter der Verwaltung des Shikken von Kamakura, Hojo-no Yusu Toki (1225 bis 1242).

Nach dem Ableben des Gründers der ersten Mina-moto-Dynastie Yori Tomos 1199 erstand ein neues Geschlecht von Usurpatoren, welches über ein Jahrhundert (1200—1333) durch Familien-Ränke, Meuchelmord und blutige Gewaltstreiche sich am Ruder des Staates behauptete, bis es durch die zweite Mina-moto-Dynastie, die der Ushi-Raga gestürzt wurde. Es waren die Hojo, welche sich klug mit dem anspruchslosen Titel Shikken „Amtsverwalter" von Kumakura, einer Stadt wenige Meilen südwestlich von Yokohama, in der Provinz Sagami, wo sie Hof hielten, beschieden, mit fester Hand jedoch die Drähte leiteten, an welchen sie die marklosen Flitterpuppen, die sich da Mikado und Shogune nannten, nach ihrem unbeugsamen Willen tanzen machten, oder sie im politischen Scenenwechsel ihres Intriguenspieles zur Seite warfen. Demungeachtet erkennt der unbefangene Geschichtsforscher in den Hojo-Shikken die größten Wohlthäter des Landes, welches sie vor gänzlicher Anarchie retteten. Sie organisierten die Militär- und Zivilverwaltung, ordneten die Finanzen, gaben weise Gesetze, förderten Wissenschaft und Litteratur, Kunst und Gewerbe. Sie waren die Medicaeer Japans, welches unter ihnen zum höchsten Wohlstande emporblühte. Vor allen bewies sich Yusu Toki als ein gerechter, wohlwollender Mann, ohne persönlichen Eigennutz, aber strenge die Politik seines Hauses verfolgend. Um persönlich von der gewissenhaften Verwaltung der Gesetze und den Bedürfnissen des Landes Kenntnis zu nehmen, bereiste er wiederholt die Provinzen in Verkleidung eines Wandermönches. Eines seiner bei solcher Gelegenheit bestandenen Abenteuer bildet den Vorwurf unseres Schauspieles, das dem großen Cyklus jener volkstümlichen Werke angehört, welche die vielgerühmte Vasallentreue: „Chin", der japanischen Feudalzeit verherrlichen.*)

(Schluß folgt.)

## Zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Fast sämtliche Staaten und auch einzelne Territorien der nordamerikanischen Union haben bereits ihre besonderen Geschichtsschreiber gefunden, obschon manche derselben keinen großen Anspruch darauf machen konnten, weil in ihnen bis jetzt in der That noch zu wenig geschehen ist, was einen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwickelung der großen transatlantischen Republik ausgeübt haben könnte. Zu denjenigen Staaten aber, die in geschichtlicher Beziehung von hoher Bedeutung sind, gehört ohne Zweifel der Staat Missouri, denn er gab in erster Linie Veranlassung zu dem im März 1821 zu stande gekommenen sogenannten Missouri-Kompromiß, welchem gemäß kein neuer Sklavenstaat nördlich von dem 36. Breitengrade gebildet werden durfte. Ein ausführlicheres Geschichtswerk über diesen Staat, in welchem die deutsche Einwanderung eine hervorragende Rolle gespielt hat und noch spielt, besitzen wir von Friedrich Münch aus Oberhessen, der im Jahre 1834 mit Paul Follenius dorthin auswanderte. Aus der Geschichte Missouris mögen kurz nachstehende Punkte hervorgehoben werden. Dort war es, wo die vielbesprochene Sekte der Mormonen

*) Das berühmteste dieser Werke ist der Nationalroman „Chin-shin-gura: Vasallentreue". Die zahlreichen dramatischen Bearbeitungen desselben erfreuen sich vor allen andern volkstümlichen Schauspielen der Gunst des Publikums. Die deutsche, mit eingehenden Kommentaren erläuterte Übersetzung dieses Romans bildet den ersten Band der unter dem Titel: „Segenbringende Reisähren" veröffentlichten „Schilderungen aus Japan" des Verfassers. (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1880—81, III Bde.)

Digitized by Google

sich zuerst bemerkbar machte; aus Ohio gekommen gründeten sie in Jackson-County ihr neues Zion und verkündigten, daß Gott ihnen dieses Land zum Erbteil gegeben habe und daß „der Schwarm der Heiden" es ihnen nicht wieder entreißen solle. Hier schon errichteten sie ein hierarchisches Regiment, sich wenig kümmernd um die Gesetze des Staates und ohne Rückhalt ihre Gehässigkeit offenbarend gegen alle, welche nicht zum „Volke Gottes" gehörten. Dies mußte natürlich häufige Streitigkeiten verursachen, aus welchen endlich ein blutiger Krieg wurde, der dem Staate Missouri eine Million Dollars kostete und mit der völligen Vertreibung der sonderbaren Heiligen endete, nachdem freilich auch die Missourier zu Thaten der Erbitterung sich hatten hinreißen lassen, welche einem humaneren Gefühle sehr widerstrebten. In dem während der vierziger Jahre mit Mexiko geführtem Kriege, durch welchen die Vereinigten Staaten weite Strecken Landes und sonstige Vorteile gewannen, schloß eine Abteilung von Missouriern sich der Hauptarmee der Union an, eine andere aber, geführt vom General Doniphan, bildete ein Freikorps, welches einen der merkwürdigsten und abenteuerlichsten Kriegszüge ausführte, die vielleicht jemals vorgekommen sind. Als endlich im Jahre 1861 der Bürgerkrieg ausbrach, welcher nach harten und blutigen Kämpfen der Negersklaverei ein Ende machte, traten die nach Missouri ausgewanderten Deutschen massenhaft in die Unionsarmee ein und trugen unter der Führung von Männern wie Franz Sigel und Peter Osterhaus nicht wenig zu dem Siege der Union über die südlichen Rebellen und Sklavenhalter bei. Schreiber dieser Zeilen lebte in jener Zeit in der am Mississippi gelegenen blühenden Handelsstadt St. Louis und zählte zu den wenigen deutschen Abgeordneten in der damaligen Gesetzgebung des in Rede stehenden Staates; auch Karl Schurz war mehrere Jahre Mitredakteur der in St. Louis erscheinenden „Westlichen Post", der dortige Turnverein steht aber an der Spitze des von Jahr zu Jahr an Einfluß gewinnenden nordamerikanischen Turnerbundes, der seine Vertreter zu dem im Jahre 1885 in Dresden stattgefundenen sechsten allgemeinen deutschen Turnfeste sandte.

Ein weit älterer Unionsstaat als Missouri ist Tennessee, über dessen Entstehung und Fortentwickelung unlängst (1888) ein ausführliches, auf guten Quellen beruhendes und schön ausgestattetes Buch von dem Amerikaner James Phelan im Verlag von Houghton, Mifflin & Comp. (Boston und New-York) erschienen ist. Zu den ersten Europäern, welche sich längere Zeit in Tennessee niederließen, werden die Franzosen La Salle und Marquette, sowie der Spanier De Soto gezählt; ihnen folgten die Engländer in größerer Anzahl. Die eigentliche Geschichte von Tennessee beginnt indes erst mit dem Auftreten eines gewissen William Bean, der sich 1769 im östlichen Tennesee niedergelassen hatte und dem andere Kolonisten zahlreich nachfolgten. In jenen Jahren hatten die weißen Kolonisten in Tennessee, die meistens in waldreichen Gegenden und weit von einander entfernt wohnten, viel von Indianern, Pferdedieben und sonstigen gesetzlosen Banden zu leiden, weshalb sie 1777 den Wunsch, das schon mehr kultivierte Nord-Carolina möchte sie annektieren, aussprachen. Dies geschah denn auch, sodaß Tennessee acht Jahre hindurch zu jenem Staate gehörte; am 1. Juni 1796 wurde es jedoch als selbständiger Staat mit etwa 76000 Einwohnern, von denen gegen 10000 Negersklaven waren, in die Union aufgenommen. Was die Religion anbetrifft, so waren die in den Vereinigten Staaten stark vertretenen Presbyterianer und die Methodisten in der Mehrzahl; es gingen aber, wie Phelan sagt, lange Zeit die Bibel und die Büchse Hand in Hand und neben der Kirche erhob sich das Schulhaus, wenn auch ein gründlicherer Unterricht sich erst 1845 Bahn brach. Bis zu diesem Jahre reicht ungefähr das Geschichtswerk Phelans über den Staat Tennesee.

Wir übergehen hier die vielfachen und harten Kämpfe, welche die weißen Bewohner von Tennesee mit den wilden Indianern bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu bestehen hatten und begnügen uns damit, einige wesentliche Punkte aus der spätern Zeit hervorzuheben.

Nur zwei Staaten der nordamerikanischen Union, Virginien und Massachusetts, haben an Zahl mehr Männer als Tennessee hervorgebracht, die eine hohe, zum Teil die höchste Stellung eingenommen haben, welche entweder das amerikanische Volk selbst oder dessen höchster Beamter, der Präsident, zu vergeben hat. Das Amt des Präsidenten der Union bekleideten Andreas Jackson von 1829 bis 1837, James K. Polk von 1845 bis 1849 und Andrew Johnson vom April 1865 bis 4. März 1869; Minister aber waren: George W. Campbell, John H. Eaton, Felix Grundy, John Bell, Cave Johnson und Aaron V. Brown. Was den Präsidenten Andreas Jackson anlangt, so hatte sich derselbe schon vor Übernahme seines hohen Amtes unstreitig große Verdienste um die Union erworben; einmal durch die Bekämpfung der streitbaren Creek-Indianer, welche die fruchtbaren, gesunden und herrlichen Gegenden von den südlichen Grenzen Tennessees bis herab nach Florida bewohnten, dann durch die Unterwerfung Choëtaws und Chickasaws in dem damaligen Gebiete oder Territorium Mississippi und der Seminolen, welche vom südlichen Georgien und dem nördlichen Florida bis zum Golfe von Mexiko ihre Macht ausdehnten. Auch seine Verteidigung von New-Orleans gegen die Engländer in den Jahren 1814 und 1815 wird von den Amerikanern sehr gepriesen. Allein Jackson hatte auch seine großen Schattenseiten; er ist der eigentliche Vater des corrumpierenden Ämterwesens in den Vereinigten Staaten, das erst durch den Präsidenten Grover Cleveland, der vom 4. März 1885 bis 4. März 1889 die Geschicke der Union leitete, einigermaßen verbessert wurde. Jacksons persönliche Anhänger wurden von ihm, mochten sie die nötigen Fähigkeiten und Tugenden besitzen oder nicht, mit öffentlichen Ämtern belohnt; seine Widersacher dagegen, waren sie auch die entschiedensten Demokraten und besten Vaterlandsfreunde, die fähigsten und ehrenhaftesten Männer, verloren nicht nur ihre Stellen, sondern mußten nicht

Digitized by Google

selten auch in anderer Art den Unwillen und die Rache des Gewalthabers fühlen. Der Beamtenwechsel bei jeder nachfolgenden Präsidentschaft wurde förmlich zum Grundsatze erhoben und dafür ein eigener Ausdruck „rotation in office", d. h. Umdrehung oder Wechsel im Amt, erfunden. Auf diese Weise hat der Demokrat Jackson, trotz aller seiner großen Verdienste um die Union, das wahrhaft republikanische Prinzip untergraben, die Gewissen und guten Sitten seines Volkes geschädigt und seinem Vaterlande unberechenbaren Schaden zugefügt.

Was Andreas Johnson und James K. Polk, die beiden anderen Unionspräsidenten aus dem Staate Tennessee, betrifft, so läßt sich über diese womöglich noch weniger Günstiges sagen, als über Andreas Jackson, den man seiner Thatkraft wegen, nach einer zähen Eichenart, den „alten Hickory-Jackson" nannte.

Am 14. April 1865 erschoß John Wilkes Booth, dessen Namen die Nachwelt für alle Zeiten brandmarken wird, den edlen Präsidenten Abraham Lincoln, als derselbe der Aufführung eines Schauspiels in Fords Theater zu Washington City beiwohnte. Allein ein gerechter und guter Mensch stirbt niemals, er lebt im Angedenken aller Edlen fort. Sein Amtsnachfolger wurde Andrew Johnson. Die Regierung Johnsons war, wenn man die ersten Monate in Abrechnung bringt, ein fortwährender Kampf gegen die radikale Mehrheit des Kongresses, und die Erbitterung, welche durch diesen Kampf hervorgerufen wurde, war, wenige und kurze Zwischenräume abgerechnet, von Anfang an stets im Steigen begriffen. Im Mai 1867 wurde Johnson sogar vor dem Bundessenate wegen eines schweren Vergehens in der Verwaltung angeklagt, doch freigesprochen. In der Geschichte der Vereinigten Staaten war dies der erste gegen einen Präsidenten der Vereinigten Staaten erhobene Prozeß. Kein Wunder, daß die Augen der ganzen gebildeten Welt auf denselben gerichtet waren. In der Sitzung des Senats vom 16. Mai des genannten Jahres erfolgte der Urteilsspruch; derselbe lautete auf Freisprechung; 35 Stimmen waren gegen, 19 für Johnson gefallen, aber die zur Verurteilung erforderliche Zweidrittel-Mehrheit war nicht zu stande gekommen. Bis zum letzten Augenblick schwankte das Zünglein der Wage, nur eine einzige Stimme durfte anders fallen, und Johnson wäre beseitigt gewesen. — Von dem Präsidenten James K. Polk mag hier nur kurz erwähnt werden, daß derselbe für seine Person es zwar meistens in seinen Regierungshandlungen redlich meinte, sich aber durch seine ränkevollen und selbstsüchtigen Minister nur zu oft auf falsche Wege leiten ließ. Als der Erwählte der südlichen Sklavenstaaten war er natürlich ein entschiedener Verfechter der Negersklaverei und der partikularistischen Staatenrechte.

Zum Schlusse sei nur noch kurz erwähnt, daß der Staat Tennessee ebenso, wie Missouri, zu denjenigen Unionsstaaten gehört, in denen beim Ausbruche des Bürgerkrieges eine ganze Anzahl von blutigen Schlachten stattfand, z. B. bei Murfreesboro, bei Chancelorsville, am Chickamanga und bei Chattanooga. In der Mehrzahl dieser Schlachten kämpften auch viele deutsche Adoptivbürger für die Erhaltung der Union. Dr. Rud. Doehn.

## Maibräuche in England.

(Schluß.)

Indessen ist die keineswegs zufällige Übereinstimmung der englischen und romanischen Maifeste, wie ohne weiteres zugegeben werden mag, im großen und ganzen wohl ebenso sehr auf Urverwandtschaft der zu Grunde liegenden mythischen Vorstellungen zurückzuführen, als auf unmittelbare Nachahmung. Sehen wir von dem Zeugnis, welches Grimm aus dem Jahre 1225 über die Pfingstkönigin in den Niederlanden bringt — da hier französischer Einfluß am wenigsten auszuschließen sein dürfte — so belehren uns doch zahlreiche Bräuche aus rein germanischen, mehr noch aus slavischen Ländern, daß der Ausgangspunkt aller dieser Mai- bez. Frühlingshuldigungen in sehr allgemeinen und darum bei allen Völkern wiederkehrenden und selbständig entwickelten Naturmythen zu suchen ist. Es ist nach der besonders von Mannhardt vertretenen Auffassung der Geist des Wachstums, der vor Allem im Maibaum zur Darstellung kommt, der aber dann auch selbständig und verkörpert aus demselben hervortritt. Zunächst nahm er vielleicht die Gestalt einer in seinen Zweigen verborgenen Figur oder Puppe an, dann auch menschliche Einkleidungsformen, und ist vielfach gleichbedeutend mit der verkörperten Frühlings- oder Sommergottheit überhaupt.

Merkwürdig sind die heutzutage zum Teil wenig ehrerbietig klingenden Namen, die er sich hat geben lassen müssen. In Frankreich nannte man ihn Père de May, Reine de May, Belle de May, Reine de Printemps; in England Lady of the May oder May-Lady, Queen of the May; in der Provence, Spanien u. s. w. Maia oder Reine Maia; in Deutschland Laubmann, Pfingstlümmel, Pfingstbutz, Pfingstnickel, (Nikolaus), Pfingstkönig, Graskönig, Lattichkönig; in Böhmen Královna (Königin); in Ungarn Maikönigin; bei den Slovenen, die ihr Frühlingsfest am Tag des heiligen Georg (24. April) feiern, „den grünen Georg" u. s. w. — So verschieden aber auch die Namen dieser Gestalt sein mögen, so seltsam die Schaustellungen, durch die sie gefeiert wird, so wenig verleugnet sich das ursprüngliche Wesen derselben. Fast überall deutet sie auf die ursprüngliche Hoheit und Herrschergewalt. Selbst der als lustige Person behandelte „Jack in the Green" (Hans im Grün) hat noch eine Blumenkrone auf dem Haupt. In manchen Gegenden Englands hielt die Maikönigin sogar feierlichen Umzug, wobei sie von Männern getragen wurde, wie dereinst wohl die Götterbilder. — Was uns jedoch schon bei einem bloß äußerlichen Vergleiche der Namen besonders auffallen muß, ist der Umstand, daß die weiblichen Bezeichnungen „Maifrau, Maikönigin" u. s. w. außer in slavischen Ländern, an deren Einfluß nicht gedacht werden kann, nur in Frankreich (bez. der Provence und Spanien), nicht

Digitized by Google

aber in Deutschland vorkommen, so daß mindestens der Gedanke einer Namenentlehnung und damit zugleich wohl der äußeren Darstellungsweise gerade dieser eigentümlichen Figur nahe liegt, wenn auch die sonst damit verbundenen oder davon getrennten Bräuche echt englische, d. h. germanische, sein mögen. Als beachtenswerte Beobachtung fügen wir noch hinzu, daß der Maikönigintanz nach den uns vorliegenden Beschreibungen vorzugsweise im Süden Englands (London und Oxford) üblich gewesen sein mag — also da, wo der französische Einfluß von jeher auch in anderer Beziehung stärker hervorgetreten ist, als in den nördlicheren Gegenden Englands.

Eine sehr natürliche Weiterentwickelung der Vorstellung von der Frühlingsgottheit war es, derselben eine zweite beizugesellen. Beide standen sich entweder feindlich gegenüber, wie z. B. auf der Insel Man, wo eine Maikönigin mit einer Winterkönigin kämpfte; oder waren, wie es meist der Fall, als Gatte und Gattin vereint. Nach der schon oben angeführten Stelle aus Spensers „Schäferkalender" trug man den gekrönten König Mai auf einem Throne dahin, und „seine Königin war Frau Flora, der sie Alle dienten." Folgendes Verbot der Synode zu Worcester von 1240: „Ne intersint ludis inhonestis nec sustineant ludos fieri de rege et regina" etc., ist jedenfalls auch auf das Maikönigspaar zu beziehen. Auch hierzu findet sich das Vorbild, oder wenigstens der ganz gleiche Brauch, außer in slavischen Ländern nur in Frankreich (Grenoble). Höchst merkwürdig ist es doch ferner auch, daß man in den Maispielen des 16. Jahrhunderts einem „Robin Hood" genannten King of May eine Queen of May namens „Marian" beigesellte; augenscheinlich, wie Mannhardt annimmt, eine Übertragung eines französischen Pfingstspieles, in welchem das schon in altfranzösischen Pastourellen beliebte Schäferpaar Robin und Marion eine Hauptrolle spielten. Mindestens scheint uns auch hier eine teilweise Namenentlehnung und Nachahmung einiger Äußerlichkeiten vorzuliegen.

Eifrige Germanisten wollen bekanntlich von französischen Einfluß nichts wissen und sehen in Robin Hood nur Wodan, wie sie auch in der Maikönigin nur Frigga (Fria), Wodans oder Odins Gemahlin, bez. die oft mit ihr verwechselte Freyja, die Schwester Freyrs erblicken. Gleichwohl haben aber die englischen Maiumzüge, wie wir gezeigt zu haben glauben, mehr äußere Verwandtschaft mit denen in romanischen, als mit denen in eigentlich germanischen Ländern. Niemand wird bestreiten, daß bei den noch spät und teilweise noch jetzt in Deutschland und Skandinavien üblichen Mai- oder Frühlingsumzügen, anstatt verkörperte Frühlingsgeister sehr wohl auch diese, das Wachstum schützenden und fördernden höchsten Gottheiten selbst zur Darstellung kamen, namentlich in späterer Zeit, wo ursprünglich verschiedene Bräuche und Feste vielfach in einander übergingen. Es ist dies nur ein Beleg dafür, daß verschiedene mythologische Vorstellungen sich decken. Häufiger tritt das Maipaar unter dem Namen Lord und Lady of the May (Maiherr und Maifrau) auf. In der Literary Gazette vom Mai 1847 (vergl. Mannhardt, S. 423) schildert ein Augenzeuge einen Kinderaufzug mit Lord und Lady zu Headington bei Oxford. — Lord und Lady treten auch in dem noch zu beschreibenden „Schornsteinfegertanz" auf. In anderen germanischen Ländern, namentlich in Deutschland, Dänemark und Schweden, erscheint das Maipaar endlich oft als Brautpaar. Zuweilen tritt auch eine Pfingstbraut oder Maibraut allein auf, wie die Pingstbrud oder Blomsterbrud (Blumenbraut) in Östergötland von der aber der Aberglaube sagt, daß sie nie eine wirkliche Braut werde. Diese Vorstellung und Darstellung scheint in England fremd zu sein, wenigstens schweigen davon die englischen Berichterstatter. Gab es aber vielleicht doch einen ähnlichen Aberglauben von der Maikönigin? Die ergreifende Fortsetzung von Tennysons „Queen of the May", der frühe Tod des schönen Mädchens, das keinen Mai wieder erlebte, würde dadurch wenigstens eine bedeutsame Erklärung finden. Der Aberglaube selbst steht in vollständigem Einklang mit der altmythischen Anschauung vom jährlichen Ableben der Natur (zur Zeit der Sommerwende), wie sie uns auch in der Göttersage von Baldurs Tod und in den Märchen von Dornröschen, Schneewittchen u. a. entgegentritt.

An die Vorstellung von einem Frühlingsbraut- oder Ehepaare schloß sich weiter noch der Brauch vom Brautlager oder Wälzen auf dem Saatfelde, wie es uns R. Fletcher in einem Gedichte (May-Day) von 1656 beschreibt. Brand (pop. antiqu. s. Mannhardt, S. 380) erzählt, daß junge Paare sich zu Ostern und Pfingsten den Greenwichhügel herabrollten. Diese in verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zeiten, namentlich auch beim ersten Frühlingsgewitter oder Erscheinen der ersten Vögel fast in allen Ländern Europas und schon bei den Griechen übliche Sitte hat meist den Zweck, den Acker fruchtbar zu machen, wie es auch in einem Spruche, den die schwedischen Bauern in Helsingland bei dieser Gelegenheit laut sprechen, deutlich ausgedrückt ist:

„Vi ska rulla,
Så at det blir korn i hvar grubba."
„Wir werden rollen,
So daß da wächst Korn in jeder Furche."

Der auf die Erde sich werfende oder darauf sich umwendende Mensch ist wieder nichts anderes, als der verkörperte Geist des Wachstums, der derselben durch diese Berührung seine Kraft mitteilt.

Eine merkwürdige Umgestaltung scheint die schon zur Würde einer bloßen Dorf-Maikönigin herabgesunkene Frühlingsgebieterin in manchen Gegenden Frankreichs und Englands durch katholischen Einfluß erfahren zu haben, wodurch sie wieder erhöht und sogar zur Himmelskönigin selbst erhoben wurde, wie aus einem Gebrauche in Essex hervorgeht. Hier wandern junge Mädchen am Maimorgen mit Kränzen von verschiedener Größe von Haus zu Haus. Inmitten jedes größeren Kranzes befindet sich eine weißgekleidete Puppe, offenbar eine Darstellung der Jungfrau Maria. Das dabei gesungene Lied, das uns freilich nur in einer späteren, jedenfalls von Puritanern verstümmelten Form erhalten ist, lautet:

Digitized by Google

Ich bin gewandert all' die Nacht
Und in den Tag ein Stück,
Und bring' bei meiner Wiederkehr
Euch einen Kranz zurück.

Ja, einen Kranz hab' ich gebracht
Und steh' vor Eurem Thor,
Ein jeder Zweig ist Gottes Werk
Und weist zu ihm empor.

So sehr als Christus uns geliebt
Und starb für unsre Schuld,
So mahnt er, daß vom Bösen wir
Rückkehr'n zu Gottes Huld. —

Die jeder Volksbelustigung feindselig gegenüber stehenden Puritaner suchten vor Allem auch den Maibaum, den unzertrennlichen Gefährten der Maikönigin, den Sammelpunkt der tanzlustigen Jugend zu verbannen. Nach den zahlreichen Beschreibungen und Abbildungen, die uns davon erhalten sind, tritt er in so mannigfachen Formen auf, daß es schwer ist, daraus seine Urform zu erkennen. Dieselbe scheint jedoch in England etwa folgende gewesen zu sein: Der Schaft desselben erhob sich auf einem künstlich hergestellten, erhöhten Rasenplatz, auf welchem der übliche Tanz stattfand und welcher ringsum von Planken oder Steinen umfriedigt war. Ein gemaltes Fenster in Betley (Staffordshire) aus der Zeit Heinrich VIII. zeigt uns den zum Tanzen bestimmten Platz sogar stufenartig ansteigend. Auf den Schaft wurde nun wohl ursprünglich ein wirklicher Baum befestigt, später nur eine Stange (daher der Name Maypole) entweder mit einem Blumentopfbäumchen, oder einer künstlichen Blumenkrone, die aus wagerecht angebrachten blumenumwundenen Reifen (anfänglich in die Äste des Baumes gehängte Kränze) hergestellt war. Dieselbe bestand zuerst aus 2 bis 3, später aus vielen, nach unten zu größer werdenden Ringen. Ein 1817 zu Necton in Norfolk errichteter Maibaum hatte deren sogar 20. Sie umgaben fünf Seehstel des Mastes und gingen soweit hernieder, daß man die untersten bequem berühren konnte. Bunte Bänder und Blumen schmückten den Wipfel, unter welchem gewöhnlich noch Flaggen und Banner wehten. Frische Blumengewinde umgaben Stamm und Schaft bis auf den Erdboden, oder statt dessen ward der Baum spiralförmig geschält oder bemalt.

Wie schon bemerkt, ist auch der Maibaum als Sinnbild des Frühlings oder Sommers, als Einkleidungsform der schönen Jahreszeit anzusehen. Darauf deuten noch ganz besonders die gewöhnlich als Zeichen der Fruchtbarkeit daran gehängten Vogeleier, die später, nachdem ihre eigentliche Bedeutung vergessen war, oft durch vergoldete Holzeier oder Kugeln ersetzt wurden. Daher ist das „Maibringen" im Grunde auch gleichbedeutend mit dem anderwärts z. B. in den Lätaregebräuchen (Heidelberg) üblichen „Sommerbringen".

Außerdem wurde der Wachstum verheißende Baumgeist wohl auch als Schutzgeist der Menschen und Tiere angesehen. Wie der große, an manchen Orten in feierlichem Zuge aus dem Walde geholte und auf dem Dorfplatz aufgepflanzte Baum der ganzen Gemeinde Segen bringen sollte, so sollten die kleineren Bäume, Weißdornbüsche und Blumensträuße jedem einzelnen Haus Heil bringen. „Sie glauben," heißt es z. B. in einem Berichte von den Irländern, „daß ein am Maitag am Hause angebrachter Baumzweig ihnen großen Milchreichtum für den Sommer sichert." Unsere vor den Thüren stehenden Maien hatten sicher einen ähnlichen Zweck, und besonders sollten die vor den Ställen befindlichen das Vieh vor bösen Einflüssen schützen, wobei vor Allem an die in der vorhergehenden Nacht (Walpurgisnacht) herumirrenden Hexen gedacht wurde. Eine aus dergleichen Vorstellungen abgeleitete Bedeutung hat gewiß auch der beim Heben eines Hauses auf dem Giebel befestigte Richtmai.

Es würde jedoch zu müßiger Deuterei führen, wollte man allen den zur Maifeier verwendeten Baumarten oder Blumen eine besondere Wichtigkeit beimessen, da in dieser Hinsicht wohl hauptsächlich das örtliche Vorhandensein von Blüten und frischbelaubten Bäumen in Frage kommt. Vor Allem muß man sich jedenfalls hüten, zu viel germanisch mythologische Beziehungen finden zu wollen, da z. B. der in England und Irland (Dublin) ganz besonders bevorzugte „Weißdorn" auch schon bei den römischen Frühlingsgebräuchen eine Rolle spielte.

In London erinnert übrigens noch der Name einer Straße in der Nähe der St. Andrew-Church (St. Andreas-Kirche), die sogenannte Shaft Alley, daran, daß man hier, wie noch an mehreren Orten der Stadt, einen Maibaum (Maypole oder Shaft) zu errichten pflegte.

Eine ganz wunderliche Sitte, die auf den ersten Blick wenig Zusammenhang mit den übrigen Maispielen zu haben scheint, ist der sogenannte Schornsteinfegertanz (dancing of chimney-sweepers). Derselbe wird verschieden beschrieben, seine ungetrübte Form war nach den Mitteilungen Hones (Table Book) und Chambers etwa folgende: Früh am ersten Mai machten sich die verschiedenen Abteilungen der Schornsteinfeger auf und zogen lärmend und tanzend von Haus zu Haus. Ihre schwarzen Gesichter waren rot und weiß bemalt und ihre Kleidung überaus bunt und phantastisch, mit Papierstreifen, Bändern und Leinwandflecken in allen Farben besetzt; auf dem Kopfe trugen sie Kronen und Blumen oder Goldpapier. Jede Schar hatte einen Führer oder Oberherrn (lord) nebst einer Dame oder Lady. Der Lord zeichnete sich durch besondere Größe und Gewandtheit aus und wurde gewöhnlich aus einer anderen Berufsklasse gewählt. Er trug einen großen aufgekrämpten, mit gelben Federn oder Goldpapier verzierten Hut, auf der Brust einen riesigen Blumenstrauß, kurze Atlashosen und Tanzschuhe mit großen Schnallen, in der Hand einen mächtigen Stock mit glänzendem Metallknopf. Seine Gefährtin war eine kräftige Gestalt, oft nur ein junger Bursche in Frauenkleidern und lächerlich aufgeputzt. In der rechten Hand hielt sie einen großen kupfernen oder hölzernen Kochlöffel, in der linken ein Taschentuch, das sie nur an einem Zipfel faßte, oder ein hölzernes Salzfaß. — Lord und Lady tanzten darauf, einen Kranz erfassend, zuerst ein Menuett oder einen anderen langsam gemessenen Tanz, der allmählich immer schneller wurde und an dem zuletzt Alle teil-

Digitized by Google

nahmen. Ein höllischer Lärm begleitete den Tanz. Der Eine trommelte mit einem Besen auf einem Kehrichtkasten oder einer Schaufel, ein Andrer klapperte mit zwei großen Knochen, ein Dritter schlug den Triangel, ein Vierter spielte die Querpfeife, daß man das Getöse weit und breit hören konnte. Die lächerlichste Figur dabei war jedoch der sogenannte „Jack in the Green" (Hans im Grün), eine aus Lorbeerzweigen oder grünen Reisern gemachte Puppe, in welcher ein Knabe oder Mann verborgen war, und welche sich wie ein Kreisel rund herumdrehte.

Dann und wann hielten sie abwechselnd inne und reichten einen an einem langen Stabe befindlichen Löffel unter die Zuschauer und sogar in die Fenster der Anwohnenden hinein (wobei man selbst im ersten Stock noch nicht sicher war), um die üblichen „Halfpennies" einzusammeln. Die so erhaltene Summe, die oft nicht ganz unbeträchtlich war, wurde am Abend verteilt, wobei auch die nicht teilnehmenden Meister mit bedacht werden mußten. In ähnlicher Gestalt hat Dr. E. Hohlfeld in Dresden den Tanz noch 1805 in London gesehen. Die Erklärung dieser merkwürdigen Sitte ergiebt sich aus dem Vorhergesagten im wesentlichen von selbst. Parley berichtet, man erzähle sich eine Geschichte von einem gestorbenen Knaben, der später als Essenkehrer das Haus seiner hochgestellten Eltern betreten habe und von diesen wiedererkannt worden sei, fügt aber gleich selbst hinzu, er wisse nicht, ob die Geschichte wahr sei! Die Geschichte ist offenbar eine spätere Erfindung. Aber auch wenn sie wahr wäre, so dürfte es doch schwer sein, daraus einen so allgemeinen und mit so ganz eigentümlichen Symbolen verknüpften Brauch erklären zu wollen.

Offenbar haben wir es gerade hier mit einem urgermanischen Kulturreste zu thun. Die am meisten auffällige, schon beiläufig erwähnte Figur „Hans im Grünen", wenigstens, hat entschieden die unleugbarste Verwandtschaft mit den in Heidelberg und anderen süddeutschen Städten am Sonntag Lätare durch die Stadt wandernden grünen Puppen, die jedenfalls nichts weiter als eine Verkörperung des einziehenden Frühlings sind.

Lord und Lady sind augenscheinlich nur das uns bereits bekannte, aber „incognito" auftretende Königspaar. Die dabei wahrzunehmende mehrfache Darstellung ein und derselben Gestalt wird uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie die ursprüngliche Bedeutung des ganzen Aufzuges später längst in Vergessenheit geraten war. Im übrigen kann man sich mit der einfachen Erklärung begnügen, daß die Schornsteinfeger, als geschlossene Innung, am längsten an den früher von verschiedenen Körperschaften (Schuhmachern, Webern u. s. w.) ausgeführten Maitänzen festgehalten haben, und daß diese mit der Zeit allerdings ein ganz eigenes Gepräge annahmen. Mannhardt erinnert hierbei an das bei vielen deutschen Mai- und Erntebräuchen übliche Schwärzen des Gesichts des Pfingstlümmels und anderer Figuren, wodurch nach seiner Meinung ausgedrückt werden soll, daß der dargestellte Dämon ein nicht sichtbares, für menschliche Augen dunkles, unheimliches Wesen, ein Schatten, ein „Gespenst" sei. Mit dieser Darstellung möge es vielleicht zusammenhängen, daß in London die Kaminfeger am 1. Mai. sich gleichsam sämtlich als Vertreter dieser unsichtbaren Vegetationsdämonen konstituieren. Auf verwandten Vorstellungen beruht wohl auch die wendische Sitte des Todaustreibens, der in Siebenbürgen als langer schwarzer Mohr dargestellte Tod, die schwarze Gestalt des Teufels u. s. w. Man könnte daher bezüglich des Essenkehrertanzes sogar einen Einfluß der mittelalterlichen Totentänze annehmen, wodurch auch das dabei stattfindende bisher noch nicht erklärte Klappern mit Totenbeinen oder Knochen eine ungezwungene Deutung erhielte.

Zum Schluß sei noch des in einigen Äußerlichkeiten abweichenden bäuerlichen Maiaufzuges gedacht, in welchem an Stelle der schwarzen Kamingeister lustige Landdirnen und Burschen treten, die in allerlei Verkleidungen und mit Blütenzweigen im Haar eine mit Blumen und Kränzen geschmückte Kuh umtanzen, während Violinen und Klarinetten heitere Weisen dazu spielen. Auf einem Dorfe in der Nähe von Monmouth umtanzten, wie Hone berichtet, die Milchmägde singend einen alten Mann, der auf dem grauen Haupte einen Feldblumenkranz, in der Rechten einen blühenden Weißdornzweig und in der Linken eine mit Schlüsselblumen und blauen Glockenblumen (wohl sogen. Küchen- oder Kuhschellen), die eine große Rolle bei Hexenvertreibungen spielten, umschlungenen Stab trug. Vor jedem Hause blies er auf einem umgehängten Kuhhorn. Die Mägde (30 bis 40) hatten Maiglöckchen und wilde Rosen um Kopf, Hals und Arme. Dahinter kam die apfelrotwangige, sonderbar aufgeputzte Tante Nelly (Cornelia), die aus einem kupfernen Kessel Sahne und aus einem Korb mit Walderdbeeren u. dergl. Früchte austeilte. Ihr „Zweigträger" (boughbearer) Onkel Ambrose (Ambrosius). Darauf folgten noch sechs mit Blumen geschmückte und Milchgeräte tragende Ziegen und ein vom Milchpächter geführter, gleichfalls frühlingsmäßig aufgeputzter Stier (daher jedenfalls auch nach einer verschwundenen deutschen Sitte der Ausdruck „geputzt sein wie ein Pfingstochse").

Die Beziehung zum Mai als dem Weidemonat bedarf kaum noch der Erwähnung. Wir schließen damit unsere Maifestbeschreibung, die denjenigen der geehrten Leser, die sich mit englischem Volksleben und der Verherrlichung desselben in Sage und Dichtung beschäftigen, in kurzen Zügen mehr eine bescheidene Anregung, ein anschauliches Bild, als eine alles Einzelne umfassende, gelehrte Betrachtung bieten soll. Ohne es darauf abgesehen zu haben, sind wir wieder bei einem der wenigen Bräuche angelangt, die uns, wenn sie auch selbst verschwunden sind, wenigstens ein Denkmal in der Sprache zurückgelassen haben. Fast will es uns dünken, als müßte es so sein, als verdiene unsere prosaische — wir wollten sagen: so sehr zarte und feingesittete Welt, der alles „Fiedeln, Schreien und Kegelschieben ein gar verhaßter Klang" ist, daß ihr die als roh verjagten und doch so harmlos heiteren Frühlingsgeister den angeführten Reim von „Mai" und „Heu" über-

Digitized by Google

lieferten. Wir aber glauben Besseres zu thun, wenn wir unsere Leser, die mit uns das Verschwinden so mancher guten alten Volkssitte bedauern, auffordern, die alten Zeiten in der Dichtung verklärt zu genießen und am 1. Mai Tennysons herrliche „May Queen" zu lesen.

## Jean Pauls litterarischer Nachlass.

Von Ernst Koppel.

Es ist ein eigentümliches Schicksal, welches die Größen aus der klassischen Litteraturperiode Deutschlands, Goethe und Schiller selbstverständlich ausgenommen, erfahren. Herders und Wielands Werke stehen zwar mehr oder minder schön gebunden in der Bibliothek vieler Gebildeten, gelesen aber werden sie nur wenig und nur ihr Name ist aller Welt geläufig. In noch höherem Grade ist dies mit Jean Paul der Fall. Dieser große Schriftsteller, ein Dichter in Prosa, wie kaum ein Zweiter, gilt allgemein als ungenießbar wegen der schwulstigen, überladenen, schnörkelhaften Schreibart, der unendlichen Rührseligkeit, die seinen Romanen anhaftet, denn nur als Dichter dieser Romane kennt man ihn. Allerdings hat er es der Nachwelt, die realistischer und nüchterner denkt und empfindet, als das Zeitalter, das den „Werther" hervorgebracht, nicht leicht gemacht, sich in ihn zu vertiefen, denn in seinen Hauptwerken steht er nur mit einem Fuße auf festem Boden, während er in überströmendem Gefühl, mit thränenden, sehnsüchtigen Augen nach dem Jenseits, der Traumwelt über den Wolken blickt und in den Menschen oft mehr Engel und Seraphim, als Wesen von Fleisch und Blut sieht. Dennoch ist es nicht gerecht, daß eine positive Nachwelt ihn in eine tiefe Gruft, wie es scheint, ohne Hoffnung auf Auferstehung gebannt hält. Sie läßt sich dadurch hohe Gedanken, tiefe, gewaltige Empfindungen, den liebevollen Herzschlag eines Dichters entgehen, dessen mächtige Wärme manchen Fried- und Freudlosen wohlthuend und lebenweckend zu überströmen geeignet ist, wie kaum ein Zweiter. Jean Pauls Grundfehler ist derjenige, der auch den großen Meistern deutscher Malerei anhaftet, er hat keinen Geschmack. Wie Holbein und Dürer ihre seelenvollen, innigen Gestalten nur unter einer mehr oder minder krausen und eckigen Form darzustellen vermochten, so ist es auch mit Jean Paul. Überladene und verwirrende Einzelheiten, die widersprechendsten Bestandteile häufen sich in seinen erzählenden Schöpfungen, aus denen gleichzeitig ein Gemütsleben spricht, das in seiner Tiefe und Fülle als ein leuchtender Spiegel deutscher Art erscheint. Dieses Gemütsleben, zu dessen Offenbarung auch der unter Thränen lächelnde Humor beiträgt, ist ein ewiges Vorrecht der germanischen Rasse, um das sie vielleicht von anderen Völkern beneidet, das aber von diesen nie verstanden werden kann. Wie nach dem Vorausgegangenen erhellt, ist es ein verdienstliches Unternehmen, die Werke des großen deutschen Schriftstellers in einer historisch-kritischen Ausgabe dem deutschen Volk darzubieten. Dies ist in der bei W. Spemann in Stuttgart erscheinenden Deutschen National-Litteratur, die von Joseph Kürschner besorgt wird, geschehen und zwar durch Dr. Paul Nerrlich, der in der Auswahl und Einteilung dieser Schriften, wie in der denselben vorausgehenden Biographie und Einleitung ein tiefes Verständnis des Dichters und der ihm obliegenden Aufgabe bewiesen hat.

Was dieser historisch-kritischen Ausgabe, die in sechs Bänden vorliegt, aber ihren besonderen Wert verleiht, ist der erste Band, welcher außer den Satiren und Idyllen auch die kleinen Schriften zur Philosophie und Religion enthält. Diese sind der litterarische Nachlaß Jean Pauls und als solche in der von 1826 bis 1838 erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke, mit Ausnahme des kleinen, überhaupt bisher nicht gedruckten Aufsatzes: „Lob der Dummheit", veröffentlicht. Da sie aber als Anhang herausgegeben wurden, so bleiben sie so gut wie unbemerkt und keine der später folgenden Ausgaben hat sie vielleicht aus dem angeführten Grunde wieder aufgenommen. Im Jahre 1845 geschah eine Veröffentlichung aus Jean Pauls Nachlaß von Ernst Förster, die unter Andern auch die Schrift: „Wider das Überchristentum" enthält, aber auch dieser Versuch, den Dichter von dieser Seite einem größeren Publikum bekannt zu machen, blieb ohne Wirkung. So erscheinen sie heute wie etwas völlig Unbekanntes und zeigen an Jean Paul wie die Satiren und Idyllen, die bisher, seiner eigenen sonderbaren Anordnung gemäß, den großen Romanen völlig unvermittelt eingeschachtelt oder beigegeben waren, Eigenschaften, die man kaum bei ihm vermutet hätte. Es ist immer gefährlich für einen Dichter, wenn man ihn in eine gewisse Eigenart, wie in einen nicht zu überschreitenden Kreis gebannt hält und Nichts von ihm wissen will, sobald er diesen Bann, an dem er selbst freilich zum Teil die Schuld trägt, sprengt. So gilt Jean Paul allgemein als der Dichter der Empfindsamkeit, der thränenseligen Sehnsucht, des lebenabgewendeten Lechzens nach dem Jenseits, als Mystiker der Liebe und als schwärmerischer Phantast. Gewiß sind alles dies Eigenschaften, die sich in hervorragender Weise bei ihm finden, aber sein volles Wesen, die Überfülle seines Dichterschaffens, ist damit nicht erschöpft. Erst allmählig verdichten sich diese Züge seiner litterarischen Persönlichkeit zur einseitigen Eigenart, während der jugendliche Jean Paul, dem die Schriften des erwähnten Nachlaßes entsprungen, wesentlich andere Züge zeigt, Züge, von denen Vischer in seiner klassischen Redeweise sagt, daß sie „dem Nordpol seines Ichs" angehören.

Die betreffenden Schriften gehören mit geringen Ausnahmen den Jahren 1779 bis 1782 an, sind also Arbeiten eines frühreifen, eben dem Knabenalter entwachsenden Jünglings, denn Jean Paul ist bekanntlich im Jahre 1763 geboren. Als Primaner schrieb er bereits den Aufsatz: „Über das Studium der Philosophie auf Schulen". Dieser ist bereits von

Digitized by Google

einer Klarheit und Schärfe, die bei einem so jugendlichen Geist bewundernswert ist, sich aber in den folgenden Arbeiten noch steigert. Die Sätze, die in der erwähnten Arbeit aufgestellt werden, sind freilich kühn, aber es ist die Kühnheit des Genies, das nach Selbstständigkeit und Freiheit strebt. Der Engherzigkeit der klassischen Philologie wird der Krieg erklärt und die Philosophie, die Wissenschaft des freien Denkens, auf den Thron erhoben. Als Seitenstück zu dieser Jugendarbeit erscheint die im folgenden Jahre entstandene Schrift: „Über die Religionen in der Welt". Hier ist alles freie Humanität; der Zeitgenosse Lessings leuchtet aus jedem Worte hervor. Die Religion ist ihm nur als Mittel zur Selbsterkenntnis wichtig. Die herrlichen Schlußworte, die das Wesen des Ganzen kennzeichnen, lauten:

„Wir sehen alles schief, weil wir uns in allem als den Mittelpunkt sehen. Alles, was wir haben, was wir sind, scheint uns das Beste zu sein. Unsere Fähigkeiten, unsere Tugenden, unsere Meinungen halten wir für unverbesserlich; daher verwerfen wir auch jede Reform in der Religion. Wir finden es ungereimt zu sagen, daß Christus und die Apostel nur den Grund zu einem Gebäude gelegt haben, welches wir zu einer beträchtlichen Höhe aufführen sollen; wir sind Juden gegen die, die bessre Christen werden wollen und gleichen ihnen nur darinnen nicht, daß wir nicht mehr — kreuzigen dürfen.

Doch die herrliche Morgenröte, die über das Gebiet unserer Religionslehren herüberdämmert, verkündet einen noch herrlicheren Tag und ist ein schwaches Bild von der Sonne, die unsern Nachkommen glänzen wird."

Das ist die Religionsphilosophie eines deutschen Jünglings vor mehr als hundert Jahren. Dieselbe verdient von ungezählten Tausenden Gebildeter in Deutschland auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch Beachtung und Nacheiferung!

Wie sehr die Religion bei Jean Paul übrigens schon früh Gegenstand schöpferischen Sinnens gewesen, beweist ein zweiter Aufsatz, der: „Über die Religionen in der Welt" betitelt, von Dr. Paul Nerrlich in der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurde. Er stammt aus dem ungedruckten Nachlaß des Dichters, der sich jetzt im Germanischen Museum in Nürnberg befindet.

In der ersten Zeit, die Jean Paul sich auf der Universität in Leipzig aufhielt, um Theologie zu studiren, entstand der Aufsatz: „Etwas über den Menschen", dem bald Andere: „Von der Dummheit", „Unterschied zwischen dem Narren und dem Dummen", „Lob der Dummheit" folgten. Der erstgenannte Aufsatz zeigt klar, wie wenig der jugendliche Genius sich durch die Theologie meistern ließ. Er zeigt ihn uns als Psychologen als Kenner der Menschennatur, wie es jeder wahre Dichter ist; freilich erst als theoretischen Psychologen, der erst später zur prometheischen Menschenbildung reift. Er zeigt uns die Mischung von Gut und Böse im Menschen, von Geist und Materie und gleichzeitig offenbart sich wieder der humanistisch durchglühte Freigeist des Jahrhunderts der Aufklärung, der in der Kirchengeschichte nur die Annalen der menschlichen Dummheit sieht.

Regt in dieser Jugendarbeit der Psycholog im Dichter die Schwingen, so ist es in den drei folgenden der Satiriker und Humorist, der seine Kräfte prüft. Damals waren witzige und geistreiche Schriften der Franzosen und Engländer seine vornehmste geistige Nahrung und ihre Einwirkung ist in diesen kurzen Aufsätzen wohl bemerkbar. Ein erstaunlicher Scharfsinn, reiche Beobachtungsgabe, vielseitige Schlagfertigkeit treten im Gewande eines von Witz und Antithesen funkelnden Stils hervor, namentlich ist das „Lob der Dummheit" ein satirisch-humoristisches Meisterstück und es vermindert seinen Wert nicht, daß der seinen schöpferischen Dichterberuf Fühlende es später allzu bescheiden als „Schulexerzitium" kennzeichnete, wie er später ebenso seine anmutige Idylle: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal" nur „Dürre Knospen und Vorübungen" zu nennen beliebt.

In dem „Lob der Dummheit" tritt eine lebensfrische Polemik zu Tage, der man die jugendliche Lust am Kampf anmerkt. Mönche, Theologen, die falschen Philosophen, sentimentale und gedankenlose Dichter und Philologen werden angegriffen; von letzteren meint der Verfasser, daß sie so lange fremde Sprachen lernen, bis sie unfähig sind, in der eignen zu denken, daß sie sich im Staube alter Folianten wälzen, wie der Käfer im Kot. Aussprüche, die noch heute ihre polemische Geltung haben. Merkwürdig ist auch der Keulenschlag, den der spätere Apostel der Rührseligkeit gegen die sentimentalen Poeten führt, von denen gesagt wird, daß sie von Thränen leben, wie der Fisch vom Wasser. Der Prozeß, den Jean Paul in sich durchmachte, ehe er zu der Manier seiner späteren Dichterwerke gelangte, ist so merkwürdig, daß man ihm ratlos gegenüber steht, wenn man diese frühen Äußerungen eines gesunden und männlichen Geistes liest.

Die nun folgenden vier kleinen Schriften haben wieder Theologie und Religion zum Gegenstand, so die wahrscheinlich 1781 entstandene Schrift: „Beantwortung der Preisaufgabe: ‚Kann die Theologie von der weiteren Vereinigung, die einige Neuere zwischen ihr und der Dichtkunst zu knüpfen angefangen, sich wohl Vorteile versprechen?' Ferner: die Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism'." Auch hier zeigt der Dichter sich als Vorläufer von Hegel und Feuerbach. Die Schlußworte der dem Umfang nach winzigen Schrift lauten: „Die Menschheit hat die Schläge des Fanatismus tief genug gefühlt, der im Gewande der Religion jedes Verbrechen des Ruchlosen beging, der aus Begierde nach dem künftigen Himmel die gegenwärtige Welt in eine Hölle verwandelte, der seine Gestalt in die Jahrbücher der Welt mit blutigen Zügen gezeichnet hat. Welches ist nun endlich das größte Übel, Atheism oder Fanatism? Voltaire antwortet wahr und schön: „L'atheism et le fanatism sont les deux poles d'un univers de confusion et d'horreur. La petite zone de la vertu est entre ces deux poles; marchez d'un pas ferme dans ce sentier, croyez un dieu bon, et soyez bons!"

Digitized by Google

Die beiden Aufsätze: „Über die jetzige Sonnenwende der Religion" und „Wider das Überchristentum" entstammen den reiferen Jahren des Dichters. Namentlich in der letzteren Schrift zeigt er sich auch als ein Sohn des anhebenden Zeitalters wissenschaftlicher Kritik und Erkenntnis, so namentlich, wenn er sagt, daß zum entschiedenen Nichtglauben eine größere Kraft gehöre, als zur gedankenlosen Nachbetung des Überlieferten. Hier, wie in früheren Äußerungen zeigt er sich Eins im Geist mit Lessing, dem großen Zeitgenossen.

Wie der Religion und Theologie, so hat Jean Paul bekanntlich auch der Politik, wenn auch erst im reifen Mannesalter seine Aufmerksamkeit zugewendet, ein für diese weiche Seele merkwürdiger Umstand, der aber deutlich beweist, wie sehr dieser Vertreter des tiefsten und eigenartigsten deutschen Gemüts- und Empfindungslebens sich als Sohn seines Volkes empfand. So erschien seine „Friedenspredigt", so die „Dämmerungen für Deutschland", so die „Politischen Fastenpredigten". Aus diesen stammt die in die vorliegende Ausgabe aufgenommene Schrift: „Mein Aufenthalt in der Nepomuks-Kirche während der Belagerung der Reichsfestung Tübingen." Dies ist natürlich eine poetische Täuschung, der eingebildete Rahmen für den Tiefsinn, die Satire und Laune, die bunt gemischt darin ihr Wesen treiben.

Aber der Spaß hat, so grotesk er erscheint, einen tiefernsten Hintergrund. Tief muß auch dieser Dichter unter dem damaligen politischen Elend des Vaterlandes gelitten haben und es erscheint wie eine Selbstbefreiung, wenn er mit satirischen Rutenhieben den Jammer der damaligen deutschen Kleinstaaterei, die Unzulänglichkeit des Militär- und Heerwesens und andere schmachvolle Zustände geißelt.

Wer von den heutigen Zeitgenossen sich im Großen und Ganzen von der rührseligen Phantasterei, die sich in den Romanen des großen deutschen, unter Thränen lächelnden Humoristen, abgestoßen fühlt, sollte sich doch den hier erörterten Schriften nicht verschließen. Sie sind der Ausfluß des begnadeten, kampfesmutigen und frühgeklärten Geistes eines Mannes, den vielleicht nur eine Überfülle von Gaben, ein zu großes und volles, stets überfließendes Herz verhindert hat, ein wahrhaft klassischer Dichter zu werden. Leider ist so auch auf ihn der Vers Lessings anzuwenden:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? Nein!"

Der Hauptmangel, der ihm anhaftet, der ungeläuterte Geschmack, ist ein Cardinalfehler der Deutschen und einen Teil der Verantwortung, daß er mit seinem Reichtum nicht das rechte Maß einzuhalten wußte, sondern ihn verwirrend, verschwenderisch und oft wahllos ausstreute, mag so sein Volk mit ihm tragen.

## Litterarische Neuigkeiten.

**„Lieder des Herzens"** Von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart, 1888. Auf dem Gebiete der Lyrik hat Friedmann von jeher eine reichliche Produktivität entwickelt. In seinem Gedichtbuche „Aus Höhen und Tiefen" hat er uns erst unlängst Gelegenheit gegeben, sein litterarisches Gesicht voll und deutlich sehen zu können, Byronsche, Tennysonsche, ja auch biblische Töne hat er dort angeschlagen: teils mild, teils stürmisch bewegt ertönt dort seine Stimme. Er hat uns dort die trübe Verlassenheit Jean am Öllberge mit überzeugender Macht durchempfinden lassen; die gewaltige Klage des vierfachen Genies Michel Angelos vernahm er in einsamer, mondbeschienener Nacht im Kirchlein zu Vincoli und das bohrende Liebesleid einer verschmähten Künstlerseele hat er in der wunderschönen Erzählung „Properzia de Rossi" gekündet. Aber da er sich dort des Aussprechens der eigenen, subjektiven Gefühle enthielt und somit das eigentlich lyrische Genre ausschied, so giebt er uns jetzt „Lieder des Herzens". Es ist ein schmächtiges Bändchen, das er uns hier bietet; ängstlich und bedachtsam hat der Autor gewählt und gesichtet, daß sich nur nicht Falsches hineinschmuggle, das einen Mißton in seine Herzenslieder hineinbringen könnte. Und wir können sagen: er hat gut gewählt! Friedmann kennt die wundersamen Geheimnisse der deutschen Sprache; sie giebt ihm ihre innigsten Laute, wie eine Mutter ihrem geliebten Kinde; und oft hat er gezeigt, daß er rhetorische Künste gar nicht nötig hat, um eine volle Wirkung erzielen zu können. Aber was mehr ist als vornehme Zurückhaltung: oft und oft ist er sprachlich selbstschöpferisch aufgetreten, um zu zeigen, daß ihm durchaus die stehenden lyrischen Redewendungen nicht genügen, daß, wenn man immer und immer wieder all jenes künden muß, was von Urbeginn durch das menschliche Herz gegangen, man es doch in eigener, neuer Weise thun kann. Und auch so manche Form hat er sich selbst geschaffen — dafür mag das folgende Gedicht zeugen:

Mondscheinphantasie.

„Mondessichel, Himmelsbarke,
Eine Lust will mich ergreifen
Durch den Raum in dir zu schweifen,
Nimm mich auf, du stolze, starke!

Ach! Oh Erdendingen schweben,
Wie ein Abgeschied'ner Jeben!

Silberträume wachend weben
In des Äthers freiem Meer!
Ganz entrückt sein diesem Leben,
Mühevoll und sorgenschwer.

Doch du lenkst den Lauf nicht her,
Schaukelst einsam, kalt und leer!

Darfst zu keinem Port dich wenden,
Wo des Glückes Schiffer landen;
Kannst nicht ruhen, kannst nicht stranden,
Mußt des Daseins Kreis vollenden!

Zieh in Frieden, stolze, starke
Mondessichel, Himmelsbarke!"

Friedmann will hier das Beste geben, was er in Liedern gedichtet, und er hat uns das Innigste gegeben, was ein Dichterherz, das sich am lauten und oft falschen Treiben der Welt noch nicht abgestumpft hat, geben kann. Es ist eine Stille, eine nur leise Bewegtheit in diesen Gedichten; Gedanken ruhen über ihnen, melancholisch und doch auch von einer Resigniertheit, wie sie die Einsamkeit erzeugt. Melodisch rauschen Wellen und Wogen an unser Ohr in den „Meerliedern", aber oft auch drängt sich ein herbes: „Warum?" auf des Dichters Lippe . . . Vieles Schöne, Überzeugende und Wertvolle enthält noch dieses Büchlein und wer ein verwandtes Gemüt besitzt, der lese es. Hermann Menkes

H. Pagat, **Évangile d'Amour**, Paris, Edinger. Pagat entwirft in diesem durchaus empfehlenswerten Buche ein getreues Bild der klerikalen Welt und ihrer so oft verderblichen Umtriebe. Er setzt den kirchlichen Anschauungen die allgemein menschliche entgegen. Ein junger Mann, Hollbert, kehrt von einer großen Reise heim und sucht die Freundin seiner Jugend, Marianne, wie-

Digitized by Google

der, sie ist zur lieblichen Jungfrau erblüht. Er liebt sie, aber sein schüchternes Gemüt wagt kein Geständnis, auch Marianne hegt für ihn die zartesten Empfindungen. Ihr Lebenskreis, ihre gesellschaftliche Stellung harmoniert – ihre Liebe also steht unter einem besonders günstigen Stern. Alles läßt sich gut an — aber plötzlich tritt ein unüberwindliches Hindernis dazwischen. Holbert hat den dogmatischen, katholischen Glauben verloren, er ist zu der Überzeugung gelangt, daß die Dogmen und Vorschriften der Kirche mit dem gesunden Menschenverstande im grellen Widerspruche stehen. Marianne hingegen ist durchaus fromm und völlig in den Händen der Pfaffen. Sie verlangt von ihm Glauben, blinden Glauben an die Vorschriften der Kirche. Trotz seiner Liebe vermag es Holbert nicht, Hochachtung vor Dogmen zu heucheln, die ihm lächerlich sind. In einer begeisterten Auseinandersetzung, die er dem Abbé d'Anbuny über das wahre Evangelium hält, entwickelt er seine Anschauung über geläutertes Christentum. „In Euren Händen", schließt er zu dem Abbé gewandt, „ist das Christentum nur Scheinheiligkeit, nur totes Wort, ein Knochen, dem man das Mark ausgesaugt." — Marianne ist für ihn verloren. Er stirbt an gebrochenem Herzen im selben Augenblick, in welchem sie den Schleier nimmt. Hans von Basedow.

Im Aprilheft der „Ungarischen Revue" findet sich ein bemerkenswerter Aufsatz von Paul Gyulai: „Zur Geschichte des ungarischen Theaters".

Durch den Tod Louis Ulbachs sind in der Leitung der so trefflich von ihm mitredigierten „Revue de Famille" Änderungen veranlaßt worden, die hingegen in der Erscheinungsweise der nunmehr ausschließlich von Jules Simon geleiteten Rundschau keinerlei Änderungen mit sich führen; die Zeitschrift ist zugleich aus dem Verlag von E. Testard et Cie. in den von T. Borel übergegangen und hat ihre Bezugsgebühren bedeutend ermäßigt.

Die rührige Autographenhandlung von J. A. Stargardt in Berlin hält am 3. Juni d. J. wiederum eine Versteigerung von Selbstschriften berühmter Fürsten, Dichter und Geiehrten ab, zu der ein höchst anziehendes Verzeichnis erschienen ist. Einige Briefe Friedrichs von Gentz, Goethes, Schillers, Andreas Hofers, Heinrich Heines verdienen die Aufmerksamkeit jedes Sammlers.

## Personennachrichten.

Karl Wartenburg, der Verfasser einer großen Anzahl vielgelesener Romane und erfolgreicher Bühnenstücke, unter denen besonders das Drama „Die Schauspieler des Kaisers" bekannt geworden ist, starb in Gera in einem Alter von 63 Jahren.

Die bekannte Schriftstellerin Claire von Glümer ist vom Prinz-Regenten von Braunschweig zur Konventualin im Stifte St. Ägydien ernannt worden.

## Bühnenschau.

„Gemischte Gesellschaft", ein dreiaktiges Lustspiel von Julius Rosen, wurde bei seiner erstmaligen Aufführung in Berlin, am Lessingtheater, nur mit gemischten Gefühlen aufgenommen; dem äußerst gestaltungsfähigen Stoff allein hat es der Verfasser zu verdanken, daß sein Stück nicht einen vollständigen Mißerfolg erlebt hat.

„Der Erbe", soziales Schauspiel in vier Akten, nennt sich Karl Bleibtreus neueste dramatische Arbeit; man rühmt derselben von verschiedenen Seiten Bühnenwirksamkeit nach. Das Stück soll an der „freien Bühne" zur Darstellung gelangen.

Am Wallnertheater in Berlin erlebte ein älterer Schwank der Firma Meilhac und Halévy, welcher früher mit dem etwas anrüchigen Namen „Die Wärmflasche" getauft worden war, unter dem Titel „Fifi" seine Anferstehung; das Stück zeichnet sich vor den übrigen Machwerken der nunmehrigen Akademiker, besonders vor der gesinnungsgemeinen „Firma Rondinot", durch einen überraschenden Mangel an Zoten und Anzüglichkeiten aus.

Die Sardousche „Marquise" soll in einer Bearbeitung von Paul Lindau am Berliner Residenz-Theater während der künftigen Spielzeit gegeben werden.

Am Berliner Viktoriatheater wird demnächst ein sogenanntes zeitgemäßes Ausstattungsstück „Stanley in Afrika", von R. Nathansohn und A. Moszkowsky, in Szene gehen.

„Worte und Thaten", ein vieraktiges Schauspiel von Lothar Clement, wurde bei der Erstaufführung am Hamburger Stadttheater verdientermaßen abgelehnt.

Henry A. Jones' neues Stück „Wealth", das in diesen Tagen am Londoner Haymarket Theatre über die Bretter ging, konnte die Zuschauer nicht fesseln, da die Lösung der tragischen Zerwürfnisse bereits vorweg genommen ist und nur die Hauptrolle die Anteilnahme der Zuschauer in Anspruch nimmt; alle übrigen Charaktere sind farblos.

Am Théâtre Libre zu Paris ist ein Stück von George Anzey: „Les Inséparables" zur Aufführung gelangt, das den Ruf eines ausgezeichneten Charakterlustspiels verdient; dasselbe hält sich bis zum Schluß frei von allem Possenhaften und begnügt sich mit den feineren komischen Wirkungen des gedanklichen Inhalts. Eine sehr vorteilhafte Aufnahme des Stückes beweist, daß der Pariser Theaterwelt noch nicht der gute Geschmack abhanden gekommen ist.

E. Zolas Jugenddrama „Madeleine" wurde bei seiner kürzlich erfolgten Erstaufführung in Paris mit geteilten Gefühlen aufgenommen.

Am Londoner Comedy-Theatre wurde ein dreiaktiges Lustspiel „Tenterhooks" von H. M. Paull sehr günstig aufgenommen.

Am Geburtstag Shakespeares wurde im Memorial-Theatre zu Stratford-on-Avon zum ersten Mal in England seit des Dichters Zeit „Henry VI." I. Teil gegeben.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Als neueste novellistische Erscheinungen verzeichnen wir F. *Bodenstedt* „Drei Erzählungen"; Thamar und ihr Kind. Die geheimnisvolle Sängerin. Oheim und Neffe. — H. *Hayward*: „Eine malerische Reise nach den toten Städten der Zuydersee." — Oskar *Keck*: „Baron Peters Brautfahrt". Eine frisch und dichterisch schön empfundene Novelle aus dem ungarischen Volksleben, die den Eindruck macht, als sei sie dem vollen wirklichen Leben abgelauscht. — Richard *Hamelt*: „Wonnejahr" liegt bereits in dritter, umgestalteter Auflage vor; die Zartheit der Empfindung dieses Hohenliedes der Liebe, die Keuschheit seiner dichterischen Behandlung, die tadellose Schönheit seines Stiles, sind längst anerkannt. Chr. *Johansen*: „Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt." Dieses Buch enthält eine Anzahl Erzählungen aus der Spitznatur auf der Hallig, welche von dem Wesen der Nordseedünenbewohner ein lichtvolles Bild geben. — Johannes *Wilda*: „Marine-Novellen." — Von nennenswerten Übersetzungen verzeichnen wir: F. *Dostojewski*: „Nettchen Nasswanow", aus dem Russischen von L. A. Hanff. — A. *Fogazzaro*: „Malombra" in der Kollektion Spemann. — Rudolf *Schmidt*: „Novellen." Deutsch von M. von Borch. Der Band, welcher sechs Novellen vereinigt, erscheint in der von Prof. Hoffory herausgegebenen Nordischen Bibliothek. – Elise *Orzeszko*: „Zwei Erzählungen." Zum ersten Mal erhalten wir in diesem Bändchen die beiden musterhaften Novellen „Simson der Held" und „Der Sonnenstrahl" der polnischen Georges Sand übertragen; sie sind so recht geeignet, dem merkwürdigen Geist dieser begabten Schriftstellerin ein allgemeineres Verständnis zu eröffnen.

**Frankreich:** Von Guy *de Maupassant* liegt in diesem Jahre bereits der zweite Roman vor: „Fort comme la Mort." Hoffentlich versteht sich der feine Psycholog nicht zu einem Vielschreiber. — Albert *Delpit* stellt ebenfalls einen neuen Roman in Aussicht: „Passionnément." — Louise *Mussat*: „Mon Roman". – Paul *Perret*: „Les demi-mariages" schildert die in Frankreich durch die Einführung der Ehescheidung neugeschaffene Gesellschaftsschicht. — Jules *Perrin*: „Le besoin de crime." — Charles *Mérouvel*: „Un lis au ruisseau." — Emile *Bergerat*: „L'amour en république." — Léon *Séché*: „Rose Epondry." Roman contemporain. Jean *Richepins* „Césarine" erscheint in einer Luxusdruckausgabe. — Desselben Verfassers liebenswürdiges Buch „La Mer" erscheint in einer Künstlerausgabe mit Zeichnungen von Pierre Morel. — G. *Toudouze*: „La Fleur bleue." — Immer mehr eignen sich die Franzosen die Meisterwerke der russischen Litteratur an, welche jetzt infolge der Bühnenbearbeitungen Dostojewski'scher Romane Mode ist, besonders hat E. *Halperine-Kaminsky* durch seine meisterhafte

Digitized by Google

Übersetzungskunst vieles zur Verbreitung des russischen Schrifttums und zum Verständnis des dem Gallertum so wenig verwandten Geistes gethan; wiederum liegen zwei von ihm gefertigte Übertragungen vor: Vsevolod *Garschins* „La Guerre", die Guy de Maupassant eingeleitet hat, und H. *Dostojewskiy*: „Les Précoces." — Auch Julius *Steindes* „Familie Buchholz" liegt in französischer Bearbeitung vor J. Gourdault vor.

**Skandinavien:** F. *Hegerup*: „Den Norske pasteret." — T. *Hedberg*: „Noveller och Skizzer." — K. *Gjellerup*: „Minna."

**Niederlande:** William *ten Hoet*: „Drie oorsprongelijke schetsen" enthält sehr eigenartige, meist auf geschichtlicher Grundlage fußende Skizzen, die freilich etwas sehr romantisch angehaucht sind. — Julius *Steudel* beliebten Buch „Frau Buchholz im Orient" hat auch auf dem niederländischen Büchermarkt in einer Übertragung von Una Eingang gefunden.

**Spanien:** „Le Puchera", Roman von J. M. *Pereda*. — „La hermana San Sulpicio", Roman von A. P. *Valdes*.

**Amerika:** W. H. *Pollock*: „A Nine Men's Norrice", diese neun Erzählungen bewegen sich alle an der Grenze des Übernatürlichen und sind von einer spiritistischen Überzeugung getragen, die man nur in Amerika findet. — „Our Uncle und Our Annt", by Am. *Martin*.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 18. 2. Mai 1889.

Von einem Deutschen im Auslande. Der alte Bismarck. — Deutsches Kolonialrecht. — Das Anwachsen der Großstädte. — Hans Prutz, Akademisches Studium und allgemeine Bildung. — Wiener Litteratur. Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Deutschfreisinnigen und die Steuerfreiheit der Standesherren. Der Kunstwart. Zwei Zeilen.

**Deutsche Rundschau.** Nr. 8. Mai 1889.

Ossip Schubin, Boris Lensky. Roman. — W. Preyer, Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel. Briefe von Julius Robert Mayer in Heilbronn und Wilhelm Griesinger aus den Jahren 1842—1845. — Fr. Paulsen, Theodor Fontane. Die Tragödie des Pessimismus. — W. Laug, Max Schneckenburger. Der Sänger der „Wacht am Rhein" und seine Tagebücher. — Pechuel-Loesche, Besitz, Recht, Hörigkeit unter Afrikanern. — Karl Frenzel, Die Berliner Theater. — Politische Rundschau. — Eine Geschichte der Landwirtschaft und Presse in England.

**Deutsche Revue.** Mai 1889.

Fürst Bismarck und der Aufbau des deutschen Reiches. — Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Edwina. Eine Bibliotheksgeschichte. — Ein freies Wort an M. Carrière. — John A. Knox, Abraham Lincoln. — Arthur Kleinschmidt, Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wessenbergs mit Mittermaier. — Hermann Cohn, Die neuesten Forschungen über die Entstehung der Kurzsichtigkeit. — Die Kleinlichkeit des menschlichen Getriebes und die Erhabenheit des Weltalls. — Eugenio Pirani, Über den Einfluß der deutschen Musik in Italien. — E. Sabel, Das Recht der Tiere. — Berichte aus allen Wissenschaften: 1. Länderkunde, G. Rosen, Eine afrikanische Stimme über Afrika. 2. Kulturgeschichte, Th. Achelis, Die Entwickelung der Familie. 3. Forstwissenschaft, A. Schwappach, Die Produktionsmittel der Forstwirtschaft und ihre Erträge. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie. — Litterarische Berichte.

### ENGLAND.

**The Academy,** No. 887. May 4, 1889.

S. Alexander, T. H. Green's Works. — H. T. Wharton, Knight's By Leafy Ways. — J. A. Noble, Le Gallienne's Volumes in Folio. — W. E. Grey, Church's Henry V. — Prof. Edgeworth, Böhm-Bawerk's Kapital. — J. B. Alleu, New Novels.

Current Theology. — Original Verse: Lionel Tollemache, Darkness and Light. — Obituary: J. S., Colonel Robert Dutt-Osborn; M. G. W., The Rev. Lewis Gidley. — Magazines and Reviews. — Correspondence. — Appointments for Next Week.

Prof. Wilkins, Hardy's Epistles of Pliny to Trajan. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — Claude Phillipps, Lady Dilke's Art in the Modern State. — Cosmo Mouk house, The Royal Society of Painters in Water Colours. — Prof. Sayce, Letter from Egypt. — The Yates Chair of Archaeology at University College, London.

**The Athenæum.** No 3210, May 4, 1889.

Rogers and his Contemporaries. — Driving. — A Manual of Shorthand. — Henry V. — Novels of the Week. — Local History, Library Table. List of New Books. — Edward IV.; The Thirteenth Copy; The Sizes of Books; Coleridge's Lectures in 1818; The Domesday Commemoration; Copyright in Colonies. — Literary Gossip. — Science. Recent Publications; Geographical Notes; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. — Music. — Drama. Week. — Gossip.

**Macmillan's Magazine.** No 355. May 1889.

W. Clark Russell, Marooned. — E. A. Freeman, City and Borough. — A Minute Philosopher. — A Passion-Play on the Italian Lakes. — Arthur Gaye, By—! — The White Battle. — Walter Pater, The Bacchanals of Euripides; Leaves from a Note-Book.

**The Nineteenth Century.** May 1889.

Lord Armstrong, The New Naval Programme. — Edward Dicey, The Lesson of Birmingham. — Countess of Jersey, The Hindu at Home. — Clementina Black, A Working Womans Speech. — Prof. Geffcken, Church and State in Germany. — Edward Clifford, With Father Damien and the Lepers. — Dr. Wace, Christianity and Agnosticism. — An Explanation to Professor Huxley. — Frederick Marshall, Society and Democracy in France. — Frederick Greenwood, Misery in Great Cities. — Frederick Harrison, Are we Making Way? — W. E. Gladstone, Italy in 1888—89.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Mai 1889.

André Theuriet, Deux sœurs. — G. Rothan, Souvenirs diplomatiques. La mission de M. de Persigny à Berlin en 1850. La France et la Prusse au Sortir de la revolution de 1848. — Anatole Leroy-Beaulieu, La liberté religieuse en Russie. Les cultes non chrétiens: Juifs et Musulmans. — Du Danube à l'Adriatique. Le sol. — Paul Stapfer, Un humoriste allemand. Jean-Paul-Frédéric Richter. — Henry de Varigny, La température et la vie. — G. Valbert, La correspondance de M. Thouvenel et du duc de Gramont. — Revue dramatique. Odéon, Révoltée. Comédie-française, Reprise de maitre Guérin. Vaudeville, Mensonges. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire.

Le mouvement financier de la quinzaine. — Bulletin bibliographique.

**Journal des Savants.** Avril 1889.

Gaston Boissier, Inscriptions chrétiennes de la ville de Rome. — Barthelemy Saint-Hilaire, La législation hindoue. — Henri Weil, Les Dromes d'Euripide. — A. de Quatrefages, Sélection physiologique. — A. Geffroy, Antonin le Pieux et son temps. — M. Berthelot, De l'emploi du vinaigre dans le passage des Alpes. — Nouvelles littéraires.

**Revue de Famille.** 1 Mai 1889.

Henri de Bornier, Louis Ulbach. — Jules Simon, Libert. — Gustave Toudouze, Peri en mer! — Philibert Audebraud, La Quiquengrogne. — William Busnach, Le Petit Gosse. — Charles Benoist, Causerie litteraire. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**Revue Critique.** No 17, 22 April 1889. (Mit Auswahl.)

Landau, Les synonymes du nom de Dieu chez les Hébreux. — Benudorf, Album archéologique. D'Aruim, Philon d'Alexandrie. Rablet, Inscriptions de Cadeuet. — De Ménorval, Paris jusqu'en 1380. — Halphen, Journal d'Arnauld d'Audilly. — De La Sicotière, Fronté et les insurrections normandes. — Duchemin et Triger, Les premiers troubles de la Révolution dans la Mayenne. — Wallon, Les représentants en mission. — De Contades, La Chaux. — Quellieu, Chansons et danses des Bretons.

**L'Indépendant Littéraire.** 1 Mai 1889.

E. Allaux, Le Problème religieux aux XIXe siècle. — Charles Lévesque, Poésies: Sonnet. — A. Sémiane, Poésies: L'Histrion.

Emmanuel Besson, André Theuriet. — Paul Moutal, Les Conférenciers catholiques: Le R. P. Jouin. — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Revolution: Le Cousin Jacques. — Albert Gerès, Le Théâtre à Paris. L'infériorité de l'Art théâtral: Comédie-Française: Maître Guérin, de Emile Augier. Mensonges, d'après le roman de Paul Bourget. Folies-Dramatiques: Riquet à la Houppe.

— Lotin Germont, La Quinzaine. Barbey d'Aurevilly. Louis Ulbach. L'exposition du Cercle des Mirlitons. — G. de Willot, Les Livres: Bibliographie.

### ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Maggio 1889.

E. Brizio, Gli studi sul Lascoonte. — A. Salandra, Socialismo antico. — G. Barzellotti, Il pessimismo filosofico in Germania e il problema morale dei nostri tempi. — Neera, L'Indomani. Romanzo. — Carlo F. Ferraris, Le Istituzioni di beneficenza davanti al Parlamento. — Carlo Anfosso, In mezzo ai veleni. — G. Chiarini, Notizia letteraria. La Vita di Goethe del Lewes, tradotta in italiano. — G. Berchet, Notizia storica. Sultan Jahia o Alessandro conte di Montenegro. — Enrico Nencioni, Rassegna delle letterature straniere: Imaginary Sonnets, by Eugene Lee-Hamiltou. London, Eliot Stock, 1889. Dickens e Poe, secondo la critica scientifica di E. Emecquin, Life of Goethe, by James Sime. London, W. Scott, 1889. Vittoria Colonna. A Study, by the Hon. Alethea Lawley. London, Gilbert and Rivington, 1889. — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. —

Digitized by Google

Notizie di Scienza, Letteratura ed arte. — Cronaca Finanziaria della Quindicinna.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1242. 18 April 1889.

The Week. — Our National Lottery. Manning and Fairchild. — The Uses of a Navy. Governmental Lawlessness. Michel Eugène Chevreul. — Canova. — Negro Convicts in South Carolina. — East and West. — American Wood-Engraving in Danger. — An Item in Ballot Reform. — By and By. — Ball's History of Mathematics. — Three Novels. — Pen and Powder. — Memoir of William Ellis. — The Cruise of the Marchesa to Kamtschatka and New Guinea. — A Treatise of Elementary Biology. — Historic Families of Kentucky. — How Men Propose. — A Selection of Cases on the Law of Quasi-Contracts.

**The Century Magazine.** May 1889.

Mary Hallock Foote, Cinching Up. Pictures of the Far West. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Orcagna. — Harvey W. Whitaker, Samoa: The Isles of the Navigators. — George H. Bates, Our Relations to Samoa. By the Commissioner sent to Samoa in 1886. — Captain Henry Erben, The „Tuscarora's" Mission to Samoa. — James T. McKay, Roby's Christian Charity. — Edward L. Wilson, Round About Jerusalem. — George W. Cable, Salome Müller. Strange True Stories of Louisiana. — George Kennan, A Ride Through the Trans-Baikal. — Harry Stillwell Edwards, Tom's Strategy. — Dora Read Goodale, At Break of Day. — Wyatt Eaton, Recollections of Jean François Millet. With illustrations, account of his drawings for his children and grandchildren. — Charlotte Fiske Bates, Unhindered. Mary Hallock Foote, The Last Assembly Ball. The Catastrophe. — Charles de Kay, The Monasteries of Ireland. — Edward Everett Hale, The Lamentable Ballad of the Bloody Brook. — John G. Nicola, John May, Lincoln: The President and the Draft, Vallandigham, The Peace Party at the Polls. — Henry King, The Western Soldier. — No New Sectional Division. — Office Seeking the Man. — Soldier's Memorial Services. — George L. Kilmer, Fraternization. The Blue and the Grey. — General James F. Rusling, George E. Corson, General McClellan's Baggage-Destroying Order. — Philip G. Hubert, Jr., The Abuse of Applause. — Harrison S. Morris, Aready. — Walter Learned, At the Sign of the Blind Cupid. — Margaret Crosby, The Toad. — Helen Watterson, Paragraphs from the German of Friedrich Netzsche. — Frank Dempster Sherman, Ad Astra.

NIEDERLANDE.

**De Gids.** Mei 1889.

J. H. Hooijer, De laatste der Barlets. — Het vraagstuk der defensie in 1889. — R. Fruin, Prins Willem III in zijn verhouding tot Engeland. — Th. Swart Abrahamsz, De soldaat in Nederlandsch Indië. — Hélène Swarth, Graaf Knprecht. — J. N. van Hall, Dramatisch Overzicht. — Bibliographie.

**De Leeswijzer.** 1 Mei 1889.

J. Winkler Prins, Duitsche Renaissance-Lyriek. — G. H. Priem, Een en ander. — C. C. ter Keehorst, Roezknop en Lauwertak. — Engelsche tooneelToestanden. — W. Zuidema, Sceiden. — Giovanni Antonioli, Mr. William J. ten Hoet. — Van Monitor, Het laatste exploot van een denrwaarder. Novelle. — Hélène Swarth, Sonnenuhr.

**De Toemkomst.** No 5. Mei 1889.

Gustaaf Segers, Bilderdijk. Prosper Leflot, De Kindertuin in de Everaertstraat te Antwerpen. — W. L. Verheyen, Het opstellen in de lagere school. — C., Natuurkunde voor de lagere scholen. — Pol de Mont, Van Hollebloksjes.

**Ny Svensk Tidskrift.** No 3/4. Mars April 1889.

Martin Weibull, Fran nordiska festen i Lund den 1 mars 1889. — A. Hamm arskjöld, General Boulanger. — K. U. Nyländer, Semitiska studier i Sverige under flydda tider. — Nils Erdmann, Alphonse Daudet, hans arbetsmetod, temperament och förhållande till verkligheten. — Matilde Serao, Rädning. — Hjalmar Edgren, Val den! — Dina, Bref till („Fruen fra havet" och kommentatorerna). — F. Bondtz, Dansk litteratur 1888. (E. Christiansen. H. Drachmann. K. Gjellerup. C. Molbech. S. Schandorph. 1. Bondesen. H. F. Ewald. H. Scharling. Erna Juel-Hansen. II. Pontoppidan. J. Helms (m. fl.) — Litteratur. Edvard Lidforss, Grev Hermann Wedel Jarlsberg og hans samtid 1779–1840. af dr Yngvar Nielsen. — Hans Emil Larsson, Mörkrets makt. Skadespel af L. Tolstoy. För barnen. Sagor och berättelser af L. Tolstoy. — E. L–n, Phonetische studien. Zeitschrift herausgeg. von W. Vietor.

**Finsk Tidskrift.** No 4. April 1889.

Karl Lindström: Purismen. — H. Heinricius, Nya undersökningar pa andningslärans område. — Robinson, „Frun fran hafvet"! — Richard Kaufmann, En bok för dagen. — Karl A. Tavaststjerna, Helenas rof. — V., Dikter.

UNGARN.

**Ungarische Revue.** No. 4. April 1889.

Ludwig Haynald, Denktede auf Edmund Boissier, — Paul Gyulai, Zur Geschichte des ungarischen Theaters. — Wilhelm Schmidt, Stefan Báthorys Wahl zum Könige von Polen. — Gábriel Téglás, Beiträge zum Goldbergbau den vorrömischen Dacien. — Wilhelm Drexler, Ägyptische Gottheiten betreffende Inschriften Pannoniens. — Ludwig Hofmann, Schwickers ungarische Litteraturgeschichte. — Ignaz Schwarz, Ariostos Satire über Ungarn.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Geselhofen,** J. Am Webstuhl der Zeit. Großenhain, Baumert & Ronge.

**Heidt,** K. M. Zwei Seelen. Gedichte. Großenhain, Baumert & Ronge.

**Toscanin,** Z. M. Meine Jugend. Gedichte. Großenhain. Baumert & Ronge.

**Dramatische Dichtungen.**

**Brandes,** E. Ein Besuch. Schausp. in 2 Akten. Deutsch v. J. Hoffory. Berlin, S. Fischer. 1,0.

**Dietrich,** C. Eberhard. Drama. München, Louis Finsterlin.

**Lemaître,** J. Révoltée. Pièceen 4 actes. Paris, Calmann Lévy. frcs. 2,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Gyp.** Ohé! Les Psychologues! 4e édit. Paris, Calmann Lévy. frcs. 3,5.

**Halévy,** L. Notes et Souvenirs. 18?1–72. 5e édit. Paris, Lévy. frcs. 3,5.

**Hamel,** R. Ein Wonnejahr. 3. vrm. Aufl. Halle a.S. Tauscha Große. 4,0.

**Jaenicke,** K. Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen. Berlin, Rosenbaum & Hart. 3,0.

**Johansen,** Chr. Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. 2. Aufl. Schleswig, Jul. Bergas. 2,0.

**Orzeszko,** E. Zwei Erzählungen. A.d. Polnischen. Berlin, S. Fischer. 1,5.

**Schmidt,** R. Novellen. Deutsch v. M. v. Borch. Nord. Bibliothek II. Berlin, S. Fischer. 3,0.

**Wilda,** J. Marine-Novellen. 2. verb. Aufl. Schleswig, Jul. Bergas. 2,6.

**Geschichte und Biographie.**

**Bütow,** A. Wilhelm Hey. Ein Bild seines Lebens und Dichtens. Leipzig, Ernst Rust. 1,0.

**Dondorff,** Dr. Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Virchows Samml. N.F. 11,72. Hamburg, Richter. 0,6.

**Gaulot,** P. Rêve d'Empire. Paris, P. Ollendorf. frcs. 3,5.

**Stoerk,** Dr. Franz von Holtzendorff. Ein Nachruf. Virchows Samml. N.F. Hft. 71. Hamburg, Richter. 0,6.

**Weiss,** J. Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz. Freiburg i. Breisg., Herder. 1,0.

**Philosophie.**

**Forchhammer,** P.W. Materie und Geist. Kiel, Paul Toeche. 0,8.

**Souriau,** P. L'Esthetique du mouvement. Paris, F. Alcan. frcs. 5,0.

**Weir,** J. F. The Way. The Nature and means of revelation. Boston, Houghton, Mifflin & Co. $ 1,75.

**Lieferungswerke.**

**Archiv** für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Hrg. v. P. H. Denifle u. F. Ehrle. IV. Bd. 4 Hft. Freiburg i. B., Herder. 5,0.

**Perrot,** G., et Ch. **Chipiez.** Histoire de l'Art dans Antiquité. Livr. 23e. Paris, Hachette & Cie. frcs. 0,5.

**Vermischtes.**

**Alethagoras.** Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse. Braunschweig, C. Salle. 0,6.

**Grueber,** E. Das römische Recht als Teil des Rechtsunterrichts an englischen Universitäten. Hamburg, Richter. 0,8.

**Hamel,** K. Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. Halle a. S., Tausch & Große. 1,0.


## Berichtigung.

In der Notiz über das Preisausschreiben des Deutschen Tierschutz-Verbandes in Nr. 18 dieser Blätter ist bei Nennung der Preisrichter zu lesen: Rektor Professor Bernhard, und nicht Leonhard, wie irrtümlich gesetzt worden.

Digitized by Google

# Deutsche Dichtung.

Herausgeber: Karl Emil Franzos.

Band V. Oktober 1888 bis März 1889.

Die „Deutsche Dichtung", seit ihrem Bestehen unbestritten das erste und vornehmste Blatt seiner Art, bietet auch in ihrem letzten Halbjahr eine große Auswahl interessanter Novellen, epischer und dramatischer Dichtungen und ist eine reiche Fundgrube für litterar-historisches und kritisches Material. Der Band ist in Quart- und Oktavformat durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Preis broschiert Mark 8.—
In elegantem Einband Mark 10.—

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Engelhorns Allgemeine
ROMANBIBLIOTHEK
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker
Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Pro Band 50 Pfennig. Geheftet.

Alle 14 Tage erscheint ein Band. Bis jetzt erschienen 120 Bände.

Pro Band 75 Pfennig. Gebunden.

— Verzeichnis gratis und franko. —

Neueste Erscheinungen:

Alexander Baron von Roberts
SATISFACTION
V. Jahrgang — Band 15

Georges Ohnet
DOKTOR RAMEAU
V. Jahrgang — Band 17 und 18

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

Ausgewählte Gedichte.
8°. 1883. geh. 4 M., geb. 5 M.

Der Menschenkenner.
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 M., geb. 3 M.

Ein Lebensbuch.
Gesammelte kleinere Schriften, Reiseskizzen und Zeitideen.
8°. 1886. geh. 7 M 50 Pf, geb. 9 M

Waiblinger.
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 M., geb. 3 M.

Kinder des Reiches.
Ein Romanenzyklus.
2 Bände. 8°. 1883. geh 6 M., geb. 10 M.

Für Herz und Haus.
Briefe für deutsche Frauen
von
Marie Schramm-Macdonald.
In eleg. Umschlag 3 M.
In hocheleganten Einbande 4 M 50 Pf.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Vertrauensfrau (Ehrendame der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deut. Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und theoretischer Natur.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. 8. brosch. Preis M 1.20.

— — Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit. 8. brosch. Preis M 1.20.

Etze, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: M 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 25. Mai 1889. Nr. 22.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** F. A. Junker von Langegg: „Zwergbäume" (Schluß). — Heinz Tovote: „Guy de Maupassant: Pierre et Jean". — Richard Dehmel: „Das Urteil des Paris". — J. E. Frhr. v. Grotthuß: „Neue Berliner Romane". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Zwergbäume.

(Hashi-no Ki.)

Ein japanisches Drama aus dem XVII. Jahrhundert.

Von F. A. Junker von Langegg.

(Schluß).

II.

**Zwergbäume.**

Personen.

Hoyo-no Yasu Toki, Shikken von Kamakura, in Verkleidung eines Wandermönches.

Genza-yemon Tsuneyo, ein vormaliger Vasalle desselben.

Die Frau des Tsuneyo.

Ritter, Lehnsleute, Gefolge und Diener des Shikken. Chor.

Zeit: Zwischen 1225 und 1242.

Ort der Handlung: Zuerst in der Nähe der Fähre von Sano über dem Yanase-gawa bei Itahana in der Provinz Kodzuke oder Yô-shiu am Naka-sen-dô (wörtl. Mittlere Hauptstraße), der Heerstraße zwischen Kiyôto und Tô-kiyô (Yedo), und vor und in der Hütte Tsuneyo's; in der zweiten Abteilung an der Heerstraße nach Kamakura in der Provinz Sagami oder Sô-shiu, der Residenz der Shikken, und im Palasthofe und in der Audienzhalle daselbst.

Erste Abteilung.

**In Sano.**

(Straße zwischen der Fähre und der Hütte.)

Pilger. „Pfadlos liegt vor mir das ferne Reiseziel;
Pfadlos hinter mir die lange Wanderschaft."*)

*) Die mit Gänsefüßchen bezeichneten Stellen sind im japanischen Texte in metrischer Form, und werden von dem Chore vorgetragen. Obige Stelle ist dem Kiyô, den heiligen Schriften der Buddhisten entlehnt.

Ich bin ein Pilgermönch. Weilte längere Zeit in Shinano. Nun der Schnee zu tief geworden, die Wanderung im Gebirge fortzusetzen, kehr' willig ich zurück nach Kamakura; im neuen Lenz jedoch ergreif' ich abermals den Pilgerstab.

Chor. „„Ewiglich entsteigt Rauch dem Kegel des Asama in Shinano; kalt umwehen die Stürme des Oiyama des Fremdlings Gewandung. Heimatlos, unbefreundet wandert er jetzt an der Steile des flüchtigen Lebens, folgt thalwärts der Welle des Usni nach Itahana, von wo er zur Fähre von Sano gelangt.""*)

Pilger. Hastenden Schrittes erreicht' endlich ich die Fähre von Sano. Oh! überwältigend währt der Schneesturm; zwingt mich Obdach hier zu suchen.

(Sich der Hütte nähernd.)

Holla! Ist's gestattet einzutreten?

Frau des Tsuneyo. (In der Hütte.) Wer da?

(Tritt vor dieselbe.)

*) Der 2525 m hohe Asama-yama: „Morgenberg", an der Grenze der Provinsen Shinano und Kodsuke ist ein noch jetzt thätiger Vulkan, dessen letzter verheerender Ausbruch 1870 stattfand. Soweit japanische Berichte zurückweisen, entsteigen unaufhörlich dichte Rauchsäulen aus der Tiefe seines weiten Kraters, welcher von Wänden aus schwefelhaltigem Gestein umgeben ist, deren zahlreichen Löchern und Spalten an stets wechselnden Stellen Schwefeldämpfe entströmen. Selbst im Hochsommer findet sich Schnee in den Klüften. — Der Naka-sen-dô übersteigt den herrlichen 1235 m hohen Usui-Töge: „Paß von Usui", die Grenzscheide zwischen Shinano und Kodsuke, 141 km nordwestlich von Tô-kiyô, folgt dem Laufe des an der Nordseite des Passes entspringenden Usui-gawa bis Takasuki, der Hauptstadt von Kodzuke (35 km östlich vom Passe), verläßt hier am nördlichen Ufer den Lauf des nun mit dem Karasu vereinigten und weiter Yanase-gawa genannten Flusses, welchen er 9 km östlich von Takasagi bei Itahana (118 km von Tô-kiyo) mittels der Fähre von Sano wieder überschreitet.

Digitized by Google

Pilger. Bin ein Pilgermönch, der um Herberge bittet nur für eine einz'ge Nacht.

Frau. Oh, wie gern gewährte ich Ihr Begehr; doch da mein Eheherr nicht daheim, so darf ich Sie nicht aufnehmen.*)

Pilger. In diesem Falle will ich unterdessen hier vor Eurer Thüre rasten und seiner Rückkehr harren.

Frau. Thun Sie nach Belieben. Ich werde ihm entgegengehen, um Ihre Ankunft ihm zu künden.

(Entfernt sich nach der Richtung der Fähre.)

Tsuneyo. (Heimkehrend.) Dichter und dichter fällt der Schnee! Und dennoch giebt es Leute, die sich des erfreuen. Heißt es zwar im Liede: „Gleich Flaum aus Wildgevögels Brust zerstiebt der Schnee in weißen Flocken: was thut's! Warm in Kranichdaun gehüllt, machen wir Halt oder wandern trutzig weiter.“ Unverändert ist es der selbige Schnee, daß in vergangenen Zeiten auch ich mich erfreute. Doch wie ist seitdem Alles anders geworden! Nicht länger: „Warm in Kranichdaun gehüllt mach' ich Halt oder wandre trutzig weiter.“ Dürftig in dünnen Baumwollenstoff gekleidet, von abgetragener Gewandung ungenügend nur bedeckt, wie kann also ich dieser bittern Mutsu-Kälte**) mich erwehren? Jetzt bringt Schnee weder Lust mir noch Ergötzen.

(Eine Gestalt in der Ferne erblickend.)

Holla! Wer mag dort kommen?

(Seine Frau erkennend.)

Wie, Du hier auf der Straße im dichten Schneegestöber?

Frau. Ein Pilgermönch sprach vor und bat um Obdach nur für diese einzige Nacht. Ich beschied ihn, Du seiest nicht daheim, er aber wollte Deiner Rückkunft harren. Darum ging ich Dir entgegen und kam so weit.

Tsuneyo. Wo ist der Pilgermönch?

Frau. Sieh', dort rastet er.

Pilger. Hier bin ich. Obwohl die Sonne noch hoch am Himmel steht, so weht der Schnee so dicht, daß ich den Weg weder vorwärts finden kann noch zurück. Drum bitt' ich Euch, gebt Herberg mir nur für diese Nacht.

Tsuneyo. Ein Begehr, das gastlich Willkomm finden sollte, doch leider ist mein Hüttchen allzuklein und arm, daß ich dem Wanderer Obdach weigern muß.

Pilger. Ich würde gerne mich bescheiden. Ich bitte Euch, nehmt mich auf für diese Nacht.

Tsuneyo. Mit Freuden hieß' ich Sie willkommen. Doch wahrhaftig, die Hütte bietet kaum Raum für mich und für mein Weib, unmöglich war's noch einem Fremden darin zu hausen. Im Dorfe Yamamoto, kaum eine Meile weit von hier entfernt, fänden Sie behaglich Unterkommen. Eilen Sie, es noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Pilger. So seid Ihr denn so fest entschlossen, mich abzuweisen?

Tsuneyo. Leider muß ich so, ganz gegen Wunsch und Willen. Unmöglich ist es mir, Sie aufzunehmen.

Pilger. Vergeblich denn! Ach, wie lange sehnte ich mich nach einem Obdach, das mir nun verwehrt.

(Entfernt sich nach der Richtung der Fähre.)

Frau. (In der Hütte weinend.) Ach, wie unglücklich sind wir! All' unser gegenwärtiges Elend ist sicherlich durch unfrommen Wandel während eines früheren Daseins verschuldet. Es dürfte uns vielleicht zum Heile in einem künftigen Leben werden, wenn wir Hilfebedürftigen mehr Menschenliebe entgegenbrächten*). Wenn nur immer wie möglich, so gewähre Obdach diesem Fremdling. Ich beschwöre Dich darum!

Tsuneyo. Wenn Du also dachtest, warum sprachst Du nicht sofort?

(Auslugend.)

Er mag in diesem Schneesturm noch nicht weit gekommen sein. Ich werde ihn daher noch einholen können.

(Auf der Straße.)

Holla! Herr Wandersmann! Holla! Wollen Ihnen Herberg geben! Halt! Wahrhaftig, es stöbert so arg, daß er mich wird kaum hören können. Ach, ich fürchte, daß er im frisch gefallenen Schnee den Weg abermals verloren, wie es ihm bereits vorher im Schneesturm ergangen. Doch siehe, dort scheint er festgebannt zu stehen, den Schnee von dem Gewande fegend. So heißt es auch im alten Liede: „Zur Nachtzeit im Schneesturm an Sano's Fähre, da giebt es kein Obdach, das Roß einzustellen, und die Schneelast vom Gewande zu fegen.“

Zwar sang der Dichter von der Sano-Fähre bei Kasagi in Miwa im Lande Yamato**), doch statt zur

*) Die deutsche Höflichkeitsanrede entspricht der japanischen und wechselt nach dem Range des Sprechenden und Angeredeten, wie es hier genau wiedergegeben ist. Tsuneyo und dessen Frau reden den Pilger, da er ein Priester und vielleicht ein Mann hohen Ranges, mit „Sie“ an, dieser giebt ihnen, den vermeintlichen Bauern, das „Ihr“, sobald er jedoch in Tsuneyo den Edelmann erkennt, das Sie. In Kamakura jedoch, als Shikken, redet er ihn als seinen Lehnsmann, so wie sein Hofgefolge, mit Ihr an. Der Kämmerer duzt den niedrigstehenden Diener.

**) Mutsu ist die nördlichste Provinz der Hauptinsel Hon-dô (Nippon) Japans, durch die Enge von Tsugaru von der Insel Yezo getrennt, und wegen des rauhen Klimas verrufen. Die Redensart Mutsu-Kälte ist daher gleichdeutig mit unserer „Sibirischen Kälte“.

*) Nach der Lehre der buddhistischen Seelenwanderung sind die Verhältnisse des neuen Lebens den Verdiensten eines früheren Daseins angemessen. Tugendhafter Lebenswandel und gute Werke lassen ein glückliches künftiges Erdenwallen hoffen. Einem lasterhaften Lebenswandel folgt eine Wiedergeburt, welche zur Abbüßung früherer Sünden Gelegenheit giebt. Eine solche Wiedergeburt kann zur Strafe in der Gestalt eines Tieres erfolgen, dessen Eigenschaften den Verbrechen des vorhergehenden Lebens entsprechen, so werden grausame Mörder als Tiger, Wölfe oder Schakale, Lüstlinge, Trunkenbolde als Hunde und Schweine wiedergeboren, können aber durch sühnende Handlungen während eines solchen Daseins einen besseren künftigen Zustand anbahnen. Daraus erklären sich die tugendhaften Handlungen vieler Tiere in den buddhistischen Legenden und das Sich-Anschließen derselben an fromme Priester und Einsiedler.

**) Yamato ist eine der südlichsten Provinzen der Hauptinsel. Die Fähre von Sano daselbst, zwischen Nara, der alten Hauptstadt und Ô-saka, führt über den Kidzu-gawa.

Digitized by Google

nächtigen Zeit im Schneesturm hier an der Fähre von Sano in Adzuma*) zu wandern —

(Zum Pilger.)

Kommen Sie, Herr, und nehmen Sie fürlieb in unserer Hütte, wie elend und dürftig das Obdach auch sei.

Chor. „„Nun mag der müde Wanderer rasten, ein gastlich Obdach hat er gefunden — „wenngleich nur für den flüchtig schwindenden Augenblick; der Tugend Verdienst sichert nicht einmal die Verheißung eines Baumschattens in diesem irdischen Jammerthale.“ Dieser Textspruch**) bezieht sich zwar nur auf Baumschirm im Regensturm; hier aber ist die Gewährung eines Schutzdaches gegen eisigen Schnee, wenn Kälte mehr denn Träume den unruhigen Schlaf auf hartem Kissen bedräuen.““

(In der Hütte.)

Tsuneyo. Nun, Frau, was können wir weiteres für ihn thun? Wir nahmen ihn zwar auf, doch wirst Du nichts ihm vorzusetzen haben?

Frau. Glücklicherweise ist noch etwas Hirsebrei im Hause. Wenn er damit fürlieb nehmen wollte, könnten wir ihn damit bewirten.

Tsuneyo. Will ihn fragen.

(Zum Pilger).

Herr, wir boten Ihnen gerne Obdach, doch können wir Sie leider nicht würdig bewirten. Wir haben nur etwas Hirsebrei im Hause. Wenn Sie solch' arme Kost nicht verschmähen, so würden wir Sie bitten, gütigst damit fürlieb nehmen zu wollen.

Pilger. O, Hirsebrei ist ja das beste Gericht in ganz Japan. Ich bitte darum.

Tsuneyo. (Zur Frau.) Er sagt, er wünsche davon zu haben. Spute Dich und setze ihm den Brei vor.

Frau. Ich werde ihn sofort bedienen.

Tsuneyo. Als ich in längst vergangener Zeit noch in der Welt lebte, wußte ich nicht mehr von Hirse***), als was sich in alten Gedichten und Liedern darüber gelesen; nun ist sie aber meine einzige Nahrung. Wahrhaftig, es ist gleich Rosei's Traum von fünfzigjähriger Herrlichkeit auf dem erborgten Kissen von Kantan. Alles Glück schwand dahin — „einer kurzen Stunde Traum, während im Topf der Hirsebrei dampft“†). Ach! ach! welch' eine Wonne wäre es, könnte ich schlafend im Traume meine herrliche Vergangenheit nochmals durchleben.

Chor. „„O nein! Schaut ihn im Elende jetzt: eine ärmliche Hütte, von Föhren umstanden, so bitter kalt, daß Schlaf und Träume fliehen und nur die hoffnungslose Wirklichkeit ihm bleibt.““

Tsuneyo. Es dunkelt die Nacht, und eisiger starret die Kälte. Wo werd' ich Feuerung finden, den Gastfreund zu erwärmen? O! ich entsinne mich. Hab' ich ja noch einige Zwergbäumchen in Töpfen, die will ich zu Brennholz schneiden und damit ein behagliches Feuer für ihn zünden.

Pilger. Was habt Ihr vor? Ihr wollt doch nicht diese zierlichen Bäumchen zerstören?

Tsuneyo. Sicherlich. Als ich noch in der Welt lebte, war ich ein großer Liebhaber solcher Zierpflanzen und besaß deren eine große Sammlung. Doch ach! Diese Vorliebe für Zwergbäumchen wurde später nutzlos-eitler Tand. Ich verteilte sie alle an meine Freunde und behielt nur drei: die Pflaume (Uma), die Kirsche (Sakura) und die Kiefer. Sehen Sie sie dort mit Schnee bedeckt. Obwohl sie mir wert, heischt es die Pflicht der Gastfreundschaft, sie zu fällen, um damit ein wärmendes Feuer zu rüsten.

Pilger. Nein! nein! nicht doch, haltet ein! Ich bitte Euch darum. Es thät mir leid und wäre meinem Wunsch zuwider. In der That, ich schulde Euch großen Dank. Gewiß, bessere Zeiten werden für Euch wiederkehren und Ihr werdet nochmals zu Ehren und Wohlstand gelangen. Dann werdet Ihr dieser Pflanzen Euch wieder erfreuen können. Nein, sicherlich dachte ich nicht daran, daß Ihr also thun solltet.

Tsuneyo. Nicht so, Herr Mönch. Dieser alte Körper ist nur mehr ein dürrer Stock, der in dieser Welt nimmer wieder Knospen treiben wird. Für mich giebt es kein Glück mehr hienieden.

Frau. Es ist recht gethan, solche nutzlose Pflanzen für das Wohlbehagen des Gastfreundes zu opfern.

Tsuneyo. Wahrlich! wir wollen sie betrachten als ein Holz frommer Kasteiung . . . .

Frau (ihn unterbrechend). Überdies währt der Schneesturm ununterbrochen fort.

Tsuneyo. . . . . als den Baum auf dem heiligen Berge Shu-mi-sen, wo die Genien . . . .*)

Frau. Ja, so sei es.

*) Adzuma-no Kuni ist der alte Name der großen Ebene, welche sich von der Yedo-Bucht bis zum Gebirge von Nikko, und von der Mündung des Tone-gawa, in welchen der vorerwähnte Yanase-gawa einfließt, in den Stillen Ocean bis zum Usui-Passe, etwa 118 km in jeder Richtung erstreckt und besteht aus Teilen der acht Provinzen des K'wanto: Musashi, Sagami, Awa, Kadzusa, Shimosa, Hitachi, Shimodzuke und Kodzuke. Der Name Adzuma-no Kuni: „Land meiner Frau“ hat in dem Ausrufe A-dzuma „O meine Frau!“ des Eroberers des K'wanto, Prinzen Yamato Dake (110 n. Chr.) seinen Ursprung, welcher beim Anblicke der Ebene von der Höhe des Usui-Passes mit diesen Worten trauernd seiner Gattin gedachte, die, um den erzürnten Meeresgott durch das freiwillige Opfer ihres Lebens zu versöhnen und die bedrohte Flotte zu retten, sich in die Yedo-Bucht stürzte.

**) Ein Spruch des Kiyō, der heiligen Schrift der Buddhisten.

***) Hirse ist die Nahrung der ärmsten Volksklasse, für welche Reis zu teuer.

†) Text aus dem Kiyō. Die Legende vom Traumkissen von Kantan findet sich in den Verfassers Japanische Theegeschichten (Karl Geroldś Sohn, Wien 1884), einer Sammlung von Volks- und geschichtlichen Sagen, Legenden und Märchen der Japaner ausführlich mitgeteilt. Dieselbe wurde im 15. Jahrhundert auch in einem noch gegenwärtig häufig dargestellten lyrischen Drama: (Nō-no Utai) behandelt. Ro-sei, auf seiner Pilgerschaft zu einem schriftgelehrten Einsiedler sucht nachts Unterkunft in einer einsamen verfallenen Hütte in der Nähe des Dorfes Kantan. Im Traume durchlebt er fünfzig Jahre der Macht und Herrlichkeit und findet beim Erwachen alles entschwunden. Er erkennt die Nichtigkeit des irdischen Daseins und die Wahrheit der Lehren Buddhas.

*) Shu-mi-sen, ein fabelhafter Berg im Himalayagebirge, auf dessen Gipfel Tai-Shaku-Tennō: der Himmelskönig und Wolkenlenker thront. Es ist der in Sanskrit Sumeru genannte Berg, der Wohnsitz Indras. Die Chinesen, auf deren zweifellos der indischen Mythe entlehnte Legende die japanische begründet ist, nennen diesen Berg Kw'en Lun, auf welchem Si Wang Mu: „Königliche Mutter der Welt“ mit ihren Heerscharen von Genien

Digitized by Google

Tsuneyo. Und selbst das Leben —

Chor. „„Und selbst das Leben gäb er für den Gastfreund willig hin, und nur gering erachtet er das Opfer seiner Lieblingsbäumchen. Es ist gar erfreulich zu schauen, wie er den Schnee von den Pflanzen fegt. Siehe das Pflaumenbäumchen, trotz Schnee und Sturm beginnt sein Holz früher zu knospen, als seine Gesellen, — das erste blüht es von allen, das erste von allen muß es jetzt fallen. Ach! thut's doch dem weichen Menschenherzen weh, selbst den wilden Pflaumenbaum zu fällen am ländlichen Zaun, und nun muß dieser edle Zierbaum, geschaffen nur zur Freude und zu anmutigem Ergötzen, seiner Bestimmung zuwider zu gemeinem Brennholz dienen. Und sieh nun den Kirschbaum! Wenngleich seine Knospen sich erst spät in jedem wiederkehrenden Lenze entfalten, wie freudig erbebet das Menschenherz beim Anblick der ersten Blüte. Bislang so sorglich gehegt und gepflegt; ach! nun im Notzwang der Armut, rötet das liebliche Bäumchen statt in Blumenpracht, in Flammenlohe. Und die Kiefer im immergrünen Nadelschmucke ihrer kunstvoll gezogenen Äste! Sonst nur von reinem Windeshauch erfrischt, schwelen sie nun im qualmenden Rauch. Der fürsorgliche Wirt, des Gastfreundes Schirmer, fällt diese Zierbäume und fördert also Dein Wohlsein. D'ruin rück' näher ans wärmende Feuer und nimm Dein Behagen.““

Pilger. Oh! Leicht vergißt man hier am wärmenden Herde der grausamen Kälte dadrauß!

Tsuneyo. Und Ihnen, Herr, sei unser bester Dank, daß Sie uns würdigten, an unserem Feuer sich zu erwärmen.

Pilger. Nun aber habt die Gewogenheit, Euren Namen zu nennen. Mich sehnt es, meines Wohlthäters Namen zu wissen.

Tsuneyo. Nicht doch, bin ja nur ein namenloser Mann.*)

Pilger. Eil was Ihr da sagt. Ihr zeigt nicht das Gepräge eines gemeinen Mannes. Meine Frage ist berechtigt, und Ihr habt sicherlich keinen triftigen Grund Euren Namen zu verhehlen. Mich verlangt es so sehr Euren Namen zu erfahren.

Tsuneyo. Ich habe in der That keine Ursache, meinen Namen zu verleugnen. Nun denn, der arme gebrochene Mann, den Sie hier vor sich sehen, nannte sich einst stolz Genza-yemon Tsuneyo von Sano.

Pilger. Wahrhaftig! Was hatte Sie in eine so traurige Lage gebracht?

Tsuneyo. Ach, all' mein Hab und Gut wurde mir entrissen, all' meine Sippe verkam, und so bin ich nun im Elend.

Pilger. Warum gehen Sie nicht nach Kamakura und bringen Ihre Angelegenheit vor dem Shikken?

Tsuneyo. Es ist der Schickung Verhängnis. Überdies erfuhr ich, daß Seine Hoheit, Herr Hoyo-no Yasu Toki gegenwärtig in Verkleidung eines Wandermönches eine Beobachtungsreise in den Provinzen mache. Doch, obgleich ich Alles verloren, schauen Sie dort meine Rüstung, meinen langen Speer, und draußen steht mein altes Streitroß gehalftert. Und sollte je in Kamakura der Heerbann aufgeboten werden, so will ich keinen Augenblick säumen, mit dieser Rüstung, sei sie auch noch so schadhaft und zerschlagen, mich zu wappnen, meinen Speer, sei er auch rostzerfressen und stumpf, zu erfassen, und meinen Gaul, obgleich er kraftlos und lahm geworden, zu besteigen, und eilen, um mit den Ersten zum Heere zu stoßen. Und wenn dann die Schlacht beginnt —

Chor: „„Und wenn dann die Schlacht beginnt, wird er, der Übermacht nicht achtend, der Erste sich in das Gemetzel stürzen, und angesichts des sichern Todes, den Feind zum Kampfe fordern. Also hält das eig'ne Leben er gering. Hungernd, erschöpft, bietet er stolz dem Schicksal die Stirne, unbekümmert um Leben und Tod!““

* * *

(Am folgenden Morgen in der Hütte.)

Pilger. Nehmen Sie meinen Rat, und lassen Sie Mut und Hoffnung nimmer sinken. Sie sind gewißlich jetzt in arger Not und Drängnis, doch glückliche Zeiten werden wiederkehren. Wenn ich übers Jahr noch lebe, werde ich Sie nochmals besuchen. Unterdessen haben Sie meinen Dank für Ihre Gastlichkeit. Leben Sie wohl!

Tsuneyo und Frau. Es thut uns leid, daß Sie schon scheiden müssen. Zuerst schämten wir uns, Ihnen in unserer armen Hütte ein so dürftiges Unterkommen zu bieten, doch nun bitten wir Sie, noch länger bleiben zu wollen.

Pilger. Ich bin zur Reise gerüstet und muß nun fort. Sollte neuer Schneefall drohen, so —

Beide. Die Nacht wird sicherlich bitter kalt.

Pilger. So muß ich umsomehr eilen, um bis dahin wieder Obdach zu finden.

Beide. Oh, bleiben Sie doch wenigstens noch heute.

Pilger. Ich scheide mit Bedauern, doch nun leben Sie wohl.

Beide. So wollen Sie denn wirklich fort!

Pilger. Herr Tsuneyo, leben Sie wohl.

Tsuneyo und Frau. Reisen Sie glücklich und kehren Sie wieder.

Chor. „„Gehen Sie doch nach Kamakura, und forschen Sie dort nach mir. Heute ein Mönch mit geschorenem Haupte könnte ich Ihnen nur von geringer Hilfe sein. Allein ich habe mächtige Verbindungen. Darum gehen Sie nach Kamakura, und bringen Sie dort Ihre Angelegenheiten vor.“ — Also

wohnt. Auf diesem Berge entspringen die vier großen Flüsse der Erde aus einer ewigen Quelle (Vergl. 1. Mose 2—10). Hier befindet sich der Baum des Lebens: Kiung, aus Jaspis, aus dessen Wurzeln ein gelber Born entspringt, dessen Wasser der Trank der Unsterblichkeit: Tan. Die Genien pflanzen auf den Hängen des Berges Sesam und Koriander, die Nahrung der Unsterblichen.

*) Erst seit 1872 ist es dem Bauernstande und den unteren Volksklassen gestattet, einen Familiennamen: Uji, zu führen. Dieser steht zuerst, und wird durch die Genitivpartikel no mit dem folgenden Patronym verbunden, z. B. Hoyo-no Yasu-Toki. Als Patronym wird nur ein Teil des väterlichen Namens dem Sohne zugelegt. So hieß z. B. Yasu Tokis Vater Yoshi Toki, und sein Großvater Toki-Masa.

Digitized by Google

lauteten des Pilgermönches Scheideworte, als er das Boot, das ihn nun stromabwärts trug, bestieg und nochmals zögernd Abschied nahm, ein gar traurig Lebewohl.' "

* * *

II.

**In Kamakura.**

(Im folgendem Sommer auf der Straße nach Kamakura.)

Tsuneyo. (Dem Heereszug begegnend.) Heil Euch, Ihr Mannen! So ist es denn wirklich wahr, daß in Kamakura ein Aufgebot ergangen? Warum zieht so viel Kriegsvolk nach der Hauptstadt?

(Schließt sich den Truppen an.)

Wahrhaftig! Alle Fürsten und Ritter der acht Provinzen von Adzuma, in reicher Wappnung, ziehen mit zahlreichem Heergefolge gen Kamakura. Blank blitzen die Waffen im Sonnenlichte, ihre Rüstungen gleißen in Gold- und Silberzier, sie reiten auf mutschnaubenden, kräftigen Streitrossen, zahlreiche Pferde folgen zum Wechsel in der Nachhut. In welch' trauriger Gestalt erscheinest Du da, armer Tsuneyo, unter all' den stolzen Mannen! schlecht beritten, in schadhafter Wehr, so jämmerlich und verkommen, die rauhe Straße entlang mühend. Zweifellos wird mir nur Spottgelächter und Hohn ob meiner dürftigen Ausrüstung, welche doch eine Seele birgt, an Mut und edler Gesinnung den andern nicht nachstehend. So auch spottet mein dürrer, säumiger Klepper der Ungeduld meines Herzens.

Chor. „Er hastet, er eilet, doch schwach ist sein Gaul, schwach wie der Weide zitternde Zweige. Er zügelt und treibt, doch die halbverhungerte Mähre versagt; vergebens sind Peitsche und Sporn; er vermag das erschöpfte Tier kaum in Gang zu erhalten. Ach! er hat leider kein tüchtigeres Roß. Endlich erreicht er dennoch sein Ziel, der Letzte von allen, wegmüden Fußes, mit lahmendem Gaul."

* * *

(Im Hoflager des Shikken in Kamakura, im Palasthofe und in der Audienzhalle.)

Hoyo-no Yasu Toki. (Auf dem Thron). Kämmerling!

Kämmerling. Ihro Hoheit befehlen?

Yasu Toki. Sind alle Lehensmänner aus den Provinzen eingetroffen?

Kämmerling. Alle sind mit vollzählig kriegsgerüsteten Fahnen angelangt.

Yasu Toki. Im Heerbanne befindet sich ein einzelner Lehensritter ohne Gefolge, in schadhafter Wappnung mit rostigem Speer, der seine dürre, alterasschwache Mähre selber am Zügel leitet. Suchet ihn und bringt ihn hierher.

Kämmerling. Ihro Hoheit Befehlen soll sofort gehorsamt werden.

(Tritt auf die Veranda.)

Heda! Einer der Knappen!

Knappe. Was steht zu Befehl, edler Herr!

Kämmerling. Seine Hoheit haben befohlen, im versammelten Heerbann einen Lehensritter zu suchen, welcher ohne Gefolge, in schadhafter Wappnung, mit rostigem Speer, seine dürre, alterasschwache Mähre selber am Zügel leitet. Führe ihn sofort vor Seine Hoheit.

Knappe. Hei! hei! Werde Seiner Hoheit Befehl sofort bestellen.

(Tritt in den Vorhof und ruft Tsuneyo.)

Heda! Sie sind mein Mann!

Tsuneyo. Rufest Du mich? Nenn Dein Begehr.

Knappe. Sie sind vor Seiner Hoheit, dem Shikken, Herrn Hoyo-no Yasu Toki, befohlen.

Tsuneyo. Wie? Ich? Ich soll vor Seiner Hoheit erscheinen?

Knappe. So lautet Seiner Hoheit Befehl.

Tsuneyo. Ei! das überrascht mich. Hast Du Dich nicht etwa in meiner Persönlichkeit geirrt?

Knappe. Gewiß nicht, denn Sie und kein Anderer sind der Mann, um den es sich handelt. Die Sache verhält sich so: Seine Hoheit befahlen, den ärmlichst gerüsteten Ritter im ganzen Heere zu suchen, und vor sein erhabenes Antlitz*) zu führen. Ich musterte den ganzen Heerbann, und fürwahr! ich sah keinen einzigen Mannen, dessen Rüstung sich mit der Ihrigen in Dürftigkeit messen könnte. Es ist daher kein Zweifel, daß Sie es sind, den Seine Hoheit begehrt. Drum eilen Sie, und folgen Sie mir in den Palast.

Tsuneyo. Was sagtest Du? Seine Hoheit entboten den ärmsten Ritter im ganzen Heerbanne?

Knappe. So lautet Seiner Hoheit Befehl.

Tsuneyo. Dann bin ich zweifelsohne der Mann. So gehe denn und melde mich.

Knappe. Und Sie folgen sofort.

Tsuneyo. (Sich dem Palaste nähernd.) Wahrhaftig! Ich kann es nicht begreifen. Sollte irgend ein Feind mich des Verrates angeklagt haben? Dem Befehle, vor Seiner Hoheit zu erscheinen, folgt sicherlich sofort mein Todesurteil. Nun denn, so sei es! Da giebt es keine Rettung. Ich muß dahin, was auch immer mein Schicksal werde. Ich bitte, weise mir den Weg.

Chor. „Und im nächsten Augenblick tritt er plötzlich inmitten der versammelten Krieger. Gleich strahlenden Sternen sind sie gereiht, nach Rang und Würde, die Fürsten und Ritter und edlen Mannen. Aller Augen sind erstaunt auf ihn gerichtet; verächtlich weiset mancher Finger nach ihm."

Tsuneyo. Nun denn! Auch die festeste Naht muß sich zuletzt lösen.

Chor. „Seine alte Rüstung, sein rostiger Speer sind ihm noch einmal zu gutem Dienste. Auch ficht ihn die Dürftigkeit seiner Erscheinung nicht an."

(Tsuneyo erscheint im Thronsaale vor dem Shikken.)

Yasu Toki. Ja, er ist es!

(Zu Tsuneyo.)

Ihr seid Herr Genza-yemon Tsuneyo von Sano. Gedenkt Ihr noch des Pilgermönches, der in jener Schneesturm-Nacht des vergangenen Winters bei Euch einsprach und um Obdach bat? Damals spracht Ihr Euch dahin aus, Ihr wolltet, sollte je in Kamakura der Heerbann aufgeboten werden, Eure schadhafte Rüstung anlegen, den rostigen Speer ergreifen, den dürren Gaul besteigen und hierher eilen, um einer

*) Redensari nach alter chinesischer und japanischer Etikette

Digitized by Google

der Ersten einzutreffen. Ihr habt getreulich Euer Wort gelöst. Seid dafür belobt!

(Zu den versammelten Rittern.)

Der Zweck dieses Aufgebotes aller Unserer getreuen Lehensmannen nach der Hauptstadt war die Absicht, die Wahrheit oder Falschheit jener Worte Herrn Tsuneyo's zu erhärten. Ferner, sollte einer der Anwesenden irgend eine Beschwerde vorzubringen haben, so möge er jetzt den Sachverhalt darlegen, und es werde ihm Spruch nach Gesetz und Gerechtigkeit. Vorerst wollen Wir jedoch in Angelegenheiten Herrn Tsuneyo's entscheiden. Sein früheres Erbe in Sano, mehr als dreißig Liegenschaften, wird ihm unverzüglich zurückerstattet. Überdies, in dankbarer Anerkennung und zum Lohn dafür, daß er in jener kalten Schneesturm-Nacht freiwillig den letzten Besitz, den er aus besseren Zeiten gerettet, seine wertvollen Zierbäume geopfert, um den unbekannten Gastfreund zu erwärmen, Vergeltung nur in einem künftigen Dasein erhoffend, dafür verleihen Wir ihm und seinen Nachkommen als Erblehen für alle künftigen Zeiten hiermit als Ersatz für die Pflaume die Kirsche und die Kiefer, die Gebiete von Ume-da in Kaga, und von Sakura-i in Echiu, und die Herrschaft von Matsu-yeda in Kô-dzuke*). Zu Zeugnis dafür und zur Bekräftigung wird diese gesetzgültige Urkunde mit Unserer Unterschrift und Unserem Siegel erlassen.

Chor. „Dankvollen Herzens empfängt er die Wohlthaten seines erlauchten Herrn."

Tsuneyo. Genza-yemon Tsuneyo empfängt Seiner Hoheit unverdiente Gnaden.

Chor. „Dreimal demütig sich verneigend empfängt er die Gnaden.

„Oh, die Ihr zuvor geringschätzend ihn verlachtet, schaut ihn nun, wie er Euch Alle an Ehren überragt!

„Alle Mannen kehren nun wieder nach ihrer Heimat zurück. Mit ihnen Herr Tsuneyo, freudestrahlenden Antlitzes ob seines wiedergefundenen Glückes.

„Auf stolzem Rosse, in glänzender Wappnung hastet heimwärts der wackere Kämpe, mit freudepochendem Herzen nach Sano in Kami-tsuke."**)

*) Die obengenannten Lehen sind in Berücksichtigung auf die geopferten Zwergbäume, die Pflaume: Ume, die Kirsche: Sakura, und die Kiefer: Matsu gewählt. Ume-da bedeutet: „Pflaumenfeld"; Sakura-i: „Kirschbrunnen" (i: „Ziehbrunnen") und Matsu-yeda: „Kiefernzweig".

**) Kami-tsuke ist ein anderer Name der Provinz Kô-dzuke.

## Guy de Maupassant: Pierre et Jean.*)

Besprochen von Heinz Tovote.

Auf der einen Seite das wilde Feldgeschrei des Realismus, der mit seiner Kritik im Übereifer Alles angreift; auf der anderen der gemütliche und phlegmatische Schlendrian, die althergebrachte Verflachung in Plan und Darstellung — das ist das Bild, welches uns alle modernen Länder auf dem Gebiete der Litteratur zeigen. Überall hat sich, hinsichtlich des Romans in erster Linie, eine strenge Scheidung vollzogen; allein das Hin und Wider der streitenden Parteien läßt noch immer eine ruhige, verständige Auseinandersetzung nicht recht zu. Angriffe Unverständiger und die wohlgemeinte Verteidigung guter Freunde, die das Gute nur zu sehr verzerren, die Maßlosigkeit noch unreifer, jüngerer Talente lassen den Riß noch klaffender erscheinen, als er von Natur aus ist.

Langsam nur bahnt sich eine Verständigung an, und nachdem der erste Kampfesrausch sich gelegt hat läßt sich ein freundschaftlicheres Entgegenkommen, oder doch das Anzeichen hierzu vielfach bemerken. Man fängt an, ruhiger zu urteilen und einzusehen, daß das große Geheimnis des Realismus eigentlich gar keins ist, daß es nur ein Schreckgespenst war, vor dem man sich unnötig gefürchtet hat.

Keiner unserer modernen Schriftsteller, soweit er nicht in alten, ganz ausgefahrenen Geleisen sich zu bewegen gezwungen ist, hat sich dem heilsamen Einflusse der neuen Richtung und dem Gesunden darin entziehen können.

Man hat sich in das Ungewohnte gefunden, und sucht jetzt wissenschaftlich kritisch zu erörtern, wo man zuvor nur mit dem Verteidigungsschilde althergebrachter Meinungen kämpfte.

Zolas mannigfache Abwehrversuche und stets sich wiederholende Berichtigungen der irrigen Meinungen über seine Absichten und sein ganzes Schaffen sind meist verhallt.

Als Vorkämpfer mußte er die äußersten Konsequenzen ziehen und so schoß er gar oft weit über das Ziel hinaus.

Auf gleichem Boden mit ihm, an seiner Seite und doch ein ganz anderer steht Maupassant.

Er steht uns näher, denn es liegt in ihm, tief versteckt, ein humoristisches Element, das aber nur sehr selten zu Tage tritt. — Einen gewaltigen Vorteil hat er vor Zola: Er ist ein Dichter und hat Gemüt; nicht jene oft ertötende und beängstigende Kälte und Leidenschaftslosigkeit Zolas.

Seit langem ist er ein bekannter und vielgelesener Autor, aber noch keines seiner Bücher hat, vor allen in Künstler- und Gelehrtenkreisen so hervorragendes Aufsehen gemacht, wie das Anfang vorigen Jahres erschienene Pierre et Jean, mit seinem Vorworte über den modernen Roman.

Maupassant nimmt zu allen Fragen des Realismus eine äußerst ruhige und verständige Stellung ein, eine Stellung, die er sich jedoch erst im Laufe des eignen Schaffens allmählich errungen hat. Ich muß es mir versagen, den Entwicklungsgang auch nur flüchtig zu skizzieren.

Nur soviel: Ungleich Zola, der es stets versucht, uns ein Weltbild zu geben, unter dem Gesichtswinkel bestimmter Standesinteressen oder vorherrschender Ideen, der mit einer Fülle von Personen und Ereignissen wirkt, bescheidet sich Maupassant. Er hat

*) Guy de Maupassant: Pierre et Jean. — Paris. Paul Ollendorff. 1888.

Digitized by Google

erkannt, daß diese wortschweifige, Alles umfassen wollende Art der Darstellung nie der Wahrheit wirklich nahe kommen kann; denn ohne Gliederung und genau erwogene Komposition zerfällt das Kunstwerk — und andererseits thut es als künstlerisches Produkt der Natur Gewalt an. Seine Begriffe vom Roman sind andere.

Généralement le critique entend par roman une aventure plus ou moins vraisemblable, arrangée à la façon d'une pièce de théâtre en trois actes, dont le premier contient l'exposition, le second l'action et le troisième le dénouement.

Dieses die alte Schablone für den Roman. Das Leben wird dramatisiert und für den Geschmack des Publikums zugestutzt und M. sagt von einem solchen Schriftsteller: le plan de son roman n'est qu'une série de combinaisons ingénieuses, conduisant avec adresse au dénouement. Le romancier qui prétend nous donner une image exacte de la vie, doit éviter avec soin tout enchaînement d'événement qui paraîtrait exceptionnel.

Allein bei aller Vermeidung außergewöhnlicher Verkettung ist gerade der Realist individuell und eigenartig sondergleichen, denn was er uns schildert, das giebt er uns seinem Charakter, seiner Originalität gemäß, so wie sein Auge die Dinge gesehen, sein Geist die Welt mit all ihren Erscheinungsformen erfaßt hat.

Aus der unendlichen Fülle des Lebens greift er einen kleinen Abschnitt heraus; er löst ihn, ohne die Verbindungsfäden mit der Allgemeinheit zu zerstören, los, läßt die Reihenfolge der Ereignisse, wie sie ihm das Leben bot, bestehen, eliminiert das Überflüssige, und setzt die wichtigen Partien in helleres Licht.

Die Sphäre, in der M. sich bewegt, ist nicht der breite und weitschweifige Roman; er weist es ab, sich in Schilderungen der Nebendinge zu verlieren. Dies geschieht nur, soweit ein direkter Einfluß nachzuweisen. Sonst begnügt er sich, die betreffenden Töne anzuschlagen, mit einem blitzartigen Aufzucken, das dem verständnisvoll Lesenden vollauf genügt.

Maupassant ist Novellist, er zeigt uns den Übergang aus einer Periode des Lebens in die andere. Er greift seine Personen aus dem Strudel der Welt heraus, läßt die Wandlung sich vor unseren Augen abspielen, und wenn sie sich vollzogen hat, läßt er seine Personen wieder fallen. Tausende von kleinen Fäden ziehen sich, nur dem scharfen Auge ersichtlich, durch das Werk, statt jenes alten, zerfaserten Strickes der Intrigue.

Le réaliste, s'il est un artiste, cherchera non pas à nous montrer la photographie banale de la vie, mais à nous en donner la vision plus complète, plus saisinante, plus probante que la réalité même.

Der Dichter muß uns daher die Illusion des Lebens geben, aber in logischer Verknüpfung, nicht durchkreuzt von den tausend verwirrenden Ereignissen des Lebens und seinen brutalen Erscheinungen.

J'en conclus que les Réalistes de talent devraient s'appeler plûtot des Illusionistes.

Nicht im analytischen Roman liegt die Zukunft der Novellistik; denn analytische Schilderung geben, heißt Beiträge zur Psychologie sammeln, nicht aber ein Kunstwerk schaffen; es wird seziert und zerstört, nicht aber erzeugt.

Wie das Gerippe unter blühendem Fleische verborgen ist, so die Psychologie im Romane. Darauf hin geht die Forderung des objektiven Romans, der Personen und Erzeugnisse unseren Augen vorführt, wie der Dichter vermöge seiner individuellen Auffassungsgabe sie gesehen hat. Hierdurch kommt er der Wahrheit näher, als im psychologischen Romane, wo der Autor immer nur seine Individualität in eine der Situationen versetzen und uns mehr oder weniger nur schildern kann, wie er als König, als Weltdame, als Dirne, Dieb oder behäbiger Philister denken und handeln würde.

Der Realist muß sich mit den Äußerungen psychologischer Vorgänge begnügen. Wie wenig wir uns selbst über die Beweggründe unseres Denkens und Handelns klar zu sein vermögen — so wenig darf sich der Autor erlauben, uns die völlig versteckten Motive im dichterischen Bilde des Lebens geben zu wollen.

Nach dem Vorgange Louis Bouilhets und Flauberts besteht für Maupassant die erste Forderung an den realistischen Schriftsteller darin — nicht, daß er Althergebrachtes, wie es alle Welt kennt, zum Roman komponiert, sondern daß er versucht, in allen Dingen ein neues zu entdecken. Eine genaue, peinliche Beobachtung wird verlangt, bis daß das betreffende Ding keinem anderen mehr gleicht. In allen ist ein Unerforschtes verborgen. Giebt es doch keine zwei Sandkörner, nicht zwei Blätter, die einander gleichen. Diesen Unterschied zu entdecken und zu präzisieren, ist die Aufgabe des modernen Schriftstellers, wenn er wirklich originell sein will. Für den Ausdruck dieser Verschiedenheit das rechte Wort zu finden, ist seine zweite, nicht minder wichtige Aufgabe, denn der Realismus beruht nicht in letzter Linie auf einem tadellosen Stil.

Quelle que soit la chose qu'on veut dire il n'y a qu'un mot pour l'exprimer, qu'un verbe pour l'animer et qu'un adjectif pour la qualifier. Il faut donc chercher jusqu'à ce qu'on les ait découverts, ce mot, ce verbe et cet adjectif et ne jamais se contenter de l'à peu près.

Alle diese von mir hier angeführten Grundsätze sind in reichstem Maße in der Novelle Pierre et Jean zur Geltung gekommen.

Es ist eine reine Novelle, ein kurzes Stück Menschengeschichte, nur wenige aber ereignisvolle Tage umfassend; und doch ist die Handlung eine sehr spärliche und ich verstehe nicht recht, wie Morreau seine Absicht, die Novelle zu dramatisieren, zu Wege bringen wird, ohne nicht das eigentlich Dichterische des Kunstwerks zu zerstören. Denn es sind Seelenkämpfe bitterlichster Art, die uns Maupassant schildert, Kämpfe, die sich geheimnisvollst, von allen anderen unbemerkt, zwischen Pierre, Jean und deren Mutter abspielen. Was sollte auch wohl der alte, ehemalige Juwelier Gérôme Roland, der sich als Rentner nach Havre zurückgezogen hat, davon ahnen, wie seine Frau die Schuld, die er mit verbrochen hat, jetzt durch ihren Sohn Pierre büßen muß.

Digitized by Google

Ist gleich der Alte ein brutaler, aufbrausender Mensch, so leben sie doch friedlich dahin. Sein einziges Vergnügen ist der Fischfang, und auf seinem Seegelboote, der „Perle", werden wir mit der Familie bekannt; mit dem dreißigjährigen Pierre, der, nachdem er sich in Allem versucht, endlich Doktor geworden; mit dem um fünf Jahre jüngeren, blonden Jean, der als Jurist gleich seinem Bruder unthätig im Hause seiner Eltern weilt; und mit der jungen Kapitänswitwe Mme. Rosémilly, um die sie beide werben.

Als sie heimkehren, meldet das Mädchen, der Notar Leconu sei dagewesen, er werde wiederkommen. Man zerbricht sich den Kopf, was er bringen wird.

Es ist eine Erbschaft von 20000 Frcs. Rente, die ein alter Freund des Hauses, Léon Maréchal, Jean hinterlassen hat.

Und damit beginnt die Katastrophe.

Schon ist Pierre seit früher Jugend erbittert gegen den jüngeren Bruder, der ihm allezeit vorgezogen ist. Als er jetzt dem alten polnischen Apotheker Marowsko von der Erbschaft erzählt, ist dessen erstes Wort: Cela ne fera pas un bon effet. Dans ces cas-là on laisse aux deux frères également.

Ärgerlich geht Pierre heim und legt sich schlafen. Mit dem Entschlusse, reich zu werden, erwacht er, und zu diesem Zwecke will er seine Praxis beginnen und begiebt sich auf die Wohnungsuche. Hierbei tritt er in eine Schenke, wo er die Kellnerin kennt. Sie sprechen von Jean. Eh bien! il a de la chance ton frère d'avoir des amis de cette espèce-là! — Vrai, ça n'est pas étonnant qu'il te ressemble si peu.

Die ersten Gedanken keimen bei Pierre auf. Aber soll er auf das Wort einer Dirne etwas geben? — Am Mittag, wo man zum Notar ging, kam er zu spät zu Tische; heut Abend trifft er ein lustiges Gelage, Mme. Rosémilly und Kapitän Béausire sind als Gäste gekommen.

Zornig ängstigt er seinen Vater mit dessen Gesundheitszustand. Er fängt an, sich selbt unausstehlich zu werden. Andern Tags hat seine Mutter die Wohnung, die er zu mieten beabsichtigte, für Jean genommen. Sein Groll steigt. Er fragt nach Maréchal. — Louise hat ihn im Laden kennen gelernt. Wann? — Als Pierre drei Jahre alt war — also vor der Geburt Jeans.

Pierre fürchtet sich vor seinen eigenen Gedanken. Und doch: Jean ist blond. In der Nacht schleicht er zu dem schlafenden Bruder und sucht Vergleiche zu ziehen. Er entsinnt sich eines Bildes von Maréchal und fragt seine Mutter darnach. Sie will nachsehen, vielleicht hat sie es im Sekretär. Bei Tisch fragt er von neuem. Da sagt Roland, daß er es noch vorige Woche in der Hand seiner Frau gesehen und ergeht sich in breiter Geschwätzigkeit. Er schickt sie fort, das Bild zu holen.

Pierre vergleicht. Seine Mutter hat ihn also belogen, da sie es noch zwei Tage vor der Erbschaftsangelegenheit in Händen gehabt. Das Bild wird wie früher auf den Kamin gestellt. Als im selben Augenblick Frau Rosémilly gemeldet wird, schiebt es Pierre zurück. Seine Mutter hat es bemerkt und er hat ihren Blick dabei gesehen.

Der schreckliche Gedanke ist also doch wahr.

Vierzehn Tage vergehen. Pierre, von eigenem Weh gequält, martert seine Mutter auf jede Art und Weise. Durch fortwährende Anzüglichkeiten treibt er es soweit, daß sie einer Nervenkrise verfällt. Sein Vater verlangt, er solle sie ärztlich untersuchen. Sie aber entreißt sich ihm und flüchtet auf ihr Zimmer, wo sie sich einschließt.

Auf der Rückkehr von einer Fahrt nach Saint-Jouin, gehen sie zu Jeans neuer Wohnung. Er soll die erste Nacht dort schlafen.

Jean hat sich inzwischen auf der Partie mit Frau Rosémilly verlobt. Pierre hat seine Mutter aufs tiefste gekränkt. Jetzt neckt er auch Jean, indem er von Frau Rosémilly als la veuve spricht. Jean erzürnt sich und verbittet sich diesen Ausdruck; und wirft Pierre Eifersucht vor. Als dieser ihn auslacht, ruft Jean: Je te forcerai à me respecter.

Te respecter, toi? — Toi qui nous a deshonoré.

Tu dis? — Répète — répète! —

Je dis qu'on n'accepte pas la fortune d'un homme quand on passe pour le fils d'un autre. Und nun bricht der Sturm los. Alle die Qualen, die er in den letzten Tagen hat durchmachen müssen, schüttet er aus. Er schilt nicht, er wütet nicht, es ist ein verzweiflungsvoller, tiefinnerlicher Groll, der Aufschrei eines zu Tode gemarterten Herzens. Denn er hat seine Mutter, die er über alles geliebt hat, verloren. Es ist eine wilde Flut hastiger, sich übersprudelnder Worte.

Dann kommt er plötzlich zur Besinnung und stürzt davon.

Frau Roland ist im Nebenzimmer. Jean findet sie, wie sie sich auf das Bett geworfen und den Kopf in die Kissen gewühlt hat, um nicht mehr hören zu müssen.

Er wirft sich neben ihr nieder, tröstend und schmeichelnd. Er glaubt es ja nicht — es ist alles nicht wahr.

Da richtet sie sich plötzlich in gewaltsamem Entschlusse auf: Non c'est vrai, mon enfant!

Und nun berichtet sie ihm in ergreifender Weise, wie alles gekommen, wie sie Léon kennen gelernt, wie sie ihn geliebt hat, wie sie ihn immer noch liebt.

Auch er muß ihn lieben lernen, sie wollen heimlich von ihm sprechen, in Erinnerung alter Zeit. Nur unter dieser Bedingung willigt sie ein in das Versprechen, ruhig nach Hause zurückzukehren, wohin Jean sie begleitet. Wieder zurückgekommen, grübelt er lange nach, ob er das Geld behalten darf oder nicht.

Er will Pierre seinen Anteil an das väterliche Vermögen abtreten und das Geld des Mannes, der sein eigentlicher Vater ist, behalten.

Am anderen Tage wagt Pierre nicht zum Essen zu kommen. Jean holt ihn herab und thut, als sei nichts vorgefallen. Wie die Mutter sich in Angst vor ihrem Sohne verzehrt, so wagt Pierre kein Wort zu reden, noch seiner Mutter sich zu nahen.

Er möchte fort aus dem Hause. — Das hat auch Jean als einziges Mittel erkannt. Er spricht von dem neuen Schiffe „Lorraine", schildert das Leben und wie

Digitized by Google

gut es ein Arzt dort habe; und auf eine Äußerung Pierre's hin bewerkstelligt er dessen Anstellung bei der transatlantischen Gesellschaft.

Der Boden brennt Pierre unter den Füßen. Er macht noch einen Besuch bei Marowsko, der ihn der Verräterei beschuldigt, weil ihm durch seinen Fortgang die letzte Hoffnung auf Verdienst genommen wird, und bei der Kellnerin, die seiner gar nicht achtet. Er lebt schon ganz auf dem Schiffe, weil er es im Hause nicht mehr hat aushalten können.

Von der „Perle" aus sehen Roland und seine Frau, die allmählich ihre Fassungskraft wieder erlangt hat, mit Jean und Mme. Rosémilly, mit welcher er sich jetzt verlobt hat, das Schiff, das Pierre trägt, in den weiten, grauen Ocean fahren und mählich verschwinden.

Als sie heimfahren, wendet sich Frau Roland noch einmal um, um zurückzuschauen nach ihrem Sohne.

Elle ne vit plus rien qu'une petite fumée grise, si lointaine, si légère qu'elle avait l'air d'un peu de brume. — — —

Damit ist die Novelle zu ihrem Abschlusse gekommen, der Übergang ist vollzogen, die drohende Gewitterwolke hat sich aufgelöst, und doch steht noch immer wie ein Gespenst das Verderben in weiter Ferne und kann gar leicht wieder hereinbrechen.

Der ganze Konflikt spielt sich zwischen drei Personen ab, aber welch eine Fülle von Menschen- und Herzenskenntnis liegt in der Handlung, welch tiefe Kämpfe zwischen Sohnesliebe und Rechtsgefühl, welche Qualen und Martern eines Mutterherzens.

Und dabei eine Darstellung, so schlicht und einfach, ohne auch nur die kleinste Effekthascherei. Wie erlösend klingt in dem Sturm der Gefühle jenes schlichte Wort der Frau Roland hinein: Non, c'est vrai, mon enfant.

In dem ganzen Werke ist nicht ein Zug zu viel, kein Wort, das hinweggedacht werden könnte.

Das Leben am Meere, die Häuslichkeit des alten, polternden Roland, die Ausblicke auf das Leben der Stadt, die Szenerie, das Hafentreiben und alle die Vorgänge, die sich am Strande und auf der „Perle" abspielen, sind Kabinetstücke realistischer Darstellung. So gleich die Eingangsszene, welche eine Exposition giebt, wie sie einfacher und verständlicher nicht gegeben werden kann. — Nicht die Natur ist es, die geschildert wird, sondern die Menschen, wie sie sich zur Natur stellen, wie sie ihre Umgebung erblicken und sich von ihr beeinflussen lassen.

Und über dem Ganzen schwebt ein Hauch von Poesie, eine Atmosphäre der Versöhnung, die uns brutale Nacktheit und Rohheit deutlich genug erkennen läßt, aber das Unästethische, Abstoßende leicht verschleiert.

Dadurch hebt sich das Buch aus dem Wuste jener, auf verkannten Theorien basierenden Werke, zu einem Kunstwerke, wie man sie in der französischen Litteratur der Neuzeit nicht häufig findet.

Heinz Tovote.

## Das Urteil des Paris.

Griechische Legende.

Von den Höhen des Olympos löst sich eine lichte Wolke,
Wallet über Flur und Fluten, weilet nun ob Trojas Volke.
Und die Menge sieht mit Staunen, und die Priester sehn mit Beben
An dem glanzverklärten Himmel diese eine Wolke schweben.
In den Tempel Aphrodites lenken sie die bangen Schritte;
Wo der Göttin uralt Bildnis raget in der Säulen Mitte,
Sinken hin sie in die Kniee, küssen mit der Stirn die Erde,
Breiten qualvergückt die Arme, flehn mit brünstiger Geberde:

Aphrodite, große Mutter!
Wollustzeugerin, wonnegebärende!
Deinem Schoß sind wir entsprossen,
Aphrodite Kybele!

Aphrodite, große Göttin!
Allbezwingerin, sinnberauschende!
Deiner Brüste Reiz umfängt uns,
Aphrodite Pandemos!

Aphrodite, Unheil droht uns!
Neidlich fühlen die anderen Göttinnen,
Daß wir Deinem Dienst nur gühen;
Schönste, schütze Deine Stadt!

Und vondannen zieht die Wolke: unten durch die grünen Matten
Auf dem lilischen Gefilde kriecht ein seltsam blasser Schatten,
Neue Furcht umstrickt die Beter, und sie wagen nicht zu danken,
Und ein dunkles Schicksalsahnen will durch ihre Seelen schwanken.
Wie der dichtgeballte Schatten durch die Ebene sich windet,
Bis im Wasser des Skamandros ihren Blicken er entschwindet.
Wo des Ida graue Kuppe schimmert in den hellen Lüften,
Senket sich die Wolke nieder, bleich verschwimmend in den Klüften.
Dort in einem Thal sitzt Paris, seines Vaters Herden hütend,
Priamos des Troerfürsten, — tief in Jünglingsträumen brütend.
Über seinem Haupt im Laube eines wilden Apfelbaumes
Summt der laue West die Weise zu den Stimmen seines Traumes.
Gramverdrossen lauscht der Jüngling seiner Sehnsucht schwülen Klängen,
Die mit buntverwornen Bildern ihm das heiße Herz bedrängen:

Ich soll im Elend mein Leben vertrauern,
Weil ich schöner als Alle bin?
Soll hier verbannt sein zu Hirten und Bauern
Um meiner Brüder neidischen Sinn?

Warum kann Ihnen mein Vater nicht wehren?
Weil mich ein Kebsweib trug an der Brust,
Soll ich verzichten auf Glück und auf Ehren?
Ich soll büßen des Vaters Lust?

Hör' ich die Stimmen, die in mir ringen,
Packet mich Unrast in süßester Ruh'!
Sage! ach, sage! was wirst du mir bringen
Zukunft, Göttin der Jünglinge du?

In die Ferne, nach der Heimat schweift sein Blick mit düsterm Harme,
Und in mächtigem Verlangen reckt er hinaus die Arme:
Aeh vergebens! — und mit mattem Seufzer sinkt zurück er wieder.
Plötzlich aus des Baumes Höhe fällt ein Apfel vor ihm nieder.
Zitternd auf der glatten Schale spielt des Mittagslichtes Flimmern,
Durch die kummermüden Lider sieht er's schillern, sieht er's schimmern;
Goldig flutrend lange Strahlen auf und nieder vor ihm schießen;
Träge will die Frucht er greifen, sieht im Glanze sie zerfließen;
Weiche Dünste ihn umhüllen, lichte Nebel ihn umwallen;
Auf sein brennend Auge fühlt er einen linden Schlummer fallen,
Wie aus weiten Räumen hört er wunderreine Stimmen schallen,
Schaut, wie aus den Wolkenwogen sich verklärt Gestalten ballen;
Ihm entgegen aus dem Nebel tauchen vor ihm auf die Leiber
Eines leuchtend nackten Jünglings, drei gewandumwobner Weiber.
Hermes, der Olymposbote, deutet vor ihm die schlanken Glieder,
Und mit seiner Götterminne neigt er lächelnd sich hernieder:

All Dein Trachten, schöner Schläfer,
Aller Jugend Trachten ist es,
Ist der ew'ge Traum der Menschheit:
Göttern gleich der Wünsche Fülle
Mühelos erfüllt zu sehn.

Digitized by Google

Unaufhörlich seines Glückes
Eigne Wahl erfleht der Mensch sich;
Darum unaufhörlich immer
Steigen Himmlische gewährend
Zu Erkorenen herab.

Sieh! mit ihren Gaben naht Dir
Jede Göttin des Olympos:
Wähle! Du, der Troer Schönster,
Diesen Apfel gieb der Huldin,
Welche Dir die Schönste däucht!

Und er bückt sich rasch zu Boden, aus dem Gras den Apfel nimmt er;
Kaum daß er ihn leicht berühret, wie von lautrem Golde glimmt er.
Und er reicht ihn hin dem Jüngling, staunend läßt ihn Der fast sinken:
Träum' ich denn? Ja! nein! ich wache! sah ihn ja vorhin schon blinken,
Fühle schwer ihn ja in Händen! — Prüfend will er um sich schauen,
Da mit stolzgemessnem Gange tritt die ragendste der Frauen
Vor ihn hin. Gebietend steht sie. Und des Jünglings Blicke hangen
Scheugebannt an ihrer Stirne, die von Hoheit ganz umfangen.
Und er wagt es nicht zu sehen, wie sie würdevoll die Hülle
Festen Griffes wirft zur Erde, ihm entblößt der Glieder Fülle.
Nur ein Leuchten ihrer Schultern fast sein schüchtern Auge blendet,
Dann blos horcht er, wie sie zu ihm sich erhobnen Hauptes wendet:

Ich bin Here. Meinem Wunsch
Fröhnet selber Vater Zeus.
Wahrlich, nicht um Ehren buhlt
Des Olympos Königin.

Doch geschmäht hat mich Dein Volk.
Beugen sollst Du mir Dein Volk.
Deines Vaters Thron sei Dein,
Preisest Du als Schönste mich.

Jedes Erdengut sei Dein,
Aller Reichtum, alle Macht.
Und Dein Wort, es sei Gesetz.
Und Dein Wink sei heil'ges Recht.

Schwer des Schläfers Atem woget, jäh die Wangen ihm erblassen, Während mit gewalt'gen Schauern Lust und Furcht sein Herz umfassen.
Nach der Herrlichen auf einmal sein beklommner Mut hegehret; Aber eh' er aufspäht, hat sie schon verhüllt sich abgekehret.
Langhinschleppend die Gewänder, sieht er sie vondannen schreiten, Und aus tiefer Brust erseufzend schaut ins Antlitz er der Zweiten, Mit gesenkten Lidern sinnt sie; lässig langt sie nach den Hüften, Von des Kleides dichten Falten den geschuppten Gurt zu lüften. Und der Jüngling folgt verstohlen ihrer Hand. Da bricht's wie Flammen,
Zuckt's wie Blitze ihm ins Auge, und er fährt bestürzt zusammen: Stahlhell treffen ihn der Göttin weiterschlossne Strahlenblicke, Wie sie nun die letzte Spange schnell sich nestelt vom Genicke. Und verwirrt hört er sie reden, blöde auf den Apfel starrt er, Nur der strenggeschürzten Lippen flücht'ges Lächeln noch gewahrt er:

Höchste Weisheit in dem Rat der Männer,
Auf dem Feld der Ehre höchster Ruhm
Sollen Deinen Scheitel krönen,
Kürest Du als Schönste mich.

Unvergänglich wirst durch mich Du herrschen,
Noch im Tode wird Dein Name herrschen,
Herrlicher im Leben herrschen:
Ruhm ist Reichtum, Weisheit Macht!

Und nicht feile Demut sollst Du werben
Für des Donnrers liebstes Kind, Athene:
Deine Stadt sollst Du erlösen
Aus der Schmach der Üppigkeit!

Schwerer woget des Schläfers Atem, schwellend seine Pulse springen, Während heiß ihm in der Seele Ehrfurcht und Begeistrung ringen. Hastig will der edlen Göttin schon den goldnen Preis er bieten, Da rührt Hermes ihm die Achsel: Höre erst noch Aphroditen! — Und ein schalkig boshaft Lachen meint der Jüngling zu vernehmen; Doch als stutzend er sich umdreht, setzt der Gott sich mit bequemen, Langen Schritten, ernsthaft nickend, wieder hin auf eine Hürde.

Unmut trübt des Schläfers Stirne, und Athenes keusche Würde Will er einmal ganz noch schauen; aber still ist sie entschwunden. Und es nahet, schwebend leise, milden Scheines rings umwunden, Naht, von wehenden Geweben wie von Wolken sanft umflossen, Bebend nahet Aphrodite; steht von holder Scham umgossen. Und die Lüfte scheinen schmeichelnd sich in ihr Gewand zu schmiegen,
Und der Jüngling glaubt den Dichtern, daß sie einst dem Schaum entstiegen.
Aus den langen Wimpern schmachtet feucht ihr Auge ihm entgegen, Schmelzen zärtlich ihre Blicke; und es schleicht ein heimlich Regen Und es rinnt ein süßes Grauen nieder ihm durch Brust und Lenden. Schauen mag er nur und schauen, wie sie nun mit zagen Händen Von den Armen streift den Schleier, wie des Busens weiße Wellen, Halb versteckt noch, durch die Spalten ihrer ros'gen Finger quellen. Tiefer tauchen seine Blicke, wilde Schauer ihn umbreiten, Durch die zarten Hüllen ahnt er ihres Leibs Verborgenheiten. Schwerer immer wogt sein Atem, heißer seine Schläfen glühen, Kaum den weichen Lauten lauscht er, die von ihren Lippen blühen:

Ach, ich kann nur Liebe geben;
Aber jedes Glück sei Dein,
Welches meine Zauber weben!
Sage: Willst Du mir Dich weihn,
Willst Du immer selig sein?

Jedes Weib soll Dich umgehren,
Dem Dein leiser Wunsch nur lacht!
Und Dein Volk wird höchst Dich ehren,
Höher rühmen solche Macht
Als des Ruhmes kalte Pracht.

Und das schönste Weib auf Erden
In der Ferne weis' ich Dir:
Und noch schöner soll sie werden:
Alle Reize geb' ich ihr!
Meine Reize! Schaue: hier!

Und mit herrlich kühnem Schwunge schlägt die Himmlische den Schleier
Sieghaft blickend auseinander: glanzumwogt in göttlich freier Nacktheit vor dem Jüngling steht sie. Und sie lächelt. Und zu Füßen
Stürzet stammelnd der Berauschte mit dem Preis der Anmutsüßen
Nimm ihn! gieb mir! gieb mir Liebe! Liebe! — — Da um seine wirren,
Matten Sinne fühlt er's schwimmen, sieht er's flimmern, hört er's schwirren,
Schwüle Dünste ihn umflechten, dichte Nebel aufwärts wallen,
Wie aus weiten Räumen däucht ihm dumpf ein Zwiegesang zu hallen:

Fahre hin, Du Sohn der Wollust! hast Dir selbst den Stab gebrochen!
Hast Dir selbst das Urteil eben, hast es Deiner Stadt gesprochen! —
Und erschreckt will er vom Boden auf sich raffen, da — erwacht er.
Sieht im Grau den Apfel liegen, und aus vollem Halse lacht er.
Hei! solch Träumen laß ich gelten! morgen geht's hinaus ins Weite,
Und nach Sparta zu der schönen Helena geht's auf die Freite,
Und dem alten Menelaos rauh' ich sie samt ihren Schätzen,
Und am Neid der lieben Brüder werd' ich dann mich weidlich letzen! —

Pfeifend langt er sich den Apfel, schleudert lustig ihn gen Himmel, Lugt ihm nach ins Blau, da — sieht er, wie mit schwärzlichem Gewimmel
Wirbelnd auf des Ida Spitze sich ein Wolkenknäuel rühret;
Und ein Ostwind hebt sich plötzlich, der die Wolke mit sich führet.
Gährend wälzt sie fort sich, bis sie drohend über Troja hanget.
Wo der Liebesgöttin huld'gend alles Volk im Festschmuck pranget.
Seltsam graue Schatten winden sich auf einmal durch die Gassen.
Bang verstummt der tolle Jubel, scheu die Taumelnden erblassen.
Um die Türme, auf den Mauern sehn sie fahl die Sonne glänzen
Und mit breitem Saum die Wolke feurig lohend sich umkränzen.
Blutig rote Lichter fliegen unten durch die grünen Auen,
Und die Menge sieht's mit Beben, und die Priester schn's mit Grauen;

Sehen angstvoll harrend endlich das Gewölk vondannen rollen,
Während fernher über Hellas finstre Wetterschwärme grollen.

Richard Dehmel.

Digitized by Google

## Neue Berliner Romane.

Der moderne Roman hat seinen Schwerpunkt aus den sogenannten „hohen Kreisen" in die bürgerliche Gesellschaft verlegt. Und er hat Recht daran gethan, denn er ist nur demselben Zuge der Zeit gefolgt, der den Begriff der „Gesellschaft" verbreitert und vertieft hat. War es früher undenkbar, daß in einem Romane nicht wenigstens mehrere der Hauptpersonen „hochgeboren" und „hochwohlgeboren" waren, so haben wir heute eine ganze Reihe von Romanhelden, deren Wiege in der Bauernhütte oder in der engen, dumpfen Kellerwohnung des Arbeiters gestanden hat. Das Publikum kann sich über diese Veränderung ebenso freuen, wie die beteiligten „vornehmen Kreise", als deren Vertreter meist lasterhafte Intriguanten und Schurken vorgeführt wurden. — Wer kennt sie nicht aus der Leihbibliothek, diese herzlosen Wüstlinge von Baronen, diese hochmütigen Grafen, Ausgeburten tropisch erhitzter Blaustrumpfphantasien, denen meist der feste Boden wirklicher Kenntnis der betreffenden Kreise gänzlich fehlte! Der Berliner Roman müßte am ehesten den Umschwung erläutern und endgiltig vollziehen. Nirgends macht der dritte und vierte Stand sein Recht auf Berücksichtigung so gebieterisch geltend als in der deutschen Reichshauptstadt, nirgends tritt uns der weite Begriff der Gesellschaft, der Wettbewerb und die Berührung ihrer verschiedenen Kreise so klar und großartig entgegen, wie hier. Es wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, dichterische Harmonie in dieses Chaos zu bringen, denn ebenso wie Berlin selbst noch immer im Werden begriffen ist, zur Zeit vielleicht in dem bedeutungsvollsten Abschnitte desselben, ebenso muß der Berliner Roman erst geschrieben werden, der in seiner breiten und tiefen geklärten Flut uns ein Vollbild des Berliner Lebens und Treibens wiederspiegelt.

Bisher sind es nur einzelne Teile des großen Panoramas gewesen, die der Roman gezeichnet hat. Auch Max Kretzer leidet an einer gewissen tendenziösen Einseitigkeit, es fehlt seinen Gemälden die Vielfarbigkeit, so vortrefflich auch das, was er einmal in Angriff nimmt, von ihm durchgeführt wird. Auch seine Schöpfungen sind mehr Studien als Gemälde, Studien allerdings, welche die Hand des Meisters verraten.

Von den beiden Berliner Romanen, welche uns heute zur Besprechung vorliegen, wollen wir demjenigen den Vortritt lassen, welcher sein Dasein offenbar einer weiblichen Feder verdankt.

Ulrich Frank dürfte nur der Verfassername einer Dame sein, die den Roman: „Der Kampf um's Glück" geschrieben hat. Es ist ein Stückchen Tiergartenviertel, das uns hier abgespiegelt wird. Aristokratie darf nun einmal nicht fehlen und da der Adel der Geburt in Ungnade gefallen ist, so muß der Adel des Geldes seine Stelle vertreten. Zwei Geschäftsleute und ihre Frauen sind die Helden. Die Handlung erinnert an die Tanzordnung in der Française: „Changez les dames". Der Kommerzienrat Harmuth ist trotz seines Reichtums ein grundgemeiner Herr, der die Gemahlin seines Jugendfreundes verführt, des vortrefflichen Gerhardt Geerdt, trotzdem er selbst im Besitze eines wahren Engels von Gattin ist. Lora Geerdt führt den „Kampf um's Glück", was bei ihr gleichbedeutend ist mit dem Kampfe um's Geld. Da ihr Mann, trotzdem es ihm endlich gelungen ist, eine ganz auskömmliche Stellung zu finden, ihr doch nicht die Schätze Indiens zu Füßen zu legen vermag, so trennt sie sich von ihm und läßt sich von dem fabelhaft reichen Kommerzienrat mit Hunderttausenden beschenken. Es gelingt ihr den letzteren dermaßen in Fesseln zu schlagen, daß er sich von seiner tugendhaften Gemahlin scheiden läßt und die — nun ebenfalls geschiedene — Frau seines Jugendfreundes heiratet. Nun hat Lora Geld, d. h. „Glück", in Hülle und Fülle, aber — keine Kinder. Diese hat sie treulos verlassen. Da sie nun erfährt, daß ihr Knabe in schwere Krankheit gefallen ist, so fühlt sie ein menschliches Rühren und eilt in das Haus ihres geschiedenen Mannes, an die Wiege des Kindes. Der Knabe stirbt, der ehemalige Gatte tritt ins Zimmer, die Frau fällt in Ohnmacht, er fängt sie in seinen Armen auf, sie stammelt: „Das Glück! das Glück!" und der Vorhang fällt. Das Ende fehlt, obwohl der Verfasser durchblicken läßt, daß es nun genug des grausamen Spieles ist. Wir hätten doch gewünscht, daß die Handlung vor unseren Augen beschlossen würde. Der gute Gerhardt Geerdt wird es ja an der notwendigen Vergebung nicht fehlen lassen, aber man kann nicht wissen, was Alles so ein böser Kommerzienrat mit seinen Millionen noch unternehmen kann!

Die typischen Übertreibungen im Guten und Bösen verraten neben manchem Anderen die weibliche Feder. Geerdt beweist seine Gleichgiltigkeit gegen das Geld dadurch, daß er drei Tausendmarkscheine, die seine Frau ihm von ihrem Vermögen bei der Trennung übergiebt, gelassen — verbrennt. Das soll nun etwas besonders Großartiges sein, ist aber in der That sehr überspannt, albern und unrecht von einem Manne, der den Wert des Geldes wohl kennen gelernt haben müßte. Die erste Frau des Kommerzienrats hat diesen geheiratet, um einen Verwandten zu retten, dessen Ehre in Harmuths Händen lag. Und dieses Opfer nimmt der gute Onkel auch ohne Weiteres an! Als der von seiner Gattin geschiedene Geerdt am Weihnachtsabend die gewesene Frau Kommerzienrat erblickt, „bricht er in ein erschütterndes Weinen aus", das gar nicht enden will. Oben auf der Seite fängt er an und unten heißt es: „Er weinte noch immer". Dann scheint er auf der folgenden Seite sich etwas beruhigt zu haben, aber kaum beginnt man mit ihm zu sprechen, als er auch schon wieder „sein Gesicht in den Händen barg." „Zum Donnerwetter! möchte man ungeduldig ausrufen, wird denn die Memme nicht endlich einmal das Flennen sein lassen? Ist das ein Mann oder ein hysterisches Frauenzimmer, das von der Verfasserin irrtümlicherweise in Hosen gesteckt worden ist?"

Im allgemeinen ist der Roman nicht schlechter, vielleicht sogar besser als die Mehrzahl der bekannten

Digitized by Google

Frauenromane. Die Lokalfarbe ist allerdings nur sehr oberflächlich aufgetragen, die Verfasserin versucht an einer Stelle bekannte Berliner Persönlichkeiten zu zeichnen, aber diese sind bis auf eine, den Dr. Edlinger (Schweninger), kaum erkennbar. Der Stil erinnert zuweilen an den alten Temme. Diese zerhackten, nervösen Sätze erreichen das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung. Sie sind durchaus stimmungslos und ermüden eher, als daß sie spannen. An liebenswürdigen Zügen fehlt es dem Buche nicht, die Erfindung darf im allgemeinen als eine recht geschickte bezeichnet werden, obwohl sie stellenweise an Unwahrscheinlichkeiten krankt, und die Erzählung dürfte fesseln und zuweilen anmutig erscheinen.

Ungleich bedeutender als das Frankesche Werk ist jedenfalls „Die Falzgräfin", ein Berliner Roman von Paul von Szczepanski (Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1889). Hier weht ein gesunder, natürlicher Geist. In der Gestalt des Erzählers — der Roman ist ein sogenannter „Ichroman" des Polen Kozierowski, hat der Verfasser jedenfalls eigene Erlebnisse verwertet. In der Zeitung, an welcher Kozierowski als Redakteur beschäftigt ist, darf man wohl das „Deutsche Tageblatt" erkennen. Die Hauptpersonen gehören dem Arbeiterstande an. Die „Falzgräfin" ist eine junge Polin, die auf die Fürbitte ihres Bräutigams und Landsmannes, des Setzers Taszewski, in der Druckerei des Blattes als Falzerin angestellt wird. Das junge Mädchen scheint ihren Bräutigam wirklich zu lieben, aber dieser ist ein zu wenig selbständiger Charakter, um einen bestimmten Einfluß auf sie auszuüben. Ein junger, eitler Komponist „entdeckt" sie für die Bühne; obwohl sie nach keiner Richtung genügendes Talent besitzt, soll sie doch die Hauptrolle in einer Operette kreiren, die Wiese-Warnsdorff — so heißt der sehr gut gezeichnete musikalische „Macher" — geschaffen hat. Die reine Naturalistik in der Kunst soll das Publikum verblüffen und mit sich fortreißen. Der Plan gelingt, das Publikum tobt in rasendem Beifall und die neue Diva ist fertig. Da erst, als er sieht, wie seine Geliebte in eine andere Sphäre gehoben ist, fühlt Taszewski, daß sich zwischen ihm und ihr eine tiefe Kluft aufgethan hat. Zu spät will er ihr das Theater verbieten, das Geschehene ist nicht mehr rückgängig zu machen, aus der schlichten Arbeiterin, die nur ihm allein angehörte, ist eine Weltdame geworden, die von allen Seiten umschwärmt wird. Ohne daß es zu einem offenen Bruche kommt, trennen sich die Wege der Beiden. Er stirbt in einem Krankenhause, sie wird, nachdem ihr erlogener Ruhm sich in sein Nichts aufgelöst hat, die unglückliche Gemahlin eines österreichischen Grafen. Neben dieser Handlung entwickelt sich vor uns das Schicksal des Erzählers Kozierowski selbst. Dieser ist der Sohn einer herabgekommenen polnischen Adelsfamilie. Nach dem Tode seines Vaters mußte das Erbgut im polnischen Preußen verkauft werden. Deutsche Besitzer haben die Stelle der polnischen eingenommen, und aus dem verwüsteten und verwilderten Stückchen Erde ist ein freundliches Stück deutscher Kultur geworden. Ingrimm im Herzen gegen die neuen Besitzer, kann Kozierowski in einer trüben Zeit seines Lebens doch dem Drange nicht widerstehen, die Heimat wiederzusehen. Dort lernt er zufällig und gegen seine Absicht den neuen Eigentümer kennen, nachdem er zuerst mit dessen Tochter am Grabe seines Vaters bekannt geworden. Die biedere Freundlichkeit des Herrn Schulze, mehr aber noch dessen liebreizendes Töchterchen Anna, versöhnen ihn mit der Lage der Dinge, und seine Heirat mit Fräulein Anna löst diesen Widerstreit zwischen Polentum und Deutschtum in Wohlgefallen auf. „Die Falzgräfin" ist durchaus eine tüchtige Leistung. Das Erzählte macht überall den wohlthuenden Eindruck des innerlich Wahren und erwärmt durch den schlichten, poesievollen Ton das Gemüt ebenso, wie es den Geist durch psychologische Vertiefung und Schilderung wirklicher Zustände fesselt. Vorzüglich ist der Charakter Taszewskis gelungen, dieses Gemisch von Güte, treuer Anhänglichkeit und Schwäche. Auch die Gestalt der Heldin berührt den Kritiker durch das Maß in der Charakteristik wohlthuend. Der Stil ist leicht und flüssig, besser als der manches bekannteren Schriftstellers. Jedenfalls haben wir es hier mit einem wirklichen Talente zu thun, dessen ferneren Hervorbringungen wir mit Interesse entgegensehen.

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

## Litterarische Neuigkeiten.

Edward Brandes: Ein Besuch. Schauspiel in 2 Akten. Deutsch von Julius Hoffory. Berlin 1889. S. Fischer. Dieses kleine Schauspiel haben wir mit lebhaftem Interesse gelesen. Es erörtert in Ibsenscher Weise die Frage, wie weit eine Frau, die vor der Ehe schon einen freien Liebesverkehr ausgeübt hat, nachmals für die Ehe fähig sein kann und wie sich der Mann, der davon erfährt, zur Frau zu stellen hat. Die Stellung der Frage ist ein wenig spitzfindig und die cynische Lösung, welche Ibsen in der „Wildente" giebt, gefällt uns sogar besser, als die sanftere, welche Brandes versucht, doch werden einige gut gearbeitete Szenen selbst demjenigen zusagen, der an sich an derartigen Jungesellenfragen weniger Geschmack hat. Es giebt gewisse Probleme, die man schon deshalb nicht dichterisch zu lösen versuchen sollte, weil das wirkliche Leben sie auch nicht löst, sondern in Wirklichkeit vergißt, unter den Tisch fallen läßt, und durch die Macht der Zeit verschleppt. Derartige im Leben verschleppte Verhältnisse sind dichterisch immer eine zweifelhafte Sache, weil die Poesie die Fragen, die sie aufwirft, nicht verschleppen kann, und das Mißverhältnis, welches hieraus entsteht, kann man an Brandes wie an so vielen nordischen Erzeugnissen neuester Zeit mit Anmut studieren. —

In dreizehnter Auflage bereits liegt Edmondo de Amicis „Sull Oceano" vor.

Ein Riesenwerk, das allen Freunden spanischer Litteratur ein wertvoller Beistand sein wird und daher auch an dieser Stelle Erwähnung verdient, ist Louis Tollhausens „Nuevo Diccionario Español-Alemán y Alemán-Español (1888 und 1889) in zwei Bänden, von denen der erste das spanisch-deutsche, der zweite das deutsch-spanische Wörterbuch enthält. Wir haben das mächtige Werk, das in der altbewährten Verlagshandlung von Bernhard Tauchnitz zu Leipzig vorzüglich gedruckt und gediegen ausgestattet erschienen ist, auf seine Brauchbarkeit auch in schwierigen Fällen geprüft und wollen es spanisch Lesenden angelegent-

Digitized by Google

lich empfohlen haben ohne auf eine philologische Würdigung, die nicht unseres Amtes ist, einzutreten.

Von Karl Heinrich Schaible, dem trefflichen Verfasser der „Geschichte der Deutschen in England" erschien eine kleinere sehr brauchbare und in gegenwärtiger Zeit wohlthätige Schrift: **„Shakespeare, der Autor seiner Dramen."** Im Wesentlichen ist sie gegen den querköpfigen Baconschwärmers Donnelly und des deutschen Grafen Vitzthum Zweifel an Shakespeares Urheberschaft seiner Dramen gerichtet, indem sie das Wesentliche, insbesondere die Zeugnisse für Shakespeares Verfasserschaft kurz zusammenstellt und eine Reihe von Irrtümern der genannten Herren berichtigt. Darin beruht sich die kleine Schrift mit mehreren Untersuchungen Wolfgang Kirchbachs, welche gegen die von Vitzthum nachgebeteten Irrtümer Morgans im „Magazin für Litteratur" (1885) und vor kurzem in der „Nationalzeitung" (Mai 1889) veröffentlicht wurden. Möchte Schaibles kleine Schrift dazu beitragen den schlimmsten aller Schwabenstreiche, die zu unserer Zeit geschahen, nämlich den Zweifel an Shakespeares Urheberschaft seiner Werke, der verdienten richtigen Beurteilung zu überliefern.

Adolf Kohut, der unermüdliche Sammler und litterarische Schatzgräber, hat unter Anderem in jüngster Zeit ein anregendes Schriftchen „Fürst Bismarck und die Litteratur" bei Karl Reißner in Leipzig herausgegeben, welches Empfehlung in allen Kreisen der Freunde und Verehrer des deutschen Reichskanzlers verdient. Kohut hat mit ebensoviel Umsicht wie erschöpfender Vollständigkeit das Verhältnis Bismarcks zur Litteratur beleuchtet, das ja in Wahrheit ein weit besseres ist, als man nach einigen in den Tagesblättern ausgesprengten Gerüchten glauben will. Kohut schildert uns zunächst den Kanzler in seiner Eigenschaft als Briefschreiber, Schriftsteller und Journalist, und wer die geniale Weise des Kanzlers in seinen Jugendbriefen kennt, wird nicht glauben, daß etwa eine wohlfeile προσοχυρωσις die Muse Kohuts gewesen sei. Kohut stellt ferner die „geflügelten Worte" Bismarcks zusammen und wir stannen, wie viel deren sind, von denen man zum Teil kaum noch das Bewußtsein hat, daß sie auf Bismarck zurückgehen. Bismarcks Citate aus Dichtern und Schriftstellern, die am Besten sein gutes Verhältnis zur Litteratur beweisen, werden des Weiteren erörtert; „die schöngeistige Lektüre Bismarcks" betitelt sich ein anderer sehr interessanter Abschnitt des Werkes, aus dem einige Heißsporne sich vergegenwärtigen könnten, daß Bismarck nicht nur Juiins Stinde und seine prächtigen Skizzen liest, sondern auch sonst seinen eigenen und kräftigen Geschmack hat. Endlich thun wir noch einen kurzen Überblick über die Verherrlichung, welche der Kanzler durch Dichter und Schriftsteller gefunden hat, wir lernen sein Verhältnis zur Presse des Näheren kennen, um zum Schluß auch den Anspruch an den Kanzler, daß er Etwas hätte thun sollen zur Förderung der zeitgenössischen Litteratur beleuchtet zu sehn. Kohut ist gegen jede Einmischung des Staates in die Entwickelung der Litteratur; das Schriftchen schließt mit den Worten: „Ich bin trotzalledem fest davon überzeugt, daß Deutschland infolge der Bismarck'schen Thaten noch eine große Epoche einer nationalen Geisteslüfte bevorsteht — nur muß das Wort Bismarcks auch hier erwogen werden: „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten". — Derselbe Verfasser gab zur bevorstehenden Festfeier des Hauses Wettin „Goldene Worte der Wettiner" heraus, eine gut zusammengestellte Auswahl von Denkssprüchen und Wahlsprüchen der Fürsten des Hauses Wettin. Unter Mitwirkung von Friedrich v. Bodenstedt, Felix Dahn, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Anton Ohorn und Karl Woermann gab zu gleicher Zeit Otto Lyon eine Sammlung **„Wettiner Balladen und Lieder"** heraus, in der sich von verschiedenen der Genannten mehrere litterarisch und poetisch wertvolle Stücke finden, welche auch unabhängig vom festlichen Zwecke einen dichterischen Genuß gewähren dürften. —

Nicht nur Shakespeare, auch Dante und kein Ende! Bei Houghton, Mifflin & Comp erschien eine neue englische Übersetzung von Dantes göttlicher Komödie: „The divine comedy of Dante, translated into english verse by John Augustine Wilstach" in zwei Bänden. Der Übersetzer hat sich einer freier behandelten Terzine bedient und im Ganzen mit Biblischer Treue gegen das Urgedicht übersetzt. Die Übersetzung liest sich leidlich und es muß sich in England und Amerika entscheiden, wie weit sie zu einem geistigen Eigentume der überseeischen Freunde des italienischen Dichters werden kann.

Am **Webstuhl der Zeit** von Dr. med. Kleucke. Zweiter Teil. Dresden, Verlag des Universums. Auf diese Sammlung von Aufsätzen möchten wir unsere Leser besonders hinweisen, denn sie sind das Zeugnis eines ebenso ursprünglichen wie menschlich rein empfindenden Sinnes. „Jesus Christus", „Reform der Litteratur", „Unsere Gymnasialbildung", „Gehirnökonomie und das deutschnationale Gymnasium", „Die Medizin", „Lotze und die Aufgaben der Philosophie", „Pessimismus und Schopenhauer mit Bezug auf Spinoza als Heilmittel des Pessimismus", „Spinoza mit Rücksicht auf Kant, Schopenhauer, Goethe und die moderne Naturwissenschaft", „Goethes Faust II. Teil" sind die mannigfaltigen Gegenstände, welche wir von einem philosophisch gebildeten Mediziner durchweg in geistvoller, wenn auch nicht immer in unwidersprechbarer Weise beleuchtet sehen. Während der Verfasser in den Aufsätzen über medizinische Gegenstände gegen die rein diagnostische Behandlungsweise einer mächtigen Schule von Ärzten beherzigenswerte Worte im Sinne eines weiseren und umsichtigeren Fortschrittes der Heilwissenschaft auch für den Laien interessante Worte spricht, beschäftigt er sich in dem Aufsatz „Zur Reform der Litteratur", mit Fragen, welche in den Kreisen jüngerer deutscher Schriftsteller in jüngster Zeit viel erörtert worden sind. Hier wie in dem Vortrag über die Aufgaben der Philosophie nimmt Klencke eine Art von vermittelnder Stellung ein; er ist weit entfernt einer rein materialistischen Lebensauffassung oder Lösung philosophischer Probleme das Wort zu reden, wie er auf poetischem Gebiete den einseitigen Naturalismus der Zeit ablehnt. Er möchte aber ebensowenig zu einer rein dogmatisch-abstrakten Philosophie im Hegelschen Sinne sich bekennen, wie er eine verwandte skademisch-idealistische Dichtung, welche blutleer und ohne Bezug zum vollen Leben der Gegenwart ist, ablehnt. In all' dem spricht Klencke auf seine Weise manchen aus, was von dem besonnenen und klardenkenden Teile moderner Geister erstrebt wird; viele werden s. B. unterschreiben, was er als Ziel einer Reform der deutschen Litteratur gegenüber dem Zolaismus, dessen große Verdienste er willig anerkennt, hinstellt: „Eine neue deutsche Litteraturblüte muß den Naturalismus überwinden, innerlich den Gärungsprozeß durchmachen, nicht aber ihn vermeiden; muß vom Pessimismus zum thatfreudigen Humor sich durcharbeiten, zu einer humoristischen Weltanschauung, wie sie dem deutschen Gemüte entspricht. Der wahre Humor bedeutet Beschränkung und Reife, sieghaftes Selbstbewußtsein, während dem heutigen Naturalismus unseres „jüngsten Deutschland" viel krankhaft Überspanntes, Zielloses, Unreifes anhaftet." — Ganz unseren Beifall haben auch des Verfassers Ausführungen über Lotzes Verdienste um den Fortschritt der philosophischen Anschauungen unserer Zeit. Mit Teilnahme wird man nicht minder den trefflichen Ausführungen über Spinoza sowohl wie Schopenhauer folgen. In allen Ausspröchen des Verfassers offenbart sich ein so rein menschlich fühlendes Herz, ein so gesunder und manneswürdiger Idealismus und guter Glaube an den Wert der Ideen für das Leben, daß wir den Wahlspruch, der auf dem Buche steht, mit Recht gewählt erachten: „Es giebt noch etwas Besseres, als eigennützige Schlauheit, und etwas Besseres, als beschränkte Fachbildung: Selbstlose Liebe und Vernunft." Und ein Vernunftdenken, zum Unterschied vom rein verstandesmäßigen Rechnen mit Begriffen, ist das Kleuckesche im besten Sinne.

Karl Emil Franzos **„Aus Halbasien"** liegt uns in einer dritten umgearbeiteten und vermehrten Auflage vor. (Bonz & Co. 1889.) Eine weitere Empfehlung dieser trefflichen Schilderungen und Skizzen hieße Eulen nach Athen tragen. —

Die großangelegte „Story of the Nations", welche Fisher

Digitized by Google

Unwin in London unternommen hat, bringt in jüngster Zeit u. A „Media, Babylon and Persia“ by A. Ragozin; „Phoenicia“ by G. Rawlinson. Beide Bände sind trefflich ausgestattet und in einem volksthümlichen Englisch mit guter Anordnung und Vertheilung des Stoffes geschrieben.

Die im „Magazin“ besprochene Novellensammlung von Matilda Serao: „Fior die passione“, aus der wir s. Z. auch eine Probe in Übersetzung brachten, wird nächstens in deutscher Übertragung von Alfred Friedmann bei S. Schottländer in Breslau erscheinen. Wir machen auf die prächtigen Novellen der geistreichen Italienerin noch besonders aufmerksam, da sie an Eigenart und künstlerischer Vollendung ihresgleichen suchen.

S. von Houten, **Das Kausalitätsgesetz** in der **Sozialwissenschaft**. Harlem, Verlag von Tjeenk Willink, 1888. gr. 8°. 76 S. (Leipzig, brockhaus.) Dieses Büchlein ist keine wissenschaftliche Abhandlung mit neuen Gedanken oder Gesichtspunkten, sondern eine klar und anregend geschriebene Agitationsschrift, welche von freidenkerischem Standpunkte für eine volle und unbedingte Anerkennung des Kausalitätsgesetzes, also der Nothwendigkeit alles Geschehens auch auf geistigem Gebiete eintritt. Alle theologische Denkweise sei zu beseitigen; nie und nimmer würde von einer „metaphysischen Macht“ eingegriffen. Zum Schluß findet sich eine längere Auseinandersetzung mit der Schopenhauerschen Lehre über die Freiheit des Willens. K. E.

Im Verlag der Besserschen Buchhandlung in Berlin wird ein neues Werk von Paul Heyse: „Italienische Dichter des achtzehnten Jahrhunderts“, nächstens erscheinen; der erste Band umfaßt: Parini, Alfieri, Ugo Foscolo, Manzoni; das Werk soll vierbändig erscheinen.

## Personennachrichten.

Adam Theodor Strömberg, Bischof von Strengnäs, der sich als schwedischer Dichter verdienten Ruhm erworben hat und 1852 als solcher von der schwedischen Akademie mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, ist am 2. Mai gestorben.

Zu Ehren Klaus Groths, der von den Vlämen fast als einer der ihren betrachtet wird, fand im vlämischen Theater zu Antwerpen eine große Festlichkeit statt, bei welcher Pol de Mont den beliebten plattdeutschen Dichter in einer schönen Dichtung feierte.

Zwischen der Deutschen Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) und Geh. Hofrat Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart haben seit Beginn dieses Jahres Unterhandlungen geschwebt, die dahin zielten, den letzteren als litterarischen Direktor und zugleich als Vorstandsmitglied für die Deutsche Verlagsanstalt zu gewinnen. Nachdem sich am 4. April d. J. der Verwaltungsrat einstimmig für das Engagement des Prof. Kürschner entschlossen hat, ist am 20. April d. J. zwischen diesem und der Deutschen Verlagsanstalt ein bindender Vertrag zu stande gekommen. Prof. Kürschner wird, abgesehen von seinen sonstigen ihm als Vorstandsmitglied obliegenden Verpflichtungen, in erster Linie der litterarischen und Künstlerwelt gegenüber die Deutsche Verlagsanstalt vertreten und zugleich als Herausgeber der Zeitschriften „Über Land und Meer“ (Folio- und Quart-Ausgabe), „Deutsche Roman-Bibliothek“, „Illustrierte Welt“, „Illustrierte Romane aller Nationen“ zeichnen. Prof. Kürschner wird übrigens seine im Erscheinen begriffenen Werke ganz in der bisherigen Weise fortsetzen und nur von der Redaktion von „Vom Fels zum Meer“ zurücktreten, die er seit dem Beatehen dieses Blattes leitete, und den Litteratur-Kalender vom nächsten Jahrgang ab im Selbstverlag erscheinen lassen.

## Bühnenschau.

Das neue Schauspiel von Friedrich Spielhagen „Aus eiserner Zeit“, welches vor den Freiheitskriegen spielt, wird nächstens im Berliner Theater über die Bretter gehen.

Jul. Rosen hat ein neues Lustspiel verfaßt, das unter dem Titel „Nächstenliebe“ am Deutschen Theater in Berlin in Szene gehen soll.

Die nächste Neuigkeit des Berliner Lessingtheaters wird das Lustspiel „Die Nixe“ von Triesch sein.

Auf dem Pariser Théâtre d'Application, einer Art Versuchsbühne, wurde ein Einakter in Versen, „L'Etoile“, von Jean Richepin zur Darstellung gebracht. Das Drama ist von einer bedeutenden dichterischen Kraft und Schönheit getragen und scheint eine Wendezeit in dem Schaffen Richepins zu bedeuten.

Am Pariser Théâtre Libre soll demnächst das vielbesprochene Stück Renans: „L'Abbesse de Jouarre“ zur Aufführung vorbereitet werden.

Richard Voß hat ein Lustspiel: „Die vierte Farbe“ geschrieben, welches unter den Stücken aufgezählt wird, die bei dem Preis-Ausschreiben des deutschen Bühnenvereins zur engeren Wahl zugelassen wurden; gekrönt wurde bekanntlich keines der eingereichten Stücke. Voß hat sich entschlossen, das Werk einer Umarbeitung zu unterziehen, um es sodann zur Aufführung zu bringen.

## Novellistische Rundschau.

**England**: Ein wüster Berg englischer Romane und Novellen hat sich wieder vor unseren Augen angehäuft; suchen wir auf gut Glück nach einigen besseren — denn beste giebt es ja so selten — Arbeiten, womöglich nach solchen, die weder das spiegelfechterische „author of“ noch die den Blaustrumpf verratenden ewig-wiederkehrenden Mary X., Katherine Y., oder Caroline Z. unter dem grunlich-mystischen Titel tragen. Eine frische, von lustiger Phantasie getragene Erzählung ist: „Kophetua the Thirteenth“ von Julian *Corbett*. Der Schauplatz der farbenreichen Handlung ist in eine utopische Kolonie Afrikas im sechzehnten Jahrhundert verlegt, der man absolute ihren karikaturistischen Charakter anmerkt. Die Satire auf die Europäische Zivilisation und ihre Auswüchse ist beinahe meisterhaft. — „Common Clay“ betitelt sich ein dreibändiger Roman von Mrs. Herbert *Martini* eine alltägliche Geschichte, aber so natürlich und lebenswahr vorgetragen, daß man die förmlich miterleben scheint. — „A London Life and other Stories“ von Henry *James*; der bekannte Verfasser nimmt in diesen Novellen einen erfreulichen Anlauf zum Eigenartigen. Die beste Erzählung ist offenbar „The Patagonians“. — Theo *Gift*: „Not for the Night-time“. Schon der Titel besagt, daß wir es hier mit einem Band Spukgeschichten zu thun haben. — „Una Montgomery“ by Evan *Rowland Jones*, ist ein Roman, der wegen seines gesunden Tones und seiner ernsten Behandlung empfohlen werden kann. — „Clues“ von William *Henderson*, ist eine Kriminal- und Gehemnpolizeigeschichte, wie sie nur ein Engländer schreiben kann: geschmacklos, unmöglich und doch spannend. — Ashworth *Taylor's*: „A Social Heretic“ ist ein kräftiges Wort gegen die konventionellen Lügen der Gesellschaft; freilich ist bei diesem Drange nach Wahrheit manches nicht ungeeagt geblieben, was nach dem Geschmack der Engländer lieber mit dem Mäntelchen des Schweigens verhüllt würde. Das Buch wird nicht ohne heftige Angriffe bleiben. — Von F. C. *Philips* steht ein neuer Roman zu erwarten, der den Titel trägt: „The Fatal Phryne“.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 19. 9. Mai 1889.

Der Streit um Samoa und die Deutschen in der Südsee. — Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha. — Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende. I. Das alte deutsche Dorf. — Abbazia. — Die Folgen der Novelle. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Wohlthätigkeit als Sport.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 888. Mai 11, 1889.

Paget Toynbee, Dr. Moore's Textual Criticism of Dante. — H. S. Fagan, Two Irish Historical Novels. — Cosmo Monkhouse, Prof. Rein's Industries of Japan. — W. K. S. Ralston, Lapp Folk-Tales. — Barnett Smith, New Novels. — Some Historical Books. — Notes and News. — University Jottings. — M. G. Watkins, Original-Verse: „The Return of the Birds“ — Obituary: William Henry Simcox. — Magazines and Reviews. — Correspondence. — A. W. Benn, Prof. Mivart on Truth. — Obituary. — Claude Phillips, The Royal Academy, I. — Notes on Art and Archæology. — F. Wedmore, „Wealth“ at the Haymarket. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

Digitized by Google

**The Athenaeum.** No. 3211. Mai 11, 1889.

Mr. Linton's Poetry. — Pliny's Letters to Trajan. — Galileo and his Judges. — Duruy's History of Greece. — Mr. Lang's New Publications. — Novels of the Week. — Historical Literature. — List of New Books. — The Domesday Commemoration; Sir John Hawkwood; The Recent Prosecutions; The Sheffield Conference of the Teachers' Guild; Rival Authors. — Literary Gossip. — Science. — Fine Arts.

BELGIEN.

**La Revue Générale.** Mai 1889.

Henri Francotte, Les Papes et la renaissance. — L. Denuit, Marc Haudrier, nouvelle. — A. Merlon, L'Hypothèse des mondes habités. — V. D. B., Promenades d'un philosophe à travers champs. — Eugène de Groote, Eriwan. — Bibliographie.

AMERIKA.

**The Nation.** No. 1243. 25 April 1889.

The Week. — Henry G. Pearson. — A Possible Solution of the Spoils Problem. — Courts and Customs. — Negro Convicts in South Carolina. — A West-Easterly Commemoration of Johns-Hopkins. — The Latest Excavations in Greece. The Grande Condé. — Railroad Mortgages and Prior Liens. — Jurisdiction Within Three Miles of the Coast. — The Limitations of State Legislation. Corporations Before the Inter State Commission. — Law and Practice in Iowa. — To Civil-Service-Reform Republicans. — The Rhines Ballot-Box. — College Lectures and Examinations. — Mr. Chamberlain's Scholarship. — Appletons' American Biography. More Novels. — Lives of the Fathers. — The Telephone. — The Laws of the State of New York relating to Building Associations. — Books of the Week.

SKANDINAVIEN.

**Ur Dagens Krönika.** Mars 1889.

Till Franska revolutionens hundrårsminne: Porträtter af Rouget de Lisle, André de Chénier, Danton, Mirabeau, Lafayette, Ludwig XVI, Marie Antoinette, Charlotte Corday, Robespierre, Marat (originaltrasnitt af G. Forssell). — Tre dikter från revolutionens tider, öfversatta ät „Dagens Krönika" af Edv. Fredin: Marseljåsen af Rouget de Lisle samt „Den unga fängen" och „Den sjunde Thermidor" af André de Chénier. — Rouget de Lisle och Marseljåsen (Lamartines skildring af snilleverkets skapelse). — Notiser om Chenier. — Erik Thyrsius, Under „Andens Regimes" välsignelserika hägn. Strödda drag sammanförda. — Otto Sjögren, Lafayettes minnesbild. — Emil v. Qvanten, Marie Antoinette, med ännu ett porträtt af drottningen (originaltrasnitt af Ida Falander). — E. T., Ludvig XVI. — Biografiska notiser om de öfriga porträtterade. — Volunteer, Ett sanningsvittnes undanflykter. — F. H—n, En hädangången humorist. Supplerande minnen om A. E. Holmgren. — En literär farisé (svar till „Vårt Land"). — Paul Fritz Mengel, Sjernan i moln. Ett Tegnérminne. — J. N. Nyman, Paul Fritz Mengel såsom radikal riksdagsman. — Volontaire, Fru Charlotte Strandberg och Sjunde Budet. Några etisk-estetiska hugskott. — Grefvinnan Zoë (forts.) — Pasquino, Karnevalstankar.

**Valvoja.** Huhtikuulla 1889.

Elämästä ja knolemasta. Kirj. D. A. Wikström. — Hra Th. Reinille. Kirj. M. A. — Vastaustjälleri rouva M. Alle ja hra A. M:lle. Kirj. Th. Rein. — Ruuskalvi. Kirj. Santeri I. — Suomalainen Teaatteri. Tuukkalan tappelu. Pahassa pulassa. Alppimaja. Othello. Kirj. E. A—n. — Kotimaan kirjallisuutta M. Wegelius, Lärobok i allmän musiklära och analys. I kursen. Arv. H. Bs. — Mauri Jókai, Unkarilainen Näbob. — Karlooman Miksrath, Kunnon kanaalaisin. Arv. O. R. — N. Niemelä, Mäkelin vetjekset. — Nestor T—r, Sinivuokkoja Suomen salomailta I. — K. Varto, Kertoelmia ja havaintoja. — Uutukaisin kukkaisikieli. Genoveva, 5 painos. — Joulukuusi. Arv. O. R. — Lyhyt opastus taisteluopissa Suomen sotavien ahjäkkökkömaan varten. Käännetty ja mukailtu E. Swidsinskin teoksesta. — Kort handledning i stridslära för underbefälet vid finska militären. Öfvers. o. bearb. efter E. Swidsinsky. Arv. Entinen alaupseeri. — Onni Wetterhoff, Salolita ja vesiltä. Arv. O. R. Kirjallisia tietoja. Kirj. G—t ja Hannes Gebhard.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

### Lyrische Dichtungen.

**Baltz,** Johanna. Der Engel der Barmherzigkeit. Dichtg. Münster i. W., Heiur. Schöningh. 0,4.

**Dukmeyer,** Friedr. Joseph u. Arvid. Ged. Köthen, Schettlers Erb. 1,5.

### Dramatische Dichtungen.

**Bahr,** Herm. Die große Sünde. Ein bürg. Trauersp. Zürich, Verl.-M. 2,4.

**Dukmeyer,** Friedr. Pietro Aretino. Drama in 5 Akten. Köthen, Paul Schettler's Erben. 1,5.

**Haber,** Siegm. An der Mosel. Patriot. Gemälde mit Gesang. Reclams Universal-Bibl. 2536. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Heiden,** E. u. **Stahl,** F. Der Herr Major auf Urlaub. Lustsp. i. 4 Aufz. Reclams Univers.-Bibl. 2537. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Vulcanus,** Alex. Die patriot. Schwänzler. Ein dämonischer Maskenscherz. Zürich, Verlagsmagazin. 2,0.

### Erzählende Dichtungen.

**Amicis,** Edm. de. Sull'Oceano. 13 ma edit. Milano, Frat. Treves. L. 5,0.

**Baranowitsch,** K. S. Die Sklavin. Dresden, H. Minden. 3,0.

**Hoffmann,** Hans. Iwan der Schreckliche und sein Hund. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3,0. —, 4,0.

**Kranichfeld-Gardner,** Miriam von. Minnie Hartford, or „Others not self". Asher's Collection. Hamburg, J. F. Richter. 1,5.

**Nathusius,** Marie. Elisabeth. Eine Geschichte. Reclams Univ.-Bibl. 2531/35. Leipzig, Ph. Reclam. 1,0.

**Ohnet,** Georges. Doktor Rameau. Engelhorns allg. Roman-Bibl. Bd. 17/18. Stuttgart, J. Engelhorn. je 0,5. — 0,75.

**Schubin,** Ossip. Unheiml. Geschicht. 2. Aufl. Dresden, H. Minden. 2,0.

**Voss,** Rich. Nubia. Erzähl. Stuttgart, Deut. Verl.-Anst. 3,0. —, 4,0.

### Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.

**Carel,** George. Voltaire u. Goethe als Dramatiker. Programm. Berlin, R. Gartner. 1,0.

**Cless,** Alfred. Die Künstler von Friedrich Schiller an der Hand des Textes erläutert. Stuttgart Ad. Bonz & Comp.

**David-Souvageot,** A. Le réalisme et le naturalisme dans la littérature et dans l'art. Paris, Calmann Lévy. Fr. 3,5.

**Erfurth,** P. u. **Lindner,** H. Deutsche Litteraturkunde. Lesebuch. Potsdam, Aug. Stein. 4,5.

**Feller,** Wilh. Die tragische Katharsis in der Auffassung Lessings Programm. Leipzig, G. Fock. 1,0.

**Hasper,** Dr. L. Goethe als Dramatiker. Leipzig, G. Fock. —, 0,75.

**Junker,** Dr. Heinr. P. Grundriß der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen b. z. Gegenwart. Münster i. W. 4,0.

**Krauss,** Herm. Kurzer Abriß der Geschichte der deutschen Dichtung zum Schulgebrauch. Genève, R. Burkhardt. 1,6.

**Löwenberg,** J. Ueb. Otways u. Schillers Don Carlos. Lippstadt, Staats.

**Morice,** Charl. La Littérat. de tout à l'heure. Paris, Perrin & Cie. Fr. 4,0.

**Steiner,** Rud. Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. Vortrag. Wien, Verl. der „Deut. Worte". 0,35.

**Thom,** Herm. Realismus! Zeitgem. Betracht. Lpzg, A. Boumann. 0,6.

**Vischer,** Fr. Th. Altes u. Neues. N. Folge. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 6,0.

### Geschichte und Biographie.

**La première république française** en XLVI Gravures. Leipzig, A. Twietmeyer. —. 2,40.

### Philosophie.

**Berendt,** M. Die ration. Erkenntnis Spinozas. Berlin, R. Heinrich. 1,0.

**Plebiger,** Dr. Ernst. Ueber die Selbstverleugnung bei den Hauptvertretern d. deutsch. Mystik d. Mittelalters. I. Tl. Lpzg., G. Fock. 1,0.

**Ochwadt,** Dr. Alex. Das Kriegsheilwesen im Einklange mit der kulturellen Entwickelung d. Humanität. Berlin, Funcke & Nœter. 3,0.

**Tolstoi,** Graf Leo. Über das Leben. Übers. v. Sophie Behr. Leipzig, Duncker & Humblot. 4,5.

### Lieferungswerke.

**Deutsche Zeit- und Streitfragen.** Heft 49. H. Rettich, Russischpreuß. Beziehungen. Hamburg, J. F. Richter. 0,75.

**Perrot,** Georges et Chipiez, Ch. Histoire de l'Art dans l'Antiquité, V, 237 e livr. Paris, Hachette. Fr. 0,5.

**Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XVI, 3. Berlin, Dietrich Reimer. 0,8.

**Virchow-Holtzendorffsche Sammlung.** Nr. 73. Dr. R. Thommen, Unsere Kalender. Nr. 74. Rud. Röttger, Erdbeben. Hamburg, J. F. Richter. Je 0,75.

### Vermischtes.

**Der Einj.-Freiwill.** i. deutsch. Heere u. i. d. Marine. Berlin, Liebel. 2,5.

**Fried,** Alfr. Herm. Lexikon fremdsprachlicher Citate. Reclams Univ.-Bibl. 2538—40. Leipzig, Ph. Reclam. 0,6.

**Hayn,** Hugo. Bibliotheca erotica et curiosa Monacensis. Berlin, Max Harrwitz. 4,0.

**Mantegazza,** Paul. Die Kunst nicht krank zu werden. Leipzig, F. W. Steffens. 1,5.

**Stenz,** Herm. Verborgene Gräuel. Thatsachen und Vernunftgründe gegen die Vivisektion. Dresden. 0,2.

Digitized by Google

Soeben erschien in unserem Verlage:

## Schiller in Jena.

Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar.

Herausgegeben von

**Berthold Litzmann,**

a. o. Professor d. n. deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Jena.

Mit 4 Abbildungen (Schiller's Wohnungen) und einem Grundriß.

8° Geh. VII und 136 S. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Jena. **Fr. Maukr's Verlag.**

Soeben erschien:

## Die französische Philosophie im 19. Jahrhundert

von Felix Ravaisson.

Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Edm. König, Wien.

Preis 5 Mk. 60 Pf.

Eisenach. Verlag von J. Bacmeister.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

## Das heuchlerische Jahrhundert

von

**Paul Mantegazza,**

Professor der Anthropologie und Senator in Florenz.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

**Elegante Ausstattung, geheftet 2 M. ord., gebunden 3 M. 20 Pf. ord.**

Das neueste Werk Mantegazza's, des berühmten Verfassers der Physiologie der Liebe u. s. w., empfiehlt sich von selbst und sagt sein Titel deutlich genug, was es bietet, eine zugleich feine und kräftige Satire auf unsere Gesellschaft, ihre Schwächen und Thorheiten.

**Dasselbe ist in Nr. 20 dieser Zeitschrift unter dem italienischen Titel: „Il Secolo Tartufo" sehr eingehend und günstig beurteilt worden.**

## Deutsche Dichtung.

Herausgeber: Karl Emil Franzos.

Band V. Oktober 1888 bis März 1889.

Die „**Deutsche Dichtung**", seit ihrem Bestehen unbestritten das erste und vornehmste Blatt seiner Art, bietet auch in ihrem letzten Halbjahr eine große Auswahl interessanter Novellen, epischer und dramatischer Dichtungen und ist eine reiche Fundgrube für litterar-historisches und kritisches Material. Der Band ist in Quart- und Oktavformat durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Preis broschiert Mark 8.—

In elegantem Einband Mark 10.—

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 M, geb. 5 M.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 M, geb. 3 M.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.

8°. 1886. geh. 7 M 50 ₰, geb. 9 M

**Waiblinger.**

Ein Dramenspiel unserer Zeit.

geh. 2 M, geb. 3 M.

**Kinder des Reiches.**

Ein Romancyclus.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 6 M, geb. 10 M.

## Für Herz und Haus.

Briefe für deutsche Frauen

von

Marie Schramm-Mardonaid.

In eleg. Umschlag 3 M.

In hochfeinem Einbande 4 M 50 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmannin der Frauen-Leitgruppe des Allgemeinen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischen und idealer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

**Semler, Dr. Chr.,** Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. 8. brosch. Preis M 1.20

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis M 1.20.

**Elze,** Prof. Dr. K., **Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: M 8.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir müssten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 1. Juni 1889. Nr. 23.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Alex. Herzen: „Eine Tragödie am Glase Grog". — Wolfgang Kirchbach: „Richard Wagner und das zeitgenössische und altgriechische Drama". — David Asher: „Das schönste Sonett der engl. Litteratur". — Ludwig Fuld: „Zur neueren Litteratur der Hexenprozesse". — M. Benfey: „Salvatore Farina, I Due Desiderii". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Eine Tragödie am Glase Grog.

Erzählung von Alexander Herzen.
Aus dem Russischen von Alexis Markow.

Dir, Freund Tata, schenke ich diese Erzählung zur Erinnerung an unsere Begegnung in Neapel.
28. Sept. 1863.

Skizzen, Schattenrisse, Ufer entstehen und verschwinden, mit ihren Schatten und ihrem Licht, mit ihren Fäden in das allgemeine Gewebe des mit uns sich bewegenden Bildes sich einflechtend.

Diese vor uns hinziehende Welt, all dies Vorübergehende eilt an uns vorbei und vergeht doch nicht — bleibt immer dasselbe. Das Ewige geht an uns vorbei. Es spiegelt sich im Menschen ab. Im abstrakten Gedanken herrschen Gesetze und Gesetzmäßigkeiten; im Leben — ein Schimmer von kaum erfaßbaren Kleinigkeiten und verschwindenden Formen.

Aber in jedem einzelnen aufgehaltenen Stäublein des vorbeiziehenden Wirbelwindes herrschen dieselben Ursachen, dieselbe Kraft, wie in Erderschütterungen und Revolutionen – und ein Sturm im Glase Wasser, über den man spottet, ist gar nicht soweit, wie es scheinen mag, von einem Sturme im Meere entfernt.

* * *

I.

Ich suchte mir außerhalb der Stadt London eine Wohnung; ermüdet von denselben immer gleichen Fragen und Antworten, begab ich mich endlich nach dem Gasthause, vor dem ein Pfeiler stand, auf welchem das Bildnis Georgs IV. gepudert, in einem Mantel, ähnlich dem Pelze des Carreaukönigs, mit zerzaustem Haar und roten Backen prangte. Georg IV., der als Laterne aufgehängt und auf Blech gemalt war, erinnerte den Vorübergehenden an die Nähe eines Gasthauses nicht nur durch sein Aussehen, sondern auch durch ein gewisses ungeduldiges Knirschen der Kettenglieder, an denen er hing.

Durch das Flurzimmer hindurch waren ein Garten und eine kleine Wiese zum Ballspielen sichtbar — ich trat dorhin. Alles war in der Ordnung, d. h. so wie es zu sein pflegt in den Londoner Gasthäusern außerhalb der Stadt. Tische und Bänke unter Holzdecken, herumliegende Muscheln, Blumen so gepflanzt, daß ein Buchstabe oder ein Muster herauskam; Krämer saßen da an den Tischen mit ihren Frauen (vielleicht auch nicht mit den ihrigen) und tranken Bier; Arbeiter spielten mit einem Ball von der Schwere und Größe einer ungeheueren Kanonenkügel, die Pfeifen im Munde.

Ich setzte mich an einen Tisch und bestellte ein Glas Grog. Ein dicker Kellner in einem sehr abgetragenen schmalen Frack, in schwarzen glänzenden Beinkleidern hob den Kopf auf und plötzlich, wie wenn er eine brennende Kohle angefaßt hätte, dreht er sich rasch um und rief aus voller Kehle: „John, Branntwein und Wasser an den Tisch Nr. 8!" Ein junger ungeschickter rothaariger Bursche brachte einen Kredenzteller und stellte es vor mich hin.

Wie schnell auch die Bewegung des dicken Kellners war, sein Gesicht erschien mir nicht unbekannt. Ich sah nach ihm — er stand mit dem Rücken mir zugewandt, an den Baum gelehnt. Diese Figur sah ich schon einmal ... aber wie ich mich auch abmühte, ich konnte mich nicht erinnern, wo; gequält

Digitized by Google

von der Neugierde, benutzte ich die Gelegenheit, als John Bier holte, und rief den Diener.

„Yes, Sir!“ gab der hinter dem Baume versteckte Kellner zur Antwort und trat auf mich zu, mit dem schmutzigen Handtuche hin und her fuchtelnd, mutig und majestätisch, gleich einem Manne, der sich zu einem schweren aber unabwendbaren Schritt entschlossen hatte, gleich einem Befehlshaber, der gezwungen wird, einen eingenommenen Platz zu verlassen.

Diese Würde machte mir meine Vermutung wahrscheinlich, daß ich mit einem alten Bekannten zu thun habe.

. . . . . Vor drei Jahren stieg ich in einem aristokratischen Gasthause auf Isle of Wight auf einige Tage ab. In England zeichnen sich diese Gasthäuser weder durch guten Wein, noch durch eine ausgesucht gute Küche, sondern durch die Einrichtung und vor allem durch die Bedienung aus. Das Personal erfüllt in denselben den Dienst mit der Wichtigkeit unserer wirklichen Staatsräte aus alten Zeiten und der zeitgenössischen Kammerherren an den deutschen Hinterhöfen . . .

Der Hauptkellner im Royal Hotel war ein Mann, an den nicht anzukommen war; streng mit den Gästen, verlangte er viel von den in demselben Wohnenden und war nur mit Leuten, die das Gastleben kennen, gnädig. Leute, die zum ersten Mal mit dem Gasthof in Berührung kamen, verwöhnte er nicht und statt einer Ermunterung wies er mit einem Blicke die freche Frage zurück: „Wie kann denn ein Rippenstück mit Kartoffeln und Käse mit Lattig 5 Schilling kosten?“

Alles, was dieser Kellner that, war wohlüberlegt, weil er nichts so ohne weiteres that.

Aus der Art, wie er den Kopf drehte und die Augen aufschlug, aus dem Tone, mit dem er antwortete „Yes, Sir,“ konnte man bis auf das Genaueste die Jahre, die gesellschaftliche Stellung und die Menge des verausgabten Geldes des Gastes erkennen, welcher den Kellner zu sich rief.

Einst saß ich allein in einem Zimmer, in dem ein Fenster offen stand, und da ich rauchen wollte, fragte ich, ob man hier rauchen dürfe? Der Kellner trat etwas zurück zur Thüre und nach der Decke ausdrucksvoll blickend, sagte er mir mit einer Stimme, in der deutlich eine Entrüstung zitterte: „Ich, Sir — ich verstehe nicht, Sir, Ihre Frage?“

„Ich frage, ob man hier rauchen darf?“ sagte ich mit erhöhter Stimme, was bei den Großen, die in Englands großen Gasthöfen bedienen und am Sessionstisch Rußlands immer Erfolg hat.

Aber das war kein gewöhnlicher großer Mann — er richtete sich daher auf, verlor jedoch nicht den Mut, sondern antwortete mir, das Aussehen von Karatygin*) im Coriolan annehmend:

„Ich weiß es nicht — während meiner Dienstzeit, Sir, kam so etwas nicht vor, waren solche Herren noch niemals da — ich will mich beim Governor erkundigen.“

*) Einer der bedeutendsten russischen Tragöden.

Man braucht es kaum weiter zu erwähnen, daß der Governer mich für eine solche Frechheit nach dem engen Smoking-room befördern wollte, welchem Ansinnen ich mich freilich nicht fügte.

Trotz des Hochmutes und des streng gewahrten Gefühls der eigenen Würde sowie der des Royal Hotel — wurde der Hauptkellner mir gewogen, und diesen Umstand hatte ich nicht dem persönlichen Verdienste, sondern dem Orte meiner Geburt zu verdanken — er erfuhr nämlich, daß ich Russe bin. Ich weiß nicht, ob er genau ausrechnete, wieviel Fett, Getreide und Salz Rußland nach dem Ausland befördert, aber das kann ich versichern er wußte aufs Genaueste, daß Rußland jedes Jahr eine große Menge von Fürsten und Grafen ausführte und daß diese viel Geld haben (das war vor dem 19. Februar 1861).

Als Aristokrat nach seinen Überzeugungen, nach seiner gesellschaftlichen Stellung und nach seinen Instinkten, erfuhr er mit großer Freude, daß ich ein Russe bin. Und um sich in meinen Augen zu erhöhen und mir etwas angenehmes zu erweisen, wandte er sich zu mir mit folgender Rede, wobei er mit einem Blatt des über der Thür hängenden Epheus graziös spielte: „Vor 5 Tagen bediente ich Ihren Großfürsten — er kam mit Ihrer Majestät aus Osborne.“

„So!“

„Ihre Majestät „His Highness“ nahm hier das zweite Gabelfrühstück ein — Ihr Großfürst ist ein sehr guter junger Mann,“ fügte er hinzu, beifällig die Augen schließend — und nachdem er mich in der Weise ermuntert hatte, hob er den silbernen Deckel, unter dem der Blumenkohl warm erhalten wurde.

Als ich das Gastgebäude verließ, zeigte er mit dem kleinen Finger auf mein Handgepäck — aber auch da suchte er mir seine Gunst zu zeigen, indem er mein Notizbuch noch selber nahm und bis an den Wagen hintrug.

Ich reichte ihm noch eine halbe Krone, außer dem Trinkgeld für die Bedienung; er merkte sie nicht und durch einen Zauber verschwand sie in der Tasche seiner Weste, die so glänzte und so fein gestärkt war, wie wir gewöhnliche Menschenkinder sie kaum jemals von der Wäscherin zu erhalten das Glück haben.

„. . . . Bah!“ sagte ich zu dem Kellner, der mir Streichhölzer reichte, „wir sind ja alte Bekannte.“

Das war er.

„Ja, ich bin hier“ sagte der Kellner, und war weder Coriolan noch Karatygin ähnlich.

Es stand vor mir ein Mann, der von tiefem Kummer betroffen war, in seinem Aussehen, in jedem Ausdrucke seines Gesichtes lag ungemein viel unerträgliches Leid, dieser Mann schien von einem Unglück niedergeschmettert worden zu sein.

Er verwirrte mich. Das volle rotwangige Gesicht, dem man die gute Fütterung im Hotel Royal an der weichen Geschmeidigkeit und der rundlichen Fülle ansah, hing jetzt in unregelmäßigen Stücken herunter, die Muskeln traten hervor, nur der schwarze Backenbart, der sich in schwungvoller Wendung zu den Lippen hinzog, erinnerte noch an die vergangenen Zeiten.

Digitized by Google

Er schwieg

„Das erwartete ich nicht", sagte ich ganz dumm.

Er sah mich an, wie ein auf frischer That ertappter Verbrecher, sodann warf er einen Blick nach dem Garten, auf die hölzernen Bänke, auf das Bier, auf die Bälle, auf die Gäste. Er schien den reichen Tisch, an dem der Großfürst und ihre Majestät saßen und an dem er sich ehrfurchtsvoll verneigend bediente, sich ins Gedächtnis zurückzurufen . . . es stieg vor seinen Augen das ganze Speisezimmer, mit den überflüssigen Vasen und Bechern, mit den schweren dicken Seidenvorhängen auf — auch auf seinen eigenen tadellosen Frack schien er sich zu besinnen, und auf die weißen Handschuhe, mit denen er den silbernen Präsentierteller mit der Rechnung hielt, die den unerfahrenen Reisenden wehmütig stimmte . . .

Und hier? — hier das Geschrei der ballspielenden Arbeiter, hier Pfeifen aus Thon, ein plebejischer Ginwaiter und das ewige Bier.

„Damals, Sir, war es eine andere Zeit," sagte er endlich zu mir: „Jetzt ist es anders geworden."

„Waiter!" schrie ein bereits etwas angeheiterter Gast, mit dem Glas auf dem Tische klopfend: pint of half-and-half, schneller, please!

Mein alter Bekannter warf mir einen Blick zu und ging fort, um das Bier zu holen. In seinem Blick lag so viel Erniedrigung, Scham, Verachtung vor sich selber, eine Verstörung, die dem Selbstmorde vorangzugehen pflegt, daß mich schauderte. Der Gast bezahlte in Kupfer, ich wandte mich ab, um den übrigen Penny, den mein Bekannter als Trinkgeld bekam, nicht zu sehen.

Der Bann war gebrochen — er wollte mir jetzt von den Schicksalsschlägen erzählen, die ihn vom Royal Hotel nach „Georg IV" brachten. Er trat auf mich zu, ohne daß ich ihn gerufen hatte, er sagte:

„Ich freue mich, Sie in voller Gesundheit zu sehen!"

„Es geht schon!"

„Wie kamen Sie in unsere öde Gegend?"

„Ich suche hier eine Wohnung."

„Hier giebt es viel Wohnungen — z. B. zehn Schritte weiter rechts — auch an anderen Orten. Und was das mit mir Vorgefallene betrifft, so ist es wirklich merkwürdig.

Alles, was ich von jungen Jahren auf mir ersparte, ging bis auf den letzten Farthing verloren . . . Sie haben doch wahrscheinlich vom Konkurs Tipperardy gehört — da habe ich auch alles verloren. Über den Konkurs habe ich zuerst in den Zeitungen gelesen, anfangs wollte ich es nicht glauben, eilte wie besessen zu einem Anwalt; dieser aber sagte mir: „Kümmern Sie sich um nichts mehr, Sie retten nichts und werden nur noch das letzte, was Sie besitzen, ausgeben müssen. So z. B. haben Sie mir jetzt für den Rat 6 Schill. 6 Penny zu bezahlen."

Ich begab mich auf die Wanderung durch die Straßen, einen ganzen Tag wanderte ich herum — nun, denke ich, bleibt nichts übrig, als vom Felsen in das Meer herunterzuspringen — und gleichzeitig auch die kleinen Kinder mitzunehmen. Ich erschrak sogar, als ich diesen begegnete. Dann wurde ich krank — das ist in unserem Beruf das erste Unglück — allerdings sah ich schlecht aus und drinnen im Herzen — eine offene Wunde.

Bald bemerkte mir der Governor zweimal hintereinander, daß ich sehr traurig aussähe: in einem Hotel dürfe man nicht so aussehen, als wenn man eben vom Begräbnisse käme, die Gäste lieben nicht finstere Gesichter. Dazu hatte ich noch das große Unglück während des Mahles einen Teller aus der Hand fallen zu lassen — das geschah mir zum ersten Male in meinem Leben — die Gäste lachten, der Besitzer des Hotels rief mich abends beiseite und sagte: „bitte, suchen Sie eine andere Stelle — ich kann einen unmäßigen Menschen nicht brauchen."

„Wie?" sage ich: „ich war krank".

„Dann gehen Sie zum Arzt — ich kann aber solche Leute nicht brauchen."

Ich verbat mir seine Worte — es entstand ein Streit — und zur Rache verbreitete er überall, daß ich ein Säufer und streitsüchtig wäre. Da konnte ich freilich keine Stelle bekommen — ich veränderte meinen Namen gleich einem Diebe und bemühte mich wenigstens vorübergehend in Stelle zu kommen — aber das hatte auch keinen Erfolg. Indessen mußte alles in die Pfandleihanstalt getragen werden — selbst die Brosche und die Ohrringe meiner Frau, die ihr eine Herzogin schenkte, bei welcher sie vier Jahre als Upper-lady-maid diente — alles mußte versetzt oder verkauft werden. Bald kam auch die Reihe an die Kleider — und diese spielen doch in unserem Beruf die Hauptrolle — ohne anständige Kleider kommt man in kein feineres Hotel. Ich bediente dann und wann vorübergehend am Büffet und in diesem Wanderleben wurden die noch vorhanden gewesenen Kleider allmählich abgenutzt: — ich weiß gar nicht, wie mich der Wirt des „Georg IV" zu sich nahm — mein Bekannter blickte mit Verachtung auf seinen alten Frack — jetzt kann ich aber wenigstens ein Stück Brot für die Kinder verdienen — und meine Frau — jetzt — er hielt inne — sie ist jetzt Wäscherin geworden — vielleicht brauchen Sie eine solche, Sir, . . . hier ist meine Karte . . . sie wäscht sehr gut. Früher aber niemals . . . niemals . . . sie . . . nun, wozu weiter darüber Worte verlieren. — Bettler dürfen jede Arbeit annehmen. Nur um kein Almosen bitten — schwer ist es nur . . .

Eine auf den Wimpern zitternde Thräne glänzte und fiel auf seine Brust herunter, die nicht mehr mit einer teueren weißen Weste bedeckt war.

„Waiter!" rief man von der anderen Seite her.

„Jes, Sir!"

Er ging fort. Ich auch.

II.

Einen solchen aufrichtigen starken Schmerz habe ich schon lange nicht gesehen. Dieser Mann unterlag der Schwere der Schicksalsschläge, die seine Existenz zu Nichte machten, und litt freilich nicht weniger als jede andere gestürzte Größe, die von allen Richtungen her an das englische Ufer anlangten.

Nicht weniger? . . . Wirklich nicht weniger? Litt

Digitized by Google

er denn nicht zehn-, hundertmal so viel als z. B. Louis Philipp, der neben „Georg IV." wohnte?

Große Leiden, welche die Menschen ein ganzes Jahrhundert lang mit Schrecken und Mitleid erfüllen, werden meistens großen Männern zu Teil. Diese haben eine ungeheuere Kraft und diesen stehen Hunderte von Arzeneien zu Gebote. Der Schlag auf eine Eiche tönt im ganzen Walde wieder, der verwundete Baum jedoch steht da mit dem Wipfel schüttelnd, — das Gras aber von der Sense geschnitten, fällt ohne Geräusch und ohne es zu bemerken, treten wir es mit den Füßen, unseren eigenen Angelegenheiten zueilend. Ich sah soviel Unglück, daß ich mich für einen Kenner in solchen Sachen halten darf, und deshalb that mir das Herz weh, als ich diesen verarmten Diener sah, der ich so viel große Bettler gesehen.

. . . Wissen Sie, was überall und besonders in England das Wort Bettler, beggar, von ihm selber ausgesprochen, heißt?

In diesem Worte liegt alles: der mittelalterliche Kirchenbann, der bürgerliche Tod, Verachtung der Menge, Schutzlosigkeit, Verlust aller Rechte . . . selbst desjenigen den Nächsten um Hilfe anzuflehen . . .

. . . Ermüdet, beleidigt kehrte dieser Mann in sein Kämmerlein aus „Georg IV.", verfolgt von Erinnerungen, mit der offenen Wunde in der Brust zurück, und zu Hause kam ihm die Oberkammerjungfer einer Herzogin entgegen, die seinetwegen Wäscherin wurde. Wieviel Mal mochte er sich unfähig gefühlt haben, sich das Leben zu nehmen, d. h. seine Kinder dem Hunger zu überlassen, wieviel Mal mochte er da Vergessen, Erleichterung bei dem einzigen Tröster der Armen und Leidenden gesucht haben, im Gin, im verleumdeten Gin, der soviel Last, soviel Kummer, soviel Leben von der Welt wegschaffte, deren weitere Existenz nur ein beständiges Leid, nur ein beständiger Schmerz in undurchdringlicher Finsternis wäre . . .

. . . Ja, das ist alles schön, aber warum konnte dieser Mann sich nicht über sein Unglück erheben? In der That, der Unterschied zwischen einem hochmütigen Kellner in Queens Hotel und einem bescheidenen im „Georg IV." ist doch nicht sehr groß . . .

Für einen Philosophen ist der Unterschied nicht groß — aber dieser Mann war nur ein Gasthausdiener, unter denen es sehr selten Philosophen giebt — ich kenne nur zwei: Aesopos und J. J. Rousseau und dieser letztere gab bereits in seinen jungen Jahren seinen Beruf auf. Freilich wäre es besser, wenn er sich über sein Unglück erheben könnte — nun, und wenn er es nicht könnte?

Aber warum konnte er es nicht?

Nun, darum befragen Sie gütigst Macaulay, Lingard u. a. — ich will Ihnen lieber einmal von anderen Bettlern erzählen.

Ja, ich kannte große Bettler — und weil ich solche kannte, bedauere ich auch den Diener im „Georg IV.", nicht jene . . .

## Richard Wagner

### und das zeitgenössische und altgriechische Drama.

Von Wolfgang Kirchbach.

Als wir zum ersten Male bei einer vorzüglichen Aufführung des „Ringes der Nibelungen" unter Levis Leitung in München den vollen Eindruck des mächtigen und herrlichen Werkes gewonnen hatten, war die unmittelbarste Empfindung die eines auffällig natürlichen und sich geschlossenen Einklanges zwischen der vorgestellten Stoffwelt und ihrer besonderen musikalischen Darstellungsform. Gewissermaßen rein als Kunstgriff wollte uns kaum eine Idee glücklicher erscheinen, als den dunklen Dunstkreis nordischer Göttersage in den Dunstkreis einer musikalischen Behandlungsweise zu ziehen. Wir hatten beim Lesen der Textbücher oft genug uns rein äußerlich gestoßen an der (dichterisch gesprochen) außerordentlich ungeschickten Behandlung des Stabreimes von seiten Wagners: es wollte uns hochmerkwürdig erscheinen, mit wie richtiger Voraussicht nichtsdestoweniger Wagner auch diese äußerliche Form sich gewählt und für seine besonderen musikalischen Darstellungszwecke in seiner Weise ausgenützt hatte. So unmöglich diese Stabreime Wagners und ihre besondere Behandlungsart — zum Unterschied von der Edda selbst und vielen Meistern — erscheinen, wenn sie als laut gesprochene Gedankenformen im Worte genommen werden sollten, so überzeugend wirken sie, wenn sie nur als eine Unterlage für den musikalischen Eindruck betrachtet werden, wenn man zugesteht, daß Wagners „Dichtungen" als solche eben nicht „Dichtungen" sind im Sinne der Poesie, sondern Textbücher, deren eigentümlicher Gehalt in der That erst durch das musikalische Beiwerk lebendig wird. Wagners Textbücher haben nicht jene Kraft des zündenden Worts, welches einer energischen dichterischen Einbildung entspringt; die Einbildung ist da mehr eine solche des Regisseurs, des großen musikalischen Kunsthandwerkers zugleich, der innerlich zu dem Worte die musikalische Stimmung hört, aber nicht aus einem wirklichkeitsdurchtränkten Schauen heraus den Wert des gesprochenen Wortes gewinnt. Es kann gar nicht anders sein, als daß ein Geist nicht mit vollem Werte des Wortes wird zahlen können, der zu dem Worte von einer Sache, zufolge einer ganz erstaunlichen musikalischen Einbildungskraft, innerlich bestimmter oder unbestimmter den wesentlichen Gehalt in Tönen hört und durch das innere Ohr den seelischen Gehalt seines Gedankens sich giebt. Er wird gar oft das schwächere Wort wählen und doch glauben, er habe den schlagendesten Ausdruck gefunden. In seinen Wortverbindungen wird eine gewisse Lauheit walten, das Verstandes-Wort wird nicht so deutlich vom lebenskräftig geschauten geschieden, und die Hauptsache: der Gedanke wird nicht als Gedanke so eindringlich gefaßt, wie der Wortdichter genötigt ist ihn zu denken. Denn gerade der Umstand, daß das Wort unter allen sinnlichen künstlerischen Mitteln, gegenüber Ton und Farbe, das schwächste ist, nötigt die wahren Dichter

Digitized by Google

nur diejenige Erscheinungsweise feinster Art der wirklichen Dinge, welche sich philosophisch als der sogenannte konkrete Begriff in uns darstellt, als Darstellungsmittel anschaulicher Art zu gebrauchen. Dies wird aber nur möglich durch die eindringlichste Vertiefung des gegenständlich denkenden Menschen im Dichter. Erst durch die eigentümliche Kunstfolge der Einbildungsbewegungen, welche den gegenständlichen Begriff, vom Dichter den Dingen abgelauscht, nach einer bestimmten Notwendigkeit uns nahe bringt, wird die eigentliche dichterische Wirkung erzeugt.

Es soll hierauf zunächst nicht weiter eingetreten werden. Welch ein Unterschied zwischen einer eigentlich dichterischen Wirkung in diesem Sinne und den Wagnerschen Texten waltet, konnte Jedermann vor einigen Jahren in München bei der Aufführung der Ödipusdramen des Sophokles erleben. Nichts, das mehr hingerissen und alle Kräfte der Seele mehr in eine ungeheure innere Spannung geworfen hätte, als z. B. die Erzählung der Katastrophe im „König Ödipus" und gleichermaßen im „Ödipus auf Kolonos". Wir rechnen uns zu den Bewunderern Richard Wagners, wir haben voll und ganz die erstaunliche künstlerische Kraft dieses Geistes, besonders im „Ring des Nibelungen", in uns empfunden und der große Zauberer hat auch uns in seinen Bannkreis gezogen, aber wir dürfen es rückhaltslos aussprechen, daß einerseits zwischen Sophokles und griechischer Dramatik und andrerseits Richard Wagner und seinem Kunstwerk der tiefgehendeste Gegensatz, ja, eine unüberbrückbare Kluft besteht. Man muß kurz nach dem „Ring des Nibelungen" drei Trauerspiele des Sophokles dargestellt gesehen haben, um zu wissen, daß Wagnersche Kunst mit dem Drama des Altertums so wenig etwas zu thun hat, wie mit dem zeitgenössischen, weil die gesamten Ausdrucksmittel, mit ihnen auch die Welt dessen, was man ausdrückt, grundverschieden sind. Denn die Wirkung eines sophokleischen Trauerspiels beruht auf der vollendetesten Kunstverwertung des darstellenden Wortes, planmäßig verbindender Phantasie, seelenkünstlerisch berechneter Folge nicht nur der Ereignisse, sondern auch der Form ihres Vortrags. Und das Altertum als reine Wortpoesie erreicht Wirkungen, gegen welche die wilden Walkürenritte Wagners ein wohllautend gemildertes Ansehen haben. Wer es nicht gesehen hat, glaubt nicht, welche zermalmende und reinigende Wirkung zugleich im „König Ödipus" die Erzählung von der Selbstblendung des Königs innerhalb des eigentümlichen meisterhaften Aufbaues dieses Dramas auf den Beschauer macht. Es ist nur eine Erzählung und doch glaubte man, die griechischen Säulen des Münchener Schauspielhauses müßten zusammenbrechen, so waren alle Seelenkräfte des Zuschauers durch die meisterhafte Rechnung des Dichters auf die Folge dieser Seelenregungen angespannt.

Wir wollen im folgenden die Frage aufwerfen, in welchem Verhältnis steht das Kunstwerk Richard Wagners überhaupt zur dramatischen Kunst. Wir wollen im Zusammenhang damit fragen: ist die Vereinigung verschiedener Künste zu einem Gesamtkunstwerk eine mögliche Forderung des dichterischen und dramatischen Wesens oder nicht vielmehr der musikalischen Kunst?! Ist Richard Wagners Kunstwerk eine Vollendung der dichterischen Bühne oder der musikalischen? Und welche Möglichkeit des Fortblühens ist für die Verbindungsart der Wagnerschen Künste gegeben?!

Wir werden diese Fragen dahin beantworten, daß das gesamte innere künstlerische und geistige Gebilde des Richard Wagnerschen Kunstwerks keine Beziehung zu dem besonderen Gebilde des dichterischen Dramas hat. Wir werden sie beantworten, daß eine Vereinigung der Künste von Richard Wagner geleistet ward aus einem rein musikalischen Grunde, daß sie als solche sogar eine hohe Vollendung enthält Wir werden antworten dahin, daß, innerhalb der von Wagner behandelten besonderen romantischen Sagenstoffwelt, in der That eine eingeborene Schöpfung vor uns aufgestellt ist, welche das Recht hat, als ein Kunstwerk in sich selbst betrachtet zu werden, daß aber die Wagnerschen Grundsätze keinen Einfluß haben können auf andere Stoffwelten und die an die letzteren gebundene eigentliche Dichtung und Dramatik.

In der That, es war ein hoch geistreicher fruchtbarer Gedanke, die romantische Sagenwelt des Mittelalters, die Sagengebilde der Edda zur Unterlage für eine charakterisierende Musik höchsten Stils zu machen. Wir stellen den musikalischen Beweggrund immer voran, denn wir glauben auch sonst nachweisen zu können, wie in Wagner die musikalische Empfängnis immer das Erste war. Er suchte diese Empfängnis festzuhalten und griff zunächst zum Worte und der Ausführung im Worte, wie ein Dichter sich eine ganze dramatische Szene wohl auch durch ein Stichwort in seinem Notizbuch festlegt, um sie später mit voller Seelenkraft wirklich auszuführen. Stichworte für eine große, allgemeine, ihm vorschwebende musikalische Ahnung, Erinnerungsbrücken, Skizzen zu einer ursprünglich musikalisch geschauten und empfundenen seelischen Erregung waren zunächst Wagners Texte. Den Charakter des Stichworts, aber nicht des dichterisch ausgestalteten Gefüges, haben denn auch alle Wagnerschen Dichtungen behalten. Wir sagen damit nichts, was nicht mit anderen Worten Wagner auch zugegeben hätte, was nicht in der Ansicht von Musikdrama zuletzt zu begründen wäre. Wenn nur in der Verbindung der Künste die vollendete Wirkung des Gesamtkunstwerks gegeben ist, so darf billigerweise das losgelöste Wort und der Text als solcher nicht als vollzahlende Münze angesehen werden, so wird im Ernste nicht behauptet werden dürfen, Wagners Texte seien „Dichtungen". Sie werden zu solchen erst durch die musikalische Belebung. Die eigentliche Dichtung aber belebt ihre Gedanken im Worte durch gar keine sinnliche Unterlage. Auch sie belebt. Wenn Wagner, da ihm in der That die Fähigkeit der poetischen Belebung einer Idee fast gänzlich versagt war — wir sagen bewußt: gänzlich — zur musikalischen Belebung seiner Ideen griff, so hat er durch sein bezügliches Genie gewiß ein herrliches Kunstwerk geschaffen, das aber mit

Digitized by Google

der Dichtung nur verglichen werden kann, ohne im ernstlichen Sinne Dichtung zu sein. Es ist und bleibt Musik, welche durch Unterlegung gewisser sagenhafter Vorstellungen einen deutlicheren Charakter gewinnt und gerade darum noch in viel höherem Sinne als Musik wirkt. Davon später.

Auch die Dichtung belebt. Aber nicht durch ein sinnliches Kunstmittel, sondern nur durch die Folgeweise der Einbildungsbewegung. Ich will auf das Beispiel des Sophokleischen „König Ödipus" zurückgreifen, weil die erstaunliche Wirkung dieses Dramas auch auf die Zeitgenossen Richard Wagners gerade in den letzten Jahren durch die Aufführungen der Wilbrandtschen Bearbeitung in München, Wien und anderweit in Aller Gedächtnis ist. Der Beifall der Zuschauer in München, der nicht enden wollte, war der Ausdruck für die ganz ungeheure Erschütterung, welche jeder Hörer erfahren hatte an einem Drama, dessen Stoff uns doch wahrlich fern genug liegt. Aber allein die dichterische und rein baukünstlerische Arbeit dieses Werks ist so gewaltig, daß sie noch manches Jahrhundert nachhaltig wirken wird.

Bis in die gewöhnlichste Äußerlichkeit hinein zeigten sich die tiefgehenden Unterschiede zwischen Wagnerscher Opernwirkung und der Bühnenkunst des Altertums. „König Ödipus" währte nicht länger als zwei Stunden; wir haben berechnet, daß auf einer griechischen Bühne mit der wahrscheinlichen Ausführung der Chöre das Werk etwa $2^1/_2$ Stunde spielte. Richard Wagners Musikdramen spielen durchschnittlich 5 bis 6 Stunden. Wir werden sehen, daß die Zeitdauer mit den sonderlich poetisch-technischen Wirkungen in einem gewissen Zusammenhange steht, welcher uns die Hervorhebung auch eines solchen äußeren Umstandes gestattet. Daß „König Ödipus" eine selbständige Dichtung ist, nicht der Teil einer Trilogie, heben wir nicht besonders hervor. Nur Äschylos führte überhaupt Trilogien auf und diese waren in der That, was wir heutzutage dreiaktige Dramen nennen: der ganze Zeitumfang einer solchen Trilogie, wenn wir die Pausen nicht einrechnen, war nicht größer, als der eines einzigen Wagnerschen „Tages" aus dessen Trilogie. Weder Sophokles noch Euripides führten Trilogien auf. Es ist nicht unnötig die Wagnerschwärmer daran zu erinnern. Es ist nichts Entscheidendes darüber bekannt, ob die Dramen, welche an einem Tage an den Lenäen aufgeführt wurden durch Sophokles und andere, in einem gewissen sinnreichen Zusammenhang gestanden haben. Es ist wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Die Altertumsforschung hat darüber noch nichts Bestimmtes zu erkunden gewußt. Das aber ist sicher, daß die Dichter nicht mehr trilogisch aufbauten. Jedes Drama war, wie unsere „abendfüllenden" Stücke, in sich sittlich abgeschlossen und auch der Zeitdauer nach nicht länger als diese. Die drei Ödipusspiele des Sophokles stammen aus den verschiedensten Abschnitten seines Lebens; er schuf eine „Antigone" viel früher, als „Ödipus in Kolonos". Jedes der drei Werke wirft eine besondere Lebensfrage auf und beantwortet sie innerhalb der Handlung eines Stückes, welches ein abgeschlossener dramatisch-sittlicher Gedankenkreis ist.

Was allen denkenden Zuschauern unmittelbar bei der Aufführung des „König Ödipus" entgegentrat, das war der ganz erstaunliche bühnenmäßige Kunstbau dieses Dramas und die aus ihm entspringende spannende Machtwirkung auf den Zuschauer. Was Schiller über das Drama an Goethe schrieb, darf man buchstäblich unterschreiben: „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Ödipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vorteile verschaffte. Diese Vorteile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß Etwas geschehen sein möchte, das Gemüt ganz anders affiziert, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte.

Der Ödipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so kompliziert und von Umständen abhängig wären. Wie begünstigt das nicht den Poeten!"

Diese Worte Schillers mögen uns dienen, tiefer in die Werkstatt dichterischer Wirkungen uns einzuführen und sie von den musikalischen nicht nur, sondern ebenso sehr von den musikdramatischen Wirkungen Wagners (was übrigens ebenso für Mozart gilt) zu sondern. Die musikdramatische Wirkung findet in der That weder im griechischen Altertum, noch sonst in irgend einer Kunst ein Vorbild oder einen Anknüpfungspunkt: sie ist eine Errungenschaft der Musik, entspringt aus musikalischen Forderungen, wirkt musikalisch auf den Hörer und vernichtet thatsächlich jede eigentlich dichterische, jede dramatisch-dichterische Wirkung und ihren Kunstbau.

Eng an das Wesen jeder Kunst ist ihre besondere Bauweise gebunden. Die Bauweise ist nur die Auswirkung der besonderen Bedingungen jeder Kunst. Die musikdramatische Bauweise Wagners ist grundverschieden von jeder Bauweise eines Shakespeare oder Sophokles, eines Scribe und Sardou oder Ibsen, eines Äschylus oder — Oskar Blumenthal. Man gestatte eine so bunte Farbenmischung! Die dichterisch-dramatische Kunstweise ist in der That, um Schillers Wort zu brauchen: Analysis. Sie ist die Auslösung einer sittlich-seelischen Spannung sowohl persönlich im Zuschauer, wie gegenständlich an den Leidenschaften und Charakterzügen der dargestellten Helden und Personen.

Nicht nur „Ödipus Rex" ist eine solche Analysis: jede bühnenwirksame Situation eines energischen Gegenspiels zweier Helden ist eine dichterische Auswickelung seelischer und sittlicher Erregungen. Eine Analyse ist die berühmte Rede des Antonius

Digitized by Google

an die römischen Bürger, sowohl an sich als ein Meisterstück berechnender Redekunst wie für sich als spannende Situation auf die Erregungsfähigkeit des Zuschauers; eine große pathologische Analyse ist „König Lear" im gleichen Sinne an sich, als Charakterstudie, wie für sich als dramatisch-sittlicher Aufbau; eine Analyse ist im selben Sinne „Wallenstein", „Maria Stuart". Eine Zerlegung seelenkünstlerischer Art ist auch jedes Lustspiel — es liegt tief begründet im Wesen des gegenständlich begriffenen Wortes, welches das Kunstmittel jeder Dichtungsgattung ist, daß die Dichtung in ihrer höchsten Erscheinung als Drama sich als eine lebendige Zerlegung sittlicher Begriffe in Situationen, Gegenspielen, Charakteren und dargestellten Handlungen erweist. Sofern die Welt und Erscheinung in ihrer feinsten Form als konkreter Begriff (d. h. Anschauung) auf uns wirkt, kann sie einzig durch das Wort, d. h. Dichtung künstlerisch dargestellt werden und es ergiebt sich schlagend hieraus, daß im letzten Grunde eine dramatische Dichtung auflösend verfahren muß als eine thatsächliche, lebendig dargestellte und folgerichtige Zerlegung und Auslösung sittlich gesteigerter Begriffe und ihrer Anschauungen. Das Mittel dazu ist die nachbildende Einbildung des Lesers, Zuschauers. Die Methode ist eine illustrierende und der Eindruck der Belebung der Idee wird nur erreicht durch die genaue Beobachtung des verknüpfenden Verfahrens der wachen wie der Traumeinbildung. Nur Menschen von besonders energischer Einbildung, Dichter, werden derartiger Auseinanderlegung fähig sein.

Ein Beispiel aus dem „König Ödipus" des Sophokles, die Erzählung von der Selbstblendung des Königs. Sophokles baut sein Drama auf die ungeheuerste Spannung des Lesers auf: d. h. die Erwartung der Analyse. In höchst energischen Gegenspielen läßt er die Handlung und die Erwartung sich steigern vor uns bis zu einem Punkte, wo durch eine äußere Darstellung der weiteren Vorgänge das Orchester der Leidenschaften im Darsteller sowohl wie im Hörer erschöpft sein würde, sofern wir mit sinnlichem Auge das Weitere sehen würden. Mit einer ehernen Sicherheit und Ruhe baut er bis dahin Situation auf Situation vor unseren Augen auf. Nun greift er zu einem letzten und durchschlagenden Mittel der Seelenkunst. Er stellt nicht mehr sinnlich dar, er schildert. Ein Bote tritt heraus und erzählt uns die Katastrophe. Eine derartige Erzählung im griechischen Drama ist stets ein Meisterstück von Schilderungskunst, selbst in sich spannend aufgebaut; die Bilder werden nach Traumgesetzen und Einbildungsgesetzen uns nach bestimmter Seelenkunst vorgeführt. Es ist ein Irrtum, daß Sophokles, um das Schreckliche zu mildern, zur Erzählung der Katastrophe greift. Nein, er bedient sich der freier waltenden Einbildungskraft des Zuschauers, um die Bilder und Erschütterungen des Ungeheuren, Großartigen und Tragischen auf die höchste Höhe zu treiben. Es ist ein meisterhafter Kunstgriff des Dichters, nachdem wir mit unseren sinnlichen Augen und Ohren an den vorangegangenen Bühnenhandlungen uns in eine tragische und sittliche Erregung versetzt haben, daß er nun in unsere Erregung hinein unsere eigene, freischaffende Einbildungskraft zu Hilfe nimmt, daß er uns selbst zu erregten Dichtern macht durch die Erzählung. Denn die Vorstellungen vom Inhalte der letzteren schaffen wir uns nun selbst und dieses Selbstschaffen reißt uns in eine so hoch getriebene tragische Erschütterung hinein, daß kaum irgend eine künstlerische Wirkung sich dieser vergleichen läßt. Wenn nun der Bote erzählt, wie Ödipus am Leichnam der Jokaste sich den königlichen Stirnreif vom Haupte reißt und die Spangen in seiner Verzweiflung sich tief in seine Augen drückt, so ist das von einer überzeugenden Größe und einer erschütternden Gewalt, weil wir, selbst das Bild der Sache in unserer Einbildungskraft erschaffend, zum Ödipus werden, weil tausend König Ödipus im Zuschauerraum sitzen und die tragische Anteilnahme schier zu einer Anteilnahme an der furchtbaren Schöpfung unserer eigenen Einbildungskraft wird. So sitzen wir im Bühnenhause in der That wie in einem furchtbaren Traume; der Dichter hat durch sein zerlegendes Verfahren, das eine Zerlegung unserer eigenen Leidenschaften zugleich ist, das Gewaltigste erreicht, dessen wir innerlich fähig sind.

Und ein vielbekanntes Mittel tragischer Zerlegung ist ein anderer Kunstgriff, welcher unter dem Titel der „Peripetie" wohl weniger verstanden wird in seiner wirklichen Bedeutung und als Schulwort nicht immer eine fruchtbare Rolle spielt. Der Dichter geht soweit in der allmählich auflösenden Weise seines Kunstbaus uns einen Augenblick über die unerbittliche Folgerung des tragischen Endes in Zweifel zu setzen zugleich mit den Helden des Stücks: ein Botenbericht läßt uns für kurze Zeit auf einen günstigen Ausgang hoffen und nachdem der Dichter eine Weile mit dieser Hoffnung uns hingehalten hat, stürzt er uns, indem gerade das Mittel der Hoffnung zugleich zum Mittel der Vernichtung wird, um so tiefer in die Abgründe der tragischen Furcht und Erschütterung. Ein solches auseinanderlegendes Vorgehen wäre schier unerträglich, wenn es nicht zugleich der Ausdruck eines Lebensgesetzes, einer Wahrheit wäre.

Ganz anders verfährt die Musik, und jede musikdramatische Wirkung. Sie kann niemals eine analytische sein. Sie stellt sich als das vollkommene Gegenteil jedes derartigen Verfahrens dar. Die Musik verfährt, zum Unterschied von der zerlegenden Seelenkunst des Dramas, ganz in des Wortes eigentlichem Sinne als eine komponierende d. h. zusammenbauende Kunst. Wohl können wir zwar auch eine Musik zerlegen, wohl ist, naturwissenschaftlich gesprochen, jedes Musikstück eine „Analyse" von Tongesetzen, von Schallschwingungen, von Intervallen u. s. w., aber die Zerlegung ist in diesem Falle nicht die musikalische Wirkung als solche, sondern eine Thätigkeit unseres wissenschaftlichen Geistes. Dies aber beiseite gesetzt, so zerlegt, zerfällt der Musiker nicht, er komponiert. Der eigene Zauber der musikalischen Wirkung ruht darin, daß sie, statt unsere Seelenkräfte auflösend hinzuhalten, sie vielmehr in ein freies Spiel zusammenführt, daß sie die Seelener-

Digitized by Google

regungen gewissermaßen wesenlos macht, indem sie dieselben eines thatsächlichen Gehaltes beraubt. Ganz einerlei, ob es in einer Symphonie, einer Oper, oder einem Musikdrama geschieht! Mag der Musiker auch alle Regungen der Menschenseele, jede Leidenschaft und Angst, zarteste Liebe malen! Sowie sie im Ton erklingt, wird die Leidenschaft wesenlos, während die dichterische Leidenschaft ganz im Gegenteile durch das gegenständliche Wort, in welches sie sich zusammenfaßt, erst fest gebunden wird und als eine lokalisierte Seelenregung wirkt. Die Musik hebt den Ort und mit ihm die begriffliche Bestimmtheit der Seelenregungen auf.

Der Ton als solcher wirkt nicht räumlich, sondern rein zeitlich. Deshalb ist das Ohr überhaupt nicht das Sinneswerkzeug der Ortsbestimmung sowohl im eigentlichen wie im übertragenen Sinne; wir lokalisieren thatsächlich durch das Ohr sehr mangelhaft. Unter einer lokalisierten Seelenregung verstehen wir aber nun hier eine an bestimmte gegenständliche Vorstellung gefestigte Seelenregung und in der Dichtung wird eine solche sich stets durch das gegenständliche Leidenschaftswort darstellen als eine gänzlich besonderte Seelenerscheinung. Es ist nicht nur die Leidenschaft der Eifersucht im Allgemeinen, was uns in Othello geschildert wird, sondern diese allgemeine Leidenschaft wird erst zur dichterischen Wirklichkeit durch die einzelnen gegenständlichen Leidenschaftsworte und die ganze Stufenfolge ihrer im Worte, d. h. Begriffe sich darstellenden Einzelerscheinungen des Gefühls. Jemehr der Dichter eine solche begriffliche Einzelerscheinung der Leidenschaft durch die Kraft seines Wortes erreicht, desto mehr werden wir erschüttert. Es ist dann dieser ganz bestimmte, ganz besondere Mann, in dieser ganz bestimmten, besonderen Äußerung, es ist in ihm diese besondere Seelenregung, die nie war und in dieser Art nie wieder sein wird, ein einzelgestaltetes Erzeugnis der allgemeinen Leidenschaftsfähigkeit der Menschheit, einzelgestaltet einzig durch das Wort und die innere Verknüpfung von Wortbegriff und Seelenregung (die „Objektivation" einer einzelnen Willenserscheinung zu einer einzelnen Begriffserscheinung), was das Wesen der dichterischen Wirkung ausmacht, welche mit keiner Wirkung irgend einer anderen Kunst zu vergleichen ist.

Die Musik könnte eine solche vergegenständlichte Seelenerscheinung niemals hervorbringen. Sie kann nur das Allgemeine der Leidenschaft schildern, diejenige Erscheinungsweise, welche die begriffliche Einzelgestalt einer Erregung aufhebt, zu welcher die Erregung erst durch ihre Vergeistigung im Worte wird. Diese Vergeistigung im Worte, welche die Leidenschaft zu einer reinen Erscheinung des gegenständlichen Geistes macht, deren Meister z. B. Shakespeare nicht minder ist wie Sophokles, ist das wesentliche Mittel der dichterischen Wirkung. Alle Musik, und mit ihr Wagner, kann gar nicht anders, als die begriffliche Einzelgestalt der Leidenschaft aufheben, um dafür das Allgemeine einer Leidenschaft zu schildern, wie sie sich an uns als nervöser, körperlicher Zustand oder als reine Willenserscheinung ohne „Objekt" (um Schopenhauers Wörterbuch zu benützen) darstellt. So kann die Musik z. B. sehr wohl das Denken schildern, aber durchaus nicht das Gedachte. Wagner hat uns ein musikalisches Motiv des tiefsten Nachsinnens erfunden, das meisterhaft in jeder Hinsicht ist. Er malt uns in der That das Nachsinnen, indem er Töne derart verbindet, daß sie uns durch unser Ohr in einen verwandten Zustand unseres Nervenlebens hineinzaubern wie der ist, in welchen uns tiefes Nachdenken, oder auch nur die Bemühung zum Nachdenken rein körperlich versetzt. Wenn zufolge einer Ähnlichkeit des Nervenlebens und einer mit ihr verbundenen Vorstellungsverknüpfung die Musik uns also in der That recht wohl das Nachsinnen schildern kann, so wird sie doch niemals im stande sein, das einzelne Begriffserzeugnis als bestimmten Einzelgedanken zu malen.

Hier versagen die Mittel des Tons. Wir haben die Gründe des Nervenlebens und Seelenlebens dafür nicht zu entwickeln. Genug, daß die Musik einen bestimmten Einzelgedanken, mag er sich nun in verstandesmäßiger Begriffsform, als rein vernünftiger, oder in gegenständlicher Begriffsform als ein praktischer und anschaulicher Gedanke darstellen, nicht versinnlichen kann in eine Weise, daß wir eben diesen bestimmten Gedanken wären genötigt zu denken. Um das zu ermöglichen hat sich die Menschheit die Sprache, das Wort erschaffen. Und das „Wort" ist nicht nur das einzelne Wort wie „Sieden", „wabern", (dessen musikalische Begleiterscheinungen die Musik uns recht wohl versinnlichen kann), sondern die Sprache, ihre grammatische Gliederung, durch die allein wir genötigt werden einen besonderen ausgesprochenen Gedanken und seinen wirklichen Inhalt nachzudenken. Das grammatische Gebilde ist aber nur das Vernunftsgebilde, festgelegt in den übereinkömmlichen Lauten der Sprache.

Erst mit dem Punkte, wo jede andere Äußerungsweise einer anderen Kunst und ihre Darstellungsmittel versagen, hebt die dichterische Kunst an. Der Gedanke ist ihr Element im weitesten Sinne, das vom Augenblick erschaffene einzelne Hirnerzeugnis, das sich als eine gegenständliche Erscheinung der Vernunft darstellt. Jeder dichterische Gedanke ist schon deshalb ein logischer, enthält logische Elemente, weil er sich der Sprachmittel bedient und ihrer logischen Verknüpfungsweise der gegenständlichen Begriffe (sogen. poetischen Anschauungen). Wir bemessen sogar den künstlerischen Wert einer dichterischen Anschauung oder einer poetischen Seeleäußerung darnach, ob sie derart Gedankenthätigkeit geworden ist, daß sie weder durch Form noch Ton überhaupt sinnlich nachgeahmt werden kann. Es wird sich bei der überwiegenden Fülle der höchsten dichterischen Wirkungen nachweisen lassen, daß sie in der That weder für Ton noch Farbe eine Versinnlichung erlauben im äußeren Bereiche der Sinneswerkzeuge, sondern ganz einem inneren Sinne, eben dem Gedanken lebendiger Art selbst angehören.

Digitized by Google

Ein Beispiel: es ist eines der schönsten dichterischen Worte, das eine poetisch einzelgestaltete Erregung ausdrückt, wie wir das Wort verstanden wissen möchten, wenn Romeo sagt, um die Erregung der heißesten Liebessehnsucht auszudrücken, da er Julia auf dem Balkon erscheinen sieht:

„O wie sie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand,
Und küßte diese Wange!"

Oder kurz vorher ist es nicht minder dichterisch (und lebenswahr) eine der entzückendesten rein poetischen Darstellungen einer Seelenregung, festgelegt im schlagenden Worte:

„Sie ist es, meine Göttin! meine Liebe!
O wüßte sie, daß sie es ist!"

Beides sind recht im ausgesprochenen Sinne Gedanken, Liebesgedanken, in denen die allgemeine Erregung der Liebe sich in ein bestimmtes dichterisch-geistiges Spiel verwirklicht.

Hier versagt jede andere Kunst. Der Maler kann es nicht malen, wenn er auch im stande wäre Julia zu zeichnen, wie sie die Hand auf die Wange lehnt. Den Wunsch Romeos, welcher den Seelenvorgang festlegt, vermag keine Farbe, kein Maler zu versinnlichen. Die Musik giebt gleichfalls zu, daß hier ihre Machtmittel erschöpft sind. Sie kann keine Tonverbindungen erfinden, welche uns die Vorstellung einer Hand und eines Handschuhs nahe brächten oder auch nur erläuterten wie Wagner etwa das Schmieden eines Schwertes zu erläutern weiß. Auch kann die Musik den dichterischen Wert des Satzes: „O wüßte sie, daß sie es ist" durch kein Mittel versinnlichen, denn dies ist ein reiner Vernunft-Vorgang einer Situation. Der Wunsch des Liebenden ist im Grunde ein Vernunftspiel mit einer Situation: Das Wörtchen „daß" und die vernünftige Thätigkeit, welche durch dasselbe in unserem Geistesleben in Bewegung gesetzt wird, vermag kein Orchester der Welt, keine Tonverbindung unter all den Hunderttausenden von möglichen Verbindungen zu versinnlichen oder auch nur irgend eine verwandte Sinneserscheinung wachzurufen.

Die Musik könnte hier nur, auf den Rang einer begleitenden Kunst gebracht, Töne erfinden, welche Liebessehnsucht und Glück als solches ausdrücken. Für das, was der Musik als eigentümliche Wirkung bleibt, würde die Sprache das allgemeine Wort „Sehnsucht" haben. Und dieses Wort bezeichnet dann in der That die Allgemeinheit dieser betreffenden Erregung. Würde nun aber Shakespeare, statt jenes ersteren Ausdrucks der Sehnsucht des Romeo, diesem etwa das Wort in den Mund gelegt haben: „O, welche Sehnsucht in mir!", so würde jeder gebildete Beurteiler des Dichters sagen, daß dies eine sehr gewöhnliche Redensart wäre, welche durchaus keinen poetischen Wert hätte. Sondern der poetische Wert und die dichterische Wirkung liegt erst in jener gegenständlichen Gedankenform der allgemeinen Leidenschaft, welche die letztere darstellt in die Einzelerscheinung, die da lautet: „Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand und küßte diese Wange!" oder: „O wüßte sie, daß sie es ist."

(Fortsetzung folgt.)

## Das schönste Sonett in der englischen Litteratur.

Kenner der Shakespeareschen Sonette werden bei dieser Überschrift vermutlich sofort an diese denken und dürften mit Recht jedem anderen, welches ihnen den Rang als schönste in der englischen Litteratur oder Sprache streitig zu machen versuchte, diesen Anspruch abstreiten, ja ihn vielleicht ungehalten zurückweisen. Denn in der That überragen sie, jedenfalls der großen Mehrzahl nach, in entzückender Schönheit alle übrigen und zwar nicht bloß in der englischen Litteratur und sind in dieser Hinsicht seinen Dramen vollkommen ebenbürtig. Glücklicherweise sind sie auch jenen Deutschen, denen der allerdings noch höhere Genuß versagt ist, sie in der Ursprache lesen zu können, ebenso wie seine Dramen durch die Schlegel-Tiecksche, durch die nicht minder gelungene (freilich die mir allein bekannte) Bodenstedtsche Übertragung — möge dem nun 70jährigen Dichter der ihm in so hohem Maße gebührende Dank des deutschen Volkes für seine glänzenden Leistungen mit vollen Händen gezollt werden — zugänglich gemacht. Die richtigere Bezeichnung des Sonetts also, welches ich heute den Lesern des Magazins vorzulegen beabsichtige, wäre: das erhabenste, eine Eigenschaft, die allerdings häufiger neben dem Schönen genannt wird, wie ja auch Burke seiner Aesthetik den Titel: „Versuch über das Erhabene und das Schöne" gegeben und Longinus sogar dem ersteren allein eine Schrift gewidmet hat. Da es jedoch immerhin in der eben genannten Wissenschaft, welche doch im Grunde die Lehre des Schönen ist, wenngleich Rosenkranz die deutsche Litteratur in gleichsam paradistischer Weise mit einer „Aesthetik des Häßlichen" bereichert hat, seinen Platz findet und darin neben anderen Arten des Schönen behandelt wird, so glaubte ich, mir gestatten zu dürfen, das erhabenste auch als das schönste Sonett zu bezeichnen.

Der Vorwurf desselben ist die Unsterblichkeit oder vielmehr das Jenseits. Über jene hat bekanntlich Wordsworth seine herrliche Ode: „Intimations of Immortality from Recollections of Early Childhood" gedichtet, welche wie eine Beethovensche Symphonie — sie steht nämlich als Kunstwerk auf gleicher Stufe, wie dieses großen Meisters ewigschöne Schöpfungen dieser Art — alle unser Inneres mit den aus den Erinnerungen der Kindheit darauf hinzielenden Hoffnungen erfüllenden Saiten anschlägt und in vollen Akkorden Ausdruck verleiht (sic! D. H.) Unser Sonett hingegen, um wiederum eines naheliegenden Vergleichs aus der Tonkunst mich zu bedienen, enthüllt uns, in der knapperen Form der Sonate, eine Reihe großartiger Gemälde, die fast in der Gestalt eines Syllogismus eine Kette von bündigen Beweisen eines Jenseits bilden.

Aller erbaulichen Betrachtungen, zu welchen der Gegenstand Anlaß zu geben geeignet ist, mich gefliessentlich enthaltend, gehe ich nun zum Verfasser des beregten Sonetts über, der insofern Charles Wolfe (1791—1823) ähnlich ist, als er, wie dieser

Digitized by Google

durch seine berühmte Elegie „The Burial of Sir John Moore", von der u. A. eine sehr gelungene Übersetzung auch in einem der früheren Jahrgänge des Magazins erschienen ist, „einen unvergänglichen Ehrenplatz in der englischen Litteratur sich erworben", wie Elze sich ausdrückt, durch dieses eine Sonett auf alle Zeiten einen unsterblichen Namen als Dichter sich gesichert hat. Außer diesem hat er überhaupt nichts weiter gedichtet oder jedenfalls keine andere Dichtung veröffentlicht. Was aber an ihm noch bemerkenswerter als an Wolfe erscheint, ist der Umstand, daß er, zwar der Sohn irischer Eltern, aber nicht einmal Engländer von Geburt war. Joseph Blanco White nämlich, so hieß dieser Dichter, ward am 11. Juli 1775 in Sevilla in Spanien geboren und wurde dort zum Geistlichen herangebildet. Nachdem er 1799 die Weihe als katholischer Priester empfangen hatte, wurde er im nächstfolgenden Jahre zum Ungläubigen, behielt jedoch sein geistliches Amt bis 1810 bei, worauf er sich nach England flüchtete. In dem letztgenannten Jahre gründete er eine Monatsschrift in spanischer Sprache, betitelt El Español, und setzte sie bis 1814 fort, wo ihm ein lebenslängliches Jahrgeld von 250 £ von der englischen Regierung bewilligt wurde. Im Jahre 1834 ließ er sich als Unitarier eintragen und im Jahre 1835 zog er nach Liverpool, wo er sich dieser Gemeinde anschloß. In der obengenannten Stadt und deren Umgebung wohnte er dann hauptsächlich bis zu seinem Ableben, am 20. Mai 1841. Außer einer langen Reihe religiöser Werke, hat er unter dem Pseudonym Don Leucadio Doblado, die von dem berühmten Verfasser der spanischen Litteratur sehr anerkannten „Briefe aus Spanien" und eine „Beschreibung seines eigenen Lebens" veröffentlicht. Wann und wo das Sonett erschienen ist, dessen Übertragung hier gegeben werden soll, habe ich nicht zu ermitteln vermocht. Bemerkt sei nur noch, daß Samuel Taylor Coleridge, der Dichter des „Ancient Mariner" und anderer Perlen der englischen Litteratur, es für „das Beste in der englischen Sprache" erklärt und Leigh Hunt, ebenfalls selbst verdienter Dichter und Kunstrichter, davon gesagt hat: „Was die Gedanken betrifft, so nimmt es den höchsten Rang vielleicht vor allen (Sonetten) in irgend einer Sprache ein." Übrigens sind zwei verschiedene Lesarten desselben vorhanden, von denen eine sich, m. W. allein unter allen in Deutschland erschienenen englischen Anthologien, im „British Diamonds" von Dr. Henry Jolowicz, (Dresden, Louis Ehlermann, 1863), beiläufig gesagt eine vorzügliche Auswahl englischer Dichtungen, befindet, während meine Verdeutschung nach der in Amelia B. Edwards „A Poetry Book (Second Series) The Modern Poets (Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1878), sich befindenden bewirkt ist. Die Abweichungen der einen von der anderen Lesart sind indessen nicht wesentlich.

Die Nacht und der Tod.

Als Adam erst, geheimnisvolle Nacht,
Aus Gottes Mund nur Deinen Namen kannte,
Wie zittert' er schon für des Weltalls Pracht,
Daß Himmelsdecke seine Sinne bannte!
Da senkt' ein Nebelschleier sich herab,
Den Phoebus letzte Strahlen rötlich füllen,
Und jetzt gewahrt' er, wie mit Zauberstab,
Der Welten viele droben sich enthüllen.
Wer konnte ahnen, daß solch' Dunkel berge
Dein Glanz, o Sonne? oder wähnen gar,
Daß er beleuchte nur der Schöpfung Zwerge
Und uns verhülle solche Weltenschaar!
Weshalb also noch vor dem Tod erbeben?
Kennt's Licht so täuschen, kann's wohl auch das Leben!

Leipzig. David Asher.

## Zur neueren Litteratur der Hexenprozesse.

Trotzdem die deutsche Litteratur das sehr umfassende, mit großer Gründlichkeit und erstaunlichem Fleiße verfaßte zweibändige Werk von Saldan über die Hexenprozesse und ihre Geschichte besitzt (neue Ausgabe von Heppe, Stuttgart 1880), wenden sich dennoch Kulturhistoriker und Juristen mit von Jahr zu Jahr steigender Vorliebe der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes zu. Mit Eifer durchforscht man die alten Akten, in welchen sich eine der traurigsten Verirrungen des Menschengeistes ein ewiges Denkmal gesetzt hat, mit Emsigkeit und Unverdrossenheit vertieft man sich in die schaurigen Einzelheiten jener Prozeduren, welche der dünkelhaftesten Selbstvergötterung der Jurisprudenz früherer Zeit zur dauernden Schmach gereichen. Aus den Arbeiten, welche sich während der letzten Jahre mit diesem Seitenstück der Ketzerinquisition beschäftigten, seien im folgenden diejenigen, welche allgemeineres Interesse haben, hervorgehoben.

Wer sich mit der Litteratur der Hexenprozesse irgendwie beschäftigt hat, weiß, daß die Verfolgungen in protestantischen Ländern nicht minder am Platze waren wie in katholischen und man rennt deshalb offene Thüren ein, wenn man den Nachweis erbringen will, daß die Protestanten sich an diesen Barbareien in nicht geringerem Grade beteiligten wie die Katholiken. Dies geschieht in einer kleinen Schrift von Baumgarten, „Die deutschen Hexenprozesse" (Frankfurt a. M., Fresser Nachf., 1883), welche, wie der Verfasser ausführt, den Zweck hat, die tendenziöse Geschichtsforschung auf diesem Gebiete zu bekämpfen, ein ganz vergebliches Bemühen, welches an den Windmühlenkampf des edlen Ritters de la Mancha erinnert, da eine tendenziöse Darstellung der Geschichte der Hexenprozesse überhaupt nicht existiert und es erst dem Verfasser, der sich auf seine „Tendenzfreiheit" nicht wenig einbildet, vorbehalten war, die Entdeckung zu machen, daß die Werke, aus welchen er selbst sein ganzes Wissen schöpft, mit dem Mantel der tendenziösen Verarbeitung behaftet sind! Der Verfasser steht auf dem Standpunkte, daß er die Möglichkeit eines Bundes zwischen dem Teufel und Menschen nicht in Zweifel zieht, im Mittelalter hat aber, wie er meint, dieser Unfug der Art um sich gegriffen, daß die geistliche und weltliche Macht die Pflicht hatte, dagegen ein-

Digitized by Google

zuschreiten, denn „solche Verbrechen straflos lassen, hieße die soziale wie religiöse Ordnung preisgeben." Nach dieser Behauptung kann es kein Befremden mehr erregen, wenn Herr Baumgarten an den Hexenprozessen nur das Verfahren der damaligen Zeit tadelnswert findet, und wir werden dem „tendenzfreien" Autor schwerlich zu nahe treten, wenn wir behaupten, daß die Inszenierung eines Hexenprozesses auf dem Boden des heutigen Verfahrens seinen Widerspruch und sein Mißfallen mit nichten zu besorgen brauchte. Eine weitere Berücksichtigung der Schrift und ihres Inhaltes dürfte hiernach kaum angezeigt sein; der „tendenzfreie" Verfasser ist einige Jahrhunderte zu spät zur Welt gekommen, in den Tagen Capistranos wäre er am Platze gewesen, um durch zahlreiche Brandopfer zur Entsündigung der Welt beizutragen. Bemerkenswert aber bleibt es immerhin, daß man auf die „Tendenzfreiheit" Anspruch erhebt und dabei solche Ansichten und Behauptungen auszusprechen wagt.

In wohlthuendem Gegensatz zu dieser Schrift des tendenzfreien Herrn Baumgarten steht eine Arbeit von Pollack, „Mitteilungen über den Hexenprozeß in Deutschland, insbesondere über verschiedene westfälische Hexenprozeßakten" (Berlin, Siemenroth, 1886). Der Verfasser skizziert in derselben in Kürze die Geschichte der Hexenprozesse und des Kampfes gegen sie und stellt auf Grund von Akten aus dem Gebiete des ehemaligen Kurfürstentums Köln den Gang des Verfahrens fest, welches gegen die angeklagten Hexen angewendet wurde. Von besonderer Bedeutung ist der Nachweis, daß die meisten dieser Opfer des Justizmordes nicht, wie man vielfach meint, schließlich selbst an ihre Schuld geglaubt haben, sondern daß sie im Bewußtsein ihrer Unschuld starben, weil der Widerruf des auf der Folter abgegebenen Geständnisses sie von neuem in die Marterkammer geführt hätte.

Bemerkenswert ist sodann die Feststellung, daß es im 17. und 18. Jahrhundert zur Verurteilung nicht mehr wie früher der Beschädigung dritter Personen durch die Hexen bedurfte, sondern die fleischliche Verbindung mit dem Satan für sich genügte. Nach der Ansicht des Verfassers haben in Deutschland die letzten Hexenverbrennungen in Posen vor der Einverleibung in die preußische Monarchie stattgefunden und zwar im Jahre 1793, während in Mexiko noch im Jahre 1877 fünf Frauen als Hexen nach einem förmlichen Verfahren verbrannt wurden.

Über den Umfang, in welchem in dem Bistum Bamberg die Scheiterhaufen loderten, giebt uns ein Vortrag von F. Leitschuh Auskunft, „Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken" (Bamberg 1883). Auf Grund der hier gemachten Mitteilungen muß angenommen werden, daß in wenig Teilen des Deutschen Reiches das Hinschlachten alter und junger Frauen so massenhaft betrieben und mit solch raffinierter Grausamkeit ausgeführt wurde, wie in diesem geistlichen Fürstentum. Der Verfasser teilt einen Brief mit, den ein der Hexerei angeklagter Bürgermeister aus dem Gefängnis, nachdem er die Tortur überstanden hatte, an seine Tochter richtete. Die romantischen Schwarmgeister, welche für das Rittertum und die Minnepoesie des Mittelalters ebenso schwärmen, wie die höhere Tochter für einen Eberschen Roman altägyptischen Inhaltes, sollten sich einmal mit dem Inhalt dieses Schriftstücks recht vertraut machen, um ein zutreffendes Urteil über die Zustände der guten alten Zeit zu erhalten. Durch die teuflischsten Qualen wußte man dem Angeklagten das Geständnis zu erpressen, dessen man zur Verurteilung bedurfte, durch Grausamkeiten, im Vergleiche zu denen die Bulgarian atrocities Kinderspielereien sind, verstand man es den Angeklagten dahin zu bringen, sich zu der Verübung der nichtswürdigsten Dinge zu bekennen, gegen Gesetz und Recht, gegen die ausdrückliche Vorschrift der kaiserlichen Satzungen wandte man die elendesten juristischen Kunststückchen an, um den Angeklagten in Verwirrung zu bringen, worin die damalige entartete Jurisprudenz Großes leistete.

Eine größere Anzahl von Publikationen beschäftigt sich mit der Darstellung von Hexenprozessen in kleineren Gebieten; dieselben enthalten mitunter recht viel Interessantes und es ist merkwürdig, mit welcher Eifersucht man damals in Deutschland bestrebt war, sich durch möglichst zahlreiche Hexenverbrennungen den Ruf einer glaubenseifrigen — heute würde man sagen einer schneidigen — Justiz zu verschaffen. In der kleinen Grafschaft Drachenfels, diesem durch die Natur so gesegneten Gebiete, dessen Schönheit und Reize die deutsche Poesie von jeher so gerne verherrlichte, verbrannte man im 17. Jahrhundert innerhalb dreier Jahre unter 800 Einwohnern 92 Hexen ad majorem dei gloriam, in dem Nassauschen Gebiete wurden im Laufe von zwei Jahren 190 Personen wegen Hexerei hingerichtet, darunter 169 Frauen und Mädchen. Dem weiblichen Geschlecht gehörten ja die Opfer des Unsinns allenthalben fast ausschließlich an und bei der Torturierung derselben reichten sich Grausamkeit und Wollust, wie dies stets der Fall zu sein pflegt, die Hände. Der Hauptanklagepunkt, welcher gegen die der Hexerei verdächtigen weiblichen Personen erhoben wurde, bestand bekanntlich in der Anschuldigung, mit dem Satan einen fleischlichen Verkehr zu unterhalten und sich demselben zu allen geschlechtlichen Genüssen hinzugeben. Dem modernen Menschen, welcher den Geist der Naturwissenschaft mit der Muttermilch eingesogen hat, erscheint es geradezu unbegreiflich, wie solcher Wahnsinn, der die stärkste Beleidigung enthält, welche dem weiblichen Geschlecht jemals angethan wurde, von ernsten Männern, von geistlichen und weltlichen Gerichtshöfen geglaubt werden konnte. Daß man hin und wieder an der Möglichkeit eines sexuellen Verkehrs zwischen dem Satan und einer Frau zweifelte, zeigt ein in kulturhistorischer Beziehung sehr interessantes Gutachten, welches die juristische Fakultät zu Salzburg im Jahre 1727 auf Ersuchen des Bischöflich Augsburgschen Tribunals zu Dillingen in einem Hexenprozeß gegen eine epileptische Frau abgab. Dieselbe hatte auf der Folter Alles gestanden, was man von ihr zu wissen wünschte, alsbald aber ihr ganzes Geständnis,

Digitized by Google

besonders auch soweit es sich auf den geschlechtlichen Verkehr zwischen ihr und dem Satan bezog, widerrufen. Der Widerruf machte den Juristen Schwierigkeiten. Das Bischöfliche Tribunal frug deshalb bei den Rechtsgelehrten in Salzburg an, was in dieser Sache zu thun sei; die Fakultät sprach sich dahin aus, daß der Widerruf des Geständnisses zulässig sei, da die Frage des geschlechtlichen Verkehrs mit dem Satan überhaupt als eine streitige bezeichnet werden müsse. Die Ansicht, so heißt es in dem interessanten Aktenstück, der meisten Rechtsverständigen gehe dahin, daß die Vereinigungen mit dem Teufel nur auf Illusionen beruhten, welche sich auch bei ehrbaren und unverdächtigen Frauen zuweilen einstellten. Mit dieser Auffassung konnte sich aber das Tribunal in Dillingen nicht einverstanden erklären, es bezeichnete die Ansicht der Fakultät als unkatholisch und ließ das an Epilepsie leidende Weib nochmals und zwar vermutlich gehörig foltern, um den Widerruf aus der Welt zu schaffen, was auch erreicht wurde, worauf dann die Hinrichtung in herkömmlicher Weise „zu etzlicher Ergetzlichkeit", wie es in alten Urkunden heißt, erfolgte.

Zeigt uns dieser Bericht, daß sich doch hin und wieder die Vernunft gegenüber dem Unsinn schüchtern hervorwagte, freilich ohne über ihn triumphieren zu können, so gewährt uns eine Schrift des Professors Bing in Bonn den Trost, daß auch in den Zeiten, in welchen die ärgsten Wahngebilde des umnachteten Verstandes bei hoch und niedrig, arm und reich, Glauben, felsenfesten Glauben fanden, sich einzelne erleuchtete Geister von der Sklaverei der entehrenden Geistesfesseln zu emanzipieren vermochten. In seinem Buche „Doktor Johann Meyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahnes, ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts" (Bonn 1886), hat der berühmte Lehrer der Heilkunde an der rheinischen Hochschule mit liebevoller Pietät das Leben und Wirken eines Mannes gezeichnet, dessen Bild es wahrlich verdiente, aus dem Schutt der Vergessenheit hervorgeholt zu werden, eines Mannes, der mit heiligem Eifer, beseelt von der lautersten Menschenliebe, seine Kräfte dem Kampfe gegen den Wahn, dem Streit gegen den Aberglauben und die Geistesfinsternis widmete. Der bescheidene Mann, ein Schüler Agrippas von Nettesheim, darf in Gemeinschaft mit diesem Gelehrten den Ruhm beanspruchen, als Erster gegen die Glaubenswut und die Bornirtheit der Theologen und Juristen aufgetreten zu sein. Der Mut des Mannes, welcher nicht nur ein Arzt des Körpers, sondern auch des Geistes sein, welcher seinen Zeitgenossen nicht nur gegen körperliche Schmerzen Linderung bringen, sondern auch ihr Denken von der Macht der Dummheit befreien wollte, ist um so höher anzuschlagen, als er in einer Gegend lebte, wo der Hexenwahn die tollsten Orgien feierte und Professor Bing verdient vollen Dank dafür, daß er das Wirken des ersten Kämpfers gegen den abscheulichen Blödsinn in das rechte Licht zu stellen wußte.

Die Zeiten, in welchen die Jurisprudenz der Theologie derart Magddienste leistete, daß sie die Hirngespinste theologischer Phantasten zu strafbaren Handlungen machte, die Zeiten, in welchen sie sich dazu hergab, Tausende und Abertausende von Frauen und Mädchen jeden Alters und jeden Standes eines Wahnes wegen mit der raffiniertesten Grausamkeit zu martern und zu quälen, sie zum Ergötzen der entmenschten Pöbelmassen zu verbrennen, sind vorüber, sie waren das Produkt des widernatürlichen, unseligen Bundes zwischen Rechts- und Gottesgelehrtheit, sie waren die notwendige Folge des Umstandes, daß das Gottähnlichkeitsbewußtsein den Juristen zu Kopfe gestiegen war und ihre Denkfähigkeit in nachhaltigster Weise beeinträchtigt hatte, sie bilden darum, wie einer der ersten unserer zeitgenössischen Juristen, Franz von Holtzendorff, so richtig einst bemerkt hat, eine ewige Mahnung gegen den juristischen Unfehlbarkeitsdünkel, gegen die Selbstvergötterung und die Selbstberäucherung, die in den geistlichen und weltlichen Gerichten früherer Zeiten eine so bedeutende Rolle spielten, die aber auch heute noch nicht ausgestorben sind.

Mainz. Ludwig Fuld.

## Salvatore Farina: I Due Desiderii.

Milano. A. Brigola & C. 1880.

Mit dankbarer Freude begrüßen wir das neue Meisterwerk des italienischen Freundes, der uns schon so manchen Hochgenuß gewährt hat. Unter all' den bedeutenden zeitgenössischen Schriftstellern des Auslandes dürfte kaum Einer noch sein, der uns Deutschen so innig vertraut, so anheimelnd nah und heimisch geworden, wohl Keiner, dem wir uns in warmer Tiefe der Empfindung, in ungesuchter Einfachheit der schönen Form so gern verwandt fühlen, den wir mit solcher Vorliebe zu den Unseren zählen. Jedes gewaltsame Aneignen bemächtigt sich nur des Äußeren des Errungenen; verständnisvolle Liebe und Verehrung sind es einzig, durch die der Mensch ihm Erwünschtes im tiefsten Kern sich wahrhaft zu eigen macht; in dem stolzen Bewußtsein solcher liebevollen Verehrung für den Dichter fühlen auch wir Deutschen uns berechtigt, ihn den Unseren zu nennen: unsern Farina. Der Begünstigte erfreut sich der herrlichen Leistungen in ihrer maßvollschönen Originalform, dem Unkundigen sucht eine möglichst treue Übersetzung ähnlichen Genuß zu gewähren. Ein Hochgenuß ist es in der That in der überflutenden Masse des Mittelmäßigen, ja Schlechten, das die neuere Litteratur so überwiegend zu Tage fördert, einer Schöpfung zu folgen, die mit klassischer Einfachheit klassische Schöne eint. Allem Gekünstelten, allem Raffinierten sind die engen Schranken entsprechender Empfindungssphäre gezogen; unwandelbar schön und wahrhaft dauernd gleich den Gebilden der ewiglebenden Natur ist auch im Reiche der Kunst nur das, was einfach ist gleich der Natur. Mit dieser einfachen Schönheit verbindet Salvatore Farina jenen dichterischen Tiefblick des Herzenskünders, der mit

Digitized by Google

voller Bestimmtheit jeden Ton auf dem reichen Tastwerk des Seelenlebens so anschlägt, daß all' jene mannigfachen Schwingungen, in denen das Gefühl die Saiten erzittern läßt, rein und tief erklingen und aushallen.

Die Fabel des Romans ist die denkbar einfachste. Durch einen sehr originellen Gedanken giebt der Dichter ihr aber einen ganz eigentümlichen Reiz: er teilt nur den Prolog und den Epilog seiner Dichtung mit; das eigentliche Leben in seinem bunten Verlauf auszumalen, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Wie dieser Gedanke dichterisch belebend wirkt in der regen Teilnahme, die er hervorruft, so sind ihm auch mit tiefdichterischer Kraft festbestimmte Schranken gezogen in der lebensvollen, scharf individualisierten Charakteristik der beiden so ganz verschieden gearteten Helden, wodurch der scheinbar der freien Gestaltungskraft jedes Teilnehmenden überlassenen Ausmalung, fest vorgezeichnete Bahnen gewiesen sind, die jedes Wesentliche so unabänderlich vorherbestimmen, wie sie dem Nebensächlichen den freiesten Spielraum lassen. Durch diese ebenso originelle wie fesselnde Idee gewinnt sich der Dichter in jedem denkenden Leser einen eifrigen, selbstthätigen und schon dadurch auf das Lebhafteste in seine Zauberkreise hineingezogenen Mitarbeiter. – Mit Meisterhand sind die Kinderszenen des Prologs durchgeführt, in denen, ohne den Rahmen des Kindlichen — des italienisch Kindlichen — zu überschreiten, schon mit Entschiedenheit die Grundlinien der Charaktere entwickelt werden, und in der ersten Jugend bereits die großen Gegensätze der Menschheit, welche die Entwicklung des ganzen Lebenganges bedingen, in festen Zügen gezogen sind. Der zarte Giulio, zu weich, den Kampf mit dem Leben überhaupt aufzunehmen, erliegt, bevor er begonnen, der verzehrenden Sehnsucht nach der verlorenen Mutter. Die beiden Freunde und Namensbrüder treten dem Leben entgegen. Desiderio Diodato steht von Jugend an die Hoffnung treu zur Seite; in dem goldenen Haar, dem rosigen Kleidchen der kleinen Freundin hat sich die Prinzessin der Mären ihm verkörpert zu sichtbarer und erreichbarer Gestalt, und wie das phantastische Märchengebild sich ihm zu hoffnungsfroher Wirklichkeit gewandelt, gestaltet sich ihm jeder Wunsch, der nie über Nahcerreichbares hinausfliegt, zu erfüllbarer Hoffnung, im glücklichen Leben treuer Liebe und maßvoller Bescheidung. Im Gegensatz zu ihm der Freund, der das Unmögliche allein des Wunsches wert hält (Ma tu desideri l'impossibile S. 20). Sein Streben geht in alle Fernen, nach anscheinend Unerreichbarem, das er seinem kraftbewußten Wollen zum Ziele gesteckt, und das, da blinder Zufall, nicht eigene Kraft, es ihm in den Schoß geworfen, sich nur als eins der vielen Mittel erweist, die zu einem Ziele führen könnten, doch nimmer als befriedigendes Ziel selbst; und nun, da es zu spät, das Bewußtsein im Streben nach Nebensächlichem das wahre Glück versäumt zu haben, der vergebliche Versuch, noch in der elften Stunde es an sich zu reißen, die schmerzvollste Entsagung des dahinschwindenden Alters vor der sieghaft einherziehenden Jugend, der Niedergang zu den Schatten der nahenden Nacht im Angesicht der strahlenden Morgenröte, die dem lebenswärmen Tage der Jugend und Liebe anbricht.

Wie die Namen, Desiderio, — Wunsch — Speranza — Hoffnung — nur mit leicht verhüllendem Schleier sinnvolle Symbolik umkleiden, so scheint auch der tiefe allgemein menschliche Gehalt durch die künstlerische Gestaltung hindurch, doch in echt dichterischer Weise als die Idee, die sich zu voller konkreter Erscheinung entfaltet hat. Der leichte, kaum faßbare, und doch über Allem schwebende Humor, der alles Menschliche in lächelnde Wehmut auflöst, verleiht jenen erhebenden Reiz des freien Spieles. Nach Form wie Gehalt gleicht die Dichtung einem klaren Bergsee, der bis auf den tiefsten Grund schauen läßt in der durchsichtigen Flut, die den Himmel wiederspiegelt. M. Benfey.

## Litterarische Neuigkeiten.

Das berühmte Buch des Grafen Leo Tolstoi, welches bereits im „Magazin“ anläßlich einer französischen Übersetzung unter dem Titel: „Quelle est ma vie?“ (Magazin 1888, S. 713 ff.) eingehend besprochen wurde, liegt nun auch in einer von Sophie Behr veranstalteten berechtigten Übersetzung vor; der deutsche Titel „Über das Leben“ trifft jedenfalls die Meinung des Buches besser als der von den französischen Übersetzern gewählte.

Soeben erschien bei G. Weiß, Heidelberg, die erste Lieferung eines S. Smiles'schen Buches in der Bearbeitung von Dr. H. Schramm-Macdonald: „Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft“. Die fünf Bogen starken Lieferungen zeichnen sich durch gute Ausstattung und Billigkeit (70 ₰) aus.

## Personennachrichten.

Der Tod des bekannten Germanisten und Dichters Johann Matthias Firmenich wird aus Bonn gemeldet. Das besondere Verdienst des Verstorbenen war die Herausgabe einer Sammlung von mundartlichen Volksliedern aller deutschen Gaue „Germaniens Völkerstimmen“. Auch auf dem Gebiete der Sage und des Märchens hat sich Firmenich hervorragend bethätigt, weniger glücklich war er als Bühnendichter. sein romantisches Trauerspiel „Clotilde Montalvi“ ist wenig bekannt geworden.

Der berühmte russische Satyriker, Michail Saltykow-Schtschedrin ist am 11. Mai in Petersburg durch den Tod von den körperlichen Leiden, die ihn während der letzten Jahre heimsuchten, erlöst worden. Die Bedeutung dieses großen Novellisten ist eine längst anerkannte, wenn auch erst jetzt sich die Übersetzungskunst versucht, uns Deutschen den fremdartigen Geist seiner Werke zu vermitteln. S. wurde am 15. Januar 1828 im Gouvernement Twer geboren, und starb als Wirklicher Staatsrat.

## Bühnenschau.

Am Londoner Vaudeville-Theatre wurde kürzlich ein dreiaktiges Lustspiel „Angelina“ von W. Cooper in einer Nachmittagsvorstellung, wie das auf dem englischen Theater bei jedem neuen Stücke üblich, auf seine Bühnenwirksamkeit geprüft. Das Stück ist die Bearbeitung eines unter dem Titel „Une Mission Delicate“ vor einigen Jahren in Paris durch mehrere Monate mit großem Beifall gegebenen Schwankes, dessen Verfasser, Alexandre

Digitized by Google

Bisson, auch durch seinen „Député de Bombignac" bekannt geworden ist. Das Stück wurde sehr beifällig aufgenommen und soll wahrscheinlich die nächste Spielzeit füllen.

„The Grandsire" nennt sich die englische Bearbeitung von Jean Richepins dreiaktigem Schauspiel „Le Flibustier", welche jetzt an Terry's Theater in London mit großem Erfolg gespielt wird; als Übersetzer zeichnet Archer Woodhouse.

„Some Day" ist der Titel eines neuen Lustspiels von Newton Phillips und John Tresahar, welches kürzlich in St. Georges Hall zu London zur Aufführung gelangte.

Am Berliner Belle-Alliance-Theater geht gegenwärtig ein neuer Schwank „Cabinet Piperlin" von Hippolite Raimond und Paul Burani in Szene, der nicht ohne Widerspruch von seiten der Zuschauer aufgenommen wurde. Den Berliner Theaterbesuchern scheint endlich doch für die immer wiederkehrende französische Ware der Geschmack abhanden gekommen zu sein.

Hebbels „Nibelungen", welche am Berliner Theater kürzlich wieder zur Aufführung gelangten, nachdem die Trilogie 28 Jahre lang nicht in Berlin gesehen wurde, haben trotz ihrer anerkannten Mängel einen großen Erfolg errungen; wenn auch der Beifall in erster Linie der vorzüglichen Darstellung galt, so hat doch diese dankenswerte Aufnahme des seltsam urwüchsigen Trauerspiels bewiesen, daß Hebbel uns noch ebenso nahe steht wie seiner Zeit.

Wilbrandts neues Bühnenwerk „Markgraf Waldemar" wird zum ersten Mal am Berliner Theater in der künftigen Spielzeit in Szene gehen. Dieselbe Bühne beabsichtigt auch Calderons „Dame Kobold", Bulthaupts „Verlorener Sohn" und Wilbrandts „Nero" zur Aufführung zu bringen.

Ernst von Wildenbruchs neuestes Schauspiel, gleich seinen letzten Schöpfungen aus Preußens Geschichte, ist dem „Deutschen Theater" eingereicht worden; der Titel des Stücks lautet „Der General-Feldobrist".

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Einige Namen von gutem Klang erscheinen heute auf dem Plane der Erzählerkunst. Wilhelm *Jensen*: „Sankt-Elmsfeuer". Der Titel des mäßig starken Bandes ist der ersten Novelle der Sammlung entnommen, an die sich die beiden anderen: „Um die Pfingstzeit" und „In der Karthause" ebenbürtig anschließen; echt Jensenscher Humor und liebenswürdige Herzinnigkeit zeichnen auch diese neuesten Schöpfungen des nimmerruhenden Dichters aus. — Ein anderer Novellenband von Ernst *Wichert*: „Eins zum Andern", umfaßt vier Erzählungen, von sprödestem Stoffe als die Jensens, aber feinfühlig und ehrlich in der Darstellung. — Emil *Peschkau*: „Frau Regine" ist in der Engelhornschen Romanbibliothek als Band erschienen, nachdem der kleine Roman die Feuilletons mehrerer Zeitschriften zierte. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß in dieser vortrefflichen Romansammlung mehr deutsche Arbeiten aufgenommen würden, da wir so wie so schon von den Auslandsprodukten aller Sprachen fast erdrückt werden. — Eine interessante Wiedergeburt hat der erste Schelmenroman „Lazarillo von Tormes" erlebt, den W. *Lauser* bei J. G. Cotta herausgiebt. — Einige humoristische Schriften leichteren Inhalts: Julius von *Wickede*: „Ein deutscher Lieutenant und türkischer Hauptmann".

A. von *Winterfeld*: „Die Einquartierung". — Von hervorragenden Übersetzungen verzeichnen wir: F. *Dostojewsky*: „Des Onkels Traum". Dem Verdeutscher L. A. Hauff verdanken wir bereits die Vermittelung mehrerer Werke der russischen Litteratur — und binnen kurzem werden wir die sämtlichen Romane Dostojewskys besitzen, deren einige bereits in unser Litteraturgut aufgegangen sind. — Ferner dürfen wir bei die Übertragungen zweier Werke August *Strindbergs* sehr dankbar sein, die geradezu typisch sind für das junge Schweden. „Die Verheirateten" und „Das rote Zimmer": letzterer Roman besonders hat vor zehn Jahren, wo er erschien, einen unerhörten Erfolg gehabt, aber auch einen scheinbar nicht enden wollenden Sturm der Entrüstung heraufbeschworen, ob er mit schonungsloser Brutalität die Schäden der menschlichen Gesellschaft, des Staates, der Kirche aufdeckte. Der Übersetzer beider Bände ist Heinrich Ottenburg. — *O'Rell* und J. *Allyn* „Bruder Jonathan und sein Land", deutsch von E. Becher, ist ein ebenso ergötzliches Buch wie die von denselben Verfassern s. Z. erschienene Schilderung John Bulls und seiner Insel.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 20. 16. Mai 1889.

Der Streit um Samoa und die Deutschen in der Südsee. 2. — Der russische Gemeindebesitz in der Gegenwart. — Adolf Bulf Augsburger Schmalzbriefe. — E. J. Bötticher, Nationalzeit, deutsche oder Weltzeit? — Zum zweiten Österreichischen Katholikentage. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Die Pariser Ausstellung und die deutschen Künstler. Der Rückgang der Wagnerei. Der Punktroman.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 889. Mai 18, 1889.

J. Owen, Dr. Salmon on the Infallibiliy of the church. R. C. Browne, Through England on a Side-Saddle under William and Mary. — A. T. Mackenzie Bell, Hannay's Life of Capt. Marryat. — J. A. Hamilton, The Speeches of Lord Randolph Churchill. — M. G. Watkins, Halford's Dry-Fly Fishing. J. A. Noble, New Novels. — Some Books on Ancient Greek History. — Miss Florence Peacock, Original-Verse: "Amor in Extremis". — Miss Amelia B. Edwards, Obituary. President Barnard. — Appointmeuts for Next Week. — Edgeworth, Veun's Empirical or Inductive Logic. — L. C. Hopkins, Ancient Writing In Babylonia and in China. — Science Notes. — Cosmo Monkhouse, The Grosvenor Gallery, I. — F. Wedmore, The New Gallery. — C. M. The Royal Society of Painters in Water Colours. — Stage Notes.

**The Athenaeum.** No. 3212. May 18, 1889.

Mr. Allingham's Poems. — Biblical Greek. — Garibaldi's Autobiography. — The Trials of the Templars. — Meccs — Novels of the Week. — Library Table-List of New Books. — Notes from Mount Athos; Water-marks, Sale; Rival Authors, Washington Irving, A Warning. — Literary Gossip. — Science Cudworth's Life of Abraham Sharp, Sanskrit Medical Literature Astronomical Notes; Geographical Notes. Societies, Meetings Gossip. — Fine Arts. The Royal Academy; The Society of Painters in Water Colours; Sales; Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 15. Mai 1889.

André Theuriet, Deux sœurs, dernière partie. — Cucheval-Clarigny, Le gouffre financier. — Du Danube à l'Adriatique. H. Les races. — W. G. Rothan, Souvenirs diplomatiques. M. de Persigny à Berlin en 1850. II.; La démission de M. Persigny. D'Erfurt a Olmutz. — Charles Epheyre, Secur Marthe. — C. de Varigny, La femme aux états-unis. II.; L'amour et le mariage. — Chronique de la Quinzaine, histoire politique et littéraire. — Le mouvement financier de la quinzaine. — Bulletin bibliographique.

**L'Indépendant Littéraire.** 15. Mai 1889.

E. Nageotte, l'indare et le Médisme. — E. Contamine de Latour, Légende basque, par Arturo Campion. — Roger Marx, Le Salon de 1889. — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Révolution (suite); Le Cousin Jacques. Emmanuel des Essarts, Variétés: Réflexions sur la langue française. - Louis Germont, La Quinzaine; Le Centenaire, Anniversaire d'Alfred de Musset. Les Livres. Albert Lévêque, La Bonne terre par François Fabie. Paul Montal, La Renaissance de la poésie anglaise, par Gabriel Sarrazin; G. de Willot, Un Homme libre, par Maurice Barrès. Les Précoces de Dostoiewski; Ad. Lambert, Rose Epoudry par Léon Seché. Petite Bibliothèque populaire. — Bibliographie. Politique.

**Revue de Famille.** 15. Mai 1889.

Jules Simon, Libert. — Jacques Normand, Les Cahiers de Jeannine. — Édouard Rod, L'Enfance de Goethe. — Gustave Toudouze, Péri en mer! Marie Darcey, Le Douaire d'Esther. — Henry Fouquier, Chronique. Louis Sincère Bourse de la Famille.

**Revue Critique.** No. 18–20. 6–20. Mai 1889.

Bert, Homélies d'Aphrahate. — Harnack, Actes de Carpus, Papylus et Agathonique. — Sars, Le fragment de Simonide dans le Protagoras. — Kabitschek, L'empire romain par tribus. Fraenkel, Les plus belles comédies des Grecs et des Romains — Müntz, L'histoire des arts à Avignon; L'antipape Clément VII les fresques de Villeneuve; Le tombeau de Clément V à Uzeste Faligan, La légende de Faust — Favre, Lexique de la langue de Chapelain. — Lettres de Von Vizine à sa sœur. — Suphan et Redlich, Herder, (Œuvres, XV et XXIX. — Pallain, La mission de Talleyrand à Londres en 1792. Quellien, Chansons et danses de Bretons (second article). — Académie des Inscriptions.

— Scheil, Inscription de Samsi-Ramman IV. — Grosset Contribution à l'étude de la musique hindoue. — Wide, Les cultes de Trezène, d'Hermione et d'Épidaure. — Gompers, Les

Digitized by Google

Caractères de Théophraste. — Nsguiewski, Bibliographie latine. — De Vries, L'Épître de Sapho à Phaon. — Elemeuts germaniques de la langue française. — Ranke, Histoire universelle, VIII et IX. — Graf, A travers le XVI^e siècle. — Borzelli, Gaspara Stampa. — Herford, Rapports littéraires de l'Angleterre et de l'Allemagne au XVI^e siècle. — D'Ancona, Montaigne, Voyage en Italie. — Schweitzer, Histoire de la littérature scandinave, II. — Perez, Lart et la poésie chez l'enfant. — Gourd, Le phénomène. — Joyau, La liberté morale. — Cellarier, La raison. — Ribot, Psychologie de l'attention. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

Imbert, Le temple de Zoroastre. — Winkler, Encore l'évolution du language. — Holm, Histoire grecque, II. — Bennett, Le dialecte chypriote. — Hedicke, Cicéron, De optimo genere oratorum. — Kochucke, Guibert de Ravenne. — De Ruble, La guerre de 1562 en Berry. — Hanotaux, Instructions des ambassadeurs de France à Rome, I. — De Boislisle, Saint-Simon, Mémoires. — Turner, Tolstoi — Putsage, Etude de la science réelle. — Drumond, Les lois de la nature dans le monde spirituel. — Rehière, Mathématiques et mathématiciens. — Schroeder, Le style du papier. — Chabaud-Arnault, Histoire des flottes militaires. — Cesare Guasti — Chronique. — Academie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

ITALIEN.

**La cultura.** Num. 7—8. 1—15 Aprile 1889.

O. Pfleiderer, Il Cristianesimo primitivo (A. Chiappelli). — I. Gentile, L'energia morale nelle storia (L. Cantarelli). — G. Pagani, Giovanni Pico della Mirandola (P. Ercole). — D. Ciampoli, Letterature slave (G. Morici). — G. Finzi, Trattato elementare di geografia (A. Professione). — R. d'Amelio, Degli scrittori consultati da Erodoto (E. Pulmbo). — A. Balsamo, La vita militare nell'antico reggime (L.) — Movimento degli interni negli ospedali civici (V. P. B.) — Annusrio scolastico italiano (G.) G. Rawlinson, Fenicia (B.) — Renau, Dramml folosofici (B. — Noni Marcelli, Compendiosa doctrina emend. Müller (B.) — F. Narjoux, L'Italia degli Italiani (L.)

**Revue Internationale.** 10. Mai 1889.

Eugène Ritter, Les idées religieuses de madame De Warens. — Paul Lindau, Dentelles (suite). — Giovanni Fornasini, les dernières annees de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches (suite). — Alex. de Périgord, Étrange histoire (suite et fin). — Pierre Biddès, Nouvelles lettres inédites du comte de Cavour. — Charles Fuster, La robe crême. — Ernest Tissot, Revue des publications allemandes. — Un ancien diplomate. — Chronique politique.

AMERIKA.

**The Nation.** No. 1244—1245. 2 & 9 Mai 1889.

The Week. — A Century of Democracy. — A Study in Modern Government. — In and Out of Oklahoma. — The Musical Department of the Newberry Library. — The Italian Fleet. — Bernadottes Queen. — South Carolina Convicts Again. — High License Pennsylvania. — The Three-Mile Limit. — Mr. Pearsons Treatment. — Profit-Sharing. — The Last War in Afghanistan. — The Life of Young Sir Henry Vane. — The Philobiblon of Richard de Bury. — Essays Religious, Social, Political. — The First Ascent of the Kaaai. — A Genealogy of the Van Voorhees Family in America. — Books of the Week.

The Week. — Nathan and David. — Dismissal or Removal. — "The Tobacco Frauds". — Canadian and American Railroads. — The Cuneiform Tablets of Tell El-Amarna. — France Under the Old Regime — The Reservations at Delphi. — The Amherst Postmastership. — Prohibition in Iowa. — High License in Pennsylvania. — The Vote in Salem, Mass. — The Khines Vote-Recording Machine. — The Higher Law of Legislatures. — The Administration of Justice in South Carolina. — "Antigone" at Swarthmore. — A Hard Case. — Recent English Poetry. — Some German Books — Our English. — History of the Mongols from the 9th to the 19th Century. — L'Irlande et l'Angleterre — Francis Bacon.

NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** Aflevering 1. 1889.

J. H. de Groot, met portret. — T. Pluim, Uit het land der Edda. — Hélène Swarth en B. van Heijningen, Sonetten. — Omer Wattez, Vlaamsche Kroniek. — Jacques Perk, Onuitgegeven Sonnet. — J. Winkler Prins, Voorjaarsmelankolie. Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera. — C. J. B. van der Duijs, Herinneringen aan W. J. Hofdijk. — Mr. William J. ten Hoet, Een Juristen-Avontuur, oorspr. novelle. — Boekbespreking Der Frosch; de Fransche Hofpers; Alberd. Thijm; de Fransche Revolutie; de Vrouw; Kijkjes in België, Uit Oost en West; Mevr. Buchholz, Maar t nummertje fout. — Berichten en Aankondigingen.

RUMÄNIEN.

**Romänische Revue.** Mai 1889.

Von der Academia Romäna. — Das Romänische Volksschulwesen in der Bucovina (1774—1888). — Zur Geschichte der Bucovina. — Wirtschaftliche Resultate in Romänien. — L. V. Fischer, Penes' Geschenk zum 10. Mai 1881. (Königskrönung in Bucuresci.) Nach V. Alecsandri. — Ein verlorenes Leben. Novelle aus dem Romänischen des Jean Slavici, deutsch von Leon Schönfeld (Bucuresci). V. — Romänische Anazeichnung; Zur Regelung der Thronfolge in Romänien. Ein Brief des Prinzen Ferdinand von Romänien: Die Politik des neuen romänischen Kabinetts; Dokumente zur Sprache und Geschichte der Romänen; Neue Bücher.

SKANDINAVIEN.

**Nordisk Tidskrift.** 1889. Tredje Häftet.

Curt Wallis, Om orsakerna till döddighetens minskning i Sverige 1748 1885. — P. Aug. Gödecke, Dikt och samhällstukt. (Uforsonlige, skuespil af Arne Garborg; Sankt Hans Fest och Professoren af Alex. L. Kielland.) — Gustav A. Guldberg, Darwinismen og menneskets naturhistorie. — Hans Emil Larsson, Astens ljus eller den stora förakelsen af Edwin Arnold. — Kr. Kälund, Privatholligen på Island i Sagatiden samt delvis i det övrige Norden af V. Gudmundsson — Oscar Montelius, Bland menniskoätare. Fyra års resa i Australien. Carl Lumholtz.

**Dagny.** 1889. 4. Heft.

Prinsessan Eugenie. — Sully Prudhomme, Den första ensamheten. — Easelde, Hanna Lindberg — Mathilda Naumann. Ellen Fries, Några drag af kokkonstens och bordsedernas historia i Sverige. S. Jackson Gruve, Några anmärkningar med anledning af Fröken Keys numera i broschyr utkomna föredrag om hur reaktioner uppstå. Elin Amcen, Listan. Verklighetsbild. — Bokanmälningar. Ingvald Lundset: Fra Akershus till Akropolis. Carl Lumholtz: Bland Menniskoätare. I.. Wallsee. Ben Hur. Hulda Lundin: Kludsömnad. — Fran Riksdagen. — Fredrika-Bremer-Förbundets meddelanden: Arbetsområden för kvinnor. Hvarjehanda i Kvinnofragan.

**Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.**

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Amicis,** Edmondo de. Gli Amici. Nuova edit. illustr. 13. Migliaio. Milano, Frat. Treves. L. 4,0

**D'Annunzio,** Gabriele. Il Piscere. Rmzo. 2 ed. Milano, Fr. Treves. L. 5.

**Jensen, Wilh.** Sanct-Elmsfeuer. Novellen. Leipzig, Karl Reißner.

**Peschkau,** Emil. Frau Regine. Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. V, 19. Stuttgart, E. Engelhorn. 0,5.

**Wichert,** Ernst. Ein zum Andern. Novellen. Leipzig, Karl Reißner.

**Wickede,** Jul. von. Ein deutscher Lieutenant und türkischer Hauptmann. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Winterfeld,** A. v. Die Emquartierung und andere Humoresken. Berlin, R. Eckstein Nachf. 1,0.

**Geschichte und Biographie.**

**Kæmmel, Dr. O.** Disch. Geschichte. 1. Hft. Dresden, C. Höckner. 1,0.

**Müller-Bohn,** Hermann. Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. 2. Lfrg. Berlin, Paul Kittel. 0,5.

**Weber,** Georg. Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 109. Lfrg. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1,0.

**Philosophie.**

**Mantegazza,** P. Fisiologia dell' odio. 2 edit. Milano, Frat. Treves. L. 5.

**Ravaisson,** Felix. Die französische Philosophie im 19. Jahrhundert. Übers. von Edm. König. Eisenach, J. Baemeister. 5,5.

**Wallace,** Alfred Russel. Darwinism. London, Macmillan & Co. S. 9,0.

**Lieferungswerke.**

**Kampoiroglou,** D. G. Συγγραμματα Αθηναιου. Athen, Al. Papageorgiou.

**Perrot,** Georges et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V. Livr. 236. Paris, Hachette. Fr. 0,5.

**Vermischtes.**

**Fraimund,** Friedr. Das Judenthum im Spiegel der Geschichte. München, C. Uebelein in Komm.

**Hœpli,** Ulrico Catalogo generale delle Edizione Hœpli. 1872 1889 Milano, U. Hœpli.

**Berichtigung.** In Nr. 20, S. 312 muß es heißen statt Calender Calendar, in Nr. 21, S. 329 l., Z. 26 „gerauben", statt „gestorbeuen".

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

## Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von $5$—$7^1/_2$ Bogen Oktav.

Abonnementspreis 4 Mark vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch seenen dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

---

# Für Herz und Haus.

## Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ. In feinem Rokoko-Einbande 4 ℳ 60 ₰.

Ein Buch, das sich gewiß in weiten Kreisen die Herzen der Leserinnen erobern wird. Gesunder häuslicher Sinn, praktische weibliche Lebenstüchtigkeit, tüchtige Erfahrung spricht aus jenen Briefe der Verfasserin, welche beherzigenswerte Ratschläge über alle Lebenslagen erteilt, in die ein weibliches Gemüt geraten kann. Gesunder Mutterwitz würzt die Ratschläge, die kleinen Anekdoten aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, und der schalkhafte Humor der Verfasserin weiß auch das Alltägliche mit einem freundlichen Reiz zu umgeben. Über alle möglichen weiblichen Genüssensfragen giebt das Buch praktische Auskunft, sei es nun die Wahl eines Lebensgefährten oder die Wahl und Behandlung der Dienstboten; sei es die Wahl eines weiblichen Lebensberufs oder die praktische Beiziehen der häuslichen Heilmittel. Das Buch dürfte sich besonders als Festgeschenk für junge Mädchen eignen, um sie auf die anmutigste und gefälligste Weise zugleich mit den Pflichten des Lebens und dem Leben der Gesellschaft bekannt zu machen. Durch den drolligen und liebenswürdigen Ton des Vortrags bildet es jederzeit eine angenehme Lektüre.

☛ **Vorrätig oder zu beziehen in jeder größeren Buchhandlung!**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Wolfgang Kirchbach**

### Ausgewählte Gedichte.

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

### Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

### Ein Lebensbuch.

Gesammelte kleinere Schriften, Reiseskizzen und Feuilleton.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

### Waiblinger.

Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

### Kinder des Reiches.

Ein Romancyclus.
2 Bände 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ

## Alkibiades.

**Drama in fünf Akten**
von
**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „heimatmoderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die erstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Seyler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Elze, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und bitterlich wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wissen nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite beißeln müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 8. Juni 1889. Nr. 24.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Rudolf Schmidt: „Der Kriegsassessor". — Wolfgang Kirchbach: „Richard Wagner und das zeitgenössische und altgriechische Drama". (Fortsetzung.) — A. Bernhardt: „Aus Gustav Freytags Jugendzeit". — Eugen Wolff: Neue Forschungen zur Weltlitteraturgeschichte". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Der Kriegsassessor.

Novellette von Rudolf Schmidt.

Berechtigte Übersetzung von J. C. Poestion.

In der Inspektorswohnung des neuen, vom Schiffahrtsvereine erbauten Stiftes saß er am Schreibtische, den ganzen geschlagenen Vormittag, die rotgefleckte kahle Stirne vom Tageslichte beschienen, wichtig und selbstbewußt, immer mit Papieren und Rechnungen vor sich, aber doch zumeist in dem kleinen Morgenblatte lesend, das er in der Hand hielt. Wenn er auch gar nichts mit den Papieren zu thun hatte, so lagen sie doch vor ihm, beständig und unablässig. Hätten sie ihm viel zu schaffen gegeben, so wäre ihm dies bis in die innerste Seele hinein zuwider gewesen; hingegen wollte er überaus gerne, daß es darnach aussehe, und eben deshalb saß er auch, wenn er nicht gerade speiste, sein Mittagsschläfchen hielt oder spazieren ging, fortwährend an dem Schreibtische, mit der Feder in der Hand, ob er sie nun brauchte oder nicht — breit, glühend, hochfahrend, mit rauhem Selbstgefühl in jedem einzelnen Haare des kurzgeschnittenen, grauen, schuhbürstenartigen Backenbartes, und lauerte mit einem schnellen Blick der rotgeränderten Augen auf die Wirkung, die der Anblick seiner behaglichen Person auf die vorübergehenden Bewohner der Anstalt ausübte. Daß die Inspektorswohnung ungefähr zwölf Ellen vom eigentlichen Hauptgebäude entfernt war und eine beständige Aufsicht ermöglichte, war denn auch ganz nach seinem Sinne! So saß er denn da mit rundem roten Kopfe, runden, ziegelroten Wangen, rund von Statur nicht minder als von Gesicht, und da er sich beständig so kugelrund, mit der Feder in der Faust, am Tische ausbreitete, hatte ein junger Buchhalter, dessen Tante im Stifte wohnte, ihn „die Schreibkugel" getauft.

Seine jüngeren Jahre waren durchaus nicht einem stillsitzenden Leben geweiht gewesen. Er hatte als Bootsmann auf der „Galathea" die Welt umsegelt, und war nach langem und gutem Dienst endlich zum Oberkanonier befördert. An seiner Aufführung war niemals etwas auszusetzen gewesen. Gleich vom ersten Tage seiner Anstellung angefangen, war er der leibhaftige „Dienst" gewesen, verkörpert in einer Uniform aus rauhem, dunkelblauem Tuch mit glänzenden Ankerknöpfen, stramm, strenge, genau, eifrig, beliebt bei seinen Vorgesetzten und verlästert in den Wirtshäusern von seinen Untergebenen. Das Letztere übrigens nicht allzu sehr, denn er war „ein harter Nagl" — „harte Nägel" muß es nun einmal bei der Marine geben, und sie werden selbst von denjenigen geliebt, welche die Presse merken; nein, wenn er schlecht gelitten war, so lag der Grund vielmehr darin, daß er die Forderungen des Dienstes mit einer besonderen Gabe zu rein persönlichem Wüten und Necken geltend machte; aber diese war doch erst in seiner neuen Zivilanstellung so recht in die Blüte geschossen.

In der richtigen Erkenntnis, daß es hier etwas für ihn gebe, hatte er mit beiden Händen zugegriffen, als ihm, gerade noch vor der Altersgrenze, dieser Platz als Inspektor angetragen wurde, der ihm Gelegenheit bieten sollte, eine ganze Fülle eigenmächtiger Anmaßung zu üben und den alternden Bewohnern des Stiftes von morgens bis abends unangenehm zu sein. Aber wie emsig er auch in der Ausübung seines Berufes war, so wurde er doch immer grimmig böse, wenn ihn jemand „Herr In-

Digitized by Google

spektor" nannte. Assessor, Kriegsassessor, war er, und so wollte er tituliert sein!

Die Sache war, daß diese Ernennung ihn vom innersten Herzensgrunde bis zu den äußersten Poren erfüllte; sie schwitzte förmlich aus ihm heraus. Wie die Meisten auf dieser Welt, hatte er nie besonders darüber nachgedacht, wie er eigentlich enden werde. Er hatte seiner Zeit das Militär-Dienstkreuz erhalten, war einige Jahre später mit dem silbernen Ehrenzeichen der Dannebrogmänner begnadet worden, und verlangte nichts weiter. Als er dann bei seinem Abschied den Titel eines Kriegsassessors, neunte Rangsklasse, Nummer vier, erhielt, wurde er beim Anblick der königlichen Unterschrift überwältigt, tief bewegt, verblüfft bis zur Rührung. Und als Lieutenant Justesen, der immer so gemütlich war, und bei der Konfirmation der Tochter sogar einen kurzen Besuch abgestattet hatte, ihn auf die Schulter schlug mit dem Ausruf: „Jetzt sind Sie ja förmlich in den Staatskalender gekommen, Villumsen!" — da wäre er ihm beinahe um den Hals gefallen. — Was der Staatskalender für ein Ding sei, wußte er übrigens nicht und erfuhr es auch niemals.

Er hatte nämlich das deutlichste Gefühl, daß er in ein Dasein höherer Ordnung hinaufgerückt sei, dessen teilhaftig zu werden er in seinem Leben nie geträumt hatte; und für einen Mann, der zu den Höchsten der Gesellschaft gehörte, passte es nicht, Fragen zu stellen, die möglicherweise dumm sein konnten: Das wußte er! Bei seiner Unbekanntschaft mit dem Staatskalender wurde er sich denn auch niemals recht bewußt, daß „neunte Rangsklasse, Nummer vier" so bedenklich nahe am Boden des Faßes und durch eine sinnreiche Mannigfaltigkeit von Zwischenlagen von der eigentlich feinen Schicht weit geschieden war. Ohne von einem Zweifel geplagt zu werden, freute er sich aufrichtig darüber, gerade zu dieser zu gehören. In seinen jüngeren Tagen hatte er sich immer einen Assessor als einen Mann vorgestellt, der mit rotem Mantel auf einem hohen Stuhl saß und gebieterisch das Wort führte. Einen roten Mantel trug er allerdings nicht; aber er hatte die Unterschrift Sr. Majestät dafür, daß er Assessor war, gleich anderen Assessoren. Über die Bedeutung der „anderen" der Rangordnung war er so glücklich, keine Ahnung zu haben, und niemals ist ein Geld mit größerem Vergnügen bezahlt worden, als dasjenige, womit er seine zwölf Kronen für die Rangsteuer erlegte.

Und dann kam das Angebot, Inspektor mit einer bequemen Freiwohnung und einem Geldzuschuß zu werden, welcher den ihm zugemessenen Ruhegehalt so schön abrundete. Wie er so dasaß und Ausschau hielt, bot er den seltenen Anblick eines Mannes dar, dessen Wünsche und Begierden das Dasein bis zur äußersten Grenze jedes vernünftigen Verlangens erfüllt hat. Er war denn auch unbedingt zufrieden. Auf den roten Mantel mußte er allerdings verzichten; aber von seinem mit Wachstuch überzogenen Stuhle aus führte er wirklich das gebieterische Wort.

Und selbst wenn er außerhalb seines Gebietes kam; wenn er des Nachmittags seinen Spaziergang machte mit seinem dicken, silberknöpfigen Stock unter dem Arm und in seinem gewürfelten dunkelblauen Düffelrocke, über dessen Sammtkragen die gespannte Haut seines roten Halses sich vorwölbte und ihm auch von hinten ein wohlgelungenes Gepräge kalekutscher Hochfahrenheit verlieh — wenn er also des Nachmittags mit hochragender Kupferstirne die Gasse hinab wandelte, so strotzte er auch da von Selbstgefühl bis zum Bersten, was bisweilen in den Gesichtern der Vorübergehenden ein verhaltenes Lächeln hervorrief, das ihn veranlaßte, dieselben mit seinen scharfen Augen zu mustern, als wollte er sie fragen, ob sie denn wüßten, wen sie eigentlich vor sich hätten. Gleich nach seiner Ernennung hatte er sich zum ersten Male in seinem Leben einen hohen schwarzen Seidenhut angeschafft; aber obschon es auch ferner seine Herzensmeinung blieb, daß sich ein Assessor dem Volke eigentlich nie ohne einen solchen Turm auf dem Kopfe zeigen dürfe, so drückte derselbe doch seinen Kugelkopf so stark, daß er für gewöhnlich mit einem niedrigen, runden Filzhut ausging, mit dem er doch auch unbegreiflich selbstbewußt aussah.

Seine Ehehälfte war winddürr und mager; aber an Selbstgefühl glich sie ihm ganz. Sie dachte nie mehr daran, daß sie noch vor gar nicht vielen Jahren für fremde Leute gewaschen hatte, sogar für schlichte Bürgersleute. Für sie waren jene vielen Jahre in Arbeit und Mühen ein Vordasein, welches mit ihrem gegenwärtigen und eigentlichen Leben gar nichts zu thun hatte. Und war unter denjenigen von den weiblichen Bewohnern des Stiftes, welche demütig um die Gunst der Frau Assessorin warben, um auf einem Umwege das Eine oder Andere von dem Selbstherrscher auf dem wachstuchüberzogenen Stuhle zu erreichen, eine so unklug, auch nur bloß mit einem einzigen Worte die Tulipangasse zu erwähnen, so konnte die Arme ganz sicher sein, daß ihr Ansuchen nicht bewilligt wurde.

Am Besten noch fand sich in die neue Standeserhebung die Tochter Wilhelmine, ein recht hübsches Mädchen, das die Körperfülle des Vaters mit dem schlanken Wuchse der Mutter vereinigte.

Wilhelmine wurde beinahe verlegen, wenn man sie „Fräulein Villumsen" nannte, was aber die alten Leute im Stifte, sowie Kaufleute und Krämer in der Nähe dennoch nie versäumten. Wenn sie mit aufgestreiften Ärmeln die Fenster putzte oder barköpfig in aller Eile über die Gasse huschte, um beim Krämer ein paar Flaschen Bier zu holen, sah sie geradezu hübsch aus; und, nebenbei gesagt, es war durchaus keine Seltenheit, daß sie Fenster putzte oder einen Gang in die Stadt machte. Um einen Dienstboten zu halten, hatte der Kriegsassessor doch nicht Mittel genug; es fiel ihm auch gar nicht ein. Überhaupt lagen über dem Villumsenschen Hause weit mehr Erinnerungen an die Tulipangasse, als der kürzlich ernannte Inspektor und seine Ehehälfte ahnten.

Da sie sich dessen aber nicht bewußt waren, focht es sie auch nicht weiter an; nichts that dem trotzigen, selbstsichern Machtgefühle Eintrag, mit dem das Ehepaar sich breit machte, ungefähr wie

Digitized by Google

ein Paar starrende Dornsträucher, die noch nie mit der Gartenschere Bekanntschaft gemacht hatten.

Des Kriegsassessors Gefühle für die Assessorin waren möglicherweise einmal wärmer gewesen, im Laufe der Zeit aber zu einem gewissen herablassenden Wohlwollen abgedämpft worden. Alles, was seine Natur an Zärtlichkeit und Neigung noch aufbieten konnte, hatte sich in aller Aufrichtigkeit um Wilhelmine gesammelt. —

Um dem Mädchen ein bißchen Umgang zu verschaffen, der ihrem „Stande" entsprach, ließ er sich in dem „Verein für bürgerliche Geselligkeit" einschreiben, und Wilhelmine war so der Anlaß, daß er die große Demütigung seines Lebens erfahren sollte.

„Der Verein für bürgerliche Geselligkeit" beabsichtigte seinen ersten Ball zu geben. Wilhelmine sollte auf demselben nicht fehlen — das stand alsbald unerschütterlich fest; hingegen zeigte es sich gar bald, daß all die untergeordneten Bestimmungen bei dem großen Unternehmen von großer Verwunderlichkeit waren.

Wie Wilhelmine, wie die Assessorin gekleidet sein sollte, das waren schwierige und verwickelte Fragen, welche mindestens einige Male im Tage das ganze Haus in Aufregung versetzten. Galt es übrigens in der Familie eine Bestimmung zu treffen, so war der Kriegsassessor gewohnt, wie ein Schiffsführer auf seinem Kommandobrett aufzutreten; aber gegenüber den Fragen, welche hier vorlagen, waren seine brüsken Entscheidungen machtlos. Der alte Selbstherrscher befand sich hier dem Unbekannten gegenüber, als: Krausen, Spitzen, Faltenröcken, Handschuhen, Leibern u. dergl.; er wurde sowohl von der Frau wie von der Tochter in die schlauesten Fallen gelockt, worüber er in große Heftigkeit geriet und sich so sehr in sein eignes Geschwätz verwickelte, daß er endlich nicht mehr aus und ein wußte, sondern sich prustend auf seinen mit Wachstuch überzogenen Stuhl zurückzog; und obgleich schon die siebzig Kronen, die aus der Sparkasse genommen werden mußten, um ein standesgemäßes Auftreten zuwege zu bringen, hinreichten, um ihn ganz toll zu machen, so war doch das Geld entschieden noch das Wenigste davon.

Vierzehn ärgerliche Tage mußte man durchmachen. Die beiden Alten waren gereizt bis zum Äußersten, und Wilhelmine weinte oft heimlich ihre bitteren Thränen; und doch fand der ganze Spektakel ja einzig nur statt, um ihr das Vergnügen zu verschaffen. In aller Unschuld freute sie sich auch darauf, träumte in der Nacht, daß sie sich im Glanze der Kronleuchter drehte und wenn sie erwachte, klang gleichsam noch das Rauschen der Musik in ihren Ohren nach.

Der große Abend kam. Der Kriegsassessor betrachtete sich in den funkelneuen schwarzen Kleidern, die er sich an demselben Tage hatte anmessen lassen, an welchem der Seidenhut gekauft wurde. Auf seiner breiten Brust prangten das Ehrenzeichen der Dannebrogmänner, die Kriegsmedaille sowie das Militär-Dienstkreuz — Attribute, die ihm bei gesellschaftlichen Zusammenkünften in „Nyboder" *) immer alle mögliche Ehre eingetragen hatten. Die Assessorin trug ihren französischen Shawl, der in „Nyboder" gleichfalls in großem Ansehen stand, und auf ihrem schwarzen Wollkleide waren Seidenspitzen für die Hände befestigt, deren graue, vertrocknete Finger in buttergelben Handschuhen staken, welche anderthalb Kronen gekostet hatten und ganz unglaublich in die Augen fielen. Wilhelminen verlieh das ausgeschnittene, lichtblaue Ballkleid mit den kurzen Halbärmeln, über welches der weiße Seidenshawl geworfen war, eine gewisse Anmut, obschon die Arme unleugbar etwas rot waren. Da standen sie denn alle drei, stramm und geputzt, und warteten auf die Droschke, befangen von einer Verlegenheit, die sie in kalten Schweiß brachte, und deren sie sich durchaus nicht bemeistern konnten.

Als der Wagen endlich kam, fühlte sich der Kriegsassessor, um seiner schlechten Laune Ausfluß zu geben, gerade aufgelegt, den Kutscher tüchtig auszuzanken und zog als Einleitung dazu seine silberne Cylinderuhr hervor; aber er mußte die zornige Bemerkung in sich verbeißen, bevor er sie an den Mann gebracht hatte: der Zeiger wies genau die angegebene Zeit; es war nur die Familie, welche so zeitig fertig geworden war; diese Entdeckung besserte jedoch die Stimmung nicht.

Eigentlich hatte der Kriegsassessor sich etwas wie einen Empfang von seiten der Leitung erwartet; er mußte indessen ganz so wie jeder andere beim Eingange zum Festsaale seine Mitgliedskarte vorzeigen, und wandelte dann mit seiner weiblichen Begleitung ziemlich unbemerkt herum, was nur zur Folge hatte, daß er sich mit verdoppelter Hochfahrenheit in die Brust warf, als er endlich auf der rund um die Wände laufenden Bank mit Wilhelmine, gut geborgen zwischen der Assessorin und ihm selbst, Platz nahm.

Aber blickte er herausfordernd auf die Versammlung, so begann auch diese ihn ziemlich unbefangen anzusehen. Er hielt sonst zwar viel auf Aufmerksamkeit, aber diese Aufmerksamkeit gefiel ihm doch nicht; und blieb er auch in seinem Äußeren gleich stolz, so begann er sich doch heimlich selbst zu fragen, was denn wohl los wäre. Was die Assessorin betraf, so hielt sie sich bei weitem nicht so steif. Die Mannigfaltigkeit der Lichter, die aufgehängten Fahnen und Schilde, das ganze summende Gewimmel, riefen plötzlich eine demütige Erinnerung an die Tulipangasse hervor, und als sie sich mit ihrem neuen Festtaschentuch die Nase putzte, überkam sie ein unerklärliches Mißtrauen zu den Buttergelben.

(Schluß folgt.)

*) Name eines Stadtviertels, von König Christian IV. im sechszehnten Jahrhundert für die Marine erbaut.

Digitized by Google

## Richard Wagner

### und das zeitgenössische und altgriechische Drama.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Fortsetzung.)

Das Poetische ist hier das vollständig Unmusikalische, ja, es ist das Poetische sogar nur deshalb, weil es unmusikalisch ist. Was aber von diesen Worten sich musikalisch ausdrücken ließe, das wäre nicht der poetische Wert der Sache, sondern nur allenfalls eine musikalische Begleiterscheinung. Jener besondere Wert kann nur durch das Wort und ausschließlich durch das Wort gegeben werden.

Es ist nun sehr bezeichnend, wie die Musik den größten Musikdramatiker, Richard Wagner, fortwährend nötigt, statt der innerlichen Gedankenerscheinung einer Seelenregung, nur denjenigen äußeren Wortschatz heranzuziehen, welcher nervöse Begleiterscheinungen bezeichnet und daher auch die Unterlage zur musikalischen Beleuchtung werden kann. Wagner will uns die höchste Liebesschnsucht seines Siegfrieds und seiner Brunhilde malen. Siegfried sagt:

„Mir in die Brust
Brach nun die Lohe,
Es braust mein Blut
In blühender Brunst;
Ein zehrendes Feuer
Ist mir entzündet."

Man lese weiter bis zu Brunhildes wilder Leidenschaftsäußerung: „Göttliche Ruhe rast mir in Wogen!"

So wie wir uns erinnern, daß diese ganze Art der Leidenschaftsschilderung nur die Unterlage für eine musikalische Beleuchtung sein soll, werden wir billig bewundern, wie praktisch Wagner hier für seine Zwecke gedichtet hat. So wie wir aber genötigt sein sollten diese Leidenschaftsschilderung als eine selbständige dichterische und poetische Leistung anzusehen, so müßten wir gestehen, daß sie ohne ein Vermögen die Leidenschaft im besagten Sinne festzulegen geschaffen ward, daß sie thatsächlich mehr oder minder nichtsnutzig, schwächlich sei.

Was wir hier aussprechen, dürfte Mancher nicht zugeben. Der Sinn für das Poetische ist nur Wenigen geblieben. Es ist keine Verständigung möglich, wo der grundsätzliche Unterschied, den wir eben aufgedeckt, nicht voll und ganz verstanden ist. Wer ihn aber verstanden hat, wird uns willig weiterfolgen. Der Wortschatz, dessen sich Wagner bedient, liegt bei einer solchen Leidenschaftsschilderung ganz in jenen allgemeinen physikalischen und physiologischen Erscheinungen: Feuer, Wasser, Wogen der Gewässer, Wellen u. s. w., welche sich deshalb musikalisch darstellen lassen, weil z. B. die Musik thatsächlich auch als eine Wellenerscheinung (Schallwellen) auf uns wirkt und weil eine gewisse Einheit der physikalischen Kraft in der Natur besteht, welche eine Reihe physikalischer Naturerscheinungen in der That als Äußerungen derselben einen Kraft bewährt. So ist nicht einzusehen, warum das Wogen einer Frauenbrust in hoher Leidenschaft nicht in der That durch das Wogen von Schallwellen musikalisch zu erörtern sei, so wenig auch der Busen des Weibes als solcher durch Musik kann geschildert werden.

So kommt es denn, daß wenn Wagners Siegfried nach einem Ausdruck seiner höchsten Leidenschaft sucht, er sich dichterisch thatsächlich nur rein nervenmäßiger Bilder bedient:

Ein zehrendes Feuer
Ist mir entzündet:
Die Glut, die Brunhilds
Felsen umbrann,
Die brennt mir nun in der Brust.

Da ist kein Wort, das nicht musikalisch zu beleuchten wäre, da ist aber eben deshalb gar kein dichterischer Gedanke. Die Erregung hat in der dichterischen Einbildung Wagners (und in der Vorstellung Siegfrieds) thatsächlich keine Gestalt gewonnen; ist nicht zu einer wahrhaft gegenständlichen Begriffserscheinung verdichtet, sondern die Leidenschaft bleibt in ihrer allgemeinsten, wenn man will abgezogensten Art. Wir messen dichterischen Wert einer solchen Schilderung schon deshalb nicht bei, weil auch jede andere Leidenschaft, als sinnliche Liebe, als ein „zehrendes Feuer" bezeichnet werden kann und weil all' die Leidenschaftsmerkmale, welche sowohl Siegfried wie Brunhild in dieser Szene aufzählen, um den Ausdruck ihrer Leidenschaft zu finden, auch gar vielen anderen Erregungen der Seele entsprechen können als körperliche Begleiterscheinungen des Nervenlebens. Denn in der That: nur das körperliche Merkmal der Leidenschaft schildert Wagner; er muß es, weil er durch die Musik eine Illustration in musikalischen Merkmalen für die Leidenschaft darstellen will, zumal das Wort und das musikalische Merkmal sich künstlerisch decken sollen. So sagt denn Brunhilde: „Mir schwirren die Sinne" und Jedermann sieht auch hierin den großen Instrumentalisten, der recht wohl weiß, wie man eine Saite „schwirren" machen kann, um dadurch auf den Hörer rein musikalisch eine Leidenschaftswirkung zu erzeugen. Dichterisch betrachtet aber sind dies alles höchst wertlose Erfindungen. Die ganze Szene läßt sich auf drei physiologische und physikalische Elemente und Elementarwirkungen zurückführen, wenn wir das Textbuch genau durchlesen, durch welche Wagner die Erregung zu schildern sucht: Die Vorstellung eines brennenden Feuers, die Empfindung einer ruhigeren und strahlenden Lichtwirkung und die rückstrahlende sowohl wie die kühlende Wirkung einer Wellenerscheinung im Wasser.*) Diese drei Erscheinungen kann die Musik recht wohl ausdrücken, sie vermag durch die Wirklichkeit des Tones und der Instrumentalisierung eine unendliche Fülle von Spielarten einer solchen allgemeinen Empfindung anzuschlagen und über das rein nervöse Leben zu erheben durch musikalische Komposition. Das hat denn auch Wagner gethan. Dagegen bleibt die dichterische Schilderung durchaus nur im körperlichen Anzeichen stecken und eben deshalb ist sie thatsächlich undichterisch. Der begeistertste Verehrer Wagners lese „sine ira et studio" die Erweckungsszene Brunhilds, den Schluß des „Siegfried" durch, an der Hand dieser unserer Betrachtung: er wird zugeben zunächst, daß jene

*) Wir verkennen nicht, daß eine mythische Bedeutung darin gefunden werden kann. Davon am Schluß.

Digitized by Google

drei Elemente die herrschenden sind. Ein Dichter, der auf selbständige künstlerische Bedeutung Anspruch hätte, dürfte das nicht. Von ihm würden wir eine geistige und sittliche Steigerung der Ausdrücke für seine Leidenschaft verlangen im Shakespeareschen Sinne: Wagners „Siegfried" aber reitet, wie auch Brunhilde, thatsächlich auf jenen drei Nerven-Erregungen herum. Seite 92 z. B. ist der Vergleich des „zehrenden Feuers" angeschlagen; Seite 95 ist weder Brunhild noch Siegfried um einen Schritt weiter gekommen, Brunhild: „Das wilde Feuer, fühlst Du es nicht?!" und Seite 97 Siegfried: „Ha! wie des Blutes Ströme sich zünden u. s. w." — Jedermann giebt zu, daß eine dichterische Steigerung und Entwickelung der Leidenschaftsbegriffe hier nicht geleistet ist, es ist thatsächlich eine opernhafte und armselige Wiederholung, die sich nur erklärt aus der Absicht musikalischer Benutzung. Und musikalisch hat ja Wagner eine prachtvolle symphonische Entwickelung und Steigerung in dieser Szene erreicht, wie kaum ein Künstler. Man wird unseren Satz zugeben: das Wort erscheint hier nur als Stichwort für einen musikalischen Zweck. Für den schädlichsten und gefährlichsten Gegner Wagners halten wir den, der ihn auf Grund seiner Texte für einen Dichter erklärt. Daß er Begabung zur Dichtung hatte macht ihn noch nicht zum Dichter. Er nützte diese seine Begabung, die ihn vielleicht, wenn er nicht ein großer Musiker gewesen wäre, zu einem echten und rechten Dichter gemacht hätte, für andere Zwecke aus. Er hörte seine Worte, statt geistig zu dichten, und darum konnte er eine eigentliche und sonderlich-poetische Wirkung nicht wohl erreichen. — Man lese im Gegensatz zu dieser Wagnerszene etwa die Balkonszene in „Romeo und Julia", um sich einer dichterischen Wirkung in ihrer vollen Reinheit bewußt zu werden. Da ist jedes Wort ein geistig Wort. Da ist die unerschöpflichste Fülle von fest geschauten Leidenschaftsworten, in denen das Hirn der Liebenden, über die körperliche Nebenerscheinung hinweg, freischöpferisch die unendlichen sittlichen Schattierungen und Situationsbeziehungen einer liebenden Leidenschaft herausgiebt. Hier erweist sich die Einbildungskraft der Liebenden von einem so unendlichen Reichtum, daß dieser Einbildungsreichtum eben die dramatische Stärke ihrer Erregung ins herrlichste Licht setzt, der denn auch zum reizendesten Gegenspiele der Situation wird, indem der Trieb in Julia so natürlich wie stark waltet, daß sie immer wieder zurückkommt und uns entzückt, wenn sie am Fenster erscheint und meint: „St! Romeo! st! O eines Jägers Stimme, den edlen Falken wieder herzulocken!"

Wie arm an Einbildung, an Situationstrieb der Leidenschaft, und damit dichterischer Wirkung würden dagegen Siegfried und Brunhilde erscheinen, wenn wir so ungerecht wären sie ernstlich als dichterische Gebilde anzusehn. Siegfried wüßte Nichts besseres zu sagen, als seine hochgradige körperliche Erregung infolge der Leidenschaft immer erneut mit dem einen Worte Feuer zu bezeichnen und es wäre die ärmlichste und alltäglichste Gedankenverbindung, wenn er sich auf die Vorstellung des Wassers gebracht sähe, um sich dahinein zu stürzen. Es würde dieser letztere Wunsch, der nur einer verbrauchten und überspannten Sinnlichkeit entspräche, so wie wir ernstlich einen Maßstab der Lebenswahrheit an die Leidenschaftsäußerung der Wagnerschen Liebenden legten, nicht nur zufolge jener Verknüpfung gemein sein, sondern auch ganz und gar unwahr. Denn Siegfried, der junge, keusche Recke, der in gesammelter Kraft seiner Seele sowohl wie seines Körpers vor der Jungfrau steht, selbst noch als Jungfrau, würde eine kraftvolle Leidenschaft und ihre Linderung nicht mit Feuer und kühlender Flut vergleichen, sondern etwa seinersceits in das selige Lachen und in geistig heitere und wilde Bilder verfallen, wie sie Wagner am Schlusse der Brunhild in den Mund zu legen versucht: er würde noch ganz anders, als Romeo in Gestalten einer schaffenden Einbildung leben, welche sich weit entfernen von jeder Vorstellung seines körperlichen Zustandes. Denn eine Sinnlichkeit, welche aus der Selbstbeobachtung der körperlichen Erregung (wie bei Siegfried und Brunhild) ihre Leidenschaftsäußerung und an ihr sogar die Leidenschaftssteigerung schöpft, ist nicht mehr eine kraftvolle, sondern eine abgenützte: man wende sich, wie man wolle. Eine wahre Leidenschaft weiß gar nicht, daß sie Leidenschaft ist; sie kommt nicht dazu sich so weit an sich selbst zu erinnern, daß sie mit Brunhild sagt: „Mir schwirren die Sinne", sondern sie lebt ganz und gar im geliebten Gegenstande, was sich dichterisch in gegenständlichen Begriffsäußerungen, in Gedanken darstellt, wie wir durch die obigen Beispiele aus Shakespeare angedeutet. Sie zeichnet sich ferner durch ein ganz ausgeprägtes Situationsbewußtsein aus. So sagt z. B. Julia in ihrer Leidenschaft:

> Verbreite Deinen dichten Vorhang, Nacht!
> Du Liebespflegerin! Damit das Auge
> Der Neubegier sich schließ, und Romeo
> Mir unbelauscht in diese Arme schlüpfe.

In diesem Situationsbilde, das die Einbildung der Liebenden sich schafft, liegt mehr Leidenschaft, mehr sinnliche Kraft, mehr Dichtung, als in allen Äußerungen Brunhildes von „leuchtender Liebe", als in allen physikalischen Bildern von Feuer, Licht und Wasser, durch welche die Wagnerschen Liebenden ihre Erregung als schwächliche Beobachter an sich selbst versinnlichen.

In der That: die Wagnersche Leidenschaft ist wegen dieser symptomatischen Schilderungsart undichterisch. Nur in den seltensten Fällen greift ein Dichter dazu symptomatisch in diesem Sinne zu sein; sein Symptom liegt ganz in der Gestalt, welche eine Erregung in der Einbildung und im gegenständlichen Wort als ein schöpferischer, sittlicher Zug annimmt, mag nun Hamlet seine Leidenschaft in das Wort bannen und die Vorstellung:

> „Dann stoß ihn nieder, daß gen Himmel er
> Die Fersen bäumen mag"

oder Romeo ganz die Wonne der Situation auskosten, welche in dem Worte liegt: „Sie ist es, meine Göttin! meine Liebe! O, wüßte sie, daß sie es ist." Das hat freilich jeder Liebende so gedacht, so lange

Digitized by Google

geliebt wird. Es ist zugleich so hoch dichterisch, weil es schlagend lebenswahr ist.

Gedanken in gegenständlichen Worten sind das Element des Dichters, darum verlangen wir von ihm nicht Liebe, die er nicht schildern kann, sondern die Gedanken der Liebe, die Gedanken aller Erregungen, Leidenschaften und Verbrechen, wie sie sich in der Einbildung und Vorstellungskraft festlegen, um gegenständliche Leidenschaft zu werden, sei es nun in der Lyrik oder im Drama. Und nur diejenigen Dichtungen werden uns rühren, erschüttern, erfreuen, in denen dieses Geheimnis der Wortkunst waltet. Tausende von Gedichtsammlungen werden Makulatur, weil Worte noch nicht die Kunst der Dichtung sind.

Wagner hat kaum jemals dieses Wesen der Dichtung erkannt. Seine eigenen Dichtungen, trotz einzelner dichterisch angehauchter Stellen, sind thatsächlich arm; sein Hirn wirkte nicht nach dieser Richtung, sondern durch und durch als das Hirn eines Musikers. Eine äußere, nicht unbeträchtliche sprachliche Begabung, die er mit vielen Zeitgenossen teilt, setzte ihn in den Stand, Worte als Unterlage für musikalische und instrumentale Wirkungen zu erfinden, und er that es, um diese musikalischen Wirkungen ihrerseits bestimmter festzulegen, im selben Sinne, wie wir das Wort über die festgelegten poetischen Leidenschaften und Kunstwirkungen gebraucht. Indem durch eine dienende Beihilfe des Wortes der allgemeinere musikalische Eindruck festgelegt wird, hört das innere Ohr des musikalischen Hörers diese Musik als etwas Wohllautenderes und reiner Musikalisches. Wir wollen erörtern, daß Wagners Musikdrama durch die Zuhilfenahme des Wortes in der That eine Fortsetzung reiner Musik geworden ist. Nicht ein „Musikdrama" ist das Wagnersche Kunstwerk, es ist die „Symphonie mit Worten", die Darstellung einer Symphonie. Mit der Oper hat es in der That wenig mehr als einen äußeren Zusammenhang, mit der Dichtung und dem Drama gar keinen; mit der Beethovenschen Symphonie den tiefsten. Es ist eine Thatsache des Seelenlebens, daß das innere Ohr eine Musik, welcher eine Wortvorstellung zu Grunde gelegt wird, deutlicher, inniger scheidet und zerlegt. Welch' eigentümliche Veranlagung unseres Verknüpfungsvermögens dem zu Grunde liegt, soll hier nicht weiter untersucht werden. Genug, daß wir beim Anhören symphonischer, rein musikalischer Werke mehr oder minder bestimmte Vorstellungen in uns auftauchen sehen. Sie liegen beim Anhören einer Haydnschen Symphonie eben so in der Luft wie bei einer Beethovenschen. Wer sich genau beobachtet und strenge innere Wache übt, wird bemerken, daß diese Vorstellungen das rein musikalische Hören begünstigen, daß das Ohr den besonderen wohllautenden Wert einer Tonverbindung inniger durchhört, wenn im Vorstellungsvermögen eine Thätigkeit erwacht. Beethoven wurde nur aus diesem rein musikalischen Grunde dazu geführt öfters ein Sinnwort, ein Schlagwort seinen rein musikalischen Arbeiten vorzustellen, welches irgend eine Vorstellung erweckte. Dieses Schlagwort, Stichwort dient aber nur dazu den musikalischen Ausdruck und Eindruck festzulegen. Eine solche Festlegung wirkt rückwärts auf das geistige Hörwerkzeug, welches den rein musikalischen Wohllaut einer ungewohnten Tongruppe leichter hört und inniger durchdringt, ihn in seiner rein musikalischen Kraft deutlicher aufnimmt, wenn der Hörer im Worte einen äußeren Leitfaden hat. Und zwar dürfte sich herausstellen, daß es der Unterschied, der unüberbrückbare Gegensatz zwischen dem Wesen des Wortes samt der ihm eigenen Vorstellungsart und der Welt der Schallwellen samt ihren Wirkungen ist, welcher uns rein seelengesetzlich zu einem solchen innigeren Hören des musikalischen Wohllauts veranlaßt. —

Richard Wagner schildert uns zum Beispiel das Schmieden eines Schwertes, das Sieden und Wabern einer Feuersbrunst. Das Geheimnis der Wirkung seiner Musik beruht nicht darin, daß nun wirklich die Töne erklingen, welche in einer Schmiede der Wirklichkeit zu hören sind, oder daß das Orchester thatsächlich zu brennen anfängt und die Geräusche des wirklichen Siedens und Waberns auftreten, sondern, was wir hören, ist ja zunächst Musik und musikalische Tonfolgen. In uns liegt die instinktive Erinnerung und Vorstellung des Schmiedeklangs der Natur, des wirklichen Waberns: im größten Gegensatz dazu hören wir nun nicht die rohen Geräusche der Wirklichkeit, welche uns als Empfindungsvorstellung zu dem Worte Sieden vorschweben, sondern Etwas in den Wohlklang feinerer Schallschwingungen Eingefügtes, das uns nun erst recht als ein musikalischer Wohllaut reinerer Art erscheint im Gegensatz zur unmusikalischen Wirklichkeit des Worts und seines thatsächlichen Inhalts.

Hier liegt das eigentliche Geheimnis der Verbindung von Wort und Ton. Diese Vereinigung ist nicht eine künstlerische, sie ist ein Gegenspiel, ein Gegensatz zwischen Wesen und Form, und die Musik schöpft aus diesem Gegensatze die Möglichkeit uns um so reiner als Musik entgegenzutreten. Es ist ein Schein, als wolle sie dem Worte sich anbequemen; thatsächlich ist das Wort, durch den unüberwindlichen Gegensatz, nur der äußere Leitfaden, welcher den musikalischen Wert einer Tonverbindung ins rechte Licht stellt. Dieser Satz gilt für jede Verbindung von Wort und Ton, wo der Ton durch ein Instrument hervorgebracht wird, welches die regelmäßigen Schwingungszahlen der Schallwellen erzeugt, auf Grund deren unser Ohr eine Schallwirkung als eine musikalische empfindet.

Nicht daß Wortbegriff und Tonwirkung sich decken, ist das Geheimnis Wagners und jeder Musikdramatik, sondern daß sie sich nicht decken. Aus dem Gegensatz zwischen der vorgestellten Welt der Wortbegriffe und der nur gehörten Tonwelt wird das innere Ohr veranlaßt den rein musikalischen Wert einer Tongruppe bewußter und damit inniger zu empfinden. Jeder kann diesen seelischen Vorgang in sich entdecken.

Denn wahrlich! wenn das Gesamtkunstwerk Nichts Anderes wäre, als eine gemeine Nachahmung der Geräusche von Feuer, Wasser, Wind und Wellen, wiewohl die Gegner sagen, um Wagner ad absurdum

Digitized by Google

zu führen, so wäre allerdings nicht einzusehen warum ein Haus in Baireuth erbaut ward und alle Instrumente der Orchester dieser Welt in Bewegung gesetzt würden zu solch wohlfeilen Zwecken. Dann wäre es wohl geschickter gewesen wirkliche Feuer anzuzünden und sie lustig prasseln zu lassen, einen Haufen Gold auf die Bühne zu legen und darüber zu schreiben: „Rheingold, klares Gold!", statt jene unendlich schöne Tonverbindung zu erfinden, welche uns an den Worten: „Rheingold! klares Gold!" zu einer so hohen inneren musikalischen Deutlichkeit gelangt. Denn viel durchsichtiger, als das klarste Gold, welches ja in der Natur trotz allem Blinken undurchsichtig bleibt, ist das musikalische Motiv, welches der Meister uns zu jenen Worten erfunden hat.

Man prüfe sich selbst, prüfe Wagners Werk gewissenhaft und ehrlich auf das, was wir hier sagen: es ist allenthalben jener feinste, zarteste seelische Unterschied zwischen der gemeinen Wirklichkeit der Wortvorstellung mit ihrem thatsächlichen Inhalt und der an sich musikalischen Wirkung instrumentaler Schallwellen, welcher uns veranlaßt, im inneren Ohre des rein musikalischen und wohllautenden Wertes einer Tonverbindung uns bewußt zu werden.

Auf diesem Grunde beruht es, daß die reine Musik als eine fortschreitende Kunst der Dienste des Wortes nicht entbehren kann und konnte. Schon Beethoven, der eine Fülle neuer, rein musikalischer Tonerfindungen, für seine Zeit unerhörter Melodien mitbrachte, mußte als ein Musiker zum Worte greifen, um seine Zeitgenossen durch jenen dargelegten Gegensatz zur musikalischen Aufnahme, zum musikalischen Verständnis seiner Töne kräftiger zu bewegen. Das Gleiche gilt von Mozart. Wagners Kunstwerk aber setzt genau da ein, wo die neunte Beethovensche Symphonie aufhört. Mit vollem Recht hat er sich darauf berufen. Mit vollem Recht darf die Musikgeschichte Wagners Musikdrama an Beethoven anreihen. Niemals aber wird die Litteraturgeschichte dieses Gesamtkunstwerk an Shakespeare oder Schiller, an das Altertum oder sonst ein dichterisches Werk anknüpfen dürfen.

Wagner, als ein wohllautempfindendes und instrumentalisches Genie, wie die Welt es nicht leicht wieder sehen wird, war nun noch mehr in der Lage, als Beethoven, ungewohnte, vollkommen neue Tonverbindungen, eine Welt von reiner Musik höchster Art von den Zeitgenossen nicht verstanden zu sehen, wenn es ihm nicht gelang ein Mittel zu finden diese seine gewaltige innere Tonwelt vom musikalischen Standpunkt aus der Welt verständlich zu machen. Er war ein Musiker so voll von innerem Wohllaut, so durch und durch auf die sinnliche Schönheit klingender Wirkungen gestellt, daß uns so manche instrumentale Wirkungen Beethovens und Mozarts hart erscheinen, gegenüber der orgelhaften Milde und Pracht eines Wagnerschen Orchesters. In den „Nibelungen", „Parsifal" ist eine orchestrale Schönheit, wie sie vielleicht nie wieder von Menschenohren gehört wird. Es ist das unwahrste Wort: Wagners Tonverbindungen seien hart, lärmend, seien Getöse. Nur Musiker vom alten Schlag, die sich nicht in den eigentümlichen Aufbau des Wagnerschen Orchesters hineinfinden konnten, welches die alte selbständige Stimmführung zerbrach und einen großen Orgelstrom, bei dem der einzelne Musiker nur Orgelpfeife ist, entströmen ließ, konnten Unharmonisches aus Wagner herausdirigieren: ein Kapellmeister, welcher das eigene Kunstgesetz Wagners durchdrungen hat, zaubert uns eine berauschende Fülle sinnlich schöne Tonbilder hervor.

Aber Wagners Töne sind ursprünglich, ungewohnt, nicht so leicht wird der Laie, der in alten Musikvorstellungen steckt, den hohen musikalischen Wert einer vollkommen neuen Verbindung und Klangfolge aufnehmen, wenn ihm nicht ein Leitfaden zur rein musikalischen Aufnahme gegeben wird. Und Wagner fand, wie Beethoven diesen Leitfaden im Worte und der sinnlichen Darstellung der Opernbühne. —

Wir sind an dem Punkte, wo wir, ohne fürchten zu müssen, daß man uns mißverstehe, den Satz aussprechen dürfen: Wagners Kunstwerk ist kein „Gesamtkunstwerk", es ruht nicht auf einer Verbindung der Künste, stellt auch keine Verbindung der Künste thatsächlich dar, sondern es bleibt ein rein musikalisches Kunstwerk, es ist in seiner letzten und thatsächlichen Wirkung reine Musik symphonischer Art. Was sonst von äußeren Knallwirkungen der Schaubühne damit verbunden ist, können wir nicht einer Kunst höherer Art im ernstlichen Sinne beimessen: es sind Wirkungen einer geistreichen Anordnung lebender Bilder, Beleuchtungsstückchen, Ausschmückungskünste wie sie mehr dem Wesen der alten Oper, als den wesentlichen Forderungen dramatischer Dichtung und der mit ihr verschwisterten Schauspielkunst entsprechen. Wenn wir auch die Meisterhaftigkeit des Regisseurs bewundern, so werden wir billig nicht eine höhere Kunst hierin sehen. —

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Frage der Verbindung der Künste. Wir unterscheiden, neben der Baukunst, vorwiegend denn doch nur die drei eigentlichen höheren Geisteskünste der Musik, Malerei und Dichtung. Die Baukunst kommt im Wagnerschen Kunstwerke überhaupt nicht in Frage. Es könnte also sich nur darum handeln: Malerei, Musik und Dichtung zu einem Gesamtkunstwerk zu vereinigen. Zur Malerei! Diese ist gewiß nicht irgend wie ernstlich am Wagnerschen Kunstwerke beteiligt. Sie ist eine Kunst des Sehens, so gut wie die Bildhauerei. Der Kunstwert eines Gemäldes beginnt erst da, wo derjenige Teil der Malerei, den Wagner braucht, die Ausschmückungsmalerei, aufhört. Die Zartheit des geistigen Sehens in Zeichnung und Malerei, die Zartheit und höchst gesteigerte Empfindlichkeit körperlichen Formens in der Bildhauerei, in ihrem Verhältnis zur wirklichen Natur, macht erst die bildende Kunst. Der Genuß des kennenden Beschauers liegt in diesem Verhältnis. Was das Wagnersche Kunstwerk von bildender Kunst als Beihilfe bedarf, fällt noch gar nicht unter den Begriff des künstlerischen „Bildens", d. h. Durchbildens. In dessen Art bestimmen wir den Kunstwert eines Michel Angelo gegenüber einem Zopf-

Digitized by Google

künstler. Wagner braucht von der Malerei Versatzstücke. Auch die vollendeteste Ausschmückung läßt den naturkundigen Beschauer sofort die Leere der künstlerischen Durchbildung erkennen: es würde Jahrzehnte des Schaffens der allergrößten Künstler bedürfen, um aus einem Hintergrund zu Wagners Werken Etwas zu machen, was thatsächlich ein „Kunstwerk" bildender Kunst wäre. Denn nur die künstlerische Eigenart des sehenden Künstlers in seinem Verhältnis zur Natur macht den Kunstwert.

Thatsächlich ist also die Malerei und Bildhauerei überhaupt nicht am Kunstwerk Wagners beteiligt, sofern sie den Namen „Kunst" verdient im eigentlichen Sinne. Nur die Ausschmückungsmalerei ist es. Diese aber ist nicht in einem höheren Sinne Kunst, wie etwa die Gartenkunst. Man nennt diese Nebenkünste auch Hilfskünste. Eine Verbindung von Musik mit Gartenkunst ist recht wohl herzustellen und wäre der Wagnerschen Verbindung mit Ausschmückungsmalerei verwandt. Eine Beethovensche Symphonie, in einem öffentlichen Garten gespielt, wo unser Auge sich an kunstvollen Blumenbeeten ergötzt, die Wasserkünste spielen u. s. w., könnte durch Vereinigung der sinnlichen Wirkungen auf Auge und Ohr uns recht wohl in eine selige Stimmung versetzen, die ihres Gleichen sucht. Dennoch würden wir das nicht im Ernste ein Gesamtkunstwerk nennen.

Es fällt im thatsächlichen Kunstwerk Wagners aus der Verbindung der Künste also die Malerei bei ernstlicher Betrachtung fort. Von einem Gesamtkunstwerke darf deshalb schon nicht mehr geredet werden. Das Wort „gesamt" hat keinen Sinn, weil Baukunst, Bildnerei, Malerei als Hauptkünste und eine Reihe Nebenkünste: als Gartenkunst u. A. nicht in Frage sind.

Es bleibt also in der That eine Verbindung von Musik und Dichtung, was ernstlich als eine Verbindung der Künste betrachtet werden könnte; eine Verbindung von bühnengemäßer Wortdarstellung mit Musik. Bleibt es wirklich eine Verbindung von Dichtung und Musik? Nein, auch das nicht. Es ist eine Verbindung von Wort und Musik, nicht von Dichtung und Musik, denn Alles, was Dichtung zur Dichtung im eigentlichen künstlerischen Sinne macht, was die Dichtung von anderen Künsten des Wortes, wie Redekunst und Wissenschaftsdarstellung, unterscheidet und die seelische Bedingung einer poetischen, insbesondere dramatisch-poetischen Wirkung ist, das Alles zerstört unerbittlich, unwiderruflich die Musik. Wir sind zu dem Hauptpunkte unserer Erörterung zurückgekehrt.

Eine Verbindung der Kunst der Dichtung mit der Kunst der Musik ist von Richard Wagner nicht geleistet, denn er konnte die Dichtung nicht in ihrem eigentümlichen geistigen Handwerk und ihrer Kunstweise bestehen lassen, wenn er musikalisch wirken wollte; er konnte nicht musikalisch wirken, wenn er durch den eigentümlichen geistigen Kunstbau der Poesie zu unserem Geiste sprechen wollte. Eines schließt das Andere aus. (Fortsetzung folgt.)

## Aus Gustav Freytags Jugendzeit.

Kreuzburg, 9. Dezember 1888.

Dem Besucher des evangelischen Friedhofes in der Geburtsstadt Gustav Freytags, welcher bekanntlich am 13. Juli 1816 als der Sohn des Arztes und Bürgermeisters Gottlob Ferdinand Freytag in Kreuzburg in Oberschlesien geboren wurde, wird ein altes, verfallenes Grab auffallen. Auf demselben steht ein neu errichtes zwei Meter hohes Marmor-Denkmal mit der Inschrift:

„Hier ruhen in Gott der Pastor Ernst Gottlieb Neugebauer und dessen Ehefrau Ernstine Gottliebe, geb. Zebe"

am Sockel stehen die Worte:

„Gewidmet von seinem Neffen Dr. Gustav Freytag, seinen Schülern und Schülerinnen".

Dieses Denkmal wurde dem vor 41 Jahren dahingeschiedenen Seelsorger der evangelischen Gemeinde erst vor Jahresfrist auf Anregung des Chorrektors Mühle in Kreuzburg gesetzt; Spenden von früheren Schülern und Schülerinnen des verehrten Geistlichen und eine namhafte Gabe seines Neffen, des Dichters Gustav Freytag, gaben die Mittel zur Ausführung des pietätvollen Planes. Pastor prim. Neugebauer war der erste Lehrer seines berühmt gewordenen Neffen; unter seiner strengen und liebevollen Leitung lernte Gustav die elementaren Anfangsgründe kennen, bis er genügend vorbereitet im Jahre 1829 auf das Gymnasium in Ols in Schlesien kam. 1835 studierte er nach glänzend bestandener Abgangsprüfung in Breslau, später in Berlin; in Breslau ließ er sich 1839 als Privatdozent nieder. Trotz seiner umfassenden Thätigkeit und vielseitigen Inanspruchnahme hatte er nie seinen alten Lehrer und Onkel vergessen. Mit welcher Liebe und Zuneigung Gustav Freytag seinem Onkel anhing, davon geben zwei bei einem alten Kreuzburger Bürger im Original aufgefundene Gelegenheitsgedichte vollgültigsten Beweis. Am 13. April 1843 feierte der Pastor Neugebauer sein 50jähriges Amtsjubiläum; Gustav Freytag sandte in Gemeinschaft mit seinem Bruder Reinhold aus Breslau nachstehenden „Gruß" dem „geliebten Jubilaren":

Es schwebet zwischen Gott und Ewigkeit
Das Menschenleben, zwischen Erd' und Zeit,
Darum zwei großen Welten es gehört
Und zwiefach ist sein Maß und inn'rer Wert.
Es muß der Mensch sich an die Erde saugen,
Mit Müh' und Kampf das Lebenshaus sich bau'n,
Muß prüfend um sich seh'n mit scharfen Augen,
Die Kraft sich üben und der Kraft vertrau'n.
Er fühlet groß und stark der Seele Streben,
Und groß, unendlich groß wird ihm das Leben. —
Doch mißt er seine Dauer, seinen Wert
Mit jenem Maß, das ihn der Glaube lehrt,
So sieht er sich vom Thron der Ewigkeiten
Als Tropfen in dem Riesenstrom der Zeiten,
Als schwacher Funken an dem Himmelsherd
Er ahnt das Göttliche, und fühlt mit Beben
So klein, unendlich klein sein Erdenleben.
Auch Du, mein Oheim, siehst am heut'gen Tage
Ein doppelt Leben Dir vorüberziehen;
Das eine lang, erfüllt mit Freud' und Klage,
Das andre kurz, ein Zucken, ein Erglühen,
Ein Liebeshauch aus Deines Gottes Munde
Dein Leben beides! — klein erscheint es Dir,
Du stiller Greis, in Deiner Treuen Runde;

Digitized by Google

Doch daß es groß und viel war, fühlten wir,
Und sagen dürfen wir's in dieser Stunde.
Was in Dir wogt' und kämpfte, ist geglättet,
Zwar eines hast Du aus dem Streit gerettet,
Das höchste Menschengut, die Lieb' im Herzen,
Doch unsre Erdeukämpfe sind Dir fern;
Schon siehst Du mit den Augen Deines Herrn,
Wie alles kurz war, eitel Glück und Schmerzen.
Wir aber, die wir mit dem Leben ringen,
Die wir die Früchte Deines Thuns genießen,
Die Ähren sammeln, die Du maehtest sprießen,
Uns ziemt es, heute Dir den Gruß zu bringen,
Den Gruß der Liebe aus vergangnen Tagen,
Dein Thun zu rühmen und Dir Dank zu sagen. —
Ein schönes seltnes Glück hast Du errungen,
Du hast durch fünfzig Jahre von demselben Ort
Gesprochen und gethan des Herren Wort,
Das Kreuz des Herrn getragen und geschwungen.
Du sahest vier Geschlechter geh'n und kommen.
Als Jüngling führtest Du den Ahn, den frommen,
Zur stillen Ruhe mit dem letzten Segen,
Dem Vater trugst Du Christi Kelch entgegen
Und weihtest ihn zum Gatten am Altare,
Als Mann berührtest Du des Sohnes Haare
Mit heil'gem Wasser und dem Kreuzeszeichen;
Auch er ward Bürger in der Kirche Reichen.
Du wurdest Greis, die vierte Blüt' erstand,
Den Enkel hältst Du wieder in den Armen
Und sinnend fühlst Du unter Deiner Hand
Ein zartes Sein, ein neues Herz erwarmen. —
Sieh', es und Du! ein Gott und eine Erde!
Du warst ein treuer Hirte Deiner Herde.
Der feste Glaube, dem Du nimmer logest,
Die Wahrheit war der Stern, nach dem Du zogest,
Und was Du lehrtest, strebtest Du zu üben.
Dein Herz schlug warm und stark für Deine Lieben,
Das Leben floß Dir still, nicht ohne Leiden,
Schon in dem Kranz der Jugend trugst Du Dornen,
Was andre menschlich freut, mußtest Du meiden;
Oft war Dein Leib von wildem Schmerz zerrissen,
Zum Himmel rangst Du oft von Deinem Klagen,
Doch nimmer hast Du Dich im Schmerz verloren,
Und Deine Pflicht, des Amtes Heiligtum,
War teuer Dir noch an des Todes Thoren.
Das ist ein hoher, schwer errungner Ruhm.
Doch was Du Allen warst, das wissen Viele,
Nur was Du uns warst, wollen wir Dir sagen,
Wie Deine Neffen Dich im Herzen tragen,
Im Herzen bis zu ihres Lebens Ziele.
Als kleine Knaben riefst Du uns herein;
An Deinen Arbeitstisch, zu Deinen Füßen
Erschloß sich uns des Wissens großer Schrein.
Anfänglich lernten wir bei Dir begrüßen
Des Alphabets geheimnisvolle Zeichen,
Wir lernten Zahlen und die Linien streichen,
Und haben Dir, trotz vielem Droh'n und Bitten
So manches Federmesser stumpf geschnitten.
Du wußtest uns zum Spiel den Ernst zu machen
Und manche Weisheit kam uns unter Lachen.
Dann ging es zum Latein mit heißer Wange,
Der kleine Böoder kam, der alte Lange
(O, Onkel, die Colloquia im Lange,
Die hattest Du aus alten Zeiten gern!)
Und hinten kam der Zug von alten Herr'n,
Der Nepos, der Eutrop und Cicero
Im grauen Röcklein, auf Papier von Stroh,
Wie sie gebar das Waisenhaus in Halle:
Wir aber übersetzten Alle, Alle.
So lehrtest Du und wurdest nimmer matt
Zu sorgen für der jungen Neffen Hirn,
Du brachst von Deiner Kenntnis Blatt um Blatt
Und legtest sorglich es an unsre Stirn.
Und wie ein Vater, freudig und mit Sorgen
Bewachtest Du der Knaben Lebensmorgen.
Und jedes Reis, das später wir errungen,
Das uns ein flücht'ges Glück ins Haar geschlungen,
Du hast's in treuer Freundschaft mitgenossen —
Und wenn als Männer wir zur Heimat kamen,
Hast Du uns liebend an das Herz geschlossen.
Du wußtest wohl, von Dir kam all' der Samen,
Den wir zur Frucht zu bringen jetzt entreben;
Dein Segen leitet uns auf unserm Gang.
Dir aber sei zur Freude unser Leben
Und was wir schaffen, das sei unser Dank!

Dem Onkel war es noch vergönnt, zu sehen und zu erleben, was sein Neffe und Schüler geschaffen hat. Daß es sich Gustav Freytag nicht nehmen ließ, persönlich zu dem Jubelfeste des geliebten Lehrers zu eilen, ist selbstverständlich. An der Festtafel, an welcher außer den evangelischen Geistlichen auch der katholische Seelsorger und der jüdische Kultusbeamte des Ortes saßen, hatte die damals in Kreuzburg unter den verschiedenen Konfessionen herrschende Einigkeit Gustav Freytag zu nachstehendem Toast inspiriert:

Ich erzähle euch eine ernste Parabel,
Wohl hat sie einen Sinn, erscheint sie auch wie Fabel:
Ein Mann lag halb verschmachtet in dem Wüstensande,
Da trat ein Knabe vor ihn aus dem Himmelslande,
Gelehnt auf seinen Stab, Sandalen an den Füßen,
Ums schwarze Lockenhaar das Turbantuch geschlungen.
Er neigte sich, den schwachen Wandersmann zu grüßen,
Und eine Schale hat er in der Hand geschwungen.
Die Schale selbst war ein Rubin vom Morgenlande,
Uralter Schmuck und Zierat war an ihrem Rande,
Und aus dem Thale Hebron war der Trank der Reben.
Der Knabe sprach: Mann, armer, trinke, Du wirst leben!
— Er trank und lebte.

Und wieder lag ein Mann, verscheidend in dem Sande,
Und wieder kam ein Knabe aus dem Himmelslande,
Ein goldner Königsmantel schwang sich um die Glieder
Und drunten floß ein langes Purpurkleid hernieder.
Auch er trug einen Becher in der weißen Hand
Aus feinem Goldmetall ganz köstlich ausgeschlagen,
Geschmückt mit einem Heil'genschein an seinem Rand,
Und dunkel feurig rollte drin der Gottestrank,
Lacrymae Christi hieß der starke Saft der Reben;
Der Knabe sprach: Mann, armer, trinke, Du wirst leben!
— Er trank und lebte.

Und wieder lag und dürstete ein kranker Mann,
Da trat der zweite Engel noch einmal heran;
Doch Purpur und den goldnen Mantel trug er nicht;
Nur einfach war sein Kleid und prüfend sein Gesicht;
Von reinem Silber, ohne Schmuck der Becher war,
In einem dunklen Schachte Thüringens gegossen,
Durchsichtig war die Flut des Trankes, hell und klar,
Sie war aus deutschem Grund und Traubensaft geflossen.
Der Knabe sagte: Herb und rein sind meine Reben,
Sie können retten, nimm und trinke, Du wirst leben!
— Er trank und lebte.

Und so, ihr Freunde, kamen drei Arten von Wein
In unser Erdenleben hinein.
Kennt ihr den heil'gen Wein?
Und jedes Menschenkind kannte die drei,
Doch wer den einen trank,
Trug vor den andern düstere Scheu.
Ihr wißt, das war eine böse Zeit auf Erden,
Doch besser und glücklicher sollten wir werden.
Heut' seht ihr eine Tafel sich festlich erhöh'n
Und alle drei Weine in friedlicher Mischung droben steh'n.
Nicht wahr, ihr Herren, die Mischung dünkt euch gut?
Da fragt ihr, was die Reben so zusammengebracht?
Das hat die ehrliche, brüderliche Liebe gemacht,
Die Liebe, die hoch über den Welten schwebt,
Die Liebe, die in jedem Herzen schlägt.
Drum sei auch noch so verschieden unser Wein,
Alle können wir einig in dem Einen sein,

Digitized by Google

Drum reicht euch die Hand und hebt den Pokal:
Hoch lebe die Bruderliebe beim heutigen Mahl!*)

* * *

Nicht nur den älteren Kreuzburgern, sondern vielen alten Schlesiern wird die Theater-Gesellschaft unter der Direktion Heinrich noch im Gedächtnis sein. Diese Schauspiel-Truppe erfreute sich im ersten Drittel dieses Jahrhunderts eines guten Rufes. Der jugendliche Direktor Heinrich lernte im Jahre 1835 ein hübsches Kreuzburger Mädchen, Minna Tesky, kennen; er gewann die Liebe des jungen Mädchens, welches in den Kinderjahren mit Gustav Freytag auf einer Schulbank gesessen hatte, und heiratete sie. Als einige Jahre später, im Jahre 1841, die Heinrichsche Truppe in Kreuzburg einen Vorstellungen-Cyklus eröffnete, bat die Frau Direktorin ihren Jugendfreund, den jungen Dr. Gustav Freytag, ihr einen Prolog zur Eröffnungsvorstellung in der Vaterstadt zu dichten. Der Dichter willfahrte dem Wunsche; der Prolog, welcher mit wahrer Begeisterung aufgenommen worden war, lautete folgendermaßen:

Ein neues Musenzelt ist aufgeschlagen,
Und als des flücht'gen Baues Pförtnerin
Soll ich den feierlichen Gruß euch sagen,
Mit feinem Wort und kunstverständ'gen Sinn
Die goldnen Schlüssel euch entgegentragen.
Ich kann es nicht, ich kann es heute nicht,
Die Lippen zucken und die Stimme bricht. —
Ich fühle mich ein Kind, so froh und bange;
Und hold und schmeichelnd schlägt's an meine Wange,
Wie Geisterhauch aus längst vergangner Zeit. —
Dich, meine teure Heimat, seh' ich wieder!
Und wieder fühl' ich jede Jugendfreud',
Und jeden Mädchengram, manch stilles Leid.
Vom Himmel steigen die Verklärten nieder
Und leise klingen meiner Kindheit Lieder.
Ich grüße Dich, mein Kreuzburg, Vaterstadt,
O nimm mich freundlich auf in Deinen Räumen!
Halb Kind noch zog ich aus mit Kinderträumen,
Ich jagte manche Freuden-Bilder, manches Blatt,
Und kehre wieder als geprüfte Frau
Mit ernstem Sinn und mit dem festen Willen
Den Dienst bei meiner Göttin zu erfüllen,
Der schönen Muse, der ich mich vertrau';
Und ihr, ihr sollt das prüfen und erfahren. —
Dieselben Augen, deren Strahl vor Jahren
Mir wärmend in das kleine Herzchen fiel,
Sie ruhen jetzt auf meinem ernsten Spiel,
Nicht Alle, Alle nicht. — —
Verzeiht, der Festesschmuck, das Lampenlicht,
Sie rufen mich zurück zu meiner Pflicht.
Ich stehe hier als Priesterin der Kunst,
Für unser Spiel zu fleh'n um eure Gunst.
(weich, fast schalkhaft)
Wollt ihr der Tochter Kreuzburgs dies versagen,
Habt ja des Kindes Fehler schon ertragen,
Ihr werdet mit der Künstlerin nicht rechten.
Wir bieten Blumen euch an Wert verschieden,
Ihr mögt die schönsten euch zum Kranze flechten,
Die kleinen sorglos vor den Fuß euch streuen,
Nur nehmet gütig an, was wir euch weihen. —
Beharrlich sei und ehrlich unser Streben
Den Ernst mit Würde, Scherz mit Maß zu geben;
So werden heimisch wir in eurer Mitte,
Ihr nicht der fremden bunten Vögel satt;
Und so eröffne ich mit Gruß und Bitte
Das Spiel der Kunst in meiner Vaterstadt.

A. Bernhardt.*)

*) Anm. Der Schluß des oben mitgeteilten Festgedichtes ist bereits in Gustav Freytags „Ges. Werken" Bd. I „Dem Oheim" abgedruckt. (D. H.)

## Neue Forschungen zur Weltlitteraturgeschichte.

Es ist bekannt, daß diese Zeitschrift ihr Entstehen unmittelbar jener Strömung verdankt, welche von Goethes Forderung einer Weltlitteratur ausging. Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, als namentlich Goethes eigene Dichtungen in England, Frankreich und Italien Teilnahme für deutsche Litteratur erweckt hatten, wies der Altmeister in seinen Heften „Über Kunst und Altertum" wiederholentlich auf den sich allmählich herausbildenden Litteraturverkehr der Völker hin. Goethe betrachtet denselben durchaus vom kulturellen Standpunkte: „Überall hört und liest man von dem Fortschreiten des Menschengeschlechts, von den weitern Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen hiermit beschaffen sein mag welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltlitteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist." Um sich gegen Mißverständnis zu schützen, betont er später, „daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen."

Nachdem das „Magazin" unter veränderten Zeitverhältnissen zu dem Wege zurückgekehrt ist, auf welchen es seine alte Überlieferung hinweist, wird an dieser Stelle die Frage besondere Berechtigung haben, inwiefern die erstrebte Weltlitteratur vor jener nationalen Strömung bestehen könne, die seit einigen Jahren in unserm deutschen Vaterlande immer entschiedener ihr Recht fordert.*) Wenn wir sehen, daß nie eine der fremden Litteraturen durch Anähnelung an ihre Nachbarn Einfluß auf dieselben zu gewinnen suchte; wenn wir uns erinnern, daß gerade die streng nationalen litterarischen Erzeugnisse der Zeitalter Ludwigs XIV. von Frankreich und Elisabeths von England am nachhaltigsten auf uns gewirkt haben, so werden wir auch von unserer Litteratur starre Selbständigkeit und Reinheit verlangen, zumal ja alle Dichtung den Ausdruck des heimischen Volksgeistes bieten soll. So wenig wie unsere Sprache wollen wir demnach unsere Litteratur verwelschen lassen in dem Irrglauben, dadurch die geistige Annäherung und Versöhnung der Völker zu befördern.

Vielleicht wäre es vorsichtiger gewesen, wenn Goethe statt Weltlitteratur lieber Weltlitteraturgeschichte gefordert hätte; denn anders hat der Drang nach litterarischem Völkerverkehr keine Berechtigung als in dem vorurteilslosen Genuß der wissenschaftlichen Erkenntnis auch des fremden Dichtungsge-

*) Ausführlich habe ich diese Frage in einem Aufsatz „Nationallitteratur und Weltlitteratur" behandelt (Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft des Hamburgischen Korrespondenten 1888, Nr. 23 f.).

Digitized by Google

bietes. Geleugnet soll nicht werden, daß thatsächlich – ebenso wie auf dem Gebiete der Sprache — fast immerwährend, bald mehr bald minder, eine Bereicherung der einen Litteratur aus der andern geschieht; aber doch nicht so, daß wir diese Not zu einer Tugend stempeln, daß wir Wesenheiten unseres heimischen Schrifttums dafür opfern sollten! Wie wir unvermeidliche Fremdwörter germanisieren, so verlangen wir vom deutschen Dichter, daß er selbst fremde Stoffe und Motive in deutsche Sitten übertrage.

Heißt das aber nicht die Bedeutung der Weltlitteratur oder Weltlitteraturgeschichte herabsetzen? Sofern diese den dichterischen Zeugungsvorgang verunselbständigen will, allerdings; indes als rein wissenschaftlicher Begriff gefaßt, keineswegs. Im Gegenteil haben gerade die letzten Jahre einen besonderen Zweig wissenschaftlicher Thätigkeit erblühen sehen, welcher in der Litteratur der Vergangenheit den Völkerverkehr geschichtlich zu entwickeln sucht. In den Dienst dieser lange vereinzelt aufgetretenen Bestrebungen hat sich ein besonderes Organ gestellt, welches den Sammelplatz für Forschungen auf dem Gebiete der allgemeinen oder Weltlitteraturgeschichte bilden will. Diese „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte", herausgegeben von Professor Max Koch, will die Entwickelung der Ideen und Formen, die stets sich erneuernde Umgestaltung gleicher oder verwandter Stoffe in den verschiedenen Litteraturen älterer wie neuerer Zeit verfolgen und den Einfluß der einen Litteratur auf die andere in ihren Wechselbeziehungen aufzudecken suchen.

Ein solches Organ kann sich nach vielerlei Richtungen bethätigen: die Wanderung gewisser Stoffe durch die Litteraturen verschiedener Völker und Zeiten hat es ebenso zu verfolgen wie den fremden Quellen eines beliebigen Litteraturwerkes nachzuspüren; die Schicksale übersetzter Schriften bieten einen ebenso interessanten Gegenstand wie die zusammenfassende Wiedergabe fremder Studien über das heimische Schrifttum; ja, im weitern Sinne darf eine derartige Zeitschrift für allgemeine Litteraturgeschichte jede wissenschaftliche Betrachtung ausländischer Dichtungen als innerhalb ihres Rahmens liegend heranziehen. So finden sich neben einander die räumlichen und zeitlichen Wanderungen und litterarischen Wandelungen des Heiratsversprechens, Plautus auf der Weimarer Bühne, germanische Sagenmotive im Tristan-Roman, Fabeln und Sagen aus dem Innern Afrikas, die Entstehungszeit des ersten deutschen Hamlet, Charakteristik des magyarischen Folklore, die Quellen der Sturm- und Drang-Komödie, französische Studien über deutsche Litteratur, die ältesten Verdeutschungen Miltons, neugriechische Volkslieder u. s. w., namentlich auch fortlaufende Berichte über die Litteratur der Renaissance, wie denn der Titel seit dem I. Bande der neuen Folge in „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur (unter gemeinsamer Redaktion von Prof. Max Koch und Prof. Ludwig Geiger) erweitert ist.

Natürlich ist es, daß neue Erscheinungen auf diesem Gebiete eingehende Besprechung erfahren. Wie zahlreich dieselben sind und nach wie verschiedenen Richtungen sie das Feld der Weltlitteraturgeschichte bebauen, zeige zunächst eine bloße Aufzählung: Amor und Psyche, als Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde (von Gustav Meyer, Milton und Vondel (von G. Edmundson), Goethes Faust in England und Amerika (von W. Heinemann), Petrarka in der deutschen Litteratur (W. Söderhjelm), Alkeste in der modernen Litteratur (G. Ellinger), Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich (Th. Süpfle), die klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Litteraturen (K. v. Reinhardstoettner), Alexandre le Grand dans la littérature française du moyen âge (Paul Meyer), die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland (K. Borinski), die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts (W. Wetz), Contes populaires de Lorraine comparés avec les contes des autres provinces de France et des pays étrangers et précédés d'un essai sur l'origine et la propagation des contes populaires (E. Cosquin), die Tragödie „Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark" und ihre Bedeutung für die Kritik des Shakespeareschen Hamlet (W. Creizenach), das Streitgedicht in der altprovenzalischen Lyrik und sein Verhältnis zu ähnlichen Dichtungen anderer Litteraturen (L. Selbach), Erasme en Italie (P. de Nolhac), die antike Quelle der Staatslehre Machiavellis (G. Ellinger), die Quellen des Dekamerone (M. Landau), der egyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts (A. v. Weilen), der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts (F. Spengler), Italienische Schauspieler am bayrischen Hofe (K. Trautmann) u. a.

Jede junge Wissenschaft kann sich erst allmählich einen festen Stil erringen. Nun hat schon Karl Goedecke 1865 von der vergleichenden Forschung über verwandte Stoffe verlangt: sie solle ermitteln von wem diese entlehnt, wer sie zu uns verpflanzt, und wie sie bei der Veränderung des Bodens und auf dem veränderten Boden sich selbst verändert. Die Arbeit des vergleichenden Litteraturgeschichtschreibers ist also nicht mit der bloßen Feststellung verwandter Züge in verschiedenen Dichtungen beendet, sondern eben erst begonnen. Die nächste Voruntersuchung hätte der Frage zu gelten, ob vielleicht ähnliche äußere Umstände zu entsprechendem litterarischen Niederschlag Veranlassung gegeben. Und selbst wenn diese Vermutung einige Wahrscheinlichkeit gewinnt, darf der gewissenhafte Forscher die weitere Prüfung nicht umgehen, ob eine Bekanntschaft des späteren Autors mit dem älteren unmittelbar nachweisbar, oder andernfalls durch welche Kanäle der Stoff vom einen Volk zum andern geflossen sein kann. Bei so nachgewiesener Beeinflussung drängt sich eine neue Frage auf: mit welchem höheren oder geringeren Grade von Selbständigkeit ist der entlehnte Gedanke behandelt? Liegt sklavische Nachahmung oder selbständige Umgestaltung vor? Hat der jüngere Bearbeiter die auf-

Digitized by Google

genommene Anregung vertieft, erweitert, veredelt? Oder gar mißverstanden, verzerrt, verfälscht? Schließlich auch: bot sich dem Nachgeborenen nur diese eine Quelle für den Gegenstand seiner Behandlung oder hat er aus verschiedenen sich widersprechenden Wendungen diese eine mit sorgsamer Kritik ausgewählt? Und so eine schier unendliche Kette von Fragezeichen . . .

Die Gefahren, welche solche Forschung namentlich für den Anfänger birgt, liegen auf der Hand. Die Sucht, überall Anklänge zu spüren, Vergleiche zu ziehen und verwandte Züge herauszutüfteln, kann leicht Verwirrung stiften und die wissenschaftliche Quellenforschung überhaupt in Mißachtung setzen. Auch aus diesem Grunde wird es gut sein, sich nicht mit der bloßen Aufzählung von Ähnlichkeiten zu begnügen, sondern bis ins einzelne den Weg nachzuweisen, auf welchem jeder derartige Gedanke von einer Litteratur zur andern übergegangen.

Der Litteraturgeschichtschreibung werden wir nach alledem wünschen müssen, daß sie in dem Maße „allgemein", vergleichend und entwickelnd werde als der innige geistige Austausch der Völker es bedingt. In der schöpferischen Dichtung selbst aber werden wir gleichzeitig, ohne den guten Gaben unserer Nachbarn Anerkennung zu versagen, bemüht sein, den Stempel deutschen Geistes nicht durch fremde Zuthaten verwischen zu lassen. Gedanken sind Gemeingut, aber Geist und Charakter sind original oder sie sind nicht . . .

Eugen Wolff.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Altes und Neues** von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. (Verlag von A. Bonz & Co.) Der Sohn des verstorbenen berühmten Ästhetikers hat hier aus dem Nachlasse seines Vaters und aus einzelnen Zeitschriften eine Reihe von älteren und neueren Arbeiten zusammengestellt in der Art und im Sinne des ausgezeichneten Denkers. Aus dem Jahre 1847 stammt eine ganz vorzügliche Würdigung Hebbels, welche in ihrer bündigen und eindringenden Art mit zum Besten gehört, was Vischer überhaupt geschrieben hat. Reden und Nachrufe auf Schiller (vom Jahre 1859), Berthold Auerbach und David Fr. Strauß enthalten eine Reihe anregender und mutiger Gedanken, — besonders die auf Strauß — und sind von gediegener Schönheit des rednerischen Ausdrucks und Vortrags. Dem Gebiete der jüngsten Litteratur gehören an die eingehenden Würdigungen von Richard Weltrichs trefflicher Schillerbiographie und von Eduard Engels „Griechischen Frühlingstagen". Die Liebe und die nachfühlende Art des Beurteilers, mit der er sich in das Wesen der besprochenen Verfasser zu versetzen weiß, wirkt an sich schon anziehend; und wertvolle Winke und Betrachtungen finden sich auf jeder Seite. Man muß stannen über die unberührte Frische der Denkkraft, wenn man den Aufsatz „Das Symbol" liest und zugleich das hohe Alter seines Verfassers sich vergegenwärtigt. Er enthält höchst wertvolle Ergänzungen und Ausführungen zu früheren Unterscheidungen Vischers in derselben Sache. Hingegen scheint uns in der Beurteilung Goethes das hohe Alter Vischers doch bemerkbar; mit ihm eine gewisse Entfremdung vom vollen Leben des natürlichen Menschen. Da es sich um die richtige Beurteilung einer der edelsten Gestalten unserer Litteratur handelt und der Vischersche Irrtum leicht nachgesprochen wird, soll er an dieser Stelle doch klargelegt werden. Vischer spricht von einer gewissen Sinnlichkeit Goethes, welche in das Wollüstige in einer Weise hinübergreift, daß sie eine „Weibermännneratmosphäre" sogar in „Hermann und Dorothea" trägt. Er zitiert die Worte von Hermanns Mutter Sohn, mehr wünschest Du nicht die Braut in die Kammer zu führen. Daß Dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens, ..... Als der Vater es wünscht und die Mutter.

Vischer sagt: „Kann, darf eine Mutter dies zum Sohne sagen? Seiner Phantasie die Bilder eröffnen . . . u. s. w.?" Vischer nennt es philisterhaft und führt das leichtsinnige Wort der Philine an, daß die „Nacht das halbe Leben" und die „schönste Hälfte" sei. Er folgert daraus etwas auf die nicht ganze gesunde Beschaffenheit der Sinnlichkeit Goethes. Aber Vischer thut der Mutter Hermanns schweres Unrecht. In Wirklichkeit meint diese etwas ganz Anderes, als woran Vischer denkt. Hermann hat sich vorher beklagt über seine Einsamkeit; er spricht davon, wie oft er nächtlich den Mond schon in seiner Einsamkeit erwartet und morgens die Sonne, nach geringem Schlaf in der Nacht, habe aufgehen sehen und auf diese Klage über seine Einsamkeit sagt die Mutter:

„Daß Dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens
Und die Arbeit des Tags Dir freier und eigener werde.

Schon in diesem letzteren Zusatz, der von der „Arbeit des Tags" spricht, die in der Ehe „freier und eigener" werde, ergiebt sich, daß die Mutter mit der schönen „Hälfte des Lebens" an etwas ganz Anderes denkt, als was Vischer darin sieht. Sie denkt nicht entfernt an den sinnlichen Teil der Ehe, als wenn sie darauf die „schöne Hälfte" des Lebens bezöge; sie redet einzig von jenen Wohlthaten der Ehe, von denen jede gesunde Mutter zu ihren Töchtern und Söhnen spricht. Und, ganz abgesehen davon, wäre es noch immer ein großer Unterschied zwischen dem Superlativ der Philine und dem Positiv (schönste, schöne) der Mutter, wenn sie, wie zahlreiche Mütter in allen Gauen Deutschlands thun, etwa eine behagliche Anspielung auf einen Umstand machte, welchen ja auch der geliebte Sohn sein Dasein verdankt. Aber in Wirklichkeit spielt die Mutter gar nicht darauf an; sie denkt einfach an eine Antwort auf Hermanns Klage in den vorhergehenden Versen. Und diese Klage geht nicht auf den Punkt, welchen Vischer meint, sondern auf den Umstand, der eine Ehe eben von sonstigem ungeregeltem Junggesellenleben und Liebeleben unterscheidet. — Hierin wie in einigen anderen Punkten, welche gerade in der Beurteilung Goethes herausspringen, hat der verstorbene große Ästhetiker einen falschen Instinkt gehabt, der in einer eingehenden Würdigung dieses eigenartigen Geistes nicht verschwiegen werden dürfte. Indessen ist es ein nebensächlicher Umstand gegenüber der Fülle von wahrhaftigem Geist, seltenem Tiefblick und abgeklärter Lebenserfahrung, die gerade aus diesem nachgelassenen Sammelwerke von Arbeiten eines unserer wesenvollsten Charaktere und Denker spricht. Kirchbach.

Jos. Schlesinger, **Die geistige Mechanik in der Natur.** Versuch zur Begründung einer antimaterialistischen Naturwissenschaft. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1888. gr. 8°. 5 Mk. Der Verfasser bezweckt mit dem vorliegenden Werke nicht mehr und nicht minder als die ganze bisherige, auf falschen Voraussetzungen ruhende und angeblich rein materialistische Naturwissenschaft von Grund aus umzugestalten. Nach seiner Lehre, die er „Universalismus" zu nennen beliebt, soll sich die ganze Natur aus geistigen Stoffen zusammensetzen. Es giebt einen absolut ruhenden und einen beweglichen geistigen Stoff. Den ersteren bildet der Raum, der also keine „bloße Denkform" (sic!) ist, sondern ein kontinuierliches Mittel, das überall vorhanden ist, alle Körper durchdringt und beispielsweise auch „Raumadhäsion" besitzt. Die andere Art geistiger Stoffe sind die Kräfte. „Der bewegliche geistige Stoff, als bewegliche Kraft ist die Ursache aller beweglichen Dinge im Raume." In gewissen Zusammensetzungen erzeugen gewisse Kräftesysteme das Phänomen der Undurchdringlichkeit, erscheinen also unserer Wahrnehmung als materielle Stoffe, obgleich es solche gar nicht giebt. Diese Kräfte sind übrigens höchst seltsame Gebilde. Sie besteben aus durchweg

Digitized by Google

kongruenten Kraftatomen, die sich der Verfasser als unendlich kleine Prismen in der Form von Doppelwürfeln (also räumlich) vorstellt, und die er die Freundlichkeit hat, uns hildlich vorzuführen. Je mehr man sie zerlegt, um so mehr verfeinern sie sich, aus den groben mechanischen entstehen chemische, elektrische und Lichtkräfte, zuletzt gelangt man durch fortgesetzte Spaltung zum Leben und seiner höchsten geistigen Entwickelung. Das Kraftatom hat eben die merkwürdige Eigenschaft in seiner Durchdringung mit der ruhenden Wesenheit des Namens die höchste geistige Kraft zu äußern; je mehr Kraftmoleküle sich zusammensetzen, um so mehr binden sich ihre geistigen Eigenschaften, während umgekehrt bei der Zerlegung der Kraftmoleküle die Intelligenz der verfeinerten Kräfte steigt. Von solchen Voraussetzungen ausgehend gelangt der Verfasser zu einer ätheren, d. h. übersinnlichen Materie, zu ätheren Lebewesen mit ätheren Nerven und Gehirnen, er findet die prächtigsten Erklärungen für alle bisher noch dunklen Gebiete; Mesmerismus und Somnambulismus werden erschlossen, das Reichenbachsche „Od" wird wieder ausgegraben und zuletzt findet der ganze spiritistische Wunder- und Zauberspuk seine Rechtfertigung und Begründung. Das also war des Pudels eigentlicher Kern, deshalb diese Fülle wüster Hypothesen! Wir bemerken nur noch, daß der Herr Verfasser kein schriftstellernder Primaner, überhaupt kein in Naturphilosophie sich ergehender Dilettant, sondern ordentlicher öffentlicher Professor einer Wiener Hochschule ist.

K. E.

**All' erta, Sentinella!** von Matilde Serao. (Mailand Fratelli Treves.) Schade, daß wir kein ähnliches realistisches Buch in Deutschland haben! Man könnte es sogar naturalistisch nennen, wenn man sich nicht gewöhnt hätte, mit dieser Bezeichnung auf Unanständiges, Anstößiges, Häßliches, Gemeines hinzudeuten. Das Buch verdiente übersetzt zu werden und gewissen „Seibstüberhebern" als Codex zu dienen; es wird auch auch ein Pfuscher finden. Aber es giebt keinen deutschen Verleger, der die Mühe eines Kenners der italienischen Sprache, der selbst ein Poet ist, zahlt, und kein deutsches Publikum, das die Auslagen des Verlegers und des Poeten, an Geld und Geist, lohnt' Die Leihbüchereien würden es halten, damit ist aber nicht gedient. Es sind vier Geschichten: 1) „All' Erta, Sentinella!" Hab' acht, Schildwache, ist der Ruf, der auf Nisida um die nächtlichen Stunden vor den Galeerensträflingszellen ertönt. Ein Vatermörder ist dort eingesperrt; er nimmt sich auf rührende Weise des Kindes des Direktors und dessen Frau an, das an der Diphtheritis stirbt. Das Leben der Sträflinge wird mit Sachkenntnis eines Zola geschildert. Der verwahrloste Kirchhof läßt die kaum mit Erde bedeckten Gebeine der Gestorbenen sehen; ein schrecklicher Anblick für die junge Mutter mit ihrem dreijährigen Kinde, die widerwillig auf jener wunderbarschönen Schreckeninsel gebannt gehalten wird. — 2) Terno Secco ist die Geschichte einer armen Mutter, welche drei Lotteszahlen erriet, die ihre noch ärmere Tochter findet, und einer Anzahl von Bedürftigen, Glücklosen, Glückssehnsüchtigen mitteilt. Die Mutter giebt am Morgen aber ihren letzten Heller der Tochter, setzt daher selbst nicht und während jene ringsum alles selig gemacht, verbleiben sie, sich gegenseitig tröstend, in ihrer Armut. — 3) Trenta per cento macht uns bekannt mit einer Epoche des Bankenschwindels in Neapel. Eine Anzahl von Banken, die gleich Pilzen an allen Straßen- und Gassenecken auftauchen, geben 10, 12, ja 30% per Monat von eingelegten Summen. Aber sie geben sie gleich vom Kapital und die Direktoren verzehren den Rest im Lotterieben. Alle Klassen sind von diesem Schwindel erfaßt, eine rührende Liebesgeschichte ist eingeflochten. Die Sachkenntnis ist verblüffend. Eine Schilderung des Pfingstfestes mit abschließendem Feuerwerk mag von Zolas Ventre de Paris inspiriert sein; ich stelle sie aber schon wegen ihrer Appetitlichkeit weit über den Käseberichi des Altmeisters in — Schweinigeleien. — 4) O Giovannino o la Morte. Eine herzlose Pfandverleiherin raubt ihrer Stieftochter, deren Wahlspruch ist — Entweder Giovannino oder den Tod, ihren Geliebten. Daß eine Schwieger- oder Stiefmutter — küssend mit dem Liebhaber der Tochter überrascht wurde, habe ich auch in deutschen Novellen gefunden. Aber Charaktere wie diese drei italienischen Lentchen im ähnlichen Falle nicht. Chiarina, die Berühmte, stürzt sich in den Brunnen und bleibt so ihrem Wahlspruche getreu. Das Buch hat vierhundert Seiten. Ich habe keine langweilig gefunden.

Dr. Alfred Friedmann.

**Dox!** Humoristisches Ehebild von Paul Kirsten. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1889. „Dox", alias Eudoxia, Knoll ist eine von jenen nicht gerade schlechten, aber thörichten bildungsschwindelnden Frauen, wie sie uns aus deutschen Lustspielen und „humoristischen" Romanen zum Überdruß bekannt sind. Da wird denn so ein armer Mann, wie der Herr Knoll, von seiner Ehehälfte einen Band hindurch mit allen möglichen Einfällen geplagt, um dann mit ihr seinen Lebensabend friedvoll und gemütvoll zu beschließen. Lohenswert ist im vorliegenden Falle vor allen Dingen, daß Kirsten sich mit einem Bande begnügt hat, statt dem Beispiele etwa eines A. von Winterfeldt zu folgen, der in der Regel „alle guten Dinge drei" sein läßt. Aber auch dieser eine Band war schon zu viel. Wir würden Herrn Kirsten nicht gegrollt haben, wenn er uns den Genuß seines „humoristischen Ehebildes" ganz vorenthalten hätte. Einzelne Szenen sind ja recht spaßhaft gedacht, aber ihre Komik — von Humor kann hier keine Rede sein — ist nicht genügend zur Geltung gebracht. Der Rahmen der Handlung ist auch gar zu eng; der thörichte Kauf einer Villa und der Einzug in dieselbe, mag er noch so heiter erzählt werden, reicht doch nicht aus, um mit seiner Schilderung den weitaus größten Teil eines 338 Seiten starken Buches auszufüllen. Herr und Frau Knoll sind auch wirklich nicht interessant genug, um uns mehrere Stunden hindurch zu fesseln; auf dieses Ehepaar und eine gemeine alte Jungfer ist aber die Zahl der handelnden Personen eigentlich beschränkt. Die Ausdrucksweise derselben ist zudem stellenweise nicht natürlich, dann aber auch nicht genügend individuell gehalten. Rede und Gegenrede fließen ineinander und verschwimmen in Farblosigkeit. Was sollen wir weiter sagen? Der beschränkte Gesichtskreis, in dem sich das Ganze in nüchterner Alltäglichkeit ohne jegliche feinere Beziehungen bewegt, dürfte kaum gebildeten Lesern Freude machen. Aber diese gehen ja auch in dem Lande der Dichter und Denker nicht den Ausschlag. J. E. v. Gr.

Frans Wendorff, **Erklärung aller mythologie aus der annahme der erringung des sprechvermögena.** Berlin, Georg Nauck. Eine scheinbar seltsame und doch nicht unlogische Idee, in der sich der Verfasser mit all dem gelehrten Küstzeug der Sprachforschung, mit allem philologischen Spürsinn versenkt. Der Kardinal-Gedanke seines Buches, sein Beweis der „mythologie ans der annahme der erringung des sprechvermögens" ist folgender: Die Sprachen sind aus einer Ursprache hervorgewachsen, die für eine Anzahl Begriffe nur einen Ausdruck hatten — das ist richtig, allerdings nur insofern, als dieser Ausdruck durch den Ton modifiziert wurde — die Begriffe und ihr Ausdruck verschärften sich nach und nach, fixieren sich und treten nach und nach als selbständige Worte in den Vordergrund. Der Verfasser schließt nun völlig logisch, daß, wenn etwas hervortritt, auch etwas zurückbleiben muß, scheinbar unnötige Sprachbestandteile, die der Sprache als solche später noch anhingen, diese unnötigen, zum mindesten überflüssigen Bestandteile bilden aber die Mythologie, soweit sie zu stehenden Worten wurden, da aber, wo sie sich zu willkürlichen Worten formten, die mythischen Eigennamen. — Die Idee des Verfassers und ihre Verfechtung ist entschieden frei von theologischen Anhängseln, sie folgert klar, präzis nur gegebene Thatsachen — namentlich an Sanskrit und Griechisch weist der Verfasser das oben Gesagte nach. Ich will mit dem Verfasser nicht über seine Theorien rechten, will auch nicht den Stab darüber brechen, daß seine Idee auch ich konstatieren, sie steht im grellsten Widerspruch zu Max Müllers nenestem Buche: „Denken im Lichte der Sprache", steht ferner in Disharmonie mit den allgemeinsten Grundsätzen der Sprachentwickelung. Solange dies aber der Fall, hat die Kritik begründetes Recht, ihr Veto gegen eine derartige Annahme, wie sie der Verfasser in seinem Buche niedergelegt, einzulegen, um so mehr, als die Entstehung der Mythologie aus ganz

Digitized by Google

anderen Verhältnissen klar und logisch zu erklären. Das eine jedoch muß auf der anderen Seite anerkannt werden, daß des Verfassers Gründlichkeit und Logik alle Achtung verdient.

Hans von Basedow.

## Bühnenschau.

Oskar Blumenthals neues Lustspiel: „Der Zaungast" soll in der Herbstspielzeit im Berliner Lessingtheater gegeben werden und ist bereits an der Dresdner Hofbühne zur Erstaufführung angenommen.

Am Londoner Comedy-Theater wurde mit großem Glück ein vieraktiges Schauspiel von Cecil Raleigh: „The Inheritance" zum ersten Mal an einem Nachmittag gegeben. Das Stück gehört zu der Gattung des bürgerlichen Dramas, die vor einigen Jahrzehnten sehr beliebt war und bei der das kriminalistische Element die Hauptrolle spielt.

„The Silent Witness" ist der Titel eines fünfaktigen Dramas von John Coleman, das in allen seinen Teilen an ältere Stücke erinnert, aber nicht ohne gewissen Geschick aus diesen zusammengestoblen ist; es kam am Londoner Olympic-Theater zur Darstellung.

José Echegarays „Conflicto entre dos Deberes" hat unter dem Titel „Her Father" in der Übersetzung von Edward Rose und John Douglas am Londoner Vaudeville-Theatre einen bedeutenden Erfolg davongetragen.

Ibsens „Nora" ist von W. Archer ins Englische übertragen worden; das berühmte Stück wird unter dem Titel „The Doll's House" demnächst am Novelty-Theatre zu London zur Darstellung gelangen.

Am Pariser Vaudeville ist das alte Stück „Faux Bonshommes" von Théodore Barrière wieder mit großem Glück aufgenommen worden.

An der Comédie-Française zu Paris ist ein Einakter in Versen von M. de Borrelli in Szene gegangen, der seiner Verschönheit und Sprachgewalt halber vor einer auserlesenen Zuhörerschaft außerordentlichen Beifall erntete. „Alain Chartier" spielt unter Louis XI., dessen Gemahlin Margarethe von Schottland als Hauptperson auftritt.

Ebenfalls an der Comédie-Française gelangte ein Einakter von Emile Bergerat: „Le premier baiser" zur Erstaufführung, der wegen der Feinlichkeit seines Stoffes nicht recht aussprechen vermochte.

Das Berliner Lessing-Theater brachte trotz der vorgerückten Jahreszeit noch eine Neuigkeit heraus: „Die Nixe", Lustspiel in drei Akten von F. G. Trieseh. Die Zuschauer bewillkommneten das Stück mit lebhaftem Beifall, obwohl es sich weder einer besonders fesselnden Handlung, noch eines irgendwie bemerkenswerten Dialoges rühmen kann.

Am Berliner Theater werden demnächst einige Neuigkeiten herauskommen, die der allgemeineren Beachtung wert sind: „Sokrates und seine Frau" von Bauville, „Ritter Blaubart" von Bernstein, und „Der zündende Funke" von Pailleron.

Im Berliner Deutschen-Theater wird für die nächste Spielzeit Ibsens „Nordische Heerfahrt" vorbereitet.

Das königliche Schauspielhaus zu Berlin hat das dreiaktige Schauspiel „Natalie" von Iwan Turgeniew in der Bühnenbearbeitung von Eugen Zabel erworben. — An derselben Bühne soll nächstens Rud. von Gottschalls Trauerspiel „Arabella Stuart" zur Darstellung gelangen, dessen Aufführung von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden ist.

## Personennachrichten.

José Zorrilla, der Sänger des herrlichen Gedichtes „Granada", wird in den Tagen vom 9. bis 20. Juni in der Alhambra von der Königin-Regentin von Spanien zum Dichterkönig gekrönt werden; die ersten Dichter Spaniens und des Auslandes sind eingeladen, dem erhabenen Schauspiel beizuwohnen, das die Dichterkrönung Petrarcas auf dem Kapitol an Glanz überbieten wird. Der deutsche Dichter und unübertroffene Übertrager spanischer Dichtung, Johannes Fastenrath in Köln, wird auf eine Einladung des Liceo von Granada hin Deutschland bei den Festlichkeiten vertreten und ist ermächtigt worden, noch andere deutsche Dichter in Granada einzuführen.

Der greise Dichter Gustav zu Putlitz hat am 20. Mai mit seinem Drama „Don Juan d'Austria" Abschied als Generalintendant der großherzogl. Hofbühne zu Karlsruhe genommen; ein reiches und unparteiisches Wirken liegt hinter dem berühmten Bühnenleiter. Ein warmer Beifall der Zuschauer bewies dem anwesenden Dichter, in welcher Allgemeinheit seine vielen Verdienste anerkannt und gewürdigt werden.

Am 17. Mai d. J. wurde in der Vorhalle des „Teatro Nazionale Drammatico" in Rom eine Tafel enthüllt, welche dem Andenken des kürzlich verstorbenen berühmten Lustspieldichters Paolo Ferrari gewidmet ist.

## Novellistische Rundschau.

**Frankreich:** Das gegenwärtige französische Schrifttum wendet sich naturgemäß in erster Linie den großen Ereignissen des Jahres zu: der Jahrhundertfeier der Revolution und der Weltausstellung; dementsprechend hat die Novellistik größtenteils Ferien, die ja vor allem der geistigen Ausbreitung und ruhigen Vertiefung bedarf. Trotzdem werfen aber einige Ereignisse auf unserem Gebiete ihre Schatten voraus: so scheint Alphonse *Daudet* an einem neuen Roman zu arbeiten, der Ende dieses Jahres erscheinen soll. Auch von *Zolas* nenestem Bande spricht man viel, doch wird derselbe wahrscheinlich noch nicht der erwartete Eisenbahnroman sein, auch nicht „Assassinat" heißen, wie man vielfach annahm, sondern unter dem Titel „La bête humaine!" Anfang 1890 als großer Kuchen in die Welt fallen, die ihn gierig zerreißen und verschlingen wird — aber, wird sie sich nicht enttäuscht sehen? Zola will, wie man sagt, in die Akademie! Und dahinein muß er erst, bevor er wieder einen Roman wie „La terre" veröffentlichen darf. — Das Ereignis der Woche ist ein neuer Roman von André *Theuriet*: „Deux Soeurs", der bereits in der Revne des Deus Mondes gestanden hat. — „Sodome" von Henri *d'Argis*. — *Gyp*: „Bob au Salon du 1889". — Victor *Fournel*: „La Confession d'un père". — Gaston *Bergeret*: „Le Cousin Babylas". — Fortuné *du Boisgobey*: „La main froide". — Jules *Mary*: „Quand même!"

**Italien:** Eine reizend mit Bildchen, Vignetten und dem Bildnis des Verfassers ausgestattete Ausgabe von dem Roman „Gli Amici" von Edmondo *de Amicis*, dem fast klassischen Schriftsteller Italiens, ist so recht geeignet, das herrliche Werk noch volkstümlicher und beliebter zu machen. Gli Amici sind in der That die Photographie des Lebens, daher ist es nicht zu verwundern, daß die ausstattenden Künstler in ihren Bildchen beinahe photographisch verfahren sind. — Gabriele *d'Annunzio*: „Il Piacere", ist die bizarre Geschichte eines jungen Mannes, der auf dem Grund aller Lebenserscheinungen den Genuß, die Wollust sucht, ohne sie durch Arbeit erringen zu wollen; er sucht darin das große Mysterium des Lebens, ohne es zu finden; daran geht er an Grunde. — Vittorio *Bersezio:* „Viperina".

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 21. 23. Mai 1889.

Das Ende des preußischen Kulturkampfes. — Adel und Bürgertum im deutschen Heere. Von einem norddeutschen Offizier. — Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende. 1. Das alte deutsche Dorf. — Suum cuique. — Jordans Eddaübersetzung. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein Prachtwerk zur Geschichte der Handwerkerinnungen. Über die Zeit des Guido von Siena. Von modernen Schwächen. Vom papiernen Stil. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 890. 25 May 1889.

C. H. Firth, Gardiner's History of the Civil War. — Rev. W. Webster, Watts's Translation of Don Quixote. — Prof. Keane, From Pekin to Calais by Land. — W. R. Morfill, Tsargarelli's Memorials of Georgian Antiquity. — W. Wallace, New Novels. — Some Philosophical Books. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — Original Verse: J. T. Chapman, „Pleasure and Pain". — Magazines and

Digitized by Google

Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Appointments for Next Week. — F. Haverfield, Books on Homer. The Scientific Remains of Arsene Darmesteter. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — H. Bradley, Wood-Martin's Stone Mouuments of Ireland. — Claude Phillips, The Royal Academy. — Cosmo Monkhouse, The Grosvenor Gallery. — Correspondence: W. Mercer, Duccio of Siena. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, A Week's Playgoing.

**The Athenæum.** No. 3213. 25 May 1889.

Mr. Swinburne's New Volume. — Recent Contributions to the Study of Jeremiah. — Florence under the Medici. — Novels of the Week. — Library Table. List of New Books. — Prof. Wright, Prof. Chandler. Some Proper Names in the ‚Confessio Amantis' The Domesday Commemoration. A Rare Historical Work. Coverdale's Bible in 16mo. Water-marks etc. — Science. Recent Publications. Dr. Reichenbach. Societies. Meetings. Gossip. — Fine Arts. The Salon. The New Gallery. New Prints. Sales. Gossip. Music. Week. Gossip. Concerts Next Week. — Drama. Week. Gossip. — Miscellanea.

FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 21. 27 Mai 1889.

Fick, La légende de Sagara. — De Cara, Les études linguistiques. — Cagnat, L'année épigraphique. — Schaffhausen, Veith, Kleiu, Le camp romain de Bonn. — Engel et Serrure, Sources imprimées de la numismatique française. — Lebarq, Alexandre de Jumièges. — Del Lungo, Dante au temps de Dante. — Jarry, Louis de France, duc d'Orléans. — Kreiten, Molière. — Gautier, L'an 1789. — A. Duruy, L'armée royale en 1789; Etudes d'histoire militaire sur la Révolution et l'Empire. — Joubert, Documents sur la Loire-Inférieure en l'an III. — De Vyré, Marie Antoinette. — Pingaud, Correspondance de Laharpe et de Jean Debry. — Welschinger, Le divorce de Napoléon. — Nauroy, La duchesse de Berry. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16 Maggio 1889.

Stefano Jacini, Pensieri sulla politica italiana. — Giosuè Carducci, L'Italia del 1831 nella poesia francese. — E. Brisio, Gli studi sul Laocoonte. — G. Barzellotti, Il pessimismo filosofico in Germania e il problema morale dei nostri tempi. — Cesare Donati, Da cielo a terra. Novella. — Luigi Lussatti, La cassa nazionale d'assicurazione per gli infortuni degli operai sul Lavoro. — David Silvagni, Un Capitano di ventura in Roma nel 1700. — Ernesto Masi, Varietà. Gli stinguel. F. d'Arcais, Rassegna musicale. — X., Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte.

AMERIKA.

**Harper's Magazine.** June 1889.

C. H. Farnham, Montreal. — Vicomte Eugene Melchior de Vogüé, Social Life in Russia. Second Paper. — Wiuthorp Mackworth Praed, Quince, A Poem. — William Wordsworth, The Brook. A Sonnet. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel. — William Howard Russell, An Incident of the Irish Rebellion. — Henry James, Our Artists in Europe. — George Howard Darwin, Saturn's Rings. — Joseph Jastrow, The Problems of „Psychic Research": — James Sully, Friendly Rivalry. A Story of the Twentieth Century. — Harriet Prescott Spofford, Two Songs. A Sonnet. — Constance Fenimore Woolson, Jupiter Lights. A Novel. — Nannie Mayo Fitzhugh, „Tother Miss Maudy". — Laureuce Hutton, The Negro on the Stage.

NIEDERLANDE.

**Dietsche Warande.** No. 3. 1889.

J. F. Kicekens, De geheimen der verfbereiding, afsetterskuust en miniatuurschildering van het klooster van Groenendaal (Souiën-Bosch). — H. Hymans, Melchior Wyntgis. — Josephus Albertus Alberdingk Thijm als stichter der Dietsche Warande herdacht. — S. Kerkhoff, Voudel en Miltou. — Aau de ungedachtenis vau deu heer Eugeen-Edward Stroobaut. — Graaf Maurin Nahuys, Wapenteekenkunst en Wapenalbums (Alba amicorum). Fr. G. van den Elsen, Onze-Lieve-Vrouw van Handel. — Le Musée de la Révolution Française, Cenfayo. — Exposition internationale d'alimentation et d'aménagement général de Cologne. — Kleine Teutoonstelliugen. — Romaus. — Werkeu over kunsteu eu wetenschappen, Schoolboekeu, enz. — Tijdschriften.

SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** 1 Maj 1889.

Charles Gaudrup, Mindedigt (1864—89). — Karl Gjellerup, Til Forstaaelsen af Richard Wagners Trilogi Nibelungens Ring. — Ernst v. d. Recke, Ved Solnedgang. — P. A. Rosenberg, Det kgl. Theaters Elevskole. — Theatreue. — Nordisk Litteratur. — Fra fremmede Literaturer.

**Finsk Tidskrift.** No. 5. Maj 1889.

M. G. Schybergson, Ur J. V. Snellmans publicistiif åren 1844—1849. — Georg Fraser, Fraewaljakis tredje forskningsresa i Central-Asieu och Tibet. — Waldemar Ruin, Om pedagogisk optimism. — Mikael Lyheck, Från Schweiz. — Dikter af Sully Prudhomme, öfvers. af Göran Björkman. — Öfversikt: Theater; af R. Hertzberg. Bref från Sverige; af G—g N.

**Ny Jord.** April, Maj 1889.

Gustav Hetsch, Hvad vil Richard Wagner? — Niels Strange, Forsaarskuutste. (Digt.) — Dr. Judæus, Et clair-obscur. — G., Konsertrevy (1888—89).

Hermau Bang, Josef Kaina. — Oscar Madsen, Romeo syuger til Julie. (Digt). — Mons Lie, Duust. — Mikaji Lermoutov, Vor Tid. Fra Russisk ved Knud Berlin. — J. P., Af hvem er Faust? — Otto Rud, Gaa paa! (Digt.) — Carl Behrens, Theatreue.

Ove Rode, Brædre. (En Studie.) — S. Hansen, Om „Creditorer", af Aug. Strindberg. — Sophus Michaëlis, Forsarsudstillingen. — Arthur Aamont, Theater-Jubileer.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Telmann, K.** Aus der Fremde. Gedichte. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 3,0. 4,25.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Erläuterungen zu den Ausländischen Klassikern.** 9. Bdch. Shakespeares Macbeth. Erl. v. R. Pröll. Leipzig, Ed. Wartig. 1,0.

**Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern.** 52. Bdch. Schillers Braut von Messina. Erl. v. Heiur. Düntzer. Lpzg., Ed. Wartig. 1,0.

**John, A.** Goethe in Deutschböhmen. Eger, Selbstverlag.

**Kiehne, H.** Die deutsche Lyrik. In ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Nordhausen, Haushuch-Verlag.

**Schlögl, Fr.** Von deu besten Büchern. Auch eiu Gutachten. Wien, Hartleben. 0,6.

**Schrader, H.** Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Neue Ausg. Berlin, Hans Lüteuöder. 6,0.

**Thom, Hermann.** Litterarische Korrespondens u. Kritische Rundschau. Hft. 5. Leipzig, A. Bouman. 0,4.

**Valera, Don Juan.** Cartas Americanas. Bibl. de autores celebres. I. Madrid, Fuentes y Capdeville. Pes. 1,0.

**Wehl, Feod.** Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 4,5.

**Geschichte und Biographie.**

**Fabri, Fr.** Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Rück- und Ausblicke. Gotha, Perthes. 2,6.

**Frankl, L. A.** Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild. Wien, A. Hartleben. 3,0. 4,0.

**Kleinschmidt, A.** Charakteristiken aus der französischen Revolution. Wien, Hartleben. 3,0. 4,0.

**Langegg, F. A. Junker v.** El Dorado. Gesch. der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert. Leipzig, W. Friedrich.

**Philosophie.**

**Monrad, M. J.** Ästhetik. Det Skjœnne og dets Forekomst i Natur og Kunst. I. Bd. Christiania, A. Cammermeyer.

**Paulhan, Fr.** L'activité mentale et les éléments de l'esprit. Bibl. de philos. contemporaine. Paris, Félix Alcan. Frcs. 10,0.

**Lieferungswerke.**

**Diesterwegs** populäre Himmelskunde u. mathemstische Geographie. Bearb. W. Meyer u. B. Schwalbe. 1. Lfg. 11. Aufl. Berlin, E. Goldschmidt. je 0,6.

**Illustrazione italiana.** Feste di Maggio e le Corse di Sau Siro. No straordinarie. Milauo, Frat. Treves. L. 1,0.

**Vermischtes.**

**Paulsen, Fr.** Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, W. Hertz. 0,8.

**Verdeutschungsbücher** des allgemeinen deutschen Sprachvereins. II. Der Handel. 1. Abteilung. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. 0,4.

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von 3½—4½ Bogen Quart.

**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von 5—7½ Bogen Oktav.

Abonnementspreis 4 **Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andrerseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

# Deutsche Litterarische Volkshefte.

Gemeinverständliche Aufsätze
**über litterarische und künstlerische Fragen der Gegenwart.**

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: **Ferd. Avenarius**, Dr. **Heinr. Bulthaupt**, Dr. **Heinr. Hart**, Prof. Dr. **M. Lazarus**, Prof. Dr. **Frz. Muncker**, Dr. **M. Nordau**, Graf **Adolf Fr. v. Schack** u. a. von **Leo Berg.**

Die **„Deutschen Litterarischen Volkshefte"** wollen, indem sie unmittelbar in die moderne deutsche Litteratur eingreifen, den Sinn für wahre **Kritik** und das Verständnis für echte **Poesie** in den weitesten Kreisen wecken und pflegen.

**Preis 50 Pfg. pro Heft.**

Die ganze Serie von 10 Heften Mark 4,50.

Verlag von **Brachvogel & Ranft**
(Kurt Brachvogel)
**Berlin S.W., Zimmer-Straße 8.**

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach**

## Ausgewählte Gedichte.

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

## Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Ein Lebensbuch.

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

## Waiblinger.

Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Kinder des Reiches.

Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

# Alkibiades.

**Drama in fünf Akten**
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Elze,** Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 15. Juni 1889. Nr. 25.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.**

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Rudolf Schmidt: „Der Kriegsassessor": (Schluß.) — Wolfgang Kirchbach: „Richard Wagner und das zeitgenössische und altgriechische Drama": (Schluß.) — Harry von Pilgrim: „Cressy": — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Der Kriegsassessor.

Novellette von Rudolf Schmidt.
Berechtigte Übersetzung von J. C. Poestion.
(Schluß.)

Der Ballinspektor klatschte in die Hände; die Herren luden die Damen zum Tanz, die Musik fiel ein, und in einer feierlichen Polonaise machten die tanzlustigen Paare die Runde durch den Saal. Aber weder zur Polonaise, noch zu einem der folgenden Tänze wurde Wilhelmine aufgefordert, und die vielen Blicke, welche von allen Seiten auf die Familie gerichtet wurden, brachten das arme Mädchen einer völligen Ohnmacht nahe. Plötzlich sagte Wilhelminen ihr weiblicher Instinkt, was an Allem schuld sei.

„Vater!" flüsterte sie beklommen.

Die Stimme gefiel dem Kriegsassessor nicht, er wandte sich zornig um.

„Vater!" wiederholte Wilhelmine mit zitterndem Munde, — „Du — bist der Einzige, der keinen — Frack anhat."

So verhielt es sich in Wirklichkeit. Die Mitglieder des Vereins bestanden aus Handwerkern, Komptoiristen, Krämern, Manufakturhändlern, unter welchen ein paar kleine Grossierer und zwei bis drei königliche Beamte als Matadoren hervorragten; aber im Frack waren sie alle, einige zwar in ziemlich altväterischen mit unerlaubt spitzigen Schößen; aber dennoch: es war Frack. Selbst der Goldschmied drunten an der Ecke, welcher vorgestern Wilhelminens eines Orgehäng ausgebessert, und dafür mit höflichem Danke 35 Ore eingestrichen hatte, stand im Frack unter Anderen in der einen Ecke des Saales und spielte den Eleganten mit einem spöttischen Grinsen.

Der schwarze Anzug, den der Kriegsassessor sich angeschafft hatte, war der erste, den er in seinem Leben trug. Der Stoff des Rockes, der Weste und der Beinkleider war allerdings gutes, feines Tuch; aber der Rock war nun einmal kein Frack: von der unbedingten Notwendigkeit eines Frackes als gesellschaftlichen Zubehörs hatte der frühere Oberkanonier nie geträumt. Und nun standen alle diese Grünschnäbel da und schauten höhnisch lächelnd auf einen Dekorierten, den einzigen Dekorierten unter ihnen allen!

Auch das hatte seine Richtigkeit, diente aber nur dazu, weitere Aufmerksamkeit für den Rock zu erwecken. „Die Mitglieder der bürgerlichen Gesellligkeit" reichten nicht hinauf in die Regionen der Gesellschaft, wo Ritterkreuze niederrieseln; aber sie waren alle wie Einer zu hochstrebend, um nicht auf das Ehrenzeichen der Dannebrogmänner mit Geringschätzung und Hohn herabzusehen, und im Kreise der Beamten und Kolonialwarenhändler war es eigentlich das unselige silberne Kreuz, das die Witzeleien hervorrief.

Wilhelmine wünschte sich weit fort, die Assessorin bekam ein wachsendes Gefühl von der Tulipangasse; aber der Kriegsassessor hielt aus und kehrte eine geschlagene Stunde mit unvermindertem Trotz seine blanke Kupferstirne der Unwelt zu, die seine Tochter sitzen ließ und anzügliche Blicke gegen ihn selbst richtete. Als dann eine Pause im Tanzen eintrat, während welcher galante Kavaliere ihren Damen Eis und Limonade holten, gab er Wilhelmine einen Puff, den das Mädchen an ihre Mutter weitergehen ließ, und im selben Augenblick erhoben sich alle Drei auf einmal, aber durchaus nicht, wie die beiden Begleiterinnen des Assessors meinten, um nach Hause zu gehen. Aufgerichtet und breit wandelte er in

Digitized by Google

schräger Linie quer durch den Saal und schritt, die beiden verschüchterten Weiber an der Ferse, durch die Thüre in den Speisesaal, der durch seine Überschrift kenntlich war, und auf den er schon lange sein Augenmerk geworfen hatte.

Das war ein neuer Schnitzer: erst zu der für das gemeinschaftliche Mahl angesetzten Zeit gingen die gebildeteren Mitglieder des Vereins zu Tische. Infolgedessen war der Speisesaal leer; nur an der mittleren langen Tafel saßen ein paar hungrige Kommis und verzehrten ein Rindfleisch mit Tuberger Bier und Schnaps dazu. Herausfordernd nahm der Kriegsassessor ihnen gegenüber Platz und bestellte mit lauter Stimme Entenbraten mit Rotkohl für drei Personen. Merkwürdig genug fuhren die Kommis ohne eigentliche Zerknirschung fort, ihr Rindfleisch zu verzehren, und warfen über des Assessors breite Schultern Blicke, welche dieser nicht verstand, die ihn aber gerade deshalb grimmig böse machten. Die Sache war ganz einfach die, daß mehrere Mitglieder des Vereins, in der Hoffnung auf eine Fortsetzung der Unterhaltung, welche ihnen das Benehmen der Familie verschaffte, diesen in den Speisesaal gefolgt waren und nur zu den Kommis Miene und Zeichen machten. Als der Entenbraten gebracht wurde, wollte er mit einem Schlage die beiden armen Schlucker, die da saßen und ihr elendes Bier hinunter schwemmten, vernichten, und rief, in Erinnerung daran, wie Wilhelmine am Vormittage ihrer Konfirmation bewirtet worden war, gebieterisch dem Kellner zu:

„Eine Flasche alten französischen Wein!“*)

Weshalb wurde jetzt auch hinter seinem Rücken gekichert! Weshalb grinsten ihm jetzt die beiden Ladenschwengel drüben vor Aller Augen geradezu ins Gesicht? Wilhelmine und die Assessorin hatten ein Gefühl, daß es mit diesem Verlangen nach altem französischen Wein zu Entenbraten recht greulich schlimm stehen müsse; aber solche Erkenntnisse waren nicht Sache des Kriegsassessors. Die Instinkte von Nyboder erwachten in ihm, die Adern auf seiner roten Stirne wurden blau und dunkel, und er war nahe daran, grob zu fragen, ob die Herren etwas zu sagen hätten, als eine wohlbekannte muntere Stimme hinter ihm rief:

„Trinken Sie lieber mit uns Champagner, Villumsen!“

Es war Lieutenant Justesen, derselbe, welcher die eben ernannte Rangsperson aufgeklärt hatte, daß sie nun in den Staatskalender gekommen sei. Gemütlich und einfach, wie immer, stand er mit einigen anderen Herren beisammen und blies mit seinem gutmütigen Lächeln das aufziehende Unwetter fort, wie er gleichzeitig auch einen Schimmer sozialer Verklärung über den Kriegsassessor und dessen Damen breitete.

Beim Weggehen von einem größeren Mahle war Lieutenant Justesen zugleich mit einigen Kanzlisten im Marineministerium von einem jungen Grossierer mitgezogen worden, der zu den Spitzen des Vereins gehörte, und darauf versessen war, einen Marinelieutenant als seinen Gast auf den Ball mitbringen zu können. Nun sollte während der Pause bei einem Glas Champagner die Stimmung zu einem recht lebhaften Tänzchen mit den Damen „der bürgerlichen Geselligkeit“ noch besonders angeregt werden: In einem Nu hatte sich die ganze Schar auf derselben Seite des Tisches niedergelassen, wo der Kriegsassessor saß, und nun begannen die beiden Kommis sich ihres Bieres zu schämen.

„Na, haben Sie sich heute Abend einmal auf die Beine gemacht, Villumsen?“ fuhr der immer gemütliche Lieutenant fort, während er dem Kriegsassessor einschenkte. „Und Frau und Tochter auch mit? Ich darf wohl den ersten Tanz mit Wilhelmine tanzen?“

Er unterbrach sich und sagte mit einer abwendenden Handbewegung zum Grossierer und den Anderen:

„Fräulein Villumsen und ich kennen einander nämlich schon viele Jahre — müssen die Herren wissen!“

Hatte Wilhelmine früher nicht tanzen können, so wurde sie jetzt, nach beendetem Nachtmahle, dafür entschädigt. Den ersten und zweiten Tanz tanzte sie mit Lieutenant Justesen, hierauf wurde sie vom Grossierer aufgefordert, der Justesen eingeführt hatte, dann von den beiden Kanzlisten, dem einen nach dem andern, und schließlich wieder vom Lieutenant. Während einer neuen Pause lustwandelte dieser ein paar Mal, mit ihr am Arme, um den Saal herum und verlangte beim Büffet noch eine halbe Flasche Champagner, um, wie er artig sagte, „ein privates Glas mit seiner Dame zu trinken.“ Diese Aufmerksamkeit von seiten des Lieutenants veranlaßte den Kriegsassessor seiner Ehehälfte schmunzelnd einen Rippenstoß zu versetzen; aber die Assessorin war diesen Abend nicht ins Feuer zu bringen, selbst nicht, als ein Mitglied der Leitung herbeikam und den Vater mit „Herr Assessor“ und sie selbst mit „gnädige Frau“ ansprach.

Der Kriegsassessor hingegen verließ den Ball mit dem Gefühle, einen vollständigen Sieg davon getragen zu haben, und hielt daheim in Hemdsärmeln einen Vortrag darüber, daß wenn man es nur versteht, die Kerle zu fassen, der Hochmut rasch verschwindet. Über Lieutenant Justesen erschöpfte er sich in Lobreden und machte zu Wilhelmine gewandt, die Bemerkung, daß er ein prächtiger Bursche und dabei ein echter „Gentleman“ sei.

Wilhelmine errötete und begann von dem Seidenkleide zu sprechen, welches die Frau des Goldschmiedes angehabt habe.

Sowie der Kriegsassessor seine wohlgenährte Figur zu Bette gebracht hatte, schlief er sogleich ein und träumte, daß er Direktor der „bürgerlichen Geselligkeit“ geworden sei mit unbeschränktem Rechte alle Fratzenschneider, die Tuberger Bier zu ihrem Rindfleisch tranken, zur Thüre hinaus zu werfen, und daß Lieutenant Justesen mit ewig heiterer Gemütlichkeit

*) Ein vom dänischen Proletariat an Feiertagen getrunkenes, von den gebildeten Klassen verabscheutes Kunsterzeugnis, das gar kein Wein ist.

Digitized by Google

jederzeit bereit stand, seinen Beschlüssen Beifall zu spenden.

Des Morgens erwachte er ganz wohl; aber sowie er aufgestanden war und die Jacke angezogen hatte, fühlte er sich doch nicht so wie sonst. Die Abspannung, welche auf jede angestrengte Lustigkeit folgt, machte sich sowohl bei ihm wie bei Wilhelmine geltend. Die Assessorin klagte außerdem gottsjämmerlich über Gicht in ihrem Beine. Infolge der etwas gedrückten Stimmung bemerkte keines von den Alten die verlegene Miene, mit welcher die Tochter im Laufe des Vormittags erklärte, sie wolle zur Tante Malle am Godthaabsweg hinaus, um ihre Stickmuster zu holen. Der Weg sei heute so gut.

Wilhelmine ging, und der Kriegsassessor setzte sich wie gewöhnlich zu seinen Rechnungen; aber obgleich er sich damit auffrischte, eine ganz ungewöhnliche Anzahl schwächlicher Bewohner des Stiftes anzuschnauzen, konnte er heute doch nicht Dampf bekommen. Um die Zeit totzuschlagen, beschloß er Wilhelmine entgegenzugehen.

Nur wenige Menschen waren auf dem Godthaabswege und den herumgelegenen Wegen zu sehen. Umso mehr fiel ein wanderndes Paar in die Augen, das sich in vertraulichem Gespräch langsam auf einem Fußsteig — ungefähr fünfzig Schritte vor dem Kriegsassessor — hinbewegte. Dieser fand, daß es ganz unterhaltend sei, das Paar genauer zu beobachten. Plötzlich sah er den Herrn seinen Arm um den Leib der Dame legen und diese auf den Mund küssen, gerade als ein Wagen aus einer Villa dicht in der Nähe gefahren kam. Auf der einen Seite des Wagens wurde hastig ein Fenster niedergeschlagen, eine in Pelz gehüllte Damengestalt beugte sich einen Augenblick hinaus, zog sich aber sogleich mit einem Ausruf wieder zurück, was zur Folge hatte, daß der Herr augenblicklich seine Begleiterin fahren ließ und mit einem kurzen eiligen Gruß davoneilte.

Als der Wagen an dem Kriegsassessor vorbeifuhr, sah er eine junge Dame mit dem Taschentuche vor den Augen in konvulsivischem Weinen sich zurücklehnen und den Kopf schütteln. Bevor er sich indessen von diesem Anblick erholt hatte, kam der Herr blindlings auf ihn zugerannt.

Es war Lieutenant Justesen.

Etwas gerötet war sein Gesicht schon früher; jetzt, als er mit dem Kriegsassessor zusammenstieß, wurde er noch röter. Aber gleichwohl richtete er sich auf, salutierte und sagte, mit einem gewissen Schimmer der alten Gemütlichkeit, ohne stehen zu bleiben.

„Guten Tag, Villumsen!"

Der Kriegsassessor bemerkte, daß der Lieutenant, sowie er an ihm vorüber war, seinen Gang beschleunigte und einen Seitenweg einschlug.

Es blieb ihm aber keine Zeit, sich in Vermutungen hierüber zu verlieren; denn jetzt war die Dame, die den Kuß bekommen hatte, ganz in seine Nähe gekommen, und er sah, daß es Wilhelmine war.

Die ganze alte Nyboder-Natur stieg in ihm auf; er erschöpfte sich in saftigen Scheltworten und anzüglichen Vorwürfen.

Wilhelmine ließ ihn eine Weile nach Herzenslust rasen; hierauf sagte sie ruhig:

„Spreize Dich nicht so, Vater! Lieutenant Justesen fragte mich gestern, ob ich heute nicht ausgehe, und da sagte ich ihm, daß ich zu Tante Malle muß. Wenn er nun aber so davonrennt und mich nicht erkennen will, so ist Alles vorbei."

„Ja, aber er küßte Dich, Du Dirne!"

„Ei was! Davon werde ich nicht sterben!" antwortete Wilhelmine mürrisch.

Aber der Kriegsassessor wollte nicht, daß die Sache so glatt ablaufen sollte.

„Wer ist der Vater des Lieutenants?" fragte er.

„Weißt Du es nicht? Es ist der Assessor Justesen am Kastanienweg."

Jetzt erinnerte er sich daran. — Assessor — hm!

Ein großer Gedanke tauchte auf hinter der gebogenen Hirnschale. Er sprach nicht ein Wort weiter zu Wilhelmine; nun wußte er, was zu thun war!

Auch nicht, als er heimgekommen, äußerte er das Geringste. Er sammelte sich, er besann sich, er ermannte sich den ganzen langen Tag hindurch. Abends ging er zeitig zur Ruhe; aber die Assessorin bemerkte recht gut, daß er bis drei Uhr wach lag.

Zeitig am nächsten Morgen zog er zum großen Erstaunen der Frau und Tochter den schwarzen Anzug an, befestigte das Ordensbändchen im Knopfloche, ließ den gewürfelten Winterrock offen — es war warm — so daß es gleich in die Augen fiel, und setzte mit langsamem Ernst den hohen, schwarzen Seidenhut auf. Sodann ging er fort, ohne mit einem Worte zu sagen, wohin.

Er lenkte seine Schritte nach dem Kastanienweg. Es war für ihn abgemacht: er wollte mit dem Vater sprechen, gebildet — aber derb, höflich — aber frisch von der Leber weg. So sollte der Lieutenant denn doch nicht — — — Versteht sich! Hätte er die Absicht, Wilhelmine zu heiraten, dann wäre es freilich eine andere Sache. — — Wie die Sonne heute schön schien! — Es mußte ganz gewiß zu einem Ergebnisse kommen, wenn er mit dem Vater als Seinesgleichen, Assessor mit Assessor sprach!

Das Haus am Kastanienweg hatte vorne einen Streifen von einem Garten, mit einem Grasfleck außerhalb der Eingangsthüre und drei bis vier Gebüschen zu beiden Seiten.

Er spähte durch eine Öffnung zwischen den Zweigen und erblickte zwei ältere Herren mit feinen Gesichtszügen und einer unheimlichen Vornehmheit in ihrem Wesen, was den zum Assessor ernannten Oberkanonier ganz beklommen machte, obschon er einen deutlichen Beweis davon hatte, daß er von den drinnen der am Besten gekleidete war. Aber trotz ihrer weiten Vormittagskleider und lächerlich verkrüppelten Filzhüte hatten die beiden Etwas an sich, von dem der lauschende Zuschauer nur allzu deutlich bemerkte, daß es ihm selbst fehlte.

Und dann die Worte! Die Herren erschienen ihm wie zwei erhabene Wesen, die mit unfaßlicher Sicherheit über Alles verhandelten. Der Kriegs-

Digitized by Google

assessor fühlte ganz deutlich, wie ihm das Herz in die Hosen sank.

„Mein lieber Etatsrat!" sagte der Eine der Herren, „es freut mich sehr, daß Sie die Sache auf diese Weise nehmen. Eine kleine Unbedachtsamkeit kann ja auch nicht gut anders genommen werden."

„Freilich, mein lieber Assessor!" antwortete der Andere. „Es geschah eben in der ersten Aufwallung, daß Camilla Ihrem Sohne diesen Brief geschrieben hat. Heute ist sie schon anders gesinnt, und wenn der Sünder bloß ein wenig Bußfertigkeit zeigen will, kann die Verlobung ganz gut am Sonntag stattfinden, wie es bestimmt war. Es wäre doch wahrlich schlimm, wenn eine Verbindung zwischen zwei geachteten Familien wegen eines lustigen Streiches auf einem Balle, zu dem man von der Straße aus geführt werden konnte, sich zersehlagen sollte."

„Ja, und noeh dazu mit einer solchen Person!" antwortete der Herr, weleher zuerst gesprochen hatte. „Meinem Sohne gegenüber führe ich natürlich eine andere Sprache. Aber unter uns, lieber Etatsrat, ieh verstehe wirklich nicht, wie Camilla, ein so gebildetes und belesenes Mädchen, sich den Scherz mit der Tochter eines ausgedienten Marinesoldaten, wobei ja doch gar nichts geschehen ist, so sehr zu Herzen nehmen konnte. — — Suchen Sie jemand, mein guter Mann?"

Die letzten Worte wurden in einem nachlässig wohlwollenden, etwas ungeduldigen Tone an den Kriegsassessor gerichtet, der aus reiner Verlegenheit und Unbehilflichkeit aus seinem Versteck hervorgekommen war. Im selben Augenblicke fielen seine Augen auf die große Messingplatte auf der Eingangsthür der Villa, auf welcher die Worte: „P. Justesen, Höchstegericht-Assessor," zu lesen waren. Er hatte das Gefühl, als ob er mit einer glühenden Nadel durchbohrt würde. Jetzt wurde ihm's plötzlich ziemlich klar, durch welche Mannigfaltigkeit von Stufen er in jenem Staatskalender, den er niemals gesehen hatte, von dem älteren Herrn mit dem Filzhut getrennt war, trotz des gleichen Titels.

Es war ihm, als würde seine Zunge zu Blei, als erstürbe ihm der Atem im Halse. Das alte Gefühl der Unterthänigkeit, wenn er im Dienste mit einem Vorgesetzten sprach, überkam ihn wieder wie durch eine Verzauberung. Er lüpfte ehrerbietig den Hut, stellte sich, als sehe er naeh der Hausnummer, und zog sich mit einem Murmeln zurück, das keiner der beiden Herren verstand, und das zu verstehen auch keiner sich kümmerte.

Wie er den Weg hinab wanderte, schien es ihm, als wäre die Sonne verschwunden, und der Tag plötzlich grau geworden; auch hatte die Erde unter seinen Füßen eine auffallende Neigung erhalten, sich zu bewegen.

„Mein guter Mann!" Er war im Seidenhut und schwarzen Rock; dennoch hatte der Vater des Lieutenants sogleich — —

Und Wilhelmine! Sie war ja doch ein schönes Mädchen, nett und wohlgekleidet zu jeder Zeit. — „Eine solche Person!" — Seine eigene Wilhelmine! —

Ohne zu bemerken, war er bis zur Ladegaardsaa gekommen. Auf einer der kleinen Brücken begegnete er Einigen seiner alten Untergebenen auf dem Holm*), gegen die er besonders bissig gewesen war. Sie grüßten ihn nicht, sondern Einer von ihnen sagte im Vorbeigehen:

„Das war auch ein Assessor!"

In dem Sinne des hochmütigen Mannes aber keimte gleich einem spitzigen, nach innen wachsenden Dorn der Gedanke auf, daß er sich wohl nie so platt niedergestampft gefühlt haben würde, wie an diesem Vormittage, wenn er niemals so sehr über seine Erwartung erhöht worden wäre.

## Richard Wagner

### und das zeitgenössische und altgriechische Drama.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Schluß.)

Wir wissen das Ansehen Lessings zu schätzen; wir wissen nicht minder das Ansehen Wagners zu verehren. Aber wir sprechen es rückhaltslos aus: nicht Lessing, wenn er auch Bruchstücke hinterließ, welche einer Verbindung der Künste das Wort zu reden scheinen, nicht Wagner könnte die tiefe innere Unmöglichkeit eines Zusammenwirkens von Musik und Dichtung aus der Welt schaffen, sofern beide Künste sind auf Grund der ihren Bedingungen eigentümlichen Wirkungsweise. Eine Verbindung von Wort und Ton, von Wort und Musik ist noch nicht eine Verbindung von Dichtung und Musik. Nicht durch das Wort allein ist die Dichtung, was sie ist; durch ihre Seelenkunst ist sie es und diese Seelenkunst ist das Geheimnis der erlauchtesten Geister der Menschheit. Das Geheimnis dieser Seelenkunst aber wird zerstört, in ihr die Bauweise der Dichtung und die sonderlich poetische Wirkung, sowie die Musik mitwirkend eintritt. Eine Verbindung von Dichtung und Musik, welche eine solche beider Künste wäre (sofern sie Künste sind), ist nur als eine abwechselnde denkbar.

Eine solche besteht in der That. Shakespeares „Sommernaehtstraum" ist mit Mendelssohns Musik das Beispiel einer solchen Verbindung der Künste. Die Dramatik nimmt oft genug die Musik als ablösende Hilfskunst in Anspruch und beide Künste bleiben dann recht wohl selbständige Künste mit der ihnen eigentümlichen Seelenkunst. In der Art, welche in Richard Wagners Werken waltet, ist nun aber eine solche Verbindung nicht gegeben, denn, was als Wortgebilde sieh uns im Textbuch darstellt, ermangelt durchaus der eigentümlichen Kunstart der dichterischen Wirkungen. Das Wort ist nur dienend. Kein Wort Wagners, das nicht in der Voraussicht auf eine musikalische Schöpfung erdacht wäre. Die

*) Die niedrigen Klassen der dänischen Marinepersonen wohnen in „Nyboder", arbeiten aber auf dem „Holm", wo die Schiffe gebaut werden.

Digitized by Google

Keime seiner symphonischen Klänge hörte der Meister an seinen Worten; er erfand sie zum Zwecke der Musik und diese Herkunft verleugnet keine Seite in sämtlichen Werken des Meisters. Was nun entstanden ist als Wortgebilde, ist ein Schema musikalisch-symphonischer Wirkungen. Und wir setzen sogleich hinzu: das Schema ist meisterhaft. Es wird den Musikkundigen oft täuschen, als wäre es Poesie, weil er, wie der Meister selbst, die Tonmöglichkeit mit heraushört; es wird aber dem gänzlich unmusikalischen gebildeten Freund der Dichtung das Befremdlichste sein, was er lesen kann. Denn es ist nicht Redekunst; es ist nicht Nerven-Wissenschaft von Geräuschen und Wahrnehmungen der fünf Sinne, Dichtung ist es nicht, denn dazu mangelt jede eigentümliche Fülle derselben: es ließe sich eher als eine sonderbare Wortgebärde bezeichnen, in der im großen Ganzen nur ein Wortschatz vorhanden ist, welcher die Dinge der Natur und Leidenschaft darstellt, sofern sie als rein physiologische Elemente zur Erscheinung kommen. Um es Operntexte zu nennen, sind diese Arbeiten zu gut, um sie Dichtungen zu nennen, ermangeln sie jeder besten eigenartigen Gedankenverbindung, welche die Kunstweise der Dichtung ausmacht: man müßte es als eine selbständige Gattung von Wortgebilden in Anspruch nehmen, wenn ihr Schöpfer nicht selbst folgerichtig genug gewesen wäre, erst in der Zusammenwirkung mit einer anderen Kunst diesen Gebilden einen tieferen Kunstwert zuzusprechen.

Wir sind uns klar geworden: ein Schema im Worte zu musikalisch-symphonischen Wirkungen liegt vor uns; ein meisterhaftes Schema sogar, welches uns dazu dienen wird, den eigentlich musikalischen und wohllautenden Wert gewaltiger musikalischer Gebilde durch die Bcihilfe des Schemas zu verstehen. Mit anderen Augen, als vorher, betrachten wir nun Mimes Darstellung des Fürchtens:

Fühltest du nie
im finstern Wald
bei Dämmerschein
am dunklen Ort,
wenn fern es säuselt
summst und saust,
wildes Brummen
näher braust,
wirres Flackern
um dich flimmert,
schwellend Schwirren
zu Leib dir schwebt, —
fühltest du dann nicht grieselnd
Grausen die Glieder dir fahn?
Glühender Schauer
schüttelt die Glieder,
wirr verschwimmend
schwinden die Sinne,
in der Brust bebend und bang
berstet hämmernd das Herz?
Fühltest du das noch nicht
Das Fürchten blieb dir dann
fremd.

In der That: ein meisterhaftes Schema zur musikalischen Erläuterung! Da ist das ganze Orchester musikalischer Instrumente vorgezeichnet, mag es nun das „Brummen" des Brummbasses sein oder das „säuseln, summsen und sausen", das auf der Violine und Viola der Fiedelbogen erzeugt. Die ganze Summe nervöser und körperlicher Erregung, welche in Begleitung des Seelenvorganges ist, zählt Mimes Wörterbuch hier auf. Aber von der Weise, welche die Dichtung befolgen würde, als eine Kunst, ist in dieser Schilderung der Furcht keine Spur. Wahrlich! eine hohe Aufgabe auch für die Dichtung, den Jüngling zu schildern, der das Fürchten nicht kennt! Das dichterisch und menschlich Furchtbarste, was in das Geschick des Menschen hereinragen kann, würde die Poesie zu schildern haben und dann würde es uns wohl gewaltig erscheinen, daß, während selbst den Hörer und Zuschauer ein sittliches Grausen faßt, der junge Recke nicht von dieser Erregung erfaßt wird!

Ein sittliches Grausen! Da liegt's. Mimes Schilderung, als ein Schema für musikalische Wirkungen und das Grausen, welches die Musik auf Grund tonischer Wirkungen erregen kann, muß ebendeshalb absehen von jeder sittlichen Kunstweise der Dichtung. Soll der Text geeignet sein, das Schema für musikalischen Eindruck abzugeben, so muß das Beste geopfert werden, wodurch die Dichtung sich als eine geistige Kunst erweist. Statt der ganzen Stufenfolge nervöser und körperlicher Zustände, welche die Seelenregung der Furcht begleiten, würde die Dichtung eine sittliche Ursache der Furcht und Angst zu geben haben. „Furcht" im höchsten Sinne zu erzeugen (φοβος) ist nach Aristoteles ja an sich eine alte Aufgabe des dramatischen Dichters. Der Hörer ist der junge Siegfried, den das Grausen überkommen soll. Nun, wir brauchen nicht zu erörtern, mit welchen Kunstmitteln die Poesie es erreicht, daß den Hörer — Siegfried ein Grausen überkommt. Daß die „Sinne wirr verschwimmend schwinden", daß ein „glühender Schauer die Glieder schüttelt" läßt die Art der Dichtung gleichgültig. Sie würde im Gegenteil, statt davon zu erzählen, daß ein „Schauer" die Sinne schüttelt, diesen selbst hervorbringen, denn schon die Nennung der körperlichen Begleiterscheinung hebt gerade den tieferen Schauer auf und nicht einmal ein Kind in der Kinderstube wäre nach der Weise Mimes zum Gruseln zu bringen. Sollen wir ein Beispiel geben, wie die Dichtung verfahren würde, wenn sie als Dichtung wirken wollte? Wir können es uns billig versagen, denn Jedermann giebt wohl zu, daß Mimes Schilderung nur als Schema zur musikalischen Darstellung gelten kann, nicht aber als eine dichterisch-eindringliche gegenständliche Leidenschaftswirkung. Wie ein Dichter eine solche erreicht, wiesen wir oben nach an einem Beispiele aus Sophokles.

Was wir an Siegfrieds und Brunhildes Liebesszene verfolgt, wir sehen es hier an Mime, wir sehen es an der überwiegenden Fülle aller Wagnerschen Erfindungen im Worte Überall wird sich erweisen lassen, daß das Wort nur mit Rücksicht auf die Möglichkeit tonaler symphonischer Belebung gedacht ist, daß, wo nicht die rein körperlichen und nervenmäßigen Begleiterscheinungen im Vordergrund sind, doch der ganze Wortvorrat mit Rücksicht auf eine allgemeinere musikalische Schilderung sichtbar gedacht ist, daß die Handlung als solche sogar sich an die Bedingungen hält, wo auch die Natur Musik oder wenigstens etwas der Musik Verwandtes enthält. So sind es denn doch Spinnerlieder, Hirtenlieder, Vogelgesang, Hörnerton, Nixengesang und Schwerterklang, so ist es die ganze Welt des in der Natur an sich Hörbaren oder zum mindesten in entschiedenen rhythmischen Erscheinungsformen (sei es als Wellenbe-

Digitized by Google

wegung oder Lichtschwingung oder das rhythmische Traben von Walkürenrossen) auf uns Wirkenden, welche in Wagners Texten als Vorbedingung musikalischer Wohllaute walten. Endlich zieht Wagner noch in „Parsifal" die religiöse Stimmung, welche seit alter Zeit die Mutter der Musik war, aber mit der Dichtung nichts zu thun hat, ins Bereich seiner Kunst. Wagner besaß darin einen außerordentlich sicheren und folgerichtigen Instinkt; er dichtete nie etwas, was nicht eine Unterlage für musikalische Werte sein konnte und demgemäß fehlt in all seinen Texten auch diejenige Wirkungsweise der Dichtung, wo all diese äußeren Thätigkeiten der Sinneswerkzeuge wegfallen und nur die Wirkungen des inneren Sinnes, der eigentlichen poetischen Verknüpfung gegenständlicher Vorstellungen walten.

Kann man nun aber das eine Verbindung zweier Künste nennen, wo auf Schritt und Tritt nachzuweisen ist, daß von der einen Kunst (der Dichtung) nur das ausgewählt wird, was der anderen dienlich ist?! Wo eine Welt von Wirkungen der eigentlichen Seelenkunst einfach als nicht vorhanden betrachtet werden?! Nein, das ist keine Verbindung der Künste, denn die Dichtung begiebt sich eben der Schaffensweise verdichtender Art der seelischen Erregungen, von denen sie bildlich ihren Namen hat. Das Wort ist der dienende Teil, es dient der Musik in dem oben nachgewiesenen Sinne feinster seelischer Gegensatzwirkung, aus welcher die rein musikalische, innigere Hörbarkeit, die größere Deutlichkeit der Tonverbindung im Ohre entspringt. Wagner hat es in Szenen wie in der Erdaszene (Siegfried) auf diese Weise erreicht, daß wir Tonunterschiede noch in einer Tiefe als wohllautend vernehmen, wo sonst die Hörfähigkeit schon fast zu versagen pflegt. Durch die höchst eigentümliche Verbindung der Instrumente und ihrer Klangfarben hören wir dunkle Einklänge, wo sonst nur mehr Geräusch unter der Hörschwelle wäre: ein solches Instrument, welches die innere wohllautende Klangfarbe bestimmt, ist für Wagner das Wort und die an ihm haftende Sinnesvorstellung geworden. Zu dem gesamten Orchester seiner geistreichen Instrumentierung fügt er ein inneres Instrument, welches die Tongruppe aufschließen hilft: recht eigentlich den musikalischen „Schlüssel" zur klingenderen, innigeren Hörbarkeit: das Wort.

Hier ist das Rätsel des Wagnerschen Kunstwerkes, hier ist zugleich die musikalische Berechtigung des Musikdramas. Denn wir sehen nicht ein, warum, da Redekunst und Wissenschaft und mancher Lebenszweig sich des Wortes bedienen, nicht auch die Musik sich desselben bedienen sollte, wenn sie in einem Instinkt, dem selbst ein Beethoven sich nicht entziehen konnte, im Worte ein innerliches Hilfsmittel der Instrumentierung findet. — So erscheint uns das Kunstwerk Richard Wagners vom musikalischen Standpunkte als eine rechtmäßige Schöpfung, als eine reine Musik schlechthin, als eine Entwickelung der gesamten Geschichte, welche die deutsche Musik genommen. Nicht ein „Gesamtkunstwerk", nicht eine Verbindung der Künste ist gegeben, ein musikalisches Kunstwerk steht vor uns, das als durch und durch musikalische Wirkung lebt und thatsächlich keine andere Rücksicht als die musikalische kennt.

Was ist denn, musikgeschichtlich gesprochen, Wagners That gegenüber der alten Oper? Daß er symphonische Gesetze, also rein musikalische, in die Operndarstellung einführte, eine großartige musikalisch-thematische Arbeit, wie sie weder Mozart noch Beethoven von der Bühne kannten. Was ist Siegfrieds Erzählung vor seinem Tode (Götterdämmerung) anders, als ein höchst gewaltiges Stück symphonischer Arbeit? Sämtliche musikalischen vorangegangenen Motive werden aufgenommen und in ein einheitliches symphonisches Gefüge verarbeitet, bei dem unser inneres Ohr ganz und gar rein musikalisch wirkt in der Rückerinnerung des früher Gehörten und seiner Neuverarbeitung. Schlagend beweist diese Stelle (und alle verwandten) den grundsätzlichen Unterschied zwischen der symphonischen Wirkungsweise der Musik und der zerlegenden der Dichtung. Die sittliche Auseinanderlegung der Dichtung würde eine solche neuverarbeitende Zusammenfassung Alles dessen, was schon dagewesen ist, auf der Bühne, im Drama ausschließen, eben zufolge des zerfallenden Charakters des Dramas. Nur in einem erzählenden Gedicht würde eine abkürzende Wiederholung erlaubt sein, zufolge der erzählenden Kunst der Erinnerung überhaupt. Die Kunst des Dramas aber ist vorwiegend eine Kunst der sittlichen Voraussicht und darum zerlegend: kein größerer Fehler könnte in einem Drama begangen werden, als eine derartige symphonische Zusammenfassung.

Man denke sich irgend einen Wagnerschen Text, seien es die „Nibelungen" oder „Parsifal", sei es „Tannhäuser" oder „Tristan und Isolde" einmal ohne musikalische Mithilfe aufgeführt. Man verteile die Rollen und lasse sie begabte Schauspieler lernen und gehe nun an die Einstudierung dieser Werke, als sollten es Dramen sein. Man würde zum Erstaunen inne werden, daß, vom Standpunkte der dichterischen und dramatischen Bühnenwirkung, durchschnittlich auch Alles verkehrt angefaßt worden sei; verkehrt in des Wortes eigentlichem Sinne, ja, umgekehrt, als es Forderung der Wirkung wäre. Die Folge wäre, daß diese Afterdramen an ihrer Wirkungslosigkeit zu Grunde gingen. Man würde in allen eigentlichen dramatischen Augenblicken, die sehr zahlreich sind, ein Gefühl haben, als sähe man eine Rakete angezündet, die am Boden verpufft. Es würde sich erweisen, daß, ganz äußerlich gesprochen, alle dramatischen Szenen, welche auf einem sittlichen Gegenspiele von Leidenschaften und Situationen beruhen, zu kurz sind, daß dagegen sämtliche vorbereitende Kunstgriffe nicht nur an der falschen Stelle auftreten, sondern auch ohne jeden seelischen Haushalt in ihrer äußeren Länge sind. In allen eigentlichen dramatischen Stellen, z. B. Siegfrieds Tod, Gutrune an Siegfrieds Leiche, oder Siegfried in der Tarnkappe zu Brunhild dringend, würde sich erweisen, daß der seelische Raum der Situation nicht ausgenützt ist, daß zu kurz, zu unvermittelt, ohne ein gegliedertes Gegenspiel der Leidenschaften

Digitized by Google

die Szene gearbeitet ist. Die sittliche Spannung des Zuschauers ist nicht ausgenützt und all diese Szenen würden ins Wasser fallen, sowie sie von Schauspielern dargestellt würden. Wagners Wortgebilde teilen diese Eigenschaft mit fast allen Operntexten.

Warum ist nun die sittliche Spannung nicht ausgenützt? Musikalisch vernommen wirken diese Szenen ja denn doch überwältigend? Sie wirken durch rein musikalische Mittel, welche an sich die geforderte Empfindungsbreite der Situation ersetzen!

Die sittliche Spannung ist deshalb nicht ausgenutzt, weil eine solche zu erzeugen über die Machtmittel der Musik geht. Hier sind eine Reihe von Aufgaben, wo die Musik versagt: Spannung, Furcht im Sinne des angespannten ästhetischen Gefühls, Situationen und das Bewußtsein einer Situation, Mitleid und den daran geknüpften sachlichen Anteil, endlich sittliches Urteil und die aus ihm entspringende Erschütterung, sowie das sittliche Urteil, aus welchem die Heiterkeit und das Lachen des Lustspiels entspringt: all diese wesentlichsten seelenkünstlerischen Mittel der dramatischen Dichtung vermag keine Tonerfindung der Welt zu versinnlichen. Und nicht nur das! All diese Thätigkeiten unseres begreifenden Geistes werden durch die Mitwirkung der Musik thatsächlich aufgehoben und auf ein Nichts vermindert. Es ist unmöglich, während man thatsächlich den musikalischen Entwickelungen einer Symphonie folgt, einen neuen Beweis des pythagoräischen Lehrsatzes auszudenken oder sonst eine mathematische Formel zu lösen. So wie man das letztere thäte, würde man nicht mehr hören. Es ist unmöglich, solange man musikalisch scheidet, eine Vernunftfrage zu erwägen, es ist auch unmöglich ein sittliches Urteil mit aller Kraft unseres eigenen sittlichen Denkens und Empfindens festzuhalten. Wohl vermögen wir recht gut zum Hören mit Augen zu sehen und äußere Sinneseindrücke festzuhalten. Auf den letzteren Umstand ist Wagners Kunstwerk aufgebaut, das sich als eine solche sichtbare Wortgebärde darstellt und in der Gleichzeitigkeit eines Sinneseindrucks in Auge und Ohr von verwandter Art einen höchst eigentümlichen sinnlichen Eindruck erreicht.

Aber die Wirkung auf einen Außensinn ist ja keine dichterische Wirkung. Die wabernde Lohe und Brunhilde in ihr entschlafen zu denken, ist eine poetisch-mythologische Vorstellung, die keineswegs dadurch poetischer wird, daß unser Auge eine thatsächliche rote Glut wahrnimmt. Diese rote Glut wird unser Auge allerdings als eine sinnlich schöne Farbenempfindung aufnehmen und die Lichtschwingungen, welche sie erzeugt, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit den Schallschwingungen, welche das Orchester erzeugt. Wir glauben in einem Rausche zu leben und es sind gewiß verwandte Bedingungen mit den Nervenvorgängen bei einem wirklichen Rausche, welche in uns angeschlagen sind. Wir werden in dieser erhöhten Stimmung, in der wir selbst wie eine Stimmgabel schwingen, die Musik als solche eindringlicher vernehmen, denn wir sind selbst ganz zu Instrumenten für die Zwecke des Meisters geworden, der ein Klingsohr ist im Reiche der Kunst.

Aber dichterisch sind wir keineswegs thätig gewesen in diesem Zustand. Die Poesie ist eine Kunst, welche als Unterlage vor Allem der begreifenden und der sittlichen Kräfte des Menschen bedarf und der anschaulichen Wortvorstellung, wie wir oben gezeigt, sich bedient. Unsere Zeit konnte nur deshalb darauf verfallen, daß eine Verbindung der Künste ernstlich möglich sei, weil man das Wort Sinnlichkeit und Anschaulichkeit für die Dichtung in einem Sinne deutete, als hafte diese Anschaulichkeit an den äußeren Sinneswerkzeugen. So wurde sie mit Malerei und Musik in einem Atem genannt und es entwickelte sich eine Rederei, welche nur fortwährend die eine Kunst mit der anderen verglich. Aus diesen rednerischen Vergleichen entstand der Irrtum der Forderung einer Verbindung der Künste, welche Forderung selbst nur eine vergleichsweise Schöpfung erzeugt hätte, wenn Wagners mächtiger Erfindergeist nicht stärker gewesen wäre, als seine Kunstmeinungen. Dieser Geist schuf uns, statt einer thatsächlichen Verbindung der Künste, eine neue Gattung von Musik in folgerichtiger Anwendung von Grundsätzen, die schon Beethoven erkannt hatte. Halten wir an dieser Erkenntnis fest, sie kann nur zu Gunsten der Werke des Meisters wirken; verbreiten wir diese Erkenntnis, denn sie allein kann das Werk in Baireuth bewahren vor einem Rückschlage, der von Seite dramatischer Dichtung kommen könnte. Fände sich ein dramatischer Geist, der als ein Dichter das für die poetische Bühne würde, was Wagner der musikalischen war, die poetische Seite des Wagnerschen Werkes würde rücksichtslos vom neuerwachten dichterischen Zeitgeist hinweggefegt werden. Schon sammelten sich die Deutschen in den letzten Jahren zu Bühnenfestspielen dramatischer Dichtung, welche einem Ibsen galten, der ein geistiger Widerpart Alles dessen ist, was Wagner war.

Halten wir fest, daß Wagner uns nur eine Verbindung von Wort und Musik gegeben hat, nicht von Dichtung und Musik; halten wir fest, daß das Wort ein Mittel der musikalischen Instrumentation geworden ist und führen wir damit auch Lessings bezügliche Forderungen, welcher im Kürschnerschen Wagner-Jahrbuche der feinsinnige Max Koch gedachte, auf ihr richtiges Maß zurück. So sicher eine vortreffliche Rede noch keine Dichtung ist, so sicher brauchen auch Wagners Texte nicht als dramatische Dichtungen in Anspruch genommen zu werden, ob sie auch, gleich der Redekunst, sich des Wortes bedienen. Wir haben Wortunterlagen zu musikalischen Symphonieen vor uns.

Die Musik vermag durch keine Klangfolge von Tönen in uns das Bewußtsein einer Situation zu erwecken. Dieses ist der Hauptsatz unserer nächsten Erörterung. Jeder klar Denkende wird zugeben, daß z. B. der Siegfried, welcher die Tarnkappe trägt, und in der Erscheinung Gunthers zu Brunhilde dringt, demzufolge in einer dramatischen Situation ist, welche als solche nur besteht als eine Verknüpfung unserer sittlichen Vernunftfähigkeit! Diese Zwischen-

Digitized by Google

erscheinung der Dinge und Personen, diese Beziehung zweier Personen aufeinander: das vermag keine Musik zu veranschaulichen. Denn es liegt weder in der Hörbarkeit noch in der sinnlichen Sichtbarkeit das Wesentliche einer Situation: es liegt ganz in der Vernunftfähigkeit des inneren Sinnes, als Ausdruck einer Kreuzung ursächlicher und anderer Denkmittel und Thätigkeiten der Vernunft. Eine Kunst der Vernunft, eine Kunst der Denkmittel ist es, welche in jedem Menschen steckt, auf welche der dramatische Dichter seine Situation baut. Diese innere Kunst anzuregen hat die Musik kein Mittel. Das einzige Mittel dazu ist nicht das Wort so sehr, als die Sprache, ihr grammatischer Zusammenhalt und die aus ihr entspringende auseinanderlegende Kunstweise der Bühne. Das gesamte Handwerk der Töne aber ist ein Gegenteil: es ist kontrapunktisch und symphonisch; symphonisch vor Allem bei Wagner, der aus der Halbheit einer unschönen Mischung der alten Oper entschlossen die musikalische Folgerung zog.

Das Bewußtsein einer Situation also vermag keine Musik zu erwecken oder zu erläutern, ob auch der Operntext eine Situation enthalten mag. Der Musiker wird sich nur die Leidenschaftswirkungen herausnehmen können, diese aber würden auch ohne die Situation für den Musiker keine andere musikalische Spielart aufweisen. Darum nützt denn auch kein Operntext die Situationen wirklich aus. Der Dichter beginnt auch hier erst da, wo der Musiker endet.

Alle sittlichen Fähigkeiten des Menschen werden aufgelöst durch das Anhören der Musik und diese Auflösung ist der Zauber, ist der Genuß der Musik. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Musik nun sittlich gleichgültig wäre und wir nach dem Anhören einer edlen Musik uns nicht sittlich gereinigt fühlten! Wir fühlen uns gereinigt gerade deshalb, weil alle Leidenschaften, welche wir an der Musik erlebten, einer sittlichen Spitze entbehrten, weil wir thatsächlich in einen Zustand vollkommener Ruhe unseres sittlichen Bewußtseins versetzt waren. Diese Ruhe läßt uns gestärkt erscheinen zur willensstarken Aufnahme der Dinge und so wirkt die Musik als solche sittlich, gerade, weil sie sich nicht unserer sittlichen Kräfte bedient. — Ganz anders das Drama: Trauerspiel und Lustspiel. Sie thuen, wie in ihrer Kunstweise, welche ja nur der Ausdruck der seelischen Bedingungen ist, auch hier das Gegenteil der Musik. Wir hören auf begrifflich und sittlich zu urteilen, sowie wir musikalisch hören; wir sind dagegen in der höchsten Spannung unseres begrifflichen und sittlichen Urteils in einem Trauerspiel, einem Lustspiel. Wird diese hohe Spannung unseres begreifenden und sittlichen Urteils durch den Gegensatz des Geschehenden mit dieser Spannung in irgend einem leichten Sinne getäuscht, so werden wir im ganzen die Wirkung des Lustspieles in einem sittlichen Gelächter vernehmen; wird dieses Urteil erfüllt, so werden wir im ganzen einer tragischen Wirkung ausgesetzt sein. Kein Musikwerk läßt überhaupt eine tragische Empfindung aufkommen. Die Härte derselben, welche immer auf einer Erkenntnis irgend eines wirklichen Lebensgesetzes beruht, wird durch eine gleichzeitige musikalische Empfindung verwischt. Denn die Härte und Herbheit der tragischen Empfindung beruht auf einer praktisch-vernünftigen Erkenntnis von der Herbheit des Sittengesetzes. Eine praktisch-vernünftige Erkenntnis aber vermag keine Musik zu schildern, denn wir sahen schon oben, daß die Musik wohl das Denken, aber nicht das Gedachte, den Gedanken schildern kann. Alles Poetische aber ist ein Logisches, wobei wir das Wort nicht im Sinne der Schullogik zu verstehen bitten als abgezogene Verstandesüberlegung, sondern im Sinne einer verknüpfenden Vernunftthätigkeit und der in ihr aufgedeckten vernünftigen und widervernünftigen Beziehung der Dinge. Ein logischer Vorgang in diesem Sinne also ist es, wenn Romeo sagt:

> Sie ist es meine Göttin! meine Liebe!
> O wüßte sie, daß sie es ist!

Es ist die naive Logik der Liebe und eine Thätigkeit des λογος, der vernünftigen Beziehung der Dinge ist darin gegeben.

Eine praktische Erkenntnis, wie sie die Unterlage jedes Trauerspiels, jedes Lustspiels ist, vermag die Musik nicht zu versinnlichen. So mochte es wohl kommen, daß der Musiker Wagner in seiner Schrift „Oper und Drama" von seinem Standpunkte aus über die „Wortpoesie" überhaupt den Stab brach.

Möchten wir uns gewärtig halten, daß das Wort Poesie nicht das bedeutet, was es dem Laien ist, dem Blumenduft und Blättersäuseln an sich schon „Poesie" erscheinen, weil sie ihn an einen anderen Zustand als den winterlichen Ofen der Stadt erinnern. Dem Bauern ist die blumigste Wiese nur Futter für seine Kuh und doch entbehrt das Bauernvolk der Poesie im wahren Sinne des Wortes nicht.

Was der Dichtung den Namen Poesie vom griechischen Stammworte ποιειν, ποιησις eintrug, ist nicht der Duft der Blumen und der ganze Hausrat von verwandten Wirkungen auf die Sinneswerkzeuge, welcher gerade in Wagners Werken eine so große Rolle spielt. Wir sprechen es rückhaltslos aus: jeder Grieche würde das für Afterpoesie erklärt haben. In unserem alten Volksliede

> „Wenn ich ein Vöglein wär
> Und auch zwei Flüglein hätt',
> Flög ich zu dir"

ist nicht allein das Vögelein das Poetische, sondern das logische Element des Bedingungssatzes „wenn" ich ein Vöglein wär, enthält den größeren Teil der poetischen Bestandteile dieses Liedchens. Denn weder eine Malerei mit Worten noch eine Tonmalerei macht das Wesentliche einer dichterischen Wirkung aus, sondern einzig der sittliche Bezug, in welchem entfernt oder näher eine innere Anschauung uns vermittelt wird.

Und gerade diesen sittlichen Bezug, diesen springenden Punkt aller Poesie, vermag die Musik nicht darzustellen. Immer kann sie nur die begleitenden

Digitized by Google

Erregungserscheinungen schildern und diese wiederum machen den poetischen Gehalt nicht aus. Wir können den Satz aussprechen in einem tieferen Sinne und der Leser wird uns willig folgen: Nur das vollständig Unmusikalische ist das Poetische und es ist es auf Grund seiner inneren Musiklosigkeit. Daß die äußere Form der Dichtung, der Vers, der Rhythmus Nichts mit dem Rhythmus der Musik gemein hat, haben wir anderweit nachgewiesen. Es sei uns erlaubt auf unser „Lebensbuch" zu verweisen, wo diese Frage abgehandelt ist.*) Haben wir diese Grundgedanken in der ganzen Schwere ihrer Bedeutung erkannt, daß die Musik weder die vernünftige Beziehung einer Situtation, noch eine sittliche Spannung, weder ein sittliches Urteil, noch ein vernünftiges, weder eine gegenständlich festgelegte poetische Leidenschaft, wie wir nachgewiesen, noch eine geistige Unterordnung einer dargestellten Handlung unter eine allgemeinere Lebensidee, ein Lebensgesetz ausdrücken kann mit dem Werte jedes einzelnen poetischen Falles, so ist auch erwiesen, daß eine Verbindung der musikalischen Kunst mit der Dichtung, wo beide Künste gleichberechtigt wären, nicht möglich ist. Jene genannten Elemente machen die Grundlage jeder Dichtung aus. So liegt einem jeden Trauerspiel das mächtigste Situationsbewußtsein nach Gesetzen des wirklichen Lebens zu Grunde, selbst wenn eine phantastische Welt uns geschildert werden sollte. Nicht nur das Drama der Franzosen beruht auf Situation. „König Lear" schildert eine großartige und höchste Welt von Situationen. Es ist Situationsspiel, wenn wir einen König sehen, der, ärger, als der ärmste Bettler vom Schicksal mißhandelt, vor uns steht und dem Spiel von Wind und Wetter preisgegeben wird, um „das Ding selbst" (the thing itself) in dem nackten, hilflosen Wesen zu erkennen, das als Mensch auf die Erde gesetzt ist. Es ist Situationsspiel, wenn derselbe Mann in seinem Wahnsinn, wo er das Bild der irdischen Hilflosigkeit ist, sagt von sich „Ja, jeder Zoll ein König! Blick' ich so starr, so bebt der Unterthan." Da möchte uns wohl das Herz brechen über dieses unerbittliche Bild unserer eigenen Hilflosigkeit, die sich als König auf der Erde dünkt. Worin liegt es aber, was uns so rührt und packt? In dem geistigen Gegensatz, der darin ausgedrückt ist. Auch hier versagt die Musik. Sie kann wohl über eine Welt von sinnlichen Gegensätzen gebieten, aber nicht über einen einzigen Vernunftgegensatz. Und erst mit ihm beginnt die seelische Unterlage, auf Grund deren die dramatische Dichtung ihre eigentümlich zerlegenden Kunstgriffe aufbaut.

Diese zerlegenden Kunstgriffe trieb das Drama des Altertums auf die höchste Spitze. Wagners musikalisches Kunstwerk hat schon deshalb Nichts mit dem Griechentum zu thun, weil es die gegenteiligen Kunstgriffe samt seinen „Leitmotiven" befolgt. Es würde nur im Epos eine Verwandtschaft finden, denn nach dem erzählenden Gesetze eines stummen Geberdenspiels ist das Wagnersche Gegenspiel gearbeitet; nicht nach einem lebendigen Darstellungsgesetz, welches sich der logischen Beziehung des Wortes bedient. Wo Wagner ein solches anschlägt, da geht sein Wesentlichstes verloren, weil die Musik notgedrungen eine Auflösung der seelischen Bedingungen bewirkt, auf Grund deren die Dichtung wirkt.

Ganz auf Situation ist das griechische Drama gestellt. Uns scheint nur Manches ein scheinbar erzählendes Nebeneinander, statt eines dramatischen Ineinander, weil wir uns die Beziehungen nicht gegenwärtig halten, welche die Lebensanschauung des Griechen bewirkte. So könnte „Oedipus auf Kolonos" uns schier undramatisch erscheinen und diesen undramatischen Schein ahmte auch wohl Wagner nach und glaubte sich auf eine situationslose Breite der Griechen berufen zu können unter dem Titel eines höheren Stiles, in so manchem seiner Göttergespräche, in denen nur ein Nebeneinander des Zwiegesprächs herrscht. Und doch begann „Oedipus auf Kolonos" für jeden Griechen mit einer äußerst packenden dramatischen Situation, in welcher das ganze Stück anhielt. Im Hain der Eumeniden erschien der blinde König mit seiner Tochter Antigone und dies empfand das sittliche Bewußtsein des Griechen als eine Situation der gespanntesten Art. Denn den Hain zu betreten war verboten. Ein Widerspruch, der irgend wie gelöst werden mußte, daß ein Mann am verbotenen Orte weilen konnte, ohne daß der Blitz des Gottes ihn erschlug, war gegeben. Und damit eine Spannung, welche nicht minder groß war wie die im „König Oedipus". Also kein Nebeneinander, dramatisches Ineinander.

Wer wäre so blind, zu leugnen, daß Wagner im „Parsifal" verwandte Situationen anschlägt? Aber es ist der Fluch der Vorausbestimmung für die Musik, daß so mancher schöne Wagnersche Gedanke verlorene Liebesmüh für die Dichtung bleiben muß und nur als dienende Unterlage für eigentlich musikalische Wirkung bestehen bleibt. —

Ernstlich dürfen wir also Wagners Werk weder zum griechischen Drama, noch zum neuzeitlichen in einen geistigen Zusammenhang bringen. Die ganze innere Gliederung seines Werkes ist eine andere; wie kann eine lebendige Abstammung gegeben sein, wo die Lebewesen sich nicht anatomisch ähneln?! Das Musikdrama wächst aus der Musik hervor und in diesem Sinne wollen wir es bewundern.

Ein Heranziehen der selbstschöpferischen geistigen Kräfte des Zuschauers, der vernünftigen wie der Vorstellungskräfte, kennzeichnet die dramatische Kunstart. Wir sahen am Beispiel der Katastrophenerzählung im griechischen Drama, wie z. B. die selbstschaffende Einbildung des Hörers mit in Rechnung gezogen wird. Das Kunstwerk Wagners strebt auf Grund der eigentümlichen sinnlichen Wirkungsweise der Musik, die sich eines Außensinnes bedient, im Gegensatz zum Altertum, danach, womöglich Alles zu „objektivieren", d. h. zu einer sinnlichen Wirklichkeit zu machen. Schopenhauers Philosophie von der „Objektivation des Willens" war nicht ohne Anteil an diesem Streben.

Aber diese Philosophie könnte eines Tages ihre

*) Anm.: Ein Lebensbuch. Gesammelte kleinere Schriften von Wolfgang Kirchbach. Seite 438. (Ls. Ehlermanns Verlag.)

Digitized by Google

Schwäche erweisen. Wäre es dann eine glückliche Lage für das Gesamtkunstwerk, daß sein künstlerischer Wert stehe und fiele mit der Denkweise, welche in jenem Schopenhauerschen Worte lebt? Gewiß nicht. Wir erkennen vielmehr, daß Wagners Kunstwerk seine eigentümliche Bauart aus rein musikalischen Forderungen schöpfte, die auch ohne die Philosophie Schopenhauers bestehen. Wenn wir Wagner ausschließen aus dem geistigen Gebiete, wo altgriechisches und neuzeitliches Drama wurzeln, so erschließen wir dafür die Erkenntnis seines wahren, heimischen Bodens und viele Verwirrung, viele Lähmung hoher geistiger Kräfte kann dadurch verhütet werden.

Denn eine gewisse Lähmung der poetischen Genußfähigkeit scheint sich der Deutschen bemächtigt zu haben, seit sie im Wagnerschen Kunstwerke glauben einen Ersatz derselben gefunden zu haben. Es werden andere Zeiten kommen, in denen aus einer reinen Scheidung der Gebiete auch Mut und Kraft zu neuem Schaffen erwachsen wird. —

Wir schließen. Eine Verbindung von Wort und Musik ist noch nicht eine Verbindung der poetischen Kunst mit der Musik. Sowie das Wort zur poetischen Kunst wird, schließt es die Musik aus. Wagner instrumentierte unter dienender Beihilfe des Worts, aber die Aufgabe einer Verbindung der Künste ist in seinem Werke weder gegeben noch gelöst. Es kann, wie wir erörtert, überhaupt nicht gelöst werden. Es ist eine „contradictio in adjecto".

Wagner hat eben deshalb keine Beziehung zum griechischen oder zeitgenössischen Drama, die auf den Grund der Sache ginge. —

Aber Wagner bediente sich poetischer Stoffe, wenn er sie auch in des Wortes tieferem Sinne der Musik zu Liebe unpoetisch behandeln mußte. Wir leugnen nicht, daß einzelne Stellen in seinen Werken sich finden, die Etwas vom poetischen Denken aufweisen. Auch Raphael und Michelangelo dichteten und waren doch nicht Dichter.

Wagner griff mit sicherem Instinkt hinein in die romantische Sagenwelt des Mittelalters und der nordischen Göttersage. Weil diese nordische Göttersage nur Sage geblieben und nicht zu einer eigentlich poetischen Gestalt ausgebildet ist, wie die griechische Göttersage, war sie vollkommen geeignet zu einer brüchigen Ausnützung poetischer Elemente in der Verbindung mit der Musik. Eine solche liegt in Wagners Kunstwerk vor. Die „Nibelungen" sind ein echtes, rechtmäßiges Kunstwerk. Sie sind das Kunstwerk der nordischen Göttersage. Es war eine geniale Idee, statt auf dichterischem Wege, auf musikalischem Wege die Urwirkungen der Elemente, welche einst den Menschengeist zur Gestaltung des Donners und Blitzes unter dem Namen Thor, der Sonne unter dem Namen Baldur bewegten, den Zeitgenossen nahe zu bringen. Denn eine Elementarmusik und eine Musik der Elemente schildern uns die „Nibelungen". Da waren alle Möglichkeiten einem großen Musiker Raum zur Entfaltung musikalischer Gewalten zu gewähren. Wagner erscheint als ein Künstler, welcher auf musikalischem Wege den Urgehalt der Göttersagenbildung darstellt. Das war eine künstlerisch mögliche Aufgabe, die in der großartigsten Weise ausgenützt ist.

Denn die nordische Göttersage war als solche nicht über ein Schema hinausgekommen. Ein Schema für große Naturwirkungen waren die Namen Wotan und Thor, Frigga und Baldur geblieben; sie waren nicht zur poetischen Gestalt der griechischen Göttersage fortgebildet. Wohl durften einem großen Musiker, der sich des Wortes in einem schematischen Sinne als Unterlage bediente, wie wir nachwiesen, diese Schemata allgemeinerer seelischer und natürlicher Wirkungen willkommen sein. Zur poetischen Gestalt hat er sie nicht verdichtet. Wenn es überhaupt eine Aufgabe der Zukunft wäre diese Verdichtung vorzunehmen, so wäre sie noch zu leisten, auch nach Wagner. Schemata wie in der nordischen Göttersage die unbestimmten Vorstellungen von einem Wotan, sind denn auch bei Wagner diese Gebilde geblieben; er erfüllte diese Schemata mit einem musikalischen Gehalte, welcher wohl als die Versinnlichung der Elementarwirkungen gelten kann, welche einst den Menschengeist zur Sagenbildung veranlaßten. So ist es sicher ein germanisch Werk, das in gewaltiger Größe vor uns steht, und wenn wir gestehen, daß es für die poetische Entwickelung der Menschheit eher schädlich ist, so fühlen doch wir Alle, daß Etwas auf musikalischem Wege hier fertig geworden ist und Gestalt gewann, was nach Erlösung in Gestalt verlangte als ein Stück von unseren Ahnen und uns selbst. Wer könnte einen Walkürenritt oder das Waldweben hören ohne Etwas in sich zu fühlen von der elementaren Naturgewalt, welche unsere Urväter einst in die unbestimmten Worte auslallten, die da heißen Wotan und Walküre?

Wie die griechische Bildhauerkunst, neben den dichterischen Schöpfungen hoher Poeten, die als Dichter ihren Göttergebilden entgegentraten, eine Welt von Götterstandbildern schuf, so hat Wagner als ein Bildner der Töne in der That seiner Zeit Göttergebilde aufgestellt. Kein Grieche aber hätte einen olympischen Zeus oder die Venus von Melos als ein „poetisches Werk" bezeichnet oder es aus der Entwickelung griechischer Dichtung geschichtlich hervorgehen lassen. Sollen wir nun Wagners Kunstwerk in eine Beziehung zur dramatischen Dichtung bringen? Nicht nur Dramen dienen der Schaulust, auch Standbilder sind aufgestellt vor einem schaulustigen Volke, die doch mit Händen geformt sind. Betrachten wir Wagners Werk lieber als ein musikalisches Gleichnis zu dem Götterschaffen griechischer Bildhauer als zu dem dichterischen Schaffen dramatischer Poeten: wir werden tiefer und reiner in seinen Gehalt eindringen und eine ästhetische Begriffsverwirrung, welche gerade an Wagners Kunstwerk sich anknüpft, leichter überwinden lernen. —

Wer uns mit Aufmerksamkeit gefolgt ist und mit redlichem Bemühen die Beispiele und Belege zu unseren Untersuchungen sich in der Fülle vergegenwärtigt, die uns der Raum zu geben verbietet, wird wohl einen Blick in den tieferen Unterschied der Künste gethan haben, der ihm fruchtbar werden kann. Wir

Digitized by Google

sprechen es aus: Wagner und Lessing selbst würden unsere Unterscheidungen gelten lassen. Denn die ausschlaggebenden Punkte unserer Untersuchung finden sich bei ihnen vorgebildet. Wagner wollte, da er sich verneinend verhalten mußte, aus leicht erklärlichen Gründen, der „Wortpoesie" überhaupt den Rang einer Kunst nehmen. Darin war ihm nun freilich Goethe, der größte Meister des Dichterworts, zuvorgekommen, der mit Sterne über die Poesie sagte: „Ich leugne, daß sie eine Kunst sei." Was soll nun eine geistige Thätigkeit, die gerade in dem Sinne, in welchem Musik und Malerei eine Kunst sind, keine Kunst ist, in der Verbindung der Künste?! Sie müßte schon deshalb vernünftiger Weise ausgeschieden werden. Aber auch die Malerei mußten wir aus dieser Verbindung ausscheiden. So bleibt thatsächlich Musik mit sagenhaften und religiösen (Parsifal) Unterlagen zur Aufschließung der besonderen Klangschönheit, was uns in Wagners Kunstwerk ward. Es ist ein musikalisches Einzelkunstwerk. —

Freilich ist die Dichtung in einem anderen Sinne denn doch wiederum eine Kunst höchster Vernunft und gegenständlicher Einbildung. Aber dieses rein Seelische, Unfaßbare, Zarteste im anschauenden Menschengeiste haben wir hier nicht zu erörtern. Der Winke genug zu dieser Begriffsbestimmung gab vielleicht das Vorstehende. Wir dürfen uns damit bescheiden. Wir dürfen den Leser seinem eigenen, feineren Nachdenken überlassen.

## Cressy.

By Bret Harte.*)

Cressy, der neueste zweibändige Roman von Francis Bret Harte, dem poetischen Entdecker Kaliforniens, wie der amerikanische Dichter in Adolf Sterns „Geschichte der Weltlitteratur" genannt wird, entwirft wiederum ein neues und fesselndes Bild von Leben und Schicksalen der kalifornischen Ansiedler. — Cressy Mc Kinstry, die Tochter eines wilden amerikanischen „Squatters", der in täglichem Kampfe auf Leben und Tod den Grund und Boden, an dem er durch Ersitzung das Eigentumsrecht erworben zu haben glaubt, vor den sogenannten „Jumpers" — das sind Leute, die sich mit Gewalt auf einem Grundstücke festsetzen wollen, also gewissermaßen die Vorstufe zu den „Squatters" bilden — verteidigen muß, ist die Heldin der Erzählung. Cressy, die Gefallsüchtige, besucht als erwachsenes Mädchen noch die Schule. Diese Schule — es ist sehr bezeichnend für die ursprünglichen Zustände im Lande der Freiheit — ist die Bildungsstätte für die gesamte Jugend im Orte, möge sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, möge sie noch in Kinderschuhen stecken, oder wie Cressy bereits in heiratsfähigem Alter stehen. So kam es denn, daß sie sich eines schönen Tages mit einem Mitschüler verlobte und diese Thatsache deutlich genug während der Unterrichtsstunden merken ließ, ohne daß der Lehrer irgendwie Einspruch dagegen erhoben hätte. Da findet ein Lehrerwechsel statt. Ein zwanzigjähriger, für Aufrechthaltung der Schulordnung eifriger junger Mann hat den Lehrstuhl inne und beantragt bei den Eltern Cressys und ihres Verlobten mit Erfolg die Entfernung des Liebespärchens aus den geheiligten Räumen. Das stolze Gefühl, seine Amtswürde gewahrt zu haben ist aber nur von kurzer Dauer; Cressy löst ihre nur zur Kürzung der langweiligen Unterrichtsstunden eingegangene Verlobung auf, und wird wieder als Schülerin angemeldet, um ihren durch den kleinen Zwischenfall unterbrochenen Unterricht wieder aufzunehmen. Aber die kleine Hexe weiß, was sie will. Sie hat dem jungen Schulmeister seine „northern ideas" nicht vergessen und beschließt — „for want of kam" (calm), wie ihr Vater sagt — sich an ihm zu rächen. Mit großer Schlauheit gelingt es ihr den jungen Schulmeister selbst allmählich in ihr Netz zu locken und ihm den Glauben beizubringen, daß sie ihn wiederliebe, um schließlich, nachdem sie seinen Ruf im ganzen Orte geschädigt, ja selbst ihn in Lebensgefahr von seiten ihres früheren Verlobten und ihres Vaters gebracht, im Augenblicke, da man glaubt es werde Alles noch gut enden, einen Anderen zu heiraten.

Ich will nicht versuchen die meisterhaft bis in die kleinsten Einzelheiten gezeichneten Charaktere zu schildern, noch die vielen in die Handlung eingreifenden, spannenden Zwischenfälle wiederzugeben; der Leser wird sich selbst davon überzeugen, daß ich nicht übertreibe. Als Beispiel sei nur dieses Eine angeführt, daß Cressy, ein Mädchen, das unter Männern und Frauen aufgewachsen ist, die nur die rohe Gewalt kennen und achten, doch eine gewisse Überlegenheit im Wesen des Schulmeisters anerkennt, die sie bei den Männern ihrer Umgebung vermißt, ja sogar etwas Anziehendes darin erblickt, sodaß sie im Augenblick, da ihm ihr Racheplan verhängnisvoll zu werden droht, doch wieder auf seine Rettung bedacht ist. Hier tritt Bret Hartes Lebensauffassung im Gegensatz zu der anderer Realisten deutlich zu Tage. Er will damit veranschaulichen, daß selbst bei niedrig entwickelten Naturen ein Funke des rein Menschlichen und des „ewig Weiblichen" übrig bleibt. Erscheint auch jene in der Bibel erwähnte „Gottähnlichkeit" des Menschen zuweilen völlig verwischt, in irgend einem verborgenen Winkel des Herzens lebt sie wieder auf und übt jene versöhnende Wirkung aus, die uns den Glauben an uns selbst nicht rauben läßt. Das gerade ist es, was wir an den Gestalten eines Ibsen vermissen und dessen Fehlen sie uns wie Wesen aus einer anderen Welt, die mit unserem Fühlen und Denken nichts gemein haben, erscheinen läßt.

Brete Harte ist auch Realist, aber er zeichnet die Menschen weder besser noch schlechter, als sie in Wirklichkeit sind. Freilich bieten ihm die Zustände, die er schildert, mehr Gelegenheit, die Menschen in ihrer Ursprünglichkeit zu beobachten, als bei uns, wo Bildung, zumeist aber Halb-Bildung, wie eine

*) Macmillan and Co. London and New-York 1889.

Digitized by Google

starke fast undurchsichtige Schicht den Einblick in das Innere des menschlichen Herzens erschweren und oft nur Zerrbilder erkennen lassen. —

Als besonders glücklich gelungen muß das ἀτυπώσατον oder um mich weniger gelehrt, dafür aber um so deutlicher auszudrücken, der unerwartete Schluß der Erzählung hervorgehoben werden, der in seiner schlagenden Wirkung an sein berühmtes Urbild in „Beatus ille, qui procul negotiis" (Epod. II.) des Horaz und an einige Dichtungen Heines z. B. das „Seegespenst" gemahnt. Freilich werden diejenigen, welche ein Buch stets von hinten anfangen, um zu sehen, „ob sie sich kriegen", anderer Ansicht sein.

Berlin. Harry von Pilgrim.

## Litterarische Neuigkeiten.

In seinen Romanen und Novellen hat Julius Große, einer der berufensten Erzähler der älteren Generation, das Hauptgewicht, eben ganz im Geiste dieser Generation, stets auf die Fabel, auf das Fabulieren gelegt, auf das Verschlingen einer in der Regel sehr ansehnlichen Fülle von Fäden zu einem gewichtigen Mittelpunktsknoten . . . und das zwanglose Herauslösen der einzelnen Stränge und Läufe, also auf das spezifisch künstlerische, wesentlich epische Moment der Poesie — insofern Kunst Entfaltung und Bethätigung wieder erweckter Intuition, also im Grunde eine Produktion von Luxus ist, wenn ich in der Mundart der National-Ökonomie sprechen darf — im Gegensatze zu Bestrebungen einer jüngeren Zeit, die sich in erster Linie die Pflege einer individuellen Psychologie angelegen sein läßt, die Fabel erst in zweiter Hinsicht berücksichtigt, das Motiv von etwas Geheimnisvollem, einer dunklen Vorgeschichte oder Ähnlichem, nur nach der Seite seines Wertes für das Seelenleben der p. p. Personen, um die es sich im einzelnen, gegebenen Falle handelt, beurteilt und verwendet, z. B. in der Form eines Vererbungsergebnisses; stoffliche Geheimnisse — Vorgeschichten und Voraussetzungen, die in der Erzählung selber erst ihre Lösung und Erfüllung finden — im großen und ganzen ablehnt und sich damit in einen zweiten und sehr kennzeichnenden Gegensatz zu den prosa-epischen Fabulanten des älteren Geschlechts stellt, allwo allerdings dieses Motiv, so auch bei Julius Große, mit bemerkenswerter Vorliebe gepflegt wird. Ich muß mich heute auf diese kargen Andeutungen, zu welchen mich mittelbar J. Großes neuer, kleiner Roman **„Ein Frauenlos"** (München, D. W. Callwey) veranlaßt, beschränken — und bemerke nur, daß derselbe Alles, das „Alte" wie das „Neue", seine tiefen, tiefen, volkspsychologischen und ästhetischen Daseinsgründe besitzt . . . auf die ich vielleicht ein andermal näher eingehe. J. Großes neueste Erzählung ist mehr im Geiste des jüngeren, neueren, „moderneren" Programms, um dieses Wort zu wagen, geschrieben. Es „passiert" hier sehr wenig. Was passiert, ist nur insofern wichtig und anziehend, als es den notwendigsten, unvermeidlichsten Untergrund zu dem seelischen Herüber und Hinüber darstellt, in dem sich die Menschen dieser Erzählung ausgeben müssen. Alles dreht sich dabei um eine Frau, die — nun! die nicht das Talent hat, rechtschaffen „unglücklich" zu sein, weil ihr die überwältigende Gelegenheit gefehlt hat, es zu werden . . . und die nun zeitlebens in einer dumpfen psychischen Zwitterzone, deren Dünste und Gase der Ausbildung der nervös-somnambulen Voranlage ihrer Natur nur förderlich sind, dahinlebt. So ist das spiritistisch-„mediumistische" Problem, wie der Fachausdruck so wohlklingend lautet, die Hauptaxe der Erzählung. Voller Zartheit und Feinheit und ganz entsprechend dem glatten, wenig greifbaren Stoffe dieser so ungewiß formulierbaren Kraft wird die Entwickelung des seelischen Verhaltnisses zwischen der Frau Loni und ihrem „Führer", den der Dichter, also in einem „Ich-Romane", seine Geschichte vortragen läßt, erzählt: wie sich die physiologische Nervenberuhigung, durch Einwirkung magnetischen Fluids, ganz allmählich und unvermerkt in jene psychische Welt umsetzt, die eben noch von tiefverträumter Stille und verklärter Sabbatsgenugthuung starrt, um nun in jähen Sturmwirbeln aufzuzucken — in jene Welt der sogenannten „Liebe" mithin . . . Der Schwierigkeit, welche dem Spiritismus als einem wissenschaftlichen Probleme in seinen einzelnen Teilen und Spaltungen anhaftet, entspricht es nur, wenn der Dichter neben psychologisch wenigstens einigermaßen deutbare Vorgänge Unbegreifliches stellt, wie die Erfüllung der Prophezeiung, die Frau Loni einem Herrn Bankdirektor über das ihm drohende Unglück macht . . . Ja! dieser Herr Bankdirektor und sein würdiger Freund, der Herr Schulrat, und Tante Bea und etzliche andere Zweibeinigkeiten dazu sie sind die Menschen, die uns nicht gefallen und die auch dem Dichter nicht gefallen, denn sie sind Kleingeister, Krämer, Philister, Engherzler. Durch Julius Großes gesammtes künstlerisches Schaffen geht aber allenthalben in starker Nachdrücklichkeit das Bestreben, alles Niedrige, Kleinliche, Verbissene, Verkrümmte, Gebrochene, spiralig Verkrampfte, schleimig Gemeine zu bekämpfen und zu vernichten . . . Es muß einer späteren eingehenderen Würdigung Großes vorbehalten bleiben, diesen Zug, der besonders in seinen größeren Prosaschriften deutlich und kantengeschliffen hervorspringt, im Zusammenhange nachzuweisen. — Der Ehegemahl Frau Lonis, Herr Professor Hermann D. warum übrigens kein voller Name? — ist zwar sehr präzis geformt, aber doch ein etwas zu einseitig-trister, undifferenzierter, zu beiläufiger Gesell. Der Doktor, also der männliche „Held" des Romans, setzt mit seinem Krückstock — er ist Invalid — zeitweilig etwas zu scharf in die Augen fallend, wie in diskreter Koketterie beabsichtigt, vor sich hin. Über Alles aber beschäftigt uns Fran Loni, diese Dame, die uns so sanft bei der Hand nimmt, so keusch zwingend mit sich führt, die leise nur andeutet, uns aber mit ihren schweren, ahnungstiefen Jenseitsaugen so wissend anblickt, unter deren kleine, erdenmüde Füße wir, erfüllt von unendlichem Mitleid und unendlicher Sympathie, rosenbestreute Decken und Teppiche breiten möchten . . . und deren vertönendes Hinausschweben aus den Bezirken dieser Welt uns so scharf ergreift, daß uns eine scheue Thräne nur beglückt und nicht verlegen macht . . . Hermann Conradi.

Rudolf Lindau, **Der lange Holländer.** Berlin 1889. Verlag von F. und P. Lehmann. Das Buch enthält vier Erzählungen, von denen die erste, welche seinen Titel bestimmt hat, jedenfalls die wertvollste ist. Der lange Holländer behandelt ein interessantes psychologisches Problem. Der Held der Erzählung gerät unschuldigerweise in den Verdacht, aus der Kasse des Geschäfts, bei dem er angestellt gewesen, eine Summe entwendet zu haben. Zwar wird er vom Gericht freigesprochen, aber — semper aliquid haeret. Und das fühlt auch unser langer Holländer. Er verzehrt sich in dem Gedanken an den Makel auf seiner Ehre. In der Zeit, da der Unglückliche seinem geistigen und körperlichen Verfall entgegengeht, nimmt außer seiner treuen Gattin nur ein Mensch noch innigen Anteil an seinen Geschicken. Dieser eine aber ist der wirkliche Schuldige. Prati, so heißt der Dieb und auch der Freund in der Not, wird von seinem Gewissen getrieben, das von ihm über Büchner, den langen Holländer, beraufbeschworene Unglück durch alle möglichen Liebesbeweise auszugleichen, ohne indessen den Mut zu einem offenen Geständnis zu finden. War er vorher der Verderber Büchners, so wird er jetzt sein Retter, denn nur der anfopferungsvollen Teilnahme und Hingebung, die er seinem neuen Freunde widmet, hat es dieser zu danken, daß er seinem zehrenden, drückenden Gemütszustande nicht ganz erliegt. Da scheidet Prati plötzlich aus dem Leben, eine Haussuchung in seiner Wohnung ergiebt auf das Deutlichste seine Schuld und die Unschuld des langen Holländers. Nun sollte man meinen, daß der letztere, wie von einem Banne befreit, aufatmen, daß ihn aber auch zugleich ein tiefer Grimm gegen denjenigen erfassen werde, der ihn an den Rand des Verderbens ge-

Digitized by Google

brach; und sein Lebensglück für eine Reihe von Jahren vernichtet hat. Aber die Freundschaft und Dankbarkeit haben so tiefe Wurzeln in ihm geschlagen, daß er bei der Entdeckung von Pratis Verbrechen in die Worte ausbricht: „Der Arme! Was muß er gelitten haben!" Der Gedanke an die Gewissensqualen des Freundes, an den Verlust desselben, an die Wohlthaten, die er von ihm empfangen, ist stärker, als der an die furchtbaren Leiden, deren Ursache dieser Freund für ihn selbst gewesen ist. Die Schwermut weicht nicht nur nicht von seinem verdüsterten Gemüt, vielmehr steigert sie sich in dem Maße, daß sie ihn zum Selbstmord treibt. Dieser Schluß berührt in der Darstellung Lindaus durchaus folgerichtig, ja, er ergiebt sich mit Notwendigkeit aus dem Charakter des langen Holländers, der ganz vortrefflich durchgeführt ist. Die Erzählung dürfte manchem zu lang erscheinen, aber die Breite ergiebt sich wohl aus dem erfolgreichen Bestreben des Verfassers, den Schluß auf einer möglichst sicheren psychologischen Grundlage aufzubauen. Die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango ist uns etwas zu phantastisch, auch spielt hier ein Aberglaube mit, der, da er nicht weiter aufgeklärt wird, märchenhaft berührt. „Treu bis in den Tod" ist so einfach und gewöhnlich in der Erfindung, daß nur die hübsche Darstellung den abgenutzten Vorwurf ein gewisses Interesse verleiht, welches übrigens keine bedeutende Höhe erreicht. Auch „Der Abend" ist eine Geschichte wie hundert andere. Ohne besonders durch Tiefe der Gedanken oder fesselnde Eigenart ausgezeichnet zu sein, schildert sie doch eine alltägliche Begebenheit recht gemütvoll und sinnig. Gut geschrieben sind alle vier Erzählungen, bedeutend kann nur „Der lange Holländer" genannt werden, der als Empfehlung für das ganze Buch dienen mag.

J. E. v. Gr.

Ein sehr beachtenswertes Buch erscheint soeben in J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W., von Feodor Wehl: „**Aus dem früheren Frankreich**". Diese sieben kleineren Abhandlungen sind von dem bekannten Dramaturgen in der bewußten Absicht geschrieben, dem Vorwurf zu begegnen, der ihm wegen seiner unumwundenen und kühnen Verurteilung des Schmarotzerwesens französischer Bühnenwaare auf unserem heimischen Theater von einem gewissen Teil der deutschen Presse — man kennt sie schon, diese Braven — nicht erspart geblieben ist, er verurteile die französischen Bühnenschöpfungen aus kopfloser Beschränktheit und vorurteilsvoller Unkenntnis des ganzen geistigen Lebens unserer gallischen Nachbarn. Dieser vorurteilsvollen Urteilslosigkeit die Spitze abzubrechen, ist dem Verfasser in vollstem Maße gelungen. Mit feinstem Kunstverstand und tiefstem Wissen dringt er in seine Gegenstände ein, die er dem Leser durch neue Beobachtungen und einen glänzenden Stil so anziehend vorzutragen weiß, daß er sich gern das Entlegene der Stoffe gefallen läßt. Unter den einzelnen Abhandlungen ist besonders eine Studie über französische Frauenbriefe wegen der Neuheit des Vorwurfes anziehend, und dürfte einer etwaigen späteren ausführlicheren Arbeit über diesen zu überraschenden Erfolgen führenden Gegenstand zum Ausgang dienen. Von Margarethe von Valois bis auf Madame de Staël laufen die Charakteristiken der aus ihren Briefen analysierten geistreichen Frauen, so daß wir einen tieferen Blick in die weibliche Psyche zu werfen vermögen als in der Beobachtung des sich verstellenden Lebens. Voll feinster Bemerkungen sind auch die Kapitel über Robespierre als Dichter, und der liebenswürdige Hinweis auf das an der litterarischen Welt fast spurlos vorübergegangene, 1867 veröffentlichte Tagebuch Alfred de Vignys.

v. S.

Diesterwegs **„Populäre Himmelskunde und Mathematische Geographie"**. Dieses schon längst auf seine Brauchbarkeit erprobte Werk, welches in einer 11. Auflage in der Bearbeitung von Wilh. Meyer und B. Schwalbe vor uns liegt, hat auch äußerlich bedeutend gewonnen; wie dasselbe im Text in volkstümlicher Art sich nicht nur an die wißbegierige Jugend wendet, sondern auch den Allgemeingebildeten die Ergebnisse der Astronomie in leichtfaßlicher Form zugänglich machen will, so ist auch in dieser neuesten Auflage durch vorzügliche Vollbilder und Abbildungen im Text dafür gesorgt, daß die beschriebenen Erscheinungen in malerische Darstellung einen passenden Ausdruck gefunden haben. Wir empfehlen daher das sehr billige Werk jedem Belehrung Suchenden zur Anschaffung. (Verlag von Emil Goldschmidt, Berlin.)

## Bühnenschau.

Am Münchner Hoftheater ging am 1. Juni Shakespeares „König Lear" in der bereits besprochenen, von Rud. Genée beregten vereinfachten Bühneneinrichtung, über die Bretter. Es ist abzuwarten, welchen Erfolg dieses Experiment für die Dauer auf unser schaulustiges Publikum haben wird; die auserwählten Zuschauer dieser ersten Vorstellung zollten derselben stürmischen Beifall.

Hans Herrigs neues Stück für die Volksbühne führt den Titel „Drei Jahrhunderte am Rhein"; das große Volksthenter zu Worms, welchem im Herbst eröffnet wird, hat das Stück zur Aufführung erworben.

Im Teatro Metastasio zu Rom werden jetzt von der dramatischen Gesellschaft Berardi eine Reihe von Vorstellungen älterer italienischer Bühnenstücke gegeben, die vom geschichtlichen Standpunkt sehr ansiehend sind; zuerst kam die „Mandragola" von Machiavelli zur Aufführung, jetzt ist die „Calandra" von Bibbiena an der Reihe. Der Beifall, den die Stücke findeu, ist vor allem der Zoteuhaftigkeit ihres Inhalts zu verdanken.

Am Londoner Court-Theatre geht gegenwärtig ein dreiaktiges Schauspiel von Sydney Grundy: „A White Lie" in Szene, das den Versuch macht, in Ibsens Art ein gesellschaftliches Problem zu lösen. Trotz der mannigfachen Fehler gehört das Stück doch zu den besten der neueren englischen Bühne.

„The Farm by the Sea" betitelt sich eine Bearbeitung des André Theuriet schen Einakters „Jeau Marie" von Frederick Wedmore, welche im Londoner Vaudeville-Theatre kürzlich aufgeführt wurde.

Am Londoner Strand-Theatre gelangte kürzlich ein dreiaktiges Lustspiel „The Scarecrow" von Charles Thomas zur Aufführung, das bedenklich an Angiers Stücke erinnert.

## Personennachrichten.

Ernst von Wildenbruch ist anläßlich des Schillerfestes von der Fakultät Jena zum Doctor philos. hon. causa ernannt worden; von Wildenbruch stammt der Festprolog, mit welchem die Schillerfeier in Jena eröffnet wurde.

Der österreichische Dichter Theodor Graf Heussenstamm, der Zeitgenosse und Freund des Grafen Auersperg, ist am 25. Mai im hohen Alter von 89 Jahren in Wieu gestorben; seine unter dem Pseudonym Theodor Stamm erschienenen Dichtungen: „Schattenrisse", „Hesperus", „Ein guter Bürger", „Gedichte" u. a. haben seinen Namen nicht weit über die Grenzen seines Vaterlandes getragen.

Die Enthüllung des Denkmals für Walther von der Vogelweide in Bozeu ist nunmehr auf den 15. September d. J. festgesetzt. Zu der voraussichtlich sehr erhebenden Feier werden alle Freunde und Verehrer des großen Dichters mittelst Rundschreibens vom Denkmalausschuß eingeladen; Stadt und Bahngesellschaften haben den Festgästen alle deukbaren Erleichterungen zugesichert, und können sich dieselben diesbezüglich eine Legitimationskarte vom Denkmalausschuß zu Bozeu ausstellen lassen.

## Novellistische Rundschau.

**England**: Woher nehmen nur die Engländer all die Geduld, um einerseits die Uumasseu von noch unseren Begriffen unübertroffen langweiligeu Romaueu zu lesen, anderseits zu schreiben? Weun man von unseren Vettern jenseits des Kanals nichts als ihre heutige Novellistik kennte, ohne sie selbst in ihrem eigenen Lande beobachtet zu haben, müßte man sie beinahe für Fanatiker der langen Weile und der Fadigkeit halten? Gott sei Dank! bildet

Digitized by Google

der hochausgebildete, praktische und werkfrohe Sinn des Volkes eine gesunde Parasyse zu der in gewissen Kreisen herrschenden Stagnation, so daß man diese pilzartig emporschießende Erzählungs- und ungesunde Sensationslitteratur nicht als das Wahrzeichen englischen Geistes anzusehen geneigt sein braucht. Da ist z. B. eine gewisse *Ouida*, vulgo Louise de la Ramée, die dieser sich langweilenden „Welt" jedes Jahr zwei bis drei ebenso langweilige Romane aus eben jener sich langweilenden Welt auftischt, und zwar mit einem Pathos und einer Wichtigkeit, daß man glauben möchte, Ouida hätte die Welt überhaupt geschaffen. Da wir nun aber wissen, daß sie nicht die Schöpferin dieser unvollkommenen Welt und ihres organischen Lebens ist, so giebt sie sich damit zufrieden, uns zu erzählen, wie sie in diesem ihr vorweggenommenen Falle gehandelt hätte. Da macht sie uns z. B. in ihrem letzten Roman „Guilderoy", 3 Bde., mit einer Philosophie bekannt, die unter Umständen auf die ganze menschliche Gesellschaft weltbewegend einwirken müßte; daß es nämlich ein thörichtes Gefühl beim Weibe sei, die Treulosigkeiten des Bindes und die Eigenwilligkeiten des Instinkts beim Manne als unverzeihliche Fehler anzusehen, daß vielmehr jede Frau diese von dem männlichen Wesen unzertrennlichen sogen. Fehler sich zwingen müsse zu übersehen! Diese schmutzige Geschichte scheint als ein ernstgemeintes (um nicht zu sagen dummes) Vehikel für Ouidas Weltverbesserungsvorschläge betreffs der menschlichen Natur und Gesellschaft gemeint zu sein. Ihr nächster Roman bringt uns vielleicht die Umkehrung dieser Theorien! - Da ist noch eine ähnliche Geschichte von Mrs. Henry *Wood*: „Featherston's Story"; Leichtsinn, Langweile, „flirtation", u. a. gute Dinge sind da mit solcher behaglichen Breite geschildert, daß es fast den Anschein hat, es giebt nichts besseres hienieden. — Auch Mrs. Mona *Cairds* neuer dreibändiger Roman „The Wing of Asrael" gehört in diese Reihe, obwohl hier die weltbewegenden Theorien der Verfasserin, deren künstlerischer Sinn sie von den Geschmacklosigkeiten der Ouida fernhält, mehr in den Hintergrund treten, als ob sie nur zufällig in die Erzählung hereingetan. „Is marriage a failure?" war, wie man sich erinnern wird, die von Mona Caird im vorigen Jahre zur öffentlichen Auseinandersetzung aufgeworfene Frage, in der bereits die nach ihrer Ansicht richtige Antwort eingeschlossen lag. Der neueste Roman dieser Dame ist natürlich nichts weiter als eine Illustration dieser Antwort. — Diese für die heutige englische Novellistik beinahe typischen Romane erweisen genügend, wie dieser Litteratur fast gänzlich ein künstlerischer Sinn abhanden gekommen ist und wie sich das englische Schriftum unter dem Einfluß einer falschen und heuchlerischen Moral zu einer Traktätchenlitteratur herabgewürdigt hat, da der Sinn für gesunde Natur in den oberen Zehntausend geschwunden ist.

**Amerika:** Ein anderes Bild bieten uns Amerika; dort hat der Zusammenfluß der verschiedenartigsten Elemente noch immer eine freiere Geistesrichtung erhalten; das fortwährend Wechselnde fordert zur Beobachtung des Lebens auf, die innige Berührung mit fremden Litteraturen hat einen ästhetisch-geraden Künstlersinn erzogen. Amalie *Kirei*, welche kürzlich mit ihrer Novelle „The Quick or the Dead?" ein schönes, leidenschaftliches Talent enthüllte, hat nun in ihr Schatzkästlein gegriffen und uns auf einmal zwei Romane: „The Witness of the Sun" und „Virginia of Virginia", und eine Novellensammlung „A Brother to Dragons" geschenkt. Der eigenartige Stil, die feine Beobachtung der Wirklichkeit und die meisterhafte Psychologie der Charaktere geben diesen Schöpfungen einen besonderen Reiz.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 22. 30. Mai 1889.

Karl Jentsch, Freibrief. — Karl Freytag, Patent oder Lizenzprämie? Ein Beitrag zur Verbesserung des Reichspatentgesetzes. — O. Elster, Eine Mobilmachung des deutschen Reiches vor 200 Jahren. — Heinrich Düntzer, Die Weimarische Ausgabe von Goethes Briefen. — Russen- und Klassenhuß. — Litteratur.

**Deutsche Rundschau.** Nr. 9. Juni 1889.

Hans Hopfen, Die fünftsig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte. — W. Freytag, Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel. Briefe von Julius Robert von Mayer in Heilbronn und Wilhelm Griesinger aus den Jahren 1842—1845. — Eugen Zabel, F. M. Dostojewski. — Otto Wachs, Die Wehrkraft Italiens. — Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. II. Marburg und die hannoversche Epistole. — Salvatore Farina, Die Alten und die Jungen. Deutsch von Hans Hoffmann. — Gustav Cohn, Georg Hanssen. Zum 31. Mai 1889. — Politische Rundschau. — Otto Brahm, Litterarhistorische Schriften. — Der Hamburger Bürgermeister Kirchenpauer.

**Deutsche Revue.** Juni 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. — L. Westphal, Die Basis der Pyramide. Erzählung. — M. Carriere, Ein gemeinsames deutsches Gotteshaus. — Robert Hamerling, Haben wir Deutsche noch eine Metrik? F. A. v. Winterfeld, Mirabeau und Deutschland. — Theodor Ritter von Stefanovic-Vilovsky, Die Tronentsagung König Milans. — Paul Nerrlich, Vier Briefe an Jean Paul. — Arthur Kleinschmidt, Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wesenbergs mit Mittermaier. — P. Gandtner, Brasilianische Sitten und Zustände der brasilianischen Gesellschaft. — Naturwissenschaftliche Revue. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

### ENGLAND.

**The Academy.** No 891. 1 June 1889.

P. A. Barnett, Matthew Arnold's Reports on Elementary Schools. — R. Brown, Thomson's Travels in Southern Europe. — S. Waddington, Sharp's American Sonnets. — H. G. Keene, Holmes's Four Famous Soldiers. — W. E. A. Axon, An Italian on the Gipsies. — G. Saintsbury, New Novels. — Some Books on Local History. — Notes and News. — University Jottings. — Original Verse. Paget Toynbee, „To a Nightingale". — Obituary. Henry William Chandler; Dr. William Wright; John Henry Onions; Prof. Baur of Leipzig. — Selected Foreign Books. — J. S. Mackay, Allman's Greek Geometry from Thales to Euclid. — Science Notes. — Philology Notes. — John W. Bradley, The Sale of the Berlin-Hamilton MSS. — Amelia B. Edwards, The Royal Mummies of Deir-el-Bahari. — Cosmo Monkhouse, American Decorative Art.

**The Athenaeum.** No 3214. 1 June 1889.

Ideal Ward. — Saxon Land Charters. — Dry-Fly Fishing. — Rambles in Southern Italy. — Scottish Song. — Novels of the Week. — Oriental Literature. — Library Table. List of New Books. — Rival Authors. A Rare Historical Work. Mr. Martin Sharp. Sale. In Memoriam of Prof. W. Wright. — Library Gossip. — Science. — Music.

**Macmillans Magazine.** No. 356. June 1889.

W. Clark Russell, Marooned. — George Saintsbury, George Crabbe. — Ex-Quaker, John Bright and Quakerism. — Lord Dufferin's Administration in India. — George Edmundson, Holland and her Literature in the Seventeenth Century. — Small Deer. — Cities in Court. — A. G. Bradley, The Poor Whites of the Southern States. — Mowbray Morris, Sir Walter Scott.

**The Contemporary Review.** June 1889.

Archbishop of Dublin, Arbitration or the Battering-Ram? — Frederick Greenwood, The Mystery of Our Foreign Relations. — Vernon Lee, Orpheus in Rome. — Morell Mackenzie, Speech and Song. — Edwin Hatch, From Metaphysics to history. — E. J. Goodman, The Savage Club. — G. Birkbeck Hill, Dr. Johnson as a Radical. — J. W. Dawson, Genesis and some of its Critics. — W. F. Stead, Madame France an her Brav' General. — The Volunteers: Brackenbury, A Real Volunteer Army. Lord Mayor Whitehead, A Patriotic Fund.

**The Nineteenth Century.** June 1889.

An Appeal against Female Suffrage. — Edward Dicey, The Ethics of Political Lying. — Blaze de Bury, The Theatre Francais and its Societaires. — Monutuart E. Grant Duff, A Bird's-Eye View of India. — Lady Verney, Six Generations of Csars. — Prince Kropotkin, The Great French Revolution and its Lesson. — Priestley, The Mysteries of Malaria. — Edward Clifford, The Hawaiians and Father Damien. — Samuel Plimsoll, Twelve Millions per Annum Wasted in the Sea. A Rejoindre. — H. P. Dunster, An Agricultural Parcels Post. — E. N. Buxton, Sardinia and its Wild Sheep. — Lord Ebrington, A Bye-Election in 1747. — Prof. Huxley, Agnosticism and Christianity.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Juin 1889.

Gyp, Mademoiselle Eve. — G. d'Avenel, La Réforme Administrative. II. Le Ministère de la Justice. — Jules Girard, Eschyle sur la Scène Française. — George Lafenestre, Le Salon de 1889. — Ferdinand Brunetière, Etudes sur le XVIIe Siècle. III. L'Esthétique de Boileau. — G. Valbert, L'Age des Machines. — Camille Bellaigue, Revue Musicale. Esclarmonde à l'Opéra-Comique. — Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique et Littéraire. — Le Mouvement Financier de la Quinzaine.

**Revue de Famille** 1 Juin 1889.

Jules Simon, Colas, Colasse et Colette. — Jacques Normand, Le Cahiers de Jeannine. — Gustave Tondonze, Péri en mer! — Paul Rounix, Le Salon. — Charles Benoist, Causerie littéraire. Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**L'Indépendent Littéraire.** No 11. 1 Juin 1889.

G. Magnabal, El Corral de la Pacheca. Étude sur le théâtre espagnol. — Jean Berge, Poésies. Soir religieux. — Raoul

Digitized by Google

Dos Santos. L'Art à l'Exposition Universelle. I. L'Art à l'étranger. — Louis Roger, Impressions et souvenirs. Les Femmes poètes. — Le Théâtre à Paris: Albert Gerès, Théâtre-Libre, L. Cladel. E. Zola. G. Aneey. Adolphe Lambert, Menus-Plaisirs, Le Chien de garde, de M. Jean Richepin. Comédie Française. Odéon. Dejazet. Cluny. Auguste Mercadier, Opera Comique, Esclarmonde de MM. Ed. Blau, L. de Gramont et Masenet. — Paul Mariéton, La Quinzaine: Chez Victor Hugo. — G. de Willot, Les Livres: Ohé! les Psychologues, de Gyp, Sarcasmes, de Aug. Jehan. Bibliographie. — Petite Chronique.

ITALIEN.

**Revue Internationale.** 25 Mai 1889.

Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New York. — Eugène Ritter, Les idées religieuses de madame De Warens. — Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Amédée Roux, Les artistes italiens au salon de Paris. — Paul Lindau, Dentelles. — Henri de Kalbermatten, La conquête de l'Europe par l'Amérique. — Un ancien Diplomate, Chronique politique.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1246 47. 16, 23 May 1889.

The Week. — The Legislative Report on Trusts. — Political Gentlemen. — Wanton Removals and Vote-Buying. — Changes in Drinking-Habits. — Shall We Have a Correct Census? — A Medical Practice School. — Boulanger in Absentia. — Mr. Fronde's Novel. — Another View of Arizona. „Labor" and Prison Labor. — Local and State Aspects of Prohibition. — A Good and Great Man's Optimism. — A Problem. — Papaiteerie' and Topsyturvy. — From Russian into French. — Motley's Correspondence. — Native Life in India. — Hare's American Constitutional Law. — The United States. — The Authorship of the Fourth Gospel. — Archives of Maryland. — A History of England.

The Week. — The Administration and its Pledges. — A Good Beginning. — Wanton Removals of Diplomatic Agents. — The Wicked Professor. — London Pictures. — A Few Ancient Sites. — Smollett in Search of Health. — Political Gentlemen. — The Utah Appointments. — A Correction. — „Try and" for „Try to", and „Somebody's Else" for „Somebody Else's. — The Encyclopædie Dictionary. — Tuckerman's Lafayette. — An Author's Love. — The Swiss Confederation. — The Society of American Artists.

BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Mai 1889.

Ch. Potvin, 1789. Poésie. — Ch. Rahlenbeek, Nicolas de Hames dit Toison d'or. — D. Keiffer, Bang. — Mme Clémence Royer, L'exposition du centenaire de 1789 à Paris. — F. Burny, Notice bibliographique.

NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.**

T. Plnim, Jong-Duitschland. — Pol de Mont, Kermisklokken, Rondeelken. — Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera, Brinio. — Een nieuwe historische roman. — J. H. Groenewegen, E. G. Geyer als dichter. — William J. ten Hoet, Een Jarimen-Avontuur. — Novelle. — Boekbespreking. Ernst of Kortswijl. Voor 't Jonge Volkje, Voor de Kinderkamer. Niels Lyhne. Gesch. van Nederland. Getrouwd.

**De Gids.** Juni 1889.

G. Kalff, Persoonlijke dienstplicht. Herinneringen en wenken. — J. E. Sachse. Twee voorlooners. Turgénjew en Zola. — B. Symons, Philologie en taalwetenschap. — S. Muller Fz., Het inkomen eener Middeleeuwsche Kerkvoogdij. F. A. L. van Rsppard, De rekeningen van Kerkmeesters der Buurkerk te Utrecht in de 15e eenw. — Marcellus Emants, Pro Domo. — W. H. de Beaufort, Een deputaten-vergadering. — Letterkundige Kroniek. C. van Nieveelt, Herman Wolsinck. — Max Rretzer, Ein verschlossener Mensch; Meister Timpe; Baas Timpe, vertaald door Mehler. Dr. W. G. Brill, Betwiste bijzonderheden op het gebied der studie van de geschiedenis van ons vaderland. — Bibliographie.

SKANDINAVIEN.

**Valvoja.** Tonkokhulla 1889.

Mikael Johnsson, Alkoholikysymys. — V. Vasenius, Kirjailijain muotokuvia. XX. Karl A. Tavastsjerna. — E. G. Palmén, Suomi suurpolitiikin hampaissa. — ae — ae, Ikävöivä. — Aleksanteri Petöfi, Herra Tohtori. Suom. —ri. — R. L., Sananen suomefaisista vekseleistä. — „Oll lätt Akzessor", Suomalainen Teatteri. Setä Bräsig. — Kotimaan kirjallisuutta: J. H. Merle d'Anbignè, Kuudennentoista vuosisadan uskonpuhdistuksen historia. I—III. Arv. O. H—nen. Rafael Hertzberg, Professorer och studenter. Sama, Professoreita ja yliopp.laita. Arv. A. H. S. — E. N. Setälä, Om de finsk-ugriska spr. ken. Arv. J. J. M.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nnr gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Leland**, Ch. G. The Breitmann Ballads. New edit. London, Trübner & Co.

**Dramatische Dichtungen.**

**Erckmann-Chatrian.** Die Rantzau. Schauspiel. Übers. v. Karl Saar. Univ.-Bibl. 2548. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Gottschall**, Rud. von. Maria de Padilla. Trauerspiel. Univ.-Bibl. 3550. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Lortzing**, Alb. Czar und Zimmermann. Komische Oper. Univ.-Bibl. 2549. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Erzählende Dichtungen.**

**Amyntor**, Gerh. von. Für und über die deutschen Frauen. 2. Anfl. Hamburg, J. F. Richter. —. 5,0

**Ballestrem**, Enf. Gräfin. Die blonden Frauen von Ulmenried. Dresden, E. Pierson. 3,0.

**Degen**, Alex. von. Im Manöver. Adjutanten-Erinnerungen. Ecksteins Reisebibl. Nr. 47. Berlin, R. Eckstein Nachf. 1,0.

**Erler**, Jos. Aus der Mappe eines Kriminalkommissars. I. Bd. Ecksteins Reisebibl. Nr. 38. Berlin, R. Eckstein Nachf. 1,0.

**Feilmann**, J. Sturm und Stille. Novellen. Dresden, E. Pierson. 3,0.

**Hamerling**, Robert. Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Hamburg, J. F. Richter. 6,0. 8,0.

**Land**, Hans. Die am Wege stehen. Berlin, A. H. Fried & Cie. 1,5.

**Maupassant**, Guy de. Zwei Brüder. Übers. v. E. Becher. Engelhorns allg. Romanbibl. V. Bd. 20. Stuttgart, J. Engelhorn. 0,5.

**Maurik**, Just. van. Aus Holland. Novellen u. Skizzen. Übers. v. Marie Roepius van Zevenhuizen. München, G. D. W. Callwey. 3,0.

**Michaud**, Gustave. Le voyage de William Willonghby. Paris, Calmann Lévy. Frcs. 3,5.

**Saphir**, M. G. Humoristisch-satyrische Novelletten u. Bluetten. Univ.-Bibl. 2546 47. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.

**Tinseau**, Léon de. Bouche étoue. 4me édit. Paris, C. Lévy. Frcs. 3,5.

**Zobeltitz**, Fed. von. In der Welt verloren. Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 9,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik**

**Breymann**, H. Marlowes Werke. II. Doktor Faustus. Engl. Sprach- u. Litteraturdenkmale. Nr. 5. Heilbronn, Gebr. Henninger. 4,0.

**Bugge**, Soph. Studien über die Entstehung der nordischen Götter- u. Heldensagen. III. Hft. Übers. v. O. Bremer. München, Kaiser. 6,0.

**Kammer**, Prof. Dr. Ed. Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn, F. Schöningh. 4,0.

**Litzmann**, Berth. Schiller in Jena. Eine Festgabe. Jena, F. Manke. 1,8.

**Schaible**, K. H. Shakespeare der Autor seiner Dramen. Heidelberg, C. Winter. 1,20.

**Geschichte und Biographie.**

**Hamerton**, Ph. G. French and English. A Comparison. London, Macmillan & Co. sh. 8,0.

**Ney**, Jul. Der Reichstag zu Speier 1526. Virchow-Holtzendorffsche Sammlung. Hft. 75. Hamburg, J. F. Richter. 1,0.

**Reckling**, Dr. M. Repetitorium der Quellen und Forschungen zur Geschichte des Mittelalters. Gotha, Thienemann. 1,0.

**Philosophie.**

**Barthélemy-Saint Hilaire**, J. La Philosophie dans ses rapports avec les Sciences et la Religion. Paris, Félix Alcan. Frcs. 5,0.

**Schwegler**, Dr. A. Geschichte der Philosophie. Ergänzt von J. Stern. Leipzig, Ph. Reclam. 1,0.

**Vierteljahrsschrift** für wissenschaftliche Philosophie. Hergg. v. Rich. Avenarius. XIII. Jrg. 2. Hft. Leipzig, Fues.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot**, Georges, et Charles **Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V. Livr. 237. Paris, Hachette. Frcs. 0,5.

**Vermischtes.**

**Aschrott**, Dr. P. F. Aus dem Strafen- und Gefängniswesen Nordamerikas. Virchow-Holtzendorffsche Sammlung. Hft. 76. Hamburg, J. F. Richter. 1,0.

**Cornet**, Dr. G. Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht. Virchow-Holtzendorffsche Samml. Hft. 77. Hamburg, Richter. 0,8.

**Georg**, Carl, und Leop. **Ost.** Schlagwort-Katalog. Verzeichnis der Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung. 1883—87.

**Georg**, Carl, und Leop. **Ost.** Schlagwort-Katalog. Verzeichnis der Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung. 1888. II. Hannover, Fr. Cruse.

**Jansen**, Prof. K. Deutsche Schlachtendenkmäler. Deutsche Zeit- und Streitfragen. Hft. 50/51. Hamburg, J. F. Richter. 1,6.

**Starke**, Theodor. Israel so du verdirbst, ist's deine eigene Schuld. Kaiserslautern, Aug. Gotthold. 0,5.

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.
**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von 5—$7^1/_2$ Bogen Oktav.

Abonnementspreis 4 Mark vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andrerseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

## Inhalt des Mai-Heftes.

Franz Grillparzer. Nach dem Jugendporträt von Daffinger auf Holz gezeichnet.
Franz Grillparzer (Nachlaß). „Lösche die Lampe . . ." (Autograph).
Ungedruckte Aufsätze und Briefe von Franz Grillparzer. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos in Berlin.
Benvenuto Sarlorius in St. Petersburg. Dmitri. Novelle.
Konrad Ferdinand Meyer in Zürich-Kilchberg. Votivtafel.
Adolf Wilbrandt in Rostock. Sonnenuntergang.
L. Hegelmeier in Tübingen. „Eine Kutsche kommt gefahren".
Max Franz in Wölfermarkt. Palmsonntag.
Karl Jaenische in Breslau. Wehmut.
Hermine von Preuschen in München. Mohnblumen.
Friedrich Rahel in Leipzig. Lake Colden.
Anna Klie in Braunschweig. Die Base.
Rudolf Knussert in Würzburg. Die Seele.
J. G. Oswald in Luzern. Einsamkeit.
R. Godin in Hannover. Dem Kämpfer.
Julius Grobel in New-York. Vergebung.
Hermann Lingg in München. Die Sonate.
Adolf Frey in Aarau. „Alle Nacht".
Prinz Emil zu Schönaich-Carolath in Haseldorf. Mittagsgespenst.
Otto Roquette in Darmstadt. Sprüche.
Adolf Friedrich Graf von Schack in München. Mysterien der Seele. Ein Gedicht. VI—XIII.
Litterarische Notizen.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reiseeindrücke und Feuilletons.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Waiblinger.**
Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Kinder des Reiches.**
Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1888. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die erniere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**— — Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Elze, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in denen einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wußten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 22. Juni 1889. Nr. 26.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** E. Brausewetter: „Eine Episode aus den Schären". — Hermann Beyer: „Ein Erfolg". — Wilh. Weigand: „Byron und Shelley". — Max Stempel: „Ein verschollener Dichter". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Eine Episode aus den Schären.

Von Gustav af Geijerstamm.

Einzige vom Verfasser genehmigte Übersetzung von E. Brausewetter.

Es war im Spätherbst in einer Sonnabendnacht. In der Scheune wurde gescherzt und getanzt. Erikson hatte endlich sein Versprechen gehalten und seine Erlaubnis zum Erntetanz gegeben. Drinnen ertönte die Handharmonika, vermischt mit dem Trampeln der Tritte der Tanzenden, und trat man an die Thüre heran, so sah man ein Gewimmel hüpfender, tanzender und lachender Paare, eingehüllt von einer grauen, flimmernden Staubwolke, durch welche der schwache und flackernde Schein einer elenden Stalllaterne hindurchdrang, die an der Decke hing. Es war um vier Uhr morgens. Die Kräfte der Tanzenden fingen allmählich an nachzulassen, einer und der andere von den Älteren hatte sich bereits zurückgezogen, um in Ruhe seine Müdigkeit oder seinen Rausch auf einem Heuboden auszuschlafen, und draußen auf dem Hügel sah man das eine oder andere Paar, den Arm um den Leib des Andern gelegt, sich in das Dunkel der Nacht fortschleichen. Schließlich verstummte auch die Handharmonika, die Tanzenden standen hier und dort in Gruppen, keuchend und rot vor Anstrengung, trockneten sich den Schweiß ab oder spülten den Staub im Halse mit einem Schnaps oder einem Glase Bier hinunter. Zuletzt fingen einige der älteren Mädchen an, nachdem sie eine Weile einander angesehen, die Kopftücher geordnet und einander an den Ärmeln gezupft hatten, Abschied zu nehmen. Andere folgten ihrem Beispiel, und bald zogen die Fremden den Hügel hinunter und zur See, während ein anderer Teil der Jugend den Weg über die Höhe nahm, wo ein schmaler Rand der aufgehenden Sonne bereits hervorzugucken begann. Es wurde auf dem Hofe wieder still und einsam, die Stalllaterne sah in der Morgendämmerung wie ein mattes Pünktchen aus, und in der Ferne von der Höhe her vernahm man die Handharmonika. Nur die alte Frau Erikson und eine der Mägde gingen zwischen der Scheune und dem Wohnhause hin und her, um die Gläser und Flaschen hinaufzutragen.

Da kam ein Paar aus dem Walde heraus, der auf der andern Seite des Hofes lag, und ging langsam den Hügel hinunter nach der Höhe zu. Als sie in die Tiefe des kleinen Thales gelangt waren, setzte der weibliche Teil des Paares sich nieder.

„Ich kann nicht weiter, Kärlchen. Es ist rein unmöglich."

Er blieb unschlüssig stehen und sah sich um.

„Es ist zu dumm, daß Du so schwach bist."

„Ja, ich weiß nicht, was mir heute ist. Ich habe ein so seltsames Gefühl in der Brust. Ich habe gewiß zu viel getanzt — ich vertrage das nicht, weißt Du —"

„Ja, was sollen wir denn aber anfangen? Du kannst doch hier nicht sitzen bleiben."

Er setzte sich neben sie auf das Feld und fing an ihr blondes Haar zu streicheln, das unter dem schwarzen Kopftuch herabfiel. Darauf legte er die eine Hand gegen ihre Wange und küßte sie. Sie lächelte leicht und lehnte ihr Haupt mit einer Bewegung der Müdigkeit gegen seine Schulter.

„Es geht bald vorüber", sagte sie. „Laß mich ein wenig ruhen . . . . . Es geht vorüber. Wenn ich nur nicht arbeiten müßte, wenn ich heim komme!"

Sie sah so bleich aus, daß der Jüngling ängst-

Digitized by Google

lich wurde und hastig seinen Kopf zur Seite bog, um ihr besser ins Gesicht blicken zu können.

„Du bist wirklich krank, weißt Du", sagte er, „Du verträgst nicht so viel, wie die andern Mädchen!"

Und voll Angst darüber, daß er mit ihr allein war, fügte er hinzu:

„Komm und versuche Dich zu erheben, ich werde Dich über die Berge ins Boot tragen. Es geht nicht, daß Du hier noch länger sitzest."

Sie entzog sich ihm, blieb aber mit den Händen im Schoß sitzen.

„Das kannst Du nicht", sagte sie scherzend.

„Ich kann das nicht? Das wäre noch schöner. Komm, dann sollst Du sehen."

Er bog sich nieder und ergriff sie um den Leib, um sie emporzuheben.

„Komm nur! Was in Jesu Namen glaubst Du, ich kann Dich nicht tragen, die so leicht ist. Eine halbe Viertelmeile."

Das Mädchen sah sich um, um zu sehen, ob Jemand auf sie Acht gab. Die Sonne war soeben aufgegangen, der Nebel jagte wie fliegender Staub durch die Bäume, und das ganze Thal war still und öde. Nein, es war Niemand da, der sie sehen konnte.

Da legte sie schnell beide Arme um seinen Hals und ließ sich von ihm emporheben.

„Gott, wie ich Dich gern habe", sagte sie, indem sie sich fest gegen ihn drückte.

Langsam und vorsichtig trug er sie von dannen, ließ sie selbst über den Zaunsteg klettern, der das Roggenfeld abschloß, hob sie wieder auf und schritt dann auf dem schmalen Pfade über den Berg weiter.

Aber die alte Frau Erikson hatte durch das Fenster gesehen, wie sie sich entfernten. Sie sagte zu Niemand etwas, aber sie schüttelte den Kopf und dachte bei sich im Stillen:

„Das nimmt kein gutes Ende. Karl hat ja nur so viel, um selbst knapp davon leben zu können."

* * *

Karl Jonson war auf dem Festlande geboren. Er war klein von Wuchs, hatte ein bleiches, bartloses Gesicht, das von blondem Haar umgeben war, und ein Paar hellblaue, lebhafte Augen, sowie eine gerade Nase. Es ruhte etwas Feines und Aufgewecktes über seinem Wesen, zugleich aber war er munter und aufgelegt, wie wenige, und immer dabei, wo es Vergnügen und Tanz gab. Sein Vater war bei demselben Baron, von dem Erikson seinen Hof gepachtet hatte, Köthner gewesen. Als sein Vater starb, war Karl siebzehn Jahr alt und trat bei einem Bauern, der auf der Südseite der Insel wohnte, als Knecht in den Dienst. Dort blieb er drei Jahre, dann kam er zu Erikson.

Es geschah unter ganz eigentümlichen Verhältnissen, daß er dort ins Haus kam. Am letzten Weihnachtstage, den er noch bei seinem früheren Herrn war, waren die Knechte zur Weihnachtsmette gefahren. Am Abend vorher war es lustig zugegangen, und am Morgen steckten sie die Branntweinflasche in die Tasche, als sie sich auf den Weg begaben. Es war ein dunkler und kalter Wintermorgen, und es knarrte grimmig unter den Schlittenkufen, während sie auf den schlechtgebahnten Wegen dahinfuhren. Es ging langsam, ihre Kleider waren nicht sonderlich dick und man konnte auch nicht gut nebenher laufen, um sich zu erwärmen, denn der Schnee war tief und die Wege höjperig. Da machte denn die Flasche die Runde und sie tranken Alle mehr als einen Schnaps, bis sie an Ort und Stelle gelangten. So waren sie denn sehr munter, als sie in die Kirche kamen.

Karl Jonson war der Allermunterste. Er war der Jüngste und ans Trinken nicht gewöhnt, wenigstens weniger als die Anderen. Später besann er sich, daß es ihm schien, der Gang wäre voller Leute, als er in die Kirchenbank hineingehen sollte, und daß er aus vollem Halse sang, weil er meinte, das Licht brannte so lustig, und die Menschen sahen so freundlich aus. Weiter erinnerte er sich nur, wie der Kirchenwächter mitten während der Predigt kam und ihn hinausgeleitete, und daß alle Menschen in der ganzen Kirche sich umwandten und ihn anglotzten.

Im Monat April wurde er wegen Störung des Kirchenfriedens zu Wasser und Brot verurteilt, falls er nicht die Buße bezahlen wollte.

Inzwischen war er zur Ziehzeit bei Erikson in den Dienst getreten, der eine Meile weiter wohnte. Denn er war es überdrüssig, alle Menschen davon reden zu hören, wie betrunken er in der Kirche gewesen wäre. Vor Gericht sagte er, er würde die Strafe bezahlen, und am Vierundzwanzigsten zog er zu Erikson.

Als er einige Tage dort war, kam der Geschworene eines Mittags dorthin, während Alle gerade bei Tisch saßen. Alle wußten ja, warum er kam, aber Niemand hatte Karl gefragt, ob er bereits die Strafe bezahlt hätte oder ob er überhaupt das Geld dazu besäße.

Grüße wurden ausgetauscht, ohne daß sich Jemand erhob. Schließlich bat Erikson den Neuangekommenen, Platz zu nehmen. Der Geschworene setzte sich auf einen leeren Stuhl am Kamin und hustete.

„Ich komme zu Dir, Karl", sagte er nach einer Weile. „Hast Du Dir das Geld beschafft?"

„Nein", versetzte Karl, ohne von dem Strömlingsteller aufzusehen.

„Ja, dann mußt Du wohl auf einige Tage mit", meinte der Geschworene.

Karl schob den Stuhl vom Tische zurück und verbarg sein Gesicht einige Augenblicke in den Händen.

„Ich dachte daran, zu fragen, Bauer, ob Du mir nicht helfen wolltest", sagte er zu Erikson.

Erikson antwortete nur mit ein paar unverständlichen Tönen und sah mit einem schnellen Blick nach dem Kamin hin, wo seine Frau stand und den Brei aufgoß. Der Geschworene sah sich einige Male um und saß dann unbeweglich da wie vorher.

„Es sind fünfzehn Riksdaler", murmelte Karl, aber seine Stimme bebte.

Digitized by Google

„Das ist verdammt viel Geld in solch schlechten Zeiten", brummte Erikson, ohne aufzusehen.

Tea, seine Frau, hatte gestanden und alles angehört, ohne ein Wort zu sagen. Aber nun sah sie ihren Mann an und sagte dreist:

„Das mußt Du doch schon thun, Erikson. Es ist zu schade um den Jungen, daß er das auf sich sitzen haben soll, daß er wegen einer solchen Kleinigkeit hat ins Loch müssen. Er kann es ja später abverdienen, wenn er hier bleiben darf, bis es abgezahlt ist. — Das wirst Du doch thun, Karl?" fügte sie hinzu.

Karl sah auf.

„Ja, darauf kannst Du Dich verlassen, Bauer", sagte er.

Es trat wieder eine lange Pause ein. Aber zuletzt sagte Erikson, als wenn er mit einer verwickelten Rechenaufgabe ins Klare gekommen wäre:

„Ja, wenn Du es später bei mir abverdienen willst —"

Und auf diese Weise konnte Karl bei Erikson bleiben. — — —

Es war an einem Sonntagabend im Oktober und die Sonne leuchtete klar und kalt über das kleine Thal, wo die Felder neugepflügt waren und die feinen Halme der Herbstsaat anfingen hervorzusprießen. Das Hofgebäude warf einen dunklen Schlagschatten über die Steinfliesen vor dem Erker, und auf dem Hügel an der andern Seite des Thales spielten die Sonnenstrahlen ihr lustiges Herbstspiel zwischen gelbem und rotem Birkenlaub, dunkelgrünen Eichenblättern und den feinen, mattgelben, welken Halmen des langen Waldgrases. Hie und da ging ein Windstoß durch die Bäume und die Blätter rieselten hernieder und lagerten sich sanft auf dem weichen Lager früher abgefallener Blätter unter dem Baume.

Karl hatte eben einen Brief von Klara erhalten. Sie hatte Erlaubnis bekommen zu ihrer Mutter heimzuziehen, die Witwe war und in Stockholm wohnte. Nun schrieb sie, sie hätte ein kleines Mädchen bekommen, das zugleich das seinige wäre, sonst wäre sie aber frisch und gesund und sogar recht froh, obwohl es bisweilen schwer fiel, weil sie wüßte, er würde sie nicht verlassen, sondern eine Stelle suchen, sodaß sie sich zum Herbst heiraten könnten.

Er war vor der Scheune stehen geblieben, nahm den Brief vor und stand und buchstabierte ihn noch einmal durch. Dann setzte er sich auf einen alten Baumstamm, der dort lag, und vergrub den Kopf in den Händen.

Er hatte es auf alle Arten versucht. Er hatte seinen alten Dienst gekündigt, um einen neuen zu bekommen, in dem er sich verheiraten konnte. Er grübelte und grübelte. Es schnurrte in seinem Hirn wie in einem Uhrwerk, welches in Unordnung ist. Er wußte nicht, was er anfangen sollte, und kein Mensch konnte ihm helfen, kein einziger. Es war doch schrecklich, daß er in so etwas hineingeraten mußte, er, der den Mädchen niemals nachgerannt war, wie es die Andern thaten. Ihm mußte es so ergehen, und die Andern gingen frei aus. Die Welt ist höchst seltsam. Er hatte von einer Streichhölzchenfabrik auf dem Wege nach Stockholm gehört, von deren Arbeitern er einen kannte. Und die hatte ihm immer als Rettung vorgeschwebt. Dort mußte er doch immer ankommen können, unter so viel Arbeitern wie sie hatten. Jetzt kam er gerade von da her, er hatte zwei Tage Urlaub gehabt, um sich umsehen und nachhören zu können. Aber auch dort war alles besetzt. Nirgends gab es einen Platz für ihn.

Wenn er doch hätte einen Platz bekommen können. Er wollte arbeiten wie ein Pferd, wenn er nur zum Herbst hätte seinen eigenen Haushalt begründen können und es ihm nicht länger in dieser Weise gegangen wäre. Und Klara konnte warten, sie hatte es ja gelernt. Dann konnten sie sich heiraten und alles würde gut und schön werden. Er lächelte bei dem Gedanken daran und sah sich um, indem er den Kopf schüttelte, wie im Takt zu einer innerlichen Melodie.

Aber es war ja geradezu unmöglich. Er hatte es überall versucht und er wußte in der ganzen Welt keinen andern Ort, wohin er sich wenden konnte. Er fuhr zusammen, und dann saß er eine lange Zeit und starrte vor sich hin. Er war zu dem Baron gegangen, wo sein Vater Köthner gewesen war, und hatte gefragt, ob vielleicht eine Kothe frei wäre. Nein, es war keine frei. Ob er keinen Diener brauchte. Nein, er wollte keine verheirateten Leute mehr haben. Und er hatte in der Stadt durch andere herumfragen lassen. Überall dieselbe Antwort. Er meinte, es wäre doch ganz merkwürdig, daß ein Mensch, der arbeiten wollte, keine Arbeit sollte bekommen können, daß es einem, der sein Unrecht wieder gut machen wollte, nicht glücken sollte.

Und wie er da saß, vergrub er den Kopf noch tiefer in seine Hände, und er mußte daran denken, daß er sie so unglücklich gemacht hatte, und daß sie vielleicht ihr ganzes Leben lang würde mit ihrer Schande sitzen müssen und er ihr nicht helfen könnte. Er brach in Thränen aus, und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und krümmte sich und weinte und schluchzte wie ein Kind.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als er eine Hand fühlte, die seine Schulter rüttelte. Er wandte den Kopf und sah Frau Erikson, die den Milcheimer auf die Erde setzte und mit ängstlichem Ausdruck in ihrem Gesicht sich über ihn herabbeugte.

„Jesus, Junge, was in aller Welt ist Dir denn?" sagte die Frau, indem sie noch einmal einen vergeblichen Versuch machte, ihn dazu zu bewegen, daß er sich erhob.

Er konnte nicht deutlich reden, aber zwischen seinem Schluchzen konnte Frau Erikson doch soviel verstehen, daß er ein Mädchen unglücklich gemacht hätte, daß sie niemals wieder brav werden könnte, daß er keinen Platz fände, sondern als armer Bauernknecht sein Leben lang herumgehen sollte und ihr nicht einmal mit dem Kinde weiterhelfen könnte.

Aber da wurde sie ganz außer sich.

„Stehe auf, sag' ich Dir!" rief sie, „und liege

Digitized by Google

da nicht und weine so! Wozu soll das dienen? So 'n großer, langer Kerl. Es ist ja gerade, als wärst Du von Sinnen. Steh' auf, sag' ich Dir, daß ich hören kann, was denn eigentlich los ist."

Er erhob sich langsam und trocknete sein Gesicht mit seinen beiden Händen ab.

„Hast Du keine Stelle gefunden?" fuhr sie fort.

„Nein," erwiderte er, ohne sie anzusehen. „Es geht nicht. Ich weiß mir keinen Rat mehr."

„Du weißt Dir keinen Rat? Hat Pehrson im Staby Dir nicht einen Platz als Knecht bei ihm draußen angeboten? Da hast Du es ja gut, soviel ich weiß."

„Aber ich kann es nicht unterlassen an Klara zu denken . . . ."

Seine Stimme bebte, und er war nahe daran, wieder in Thränen auszubrechen.

„Weine nicht, Junge, sage ich Dir," sagte die Frau und zog seine Hand herab, die er fortfuhr über die Augen zu legen, „weine nicht, sondern höre, was ich Dir sage. Denn Du weißt wohl, daß ich Dir wohl will. Darum wird das Mädchen nicht unglücklich und übrigens auch nicht schlechter. Wenn es nicht jetzt geht, so kann es wohl nächstes Jahr gehen."

„Ja, aber —" Er stampfte heftig auf das Feld. „Das ist hier die reine Hölle."

„Na, warum willst Du es schlimmer machen, als es ist? Ist sie nicht bei ihrer Mutter? Und kann diese nicht nach dem Kinde sehen, wenn das Mädchen draußen ist und wäscht? Glaubst Du nicht, daß Klara so ein Mädchen ist, daß Du keine Furcht zu haben brauchst, wenn Du sie ein Jahr lang in Stockholm allein läßt? Und die Mutter ist ja gut gegen sie, so daß Du Dir deshalb keine Sorgen zu machen brauchst. Du willst doch ein Mann sein. Dadurch, daß Du weinst, wird nichts gebessert. Ein anderes Jahr wird schon Rat werden. Dann könnt ihr euch immer noch heiraten, und sie ist deshalb noch gerade so gut. Und es braucht keiner ein schlechtes Wort von ihr zu sagen. Man kann nicht immer kriegen, was man haben will."

Und damit nickte Frau Erikson ihm zu, nahm den Milcheimer in ihre kräftige Faust und ging festen Schrittes den Hügel hinan und ins Haus.

Aber als die Frau gegangen war, blieb Karl noch eine gute Weile stehen und sann nach. Seine Gedanken hatten eine andere Richtung bekommen, und er war nicht mehr unruhig. Ihm war zu Mute, als wenn er zum ersten Mal in seinem Leben einen recht schweren Lehmboden aufzugraben bekommen hätte. Es sah aus, als wenn er niemals im stande sein würde, damit zu Ende zu kommen. Und doch wußte er, daß, wenn er nur ordentlich anfing und Scholle um Scholle aufgrub, dann würde es in ein oder zwei Tagen gemacht sein. Wenn er nur nicht müde wurde oder stehen blieb und grübelte.

Er nahm die Mütze auf, die ihm ins Gras gefallen war, setzte sie auf und spie aus.

„Man muß wohl versuchen," sagte er zu sich selbst.

Und dort durch das herbstliche Laub der Bäume strahlte die Abendsonne, und die Luft war klar und kühl, recht geeignet zum Denken und Arbeiten.

## Ein Erfolg.

Dem Weber Karl Gottlieb Hauptmann in Sebnitz (Sachsen) ist es gelungen, achtzehn Auflagen seiner „Deutschen Volks- und Zeitgedichte verschiedenen Inhalts" (Selbstverlag) „in zusammen 63 000 Exemplaren glücklich zu verkaufen bei Arm und Reich, Gelehrten und Laien, auch von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm I. manches wohlthuende und ermunternde Lob zu ernten". So stehts im Vorwort des genannten Werkchens.

Da der Erfolg der Maßstab ist, mit welchem heutzutage Schriftsteller, zumal Dichter gemessen werden, so ist zweifellos der „Volksdichter" Karl Gottlieb Hauptmann einer der größten Dichter der Gegenwart, er beweist, daß die „Lyrik" noch nicht zu Grunde gesungen worden ist und daß das Volk der Dichter und Denker „Gedichte" kauft. 63 000 Exemplare dieser Volks- und Zeitgedichte hat das hochgeehrte Publikum in Preußen, Sachsen, Hamburg, Bremen u. s. w. gegen Bezahlung von 50 Pfg. pro Stück dem Dichterkolporteur abgenommen. Mancher edle Menschen- und Litteraturfreund hat vielleicht Partien à 10 Stück à Mark gekauft, denn „wer nur irgend begreift, was die Dichtkunst heißt, der fühlt beim Lesen der Hauptmann'schen Gedichte, daß derselbe Teil hat an dem edlen Dichternamen." So sagt Herr Dr. phil. Gustav Robert in seiner am Schlusse der Hauptmann'schen Gedichte abgedruckten Kritik. Da außerdem Müller v. d. Werra, verschiedene kritisierende Ober- und Unterlehrer, u. s. w. die Dichtungen warm empfohlen haben — wer wollte da zu den Leuten gehören, die nicht begreifen, was die Dichtkunst ist. Wenn ein halbwegs gebildeter Mensch so mit der Nase auf die Vorzüglichkeit eines dichterischen Werkes gedrückt wird, daß er begreifen muß, was die Dichtkunst heißt, ja, dann kann er sich doch nicht blamieren; er kauft eben dem Dichterkolporteur seine Volks- und Zeitgedichte ab und liest zunächst das „Programm" des Dichters, welches die Nummer 1 trägt.

„Zwar bin ich nur ein schlichter Laie
Und meine Harf' ist simpel d'rum;
Doch was ich mühsam ihr entliehe
Hascht auch bescheiden nicht nach Ruhm.

Ich ehre Gott und Menschenwürde
Und grüble nicht an Allem 'rum,
Doch bin der Form und Satzung Bürde
Ich auch nicht blind ergeben drum."

Schrumm! Aber es ist die Ausführung solcher guter Vorsätze oft sehr schwer. Das Publikum! Das liebe Publikum will Alles wissen. Der Dichter hat daher, trotz seiner Versicherung, nicht an Allem 'rum zu grübeln, doch an Allem 'rumgegrübelt: an der Liebe, an der Bildung, er behandelt den Patriotismus, den Glauben, das Morgenrot und die Unsterblichkeit

Digitized by Google

er kämpft gegen die orthodoxen Ochsen ebenso wie gegen die heidenmäßigen Heiden. Ja, das Publikum will Alles wissen! Deshalb ist es auch ganz überflüssig, wenn er in seiner mit „2" numerierten „Selbstbiographie" fragt:

„Will wohl der liebe Leser wissen
Etwas von meinem Lebensgang?"

Natürlich will er was wissen, viel! — und der liebe Leser erfährt, daß der Dichter ein sächsischer Weber ist, daß er:

„So manchen Wechsel durchgemacht,
So manche Thorheit auch beklagt."

Dem harmlosen Leser wird ferner erzählt, daß Hauptmann „mit seinem ersten Eheband Schiffbruch leiden mußte" und endlich singen kann:

„So bringe ich wie mir's beschieden
Mein Dasein mit ergebnem Sinn
Beim Weben und beim Dichten hin.
Zeitweilig geh ich auch hinaus
Von Ort zu Ort, von Haus zu Haus,
Um meine Lieder anzubieten."

Ein praktischer Mann, da Gedichte im Buchhandel, wie Hauptmann im Vorwort seines Werkes mit Recht behauptet, selten den gewünschten Absatz finden. —

Für Bodenstedt hat man jüngst an seinem siebzigsten Geburtstage eine bescheidene Ehrengabe gesammelt. Hauptmann wird einer solchen Sammlung nicht bedürfen, denn er sagt in Nr. 4 vom kolportierenden Dichter:

„Wird er herb zurückgewiesen
Und verächtlich fortgescheucht,
Weil die Götter ihn verließen,
Die so manchen reich beglückt;
So ist er dennoch nicht verzagt,
Es wird d'rob wieder frisch gewagt."

Der liebenswürdige Humorist Hauptmann kann also auch sehr hartnäckig sein; er läßt nicht locker, er kommt immer wieder zur Hinterthüre herein. Und wenn er abermals hinausgewiesen worden ist, dann hat er „Gefühle im Freien I. und II."

Gefühl I:

„Laß mich an der Schönheit weiden,
Und den Sinn für Harmonie
Keine finstere Macht verleiden,
Nicht des Schicksals Ironie."

Nr. II der Gefühle im Freien scheint im Herbst oder Winter gedichtet worden zu sein, denn dort heißt es von der Erde:

„Ist sie auch manchmal kalt und trübe
Im Ganzen bietet sie doch Glück —"

Hauptmanns Richtung ist eine fortschrittliche:

„Mag der Kreislauf in der Schöpfung Räumen
Sich im Wechsel drehen wie er will.
Vorwärts! heißt die Losung ohne Säumen,
Nimmer stehet ein Gebilde still."

Trotzdem kommen wir in Deutschland nach Hauptmanns Zeitgedanken Nr. II. doch nicht recht vorwärts:

„Das Schuldenmachen scheint fürwahr
Zu sein jetzt noble Sache.
So mancher, der sonst ehrlich war,
Sucht seit dem großen Krache —
Erzeugt vom losen Gründertum —
Womöglich dabei Glück und Ruhm,
Zumal wenn er oft sieht und hört,
Daß man dem Schwindel hilft und ehrt."

Für die „Kunst der Töne" tritt der Dichter begeistert ein, besonders für die Orgeltöne:

„In des Tempels heil'gen Hallen
Hör' ich ihre Weisen schallen,
Vor der Macht der Melodie
Schwindet selbst die Blasphemie."

Melodie — Blasphemie! Das ist keine gewöhnliche Reimerei. Da steckt „was derhinder" sagt der Dresdner.

Daß Hauptmann in seinem „originellen" Büchlein nur ein Gedicht, und zwar das 50. mit „Selbstgedanken" überschrieben hat, ist wohl ein Irrtum. In diesen Selbstgedanken heißt es:

„Was je ich erstrebt und erworben,
Was recht ich, was unrecht gethan,
Was Gutes geschafft, was verdorben
Gehört der Vergangenheit an."

Wie die anderen großen und erfolgreichen Dichter kann sich auch Hauptmann eine kleine menschliche Schwäche und Leidenschaft gestatten. Wie Friedr. von Schiller ist Hauptmann ein leidenschaftlicher Schnupfer. Er läßt die Schnupfer in seinem Schnupferlied „hoch leben" und fordert sie auf, die Dose „hoch und hehr" zu achten. Trotzig singt er dann die Gegnerinnen der Schnupferei an:

„Mag auch zaweil' mit Unbehagen
Das schöne, zartere Geschlecht
Dreiu schaun und wohl voll Anmut sagen,
Daß doch nicht schicklich fein und recht
Die widerliche Schnupferei —
Ich lieb' sie doch und bleib' dabei!"

Ja, er liebt die Schnupferei, aber auch die Mädchen, der alte Trotzkopf, und singt in Gegenwart seiner Schnupftabaknase trotzalledem:

„Mädchenkuß, so süß und wonnig,
So erquickend, frisch und warm;
Strahlt das Glück auch noch so sonnig
Ohne Lieb' und Kuß bleib's arm."

So ein Schwerenöter! Ja, ja! „Nur halb freut sich der Mensch allein, es möchten doch wohl zweie sein" — (Nr. 83) die es aufrichtig mit einander meinen und die einander verstehen.

Auch Dichter und Kritiker müssen einander verstehen. Humor bleibt Humor — auch wenn er unfreiwillig erzeugt wird, was zu beweisen war und die früheren Kritiker des Hauptmann'schen Werkes nicht wissen konnten!

Da aber der Humor, der freiwillige wie der unfreiwillige, eine köstliche Gabe ist, so gönnen wir dem Dichter Carl Gottlieb Hauptmann in Sebnitz seine neunzehn vermehrten und verbesserten Auflagen der „Volks- und Zeitgedichte" recht herzlich und wünschen, daß das Publikum nunmehr begreife „was die Dichtkunst heißt".

Dresden. Hermann Beyer.

Digitized by Google

## Byron und Shelley.

Von Wilh. Weigand.

Wenn man heute einen Engländer fragt, welcher Dichter größer sei, Byron oder Shelley, und man trifft zufällig auf einen Mann, der von nah oder fern der sogenannten ästhetischen Bewegung gefolgt ist, oder gar zu den geistigen Epikuräern zählt, die unter der modernen englischen Jugend fast so häufig sind, wie unter der französischen, so wird man unfehlbar zur Antwort erhalten: Shelley. Diese Antwort mag manchem Deutschen ein Paradoxon erscheinen, man glaube aber nicht, daß der Mann mit seiner Ansicht allein stehe, oder daß diese Ansicht nur unter einem kleinen Teil des englischen Publikums Verfechter habe. Georg Brandes ist vielleicht nicht weit von der gleichen Meinung entfernt, und in Frankreich, wo man Byron kaum kannte und ihn als Modedichter feierte, dessen Helden Lara und der Korsar die Sehnsucht und das Streben der romantischen Jugend in geheimnisvoller Weise verkörperten, ist er selten gelesen, während die ätherische Poesie des Pantheisten Shelley gerade unter den Gebildetsten bewundert wird, vielleicht weil sie dem nationalen Geiste fremder und darum geheimnisvoller erscheint. Wir lieben alle die Schönheit, die eine andere Sprache spricht, als unsere. Uns Deutschen erscheint Byron immer noch als der größere Dichter, wenn wir auch zugeben, daß manches in seinen Werken als ein Erzeugnis erloschener Zeit nicht mehr den frischen Zauber ausübt, wie auf die Großväter, zu einer Zeit, da es wie Totenschwüle auf dem Europa der „heiligen Allianz" lag und die Blitze des Byron'schen Genius den Abgrund von Heuchelei und Despotismus erhellten.

Wir werden bei der Wahl eines Lieblingsdichters gerade so von unserer Natur beeinflußt, wie bei der Wahl eines philosophischen Systems und die Zeit ist fern, da eine dogmatische Kritik sich mit kühnem Bewußtsein vor einer glänzenden Dichtererscheinung aufpflanzte und sie aburteilte. Wir suchen vor allem nach den Ursachen, die eine Meinung hervorbrachten und allgemein verbreiteten. Für einen Mann, wie Taine, der die Litteratur nur als psychologischen Gradmesser für die Kulturgeschichte betrachtet und dem es vor allem darauf ankommt, in einer glänzenden Gestalt die dauernde Verkörperung des jeweiligen Zeitgeistes zu sehen, ist und muß Byron der Dichter seiner Zeit sein, und darum widmet er dem Dichterlord ein langes Kapitel; er stellt ihn gleichsam auf ein riesiges Piedestal, dessen reliefgeschmückte Seiten die Leidens- und Ruhmesgeschichte all der andern sogenannten „Kinder des Jahrhunderts" darstellen. Denn all diese Sänger des Weltleids, Heine und Musset, von den Kleinen nicht zu reden, trugen einen Funken von dem Blitze in der Brust, der das Leben am Anfange dieses Jahrhunderts durchfuhr und aus dem Haupt des Dichterlords entsprungen war. Und an eine solche Auffassung des Dichters läßt sich ein glänzendes Kulturbild schließen, dessen Farben man nur der Welt des Poeten zu entnehmen braucht. Shelley hingegen muß bei einer solchen Betrachtung zu kurz kommen; er ist eine verfrühte Erscheinung und niemand würde es zu seiner Zeit eingefallen sein, ihn mit seinem weitberühmteren Nebenbuhler zu vergleichen, den er selbst am aufrichtigsten bewunderte. Swinburne, der Führer der präraphaelitischen Bewegung, macht in einer Studie, „Notes on the text of Shelley" folgende Bemerkung: „Mit all der Zurückhaltung der Verehrung für den edeln Genius und das Gedächtnis Byrons, kann ich ihn nicht mehr als einen gleichstehenden oder Shelley an irgend einer Seite verwandten Dichter annehmen, mit Ausnahme einer einzigen, als ich mir Shelley begabt mit der mannigfaltigen, furchtlosen, scharfäugigen und triumphierenden Energie denken kann, die die größten unter Byrons Werken so groß macht Mit all der Glorie des Eifers, der Kraft, des Humors war Byron ein Sänger, der nicht singen konnte; Shelley übersang alle Dichter, die wir kennen, ausgenommen zwei oder drei, durch alle Zeit; die Tiefe und Höhe seiner innern und äußern Musik sind so göttlich wie die der Natur, und nicht eher ersehöpfbar. Allein er war der vollkommene Gott-Sänger; seine Gedanken, Worte, Thaten, alle sangen zusammen. Zwischen zwei Sängern ist dies ein Unterschied von einiger Bedeutung, und muß es sein, bis die unbestimmten Dichter und ihre bestimmten Vorreiter alle zusammen die Dichter als Unwirklichkeiten niedergeworfen haben, als unschicklich oder betrübsam in dem Gemeinwesen Proudhons oder Carlyles. Bis zur Dämmerung dieser „erwünschtesten Stunde, mehr geliebt und heblicher denn all ihre Schwestern", werden diese ungesegneten Geschlechter fortfahren, den Unterschied zu bemerken und ihm einige Beachtung zu schenken. Ja, obgleich in einer Hinsicht ein „Kind der Idee", ist Byron nur ein Findling oder ein Bastard; Shelley ist geborener Erbe und besitzt sie durch das Recht der Geburt; gegen Byron ist sie nur eine barmherzige Amme, für Shelley nur eine natürliche Mutter" (A. C. Swinburne, Essays and Studies, p. 211, 215). Ein anderer würde einfacher sagen, Shelley ist ein größerer Lyriker als Byron, was so ziemlich die allgemeine Meinung in Europa ist. Ich möchte versuchen, nachzuweisen, wie sich die heutige Meinung über die beiden großen Poeten gebildet hat.

Wenn wir die Entwickelung der modernen Poesie in Europa überhaupt ins Auge fassen, so bemerken wir, daß sie aus einer subjektiven zur philosophischen Dichtung geworden ist. In Frankreich folgen auf Viktor Hugo und Alfred de Musset Sully Prudhomme und Leconte de Lisle, in Deutschland Hammerling und Hieronymus Lorm, in England auf Byron Shelley in der Anerkennung und Tennyson und die Präraphaeliten, die freilich mehr Phantasieschwelger als kühne Philosophen. Aber die Strömung ist deutlich und überall auf den ersten Blick bemerkbar.

Byron und seine Söhne, die „Kinder des Jahrhunderts", waren alle persönliche Dichter; das persönliche Bewußtsein konnte eigentlich auch nur bei einem freien unverletzlichen Peer von England solche genial-trotzige Form annehmen; ein moderner Plebejer, der seinen Darwin gelesen hat und sich als

Digitized by Google

flüchtig Phänomen im Wechseltanz der Fluchterscheinungen fühlt, oder auch noch das allgemeine Mitleid in der Brust trägt, kann sich nicht zu der Höhe der Byronschen Zornesausbrüche und Sarkasmen erheben. Byron war ein großer Peer, nicht allein der Poesie, die er doch manchmal als Dilettant zu behandeln vorgab, wenn er auch in seiner innersten Seele ein Dichter war. Der Grandseigneur, der in dem Dichter steckte und im Anfang wenigstens einen Teil seiner Poesie ausmachte, hat dem Dichterlord bei vielen Modernen Unrecht gethan. Allüberall hört man ja jetzt den Ausruf: Wir wollen Wahrheit! und Vielen ist nun einmal der Lord verdächtig. Schopenhauer rechnet Byron nur zu den Poeten zweiten Ranges, weil er nicht die Kunst verstand, wie Shakespeare eine unendliche Menge von lebenswahren Charakteren für alle Zeiten hinzustellen. Diese Meinung mag anfechtbar sein; aber der Kritiker muß zugeben, daß sie von vielen Gebildeten geteilt wird. Auch bei uns, wo Byron so ungeteilte Bewunderung und sogar Kritiker und Verherrlicher in Versen fand, wird er wenig gelesen; in Frankreich ist man noch skeptischer und nahe daran, ihn mit seinem Lara zu einer Gestalt zu machen, die einst von den rhetorischen Romantikern so viel bewundert wurde, aber aus der Mode kam, die auch die geistigen Strömungen beherrscht. Unser Zeitalter ist demokratisch und leider bemerkt man den Einfluß einer gewissen Geistesdemokratie auch in der Kunst, die ja doch immer der Zeit ein Spiegelbild entgegenhält. Als eine Zeit, die alt ist und nicht mehr in der lieblichen Melancholie krafterfüllter Jugend schwelgt, tastet sie nach der Lösung von tausend Problemen, und die philosophische Dichtung wird ganz naturgemäß zum Ausdruck der Herzensregungen. Die unbestimmte Melancholie eines Chateaubriand, der Schmerz eines Werthers werden älter und bitterer. Das Jahrhundert selbst ist alt und seine Verzweiflung ist tiefer, weil so wenig Fragen gelöst wurden, auf deren Lösung man gewiß hoffte.

Solche Zeiten neigen, wenn sie nicht die Tendenzpoesie vorziehen — Ibsen und Zola sind in gewissem Sinne Tendenzdichter — zu einer Auffassung der L'Art pour l'Art-Theorie. In der That herrscht in Frankreich und in England diese Auffassung; der Dichter und sein Leser, der häßlichen kämpfenden Welt müde, fliehen in eine Welt der Schönheit, in die Welt Dantes, in die Zeit der Frührenaissance, oder in die Welt des Traumes, die unermeßlich. Tendenzpoesie und Poesie um der reinen Schönheit willen sind in gleichem Maße Erzeugnisse einer gealterten Zivilisation. Byrons Poesie ist aber keine von beiden. Er war allerdings auch ein Produkt einer alten Zivilisation und darum ein Individuum, das aber in Verhältnissen lebte, die ihm eine herrlich freie Entfaltung vergönnten und vor der modernen Gleichmacherei bewahrten, die mir die allergefährlichste Feindin der Poesie scheint. Byron ist das echteste Kind seiner Zeit; er ist der erste geistige Erbe der französischen Revolution und ein Mann, der als genialer Weltmann den verschiedensten Einflüssen: Reiseeindrücken, gesellschaftlichem Leben, südländischem Volksleben, zugänglich ist. Seine Poesie steht überall auf dem Grunde der Wirklichkeit, selbst wo ein titanenhafter Rahmen oder die Welt der Geister für das Gegenteil zu sprechen scheinen. Er weiß ebensogut den Zauber des Shelleyschen Pantheismus zu erfassen, als die südländische Sinnlichkeit, die in den Stanzen eines Luigi Pulci in jubelnder Götterfreiheit lacht. Er genießt das 18. Jahrhundert, Voltaire, den Merkur der Grazien am französischen Geistesmahl, Baron Grimm, er besitzt den offensten Geist, den sich ein Dichter nur wünschen kann und ist doch in gewisser Hinsicht beschränkt, weil all diese Gedanken und Gedankenwellen doch wieder seiner Persönlichkeit untergeordnet werden, ja, ihr gleichsam als Piedestal dienen, ganz genau so wie das All, auf dessen Hintergrund sich die Gestalt des Lords abhebt. Besonders aber sind die Feinschmecker unter seinen Verkleinerern mit seiner Form unzufrieden. Nicht als ob sie Byron die Formgewandtheit absprächen. Byron ist bei Pope in die Schule gegangen, für den er eine schmollende Verehrung behielt. Popes Vers ist in seiner Art meisterhaft, glatt, geschmeidig, gehaltvoll, ganz wie ein Weltmann aus Chesterfields Schule, der wenig Poesie, aber gar viel Klugheit, weltmännischen Sinn, Anmut der Formen und die Neigung zur Beschäftigung mit der Moralphilosophie besaß, wie sie viele schönen Geister des 18. Jahrhunderts auszeichnen. Byrons Vers ist allerdings sinnlicher, plastischer, aber lange nicht in dem Grade, wie der eines Tennyson oder eines Swinburne, mit dem eigentlich die Verfallzeit der Poesie begonnen, weil die marmorne künstlich ausgefeilte Form wichtiger als der lebensvolle Inhalt geworden. Diese Formdichter gleichen Trinkern, welche dem schäumenden leuchtenden Wein ein fein ziseliertes Gefäß vorziehen. Sie erkennen wohl die stürmische Kraft des Verses in Don Juan, das pulsierende Leben, den göttlich-mutwilligen Wechsel des reichsten Rhythmus, die vollständigste Beherrschung der Form an; aber der Vers ist ihnen, um es offen zu gestehen, nicht schönheitselig genug; seine Schönheit ist zu streng, und oft muß er ihnen nur als gereimte Prosa erscheinen. Sie gehören alle zu jenen Dichterfreunden, welchen die Stimmung, welche ein Gedicht erregen kann, als Maß seiner Schönheit gilt und denen jedes große Gedicht nur aus einer Reihe von Stimmungsbildern zusammengesetzt erscheint, eine Theorie, die sogar Poe vertreten hat und die in Frankreich besonders viele Anhänger zählt.

Shelleys Vers ist in der That ganz anders gebaut; er leuchtet oft geradezu von geheimnisvoller Schönheit, aus seinem kostbaren Gewebe lauschen oder blitzen die prächtigsten Bilder, er ist, wie die ganze Poesie des edeln Dichters in ein geheimnisvolles ätherisches Licht getaucht. Das Gefühl ist hier unbedingter Richter. Man stelle zwei Strophen der beiden Dichter nebeneinander, z. B. aus Byrons hebräischen Melodien und etwa Shelleys To a Lady with a Guitar, oder ein Fragment aus „Cain“ und aus „Prometheus Unbound“:

Digitized by Google

Oh, thou beautiful
And unimaginable ether! and —
Ye multiplying masses of increased
And still increasing lights! what are ye? what —
Is this blue wilderness of interminable
Air, where ye roll along, as I have seen
The leaves along the limpid streams of Eden?
Cain, Akt II. Szene I.

Der Vers ist hier reich wie ein Prunkgewand des staunenden Gefühls. Man lese ein Bruchstück aus Shelleys Prometheus dagegen:

. . . . Thou dost wake, O Spring
O child of many winds! As suddenly
Thou comest as the memory of a dream,
Which now is sad because it hath been sweet —;
Like Genius, or like joy which riseth up
As from the earth, clothing with golden clouds
The desert of our life.

In Wirklichkeit stehen wir hier vor zwei Formen der dichterischen Anschauung. Byron besitzt die Phantasie eines Realisten, und Shelley die eines Visionärs, der in seinen Traum verschlossen dahingeht und die äußere Schönheit des Alls mit traumentrückten Augen wahrnimmt. Das Weltall ist ihm nicht Hintergrund für seine Persönlichkeit, sondern er lebt in demselben in allgemeiner Sympathie, auch wenn er wie im „Prometheus Unbound" eine Dichtung des Gedankens schaffen will. Er ist der größte Lyriker, und viel weniger eine unmittelbare Blüte seiner Zeit, wie Byron, den die Zeitströmung, die viel Schlacken und Kot in ihren glänzenden Wassern mitführte, emporhob, trug und endlich an das Gestade Italiens warf, wo er das Leben auskostete und dann als Mann der That auf glorreicher Erde starb, trotz aller Leiden doch ein Götterliebling.

Wir wissen heute, was wir von Shelleys Atheismus zu halten haben. Er ist als Pantheist ein ganz eigentümliches Phänomen, da im allgemeinen die Engländer wenig Neigung für diese Religion der deutschen Dichter verraten. Im Vergleich zu Byron ist er vielmehr ein Hellene, indes sein großer Nebenbuhler oft an die Phantasie der alten Hebräer gemahnt, was übrigens durch die englische Geistesrichtung ganz natürlich scheint.

Shelley war vielleicht der Dichter, welcher am tiefsten weltabgewandt durch's Leben ging, das ihm genug der Schmerzen bereitete. Sein Ende, so tief beklagenswert es scheint, ist dichterisch: er versank im vielgeliebten Element. Der Pantheismus mag auch Schuld an der außerordentlichen Shelley-Begeisterung haben, die fast Modesache geworden. Für den Sohn einer alten Kulturepoche ist die Natur die allherrliche Trösterin, und wenn wir uns nun anderthalb Jahrhunderte zurückdenken und die ersten lieblichen Regungen des Naturgefühls in Rousseaus Schriften verfolgen, so müssen wir über diese Entwickelung eines Genusses staunen, der zu den tiefsten unserer Zeit gehört: Naive und Lebenskünstler schätzen den Naturgenuß als ein tiefes Trostmittel in dem Dasein, dessen Lasten mit der fortschreitenden Entwickelung des Menschen-Geschlechtes drückender werden. Doch ist es nicht die Shelleysche Philosophie, welche das ganze moderne England zu seinem Bewunderer gemacht hat. Alle Nationen haben die Neigung, gegen einen verkannten Dichter dreifache Sühne auszuüben, und leicht überschreitet die Bewunderung das richtige Maß. In England im besondern findet man ein aufrichtiges Gefühl für die Heroenverehrung, welches der Nation zu höchster Ehre gereicht, uns Deutschen zur Nachahmung dienen sollte. Die englische Phantasie aber ist, wie das inmitten einer alten reifen Zivilisation nicht anders sein kann, zu einer Phantasieschwelgerei geworden, und sie findet bei Shelley, dessen Bilder oft von primitiver Schönheit sind, mehr Nahrung als bei Byron. Die Traumwelt des Pantheisten Shelley ist schöner als die Welt Byrons, der ein anderer Empörer wie der „Atheist" Shelley. Vielleicht auch hat die englische öffentliche Meinung den Einfluß der „happy few" unter den Geistesaristokraten bestanden, welche doch auf die Dauer ihr Urteil der Masse aufdringen und sie zur Bewunderung hinreißen. Unter den beiden größten Dichtern des 19. Jahrhunderts in England ist nicht Byron, sondern Shelley der Poet für Denker und Dichter.

## Ein „verschollener" Dichter.

Von Max Stempel.

„Wir finden hier ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder ursprüngliche Wasserfall, der ärmere wie der reichere, hat seinen besonderen Charakter. Aber hier sieht man nur den Teil eines breiten Wassers, das ins Meer geht, einen schmalen Arm halb versandet, wie seine Gesellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden . . . Halten wir uns an die Person. Denn wie man sonst sich gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poesien liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem waekern Menschen bekannt macht. Geboren in einem engen, ja, einem niederen Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges, redliches Ansehauen der Gegenwart, durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch einen à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug, von mehr als einer Seite als eine musterhafte Natur . . . Keineswegs im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahrem Anteil an diesem bedeutenden Menschen sprechen wir hier unumwunden aus, daß er nie etwas Besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dies mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er die falschen Hoffnungen seiner Freunde realisiert, dann ist er, ehe man sich's versieht, verschollen."

Von keinem Geringeren als Goethe rührt diese kurze, aber erschöpfende Charakteristik her, die als kritisch-ästhetische Einleitung der nachfolgenden biographischen Skizze voraufgehen mag. Die alte Wahrheit, daß der beste Dichter auch der beste Prophet sei, trifft auch hier zu; denn der Zeitgenosse und

Digitized by Google

„Kollege in Apoll", dem obige Zeilen unseres größten Dichters gelten, gehört in der That für die heutige Generation zu den „verschollenen" Sängern des deutschen Dichterwaldes, ja er zählte schon bei Lebzeiten zu jenen „verschollenen" Größen, mit denen die undankbare Mitwelt oft noch weniger zu rechnen pflegt wie die mildere Nachwelt. Wir meinen den „Naturdichter" Gottlieb Hiller, der zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in den weitesten Kreisen der vornehmen und gebildeten Gesellschaft ein so ungewöhnliches persönliches und litterarisches Aufsehen erregte.

Uns „Modernen" kommt dieses Aufsehen, soweit es sich auf die litterarischen Leistungen Hillers bezieht, freilich etwas verwunderlich vor, wir werden sogar geneigt sein, es von der komischen Seite zu nehmen und spöttisch die Achseln zu zucken über die lächerlichen Anwandlungen einer Zeit, die neben den größten Dichter-Genien, die unser Volk hervorgebracht hat, auch einem ehrsamen Handwerksmeister auf dem Gebiete der edlen Reimschmiedekunst den poetischen Lorbeerkranz zusprach, der sich seltsam genug auf seiner Stirn ausnahm. Aber hüten wir uns vor Überhebung! Auch in unseren Tagen ist es mit dem kritischen Gewissen der Menge nicht sonderlich gut bestellt, auch unser Publikum hat so manchen Modegötzen geschaffen und mit Ehren überglänzt, der vor dem ästhetischen Richterstuhl der Zukunft nicht Stand halten wird. Da scheint es denn wohl angebracht, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit wieder einmal in die Vergangenheit zurückzugreifen und an einem besonders auffälligen Beispiel darzuthun, wie vergänglich irdischer Ruhm zuweilen ist. Vor allem jedoch diene dem dichtenden Dilettantismus, der das wahre Heil alles poetischen Schaffens nur in der Pflege der Form begriffen wähnt, der Schatten Hillers, den wir aus seiner Verschollenheit hier heraufbeschwören, gewissermaßen als Mene tekel: er möge aus seinem Schicksal die Lehre ziehen, daß echte und dauernde Dichtererfolge nur auf Grund kraftvollen und eigenartigen Empfindens, harmonischer Ausbildung von Geist und Gemüt zu erzielen sind. Reimtalent allein thut's noch lange nicht, und formale Fertigkeit — mag sie auch noch so gewandt gehandhabt werden — führt am allerwenigsten in die Ruhmeshalle, welche die Litteratur ihren Berufenen zu ewigem Wohnsitz errichtet hat.

Gottlieb Hiller stammt von schlichten Proletarier-Eltern: er wurde am 21. Oktober 1778 zu Landsberg bei Halle als Sohn eines Fuhrmanns geboren. Zwei Jahre alt, verlor er den Vater, erhielt aber bald darauf einen Stiefvater, denn die Mutter verheiratete sich mit einem Tagelöhner im Anhalt-Köthenschen und siedelte mit diesem nach Köthen über. Der kleine Gottlieb hatte eine harte Jugend; kaum ein wenig herangewachsen, mußte er sich schon im Hause und auf dem Felde durch seiner Hände Arbeit nützlich machen, im Winter Holz spalten, im Sommer Ähren lesen. Frühzeitig regte sich bei ihm der Trieb zum Lernen; die Schule besuchte er mit Lust und sobald er des Schreibens und Lesens einigermaßen mächtig war, stürzte er sich auf die Bücher und verschlang wahllos alles, was ihm an Lesestoff unter die Finger kam. Mit Vorliebe las er die Bibel und Werke religiösen Inhalts, Märchen und Sagen, befreundete sich aber in reiferem Jugendalter auch eng mit weltlichen Schriften, wie die Thatsache beweist, daß er Wielands sämtliche Werke in 36 Bänden sich in der kurzen Zeit von zwei Jahren vollständig zu eigen machte. Diese Leistung fällt um so schwerer ins Gewicht, als er nur wenig freie Zeit hatte, die er den geliebten Büchern widmen durfte; auch bedenke man dabei, daß seine doch immerhin nur sehr mäßige Bildung ihm das Verständnis zahlreicher Stellen ungemein erschwerte, wenn nicht unmöglich machte. Aber sein natürlicher Verstand und seine lebhafte Beobachtungsgabe kamen ihm hier vortrefflich zu statten, und beide, verbunden mit einer bescheidenen Zugabe Phantasie, veranlaßten ihn bald, die beim Lesen gewonnenen Eindrücke und gelegentlichen Einfälle in Reime zu bringen. In seinem neunzehnten Jahre mußte er eine Zeitlang dieser idyllischen Thätigkeit entsagen und einem Fuhrmann als Knecht auf Reisen dienen; die dürftige Lage seiner Eltern nötigte ihn aber schon nach Jahresfrist nach Köthen zurück, wo er fortan wieder redlich bemüht war, zum Wohle des kleinen Hausstandes nach Kräften das seinige beizutragen. Im Winter flocht er Taubennester und im Sommer strich er Lehmsteine — keine sonderlich poetische Thätigkeit — wie man sieht; doch nutzte er die Morgen- und Abendstunden sowie die Sonntage nach Möglichkeit aus und verschaffte sich mit der Zeit durch seine Reimereien sogar einen mäßigen Nebenverdienst. Freilich blieben seine poetischen Verdienste vorläufig „im Stillen" und erregten keinerlei Aufmerksamkeit; erst im Jahre 1801, also in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, lenkte er die Blicke der gebildeten Kreise Köthens durch ein Poëm auf sich, das man wohl als sein Erstlingsgedicht bezeichnen darf, da es sich nach Anlage wie Ausführung weit über die bis dahin von ihm gepflegten Reimspielereien erhebt. Der Anlaß zu diesem Poëm war etwas prosaischer Art: er dichtete es auf — „eine grüne Schote, die er noch den Spätherbst erblickte," und da es für seinen Erzeuger genau so bezeichnend ist wie irgend eines seiner späteren Produkte, so möge es als erste erfolgreiche Probe seines dichterischen Schaffens wörtlich hier folgen:

„Du Schwester kleiner Frühlingstöchter,
Wie seh' ich hier dich noch so spät?
Dich hat gewiß ein Gartenwächter
Noch mit besondern Fleiß gesät!
Denn bloß durch deine eigne Kräfte
Und durch gemeine Ackersäfte
Im gleichen Gange der Natur —
Hast du dich nicht bisher erhalten
Bis zu der Zeit, da schon die Flur
Vom Grün entblößt ist, und in Falten
Sich's Blatt vom stärkern Baume legt,
Wo's bald der Reif zu Grabe trägt.

Dies giebt mir die Gedanken ein,
Daß Menschenkunst, durch Zeit geläutert,
Noch stärker als Natur kann sein —
Da stets die Kunst sich mehr erweitert,

Digitized by Google

Und ewig keine Grenzen kennt,
Indes Natur im Einerlei
Die Kräfte niemals so verwend't,
Daß hoher Fortschritt möglich sei'

Mein Geist schwingt sich mit Heiterkeit
Zu der noch fernen goldnen Zeit,
Zum Punkt, wo sich mit Falkenschwingen
Der Wissenschaften Quintessenzen
Hinheben, zur Verbindung dringen,
Wo frei, gereinigt von Sentenzen
Der Thorheit, helle Wahrheit strahlt,
Und wo beim Auf- und Niedergeh'n
Die Sonne Gottes nichts bemalt,
Was vor Vernunft nicht kann besteh'n."

„Technische Fähigkeit" und „ruhiges, redliches Anschauen", die Goethe dem Dichter Hiller im allgemeinen nachrühmt, finden wir schon in diesen Versen als kennzeichnende Merkmale vereinigt; das Ganze giebt sich glatt und fließend, doch hausbacken und ohne höheren Schwung, hier und da läuft des lieben Reimes wegen ein gekünstelter Ausdruck, eine triviale Wendung unter und gegen den Schluß hin ist der Grundgedanke nicht scharf und deutlich genug hervorgehoben: aber die Hauptsache ist, daß dieser Grundgedanke kein alltäglicher genannt werden darf, daß er weit über das durchschnittliche Denkvermögen eines Nesterflechters und Lehnsteinstreichers hinausgeht, ja, von einer gewissen philosophischen Betrachtungsgabe zeugt. Die Natur bleibt sich in ihrem Kreislauf ewig gleich und kennt keinen Fortschritt wie Menschenkunst und Menschengeist, die in rastlosem Ringen nach Wahrheit selbst die an Kräften so reiche Natur siegreich überwinden – diese sinnvolle Idee, die der schlichte Mann aus dem Volke so geschickt in Reime zu kleiden wußte, imponierte einigen Köthener Gelehrten nicht wenig und ihr Beifall und ihre Empfehlungen ermunterten nun den jungen Poeten zu rüstigem Weiterstreben, öffneten ihm auch Kreise, die ihm bis dahin verschlossen geblieben waren. Er wurde bald ein gesuchter Gelegenheitsdichter, und nahm eifrig jede Gelegenheit wahr, Verse zu machen, ohne darüber jedoch seine Geschäfte zu versäumen; Taubennester flechtend, huldigte er zugleich dem Dienste der Musen, und was er während der Arbeit ersann, schrieb er in Stunden der Muße nieder. Die Sache, um deren jeweilige Verherrlichung es sich handelte, war ihm ziemlich gleichgültig: er griff in die Saiten seiner Leier, ob es nun galt, eine Hochzeit zu preisen oder den Tod eines Freundes zu beklagen, ob die Juden ihre neue Synagoge einweihten oder Fürst August der Steuern wegen mit der Köthener Bürgerschaft in Zwist geriet. Doch gebrauchte er, durch unliebsame Erfahrungen klug gemacht, die Vorsicht, bei etwaigen Aufträgen den Preis der Carmina vorauszubestimmen, vier bis sechs Groschen pro Stück; der Erlös floß fast ausnahmslos in die Tasche der Eltern, denen er in ihrer Armut und Bedrängnis eine kräftige Stütze war.

Im Mai des Jahres 1802 begab er sich, angefeuert durch immer lebhaftere Gunstbeweise einflußreicher und gebildeter Gönner, kurz entschlossen mit einem Bündel Gedichte auf die Wanderschaft. Über den beispiellosen Erfolg dieser ersten Poetenfahrt Hillers hat uns Ernst Behr in Köthen in einer verdienstlichen Arbeit dankenswerte Aufschlüsse gegeben. Zunächst sprach der unternehmende Poet, der kurz zuvor vom Fürsten Franz in Dessau durch Geld und Empfehlungen unterstützt worden war, am Bernburger Hof in Ballenstedt vor, wo er die freundlichste Aufnahme fand; man stellte ihm je nach Belieben Reitpferd oder Kutsche zur Verfügung, vornehme Herren und Damen hofierten ihm und als ihn nach vierwöchentlicher Abwesenheit vom Hause der Wagen des Herrn von Krosigk zu Hohenexleben nach Köthen zurückführte, brachte er als Frucht seines kurzen Ausflugs baare vierhundert Thaler heim

ein Erfolg, der ihn keineswegs übermütig machte, denn er widmete sich wieder sofort mit gleichem Eifer wie früher der prosaischen Thätigkeit des Nesterflechtens und tilgte mit dem Gelde die Schulden der Eltern, die gerade damals in ihren Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen waren.

Fragt man sich nun, kraft welcher Vorzüge der schlichte Mann so rasch in der glänzenden Welt des Hofes, bei vornehmen und gebildeten Leuten zu Ruf und Ansehen gelangte, so wird man gut thun, in erster Linie den originellen Reiz der ganzen Persönlichkeit Hillers ins Auge zu fassen. Er übte ohne Frage auf jene Kreise durch seine Eigenart, seine „von mehr als einer Seite musterhafte Natur" einen Zauber aus, der um so stärker wirkte, je ungewohnter er war. Nicht allein als „Naturdichter", sondern fast mehr noch als Naturmensch, der sich als solcher völlig naiv und ungezwungen gab, imponierte er der Gesellschaft. Fürst Franz in Dessau äußerte unverhohlen sein Erstaunen über einen so schmutzig und simpel aussehenden Dichter, und Herr von Krosigk hielt ihn zuerst für einen Kesselflicker; natürlich mußte die Entdeckung, einen so tüchtigen Kern in so rauher Schale zu finden, desto nachdrücklicher zu seinen Gunsten sprechen. Das gerade, biedere Wesen Hillers, seine ehrliche Rede, sein schlagfertiges Urteil thaten ein übriges, um ihm die Achtung, das herzliche Wohlwollen von Leuten zu gewinnen, die solche Eigenschaften zu schätzen in ihrer Umgebung selten Gelegenheit fanden. Als er dem wackern Gleim in Halberstadt einen Besuch abstattete und dieser so großes Gefallen an ihm fand, daß er ihn sogar andichtete, erklärte Hiller ihm rund heraus, das Poëm tauge nach seiner Meinung nicht viel; und der alte Herr, weit entfernt ihm zu zürnen, freute sich solcher Offenheit von Herzen und revanchierte sich, indem er Hillers Wirtshausrechnung bezahlte. So fanden seine persönlichen Eigenheiten überall Anerkennung; daß es auch seinen Gedichten an dieser nicht fehlte, haben wir bereits gesehen. Aber schwerlich hätten sie eine so freundliche Aufnahme gefunden, wenn nicht des Dichters Person ihnen zur Folie gedient hätte!

Freilich war Hiller damals noch lange nicht auf dem Gipfel seines Ruhms angelangt, ja er war außerhalb der Mauern Köthens dem großen Publikum so gut wie unbekannt. Dem Kabinettssekretär Bäntsch in Köthen blieb es vorbehalten, den Grund zu seiner nachmaligen Popularität zu legen. Dieser wahre

Digitized by Google

Freund und Gönner veranlaßte Hiller, einige Poesieen als Proben seiner Art zu dichten drucken zu lassen, und schrieb selbst eine empfehlende Vorrede zu dem Werkchen. Um Subskribenten zu sammeln, beschloß Hiller eine Reise nach Berlin, ging aber zuvor, einer dringlichen Einladung mehrerer Freunde seines Talentes folgend, nach Magdeburg. Hier fand er eine vorzügliche Aufnahme; die ersten Familien schätzten es sich zur Ehre, ihn zu empfangen, und die Zeitungen begannen sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen. In Schricke bei Magdeburg hatte er das Glück, dem genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen vorgestellt zu werden, der sich lebhaft für ihn interessierte und ihm Geld und Empfehlungen zu einer Berliner Reise versprach. Hundert Thaler trug dem Dichter die Fahrt nach Magdeburg ein; nach Köthen zurückgekehrt, ließ er flugs zweitausend Exemplare der kleinen Gedichtsammlung drucken, die im Juni 1803 erschien, und machte sich Anfang August auf den Weg nach Berlin. Am 5. September spät abends langte er wohlbehalten dort an und wählte zum Absteigequartier den Gasthof „zum fliegenden Roß".

Die Berichte über das Aufsehen, das unser Poet in Berlin erregte, lauten geradezu märchenhaft; er machte — wie unser neueres Zeitungsdeutsch sagen würde — „Sensation". Für seine schnelle Einführung in die Gesellschaft waren die 51 Empfehlungsbriefe, die er mitbrachte, von entscheidendem Wert; binnen drei Wochen war er in den Gesellschaftssälen der gesamten eleganten Welt Berlins heimisch, die Zeitungen brachten lange Besprechungen seiner Person und seiner Gedichte — kurz, der „Naturdichter Hiller" kam in bedenklicher Weise „in die Mode". Er kündigte, die vorteilhafte Gelegenheit wahrnehmend, in den Blättern eine zweite vermehrte Auflage seiner Gedichte nebst einer Selbstbiographie an und lud zur Pränumeration mit einem Reichsthaler brandenburger Kourant ergebenst ein. Am 23. Oktober 1803 wurde er auf Verwendung des Fürsten Radziwill sogar den königlichen Majestäten vorgestellt. Er mußte zuerst ein Gedicht recitieren, dann richtete der König die Frage an ihn: „Haben Sie dieses alles von selbst gelernt?" worauf Hiller entgegnete: „Ich denke es, Ihro königliche Majestät, da ich nicht auf Schulen gewesen bin." — „Das ist auch besser", bemerkte der König, „wenn man die Talente von der Natur erhält, als wenn man sie erst durch Kunst erzwingen muß." — Hiller durfte seine Lebensgeschichte erzählen, seine Gedichtsammlung überreichen, seine Zukunftspläne entwickeln, und erhielt zum Schluß die Erlaubnis, die Namen der Majestäten an die Spitze seines Pränumerantenverzeichnisses zu setzen. Über diesen denkwürdigen Tag seines Lebens berichtet er stolz in seiner Selbstbiographie: „Fast dreiviertel Stunde hatte die Audienz gewährt, und nicht ein Mal habe ich gebebt. Ich suchte mich zu überreden, ich sei selbst ein kleiner König, daher dieser Ernst, mit dem ich Sr. Majestät ins Antlitz sah. Ich dachte mich als den Repräsentanten der Natur und hätte es für ein Verbrechen gegen dieselbe gehalten, wenn ich auch nur ein Wort gesagt hätte, was ich nicht mit dem Herzen fühlte, daher meine Unbefangenheit. Ferner wollte man ein unkultiviertes Mutterkind sehen, der Komplimententon würde mir also nicht hübsch gestanden haben. Und vor der Königin hätte ich die Augen niederschlagen sollen? Das wäre eine der größten Sünden meines Lebens gewesen!"

Die unmittelbaren Folgen seiner Vorstellung bei Hofe waren natürlich für Hiller die denkbar besten. Außer einem beträchtlichen Geldgeschenk erhielt er von der Königin Luise, für die er ein Taubennest flechten durfte, zwei Ringe; alle Mitglieder des königlichen Hauses zeichneten eigenhändig ihre Namen als Pränumeranten in die überreichte Liste ein, Reichsfürsten, Grafen und Barone folgten ihnen. Der Philosoph Fichte würdigte ihn einer Disputation und lobte seine schlagfertigen Antworten. Oberkonsistorialrat Zöllner hielt eine begeisterte Rede über sein Gedicht „an eine grüne Schote", Professor Schundenius untersuchte ihn und erklärte seinen Kopf auf Grund der Gall'schen Schädellehre für den Sitz hervorragender dichterischer Anlagen, ein Wachsfigurenkabinett stellte den Naturdichter Hiller, kunstreich bossiert, öffentlich aus. In Gesellschaften war ihm alles erlaubt; er forderte Damen zum Tanze auf, ohne selbst eine rechte Ahnung von dieser Kunst zu haben, und als ihm beim Staatsminister von Haugwitz einmal die Unterhaltung zu langweilig wurde, begab er sich, wie er naiv berichtet, ins Arbeitskabinett, „um sich an den Staatsakten ein wenig Unterhaltung zu schaffen" Dennoch stiegen ihm die Ehren, die man ihm allseitig erwies, nicht zu Kopf; er blieb der Alte in Benehmen und Gesinnung, und all' der Glanz, all' die Pracht, die ihn täglich umgaben, verblendeten ihn so wenig, daß er vielmehr sich immer heftiger nach den beschränkten Verhältnissen daheim zurückzusehnen begann. Er schlug ein Anerbieten des Ministers, der ihm zweihundert Morgen Land bei Danzig zum Bebauen als Geschenk antrug, kurzer Hand aus und trat am 7. Februar 1804 nach fünfmonatlichem Aufenthalt in Berlin die Heimreise nach Köthen an, die ihn nach kurzem Besuch bei den Freunden in Halberstadt und Hohenexleben am 28. März wieder den Seinigen zuführte.

Diesmal freilich fand er sich weniger schnell wie früher in die alten Gewohnheiten zurück; das Leben der großstädtischen Kreise, in denen er sich so ungezwungen bewegt hatte, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und wenn er auch an der kargen Kost im elterlichen Hause nicht sonderlich Anstoß nahm, so empfand er doch deutlicher denn je die Enge und Beschränktheit des kleinstädtischen Treibens, das ihm in der Ferne so verlockend erschienen war. Ohne Zweifel ging schon damals mit unserm braven Hiller eine innere Umwandlung vor, die es begreiflich macht, daß er dem lieben Köthen so bald wieder den Rücken kehrte. Er hielt es nicht länger als zwei Monate dort aus, welche Zeit er dazu benutzte, um seine bereits vor Jahren begonnene Selbstbiographie zu Ende zu bringen. Am 29. Mai 1804 trat er eine neue Poetenfahrt an, deren diesmaliges Ziel die österreichische Kaiserstadt an der Donau war. Sein Weg führte ihn über Halle, Leipzig, Dresden und Prag, wo er sich abwechselnd bald

Digitized by Google

längere, bald kürzere Zeit aufhielt; erst am 8. Januar 1805 langte er in Wien an. Er hat uns die Eindrücke, die er auf dieser Wanderung gewann, in Form von Briefen in seiner „Reise durch einen Teil von Sachsen, Böhmen, Östreich und Ungarn" geschildert. Das Werk erschien im Jahre 1808 in Köthen im Druck und läßt klar genug erkennen, wie sehr sich die Anschauungsweise Hillers seit seiner Berliner Reise geändert hat. Wie wir leider hinzufügen müssen: keineswegs zu seinen Gunsten!

Schon in Berlin hatte ein böser Kritiker in einem Artikel der „Zeitung für die elegante Welt", der sich mit Hillers Erfolgen beschäftigte, den prophetischen Ausspruch gethan, „es müsse mit einem Wunder zugehen, wenn das öffentliche Posaunen über seine großen Talente ihm nicht den Kopf verdrehe!" Jetzt kam die Zeit, wo diese Worte an Hiller thatsächlich sich erfüllen sollten. All' jene trefflichen Eigenschaften, die Goethe ihm in dem mehrfach zitierten Aufsatz der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung" von 1805 nachrühmte und die uns den braven Menschen bisher so lieb und wert gemacht haben — „praktischer Sinn, ein tiefes, sittliches Gefühl, ein à plomb auf sich selbst, ein edler Stolz, eine Leichtigkeit im Leben" — beginnen jetzt auszuarten und uns den Dichter bisweilen in einem Lichte zu zeigen, das ihn nicht gerade in eine vorteilhafte Beleuchtung rückt. Hatte er noch die Berliner Reise in der löblichen Absicht angetreten, mit dem Gelde, das er dort durch seine Subskribenten-Sammlung zu erlangen hoffte, seine verarmten Eltern zu unterstützen, so verlautet hinfort von dergleichen Plänen nichts mehr; lediglich die wachsende Ruhmsucht, die Sucht zu glänzen und durch seine Besonderheiten aufzufallen, trieb ihn von neuem ins Weite und ließ ihn planlos in der Fremde herumirren, statt sich daheim stiller und emsiger Arbeit zu widmen. Vorlaut beginnt er sich überall aufzudrängen und über Dinge zu urteilen, die er nicht versteht. In Halle will er den Professor Vater über die Zwecklosigkeit der Erlernung der alten Sprachen belehren; er macht thörichte Vorschläge zur Verbesserung des Freimaurerbundes und beschäftigt sich mit der Frage, wie der Vermehrung der Juden vorzubeugen sei; gegen die Rezensenten, die seinen Dichterberuf anzuzweifeln wagen, zieht er mit mehr oder minder schlechten Witzen zu Felde, nennt Tieck, den er einmal gesehen, „außen ein Hermelin und inwendig einen Kater", und gerät in Erstaunen, daß man Kleist „wegen seiner paar Gedichte" ein Denkmal setzen wolle. Ja, er versteigt sich in seinem Eigendünkel so weit, nach dem Lorbeer Goethes zu greifen und sich an Begabung mit dem Heros von Weimar auf eine Stufe zu stellen. „Man fülle nur meinen Kopf mit eben den ausgebreiteten Kenntnissen, die Goethe neben seiner Anlage noch besitzt, und ich verspreche nichts geringeres als er zu leisten" — ruft er anmaßend aus, und als Seume, der Spaziergänger nach Syrakus, ihn der Unerfahrenheit zeiht, wirft er sich stolz in die Brust: „Ich denke doch gelebt und auch manches erlebt zu haben!"

In Wien war es ihm noch einmal vergönnt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und gesellschaftliche Triumphe zu feiern; er wurde auch hier bei Hofe vorgestellt und durfte dem Kaiser Franz ein Gedicht in schäbigem Sechskreuzerband überreichen. Aber sein Stern schien im Sinken begriffen; denn wenn auch in einzelnen Fällen die Begeisterung für seine Person und seine Schriften sich noch in liebenswürdigster Weise äußerte — eine ungarische Magnatin z. B. hahm so großes Interesse an ihm, daß sie ihn wochenlang auf ihren Gütern mit reicher Gastlichkeit bewirtete — so war doch die pekuniäre Ausbeute, die er von seinen Querzügen durch Österreich-Ungarn und Galizien davontrug, eine winzige im Vergleich zu seinen früheren Erfolgen: er fand für die angekündigten Reisebriefe, deren wir oben Erwähnung thaten, nur ein verschwindend kleines Häuflein von Pränumeranten. Der Naturdichter Hiller war, ehe er sich's versah, außer Kurs gesetzt, man ging über ihn zur Tagesordnung über. Immerhin blieb ihm soviel, um ein kleines Grundstück in Bernau bei Berlin zu kaufen, wo er, wie die hinfort sehr spärlich über ihn lautenden Nachrichten melden, ein einsames, aber zufriedenes Dasein führte — vergessen von seinen Freunden und für die Welt ein „Verschollener", wie Goethe dies so richtig vorausgesagt hatte. Er starb am 2. Januar 1826.

Ueber die Gründe, weshalb unser Held so schnell zu den litterarisch Toten geworfen wurde, brauchen wir uns nicht erst lange den Kopf zu zerbrechen. Möglich, daß — wie Ernst Behr in Köthen meint, dem wir mancherlei Material zu dieser Skizze verdanken — „die vornehme Welt Langeweile zu empfinden begann an einem Naturdichter, der immer Naturdichter blieb und nicht einmal zur Zerstreuung der hohen Herrschaften sich mit einer neuen Maske metamorphosierte". Möglich auch, daß „die harten Zeiten, da der französische Wettersturm übers Land fuhr, das Interesse für so idyllische Produkte wie die seinigen, vernichteten". Hauptsache ist und wird bleiben, daß diese Produkte an sich gar zu geringen Wert haben und bei Lebzeiten Hillers, besonders während der Zeit seiner glänzendsten Erfolge, in geradezu ungeheuerlicher Weise überschätzt wurden. Wir sehen hier von dem Urteil Goethes ab, dessen herzliches Wohlwollen für all' und jedes dichterische Bestreben, selbst das untergeordnetste, zu bekannt ist, um immer maßgeblich sein zu können. Das Beste, was sich von Hillers poetischer Begabung sagen läßt, ist noch, daß sie „einer höheren Ausbildung wohl fähig gewesen wäre", wenn ihn hieran während seiner Jugendjahre nicht die Beschäftigungen, welche seine Lage mit sich brachte, in gleichem Maße gehindert hätten, wie später das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, „die seine poetischen Versuche und die Leichtigkeit, womit er sie unter seinen prosaischen Umgebungen niederschrieb, als eine Seltenheit anstaunten". Unsres Dafürhaltens wäre aber selbst eine „höhere Ausbildung" der Poesie eines Hiller kaum zu statten gekommen, denn dieser Poesie ist im Großen wie im Kleinen der Stempel des Dilettantismus so deutlich aufgeprägt, daß jedes

Digitized by Google

Bemühen, sie in eine höhere Sphäre zu heben, von vornherein als fruchtlos gelten mußte. Nirgends ein frischer Naturlaut, ein volles, warmes Empfinden, ein jähes Aufflackern der Leidenschaft in diesen Gedichten; nichts als trockene Didaktik. Reimtändelei ohne Seele und plastisches Ausdrucksvermögen. Wir brauchen keine Beispiele zu geben, das eine zitierte Gedicht spricht für alle, es zeigt den Rahmen, in welchem sich die ganze Hillersche Denk- und Reimfähigkeit bewegte. Für einen „Naturdichter" konnte dieser Mann nur in Kreisen betrachtet und gepriesen werden, die selbst keine Ahnung von dem Begriffe hatten, der mit diesem Worte verbunden wird: in den Kreisen der Vornehmen und Gelehrten, die dem wirklich naturwüchsigen Talent, wenn es ihnen begegnet, das allergeringste Verständnis entgegenzubringen pflegen. Hiller war kein Naturdichter, kein Dichter für das Volk; er war ein wackerer Mensch, weiter nichts, und der Beifall, den er fand, galt ohne Frage mehr seiner Person, seinem schlichten, treuherzigen Wesen, als seinem Dichten. In diesem Sinne können wir Goethe bedingungslos beipflichten, wenn es in seinem Urteil über den „Dichter" Hiller ebenso geistvoll wie treffend heißt: „wie man sonst sich gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poesieen liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht".

## Litterarische Neuigkeiten.

**Jedem das Seine.** Roman in zwei Bänden von H. Steinau. Halle a. S., Verlag von Tausch & Grosse, 1889. Während mancher Roman bei einem vielversprechenden Anfang bald stockt und die Erwartungen des Lesers täuscht, ist bei dem vorliegenden gerade das Gegenteil der Fall. Nachdem man die ersten Seiten ohne Interesse und Spannung gelesen hat, ist man auf einmal aufs Angenehmste überrascht, daß man Fühlung mit dem Werke zu nehmen beginnt, was sich bis zum Schlusse so steigert, daß man sich gestehen muß, ein geist- und genußreiches Buch aus der Hand zu legen. Anzuerkennen ist auch, daß der Stil klar und sorgfältig, der gewöhnliche Überfluß an Fremdwörtern möglichst vermieden ist, auch schwebt über dem Ganzen ein gewisser feiner, vornehmer Ton, durchaus nicht zum Schaden des Werkes. Der Bildhauer Gerberg zeichnet sich vor den gewöhnlichen Künstlergestalten, welchen man heutzutage häufig in Romanen begegnet, äußerst vorteilhaft aus, ihn durchpulst echtes „Künstlerblut" und echter „Künstlergeist". Weiblicke Charaktere findet man in diesem Roman eine ganze Reihe, jeder einzelne ist mit eigenartigen besonderen Zügen ausgestattet, so daß sich einer vom andern gut abhebt. Ebenso sind die männlichen Figuren durchweg gut gelungen; auch die verschiedenen Neigungen und Kämpfe „von Herzen zum Herzen" erfahren in ihren Wandlungen und Steigerungen eine sehr sympathische Schilderung.

**Kreuzdorn.** Roman in zwei Bänden von H. Schobert. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1889. Trotzdem der Autor zu Anfang viele kunstvolle Fäden knüpft, um das Gewebe vorliegenden Werkes recht einheitlich und fein gegliedert zu gestalten, so scheint es doch, als ob er im weiteren Verlaufe über den Plan unklar geworden wäre, denn viele von diesen Fäden verwickeln sich oder reißen. Darunter leidet natürlich auch die Wirkung, denn anstatt sich zu heben und zu steigern, verläuft dieselbe so ziemlich im Sande. Ob die Charakterzeichnung bei den Hauptpersonen immer psychologisch richtig ist, möge dahingestellt sein. Bei einem auffälligen Überfluß an Fremdwörtern wirkt andererseits der leichte, elegante Stil geistreich und anmutig.

Im gleichen Verlage erschien: Alexander Römers Roman: **Moderne Kultur.** Derselbe schildert in sehr anziehender, fesselnder Weise die Ehe zwischen zwei bedeutenden, tüchtigen Menschen, die, trotzdem sie durch wahrhafte, herzliche Liebe zusammengeführt wurden, doch durch die Eigenart ihrer Charaktere fast in Gefahr kommen, sich zu verlieren. Die beiden Familien bei „Geheimrats" und bei „Präsidents" sind in ihrer totalen Verschiedenheit, ja in Gegensätzlichkeit ausgezeichnet vorgeführt, namentlich sind die Gestalten der beiden „Mütter" mit packenden, lebenswahren Zügen ausgestattet. Auch in der Schilderung der Kinder dieser beiden Familien, die ja mit Ausnahme Kurts, des Helden, aus lauter weiblichen Wesen bestehen, zeigt der Dichter, daß seiner Feder Beobachtung und Kenntnis des Lebens im reichsten Maße zu Gebote steht.

Der fünfte Jahrgang von **Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek** bietet in Band 7 bis 10, dann Band 12 litterarische Erzeugnisse aus drei Sprachen, wovon die beiden aus der französischen: „Was der heilige Josef vermag" den Preis verliehen dürften. Das erste in Band 7 ist im guten Sinn gemeint — eine Art Idylle und übt durch den Reichtum ursprünglicher, unmittelbarer Naturlaute unbedingt einen tiefen nachhaltigen Zauber auf den Leser aus, welcher sich diesem einen, klaren Eindruck gewiß mit Freuden hingeben wird. — Ganz entgegengesetzt ist das Wesen der zweiten Neuheit aus dem Französischen: „Jean Nornas" von Jules Claretie, Autorisierte Übersetzung von Auguste Schelbe. Hier benutzt der Dichter als Motiv ein modern-wissenschaftliches Problem, welches denn auch — mit allem Aufgebot seiner reichen Gestaltungskraft verarbeitet und verwebt — eine ausdrucksvolle Wirkung durchaus nicht versagt. — Band 8 bringt dann zwei Novellen der gefeierten deutschen Schriftstellerin Claire von Glümer, wovon für die zweite mehr die Bezeichnung „Skizze" passen möchte, beide betiteln sich: „Alessa" und „Keine Illusionen", obwohl die erste in Figuren und Verwickelungen gerade nichts Neues bringt, so fehlt ihr doch nicht der gewisse dichterische, feine Hauch, welcher alle Schöpfungen dieser Dichterin kennzeichnet. — Band 9 bis 10 enthält den Roman von F. C. Philipps: „Wie in einem Spiegel". Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von A. C. Wanderer. Die englische und französische Romanlitteratur scheinen auffälligerweise ihre Rollen vertauscht zu haben, denn man begegnet gegenwärtig in der ersteren Erscheinungen, welche, wie der vorliegende Roman, nach Stil und Schreibweise, nach den handelnden Personen und den gesellschaftlichen Kreisen, in welchem sich dieselben bewegen, mehr in die zweite zu gehören scheinen. Der vorliegende Roman schildert die Abenteuer, Schachzüge und Anzettelungen einer Dame der vornehmsten Halbwelt anschaulich und lebenswahr. Eigenartig ist aber daran nur die Art und Weise, wie die Beziehungen der Heldin zu dem biederen Schotten Algy Balfour vorgeführt sind. Viele dies weg, so würde der Roman einen großen Vorzug verlieren, denn nur dadurch zeichnet er sich vor den zahllosen Romanen in allen Kulturspraschen aus, welche denselben Vorwurf meisterhaft und gewandt behandeln.

Im Verlag von Fuentes y Capdeville-Madrid beginnt soeben eine Sammlung der hervorragendsten spanischen Autoren unter dem Titel **Biblioteca de Autores Célebres** zu erscheinen, deren ersten Band die „Cartas Americanas" von Juan Valera bilden. Ein zweiter Band bringt ein Werk des soeben in Granada mit dem Dichterlorbeer, der vor ihm nur Manuel Quintana zu teil wurde, gekrönten José Zorrilla: „Mi ultima Brega". Dieses dankenswerte Unternehmen scheint geeignet, die vortrefflichsten Erzeugnisse spanischer Dichtkunst der Gegenwart in die weitesten

Digitized by Google

Kreise zu tragen, da die in gefälligster Ausstattung erscheinenden Bändchen von ungefähr 280 Seiten nur eine Peseta (1 Frc.) kosten. Die in Aussicht gestellten nächsten Hefte werden Schriften bringen von Juan Facundo Riaño, Gaspar Núñez de Arce, Manuel del Palacio, Salvador Rueda u. a.

## Bühnenschau.

„Schloß Kronborg", ein historisches Schauspiel von König Oskar II. von Schweden, wird in der kommenden Winterspielzeit in deutscher Bearbeitung von Emil Jonas am Kgl. Hoftheater in Stuttgart und an mehreren Stadttheatern zur Aufführung gelangen.

Ibsen's „Wildente" fand bei der erstmaligen Aufführung in Dresden, gelegentlich eines Gastspiels des Berliner Residenztheaters unter Direktor Lautenburg, eine begeisterte Aufnahme. Bisher war es noch nicht gelungen Ibsen an den Dresdner Bühnen Eingang zu verschaffen; man erinnere sich der behördlichen Unterdrückung der „Gespenster". Endlich wird es Licht!

„Albrecht der Beherzte" betitelt sich ein geschichtliches Festspiel von F. Koppel-Ellfeld, das gelegentlich des großen Wettinfestes an der Dresdner Hofbühne mit vielem Beifall gegeben wurde. Der Verfasser macht den Versuch ein Volksstück zu bieten und führt in bewußter Anlehnung an Wildenbruchs „Quitzows" die sächsische Mundart in sein Stück ein; den geschichtlichen Hintergrund bildet die Eroberung Hollands durch das sächsische Heer für das Reich.

J. W. Pigotts neues vieraktiges Lustspiel: „Which wins" wird nächstens an Terry's Theatre zu London erstmalig über die Bretter gehen.

Gelegentlich der Weltausstellung wird in Paris von anamitischen Schauspielern ein anamitisches Bühnenstück aufgeführt „Der König von Duong" ist das volkstümlichste Stück des gedachten Landes, aber nach unseren Begriffen wenig anziehend, da das weibliche Element völlig fehlt.

„True Heart", (a Drama in a Prologue and three acts) von Henry Byatt wird gegenwärtig am Londoner Pricess's Theatre unter großem Beifall gegeben. Das Stück gehört zu der in England überaus beliebten melodramatischen Art: Tugend und Laster führen den endlosen, unvermeidlichen Kampf, der aber schließlich doch, dem Geschmacke des englischen Zuschauers entsprechend, mit dem Siege der Tugend und deren Belohnung endet. Das nennt man dann die Moral des Stückes.

„Le Comte Witold" betitelt sich das französisch geschriebene Stück des polnischen Grafen Stanislas Rzewuski, eines auch in Rußland sehr bekannten Hühnendichters, das vermöge der in die Mode gekommenen Anschwärmung alles Slavischen in Frankreich, unlängst bei seiner Aufführung im Pariser Théâtre libre einen unbegreiflichen Erfolg hatte.

Ein neues vieraktiges Schauspiel von Stanley Little: „Doubt" erlebte kürzlich seine Erstaufführung in einer Matinée am Londoner Strand Theater, wo es recht lebhaft ansprach. Der Vorwurf ist dem modernen Leben entnommen und kann füglich eine Othellotragödie der Gegenwart genannt werden; als solche wendet es sich gegen die thörigten Folgen der Eifersucht eines Mannes, der seiner Frau in jeder Hinsicht grundlose Zweifel an ihrer Treue entgegenbringt und nur den Eingebungen seines nervösen Blutes folgt.

Björnsons Schauspiel „Svava" („der Handschuh") gelangte in der Bearbeitung von Emil Jonas am Prager neuen deutschen Theater zur erstmaligen Aufführung und erfreute sich der gespannten Teilnahme der Zuschauer.

Das neue dreiaktige Schauspiel „Stiefkinder der Gesellschaft" der finnischen Schriftstellerin Minna Canth hat bei seiner Aufführung am Theater zu Helsingfors wegen seines trotzigen Naturalismus außergewöhnliches Aufsehen erregt.

## Personenschau.

Am 6. Juni d. J. fand die Aufnahme des Vicomte Melchior de Vogüé in die französische Akademie statt, bei welcher Gelegenheit er das Lob seines Vorgängers, des Litteraturhistorikers Nisard anzustimmen hatte; die Ehrenrettung des vielgeschmähten Nisard des „homme des deux morales", gelang dem Redner in glänzender Weise. Der neugebackene, erst 48 Jahre alte Akademiker hat seine Aufnahme besonders seinem Buche über den russischen Roman, das er 1884 veröffentlicht hat, zu verdanken.

Henry Vizetelli, Verleger der englischen Übersetzungen Zolascher Romane, war bekanntlich wegen Verbreitung unsittlicher Schriften unter Anklage gestellt worden; jetzt ist ihm vom Hauptkriminalgerichtshof zu London das Urteil gesprochen worden: es lautet auf drei Monate Gefängnis.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland** Unter den novellistischen Erscheinungen der letzten Wochen ragt Wilh. *Jensens* zweibändiger Roman „Jahreszeiten" gleichsam wie ein Flügelmann hervor, nach dem sich eine ganze Front minder begabter Romandichter ängstlich richtet. Jensen hat schon in früheren Romanen und Novellen seine Meisterschaft in der Schilderung der Natur zur Genüge bethätigt, deren Poesie er wie kein zweiter überwältigend und eins mit ihr zu malen versteht. — Ossip *Schubins* neuer Roman „Ehre" liegt bereits in mehreren sich kurz hinter einander folgenden Auflagen vor, ein Beweis dafür, wie schnell sich diese überaus begabte Schriftstellerin zum Liebling der vorzüglich weiblichen Leserwelt emporzuschreiben verstanden hat. Leider folgt auch Schubin dem verderblichen Zuge nach Vielschreiberei in unserer papiernen Zeit, sodaß ihre oft genial angelegten Gestalten der Einheitlichkeit und ihr meist allzu kühner Situationsbau des festen Gefüges entbehren. — In der tragikomischen Geschichte „Der Pegasus" schießt der Geist Fritz *Mauthner's* drollige Purzelbäume, die denn auch in ihren verzweifelten Verrenkungen trotz Unnatur und künstlichen Zwanges ganz lächerlich anmuten. Aber wir halten den Atem an und gehen gedrückt von dannen. — Fedor von *Zobeltitz*: „In der Welt verloren". Der angeblich nach Aufzeichnungen eines Konsulatsbeamten erzählte Roman ist ganz in der leichten Manier von Zobeltitz früheren Arbeiten gehalten, anregend und unterhaltend. — Von Hans *Lande* liegt ein neuer Sammelband von Novellen vor „Die am Wege sterben"; schon der erste Band des jungen Schriftstellers „Stiefkinder der Gesellschaft" ließ erkennen, daß wir es hier mit einer außergewöhnlichen Begabung zu thun haben, die nur noch der Abrundung bedarf. Freilich erscheint er als Fanatiker einer herben Lebensanschauung, die nicht immer in ihrer erschütternden Tragik eine künstlerische Gestaltung seiner Stoffwelt gestattet. — J. *Fellmann*: „Sturm und Stille". Novellen — Gräfin *Baltistron*: „Die blonden Frauen von Ullenried" — K. *von Heigel*: „Der Weg zum Himmel". Roman. — G. *Hartwig*: „Haß und Liebe". — H. *Schobert*: „Künstlergewissen". — H. von *Spielberg*: „Gräfin Langeweile". — W. *Berger*: „Vom Markte des Lebens". — Von hervorragenden Übertragungen heben wir besonders hervor einen Roman von Guy *de Maupassant*: „Zwei Brüder", in der Verdeutschung von E. Becher. Es ist nur zu loben, wenn den Werken des als Künstler ausgezeichneten französischen Novellisten bei uns Eingang verschafft wird, besonders wenn ihnen nicht, wie zuweilen, der Schmutz der dem modernen Franzosen fast unvermeidlichen Gosse anhängt. — Auch zwei neue Übertragungen *Dostojewskyscher* Romane sind zu begrüßen „Der Gatte" und „Der Idiot", deutsch von A. Scholz. — Ein vielbesprochener nordischer Roman „Niels Lyhne" von J. P. *Jacobsen* liegt in einer Übertragung von M. von Borch vor. — Paolo *Mantegazza*: „Die drei Grazien", aus dem Italienischen von R. Teuscher, ist jene Schrift des bekannten Physiologen, in der er einen seiner Lieblingsstätze, die Möglichkeit der platonischen Liebe, zu beweisen sucht. — In der rührigen Engelhornschen Romanbibliothek erscheint als neuestes Bändchen ein Roman des in Deutschland immer beliebter werdenden Salvatore *Farina*: „Mein Sohn".

**Frankreich:** Das Ereignis der Woche bildet ein neuer Roman von François *Coppee*: „Henriette", der zweite unseres Wissens aus seiner Feder. — Alphonse *Lemoir*, „Danse Macabre", einer der beliebten sog. Pariser Romane. — Catulle *Mendès*, „L'Infidèle". Hugues *Le Roux*: „Le Chemin du Crime". — Alphonse *Daudets* Arbeiterroman „Jack" erscheint in der bekannten Kollektion Guillaume in einer illustrierten Ausgabe. — P. *de Vallemont*: „Jamais Plus . . ."

Digitized by Google

# Zeitungsschau.

## DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 23. 6. Juni 1889.

Die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich. — Karl Freytag, Patent oder Lizenzprämie? — Ein Beitrag zur Verbesserung des Reichs-Patentgesetzes. — Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende. 2. Des alten Dorfes Ende. — Neue Erzählungen. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Lohnkampf. Das Recht der Presse. Jubiläumsliteratur. — Litteratur.

## ENGLAND.

**The Academy.** No. 892. 8 June 1889.

G. A. Simcox, William George Ward and the Oxford Movement. — J. M. Gray, Michael Field's Long ago. — C. L. Kingsford, Prof. A. W. Ward's The Counter Reformation. — Cosmo Monkhouse, Dickson's Gleanings of Japan. — Count Ugo Balzani, Tunison's Virgil in the Middle Ages. — C. E. Dawkins, New Novels. — Classical School Books. — Notes and News. — Original Verse: Lily Haynes, „In Vain". — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Prof. Smith's Graphics. — Two Books on Economic Botany. — Prof. Cook Wilson, Mr Archer Hind's „Last Word". — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — C. O., Two Books on Ancient Coins. — The Art Magazines. — Mr. Biscombe Gardner's Drawings in Black and White. — Notes on Art and Archaeology. — French Jottings. — F. Wedmore, „The Profligate".

**The Athenæum.** No. 3215. 8 June 1889.

Knight's Life of Wordsworth. — St. George Mivart on Truth. The Roxburghe Ballads. — Calendar of Treasury Papers, 1720—28. — Novels of the Week. — American Books. — The Commonwealth Committees; Chatterton MSS. — A Rare Historical Work. — Mr. Froude's Fiction. — Literary Gossip. — Science. The Royal Observatory, Greenwich; Geographical Notes; Societies; Meetings. Gossip. — Fine Arts. Two Parish Churches, The Royal Academy; New Prints; The Tomb of Alexander, Sales, Gossip. — Music. Week; Mr. Pront's New Cantata, Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Week; Gossip.

## FRANKREICH.

**Revue critique.** No. 22. 3 juin 1889.

Tixeront, L'église d'Edesse et la légende d'Abgar. — Fournier, Les empruntes d'Ulmire au livre de Judith. — Essai d'Index de Thucydide. — p. p. Pitra, Analecta. — Hertzberg, Histoire de la Grèce sous la domination des Romains, trad. par Bouché-Leclercq. — Allard, Les dernières persécutions du IIIe siècle. — Diehl, Le couvent de Saint-Luc. — Mme J. Darmesteter, La fin du Moyen-âge. — Le Bible, Le traité de Cateh. Cambresis. — Bonnal, Carnot; Les armées de la République. — Tolstoi, Les grands problèmes de l'histoire. — Chronique. — Academie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

## ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Giugno 1889.

S. Farini, Pensieri sulla politica italiana. — Grazia Pierantoni-Mancini, Memorie di G. Battista Mancini, Luogotenente generale degli eserciti cesarei. — F. De Renzis, La questione della donna. — Un Viaggiatore, Una visita agli Stati Uniti. Caterna Pigorini Beri, Sulla montagna. Racconto. — D. Silvagni, In Capitane il Giubileo avantra in Roma nel 1700. — A. Gabelli, Notizia letteraria. Vocabolario etimologico italiano di F. Zambaldi. — O. Silvestri, Varietà. L'isola di Vulcano e l'attuale suo risveglio eruttivo. — Ernesto Masi, Rassegna della letteratura italiana. — X., Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della quindicina.

## AMERIKA.

**The Nation.** No. 1248. 30 May 1889.

The Week. — The Hundredth Year of the Presidency. — The New Pension Policy. — The Brutality of Civilization. — Italian Emigration. — A Revised Westminster. — American Oriental Society's Proceedings. — A few Ancient Sites. — The Exposition. — Smollett in Search of Health. — A Cincinnati Appointee. — Ethics of Bankruptcy for Magazines. — The Art and Industries of Japan. — The Century Dictionary. — Recent Folk-Lore Publications. — The Constitutional History and Government of the United States. A Concise Vocabulary to the First Six Books of Homer's Iliad. — The Annual Statistician for 1889.

## BELGIEN.

**Revue générale.** 1 Juin 1889.

Kint de Roodenbeke, De la Société indigène en Algérie et en Tunisie — E. Roustan, Une Mère, nouvelle. — Ed. van der Smissen, L'Irlande économique et sociale en 1889. — Maurice Maeterlinck, Ornithologie, nouvelle — R. du Sart, L'Assurance obligatoire. — Chronique littéraire. — Table des matières du tome XLIX. — Bibliographie.

## NIEDERLANDE.

**De Toekomst.** Juni 1889.

A. de Cock, Vondels „Rommelpot van 't Haneket" — Pol de Mont, Willem Linnig Junior. — H. T., Toegepaste Zielkunde. — J. Vercoullie, Hoe moet men schrijven: Ik las in De Gids, in Deny Gids of in den Gids. — C., Natuurkunde voor de lagere scholen. — Pol de Mont, Aan Klaus Groth. — Emm. K. de Bom, Guido Gezelle. Kerkhofblommen. — Emiel. Stuers, Achter de Coulissen. — ***, Leesboeken — De Jonge Lezer. — Uit onzen Kring. Leesboek. — Van Eigen Bodem. Uit velerlei pen. — De Eerste Schooljaren. — H. T., Theoretisch-Praktische Inleiding tot de Hoogduitsche Taal. — Sprachübungen. — P. Brasseur, Inleiding tot de Theorie der rekenkunde. — F. van Duyse, Vioolschool. Theoretisch-Praktische Handleiding bij het onderwijs in het vioolspel. — Aug. Gittler, Eugene M. O. Dognee. — Antoon Moortgat, Andrée.


# Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Israëls, L. V.** Wat de Kiewit sprook. Dõntjes un Rimels. Oldenburg, Gerh. Stalling. 0,75.

**Pfeiffer, Emily.** Flowers of the Night. London, Trübner & Co. sh. 6,0.

**Dramatische Dichtungen.**

**Beethoven, L.** van Fidelio. Oper. Dichtung von Sonnleithner und Treitschke. Univ.-Bibl. 2555. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Büller, W.** und **O. Vogen.** Engelmanns Küche. Schwank. Univ.-Bibl. 2554. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Ibsen, H.** Die Frau vom Meere. Schauspiel. Übers. von M. v. Borch. Univ.-Bibl. 2560. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Ibsen, H.** Die Kronprätendenten. Deutsch v. Ad. Strodtmann. Nord Bibl. IV. Berlin, S. Fischer. 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Dostojewski, F.** Der Idiot. Roman. Deutsch von Ang. Scholz. 3 Bde. Berlin, S. Fischer. 12,0.

**Elbe, A. v. d.** Ein Sohn. Roman. 2 Bde. Freiburg i. B., A. Kiepert. 8,0.

**Haldern, L.** Im tiefen Frost. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. Freiburg i. B., Ad. Kiepert. 12,0.

**Jacobsen, J. P.** Niels Lybne. Roman. Übers. von M. v. Borch. Univ.-Bibl. 2551 52. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.

**Lange, Fr. Lothar.** Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hamburg, J. F. Richter. 3,0. 4,0.

**Lindenberg, P.** Berlin. VI. Bdch. Un.-Bibl. 2553. Lpag., Ph. Reclam. 0,2.

**Meurice, P.** Le songe de l'amour. Paris, Calmann Lévy. frcs. 3,5.

**Nathusius, Marie,** Ausgewählte Schriften. Volks-Ausgabe. 1. Lfrg. Leipzig, G. Fock. 0,3.

**Ramberg, G.** Ein Preisausschreiben. Künstler-Novelletten von Hieronymus Lorm u. a. Berlin, S. Fischer. 4,0.

**Tolstoj,** Graf Leo. Volkserzählungen. Übers von Wilh. Goldschmidt. Univ.-Bibl. 2556 57. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Litterarische Volkshefte** Nr. 2. Die preußische Ader in der deutschen Litteratur. Berlin, R. Eckstein Nachf. 0,5.

**Merbot, Dr. R.** Forschungswissen der Litteratur-Wissenschaft. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 0,6.

**Geschichte, Biographie.**

**Duboc, J.** Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Lpzg., O. Wigand.

**Perrot, G., et Charles Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité V. Livr. 241. Paris, Hachette et Cie. frc. 0,5.

**Plutarch,** Vergleichende Lebensbeschreibungen. Übers. v. Kaltwasser. XI. Bd. Univ.-Bibl. 2558 59. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.

**Geographie.**

**Dislokationskarte** der Russischen Armee, nebst tabellarischer Übersicht. 2. Aufl. Wien, Artaria & Co. 4,8.

**Gopčevic, Spiridion.** Makedonien und Alt-Serbien. Mit 67 Original-Illustrationen. Wien, L. W. Seidel & Sohn. fl. 10,0.

**Philosophie.**

**Ölzelt-Newin, A.** Über Phantasie-Vorstellungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 4,0.

**Thomas, P. F.** La Philosophie de Gassendi. Paris, Felix Alcan. frcs. 6,0.

**Vermischtes.**

**Burgerstein, Leo.** Die Weltletter. Vortrag. Wien, C. Konegen. 0,5.

**Elsässer, Bernh.** Die öffentliche Schuld in den modernen Staaten. Freiburg i. B., Ad. Kiepert. 1,0.


Digitized by Google

## Neuigkeiten
aus dem Verlage von
## E. Pierson in Dresden.

**Gerhard v. Amyntor,** Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge. *M* 3, –. geh. *M* 4,—.

**Ludwig Anzengruber,** Heimgefunden. Wiener Weihnachts-Komödie in drei Akten. *M* 1,50.

**Wilhelm Arminius,** Das Bild der Wendenfürstin. Sagendichtung. *M* 1,50. geb. *M* 2,50.

**Eufemia Gräfin Ballestrem,** Die blonden Frauen von Ulmenried. *M* 3,—. geb. *M* 4,—.

**Johanna Feilmann,** Sturm und Stille. Novellen. *M* 3,– . geb. *M* 4, –.

**Rudolf Heinrich Greinz,** Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tod. *M* 2,80.

**Karl August Hückinghaus,** Gedichte. *M* 1,–, geb. *M* 2,—.

**Ludwig Jacobowski,** Aus bewegten Stunden. Gedichte. *M* 1,50. geb. *M* 2,50.

**Hermann Meissner,** Der Insulaner. Eine Bergsee-Novelle. *M* 2, –. geb. *M* 3, –.

**Wilh. Müller-Weidburg,** Auf der Wanderung. Neue Gedichte. *M* 3,—. geb. *M* 4,50.

**August Niemann,** Bei Hofe. Roman. 2 Bde. *M* 8,—. geb. *M* 10.

**August Niemann,** Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung. *M* 5,—. geb. *M* 6,—.

**H. von Suttner,** Schriftsteller-Roman. 2. Aufl. *M* 3,– . geb. *M* 4,—.

**F. von Suttner,** Erzählte Lustspiele. Neues a. d. High Life. *M* 3,—. geb. *M* 4,—.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Liebesweben.
Gedichte und Märchen von
**Max Zifrer Ferdinand.**
Preis *M* 2,—. eleg. geb. *M* 3,—.

Diese Dichtungen, in 6 Abteilungen sinnreich geordnet, „zeigen einen Dichter von entschiedenem Talent. Die volle Schönheit mancher Gedichte läßt noch Treffliches von ihm erhoffen." (Litterar. Merkur.) Das „Deutsche Litteraturblatt" schreibt u. a.: Am meisterhaftesten sind die Gedichte der 1. Abteilung — gedankenreich, schwungvoll, poetisch reich gestaltet u. s. w. Echt dichterisches Gefühl, tiefes, ungekünsteltes Empfinden, wahre Begeisterung und eine bemerkenswerte Formengewandtheit bekunden sich in diesen Poesien, die man nicht ohne Genuß und reiche ästhetische Anregung lesen wird. (Berliner Tageblatt.)

Verlag von **L. EHLERMANN** in Dresden.

## KARL GOEDEKE.
### Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung.
Aus den Quellen.
**Zweite,** ganz neu bearbeitete Auflage.

### Erster Band. Das Mittelalter.
Gr. 8°. 500 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier = *M* 9.60; in Halbfranzband = *M* 11.50. Auf Schreibpapier = *M* 15; in Halbfranzband = *M* 17.

### Zweiter Band. Das Reformationszeitalter.
Gr. 8°. 600 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier = *M* 11.40; in Halbfranzband = *M* 13.40. Auf Schreibpapier = *M* 18; in Halbfranzband = *M* 20.50.

### Dritter Band.
### Vom dreissigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege.
Gr. 8°. 384 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier = *M* 7.60; in Halbfranzband = *M* 9.40. Auf Schreibpapier = *M* 12; in Halbfranzband = *M* 14.

Der ganze Umfang der II. Auflage ist auf etwa 180 Druckbogen berechnet, welche in zwanglosen Heften und in Bänden ausgegeben werden. — Die erste Lieferung resp. der erste Band wird von jeder Buchhandlung zur Ansicht geliefert. — Einzelne Bände oder Hefte werden nicht abgegeben.

**Karl Goedekes Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung,** aus den Quellen, dieses „Riesenwerk eines nicht genug zu rühmenden Fleisses", welches „nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamten Litteratur einzig dasteht", ist nunmehr in der II. Auflage bis zur Vollendung des III. Bandes vorgeschritten und kann der Verlagshandlung eine rasche Fortsetzung dieses Werkes in sichere Aussicht stellen, nachdem die äusserst wertvollen Vorarbeiten des berühmten Verfassers nach dessen Tode in ihren Besitz übergegangen sind.

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

## Wandern und Werden.
### Gedichte von Ferdinand Avenarius.
**In Renaissance-Ausstattung broch** *M* 4, –, **eleg. geb. mit Goldschn.** *M* 5,—.

**Deutsches Litteraturblatt** (G. Karpeles) in einem Aufsatze „Ein Wort über echte Lyrik!" . . . Sie packen, sie lassen nicht wieder los, sie erwärmen und erheben das Gemüt. Woher kommt das? Weil solche Wahrheit in den Worten liegt, die der Dichter in der Wärmung singt . . . Das ist es – ein großes Wehe hat die Seele des Dichters aufgewühlt, daß sie in ihren Tiefen erbebt und daß Innerste Heraus ihrer Natur in Liedern offenbart. Da gehören sich aus empfindungsscharfer Brust und ergriffenden Herzblut. Da singt Wort und Wonne des Sängers in Herzen des Hörers wieder. Jener berühren uns manche Gedanken von Avenarius nicht sympathisch, die persönlichen Bekenntnisse ist ihm gleichgültig, und der Kleine weniger er bei Alten. Wer das bisher nicht, daß wir gerne mit ihm klagen und jubeln und von der unverwüstlichen Frische seines hoffnungsfrohen Gemüts uns entgegen lassen: von ihm gilt so recht, was Th. Storm sagt „Wir wissen's doch, ein echtes Herz ist gar nicht umzubringen." Unendlich reich ist die Fülle seiner Töne . . . Als echtes Kind seiner realistischen Zeit versteht er auch Bilder voll derber Sarkasmen zu zeichnen, oder mit packendem Humor die komischen Widersprüche des Lebens darzustellen. Aber wahrhaft ergreifend sind seine Naturschilderungen aus den Alpen und von der Nordsee, zumal da sie ihm immer nur Folie sind für echte Empfindungen des Herzens . . . Den den erzählenden Gedichten möchte ich für das vollkommenste und für eine wahre Perle dasjenige erklären, welches betitelt ist „Der Gefangene". Es sind nur vier achtzeilige Strophen, aber in diesen knappen Maß geht ein ganz Tragödie des menschlichen Herzens auf. Mit verwundenswürdiger Plastik wird die Geschichte des Gefangenen dargestellt . . . Das ist echte goldne Poesie! Da haben wir einen Künstler von Gottes Gnaden!" Im Anschluß auf die Kornerschen sagt Karpeles u. a. . . . Der Inhalt schwingt sich gleichsam von selbst in die Form, er scheint durch Naturnotwendigkeit so und nicht anders geboren zu sein, und den Hörer verläßt das Gefühl nicht, daß hier ein Meister der Technik aufgeretten ist."


Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 29. Juni 1889. Nr. 27.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** B. v. Suttner: „Das Publikum, welches wir im Auge haben". — Edmund Grün: „Caligula und Philon". — Gustav Karpeles: „Die Jüdin von Toledo". — M. Manitius: „Über den mittelalterlichen Dichter Amarcius". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### „Das Publikum, welches wir im Auge haben" —

— Oder: „Unser Leserkreis, dessen Unterhaltungsbedürfnis" — oder „die nach spannender Lektüre verlangenden Abonnenten unseres Blattes".

O Schriftsteller, mein Bruder, hat Dir noch kein Zeitungsverlag obige Schreckgestalten als Begründung einer Handschriften-Ablehnung vorgeführt, mit der Versicherung, daß die beifolgend dankend zurückerstattete Arbeit zu fein, zu gedankenschwer, zu — litterarisch für besagte Leser sei?

Eine hübsche Gesellschaft, das muß man sagen, welche die Herren da „im Auge" haben und auf deren Wünsche sie so ängstlich Rücksicht nehmen. Leute die, wenn sie ein Litteratur-Erzeugnis zur Hand nehmen, darin nichts, gar nichts anderes suchen, als mittels verwickelter Ereignisse hervorgebrachte Spannung und in diesem Vergnügen durch litterarische Eigenschaften — Gedankenschwung und Feinheiten — des betreffenden Werkes gestört werden könnten . . . mit anderen Worten also, ein für Kunstschönheit unempfänglicher flach- und schwachköpfiger Lesepöbel.

Das Geschäft ist auch ein Standpunkt. Der Zeitungsherausgeber ist befugt folgendermaßen zu rechnen und zu folgern: Das Ziel meines Unternehmens ist größtmögliche Abonnentenzahl; das Bedürfnis der Mehrzahl ist seichte Unterhaltung; das geistige Höhenmaß dieser selben Mehrzahl ist notwendig ein niederes; ich muß daher meine gebotene Ware, damit sie großen Absatz finde, darnach einrichten, daß sie jenes Bedürfnis befriedige und jenes Maß nicht übersteige. Der Fabrikant hat mir demnach zu liefern, was sich für obige Zwecke eignet und ich werde am Höchsten bezahlen, was mir voraussichtlich den höchsten Gewinn bringt.

Künstlerstolz ist aber auch ein Standpunkt. Der Dichter, der wegen der Feinheit seiner Leistung zurückgewiesen und gleichzeitig ersucht worden, etwas gröberes einzusenden, wäre befugt zu erwidern, daß er unter keiner Bedingung sich herbeilassen will, seine Arbeiten dem Geschmacke eines geistig niedrig stehenden Publikums anzupassen. Dieser erhabene Standpunkt jedoch läßt sich — leider — nicht in allen Fällen behaupten. Denn was ein Schriftsteller will, das ist vor allem: gelesen werden. Für sein Pult allein mag keiner arbeiten. Dazu kommt auch noch die Geldfrage, welche durchaus keine nebensächliche Frage ist. Der edle Verzicht auf den schnöden Mammon, der im Munde derjenigen, die ihn Andern predigen, so vornehme Denkungsart bekundet, ist, in die Praxis übersetzt, zugleich ein Verzicht auf anständige Lebensführung, mitunter auf die Lebensmöglichkeit selber. Wer einen Beruf ergriffen hat, muß auch trachten, durch denselben den höchstmöglichen Lohn zu erreichen, denn dieser Lohn (abgesehen davon, daß man ihn braucht) giebt zugleich einen Wertmesser — in der Litteratur zwar oft einen trügerischen — aber immerhin, einen vor der Mitwelt an Kunstleistungen angelegten Wertmesser ab. Wenn einem Sänger für den Abend 2000 Mark gezahlt werden, so ist dadurch der Beweis, daß er gut singt, schon erbracht; wenn ein Schriftsteller keine namhaften Honorare zu erlangen im stande ist, so führt das zu dem sehr natürlichen Schluß, daß seine Arbeiten nichts taugen. Der Unterschied zwischen Sänger und Schriftsteller beruht auf — dem Unterschied zwischen Theaterdirektor und Verleger. Ersterer hat kein Publikum im Auge, welches nach

Digitized by Google

niederen Stimmen, geringerer Geläufigkeit und kunstloserem Vortrag lechzt; seine Zuhörer verlangen das Beste und ergötzen sich an dem Höchsten; der Theaterdirektor wird daher niemals die Leistungen seiner Künstler herabzudrücken bestrebt sein und demzufolge werden diejenigen, die seinem Zwecke am besten dienen und die er am besten zahlt, gleichzeitig auch wirklich die besten Künstler sein.

Zugegeben jedoch, daß die Verleger mit ihren Berechnungen und Folgerungen im Rechte sind, so bleibt doch noch die Frage offen, ob denn auch die Thatsachen, auf welchen jene Folgerungen aufgebaut wurden, der Wirklichkeit entsprechen, ob nämlich das Publikum wahrhaftig so beschaffen sei, wie es in dem vorerwähnten „Auge" sich malt. — Können die Herren vielleicht nicht über den Geschmack der Lesewelt in einer gewaltigen Täuschung befangen sein? Worauf stützen sie ihr Urteil? Die an die Redaktionen brieflich gerichteten Kundgebungen, sogenannte „Stimmen aus dem Publikum" (Briefe, worin Frau Pastorswitwe Muhmewitz klagt, daß der laufende Roman für ihre Tochter nicht passe, oder Frau Krämersgattin Basewalk ihr Entzücken äußert über die so spannende Verwechslung des Testaments . . . „wenn nur die langen Gespräche — und die störenden Reflexionen nicht wären" . . .), solche Ergüsse kommen weder von der Mehrzahl der Leser, noch von den urteilsfähigsten unter ihnen — vielmehr von den einfältigsten. In einer Theater- oder Konzertsaal-Zuhörerschaft geht das anders zu: da äußern Alle durch Applaus oder durch Schweigen ihren Beifall, beziehungsweise ihr Mißfallen, und daran läßt sich die Wirkung der gebotenen Leistung ermessen. Nicht so beim Lesepublikum. Hier bleibt das größte Entzücken und der schärfste Tadel zumeist stumm.

Die Vorstellung, welche sich unsere Redaktionen von dem Geschmack der Abonnenten gebildet haben, und welche durch Frau Basewalks Briefe gelegentlich bekräftigt wird, beruht auf einem Phantasiebild, auf der von Verleger zu Verleger sich forterbenden Überlieferung, daß das deutsche Roman- und Novellen lesende Publikum von schriftstellerischer Kunst nichts wissen will, aber auf sogenannte spannende Lektüre versessen ist. Und wenn dem wirklich so wäre? Wer trüge da einen großen Teil der Schuld? — Die Schriftleiter selber, die das Litteraturverständnis ihrer Abonnenten nicht bilden und pflegen, die, indem sie glauben, daß sie durch das Gebotene dem allgemeinen Geschmack sich anpassen, vielmehr bewirken, daß es der allgemeine Geschmack ist, der sich dem Gebotenen anpaßt. Wird in einem Blatt nur unlitterarische Unterhaltungslektüre geliefert, so ziehen sich aus dem Leserkreise die kunstliebenden, starkgeistigen zurück (ohne das in Briefen an die Redaktion zu melden) und die Kunst-Unverständigen mehren sich. Und auf diese Weise züchtet der Verleger nach und nach selber jenes Publikum heran, welches er anfänglich im Auge hatte und für dessen Anforderungen er nunmehr auch die entsprechenden Autoren züchten muß.

Es ist eine traurige Methode, wenn man den Maßstab, den man an eine Kunstleistung legt, nicht nach den Kunst- und nicht nach den eigenen Idealen richtet, sondern nach der vermeintlichen Auffassungsfähigkeit eines Dritten. Um diese Methode, die er für die geschäftlich klügere hält, anzuwenden, schraubt der Redakteur — bei Prüfung einer Handschrift — seine eigene geistige Stimmungshöhe um ein paar Töne herab. Ihm gefällt die angebotene Arbeit: er genießt deren Feinheiten, er verträgt deren Kühnheiten, aber — für die im Aug' Gehabten ist das nichts. Also zurück damit. Dem Verfasser geschieht dadurch ein Unrecht, das sieht der Gestrenge ein und es thut ihm aufrichtig leid. — Aber vielleicht geschieht auch dem Publikum unrecht — das sieht er nicht ein.

Wenn diese Herabstimmung schon bei dem Prüfenden von Übel ist, weil sie gegen den im Geschäft sowohl als in der Kunst allein richtigen Grundsatz: „Nur das Beste ist gut genug" — verstößt; wie schädlich, wie geradezu kunstmörderisch wirkt sie erst bei den Schaffenden! — Wenn jenes unselige, durch die Briefe der Frau Basewalk geoffenbarte Publikum — dessen Ansprüche und Erwartungen ihm von zahlungsfähigen Schriftleitern immer wieder vorgehalten werden — wenn dieses Ungeheuer auch den Schreiber vor das innere Auge tritt und er sich bemüht, es demselben recht zu machen — dann zweifach Wehe! Wehe für das Werk, denn dasselbe wird unzweifelhaft um viele Grade geringartiger ausfallen, als es der Fähigkeit seines Urhebers entspricht und wehe diesem, denn es giebt nichts qualvolleres bei der Arbeit, als die Unterdrückung dessen, was man für sein Bestes hält. Ohne freie Entfaltung wird nirgends Großes erreicht.

In seiner Schrift „Die Prinzipien des Erfolges in der Litteratur" widmet George Henry Lewes einen ganzen Abschnitt der „Aufrichtigkeit" als einer der Hauptgrundlagen der Schriftstellerkunst. Aber da, wo der Schreibende an Stellen der selbst geschauten Wahrheit dasjenige zum Modell nimmt, was Andere geschaut haben wollen, da ist es mit der Aufrichtigkeit schon vorbei. „Der Schriftsteller muß mutig genug sein", sagt Lewes, „sich in seiner eigenen Weise auszudrücken, indem er eher seinen eigenen Gemütsstimmungen folgt als sich bemüht, die Töne eines Andern zu erfassen oder sich einer bestimmten Geschmacksrichtung anzubequemen. Ich sage nicht, daß ein Sichverlassen auf vollkommene Aufrichtigkeit ihn zu einem guten Schriftsteller machen wird, weil Aufrichtigkeit kein Talent verleihen kann, aber ich sage, daß Aufrichtigkeit ihm alle Kraft geben wird, die bei ihm möglich ist." An anderer Stelle heißt es: „Insoweit der Erfolg durch die Beziehung zwischen dem Werk und dem Publikum bestimmt werden muß, mag die Aufrichtigkeit, die den Schriftsteller zum offenen Aufruhr gegen feststehende Meinungen leitet, als ein Hindernis erscheinen. Verleger, Kritiker und Freunde sind auch wirklich aus diesem Grunde stets laut in ihren Prophezeiungen gegen Originalität und Unabhängigkeit; sie thun ihr äußerstes, um jedes Streben nach

Digitized by Google

Neuheit zu ersticken, weil sie ihre Augen starr auf einen hypothetischen Geschmack des Publikums heften und denken, daß nur das, was schon einmal erfolgreich war, wieder Erfolg haben kann, wobei sie vergessen, daß, was einmal gethan wurde, nicht nochmals gethan zu werden braucht und daß einst Originalität war, was jetzt Gemeinplatz ist. Es giebt Fälle, in deren Mißachtung der öffentlichen Meinung unvermeidlich Schmach oder Vernachlässigung hervorrufen wird; es giebt aber keinen Fall, in dem Aufrichtigkeit nicht Stärke ist."

Angelegentlicher noch als den Schriftstellern, ist das Lesen des Lewesschen Werkchens dem Verleger zu empfehlen. Die Ersteren verlangen sich ja nichts besseres, als aufrichtig sein zu dürfen; die Schöpfungsfreude erfüllt sie nur dann, wenn sie, was ihrem Geiste vorgeschwebt, voll und kühn, ohne jede Rücksichtnahme ausgesprochen haben; auch in der Originalität finden sie die beglückendste Bethätigung ihres Dranges: nur wenn sie zu Papier gebracht, was ihrer ureigensten Denkweise entspringt, wissend, daß sie Ansehen genug besitzen, um ihre persönliche Ausdrucksweise — ohne jede absichtliche Anlehnung an schon gebrauchte Redewendungen — dem Leser aufzuerlegen: nur dann sind sie von künstlerischem Hochgefühl durchglüht . . .

Damit aber ein Talent in der Richtung der Aufrichtigkeit und der Eigenart sich festige und immer höher verwachse, damit mit andern Worten große Schriftsteller entstehen, welche nicht nur zu „Lieblingen unserer Abonnenten", sondern zum Stolz der Nation gedeihen, dazu muß ihnen der Beifall für ihre Originalität, der durch ihre aufrichtigsten Leistungen erlangte Erfolg die Kraft und die Anfeuerung gegeben haben. Auf diese Art — in Freiheit großgezogen — würden unter unsern Autoren mehr solche sich hervorbilden, deren Namen genügen würde, den Schriftleitern die ganze Prüfungsarbeit zu ersparen. Der Stil, die zur größten Virtuosität entfaltete Kunst der Darstellung: dies müßte den Werken eines in seiner ungehemmten Eigenart berühmt gewordenen Schriftstellers genügenden Reiz und Wert verleihen, auf daß man von dem Gang der Handlung, von der größeren oder geringeren Spannung derselben absehen sollte, auf daß man es unterließe, sich an Frau Basewalks Stelle zu versetzen, um zu prüfen ob die Verwickelungen und der Abschluß der betreffenden Erzählung auch den Anforderungen dieser verwöhnten Dame und der Unschuld ihrer mitlesenden Fräulein Töchter entspricht.

An dem Umstand, daß bei uns zu Lande die Schriftsteller zu keinem so hohen Grad der Berühmtheit gelangen, wie in anderen Kulturländern, trägt auch das Verhalten der Tagespresse schuld, welche niemals — wie dies anderswo der Fall ist — die hervorragenden Erscheinungen des zeitgenössischen Schrifttums als Ereignisse behandelt. Aber nicht nur die politischen Tagesblätter, auch viele Wochenschriften, die doch ihre Spalten ausschließlich mit Belletristik füllen. gönnen keine Spalte der litterarischen Kritik; selbst im Inseratenteil der Zeitungen begegnet man (dank der Scheu, welche deutsche Verleger vor dem Ankündigen haben) keinen Büchertiteln und so kommt es, daß sich unter uns keine solche Namen bilden, deren Klang allein die Abonnenten anzieht, so wie z. B. der Name einer gefeierten Primadonna auf dem Zettel die Theaterkassen füllt. Aber immerhin, wenn auch nicht so dröhnend wie im Ausland, manche Namen klingen doch lauter als andere und wenn ein Verleger ein neues Unternehmen ins Leben ruft, so wendet er sich an die Träger derselben. Zugleich ist es aber sein Erstes, jenen bewährten Kräften, deren Mitarbeiterschaft er sich erbittet, sein Programm vorzulegen, damit sie ihre Einsendungen dem Geschmacke des Publikums anpassen, „welches er im Auge hat".

Was die obrigkeitliche Zensur für eine Unterdrückerin der Talente, für eine Würgerin der Kunst ist — das ist sattsam bekannt. In einem Lande wo jedes gedruckte Wort, ehe es in die Öffentlichkeit dringen dürfte, erst von der Polizei geprüft würde, ob es nicht gegen diesen oder jenen Paragraphen des Strafgesetzes verstößt — in einem solchen Lande würden nur wenig dichterische Meisterwerke zu Tage gefördert werden. Eine solche Zensur — von staatswegen — giebt es zum Glück bei uns nicht. Aber es hat sich eine andere, ebenso schlimme — von redaktionswegen eingesetzt. Hier stellt sich auch zwischen Publikum und Schriftsteller eine Prüfungskommission, welche die Veröffentlichung jedes, ihre Gesetzformeln übertretenden Wortes verhindert. Die Verbots-Paragraphen sind da sehr zahlreich. Da wird nicht nur, wie bei der staatlichen Zensur, alles Staatsgefährliche ausgeschlossen; nicht nur das Oberhaupt der Regierung wird gegen Angriffe geschützt, sondern der ganze Leserkreis, Pastoren und Professoren, Soldaten und Beamte, Studenten und Pensionsfräulein: keine von allen diesen dürfen irgendwie verletzt werden; also nur nichts was Politik oder Religion, was Militarismus oder Sozialismus berührt; nichts, was halbgewachsene Bübchen und Mädchen nicht wissen dürfen und besonders nichts, was die geisteslose Masse nicht gleich versteht, denn diese letztere muß vornehmlich vor Überanstrengung geschützt werden. Wenn trotz dieser Zensur oftmals dennoch ganz vortreffliche Werke in unserer Zeitschriften-Litteratur auftauchen, so geschieht das, weil dieselbe mitunter nicht angewendet wird, weil hier und dort unter den Prüfenden Solche walten, die selber Dichter sind und welchen eine eingesandte redaktionszensurwidrige Arbeit so gut gefällt, daß sie über jene Paragraphen sich hinaussetzen und die Veröffentlichung wagen.

Unbekannten gegenüber, welche möglicherweise Stümper sein können, ist strenge Prüfung wohl am Platze, denn Talentlose dürfen nie zugelassen werden; auch Anfängern und Mittelmäßigkeiten gegenüber erscheint es geboten, da ihre Werke weder durch den Reiz des Namens noch des Stils wirken werden, wenigstens dafür zu sorgen, daß sie durch Unterhaltung und Spannung wirken; aber wo es sich um bewährte, von der Kritik hochgestellte Schriftsteller handelt, da ist es beleidigend — beleidigend für sie und für ihre Leser — wenn nach dem „was" der

Digitized by Google

betreffenden Werke noch gefragt wird. Vom Standpunkt des künstlerischen Wertes und des künstlerischen Genusses entscheidet allein das „wie" und das „wer".

Als vor einiger Zeit die Pariser „Illustration" den Roman Daudets „L'Immortel" (den sie vielleicht schon vor seiner Vollendung erworben) ankündigte, was dem Blatte mehrere tausend neue Abonnenten zuführte, so wurde die Handschrift nicht erst nach dem oben angeführten Maßstab geprüft, denn sonst hätte sie unweigerlich abgelehnt werden müssen: Verletzung eines so ehrwürdigen Körpers wie der Akademie; unmoralische Personen; wenig Handlung; zahlreiche „unerquickliche" Auftritte; trauriger, der poetischen Gerechtigkeit entbehrender Abschluß: kurz alle jene Hindernisse vereint, von welchen bei uns zu Lande schon eines genügt, um einen — im übrigen noch so talentvoll geschriebenen — Roman als „für unsere Zwecke ungeeignet" auch dem vornehmsten Schriftsteller zurückzuschicken.

Man antworte darauf nicht, daß die deutsche Lesewelt ganz andere Anforderungen stelle, als die französische. Daß dies nicht zutrifft, beweist die Thatsache, daß diese selbe Lesewelt gierig nach den Erzeugnissen der ausländischen Litteraturen greift, daß z. B. — um bei dem „Immortel" zu bleiben — von diesem Roman in Deutschland zehnmal mehr Exemplare gekauft wurden, als von irgend einem gleichzeitig erschienenen — von den Redaktions-Zensurbehörden dem im Auge gehabten Publikum gebotenen — deutschen Buche; — die Thatsache ferner, daß unsere Litteraturfreunde — die starkgeistigen und die feinschmeckerischen — eine viel höhere Meinung von den belletristischen Erzeugnissen der Franzosen, Engländer, Russen und Skandinavier haben als von den zeitgenössischen Deutschen, und die Lesung der letzteren gänzlich der Frau Basewalk und ihren Töchtern überlassen. Dadurch werden diese in ihren Anforderungen immer gebieterischer, und immer deutlicher malt sich in dem gewissen „Auge" das gewisse Bild.

B. v. Suttner.

## Caligula und Philon.

Von Jaroslav Vrchlický.

Aus dem Böhmischen übersetzt von Edmund Grün.

Ohm Claudius entschlief beim Schmause wieder,
Im Haare Feigenstiel' und Dattelkörner,
Die Hände überm Bauch gekreuzt. Der Cäsar
Zog seine Brau'n sogleich empor und schaute,
Mit seinem tückschen Blicke Stille heischend,
Befehlend durch den Saal. Im Nu verstummte
Der Lautenklang, die Griechensklavinnen
Wegstahlen sich, wie weiße Schatten. Rings
Erhoh gedämpftes Lachen sich im Kreise.
Nur leise schlürfend tranken ihren Wein
Die Parasiten im Triclinium.
Caligula, mit seinem Haupte nickend,
Unheimlich lachte, bis sein breites Kinn,
Wie Wirbelschaum, wenn ihn der Windhauch kräuselt,
Ins Schwanken kam. Auf einen Wink von ihm
Trug Frau'npantoffeln dann ein Sklave her,
Die er auf Claudius feiste Hände legte,
Indeß ein And'rer eine Schüssel warf
Zur Erde heftig, daß sie klirrend sprang.
Da wachte Claudius auf und kratzte sich
Das Antlitz mit den Schuh'n, rieb sich die Augen.
Homerisch' Lachen endigte die Szene,
Die nach dem Mahl sich täglich wiederholte
Am Tisch Caligulas. — Indeß im Schlamm,
In Elend, Not versank die Welt, regierte
Das Laster nur mit eiserner Gewalt,
Gold sammelnd in der Faust. Alles war käuflich!
Keuschheit der Mädchen galt in Rom als Wunder,
Und Manneskraft — Erscheinung nie geseh'n! —
Aufstand der Cäsar. In den Staub vor ihm
Warf sich ein Sklave nieder, lehe lispelnd:
„Mit welchem Kleide will der Herr der Welt
Den hehren Götterleib bedecken heute?
Will er, wie Dionysus, in der Mitte
Bacchantschen Wirbels ziehen durch die Stadt,
Das Tigerfell geschlungen um die Hüften?
Will er Poseidon gleich, dem Meeresgott,
Den Dreizack schwingend, in der Muschel fahren?
Oder in nackter Schönheit als Apollo
Die Welt bezaubern? Oder in der Rüstung
Des Alexander seine Völker schrecken?"

Des Cäsars Mund verzog ein höhnisch' Grinsen,
Er reckte, trunken taumelnd, seine Glieder,
Mühselig nur auf seinen dünnen Beinen
Den schweren Leib erhaltend. Mit dem Fuße
Stieß er nach dem Eunuchen; dieser fiel
Und auf dem Marmor Spuren Blut's erglänzten.
„Zum Tartarus mit all' dem ganzen Kram
Der asiatischen und griech'schen Götter!
Ich selbst bin Gott, was brauch ich seine Masken?
Nein! Ein olymp'scher Narr will ich nicht sein,
Ich sag' den Göttern auf! Heut auf Selene
Hab ich, Endymion gleich, die Nacht durchwartet,
Sie aber kam nicht, — dann ins Ohr des Jovis
Hab Fragen ich gezaunt, doch Stein nur, Stein,
Der sich nicht rührt. Fort jag ich ihn und Alle!
Ich will nach Lamia zu den Villen gehen,
Will wie ein asiatischer Satrape
Ziehn durch die Straßen, strahlend wie die Sonne
Und süße Ambradüfte atmen!"
Taumelnd
Fiel er aufs Ruhbett hin, fing an zu trinken
Und leerte einen Becher nach dem andern.
Eh' noch das Purpurkleid der Sklave brachte,
Zerpflückte er die Rosen, die den Becher
Umwanden wie ein Kranz.
„Wie? Rosen?" schrie
Er wild, „alltägliche, gemeine Blüten
Mir, Eurem Herrn?! — Wie sie nach Leichen riechen!
In was habt ihr getaucht die blassen Blätter?
Sie sind vergiftet, — Eure Mäuler stopf' ich
Daß ihr daran erstickt! Wer künftig wagt
Den Becher mir mit Rosen zu umwinden,
Der stirbt durch Rosen!" — —
Ihm zu Füßen kniete
Der Sklav' und schmückte ihn mit goldnen Reifen,
Umhüllt' ihn mit dem schweren Purpurmantel,
Setzt' ihm aufs Haupt den Hyazinthenkranz,
Den goldnen Stab, geziert mit Edelsteinen,
Reicht' er ihm dar, — dann kistucht' er in die Hände
Und in Bewegung setzte sich der Zug. —
Sie schritten durch die ewge Stadt: Ennuchen,
Wahrsager, Zitherspieler, Senatoren,
Heerführer, Mädchen, Wächter des Palastes
Und aus dem Zirkus ein Barbarenschwarm.
Auf einer Sänfte ruht', in ihrer Mitte,
Der Cäsar in satrapischem Gewande,
Ihm wehen Pfauenfächer Kühlung zu.
Und ringsumher die Menge kniete nieder,
Als sie den wohlbekannten Zug erschaute, —
Ein Wunder, daß sie nicht mit ihrer Stirne

Digitized by Google

Den Stanh berührte! Nicht eines Blickes würdig
Hielt sie der Cäsar, aber Claudius,
Der neben ihm lief wie ein Possenreißer,
Warf Dattelkörner lachend aus den Haaren
Und Feigenstiele auf die knie'nde Menge, —
Heut Hofnarr, morgen furchtbarer Tyrann!

Du tragischen Cothurn gewohnte Muse,
Zum Hohn verzich den Mund, greif' in die Saiten,
Im Sturmakkord kling' aus dein grauses Lachen!
Denn solcher Komödieen Handlung hüllt
Sich oft in heitre Possenmaske ein,
Doch blickt aus ihren tiefen Augenhöhlen
Die Nemesis und schwingt die Peitsche drohend.

Im Atrium der Villa, wo im Schneeglanz
Schimmert im Kranze goldner Arabesken
Korintscher Häupter der Marmor, wo Bilder
Und Statuen in regellosem Wirrwarr
Des Ortes harren, der für sie bestimmt,
Und hinter ihnen von der Wand, gesiert
Mit pompejanischen Fresken, mancher Satyr
Herniedergrinst, im Schoß die Nymphe haltend,
Wo über dem beflügelten Gespann
Des Helios die Horen tanzend schweben,
Dort harrte eine Anzahl ernster Greise
Mit Furcht im Herzen. Ihnen ist ja fremd
Ringsum die Pracht und widerwärtig sind
Die Statuen ihnen, Bilder und die Säulen.
Sie sind Bekenner eines andern Gottes;
Die üpp'ge Kunst, die hier zum Sinne spricht,
War ihnen Sünde. Finstre Strenge lag
Auf ihrem Antlitz und in ihren Augen,
Die im prophet'schen Feuer loderten!
Ihr einfaches Gewand war gran, befestigt
Durch einen Ledergürtel auf der Brust
Und ihre Silberhärte wallten nieder
Bis zu den Füßen, die Sandalen deckten.
Sie warteten im Atrium und bebten. —
Schon tönte Klang der Cymbeln her und Flöten, —
Eintrat der Cäsar. Auf die Erde sanken
Die Greise und verhüllten widerwillig
Ihr Antlitz mit den Händen, denn Verachtung
In ihrem Innern kämpfte mit der Furcht.
Und Stille herrschte. Die sich Beugenden
Caligula mit finstern Blicken maß:
„Wer sind die und was wollen sie? Warum
Stellt dies Gesindel sich mir in den Weg?
Heh, Chäreas, fort von hier laß sie peitschen!" —

„Herr, Juden sind's aus Alexandrien."

„Ei, Juden sind es? Wie sagte doch in seiner
Satyre Horaz? Ja, nach dem Geruch
Sollt' Ich's erkennen. Gieb die Rosen her,
Damit ich Knoblanch nicht und Zwiebel atme"
Und einem Mädchen greifend in den Schos,
Der voll mit Rosen, hoh er eine Handvoll
Zu seinem Antlitz, ganz und gar vergessend,
Daß ihren Duft er erst gemein gefunden.
„Was will der Pöbel?" sprach er durch die Rosen.
„Ah, ich erinn're mich. Seid still! — Mir schrieb
Petronius von Euch gar schöne Dinge;
Daß Ihr als Gott mich nicht wollt' anerkennen.
Nun gut, kamt ihr vielleicht jetzt zur Vernunft?
Versprecht ihr meine Statue aufzustellen
Im Tempel vor der Bundeslade? Oder
Erkennt mich Euer schrecklicher Jehovah
Nicht an als guten Nachbar, guten Bruder?"

Bei dieser Lästerung auf's Neu verhüllten
Die Juden ihr Gesicht. Er ließ sie knien
Und wandte jäh zu den Gefährten sich
Mit rohem Lachen: „Ei, seht dort den Satyr!
Gleicht er nicht unsrem Oheim Claudius?
Der Bauch, die Beine, — nein, wer dies gemalt,
That gut daran. Doch warum lacht ihr nicht,
Wenn Eure Gottheit lacht?" — Er stampfte zornig,
Da lachten all' die Höflinge. Vom Staube
Erhoben sich die Juden jetzt und einer,
Ein ernster Mann aus ihrer Mitte, Philon,
Ein Greis, ein Adler, deß Gedanken flogen
Zur Sonn' der Wahrheit und der Weisheit, trat
Hervor und sprach mit rührendweicher Stimme:

„In unsrer Stadt fließt Blut. Rauchsäulen hüllen
Der Sonne Antlitz ein, denn auf den Plätzen,
In allen Straßen stirbt Israels Volk
Auf Scheiterhanfen, durch des Pöbels Klauen.
Wer will, bricht in die Häuser ein und mordet
Und raubt, geführt vom Durst nach Blut und Gold."

„Ei, Priskus, sag', hat die Bacchantin nicht
Dort auf dem pompejanschen Fresco kleiner
Die linke Brust? Mir mind'stens scheint es so.
Das ist doch wunderbar" . . . .
Philon sprach weiter:
„Die Ursach' dieser Gräu'l ist Dein Befehl,
Dein Bild in unsrem Tempel aufzustellen.
Das können nimmer wir. — Wir streuten Asche
Auf unsre Häupter, hüllten unsre Glieder
In härenes, zerrissenes Gewand
Und traten vor Petronius hin und baten,
Er mög' geruhn, an Deinem mächt'gen Throne
Fürsprecher uns zu sein, o Herr, und uns
Vor diesem fürchterlichen Schlag bewahren;
So wie zu Dir jetzt, sprach ich auch zu ihm."

„Die Fenster dort mißfallen mir, — sie sind
Zu niedrig. Besser wären Säulen. Hier
Ist zu viel Gold, dort wenig Farbe wieder,
Pfui, das gemeine Rot!" —
Philon sprach weiter:
„Eh' so wir schänden unsern heil'gen Tempel,
So riefen Alle, — wählen wir den Tod!
Und Männer, Greise schließen sich zum Haufen
Und werden Weiber, Töchter, Knaben morden
Und morden dann sich selbst als Friedensopfer.
Vielleicht, daß Deine Last'rung unser Blut
Aufwiegt und sühnt, o Herr, vor Gottes Thron!"

„Schafft die Cypressen dort mir aus dem Weg!
Mir ist der Baum verhaßt. Lorbeer und Myrthen
Pflanzt um die Villa her; setzt tausende
Von Nachtigallennestern ins Gesträuch,
Hier soll's nur fröhlich sein!" —
Philon sprach weiter:
„Zu opfern sich ist unser Volk bereit,
Ja, auf den Opferstein legt ihren Nacken
Die ganze Nation, eh' Gott sie lästert!" —

Jetzt wandte wie ein Blitz sich nm der Cäsar
Und grinste höhnisch:
„Juden, ist es wahr,
Daß ihr das Schweinefleisch verabscheut? Gern
Wüßt' ich, warum."
Und Philon sagte: „Unser
Gesetz befiehlt es so und heil'ger Brauch,
Ja, manche sind so strenge unter uns,
O Herr, daß sie auch Zickelfleisch verschmähen."

„Da thun sie Recht," erwiderte der Cäsar,
„Das ist ein unschmackhaftes Fleisch." Und lachend,
Nicht weiter mehr sich um die Juden kümmernd,
Durchschritt er alle Säle und Gemächer,
Hier zornaufbrausend, dort im Scherze höhnend
Nach seiner Laun', Die Juden folgten ihm.
Sie schritten nach mit Furcht in ihrer Seele,
Das Haupt gesenkt, denn ärger als sein Zorn
War des Tyrannen Scherz. Doch Philon fuhr
In seiner Rede fort, die einem jähen
Sturzbache glich, dem sich phantastische

Digitized by Google

Felsblöcke stellen in den Weg vergebens.
Auch seinem Rauschen ringsum niemand lauscht.
Und dennoch läßt er's laut und weihlin tosen, —
Ein Vogel will's durch Kreischen übertönen,
Ein Fels wirft Schotter in sein Bett und Steine —
Doch siegend wallt sein Rauschen weiter, weiter
Der Öd' und Gottes ew'gen Hymnus donnernd!
„Erbarmen, Herr! In unsrer Seel' ist Trauer,
An unsres Mundes Schwelle sitzen Seufzer,
Die Zunge klebt an dem verdorrten Gaumen,
Durch heiße Thränenflut glüht unser Auge;
Zu Hause wartet unser Volk verlassen,
Des Pöbels Gnad' und Ungnad' preisgegeben.
Nicht darf von Mutterbrust die süße Labung
Das Kind empfangen, eh' wir nicht erhört
Nach Hause kehren, eh' von Deinen Lippen
Nicht das Erlösungswort gefallen ist,
Einstellend das an uns verübte Unrecht,
Das über uns der rüdellose Pöbel
Gebracht, nach unsrem Blut und Golde dürstend.
O, Herr, Erbarmen fühl'! Wir wollen beten,
Daß Gott mit Glück all' Deine Thaten kröne
Und mit dem Lorbeer unsterblichen Ruhms,
Daß Du noch lange herrschest, groß und mächtig,
Wie Salomon und David einst regiert!
Wir wollen für Dich beten, nie zu Dir!
Doch wenn Du nicht auf unsre Stimme hörst,
Dann wird Jehovah sich im Zorn erheben
Und die Gerechtigkeit, in uns beleidigt,
Emporzieh'n aus dem Staub auf seinen Thron!
O, rufe Gottes Zorn nicht auf Dein Haupt!
Ein Spinngewebe hält ihn, leicht zerreißen
Kann es der Zufall und, gleich einem Mühlstein,
Wird fürchterliche Rache Dich zermalmen!
Wohl sögert das Gericht, doch kommt es sicher"

Nicht achtete der Cäsar Philons Rede,
Noch sein Gefolge. — Plötzlich, in der Thüre
Trat Chäreas dem Herrscher nah und dieser
Mit lautem Lachen trat ihm auf den Fuß.
Nicht rührte sich, noch zuckte mit den Wimpern
Der Prätorianer — das versetzt' in Zorn
Caligula,
„So schrei doch, Ungeschickter
Und tanz' auf einem Bein, mich zu ergötzen!
Ihr aber lacht! Hab' ich um mich nur Säulen?
Und klatscht ihm Beifall!" —
Chäreas verzog
Zum Lächeln seine Lippen und gehorchte,
Doch in der Tiefe seines Auges flammte
Dein drohend' Schlangenantlitz, Nemesis!
Als sich zum Geh'n die Juden wandten, sprach
Der Prätorianer, sich zu Philon neigend,
Mit finstrer Stirne: „Wart' in Rom bis Morgen
Auf Deine Antwort — Du wirst von mir hören"
Eh' Philon fragen konnt', verschwand Chäreas
Mit dem Gefolg' des Cäsars auf den Treppen.

Am andern Tage durch die Schwerter seiner
Prätorianer, die Chäreas führte,
Der auch der Erste auf das Haupt ihm schlug,
Sein blutig' Ende fand Caligula. —

## Die Jüdin von Toledo.

Von Gustav Karpeles.

Merkwürdig ist das Schicksal, welches das Bühnenstück erfahren, das den Titel führt: „Die Jüdin von Toledo". Jahrzehnte lang lag es verborgen im Pult des Dichters, der damals mit seiner Zeit und der Bühne grollte. Nach dem Tode Franz Grillparzers aus dessen Nachlaß herausgegeben, ging es zuerst über die Bühne des Theaters, dem vor allen die Pflicht oblag, das Andenken Grillparzers zu ehren. An dieser Bühne — dem Wiener Burgtheater — erlebte es seltsamerweise einen Mißerfolg. Fortan wurde „Die Jüdin von Toledo" in die Kategorie jener ungezählten Tausende von Bühnenwerken miteingeschlossen, die man mit dem unglücklichen Titel „Buchdramen" belegt. Aber damit ist das Schicksal des Werkes noch nicht beschlossen. Ein genialer, junger Künstler, der vielleicht berufen ist, eine Revolution in der deutschen Schauspielkunst hervorzubringen und eine neue Schule des bühnenmäßigen Realismus zu gründen, gewinnt Boden und Anhang in der deutschen Reichshauptstadt und mit ihm und einer liebenswürdigen, reichbegabten Künstlerin, gelangt das Drama Grillparzers, das man scheinbar längst zu den Toten geworfen, zu einer neuen Renaissance und füllt an jedem Aufführungsabend in jüngster Spielzeit die Räume des „Deutschen Theaters" bis auf den letzten Platz. Es kann nicht bezweifelt werden, daß dieser Erfolg dem Stücke neues Leben einhauchen und dasselbe vielleicht dem dauernden Besitzstand unseres klassischen Bühnenbestandes einverleiben wird.

Da dürfte es denn wohl von Interesse sein, den Ereignissen und Gestalten, die dieses Stück uns vorführt, auch geschichtlich näher zu treten. Die schöne Jüdin von Toledo interessiert uns auch, wenn wir das Theater schon verlassen haben und von Alfonso VIII. möchten wir gerne mehr wissen, als unser Lehrer uns in der Geschichtsstunde verraten, besonders da Grillparzer den Stoff in eine poetische Beleuchtung gerückt hat, die denselben fast als sagenhaft erscheinen läßt.

Dies ist aber nicht der Fall. Die Geschichte von Alfons dem Edeln, dem König von Kastilien, und der Jüdin von Toledo, die den Namen Rahel und wegen ihrer bezaubernden Schönheit später auch „Fermosa" führte, beruht auf historischer Wahrheit. Alfonso war mit einer englischen Prinzessin Leonor verheiratet; gleichwohl hielt die kleine Jüdin von Toledo den König, den Gatten der schönsten Frau Spaniens, in ihren Fesseln. Sieben Jahre dauerte dieses Verhältnis und das „Romancero Castellano" berichtet in langen und feierlichen Gedichten ausführlich von dieser Liebe. Ein kastilischer Sänger klagt:

„Es vergaß der König seine Gattin
Und zog mit ihr sich zurück,
So sehr liebte sie der König,
Daß er Reich und Volk darum vergaß."

Natürlich rief dieses Verhältnis eine allgemeine Erbitterung unter den Großen des Reiches hervor. Es wurde, wahrscheinlich auf Anstiften der Königin und der Geistlichkeit, eine Verschwörung angezettelt und eines Tages überfielen Verschwörer die schöne Jüdin auf ihrer reichgeschmückten Estrade und töteten sie sowie ihre Freunde und Angehörigen in Gegenwart des Königs. Eine kastilianische Romanze besingt auch diese Szene:

Digitized by Google

„Der König, seiner Rahel beraubt,
Stand traurig da und klagte,
Gebrochen das Herz, gesenkt das Haupt,
Der Schmerz im Innern nagte …"

Bei dieser Gelegenheit mag wohl auch ein Auflauf gegen die Juden stattgefunden haben, in dem der berühmte jüdische Historiker Abraham Ibn-Daud umkam. König Alfonso der Edle beschützte die Juden aber auch in der Folge gegen ihre Feinde in Kastilien, und die Juden Toledos standen ihm in seinen Kriegen gegen die Mauren kräftig bei. Als er nach jener siebenjährigen Liebesepisode sich aufraffte und sein Heer sammelte, um die Übermacht der Almohaden zu brechen, schossen die Juden dem verarmten Könige ihre Reichtümer für die Kosten der Heeresrüstung vor. Und als später die Schlacht bei Alarkos unglücklich für den König ausfiel, so daß die Almohaden in das schöne Kastilien eindringen und es verwüsten konnten, kämpften die Juden im Wetteifer mit den übrigen Bewohnern des Landes, um das Anstürmen des Feindes zurückzuschlagen. Beide Thatsachen sind durch zeitgenössische Historiker beglaubigt. Auch die Geschichte von der schönen Rahel wird von allen historischen Berichten ziemlich gleichmäßig geschildert. Nur einige jüngere spanische Historiker haben es später versucht, dieses Faktum zu leugnen — aber ohne Erfolg.

Die Jüdin von Toledo behauptet ihren Platz in der Geschichte und die „Amores de Alfonso VIII con la Fermosa Judia" werden in Romanzen und Dramen der spanischen Litteratur bis auf die neue Zeit herab viel gefeiert. Die Überlieferung des Volkes und seiner Dichter hat aber die Geschichte sicher treuer bewahrt, als die gelehrten Historiker — und diese Überlieferung lautet nach den Berichten eines zuverlässigen Schriftstellers, der sie in Toledo selbst aufgeschrieben, folgendermaßen: „Der König war mit seiner Gemahlin nach Toledo zurückgekehrt; aber die Liebe, blind wie sie ist, täuschte den König. Der König wurde von einer Jüdin berückt und verliebte sich in dieselbe. Sie nannte sich Fermosa (die Schöne), und dieser Name kam ihr wohl zu. Der König vergaß die Königin und schloß sich mit der Jüdin ein. Sieben Jahre blieben sie beisammen, ohne sich je zu trennen, und so sehr liebte sie der König, daß er darob sein Königreich vergaß; ja, er vergaß sich selber. Da beschloß man, dem zu steuern, ein so schweres, so schlimmes Unrecht gut zu machen; sie beschlossen die Jüdin zu töten, um den Herrn sich selbst zurückzugeben; denn sie hielten ihn für verloren und glaubten ihre Handlung würde ihnen hoch angerechnet werden. So gingen sie hin, wo der König mit seiner Jüdin war, im Innern seines Palastes, die einen sprachen mit dem Könige, die andern drangen dahin, wo die Jüdin auf einer schönen Estrade weilte; hier töteten sie dieselbe und mit ihr ihre Gefährten. Als der König ihren Tod erfuhr, war er traurig und schwer bekümmert; er wußte nicht was thun, denn die überschwängliche Liebe, die er zur Jüdin hegte, hatte ihn der Sinne beraubt. Seine Vasallen sprachen ihm Trost zu und führten ihn nach Illescas. Als der König in einer Nacht in seinem Bette schlief und von der Jüdin träumte, sprach ein Engel zu ihm: „Alfonso, Du denkst noch an Deine schwere Sünde; Gott hat Dich für Deine böse Handlung bestraft, er hat Dich grausam bestraft; kein Sohn wird Dir erwachsen, sondern Deine Tochter wird Dich beerben. Denke daran, Gott zu dienen, damit er Dir verzeihe." „Engel," antwortete der König, „sei mein Fürsprecher vor Gott; ich erkenne heute meine Fehler und ich erkenne, daß ich gesündigt habe."

So lautet die Überlieferung schlicht, naiv und poetisch. Man sieht, sie entfernt sich nicht zu sehr von der historischen Wahrheit. Kein Wunder, daß eine solche Überlieferung die spanischen Dichter in ihren Bann locken mußte. Eines der besten Stücke von Lope de Vega ist der Jüdin von Toledo gewidmet; es führt den Titel „Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo". (Der Friede der Könige und die Jüdin von Toledo.) Alfonso, dessen ganze Jugendgeschichte der erste Akt schildert, verliebt sich in die Jüdin von Toledo, da er sie beim Baden im Flusse überrascht. Aber ein Engel vertritt ihm den Weg, als er sich zu seiner geliebten Jüdin begeben will, die er in dem Palast Galiana eingeschlossen hält, und auch später erscheint ihm wieder ein Engel, als er nach der Ermordung der Jüdin gegen seine Großen und die Königin Rache schnaubt, den Schluß des Stücks, das Grillparzer natürlich genau gekannt hat, hält dieser für so vortrefflich, daß er ihm „an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereich der Poesie an die Seite zu setzen wüßte." Diese Schlußszene, welche Grillparzer so wundervoll findet, ist folgende: „Der König, der an den Hof zurück will und die Königin, die ihrem Gatten entgegenreist, treffen, ohne voneinander zu wissen, in einer Kapelle zusammen, in der ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes zur Verehrung aufgestellt ist. Sie knieen von einander entfernt nieder und fangen an in lauten, sich durchkreuzenden Worten ihr Herz vor der Gnadenmutter auszuschütten. Der König, der sich dadurch in seiner Andacht gestört findet, schickt seinen Kämmerling, die fremde Dame um Mäßigung ihres lauten Gebets zu ersuchen. Die Königin lehnt die Botschaft ab. Sie habe ihren Gatten verloren und sei in ihrem Rechte zu klagen. Indes ist ihr Kammerfräulein zu den Kammerherren des Königs hingekniet, die Erkennungen tauschen sich aus und das fürstliche Ehepaar feiert seine Versöhnung vor dem Altare der Gebenedeiten."

Das Merkwürdigste an dem spanischen Stücke ist vielleicht die Thatsache, daß sich Lope de Vega ziemlich entschieden auf die Seite der Jüdin stellt. Sie ist durchaus edel gezeichnet und selbst den Makel, den sie für das spanische Bühnenpublikum jener Zeit als Jüdin haben mußte, nimmt der Dichter dadurch hinweg, daß sie noch vor ihrem gewaltsamen Tode eine Christin zu werden begehrt. So vorurteilsfrei war Lope de Vega. Ob aber in dem Titel des Stückes „Der Friede der Könige" wirklich, wie Grillparzer glaubte, eine versteckte Ironie liegt? Wer vermöchte das zu entscheiden? Im ersten Akte wird der Friede des Königreiches durch die verrä-

Digitized by Google

terische Ermordung des Befehlhabers Lope de Arena geschlossen. Im dritten Akte ist das Pfand des Friedens der Tod der von allen am wenigsten schuldigen Jüdin.

Es ist natürlich, daß ein solcher Stoff auch den für alles Spanische begeisterten Grillparzer lebhaft interessieren mußte. Bis auf den Ausgang des Stücks, den auch Grillparzer mit aller seiner Kunst nicht zu ändern vermochte, ist sein Drama auch als Bühnenstück ein mächtiges Kunstwerk, an dem die Prophezeiung Heinrich Laubes, daß dasselbe „weniger beim Theater als bei der Kritik Anwert finden werde" nunmehr gründlich zu Schanden geworden ist. Diesen harten Ausgang, welcher über die Jüdin trocken und schonungslos dahinschreitet und den ihre Schwester, die schöne Esther, in den Worten richtig andeutet:

„Siehst du, sie sind schon heiter und vergnügt
Und stiften Ehen für die Zukunft schon,
So sind die Großen, haben zum Versöhnungsfeste
Ein Opfer sich geschlachtet aus den Kleinen
Und reichen sich die annoch blut'ge Hand . . ."

diesen harten Ausgang wird wohl jedes Theaterpublikum peinlich empfinden. Aber diese Empfindung ist nicht stark genug, um den tiefen Eindruck zurückzudrängen, welchen das Werk selbst — zumal in einer so glänzenden Darstellung wie in Berlin — zu erwecken vermag. Rahel — Fermosa ist eine Art spanischer Philine und es ist dem Dichter überaus glücklich gelungen, die Koketterie dieses Naturkindes mit wenigen Strichen zu charakterisieren, charakteristisch aber ist es, daß Grillparzer der Jüdin keineswegs so vorurteilsfrei gegenübersteht wie — Lope de Vega! Der König selbst nennt sie sehr treffend „ein albernspielend, thöricht-weises Kind." Und später, als er diese Liebe begraben hat, schildert er das Wesen dieses originellen Mädchens folgendermaßen:

„Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja die Habsucht,
Vereine sie, so hast du dieses Weib.
Und wenn statt Zauber — rätselhaft du's nennst,
Daß jemals sie gefiel, so stimm' ich ein
Und schämte mich, wär's nicht natürlich wieder."

Jede Figur in diesem Drama hat volles Leben, echtes Theaterblut, Farbe und Frische. Das Ganze ist ein „im engen Rahmen tief durchdachtes Kunstwerk", dessen hoher Wert erst in einer gelungenen Aufführung klar zu Tage tritt. Unabhängig von seinem spanischen Vorbilde, das ihm eigentlich nur den Stoff geboten, hat Grillparzer diese romantische Liebestragödie entworfen und ausgeführt. Wo der alte spanische Dramatiker Engel in leibhaftiger Person vorführt, begnügt sich der moderne Dichter mit poetischen Wendungen und psychologischen Gründen. Sein Gedicht ist von flammender Wahrheit und atmet einen tiefen Hauch poetischer Empfindung aus.

## Über den mittelalterlichen Dichter Amarcius.

Von den Dichtern des Mittelalters, welche lateinische Verse gemacht haben, sind die meisten in größeren Kreisen ganz unbekannt. Wie allgemein die Teilnahme in unserem Volke an den deutschen Dichtern der alten Vergangenheit ist, so wenig kümmert man sich um jene sogenannten gelehrten Poeten, welche ihre Muttersprache verschmähten, um von den ganzen Gebildeten des Abendlandes verstanden zu werden. Es ist allerdings vollständig richtig, wenn von seiten der Erforscher des Mittelalters nicht aufmerksam gemacht wird auf Umdichtungen der Bibel oder auf Heiligenlegenden in Versen und verwandte Stoffe. Dergleichen wurde in jenen frühen Zeiten fast handwerksmäßig erlernt und solche Hervorbringungen sind fast nie von irgend welchem künstlerischen und innerem Werte. Denn schon seit dem 6. Jahrhundert hat sich die dichterische Sprache für biblische Stoffe fast fertig ausgebildet und von diesem Schatze hat das ganze Mittelalter reichlich gezehrt, so daß die meisten Dichter solcher Stoffe ohne jede besonderen Eigentümlichkeiten sind. So könnte ein in Verse gebrachtes Heiligenleben, welches dem 10. Jahrhundert entstammt, recht gut dem 15. Jahrhundert zugewiesen werden, wenn nicht der dichterische Ausdruck im späten Mittelalter einen entschiedenen Rückschritt gegenüber früheren Jahrhunderten gemacht hätte. Von solchen Dingen abgesehen giebt es aber doch eine stattliche Anzahl von lateinischen Dichtungen jener Zeit, welche es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden; spiegelt sich doch manches wichtige Bild aus dem Volksleben auch in diesen Hervorbringungen einer sozusagen gelehrten Muse ab! Ich nenne hier an erster Stelle die von Grimm und Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts, nämlich den Waltharius, die Ecbasis captivi und den Ruodlieb. Trotzdem in allen drei Epen die Nachahmung der Antike die erste Rolle spielt, so sind sie doch für die Erkenntnis des älteren deutschen Lebens vom höchsten Werte. In beinahe ebenso hohem Grade ist dies der Fall mit den Sermones des Amarcius, die ich jüngst (bei Teubner, Bibl. medii aevi) erstmalig herausgegeben habe. In Folgendem will ich den Hauptinhalt und die litterarhistorische Stellung dieses Gedichtes kurz erörtern, sowie das Nötige über den Dichter beibringen.

Der Dichter nennt sich im Vorwort Sextus Amarcius Gallus Piosistratus; das ist natürlich ein Pseudonym und kaum ist der Geschlechtsname Amarcius für echt zu halten. Wahrscheinlich stammte er aus dem Züricher Lande oder aus Burgund, ist aber später an den deutschen Hof gekommen. Um das Jahr 1034 hat er sein Gedicht geschrieben, vier Bücher Sermones oder Gespräche. Als Stoff wählte er sich das Leben und die Sitten seiner Zeit, indem er sie hauptsächlich im Vergleiche zur Vergangenheit schildert. Eng im Anschlusse an die moralisierende Richtung von Horaz, Persius und Juvenal ist er ein „laudator temporis acti" und wirft sich zum streng-

Digitized by Google

sten Sittenrichter über die Gegenwart auf. Fast in allen Versen ist der bittere Ernst der cluniacensischen Reform zu erkennen, zu deren Anhängern Amarcius jedenfalls gehört hat. Aus den allgemein gehaltenen Angriffen gegen die Überhebung des Emporkömmlings, die Schwelgerei der Reichen, die Geldgier des Geizigen, die Vergeudung von Geld und Gut des Verschwenders u. a. m. könnte man auf die Person des Dichters noch keinen Schluß ziehen. Wohl aber wird dies dadurch möglich, daß Amarcius III, 739 sagt, gegen das Leben der Klosterleute zu schreiben gezieme sich nicht für ihn und wolle er auch nicht. Da er nun kurz darauf wie fast überall in seinem umfänglichen Gedichte die Sitten der Weltgeistlichkeit auf das Heftigste angreift und ihre Gebrechen schonungslos aufdeckt, so muß er selbst Mönch gewesen sein. Denn ununterbrochen hat der Kampf der Klostergeistlichkeit gegen die Weltpriester im Mittelalter gedauert. — Außerdem zeigt sich Amarcius in der Heilmittellehre sehr bewandert, eine ganze Menge von ärztlichen Vorschriften finden sich in seinem Gedichte. Wahrscheinlich ist er daher in seinem Kloster Arzt gewesen und als solcher wohl gar an den Hof berufen worden; wir wissen, daß die fast stets kränkelnden Könige aus dem salischen Hause den ärztlichen Stand hoch hielten und vielfach von Vertretern dieses Berufes begleitet wurden. Als Arzt des Leibes will nun Amarcius zugleich als Arzt der Seele auftreten und so finden wir bei ihm den Heilmitteln des Körpers vielfach solche für den Geist und die Seele gegenübergestellt.

Als Amarcius sein Gedicht schrieb, war der gewaltige Grundsätzestreit zwischen Staat und Kirche noch nicht entbrannt. Vielmehr hielt Heinrich III. mit einer Strenge selbstwillige Regungen der Kirche nieder, wie man sie sich von ihm nie versehen hatte. Wenig später gelangten nur deutsche Bischöfe auf den Stuhl Petri und es schien, als ob alle frühere Anmaßung der Kirche für immer begraben sei. Noch war das deutsche Reich auf dem Gipfel seiner Macht, den es unter Konrad II. erklommen hatte. All' diese Zustände sind im Gedichte des Amarcius klar zu erkennen. Der Dichter tritt zwar für das unbedingte Cölibat ein, welches die Synode von Pavia im Jahre 1018 unter Papst Benedikt VIII. beschlossen; aber das scheint nur ein cluniacensischer Zug in ihm zu sein. Auf der anderen Seite bekennt er sich offen dazu, es sei notwendig, sich unbedingt der weltlichen Gewalt zu unterwerfen, da sie von Gott stamme. Er geht in seiner Königstreue sogar so weit, daß er sagt (III, 954), gute Fürsten müsse man verehren und nachahmen, schlechte immer noch verehren! Besonders preist Amarcius an Heinrich III. die Wohlthätigkeit, welche dieser bewiesen habe, als die schreckliche Hungersnot im Jahre 1043 das ganze Reich verheerte. So viel von geistlichen Dingen auch die Rede ist, das Papsttum wird nur ein einziges Mal vom Dichter erwähnt.

Wahrscheinlich stammte Amarcius aus angesehenem Geschlechte, denn mit dem Leben und den Sitten des Adels und der Reichen zeigt er sich wohl vertraut. In seiner Heimat mag er gute Tage gesehen haben, vielleicht ist er aus ihr vertrieben worden und deshalb später ins Kloster gegangen. Und aus diesem Grunde mag er seine Satiren geschrieben haben. So zieht er auch tüchtig gegen die Fremden im Reiche los, indem er sagt: „Was uns von verstoßenem Volke das schreckliche Frankreich schickt, oder was vom hohen Strande des fernen Britanniens (Thile) kommt, sei es ein Walker, oder einer der Steinschmerzen heilt, oder mag er mit Andorn den Husten und mit Schöllkraut die Krätze vertreiben: Kaum ist er hergekommen, da wächst er empor wie ein Pilz oder wie der Eibisehstrauch und er erhält Gut und Würden vollauf. Uns Eingeborene aber verlacht er und drängt uns zurück." So war es also schon vor mehr als achthundert Jahren in unserem lieben Vaterlande, fremde Abenteurer brachten es zu Reichtum und Ehre!

Wie fast alle satirischen Dichter verfällt auch Amarcius in den Fehler der Schwarzseherei, er findet die Sitten der Gegenwart unerträglich gegenüber der früheren Zeit. Freilich malt er dabei nicht immer mit echten Farben, da das Gewand, welches er seinem Gedichte anlegt, vielfach aus dem jüdischen und römischen Altertume zusammengeflickt ist. Nämlich die Tugenden der Vergangenheit sind meist nicht dem deutschen Altertume sondern der alten jüdischen Zeit entlehnt und die Laster der Gegenwart entnimmt er vielfach den römischen Satirikern Horaz, Persius und Juvenal. Das ist ja überhaupt ein Zeichen seiner Zeit; die geistige Armut und der Mangel an Nationalgefühl — denn hieraus entspringt wohl das fortwährende Anlehnen der damaligen Schriftsteller an ihre antiken Vorgänger zum guten Teile — wurden bei den Deutschen erst dann überwunden, als Bildung und Wissen aufgehört hatten, das Sondergut eines einzigen Standes zu sein. Und das fällt ungefähr mit der dritten Blütezeit unseres Reiches während der Herrschaft der Hohenstaufen zusammen. Diese Erscheinung, daß sich die frühmittelalterlichen Schriftsteller stets mit fremden Federn schmückten, ist aber keineswegs zu beklagen. Denn der deutsche Geist, der sich hauptsächlich mit der Rechtsbildung beschäftigte und dabei Sinn für die Natur zeigte, mußte sich erst an den Schönheiten der alten Litteratur zu eigenem Schaffen heranbilden; und dieser Vorgang nimmt den größten Teil unseres Mittelalters ein. — So wird die Schwelgerei des vornehmen Deutschen von Amarcius oft mit den Worten des Horaz geschildert, und der keusche Lebenswandel der früheren Zeiten wird der Bibel entlehnt. Was für gute Unterlagen in dieser Beziehung hätte unserem Dichter die Germania des Tacitus geboten, wenn er sie gekannt hätte! Doch dieses Buch gehörte zu denjenigen, welche sich im Mittelalter nur höchst selten vorfanden.

Ein anderes Zeichen der Zeit ist der gröbliche Haß, den Amarcius auf die Juden geworfen hat. Noch ganz im Tone der Kirchenväter und frühchristlichen Dichter eifert er gegen diese Leute, die ihm als Kreuziger des Heilandes immer noch der Inbegriff alles Schändlichen sind. Das ist wohl zu beachten für die damalige Stellung der Juden im Reiche über-

Digitized by Google

haupt. Obwohl Kaiser Konrad II. an seinem Hofe einen Juden als Arzt hatte und denselben sehr hoch hielt (Anselmi gesta epp. Leodiens. c. 44, Mon. Germ. hist. Scriptores VII, 216), so waren die Juden doch damals ohne alle politischen Rechte und standen außerhalb des Reichsverbandes. Einen großen Teil der Sermones des Amarcius nehmen nun die Gespräche ein, welche der Dichter mit einem Juden hält. Natürlich will er ihn zum Christentume bekehren und wendet zu diesem Behufe allen möglichen Scharfsinn an; doch der Jude widersteht standhaft, da er an die Geschichtlichkeit des Inhaltes der Evangelien nicht glauben will. Diese Abschnitte sind in engem Anschlusse an die Apotheosis des Prudentius verfaßt, die sich gleichfalls gegen die Juden und Ketzer richtet. — Auch sonst noch benutzt Amarcius eine ganze Anzahl von den damals gelesenen Dichtern, besonders Vergil, Ovid, Lucan und Statius, dazu die christlichen Epiker und Lyriker. Die Bibel kennt er natürlich ganz genau, vielfach giebt er Anführungen aus ihr, um seinen Kampf mit dem Juden darauf zu stützen und die Richtigkeit seiner moralisierenden Behauptungen zu erweisen. Von anderen Prosaschriften benutzt er das Leben des h. Macarius und die Darstellung des Blutwunders zu Beirut.

Der Dichter hat sein Werk in vier Bücher eingeteilt, obwohl die Anordnung des Stoffes eine andere Einteilung erfordert hätte. Denn in den ersten Abschnitten von Buch I. wird über die allgemeinen Laster der Zeit gehandelt, über den Geiz, die Wollust, den Stolz und die Üppigkeit. Die andere Hälfte des ersten und das ganze zweite Buch nimmt das Gespräch mit dem Juden ein. Im dritten Buche wird unter vielfacher Wiederholung von früherem über Mäßigkeit, Keuschheit und Demut gehandelt. Dann kommen Auslassungen über das Wesen der Seele nach Augustin und Prudentius. Den Schluß bilden moralische Vorschriften an die Geistlichkeit von einem gewissen Eufronius, den Amarcius als Schüler gehört haben will. Im vierten Buche behandelt der Dichter die Sittenlehre des Christentumes (Kapitel 2 behandelt die zwölf apokalyptischen Edelsteine mit mystischer Auslegung ihrer Bedeutung). Am Schlusse endlich legt der Dichter sein orthodoxes Glaubensbekenntnis ab, damit ihn niemand etwa des Unglaubens bezichtigen könne. Und allerdings hatte der Dichter das zu fürchten. Denn indem er die sittlichen Gebrechen der Weltgeistlichkeit schonungslos geißelte, wird man ihm von jener Seite eben nicht hold gewesen sein. Außerdem stellt er III, 718 die verfängliche Frage, warum heutzutage Wunder, wie sie Christus und die Apostel gethan, nicht mehr geschähen. Und doch machte die Geistlichkeit zu jener Zeit das Volk glauben, daß sich bei der Übertragung von Heiligengebeinen und Reliquien aller Art eigentlich noch viel größere Wunder ereigneten, als sie in den ersten christlichen Zeiten geschehen waren. Dazu übt Amarcius III, 270 an den christlichen Dichtern Alcimus, Arator, Sedulius und Juvencus Kritik, indem ihm deren Dichtkunst mißfällt, die doch von der Kirche völlig anerkannt wurde. Er setzt freilich gleich hinzu, er wundere sich über sie, aber zu tadeln wage er sie nicht.*) Er glaubt daher das Schlußgebet mit der Beteuerung seiner Rechtgläubigkeit nötig zu haben.

Das Hauptgewicht des ganzen Gedichtes liegt für uns natürlich nicht auf der dogmatischen Seite, sondern in der Schilderung der zeitgenössischen Sitten. Wie schon erwähnt, richtet sich Amarcius vorzugsweise gegen den Lebenswandel der Reichen und der Weltgeistlichen. In oft sehr wirkungsvollen Gemälden deckt er hier die Heuchelei und den Geiz auf und schildert, wie schlecht das arme Volk von seiten der geldgierigen Geistlichkeit behandelt werde. Denn als Grundsatz seiner Zeit stellt er auf: „Für Geld ist alles zu haben.“ Aus dem Munde des Dichtermönches ertönt also der damals allgemeine Ruf nach Abschaffung der Simonie, die fast in allen Staaten des Abendlandes zu jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Es spricht sehr für die hohe Verehrung, in welcher das Königtum bei unserem Dichter stand, daß der Simonie des Kaiser Konrads II auch mit keiner Silbe gedacht wird, trotzdem ja dieselbe in der Kirche Anstoß genug gegeben hatte. Nur der Ämterverkauf innerhalb der Geistlichkeit wird getadelt und dabei weder Hoch noch Niedrig geschont. — Es dürfte angebracht sein, einige hierauf bezügliche Stellen herauszuheben:

I, 125. ‚Wenn der Wolf das Herdenvieh durch das Wiesengrün streifen sieht, öffnet er nicht so weit den gierigen Rachen, als die Priester in ihrer Habsucht nach mehreren Kirchen begehren, denen der Lenker soeben fehlt.‘ I, 133. ‚Und der Priester schämt sich nicht vor dem Bischofe mit schwerer Geldkatze zu erscheinen. Er besticht die Schranzen und verklärt schließlich auch das Gesicht des Herrn; denn nachdem der Bischof das Gold gesehen, lächelt er, der soeben noch das Antlitz in ernste Falten gelegt hatte. Und wenn dann so einer die Dortkirche erhalten hat, da wagt er es, den Schwachen den Leib des Herrn zu entziehen, wenn man ihm nicht vier Asse schenkt. Und wenn kleine Kinder, die noch nicht getauft sind, von plötzlicher Krankheit befallen werden, da hat der Elende die Stirn, den bekümmerten Eltern zuzurufen: „Ach, wie ist gerade dadurch meine Arbeit erschwert worden! Doch wenn ihr mir zwölf Silberstücke in die Hand drückt, dann dürfte die Mühe viel leichter werden.“ Und so läßt er viele ohne das Sakrament dahinsterben in seiner ruchlosen Gier nach Geld.‘ Von einem Mönche der eben zur Abtswürde gelangt ist, heißt es I, 168. ‚Auf einer Reise an den Hof bemerkt er, daß die Bischöfe Stäbe weiß wie parischer Marmor tragen. Das erpreßt ihm Seufzer aus tiefster Brust und er schwimmt so in bekümmerter Sorge, wie das Dotter im Weißei. Dann spricht er zu sich selbst: „Welch' höllische Pest hat dich nur gerade an diesen verwünschten Ort gebracht! Denn umsonst ist es, daß hier der Vasall glänzt während du dich bekleidest mit straffem Gewande, wo die Thoren ihre schönen jugendlichen

*) Diese letzteren Worte stammen höchst wahrscheinlich aus dem bekannten Dekrete des Papstes Gelasius über die zulässigen Bücher, was ich in meiner Ausgabe nicht bemerkte; s. Teuffel, Röm. Litt. § 473, 2 S. 1123.

Digitized by Google

Glieder in gräuliche Hemden hüllen und ihr Haupt durch Eisen verunzieren. Sollst du etwa für immer in diesen dunkeln Löchern schmachten? Nein, dagegen werde ich das allgewaltige Geld ins Feld rücken lassen. Nein! in Zukunft soll meine elfenbeinweiße Hand einen Bischofsstab führen, denn was giebt es passenderes für sie?' Beachtenswert sind auch des Amarcius Worte gegen die falsche Annahme, daß das Kleid den Mann mache: III, 768. ‚Elender, der du dich nicht scheuest, sündenbefleckt zum Tische des Herrn zu gehen und mit unreinen Händen seinen heiligen Leib zu berühren! Glaubst du etwa, daß es dir nützt, das Weihrauchfaß zu schwingen, während doch dein cynischer Sinn üblen Geruch verbreitet. Was hilft es dir die Hände zu waschen, der du unreinen Herzens bist? Wer könnte mit Kamm und Wasser aus einem Hunde etwas anderes machen? Meinst du etwa, daß dich das Gewand heiligt, welches du trägst? Kleide einen Affen in Gold und Purpur, es bleibt doch ein Affe. Ja, wenn die Infula und das andere geistliche Gewand wirklich imstande wäre, begangene Schuld zu tilgen, dann würde ich stets in solchem Kleide einhergehen mögen. Aber glaube mir, sie wird weder durch das Gewand getilgt noch auch durch Wasser aus dem Kruge, sondern nur durch die Reue des Herzens.' Besonders häretisch aber klingt folgendes: III, 559. ‚Es irrt, wer da glaubt, durch Laufen könne er gerecht werden. Es laufen gar viele, aber sie ändern nicht ihr Leben, sondern nur den Ort. Es nützt viel weniger, nach Rom gepilgert zu sein, als hier tugendhaft zu leben. Mensch, hier suche Gott, denn er ist und herrscht überall!' Grelle Streiflichter auf das sittliche Leben der Geistlichkeit werden auch I, 252 ff. und III, 806 ff. geworfen, die schnödeste Simonie bei der Neubesetzung von Stellen wird III, 882 ff. ausgemalt.

Man ersieht aus vorstehendem, wie ernst es Amarcius mit den damaligen Reformgedanken genommen. Nur ganz selten finden sich in jener Zeit so scharfe Angriffe gegen die Weltgeistlichkeit, denn so weit verstiegen sich die Cluniacenser meist nicht, da sie die bittere Rache des Episkopates zu fürchten hatten. Viele Forderungen, die sich erst in der großen Kirchenreformation erfüllten, werden schon von Amarcius gestellt und er nimmt in dieser Hinsicht einen Standpunkt ein, der noch weit höher steht als der cluniacensische. Besonders deswegen, weil er von jeder hierarchischen Tendenz frei ist, und von der Geistlichkeit die Unterordnung unter den Staat fordert. Amarcius hat seinen Freimut unter einem Pseudonym verdeckt, denn mit solcher Offenheit gegen die allgemeinen Gebrechen der Kirche aufzutreten, war auch schon in jenen Zeiten gefährlich genug.

Auch die Schilderungen, welche sich auf das Leben der Reichen und Vornehmen aus dem weltlichen Stande beziehen, sind meist wertvolle Beiträge zur Erkenntnis der zeitgenössischen Zustände. So wird der Stolz eines Emporkömmlings geschildert I, 301: „Wenn der Arme zu Reichtum gekommen ist und seinen schlechten Rock mit schimmerndem Gewande ersetzt hat, dann ist er gewöhnlich zu stolz auf die Erde zu blicken und sich sein früheres Los ins Gedächtnis zurückzurufen. Und da blält er sich auf, wie die Schultern hoch werden von häßlichem Höcker . . . Und so spricht der Reichgewordene zu sich selbst: „Ha, was bin ich! Wer ist mir gleich? Niemand! Denn ich esse jetzt von Mehl, weißer als Schnee vom Kaukasus, und nicht mehr brauche ich mir das Zahnfleisch zu zerschinden; denn ich lasse mir jetzt den Vogel mit der Leimrute und den Fisch mit dem Haken fangen. Im Prachtgewande gehe ich jetzt einher, Purpur und Scharlach besitze ich nun. Warum soll ich mir nicht auf das wohlgepflegte Haar die schöne Mütze setzen, warum mich nicht mit goldenem Wehrgehänge gürten? Denn wenn ich will, kann ich mir jetzt den ganzen Körper in Perlen und Edelgestein hüllen, wenn ich will, reise ich jetzt zu Wagen wie die hohen Herren. Bisher habe ich es ruhig erdulden müssen und nicht wiederbeißen können, wenn mich jemand „heiserer Floh" oder „stinkende Wanze" schimpfte. Wer das wieder thut, den will ich „Uhu" oder „Sau" nennen. Einst hab' ich Sandalen und Körber geflochten in ärmlicher Hütte und aus Weidenruten Körbchen gemacht, jetzt hat mich meine Tüchtigkeit und die gefüllte Truhe weit emporgehoben. Weg mit den Leuten, die unter der Weißpappel ihre Stätte haben . . . alles weiche von mir, was schlecht gekleidet ist, wer Krätze hat, wer krank ist oder wer schielt und wer krummbeinig ist.' — Von den Vornehmen heißt es I, 336 ‚Sie verabscheuen die frommen Priester auf den Kanzeln, wie die Krätze, in der die Läuse wühlen, und halten ruchlose Reden wie „Was soll das heißen, daß sie dem Volke unerträgliches aufbürden? Durch ihre ernsten Geschichten wollen uns diese Schauspieler glauben machen, daß wir nichts seien; jeden beliebigen belegen sie mit dem Banne, sie verbieten uns die Schänke und das Schauspiel; das hat sie der König der Hölle gelehrt!" Sehr eingehend schildert uns dann Amarcius die Üppigkeit und Schwelgerei der Reichen I, 371: „Ha, wenn mir der Duft eines gebratenen Rebhuhns in die Nase zöge, oder wenn ich den Gaumen mit Pfeffer und anderem Gewürz reizte, die Kehle mit rotem Falerner befeuchtete und den Magen mit allerlei Seegetier anfüllte was in Flüssen nicht lebt wie im Rhein, der Aar, dem Rhone, dem Don, dem Po, der Donau und dem Araxes — das glaube ich könnte mich gesund machen! Knabe, lauf und kaufe beim Großhändler ein!" Dann kommt edler Wein und Scherbet und ein Diener richtet den Meth an: „Ha, ein wenig guten Weines will ich schlürfen! Du, Sklave, lauf zum Markte und kaufe ein, was es an Fischen gutes giebt, dazu bringe Brot und guten Kuchen! Dann fege hier mit Besen den Schmutz weg. Entferne den Querbalken, denn Narcissen und Lilien sollen hier duften . . . Ob ich Hunger haben werde, weiß ich nicht, aber richte die Tafel an. Schnell! was zögerst Du, Schuft! Ich trage Verlangen und Du hast keine Eile?"

So spricht er und mit kontraktem Oberarm fällt er kopfüber hin, keinen Augenblick sicher vor dem Tode in fortwährender Krankheit. Denn das un-

Digitized by Google

mäßige Essen hat den Fresser krank gemacht, da Gekochtes und Gebratenes, Zahmes und Wildpret unausgesetzt abwechselten. Jetzt reinigt der Herr in meerblauem Wasser seine Hände, unterwürfig reicht ihm der Sklave das zottige Handtuch und gleich darauf schon füllt feines Brot die gefräßigen Backen. Und weil für den verfeinerten Magen des Herrn gewöhnliche Speise keinen Reiz hat, so werden mächtige Platten mit Seewolf und Steinbutt hereingetragen; Messer und Löffel enthalten die weitbauchigen Schalen, goldene Becher mit würzigem Tranke kommen herein und in den Humpen blinkt der edle Chier, da der Falerner beiseite gestellt ist. Gewöhnliches Obst ist zu schlecht, die Äpfel müssen aus Medien sein. Und nun kommen die Bänkelsänger und Gaukler, die dem Herrn um hohen Lohn schmeicheln; durch listige Scherzrede schwatzen sie ihm nach und nach ganze Reichtümer ab, auch wenn ihnen der Geber beinahe den Kopf dafür zerschlagen sollte . . . . . „Ich wünsche angenehme Speise für den Mund und liebliche Töne für das Ohr, denn das Leben ist kurz. Warum soll ich „wehe" über mich rufen, so lange ich gesund bin und nicht an schwellenden Blattern oder quälendem Seitenstechen leide? Ich habe keine Lust dazu! He, Knabe, komm schnell, weißt Du nicht einen Sänger oder einen guten Zitherspieler oder einen der zum Tambourin die Laute schlägt? Wehe Dir, wenn Du keinen kennst, der mir liebliche Klänge ertönen läßt! Dann — so laufe doch, ich brenne vor Verlangen nach Gesang . . ." Wenn dann der gemietete Gaukler kommt und seine Leier aus der Kapsel von Rindsleder herausnimmt, da läuft das Volk schon von allen Gassen und Plätzen zusammen und heftet unter leisem Gemurmel gierige Blicke auf den Spieler, der mit erhobenen Fingern durch die Saiten fährt, die er aus den feuchten Därmen des Hammels anfertigte; jetzt erschallt leiser Klang, jetzt wieder ein brausendes Getöse . . . Jener läßt häufig die klangsvollen Saiten nach und nach ertönen und schildert dabei, wie die Hirtenschleuder den gewaltigen Goliath erlegte, oder wie der schlaue Schwabe durch ähnliche List sein verschlagenes Weib betrog, oder wie der kluge Pythagoras die acht Teile des Tones erfand und wie wunderbar die Stimme der Nachtigall ist. Unterdessen hat der Herr den Ton des Waldhorns gehört, er ist aufgebrochen und treibt das schnelle Jagdroß durch Schlucht und Hain und finstern Wald. Linden, Buchen und Eschen hallen wieder von dem Getöse, während das starke Wild durch das geschleuderte Eisen erlegt wird u. s. f." In dieser und in ähnlicher Weise entrollt uns Amarcius oft sehr wirkungsvolle Bilder aus dem Leben seiner Zeit. Ganz den Stempel der letzteren trägt, wie schon erwähnt, der heftige Streit mit dem Juden und der Kampf gegen die alten Götter; denn der Dichter kann es sich trotz seiner großen Verehrung für die alte Dichtkunst doch nicht versagen, bei diesem im Mittelalter so vielbeliebten Stoffe zu verweilen und tüchtig auf die Götter Roms loszuhauen, da sie ihm zu viel menschliches besaßen (III, 241 bis 260). Natürlich werden auch die Musen und der Helikon als Wahngebilde abgewiesen (III, 248 u. 797). Aus dem Schlußgebete ist noch litterarhistorisch bemerkenswert (IV, 470): „Cäsar und der emathische Kampf und der Ruf Catos machen den Lucan berühmt; hoch im Lobe steht Statius, der den Ophel tes verherrlicht und die Kämpfe bei der Dike, desgleichen (Sallustius) wer die Tüchtigkeit des Marius und die List Jugurthas beschrieben. Aber mein Griffel und meine Zunge loben nur Dich, o Gott!"

Was die Dichtgattung des Amarcius betrifft, so ist zu bemerken, daß die Satire im Mittelalter nur sehr wenig gepflegt wurde, wenn man von den Bearbeitungen des Reineke Fuchs absieht. Wesen wie Form der Satire hat Amarcius von Horaz entlehnt. Auch die Überschrift „Sermones" stammt daher, sie hat sich nur erhalten in einer Notiz des Bücherverzeichnisses aus dem Kloster Marienfeld (s. Allgem. litterar. Anzeiger 1800, S. 523). Jedenfalls ist es kein unglücklicher Wurf gewesen, den der Dichter mit seinen Satiren gethan hat; trotz der vielfachen Nachahmung und Anlehnung sind sie doch lebendig und frisch und können den Leser unmittelbar in die alte Zeit hineinversetzen. Freilich zu den verbreiteten Büchern haben die Sermones des Amarcius nicht gehört, schon Hugo von Trimberg erwähnt sie als ein seltenes Werk und die Herausgabe hat sich nur auf die e i n e bekannte Dresdner Handschrift stützen können. — Ich hoffe, daß ich Freunde der mittelalterlichen Dichtung durch vorstehendes nicht vergeblich auf einen wichtigen Bestandteil unserer alten Litteratur aufmerksam gemacht habe.

Oberlößnitz b. Dresden. M. Manitius.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Gedichte** von Julius Slowacki. Übersetzt von Albert Weiß. (Halle a. d. S., Otto Hendel, 1888.) Wie für den geschichtlichen Psychologen die Erforschung dieser eigenartigen Nation, so ist es für den Litteratur-Psychologen kein uninteressantes Stück Arbeit der seltsamen Entwickelung der polnischen Litteratur deutend nachzugehen — der polnischen Litteratur seit dem Anfange unseres Jahrhunderts. Nicht in sich selbst, nicht in eigenen Volkstume hat sie ganz die Quelle stetiger Befruchtung finden können. Ein tragisches Geschick, besser tragische Schuld hatte das national-geistige Leben dieses Volkes zerrissen. Es war ein unklares Gären, eine haßvolle Verbitterung in ihm und scheer wollten Polens größte Geister verkümmern. Da drang zu ihnen von außen eine gewaltige Titanenstimme: Lord Byrons Weltruf fand Wiederklang bei ihnen, er wurde ihr Dioskur, ihr geistiger Leiter und sie berauschten sich an seiner Poesie und an jener, die an ihm anknüpfte. Dann aber, als die Stürme verbraust waren, fing man an des alten Tones satt zu werden; leise aber stetig und unaufhaltbar vollzog sich eine Veränderung, die Venen des erschlafften Volkes füllten sich mit neuem Leben und einen Ausdruck desseu wollte es auch in seiner Litteratur finden. Und die jungen Dichter folgten diesem Rufe: sie schauten in die Seele ihres Volkes, sie horchten auf seine Stimmen und ein neues Gesicht, ein natürliches und originelles gewann dadurch ihre Litteratur . . . Einen ganz neuen Weg haben sie jetzt eingeschlagen: die Sinkiewicz, Asnyk, Ujejski, Orszeska, von ihren größeren Vorgängern Pedro, Kraszewski, Korzeniowski u. a. abgesehen — und dieser Weg, er führt nach Aufwärts! — Julius Slowacki war anfangs ein Sprößling jener Byronschen Bewegung; auch seine Seele war er-

Digitized by Google

hahenes Flickwerk, auch er suchte in sich und in seinen Konnationalen vergebens Harmonie und Trost. Es ist etwas Wildes und Unausgeglichenes in seinen Dichtungen und Schauer und Schatten liegen über ihnen. Vergebens rang er nach Objektivität, vergeblich mühte er sich das Fieberhafte von sich wegzuschütteln, und welch großes Flug er auch dann genommen: er blieb, was er war: eine zerrissene Poetennatur. Deswegen nannte ihn Mickiewicz den „Satan der Dichtkunst" und wendete sich von ihm ab und einsam, unverstanden ist er dahingegangen . . . Die vorliegenden Dichtungen, von Weiß meisterhaft übersetzt, sind Jugendarbeiten und sie geben heredtes Zeugnis von Byrons Einfluß. Es ist wenig Licht in ihnen und viel Mystik; aber hier und dort regt sich prometheischer Dichterdrang, sehen wir den Flug des Genies, vernehmen wir das gewaltige Rütteln unzerreißbarer Ketten. Dumpf klingt seine Stimme, aber doch so bereult und wie aus einer dunklen Wolkenmasse hlitzt aus ihnen ab und zu das Licht poetischer Schönheit. Der Band enthält fünf poetische Erzählungen: „Hugo", „Der Mönch", „Der Arabet", „Lambro", „Zmiga" und einen Anhang lyrischer Gedichte. Aus Allen weht uns ein heißer Atem entgegen: schwungvoll fließen die Verse hin, mit überzeugender Macht ist das Kolorit wiedergegeben, nur die Darstellung ist nebelhaft und verschwommen und vergeblich suchen wir jene Musik, die der Seele entströmt, die Byron eigen war . . . Erqnicnder sind die Gedichte und wir wollen eines anführen als Beweis für die Kunst des Übersetzers, wie auch zur besseren Charakterisierung des Dichters:

Rom.

Mir kam das Weinen an auf öder Heide:
O, Rom, du bist das alte Rom nicht mehr!
Zu Rosse sang der Hirt es auf der Weide.

Paläste reih'n sich zu den Apenninen
Im blauen Duft der Dämm'rung vor mir her,
Die Riesenkirche ragt zu Häupten ihnen

Und hinter mir der Strand, die blauen Wogen.
Ein Schwarm von Segeln wiegt sich auf dem Meer,
Wie Schwäne, die auf — Schutt des Schlummers flogen.

Zusammenschreckt' ich, als, gebläht, sie weiter
Und weiter immer trieb der Morgenwind,
Wie bleiche Seelen auf der Himmelsleiter.

Zusammenschreckt' ich, als, da sie entschwunden
Vor meinen Blicken wie durch Zauber sind,
Auf Trümmern Roms ich mich allein befunden.

Nie hatt' im Aug' ich so viel Thränen stehen,
Als da mich frug, der ich vor Thränen blind,
Die Sonne höhnisch: Hast du Rom gesehen?

Slowacki ist am 23. August 1809 in Wolhynien geboren, schrieb die Hauptwerke: „Maria Stuart" (Drama), „Johann Bieletzki" (Epos), „Anhelli" (Allegorie), „König Geist" (Fragment), „Der Vater der Pestkranken" und vieles andere. Es sind Dichtungen voll Großartigkeit und Gedankentiefe: das Ausholen des Genies, nur leideu sie allein an jenen Mängeln, die wir angedeutet. Einsam und verkannt rang Slowacki, einer der bedeutendsten Talente Polens. Spät traf ihn die Anerkennung seiner Nation, auch er verfiel jenem towianskischen Mystirismus, der so viele Geister in seinen dunklen Bann zog. Er starb im Jahre 1849 in Paris. Ein Einblick in seine Werke kann zeigen, daß Slowacki eine eingehendere Würdigung verdient, als wir sie hier thun konnten. Wir sind dem Übersetzer für seine Arbeit dankbar.

Brody (Galizien). Hermann Menkes.

**Furchen.** Neue Novellen von Hermann Lingg. Stuttgart, Bonz & Comp., 1889, 8°. Mk. 4,50. Den vorliegenden Novellen liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Riß, welcher durch die Schöpfung klafft, auch mitten durch das Menschenherz geht, es in die Doppelkraft von Haß und Liebe, Lust und Schmerz teilt und für die Sant der guten und der bösen That die Furchen zieht. Die „Furchen" vermögen jedoch nicht in ihrer Gesamtheit einen Widerhall in unseren Herzen zu wecken und reinigend auf unsere Leidenschaften zu wirken, wie das Gewitter auf die schwüle, dunstgeschwängerte Atmosphäre. Die die Furcheu hervorrufendeu Kämpfe fließen eben biswellen nicht aus der menschlichen Natur als solcher, sie entspringen nicht der ehernen, unerbittlichen Notwendigkeit, soudern einer krankhaften Überreistheit, einer romantischen Empfindsamkeit und Gefühlsüselei, welche den Verstand gar nicht zu Worte kommen läßt. Nur in den Erzählungen: „Nur einmal" und „Die eiserne Krone" offenbart sich das Schicksal in seiner dämonischen Erhabenheit und Majestät, wie es durch gewaltige tragische Konflikte mit eiserner Faust einen Keil in die ohnmächtige Menschenseele treibt, daß sie sich in zwei Seelen trenneu möchte, und sie so in die Lage des Herakles am Scheidewege versetzt.

**Geschichten aus Stadt und Dorf.** Novellen und Skizzen von C. Kurlweis. Stuttgart, Adolf Bonz, 1889. Die Geschichten aus der Stadt sind dem Wiener Leben entnommen. C. Kurlweis hat in seinem Roman „Wiener Kinder" gezeigt, in welcher Weise das an poetischeu und menschlichen Zügen so reiche Wiener Leben litterarisch verwertet werden kann und in den vorliegenden Geschichten ist er nicht einen Zoll breit von der dort eingeschlagenen Bahn abgewichen. Er vermeidet ebensowohl die in der Donaustadt beliebte Verhimmelung der Wiener „Schan's" (genres), gleichwie er niemals in die übelwollende Nörgelei verständnisloser Fremder verfällt, welche den Wiener gern verurteilen, weil sie ihn nicht zu beurteilen verstehen. Von den vier Wiener Geschichten — die fünfte, anmutigste der Geschichten aus der Stadt „Der Mahlgonitisch", sus welche das liebenswürdige Erzählertalent Ludovik Halevys spricht, könnte in allen Städten der Welt spielen — sind die ersten zwei tragischen Inhalts, den traurigen Ausgang der dritten verschweigt uns der Verfasser und nur die vierte hat einen humoristischen Schluß. Und doch wurzeln sie alle in der harmlosen Wiener Lebenslust, in jener echt Wienerischen, im Grunde genommen gar nicht hoch hinauswollenden Lebensfreude, die nun einmal das Geschick dem Menschen nicht gönnen will. Dieser Zorn des Fatums gegen alle übermütige Freude kommt insbesondere in der Geschichte der „lustigen Wirtin" in anfserordentlich charakteristischer Weise zur Darstellung. Die zweite Geschichte behandelt einen gleichfalls echt wienerischen Zug, nämlich die geringe Widerstandsfähigkeit, welche der Wiener bei schweren Schicksalsschlägen zu entwickeln vermag. So wecken sich der „hucklige Christel" anfänglich benimmt, schließlich wird er doch der Zechgenosse seines Verderbers. An dieser Thatsache ändert auch der von Karlweis ins Meisterhafte zum Ausdruck gebrachte trotzige Ton nichts, in dem der Bucklige seine Geschichte erzählt. Die Geschichten aus dem Dorfe, unter denen wir die seiner Zeit in der „Gartenlaube" erschienene „Feuerlied" als die beste hervorheben möchten, gehören fast alle einer früheren Schaffensperiode des Dichters an, wie sus den den einzelnen Geschichten beigesetzten Entstehungsjahren hervorgeht. Auch in diesen finden wir das lebhafte Schilderungstalent und die rasch zugreifende Erzählungsgabe des Verfassers wieder. Allein hier arbeitet Karlweis noch nach guten Mustern, während er in den Wiener Geschichten ganz auf eignen Füßen steht, eine Kunst, die insbesondere in unseren Tagen nicht Jedermann zu stande bringt. August Weiß.

Unter dem Titel: **„Les Grands Écrivains Français"** erscheint bei Hachette et Cie, Paris, eine Sammlung Studien über das Leben, die Werke und den Einfluß der hervorragendsten französischen Schriftsteller; die bis jetzt erschienenen Bände enthalten: „Victor Cousin" von Jules Simon, „Montesquieu" von A. Sorel, „Mad. de Sévigné" von Gaston Boissier, „George Sand" von E. Caro, „Turpot" von Léon Say, „A. Thiers" von P. de Résumat. Jeder Band ist mit dem Bildnis des behandelten Schriftstellers in Helliogravure geschmückt. (Preis 2 Frcs.)

Band II der **Naturalistischen Bibliothek des Nordens** enthält: „Aus der Männerwelt" von Arne Garborg; aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Budapest, Verlag von G. Grimm, 1889. Auch Norwegen also scheint eine speziell „nsturalistische" Romanlitteratur zu besitzen, denn Arne Garborg ist nicht der einzige norwegische Romandichter, der

Digitized by Google

sich alle Mühe giebt, so recht aus „der Natur", „der Realistik", „der Praxis" herauszudichten und in Emil Zolas Fußstapfen zu treten — natürlich vom Französischen ins Norwegische übertragen. Das vorliegende Werk, eine Fortsetzung der „Bauernstudenten", ist im echten junggesellenstile geschrieben und schildert das junggesellenleben, namentlich das studentische, drastisch und ungeschminkt, man kann sich ungehindert hinter den Coulissen orientieren. Die Schilderung des Helden Lancits Kruse enthält einige wirklich naturgetreue, packende Züge, und auch die Gestalten der übrigen „männlichen" und „weiblichen" Jugend sind bei dem Dichter nicht schlecht weggekommen.

## Bühnenschau.

Ibsens Jugendwerk „Das Fest auf Solhaug", ist für den Anfang der nächsten Spielzeit am Hoftheater su Koburg in Aussicht genommen; es wäre dies die erste deutsche Aufführung des Stückes.

„Father Sandras" von Sydney Grundy ist der Titel eines dreiaktigen Stückes, welches kürzlich am Londoner Prince of Wales-Theater zum ersten Mal, mit großem Beifall, über die Bühne ging; die Fabel desselben ist dem Roman „La femme de feu" von Adolphe Belot entnommen und in pnritanischer Auffassung, aber trotzdem mit unglaublichen Sensationskunststückchen, für den englischen Geschmack zurechtgestutzt. Die Heldin ist eine verstoßene Geliebte, die sich für ihr Schicksal an dem Manne, der sie verraten, und an der jungen Frau, welche ihr die Liebe des früheren Anbeters raubt, mit abgefeimter Schlauheit zu rächen strebt. Da das Laster in solchen Stücken nicht siegen darf, so muß sie von des jungen Gatten Hand und letzterer durch Selbstmord sterben.

In Breslau fand kürzlich die Aufführung von Otto Devrients „Luther" statt, die allseitig einen erbebenden Eindruck hinterließ.

Eine Anzahl Berliner Studenten haben sich su der Aufführung von Körners „Zriny" vereinigt, welche im Viktoria-Theater stattfinden soll.

Bungerts Festspiel „Hutten und Sickingen" hatte bei seiner ersten Aufführung in Kreuznach stürmischen Erfolg.

Henrik Ibsens „Et Dukkehjem" wurde im Londoner Novelty-Theater unter dem Titel „A Doll's House" in der vorzüglichen Übersetzung von Wm. Archer aufgeführt. Zuhörerschaft und Kritik würdigten die dramatische Gewalt des Stückes ihres vollsten Beifalls.

Das Londoner Shaftesbury-Theater ist mit dem bekannten Stück „Jim the Penman" von Charles Young wieder eröffnet worden, welches immer von neuem großen Anklang findet.

Am Kopenhagener Dagmartheater wurde zum ersten Mal eine dänische Bearbeitung von Gogols „Revisor" mit großem Beifall gegeben.

## Personenschau.

Das Vischerdenkmal in Stuttgart, welches im Garten des Polytechnikums errichtet wurde, soll am 30. d. M. enthüllt werden; Klaiber, Vischers Nachfolger, hält die Festrede.

Friedrich Roeber, der bekannte Dichter des Wupperthales, beging am 19. Juni die Feier seines 70. Geburtstages.

Kaiser Wilhelm II. trat der Goethe-Gesellschaft als Mitglied bei. Bei der letzten Versammlung der Gesellschaft verlautete auch die Übertragung des Schiller-Archives seitens des Freiherrn von Gleichen an die Großherzogin Sophie und die Vereinigung derselben mit dem Goethe-Archiv sum Goethe-Schiller-Archiv.

## Novellistische Rundschau.

**Amerika**: In der englisch geschriebenen novellistischen Litteratur hat in jüngster Zeit nächst „Robert Elsemere" von Mrs. Ward der amerikanische Roman „Looking backward" von Edward *Bellamy* das größte Aufsehen erregt. Ein derartiger Erfolg wäre bei uns von vornherein gar nicht denkbar, und ist darauf surückzuführen, daß dergleichen Bücher das Lesepublikum da zu packen wissen, wo ihnen jeweilig das Leben am interessantesten erscheint. Engländer sowohl wie Amerikaner kleiden die von aller Welt behandelten Fragen, besonders die überall in der Luft schwebenden sozialen Fragen, welche bei uns zumeist nur in Flugschriften und breiten philosophischen Abhandlungen zur Sprache kommen, in ein novellistisches Gewand, um sie in den breiteren Schichten des Volkes zur Diskussion zu bringen. Das ist nicht Kunst wegen der Kunst, sondern Zweckkunst; man mag daher vom rein künstlerischen Standpunkte den Tendenzroman verwerfen, vom praktischen Gesichtspunkte ist er ein einflußreiches erzieherisches Mittel und daher im guten Sinne nützlich. Dabei ist nebenher zu bedeuten, daß sich auch in der Litteratur der einschneidende Unterschied zwischen unserer und amerikanischer Geistesrichtung ganz entschieden äußert; während unsere Litteratur im engeren Begriffe ein durchweg aristokratisches Gepräge trägt und sich demgemäß nur an die Auserwählten und geistig Feudalen wendet, wird die amerikanische von einer ausgesprochen demokratischen Anschauung getragen und spricht zu den Millionen des Volkes. Der Einfluß des obigen Romanes, der sich mit der gegenwärtig brennendsten sozialen Frage, der Arbeiterfrage, beschäftigt und diese löst, indem sich der ihm zu Grunde gelegte Staat zu einem Monopol-Industriegemeinwesen entwickelt hat, in welchem Handel wie Gewerbe nationalisiert sind, war infolge seiner sogenannten „Aktualität" so ungeheuer, daß sich kurz nach seinem Erscheinen eine Anzahl sogenannter Nationalist-Clubs bildeten und ein Organ, der „Nationalist", in Boston ins Leben gerufen wurde, welche beide die Verbreitung der in ihm entwickelten sozialistischen Lehre bezweckten. — Edgar *Fawcetts* neueste Novelle: „Miriam Balestier" ist eine echt amerikanische Künstlergeschichte, deren Heldin gegen die Anzettelungen ihres „Managers" einen verzweifelten, aber siegreichen Kampf su bestehen hat. — Hjalmar Hjorth *Boyesen*: „Vagabondtales", enthält sieben anziehende Novellchen. — E. Frensens *Stevenson*: „Jansu", spielt in Deutschland.

**Italien**: Giov. *Seraqat*: „Di là del mare" führt uns auf die noch wenig litterarisch verwertete Insel Sardinien, deren Sitten und Menschen in den fünf Erzählungen breit und eingehend geschildert werden, ohne aber su der Höhe dichterischer Auffassung zu steigen. — Giuseppe *Depanis*: „Povera piccina" ist kaum eine Erzählung, geschweige denn ein Roman su nennen, sondern nur ein schlichter Entwurf von Lebensbildern, in denen allerdings Scenen enthalten sind, die von einer Tiefe des Gemüts und einer Unmittelbarkeit der Auffassung Zeugnis ablegen, die den Meister verraten. — „Sangue azzurro", von A. *Santostefano della Cerda*. — F. *Twin*: „Il povero Fornaretta", eine Erzählung aus dem sechsehnten Jahrhundert. — *Fior di Spina*: „Rosa", Dorferzählungen.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 24. 13. Juni 1889.

Zum Wettiner-Jubiläum. — Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende. Des alten Dorfes Ende. — Franz Pfalz. Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern. — Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinett. — Kurt Graeser, Parlamentarische Arbeitsleitung. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Impfzwang und seine Durchführung. Der deutsche Einheitsschulverein. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 893. 15 June 1889.

James Gairdner, The Martyrs of the Charterhouse. — G. Cotterell, Mathilde Blind's The Ascent of Man. — Rev. S. Kettlewell, The Imitation of Christ in Rhythmic Sentences. — R. Barry O'Brien, Dunlop's Life of Grattan. — Rev. Dr. R. Littledale, New Novels. — Some Books for the Country. — Notes and News. — University Jottings. — Original Verse: Cosmo Monkhouse, „The Spectrum". — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Appointements for Next Week. — A. W. Benn, Alexander's Moral Order and Progress. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — H. Bradley, Montelius' Ancient Swedish Civilisation. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, Ibsen in London.

**The Athenaeum.** No. 3216. 15 June 1889.

Recent Books on Africa. — The Philobiblon of Richard de Bury. — Dante Literature. — Novels of the Week. — Theological Literature. — Law Books. — Library Table. List of New Books. — Giordano Bruno; A Universal Language; „Land Charters"; The Historical MSS. Commission; A Rare Historical Work. —

Digitized by Google

Literary Gossip. — Science: Sir William Siemens; Astronomical Notes; Societies; Meetings, Gossip. — Fine Arts: Lady Dilke on Art in the Modern State; The Pictures at the Paris Exhibition; Works of English Humorists in Art; Sale; Gossip; Drama.

## FRANKREICH.

**L'Indépendant Littéraire.** No. 12. 15 Juin 1889.

G. Magnabal, El Corral de la Pacheca. Étude sur le théâtre espagnol. — Alfred des Essarts, Poésie: La Barque noire. — Louis Roger, Journal et Souvenirs. — Durand Tahier, L'Art à l'Exposition universelle. — F. Rabbe, Les Rieurs de la Révolution: Le Cousin Jacques. — Albert Gerès, La Quinzaine: Réception de M. de Vogüé. M. Jules Simon. — Em. des Essarts, Les Livres: François Coppée, sa vie, ses œuvres, par M. de Lescure. Ad. Lambert, François Mignet, par M. Petit. La Vie au Collège, par ***. — Petite Chronique. — Politique. — Revue des Revues.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Juin 1889.

Henry Rabuason, L'Illusion de Florestan. — Albert de Monaco, La Carrière d'un Navigateur. Premier Equipage. — Alfred Fouillée, Les Transformations futures de l'Idée morale. Éléments Esthétiques de la Morale. — J. Bourdeau, Un Apologiste de l'État Prussien. Henri de Treitschke. — Albert de Chenclos, Peaux-Rouges et Visages-Pales. Les Réserves Indiennes et l'Oklahoma. — Anatole Leroy-Beaulieu, Le Centenaire de 1789. — Charles Lavollée, Le Tour du Monde. — L. de Sacher-Masoch, Femmes Slaves. Théodora. Le Banc Vivant. — André Lemoyne, Poésie. Baleaux Chalands. — Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique et Littéraire. — Le Mouvement Financier de la Quinzaine.

**Revue de Famille.** 15 Juin 1889.

Jules Simon, L'Éducation des Filles. — Paul Bourget, Vengeance d'enfant. — Francisque Bouillier, De la Moralité en politique. — Paul Rouaix, L'Exposition. — Gustave Toudouze, Péri en mer! — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**Revue Critique.** No. 23. 10 Juin 1889.

Chaignet, La rhétorique et son histoire. — Tacite, Germanie, p. p. Novak et J. Mähly. — Lanciani, La Rome antique. — Pasquet, Sermons de carême en dialecte wallon. — Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française, lettre P. — Duc de Broglie, Le Père Lacordaire. — Jos. Reinach, Études de litteratture et d'histoire. — Mémoires de la margrave de Bareith, 3e édit. — Ed. de Barthélemy, La France et le Danemark sous Bernstorff. — Schleainger, La duchesse de Polignac et son temps. — Baudel, L'École centrale du Lot. — Thellier de Poncheville, Vieux papiers et vieux souvenirs. — Costa de Beauregard, La jeunesse de Charles-Albert. — De Mazade, Un chancelier d'ancien régime. — De Villeneuve, Charles X et Louis XIX en exil. — Duchatel, La guerre de 1870—1871. — Lnd. Halévy, Notes et souvenirs. — De Ponchus, Les cahiers de 89 ou les vrais principes libéraux. — Cam. Rousset, La conquête de l'Algérie. — Zibrt, Anciennes coutumes de Bohême. — Académie des Inscriptions.

## ITALIEN.

**Revue Internationale.** 10 Juin 1889.

Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Domenico Zanichelli, La jeunesse de Vincenzo Gioberti. — Paul Lindau, Dentelles. — Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Amédée Roux, Les beaux-arts à l'Exposition universelle. — Maurice Faucon, La Léda de Michel-Ange. — Un ancien diplomate, Cronique politique. — Bulletin des livres.

## RUMÄNIEN.

**Romänische Revue.** Juni 1889.

Zur Lage der Romänen in Ungarn. — Die Romänen in Bulgarien. — Das romänische Volksschulwesen in der Bucovina (1774—1888). — P. Broteanu, Das trajanische Dacien auf der Peutinger'schen Weltkarte. Das Castorius. — Rundschau: Ein Brief des Königs von Romänien. Die Eröffnung der außerordentlichen Session des romänischen Parlaments. Der romänische Thronfolger. — Aus Ungarn und Siebenbürgen. — Dr. Gustav Weigand. — Ein verlorenes Leben. Novelle aus dem Romänischen des Joan Slavici, deutsch von Leon Schönfeld (Bucurescï). — Litteratur und Kunst. Die dacischen Slaven und Csergeder Bulgaren. Neue Bücher. Carmen Sylvas Werke. Romänisches Liebeslehen.

## SKANDINAVIEN.

**Litteratur og Kritic.** Maj 1889.

Alfred Ipsen, Forarsbilleder til Dyrehaven. — P. A. Rosenberg, Bernhard Severin Ingemann. — J. Blicher, En Fuldrigger. — Kr. Winterhjelm, Styg. — Privattheatrene.

**Tilskueren.** April 1889.

Karl Madsen, L. A Ring. — Kr. Erslev, Naar blev Kœbenhavn Danmarks Hovedstad. — Jul. Schovelin, Literatur og Socialpolitik. — Joh. Magnussen, Fra Shanghai til Europa. — N. Neergaard, Den sidste Rigsdagssamling. — W. Behrend, Det kongelige Teaters Opersæson. — A. Aumont, Teatrene.

**Dagny.** 5. Heft. 1889.

Lilly Engström, Regina Pallin. — Z. T. (Finland), En visa tryckt i år. — Vertumnus, Ett stort mal. — C. C. Balder, En barnpsykologi. — Per Trygg, Materialismen och lifsfeldan. — A. K—dt, Också en visa. — Fjärde Allmänna Flickskolemötet. — Kvinnokongresset i Paris. — Fran Riksdagen.

**Nordisk Tidskrift.** 4. Heft. 1889.

Hugo Hildebrand Hildebrandsson, Skogarna och klimatet. — Richard Steffen, Några germanska myter i ny belysning. — Kr. Nyrop, En middelalderlig skik. — J. C. Endymion af Vetner von Heidenstam. — I. Heckscher, Til ret og longivning. Juridiske aforismer af J. Hagen. — Julius Centerwall, Latinsk litteraturhistorie for gymnasier og filologiske studerende af Bastian Dahl.

**Ny Svensk Tidskrift.** Maj Juni 1889.

Per Hallström, Gudinnan Förnuft. Dikt. — Hans Emil Larsson, Emin Pascha. Med en karta öfver Ekvatorisl-Afrika. — K. U. Nylander, Semitiska studier i Sverige under flydda tider. — Dramstiak konst. Våren 1889. — Mathilde Serao, Salongsduett. — F. Bauditz, Dansk litteratur 1888. (R. Owen. B. Ehrgard. H. Jnul. O. Madsen. V. Vedel. V. Stuckenberg. J. Jörgensen. M. Wesenberg. S. Michaëlis. Riis-Knudsen. C. Möller. P. Bister. J. Skytte. H. P. Holst. J. P. Jacobsen. G. Brandes. A. P. Jörgensen. T. Lund. O. Vaupell.) — K. W—n, Konstlitteratur. (Konstens mästerverk. Museum.)

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Hamerling, R.** Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1,5. 2,5.

**Hamerling, R.** Venus im Exil. 5. Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1,5. 2,5.

**Hochstädt, M.** Buch der Liebe. Berlin, Kempner in Komm.

**Karpeles, G.** Die Zionsharfe. Anthologie der neuhebräischen Dichtung in deutscher Übertragung. Leipzig, Roßberg. 4,0. 5,5.

**Erzählende Dichtungen.**

**Byron,** Lord. Don Juan. 1. Gesang. Übers. von Jul. v. Eden. Frankfurt a. M., M. Schauenburg.

**Kniest, Ph.** Wind und Wellen. Neue G. Oldenburg, G. Stalling. 3,0. 4,0.

**Niemann, A.** Bei Hofe. Roman. 2 Bde. 8,0. 10,0.

**Pasqué, E.** Mary und Mariette. Novelle. Dresden, E. Pierson.

**Reuter, G.** Episodel Hopkina. Zuspält. Zwei Studien. Dresden, Pierson. 3,0.

**Rossegger, P. K.** Stoansteinrisch. Neue Folge. Graz, Leykam. fl. 1,50.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Deutsche National-Litteratur.** Hrg. v. Jos. Kürschner. Lfg. 502—511. Lessings Werke. Bremer Beiträge. Stuttgart, W. Spemann.

**Fischer, Kuno.** Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Heidelberg, C. Winter. 1,8.

**Fischer, K.** Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. 2. Ausg. Heidelberg, C. Winter. 2,0.

**Fischer, K.** Über den Witz. 2. Aufl. Heidelberg, C. Winter. 3,0.

**Greinz, R. H.** Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tode. Dresden, E. Pierson.

**Heyse, P.** Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhund. Bd. I. Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Berlin, W. Hertz. 5,0.

**Strnadt, J.** Der Kimberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Vortrag. Linz, Ebenhöch. 1,0.

**Geschichte, Biographie.**

**Felix, L.** Die französische Revolution. Leipzig, Otto Spamer. 2,0.

**Fränckel, A.** Der Nachbar im Osten. III. Bd. Hannover, Helwing. 2,5.

**Philosophie.**

**Georgov, Ivan.** Montaigne als Vertreter des Relativismus in der Moral. Dissertation. Leipzig, G. Fock. 1,0.

**Gompers, Th.** John Stuart Mill. Ein Nachruf. Wien, C. Konegen. 1,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Müller-Bohn, H.** Graf Moltke. 3. Lfg. Berlin W., Paul Kittel. 0,5.

**Perrot, G., et Charles Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 242. Paris, Hachette & Cie. frc. 0,5.

**Pfleiderer, Dr. Rud.** Illustrierte Hausbibel. Lfg. 5—11. Stuttgart, Süddeut. Verlags-Institut. je 0,5.

Digitized by Google

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1889. geh. 4 M, geb. 5 M.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 M, geb. 3 M.

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 M, geb. 3 M.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitbilder.

8°. 1886. geh. 7 M 50 Pf, geb. 9 M.

**Kinder des Reiches.**

Ein Romancyclus.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 M, geb. 10 M.

**Deutsche Post.**

Illustrierte Wochenschrift

für die

**Deutschen aller Länder.**

Organ des **„Warenhauses für deutsche Beamte“** und für Veröffentlichungen des **„Deutschen Offiziervereins“.**

Die **„Deutsche Post“** ist das einzige deutsch-nationale Familienblatt. Sie bietet nicht nur Unterhaltung und Zerstreuung, sondern sucht durch Veröffentlichung ernster, das ganze nationale Leben berührender Aufsätze eine erziehende Pflicht zu erfüllen. Sie bringt Nachrichten über das Leben und die Stellung der Deutschen auf dem ganzen Erdkreise, Aufsätze über alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wirkens, Romane, Erzählungen, Gedichte, kunst- und kulturgeschichtliche Beiträge u. s. w. von den bedeutendsten Schriftstellern unseres Volkes.

Bezugspreis: Für das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Russland ganzjährig 14 Mark = 8 fl. = 9 Rub.; vierteljährlich 3 Mk. 50 Pf. = 2 fl. = 2,25 Rub.; für alle übrigen Länder ganzjährig 15 Mark, vierteljährlich 3 Mark 75 Pf. In Monatsheften mit Umschlag vierteljährlich 3 Mark.

Abonnements bei sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummer unentgeltlich.

**Verlag der „Deutschen Post“**
Berlin W., Eisenacherstr. 18.

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

**Wolfgang Kirchbach**

**Märchen.**

Neue Ausgabe. 1880. geh. 2 M, geb. 3 M.

Verlag von W. Spemann in Berlin.

**Deutsche Litteraturzeitung.**

Begründet von Professor **Dr. Max Roediger.**

Herausgegeben von **Dr. August Sauer.**

Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Preis vierteljährl. 7 M.

X. Jahrgang. 1889

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Übersicht über alle bedeutende der Litteratur**, indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Massgabe ihrer Bedeutung ohne allen entbehrlichen sachlichen Ballast **wissenschaftlich** behandelt. Nahezu 600 Fachleute, meist anbestrittene Autoritäten, besprechen unter Namensunterzeichnung die **deutschen** wie die **ausländischen** wissenschaftlichen Erscheinungen.

Besonders darf auf die grössere Ausdehnung, welche den **wissenschaftlichen Mitteilungen** gegeben worden ist, als auf eine wichtige Verbesserung aufmerksam gemacht werden. Daneben bilden die

**Berichte über die Sitzungen gelehrter Gesellschaften, die Verzeichnisse der Universitäts-Vorlesungen, Personal-Notizen**

und endlich die

**Inhaltsangabe aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc.**

von ungeahnter Bedeutung einen ständigen Teil jeder Nummer, wie die **keine Zeitschrift** in dieser Ausdehnung — wir geben das Inhalt von ca. **500 Zeitschriften aller Länder** an — bisher gebracht hat.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Deutsche Dichtung.**

Herausgegeben

von

**Karl Emil Franzos.**

**VI. Band. 1889.**

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von 5—$7^1/_2$ Bogen Oktav.

Abonnementspreis **4 Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung“ hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung“ die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner das **Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie anderseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung“ bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, fernere Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.


**Inhalt des Juniheftes.**

Paul Meyerheim. Nach einer Photographie aus jüngster Zeit auf Holz gezeichnet. — Paul Meyerheim. Autograph. — Denkmal Servilius in St. Petersburg. — Twitel. Novelle (Schluß). — Richard Leander (Richard von Volkmann) in Halle a. S. Drei Ringe. — Emil Kuntzler in Königsberg i. Pr. „Soll nimmer uns ein Leid gelingen“. — Rudolf Kinzel in Wolfenbüttel. Thränen. — Georg Vogt in Bonn. „Die Welt geht ihren alten Gang“. — Fr. Herold in Prag. Sommernacht. — Julius Sturm in Bautzen. Heimweh. — Martin Boy in Berlin. Heldhafter Abend. — Ludwig Fulda in Berlin. Am Meer. — Eugen Reichel in Berlin. Heldenlied. — Fritz Lemmermayer in Wien. An die Poesie. — Wilhelm Jensen in München. Im Frühlingswald. — Novelle. — Adolf Friedrich Graf von Schack in München. Mysterien der Seele. — Ein Gedicht XIV—XIX (Schluß). — Otto Horbury in Wien. Paul Meyerheim. — Paul Meyerheim in Berlin. Initial D („Die wie Mücke zum Elefanten wird“). — Vor dem Tribunal. Aus den Heidebauern in den Grimmschen Volksmärchen: Hans im Glück. Hänsel und Gretel. Die Hänsemagd. Aus den RPG. Buchhalde C. Buchhalde R. Aus den Sammlungen zu Bauerbuch „Deutschen Illustrierten Volksbüchern“: Benigna wird verheiratet. Jörgs Heimkehr. — Zur Theorie der Kunst Schulzes. Noch ungedruckten Briefen. II. — Litterarische Notizen.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 6. Juli 1889. Nr. 28.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

### WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.**

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** L. K. Lasarewitsch: „Wie ich mit dem Vater zum ersten Mal in die Kirche ging" — Rud. Stegmann: „Zentralisation und Dezentralisation in Kultur, Wissenschaft und Kunst" — W. H.: „Gedichte des Fürsten Nikolai von Montenegro" — Karl Erdmann: „Das Denken und die Sprache" — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Wie ich mit dem Vater zum ersten Male in die Kirche ging.

Erzählung aus dem Volke von L. K. Lasarewitsch.

Aus dem Serbischen von Alexis Markow.

Ich war damals, wie man mir erzählt hat, erst neun Jahre alt. Alles weiß ich nicht mehr genau, aber ich will es Ihnen so berichten, wie es mir im Gedächtnis blieb. Meine ältere Schwester erinnert sich des Vorganges sehr gut, mein jüngerer Bruder dagegen weiß von alledem nichts. Übrigens, ich bin nicht so thöricht, um ihm von jener Zeit etwas erzählen zu wollen!

Meine Mutter ergänzte mir auch die Geschichte, als ich größer werdend sie befragte. Mein Vater aber — der verlor niemals ein Wort darüber!

Mein Vater trug freilich ein türkisches Kostüm. Ich sehe noch jetzt deutlich vor meinen Augen, wie er sich anzieht: sein Dschemadan*) war aus rotem Sammt, mit roten Schnuren in einigen Reihen, über demselben hatte er ein Türtsche**) aus grünem Tuch. Sein Silai***) ist mit Gold gestickt, in demselben steckt eine Charbaja†) mit einem Griff aus Elfenbein und ein Messer in silberner Scheide mit einem Griff aus weißem Bein. Über dem Silai ist ein breiter Gürtel aus Seide, dessen mit Fransen verzierte Enden an der linken Seite herunterhängen. Das Tschakschire*) war mit seidenen und silbernen Schnuren verziert, die breiten Patschaluzi bedeckten bis zur Hälfte die Beine. Er hatte weiße Strümpfe und Halbstiefeln an. Den Kopf bedeckte ein Fez, etwas auf das linke Ohr gerückt, in der Hand ein Pfeifenrohr mit einem Mundstück aus Bernstein, an der rechten Seite des Gürtels hängt ein Tabaksbeutel, der mit Gold und Glasperlen besetzt war. Der vollendete Stutzer!

Sein Charakter war — wenn er auch mein Vater ist, so muß ich doch, sobald ich alles erzählen will, die Wahrheit sagen — sein Charakter war sonderbar. Bald war er ernst und befahl nur; hatte er etwas gesagt und man es nicht gemacht, so mußte man fliehen! Ein zorniger Mann war er und wollte alles nur nach seinem Willen haben; überdies wagte auch niemand, sich ihm zu widersetzen. Wurde er aber heftig, so schimpfte er so, daß man die Heiligenbilder aus dem Zimmer forttragen mußte. Er schlug nicht anders als nur auf die Backen; nur einen Schlag pflegte er zu versetzen, aber an dem einen hatte man genug! Um ein reines Nichts konnte er böse werden: er pflegte dann ein finsteres Gesicht zu machen, auf die untere Lippe zu beißen, den rechten Schnurrbart nach aufwärts zu drehen, die Augenbrauen liefen dann an der Stirn fast zusammen und die schwarzen Augen leuchteten so schrecklich. O, es durfte dann niemand von uns auf ihn zugehen und ihm sagen, er wisse nicht die „Alection" (Aufgegebene)! Ich weiß nicht, warum

*) Eine Art Weste, die auf der Seite zugeknöpft wird.

**) Ein Jäckchen mit Fellbesatz.

***) Eine Art Gürtel, nur aus Leder, vorn so breit, daß er einen Teil der Brust zudeckt; er ist zum Tragen von Gewehr, wie Pistole, Messer etc. eingerichtet.

†) Ein Ladestock geringer Dimension, für eine Pistole.

*) Hosen besonderen Schnittes: oben breit und ganz frei, schließen sie am Schienbein fest und haben da an di ser Stelle einen Schlitz, der zugeknöpft wird; am Beiknopf hören die Knöpfe auf und es entsteht da eine Art Stülpen, gen. Patschaluzi.

Digitized by Google

ich mich so fürchtete: nun, und wenn er auch einmal dir einen Schlag versetzt? Das hat doch nichts zu sagen, aber ich fürchtete mich vor den Augen, rollte er dieselben, so zitterte man ohne jeden Grund wie ein Espenblatt.

Er lachte niemals — wenigstens nicht so wie andere Leute. Ich besinne mich, wie er einst meinen kleinen Bruder auf den Knieen hielt. Er gab ihm die Uhr zum Spielen, mein Grischa aber wollte dem Vater die Uhr in den Mund stecken und da der Vater den Mund nicht aufthat, so schrie er aus Leibeskräften. Meine Schwester und ich wälzten uns vor Lachen, auch dem Vater erschien es lächerlich; aber er zog nur die linke Ecke des Mundes und um das linke Auge schwoll die Haut auf. Doch war auch dies eine Seltenheit, und er lachte in derselben Weise, wenn auch etwas so Lächerliches geschah, daß einem anderen „der Rachen vor Lachen zersprungen wäre" und das Gelächter im Gasthause von Tetrebow gehört werden könnte.

Ich besinne mich auch, wie meine Tante, meine Mutter, die ganze Verwandtschaft, wir Kinder furchtbar weinten und heulten, als mein Onkel starb, mit dem mein Vater zusammen ein Geschäft inne hatte und den er sehr liebte. Unser Stöhnen erfüllte die Luft! Mein Vater aber — blieb ganz ruhig, keine Thräne vergoß er, keinen einzigen Seufzer stieß er aus! Als alle vom Verstorbenen Abschied nahmen und seine Leiche aus dem Zimmer getragen wurde, erst dann zuckte die untere Lippe, zuckte so in einem fort; er selber lehnte sich an die Thür, blaß wie die Wand, aber er schwieg noch immer.

Und wenn er etwas sagte, so mußte es dabei bleiben, selbst wenn er im Herzen Reue empfand. Ich weiß noch, wie er dem Proka den Dienst kündigte. Ich sah, wie er es bereute und das zurücknehmen möchte, doch gab er nichts nach. Diesen Proka liebte er mehr als alle anderen Bedienten. Nur einmal hatte er ihn geschlagen und zwar dafür, daß er am Branntweinfasse den Hahn nicht gut zudrehte und mehrere Eimer desselben ausrannen. Das war das einzige Mal. Er vertraute ihm alles, schickte ihn in die Dörfer, um Schulden einzuziehen u. s. w. Und wissen Sie, weshalb er ihm den Dienst kündigte? Um nichts und wieder nichts! . . . Mein Vater traf den Proka einmal bei dem Spiel „Adler und Würfel"! Sonderbar!

Das war am Tage des hl. Georgias! Proka trat in den Laden, um seinen Kontrakt zu verlängern und ihn zu unterschreiben; da nahm mein Vater 90 Groschen (etwa 18 Franks) heraus und sagte: „Hier ist Dein Gehalt! Ich brauche Dich nicht mehr; geh und suche Dir eine andere Stelle, wo Du „Adler und Würfel" spielen kannst!" Proka zog den Fez auf die Stirn tief herunter, Thränen strömten ihm aus den Augen gleich Regentropfen und flehte. Mein Vater war gerührt — ich sah es, aber meinen Sie denn, daß er nachgab? Gott behüte! Er nahm nur einen Dukaten (= 12 Franks) heraus und reichte ihm diesen mit den Worten: „Fort aus meinen Augen!" — Proka ging, mein Vater aber bereute es, daß er ihn für nichts und wieder nichts fortjagte, ihn, seinen besten Diener.

Niemals scherzte er, weder mit uns, den Kindern, noch mit der Mutter, noch überhaupt mit jemand. Ein sonderbares Leben führte er mit meiner Mutter. Denken Sie nicht, daß er sie schlug — o nein! wie das etwa andere Männer thun — aber er war immer kalt, böse, schlimmer als ein Fremder; so war er! Und die Ärmste war gut wie ein Engel und schaute ihm voll Liebe in die Augen. Zürnte er, so grämte sie sich und weinte, und diese Thränen mußte sie noch im Stillen vergießen, damit weder wir noch er sie sehe. Er ging mit ihr niemals aus und sie wagte nicht, ihn darum zu bitten. Er duldete nicht, daß sie sich in den Handel und in seine Geschäfte einmische. Sagte sie manchmal:

„Dmitri, gieb' doch dem Stajan Branntwein! Bald giebt es neuen, wohin willst Du denn mit dem?"

Da schrie er sie an:

„Bist Du hungrig oder fehlt Dir etwas? Das Geld ist in Deinen Händen und hast Du nicht genug, dann sage es; in meine Geschäfte aber mische Dich nicht ein!"

Meine Mutter fuhr zusammen und schwieg.

Mit Menschen sprach er wenig. Im Kaffeehaus hatte er seine Gesellschaft und nur da wechselte er einige Worte. Den Pathen Ilja verehrte er sehr und das war der einzige Mann, der wagen durfte, dem Vater zu sagen, was er wollte und den er zu fürchten schien.

Uns, seine Kinder, sowie unsere Mutter liebte er, das ist wahr, aber er behandelte uns streng. Ich kann mich jedoch auf kein einziges Zeichen der Zärtlichkeit von seiner Seite besinnen; freilich deckte er uns in der Nacht zu, wenn wir uns bloß legten, und erlaubte uns, in den Brunnen zu gucken und auf die Bäume zu klettern — aber was hatten wir davon? Das thun auch andere Väter; diese kaufen aber dafür ihren Kindern Bonbons, goldenes Papier, Gummibälle, welche fast höher als ein Apfelbaum springen!

Die Kirche besuchte er nur am Tage des hl. Georgias, das Kaffeehaus — jeden Abend. Kaum hatten wir zu Abend gegessen, als er sein Pfeifenrohr unter den Arm steckte, den Tabakbeutel an den Gürtel hängte — und fort war er! Nach Hause kehrte er im Sommer um 9 Uhr abends, im Winter auch früher zurück, doch manchmal verstrich die zwölfte Stunde und er war noch nicht da. Das verursachte meiner armen Mutter und Schwester großen Kummer, ich hatte damals noch gar keinen Begriff vom Trinkgelage. Niemals schliefen sie ein, bevor er nach Hause kam, mochte auch bereits der Morgen dämmern. Sie saßen da auf ihren Betten, ein Licht anzuzünden wagten sie nicht, denn der Vater zürnte, wenn er Licht sah. Ich hörte, wie er einst darüber murrte, daß ein Licht brannte:

„Warum brennt noch immer das Licht?"

„Damit Du Dich bei Licht ausziehen kannst, Dmitri," gab die Mutter zur Antwort.

„Denkst Du denn, daß ich selber kein Licht

Digitized by Google

anzünden kann, oder glaubst Du, ich wäre betrunken und fände nichts?"

„Ach nein, Dmitri, aber ich sage ja . . ."

„Ach was Du sagst! Du willst wahrscheinlich, daß die Leute denken, eine Leiche liege bei uns im Hause!"

Eine Leiche? Meinen Sie denn, er sagte das im Ernst? Was kümmerten ihn die Leute? . . . Er wollte ganz einfach nicht, daß meine Mutter merke, wenn er komme und fortgehe und aus Ärger wußte er nicht, was zu sagen. Er hätte es gern gesehen, wenn die Mutter schliefe, so daß er sorglos zechen konnte. Meine Mutter konnte aber nicht schlafen! Man sah es ihm an, daß es ihn ärgerte.

Er trank doch sehr wenig und nur Wein. Branntwein konnte er nicht ausstehen und wenn er denselben beim Einkauf kostete, so spuckte er ihn sofort aus und verzog das Gesicht. Auch Kaffee trank er nicht sehr gern . . . Nun, was that er denn im Kaffeehause? werden Sie fragen.

Ein Unglück war es! Wenn er tränke, wäre es uns lieber! Aber . . . nun Sie werden es sehen!

Meiner Mutter kostete es ein halbes Leben. Sie weinte manchmal, nun furchtbar! Aber sie klagte nicht.

Einst kam er spät nach Hause . . . Nichts! . . Am anderen Tage ebenfalls spät — auch nichts! . . als plötzlich — meine Mutter merkte, daß er die Uhr nicht bei sich hatte Sie erschrak, die arme Frau, und sagte:

„Dmitri, wo ist Deine Uhr?"

Er machte ein finsteres Gesicht, blickte zur Seite und sagte:

„Ich schickte sie nach Belgrad zur Ausbesserung."

„Aber die Uhr ging doch gut, Dmitri."

„Ich bin nicht blind und auch nicht dumm, ich weiß doch wahrscheinlich, wann die Uhr gut geht und wann schlecht!"

Was thun? Meine Mutter schwieg.

Sie trauerte nur naehher zusammen mit meiner Schwester. „Ach, ein Unglück! Er giebt alles hin, was er besitzt und wir werden noch in unseren alten Tagen fremde Wäsche waschen müssen!"

Einst — es war wohl schon 10 Uhr oder noch nicht — kommt er aus dem Kaffeehaus. Eine astrachaner Pelzmütze bedeckte sein Haupt, auf der Brust — eine goldene Kette von Fingerdicke, im Gürtel — eine Pistole mit Besatz aus Silber, mit Gold und Edelsteinen verziert. Er trat ein und es erschien, als ob die Haut um das linke Auge angeschwollen sei. Zu gut war er gelaunt.

Als er im Zimmer war, zog er die Uhr heraus, als ob er nachsehen wolle, wie spät es sei.

„Hast Du die Uhr zurückbekommen?" rief meine Mutter; „ist sie schon ausgebessert?"

„Jawohl!" gab er zur Antwort.

„Und was hast Du da für eine Kette?"

„Eine Kette wie jede andere," antwortete er, aber weich, nicht so erzürnt wie sonst.

„Das weiß ich, sagte meine Mutter, aber woher hast Du die?"

„Ich kaufte sie mir!"

„Und die Pelzmütze? Eine solche hat doch nur Mitja, der Kassierer.

„Auch sie kaufte ich mir."

„Hat er sie Dir verkauft?"

„Ja!"

„Welch . . ."

Aber da blickte mein Vater so etwa von der Seite meine Mutter an und sie schwieg.

Er begann sich auszukleiden, ich schaute zu, unter meiner Decke hervor. Er zog von dem Gürtel eine Rolle in der Dicke einer Faust hervor und warf sie auf den Tisch, so daß sie laut klang. Das waren alles Dukaten!

„Hier," sagte er, „bewahre es auf." Und er ging nach der Küche. Meine Mutter faßte diese Rolle mit zwei Fingern an, als wenn sie eine schmutzige Kinderwindel anrührte.

„Was soll ich," sagte sie zur Schwester, „mit diesem Gelde? Es ist verflucht! . . . Es ist des Teufels!" . . . Der Teufel holt es wieder, wie er es brachte! . . .

Sie sehen, weder Glück noch ordentliches Leben war das! Also, meine Mutter war unglücklich und wir mit ihr waren auch unglücklich . . .

Früher war er, erzählte mir die Mutter, ein ganz anderer Mann. Und ich selber besinne mich, wie im Traum, wie oft er mich auf den Knieen hielt, als ich noch ganz klein war; er machte mir damals Pfeifen aus Zweigen und fuhr mich im Wagen auf der Wiese. „Aber," sagte meine Mutter, „seit der Zeit, daß er mit Mitja, dem Kassierer, mit Christoph aus der Makowerstraße, mit dem Apotheker Albrecht und noch mit vielen anderen Personen sich befreundete, da wurde alles anders und nahm — Gott weiß was für eine Richtung an."

Er murrte. Er duldete kein Befragen; sofort unterbrach er den Fragenden mit den Worten: „Kümmere Dich um Deine eigenen Sachen! oder hast Du keine anderen Sorgen?"

Wozu noch weiter darüber Worte verlieren? Er sah ein, daß er schlecht that, aber er nahm ihn in seine Krallen und ließ nicht mehr heraus.

Und doch — es mag lächerlich erscheinen — und doch war er ein guter Mann. Ja, bei Gott! Aber es mußte schon so sein . . .

Einst kehrte er heim, nicht allein; wie spät es war, weiß ich nicht. Meine Mutter staunte. Mit dem anderen Herrn ging er an der Thür vorbei; beide sprachen leise. Sie traten auf den Hof. Nach einiger Zeit hörten wir Pferdetritt und Wiehern. Ich erriet es nicht, was es war.

Als er naehher in das Zimmer trat, begann ich zu schnarchen; meine Schwester stellte sich, als wenn sie schliefe. Er grüßte und schwieg. Er schwieg, es schwieg auch die Mutter; ich wartete. Meine Mutter war die erste, die zu sprechen anfing — und sie sprach mit ganz leiser Stimme:

„Den Braunen hat man weggeführt?"

„Ja," sagte er.

Und wiederum brach Stille ein, die Mutter schnäuzte sich in einem fort; ich fühlte, daß sie weinte.

Digitized by Google

„Dmitri, um Gottes Willen, unserer Kinder wegen gieb auf die Freundschaft mit dem Satanas! Wer mit ihm verkehrt, verliert diese und jene Welt. Da sieh' den Kartenspieler Iwan, sieh' ihn an! So ein wohlhabender Mensch, wie er war, und jetzt ist er so gesunken, daß er fremde Galläpfel lüftet und für die Juden Leder in den Dörfern aufkäuft. Thut es Dir denn wirklich nicht leid, wenn ich in meinen alten Jahren genötigt sein werde, von Fremden ein Stück Brot zu erflehen und wenn unsere Kinder Fremden dienen sollten . . ." Und sie begann zu schluchzen.

Da schrie der Vater:

„Wie kommst Du dazu, mich mit den Kindern zu beschwören und mich, den Lebenden, zu beweinen? Und was weinst Du eines Kleppers wegen? Nicht er hat Euch verdient, ich habe ihn erarbeitet! Morgen, wenn Du willst, kaufe ich zehn!"

Meine Mutter schluchzte noch heftiger:

„Ich weiß es, Dmitri," sagte sie so freundlich und zart, „aber die Feinde werden das alles uns fortnehmen. Gieb auf, im Namen unserer Kinder flehe ich Dich an, gieb auf die verfluchten Karten! Du weißt ja selber, daß wir im Schweiße unseres Angesichts unser Hab und Gut erworben und sollen denn jetzt diese Halsabschneider mich aus meinem eigenen Hause verjagen? . . ."

„Wer jagt Dich denn fort?"

Jetzt noch niemand, aber später, wenn Du fortfahren wirst zu spielen. Es ist doch eine Beschäftigung, die von Gott verflucht ist!"

„Bereits hundertmal sagte ich Dir, Du sollst mir keine Predigten halten und nicht ohne Not weinen! Ich habe noch nicht meinen Verstand so verloren, daß ich eine Frau als Vormund brauche!"

Sie schwieg, diese edle Seele. Es hörte das Schluchzen auf. Keine Thräne vergoß sie mehr. Sie flossen in die Brust und wie ein Stein legten sie sich auf das Herz. Ein Tag nach dem andern verstrich, alles blieb beim Alten bestehn. Häufig brachte er ganze Rollen mit Geld und verlor auch sehr viel Häufig kam er ohne Ring, ohne Uhr, ohne den goldenen Silai. Häufig brachte er zwei, drei Paar Uhren, einige Ringe. Einmal brachte er ein Paar Stiefel und einen Rock ohne Ärmel; ein anderes Mal — einen Sattel; sodann — ein Dutzend silberne Löffel und einmal ein ganzes Fäßlein mit Austern und allerlei andern Dingen. In einer Nacht brachte er auch den Braunen, denselben, den unsrigen zurück.

Am nächsten Tage kaufte er ihm eine neue Pferdedecke; die Riemen hingen weit unter den Knieen und die Quästchen schlugen das Pferd auf den Kopf. Er spannte das Pferd in den Wagen, an die Thür des Ladens stellte er einen Stuhl hin, damit niemand hineinkomme und fuhr durch die Stadt — rrrrr —, man konnte denken, das Straßenpflaster zerfiele.

Wir hatten uns schon an alles gewöhnt, allein die Mutter weinte und war sehr unruhig. Und wie sollte sie ruhig sein können? Der Handel wurde vernachlässigt. Die Diener wurden einer nach dem andern freigelassen. Alles ging in unserem Hause zu wie in einem verfluchten, und das Geld wurde in Unmassen hinausgeworfen.

Seine Freunde begannen auch ins Haus zu kommen. Sie pflegten sich dann in das große Zimmer einzuschließen, mehrere Lichter wurden angezündet; es klirrten die Dukaten, es knisterten die Karten, ein Tabaksqualm stand im Zimmer und unser Diener Stojan bereitete ihnen Kaffee; am andern Morgen zeigte er uns einige Dukaten, die er als „Trinkgeld" bekommen hatte. Und unsere Mutter saß mit uns im anderen Zimmer; ihre Augen waren gerötet, ihr Gesicht war blaß, ihre Hände waren heiß und sie wiederholte immerzu: „Allmächtiger, sei unser Beschützer!"

Und so gewöhnte er sich die Familie ganz ab. Immer schwieg er. Der Mutter blickte er niemals in die Augen. Uns Kinder liebkoste er nicht, aber er sagte auch kein böses Wort. Immer vermied er, zu Hause zu bleiben. Nur Geld erhielten wir, soviel wir wollten. Bat man ihn um Geld zum Kaufe eines Griffels, so gab er einem nur ganze Pluta*). Für das Mittagsessen kaufte er das Beste ein. Meine Kleider waren die besten in der Schule. Und doch ward es mir so schwermütig, wenn ich meine Mutter und Schwester ansah: sie schienen älter geworden zu sein, sie wurden blaß, traurig, ernst. Nirgends wollten sie hingehen, nur an Feiertagen besuchten sie die Leute, aber auch ungern. Auch sie wurden von wenigen besucht; Frauen kamen fast gar nicht ins Haus, nur jene „Schurken" und „Nichtsthuer", wie sie meine Mutter nannte. Im Laden hörte so jeder Verkauf fast auf. „Soll ich," — pflegte der Vater zu sagen — „soll ich irgend einem Schuster für 10 Legi Indigo geben? Die Juden sind dazu da!" Die Mutter wagte nicht mehr ein Wort zu sagen. Sie erzählte mir, wie er einmal zu ihr sagte:

„Hörst Du, ich rede doch serbisch mit Dir, wenn Du nur noch ein einziges Mal ein Wort darüber verlieren wirst, so suche ich mir eine andere Wohnung und ziehe dorthin, und Du kannst dann hier Moralpredigten lesen, wem Du willst! Merke es Dir gu—ut!"

Und die Ärmste, sie schwieg, wie eine Mauer. Ihr Herz zuckte zusammen, von Tag zu Tag wurde sie magerer und sie flehte immer zu Gott: „Allmächtiger, verlaß mich nicht!"

Ach, Sie sehen wahrscheinlich schon selber voraus, was daraus werden wird.

(Schluß folgt.)

## Zentralisation und Dezentralisation in Kultur, Wissenschaft und Kunst.

Von Rud. Stegmann.

Die Begriffe Zentralisation und Dezentralisation spielen eine maßgebende und erste Rolle in der Geschichte der Menschheit. Schon im Altertum treten uns die Griechen als dezentralisiert, die Römer als

*) Eine Münze von etwa 6.5 Pf.

Digitized by Google

zentralisiert entgegen. Treibt im Griechentum die freie Volksseele in Kunst, Philosophie und Wissenschaft ihre unvergänglichen Blüten, so geben uns die Römer das Abbild eines geschlossenen Staatsganzen, das nach Seiten der Verwaltung, des formalen Rechtes sowie der Militärorganisation eine erste Stellung einnimmt. Ganze Geschichtsepochen und grundlegende Kulturinstitute erscheinen uns je nach der Ursache, die sie hervorgerufen, mehr zentralistisch oder mehr dezentralisiert gefärbt; der Deutsche des Mittelalters, seiner Stammeseigentümlichkeit nachlebend, ist dezentralisiert; die Kirche jedoch schlägt ihr unionistisches Band um denselben; dieses Band aber hält nur zeitweilig, es zerreißt mit dem Auftreten des Protestantismus, der sich von Rom, dem zentralen Angelpunkt lossagt, um im freien Rechte der Persönlichkeit, das er sich aufbaut, den ethischen Gewalten des zentrifugalen Prinzips den entsprechenden Raum zu geben. Politisch betrachtet finden wir nicht nur bei den Deutschen, sondern bei allen Kulturvölkern die Anfänge der Entwickelung dezentralisiert: der Lebenskampf, dem das Individuum unterstellt ist, vereinzelt zunächst dasselbe; der Selbsterhaltungstrieb zwingt es aber dann doch wieder, sich in Verband zu setzen mit anderen gleichartigen Kräften und Faktoren, welche die gleichen Feinde und Übel zu bekämpfen haben. Aus dem Familienhaupt wird ein Stammeshäuptling, aus dem Stammeshäuptling ein politischer Fürst und König.

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an,"

sagt unser unsterblicher Schiller.

Alsdann sehen wir in der europäischen Staatenbildung überall das Bestreben sich wiederholen, die gewonnene Königsmacht zu einer unumschränkten und absoluten zu erheben. Dieser Prozeß bildet den dramatischen Kampf der Weltgeschichte, der ganze Jahrhunderte andauert und denselben ihr charakteristisches Gepräge aufdrückt. Als Ergebnis des Kampfes gilt im allgemeinen, daß die Völkerschaften romanischen Blutes mehr uniert, die germanischen Völker dagegen mehr dezentralisiert sind; oder es tritt noch eine dritte Mischform ein, da das Prinzip der Zentralisation und Dezentralisation sich gegenseitig die Waage halten.

Betrachten wir beispielsweise die Franzosen: den großen Baronen, welche zur Macht streben, tritt Ludwig XI. mit den Schrecken des Blutgerüstes entgegen; es gelingt ihm, die Königsmacht zu festigen in den Schranken einer unbiegsamen Despotie; die abermals gährenden Elemente schlägt Frankreichs erster Staatsmann, der gewaltige Richelieu, darnieder: scharfsichtig für innere Verhältnisse und gleich kühn als verschlagen in der Lenkung der äußeren Politik, weist er Frankreich einen ersten Platz an in dem Konzerte der europäischen Völker. Er stirbt gesättigt in Glanz und Macht als major domus seines Königs, mächtiger als der Kronenhalter selbst. Der Nachfolger des dreizehnten Ludwig, der roi soleil zu Versailles, zeigt den Monarchismus Frankreichs in allen Licht- und Schattenseiten und darf in stolzer Überhebung von sich sagen: l'état c'est moi.

Die Überanstrengung der Staatskräfte, verbunden mit einer mißlichen Finanzwirtschaft, führt dann zur Revolution. Dieselbe hebt zwar das demokratische Prinzip hoch, aber in der Weise, daß sie gerade den Teil des Adels, in dem deutsches Blut rollt, auf das Schaffot schickt und aller Dezentralisation Hohn sprechend, nicht nur ganz Frankreich, sondern ganz Europa zu beherrschen gedenkt. In der Eintagsherrschaft Napoleons, mehr aber noch in den Kleidermoden, in denen Frankreich Europa zur Nachfolge zwang, ist ihm dieses zeitweilig auch gelungen.

In England sehen wir einen ähnlichen Kampf der Krone mit den Herzögen und Großen. Die Großen unterliegen, die Magna Charta tritt in Kraft, und wenn auch die Herzöge nicht mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgt werden, sondern im Oberhause eine beratende und beschließende Stimme sich bewahren, so ist doch die politische Einheit als alleiniges Staatsprinzip hingestellt, abgetönt durch einen Konstitutionalismus, der durchaus germanisch, mit den Rechten der Krone zugleich die des Volkes in sich faßt. London ist England, dürfen wir in ähnlichem Sinne sagen, wie wir Paris das Oberhaupt von Frankreich nennen. — In Rußland herrscht gleichfalls das zentrale System mit der Hauptstadt Petersburg.

Nicht aber wie in Frankreich und England ist der Prozeß, die einzelnen Volksstämme unter eine höchste monarchische Spitze zu bringen, in Deutschland gelungen. Unsere Großen und Barone haben sich ihre Macht, ihre Eigentümlichkeit, ja ihre assimilierende Kulturkraft bewahrt und nehmen den Rang selbständiger Fürsten ein. Sie führen mit den Kaisern des Mittelalters Krieg um ihre Souveränität, sie wissen sich zu schützen und zu erhalten durch alle Unbilden der Zeit, ja, des schrecklichen dreißigjährigen Krieges, und feiern nicht selten, wenn die geschwächte habsburgische Kaisermacht am Abgrunde schwankt, ihre Blüte. Die deutschen Fürsten sind recht eigentlich die Träger der Dezentralisation. Durch die Vielregiererei ist unser Vaterland zwar aufs Äußerste geschwächt; aber nach gewaltigen Kämpfen hat es sich durch die Vielheit in die Einheit hineingefunden. Und der Gewinn, den uns die Dezentralisation unserer politischen und sozialen Zustände wie eine reife Frucht in den Schoß wirft, ist kein geringer: keine andere Nation kann laut Geständnis des Reichskanzlers sich eines so hohen Grades gleichmäßiger Bildung rühmen; denn das zersplitterte Deutschland, reich an Residenzen, besitzt eine Menge von Mittelpunkten, in denen Wissenschaft, Kunst, Litteratur, wie überhaupt nur jede segensreiche und berechtigte Kulturströmung ihre nachhaltige Pflege finden. Denn das deutsche Wesen ist individualistisch, auf selbsteigene, freie Entwickelung gestellt. Das deutsche Herz selbst ist nicht selten die treibende Kraft unserer Geschichte, und es ist unleugbar, daß, während andere Völker ihre Kulturepochen und historischen Wandlungen häufig äußeren Pakten und Machenschaften verdanken, der Deutsche sich sein nationales Leben aufbaut aus der

Digitized by Google

Tiefe des Gemütes und den Grundanschauungen einer schöpferischen Vernunft, die, je mehr angefochten und verneint, sich nur um so gewaltiger umsetzt in die Welt-umgestaltende That. Die Erscheinungen eines Luther, eines großen Friedrich, eines Bismarck sind nicht Zufälligkeiten in Deutschland, sie traten mit Bewußtsein die große Erbschaft ihrer Zeit an und führen dieselbe zu neuen, überraschenden Zielen.

Luthers Auftreten ist ein Protest gegen Tradition und Praxis der verweltlichten Kirche; Luther greift auf die Quellen der Bibel selbst zurück und schärft, indem er das Gewissen und die Vernunft der erlösungsbedürftigen Menschheit aufruft, derselben das Bewußtsein der eigenen Freiheit. In Friedrich sehen wir den Begründer des modernen Verwaltungsstaates, der die Pflicht als sein Höchstes übt und das System der stehenden Heere in den Dienst der nationalen Idee stellt. Bismarck ergreift dieselbe mit erhöhtem Eifer und schafft unter der weisen Ägide des verstorbenen Kaisers Wilhelm und unter Zustimmung der deutschen Fürsten über den blutgetränkten Schlachtfeldern von Wörth, Gravelotte und Sedan ein neues Reich, das zentralistisch gewaltig, sich als erste Macht der Welt hinstellt und doch zugleich alle Vorteile und Bürgschaften einer dezentralisierten Verfassung darbietet. Noch nicht lang sind die Zeiten verflossen, da die kurzsichtige Ungeduld gewisser Politiker alle Mittel- und Kleinstaaten von der Karte gestrichen wünschte, und siehe da, nachdem einige, d. h. die Störenfriede der deutschen Einheit nach den Schlachten von Langensalza und Königsgrätz in der That verschwunden, stellt sich die Neuwandelung des Reiches als beste Kräftigung der Partikularmacht unserer deutschen Fürsten hinaus. Indem letztere der obersten Militärgewalt des Reiches sowie den allgemeinen Instituten desselben, die es zum Wohl Deutschlands erlassen, sich unterordnen, ist ihnen nicht nur auf absehbare Zeiten ihr Besitzstand gesichert, sondern sie beziehen neben den Quellen der eigenen Volkskultur und des eigenen Volkswohlstandes noch diejenigen des Reiches, um in und mit denselben in erhöhtem Glanze zu leuchten. Ja, indem sie durch das Reich von gewissen Verpflichtungen entlastet werden, gewinnen sie Raum und Spannkraft zu anderweitiger Bethätigung, die, gesichert durch den blutig erkämpften Weltfrieden, nach allen Richtungen erhöhte Segensfrüchte nicht nur in Aussicht stellen, sondern thatsächlich schon mit sich gebracht haben. Wir verweisen auf Bayern, Sachsen, Würtemberg, welche mit Begeisterung das nationale Banner hoch geschwungen haben, sie bieten wahrlich im Reiche kein verkümmertes Bild und liefern den offenkundigen Beweis, daß Zentralisation und Dezentralisation nicht nur nicht unversöhnbare Gegensätze sind, sondern daß ein Teil durch den anderen Teil sich stärkt und verjüngt.

Und mit den für unsere Entwickelung hoch wichtigen Residenzstädten zählen zugleich die großen Handels- und Hansastädte sowie unsere deutschen Universitäten zu den Trägern unsrer Wohlfahrt: die einen vermitteln uns unseren überseeischen Handel und nehmen unsere kolonialen Beziehungen in patriotische Pflege; die andern verbreiten eine Fülle des vielseitigsten Wissens in allen Fakultäten unter das Volk. Freiheitlich germanisch organisiert setzen unsere Hochschulen der Forschung keine Schranken und finden die Wahrheit auf dem Wege der verschiedensten Methoden, nennen sie sich Deduktion oder Induktion, aprioristisch oder abgeleitet und geschichtlich. Kein Gegensatz des Denkens, bewege er sich auf idealem oder realem Gebiete, der nicht vor ihr sichtendes Tribunal gebracht und weitergeführt würde. In unendlicher Gründlichkeit werden die quellenden Reichtümer der Vergangenheit durchforscht, mit kritischem Scharfblick die Bahnen der Zukunft abgemessen. Alle Geistesströmungen von rechts und links, konservativ, vermittelnd oder auch extrem liberal finden ihr bereites Sprachrohr und bilden einen vielstimmigen Chorus im Tempel der Wissenschaft. Und neben den Schätzen fern liegender und doch bildsamer Doktrinen findet der Jünger der Alma mater das volle Rüstzeug für seinen erwählten Beruf und vermag im Umgange mit Gleichstrebenden nicht nur seinen Geist zu bereichern, sondern auch seinen Charakter zu stählen für die künftig ihm obliegende Lebensaufgabe. Andere Völker beneiden uns um unsere Universitäten, ja überhaupt um unser vorgerücktes Unterrichtswesen. Will der Russe seine Schulen heben, so schickt er uns seine Gelehrten und Kommissare, die unsere Universitäten, Lyceen und Gymnasien an den Quellen studieren; will der Amerikaner, will der Engländer seine Bildung vollenden, so bereist er Deutschland; und der Gewinn ist die größere Vielseitigkeit, die Ausweitung der wissenschaftlichen Perspektive, die höhere philosophische Schulung und nicht selten sogar die praktisch exaktere Art des Forschens und Erkennens.

Kein Gau unseres deutschen Vaterlandes, der nicht seinen Originalbeitrag für Kultur und Geistum des Ganzen mitgeliefert hätte! Welch herriche Blüten hat unsere Lyrik gezeitigt! Das Herz der Nation vom reisenden Wanderburschen an bis hinauf in die höchsten Schichten singt sich aus in ihr über Lenz, Liebe, Waldespracht, Freiheit und Vaterland, über alles Hohe und Schöne, was unsere Brust bewegt; Klänge des Jubels mischen sich mit Thränen des Schmerzes und der Wehmut, und das elementare Empfinden tritt in seine Rechte hier wie Sturm und Gewitter sich entladend, dort unter Sonntagsglockenklang in sanfter Regung sich ergehend, die beseligenden Frieden atmet. Und mit der Lyrik welche Entfaltung in Roman, Epos und Drama! sie erschließen uns das Menschenleben und lösen uns die Rätsel des störrischen Herzens. Der Kothure der Weltgeschichte wie der Soccus der Komödie ziehen phantasievoll an uns vorüber, und Gesellschaft und Familie gewinnen Abbilder von erschütternder Wirkung. Die Leidenschaft in Aristotelischer Reinigung beugt sich dem zürnenden Schicksal, und der Gottesgedanke, wie er Natur und Schöpfung durchdröhnt, gewinnt Fleisch und Blut in einer tausend-

Digitized by Google

fach gebrochenen Menschenwelt. Welche Fülle der Beseligung bringt uns die in Deutschland gepflegte Musik? Sie die hehre Kunst, die nächst dem Evangelium uns die weihevollsten Höhen erschließt und die ermüdete Seele erfrischt im krystallklaren Quellwasser der Hippokrene? Des Himmels Engel steigen herab und singen uns mit Zimbeln und Flöten unsere gerechte, uranische Abstammung! Und die Philosophie in endloser Sisyphusarbeit sitzt hinter dem Chorus der Musen, und wie oft auch enttäuscht, verzweifelt sie doch nicht das letzte Welträtsel zu finden. Und ist ihr Gewinn nur das Stadium und die Markscheide eines neuen Zweifels und eines neuen Irrtums, so sichert ihre Methode den Geist vor Verflachung und mahnt uns an das Lessingsche Wort: Im Suchen selbst quillt nur die Befriedigung. Will sich das letzt Absolute unserem sterblichen Auge nicht erschließen, so schöpfen wir aus der Ahnung desselben lebendigen Trost, indem wir uns doch als Kinder des Lichtes wiederfinden.

Unzählig die Losungen, die gedacht, gesungen und gedichtet werden! Kein Schlagbaum hemmt das freie Erzeugnis des Geistes, und während andere Nationen unisono ausklingen, sprechen wir von einer Schweizer und Hamburger Litteraturepoche, von dem Göttinger Dichterbund, von einer schwäbischen, schlesischen und österreichischen Dichterschule, von dem klassischen Weimar, von der romantischen und jungdeutschen Dichterschule und nennen eine Unsumme von Städten, in denen unsere großen Dichter und Denker geboren sind oder sonst nur gelebt haben. Alsdann finden wir Malerei, Skulptur und Architektur dezentralisiert in Städten wie München, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Karlsruhe u. a.: alle fördern die Kunst, und im edlen Wettbewerbe steigern sie die schöpferischen und darstellenden Kräfte. Welches Interesse bieten unsere Kunst-, Skulptur- und Gewerbeausstellungen? Welche Schätze bergen unsere Bibliotheken und Museen? Und allen Kulturfortschritt überwacht eine nimmer rastende Kritik, welche uns übermittelt wird durch täglich oder periodisch erscheinende Zeitschriften. Eine erste Rolle spielt der Journalismus, er ist nicht selten der Pfadfinder bedeutender politischer und sozialer Probleme gewesen, und fällt auch manch unnützer Spahn bei seiner Arbeit, so ist er doch fürs Ganze ein kundiger Pilot, der der Kultur voranstrebt und zwischendurch schlagende Zeitprogramme enthüllt. Humanismus und exakte Wissenschaften gehen, wie schon erwähnt, ihren Gang und bedienen sich meist tüchtiger, alt bewährter Organe: wir erinnern an die Berliner Akademie der Wissenschaft, an die Königlich Bayrische Akademie, an die Sächsische Akademie der Wissenschaft und last not least an die Wiener Akademie. Alle diese Institute veröffentlichen jährlich Bände von wissenschaftlichen Arbeiten, zum Teil in höchst ausführlicher Form. Der Vorteil der deutschen Dezentralisation thut sich kund in dem gesteigerten wissenschaftlichen Leben, in dem unser Vaterland allen anderen Völkern voransteht. Die Dezentralisation schützt entschieden vor der Ausbildung einseitiger Schulen und Richtungen. Die anständige wissenschaftliche Kampfesweise, der es nur um sachlichen Gewinn, nicht um die Eitelkeit des Ichs zu thun, ist eine Gepflogenheit unserer Denker, die wir mit Genugthuung erwähnen.

Ein Nachteil der Dezentralisation liegt freilich in der Verzettelung der vielfach sich aufhäufenden Litteratur.

Ist nun der Deutsche auf langem Umwege zum Wesen seiner politischen Bestimmung gekommen, so haben Franzosen, Engländer und Russen schon seit geraumer Zeit ihr Normalmaß erreicht; zum mindesten, fügen wir hinzu, so weit die Verhältnisse auf dem Kontinente Europas in Geltung kommen. Die koloniale Entwickelung der Völker ist eine Frage, über deren Bereich die Zukunft noch zu entscheiden haben wird. Die Franzosen, Engländer und Russen, uniert in Staat und Politik, haben den Mittelpunkt ihrer Kultur in ihre Hauptstädte verlegt; ihr eigentliches Wesen kulminiert daher aufs Schlagendste in Paris, London und Petersburg, und nur Blindheit könnte leugnen, daß diese Städte, namentlich Paris und London, große und wertvolle Kulturarbeiten auf fast allen Gebieten des schaffenden Geistes geleistet haben. An Staatsmännern und Philosophen, an Dichtern, Denkern und Naturforschern fehlt es England und Frankreich ebenfalls nicht: ein Shakespeare hat nur einmal gelebt, ein Newton, Bacon, Burns, Byron sind Erscheinungen erster Gattung, und die klassische Periode der Franzosen, ausmündend in Voltaire und Rousseau, griff weit hinaus über Frankreich und befruchtete das Geniezeitalter unseres Volkes in Geistern wie Goethe, Schiller und Jean Paul. Frankreichs Journalistik, zum Teil von Staatsmännern besorgt, schärfte uns Deutschen den liberalen Staatsgedanken; England lebte ihn uns praktisch vor in seinem parlamentarisch geordneten Staatswesen, Akademien, Gründungen, Lehr- und Heilsanstalten aller Art sehen wir in Frankreich und England emporschießen und gedeihen, und wie in Schulen humanistische Litteratur und Gelehrsamkeit gepflanzt wurden, war Paris und London nicht selten die Stätte großer Entdeckungen und Erfindungen. Exakte Wissenschaften, Mathematik, Astronomie befanden sich im Besitz stimmführender Geister; Medizin, Chirurgie, Physiologie, Botanik, Geologie und eine Menge anderer Doktrinen fand die fruchtbarste Pflege auf den Lehrstühlen der Franzosen und Engländer.

Dasjenige Land, in welchem auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften die größte Zentralisation herrscht, ist ohne Zweifel Frankreich. Jede bedeutende Entdeckung daselbst wird veröffentlicht in den Comptes rendues der Pariser Akademie. Unseres Wissens ist jedem Mitgliede derselben ein nur geringerer Raum — 1—2 Druckbogen für das Jahr in den Comptes rendues gewährt — in welchem in gedrängter Kürze die Hauptergebnisse der Untersuchungen klar gestellt werden müssen. Die ausführlichen Berichte pflegen alsdann später in den Veröffentlichungen der auch in Frankreich sehr zahlreichen, wissenschaftlichen Gesellschaften zu folgen.

Ein Vorteil dieser Zentralisation ist die beziehentlich leichte Litteraturübersicht, infolge davon

Digitized by Google

die Forschung den jährlichen Errungenschaften auf den beregten Gebieten schneller folgen kann als in anderen Ländern.

In England erscheinen die Veröffentlichungen hauptsächlich in den Proceedings of the Royal society, denen aber fast ebenbürtig die Proceedings of the Edinbourgh Royal society zur Seite stehen.

Werfen wir einen Blick auf Schweden, Dänemark und Belgien, so finden wir die Länder infolge ihrer Kleinheit in Wissenschaft, Kunst und Litteratur zentralisiert. In Amerika und Australien sind die Verhältnisse noch zu neu und zu wenig konsolidiert, um einem abschließenden Urteile Raum zu geben. Unzweifelhaft herrscht die Dezentralisation vor; aber es bedarf der Erwähnung, daß wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete eine gewisse Zentralisation angestrebt wird durch Hebung der Academies of Science and Arts zu Sidney und Boston.

Und wie charakterisieren sich des Näheren Zentralisation und Dezentralisation in ihren Licht- und Schattenseiten? Der Merkmale sind viel, und es ist unmöglich, die Kulturprinzipien in ihrem Umfange und ihrer Tiefe zu erschöpfen. Sagen wir: die Zentralisation erleichtert Ordnung und Übersicht, sie hält den gewonnenen Kulturgewinn fest und stellt das schöpferische Individuum auf einen Punkt, von dem aus es, ähnlich wie Archimedes, weithin in die Ferne wirken kann. Die Zentralisation strebt zum System, zermalmt aber nicht selten, was sich nicht zweckvoll in ihre Gedankenreihen einfügt. Die Zentralisation ist ein guter Haushalter, sie sorgt zunächst für die Ihren, neu gestärkt durch Freunde und Bundesgenossen in geschlossener Phalanx ihren Lebenskampf durchzuführen; ihre geschützte Stellung erleichtert ihr den Sieg. Die Zentralisation ist ein Regulator, der wie Rohrpost und Telephonie alle Stationen des Landes durchfliegt und sie in raschen Einklang setzt mit der gebietenden Hauptströmung. Die Zentralisation, nicht selten der mechanisch wirkenden Kraft verwandt, befördert den Formalismus zu Gunsten ihrer praktisch ausgesprochenen Zwecke und bringt in ihrer Einseitigkeit oft die überraschendsten Wirkungen hervor. Sie bezeichnet den ersten höheren Fortschritt über die Stufe des Wilden hinaus und bleibt auf der Höhe der Kultur ein unschätzbares Wertstück, wenn sie es versteht, sich neue Quellen und neue Zugänge für ihre Arbeit zu verschaffen durch grundsätzlich gepflegte Dezentralisation.

Ist sie blind für die Berechtigung der letzteren, so treten Übelstände zu Tage, die statt aufzubauen, zerstörend für Kultur und Geisttum wirken. Die Nachteile einer falschen Zentralisation sprechen sich aus in Koterwesen, Nepotismus, Cliquenbildung, ja in Größen- und Cäsarenwahnsinn. Mehr auf Form, ia oftmals nur auf den Schein der Dinge gestellt, befördert dieselbe Ränke und Hochmut, Tyrannei, Chauvinismus und säbelrasselndes Kriegsgelüst. Der Zentralismus hat, wenn er sich einseitig überspannt, nicht selten Krankheit, Siechtum, ja frühzeitigen Tod zum Gefolge. Sofern er den Geist durch die Form zu beherrschen trachtet, ruft er, anstatt der Freiheit eine Gasse zu bahnen, oftmals das Gegenübel, eine unerträgliche Knechtschaft des Volkes hervor. Die Franzosen der Revolution sind nichts weniger als frei, sie stehen inmitten explosiver Kräfte, die sie wie losgelassene Naturgewalten nicht zu zügeln verstehen und treiben dem Abgrunde zu. (Schluß folgt.)

## Gedichte des Fürsten Nikolai von Montenegro.

Rußlands „einziger Freund", der Fürst der schwarzen Berge, ist auch Dichter. Das deutsche Publikum hatte, so viel wir wissen, bisher noch nicht Gelegenheit, des fürstlichen Dichters poetische Schöpfungen kennen zu lernen. Wir ergreifen daher gern die Gelegenheit, zwei Gedichte desselben, welche in den „Slawischen Nachrichten" in russischer Sprache abgedruckt sind, hier in möglichst getreuer Übersetzung wiederzugeben.

### An die Fürstin Sorka.

Nicht Alles das, was glänzt, ist Gold!
Der Thron des Fürsten ist kein Lotterbett;
Glaub' mir, mein Kind, die Wurzeln hier sind Leiden
Und Glück sind nur die jungen Jahressprossen.

Wie häufig ist der gold'nen Krone Glanz
Innig verbunden mit des Leidens Kranz.
Von Fürsten, die da ewig glücklich waren,
Erzählen nichts die alten Zaubermärten.

O Kind, mein Kind! Kennst du das Glück?
Im Frieden unsrer Heimat ist's, im Vaterlande,
In würd'ger Thätigkeit, in laut'rer Wahrheit,
Im heil'gen Kampfe in der Schlacht des Lebens.

### An die schwarzen Berge.

Dir, teure Heimat
Sang ich mein Lied auf den hehren Gipfeln,
Auf den Feldern, den Wiesen, in düsteren Klüften
Und in den grünenden Thälern.

Ich sang dir mein Lied in den heiligen Tempeln
An heiteren Tagen unter der Wölbung des Himmels;
Und des feindlichen Verräters Schatten
Fiel nicht auf mein Herz.

In fernen Ländern sang ich dir mein Lied,
Ich sehnte mich nach dir mit Inbrunst
Und als ich fremden Reichtum vor mir sah,
Da war ich stolz auf uns're Bettelarmut.

Ich sang dein Lied im prachtvoll-schönen Wien,
Ich sang es an der Newa und im Kreml,
Ich betete zum Herrn und bat um Rettung
Für mein geliebtes, teures Vaterland.

Oh, blüh' und wachse! . . . Ach, wie oft schon strömte
Venedigs Gold zu dir hinein!
Doch du verschmähtest es, denn niemals,
Nein niemals noch hast deine Freiheit du verkauft.

Byzantiums und Stambuls Glanz und Schimmer
Sah'st du an dir vorüberzieh'n, vergeh'n . . . . . .
O, sei auch künftig voll von Heldenmut,
Auf daß dich Gott, der Herr, auch fürder schütze.

Des Markus Löwe suchte oftmals schon
Dich zu umarmen, zu zerreißen . . . . . .
Mit Schmach bedeckt mußt' er entflieh'n,
Die heil'ge Mutter unberührt verlassen.

Wie sollte, Heimat, ich dein Lied nicht singen,
Trennt uns doch weder Zeit noch Raum!
Doch ohne dich ist mir das Leben bitter
Und ohne dich ist Gottes Licht mir gram!

W. H.

Digitized by Google

## Das Denken und die Sprache.

Von Karl Erdmann.

Was Schopenhauer von seiner eigenen Philosophie behauptet hat, daß sie ein Theben mit hundert Thoren sei, kann in gewisser Hinsicht von der Philosophie im allgemeinen behauptet werden: Hundert Wege giebt es die zu ihr führen. Der Physiologe mit seiner Zergliederung der Sinnesempfindungen, der Naturforscher mit seiner Frage nach dem Ursprung des Lebens, der Mathematiker mit seinen Untersuchungen über den Raum, sie alle werden gar bald auf allgemeine und grundsätzliche Fragen geführt, deren Beantwortung eine eingehende philosophische Grundlage erheischt. Haben nun nach dem Zusammenbruch rein spekulativer Forschungen die Philosophen engere Fühlung mit den eigentlichen Fachwissenschaften genommen, ist die Forderung Wilhelm Wundts mehr und mehr anerkannt, daß der Philosoph nicht lediglich Philoph sein dürfe, sondern mindestens noch ein seinen Arbeiten zunächst liegendes Sondergebiet völlig zu beherrschen habe, so haben andererseits auch schon manche hervorragende Gelehrte den Boden ihrer Fachwissenschaften verlassend, die Bearbeitung rein philosophischer Wissenszweige unternommen. So hat der Rechtsgelehrte Rudolph von Ihering in seinem „Zweck im Recht" den Ursprung von Sitte und Sittlichkeit in eigenartiger Weise behandelt, so hat der Physiker Ernst Mach in seinen „Beiträgen zur Analyse der Empfindungen" auch überaus beherzigenswerte Beiträge zur Erkenntnistheorie geliefert.

Die uralte Frage nach dem Ursprunge der Begriffe und Namen, nach dem Verhältnis von Sprechen und Denken hat auch Max Müller in die Reihe der Philosophen geführt. Er hat etwa vor Jahresfrist ein Werk „the Science of Thought" herausgegeben, welches neuerdings unter der Aufschrift „Das Denken im Lichte der Sprache" in einer deutschen, vom Verfasser genehmigten und durchgesehenen Ausgabe*) erschienen ist.

Dieser berühmte und vielseitige Forscher ist durch seine „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" in Deutschland bis weit in die Kreise der Nichtgelehrten bekannt geworden. Sein reiches fachmännisches Wissen verbunden mit gründlicher philosophischer Bildung, sein durch Leben und Forschen in uralten und fremdartigen Kulturen weit und vorurteilslos gewordener Blick werden allseitig gerühmt. Und so sichert der Name des Verfassers allein auch seinen neuesten Untersuchungen die eingehendste Würdigung, selbst wenn, wie wir meinen, diesmal allseitige Zustimmung nicht erfolgen sollte.

Es ist vor Allem zu betonen, daß das vorliegende Werk durchaus kein System ist und auch keins sein will. Aber auch wenn man diesen Anspruch nicht erhebt, erscheint es überaus unsystematisch geschrieben. Man merkt es dem Buche an, daß es nicht aus einem Gusse entstanden ist, daß Aufsätze und Vorlesungen, lang aufgespeichertes und hie und da bereits ausgeführtes Material in dasselbe hineingearbeitet worden ist. Hieraus ergeben sich häufige Wiederholungen und eine gewisse Weitschweifigkeit. Daß es trotzdem niemals ermüdend wirkt, gereicht ihm zum besonderen Ruhme; es regt an und weiß längst behandelten und für erledigt erachteten Stoffgebieten eine neue Seite abzugewinnen. Aber es kann auch nicht geleugnet werden, daß das Bestreben nach einem möglichst entschiedenen, scharf ausgeprägten Standpunkt zu allerhand übertriebenen Behauptungen geführt hat, welche das Gegenteil von dem bewirkten, was sie sollten: eine klare, unzweideutige Aufhellung des Sachverhalts. Allerhand Einschränkungen machten sich notwendig, Begriffe mußten erweitert oder verengt werden, und so sieht sich der Leser stellenweise mehr verwirrt als aufgeklärt, mehr zum Zweifel geführt denn zur Erkenntnis.

Uralte Fragen sind es zum Teil, die wieder vor uns abgehandelt werden. Ist es doch manchmal, als sei der Streit zwischen Nominalismus und Realismus, der einst die Köpfe der Philosophen erhitzte, wieder auferstanden von den Toten. Aber der eigentliche Grundgedanke des ganzen Werkes, der in immer neuen Wendungen unzählig oft wiederholt wird, liegt in den Worten, die als Wahrspruch dem Buche voranstehn: „Keine Vernunft ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft." Zwar erhebt der Verfasser nicht den Anspruch, diese Wahrheit zuerst entdeckt zu haben, im Gegenteil, sie sei eine alte, oft schon ausgesprochene, wohl aber sollen alle Philosophen vor ihm ihre Tragweite und ihre Folgerungen verkannt haben. Diese aber bewirkten nicht mehr und nicht minder als eine völlige Umwälzung der Philosophie. Wahre Philosophie habe Worte zum Gegenstande, sie bestehe in einer Verbesserung der Sprache und die vollkommenste Sprache enthalte die vollkommenste Philosophie.

Nachdem Max Müller erklärt, er wolle unter Denken nur verbinden und trennen verstehen, bezeichnet er als die Grundelemente, die wir im Denken zusammenbringen und trennen, lediglich Empfindungen *(sensations)*, Vorstellungen *(percepts)*, Begriffe *(concepts)* und Namen. Wir machen darauf aufmerksam, daß eine ganze Reihe üblicher Kunstausdrücke, insbesondere die vielbeliebte „Apperception" nicht verwendet wird. „Anschauung" wird selten, und dann gleichbedeutend mit „Vorstellung" gebraucht. Zuerst wird nun die Frage aufgeworfen: Können Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe „für sich allein" bestehen, und nachdem diese Frage verneint, wird geschlossen, daß sie alle im Geiste eine unteilbare Einheit" bilden. „Wir können Empfindungen nur als Vorstellungen, Vorstellungen nur als Anfänge von Begriffen erfassen." Begriffe aber sollen niemals ohne Worte bestehen können. Natürlich wird unter Wort nicht der Laut allein verstanden, sondern das, was die Griechen λόγος nannten, Wort und Bedeutung in Einem, oder besser das, wovon Wort und Bedeutung nur zwei verschiedene Seiten sind. „Wir denken also immer und ausschließlich vermittelst der Namen, und die Dinge sind für uns nur soviel wir unter ihren Namen verstehen." Den-

*) Übersetzung von Engelbert Schneider. Leipzig 1888. Wilhelm Engelmann. gr. 8°. 607 S.

Digitized by Google

ken ist also vom Sprechen, Sprechen vom Denken untrennbar.

Wem es noch zweifelhaft erscheinen sollte, ob Denken wirklich nur in Worten möglich sei, den fordert Max Müller auf, den Satz des Descartes: *„cogito, ergo sum"* zu denken, ohne weder diese lateinischen, noch die entsprechenden deutschen oder fremdsprachlichen Worte durch den Kopf gehen zu lassen. Selbst ein so einfacher Begriff wie „Hund" ohne Sprache zu denken sei unmöglich. Um dies zu erhärten beschreibt Max Müller einen Gegenversuch „oder vielmehr die fruchtlosen Anstrengungen, die einige Philosophen (?) gemacht haben", daß sie einen einfachen Begriff wenigstens wie Hund, ohne einen Namen dafür zu haben, denken könnten. Man höre!

„Man sagt uns, es sei mit dem Schließen der Augen und Ohren und dem Anhalten des Atems zu beginnen. Dann sinken die Betreffenden in eine Art von Halb-Bewußtsein und wenn alles dunkel und still ist, versuchen sie ihre neue Kunst des Bauchredens, indem sie Gedanken ohne Worte denken. Sie beginnen mit einem ganz einfachen Fall. Sie wollen den Gedanken heraufbeschwören an ein ..... ich darf nicht sagen was, denn es soll ein namenloses Ding sein, und so oft der Name desselben erscheint, wird er hinuntergeschluckt und weggebannt. Indessen kann ich im Vertrauen verraten, daß sie den Begriff von einem Hunde heraufzubeschwören wünschen.

„Nun wird das Wort Hund entschieden unterdrückt; Kläffer und Köter und alle übrigen werden ebenfalls ausdrücklich ausgeschlossen. Dann geht's an das Werk. „Erhebe dich, du Vierfüssiges mit Ohren und einem wedelnden Schweif!" Aber o weh! Der Zauber ist schon gebrochen. Vierfüssig, Ohren, Schweif, wedelnd sind alles Worte, die ja nicht zugelassen werden dürfen.

„Der Andachtsstille wird wieder hergestellt und von neuem geht's ans Werk. Diesmal soll nichts Vierfüssiges, kein Tier, nichts Haarig-Unvernünftiges hervorkommen. Das innere Bewußtsein sinkt tiefer und zuletzt erhebt sich ein Wesen, um sich allmählich und unmerklich zu einem Hunde zu entwickeln. Aber o weh! Auch „Wesen" ist ein Wort, und sobald es geflüstert wird, verschwinden alle namenlose Hunde in Nichts.

Doch ein letzter Appell bleibt noch übrig. Von keinem Tier, von keinem Wesen soll geredet werden; vollständige Stille wird wieder hergestellt, kein Atemzug gethan. Da kommt etwas näher, der Geist erscheint, als auf einmal das erkennende Selbst ihn mit bau-wau bau-wau begrüßt. Da endlich wird die Anstrengung als hoffnungslos aufgegeben, der Atem darf wieder gehen, die Augen werden aufgeschlagen, die Ohren aufgethan, und sobald das Wort Hund ausgesprochen wird, erscheint der Geist, der Begriff ist da, wir wissen, was wir meinen, wir denken und sagen Hund".

Dies Alles klingt ja recht scherzhaft, ist vielleicht auch ganz geistreich, aber wir fragen uns vergeblich, was dieses Beispiel eigentlich besagen solle? Was heißt denn einen Hund denken, und welche Philosophen haben behauptet, daß sie ohne Namen einen einfachen Begriff wenigstens wie Hund denken könnten? Wenn nach Max Müller denken in der Bedeutung „verbinden" oder „trennen" gebraucht werden soll, so ist uns unerfindlich, was bei Hund allein verbunden oder getrennt werden könnte. Soll etwa denken in diesem Falle gleichbedeutend sein mit „an etwas denken" oder eine „Anschauung bilden"? Niemand wird wohl bestreiten wollen, daß ich ohne Worte zu gebrauchen eine Reihe von anschaulichen Einzelvorstellungen bilden kann, daß ich den Hühnerhund „Puck" meines Freundes A. und den Bernhardiner „Bary" meines Freundes E., den weißen, 37 cm hohen Pudel meines Nachbars ebenso wie den mißfarbigen, verstorbenen Pinscher meiner verstorbenen Muhme mit greifbarer Deutlichkeit in der Erinnerung vor mich hinzaubern kann, ohne im Geringsten irgend eines Wortes zu bedürfen. Aber den Begriff Hund, der alle Merkmale dieses Raubtieres, dennoch aber nichts einem einzelnen Hunde Zugehöriges enthielte, anschaulich vorzustellen, wie dies im Hundebeispiel Max Müllers versucht wird, ist natürlich völlig unmöglich. Dies zu behaupten ist wohl aber auch neuerdings keinem Philosophen je eingefallen.

Aber Max Müller scheint zu meinen, daß auch eine Einzelvorstellung, d. h. das Erinnerungsbild eines einzelnen Gegenstandes oder Vorganges nicht ohne Worte gebildet werden könne. „Nehmen wir das Vorgefundene als gegeben an, so haben wir es eigentlich nur mit Namen zu thun, Namen, welche Vorstellungen repräsentieren, durch welche ihrerseits wieder Empfindungen repräsentiert werden. Für sich allein finden wir niemals irgend einen dieser Bestandteile getrennt vor." Wir fragen uns vergeblich: warum eigentlich eine anschauliche Vorstellung nicht ohne Namen oder Worte solle gebildet werden können? Es liegt hier nahe an die geistige Thätigkeit der Tiere zu erinnern. Aber Max Müller ist ein Gegner der „Menageriepsychologie": „Wir wissen nicht, was in der Seele eines Tieres vorgeht". Oder unsere Kinder, ehe sie sprechen können? Max Müller will von der „Kinderstubenpsychologie" nichts wissen. Nun denn, nehmen wir an, wir hätten einen noch nie gekannten Gegenstand zum ersten Male erblickt, sollte man von diesem nicht ohne Worte ein Erinnerungsbild erzeugen können? Max Müller meint, dieser Einwurf entstamme einem „Mißbrauch der Sprache". „Man sagt, daß wenn wir ein Tier zum ersten Mal sehen, dessen Namen wir nicht kennen, wir es dennoch denken, uns daran erinnern, davon erzählen können, ohne doch einen Namen dafür zu haben. Aber ist „unbekanntes Tier" kein Name? Gesetzt auch, wir hätten, wenn wir ein fremdes Tier zum ersten Male sehen, keinen eigenen Namen dafür, so wären wir nichts desto weniger im stande, davon gleich unter dem proximum genus zu denken, und dieses proximum genus würde wahrscheinlich einen Namen haben. Das namenlose Objekt würde als ein Tier, oder ein lebendes Ding, möglicher Weise als ein Säugetier, ein Vogel, ein Fisch oder wiederum als etwas, was etwas Anderem, das einen Namen hat, ähnlich is, begriffen und benannt werden."

Digitized by Google

Mit Verlaub „sich an etwas erinnern" und „davon erzählen" ist wohl ein Unterschied. Daß ich bei der Erzählung vom Anblick dieses Wesens den Ausdruck „unbekanntes Tier" gebraucht habe, ist wohl kein Beweis, daß mir diese Worte auch bei der Erzeugung des Erinnerungsbildes durch meinen Kopf gegangen sind.

Im Übrigen ein prächtiges Mittel, die Bildung der Vorstellungen ohne Worte zu bestreiten! A. behauptet, daß er dies leisten könne. B. fragt, was denn das für Vorstellungen seien? Kaum hat aber A. den Mund aufgethan, so ruft B.: „Das sind ja Worte!" Also sind Vorstellungen nicht ohne Worte zu bilden. Quod erat demonstrandum.

Daß Allgemeinvorstellungen oder Begriffe nicht ohne Worte (oder entsprechende Zeichen) bestehen können, soll nicht geleugnet werden. Diese bilden heißt ja grade für eine ganze Reihe einzelner Erscheinungen einfache Zeichen setzen, — eine Thätigkeit ganz analog derjenigen des Mathematikers, der für eine Summe oder einen größeren algebraischen Ausdruck einen einzelnen Buchstaben setzt und damit rechnet. Und diese Zeichen sind eben meist Worte (allenfalls auch Buchstaben oder Gebärden) allein; sie können aber auch im Verlaufe des Denkens von anschaulichen, „stellvertretenden" Einzelvorstellungen begleitet sein oder ganz durch sie ersetzt werden. Auch das soll nicht bestritten werden, daß alle Begriffe allmählich aus Anschauungen erwachsen sind. Nun aber von diesen ohne Weiteres dasselbe auszusagen wie von jenen, daß sie nämlich nicht ohne Worte bestehen könnten, ist wohl ebensowenig zulässig, wie zu behaupten, daß das, was von der Eiche gelte, nun auch eo ipso von der Eichel ausgesagt werden könne. Bezeichnet aber Denken — wie Max Müller sagt — nur zusammenfassen oder trennen *(cogito = co-agito)*, so sieht man nicht ein, warum in dasselbe nicht ebenso anschauliche Einzelvorstellungen eingehen sollen, wie die abstraktesten Begriffe. Werden nur solche Einzelvorstellungen mit einander in Beziehung gesetzt, so würde von einem rein anschaulichen Denken zu reden sein und es ist nicht recht abzusehen, warum man ein solches den Tieren oder sprachunbegabten Urmenschen nicht zugestehen solle. Auch in unserem gewöhnlichen Denken werden statt der Begriffe die „stellvertretenden Vorstellungen" eine große Rolle spielen und ein ursprüngliches und tiefes Denken wird sich gerade darin äußern, daß es häufig zum Urquell aller Erkenntnis, der Anschauung herabsteigt und nicht lediglich gewohnheitsmäßig die Begriffe wie die Dominosteine aneinandersetzt.

Sätze freilich wie *„cogito, ergo sum"*, welche nur ganz abstrakte Ideen enthalten, sind ohne Worte undenkbar. Es ist aber schon unsinnig, von einem Zustande des Menschengeschlechtes reden zu wollen, der reif genug wäre verwickelte Gedanken zu fassen, der aber doch die Sprache noch nicht besäße.

Viel wird freilich davon abhängen, in welcher Weise wir Denken einerseits und Sprechen andererseits begrifflich abgrenzen. Da muß vor Allem erwähnt werden, daß Max Müller den Begriff der Sprache im Verlaufe des Werkes, teils erweitert, teils enger faßt, als es sonst üblich ist. Erstens sollen nämlich statt der Worte auch andere sinnliche Zeichen zugelassen werden: „ich habe frei und voll eingeräumt, daß Gedanken ohne Worte existieren können, da die Worte durch andere Zeichen ersetzt werden können. Fünf Finger oder fünf Linien reichen zwischen Leuten, die verschiedene Sprachen sprechen, möglicher Weise auch zwischen Taubstummen, die überhaupt keine Sprache sprechen, vollständig zur Mitteilung des Begriffs fünf aus." Bezeichnend ist es, daß während im ersten Satze von „Gedanken" die Rede ist, im folgenden ohne Weiteres von „Mitteilung" gesprochen wird. Mit dieser Erweiterung des Sprachbegriffs steht aber unseres Erachtens nicht recht im Einklang die in einem späteren Teile des Buches beliebte Einschränkung desselben. Dort, wo gegen die „interjektionale Sprachtheorie" gekämpft wird, heißt es: „Nicht jede Mitteilung ist Sprache." Wollte man jede Mitteilung Sprache nennen, so bliebe nichts übrig, als ein für alle Mal zwischen „Gefühls- und Vernunftsprache" zu unterscheiden. Erstere bestände in der Fähigkeit durch äußere Zeichen Gefühle oder unseren Willen kund zu thun. Und letztere? „Eben der Name dürfte den Unterschied anzeigen. Sprache, wie wir sie sprechen, stammt von Wurzeln, die Wurzeln sind Ausdruck für Begriffe, Begriffe sind das Werk der Vernunft, Vernunft aber ist nicht mehr und nicht weniger als das Vermögen oder wenn uns dieser Ausdruck nicht beliebt, die Thätigkeit Begriffe zu bilden und damit zu operieren." Da nun lediglich die „Vernunftssprache" Sprache genannt werden soll, so heißt das freilich voraussetzen, was man eigentlich erklärt haben will. Jedenfalls sind aber alle die angeführten Unterscheidungen überaus willkürlich. Was Andere mit Sprache (Wort) einerseits und Denken (Begriff) andererseits benennen, beliebt Max Müller unter dem Oberbegriff Sprache (Wort) zusammenzufassen. Da er aber jene Unterschiede, wie sie der gemeine Sprachgebrauch geschaffen hat, doch nicht völlig entbehren kann, so fällt er immer und immer wieder in die üblichen Unterscheidungen zurück. Es mag ja recht vorteilhaft und notwendig sein, die enge Abhängigkeit und das gegenseitige Bedingtsein von Sprechen und Denken stark zu betonen und zu erörtern, aber es ist uns beim besten Willen unmöglich zu finden, daß es dem vorliegenden Werke gelungen sei, das Verhältnis dieser beiden Thätigkeiten aufzuhellen und die ja allerdings nicht völlig bestimmten und ineinanderfliessenden Bedeutungen derselben scharf herauszuarbeiten.

Man betrachte nur die folgenden Ausdrücke. Am Anfang wird nur die „Untrennbarkeit" von Sprache und Denken nachgewiesen. Sprache ist nicht ein sondern das Werkzeug des Denkens. Späterhin (S. 45) wird die Entdeckung des wahren Verhältnisses eine Offenbarung der „Einheit" von Sprechen und Denken genannt. S. 75 steht plötzlich: „Sprechen ist Denken und Denken ist Sprechen. S. 77: „Sprache und Vernunft sind identisch", S. 105: „Sprache ist nur ein anderer Name

Digitized by Google

für Vernunft". Und während S. 502 die Sprache das „lebendige Organ des Denkens" genannt wird, genau so „wie das Auge das Organ des Sehens" ist, wird auf S. 460 wieder die „absolute Identität" von Sprechen und Denken behauptet.

Wenn zwei Dinge untrennbar sind, so wird man sie in gewisser Hinsicht eine Einheit nennen können, gewiß folgt aber hieraus noch nicht, daß beide ein und dasselbe sind. Stoff und Form sind ohne einander nirgends zu finden, weit davon entfernt aber, dasselbe zu sein, bilden sie vielmehr einen Gegensatz. Max Müller zieht einmal um das Verhältnis von Wort und Begriff zu erläutern ein Beispiel heran: „Wir können zwischen einer Orange und ihrer Schale unterscheiden, aber es giebt keine Orange ohne Schale und keine Orangenschale ohne Orange." Ein treffliches Bild! Aber Niemand wird wohl behaupten, daß eine Orangenschale dasselbe sei wie eine Orange.

Wir können uns sehr wohl denken, daß sich bei einem Physiologen die Bewegungen der Nerventeilchen so eng mit der Gedankenthätigkeit verknüpfen, daß er schließlich beides für ein und dasselbe erklärt, und so werden wir es auch begreiflich finden, daß für einen Sprachforscher das Denken völlig in der Sprache aufgeht. Aber Max Müller verwahrt sich ausdrücklich gegen einen solchen Vergleich.

„Ein Zustand der Nerventhätigkeit kann einem Bewußtseinszustand parallel laufen, aber er ist nie damit identisch, und selbst der angenommene Parallelismus zwischen Nervenzuständen und Zuständen des Bewußtseins geht, wenn wir zu den Einzelheiten kommen, über allen Begriff. Sprache dagegen ist nicht außerhalb des Geistes sondern die Außenseite des Geistes. Sprechen ist ganz eigentlich Denken, wie Denken ganz eigentlich Sprechen ist."

Trotz dieser völligen Gleichheit „ringt das Denken oft mit der Sprache", „seine Geschichte ist ein beständiger Kampf gegen abgenutzte Worte". „Denken ist ein fortwährendes Erzeugen und Gebären, Sprache ein fortwährender Aufschrei im Todeskampf."

Alle diese Aussprüche klingen sehr scharf und unzweideutig, sie wirken zum Teil überraschend und verblüffend und wir leugnen nicht, daß sie in gewisser Hinsicht, — cum grano salis aufgefaßt, — auch wahr sein mögen. Aber leider nur die einen in dieser, die anderen in jener Hinsicht wahr; alle zusammengehalten und im gewöhnlichen Wortverstande aufgefaßt bilden sie keine rechte Einheit und wirken mehr verwirrend als authellend und aufklärend über den eigentlichen Sachverhalt.

Unseres Erachtens wird das Verhältnis von Sprechen und Denken am besten geschildert durch denjenigen Vergleich, welchen Max Müller dem William Hamilton entlehnt. Da wird das Denken mit dem Bohren durch eine Sandbank verglichen. „Bei dieser Arbeit ist es unmöglich, vorwärts zu kommen, wenn nicht jeder Fuß, ja fast jeder Zoll bei unserem Vorwärtsdringen durch einen gemauerten Bogen gesichert wird, bevor wir die Weiterbohrung versuchen. Nun ist Sprache für den Geist genau dasselbe, was der Bogen für den Tunnel. Die Möglichkeit zu denken und auszuhöhlen sind nicht in dem einen Fall von den Worten, in dem anderen von dem Mauerwerk abhängig; aber ohne diese Hilfsmittel könnte keine der beiden Operationen über den ersten Anfang hinauskommen." Ein vortreffliches Gleichnis. Wie bohren nicht mauern, so ist denken nicht sprechen und wie ein unvollkommenes kleines Stück erst gebohrt werden muß ehe gemauert werden kann, so wird auch in unvollkommener Weise (von Tieren und Urmenschen) und Weniges gedacht werden, ehe sich die Sprache entwickelt. Max Müller lobt diesen Hamiltonschen Vergleich sehr; aber wir glauben, daß er auch von jenen gebilligt werden würde, welche auf ganz anderem Boden stehen wie er, welche, wie etwa Steinthal, gerade den Unterschied von Grammatik und Logik betonen und die da meinen, daß falsch denken und falsch sprechen gar sehr verschiedene Dinge seien.

Wir müssen es uns versagen, auf die weiteren philosophischen Ausführungen des Verfassers näher einzugehen. Ein eigenes Kapitel wird der Lehre Kants gewidmet und ein anderes zur Bekämpfung des Darwinismus verwendet. Die Lehre, daß der Menschengeist der Art nach von dem Tiergeiste nicht verschieden sei, und daß deshalb die Sprache nur eine höhere Entwickelungsstufe der Töne darstelle, welche die Tiere ausstoßen, hält Max Müller einer vorurteilslosen Untersuchung der Sprachentwickelung für nachteilig; er sucht sich für seine späteren Ergebnisse den Rücken zu decken und wenigstens die Möglichkeit einer selbständigen Entwickelung des Menschengeschlechts offen zu halten.

(Schluß folgt.)

## Litterarische Neuigkeiten.

Im Verlag von Frat. Treves, Milano, wird eine Lebensschilderung und kritische Würdigung des berühmten Lustspieldichters Paolo Ferrari von einem seiner intimsten Freunde erscheinen unter dem Titel: **„Paolo Ferrari,** note e ricordi, di Leone Fortis". Dem Buche ist ein Bildnis des Dichters beigegeben, und eine große Anzahl von Abschnitten aus noch unveröffentlichten Schriften Ferraris, sowie das erste Kapitel seiner „Erinnerungen" sind darin abgedruckt.

Bei Trübner & Co., London, erscheint soeben das erste Heft (vom 15. Mai 1889) einer neuen Zeitschrift: **„The Periodical Press Index"** (a monthly record of leading subjects in current literature). Der Herausgeber, John S. Farmer, hat ungefähr 160 verschiedene Zeitschriften in dieser ersten Nummer inhaltlich ausgezogen. Die zweifache Einteilung nach Gegenständen und Stichworten erleichtert das Auffinden ungemein. Auch wird am Jahresschluß ein Register erscheinen, das alles umfassen soll, was in den zwölf monatlichen Heften enthalten ist. Das Unternehmen ist ein äußerst dankenswertes und legt Zeugnis eines erstaunlichen Fleißes ab.

**Calderon und seine Werke** von Engelbert Günthner, Professor in Rottweil. 2 Bde. Freiburg, Herder, 1888. Calderon gehört zwar nicht zu den Dichtern, die wie Lope de Vega und ähnliche Geister durch Leistungen in den verschiedensten Dichtungsarten sich Ruhm erworben haben; aber in dem Gebiete der dramatischen Kunst, welcher er sich ausschließlich gewidmet, bekundet er eine bewunderungswerte Schöpferkraft und eine Viel-

Digitized by Google

seitigkeit, welche in Deutschland erst in neuerer und neuester Zeit durch Übersetzer und Litteraturforscher bekannt geworden ist. Welch ein Reichtum von Gedanken und Gefühlen schildert der Dichter! In seinem Geiste sind wie in der Natur die größten Gegensätze vereinigt, die er mit gleicher Gewandtheit beherrscht und seinen künstlerischen Zwecken dienstbar macht. Die religiöse Begeisterung und die idealsten Empfindungen, wie die wildesten Leidenschaften, die opfermutige Liebe, wie der Alles zerstörende Haß, die Schärfe des Verstandes, wie die Wärme des Gefühls, die kühle Berechnung, wie die schwungvolle Phantasie, der feine Scherz, wie das niedrig Burleske wurden von ihm dargestellt. Die reiche und bunte Welt des Dichters, den Geist, der sie belebt, sowie die Persönlichkeit und die Zeit desselben in umfassender Weise gleichsam wieder entdeckt und litterarhistorisch gewonnen zu haben, ist besonders das Verdienst deutscher Forscher und Schriftsteller. Wir erinnern an die bekannten Arbeiten von A. v. Schlegel, V. Schmidt, A. Frdr. v. Schack, F. Lorinser, M. Krenkel und anderen. In Spanien wurden diese trefflichen Leistungen willig anerkannt und regten spanische Gelehrte wie auch Forscher anderer Länder an, Ähnliches zu leisten, so daß die Calderon-Litteratur bereits sehr reichhaltig geworden ist. Der Gedanke lag nahe, die vorhandenen zahlreichen Einzelschriften und Materialien zu einem Gesamtbilde der dichterischen Thätigkeit Calderons zu benutzen; doch bot ein solches Unternehmen in vielfacher Hinsicht nicht wenige Schwierigkeiten dar. Die schöne, aber mühsame Aufgabe hat Professor Engelbert Günthner in gelungener Weise gelöst und die Litteratur mit einem ausführlichen Werke über Calderon beschenkt. Eine große Verehrung des Dichters, eine umfassende Kenntnis der betreffenden Litteratur, eigene Forschungen und ein unermüdlicher Fleiß machten ihm dies möglich. Sein klar geschriebenes Buch wird nicht nur den gelehrten Kennern, sondern allen Freunden der südlichen Poesie willkommen sein. Ein Hauptzweck des Verfassers war nach dessen eigener Aussage, die vorzüglichsten Werke des Dichters durch ausführliche den Gedankengang und die Schönheiten des spanischen Originals treu wiedergebende Analysen des Inhalts, samt den notwendigsten Erläuterungen namentlich in ästhetischer Hinsicht und in Bezug auf die Entstehung oder geschichtliche Grundlage des betreffenden Stückes, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Von den zahlreichen Dramen des Dichters, der mehr als anderthalbhundert Stücke geschrieben, sind eine große Anzahl eingehend besprochen; aber auch die übrigen durch kurze Angabe des Inhalts und Bemerkungen berücksichtigt. Das Werk ist dadurch ebenso belehrend wie unterhaltend geworden und an der Hand des Verfassers wandert man mit Freude durch den blütenreichen Garten der Calderonschen Poesie, wie durch eine Sammlung glänzender Gemälde, deren Stoff und Bedeutung ein kundiger Führer uns erklärt. Eine Lebensbeschreibung Calderons geht der Besprechung der Dramen voran. Über das Leben des Dichters sind nicht viele Einzelheiten überliefert worden; indes haben in jüngster Zeit spanische Forscher einiges Neue zu seiner Biographie beigebracht. Alles Bemerkenswerte hat Professor Günthner zu seiner Darstellung verwandt. Das Äußere des Dichters giebt ein dem schön ausgestatteten Werke beigegebenes Bildnis Calderons wieder; es ist nach dem Originalgemälde, das sich in Madrid befindet, gestochen und stellt ihn im höhern Alter dar. Sein Antlitz bewahrte übrigens Schönheit und Milde bis zu den letzten Lebenstagen, wie sein Geist weder seine Heiterkeit, noch seine Schaffenslust verlor. Eine weitere verdienstvolle Beigabe ist eine systematische bibliographische Übersicht über die Calderon-Litteratur in allen Ländern, die mit Kenntnis und Fleiß zusammengestellt ist und beweist, daß das Interesse an Calderon in neuerer Zeit im Norden und im Süden zugenommen hat.

E. D.

**Vier Weihnachtserzählungen** von Wilhelm Jensen. Leipzig 1888, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler). Der Verfasser der vorliegenden vier Erzählungen trägt einen der gefeiertsten Namen unter den deutschen Roman- und Novellendichtern, denn er hat den Schatz dieser Dichtgattung schon um manche wertvolle Gabe bereichert. In der That ist dieser Dichter eine überaus eigenartige Erscheinung, denn seine Muse zeigt mannigfaltige und wechselreiche Züge. Bald liegt über seinen Werken ein gewisser schwermütiger, geheimnisvoller Hauch, der den Leser in träumerische, nachdenkliche Stimmung versetzt, bald sprudelt er übervoll Humor und Laune und der Leser fühlt sich überaus behaglich und traulich angesprochen. Auch das vorliegende Werk gehört zu der letzteren Art; alle vier Erzählungen spielen zur fröhlichen, seligen Weihnachtszeit, wo sich die Menschenkinder an und für sich schon in gehobener Stimmung befinden und wohl auch der Vater oder Großvater eines liebenden Mädchens ein menschliches Rühren verspürt und in Bezug auf den gelehrten, armen Doktor oder Studenten Gnade für Recht ergehen lassen mag. So geschieht es in der ersten und vierten Erzählung: „Eine Weihnachtsfahrt" und „Eine Schachpartie". Diese letztere ist nur mit fast zu abenteuerlicher, phantastischer Staffage umgeben, sie ist dadurch der ersteren gegenüber entschieden im Nachteil. „Drohen im Wald" ist ein wahres Kabinettstückchen von wahrhaft dramatischer Schürzung, die sich bis zum Schlusse wirkungsvoll steigert. Der Held der dritten Erzählung ist ein bemoostes Haupt, was es schon zu einem „grauen Haare" — wie sich auch die Erzählung betitelt — gebracht hat. Diese Gestalt scheint der Dichter mit Vorliebe behandelt zu haben, denn er hat sie mit einem wahren Überfluß geist- und humorvoller Züge ausgestattet.

## Bühnenschau.

Gelegentlich des aller Orten in Sachsen mit großem Glanz gefeierten Wettinfestes wurde am 16. Juni am Leipziger Stadttheater das Festspiel „Konrad von Wettin" von Wilhelm Henzen unter Mitwirkung studentischer Kreise zum ersten Male dargestellt; die an wirkungsvollen Szenen reiche vaterländische Gelegenheitsdichtung fand begeisterte Aufnahme.

Das nachgelassene Lustspiel des beliebtesten unter den seitgenössischen Bühnendichtern Italiens, des vor kurzem verstorbenen Paolo Ferrari, „Fulvio Testi", welches auf allen italienischen Theatern mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde, erscheint jetzt bei Frat. Treves, Milano, in Buchausgabe.

Rudolf von Gottschalls „Arabella Stuart" hatte bei der Erstaufführung im königlichen Schauspielhause zu Berlin nur mäßigen Erfolg. Das Stück war mehrere Jahre zurückgestellt; es enthält einige dramatisch hochwirksame Auftritte, leidet aber trotz der erhabenen und schwungvollen Sprache an an großer Langatmigkeit. Der Stern des Dichters scheint in letzter Zeit, wo auch seine „Maria de Padilla" heimahe abgelehnt wurde, im Niedergang begriffen.

Am Londoner Vaudeville-Theatre wurde kürzlich ein neues dreiaktiges Schauspiel von Robert Buchanan: „The Old Home" gegeben, welches lebhaft an Pineros Stück „The Profligate" erinnert. Die Kritik rühmt ihm einige packende Auftritte nach, denen allein es den unverdienten Erfolg zu danken hat. Im übrigen mangelt es ihm an Feinheit des dramatischen Aufbaues; geradezu unangenehm wirkt der flache Predigtenton und das häufige Einstreuen von vulgären Slang-Ausdrücken.

Eine neue Posse von J. P. Hurst „Äsops Fables" wurde kürzlich am Stand-Theater zu London von den Zuschauern abgelehnt.

Am Prince of Wales' Theatre zu London gelangt gegenwärtig unter dem Titel „A man's love" ein Stück von Jan de Vos zur Darstellung, das bei seiner Aufführung in Rotterdam einen großen Erfolg hatte.

Eine andere Londoner Neuigkeit ist Frau Hodgson Burnetts Stück: „Phyllis", das nächstens am Globe in Szene geht.

Ibsens neuestes Stück „Die Frau vom Meere" soll in einer englischen Übersetzung von Eleanor Marx-Aveling mit des Dichters Genehmigung binnen kurzem in London gegeben werden. Die Wirkung von „A Doll's House" (Nora) ist eine so mächtige gewesen, daß man allseitig der Aufführung weiterer Stücke des nordischen Dramatikers ungeduldig entgegensieht.

Digitized by Google

An der Pariser Comédie-Française hat man jetzt das bisher wenig gespielte Stück Alexandre Dumas' „L'Étrangère" wieder aufgenommen und hat damit einen um so glücklicheren Griff gethan, als unter den vielen Fremden gegenwärtig sich so manche Mistreß Clarkson in Paris aufhält, so daß das Stück ein zeitgemäßes Interesse besitzt.

Das neue deutsche Volkstheater in Wien wird am 14. September mit einem neuen Stück von Anzengruber eröffnet.

Alexandre Dumas wird aus dem Romane Balzacs „Lys dans la Vallée" einige Szenen für die Bühne bearbeiten, welche von der Société des hommes des lettres in Paris in kommender Spielzeit zur Darstellung gelangen sollen; der Ertrag dieser Aufführungen soll der Errichtung eines Standbildes für Balzac dienen.

Daudets neues fünfaktiges Stück „Der Kampf ums Leben" soll am Gymnase in Paris zum ersten Mal aufgeführt werden.

## Personenschau.

In Saluzzo wurde am 25. Juni die Jahrhundertfeier des Geburtstages von Silvio Pellico, des berühmten Verfassers des auch in Deutschland viel gelesenen Buches „Le mie Prigioni", begangen, bei welcher Gelegenheit eine Gedenktafel an seinem Geburtshause enthüllt worden ist.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** Wieder einmal bricht eine Hochflut von Romanen und Erzählungen auf uns herein — erdrückend, überwältigend, dämonisch — wer soll das alles lesen, oder vielmehr hastig überfliegen, nur kosten, um sich ja nicht den Appetit an all den anderen leckeren Gerichten zu verderben, die da noch kommen sollen?! Aber die Verleger haben ihre Zeit gut berechnet; sie wissen ganz genau, daß da eine Menge älterer Damen, jüngerer Mütter, höherer und niederer Töchter, auch der gelangweilte Partikulier, und andere zweckmäßige Existenzen in langer Wallfahrt hinausziehen in die Bäder, Sommerfrischen, ins Gebirge und wer weiß wohin, um Erholung zu suchen von den Strapazen dieses Lebens, zu vergessen und einmal im Jahre zu denken, und darzu ist denn diese Hochflut drei-, vier- und mehrbändiger Romane hinter ihnen hergezogen, um geflissentlich ihnen bei dieser Beschäftigung zu helfen. So ist denn diese Litteratur entstanden, die eine Litteratur für sich bildet, die nicht ernst genommen sein will, die auch keine Ansprüche erhebt auf einen dauernden Platz in den Annalen unseres Schrifttums, die nicht einmal unterwertig ist, sondern hervorgeht aus dem Geiste, an den sie sich wendet, aus der „braven Mittelmäßigkeit". Das Prototyp eines solchen Romans ist der uns in 2 Bänden vorliegende: „Ein Sohn" von A. *von der Elbe*. Die Geschichte beginnt in Berlin, Steglitzer Straße, in einem „mittelgroßen Hause", windet sich da und dort herum, um natürlich endlich damit zu enden, daß sich die viel gepriften Helden und Heldinnen die Hand zum Lebensbunde reichen können. — Die nämlichen Wege wandelt „Im tiefen Forst", von L. *Haidheim*, 3 Bde., nur daß die Szenerie eine andere ist. — Eine Begabung, welche bei fortschreitender Vertiefung Gutes verspricht, bekundet Ph. *Amiet*: „Wind und Weller"; es sind hier fünf Geschichten aus dem See- und Kaufmannsleben zusammengetragen, die vielfach dem Leben abgelauscht zu sein scheinen. C. *Voltbrecht*: „Der kategorische Imperativ" behandelt das thränenreiche Liebesleben eines hochherzigen, edlen Mädchens. — H. *Dohm*: „Frau Tannhäuser", ein Novellenmannsbuch, der seine Mission erfüllen will, indem er das Reformbedürfnis unseres modernen Gesellschaftslebens, besonders die gegenwärtige Stellung der Frauen innerhalb der Familie beleuchtet. — Nicht ganz ohne Humor sind die Bilder aus dem Seeleben von H. *Hermann*: „Steeple-Chases"; auch diese Novellen sind von einer Tendenz getragen und wollen den Sport zur Stählung des Charakters empfehlen, was wiederum dazu befähigt, die überall im Weg liegenden „Hindernisse" des Lebens leichter zu nehmen. — W. *Birkhof*: „Im Spiel der Wogen". — August *Niemann* zweibändiger Roman „Bei Hofe" schildert die Seelenkämpfe einer Prinzessin um einen bürgerlichen Geliebten, einen berühmten Arzt, den sie denn auch schließlich heimführt, und knüpft demnach an ein thatsächliches Ereignis an, das uns allen bekannt ist. — „Mary und Mariette" von Ernst *Pasqué*, enthält einige schöne Schilderungen aus der herrlichen Natur des Luganer Sees. — „Episode Hopkins. Zu spät" nennen sich zwei Studien von G. *Reuter*. — H. *von Veltheim*: „Die Sühne"; Ev. *von Flurs*: „Der letzte Schuß" bilden den letzten Band von Bachems Novellensammlung. — Schließlich können wir noch zwei erfreuliche Erscheinungen erwähnen. „Ein Preisausschreiben" Künstlernovelletten von Hieronymus Lorm u. a. Herausgegeben von G. Kamberg. In diesem entzückenden Bändchen sind die besten Arbeiten gesammelt, welche auf ein Preisausschreiben von Lausers „Allgemeiner Kunst-Chronik" im Jahre 1887 eingingen. Den Sieg trug nach dem Urteil der Preisrichter die Novellette von Lorm „Das Kopftuch der Madonna" davon: eine feine und psychologisch tiefe Dichtung. Nach unserem Gefühl sind die beiden Arbeiten von Paul *Bleck*: „Ein Sonett Michel Angelos" und „Madonna" die gehaltreichsten der Sammlung; es ist ein großes Talent, das uns hier zum ersten Mal begegnet, wie aus Goldfäden ist das feine Spitzengewebe der ersten Dichtung gefügt, so durchsichtig, so zierlich und doch so reich an kunstvoller geistiger Verschlingung; ein wahres Kabinettstück. Das zweite Werkchen ist den Preisrichtern wohl zu realistisch gewesen, sonst hätten sie dieser Dirnen-Madonna den Kranz aufs blonde Köpfchen setzen müssen. — Dem echten und rechten *Keegger* begegnen wir wieder in seinem neuesten Bande von „Stoanstcirisch" (Neue Folge); oft alte und bekannte Anekdoten, aber so ursprünglich und herzgewinnend erzählt, daß man sie immer von neuem liest. — Von hervorragenden Übersetzungen erwähnen wir: Leo *Tolstoj*: „Volkserzählungen", übertragen von W. Goldschmidt. — Ein neues Buch des russischen Eugen Sne, der sich besonders durch seinen, immer von neuem angesponnenen Roman „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" einen Namen gemacht hat, betitelt sich „Die Geheimnisse von Petersburg: Die Nihilisten". Von Fürst K. W. *Meschtschersky*. Deutsch von H. Roskoschny. — Schließlich sei uns noch gestattet, gelegentlich des nahe bevorstehenden 70. Geburtstages Gottfried *Kellers* darauf hinzuweisen, daß gegenwärtig eine billige Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" zu erscheinen beginnt.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 25. 20. Juni 1889.

Die Rechtsverhältnisse der Eingebornen in den deutschen Schutzgebieten. — Der Kronprinz in der Konfliktszeit. — Franz Pfalz, Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern. — Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinett. — Das Grillparzerdenkmal in Wien. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur „erziehlichen" Knabenhandarbeit.

**Deutsche Revue.** Juli 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. — L. Westkirch, Die Basis der Pyramide. Erzählung. — Leopold von Sacher-Masoch, Die jüdische Hochzeit in Galizien. — F. C. Müller, Die Wasserkur im Hause. — Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885. — Georg Weber, Die Jesuiten und die Aufklärungszeit. — J. G. Fischer, Aus Friedrich Hölderlins dunklen Tagen. — Octave Mirbeau, Ein Kriegsbild. Übersetzt von B. v. Suttner. — Zeitbeschwerden: E. Berend, Zur Beurteilung des deutschen Rechtsanwalts der Gegenwart. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 894. 22 June 1889.

L. Toulmin Smith, Cassell's Encyclopaedic Dictionary. — Walter Lewin, Emerson at Home in Concord. — H. F. Brown, Mrs. Ross's The Land of Manfred. — R. Dunlop, Ingram's Two Chapters of Irish History. — J. B. Allen, New Novels. — Some Books on Ancient Philosophy. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — Original Verse: Michael Field, „Bury Her at Even": — Karl Pearson, Report of the Commissioners on a University for London. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — Appointments for Next Week. — H. J. Roby, Prof. Hale on the „Cum" Constructions. — R. H. Smith, „Graphics": — Obituary. — Meetings of Societies. — F. Haverfield, Earwaker's Roman Remains in Chester. — Claude Phillips, The Royal Academy. — F. Wedmore, The Secretan Collection. — Notes on Art and Archeology. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Royal Italian Opera.

**The Athenaeum.** No. 3217. 22 June 1889.

The Suppression of the English Monasteries. — The Pleasures and Pains of Life. — The History of the Royal Engineers. — The Literature of Sport. — Novels of the Week. — A History of the Foreshore. — Recent Verse. — Books for the Young. — Library Table. List of New Books. — Cadging for Free Copies; Sale; The „Century Dictionary"; The Manuscrips of Monnt Athos. — Literary Gossip. — Science. Wake on Marriage and Kinship; Dr. J. Percy, F. R. S.; Mr. H. W. Bristow, F. R. S.; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. The Royal Academy; Sale;

Digitized by Google

Gossip. — Music. Week; Library Table; Gossip; Concerts; Next Week.

## FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 24. 17 Juin 1889.

De Lagarde, Purim. — Martello, La genèse de la vie. — Valentini, Une brique de Bomarzo. — Noiret, Lettres d'Apostolis. — Lauchert, Histoire de Physiologus. — Clément-Simon, La gaieté de Balmze; le Père Martial de Brive; Charlotte de Maumont; Tulle sous la Ligue. — Pion des Loches, mes campagnes, p. p. Chipon et Pingaud — Léon Rousset, Etats du Danube et des Balkans. — Ch. Jannet, Le socialisme d'état et la réforme sociale. — Saldanha da Gama, Catalogue de la bibliothèque nationale de Rio de Janeiro. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

## ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16 Giugno 1889.

Stefano Jacini, Pensierri sulla politica italiana. — E. Nencioni, Due nuovi romanzi. Il Piacere di G. D'Annunzio. All' erta, sentinella! di Matilde Serao. — Augusto Franchetti, Della Rivoluzione francese e della coscienza politica nazionale in Italia. — E. Teza, A proposito di canti popolari. — Caterina Pigorini Beri, Sulla montagna. Racconto. — Luigi Luzzatti, La finanza italiana giudicata all' estero. — G. Chiarini, Una nuova traduzione della Evangelina. — Grazia Pierantoni-Mancini, Memorie di G. Battista Mancini, Luogotenente generale degli eserciti cesarei. — Rassegna drammatica. — Rassegna politica. — Bollettino Bibliografico, — Notizie di Scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finansiaria della quindicina.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1249.50. 6 13 Juni 1889.

Amending the Tariff. — Stock Exchange Quotations. — The Conemaugh Horror. — Progress of Electoral Reform. — Progress Among the Negroes. — Trade Conditions in Germany. — Pictures at the Royal Academy. — Harriet Shelley and Catherine Nugent. — Two Keynotes to Civil-Service Reform. — Ballot Reform in Ohio. — The Protection of Gold and Silver. — „Try And" — The Standard of Pronunciation. — Tolstoi and His Translators. — A Correction. — The War Hospital. — Recent Novels. — David Livingstone. — Picturesque Alaska. — The Play-time Naturalist. — My Autobiography and Reminiscences. — Bureaucracy.

The New Socialism. — Senator Edmunds on „Political Workers". — The Transcontinental Railway Situation. — Small and Large Workshops. — How Washington Became Commander-in-Chief. — Prehistoric Chronology. — Harriet Shelley and Catherine Nugent. — Judge Matthews's Successor. — Tariff Reform. — The Civil-Service Law Not a Failure. — The Century Dictionary. — More Hard Cases. — „Try and" Once More. — Was Washington „an Educated Man"? — Romanes's Mental Evolution in Man. — Bonvalot's Heart of Asia. — The Primitive Family in its Origin and Development. — Shakespeare.

**Harper's Magazine.** July 1889.

Justice Miller, The State of Iowa. — Thomas Randolph, To Master Anthony Stafford. A Poem of 1632. — Theodore Child, Palatial St. Petersburg. — Howard M. Jenkins, The Banks of the Brandy Wine. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel. — Florence E. Weld, Agatha's Coat of Arms. A Story. — Great Industries. A Piece of Glass. — Constance Fenimore Woolson, Jupiter Lights. A Novel. — Francis Doveridge, Pauline and Virginia A Story. — Rev. Walter Mitchell, Rounding the Stake-Boat. A Poem. — Lafeadio Hearn, Les Porteuses: a West-Indian Sketch.

**The Century Magazine.** July 1889.

Detail from the „Adoration of the Kings", by Gentile da Fabriano, — Schuyler van Rensselaer, Winchester Cathedral, — Mary Hallock Foote, The Last Trip In. Pictures of the Far West. VIII. — Thomas A. Janvier, San Antonio of the Gardens. — William Wilfred Campbell, Vapor and Blue. — Charles Barnard, Inland Navigation of the United States. — Schuyler van Rensselaer, The Advance in Steamboat Decoration. — Edward Bellamy, An Echo of Antietam. — Edith M. Thomas, Broadway. — George Kennau, The Free Commaud at the Mines of Kara. — Frederic Remington, On the Indian Reservation. — Benjamin S. Parker, Casco Bay. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln: Lincoln Renominated; The Wade-Davis Manifesto; Horace Greeley's Peace Mission. — Thomas Wentworth Higginson, Nils's Garden. — Charles de Kay, Woman in Early Ireland. — Bishop John F. Hurst, The Temperance Question in India. — Thomas Nelson Page, Sleep. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Gentile da Fabriano. — J. M. Buckley, Presentiments, Visions, and Apparitions. — John W. Chadwick, The King's Diary. — The Day of Independeuce. — The Summer Exodus and What it Testifies. — Outdoor Sports. — Hamilton Wright Mabie, Indians, and Indians. — S. W. Powell, Industrial Education for the Negro: Is it a „Craze"? — Horatio Gates Jones, Charles Thomson, Secretary of Continental Congress. — Arthur H. Loring, Imperial Federation. — W M. Dickson, Salmon P. Chase's Training for Finauce. — General John McNeil, Retaliation in Missouri. — Everett P. Wheeler, Governor Seymour during the Draft Riot. — The „Life of Lincoln": A Correction. — Mary A. Johnsou, One Reason of the Inefficiency of Woman's Work. — W. T. Hunt, The Decline of the Editorial. — W. M. Dickson, Confiscation No Remedy. — C. L. Gabrilson, General Sheridan and His Troops. — Brie-à-Brac. — J. M. Lippmann, A Song of the Road. — R. H. Lathrop, Just Bloomed. — M. Vandegrift, A Purpose. — Walter Learned, At the Door. — G. Preston, A Flag of Truce. — George Birdseye, The Reason.

## BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Juin 1889.

Hins, La politique de la Russie: I. La question d'Orient. — D. Keiffer, Bang. — J. Thiry, Le patronage des enfants. — Étienne B., Chronique artistique: Les squarellistes. — Jos. Sacré, Le nouveau. — Ch. Potvin, Œdipe-Roi. — A.-L. Kielland, Fête populaire, traduit par G. Rahlenbeck. — Notice: Benjamin Cromhes. A propos des sœurs de charité. — Supplément: 1789. Discours prononcé dans la séance publique de l'Académie, du 8 mai, par M. Ch. Potvin.

## NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** 1889-'90. Aflevering 3.

3de Aflev.: T. Pluim, Hélène Swarth. — Sardou's Belle-Maman in de „Salon des Variétés". — G. H. Priem, Prof. Jan ten Brink's Letterkundige Opstellen. — Omer Wattez, Vlaamsche Kroniek. — J. H. Groenewegen, Een plantselijk jaarboekje. — E. B. Koster, Alexius' Afscheid. — C. H. Croiset van der Kop, Corona Schröter. — Uit „Grafhloemen", door Hélène Swarth. — K. J. H. W. Ramondt, Avond op de heide. — Ernst Eckstein, Nero's Dood. — Boekbespreking: L'Ame des Choses; De Aardenbachs; Die Falsgräfin; De Vlaamsche School; Antiquesche Cisten. — Berichten en Aankondigingen. — Aangeteekend. — Nieuwe uitgaven in het Binnen- en Buitenland. — Tijdschriften. — Correspondentie. — Advertentiën.

## SKANDINAVIEN.

**Tilskueren.** Maj 1889.

G. Brandes, Boganis. — S. Schandorph, Teaterindtryk. — N. Juel-Hansen, Skolekritik. — Karl Madsen, Nogle Udstillingsindtryk. — Th. Graae, Uwe Jens Lornsen. — Arthur Aumont, Testrene.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Bachems Novellensammlung.** Bd. 30. H. v. Veltheim, Die Sühne. — Ev. v. Pütz, Der letzte Schuß. Köln, J. P. Bachem. —, 1,0.

**Hahn, Werner.** Kriemhild. Volksgesang der Deutschen a. d. 12. Jahrh. Deutsch. Bücherschatz, Bd. 4. Eisenach, J. Bacmeister. 3,6. 4,6.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Schierenberg, G. Aug. B.** Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda oder Die Edda eine Tochter des Teutohurger Waldes. Frankfurt a. M., Reitz & Köhler.

**Geschichte, Biographie.**

**Condivi, Ascanio.** Leben des Michelaugelo Buonarroti. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1,5. 2,5.

**Geographie und Reisen.**

**Wissmann, Herm.** Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. 1. Lfg. Berlin, Walther & Apolaut. 1,0.

**Philosophie.**

**Theinert-Mickley, Ernst.** Die Schauspiel-Kunst ein Kapitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer. 1,0.

**Naturwissenschaft.**

**Jahrbuch der Naturwissenschaften 1888 89.** 4. Jahrg. Hrg. v. Dr. Max Wildermann. Freiburg i. B., Herder. 6,0. 7,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot, G., et Charles Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 243. Paris, Hachette & Cie. frc. 0,5.


Digitized by Google

**Für eine Damen-Zeitung werden Mitarbeiter gesucht.**

Anerbieten und Arbeiten aus dem Gebiete der Frauenbewegung, der weiblichen Bildung und Erwerbsthätigkeit, sowie der Belletristik werden **sub T. 20** durch die Expedition dieses Blattes erbeten.

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band 1889.

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.
**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von 5—$7^1/_2$ Bogen Oktav.

Abonnementspreis **4 Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andrerseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

## Inhalt des Juni-Heftes.

Paul Meyerheim. Nach einer Photographie aus jüngster Zeit auf Holz gezeichnet. — **Paul Meyerheim.** Autograph. — **Benvenuto Sartorius** in St. Petersburg. Dmitri. Novelle (Schluß). — **Richard Leander** (Richard von Volkmann) in Halle a. S. Drei Ringe. — **Ernst Rauscher** in Klagenfurth. „Soll nimmer mir ein Lied gelingen". — **Rudolf Knuffert** in Würzburg. Thränen. — **Georg Vogel** in Beuren. „Die Welt geht ihren alten Gang". — **Fr. Herold** in Prag. Sommernacht. — **Julius Sturm** in Köstritz. Freiheit. — **Martin Beck** in Berlin. „Holdseliger Abend". — **Ludwig Fulda** in Berlin. Am Wege. — **Eugen Reichel** in Berlin. Frühlingslied. — **Fritz Lemmermayer** in Wien. An die Poesie. — **Wilhelm Jensen** in München. Im Frühlingswald. Novelle. — **Adolf Friedrich Graf von Schack** in München. Mysterien der Seele. Ein Gedicht. XIV—XIX. (Schluß). — **Otto Hartung** in Wien. Paul Meyerheim. — **Paul Meyerheim** in Berlin. Initial D („Wie die Mücke zum Elefanten wird"). Vor dem Tribunal. Aus den Zeichnungen zu den Grimmschen Volksmärchen: Hans im Glück. Häsel und Gretel. Die Gänsemagd. Aus dem ABC-Buchstabe C, Buchstabe D. Aus den Zeichnungen zu Auerbachs „Deutschen Illustrierten Volksbüchern": Benigna wird versteigert. Jörgs Heimkehr. — Zur Charakteristik Ernst Schulzes. Nach ungedruckten Quellen. II. — Litterarische Notizen.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 13. Juli 1889. Nr. 29.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** L. K. Lasarewitsch: „Wie ich mit dem Vater zum ersten Male in die Kirche ging". (Schluß.) — Rud. Stegmann: „Zentralisation und Dezentralisation in Kultur, Wissenschaft und Kunst". (Schluß.) — Oskar Linke: „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt". — Karl Erdmann: „Das Denken und die Sprache". (Fortsetzung.) — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Wie ich mit dem Vater zum ersten Male in die Kirche ging.

Erzählung aus dem Volke von L. K. Lasarewitsch.

Aus dem Serbischen von Alexis Markow.

(Schluß.)

Einmal kamen die Herren abends. Es gesellte sich ihnen ein gewisser Peter Selenbatsch zu, ein Schweinehändler, der in Pest seine Geschäfte führte. Sein Schnurrbart stach wie Schweineborsten hervor, sein Scheitel ging auf dem Kopf bis hinten herab, das Haar an der Seite hing in das Gesicht hinab. Er hatte ein breites Gesicht und war fettleibig; ein sonderbares Hütchen bedeckte sein Haupt. Auf der Weste glänzte eine goldene Uhrkette, genau eine solche, wie sie der Vater hatte. An der Hand blendete ein Ring so stark, daß man kaum hinsehen konnte. Er ging watschelnd, sprach im heiseren Baß und lächelte immerzu mit seinen kleinen grasgrünen Äuglein. Sah man ihn an, so erschrak man, als wenn man einen Wolf vor sich erblickte.

Also, wie ich sagte, sie waren da. Stajan lief sofort an das Feuer, um Kaffee zuzubereiten.

Man zündete vier Lichter an. Der Tabaksrauch glich einem Ofenqualm. Sie tranken Kaffee, schwiegen wie die Türken, nur die Karten knisterten und die Dukaten klirrten.

Das war eine furchtbare Nacht!

Wir schlossen uns mit der Mutter in einem anderen Zimmer ein. Die Mutter weinte schon nicht mehr. Auch die Schwester nicht. Ihre Gesichter waren matt, ihre Augen eingefallen und sie blickten so etwas erschrocken. Im Vergleiche damit war der Tod des Onkels nichts!

Einige Mal kam der Vater auf unser Zimmer. Er war ganz im Schweiß. Sein Dschemadan war aufgeknöpft, sein Hemd auch, auf der Brust sah man die dichten schwarzen Haare. Er verzog sein Gesicht wie ein Türke.

„Gieb mehr!" sagte er zu meiner Mutter.

Ihr Herz zuckte zusammen. Sie schwieg wie ein Stein, machte den Kasten auf und schüttelte ihm das Geld mit voller Hand und er band es in ein Tuch ein.

Er schaute wütend nach der Seite hin. Mit den Füßen machte er dieselben Bewegungen wie ich, wenn mich Schulkollegen draußen erwarteten, während meine Schwester für mich Brod schnitt. Er nahm das Geld, indem er den Kopf nach der Seite wendete; im Fortgehen flüsterte er wie vor sich hin: „Nur das noch!" und lief aus dem Zimmer.

Aber „Das noch!" . . . „Das noch!" . . . Ich glaube, es war bereits zum fünften Mal, daß er in das Zimmer eintrat.

„Gieb!" sagte er zur Mutter; sein Gesicht sah wie aus Erde gemacht aus.

Die Mutter trat an den Kasten, die Füsse versagten ihr den Dienst und sie hielt sich kaum auf denselben.

Damals sah ich auch von der Bettdecke hervor, wie mein Vater, ein so starker Mann, wankte und sich an den Ofen stützte.

„Schneller!" rief er der Mutter zu, und selber schüttelte er die Füße hin und her, und mit dem Ärmel trocknete er sich den Schweiß ab.

Die Mutter streckte ihm das Geld hin.

„Gieb alles!" sagte er.

„Das sind die letzten zehn Goldstücke!" antwortete sie. Aber es war nicht gesprochen, auch

Digitized by Google

nicht geflüstert, sondern es war dem Röcheln eines Sterbenden ähnlich.

Er steckte dieses Geld ein und in vollem Sinne des Wortes — er stürzte aus dem Zimmer.

Meine Mutter fiel bewußtlos am Kasten nieder. Die Schwester schrie auf. Ich sprang aus dem Bette; auch Grischa sprang auf. Wir setzten uns auf dem Boden neben die Mutter; küßten ihr die Hände: „Mama, Mama!“

Sie legte ihre Hand mir auf den Kopf und flüsterte etwas. Sodann sprang sie auf, zündete ein Wachslicht und das Lämplein vor dem Bilde des hl. Georgias an.

„Kommt, Kinder betet zu Gott, daß Er Euch vor einem Unglücke schütze!“ sagte sie. Ihre Stimme klang wie eine zerschlagene Glocke und ihre Augen leuchteten wie ein Abendstern am Himmel.

Wir eilten auf das Heiligenbild zu, ließen uns auf die Knie nieder, Grischa vor der Mutter, mit dem Gesicht gegen sie, schlug ein Kreuz und las, der Ärmste, laut jene Hälfte vom „Vaterunser“ vor, welche er bereits kannte. Sodann schlug er wieder ein Kreuz und küßte der Mutter die Hand und schaute ihr in die Augen. Aus ihren Augen flossen Thränen in Strömen; sie waren auf den Heiligen und gen Himmel gerichtet. Dort oben war etwas, was sie sah, dort war ihr Gott, den sie anschaute und der auf sie niederschaute. Und dann bedeckte ihr Gesicht eine gewisse Glückseligkeit, ein gewisses Licht, und wir sahen, daß Gott sie mit seiner Hand berührte, und daß der Heilige lächelte und daß der Böse unter seinem Dolch den Mund aufthat. Nachher aber dunkelte es in meinen Augen und ich fiel auf den Saum ihres Kleides und auf ihre linke Hand nieder, mit welcher sie mich hielt, und ich betete zum hundertsten Male die Worte wiederholend: „Mein Gott, Du siehst meine Mutter! Mein Gott, ich flehe Dich für meinen Vater an!“ und sodann — ich weiß nicht warum —: „Mein Gott, töte jenen Selenbatsch!“

Lange beteten wir so.

Sodann erhob sich meine Mutter, stellte sich auf den Stuhl und küßte den hl. Georgias. Dasselbe that meine Schwester, sodann hob sie mich und Grischa in die Höhe und wir küßten auch. Nachher nahm meine Mutter das Bündel trockenen Basilienkrautes, das hinter dem Heiligenbilde sich befand, und die Flasche mit dem Heiligenwasser, die über dem Heiligenbilde hing, machte die Blumen im Wasser naß und, etwas flüsternd, benetzte sie damit das Zimmer. Darauf öffnete sie leise die Thür, auf den Zehen schlich sie an das große Zimmer heran und benetzte die Thür.

Ach, wie wohl war es mir damals! Welche Glückseligkeit fühlte ich damals, als ob ein Stein mir vom Herzen genommen wurde! Warum kann ich jetzt nicht so etwas ähnliches fühlen?!

Kaum benetzte die Mutter die Thür des großen Zimmers, als drinnen ein Geräusch entstand. Man konnte nichts verstehen, man hörte nur, wie Selenbatsch laut rief:

„Und wer kann mich zwingen, noch weiter zu spielen? Wer?“

Darauf trat wieder dasselbe undeutliche Geräusch und Geschrei ein. Sodann hörten wir, wie die aufgehende Thür knarrte, wir hörten ein Murren und Tritte.

Aber der Vater trat nicht in unser Zimmer. Vergeblich warteten wir. Der Tag brach an, ich und Grischa schliefen ein, und er war noch nicht da.

* * *

Als ich aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ich fühlte mich ungemein müde und zerschlagen, aber ich konnte wiederum nicht die Augen schließen — ich stand daher auf.

Alles hatte ein feierliches und trauriges Aussehen angenommen! Auf dem Hofe war es still; der helle Strahl drang durch das offene Fenster hindurch und vor dem Heiligenbilde zitterte noch die Flamme im Lämplein. Meine Mutter und Schwester sahen kreidebleich aus, ihre Augen waren feucht, ihre Gesichter — wie aus Wachs gemacht; sie rangen die Hände, gingen auf den Zehen herum, sprachen kein Wort, sondern flüsterten nur einige Gebete vor sich hin. Es wurde uns kein Frühstück gebracht, man fragte nicht, ob wir hungrig wären, die Mutter schickte mich auch nicht nach der Schule.

„Was soll das?“ fragte ich mich selber: „liegt eine Leiche bei uns im Hause oder kehrte der verstorbene Onkel wieder zurück und wird man ihn aufs Neue begraben?“

Ich wurde aber sofort starr, als ich mich darauf besann, was Nachts vorgegangen war, und ganz mechanisch flüsterte ich: „Mein Gott, rette den Vater!“ Und wiederum: „Mein Gott, töte doch jenen Selenbatsch!“

Ohne etwas zu ahnen, zog ich mich an und trat aus dem Zimmer. Ganz unwillkürlich wandte ich mich jener Thür des großen Zimmers zu, aber ich blieb sofort stehen, da ich fühlte, daß meine Mutter mich an dem Arm erfaßte.

Ich drehte mich um, aber sie sagte kein Wort, sondern legte den Finger an die Lippen, darauf führte sie mich an die Ausgangsthür und ließ mich frei. Sie kehrte zurück in das Zimmer und ich blieb an der Thüre stehen. Ich blickte ihr nach und wußte selber nicht, was ich denken sollte.

Nachher schlich ich mich auf den Zehen an jenes große Zimmer heran und blickte durch das Schlüsselloch hindurch.

Ich sah.

Inmitten des Zimmers stand ein Tisch. Neben ihm Stühle in Unordnung, zwei oder drei derselben lagen auf der Erde. Auf dem Boden — tausende von Karten, zertretene und nicht zertretene Zigaretten, eine zerbrochene Kaffeetasse, unter einer Karte sah man ein Goldstück. Das Tischtuch war bis zur Hälfte heruntergerissen. Auf dem Tische lagen Karten in Unordnung, die Tassen waren umgeworfen, alles war voll von Tabak und Asche. Noch einige leere Teller standen da, auf einem derselben war Tabak ausgeschüttet. Vier leere Leuchter; in einem brannte noch das dicke Papier, in welches das Licht einge-

Digitized by Google

wickelt war, und der schwarze Qualm erhob sich langsam bis zur Decke.

Auf dem Stuhl hinter dem Tische, mit der Lehne gegen die Thür, saß mein Vater. Beide Hände mit den Ellenbogen hatte er auf den Tisch hingelegt, auf die Hände stützte er sich mit der Stirne und rührte sich nicht.

Ich blickte ziemlich lange, und er blieb ebenso unbeweglich da sitzen. Ich sah nur, wie sich seine Brust hob und senkte.

Etwas Sonderbares und Finsteres kam mir in den Kopf. Mir schien z. B. — ich weiß wirklich nicht warum — daß er tot wäre, und ich staunte noch darüber, daß dieser Tote atmete. Sodann schien es mir, daß jene starke Hand aus weichem Papier gemacht sei — und verschiedenes noch.

Gott weiß, wie lange ich noch da zugeschaut hätte, wenn nicht plötzlich mich die Hand meiner Mutter berührte. Sie sagte mir nichts, sondern zeigte mir nur mit ihren guten Augen nach der Thür.

Ich weiß nicht warum — ich nahm plötzlich meine Mütze ab, küßte ihr die Hand und ging auf den Hof.

Es war Samstag.

Als ich auf die Straße trat, ging das Volk umher, wie sonst. — Jeder eilte seinen Geschäften nach. Eine Menge Bauern brachte allerlei Sachen auf den Markt. Die Käufer blickten in die Säcke hinein, befühlten die Lämmlein. Der Polizist schrie und bestimmte, wo Jeder seinen Wagen hinzustellen hatte. Die Kinder stahlen Kirschen; der Schreiber Sreta ging mit dem Tambour durch die Stadt und las eine Verordnung vor, wonach es verboten war, Schweine auf die Straßen herauszulassen. Trischka nahm aus dem Ofen das gebratene Lamm und lud die Leute zum Essen ein: „bitte, ein heißes Lämmlein," der betrunkene Ossif wühlte im Schmutze herum.

„Und warum ist Euer Laden zu?" fragte mich der Schneider Ignaz im Vorbeigehen.

„So!" antwortete ich.

„Ist Dmitri krank!"

„Nein!" sagte ich.

„Er ist wahrscheinlich irgend wohin gegangen?"

„Nach dem Dorfe!" antwortete ich und lief auf den Hof.

Bald darauf kamen meine beiden sogenannten „Devers", d. h. meine Freunde, welche der Lehrer schickte, um nachzusehen, warum ich nicht in die Schule kam.

Erst da besann ich mich darauf, daß ich in die Schule gehen mußte. Ich nahm meine Bücher, ein Stück Brod und blickte bald die Mutter, bald die Kollegen an.

„Sagt dem Lehrer, daß Mischa heute nicht früher kommen konnte: er war beschäftigt.

Was bei uns zu Hause vorgegangen war, als ich in der Schule saß, weiß ich nicht . . . Das heißt, ich wußte es, denn als ich aus der Schule zurückkehrte, fand ich alles in demselben Zustande, wie ich es hinterließ; meine Mutter und Schwester saßen, die Hände auf den Knieen; das Mittagessen wurde nicht gekocht; an dem großen Zimmer vorbei wurde auf den Zehen gegangen und alle seufzten — ganz genau wie damals, als mein Onkel gestorben war! Grischa band auf dem Hofe der Katze ein Stück altes Blech an und das machte ihm Spaß. Die Gesellen nähten auf ihren Zimmern Röcke, Stojan lag auf dem Heu und schlief und schnarchte, als wäre es Mitternacht.

Mein Vater saß noch immer so, immer noch unbeweglich. Das Türtsche ist für ihn zu groß geworden und um den Gürtel bewegte es sich, wegen des tiefen Atmens des Vaters.

Man hatte schon längst zur Abendmesse geläutet. Der Tag nahte seinem Ende und in unseren Seelen herrschte noch immer dieselbe Finsternis, eine unendliche Finsternis, und die Wolken wurden immer dichter und dichter!

Immer unerträglicher, immer schrecklicher, immer verzweiflungsvoller . . . Mein Gott, Du allein kannst alles zum Besten lenken! . . .

Ich saß auf der Schwelle unseres Hauses. In den Händen hielt ich ein Lehrbuch, aber ich las es nicht. Ich sah das blasse auf die magere Hand gestützte Gesicht meiner Mutter, die am Fenster saß. Es klang in meinen Ohren. Ich konnte an nichts denken.

Plötzlich ging eine Thür auf. Meine Mutter verschwand vom Fenster. Ich wurde an allen Gliedern starr.

Die Thür des großen Zimmers ging auf. Auf der Schwelle stand er, mein Vater.

Mein Gott, ist es wirklich mein Vater?

Sein Fez hatte er etwas nach hinten geschoben, das Haar schlug hervor und fiel auf seine hohe Stirn herab. Sein Schnurrbart hing herunter, das Gesicht war dunkel, sah älter aus. Aber die Augen, die Augen! Gar nicht wie sonst!

Düster sind sie geworden, eingefallen, zur Hälfte mit den Augenwimpern bedeckt, bewegen sie sich langsam und blicken sinnlos dahin; sie suchen nichts, sie denken an nichts. So sonderbar leer sieht es in denselben aus, wie in einem Fernrohr mit zerschlagenen Gläsern. Das Gesicht lächelt traurig, aber freundlich — früher war es niemals so! So war der Blick meines Onkels, als er vor dem Tode um das Abendmahl bat.

Langsam schritt er durch das Flurzimmer, öffnete die Thür unseres Zimmers, steckte den Kopf hinein und ohne ein Wort zu sagen, trat er sofort zurück, schloß die Thür, ging auf die Straße und begab sich nach der Wohnung des Pathen Ilja.

Thomas, der Sohn Iljas, erzählte mir nachher, daß mein Vater sich mit dem seinigen in ein Zimmer eingeschlossen, daß sie lange Zeit und leise mit einander gesprochen hätten, daß man ihnen nachher Papier und Tinte gebracht, daß sie dann etwas geschrieben, versiegelt hätten u. s. w. Aber was das war, ist mir unbekannt geblieben, und es wird auch niemand je das erfahren.

Gegen 9½ Uhr lagen wir alle im Bett, nur meine Mutter saß noch, mit den Händen auf den Knieen gefaltet, und blickte sinnlos auf das Licht. Plötzlich

Digitized by Google

knarrte das Eingangsthor. Im Moment löschte die Mutter das Licht aus und legte sich selber ins Bett.

Mir schlug das Herz so heftig, als wenn auf meine Brust gehämmert würde.

Die Thür ging auf und herein trat mein Vater. Er schritt einmal, zweimal im Zimmer umher, darauf begann er sich auszuziehen, ohne eine Licht anzuzünden, und legte sich ins Bett. Noch lange Zeit hörte ich, wie er sich im Bette herumwälzte, und endlich schlief ich selber ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, als ich plötzlich etwas nasses auf der Stirn fühlte. Ich öffnete die Augen und schaute: Der Vollmond erleuchtete hell das Zimmer, und sein fahler Strahl fiel gerade auf das Gesicht meiner Mutter. Ihre Augen waren zu, ihr Gesicht sah aus, wie das einer Schwerkranken, und die Brust hob sich schwer und ungleichmäßig.

Über ihr stand der Vater. Er starrte sie an und rührte sich nicht.

Einige Zeit darauf trat er auf unser Bett hinzu. Er schaute uns an, schaute die Schwester an. Wiederum stand er inmitten des Zimmers, wiederum warf er einen Blick um sich und flüsterte:

„Sie schlafen!" — Aber er zitterte vor seinen eigenen Worten und blieb wie versteinert im Zimmer dastehen. Lange Zeit stand er so, ohne sich zu rühren, nur dann und wann konnte man sehen, wie seine Augen beim Anblicke der Mutter und unser, seiner Kinder, aufleuchteten.

Aber kein einziger von uns rührte sich.

Sodann trat er auf den Zehen an die Wand heran, ohne von uns seinen Blick abzuwenden, nahm vorsichtig jene Pistole, die in Silber eingefaßt war, steckte sie unter den Rock, schob den Fez auf die Stirn und eilig sicheren Schrittes stürzte er aus dem Zimmer.

Aber kaum ging die Thür hinter ihm zu, als meine Mutter sich in ihrem Bette erhob; dasselbe that die Schwester. Wie Geister!

Schnell, aber vorsichtig stand meine Mutter auf und ging zur Thür. Ihr folgte die Schwester.

„Bleib bei den Kindern!" flüsterte meine Mutter und verschwand.

Ich sprang vom Bette auf und ging an die Thür. Die Schwester faßte mich an der Hand, aber ich befreite mich und sagte: „Bleib bei den Kindern!"

Ich ging auf den Hof, lief an dem Zaun bis an den Brunnen heran und ließ mich dort nieder.

Es war eine wunderschöne Nacht. Der Himmel glänzte, der Mond schien hell, die Luft war frisch und kein Windhauch war zu verspüren. Ich sah, wie der Vater durch das Fenster in das Zimmer der Bedienten blickte und wie er dann weiter ging. Endlich hielt er am Zaune unter dem Wetterdache an und zog die Pistole heraus.

Aber in demselben Augenblick — ich weiß nicht woher — stellte sich vor ihn meine Mutter.

Der Mann stutzte, offenen Mundes starrte er sie an.

„Dmitri, mein Teuerer, mein Gebieter! was planst Du da?"

Der Vater zitterte auf. Wie eine Säule stand er unbeweglich da und schaute meine Mutter mit sinnlosem Blick an. Seine Stimme klang, als er sprach, wie eine zerschlagene Glocke.

„Gehe, Mariza, verlaß mich ... Ich bin verloren!"

„Wie verloren, mein Gebieter? Gott sei mit Dir! Was sprichst Du da?"

„Ich habe alles abgegeben!" sagte er und spreizte die Hände aus.

„Und was schadet es, mein Teuerer? Du hast es ja selber erworben!"

Der Vater trat einen Schritt zurück und starrte wieder meine Mutter an.

„Aber alles!" sagte er: „alles, alles!"

„Was thut das?" antwortete die Mutter.

„Auch das Roß!" sagte er.

„Ein Klepper!" sagte meine Mutter.

„Auch die Wiese!"

„Ist nicht viel wert!"

Er näherte sich der Mutter, schaute ihr in die Augen, als wolle er ihr in die Seele schauen. Und sie stand da, wie eine Heilige.

„Auch das Haus!" sagte er wiederum.

„Thut nichts!" sagte meine Mutter: „bleibe Du nur gesund und stark."

„Mariza!"

„Dmitri!"

„Was sagst Du da, Mariza?"

„Ich sage: Gott möge Dich und unsere Kindlein gesund erhalten. Nicht das Haus, nicht die Wiese ernährten uns, sondern Du, unser Wohlthäter. Niemand von uns wird zu hungern brauchen, solange Du bei uns bist!"

Da lehnte sich mein Vater wie in Vergessenheit mit den Ellenbogen auf die Schulter meiner Mutter.

„Mariza!" sagte er: „Du . . ." die hinzutretenden Thränen ließen ihn nicht aussprechen und das Gesicht mit den Händen bedeckend, schwieg er.

Die Mutter faßte ihn an der Hand.

„Als wir unsere Hochzeit feierten, hatten wir nichts, außer einer Bettdecke, einer Schüssel und zwei bis drei Trögen. Jetzt ist aber, Gott sei gedankt, das Haus voll Gut!"

Ich sehe, wie ein Tropfen vom Ärmel des Vaters herunterfällt und im Scheine des Mondes glänzt.

„Und hast Du denn den Boden, der voll von Galläpfeln ist, vergessen?"

„Ja, ja!" sagte der Vater mit wie Seide sanfter Stimme, und mit dem Ärmel die Augen trocknend, ließ er die Hand sinken.

„Und meine Perlenschnur mit Dukaten? Wozu liegt dies Geld unverwendet? Nimm sie in den Handel?"

„Wir werden es für den Lebensunterhalt verwenden!"

„Und sind wir denn schon so alt? Wir sind, Gott sei gedankt, gesund und unsere Kindlein auch. Wir werden zu Gott beten und arbeiten."

„Wie ehrliche Leute!"

„Und Du bist ja kein Schwächling wie andere. Deine Hände allein tausche ich nicht um das ganze

Digitized by Google

Vermögen von Paranossow um, und wäre es noch zweimal so groß, als es ist!"

„Und wir erwerben unser Haus wieder!"

„Und unsere Kindlein werden wir zu ordentlichen Menschen machen", sagte die Mutter.

„Und sie werden mich nach meinem Tode nicht verfluchen . . . Wie lange sah ich sie schon nicht!"

„Komm, wirf auf sie einen Blick!" sagte die Mutter und zog ihn mit sich wie ein kleines Kind.

In drei Sprüngen war ich im Zimmer. Ich hatte nur noch Zeit der Schwester: „geh' ins Bett" zuzuflüstern — und zog mir die Decke über den Kopf.

Kaum waren Beide über die Schwelle getreten, als man in der Kirche zur Morgenmesse läutete. Laut klangen diese Töne inmitten der nächtlichen Stille und das Herz erbebte . . .

„Steh' auf, mein teuerer Sohn," sagte mir die Mutter: „wir wollen zur Kirche!"

* * *

Als ich im vorigen Jahre in Belgrad war, traf ich in Toptschider den Peter Selenbatsch im Anzuge eines Arrestanten: er klopfte Steine auf der Chaussee!

## Zentralisation und Dezentralisation in Kultur, Wissenschaft und Kunst.

Von Rud. Stegmann.

(Schluß.)

Die Dezentralisation vertritt mit mehr Recht und Ehrlichkeit den Standpunkt der Freiheit, sie ist der Autochthone ihrer Scholle, ein naiver Held, der wie Tell sich seines guten Apfelschusses zu berühmen hat; die Musen selbst sind nicht selten ihre Taufpaten, und wen es gelüstet, die Originalgenies in ihrer Urform kennen zu lernen, der sehe sich um in der Heimat der Dezentralisation. Er findet daselbst neben Narrheit, Kirchturmspolitik und anderer Kleinlichkeit oft überraschenden Gedankenreichtum und eine Kühnheit der geistigen Kombination, welche in Erstaunen setzt. Der Dezentralisierte bewegt sich gern in Zukunftsträumen, seine Weltverbesserungsgedanken sind jedoch häufig nur Abstraktionen; nichtsdestoweniger bläst er wie Tyrtäus tapfer zum Streit; Freund der Sänger-, Schützen- und Turnerfeste eilt er entweder der Zeit voraus, oder bewegt sich in überwundenen Anschauungen. Wie der Zentralismus uns Epoche machende That- und Geschichtsmenschen liefert, so zeitigt die Dezentralisation die unverstandenen Märtyrer der Menschheit; vom Zentrum losgesprengt, verliert sich der Dezentralisierte oft in die Peripherien und findet nicht den Rückweg zum Herzen der Gesellschaft. Der Zentralisierte, weltklug und geschliffen, folgt dem Zwange der allgemeinen Mode und bedient sich der Schauspieler- und der allgemeinen Schriftsprache; der Dezentralisierte, nicht selten zufahrend und grob, pflegt die Lokal- und Volkstracht und wird sein Lebtag den Dialekt seiner Heimat nicht los. Der Zentralismus ist der Teufel, den alle Kultur beleckt, der Dezentralisierte der unstät schweifende Faust oder auch der Valentin, der nutzlos sich opfert. Steigt der Dezentralisierte zum praktischen Verständnis der Zentralisation empor, so leistet er im Kulturleben das Höchste, dessen seine Natur fähig ist.

Nichtsdestoweniger aber lobt der Mensch das, was er nicht besitzt, und was er besitzt, pflegt er gering zu achten. So ist es in Deutschland eine alte Klage der Romanschriftsteller, daß bei dem Mangel einer Norm gebenden Hauptstadt die Zeichnung allgemeiner Gesellschaftsbilder bedeutend erschwert werde; selbst wenn ein solches bildnismäßig und künstlerisch gelungen, finde es nicht das Verständnis, mithin auch nicht den Beifall wie ein gleichwertiges, das etwa in Paris, der Spitze des zentralisierten Frankreichs, erscheine. Gesetzt aber, Berlin oder Wien würde uns das, was Paris den Franzosen ist, würde das Abbild einer unierten Gesellschaft künstlerisch als ein Vorteil zu betrachten sein? Wir zweifeln sehr; die Schilderung Alldeutschlands in seiner reichen Entfaltung ist uns lieber als ein Ausschnitt aus demselben. Nach der Entwickelung, die wir genommen, wird eine Novelle, ein Roman, ein modernes Epos, das in München, Dresden, Breslau, in der Schweiz oder an der Nordsee spielt, uns in gleichem Maße, ja unter Umständen noch mehr anheimeln als das Berliner oder Wiener Gesellschaftsbild. Freilich sind die letzteren im Schwange; die Gefahr, den Roman nach gewissen wiederkehrenden Gesichtspunkten zu schablonisieren, liegt nahe; die Mode wird von den Großstädten gepflegt, und die Mode ist nicht allemal das, was uns beglückt und weiterführt. Die zentralisierten Franzosen und Engländer können nicht anders schaffen wie sie schaffen, wir dezentralisierten Deutschen sehen die Dinge in anderer Strahlenbrechung, und wenn es eine sittliche Pflicht ist, die Errungenschaften der Vergangenheit nicht willkürlich zu verschütten, sondern dieselben zu erhalten, so müssen wir uns auch die Freiheit des Ortes wahren und unsere Stoffe nicht einseitig nach Berlin und Wien hin verlegen, derweil das gesamte übrige Deutschland abseits geschoben wird. Bauern-, Alpen- und Hochlandsgeschichten, Seeromane, psychologische, historische, komische Kleinstädter-Romane, mögen sie eine Zeit und einen Boden wählen, wann und wo sie wollen, sind uns Deutschen von je willkommen gewesen und werden es auch in Zukunft sein. Mag selbst der Schwerpunkt unserer erzählenden Kunst sich der Schilderung der Berliner nnd Wiener Zustände zuneigen, so sehen wir — die politische Entwickelung dann in Abrechnung gebracht — keinerlei Grund, das reiche und zum Teil hoch originelle Leben des sonstigen Deutschlands für die Darstellung nicht in Rücksicht zu nehmen. Die gewünschte Unierung wäre geradezu ein ästhetischer Rückschritt. Der Berliner und Wiener Roman wird blühen soweit seine Bestimmung reicht; aber er hat kein Recht, und es wird ihm auch nie gelingen, das übrige Deutschland von der Bildfläche verschwinden zu lassen.

Freilich — und nun kommen wir auf einen nicht

Digitized by Google

unwichtigen Punkt unserer Betrachtung — ist im neuen Reiche eine scharfe zentrale Strömung auf dem Gebiete der schöngeistigen Litteratur zu vermerken. Und nicht bloß die Romanschriftstellerei zeigt das Bestreben, sich mit Berlin und Wien zu vergesellschaften, noch weit fühlbarer zeigt sich der Umstand für das Drama. Es lohnt sich, die Erscheinung näher zu verfolgen.

Das Drama muß in der That mit Spreewasser getauft sein, wenn es für Deutschland wirken soll. Abgesehen von aller Örtlichkeit, wo dasselbe spielt, tritt es — wenige Ausnahmen abgerechnet — nur dann in Geltung, wenn es von Berlin aus seine Lebensreise nach dem übrigen Deutschland antritt; früher fiel die Initiative Wiens merklich in das Gewicht, dieselbe ist neuerdings sichtlich geschwunden. Vielmehr was der Berliner schreibt und denkt, was die Berliner Regisseure in Szene, was die Berliner Agenten in Umlauf setzen, und vor Allem, was die Berliner Kritik empfiehlt, hat die Beachtung der sonstigen Direktionen. Zumal bei der mächtigen Entwickelung des Journalismus, der in Berlin blüht, je nachdem auch als Cliquenteufel sein Unwesen treibt, sind Aller Augen auf Berlin gerichtet, und obwohl der Berliner eigentlich nur in der Posse prosperiert, so erwartet, wie die Dinge stehen, Deutschland seine dramatischen Messiasse von Berlin aus. Keine Frage, daß in Berlin ein Zusammenfluß wohl talentierter Bühnenschriftsteller sich findet; ob aber das eine Berlin die Summe der Talente im übrigen Deutschland aufwiegt, steht auf anderem Felde. Nun hat aber der Berliner ähnlich wie der Pariser alle Vorteile einer straffen Zentralisation, und er weiß seine Leistungen in das Licht zu stellen, derweil die übrigen Schriftsteller Deutschlands mit allen Nachteilen einer schwerfälligen Dezentralisation zu kämpfen haben. Die Folge davon ist, daß Berlin die Talente anzieht und mit den Leistungen derselben auch mannichfache Sudelköcherei vom Chore der Nichttalentierten auf den Markt bringt; daß aber das solide Talent, das etwa in Mannheim, Stuttgart, Karlsruhe oder Weimar auftaucht, im Kampfe mit der Berliner Konkurrenz erliegt oder besten Falles nur langsam und mühevoll sich aufringt. Wir haben gesehen, daß nichtige Berliner Dutzendware im Fluge Deutschland erobert, derweil das höhere Kunsterzeugnis des Dezentralisierten völlig kalt gestellt bleibt. Und in diesem äußeren Mißverhältnisse erblicken wir einen der Hauptgründe des Verfalles des Dramas überhaupt. Die schaffenden Kräfte sind nicht gleichmäßig beachtet, nicht gleichmäßig gepflegt und unfrei in ihrer Entfaltung. Zwar heißt es, daß unsere unruhig treibende Zeit überhaupt dem poetischen Schaffen nicht hold sei, daß die Sicherstellung des Reiches, daß politische Fragen, Kulturkampf und Sozialreform (letztere allerdings das größte Unternehmen des Jahrhunderts) die schöpferischen Kräfte der Nation in Anspruch nahmen. Und doch ist der Haushalt der den Bühnen ausgeworfenen Summen heute größer als je, und das Theaterinteresse, wie der Bau der Schauspielhäuser und andere Zeichen beweisen, sichtlich wieder im Steigen. Und es ist nur natürlich, daß ein Volk, welches zu Sedan und Versailles die neuerliche Weltgeschichte gemacht, auch ihren Kothurn von der Bühne herab will donnern hören. Aber es regt sich wenig, die Litteratur, meist auf kurzlebige Moderichtungen sich beschränkend, trägt nicht den Stempel unserer großen Zeit. Die Kunst rechnet mit der Erholungsbedürftigkeit des abgearbeiteten Kulturmenschen und bringt Melpomene zum Schweigen; sie bietet meist nur Erzeugnisse, welche über die flüchtige Anregung einer banalen Werkeltagsunterhaltung nicht hinausgehen. Nach der Summe der fremden Dramen, die sich auf der Bühne breit machen, besonders der französischen, dann aber auch der englischen, schwedischen, russischen, dänischen und ungarischen, sollte man meinen, daß Deutschlands Originalproduktion hinter seinem sonstigen Durchschnittsmaß zurückbleibe; dies ist aber keineswegs der Fall; der Deutsche ist rührig und wie sehr auch der Not des Tages folgend, keineswegs dem Idealen verschlossen. Das beregte Mißverhältnis, d. h. der Verfall des Dramas, gewinnt sofort ein anderes Gesicht, wenn wir zu den Erzeugnissen, die im Wege der Zentralisation ihre ständige und nachhaltige Verbreitung finden, auch die der Dezentralisierten hinzurechnen. Keineswegs, als ob wir sagten, daß die Leistungen der letzteren die ersteren an Wert überragten; aber sie kommen mit in Geltung, und im Interesse der Gerechtigkeit müssen sie es.

Nun haben wir nichts dagegen, wenn in Anlehnung an die geschichtlichen Ereignisse der Berliner, insonderheit das Berliner Hoftheater, eine kräftige dramaturgische Initiative führt; das Gewordene läßt sich nicht rückgängig machen, und der zentrale Zug Berlins scheint eine Notwendigkeit der Zeit; aber wir geben zu bedenken, ob nicht der Zentrale mit den Dezentralisierten einen normalen Bund abschlösse? Dieser Gedanke ist keine leere Phantasie; denn das statistische Material, das uns zur Hand steht, liefert uns den Beweis, daß die in der zentralen Richtung arbeitenden Schriftsteller, seien sie geborene Berliner oder zugereist, seien sie begabt oder unbegabt, gegen das immerhin beträchtliche Aufgebot der Dezentralisierten hinsichtlich der Herausstellung ihrer Werke einen auffällig großen Prozentsatz bilden.

Vergessen wir nicht, daß der Berliner, um sein großes Bühnenbedürfnis zu decken, stark auf fremde Anleihen angewiesen ist, daß die Dezentralisierten ihm nicht nur Schriftsteller, sondern Schauspieler, Sänger oft ersten Ranges zuführen, daß also schon die natürliche Rücksicht der Dankbarkeit erheischte, daß die Dezentralisierten für ihr Emporkommen nicht auf den bloßen Zufall angewiesen blieben. Man wende nicht ein, das Talent bricht sich von selbst Bahn, und kein gutes Werk bleibt heutzutage unberücksichtigt, der Blick für das Gediegene ist sehr schwankend, und die Geschmacksrichtungen gehen heuer mehr auseinander als je. Daß die Berliner Ortsautoritäten stets das Zutreffende finden, ist eine wahnvolle Annahme; dieselben bilden vielmehr häufig genug einen Ring, um sich gegen Alles abzuschließen, was nicht in ihr Horn stößt. Der Berliner ist

Digitized by Google

aber durch den Gang der Ereignisse auf eine höhere Zinne gerückt; mit dem Anspruch, das Ganze zu beherrschen, wächst ihm auch die Verpflichtung, für das bessere Wohl der Teile zu sorgen. Vor Allem möge die General-Intendantur des k. Hoftheaters es sich zur Pflicht machen, bei der Auswahl der Stücke weniger die örtlichen und pekuniären als die sachlichen und künstlerischen Gesichtspunkte obwalten zu lassen und auch den hinter dem Berge wohnenden Fremden thunlichst das Wort zu gönnen. Daß dieses der Fall, kann nur der Uneingeweihte behaupten. Warum wird nicht — was so nahe liegt — ein amtlicher Rapport hergestellt zwischen der Hauptbühne und den dezentralisierten Bühnen? Genügt es, wenn ein Regisseur, wenn ein Direktor eine fremde Stadt bereist, um eine Opernneuheit zu sehen? Wäre nicht auch ein neues Schauspiel auch eine Reise wert? Eine solche wird nur in den seltensten Fällen unternommen. Und klagen die Direktoren über die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Kritik, warum machen sie es sich nicht grundsätzlich zur Aufgabe, sich an Ort und Stelle über die betreffende Neuschöpfung zu belehren?

Freilich steht andernteils nicht zu leugnen, daß auch die Dezentralisierten einen wesentlichen Teil der Verschuldung tragen, wenn sie über die hauptstädtische Zurücksetzung klagen. Ihr nur zu blindes Entgegenkommen gegen Berlin, ihre nachäffende Modesucht, ihr bequemes Abwarten der in der Hauptstadt ausgegebenen Losung zeugen weder für die Selbständigkeit ihres Urteils noch für das Bestreben, sich eine eigene Initiative der Kunst zu wahren. Und doch haben wir eine solche in Mittel-, ja in Kleinstaaten thatsächlich gehabt, ja wir haben sie zwischendurch noch heute, und wo eine solche vorhanden, sehen wir, daß das Theater blüht, z. B. in Dresden, das trotz Berlin und Wien einen ersten Rang einnimmt. Auch die Meininger beweisen, welch treibende Macht der schöpferische Geist eines Kleinstaates besitzt, sie brachten eine Umwälzung der ganzen Kunst zuwege. Es ist überhaupt ein Irrtum zu wähnen, daß mit der wachsenden Größe einer Stadt das Theater einen höheren Schwung nehme. Wie sehr auch die Bühnenkunst nach Freiheit strebt, so bleibt sie doch abhängig von ihrem Publikum; was Wunder, wenn sie bei dem riesenhaften Zusammenstrome unsrer neueren Hauptstädte gedrückt, demokratisiert, ja nicht selten geradezu verschlechtert wird? Iffland erwog ernstlich im Geiste, nachdem er das kleine Mannheim mit seinem Direktionsposten in Berlin vertauscht, ob er nicht lieber nach Mannheim zurückkehren wollte, er setzte Zweifel in die künstlerische Ertragsfähigkeit des unruhigen Berlins, welches damals doch nur 80 bis 90 000 Seelen zählte. Auch der Staatsmann Bismarck ist, vermutlich aus politischen Gründen, kein Freund der großen Städte; er, der Einheitsmacher, hat oftmals die Nützlichkeit der dezentralisierten Praxis betont. Wohin ist z. B. London gekommen mit seiner dramatischen Kunst? Es bewegt sich in den Bahnen der Nachahmung der Franzosen, des Ausstattungsstückes und geht neuerdings auch bei uns Deutschen zu Borg. Und unerquicklich wär es zu wähnen, wenn Deutschlands dichterische Zukunft in gleicher Art verödete und versandete. Die Schwarzseher sprechen schon jetzt von einem völligen Bankrott des Thespiskarrens; soll derselbe aber nicht wirklich eintreten, so müssen Zentralisation und Dezentralisation in dem Verwaltungsorganismus besser ineinander greifen.

Doch damit man uns nicht thörichte Klage nachsage, einseitig aus dem Gesichtswinkel des Partikularismus erhoben, so wollen wir an der Hand untrüglicher Thatsachen, welche uns die Thätigkeitstabellen einerseits des Berliner Hoftheaters, andrerseits der Hof- und größeren Stadttheater liefern, das Novitätenverzeichnis wie das der neu einstudierten Stücke vergleichsweise in Betracht ziehen. Wir wählen beliebig die Periode von 1883 bis 86. Aus dem von den betreffenden Bühnenverwaltungen selbst abgefaßten Quellenmaterial ergiebt sich, daß Dresden, Mannheim, Weimar, Koburg, Braunschweig, Köln und Hamburg mindestens das Doppelte, überwiegend aber eine drei-, ja in einzelnen Fällen eine viermal größere Anzahl von dramatischen Neuheiten in das Treffen geführt haben als das Berliner Hoftheater.

Vergleichen wir die Thätigkeit Berlins etwa mit der Dresdens, so bringt der Jahrgang 83 für Berlin 12 Neuheiten in Trauer-, Schau- und Lustspiel und 6 Neueinstudierungen älterer Stücke. Von den genannten 18 Nummern sind 11 Berliner die Verfasser und 7 Nichtberliner. Unter den 7 Nichtberlinern zählt ein Franzose, ein Lübecker, ein Schweriner; aber kein Bayer, kein Sachse, kein Württemberger, kein Badenser.

Betrachten wir Dresden, so bringt dasselbe im Jahrgang 83 24 Neuheiten und 16 Neueinstudierungen, zusammen in 144 Akten zur Darstellung, während die Aktzahl der Berliner Gesamtthätigkeit sich nur auf die Ziffer 66 beläuft.

Im Jahre 1884 bringt Berlin 8 Neuheiten in Trauer-, Schau- und Lustspiel und 5 Neueinstudierungen; von den gesamten 13 Nummern entfallen 7 Nummern auf Berliner Verfasser, 3 auf Wiener Verfasser und 3 auf Klassiker.

Dagegen bringt das Jahr 1884 für Dresden 14 Neuheiten in Trauer-, Schau- und Lustspielen und 24 Neueinstudierungen.

Das Jahr 1885 bringt für Berlin 6 Neuheiten und 6 Neueinstudierungen; das Trauerspiel finden wir gar nicht vertreten.

In Dresden bringt das Jahr 1885 24 Neuheiten, also viermal so viel als Berlin in Trauer-, Schau- und Lustspielen und 14 Neueinstudierungen.

Das Jahr 1886 bringt für Berlin 8 Neuheiten und 4 Neueinstudierungen.

Dagegen weist Dresden im Jahr 1886 18 Neuheiten und 16 Neueinstudierungen auf. Die vergleichenden Thätigkeitstabellen für größere Zeiträume aus den Verband vieler Städte ergiebt ein ähnliches Resultat; jedoch die Fortführung der statistisch gewonnenen Ziffern würde ermüdend wirken. Die genannten Zahlen besagen genug, sie geben uns die Gewißheit, daß das Berliner Hoftheater hinter der Thätigkeit der übrigen Hof- und Stadttheater Deutsch-

Digitized by Google

lands zurückbleibt. Von den vorgeführten Verfassern sind, wie wir behauptet, die in Berlin geborenen oder sonst ansässigen Berliner in überwiegender Anzahl vertreten. Die in der Diaspora lebenden Bayern, Sachsen, Württemberger, Thüringer u. s. w. kommen sichtlich zu kurz; ja die Thätigkeitstabelle ergiebt überhaupt ein so bescheidenes Maß, daß wir fürchten, selbst die zentralisierten Berliner werden trotz aller Mehrheit ihrer Vertretung im Stillen die Achseln zucken über ihre beziehentlich auch mangelhafte Berücksichtigung.

Und was das Schlimme, das Berliner Repertoir von 1883 bis 86 war ein zufälliges, rein zusammengewürfelt nach gewissen Gesichtspunkten der Opportunität und der Kasse; wir vermissen jedes Bewußtsein, daß Berlin eine gewisse Verantwortung für die Kunst ganz Deutschlands trage, daß es, politisch an der Spitze der Zivilisation marschierend, auch als Vorort in der Dramaturgie sich hinstelle. Sein Repertoir ist nicht nur arm, sondern überwiegend auch schwachwertig, ohne nationalen oder sonst bemerklich originalen Zug. Das Berliner Hoftheater, das einen Zuschuß hat wie sonst kein Theater der Welt, auch nicht das Théatre Français, könnte und müßte nach seinen Mitteln eine Vor- und Musterbühne sein, die Paris, Wien, Dresden, ja allen Städten der Welt zu raten aufgiebt. Und doch bleibt Berlin meilenfern hinter seiner Aufgabe zurück. Beschränkt büreaukratisch und im bösesten Sinne partikularistisch pflegt es das leichtere Genre auf Kosten der inhaltsreicheren und ernsten Gattung. Wenn keine konventionelle Nötigung vorliegt wie bei der Timandra des Grafen Schack, so streicht es die Tragödie am liebsten ganz vom Spielzettel. Es vermeidet, wie auf Socken schleichend, ängstlich jeden historisch politischen Konflikt, wir sehen keinen Reformations- und Kulturkampf sich entwickeln und die großen Fragen der Politik, der Religion und Gesellschaft werden, gerade soweit sie uns Modernen berühren, kaum mit einem Worte gestreift. Wir fanden es andernorts ausgesprochen, daß das Berlin der letzten Jahrzehnte geradezu als Hochburg der Reaktion erscheine, in der der freie Gedanke als Schmuggelware gilt, das nationale Pathos auf Krücken geht und die große Ära, die wir Deutschen auf den Schlachtfeldern erkämpft haben, auch kaum in leiser Regung anklingt. Wir bestätigen, daß das Urteil nicht zu hart ist.

Und wie das ernste Drama das enfant terrible, so findet auch der Humor nur eine frostige Pflege. Das eigentliche Charakterlustspiel bleibt so gut wie unangebaut, die flache Eintagsware herrscht, und der Mut, Humor und Komik zu fördern, falls sie mehr Ideen-durchtränkt einen phantastisch-aristophanischen Hochflug nehmen, fehlt ganz. Das alternde Theater bringt viel öde, graue Prosa, bestenfalls hübsch gearbeitete Nipperzeugnisse und Herzensgeschichten für höhere Töchter. Selbst den einst viel gepriesenen Kultus der Klassiker sehen wir im Verfall, die Neueinstudierung derselben sind der Zahl nach viel stärker vertreten in Dresden, Weimar, Mannheim und Meiningen als in Berlin.

Eine Einrede, daß die Erfindungs-Armut der Schriftsteller ein so unliebsam beschränktes Repertoir mit sich bringe, können wir nicht gelten lassen, denn die anderen vorerwähnten Theater suchen und finden das Doppelte und Dreifache an Novitäten, von denen doch keineswegs jede Nummer durchfällt. Und ist es richtig, daß auch andere Hof- und Residenztheater, gebunden durch vielfache höfische, Polizei- und anderweitige Konvention, dem Pathos der berechtigten nationalen Freiheit nicht immer den gehörigen Nachdruck geben, so zeichnet sich das stimmführende Berlin durch besondere Engherzigkeit aus.

Und seltsam, diese Engherzigkeit ist seit der Neugründung des Reiches nicht nur für Berlin, sondern für alle deutschen Theater gewachsen. Der Partikularismus, wie sehr auch ein Feind der politischen Entwickelung, war — die Gerechtigkeit erfordert es zu sagen — für Ideenbildung entschieden duldsamer und fand weit weniger Steine des Anstoßes in Auswahl und Behandlung der von den Dichtern gewählten Themen. Die Zeit des Sturmes und Dranges, die klassische Weimarer Periode, und was nach ihr folgt bis 1848 und noch darüber hinaus, übte eine viel gelindere Zensur, als sie in unserer gepriesenen neuen Ära gepflegt wird. Wir entnahmen aus der Praxis eines wohlverdienten deutschen Regisseurs, der lange Jahre ersten Hoftheatern vorgestanden hat, aus der Zeit seines Waltens vor 1866 das Geständnis, daß er im Grunde Alles in Szene gesetzt habe, was technisch-dramaturgisch die Probe hielt, daß einzig nur gehässige Darstellungen des heimischen Herrscherhauses von ihm beanstandet worden seien. Wohin, fragen wir, sind wir heute gekommen? Wenn unseren Schriftstellern für ihre Arbeit das Gas abgedreht wird, so ist die Klage über die Unergiebigkeit ihrer Muse doch keine gerechtfertigte.

Man meint, in einem tüchtig geordneten Verwaltungsorganismus läge das Geheimnis, die Kunst wieder hochzubringen; wir unterschätzen einen solchen nicht, aber alle Verwaltung bleibt nur eine tote Kirchhofsordnung, wenn nicht der dramatische Geist in ganz anderer Weise entbunden wird, wenn nicht ein frisches, weitherziges und warmblütiges nationales Pathos das verkümmerte Menschentum wieder in seine Würden einsetzt. Daß dieses in Kürze geschieht, bezweifeln wir sehr, aller Voraussicht nach werden die alten Mißstände bleiben.

Doch selbst ist der Mann! so rufen wir und werfen die Frage auf: warum nehmen die deutschen Schriftsteller die dramaturgische Frage nicht selbst in die Hand? Der Gedanke, sich mit den Theaterdirektionen, insonderheit mit der General-Intendanz von Berlin in geschäftlichen Verband zu setzen, empfohle sich durchaus; namentlich könnten die deutschen Schriftstellervereine für mildere Handhabung der Zensur und für eine bessere Pflege des dramatischen Geistes Vieles thun, einmal durch Überwachung von Fehlern, die in den Bühnenverwaltungen gemacht werden, alsdann durch Aufstellung von Lektoren innerhalb des Schriftstellerverbandes. Dieselben müßten sich zum Schiedsgericht zusammenzuthun über die neu erscheinende dramatische Lit-

Digitized by Google

teratur, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, neben den Leistungen der Zentralisierten auch die der Dezentralisierten zu Wort kommen zu lassen. Und indem wir diese Forderung stellen, verwahren wir uns gegen die mißverständliche Auffassung, als ob wir eine ausgesprochene Feindschaft mit den Berlinern beliebten. Wir haben uns an Ort und Stelle in Berlin überzeugt, daß unsere Anschauungen keineswegs dort unsympathisch berühren; eine kräftig angestrebte höhere Gerechtigkeit in Wertschätzung dramatischer Erzeugnisse findet dort keineswegs taube Ohren; und dies ist nicht zu verwundern; denn mit der Hebung der Gesamtkunst gewinnt auch der Einzelne, zählt er zu den Zentralisierten oder den Dezentralisierten.

Selbst auf die Gefahr hin, einer erneuten Cliquenbildung Vorschub zu thun, befürworten wir die Aufstellung einer mehr korporativen Vertretung der schriftstellerischen Interessen und sind überzeugt, daß eine solche mehr Segen als Übel im Gefolge habe. Im unierten Frankreich bilden die dramatischen Schriftsteller einen geschlossenen Stand mit ganz namhaften Rechten, in Deutschland aber — nun man kennt den Nachsatz. Dieselbe Unbehilflichkeit, die uns politisch so vielfaches Unheil gebracht, hemmt, so scheint es — auch die Entwickelung unserer idealen Schaubühne. Die deutschen Schriftstellervereine haben mit jahrelanger Statutenberatung sich eine solche Herrlichkeit geleistet, daß jetzt, wo die praktisch-nationale Arbeit einsetzen mußte, die Lust für dieselbe erloschen scheint. Der alte Hamlet bleibt in seiner früheren Haut; aber die Strafe folgt auf dem Fuß; die Verhältnisse bleiben im wesentlichen wie sie sind, und einen Hochflug wird die dramatische Kunst solange nicht nehmen, bis die deutschen Schriftsteller sie nicht selbst unter ihre Hut nehmen und ihr die Marksteine einer neuen Bestimmung aufstecken. Und die Presse als sechste Großmacht könnte schon wirken, zumal in der korporativen Form eines wohlorganisierten Schriftstellervereins, der aufgeschlossen für sein Wohl und Wehe für Angriff und Verteidigung seiner Heilsgüter gleich schneidige Waffen besitzt. Anfangs von den Direktionen gehaßt, bespöttelt, vielleicht auch brüskiert, würde er, wenn er geschickt zu operieren versteht, voraussichtlich sich rasch eine Ehrenstellung erobern. — Klagt Lessing über den Mangel einer Nation, so darf unsre Gegenwart Klage erheben, daß unsre Kunst, trotzdem Deutschland eine wirkliche Nation geworden ist, in allen Verschränkungen eines verknöcherten Partikularismus hängen geblieben ist. Die zentralisierten und dezentralisierten Tendenzen arbeiten gegenseitig zu ihrem Nachteil: die Kapitale ist nicht, was sie sein könnte, und Großdeutschland hat nicht den Mut das darzustellen, was es wirklich ist. — Bei aller Bühnenverbesserung kann doch nur die Frage in Betracht kommen, unsere Hoftheater hinaufzuentwickeln in eine Form des Nationaltheaters, das unterschiedslos allen Interessen der höheren Kunst gerecht wird. Mit der Erstarkung des Reiches soll nicht der Materialismus, sondern das geistige Gedeihen unsres Wesens gekräftigt werden; dasselbe treibt aber seine schönsten Blüten in der Richtung einer Kunst, die gleich zentralistisch als dezentralisiert den versunkenen Nibelungenhort unseres nationalen Dichterreichtums wieder an das Licht fördert. Und so schließen wir mit dem Wahrspruch:

In Freiheit geeint,
In Einigkeit stark,
In Treue fest!

## Stationen meiner Lebenspilgerfahrt.

Von Robert Hamerling.

Hamburg 1889, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. Richter.)

Der kleine Teil der großen deutschen Menschenwelt, welcher sich noch um moderne deutsche Dichtkunst und ein wenig auch um die Dichter selber kümmert, wußte bisher vom Schöpfer des Ahasver, Königs von Sion, Homunculus und der Aspasia kaum mehr, als daß er leidend und einsam seit über dreißig Jahren in Graz an der Mur in dem von ihm besungenen, waldheimlich schön gelegenen Stiftinghaus lebt. Klatschjäger, Anekdotenkrämer und andere liebenswürdige überflüssige Leute, die ja im Dunstkreise des Litteratursalons besonders kräftig emporschießen, mußten in „Feuilletons", „Essays" u. s. w. mancherlei über den ihnen unzugänglichen Menschen zu plaudern, so daß die seltsamsten Gerüchte verbreitet und geglaubt wurden. „Man sieht, die mythenbildende Phantasie trägt kein Bedenken, ihr Öpfer heute zum Don Juan und morgen zum Eunuchen zu stempeln", heißt es zum Schlusse.

Nur diesem Drange der Unwahrheit zu steuern, verdankt das neue, eigenartig fesselnde Werk sein Dasein. Es ist ein Bericht vom Leben einer deutschen Dichterseele, die äußerlich nichts durchgemacht hat, von den physischen Leidensstationen abgesehen, deren innerliche Entwickelung aber doch eine eigentümliche, nicht alltägliche geworden ist. Es ist nicht hier der Ort, über die Herzensberichte des Dichters zu reden, welcher, entgegen seiner eigenen Meinung, im Verkehr mit weiblichen Wesen, im Anknüpfen solcher Verhältnisse trotzdem noch recht Glück gehabt hat und — beträchtliche Vorteile daraus gezogen für sein erstes und lebenslängliches „Verhältnis" zur Muse und Philosophie; derartiges muß der Leser selber auf sich wirken lassen. An dieser Stelle dürften einige Randbemerkungen genügen — kann doch, im Grunde genommen, ein solches Werk kaum im üblichen Sinne „kritisiert" werden.

Die ersten beiden „Stationen" geben uns ein idyllisches Bild aus dem Jugendleben des Dichters; trotz der Wahrheit wirkt die Einleitung wie ein kunstvoller „Vorgesang"; unbewußt genießt das Kind schon all' die Leiden und Freuden, die später des Mannes harren: Das Sonntagskind der Muse bleibt ein Pechvogel im Leben; die Wonne irdischer Güter bekommt er dann, wo er sie nicht mehr selber für sich genießen kann.

Aus der vierten Station, „Mein Kriegsjahr im

Digitized by Google

Dienste der Freiheit", mit vielem, echten Humor geschildert, ist besonders das seiner Zeit anonym gedruckte politische Programm des akademischen „Legionärs" von 48 merkwürdig.

Während der Student von einem „Hoftheaterdichter" träumt und zugleich versucht, in antiker Weise ein „Universalmensch" zu werden, zwingt das „Leben" seinen Pegasus in das bekannte Joch: H. wird und bleibt Schulprofessor zu Triest, bis der Erfolg des Ahasver und seine Krankheit ihn bewegen, sich pensionieren zu lassen und nach Graz überzusiedeln. Hier entstehen die bekannten Werke und hier nimmt auch sein Leiden von Jahr zu Jahr zu. Die letzte Station „vom Ahasver bis zum Homunkel" wird am meisten den Litteraturfreund fesseln. Die „Erfolge" steigern sich — ohne daß er die Hand dazu rührt — und trotz der Schärfe, mit welcher ihn gerade seine näheren landsgenössischen Kritiker heimsuchen. Ja, nach dem Erscheinen der Aspasia giebt es geradezu eine Hetze, als sollte auch er an das Kreuz genagelt werden von seinen „Gegnern"! Die Betrachtung dieser Zeit giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer anderen, tieferen Betrachtung über Erfolg, Höhepunkt u. s. w. im Poetenleben. Er hätte an Wagner erinnern können, als dieser seine Nibelungen fertig und noch nicht aufgeführt hatte, auch an den seit einigen Jahren sanft verklungenen Ruf: Fort mit Bismarck! . . .

Vielleicht hält mancher es für unnötig, daß Hamerling sich mit den Kritikern seiner Dichtungen hier und da noch aufhält, da derartige Augenblickserzeugnisse, wie sie die heutigen Rezensionen fast alle sind, wenig Wert haben. Aber seien auf die betreffenden Stellen des Buches gerade diejenigen mit ihrer Nase gestoßen, die sich auf ihren Witz, Geist und ihre Unverschämtheit besonders etwas zu gute thun, und doch nicht einmal im stande sind, die 20 ersten Zeilen etwa — aus Schopenhauers philosophischem Hauptwerk wirklich zu verstehen. Typisch bleibt für diese Art der verstorbene Emil Kuh, der nicht einmal von seinem Schreibtische aufsteht, als ihm der noch „unbekannte" Poet H. seine Aufwartung macht. Diese Selbstüberhebung der Betreffenden wirkt um so abstoßender, als sie nach dem Tode ihrer Opfer womöglich selber die ersten in dem Vereine werden wollen, welcher zum Andenken und Ruhme des Verblichenen gestiftet wird.

Zum Schlusse giebt der Dichter — eben notgedrungen — eine Darstellung seiner Leidensgeschichte, seiner gegenwärtigen, seit Jahren andauernden seelischen Zustände, die freilich die Objektivität seines Geistes nicht verdunkelt haben; — H. ist kein Pessimist! — Diese Darstellung gehört zu dem ergreifendsten, was je geschrieben worden ist, um so mehr, als der Dichter selber bekennt, daß er nicht weiß, weshalb gerade er allein ein solches Geschick verdient hat. Prometheus wußte es, Heinrich Heine vielleicht auch, für ihre Persönlichkeit . . . Und unter diesen „unerträglichen" Leiden, deren Maß „voll geworden" ist, soll noch ein großes Prosawerk zu Ende geführt werden, eine Kritik der modernen Erkenntnis! Und trotzdem leuchtet ihm für die Menschheit das Morgenrot der „Zukunft", bleibt ihm das „Schöne" ein Kultus des Herzens, eine Wirklichkeit, keine Täuschung.

Das Buch schließt mit den rührenden Worten: „Ist sie eine Täuschung, die Stimme in der Brust des Leidenden, sich nach Ruhe Schnenden, die ihm zuruft: ‚Du darfst nicht ruhen, du kannst nicht von hinnen gehen, bevor dein irdisches Tagewerk gethan?'"

Vielleicht gewährt es dem nun bald Sechzigjährigen einigen Trost, daß er nicht vergeblich gelebt hat, daß die Schar derer, die sein Lebenswerk in seiner Gesamtheit auch zu verstehen anfangen, von Tag zu Tage wächst — wie denn auch seine Werke, wie die keines anderen deutschen Poeten der Gegenwart, in fremde Sprachen zahlreich übersetzt worden sind — und daß vor Allem einem solchen Poetenschicksal gegenüber Neid, Mißgunst und Selbstüberhebung schweigen müssen und vielleicht im dunklen Kämmerlein vor sich selber erröten — aber das soll nach Professor Erdmanns Ansicht nicht recht möglich sein . . .

Berlin. Oskar Linke.

## Das Denken und die Sprache.

Von Karl Erdmann.

(Fortsetzung.)

Das hauptsächlichste Interesse in dem vorliegenden Werke aber richtet sich naturgemäß auf die vorgetragene Lehre vom „Ursprung" der Sprache. Hat doch der berühmte Verfasser der „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", wie er selber versichert, es bisher geflissentlich vermieden, sich einer der landläufigen Lehren ohne Weiteres anzuschließen oder eigene Anschauungen vorzutragen, so sehr er auch gegen die „interjektionale" und die „onomatopoietische" Sprachtheorie oder, wie er sagt, gegen die „Bauwau" und die „Puh-Puhtheorie" zu Felde gezogen ist. Hier zum ersten Male ergreift er unzweideutig Partei für eine bestimmte Lehre, die er durch eigene wertvolle Untersuchungen zu bereichern und zu stützen bemüht ist.

Seinen Ausgangspunkt nimmt er naturgemäß von den Wurzeln. Diese Reste, welche bei der Zergliederung einer jeden Sprache sich ergeben, bestehen:

1) aus „prädikativen Wurzeln" die ihren Lauten nach bestimmt sind und allgemeine Begriffe bezeichnen;
2) aus „demonstrativen Elementen" die ihren Lauten nach zwar ebenfalls bestimmt, aber ihrer Bedeutung nach nicht begrifflicher Natur sind.

„Nenn"- und „Deutewurzeln" verdeutscht Curtius diese Ausdrücke.

Es ist nach dem oben Bemerkten nicht verwunderlich, daß Max Müller den hinweisenden Elementen wenig Beachtung schenkt. Sie stammen von

Digitized by Google

jener schon erwähnten „Gefühlssprache" her, mögen also die Überreste einer uralten Geberdensprache sein, in welcher auf die Dinge hingedeutet, dieselben aber nicht begriffen und geschildert wurden. Das eigentliche Problem nach der Entstehung der Worte spitzt sich demgemäß auf die Frage zu: „Wie sind die prädikativen Wurzeln entstanden?"

Bei der Beantwortung dieser Frage nun schließt sich Max Müller völlig den Untersuchungen an, welche Ludwig Noiré in seinen letzten Werken*) entwickelt hat.

Als Ausgangspunkt dient die Thatsache, daß, so oft unsere Sinne erregt und unsere Muskeln sehr angestrengt werden, das Ausstoßen von Tönen eine Art Erleichterung gewährt. Zumal gemeinsame Thätigkeiten, wie das Rudern der Matrosen, das Dreschen der Bauern, das Marschieren der Soldaten, werden gern noch jetzt von allerhand taktmäßigen Lauten begleitet. Diese Laute seien ganz unwillkürliche Schwingungen der Stimmbänder, die den mehr oder minder regelmäßigen Bewegungen unseres Körperbaues entsprächen. In dieser Weise sollen nun auch die Urmenschen bei ihren gemeinsamen Thätigkeiten in unwillkürliche, taktmäßige Laute ausgebrochen sein und etwa beim Zerreiben mar-mar, beim Flechten ve-ve ausgerufen haben. Diese halb unbewußten Schreie, die sich mit den begleitenden Thätigkeiten mehr und mehr zu einer Einheit verschmolzen, seien natürlich vorläufig noch nicht Sprache zu nennen. Erst im Augenblick als sie verwendet wurden, um sich oder Andere an die fraglichen Thätigkeiten zu erinnern, sei der *„clamor concomitans"* zu einem *„clamor significans"* geworden — der erste Schritt in der Entwickelung der Sprache. Am natürlichsten sei dieser Schritt im Imperativ zu Tage getreten, mochte die Aufforderung oder Erinnerung von der betr. Person an Andere oder sich selbst gerichtet sein.

„Bei alle dem", schreibt Max Müller — „postulieren wir nichts, was nicht der pedantischste Philologe gelten lassen könnte. Wir nehmen nicht an, daß die ersten Sprachbildner, wenn sie einen Befehl ausdrücken wollten, sich nach einem geeigneten Zeichen umsahen, welches sie in den von ihnen und ihren mitarbeitenden Genossen bei der Verrichtung ihrer gemeinsamen Thätigkeiten ihres täglichen Lebens ausgestoßenen Lauten entdeckten. Nein, bei dem Vorgang, welcher diese Laute in Zeichen verwandelte, ward nichts vorher überlegt. Wenn ein Mensch zerreiben wollte, kehrte der Laut „mar" naturgemäß auf seine Lippen zurück, und wenn er von Anderen beim Zerreiben geholfen haben wollte, wurde derselbe Laut ausgestoßen, nur mit so lauter Stimme, daß ihn die, für welche er bestimmt war, hören konnten. Die durch diese Schreie hervorgebrachte Wirkung ließ im Geiste desjenigen, welcher schrie, und seiner Stammesgenossen, die ihm gehorchten, den neuen Eindruck zurück, daß diese Schreie nützliche Zeichen seien, d. h. ein Mittel Andere zu veranlassen dasselbe zu denken, zu wollen, zu thun wie wir. Dies war die eigentliche Geburtsstätte der Sprache. Scheinbar eine sehr bescheidene Krippe, und doch vielleicht das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Menschheit."

Noiré will übrigens unter der gemeinsam schaffenden Thätigkeit das anschauliche Ergebnis derselben mitinbegriffen wissen. Für das wenig unterscheidungsfähige Bewußtsein habe das lebendige Gefühl eigener Muskelbewegung mit der Anschauung der Wirkung als bezeichnend für jene Thätigkeit noch ungesondert und unentwickelt gelegen. Die Wurzel KHAN habe also nicht nur das Graben schlechthin, sondern auch gleichzeitig die gegrabene Höhle und wohl auch das Werkzeug des Grabens bedeutet. Für Max Müller dagegen ist der erste Begriff lediglich dem Willen, der seiner Handlungen und dann erst des Ergebnisses seiner Handlungen sich bewußt wird, zuzuschreiben. Sache einer viel späteren Entwickelung sei es, das lautliche Zeichen auch auf die hervorgebrachte Wirkung der Thätigkeit zu übertragen. Es ist im höchsten Grade anziehend zu verfolgen, in welcher Weise sich der berühmte Sprachgelehrte diese Entwickelung denkt, wie die ursprünglich intransitiven Wurzeln transitive Bedeutung erhielten, wie Worte, die rein äußerliche Thätigkeiten bezeichneten, dazu gelangten, rein innerliche Zustände wie Furcht, Schrecken und Freude darzustellen, wie Thätigkeitswurzeln zur Bedeutung des durch die Thätigkeit herbeigeführten Zustandes dienen konnten; (daß also etwa aus „graben" „arbeiten" allmählich „sich abmühen", „ermüden", „ermatten" wurde;) in welcher Weise ferner neutrale Zeitworte als Aktiva sich verwenden ließen und Worte die einen Zustand bedeuteten auch passive Bedeutung annahmen. So geht „ich schüttere" d. i. ich erschüttere, schüttele einen Baum, über in „ich zittere", „ich erschrecke" (bin im Zustande des Schütterns) und dies in „ich werde erschreckt" (bin im Zustande des Geschüttert werdens). Leicht ist es auch verständlich, wie die Sprachbildner ihre eigenen Thätigkeiten und Zustände auf die ihrer mitarbeitenden Genossen übertrugen. Ist doch nach Noirés Lehre „wir" eigentlich ursprünglicher als „ich", während andererseits die Bedürfnisse eines gemeinschaftlichen Lebens frühzeitig Ausdrücke geschaffen haben mögen wie „graben" d. h. „grabt ihr", „grabe du!" Und von dieser mehr oder minder dramatischen Sprache, die wohl mit Ausdrucksbewegungen gar sehr durchsetzt gewesen sein mag, ist zur erzählenden Mitteilung in der dritten Person: „er gräbt", „sie graben" kein allzugroßer Schritt, der schon beim einfachen zusammentreffen von Jägern, Kriegern und Erdwühlern hervorgerufen sein mag und keine anderen Thätigkeiten voraussetzt als das: Übertragen eigener Thätigkeiten und Zustände auf Andere in gleicher Lage. Die Hauptschwierigkeit liegt immer in der Frage, wie denn aus den Thätigkeitswurzeln die Worte für gegenständliche Dinge der uns umgebenden Natur haben entstehen können. Wie hat man Worte bilden können, wie Baum und Strauch, Vogel und Pferd? Aber gerade hierin soll sich die eigentliche Stärke

*) Der Ursprung der Sprache 1877, der Ursprung der Vernunft 1882, Logos 1885. In seinen früheren Werken huldigt Noiré zum Teil einer anderen Anschauungsweise.

Digitized by Google

der vorgetragenen Lehre offenbaren. Die Wurzel VARK, die dem Namen des Wolfes im Sanskrit zu Grunde liegt, soll zerreißen, die Wurzel BHAG, aus welcher der Name der Eiche gebildet ist, soll essen, nähren, bedeuten. Die Schlange war das kriechende, das Schwein das gebärende, also fruchtbare, die Gans das den Schnabel aufsperrende oder zischende Geschöpf. Sehr anziehend ist es zu verfolgen, in welcher Weise ein Wort wie Farbe hat entstehen können. Da werden wir belehrt, daß im Sanskrit Farbe varṇa heißt, dessen Ableitung aus der Wurzel VAR sich ergiebt, welche bedecken bedeutet. Farbe wurde also ursprünglich als Decke, als das Ergebnis des Bedeckens, Schmierens oder Malens begriffen.*) Eine andere Wurzel für Schmieren und Malen ist AÑG. Davon soll nicht nur das lateinische *unguentum*, Salbe, herzuleiten sein, sondern auch skr. ak-tu. Tünche, schwarze Tünche, Nacht, aber ebenso weiße Tünche oder Lichtstrahl (gr. *ἀκτίς*).

Auch die Töne der Außenwelt wurden als Äußerungen uns ähnlicher handelnder Wesen aufgefaßt, und denselben geistigen Vorgang bemerken wir bei der Benennung der Gefühls- und Geschmacksempfindungen: bitter ist beißend, heiß brennend, sauer ist kratzend und mild abgerieben und geglättet.

Versetzen wir uns mit Max Müller in jene sprachbildenden Zeiten zurück! Da wir nur einen Zustand des Seins kennen, nämlich unseren eigenen, und da wir nur eine Sprache besitzen, nämlich die, welche unsere eigenen Thätigkeiten und Zustände bezeichnet, was können wir da von den äußeren Gegenständen Anderes aussagen, als irgend einen Zustand des Seins, der unserem eigenen gleicht, und welche Sprache können wir auf sie anwenden als die, welche wir gebildet haben, um unsere eigenen Thätigkeiten und Zustände zu bezeichnen? Wenn ich sehe, wie der Blitz auf meinem Felde eine Grube gräbt, kann ich anders sagen als ein Gräber hat eine Grube gegraben? Wenn ich den Wind die Zweige an einander reiben sehe, bis sie Feuer fangen, was kann ich anderes sagen, als ein Reiber hat Feuer herausgerieben?

„Sobald dieser geistige Akt vollzogen war, war die Mythologie im weitesten Sinne des Wortes geschaffen. Eine neue Welt war geschaffen, welche nichts Anderes sein konnte als ein Reflex unserer selbst. Denn das einzige Licht, das wir darauf fallen lassen konnten, war das Licht aus unserem Inneren, die einzigen Begriffe, durch welche wir sie begreifen konnten, waren die Begriffe von unseren eigenen Thätigkeiten und Zuständen, die einzige Sprache, die wir darauf anwenden konnten, war die Sprache, die uns und unseren mitarbeitenden Genossen eigentümlich war. Hier ist der wahre Schlüssel zu dem Rätsel der Mythologie, und in gewissem Sinne auch der Theologie zu finden, nämlich die unvermeidliche Metapher oder Übertragung des Subjektiven auf das Objektive, während das, was wir gemeinhin Mythologie nennen, nur ein kleiner Rest jener allgemeinen Entwickelungsstufe unseres Denkens, ein schwaches Fortleben dessen ist, was einst ein vollständiges Reich des Gedankens und der Sprache bildete. Dieselben Menschen, die sich Läufer und Renner zu nennen gelernt hatten, nannten jetzt auch Flüsse Läufer oder Renner. Die Sonne, die mit ihren Strahlen schoß, war für sie ein Krieger, der mit seinen Speeren durchbohrte. Die Wolke, die der Wind hinwegtrieb, war ein Segler oder ein Schiff, das mitten durch die See mit fliegenden Segeln vom Winde getrieben wurde. Konnten die Menschen heulen, so konnte es auch der Wind; daher wurde er der Heuler genannt; konnten sie zerschmettern, so konnte es auch der Blitz; daher ward er der Zerschmetterer genannt. Konnten sie lächeln, so konnte es auch die Sonne; daher wurde sie die Glänzende genannt. Konnten sie messen, so konnte es auch der Mond, daher ward er der Himmelsmesser, der Hervorbringer oder Ordner der Nächte, Wochen und Monate genannt. Man hat stets angenommen, dies alles sei das Resultat poetischer Phantasie, eine willkürliche, wenn nicht launenhafte Thätigkeit. Aber es ist an der Zeit, daß man das Unrichtige dieser Ansicht einsieht. Denn man wird niemals ein Verständnis für Mythologie gewinnen, ehe man nicht gelernt hat, daß das, was wir Anthropomorphismus, Personification oder Beseelung nennen, eigentlich für das Wachstum unserer Sprache und Vernunft durchaus notwendig war. Es war völlig unmöglich, die äußere Welt zu erfassen und festzuhalten, zu erkennen und zu verstehen, zu begreifen und zu benennen, ohne diese fundamentale Metapher, diese Universalmythologie, dieses Blasen unseres eigenen Geistes in das Chaos der Objekte und das Wiedererschaffen nach unserem Bilde."

Aber alles dies, was über den Ursprung der Wurzeln bisher angegeben worden, bleibt natürlich so lange lediglich eine wissenschaftliche Vermutung von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, schwebt, so lange völlig in der Luft, als es nicht durch unleugbare Thatsachen der Sprachforschung seine Stütze erhält. Zu diesem Behufe müßte eigentlich der Wortschatz ganzer Sprachfamilien zergliedert und die ursprünglichste Bedeutung aller Wurzeln ermittelt werden. Ein solcher Versuch, der für die arische Sprachfamilie unternommen worden, ist indessen in seinen Ergebnissen noch so unsicher, daß es thöricht wäre auf so schwankender Grundlage weittragende Schlußfolgerungen zu errichten. So blieb für den Anfang nur übrig die Wurzelbedeutungen einer einzelnen arischen Sprache aufzusuchen und festzustellen, und hier lag wiederum am nächsten das Sanskrit zu wählen. Haben doch die alten Hindu-Sprachforscher zuerst den Begriff der Wurzel richtig erfaßt, besteht doch im Sanskrit eine uralte Wurzelsammlung unter dem Namen Pāṇini's, eines alten Grammatikers, den Max Müller in die Zeit zwischen Buddha und Alexander den Großen versetzt.

Max Müller widmet diesen Sanskritwurzeln einen

*) Goethe sagt in seiner Farbenlehre, zur Geschichte der Urzeit: Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblickliche Mitteilung konnte Jeder bemerken, der eine rote Beere zerdrückte . . . Das Mischen, Sudeln und Manschen ist dem Menschen angeboren.

Digitized by Google

besonderen Abschnitt seines Werkes. Die Untersuchungen, ob die ungefähr 1000 Wurzeln Pāṇini's sich auf 992, 816, 633 oder 587 zurückführen lassen, ist für die Frage nach ihrem Ursprung weniger wichtig, und für die grundsätzlichen Fragen von geringem Belang. Die Hauptsache bleibt immer ihre überaus geringe Zahl. Nachdem nun Max Müller die wahrscheinlichsten Grundbedeutungen zu ermitteln gesucht, erhält er ein Verzeichnis von 121 „Urbegriffen". Er teilt diesen ersten Versuch unter allen möglichen Einschränkungen mit, er betont die mannigfachen Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt, und giebt zu, daß die Möglichkeit zu irren eine sehr große ist. Dennoch behauptet er, daß die Ergebnisse zu denen er gelangt, „mit überwältigender Gewißheit" beweisen, daß die Bedeutungen wirklich von der Art sind, wie wir sie erwarteten, und daß sie das ausdrücken, was Noiré forderte, nämlich primitive gemeinsame Thätigkeiten der urmenschlichen Gesellschaft und Zustände, die mehr oder weniger mit denselben verknüpft sind.*)

Ist dies, so fragen wir, wirklich der Fall?

Es kann natürlich nicht unseres Amtes sein, die von berufener Seite angestellten, rein sprachwissenschaftlichen Untersuchungen irgend welcher bemängelnden Kritik zu unterziehen. Ob und in wie weit die Grundbedeutungen der Sanskritwurzeln glücklich ermittelt sind, mögen und werden die Sprachforscher entscheiden. Nehmen wir aber den denkbar günstigsten Fall an, daß eine bessere Bestimmung der Wurzelbedeutungen nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung überhaupt nicht möglich wäre, ist dann wirklich das von Max Müller gelieferte Verzeichnis der Urbegriffe geeignet, seine bezw. die von Noiré aufgestellte Lehre vom Ursprung der Wurzeln und Begriffe über den Rang einer bloßen Vermutung hinaus bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu erheben? (Schluß folgt.)

*) Wir gehen hier zur eigenen Prüfung der Leser das Verzeichnis der 121 Urbegriffe: 1) graben, 2) flechten, weben, nähen, binden, 3) zermalmen, zerstoßen, zerstören, reiben, glätten, 4) schärfen, 5) schmieren, färben, kneten, hart machen, 6) kratzen, 7) beißen, essen, 8) teilen, verteilen, essen, 9) schneiden, 10) sammeln, zusammenfassen, wahrnehmen, 11) dehnen, ausbreiten, 12) mischen, 13) streuen, 14) besprengen, träufeln, netzen, 15) a. schütttern, zittern, beben, saugen, 15) b. schüttern, zürnen, sich schämen, erschrecken u. s. f., 16) niederreißen, fallen, 17) in Stücke fallen, reißen, 18) schießen, werfen, 19) durchstechen, spalten, 20) verbinden, kämpfen, einhalten, 21) zerreißen, 22) brechen, zerschmettern, 23) messen, 24) blasen, 25) ausdünden, 26) melken, milchen, spenden, 27) gießen, fließen, dahinschießen, 28) trennen, befreien, verlassen, mangeln, 29) nachlassen, auflassen, 30) wählen, 31) kochen, rösten, sieden, 32) reinigen, 33) waschen, 34) biegen, bengen, 35) drehen, rollen, 36) drücken, befestigen, 37) quetschen, 38) treiben, stoßen, 39) (sich) rühren, leben, 40) platzen, hervorbrechen, lachen, strahlen, 41) kleiden, 42) schmücken, 43) abstreifen, beseitigen, 44) stellen, 45) anrückhalten, 46) füllen, gedeihen, schwellen, erstarken, 47) durchkreusen, übersetzen, 48) süß, schmackhaft machen (werden), 49) kürzer machen (werden), 50) dumm machen (werden), leiden, 51) fett machen (werden), kleben, lieben, 52) lecken, 53) säugen, saugen, ernähren, 54) trinken, schwellen, 55) verschlingen, schlürfen, 56) brechen, von sich geben, 57) kauen, essen, 58) öffnen, ausbreiten, 59) erreichen, erstreben, beherrschen, haben, 60) erolern, mit Gewalt nehmen, sich abmühen, 61) ausführen, Erfolg haben, 62) angreifen, schaden, 63) verstecken, eintauchen, 64) hedecken, umfassen, 65) tragen, nehmen, 66) können, stark sein, 67) zeigen, 68) berühren, 69) schlagen, 70) fragen, 71) Acht haben, beachten, 72) führen, 73) setzen, 74) halten, handhaben, 75) geben, abtreten, 76) husten, 77) vertrocknen, dürsten, 78) hungern, 79) gähnen, 80) spucken, 81) fliegen, 8 ) schlafen, 83) horstig sein, trotzig sein, wagen, 84) zornig, hart sein, 85) atmen, 86) sprechen, 87) sehen, 88) hören, 89) riechen, schnüffeln, 90) schwitzen, 91) sieden, kochen, 92) tanzen, 93) springen, 94) kriechen, 95) stolpern, 96) anhalten, 97) brennen, 98) wohnen, 99) stehen, 100) sinken, liegen, fehlschlagen, 101) schwingen, 102) herabhängen, lehnen, 103) erheben (sich), wachsen, 104) sitzen, 105) arbeiten, sich mühen, 106) ermüden, verwüsten, schlaff machen (werden), 107) sich freuen, gefallen, 108) verlangen, lieben, 109) wachen, 110) fürchten, 111) erfrischen (sich), 112) stärken, 113) hassen, 114) kennen, wissen, 115) denken, 116) glänzen, scheinen, 117) laufen, 118) bewegen (sich), gehen, 119) Töne hervorbringen, 120) thun, 121) sein.

## Bühnenschau.

Die Pariser Comédie-Française hat küralich eine kleine Dichtung von Carmen Sylva: „Une reine" (Saynète en un acte) aufgeführt, welche sehr gefiel. Derselbe Abend brachte auch einen Dialog von Victor Hugo: „La Lisière du Bois", jene liebreizende Idylle, die durch den Satyr ein so glückliches realistisches Gepräge erhält; das Wagnis des sprechenden steinernen Faunen gelang wider Erwarten gut.

Ein neues Stück: „Miel à quatre" von Kéroul und Varen wurde mit gutem Erfolg am Pariser Théâtre Cluny gegeben.

Das Londoner Adelphi-Theatre hat das irische Drama „The Shaughraun" von Dion Boucicault wieder aufgenommen und damit einen sehr glücklichen Griff gethan; das Stück ist entschieden eines der besten, auf englischen Bühnen gegebenen, seiner Gattung und hat noch nichts von seiner Frische verloren.

Eine neue Posse von Lumley betitelt sich: „Aunt Jack" und wird am Londoner Court-Theatre demnächst zur Darstellung gelangen.

„The Marquesa" heißt ein neues Schauspiel von John Uniacke, welches an der Londoner Opéra Comique angekündigt wird.

Ebenda wird jetzt ein Lustspiel: „Our Flat" von Mrs. Musgrave gegeben, das nicht ohne Geist ist.

Am Berliner Belleallíance-Theater gelangte am 1. Juli ein vieraktiges Lustspiel: „Gefährliche Mädchen" von Eduard Schacht zur Erstaufführung.

Ernesto Rossi wird in Athen vor dem König von Griechenland „Ödipus", „Antigone" oder eine andere Sophokleische Tragödie mit seiner Gesellschaft zur Darstellung bringen.

Das nächste Lustspiel Gustav von Mosers soll den Titel „Nervös" führen.

## Personenschau.

Am 21. Juni verschied in Dresden ein Veteran der deutschen Schriftstellerwelt, Rudolf Kulemann. Von Haus aus Theolog, sah er sich 1856 genötigt, sein Amt niederzulegen und lebte seitdem litterarischen Arbeiten. Neben lyrischen und epischen Gedichten hat sich Kulemann besonders auf dem Gebiete des Dramas bethätigt.

## Novellistische Rundschau.

**Frankreich:** Man spricht davon, daß der Naturalismus in Frankreich im Begriff sei, wie alle „Schulen", abzusterben und bereits in den letzten Zügen liege. Es kann nichts falscheres geben als diese Auffassung. Als ob nicht die ganze moderne Welt von dem neuen Kunstprinzip inficiert wäre! Aber man hat sich daran gewöhnt, den Naturalismus z. B. in Zolas „Nana" verkörpert zu denken (die anderen Romane Zolas haben ja auch die wenigsten gelesen!) und danach alle jene Pornographen, die den

Digitized by Google

Meister zu übertreffen und an turpia-naturalia zu überbieten sachten, und die nur diesen, d. h. einen der vielen Wege des Naturalismus aufnahmen und weiter wandelten, als „Schule" proklamiert; solche Hammel des Panurg giebt es natürlich überall. Dieser Afternaturalismus mag allerdings in den letzten Zügen liegen, und zwar durch Selbstmord. Aber der wahre Naturalismus, als das unsere Zeit erfüllende ästhetische Prinzip, der sich bloß anfangs wie jede neue Gefühls- und Gedankenrichtung etwas scharf gab, lebt noch, nur ist er natürlich nicht mehr derselbe wie vor zwanzig Jahren, sondern hat sich entwickelt, ausgereift und abgerundet, die scharfen Kanten des ästhetischen Dogmas abgeschliffen und den Schlamm und die Schlacken ausgeschieden, welche jede neue und junge geistige Strömung mit sich zu führen pflegt. Wenn es den Häuptern des Naturalismus vorwiegend darauf ankam, ein realistisch treues Gemälde des materiellen Lebens unserer Zeit zu geben, so wird jetzt die Forderung der Naturwahrheit auch in Bezug auf das geistige Leben von den naturalistischen Dichtern erhoben und die psychologisch feine Charakteristik, deren Gabe Zola abgeht, in hervorragender Weise ausgebildet. Und mag man auch die Dichter, welche die Forderung der geistigen Wahrheit aufstellen und pflegen, als „Psychologisten" oder „Symbolisten" bezeichnen, so sind sie doch aus dem Boden des Zolaschen Naturalismus herausgewachsen und nur eine folgerichtige Weiterentwickelung desselben. Und daß wir es auch hier mit ganz hervorragenden Erscheinungen zu thun haben, beweisen die hohen Auflagen, welche die Romane von *Bourgets* und *Guy de Maupassants* schon jetzt, kurz nach ihrem Erscheinen, erlebten. Diese beiden Romanciers sind es denn auch, welche unter den unzähligen gegenwärtigen französischen Romanschriftstellern die größte Aufmerksamkeit verdienen. Guy *de Maupassant*: „Fort comme la Mort", der vor einem Monat erschienene letzte Roman des jungen Dichters, hat bereits 42 Auflagen erlebt, auch wohl ein Beweis der vorzüglichen Eigenschaften seines Verfassers. Bereits seine früheren Werke haben die glänzende Begabung, das Geschick der Mache, die sonstige Vorzüge des Realismus, die glanzvolle Handhabung eines Eigenstils erwiesen; aber mit Ausnahme des Romans „Pierre et Jean" hat er sich scheinbar wenig um die Psychologie gekümmert. Dieser neue Roman ist, ohne die naturalistischen Überlieferungen zu verleugnen, vor allem das Werk des Psychologen. Es handelt sich um eine ungesetzliche, aber wahre, treue Liebe, um eine Leidenschaft, welche der Anerkennung der Kirche und des Gesetzes entraten kann; der Dichter schildert uns diese Liebe im Kampfe gegen die Tyrannei der Zeit, gegen die grausamen Eingriffe des herannahenden Alters. — Das neue Buch Paul *Bourgets*: „Le disciple" ist nicht nur einer seiner besten Romane, sondern beinahe ein Ereignis. Der Dichter schildert in eindringlicher, fortreißender Art die Bekehrung eines Freidenkers, eines echten und rechten Kindes der Moderne, zum Gottesglauben, vielleicht hat Bourget in der Person seines Helden nur sich selbst geschildert, denn alle die von ihm gemalten Seelenkonflikte müssen notwendig erlebt und selbst erlitten sein, so psychologisch wahr sind sie. — Hinter diesen beiden Dichtern verschwindet alles andere auf dem französischen Romangebiet. Kurz erwähnen wir Gustave *Toudouse*: „La Fleur Bleue", ein schöner Titel und ein gutes Buch, menschlich und erlebt; es stellt den inneren Kampf eines jungen Weibes gegen das ihr noch unbekannte Laster dar. — Jean *Lorrain*: „Fin de Roi" ist wahrscheinlich in den Kneipen und bei den darin geschilderten „Damen" einigen Erfolg haben, aber im übrigen wird man an der litterarischen Berechtigung eines aller Analyse und Kritik entweichenden Buches zweifeln dürfen. — *Rachilde*: „Minette" liegt in vierter Auflage vor. — J. *Ricard*: „Contes à mon Singe". — Édouard *Blanc*: „Chasses à l'impossible". — George *Maldague*: „La Boscotte". — M. *Maryan*: „La Cousine Father". — A. *Dolième*: „Les Péchés de Themis". — Nächstens soll erscheinen ein neuer Roman von Catulle *Mendès*: „Méphistophéla". — Von hervorragenden Übersetzungen sind zu nennen: Léon *Tolstoi*: „Le Chant du Cygne", französisch von Halperine-Kaminsky. — Baring *Gould*: „Aux trois boules d'Or", übertragen von C. du Parquet.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 26. 27. Juni 1889.

Ostpreußen und die Getreidezölle. — Das neue Gymnasium. — Robert Hamerlings Selbstbiographie. — Eine ägyptische Kunstgeschichte. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Unsere hervorragenden Männer. Gustav Freytag und die Fremdwörter. Geographie und Sprachreinigung. Stanb. — Litteratur.

**Deutsche Rundschau.** 10. Heft. Juli 1889.

Karl Frenzel, Wahrheit. Novelle. — W. Lang, Friedrich Theodor Vischer. — Lady Blennerhassett, Die Deutschen und die französische Revolution. — Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen. — Salvatore Farina, Die Alten und die Jungen. — Hans Hoffmann, Die heilige Kümmernis. Eine Legende. Gottfried Keller zum siebzigsten Geburtstage gewidmet. — Otto Brahm, Zu Gottfried Kellers siebzigstem Geburtstage. — W. Bode, Die Entwicklung der öffentlichen Sammlungen der Kunst des Mittelalters und der Renaissance in Deutschland seit dem Kriege 1870—71. — Bernhard Suphan, Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Vortrag, in der vierten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 13. Juni 1889 gehalten. — Politische Rundschau. — Litteratur und Kunst. — Litterarische Notizen. — Litterarische Neuigkeiten.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 895. 29 June 1889.

W. Wallace, Early Letters of Mrs. Carlyle. — Edgeworth, Booth's Life and Labour in East London. — Keane, Werner's Visit to Stanley's Rear-Guard. — J. A. Noble, Ambrey de Vere's Essay's. — A. F. Leach, Serjeant Robinson's Bench and Bar. — G. Barnett Smith, New Novels. — Some Volumes of Verse. — Notes and News — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — Original Verse: M. G. Watkins, „Nunc Formoissimus Annus". — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Appointments for Next Week. — Some German Books on Greek Philosophy. — T. W. Allen, The Venice Athenaeus; Canon Isaac Taylor, The Verb Substantive in Etruscan; Karl Pearson, Prof. Smith's „Graphics". — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — Contes Drolatiques, Byrn's Dictionary of Painters. — W. Mercer, Dneeio of Siena. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, Mr. Buchanan's New Comedy. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

**The Athenaeum.** No. 3218. 29 June 1889.

The Early Letters of Mrs. Carlyle. — The Rig-Veda. — A New Edition of Defoe. — The French Navy. — The Reminiscences of Serjeant Robinson. — The Suppression of the English Monasteries. — Novels of the Week. — Classical Translations. — Library Table. List of New Books. — The „Preces Privatæ" of 1564; Chatterton MSS.; Exemplar Litterarum Missarum e Germania ad D. Gul. Cecilium, 1592; „The Canterbury Poets" — W. S. Landor': Laurel or Cypress; Sale. — Literary Gossip. — Science. Wallace on Darwinism; Anthropological Notes; Geographical Notes; The Marine Biological Association; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. Catalogues of Exhibitions; Mr. Frederick Taylor; Headborne Worthy Church; New Prints; Gossip. — Music. Week; Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Library Table; Gossip.

**Macmillan's Magazine.** July 1889.

Clark Russell, Marooned. — H. D. Rawnsley, Father Damien. — Wise, Australian Politics. — The Nemesis of Sentimentalism. — C. T. Buckland, The Hill-Tribes of Chittagong. Wilfranc Hubbard, The Madness of Father Felipe. — F. St. J. Thackeray, Prudentius. — Of the Ministry of the Interior. — Goldwin Smith, Progress and War.

**The Nineteenth Century.** July 1889.

W. E. Gladstone, Plain Speaking on the Irish Union. — Harold Frederic, The Eight Queens. — John Fowler and Benjamin Baker, The Forth Bridge. — Henry A. Jones, The First-Night Judgment of Plays. — Lady Eva Wyndham Quin, Sport in Nepaul. — Dr. Kidd, The Last Illness of Lord Beaconsfield. — Blanc de Bury, The Theatre Francaise and its Societaires. — Fawcett and Ashton Dilke, The Appeal against Female Suffrage. A Reply. — Karl Blind, Giordano Bruno and New Italy. — Morell Mackenzie, Health-Seeking in Teneriffe and Madeira. — Dr. Jessopp, Mr. Dandelow. A Story Half Told. — J. D. Rees, The Persia of the Shah.

**The Contemporary Review.** July 1889.

Meredith Townsend, Cheap Missionaries. — Walter Besant, The First Society of British Authors. (1843.) — Paulina Irby, Bosnia and its Land Tenure. — Sanday, The Future of English Theology. — J. M. Barrie, Thomas Hardy. — Henry Hucks Gibbs, A Colloquy on Currency. — Hawkes, Jewels and Dress. — Sayce, The Primitive Home of the Aryans. — Julia Wedgwood, „Male and Female Created he Them". — J. J. Clancy, The Position of the Irish Tenant.

### FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 25. 24 Juin 1889.

Eug. Revillout, Le nouveau papyrus d'Hypéride. — Cicéron, de Senectute et de Amicitia, p. p. Novak. — Subbadini, Edit. du De Officiis et Collations diverses. — Bourciez, Précis de phonétique française. — Sternfeld, Charles d'Anjou, comte de Provence. — Catalogue des actes de François I. — G. Robertet, Les Robertet au XVIe siècle. — Lallemand, Essai sur l'histoire de l'éducation dans l'ancien Oratoire de France. —

Digitized by Google

Douias, Capcins et huguenots dans le Langnedoc sous Henri IV. — Soffia et Groot, Victor Hugo en Amérique. — Ruelens, L'amour du livre. — Chronique. — Académie des Inscriptions. — Société des Autiquaires de France.

**Revue de Famille.** 1 Juillet 1889.

Jules Simon, L'Éducation des Filles. — Ludovic Halévy, Guignol. — Paul Roujaix, L'Exposition. — Gustave Toudouze, Peri mer! — Ernest Rivaud, La Couronne de Violettes. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bonrse de la Famille.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Juillet 1889.

Henry Rabusson, L'Illusion de Florestan. — Gaston Boissier, Études d'Histoire religieuse. Le Traité du Manteau, de Tertullien. — Gabriel Hanotaux, La Jeunesse de Richelieu (1585—1614). Origines et Éducation. — Anatole France, Thais, Conte Philosophique. Le Lotus. — Henri Delabordes, L'Académie des Beaux-Arts depnis la Fondation de l'Institnt. Origines. — Edmond Plauchut, Un Royaume Disparu. La Birmanie. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'Exposition. Les Portes, La Tour. — G. Valbert, Un Radical Anglais d'Antrefois. William Cobbett. — F. Brunetière, Revue Littéraire. A propos du Disciple, de M. Paul Bonrget. — Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique et Littéraire. — Le Mouvement Financier de la Quinzaine. — Bnlletin Bibliographique.

**L'Indépendant Littéraire.** 1 Juillet 1889.

Eug. Hallberg, Cours Littéraire: La poésie lyrique contemporaine en Allemagne. — Jehan de Thomassy, Poésie: Au bon vieux temps (nouvelle). — Kerlan Buet, Jules Barbey d'Aurevilly. — G. Magnabal, El Corral de la Pacheca: Étude sur le Théâtre espagnol. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs (1840—1870). — Félix Rabbe, Les Rieurs de la Révolution: Le Cousin Jacques. — Les Livres: Albert Gerès, Notes et Souvenirs, par M. Ludovic Halévy. G. de Willot, La Fleur bleue par M. G. Toudouze; Volumes de vers de MM. Boyer d'Agen, Charles Le Goffic, J. Berr de Turique. Ad. Lambert, Sigilla, de M. A. de Montferrier. La Duchesse de Polignac et son temps, de M. Il. Schlesinger. — Deux pages de la vie de Berlioz, de M. Michel Brenet. — Bibliographie.

ITALIEN.

**La Cultura.** 1-15 Maggio 1889.

Boiteau, Stato della Francia nel 1789. (B.) — Pitteri-Campagna. (G. Zannoni.) — De Amicis, Sull'Oceano. (G.) — Cantarelli, I senatori pedarii. (E. Callegari.) — Atlante elementare. (G. Biondi.) — Lyon-Caen et Renault. Trattato di diritto commerciale. (C. Vivante.) — Hahn-Boralevi, Mannale di geografia. (E. Callegari.) — D'Hérisson, Nnovo giornale d'un ufficiale d'ordinanza. (L.) — Longo, Il cantico dei cantici napolitano. (E. Palumbo.) — Cicerone-Cima, I tre libri „De Oratore" (A. Pais.) — Meyer, La lingua romanza del mezzodi della Fraucia (V. Crescini.) — Liebenam, Studi sulla storia dell'amministrazione dell'impero Romano (D. Vagtieri.) — Van Bruyssel E., La republique Argentine. (L.) — Orsini Tosi E., Quel che non si sa. (G. Z.) — Carette, Ricordi intimi della Corte delle Tuileries. (L.) — Capozzoli R., Grammatica del dialetto napoletano. (E. Palumbo.) — Duchatel, La guerra del 1870-71. (L.) — Livio-Dimsdale, Libro XXII. (B.) — Rubineau-Turgot, Amministrazione ed opere economiche. (B.) — Istituti ed accademie. — Notizie sugli scavi. — Notizie. — Pubblicazione periodiche.

**Revue Internationale.** 25 Juin 1889.

Abel Venglaire, Le général Dragomiroff. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Giovanni Fornasini, Les dernières années de Michel-Ange d'après de nouvelles recherches. — Paul Lindau, Dentelles. — Amédée Roux, Les beaux-arts à l'Exposition universelle. — Charles Fuster, La science. — Jean Fasteurath, Le couronnement des poètes. — Un ancien Diplomate, Chronique politique. — Chronique financière. — Bulletin des livres. — Table des matières du tome vingt-deuxième.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1251. 20 June 1889.

The Week. — The New Prison Law. — The Evolution of Party Removals. — Condemned without a Hearing. — The Silver-Lead Controversy. — Decline of the Newport Season. — Notes in the South of Ireland. — Halévy's Recollections. — The Century Dictionary. — The South Fork Fishing Club. — Civil-Service Reform. — The Nationalist Club. — Proper Names in Different Languages. — „Electra" at Smith College. — Thersites Redivivus. — Recent American Poetry. — New Materials for the History of the American Revolution. — Buddhism. — Ancestry of Thirty-three Rode Islanders. — The Counter-Reformation. — The Chemistry of Photography. — A Chinese and English Phrase-Book in the Canton Dialect. — Midnight Snnbeams. — Books of the Week.

NIEDERLANDE.

**De Gids.** Juli 1889.

A. S. C. Wallis, Schetsen uit de Hongaarsche poëzie. I. Alexander Petőfi. — W. H. de Beaufort, De dood van den stadhouder Willem II. — W. Koster, Nadere beschouwingen over den dood van den stadhouder Willem II. — A. E. J. Holwerda, Uit de geschiedenis der klassieke Philologie. De grondlegging der Duitsche „Alterthumswissenschaft": Winckelmann, Wolff, Niebuhr. — Frits Lapidoth, De phonograaf van Wijbrand Longus. — Arnold Ising, Een schilder-dichter uit de zeventiende eeuw. — A. G. van Hamel, Italiaansche tooneelspelers. — Letterkundige Kroniek. Uit de Fransche Akademie. A. C. Krusemann, De Fransche wetten op de Hollandsche drukpers. — Bibliographie. Cd. Busken Huet, Parijs en omstreken. 2e druk. Physiologie van de Nieuwe Gids. Cornélie Huygens, Ellen. Adagiarius, Latijnsche citaten.

**De Leeswijzer.** 1889-'90. Aflevering 4.

J. winkler Prins, Epische Brieven van Wilhelm Jordan. — Mari J. Ternooy Apél, Passieblocmen. — Henr. van Loo, Uit het oude Hellas. — C. J. B. van der Duijs, H. Georg Rahstede. — Gedicht von J. Badon Ghyben. — Oskar Welten, Am See. — A. Dondorf, Lanners Kerstfeest. — Vergadering van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde. — Boekbespreking: Onder Voogdij; De Natunr; Eine Lüge; Duo. — Berichten en Aankondigingen. Aangeteekend. — Nieuwe Uitgaven in het binnen- en buiteuland. — Tijdschriften. — Correspondentie.

SKANDINAVIEN.

**Valvoja.** Kesäkuulla 1889.

A. H. S., Maakuntalaitos Turun yliopistossa ennen Isoa-vihaa. — N. L., Eräs lausunto kansanopistokysymyksessä. (J. Päivärinta, Kansanopistosta ja sen perustamisesta Suomeen.) — Knutsvi Grotenfelt, Katsaus Suomen uusimpaan historiallisseen kirjallisuuteen. (M. G. Schybergson, Finlands historia.) — Minna Canth (Jatketaan), Kauppa-Lopo. — Kotimaan kirjallisuutta: K. Snomalainen, Laskuopin kertauskirja. Seminareja ja kansakouluja kuin myös itsekseen oppivia varten. K. Oksanen, Luvunlaskun oppikirja. Kansakoulnja varten. J. Turgeniew, Aatelispesä. — Wilh. Bolin, Studier och Föredrag.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Lichtenow, W. v.** Die Ahnen. Dichtung. Leipzig, O. Teich. 0,75. 1,20.
**Serao, Artura.** Oriente — canti mistici. Napoli, Ferd. Lezzi. L. 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Grey,** Rowland. Jacob's Letter and other stories. Asher's Collection. Hamburg, J. F. Richter. 1,5.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Ernst,** Paul. Leo Tolstoi und der slavische Romau. Deutsche Litterarische Volksheifte. Nr. 1. Berlin, Brachvogel & Ranft. 0,5.
**Finzi, Gius.** Lezioni di storia della letteratura italiana. vol. 1. 3 ediz. Torino, Frm. Loescher. L. 3,0.
**Gelbhaus, Dr. S.** Mittelhochdeutsche Dichtung in ihrer Beziehung zur biblisch-rabbinischen Litteratur. I. Heft. Freidanks Bescheidenheit. Frankfurt a. M., J. Kauffmann.
**John, Alois.** Goethe in Deutschböhmen. Eger, Selbstverlag.
**John, Alois.** Neueste Litteratur des Egerlandes. Eger, Selbstverlag.
**Leue, Dr. G.** Homers Odyssee mit Abschnitten der Übersetzung von J. H Voß. I. Bd. 1. Hft. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 0,6.
**Novati, Franc.** Studi critici e letterari. Torino, Erm. Loescher, L. 4,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Junker, Dr. W.** Reisen in Afrika. Lfg. 9—11. Wien, Ed. Hölzel. je 0,5.
**Kampoijrogloy, Dem.** *Στορια των Αθηναιων.* Athen, Papageorgiov.
**Nyare bidrag till kännedom om de Svenska Landsmålen.** 1889. Heft 35 36. Stockholm, Samson & Wallin.
**Perrot, G., et Charles Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 244. Paris, Hachette & Cie. Ire. 0,5.

**Vermischtes.**

**Hoepli, U.** Catalogue No. 57. Linguistique de l'Orient et de l'Europe. Milan, U. Hoepli.
**Krause-Nerger.** Deutsche Grammatik für Ausländer. 4. Aufl. Rostock, Wilh. Werther. 3,60.
**Schmidt, Paul Otto.** Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleben. Halle, R. Schroedel.


Digitized by Google

## Das Recht der Frau

ist heute nicht mehr blos ein halb mitleidig, halb spöttisch belächeltes Schlagwort, ein interessanter Broschürentitel für die Herren der Schöpfung, sondern es wird jetzt eine allseitig anerkannte, begründete Forderung. **Die Frauenfrage** ist zur brennenden Tagesfrage geworden; aber nicht im Sinne ungesunder **Emanzipationsgelüste**, sondern im Sinne jener rationellen Bestrebungen, welche eine für das Leben brauchbare Erziehung, die gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter erzwingen, all jenen Tausenden von unglücklichen, erwerbslosen oder dienenden Frauen ein besseres, menschenwürdigeres Dasein erkämpfen wollen. Es ist eine **heilige Pflicht** jeder warmfühlenden, edeldenkenden Frau, sich diesen Bestrebungen nicht zu entziehen. Wir glauben daher, Alle, die sich für die Frauenfrage interessiren, auf die **„Münchener Stadtzeitung"** aufmerksam machen zu sollen, da diese Zeitung in ihrem Damen-Journal, unterstützt von den ersten Kräften auf dem Gebiete der Frauenfrage mit großem Geschick für diese **humanen Bestrebungen** eintritt. Der gediegene, vielumfassende Inhalt, wie die äußerst elegante Ausstattung und der unverhältnismäßig billige Preis (monatlich 50 ₰) stempeln die **„Münchener Stadtzeitung"** zu einem **„Familienwochenblatt"** ersten Ranges, das zum Abonnement nur empfohlen werden kann (bei jeder Postexpedition des deutschen Reiches). Probenummern gratis und franko durch den Verlag, Herzogspitalstraße 12 I (Café Union), München.

---

GEBR. HENNINGER in HEILBRONN.

Der nächste Band der

# ALTFRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK

wird enthalten:

**Commentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern.** Herausgegeben von Ed. Koschwitz. II. Teil.

Von weiteren Bänden erwähnen wir nur die zunächst folgenden, in Vorbereitung befindlichen Ausgaben:

**Euphrosyne.** Altfranzösisches Gedicht aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts.

**Die ältesten Denkmäler der provenzalischen Litteratur.**

**Jehan le Marchant,** Miracles de Nostre Dame de Chartres.

Unsere **Altfranzösische Bibliothek** erscheint in unveränderter Weise weiter; für dieselbe bestimmte Anerbietungen und darauf bezügliche Anfragen sind künftig

**ausschliesslich an die Verlagshandlung**

zu richten.

---

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

**Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland.** Geschichte und Kritik von Dr. Julius Duboc. Oktav. Preis 5 Mark.

**Die Ursachen der Kriege** und die Wege zum Frieden. Von *** Oktav. Preis 2 Mark.

**Leichte Aufgaben im Englischen.** Naturgemäßer Aufbau der Sprache mit Anschauungsbildern für den deutschen Haus- und Schul-Unterricht. Von Adolf Dreyspring. Preis gebunden 3 Mark.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

---

# Deutsche Litterarische Volkshefte.

Gemeinverständliche Aufsätze

**über litterarische und künstlerische Fragen der Gegenwart.**

Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren: **Ferd. Avenarius**, Dr. **Heinr. Bulthaupt**, Dr. **Heinr. Hart**, Prof. Dr. **M. Lazarus**, Prof. Dr. **Frz. Muncker**, Dr. **M. Nordau**, Graf **Adolf Fr. v. Schack** u. a. von **Leo Berg.**

Die **„Deutschen Litterarischen Volkshefte"** wollen, indem sie unmittelbar in die moderne deutsche Litteratur eingreifen, den Sinn für wahre **Kritik** und das Verständnis für echte **Poesie** in den weitesten Kreisen wecken und pflegen.

**Preis 50 Pfg. pro Heft.**

Die ganze Serie von 10 Heften Mark 4,50.

Verlag von **Brachvogel & Ranft**

(Kurt Brachvogel)

**Berlin S.W., Zimmer-Straße 8.**

---

*Engelhorns Allgemeine*

# ROMANBIBLIOTHEK

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

*Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.*

| Pro Band **50** Pfennig. Geheftet. | Alle 14 Tage erscheint ein Band. Bis jetzt erschienen **120** Bände. | Pro Band **75** Pfennig. Gebunden. |
|---|---|---|

**Verzeichnis gratis und franko.**

Neueste Erscheinungen:

H. F. Wood

# AUF DER FÄHRTE.

Aus dem Englischen. 2 Bände.

**Alexander Baron von Robert**

# SATISFAKTION.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**


Verantwortlicher Herausgeber Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 20. Juli 1889. Nr. 30.


# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.


**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Wolfgang Kirchbach: „Gottfried Keller". — Karl Erdmann: „Das Denken und die Sprache". (Schluß.) — J. G. Oswald und Richard Dehmel: „Aus dem Französischen". (Drei Gedichte.) — T. Pluim: „Die niederländische Dichterin Hélène Swarth". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Gottfried Keller.

Zum siebenzigsten Geburtstage des Dichters.

Das Verhältnis, das ein Mensch zum wirklichen Leben einnimmt und die Gestalt, welche zufolgedessen im Laufe des Daseins selbst diese Wirklichkeit in seinem Geiste annimmt, scheint bedingt zu sein, durch gewisse angeborene Fähigkeiten unter bestimmten Gesichtspunkten wirkliche Ereignisse und Erlebnisse zu betrachten. Diese Gesichtspunkte selbst bleiben den Meisten unbewußt; je nach der besonderen Beschaffenheit des Gehirns und der geistigen Ausbildung werden verschiedene Menschen dieselben Ereignisse und Erlebnisse ganz anders leben und der Charakter des Erlebnisses wird ihnen so verschieden erscheinen, wie Jeder sich den Zusammenhang, die Kette der Ursachen anders bildet, wie Mancher sogar gewisse Zwischenglieder des Geschehens übersieht und auch gar kein geistiges Bedürfnis fühlt sich derselben bewußt zu werden. Wie es geschieht, daß geistvolle und geniale Mathematiker bei ihren Rechnungen, Beweisen und Schlüssen oft ganze Reihen von Zwischenbeweisen überspringen und doch unmittelbar zu einem Ergebnis gelangen, das richtig ist, so giebt es Menschen, welche auch dem wirklichen Leben und Geschehen gegenüber die ursächlichen Zusammenhänge im Einzelnen übersehen, um dafür doch im großen Ganzen ein richtiges Bild der Wirklichkeit zu erhalten. Ja, es ist ein Satz, den die Erfahrung immer wieder bestätigt, daß die verschiedene Art das Leben aufzufassen und die Teile der Wirklichkeit geistig zu verbinden auch verschiedene Erlebnisse zeitigt, und daß die Art der Schicksale und Erlebnisse, die einem Menschen entgegentreten, nicht unwesentlich bedingt wird durch die Art, wie sein Geist das Wirkliche versteht, ausdeutet und sich unterordnet.

Es giebt Menschen, welche mit der angebornen Neigung ausgestattet sind im Leben das Unberechenbare, das Sprunghafte aller Wirklichkeit, das Wunderbare und verstandesmäßig nicht zu Verbindende zu bemerken, Menschen, welchen das Leben mit jedem Tage von Neuem als ein Märchen erscheint. Und gewiß werden alle solche Menschen in ihrem Leben zu bemerken glauben, daß ihnen selbst fortwährend auch höchst märchenhafte Ereignisse zugestoßen sind, an deren Wirklichkeit in keiner Weise zu zweifeln ist und die gleichwohl den Zauber der Märchenhaftigkeit aufwiesen.

Es giebt andere Menschen, welche in allen Dingen eine romanhafte Verkettung der Umstände sehen, welche sich fortwährend in dramatischen Situationen bewegen und die Ereignisse ihres Lebens mit einer dramatischen Folgerichtigkeit sich entwickeln sehen, wobei ihr eigener bewußter und willensstarker Geist auch regelmäßig einen wohlgelungenen Abschluß, eine bewußte Lösung der sittlichen oder geschäftlichen Verstrickung der Umstände herbeiführt. Andren verzettelt sich das Leben fortwährend in Halbheiten und bruchstückweisen Ansätzen zum Leben; der Art ihres geistigen Verbindens entspricht die Zusammenhangslosigkeit ihres Lebens und man wird Manchen dieser Art finden, der da meint, das Leben sei nie ein Roman oder Drama, sondern allenfalls nur eine Biographie, eine Sammlung von Anekdoten, auf die man mit gutem oder schlechten Behagen zurückschaut. Und wenn es Geister gab, welche zum märchenhaften Betrachten der Dinge angelegt sind, so giebt es Andere, welche, mit dem Sinne ausgestattet

Digitized by Google

das Getriebe der kleinen Ursachen des Lebens in allem sofort zu erblicken, das Leben an sich ebenso nüchtern, selbstverständlich vorüberziehen sehen, wie ihnen nur die nüchternsten Ereignisse eines durchschnittlichen Geschehens in den Weg treten.

Diese letztere Gattung von Menschen ist zufolge einer besonderen Schulbildung und Ausbildung des Gehirns, deren gefährliche Einseitigkeit bereits vielfach empfunden wird, zur Zeit sehr häufig in Deutschland und auch Frankreich, ja, vielleicht in der Mehrzahl. Sie sind es, welche insbesondere einen Begriff von Wirklichkeit mit sich herumtragen, der ganz einseitig nichts anderes als ihre verstandesmäßige Art ist, welche glaubt, daß nur die sinnfällige Beobachtung sinnlicher Ursachen die Wirklichkeit erklärt und daß mit der vollständigen Kenntnis aller kleinen Glieder der Ursachkette auch das Wirkliche verstanden sei.

Wie tief dieser Irrtum ist, wie sehr eine ganze Reihe von sonstig mitwirkenden Ursachen und vor Allem von geistigen Bedingungen zum Anschauen der Wirklichkeit, unter denen gerade der Sinn für das Unberechenbare, der Beobachterblick für dieses eine der besten und wichtigsten Fähigkeiten ist, wenn es sich um ein volles Vernunftbild des Lebens handelt, das wird die Zeit und werden jene Verstandesgeister erst erkennen, wenn sie selbst der Zahlungsunfähigkeit ihres Sinnes inne geworden sind. Dichter und Schriftsteller freilich, als Kinder einer einseitigen Erziehung und Gehirnbildung, haben in jüngsten Jahren besondere und enge Begriffe von Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit aufgebracht; eine Schule von jugendlichen und alten Kunstrichtern geht mit Forderungen solcher einseitiger Gehirnbildung an die Beurteilung des Lebens und seiner Darstellung im Dichterwerk und jemehr sie unter dem Titel „Realismus" glauben Wahrheit und Wirklichkeit auszudeuten, desto mehr spiegelt sich in ihrem Geiste eben diese unbekannte und vieldeutige Wirklichkeit nur nach dem einen Gesetz eines Ursachenverstandes, der auf Kosten anderer Verrichtungen des Gehirns und anderer Denkmittel übermäßig entwickelt ist und so gerade eine Reihe von anderen Ursachen und Wechselwirkungen des Lebens gar nicht bemerkt, welche viel feinerer Art sind, als daß sie gerade durch diesen einseitig gebildeten Sinn wahrgenommen werden könnten.

Nun, wir sehen aus dem Vorhergesagten mindestens soviel, daß der Begriff und das Bild der Wirklichkeit und des wirklichen Lebens keineswegs ein so feststehender ist, daß er ohne Weiteres als Maßstab an geistige Bilder des Lebens, wie Dichtungen sind, widerspruchslos anzulegen wäre. Wir sehen, daß wir jedem Versuche Wirkliches zu gestalten und zu sehen vor Allem den Maßstab entgegenbringen müssen, der sich daraus ergiebt, daß dasselbe Wirkliche, je nach der Vernunftanlage des Betrachters, ganz verschieden in die Erscheinung tritt und zur Erscheinung wird. Anders erscheint eine mathematische Thatsache dem, welcher genial genug ist, Zwischenbeweise zu überspringen und sie der unbewußten Arbeit des Gehirns zu überlassen, als dem Knechte seines Verstandes, dessen Kopf langsamer arbeitet. Und anders wird sich im Kopfe eines genial verbindenden Dichters das Bild der Wirklichkeit malen, als in dem Sinne dessen, dem es ausdrücklich gesagt werden muß, daß es nachmittags um vier Uhr war, um welche Stunde die Klatschgesellschaft der Damen beim Kaffee saß, auf daß es ihm überhaupt erklärlich werde, daß Damen Kaffee trinken und klatschen.

Der Dichter, welchem wir heute eine Geburtstagsbetrachtung widmen, ist nun freilich ein solcher, welcher sehr oft vergessen hat hinzuzufügen, daß es auch wirklich nachmittags um vier Uhr war, als der Kaffee getrunken wurde und wie oft ist ihm dies gesagt worden, daß er es nicht hätte vergessen sollen und daß deshalb seine Erzählungen nicht dem Leben und der Wirklichkeit entsprächen!

Im großen Ganzen kann man wohl über Gottfried Kellers Werke, über die beiden Romane vom „Grünen Heinrich", über die „Leute von Seldwyla", die „Züricher Novellen", über das „Sinngedicht", ja, auch über den „Martin Salander" sagen, daß es die schönsten Märchen der Wirklichkeit seien, die seit langem gedichtet worden sind. Auch Märchen, Volksmärchen sind ja ein Stück vom wirklichen Leben und verarbeiten Beziehungen, Schicksale und Anschauungen, die aus der Wirklichkeit geschöpft sind zu einem Gewebe geistiger Art, das dem Charakter der Wirklichkeit widerspricht. Was könnte überhaupt zuletzt die Einbildungskraft erfinden, das nicht der Neuguß eines Metalles wäre, das wir in irgend einer Weise wirklich vorgefunden? Verzauberte Prinzessinnen hat es zwar nie gegeben, aber doch sehr viele Prinzessinnen von Alters her; Könige haben zwar nie den Reichsapfel in die Rocktasche gesteckt und auf ihrem Zepter Steckenpferd geritten, aber sie hielten doch in Wirklichkeit diese Dinge in der Hand. Und wenn Hase und Igel auch nicht reden können, so giebt es doch Hasen und Igel. —

Gottfried Kellers Werke sind auch wirkliches Leben, volles Leben der Wirklichkeit und nach dem Gesetze der Wirklichkeit scheinen seine Charaktere zu atmen und zu leben, scheinen Handlungen und Schicksale vorzugehen. Aber nur für denjenigen, welchen eigene Veranlagung und Erfahrung gelehrt hat, gewisse feine Gesetze des Unberechenbaren im Wirklichen zu finden und einen gewissen ästhetischen Charakter des Wirklichen zu beobachten. Für die große Masse derer indessen, welchen dieser Sinn nicht gegeben ist, welche gewöhnt sind, andere Ursachketten im Leben aufzusuchen, wird das Märchenhafte zugleich das Unwahre, das Lebensunwahre, das „Unrealistische" sein und das Schlagwort der „Romantik", das sie freilich selber nur halb verstanden, wird ihnen gewisse Eigenschaften des Dichters als Fehler erscheinen lassen, die durchaus nicht mehr zeitgemäß erscheinen.

Wenn wir indessen Kellers Dichtungen die Märchen der Wirklichkeit nennen, so wollen wir gleichzeitig uns auf das Entschiedenste dagegen verwahren, als verständen wir das in irgend einem romantischen Sinne. Vielmehr glauben wir, daß das, was in allen

Digitized by Google

Dichtungen Kellers einen märchenhaften Charakters des Geschehens mit sich bringt, eben auf der Beobachtung gewisser ästhetischer Gesetze sowohl des wirklichen Lebens beruht, wie auf einer Art das Wirkliche unter gewissen Gesichtspunkten zu verstehen, die wir oben dargelegt. Man sagt: „ein Unglück kommt selten allein." Dies ist eine thatsächliche Erfahrung, welche die Menschen immer wieder machen und es ist nicht schwer zu erklären, warum es so ist. Der Satz aber enthält zugleich einen gewissen ästhetischen Charakter der Wirklichkeit; er würde in einem poetischen Kunstwerk dargestellt sogleich eine Art von harmonischer Komposition hervorbringen und die Darstellung in Handlungen würde der betreffenden Dichtung auch sehr bald ein märchenhaftes Ansehen geben.

So hat der Anfang von Gottfried Kellers herrlichem „Sinngedicht" wohl noch Jeden als märchenhaft berührt. Wie ein Naturforscher ausreitet, um Mädchen zu küssen, damit sie „errötend lachen", wie er erst auf der Brücke die Zöllnerin, dann die Pfarrerstochter küßt und mit der hübschen Wirtin verkehrt, um endlich in den Park zu geraten, wo er Lucie findet — das scheint Alles in einer anderen Welt zu geschehen, als in der wir leben, das scheint in der „Traum- und Zaubersphäre" zu geschehen und wie im Märchen Alles dreimal und siebenmal sich wandelt, so herrscht auch hier eine gewisse ästhetische Gesetzmäßigkeit und Gleichmäßigkeit in der Art, wie um die Küsse verhandelt wird, die entschieden märchenhaft berührt.

Es berührt in beiden Romanen vom „Grünen Heinrich" auch märchenhaft, ja, sogar sagenhaft, mythisch sogar, wenn der Sohn in der Welt umherirrt, um als eine Art verlorener Sohn zurückzukehren zum Sterbebette der Mutter. Das klingt wie eine alte Ballade, besonders in der Ausführung, welche der Dichter der Sache giebt; und es muß auch irgend ein altes Märchen geben, wo Ähnliches vorkommt. Ist's nicht die Mutter, ist's wohl doch eine sterbende Braut und dergleichen.

Wie seltsam! Gerade dieses Märchen vom „Grünen Heinrich" soll nun wirklich geschehen, wirklich erlebt sein. Man sagt, eigene Schicksale des Dichters seien hier gestaltet.

„Um noch einmal die alten grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln." Mit diesen Worten schließt der „Grüne Heinrich". Alle Dichtungen Kellers könnten den gleichen Wahlspruch tragen. Wie das Leben und die Wirklichkeit in der Erinnerung aussieht, so tragen sich auch im ganzen Gottfried Kellers Dichtungen vor. Und wenn wir unser und anderer Leben erinnernd betrachten, so werden wir zumeist ganz anderer Gesetze des Lebens inne werden, eines ganz anderen Verhältnisses von Ereignissen und Personen zu einander, als wenn wir es in unmittelbarer Gegenwart vor uns sehen. Der Blick für das Unberechenbare der Dinge und menschlichen Charaktere wird schärfer im Erinnern an die Dinge; es gruppieren sich Ereignisse und Zusammenhänge nach einem anderen Gesetze, als im unmittelbaren Beobachten des Lebens, bei welchem uns das Leben weit mehr als eine berechenbare Größe erscheint, eben weil wir mitten in der Berechnung des Lebens selbst stehen.

Wie sehr eine nähere und fernere Erinnerung dem Geiste des Menschen das Leben anders gruppiert, das ist im innersten Mark der Persönlichkeit gerade an Gottfried Kellers beiden Romanen vom „Grünen Heinrich" zu studieren, die denn auch zwei verschiedene Weltanschauungen über dasselbe Leben ausdrücken.

Nur Wenige scheinen die Tiefe und erinnernde Lebenswahrheit gerade des zweiten Romans vom grünen Heinrich verstanden zu haben. Was das heißt, daß hier nicht die „Krone von Gottes Tisch genommen wird," die Entsagung, aber auch den Trost der Entsagung, welchen dieses lebensgesättigte Werk enthält, das haben nicht alle Beurteiler des Dichters verstanden, denn dieses Geschlecht von heute versteht solche Antworten auf das Leben überhaupt nicht, weil es sich der tieferen Erinnerung des Lebens entwöhnt hat. Dem Helden und Dichter aber waren die Pfade der Erinnerung trotzdem „grüne Pfade", denn die Erinnerung gerade lehrte ihn in all seinen Werken das Leben in einem feineren Sinne beobachten, als Andere.

Eine andere Gattung von zeitgenössischen Schriftstellern schildert das Leben nicht, wie es dem erinnernden Geiste sich gruppiert und gestaltet, sondern unter denselben Gesichtspunkten, mit denselben Denkmitteln und Verstandeswerkzeugen, mit denen wir das unmittelbare Geschehen des Gegenwärtigen zu betrachten genötigt sind. Da ist es erstes Lebensgesetz z. B. in Allem gerade das Berechenbare zu sehen und zu suchen, eben, weil man selbst das Leben noch berechnet. Daraus ergiebt sich aber ein vollständig anderes Bild der Wirklichkeit und ihrer Ursachen, ein anderes Bild menschlicher Charaktere und der Beweggründe ihres Handelns, ein anderes Bild sogar der Art wie Menschen reden und den Ausdruck ihres Charakters geben. Diese Anschauungsweise ist mächtig und sie hat entschieden große Vorteile. Sie ist ebenso wahr wie die andere Art. Im ganzen ist Zola ein solcher Geist, bei dem das Leben nicht recht eigentlich Erinnerung ist, sondern mit Verstandeswerkzeugen das Leben betrachtet wird, mit jenen geistigen „Freßwerkzeugen" (mit Schopenhauer zu reden), welche im Handeln und unmittelbaren Betrachten des Gegenwärtigen gelten. Daher auch die schulmäßige Art des Beobachtens.

Wenn der erinnernde Geist manche Zwischenglieder der Beobachtung und des ursächlichen Scheines der Gegenwart — denn ein Schein ist ja auch die ursächliche Verbindung, die wir Gegenwärtigem geben — wenn der erinnernde Geist manche Zwischenglieder des Geschehens gerade übersieht und vergißt, so hat er doch wieder den Vorteil, daß ihm das Leben sich im ganzen weit sinniger und sinnreicher darstellt und in Gruppierungen erscheint, welche eine umfassendere Rundsicht gewähren. Ein Mann wie Zola und Spielhagen sieht das Leben mehr von der Stirnseite an; ein erinnernder Geist wie Keller sieht die Verkürzungen einer entfernteren

Digitized by Google

Überschau; er entdeckt aber zugleich in diesen Verkürzungen eine Reihe neuer Schönheiten und anderer Verhältnisse der Dinge, welche auf einen anderen Zusammenhang weisen, als jener andere Gesichtspunkt.

Ein Wirklichkeitsdichter im besten Sinne ist also gerade deshalb Keller, weil jene märchenhafte Verklärung, welche die Erinnerung und der Sinn derselben dem Leben giebt, in seinen Werken waltet. Im einzelnen wird wohl mit ihm zu rechten sein, wie weit jener Schein des Unberechenbaren eben einer wahren Betrachtungsweise der Dinge entspricht und wie weit es nur willkürliche Manier ist. Auch bei Zola ist Vieles umgekehrt zur Manier seiner Weltanschauung geworden; das kommt in allem Kunstschaffen vor.

Ist es nicht, als lebte man in einer Märchenwelt, wenn in Kellers „Sinngedicht" vor Lucie und Reinhart sich eine Schlange aus dem Bache ans Land wirft, wenn die Schlange vom Krebse befreit, verschwindet und wenn es heißt:

„Er wies zur Seite des Weges, wo die Schlange wieder zum Vorschein kam und neben ihnen herkriechend das Paar in der That eine Strecke weit begleitete, bald im Gesträuche verborgen, bald sichtbar. Zuletzt hielt sie still, richtete sich in die Höhe und drehte sanft den kleinen platten Kopf hin und her.

Lucie schaute wortlos aber mit wogendem Busen hin, und erst, als die Erscheinung aus den Augen war, rief sie: ‚Ach, von dieser schönen Schlange wünschte ich zu träumen, wenn ich einmal traurige Tage hätte. Gewiß würde mich der Traum beglücken!'"

Wie märchenhaft ist der Wunsch Luciens und doch wirkt er mit einer Wirklichkeit des Charakteristischen, daß uns beim Lesen der Stelle im Zusammenhang ebenso die tiefste Rührung ergreift, wie wir dieses prachtvolle Frauenzimmer, diese Lucie leibhaftig in ihrer innersten Natur zu verstehen glauben.

Dieser Frauencharakter ist ja wohl überhaupt eines der größten Meisterstücke des Dichters. Diese Lucie scheint dermaßen ein wirkliches, leibhaftiges Wesen, daß man die Versuchung fühlt, Liebesbriefe an sie zu schreiben und ihr einen Heiratsantrag in aller Form zu machen. Nicht das Klärchen Goethes, nicht das Gretchen des „Faust", ist bis zu jener Bildnisähnlichkeit des Einzelwesens in diesem Sinne gesteigert. Dies ist Goethe so recht vielleicht nur mit seiner Adelheid im „Götz" und vor Allem mit der Philine im „Wilhelm Meister" gelungen. Ich glaube, daß gerade diese Philine, mit so wenig Strichen sie gezeichnet ist, fast allen Männern unter den Lesern den Kopf ein wenig, wenn auch nur auf kurze Zeit, verrückt hat. Denn auch hier ist diese Gegenwärtigkeit der seelischen Gestaltung, welche hinterher die Empfindung erzeugt: das Frauenzimmer läuft irgendwo wirklich herum, wenn man nur wüßte, durch wen man ihre Adresse erfahren könnte.

Keller hat mehrere Frauengestalten gezeichnet, bei welchen diese erstaunliche und so liebliche geistige Täuschung aufkommt. Ein gut Teil Ursache ist die feine, zarte und gebändigte Sinnlichkeit seines Geistes, welche einem Frauenzimmer gerade jene wesentlichsten Züge abgeuckt, welche jedes Mannesherz ohnehin in Liebe und Leidenschaft gefangen zu nehmen pflegen. Eine Judith wird in solcher selbsteigener Lebensfülle nicht leicht wieder ein Dichter schaffen. Hört man im „Sinngedicht" die Lucie die Geschichte von den „Berlocken" mit all dem köstlichen Übermut eines naseweisen und geistreichen Evakindes erzählen, hört man da wirklich das Weib, keineswegs den Dichter Keller mehr reden, so wird man dermaßen von dieser Persönlichkeit des Weibes gepackt, daß man meint, indem man das Buch weglegt, die Lucie müsse leibhaftig neben Einem auf dem Sofa sitzen oder doch nächstens zur Thüre hereinkommen. Es kann geschehen, daß man, wenn man seine Frau im Nebenzimmer ein Liedchen singen hört, einen Augenblick glaubt, das müsse Lux, die Lucie Reinhart selber sein. Ich glaube auch, ich weiß, welche geheime Männerweisheit der Dichter in diesem „Sinngedicht" als ein feiner Schalk sich ausgesonnen hat. Und daß die „Lebenstrübheit" des „Grünen Heinrich" in diesem „Sinngedicht" der feinsten Lebensseligkeit Platz gemacht hat, das sollte Lucie nicht vergessen machen.

Wie schade! Ich habe die Lucie, obwohl ich mich ihr sehnlichst gern hätte vorstellen lassen, nirgends finden können. Alle Adreßbücher, die ich benutzt habe, haben mich im Stiche gelassen. Ich wollte mit ihr Ausflüge in die Schweiz machen und im schönsten Waldwinkel am Bächlein, wo Forellen vorüberschlüpfen, wollte ich sagen:

„Lux, liebenswürdigste Lux, wenn Sie nicht ein leibhaftiges und so mutterwitziges Frauenzimmer wären, ich würde Ihnen sagen, daß Sie wohl eine der Musen selber sein müssen. Denn gerade wie Sie Ihre hübschen Geschichten dem Reinhart erzählten, so märchensinnig und wirklichkeitsfroh zugleich, so unberechenbar das Unberechenbare einflechtend, wie die Weiber gerade sind, gerade so erzählt auch die Muse eines gewissen Dichters, der in diesen Tagen nun auch schon siebenzig Jahre zählt. Sie kennen ihn persönlich, richten Sie ihm unsere schönsten Glückwünsche aus auf seine alten Tage und sagen Sie ihm, Frau Muse Lux, Sie wären ein Frauenzimmer, das eben so schön, wie lieblich, eben so geistreich wie lebensvoll sei, ja, daß Sie eigentlich auch so eine „schöne Schlange" sind, von der man zu träumen wünsche, wenn man einmal recht traurige Tage hat."

So wollte ich zur Lucie sagen; aber die Lucie war nicht da und kann kein Wort davon hören. Sie ist nur ein Schein. Und darum kann sie's auch nicht einmal dem Dichter wiedersagen.

Wozu braucht er's auch zu wissen?! Das schönste Glück genoß er selbst voraus, als er ein solches Frauenzimmer reden machte und die Grüße und Glückwünsche zum Ehrentage sind nur eine Ehrung, die seine Verehrer und Freunde sich selbst bereiten.

Wolfg. Kirchbach.

Digitized by Google

## Das Denken und die Sprache.

Von Karl Erdmann.

(Schluß.)

Schon ein flüchtiger Blick auf das Verzeichnis lehrt, daß ein sehr großer Teil der Urbegriffe sehr viel — bez. nichtssagende Bedeutungen aufweist. Nach Max Müller ist dies eine notwendige Erscheinung. Er kann nicht oft genug betonen, daß alle Wurzeln, eben weil sie Begriffe ausdrückten, einerseits abstrakt, andererseits allgemein sein müßten; allgemein, weil sie immer auf wiederholte Thätigkeiten Anwendung finden, abstrakt, weil vieles, was jeder einzelnen Thätigkeit, z. B. dem Schlagen, eigentümlich ist, in dem Begriffe des Schlagens aufgehe und verschwinde. Er unterzieht die logischen Unterscheidungen abstrakt und konkret, allgemein und singulär einer sehr eingehenden Untersuchung und kommt zu dem Ergebnis, daß allgemein und abstrakt einerseits, und singulär und konkret andererseits im Wesentlichen dasselbe bedeuten, sodann aber, daß ein konkreter Ausdruck nur ein ursprünglich allgemeiner Ausdruck ist, der auf ein Einzelnes bezogen wird. Demnach ist Haus schlechthin stets allgemein und abstrakt, sagt man aber „mein Haus" oder „dieses Haus" so verwandelt sich der Ausdruck in einen konkreten und singulären. Sagt man „Dieser Mensch ist Hans" so ist Mensch konkret, sagt man „Hans ist ein Mensch" so ist Mensch abstrakt.

Man wird diesen Festsetzungen seine Zustimmung nicht versagen können, immerhin wird es nötig sein im Auge zu behalten, daß der gegenwärtige Sprachgebrauch ein anderer ist. Nach diesem sind zwar abstrakt und konkret bezügliche Begriffe wie klein und groß, und es dürfte demnach eigentlich nur im Komparativ von „abstrakter" und „konkreter" geredet werden. Wie man aber das Sandkorn schlechthin klein, die Entfernung bis zur Sonne schlechthin groß nennt, so nennt man auch gewisse Worte wie Haus und Baum, Stein und Pferd, überhaupt alle sinnenfälligen Dinge unter allen Umständen konkret; dagegen Ausdrücke wie Armut und Tugend, Beschaffenheit und Freiheit unter allen Umständen abstrakt. Und so wird man trotz Max Müller — in gewisser Hinsicht — auch von abstrakten und konkreten Thätigkeiten reden dürfen.

Nun ist es freilich das gute Recht eines jeden Forschers, unklaren Begriffen durch eine neugewählte Definition eine klare und feste Bedeutung zu geben, selbst wenn diese Bedeutung sich dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht ohne Weiteres anschmiegt. Unter allen Umständen muß aber gefordert werden, daß der Betreffende nicht ohne Weiteres bei allen Anderen dieselben Begriffsbestimmungen voraussetze, die er selbst vorschlägt, daß er vielmehr bei dessen Ausführungen auch auf dessen Sprachgebrauch eingehe. Man sehe aber, in welcher Weise Max Müller über Darwin urteilt: „Wenn Darwin und andere Ethnologen uns von wilden Völkern erzählen, die in ihrer Sprache keinen einzigen abstrakten Ausdruck hätten, so sollten sie uns vor Allem diese wilden Stämme, auf deren Sprache sie sich beziehen, nennen und zweitens erklären, wie diese Wilden die einfachsten Namen wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Hand und Fuß bilden könnten, wenn sie nicht bereits abstrakte Begriffe besessen hätten, aus welchen sich solche Namen ableiten ließen?"

Ganz abgesehen davon, daß nach Max Müller auch die angeführten Begriffe als Abstrakta bezeichnet werden müßten, ist es nicht für den Unbefangenen über allem Zweifel erhaben, daß Darwin und die betreffenden Ethnologen, wenn sie gewissen Völkern alle abstrakten Begriffe absprachen, das Wort „abstrakt" in dem von uns angedeuteten üblichen Sinne verwendeten, daß sie also gerade jene Thätigkeiten wie „graben" und „weben" konkret nannten, die Max Müller als abstrakte zu bezeichnen für gut findet und von denen er jene Gegenstandsbegriffe ableitet, deren Besitz auch bei den am tiefsten in der Entwickelung stehenden Völkern vorausgesetzt werden darf? Es ist sicher eine falsche Annahme zu meinen, das schlechthin Einzelne sei zuerst benannt worden und man habe dann diese Namen auch auf ähnliche Dinge übertragen. Hieraus folgt aber natürlich nicht, daß die allgemeinsten Ausdrücke auch die ursprünglichsten gewesen seien. Man hat hier verschiedene Dinge zu unterscheiden. Es kann das Zeichen eines sehr entwickelten, aber auch das Zeichen eines sehr unentwickelten Geistes sein, in allgemeinen Ausdrücken sich zu bewegen. Es kann ein wirklich umfassendes, am Einzelnen nicht klebendes Denken anzeigen, aber auch umgekehrt ein oberflächliches, wesentliche und feinerere Unterschiede nicht erfassendes Denken. Ungebildete und geistlose Menschen reden gern in farblosen, verwaschenen Ausdrücken und sind doch einem allgemeineren Gedanken unzugänglich. Die Urmenschen mögen insofern abstrakte Worte gebraucht haben, als sie noch wenig der Unterscheidung fähig waren, als sie nur oberflächlich Ähnliches ohne Weiteres als gleich empfanden; insofern aber mögen sie konkret gedacht und geredet haben, als nur unmittelbar gegebene, sinnenfällige Gegenstände und Vorgänge in ihr Bewußtsein traten. Daß übrigens auch die den Wurzeln zu Grunde liegenden Thätigkeiten nicht ganz allgemeiner Natur waren, wird von Max Müller selbst an einer anderen Stelle seines Werkes auseinandergesetzt. Zwar sei während der Zeit, in welcher das Wachstum der Wurzeln geschichtlich und unserer Beobachtung zugänglich werde, die Strömung sicherlich vom Allgemeinen auf das Spezielle gerichtet gewesen, dennoch müsse angenommen werden, daß es vor dieser Zeit eine vorgeschichtliche Periode gegeben habe, in welcher die Sprache eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe. In diesem Zeitraum hätten sich die Wurzeln mit besonderen Bedeutungen mehr und mehr verallgemeinert, und erst nachdem sie eine hohe Stufe der Verallgemeinerung erreicht hätten, seien sie wiederum zu spezielleren Bedeutungen zurückgekehrt. Von den Wurzeln AS und BHŪ, welche im Sanskrit „sein" bedeuten, soll die eine ursprünglich den Begriff „atmen", die andere „wachsen" bezeichnet haben. „Thun" habe ursprünglich „setzen", „wirken" habe „flechten" bedeutet, und die Wurzel DAM, bändigen, (Lat. domare, engl. tame) habe früher eine ganz spezielle Thätig-

Digitized by Google

keit dargestellt, nämlich „Bäume oder Planken zusammenbinden oder umbiegen", so daß sie eine Art Schutzdach bilden, unter welchem der Mensch sich aufhalten kann.

Nach alledem wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, was schon an sich recht einleuchtend ist, daß die ursprünglichsten Wurzelbedeutungen einfache, sinnenfällige, nicht sehr allgemeine Thätigkeiten bezeichnet haben. Nimmt man nun an, daß diese Bedeutungen im Laufe der Zeit nach der von Max Müller geschilderten Weise sich verallgemeinert, wieder spezialisiert, überhaupt in der mannichfachsten Weise verändert haben, erwägt man ferner, daß diese verschiedenen Bedeutungen in alle möglichen Wortbildungen eingegangen und sich daselbst zum Teil erhalten, zum Teil wieder verändert haben, so leuchtet wohl ein, daß die sprachliche Auflösung der Wortformen in den Wurzeln nur einen sehr trüben und verwaschenen Niederschlag liefern kann. Das Bestreben die Grundbedeutung zu finden, führt leicht dazu, das Gemeinsame in den verschiedenen Bedeutungen der Wurzel aufzusuchen und einen möglichst allgemeinen und vielsagenden Begriff zu ermitteln, der alle diese Bedeutungen unter sich begreift. Es ist aber wohl nicht anzunehmen, daß diese allgemeinsten Wurzelbedeutungen mit den ursprünglichsten Wurzelbedeutungen übereinstimmen.

Betrachten wir nach diesen Bemerkungen das Müllersche Verzeichnis der 121 Urbegriffe. Da finden wir eine große Zahl sehr allgemeiner Bedeutungen, wie beseitigen, können oder stark sein, arbeiten, sich rühren, sammeln, gehen, thun, sein u. s. f., von denen wohl mit Recht bestritten werden kann, daß sie „ursprünglichste" Wurzelbedeutungen darstellen. Warum übrigens die beiden letzten, thun und sein, im Verzeichnisse S. 371 angeführt sind, ist uns völlig unerfindlich. Die früheren, speziellen, oben bereits angeführten Bedeutungen der zugehörigen Wurzeln sind sowohl im Text angegeben, als auch in dem für die Sanskritgelehrten beigefügten Anhang, welcher alle thatsächlichen Wurzeln geordnet enthält, aus denen Max Müller die Urbegriffe abgeleitet hat. Wenn nun behauptet wird, die Ergebnisse bewiesen mit überwältigender Gewißheit, daß die Wurzelbedeutungen wirklich das ausdrückten, was zu erwarten stand: primitive, gemeinsame Thätigkeiten der urmenschlichen Gesellschaft, so läßt sich bei den vielen sehr allgemeinen Ausdrücken dem weder ohne Weiteres zustimmen noch widersprechen. Einige Begriffe sind übrigens sicher keine „primitiven", wie messen, kleiden, schmücken, anzünden, kochen, süß und schmackhaft machen u. a. m., andere setzen die Sprache schon voraus, so sprechen, fragen, denken, und Thätigkeiten wie fliegen und glänzen sind überhaupt keine menschlichen. Auch über ihre Gemeinsamkeit ist nicht viel zu sagen, es mag ja möglich sein, daß man seiner Zeit in corpore gehustet und gespuckt, geschwitzt und gestunken hat, daß man ebenso gemeinschaftlich gestolpert und gefallen ist, wie man nach Noiré gemeinschaftlich gerieben und geflochten hat. Sollte aber wirklich die Noirésche Lehre durch das Müllersche Verzeichnis gestützt werden, so müßten doch die den Urbegriffen zu Grunde liegenden Thätigkeiten vor Allem geeignet erscheinen, den bewußten *„clamor concomitans"* auszulösen. Bei wie wenigen ist dies aber der Fall! Wie soll man sich's vorstellen, daß die Urmenschen beim Wachen oder Stehen, beim Hören und Sehen, beim Geben, Wählen, Öffnen, Gähnen, Führen in taktmäßige Rufe ausgebrochen seien? Wie mögen es unsere Urahnen nur angestellt haben, beim Atmen garmbh-garmbh, oder beim Schlafen drâ-drâ zu rufen?

Unseres Erachtens sind zwei Fälle denkbar. Entweder stellen die im Verzeichnis enthaltenen Ausdrücke wirklich annähernd die Urbegriffe dar, welche den Wurzeln der arischen Sprachfamilie zu Grunde liegen, — dann erscheint uns die Lehre vom Ursprung der Sprache durch den clamor concomitaus im höchsten Grade unwahrscheinlich. Oder aber die betreffenden Ausdrücke stellen nicht die eigentlich ursprünglichsten, sondern bereits übertragene und mannigfach veränderte Bedeutungen der Wurzeln dar, — dann sind die wirklichen Urbegriffe vorläufig noch unbekannt, und die bewußte Noirésche Lehre vom Ursprung der Wurzeln bleibt lediglich eine Vermutung, die erst durch die — vielleicht unmögliche — Ermittelung der wirklichen Urbegriffe ihre Bestätigung erhalten könnte, die aber jedenfalls durch das Müllersche Verzeichnis der Wurzelbedeutungen nicht zur Wahrscheinlichkeit erhoben wird, wie gerade verlangt und behauptet worden war.

Völlig unberührt von diesen Einwänden bleibt hierbei die Frage, ob die Wurzeln ursprünglich alle eine verbale Bedeutung besessen haben oder nicht. Diese Annahme wird zwar vielfach gemacht,*) man hat aber auch dagegen eingewandt,**) daß in der Wurzelperiode der Sprache eine Nennwurzel sowohl vom Thätigkeitsbegriff, als auch zugleich vom zugehörigen Gegenstandsbegriff, also etwa vom Ergebnis der betreffenden Thätigkeit gebraucht wurde, daß demgemäß von einem Erstgeburtsrecht einer dieser Wortformen füglich nicht die Rede sein könne. Wenn indessen nachgewiesen wird, daß die zu einer Wurzel gehörigen Dingworte gar sehr verschiedene und ungleichartige Gegenstände darstellen, deren gemeinsamer Ausgangs- und Berührungspunkt doch nur in einem Thätigkeitsbegriff gefunden werden kann, so wird man nicht anstehen, diesem den Vorrang einzuräumen. Und in diesem Sinne ist das Müllersche Verzeichnis der Urbegriffe gewiß von großem Werte. Dort, wo es nicht die allererste Bedeutung der Wurzeln giebt, giebt es doch sicher einen zusammenfassenden Ausdruck aus deren verschiedenartigen Bedeutungen und da scheint es wohl keinem Zweifel zu unterliegen, daß die ersten Begriffe, wenn auch nicht immer eine Thätigkeit, so doch äußeres oder inneres Geschehen, einen körperlichen oder seelischen Vorgang dargestellt haben. Wir für unsere

*) Lazar. Geiger: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Band I. S. 198.
Jacob Grimm, Über den Ursprung der Sprache. 3. Aufl. S. 44.
**) Wilhelm Wundt, Logik I. Band. S. 109.

Digitized by Google

Person finden dies ungemein einleuchtend. Wird doch das gesamte Bewußtsein durch Thun und Leiden weit mehr in Anspruch genommen, wie durch sinnliche Wahrnehmung eines Gegenstandes oder seiner Bewegungen, beweisen doch unzählige Metaphern, daß wir Muskelbewegung und Willensakt als das unmittelbar Verständlichste, als das Bekannteste und Begreiflichste aufzufassen gewohnt sind.

Nimmt man aber nun auch an, daß alle Wurzeln ursprünglich verbale Bedeutungen besaßen, so würde freilich immer noch zu untersuchen sein, wie sich das Bewußtsein eigenen Thuns und Leidens gerade mit ganz bestimmten Lauten verknüpft, wie Laut und Thätigkeit oder Zustand so in eine Einheit zusammenfließen zu können, daß jener für sich allein ausgestoßen, die Erinnerung an diese ohne Weiteres auszulösen im stande ist. Hier aber möchten wir in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung uns doch die Frage aufzuwerfen erlauben, warum sich denn die Untersuchung über den Ursprung der Sprache immer zu einem „entweder—oder" zuspitze, warum nicht ein versöhnliches „sowohl — als auch" zugelassen werde? Es ist uns sehr wohl bekannt, zu welch großen Irrtümern die „onomatopoietische" sowohl wie die „interjectionale" Sprachtheorie geführt hat, wie wenig Worte thatsächlich auf Lautnachahmung oder auf das Hervorbrechen von Naturlauten sich zurückführen lassen. Ein anderes aber ist es, Grundsätze für die etymologische Forschung aufzustellen, ein anderes die Entstehungsweise einiger der ohnehin schon so wenigen Wurzeln zu erklären. Man frage sich ehrlich, ob für die von Max Müller als „Urbegriffe" angeführten Zustände wie Fürchten, Zittern, Angreifen, Lieben, Hassen, zornig sein, sich nicht eine Erklärung durch Naturlaute viel naturgemäßer ergiebt als eine umständliche Ableitung durch den *clamor concomitans*. Aber Max Müller — und das ist vielleicht für das ganze Werk am bezeichnendsten — will vom Gefühl sehr wenig wissen. Er unterschätzt ohne Zweifel dessen Bedeutung für das Hervorbrechen der Sprache. Damit die Einheit von Denken und Sprechen sich ergebe, wird gleich anfangs der durchgreifende Schnitt zwischen Gefühls- und Vernunftsprache vorgenommen, und die Gefühlssprache gänzlich vernachlässigt. Daher wird auch jeder innere Gefühlszustand (zittern) durch Übertragung einer äußerlichen Thätigkeit (schüttern) benannt, daher wird alles, was nach „Interjektion" aussieht, als verdächtig bei Seite geschoben. Und dennoch finden sich in diesem Werke ganz geringe und durch allerhand Einschränkungen wieder aufgehobene Zugeständnisse an die „interjektionale" sowohl wie an die „onomatopoietische" Theorie. An einer Stelle, wo sich Max Müller über die Puh-puh-Lehre lustig macht, heißt es: „Man belehrt uns, F sei der Naturlaut für den Ausdruck der Verachtung, weil wir es beim Einziehen angenehmer Gerüche und beim Wegblasen unangenehmer hervorbringen. Im Englischen wird dieser Laut der Verachtung durch *piff, phew, phit*, und in der ganzen Welt durch *fu, pu, wu* ausgedrückt. — — — Da ferner der Franzose *„faire fi d'une chose"* sagt, warum sollte da *„pudet me"* nicht ursprünglich: „es läßt mich puh machen", und *pudeo* „ich mache puh" bedeutet haben, und wenn dem so ist, warum sollte nicht *repudio* „ich puste gegen etwas" und *refuto* „ich puhe oder puste etwas hinweg" auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden können?" Trotz dieses Spottes fährt aber Max Müller doch fort: „Dies sind nicht etwa meine eigenen Erfindungen oder wirkliche Übertreibungen, nein, was das Schlimmste ist, es liegt in allem diesem ein gutes Stück Wahrheit, wenn es nur von den umgebenden Schlacken befreit wird." Und dieses Körnchen Wahrheit soll darin bestehen, daß die Wurzel PÜY sehr wahrscheinlich der Rest einer Anzahl von Lauten war, welche die Thätigkeiten der Urmenschen begleiteten, wenn sie etwas Unangenehmes zurückstießen oder ihren Widerwillen ausdrückten. (So soll *repudiare* mit *pes* zusammenhängen und bedeuten: mit den Füßen zurückstoßen oder wegschlagen.) Was sind das aber für Laute und warum soll man sie nicht als Interjektionen bezeichnen?

Auch gegen die Lehre, welche die Wurzeln aus Lautnachahmungen ableitet, verhält sich der Verfasser unseres Werkes nicht so völlig ablehnend wie früher, wenn er auch seine geringen Zugeständnisse als durchaus unwesentliche bezeichnet, da sie nur den „unbedeutendsten Teil" der Sprache beträfen. An einer Stelle heißt es: „Nichts von dem, was ich gesagt habe, schließt die Möglichkeit aus, daß eine kleine Anzahl von Worten, namentlich in modernen Sprachen, welche einen Laut durch einen Laut bezeichnen sollen, sich direkt aus Nachahmungen einzelner Tier- und Menschenlaute entwickelt haben kann." An einer anderen Stelle aber steht geradezu: „Der Unterschied zwischen der Theorie, die den Ursprung der Wurzeln aus den Lauten, welche die Menschen bei ihren gemeinsamen Thätigkeiten ausstießen, herleitet, und der anderen, welche wenigstens in einigen dieser Laute mehr oder weniger bewußte Nachahmungen der durch die Thätigkeiten selbst hervorgebrachten Geräusche sieht, ist eigentlich nicht so groß, wie die Vertreter der einen oder der anderen Ansicht meinen." Und auf der nächsten Seite folgt eine ganze Reihe von Wurzeln, die Max Müller gern nur als onomatopoietisch gelten lassen will, so KSHU — niesen, KRAKSH — krachen, KHARG — knarren, MÄ — blöken, RÄ — bellen u. a. m. Wurzeln wie MAR reiben können aber sowohl einem *clamor concomitans* entstammen, gleichzeitig aber auch in einer Lautnachahmung ihre Ursache haben.

Andrerseits wird man auch nicht leugnen können, daß für eine ganze Reihe von Wurzeln sich weder ein Naturlaut, noch eine Schallnachahmung, noch ein clamor concomitans als ungezwungener Erklärungsgrund darbietet. Vielleicht liegt dies daran, daß uns nur in den seltensten Fällen die eigentlichen, allererrsten Wurzelbedeutungen vorliegen, vielleicht muß nach völlig neuen Erklärungen gegriffen werden. Vorläufig wird man nur dies mit einiger Wahrscheinlichkeit aussprechen dürfen, daß bei den Urmenschen jeder äußere und innere Vorgang von körperlichen

Digitized by Google

Bewegungen begleitet war, die mimisch gleichzeitig waren und tönend. War für das unentwickelte Bewußtsein ein bestimmter Laut mit einem bestimmten Vorgange – Thätigkeit, Willens- oder Gefühlserregung – zu einer Einheit verschmolzen, so lag die Möglichkeit nahe, daß jener zur Wurzel wurde, welche diesen bedeutete. Warum aber der Urmensch bei bestimmten Anlässen gerade in diesen und keinen anderen Laut ausgebrochen ist? Wer kann wohl entscheiden, warum die eben zu mir herübertönende Glocke gerade jenen Klang von sich giebt, warum das Meer gerade in diesen Akkorden rauscht . . .?

Viel wichtiger übrigens als alle diese Fragen ist die schon erwiesene Thatsache, daß sich die Sprache aus einer sehr geringen Zahl von Elementen entwickelt und daß man diese Entwickelung zum Teil verfolgen kann. So findet sich die Geschichte des Menschengeistes in den Urkunden der Sprache aufgezeichnet. Max Müller giebt einige anziehende Beispiele, wie eine einzelne Wurzel in die fernsten Gebiete ihre Ausläufer sendet, und knüpft an solche Untersuchungen die weitgehendsten Hoffnungen und Pläne. Nachdem der Bedeutungskreis einer Wurzel, Nwie z. B. KHA–graben, in der arischen Familie bestimmt worden, müßte damit eine semitische Wurzel von derselben Bedeutung (sie möge lauten, wie sie wolle) zusammengestellt, und alle die Begriffe, welche der Menschengeist in seiner semitischen Heimat daraus weitergesponnen, mit dem Gewebe, das er in seiner arischen Heimat gewoben, verglichen werden. Würde dies Verfahren dann auf andere Sprachgruppen ausgedehnt, so würde sich schließlich ein vollständiges Rundgemälde der geistigen Mühen und Kämpfe ergeben, welche das Menschengeschlecht von seinen ersten Anfängen an bis auf den heutigen Tag durchzumachen gehabt habe. Sicher ein großartiger Plan und eine bedeutende Auffassung von den Aufgaben der Sprachforschung!

Können aber diese Fragen vielleicht erst in einer späten Zukunft erledigt werden, so ist doch Max Müller mit dem, was bisher erreicht worden, schon überaus zufrieden. Die Sprache, einst das größte Wunder, daß nur eine Gottheit den Menschen hätte verleihen können, sei jetzt „völlig einfach und verständlich" geworden. „Man gebe uns 800 Wurzeln, und wir können das größte Wörterbuch erklären, (?) man gebe uns 121 Begriffe und wir erklären (?) die 800 Wurzeln." Aber die Wissenschaft des Denkens soll noch viel weiter gehen, sie soll mit Zuversicht behaupten können, daß jeder Gedanke, der je den Menschengeist durchzuckte, sich auf jene wenigen einfachen Begriffe zurückführen lasse. „Auch wenn wir für jetzt nichts weiter erwiesen haben sollten, als daß die Myriaden von Gedanken, welche, wie Bienen aus dem Stocke, aus dem Intellekt der Inder hervorgingen, insgesamt auf nicht mehr als auf 121 Mutteridcen zurückgehen, so hat die Wissenschaft des Denkens einen Schritt vorwärts gethan, wie nur wenige Philosophen je sich träumen ließen." Hier kommt es freilich ganz darauf an, was man unter „erklären" und „zurückführen" verstehen will. Ist das Werden und Bestehen eines Baumes erklärt oder zurückgeführt, wenn man die wenigen chemischen Grundbestandteile anzugeben im stande ist, welche sich im Baume durch fortgesetztes Zergliedern und Auflösen finden lassen? Besteht nicht das Wesen eines Gedankens gerade in der eigenartigen Verbindung der Begriffe? Es ist vielleicht ganz nützlich, sich zu erinnern, daß die Peterskirche aus Backsteinen aufgebaut ist, und „was wären Baumeister ohne Bausteine"? fragt Max Müller. Wenn es aber so überaus wichtig ist, die letzten Grundbestandteile kennen zu lernen, warum begeistert er sich nicht für die noch viel einfachere Thatsache, daß zuletzt doch alle Worte aus 25 Buchstaben bestehen?

Wir möchten gerne den Schein vermeiden, als ob wir kleinliche Kritik übten, als ob wir die hie und da etwas übertriebene Ausdrucksweise des Verfassers nörgelnd bemängeln wollten. Trägt doch Jeder den Maßstab seiner Wertabschätzung in seinem eigenen Gefühl und „was ihr niemals überschätzt, habt ihr nie begriffen." Aber es wirkt auf die Dauer beinahe peinlich, wenn ein großes, 600 Seiten langes Werk hindurch die betreffenden Ergebnisse der sprachlichen Forschung immer und immer wieder als unschätzbare Erkenntnisse für alles Denken gepriesen werden.

Ganz besonders überschwänglich erscheinen uns die Hoffnungen, welche Max Müller an die zukünftige Entwickelung der Philosophie knüpft. Wir haben schon oben erwähnt, daß derselbe von der Erkenntnis einer angeblichen „absoluten Identität" von Sprache und Denken eine völlige Umwälzung der philosophischen Forschung erwartet. Man vergleiche nur die folgenden Stellen:

„Ich führte eine Reihe von Aussprüchen der bedeutendsten Philosophen an, die alle mehr oder weniger bereitwillig zugeben, daß Sprache und Denken untrennbar seien. Allein daraus die unvermeidlichen Folgerungen zu ziehen und einzusehen, daß das Denken nur in der Sprache lebt, daß die Philosophie lernen muß, daß die Sprache ihr Gegenstand ist, wie die Ereignisse Gegenstand der Geschichte sind, daran hat kein Philosoph, soweit ich weiß, je zu denken gewagt."

„Alles und jedes Geheimnis der Philosophie muß aus diesem uralten Tagebuch der Sprache studiert werden. Verständen wir jedes Wort nach seiner Entstehung und weiteren Entwickelung vollständig, so hätte die Philosophie keine weiteren Geheimnisse mehr. Sie würde zu existieren aufhören."

„Nur dadurch, daß wir Denken und Sprache studieren, können wir lernen, was Geist und Materie ursprünglich bedeuteten; welche Bedeutungen sie mit der Zeit erhielten, was sie zukünftig für uns bedeuten sollen. Hier wie sonst besteht wahre Philosophie in einer Verbesserung der Sprache."

„Der Fortschritt wahrer Philosophie beruht auf einer richtigen Definition der Worte. Man muß sie beständig definieren, klären, berichtigen, selbst fallen lassen und aufgeben, bis endlich die vollkommenste Sprache zur vollkommensten Philosophie wird."

Man hat hier zweierlei zu unterscheiden. Erstens soll die Sprache der Gegenstand der Philosophie

Digitized by Google

sein, weil Denken angeblich dasselbe wie Sprechen ist. Hiergegen ist zu bemerken, daß Philosophie doch nicht lediglich die Wissenschaft vom Denken ist; das würde doch höchstens von der formalen Logik zu gelten haben. Sodann aber soll die vollkommenste Sprache selber die vollkommenste Philosophie sein, denn alle Erkenntnis sei eine nominale und alle Weisheit stamme von richtigen Definitionen. Dagegen möchten wir uns nur erlauben, die Frage zu stellen: Wann ist eine Definition richtig und welches sind die Merkmale, an denen man erkennt, ob eine Sprache besser oder schlechter sei? Wie ist Materie, wie Geist zu definieren, bezw. ist es angezeigt, diese Begriffe als unbrauchbar fallen zu lassen? Bei Beantwortung dieser Fragen — und es sind doch sicher philosophische Fragen, die wir thun — tritt plötzlich etwas in seine Rechte, was bisher geflissentlich unbeachtet geblieben war: der ganze unendliche Reichtum der Erscheinungswelt, die große Fülle der uns unmittelbar gegebenen Thatsachen, Gegenstände und Vorgänge. Nun werden diese zwar auch nach Max Müller nur durch Namen begriffen. In diesem Sinne hätte dann aber nicht die Philosophie allein, sondern alle Wissenschaft überhaupt es nur mit der Sprache zu thun. Die Sprache ist nicht „Gegenstand der Philosophie, wie die Ereignisse Gegenstand der Geschichte sind", sondern auch die Geschichte hat es nur mit der Sprache zu thun. Dies zu behaupten, ist ja vielleicht recht geistreich und in gewisser Hinsicht auch richtig, aber wir glauben, daß man noch mehr Berechtigung hat, das Gegenteil auszusagen.

Es ist nützlich, einen Gegenstand einmal von dieser, einmal von jener Seite eingehend zu betrachten. Max Müller hat den Gegenstand seiner Untersuchung von einer entgegengesetzten Seite gezeigt, als dies die meisten Philosophen zu thun gewohnt waren. Er hat diese Seite so grell beleuchtet, daß alle anderen in tiefen Schatten zurücktreten und will uns glauben machen, es sei keine andere vorhanden. Hat man bisher allzu wenig beachtet, wie sehr wir im Banne der Sprache denken, hat man bisher den gefährlichen Wortzauber abstrakter Ausdrücke allzu sehr unterschätzt, hat man der Kritik der Begriffe nicht genügende Beachtung geschenkt, hat man in der Lehre vom Begriff und Urteil die reichen Ergebnisse der Sprachforschung nicht genügend ausgebeutet, so wird man einer Philosophie, welche die Wichtigkeit alles dessen scharf und übertrieben betont, Berechtigung und Nutzen nicht absprechen wollen. Und so glauben wir bestimmt, daß das einseitige, folglich aber auch geistreiche und anregende Werk Max Müllers auf die Wissenschaft des Denkens seinen Eindruck nicht verfehlen werde.

## Aus dem Französischen.

### Schatten.

Nach Viktor Hugo.

I.

Wie viel der Mädchen sah ich welken und verbleichen!
Das ist der Dinge Lauf. Es heischt der Tod Gewinn.
Erliegen muß das Gras des Schnitters wucht'gen Streichen,
Es sinkt in ihrer Pracht zerknickt vom freudenreichen
Gewog der Lust die frische Rose hin.

Verinnen muß der Bach im Wandern nach der Ferne;
Aufleuchten mag der Blitz, jedoch Sekunden kaum,
Der neidische April zerstört die Blütensterne,
Den duft'gen Frühlingsschnee, womit nur allzugerne
Sein Astwerk ziert der schöne Apfelbaum.

Das ist des Lebens Fluch! Es folgt die Nacht dem Tage.
Zuletzt erwachen wir zu Wonnen oder Qual,
Sieh', wie begierig schwärmt die Menge beim Gelage;
Doch ach wie Mancher weckt des Herzens bange Klage,
Der vor dem Ende sich von hinnen stahl.

II.

Ja Viele sah ich flieh'n! — Wie Milch und Blut die Eine,
Die And're neigt' das Ohr der Töne Wundereich;
Die And're stützt im Tod die Stirne noch, die reine,
Daraus der Geist entloh dem Vogel gleich im Haine,
Der fliehend beugt der Hirse schwanken Zweig.

Die — geisterbleich, verstört, in dunkler Träume Schlingen —
Haucht leise einen Laut, den Niemand noch vernahm;
Und Jene geht dahin, wie Lieder sanft verklingen.
Indessen die, als neigt' ein Engel seine Schwingen,
Mit einem Lächeln stirbt so wundersam.

Ihr schwachen Blumen, kaum geboren müßt ihr bleichen!
Entwöget mit dem Nest verschwemmt vom Wogenschlag!
O Tauben, dieser Welt gesandt aus Himmelszeichen!
So jung, so reizvoll sah't das Leben ihr verstreichen,
Als wär' es bloß ein einz'ger Frühlingstag!

Wie, tot! — Ihr schlummertet entrückt dem gold'nen Scheine!
So holde Wesen, bar des Tons, der Augenpracht!
So viel erloschn'ne Glut! so viel zerstörte Steine! . . .
O laßt hinaus mich flieh'n zum herbstlich welken Haine
Und mich versenken in die Waldesnacht!

Dort, sanfte Schatten, dort vernehm' ich eure Klänge,
Dort drängt ihr lauschend euch den Träumer zu umzieh'n;
Bald zeigt das Zwielicht mir, bald birgt es eure Menge,
Doch mitten durch's Gezweig, durch's dunkle Laubgehänge
Gewahr' ich funkelnd eurer Augen Glüh'n.

Ein schwesterlich Gefühl läßt tief mein Herz erbeben;
Nicht binde auch die Gruft und nicht das Dasein mich!
Leiht eure Schwingen mir, zum Pfande nehmt mein Leben! . .
O süßer Wahn! tot sein, gleich ihnen hinzuschweben,
Indeß sie leben, leben so wie ich!

Ihr Wesen, ihre Form ist meinen Träumen eigen:
Ich seh', ich höre sie! — „Komm!" tönt's entgegen mir.
Jetzt tanzen um ein Grab sie Hand in Hand den Reigen,
Jetzt schwinden zögernd sie in Nacht, in dunkles Schweigen;
Und ihrer denkend, harr' ich träumend hier!

J. G. Oswald.

## Das Weib des Matrosen.

(Aus „Les plus jolies chansons du pays de France", choisies par Catulle Mendès.)

Der Seemann kommt vom Krieg zurück.
So sacht.
Verbrannt so sehr, verstaubt so sehr.
„Wo kommst Du armer Seemann her?
So sacht, so sacht?"

Frau Wirtin, ich komme vom Krieg zurück.
So sacht.

Digitized by Google

„Schnell Wein! vom Weißen, der hinten steht!
Dem Seemann, eh' er weiter geht?
So sacht, so sacht!"

Der wack're Seemann sitzt und trinkt.
So sacht.
Er sitzt und trinkt und summt ein Lied,
Die schöne Wirtin er weinen sieht.
So sacht, so sacht.

Was habt Ihr, schöne Frau Wirtin, sagt?
So sacht?
Thut leid Euch Euer weißer Wein,
Von dem sich schenkt der Seemann ein?
So sacht, so sacht?

„Mein weißer Wein thut mir nicht leid.
So sacht.
Mein toter Mann kam mir in Sinn,
Ihr ähnelt ihm um Aug' und Kinn.
So sacht, so sacht."

O sagt mir, schöne Frau Wirtin, sagt!
So sacht!
Zwei Kinder von ihm hattet Ihr —
Hört' ich vorhin. Jetzt habt Ihr vier?
So sacht, so sacht?

„Man hat mir manchen Brief geschickt,
So sacht,
Und zeigte seinen Tod mir an.
Da nahm ich einen andern Mann.
So sacht, so sacht."

Der wack're Seemann leert sein Glas.
So sacht.
Und ohne Dank, mit naßem Blick
Ging er zu seinem Schiff zurück.
So sacht, so sacht.

Richard Dehmel.

## Die niederländische Dichterin Hélène Swarth.

Von T. Pluim.

Der Artikel des Freiherrn von Grotthuss über den vlämischen Dichter Pol de Mont*) veranlaßt mich, auch eine vlämische Dichterin, unstreitig eine der größten unseres Jahrhunderts, in weiteren Kreisen bekannt zu machen, nämlich Fräulein Hélène Swarth.

Seit dem Tode Bilderdijks**) geriet mit wenigen Ausnahmen unsere, d. h. die niederländische Poesie in die Hände evangelischer Geistlicher, von denen B. ter Haar, N. Beets, J. J. L. ten Kate, P. A. de Génestet en E. Laurillard die bekanntesten sind. Große Gedanken und welterschütternde Ideen finden sich aber in ihren Poesien nicht vor: ihre Gedichte gleichen dem friedsamen, ruhig dahinfließenden Bach, — nicht dem sturmbewegten ums Dasein ringenden Fluß: sie singen alle in einer konventionalen Sprache, so daß ich den meisten von ihnen die bekannten Schillerschen Worte zurufen möchte:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.

Von eigener Persönlichkeit, die Hauptbedingung guter wahrer Poesie, ist denn auch keine Spur aufzuweisen; nur de Génestet mit seinen „Leekedichtjes" (Laiengedichte) und ten Kate mit seiner „Scheppings"*) bilden eine günstige Ausnahme.

Das ist so ein halbes Jahrhundert geblieben, — ich spreche nicht von Süd-Niederland, — fast alle vielfach erscheinenden poetischen Werke hatten nur eine Idee, nur eine Sprache, und es war also rein unmöglich, daß unsere Litteratur unter solchen Banden des Konventionalismus einige Fortschritte machen konnte.

Das sollte anders werden, und es ist, dem Himmel Dank! auch anders geworden: zwar ist der entbrannte Streit noch nicht geendigt, — den Sieg aber wird und muß die jüngere Schule davon tragen.

Ich behalte mir vor, nachher in einem andern Artikel den ganzen Verlauf dieses Sturm- und Drang-Krieges ausführlicher zu schildern: ich gebe jetzt nur die Hauptsachen an.

Etwa 1880 ließen sich schon die Vorboten des nahenden Krieges spüren. Von einem damals noch unbekannten Dichter**) erschien eine Novelle in Versen „Eene Liefde in het Zuiden," (Eine Liebe im Süden), welche solch einen Erfolg hatte, daß schon in kurzer Frist vier Auflagen verkauft wurden — und das heißt unerhört viel hier in Holland!

Und was war die Ursache dieses ungewohnten Erfolges? Der Dichter hatte einfach den Pfarrer-Konventionalismus frei und frech abgestreift und sein eigenes Lied gesungen. Dieser Erfolg des sich frei ringenden Geistes gab Mut! Bald erschien von einigen jungen Leuten in Amsterdam eine neue Zeitschrift „De Nieuwe Gids" (Der neue Führer), welche Jünglinge dem alten Regime unverhohlen den Krieg erklärten und deshalb großes Aufsehen erregten. — Ich übergehe hier, aufzuzählen, mit welchen Waffen diese Leute stritten und streiten - darüber in einem größeren Aufsatz — allein ich kann nicht umhin, zu sagen, daß ihre Handlungsweise auch wohl etwas Tadelhaftes hat, und daß sie allmählich in das andere Äußerste verfallen und einige von ihnen sogar die Form der Poesie jämmerlich vernachlässigen, ja entstellen. Auch sahen sie wohl all zu sehr auf die älteren Dichter herab, so daß es nötig war, ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun. Deshalb gründeten einige andere junge Freunde der Litteratur, zu denen auch ich gehörte, eine neue Zeitschrift „Holland-Vlaanderen" die den Grundgedanken des „nieuwen Gids" auffaßte und in anständigerer Weise für denselben streiten will. Diese Zeitschrift findet, trotz unwürdiger Angriffe eines dahinsterbenden Blattes „de Portefeuille", dennoch vielen Anklang.

Aus dieser Einleitung erhellt, daß jetzt in unserm Lande ein heftiger Streit geführt wird, und daß zumal die jüngere Partei ein kräftiges Leben an den Tag legt.

Zu diesen Dichtern, die den eisernen Konven-

*) Siehe Magazin Nr. 8 dieses Jahrganges.

**) Willem Bilderdijk (1756—1831) war nach Vondel der größte unserer Klassiker.

*) Die Schöpfung, sein großes Gedicht, das die Entstehung der Erde zum Gegenstand hat, zwar nach der Anschauung der Bibel, aber doch in freier Auffassung des Stoffes.

**) Er nannte sich Fiore della Neve (Schneeblume), denn er war die erste Blume auf dem untergeschneiten Felde unserer Litteratur. Nachher stellte sich heraus, daß er ein Doctor beider Rechte war, Namens M. G. L. van Loghem.

Digitized by Google

tionalismus über den Haufen geworfen haben, um ihren eigenen Weg zu suchen, gehört an erster Stelle Fräulein Hélène Swarth, deren überaus schöne Dichtungen sogar von der älteren Partei mit großem Beifall empfangen werden. Anfangs dichtete sie im Französischen, ein guter Genius aber in der Gestalt des Herrn Pol de Mont hat sie zum Holländischen bekehrt, — eine That, wofür wir diesem Dichter nicht genug danken können. Doch lass' mich etwas aus ihrem Leben mitteilen; man wird dann selber die etwaigen Fragen beantworten können, weshalb sie ihre ersten poetischen Versuche, sogar in zwei Bänden herausgegeben, im Französischen dichtete.

Hélène Swarth wurde am 25. Oktober 1859 in Amsterdam geboren, siedelte aber schon nach sechs Jahren nach Brüssel über, wo sie mit ihren Schwestern Hausunterricht erhielt. Acht Jahre alt, fing sie schon an, Gedichte und Erzählungen zu schreiben, wie gesagt, im Französischen, denn bekanntlich wird in Belgiens Hauptstadt nur von der einen Hälfte der Einwohner Niederländisch gesprochen. Von 1869 bis 1871 verbrachte sie wieder zwei Jahre in ihrer Geburtstadt Amsterdam, wo das nunmehr zehnjährige Mädchen in die Schule geschickt wurde, viel kränkelte und wenig Freuden erlebte.

Bald aber suchte sie wieder Brüssel auf, wo sie ihre Bildung in einem französischen Pensionat vollendete, und sich darnach gänzlich der Litteratur — noch immer im Französischen — widmete. In dieser Zeit erschien von der zwanzigjährigen Dichterin der erste Band Gedichte: „Fleurs du Rêve" (Paris, A. Ghio, 1879), auf den bald „Les Printanières" (Arnheim, J. Minkman, 1882) folgten.

Jetzt machte sie die erste Bekanntschaft mit den deutschen Lyrikern, besonders mit Goethe, Heine und Lenau, und nachher mit dem Dichter und der Person des Herrn Pol de Mont, der ihr Ratgeber und Freund wurde. „Dadurch," schreibt sie mir, „ward ich zur niederländischen Sprache bekehrt". Bald schon veröffentlichte sie ihren ersten Band niederländischer Gedichte „Eenzame Bloemen"*) (De Seyn Verhougstraete, Roeselare, Ost-Flandern, Januar 1884) und noch in dem nämlichen Jahre (Dez.) einen zweiten Band „Blouwe Bloemen" (Utrecht, J. L. Beyers). Drei Jahre später erschienen „Beelden en Stemmen"**) (Amsterdam, P. N. van Kampen en Loon) und zu jüngsten Weihnachten in derselben Verlagshandlung „Sneeuwvlokken".***)

Im Jahre 1884 verließ sie Brüssel und wohnt seit der Zeit in Mecheln (Belgien), wo sie noch stets mit fast unglaublicher Schöpfungskraft arbeitet. In vielen unserer namhaftesten Zeitschriften, z. B. „De Gids", „De Leeswijzer", „Holland-Vlaanderen", „De Nieuwe Gids" und „Nederland" erscheinen wiederholt Gedichte von ihrer Hand.

Hauptsächlich dichtete sie bis jetzt herrliche Sonette, wie dergleichen noch niemals zuvor in unserer Sprache geschrieben sind; auch ihre „Aquarelle", Stimmungsbilder in reimlosen Jamben, erscheinen mir das höchste in der Kunst. In ihrem jüngsten Band gab sie auch einige Balladen, und wie sie mir neulings mitteilte, gedenkt sie in ihrem folgenden Werke deren viele zu geben.

Ihre Sonette haben einen schwermütigen Charakter, aber in diesem Ernst hat die Dichterin ihre größten, erhabensten Gedanken ausgedrückt; diese Gedichte zeigen, wie auch in ihrem Herzen eine Klage über die schroffen Gegensätze des Lebens zum Himmel schreit.

Ihre Aquarelle beweisen, wie meisterhaft sie die Natur auf frischer That zu ertappen und das Gesehene mit dichterischem Gefühle unter Worte zu bringen weiß. Ich gebe hier einige Übersetzungen dieser Aquarelle, von denen ich hoffe, daß sie bei der Übersetzung nicht zu viel von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt haben.

### Rosenregen.

Im Rosenlaub rauscht sanft der Abenwind.
Die Himmelsröte färbt mit Rosenschimmer
Den stillen Strom, als ob auf fernem Grund
Der Tiefe noch ein zweiter Himmel schliefe.
Nach diesem Himmel ziehen Zaubernächte
Die roten Rosen, flüsternd mit dem Wind.
Die schwanken Stengel brechen leise und
Die Rosen regnen in den stillen Strom.

### Sonnenruh.

Nun wirft die Sonn', ein kriegesmüder Held,
Ihr blutrot Schwert auf's feur'ge Wolkenbett,
Und sinkt, ohnmächtig, in den Purpurschoß
Des Westerhimmels, der sein Haupt umkränzet
Mit gelber Krokusblum' und roter Rose.
Und lustig bläst der Wind mit runden Wangen,
— Ein Kind, das gerne spielt, — den Wolkenflaum
Und jagt die Flocken durch die gold'ne Luft.

### Der Teich.

Wie friedsam ruht in seinem Laubebette
Der stille Teich, gleichwie ein Kind voll Unschuld;
Auf runden Blättern schläft die Wasserlilie,
Auf die der Himmel seine Sterne streut.
Über dem Wasser hängt die kleine Brücke,
Ein brauner Bogen, spiegelnd sich im Teiche,
Wo ohne Rast die rasche Jugend spielt.
Und langsam sinkt ein gold'ner Blätterregen
Im blonden Sonnenlicht still in den Teich.

Auch im Liede zeichnet die Dichterin sich aus: sie verfügt fast über die süßen Melodien der Heineschen Lieder; höre nur!

### Morgenlied.*)

Süß singt die Amsel ihren Sang.
Kastanien blühen, weiß und rot . . .
— Sing, Vogel, nicht so laut und lang:
Mein Lenz und meine Lieb' sind tot.

Kastanien blühen, weiß und rot,
Die Bienen fliegen hin und her . . .
— Mein Lenz und meine Lieb' sind tot,
Mein Herz ist lebensmüd' und leer.

*) Die allerdings schwierige, aber doch anmutige und wohlklingende Form von dergleichen Liedern nennen wir „Pantoen", sie ist auch von Pol de Mont sehr geliebt.

*) Einsame Blumen.
**) Bilder und Stimmen.
***) Schneeflocken.

Digitized by Google

Die Bienen fliegen hin und her,
Der Schatten tanzt im Morgenrot . . .
— Mein Herz ist lebensmüd' und leer,
Als wär' auch meine Seele tot.

Der Schatten tanzt im Morgenrot
Um schöne Blumen voller Lust . . .
— Als wär' auch meine Seele tot,
Brennt Höllenpein mir in der Brust.

Um schöne Blumen, voller Lust,
Buhlt leis ein Morgenlüftchen noch . . .
— Brennt Höllenpein mir in der Brust,
Was nützet mir das Leben doch?

Buhlt leis ein Morgenlüftchen noch,
Da ruht, wer ruhen darf und mag . . .
Was nützet mir das Leben doch?
Ich darf nicht ruh'n, es ist noch Tag.

Da ruht, wer ruhen darf und mag,
Wo Blumen stehn, den Bach entlang . . .
— Ich darf nicht ruh'n, es ist noch Tag.
Süß singt die Amsel ihren Sang.

Ich hoffe, daß ich mit diesem Artikel meinen Zweck erreicht haben möge, daß von jetzt an auch das Deutsch lesende Publikum nicht allzu hoch auf das kleine Holland herabblicke, sondern einsehe, daß auch wir eine wahre Dichterin von Gottes Gnaden besitzen.

Baarn in Holland, März 1889.

## Litterarische Neuigkeiten.

Die Jahrhundertfeier der französischen Revolution hat naturgemäß einen ganzen Berg von Büchern über diesen Gegenstand gezeitigt. Sehr beachtenswert bleibt noch immer das große Werk von J. Michelet: **Histoire de la Révolution Française**, weshalb auch der französische Staat eine große „Édition nationale du Centenaire" jetzt veranlaßt hat, die auf Michelets eigenhändig verbesserter Ausgabe von 1869 beruhend fünf starke Bände umfaßt und einen Stich mit dem Bildnis des Verfassers enthält. (Paris, Paul Ollendorff. 50 Frcs.) Ein in seiner Art vorzügliches deutsches Werk ist soeben bei A. Hartleben, Wien, erschienen: **Charakterbilder aus der französischen Revolution** von A. Kleinschmidt, das uns in neun Abschnitten die Hauptcharaktere dieser denkwürdigen Zeit vorführt. Der Standpunkt des Verfassers, der als absoluter Monarchist nur die Greuel und Ausschreitungen der großen Bewegung sieht, ohne das gleichsam gewitterreinigende und geisterbefreiende in ihr zu fühlen, erscheint uns freilich etwas engherzig und dem Geiste freier Geschichtsforschung fremd. Das trotzdem in seiner exakten Darstellung anziehende Werk gewinnt noch durch die Zugabe von acht vortrefflichen Bildnissen, die den Text angenehm kommentieren. (Preis 4 Mk.) — Als wertvolle Ergänzung zu den geschichtlichen Werken über die französische Revolution empfehlen wir eine Veröffentlichung des Verlags A. Twietmayer, Leipzig: **La Première République Française en XLVI Gravures.** (Mk. 2,40.) Das in Albumformat gehaltene hübsch gebundene Heft enthält gelungene Nachbildungen von Stichen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, welche in charakteristischer Weise die Hauptmomente der Zeitereignisse darstellen.

Das „Magazin" brachte im April 1887 eine Besprechung des **Libro d'Amore** von Marco Antonio Canini in Venedig. Dieses einzig dastehende Sammelwerk ist von allen möglichen Blättern der Welt und Weltblättern, von der „Neuen freien Presse" in Wien bis zum „Anahuac" in Mexiko mit gleicher Auszeichnung besprochen und mit vollem Rechte gelobt worden. Es liegen nun drei weitere Bände vor (Merlo, Editore, Venezia), welche die Liebe in Liedern und folgendeu Stadien behandelt. Bd. 2. Orientalische Gesänge; Der Kuß; Die Wollust; Die Ehe. Bd. 3 Trennung. Bd. 4. Zwist; Untreue; Versöhnung; Johannistrieb; Neue Liebe. In Aussicht genommen sind: Bd. 5. Tod des Geliebten, des Gatten; Erinnerungen. Der greise und wackere Canini hat hier in der That etwas Stupendes geleistet. Man denke, Gedichte aus 146 Sprachen hat er in italienischem Wortlaut gebracht. Wer jemals an der Übersetzung eines einzigen Sonettes romanischer Sprache stundenlange gefeilt, wer etwa den Byron ins Deutsche zu übertragen sich bemühte, der muß glauben, zu den 4 Bänden Cauinis bedürfe es des Lebens — einer Anzahl von Männern, so groß wie die etwa — welche die Rubenssehen Bilder gemalt haben soll. So bedürfte man auch einer vollen Nummer dieser Zeitschrift, um in Lob und Einwand dem Lebenswerk Cauinis gerecht zu werden — zu versuchen. Daß ein solches Werk leider in Italien nicht materiellen Erfolg brachte, darf man mit Canini bitter beklagen, der nicht nur seine Augen, sein Leben, sondern auch sein Vermögen der guten Sache widmete. Er nennt Florenz, die Stadt Dantes, von der einst il dolce stil nuove ausging, mit misoposei behaftet. „Die keuschen Damen von Florenz, welche sich an „Nane" und den „Amori degli uomini" ergötzten, haben für immer verlernt, sich an Liebespoesie zu erbauen." Canini meint, man lerne nirgends mehr italienisch! Ich glaube, er hat darin nicht ganz Recht; jedenfalls aber wäre es zu wünschen, daß die neue glänzende Verbrüderung Deutschlands und Italiens zum Studium beider Sprachen anrege, damit Völker, die sich schou lieben, sich wenigstens auch — verstehen.

Alfred Friedmann.

**Jussuf und Suleicha.** Romantisches Heldengedicht von Firdussi, aus dem Persischen zum ersten Male übertragen von Ottokar Schlechta-Wssehrd. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1889. Bis vor kurzer Zeit kannte man nur in Deutschland das „Königsbuch" (Schahnameh) des berühmten persischen Dichters, die Blade der persischen Litteratur, das von Julius Mohl, einem der bedeutendsten Orientalisten, herausgegeben und vom Grafen v. Schack in meisterhafter Weise übersetzt worden ist. Das zweite Epos „Jussuf und Suleicha" wurde erst vor kurzem bekannt, und seine Echtheit wurde gerade von deutschen Kritikern zuerst heftig bestritten, bis sie durch Hermann Ethés Abhandlung Firdussis „Yûsuf und Tallkta" (Wien 1887) für immer den Zweifeln enthoben wurde. In diesem Heldenepos ist Josef, Jakobs Sohn, die Hauptperson und seine Abenteuer am ägyptischen Hof bilden selbstverständlich den Höhepunkt der Darstellung. Der Dichter giebt im Anfang seines Epos, das zwischen 1009 und 1020 n. Chr. gedichtet ist, einen Widerruf, worin er seine frühere Dichtungsweise verwirft und erklärt, nicht mehr von Königen, Helden, Lagern und Gelagen, Haß und Liebe, von Feridun und Schak (zwei Königen) dichten, sondern nur das Loblied „Gottgesandter" künftig singen zu wollen. Die Erzählung vom ägyptischen Josef, die nun folgt, befand sich bekanntlich im Koran, und dieser gab den Mohamedanern als unmittelbare Offenbarung Gottes. Die erste deutsche Übersetzung, die man wegen ihres poetischen Wertes und ihrer fließenden dichterischen Sprache zuerst geneigt ist für eine freie Nachbildung zu halten, wogegen sich aber der Übersetzer ausdrücklich erklärt, hat als Grundlage des Textes die persische Handschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien und die zu Teheran erschienene Lithographie. Als glänzendste Partie derselben dürfen wir diejenigen Kapitel bezeichnen, in denen der keusche Jüngling die Versuchungen Suleichas, der üppigen und verführerischen Gattin des Regenten Reijan, über sich ergehen lassen muß, deren Zurückweisung zunächst für ihn die falsche Anklage und die Kerkerstrafe zu Gefolge hat, schließlich aber zur Rechtfertigung und Erhebung am Hof führt, während der schwache Regent und seine lusterisches Weib verbannt werden. Allen Freunden wahrer Poesie sei diese erste Übersetzung auf das wärmste empfohlen.

Flach.

José Echegaray, **Wahnsinnig?** Deutsch von J. G. Sallis. III. Heft. Heusers Verlag, Neuwied a. Rh. 1 Mk. 1u 3. Auflage erschien im Heuserschen Verlag die Sallische Übersetzung des Echegarayschen Dramas „O locura ó santidad" (Name oder

Digitized by Google

Helliger) von Sallis nicht ganz treffend „Wahnsinnig?“ übersetzt. Man möchte „Wahnsinnig?“ das Drama der Wahrheit oder der Lüge nennen. Es ist derselbe Grundgedanke, der Ibsens „Wildente“, Strindbergs „Vater“ — die neuen Dramen „Vors Gericht“ und „Gerechte Menschen“ durchzieht — und doch, wie verschieden sind die Werke untereinander — während Ibsen und Strindberg streng logisch, mit eiserner Konsequenz eines aus dem andern folgern, spezifisch nordisch sind, während auch ich in neuen Dramen bestrebt war, psychologisch resp. pathologisch jede Kleinigkeit zu begründen und so ein einheitliches Bild herzustellen — rechnet Echegaray nur mit Thatsachen — ist Echegaray Spanier!! Von jenem Pathos der Ehen, jener furchtbaren Wahrheitsliebe — die in den Augen der Menschen als Wahnsinn erscheint — erscheinen muß, da sie das Glück der Familie hinopfern will. Ist dieser Ehrbegriff nur ein falscher? Echegaray sagt uns das nicht. Das Stück schließt in dem Moment, in welchem der Held ins Narrenhaus abgeführt wird! Die Lüge triumphiert hier — wie sie in der „Wildente“ — wie sie im „Vater“ — wie sie in neuen Dramen — wie sie im Leben triumphiert! Während aber in den genannten Dramen ein Abschluß vorhanden, der die Lüge doch als das Erbärmliche geißelt, ist dies bei Echegaray nicht der Fall. Er eröffnet eine Perspektive, die den Ausblick auf das Unbestimmte bietet! Und das ist ein grober, technischer Fehler. Eine Tendenzdichtung, und das ist „O locura ó santidad“ seiner ganzen Anlage nach, muß zu einem bestimmten Resultate kommen, wenn eben die Tendenz durchdringen soll. Dazu kommt noch, daß die psychologische Begründung insofern mangelt, als hier und da nur äußere Unwahrscheinlichkeiten den Anstoß zu dem furchtbar tragischen Ende geben. Und doch ist „Wahnsinnig?“ ein Meisterwerk. Es rüttelt die eingeschlafenen Empfindungen für Recht und Wahrheit, über die das soziale Leben einen Schleier gebreitet, auf, es wühlt in einem wunden Punkte der Gesellschaft, die betroffenen durch Lüge und Heuchelei ein gewaltiges Bild ihres Zerfalles vor ihren Augen sieht; Echegaray ist wahr! Schrecklich wahr! Und aus dem Grunde müssen wir ihm alle Anerkennung zollen — wenn wir uns mit dem unsicheren Schluß auch nicht einverstanden erklären können. Bemerkt sei, daß die alten Regeln der Einheit in Zeit und Ort gewahrt sind, daß das Drama, entgegen der anderen Werke des großen, spanischen Dichters in Prosa geschrieben; die Übersetzung ist gut — stellenweise etwas zu deutsch. Wir können das, trotz aller Mängel, geniale Werk nur angelegentlichst empfehlen. Hans von Basedow.

Ernst von Wolzogen entfaltet in dem Roman: **Die rote Franz,** erschienen in Berlin 1888 im Verlag für Kunst und Litteratur von Emil Dominik, alle Vorzüge seiner reichen Begabung. Den gewissen Überlegen-neckischen Ton — eine seiner Haupteigentümlichkeiten — vermißt man auch hier nicht und der Gegensatz zwischen dem ehrenwerten, etwas philiströsen jungen Doktor Georg und dem flotten, mit allen Wassern gewaschenen und mit allen Hunden gehetzten malenden Baron und baronisierenden Maler Hans von Öttern, alias Jean d'Oettern, ist äußerst ergötzlich durchgeführt, namentlich die Szene, wo dieser letztere ersteren über die Vergangenheit der Frau Pawlikoff nebst Fräulein Tochter aufklärt, ist von geradezu drastischer Wirkung; derlei Gestalten wie dieser famose „Jean d'Oettern“ pflegen Wolzogen überhaupt meist vortrefflich zu gelingen, man fühlt auch, daß er sie mit großer Liebe, d. h. Vorliebe zeichnet, was man auch von den Blicken „hinter die Coulissen“, welche er seine animierten Leser durch solche Mittelspersonen thun läßt, sagen kann. Doch darüber sei die Titelheldin des Romans die „rote Franz“ nicht vergessen, Frau Alexandra Pawlikoff und Fräulein Vera sind ja auch noch da. So lebenswahr diese drei weiblichen Figuren auch vorgeführt sind und so kunstvoll auch die Maschen in dem Gewebe ihrer Beziehungen geschürzt sind, so wird das doch entschieden übertroffen durch die tiefe, nachhaltige Wirkung, welche Wolzogen durch obige männliche Figur erzielt.

**Von aner eigenen Rasa!** Von Jenny Neumann. A. Hartlebens Verlag. Wien 1889. Diese 36 Skizzen, welche 224 Seiten füllen, sind vom berühmten Erfinder der „Frau Sophere vom Naschmarkt“ mit einer Einleitung versehen worden, ein Beweis, daß der meisterliche Schüler des Meisters des Genres, Friedrich Schlögels, der neuen Jüngerin seine Zustimmung giebt. In der That sind diese anspruchslosen Skizzen sehr hübsch. Die Wiener Bürgerfamilie, die gern ihren Schur (jour fix) haben möchte, jedoch schon alle Abende besetzt findet, und die vielen anderen Kleinmalereien aus dem High Life von Lerchenfeld und dem Brillantengrund, sind ebenso viele Zeugnisse für Gemüt und Humor der liebenswürdigen Verfasserin. Sie wählt sich keine weltumstürzenden Themata und wagt sich nicht in die Irrgärten der Psychologie, weil sie weiß, daß ihre schöne Jugend und Unbefangenheit noch nicht ausreichen würde. Wir sehen aber in diesen al fresco-Ansätzen die Anfänge zu einem echten Wiener Roman, und da Frl. Jenny Neumann sich auch mit der „Mode“ der oberen Zehntausend beschäftigt, wird es ihr nicht schwer fallen, sich und ihren Roman in die Mode zu bringen. D. A. F.

Die im 61. Bande der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlichte Erzählung **Nubia** von Richard Voß ist jetzt auch in Buchform erschienen. Deutsche Verlagsanstalt, 1889. Dieselbe führt uns ebenso wie die neuesten Werke des Verfassers nach Italien und spielt sich teils in Saraccnesco, einem wilden Felsennneste der Sabina, teils in Rom selbst ab. Alle oft hervorgehobenen Vorzüge des Dichters, ein tiefer, sittlicher Inhalt, eine künstlerisch abgerundete Form zeichnen auch diese Schöpfung in hohem Grade aus. Fremdartig erscheint der Hintergrund der Erzählung, fremdartig Nubia selbst, deren im Fühlen und Handeln ungewöhnliche Gestalt in den Mittelpunkt der Novelle tritt. Der allmähliche Übergang von unbewußter Teilnahme zu bewußter, leidenschaftlicher Liebe, von dumpfer Resignation zu thatkräftigem Handeln ist vom Dichter genügend psychologisch begründet, dagegen steht die ergreifend schön geschilderte Katastrophe in ihrer Größe in keinem Verhältnisse zu dem Maße der tragischen Schuld des Malers und der Heldin. C. Sommer.

Bei dem allgemeinen Interesse, das neuerdings auch in Deutschland den populär wissenschaftlichen Arbeiten Paul Mantegazzas entgegengebracht wird, sei auf die Übersetzung seines Werkes: **Die Kunst, nicht krank zu werden,** aufmerksam gemacht. Leipzig, F. W. Steffens. Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, daß Vorbeugen besser als Unterdrücken sei, und verlangt den rationellen Ausbau einer wissenschaftlichen Präventivmedizin oder Krankheitverhütungskunde, die mit der Hygiene nicht identisch ist. Während sich diese mit der Menschheit im allgemeinen beschäftigt, richte die erstere die Aufmerksamkeit auf jeden einzelnen selbst. Wie ein jeder seine besondere Art zu fühlen und sich zu bewegen habe, so besitzt auch ein jeder eine meist auf Vererbung beruhende, besondere Disposition, eher in der einen Weise zu erkranken als in der anderen, eher an der einen Krankheit zu sterben als an der anderen. Es sei daher die Aufgabe eines jeden, den wunden Punkt seines Körpers durch aufmerksames aber nicht hypochondrisches Beobachten festzustellen, die „pathologische Genealogie“ seines Geschlechtes zu erforschen und dann unter Zuziehung eines Arztes eine weise Lebensführung einzuschlagen. „Sich selbst kennen, die eigenen Kräfte messen, die schwachen Organe schützen und stärken und den starken Seiten volle Freiheit lassen, das Leben nach Möglichkeit zu verlängern und es zum eigenen Genusse und zur Freude der anderen verwenden“ soll das Ziel sein, das sich jeder einzelne steckt. Nach einigen kurzen Anleitungen zur Selbstbeobachtung werden dann die hauptsächlichsten Krankheiten namentlich in Bezug auf ihre Vererblichkeit besprochen und Vorbeugungsmaßregeln gegen dieselben angegeben. — Beachtung verdient auch das **Hallighuch** von † Chr. Johansen. Schleswig, Jul. Bergas. 2. Aufl. 1889. Es ist dies Werk einer untergehenden Inselwelt, den an der Westküste von Schleswig gelegenen Halligen gewidmet. Unter „Halligen“ versteht man kleine, sehr flache, der Dünen, Deiche und Dämme entbehrende und nur eben über den Meeresspiegel aus den Watten hervorragende Inseln der Nordsee. Die eingehende Beschreibung dieser dem Untergange geweihten Inseln, ihre Ent-

Digitized by Google

stehung und Zukunft, das entbehrungs- und gefahrvolle Leben auf demselben, ihre Geschichte, ihre Sagen und Sitten bilden den Inhalt dieses anspruchslosen Buches, dessen allzu pastoraler Ton hin und wieder etwas störend wirkt. S.

## Bühnenschau.

Das neue Stück der Frau Frances Hodgson Burnett, der bekannten Verfasserin des „Little Lord Fauntleroy", betitelt sich „Phyllis", und ist aus ihrem Roman: „Philippa Fairfax" herausdestilliert; bei seiner kürzlichen Darstellung am Londoner Globe-Theatre trug es einen nur spärlichen Beifall davon. Die Handlung des Intriguenstückes spiegelt moderne Verhältnisse, doch sind die Charaktere zu flach und konventionell gezeichnet.

Am Londoner Comedy-Theatre wurde ein vieraktiges Sittendrama: „The Trigrea" von Ramsey Morris, einem Amerikaner, unlängst entschieden abgelehnt; die Tigerin hat eine unbestrittene Familienähnlichkeit mit Augiers Abenteurerin, doch fehlt dem englischen Stück die feine litterarische Würze des französischen. Die beiden Selbstmorde, in welchen die tragische Lösung ruht, muten unnatürlich und unpsychologisch an.

In Stuttgart ist für November d. J. die Aufführung der Herrigschen Lutherfestspieles geplant.

Am Hamburger Thalia-Theater gingen zwei neue Stücke in Szene: „Ist das eine Familie!" von Labiche gehört zu den Zoten- und Ehebruchsstücken, wie sie bereits in Frankreich nicht mehr ziehen; in Deutschland finden diese Machwerke noch immer dankbare Verehrer. Der Einakter: „Endlich!" von Girndt hat eine hübsche Idee, giebt sich anspruchslos und harmlos und gefällt bei einigermaßen geschickter Darstellung.

Ibsens Schauspiel: „Der Volksfeind" wird in kommender Winterspielzeit in Berlin und Wien zur Aufführung kommen; in Berlin wird man daher aller Voraussicht nach so ziemlich den ganzen Ibsen zu sehen bekommen.

Ibsens „Nora" hat in London so viel Anklang gefunden, daß sich allseitig der Wunsch regt, auch andere Stücke des großen nordischen Dichters zu Gehör zu bekommen; vor allem soll daher das bereits frühere, aber ohne das Verständnis der Zuschauer zu finden, gegebene Stück: „The Pillars of Society" im Opéra Comique Theatre zur Darstellung gelangen.

## Personenschau.

Eduard Mantner ist am 2. Juli zu Baden bei Wien einem langjährigen, schweren Leiden erlegen; er war 1824 in Pest geboren, und trat zuerst mit Gedichten hervor, hat sich später der Bühnendichtung mit den Stücken: „Ein Preisinstspiel", „Eglantine" u. A. gewidmet und bewährte sich als geschickter Bearbeiter französischer Theaterstücke. Österreich verliert in ihm einen vorzüglichen Journalisten und ehrenwerten Charaktermenschen.

Den Tod eines zweiten namhaften Bühnenschriftstellers hat Wien zu beklagen. Josef von Weilen, geb. 1830, hat ein reiches litterarisches Leben hinter sich; am bekanntesten ist er durch seine dramatischen Werke: „Drahomira", „Graf Horn" und „König Erich" geworden. Weilen war ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt.

## Novellistische Rundschau.

**England.** Der grösste Fehler der englischen Romanschriftsteller ist das endlose Ausspannen ihrer Erzählungen, das Fehlen jeglichen künstlerischen Maßhaltens; ohne zwei oder drei Bände geht es selten ab. Es ist ganz natürlich, daß diese Gewohnheit auch einen sonst tüchtigen Stoff bei selbst geistreicher Behandlung verwässern und unschmackhaft machen muß. Es wäre daher nur zu wünschen, wenn eine Schulung der künstlerischen Anschauung von der gerade in diesem Punkte sehr empfindlichen Novelle hervor, oder noch besser aus der Schöpfung einer eigenen Gattung heraus, wie sie die Amerikaner in der sogenannten „short-story" sich zu hochentwickelter Kunstvollendung geschaffen haben, von einigen hervorragenden Romandichtern angestrebt würde. Die Novelle, welche bei uns und bei den Romanen eine so wichtige Litteratur-Rolle spielt, legt der schaffenden Phantasie des Schriftstellers ganz anderen Zaum- und Zügelzeug auf als es der Roman thut und unter dieser Fessel lernt der feurige Renner erst die ästerliche und kunstvoll bemessenen Bewegungen des spanischen Trittes ausführen. Erst wenn eine solche Selbstzerziehung eingetreten sein wird, dürfte der englische Roman wieder als Kunstgattung bessere und beste Schöpfungen aufweisen, da es ihm sonst nicht ganz und gar an vorzüglichen Eigenschaften gebricht. Man führt gewöhnlich die Art eines Dickens an, um sich gegen den Vorwurf der Weitschweifigkeit zu wappnen — Dickens hat freilich hier ein Vorbild abgegeben, das nicht immer frei ist von einer gewissen Schuld — aber quod licet Jovi u. s. w. Erfreulich ist es nun, daß einige ernstere, begabte Schriftsteller die Pflege der „short-story" aufnehmen und, sei es bewußt oder unbewußt, auf diesem Boden die Kunst des maßvollen Haushaltens sich aneignen. Mit Freuden können wir hier eine Sammlung von drei Novellen als Muster hinstellen: Walter *Besant*: „To Call her Mine, etc."; der Verfasser der Romane „Herr Paulus" und „The World went very well then", die ebenfalls noch an Langatmigkeit leiden, hat hier die Pflichten des Erzählers kürzerer Geschichten im vollsten Maße erfüllt: kurze charakteristische Andeutung der Kennzüge in der Physiognomie und Psychologie seiner Personen, seine Aneinanderpassung von Menschen und ihrer Umgebungen, gewandte Führung der Fabel zu einem packenden Schluß. Auch der unaufdringliche Humor einer Geschichte wie „Self or Besser" trägt nicht wenig dazu bei, das Behagen an Besants Schöpfungen zu erhöhen. — Ein anderer Band mit short-stories von *Wanderer* betitelt sich „Whims"; dieses hübsche Dutzend Erzählungen ist von sehr verschiedenem Wert und leidet teilweise an einer anfälligen Unsicherheit in der richtigen Stimmungsvermittelung; aber einige Stellen erinnern an die Gewandtheit und feine Kunst eines Maupassant. — „Strange Stories" umfaßt vierzehn Sensationsgeschichten von Percy *Fitzgerald*, Florence *Marryat* u. A.; die Geister, welche überall in diesen Erzählungen spuken, sind mager und dürr in jeder Beziehung, ohne Kunst, ohne Schrecken. So spärlich die Ernte auf dem Felde der Novelle wächst, so üppig steht sie auf dem des Romans, nur sind hier die Ähren nicht so schwer und vollwertig, sondern meist taub und spelzig. Nehmen wir die wertvolleren Erscheinungen vorweg: „Comedy of a Country House" von Julian *Sturgis* zeugt von gesundem Humor, dem sich glanzvolle und lebhafte Darstellung ebenbürtig zur Seite stellt; dabei sitzen die satirischen Seitenhiebe auf die Verdorbenheit der gesellschaftlichen Zustände meist vollwichtig und gut gezielt. Mrs. *Oliphant*: „Lady Car, the Sequel of a Life" ist die Fortsetzung von „The Ladies Lindores" aus der Feder derselben Dame; dieselbe scheint gefließentlich allen Helden aus dem Weg zu gehen, da die Männer, welche von ihr geschildert werden, in der That wenig Heldenhaftes an sich haben. — „An Isle of Surrey" von Richard *Dowling* ist ein hervorragendes Buch; wie wenige englische Schriftsteller versteht es Dowling dem wirklichen Leben charakteristische Züge abzulauschen. Der Dichter erzählt einfache Familienereignisse, wie sie sich im Süden von London jeden Tag abspielen mögen; die von ihm geschilderte Tragödie zeigt, wie sich tiefe und eingreifende Konflikte nicht nur an Königshöfen und auf Thronen ereignen, sondern ebenso erschütternd zwischen den Brettern eines Hinterhofes. — „Red Ruin" von A. N. *Homer* schildert die Schicksale einer jungen Engländerin in Afrika, wobei es nicht ohne einige Unmöglichkeiten und Übertreibungen abgeht; nicht ohne Geschick ist das Leben an den westafrikanischen Flüssen gezeichnet. — R. *Grey*: „Jacob's Letter and other Stories". — G. B. *Fitzgerald*: Chare Strong. — G. *Droget*: „Cyril". — C. M. *Yonge*: „Love and Life".

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 27. 4. Juli 1889.

E. J. Groth, Eine französische Quelle zur Geschichte des Festungskrieges im Jahre 1813. — Ernst Boetticher, Kunstgeschichtliche Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen. - Emma Förster. — Die historische Ausstellung deutscher Grabsticharbeiten im Berliner Kupferstichkabinet. – Am Panamakanal. Ein maritalisches Capriccio. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Parlamentsstatistik. Zum Feuerversicherungswesen. Des alten Dorfes Ende.

Digitized by Google

ENGLAND.

**The Academy.** No. 896. 6 July 1889.

F. Hawkins, Lady Blennerhassett's Madame de Stael. — R. Le Gallienne, Sir Edwin Arnold's In my Lady's Praise. — R. Brown, De la Martiniere's Morocco. — R. Bayne, Canon Cheyne's Jeremiah. — W. Wallace, New Novels. — Current Literature. — Notes and News. — University Jottings. — Original Verse: Lionel Tollemache, „To Nina (in June)" — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — C. E. Doble, Captain George Carleton. — Prof. Victor, Virgil in the Middle Ages. — Prof. A. S. Cook, The Old Northumbrian Glosses in MS. Palatine. — J. Hoskyns-Abrahall, Emerson and Goethe. — Appointments for Next Week. — Karl Blind, Teutonic Kinship of the Skythians. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — Art Books. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, Mrs. Burnett's New Play. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

**The Athenaeum.** No. 3219. 6 July 1889.

Continental Literature, July, 1888-June, 1889: Belgium, Bohemia, Denmark, France, Germany, Greece, Holland, Italy, Norway, Poland, Russia, Spain, Sweden. — The Political Life of the Time. — Novels of the Week. — Library Table. List of New Books. — Chatterton Manuscripts; Edward FitzGerald; American Copyright Courtesy; The Autumn Publishing Season; Mr. Birrell; Shelley's Letters; Sales. Literary Gossip. — Science. School-Books; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts. Year-Book of the Prussian Royal Collections; The Mounds of Bahrein; Pictures at the Paris Exhibition; Sales; Gossip. — Music. Week; Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Week; Gossip.

FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 26. 1 Juillet 1889.

Delattre, Les travaux hydrauliques en Babylonie; L'exactitude et la critique en histoire d'après un assyriologue. — D'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe. — Mme Jules Favre, La morale de Socrate; La morale d'Aristote. — Greverger, Etudes sur les noms de lieux grecs. — Hauser, Les bas-reliefs de l'école néoattique. — Martin, Théodoric jusqu'à la conquête de l'Italie. — Em. Burnouf, Les chants de l'église latine. — Bastin, Etude philologique des participes. — Dourache, L'Université de Paris et les jésuites. — Mlle Buvignier-Clouet, Chevert. — Chadenet et Joly, Chevert. — Espagnolle, L'origine du français. — Chronique. — Académie des Inscriptions. Société des Antiquaires de France.

**Journal des Savants.** Juin 1889.

Paul Janet, Maximes de La Rochefoucauld. — R. Dareste, La monarchie franque. — Ch. Lévêque, Les Sceptiques grecs. — Alfred Maury, Charles Joret, Le Roi Renaud. — B. Hauréau, Sur quelques manuscrits latins de la bibliothèque d'Auxerre. — Camille Jullian, Inscriptiones Galliae Narbonensis latinae. — M. Berthelot, Sur les noms Qalal, Callals, et sur ceux de l'étain. — Nouvelles littéraires.

AMERIKA.

**The Nation.** No. 1252. 27 June 1889.

Rotation and the Presidency. — Freedom of Theological Teaching. — English „Steamship Subsidies". — English Guilds as Irish Landlords. — Politics and the Exposition. — Washington's Pedigree. — Grouping by Parties vs. Grouping by Offices. — A Remedy for Legislative Degeneracy. — The Placing of Greek Temples. — The Century Dictionary. — Constitutional Changes in the Presbyterian Church. — The Manhattan's Contributors. — The Ideal Holiday. — Skeat's Chaucer. — Recent Novels. — A Reconstituted Latin Grammar. — Reports on Elementary Schools, 1852—1882. — The Coming of the Friars. — Cartas Americanas.

BELGIEN.

**Revue Générale.** Juillet 1889.

Ch. Woeste, La monarchie de juillet. — Max Waller, Daisy. Nouvelle. — t'Kint de Roodenbeke, De la Société indigène en Algérie et en Tunisie. — La traversée du Groenland. — Ch. Lagasse, Quelques mots sur l'habitation ouvrière. — Godefroid Kurth, L'Histoire des persécutions. — Bibliographie.

NIEDERLANDE.

**De Toekomst.** No. 7. Juli 1889.

Pol de Mont, Jan van Beers. — Frans de Weert, De Kinderkribbe Maria-Hendrika en het Doofstommengesticht te Antwerpen. — C. Naturkunde voor de lagere scholen. — Pol de Mont, Een Muziekfeest te Antwerpen. — Jacob Stinissen, Het Zwaard en de Ploeg. — Pol de Mont, Bloemlezing uit Prudens van Duyse's Gedichten, tijdens zijn leven verscheuen, uitgegeven door Florimond van Duyse, onder toezicht van Jan van Beers. — Aug. Gittee, A. De Cock. Arm Geboren en Beroemd Gestorven. Uit de Jeugd van groote mannen. A. De Cock. Uit de Wonderwereld. Sprookjes voor groote en kleine kinderen. — A. H. H. Sansenthaler, Pol de Mont. Over de Letterkundige Geschiedenis van onzen tijd. — Tony Kielss, Cervantes als Tooneeldichter door Sleeckx. — Antoon Moortgat, J. N. G. Sôhngen. Uit de Meierij. — Schetsen uit het Noord-brabantsche Volksleven. — Em. K. de Bom, Fransche Volksvertelsels, door C. F. van Dnyl. — A. C., Johan de Bruges. Il n'y a pas de langue flamande. — Frans Van Cuyck, Boeken voor't Volk en de Schooljeugd. — V., J. N. Volkhoff, Leerenrus der Fransche taal. — V., N. G. Van Neck, Easy English Prose for Class-reading. — V., Preparatory English Prose. An introductory Reader to Easy English Prose. — V., De Uitspraak van het Engelsch met Leesoefeningen, door K. ten Bruggenoate, V., Charles Dickens, The Cricket on the Hearth, met verklarende aantekeningen, door K. ten Bruggenoate. — P. Brasseur, Rekenkunde, ten gebruike der Leerlingen van de lagere scholen, bewerkt naar het officieele programma van 1884, derde graad, door Th. Dirckx. Tweede deel. Idem. Eerste deel.

SKANDINAVIEN.

**Finsk Tidskrift.** Heft 6. Juni 1889.

F. A. Ek, Nya uppsiag förande förhållandet mellan religion och vetenskap. A. Fr. Nordqvist, Spersmakis fall. — Georg Fraser, Praewaijakis treaje forskningsresa. — Elicl Vcst, Blott för en dag. — J. Bokhandel Carl v. Bonsdorff, Alo atods historia under sjuttonde seklet, M. G. S. — J. W. Juvelius, Muistoja Pohjoisen Venäjän Karjalan muinaisuudesta; C. v. B. — L. Meechelin, Aprecia of the public law of Finland; R. A. W. — F. G., Ekcchlor, kalender för 1889. — C. G. E., Svensk konstslöjd. — Paul Lindau, Helene Jung; W—r. — Carl Smith, Vetenskapliga och ovetenskapliga förströelser; Arthur Rindell. — Camille Flammarion, Atmosferens under; Arthur Rindell. — Fredrik Klavenczka, Befrielsen från den första ungdomsnaedelighed; V. S—ff. — T. Dillner, Sverges ridderskaps och adels riksdagsprotokoll fran och med ar 1719.

**Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.**

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Truman, Josef.** Afterthoughts. London, Macmillan & Co.

**Erzählende Dichtungen.**

**Delpit, Alb.** Passionnement. 2t e édit. Paris, Paul Ollendorff. frcs. 3,5.

**Maupassant,** Guy de. Fort comme la Mort. 40e édition. Paris, Paul Ollendorff. frcs. 3,5.

**Pongrácz,** Anna Gräfin. Vom Wege. Kleine Erzählungen. Wien, Carl Gerolds Sohn.

**Rodwald, Bruno.** Von Solferino bis Maierling. Historischer Roman. Heft 1. Berlin, Gustav Schob. 0,5.

**Schnitter,** Alb. Gewehr heraus! Heitere Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben. 2. Aufl. Graz, Fr. Pechel.

**Vrchlický,** J. Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Gesch. Übers. von Ed. Grün. Leipsig, Ph. Reclam. 0,2.

**Dramatische Dichtungen.**

**Held,** Franz. Ein Fest auf der Bastille. Schauspiel in 2 Akten. Berlin, Rosenbaum & Hart. 2,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Alberti,** Conrad. Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur. Dtsch. Zeit- u. Streitfragen. Heft 5. Hamburg, J. F. Richter. 1,0.

**Pallmann,** Dr. H. Das Gotthehaus in Frankfurt. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1,0.

**Geschichte, Biographie.**

**The Story** of the Nations. Illustrative and descriptive list. London, T. Fisher Unwin.

**Lieferungs-Werke.**

**Diesterweg.** Populäre Himmelskunde u. mathematische Geographie. 1t. Aufl. Lfg. 2. Berlin, Em. Goldschmidt. 0,6.

**Müller-Bohn,** Herm. Graf Moltke. 4. Lfg. Berlin, Paul Kittel. je 0,5.

**Perrot, G., et Charles Chipiez.** Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 245. Paris, Hachette & Cie. frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Buchheister,** Dr. med. J. Über das Bergsteigen. Virchow-Holtzendorfsche Sammlung. Heft 78. Hamburg, J. F. Richter. 1,0.

**L'Écho Littéraire.** Journal bi-mensuel. 9. année. 1 Juillet 1889. Leipzig, K. Gustorff.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

## Friedrichs des Grossen Musikalische Werke.

4 Bände.
Folio. Plattendruck.
Preis Mk. 40.—, geb. Mk. 48.—

Hundert Jahre nach Herausgabe der litterarischen Werke des großen Königs erscheinen mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers erstmalig Friedrichs des Großen musikalische Schöpfungen. Die gebotenen 25 Sonaten und 4 Konzerte, durchweg für das Mode-Instrument seiner Zeit, die Flöte, geschrieben, aber für Violine mit Pianofortebegleitung ausführbar, erweisen, recht aus ihrer Zeit verstanden, den Königlichen Komponisten als einen tiefinnerlichen Musiker von Erfindungskraft und Formbeherrschung. Das deutsche Volk wird den großen König nun auch als eine echte Künstlernatur lieben lernen.

Verlag von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Wolfgang Kirchbach

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 M, geb. 5 M.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 3 M, geb. 5 M.

**Waiblinger.**
Ein Tragespiel unserer Zeit.
geh. 2 M, geb. 3 M.

**Ein Lebensbuch.**
Gesammelte kleinere Schriften, Reiseskizzen und Idyllen.
8°. 1886. geh. 7 M 50 Pf, geb. 9 M

**Kinder des Reiches.**
Ein Romancekranz.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 M, geb. 10 M

Verlag von L. EHLERMANN in Dresden.

## KARL GOEDEKE.

### Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung.

Aus den Quellen.

**Zweite**, ganz neu bearbeitete Auflage.

**Erster Band. Das Mittelalter.**

Gr. 8°. 500 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier ℳ 9.60; in Halbfranzband = ℳ 11.50. Auf Schreibpapier ℳ 15; in Halbfranzband = ℳ 17.

**Zweiter Band. Das Reformationszeitalter.**

Gr. 8°. 600 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier = ℳ 11.40; in Halbfranzband = ℳ 13.40. Auf Schreibpapier = ℳ 18; in Halbfranzband = ℳ 20.50.

**Dritter Band.**

**Vom dreissigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege.**

Gr. 8°. 384 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.
Auf Velinpapier = ℳ 7.60; in Halbfranzband = ℳ 9.40. Auf Schreibpapier = ℳ 12; in Halbfranzband = ℳ 14.

Der ganze Umfang der II. Auflage ist auf etwa 180 Druckbogen berechnet, welche in zwanglosen Heften und in Bänden ausgegeben werden. — Die erste Lieferung resp. der erste Band wird von jeder Buchhandlung zur Ansicht geliefert. — Einzelne Bände oder Hefte werden nicht abgegeben.

Lausers

## „Allgemeine Kunst-Chronik",

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
für
**Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Litteratur**
erscheint alle vierzehn Tage
mit
künstlerisch wertvollen Beilagen
in **Kupferstich, Radierung, Heliogravüre** und anderen Vervielfältigungsarten.

Heute schon können wir ankündigen:

**Original-Radierungen** von H. Breling, Hugo Darnaut, W. Feldmann, Karl Fröschl, Alois Gabl, Anton Hlavaček, Gotthardt Kühl, E. v. Lichtenfels, Willem Linnig, F. v. Pausinger, C. v. Piloty, Aug. Schaeffer, Rud. Weyr u. A., sowie Blätter von Fischer, Jac. Groh, V. Jasper, J. Sonnenleitner, W. Unger, W. Woernle u. A.; **Heliogravüren** nach Carl Rud. Huber, Hugo Kauffmann, V. Parlaghy, L. Passini, Arthur Strasser u. A.; **Lichtdrucke** nach Heinr. v. Angeli, Karl Fröschl, Prof. Gelli, A. Schram u. A.

**Die Zeitschrift kostet bei direkter Postversendung ganzjährig 12 Gulden, bezw. 24 Mark; halbjährig 6 Gulden, bezw. 12 Mark.**

Die Verwaltung der „Allgemeinen Kunst-Chronik"
WIEN, III. Reisnerstrasse 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 27. Juli 1889. Nr. 31.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von** jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen **Anzeigen** werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** J. Jassinsky: „Die Heimat". — Louis Lewes: „Die Münchner Aufführung des König Lear auf der neueingerichteten Bühne". — Ludwig Geiger: „Amtliche italienische Bücherverzeichnisse". — Ulrich Klein: „Der Trauermantel". — J. v. Tr.: „Das Maschinenalter". — Vincenz Chiavacci: „Bei uns z' Haus". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Die Heimat.

Novelle von J. Jassinsky. Übersetzt von N. E. Arps.

Ein junger Mann entstieg dem Waggon auf der kleinen Station der kursk-kiewschen Eisenbahn und ging zu Fuß den auf beiden Seiten von einem niederen Eichenwalde umrahmten Landweg.

Es war an einem warmen Juliabende. Noch glühte der Himmel im Westen, bernsteingelb mit feurigen Streifen und die Wolken röteten sich, allmählich hinschwindend in der zerklüfteten Himmelsbläue. Aber schon erhoben sich abendliche Schatten und über den Lichtungen des Eichenhaines ballten sich kaum merkbar leichte, durchsichtige Nebel.

Der junge Mann ging mit schnellen Schritten den bekannten holperigen Weg; denn bald wollte er sein Ziel — die Heimat erreichen, wo er sich mehr als drei Jahre nicht hatte blicken lassen. Nach seiner Berechnung mußte er morgen ankommen; doch er irrte sich — in Moskau erwuchs ihm keinerlei Aufenthalt. Er traf dort keine Bekannte, trotzdem er nicht abgeneigt war, mit ihnen etwas Geld durchzubringen — und auf diese Weise gewann er einen Tag. Morgen erst sollten sie ihm die Pferde auf den Bahnhof senden. Er ging ja auch zu Fuß. Bis zu dem väterlichen Gute waren im ganzen 6 Werst, und nach den Sachen konnte man schon vor Tagesanbruch den Mikita Moßkalj schicken.

Das Herz des jungen Mannes pochte heftig. Die heimatliche Luft berauschte ihn. Nach dem Anblick des Pflasters von Petersburg erfreute sein Auge dieser gewundene Landweg, mit seinen tiefen Radspuren. Und dieser niedrige Wald, der sich ausbreitete gleich einem grünen Meere und von der einen Seite bis zur Eisenbahnlinie reichte, von der anderen bis zu den Pappeln des väterlichen Gutes, die sich am fernen Horizonte schwarz abhoben, dieser Wald war so unendlich angenehmer, als die engen, schwülen Kronsanlagen der Stadt. Die rings herrschende Ruhe wirkte besänftigend auf die Seele .... Jetzt — jetzt, in der That, pfiff der abgehende Zug, doch der schrille Laut verklang in dieser Stille, deren sich der junge Mann schon entwöhnt hatte, mitten im Lärm und Gerassel der ungeheueren Stadt.

Seine Wallung nahm zu. Er schämte sich, daß er derart an Petersburg gefesselt sei, ja sogar angefangen habe das dortige Leben zu führen, wobei er diesen bescheidenen, fast wilden, aber seinem Herzen so teuren Winkel beinahe vergessen ...

In seinem Geiste stiegen auf die Gestalten naher, heimatlicher Freunde. Und obgleich er voller Freude war über die Wiederkehr unter das väterliche Dach, wo die goldenen Jahre seiner Jugend verflossen, erglänzte doch eine Thräne in seinem Auge ... Immerhin war er eine Art Abtrünniger. Der Abstand zwischen ihm und seiner Umgebung war auch damals groß und mußte er jetzt nicht noch größer sein?

Er atmete auf.

Schnell schritt er einher und seine Erregung war so bedeutend, daß er jedesmal zusammenfuhr und unentschlossen nach allen Seiten blickte, wenn durch die Lücken des Gesträuches der geflochtene Zaun eines Gutes blinkte.

„Was phantasiere ich da?" fragte er sich.

Doch, bei Gott, er sah das verwitterte Strohdach.

„Da ist es, mein Heimatsdorf," murmelte er und lehnte sich an den Zaun.

So stand er nun, und schwer hob sich seine

Digitized by Google

Brust. Er wollte irgend Jemanden in der Ferne erblicken: die Mutter, oder die Schwester, oder Nadienka, oder wenigstens den Mikita Moskalj; dies dünkte ihm das höchste Glück zu sein.

Aber Niemand zeigte sich. Das Gut schien gleichsam ausgestorben. Die Dämmerung nahm zu, die Schatten wuchsen und breiteten sich zwischen den Sträuchern aus. Der Himmel, dessen Horizontlinie ganz weich lila-grau schattiert war, hing in einem blauen, rauchfarbigen Bogen über der Erde.

Der junge Mann wurde des Wartens überdrüssig. Er durchkroch den Zaun, durchschritt den Gemüsegarten und drang in den großen, schönen Blumengarten, wo Rosen und Akazien lieblich dufteten.

Hier bestürmten ihn mit jedem Schritte neue Erinnerungen. Von allen Seiten strömen sie plötzlich herbei, drängen sich und gaukeln vor ihm her; bald leuchten sie auf, bald erlöschen sie, um anderen ebenso nichtigen Truggestalten Platz zu machen . . .

Dort steht die Linde, unter welcher er, ein kaum sechzehnjähriger Jüngling, manchmal von seinem Auftreten für „die Rechte der Menschheit" träumte; wo er träumte von der notwendigen Umwandlung der Sitten für die neue Gesellschaft, da alle einander achten und lieben sollten, und da diese Sittlichkeit Niemanden bedrücken sollte. Unter eben jener Linde stritt er mit dem ruhigen Vater über die Frauenfrage, und weil diesem die Beweisgründe zum Belege seiner Meinung ausgingen, faßte er ihn beim Schopfe.

Jetzt lächelte der junge Mann selbst über seine damaligen Ideale. Durch nichts waren sie getrübt, schienen aber unausführbar. Wenigstens schienen sie dies bis zu dieser Minute. Die Sphäre seiner Thätigkeit war enger, als er geglaubt. Er war Künstler und malte ein Bild, das die goldene Medaille erhielt. Selbst Lagorio lobte ihn. In einem auswärtigen Kunstjournale widmeten sie ihm einige Zeilen. In den Farben ging er gänzlich auf; sie waren, sozusagen, musikalische Laute für ihn, und fortwährend gestalteten sich in seiner Seele gerade und sphärische Linien zu einem harmonischen Ganzen. Und in seinem tiefsten Inneren schuf er vollständige künstlerische Kompositionen; beglückt, zeitweise mit seinen Geschöpfen atmen und leben zu können, sich an seiner Natur, seinem Himmel, seiner Sonne zu ergötzen . . .

Er bog rechts in die Kastanienallee ein, und wiederum kam ihm Nadienka in den Sinn.

Wie lebendig steht dieses Mädchen vor ihm, mit den schwarzen, funkelnden Augen, mit dem gesunden Rot der Wangen, mit den weißen vom Lächeln entblößten Zähnchen, groß und wohlgestaltet. In dieser Allee fing ihr und sein Roman an. Es war lange, lange her — etwa 5 Jahre zurück — und doch war nichts seinem Gedächtnis entschwunden. Alles war ihm gegenwärtig, als sei es heute geschehen.

Es war ein klarer Frühlingstag. Das durchsichtige Grün der Bäume hob sich weich von dem blendenden Azur ab, und das Sonnenlicht war über den Blättern und der Erde in goldenen Punkten ausgegossen; die Schatten aber schwankten hell und flimmernd. Ein lauer, duftdurchströmter Wind wehte mild. Die Vögel zwitscherten; Schmetterlinge flatterten rings umher und Bienen durchkreuzten die Luft . . .

Nadienka hatte nunmehr ihr 17. Lebensjahr erreicht. Er wuchs mit ihr zusammen auf und war 2 Jahre älter denn sie. Als eine Waise betrat sie bei ihnen das Haus, und die Alten liebten und pflegten sie wie eine leibliche Tochter. Zuerst redete er Nadienka mit „Du" an, sie waren eben gleichsam Bruder und Schwester. Jedoch später, da sie aufwuchsen, fiel ihnen dieses „Du" manchmal sehr schwer. Bei ihrem Weggang aus der Pension gingen sie entschieden auf das „Sie" über.

Trafen sie sich zufällig und blieben allein, so schwiegen sie und wurden rot . . .

Gerade damals, an jenem Tage und in jener Kastanienallee begegnete ihm Nadienka und errötete heftig. Sie trug ein Zitzkleid mit glatten Bäffchen und eine dunkle Lustrinschürze. In dem dichten, rabenschwarzen Haare schimmerten weiße Rosen. Trotz ihres Ebenmaßes hielt sie doch die Schultern zu gerade, und dies verlieh ihr fast eine krumme Haltung. Errötend und schweigend blieb sie bei ihm stehen. Er fühlte das Herz in seiner Brust hüpfen und wagte es mit ihr zu gehen; plötzlich festentschlossen mit ihr etwas zu sprechen, brachte er nichtsdestoweniger kein Wort über die Zunge.

So schritten sie lange zusammen, gingen aus dem Garten in das Feld, durchwandelten den Eichenhain, weilten an dem See, wo das kalte Wasser blau blinkte, und die Möven schrien, kehrten zurück, legten dann die Hände ineinander, und als sie bald von neuem die Kastanienallee betraten, berührten sich ihre Lippen wie von selbst zu heißen Küssen . . .

Sie sprachen kein Wort, weder er noch sie.

Derart war sein unschuldiger Liebesroman mit Nadienka, oder besser gesagt, der Anfang des Romans, welcher noch 2 Jahre währte — bis zu seiner Abreise nach Petersburg. Viele glückselige Augenblicke verlebte er. Die Schüchternheit Nadienkas verlor sich bald. Das junge Leben sprudelte hervor; die Leidenschaft kannte keine Schranken . . .

Er vertraute ihr alles an, was auf seiner Seele lastete. Wenn er ihr seine Glaubensanschauungen und Hoffnungen mitteilte, lauschte sie begierig und hoffte mit ihm. Obwohl sie nun, wie ihm schien, nicht alles wie er verstand, so hing sie dagegen seinen Hoffnungen wärmer an, als er selbst . . .

Manchmal stritten sie auch. Er war zu sehr „Mensch im allgemeinen", doch in ihrer Brust erzitterte eine patriotische Seite. Jetzt, da er sich der Heimat zugewandt, dem Wirrwarr Petersburgs entronnen und liebend die Luft des väterlichen Gartens einatmete, dünkte es ihm, Nadienka habe recht. Er wollte ja gern leben und alt werden inmitten dieser Natur, inmitten dieser friedvollen Umgebung, wo ihm alles so herzlich entgegentrat, wie einem alten Bekannten, ihn an Gewesenes mahnend . . . In den Ohren tönten ihm heimatliche, halbvergessene Motive, Worte der Heimatssprache . . .

Doch jene unangenehme Erinnerung, sie wehte ihn eisig an.

Digitized by Google

Der Herbst beraubte den Garten seines Blätterschmuckes; der Winter überschüttete die Bäume mit buschigen Flocken. Dicke Schneeschichten bedeckten die Kieswege. Am Tage verursachte es geradezu Schmerzen auf ihn zu blicken — so sehr blendete er. In der Nacht durchschimmerte er die Dunkelheit. Alles lag im Schnee — der Hof, Wald, Eichenhain; selbst das Haus schien unter der Last seiner silberweißen Decke, gleich einem Greise, zu ächzen.

Die Mutter stand zeitig auf und hatte vom frühen Morgen an ihre liebe Not mit den Arbeitern, welche das Mehl aus der Windmühle ablieferten. Das Schwesterchen lernte laut und gedankenlos den Katechismus, spielte Tonleitern, oder nähte irgend etwas. Nadienka las. Aber man merkte, daß sie dies ohne Aufmerksamkeit that. Bisweilen hob sie den Kopf und warf dem jungen Manne forschende Blicke zu. Es war klar, schon lange wollte sie mit ihm sprechen. Aber über was denn? Er ahnte es und ihm war nicht wohl zu Mute. Immer ein und dasselbe; das Gut und alle seine Bewohner ekelten ihn an; wußte er doch was sie dachten und verstand er ja nicht, wie sie ihn mit ihren Reden so quälen konnten. Er war ihrer überdrüssig. Langeweile ergriff ihn, stets diese freundlichen, leutseligen Gesichter zu sehen. Irgend wo in der Fremde, weit hinter dem Gebiete dieser weißen, schneeigten Tage, schwebte ihm ein anderes Leben vor, licht, wie eine Sommerlandschaft. Dort wird er nicht das Gefühl haben, als sei er unnötig; dort wird sich eine Beschäftigung für ihn finden. Wer weiß — vielleicht erwartete ihn dort Ruhm und Ehre, und was bedeutete im Vergleiche mit diesen die Liebe der armen Nadienka, welche ihm alles aufopferte? . . . Ach, warum that sie das, warum! Jetzt ärgerte, peinigte es ihn und überdies lockte ihn die bezaubernde Form, und wuchs seine Sehnsucht nach jenem unbekannten Leben, so daß es ihm vorkam, als liebe er Nadienka nicht mehr, ja, als habe er sie nie geliebt . . .

Ein besonders trüber Tag brach an. Der junge Mann fühlte sich unwohl und saß vor der Staffelei in der „Werkstatt", wie er sein einfenstriges Zimmerchen zu nennen pflegte, lässig die Farben verschmierend. Zuerst malte er einen Wald, darauf ein Dorf, kratzte alles mit dem Messer ab und begann eine weibliche Gestalt zu entwerfen. Nadienka trat herein. Er blickte sie zerstreut an. Sie hüllte sich in ein warmes Tuch und zog die Schultern zusammen, obwohl es nicht kalt war.

Ihre Augen funkelten und auf den Lippen lag eine Art strafbaren Lächelns. „Wahrscheinlich will sie etwas sagen," dachte er und wurde zornig.

„Was willst Du?"

Sie erschrak und setzte sich schweigend neben ihn, während Thränen in ihren Augen erglänzten. Er wandte sich ab.

„Warum sprichst Du nicht mit mir?" fragte sie.

„Ich?" rief er erstaunt und grollend aus. Doch, sich zurückhaltend, erwiderte er ruhiger:

„Ich habe Dir nichts zu sagen. Über was sollen wir sprechen?"

Sie fuhr zusammen. Ihre Anwesenheit reizte ihn nur noch mehr, und er warf die Farben haufenweise auf die Leinwand. Nadienka schien ihm damals die Personifizierung des Gewissens selbst und jeden ihrer Atemzüge empfand er schmerzhaft in seiner Brust. In ihren fragenden Blicken, voller Zweifel und zaghaften Gefühls, las er den Vorwurf.

„Dem muß ein Ende gemacht werden," sagte er sich, „fort, fort von hier — heute noch!"

Das Schweigen dauerte indessen ununterbrochen eine ganze Stunde. Er wußte wohl, was in Nadienkas Herzen vorging, doch beschäftigte ihn seine Sehnsucht derart, daß er nicht ein einziges Wort der Teilnahme für das Mädchen fand. Sie aber verfiel in dieselbe Schüchternheit, vielleicht mit etwas Furcht gepaart, denn es beschlich sie eine heimliche Ahnung vor der nahen Auflösung ihres Romanes . . .

Und in der That erfolgte die Auflösung bald. Schweigend fing ihre Liebe an, schweigend endete sie auch. Er reiste nach St. Petersburg ab . . .

Jetzt ward ihm so weh, und er schämte sich. Noch niemals hatte er sich so geschämt! Das Blut stieg ihm zu Kopfe. Er verlangsamte seine Schritte und trotzdem er das Haus deutlich sah, dessen weiße Mauern im grünen Jasmin halb versteckt lagen, war er nahe daran umzudrehen . . .

Jedoch die Freude über die Wiederkehr in die Heimat übermannte seine Scham. Noch einen Augenblick, und er war daheim. Natürlich mußte das Zusammentreffen mit Nadienka ein frostiges werden. Aber er wird sich erklären — wird ihr alles erzählen, alles beichten, und möglicherweise verzeiht sie ihm.

„Ob sie ihm verzeiht? . . ."

Noch einmal pochte sein Herz heftig, als er sich hinwegbeugend unter den niedrig hängenden Ast des alten Apfelbaumes auf den Platz vor der Terrasse trat.

Dort, auf einer Stufe, saß — Nadienka, in unbeweglicher, nachdenklicher Haltung.

Er schrie auf. Sie wendete sich um, erkannte ihn, trotz der Dunkelheit, und schrie gleichfalls auf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie verzieh ihm.

Februar 1882.

## Die Münchener Aufführung des „König Lear" auf der neueingerichteten Bühne.

Unsere Zeit hat uns daran gewöhnt, auf der Bühne die außerordentlichste Pracht der Ausstattung in Dekorationen, Kostümen und Requisiten, die ausgesuchtesten Wirkungen einer bis aufs Höchste ausgebildeten Technik zu sehen. Alle einigermaßen bedeutende Theater wetteifern, der namentlich von den berühmten Aufführungen des Meininger Hoftheaters gegebenen Anregung folgend, in dem Bestreben, durch ängstlich historisch treu ausgeführte Dekorationen, Kostüme und Requisiten, sowie durch eine zahlreiche

Digitized by Google

und mit peinlicher Sorgfalt eingeübte Kompraserie, den Vorstellungen, soweit dies irgend erreichbar ist, den Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit aufzudrücken. Bei dieser fast überall vorherrschenden und oft ins Maßlose übertriebenen Richtung, was besonders bei jenen Meininger Vorstellungen nicht selten störend auffällt, macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die Ankündigung liest, daß eine Shakespearesche Tragödie „auf der neueingerichteten Bühne" aufgeführt werden wird, und wenn unter dieser neuen Einrichtung die Rückkehr zu der Einfachheit der Shakespeareschen Bühne verstanden werden soll, welche überhaupt keine Dekorationen, geschweige denn kunstreiche Verwandlungen kannte. Wenn man aber auch im ersten Augenblick eine solche Aufführung, diese Rückkehr zu längst überwundenen Zuständen, einen Rückschritt zu nennen sich versucht fühlen könnte, so liegt doch einem derartigen Unternehmen, wie es die Münchner Hofbühne mit Shakespeares König Lear, und zwar wie wir es von vornherein aussprechen, mit bedeutendem Erfolge gewagt hat, ein großer und im Allgemeinen richtiger Gedanke zu Grunde. Eine doppelte Erwägung hat hervorragende Kenner der Bühne überhaupt und insbesondere Shakespeares zu der Überzeugung geführt, daß der große Apparat der modernen Bühnentechnik mit ihrem Aufwand an Dekorationen und Verwandlungen für die Darstellung der Shakespeareschen Tragödien nicht paßt, vielmehr mit dem Geiste und der ganzen Anlage derselben in schreiendem Widerspruche steht. Rudolf Genée hat diese Ansicht in zwei durch die Allgemeine Zeitung 1887 veröffentlichten Aufsätzen ausgesprochen und eingehend begründet. Genées Ausführungen bewegen sich, wie oben bemerkt, in doppelter Richtung. Der erste Teil derselben beschäftigt sich mit allgemeinen Erwägungen, welche sich auf dramatische Aufführungen überhaupt beziehen, der zweite legt dar, daß die dort erwägten Übelstände bei der Darstellung Shakespearescher Werke besonders störend hervortreten. Genée geht von dem Gedanken aus, daß die Wahrheit in der Kunst eine andere sei, als die Wahrheit im Leben. Nun hat aber, sagt er, in den theatralischen Darstellungen der Gegenwart die künstlerische Wahrheit sich vielfach durch das Streben nach Natürlichkeit und die prosaische Auffassung der sogenannten „historischen Treue" in eine unkünstlerische verkehrt. Der Schwerpunkt der Darstellungen wurde immer mehr an die Äußerlichkeiten, Dekorationen, Kostüme u. s. w. verlegt, so daß die dramatische Kunst, welche doch in erster Reihe in dem Zusammenwirken der dichterischen Schöpfung mit deren Verkörperung durch den Schauspieler besteht, von jenen Elementen immer mehr zurückgedrängt worden ist. Nun aber hat die dramatische Kunst in früheren Zeiten mit den einfachsten Mitteln auch ihre größten Triumphe gefeiert. Dagegen hat das übermäßige Steigern der bloßen Hilfsmittel und der nebensächlichen Dinge dem eigentlichen Wesen der Kunst geschadet, besonders dadurch, daß man an die Stelle der auf unsere Phantasie wirkenden künstlerischen Illusionen und der idealisierenden Kunst das Prinzip der Natürlichkeit gesetzt hat. Alle Kunstwirkungen beruhen darauf, daß die Einbildungskraft das vom Künstler Gegebene ergänzt, und am meisten gilt dies von der dramatischen Kunst. Die Technik des Dramas, die Behandlung von Ort und Zeit, die Sprachform erfordert die Hilfe der Symbolik. Die Personen der höheren Tragödie sprechen in Versen, sie äußern, wenn sie allein sind, manchmal auch in Gegenwart anderer Personen, laut ihre Empfindungen und Gedanken; Ereignisse, welche in der Wirklichkeit Tage, Monate und Jahre dauern, geschehen in drei Stunden; der Ort wechselt mit zauberhafter Schnelligkeit. Der dramatische Dichter muß also von der mathematischen Genauigkeit des wirklichen Lebens absehen, indem er dieselbe in eine poetische Sphäre rückt und unsere Phantasie durch die symbolische Darstellung zur Mitwirkung nötigt. Der dramatische Dichter, welcher die siegreichste Kühnheit in dieser symbolischen Darstellung zeigt, ist Shakespeare; der Eindruck seiner Sprache und die Riesengröße seiner Gestalten entsteht aus dieser seiner Gewalt der symbolischen Darstellung. Die Aufführung eines Dramas hat aber nur die Aufgabe, dem Dichter zu folgen, sie darf ihm nichts von seinen Absichten unterschlagen, aber auch nichts hinzufügen, wo dies über seine Absichten hinausgeht. Wenn sie das thut, setzt sie sich mit dem Dichter und seinem Werke in Widerspruch. Wenn man Shakespeare mit der ganzen Dekorationskunst inszeniert, thut man ihm Gewalt an. Der wirklich dramatische Dichter schreibt nur unter der Vorstellung der Bühneneinrichtung seiner Zeit und so wird die ganze Komposition und szenische Struktur seiner Dramen durch diese Bühne bedingt. Shakespeares schnell wechselnde Szenen rollten auf der altenglischen Bühne seiner Zeit, welche keine Veränderung des Schauplatzes kannte, ohne Hindernis dahin. Die Einbildungskraft der Zuschauer folgte willig der kühnen dichterischen Phantasie, während der ganze schwerfällige Dekorationsapparat der modernen Bühne dieser Phantasie mühselig nachzukommen sucht und überall nur ein Hemmnis bildet, so daß der Zwiespalt zwischen der Dichtung und der szenischen Darstellung deutlich hervortritt.

Angeregt von diesen Auseinandersetzungen, welche von vielen berufenen Stimmen unterstützt wurden, hat das Münchener Hoftheater das bedeutsame Unternehmen gewagt, eine der gewaltigsten Tragödien Shakespeares, „König Lear" in einer Weise zur Darstellung zu bringen, welche durch eine neue Einrichtung der Bühne mit Verzicht auf den komplizierten Apparat und Mechanismus der modernen Technik den getadelten Widerspruch zwischen Darstellung und Dichtung aufhebt. Es ist unleugbar, daß die hergebrachte Aufführungsweise der Shakespeareschen Dramen nicht geeignet war, die Großartigkeit derselben in ihrem vollen Umfange auf den Zuschauer wirken zu lassen. Shakespeare hat mehr als irgend ein anderer Dichter die Ökonomie seiner Dramen nach der Bühne eingerichtet, die ihm zu Gebote stand. Da dieselbe gar keine Dekorationen hatte, so hielt ihn nichts ab, den Schauplatz beliebig oft wechseln zu lassen, und so führt er unsere Phantasie

Digitized by Google

in bunter Reihenfolge und oft in ganz kurzen Szenen von einem Orte zum andern, vom Land aufs Meer, von freier Haide in den Palast, von einem Teil der Erde zum andern. In dem Drama, an welchem der Münchener Versuch gemacht wurde, wechselt die Szene im ersten Akte viermal, im zweiten dreimal, im dritten und vierten je sechsmal, im fünften zweimal, also im Ganzen 21 mal. Wenn man nun alle diese Verwandlungen beibehielt und jedesmal, um dieselben zu bewerkstelligen und um die notwendigen Requisiten, Möbel und dergleichen auf die Bühne zu bringen, den sogenannten Zwischenvorhang fallen ließ, so wurde der Zuschauer in kurzen Zwischenräumen auf unleidliche Weise aus der Stimmung herausgerissen und der Eindruck des gewaltigen Werkes mußte notwendig beeinträchtigt werden. Das Mittel, wozu man notgedrungen greifen mußte, um diesen Übelstand auf ein geringeres Maß zurückzuführen, war womöglich noch schlimmer, und geradezu eine Mißachtung des Dichters und eine unmittelbare Schädigung der Dichtung. Man flickte an den Dramen herum, man schied oft für das Verständnis wichtige, ja unentbehrliche Szenen aus (ich erinnere nur an die unbarmherzige Weise, in der man mit dem letzten Akte Hamlets umgeht, welcher in der Form, wie man ihn gewöhnlich darstellt, für den, dessen Erinnerung ihm nicht den Zusammenhang erklärt, geradezu unverständlich wird), man versetzte Szenen von einem Akte zum anderen, man zog mehrere in einem zusammen, kurz, diese sogenannten Bühnenbearbeitungen versündigten sich in schwerster Weise an einem Dichter, welcher mehr als irgend ein anderer, jede Szene, ja jede Rede seiner Personen mit vollem künstlerischem Bewußtsein gerade an den Ort gestellt hat, wo wir sie finden, und trotz alledem war es nicht möglich, die Verwandlungen soweit zu beschränken, daß dem Zuschauer nicht noch viel zu oft durch den leidigen Zwischenvorhang der reine und ungestörte Genuß des Dramas getrübt wurde. Diesen gewiß schlimmen Übelständen sollte die neue Münchener Einrichtung abhelfen. Wie ist sie zu Werke gegangen, um diesen Zweck zu erreichen? Hat sie ihn wirklich erreicht, und somit den vollen Genuß des großartigen Werkes ermöglicht? Soll es angestrebt werden, daß von nun an die Shakespeareschen Werke in dieser neuen Form dargestellt werden? Dies sind die Fragen, welche wir zu beantworten haben.

Was nun zuerst die neue Einrichtung der Bühne betrifft, so ist viel zu weit gegangen, wenn man sagt, daß dieselbe zu der Einfachheit der Shakespeareschen Bühne zurückgeführt worden ist. Dieselbe wird uns folgendermaßen geschildert: (Gervinus, Shakespeare I, 116 f.) die Szenerie war äußerst dürftig. Bewegliche Dekorationen kamen erst spät auf. Bei Trauerspielen war das Theater mit schwarzen Teppichen ausgehängt. Ein aufgestelltes Brett trug den Namen des Ortes, an den man sich denken sollte. Eine Erhöhung, ein Vorsprung in der Mitte der Bühne mußte als Fenster, Wald, Turm, Balkon, kleinere Bühne auf dem Theater, wie im Hamlet, dienen. Davon war nun freilich das, was uns die Münchener Aufführung zeigte, weit entfernt und Shakespeare wäre wahrscheinlich sehr erstaunt gewesen, wenn er die künstlerisch ausgeführten, transparent gemalten Prospekte gesehen hätte, welche die Bühne im Hintergrunde abschlossen und die verschiedenen Schauplätze auf denen sich die Handlungen abspielten, gesellte. Die Bühne war an der Stelle, wo sonst der gewöhnliche Vorhang sich befindet, durch einen Vorhang, der bei Beginn der einzelnen Akte nach beiden Seiten auseinanderging, abgeschlossen. Das Podium der Bühne war in einem großen Halbkreis über einen Teil des Orchesters verlängert. Auf dieser Verlängerung und der eine Kulisse tiefen Vorderbühne, welche links und rechts durch Goblins eingefaßt waren, zwischen denen sich auf beiden Seiten je ein Eingang befand, spielte sich der größte Teil der Handlung ab. Dieser Teil der Bühne enthielt durchaus kein Requisit. Hinter der ersten Kulisse befand sich über der ganzen Bühnenbreite eine Erhöhung, zu welcher zwei Stufen hinaufführten. Vor dieser Erhöhung standen auf jeder Seite eine Wand, welche oben durch eine die Façade eines Hauses darstellende Decke verbunden waren. In den Seitenwänden war je eine Nische angebracht, welche ebenfalls durch Goblins verhüllt waren. Der so von der Vorderbühne abgetrennte Raum wurde in den Szenen, in welchen er nicht zur Verwendung kam, durch einen ebenfalls von beiden Seiten zusammenzuziehenden Vorhang verhüllt. Alle Szenen, in welchen Requisiten notwendig waren, wurden in diesem Raume gespielt, wobei aber dieselben auf das durchaus Unentbehrliche beschränkt blieben. Dieser erhöhte Teil der Bühne war ebenfalls nur eine Kulisse tief und wurde auch rechts und links von Goblins eingerahmt, zwischen denen sich auf beiden Seiten je ein Ausgang befand. Im Hintergrunde waren die gemalten Prospekte angebracht, welche während die ganze übrige Bühneneinrichtung unbeweglich fest stand, die verschiedenen Schauplätze der Handlung darstellten. Die Veränderungen wurden rasch und geräuschlos meistens durch die Seitenbewegung des Prospekts, wie bei den Wandeldekorationen, nur selten durch das ebenso schnelle und stille Herabfallen eines neuen Prospekts von oben bewirkt. So gingen die Verwandlungen ohne jede Störung des Zuschauers, ohne jede irgendwie in Betracht kommende Unterbrechung der Handlung vor sich. Sofort nach der kaum wenige Sekunden in Anspruch nehmenden Veränderung des Schauplatzes traten die Schauspieler zu der folgenden Szene auf und so ging während der ganzen Vorstellung mit diesen szenischen Verwandlungen, die eigentlichen Zwischenakte eingeschlossen, kaum eine Viertelstunde verloren. Bei dieser Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bühnentechnik war es nicht mehr notwendig, der Dichtung Gewalt anzuthun. Annähernd das ganze Stück konnte dem Publikum vorgeführt werden und zwar unverändert, wie es der Dichtergenius geschaffen. Außer einigen notwendigen Kürzungen des Textes (die Vorstellung dauert schon so über $3^1/_2$ Stunden) blieb nur eine unbedeutende Szene aus; die Reihenfolge der Szenen war vollständig die vom Dichter angeordnete, nur in der Abtei-

Digitized by Google

lung des dritten und vierten Aktes war insofern eine Änderung eingetreten, daß einige Szenen des übermäßig langen dritten Aktes zum vierten gezogen wurden. So rauschte das ganze großartige Drama in ununterbrochenem, durch nichts gestörtem Zusammenhange, mit allen seinen furchtbaren, tragisch erschütternden Szenen vor dem Zuschauer vorüber, welcher, durch keine Äußerlichkeiten gestört, voll und ganz den gewaltigen Eindruck auf sich wirken lassen konnte, welchen dieses großartige Gemälde menschlicher Leidenschaften, eines der gewaltigsten, welches je ein von Gott begnadeter Dichtergeist geschaffen, in würdiger Darstellung auf jeden denkenden und fühlenden Zuhörer machen muß. So ist denn der Erfolg dieses von der Münchener Hofbühne gemachten Versuches im Allgemeinen ein großer und wohlverdienter gewesen. Die Zuversicht, welche der Leiter der Bühne in einer vor der Einstudierung des großen Werkes an die Mitglieder des Theaters gerichteten Zuschrift ausgesprochen, daß dieselben, wie sie schon so oft ihre besten Kräfte für große, künstlerische Thaten aufgewendet hätten, so auch diesem großen Unternehmen all' ihr Können mit künstlerischer Begeisterung zur Verfügung stellen würden, ist in glänzende Erfüllung gegangen. Wenn auch im Einzelnen nicht alle Rollen vollendet dargestellt wurden, so haben die Vertreter der Hauptrollen, denen gewaltige, alle physischen und geistigen Kräfte in Anspruch nehmende Aufgaben gestellt waren, dieselben in vollendeter Weise gelöst. Aber auch bei allen Mitwirkenden war das Bewußtsein zu erkennen, daß sie an einem Epoche machenden, künstlerischen Unternehmen mitarbeiteten und das Zusammenspiel aller Beteiligten war ein des bedeutungsvollen Abends durchaus würdiges. So wird man nicht zuviel sagen, wenn man den Versuch der Münchener Bühne als einen für die Theatergeschichte hochbedeutsamen erklärt. Der Erfolg, welchem sie dabei im Auge hatte, die Shakespearesche Dichtung unverfälscht und in ihrer ganzen, ursprünglichen Gewalt vorzuführen, ist im Großen und Ganzen entschieden erreicht worden. Eine andere Frage ist es, ob nicht im Einzelnen die getroffene Einrichtung noch einer Verbesserung fähig wäre. Genées Forderung, daß bei der Aufführung der Shakespeare-Dramen die symbolische Darstellung vorherrschend und dadurch der Phantasie ein freier Spielraum gelassen werde, ist durch diese Bühneneinrichtung erfüllt worden. Die Veränderungen des Schauplatzes werden dadurch, daß nur der Prospekt verwandelt wird, während die übrige Bühne das ganze Stück hindurch unverändert bleibt, nur symbolisch angedeutet und die Phantasie des Zuschauers muß sich das Übrige hinzudenken. Nun aber ist es gewiß leichter, auf einer Bühne, wo gar keine Dekorationen sind, sich in der Phantasie an einen bestimmten Ort versetzt zu denken, als dieselbe geistige Arbeit zu verrichten, wenn einzelne, auf der Bühne sichtbare Dinge derselben Hindernisse in den Weg legen. Dieser Einwand hat bei allen den Szenen, welche in geschlossenem Raume spielen, keine Bedeutung, wenn auch in einer derselben der Umstand, daß Lear und seine Begleiter in die ärmliche Hütte, welche ihnen Glocester als Zufluchtsort zuweist, durch einen mit Goblins verhängten Eingang eintreten, nicht gerade fördernd auf die Thätigkeit der Phantasie wirkt. Wirklich störend aber wirken nach meiner Auffassung die feststehenden Teile der Bühneneinrichtung in vielen Szenen, welche unter freiem Himmel spielen. Wenn der Prospekt eine freie Gegend darstellt, so kann die Phantasie sich sehr schwer das zwischen den handelnden Personen und der Landschaft befindliche Haus mit seinen Goblins wegdenken. Es macht einen befremdenden Eindruck, wenn Kent hinter einem Goblin in den Block gespannt wird. Fast unerträglich aber ist dieser Widerspruch zwischen der szenischen Einrichtung und den Umständen, unter denen die Handlung vor sich geht in der Sturmszene auf der Haide; das furchtbare Unwetter wird mit allen Mitteln der modernen Bühnentechnik dargestellt, die Blitze zucken, der Donner rollt furchtbar, man hört den Regen förmlich rauschen und zwischen den im Vordergrund befindlichen von allen Schrecken der furchtbaren Sturmnacht heimgesuchten Personen und der im Hintergrunde dargestellten Haide befindet sich ein Haus, sieht man die Bühne von beiden Seiten mit Goblins verhängt; in die auf dem Prospekt in fernem Hintergrund gemalte Hütte treten die handelnden Personen durch einen Vorhang ein. Dem gegenüber ist es noch eine leichte Zumutung an die Phantasie des Zuschauers, wenn Glocester sich auf die zwei Stufen vor dem erhöhten Bühnenraum unter dem Portal des feststehenden Hauses niedersetzt und man sich den Baum, in dessen Schatten er sich ausruhen will, hinzudenken muß, denn ich wiederhole es, die Phantasie denkt sich leichter etwas, was nicht da ist, hinzu, als ein Ding, welches sichtbar vor Augen steht, hinweg. Dies sind nun die kleinen Ausstellungen, welche man dem großen Werke gegenüber machen kann; vielleicht überzeugen sich die Leiter der Bühne von deren Berechtigung und vielleicht gelingt es der Technik, welche ja schon so große Hindernisse überwunden, diesen Übelständen abzuhelfen, ohne das unbedingt richtige Prinzip, welches der ganzen Einrichtung zu Grunde liegt, zu gefährden.

Die letzte Frage, ob es zu empfehlen sei, daß die Shakespeareschen Dramen in dieser neuen Form aufgeführt werden, beantwortet sich nach dem Gesagten von selbst. Die Münchener Aufführung hat unwiderleglich bewiesen, daß der komplizierte Apparat der modernen Bühne für die Shakespeareschen Stücke entbehrlich ist, ja ihre Wirkung beträchtlich schädigt. Die Grundsätze, nach welchen diese Art der Inszenierung ins Werk gesetzt worden ist, haben sich als vollständig richtig bewiesen, und es handelt sich nur noch darum, die im Einzelnen hervorgetretenen Mängel zu beseitigen, um einer neuen und erfolgreichen Entwickelung der Shakespeare-Aufführungen Bahn zu brechen. Wir möchten aber den Leitungen der deutschen Bühnen noch die Frage zu einer sorgfältigen Prüfung vorschlagen, ob es nicht vielleicht möglich wäre, auf dem Boden der modernen Bühneneinrichtung eine den Shakespeare-Dramen würdige Inszenierung ins Werk zu setzen. Man

Digitized by Google

müßte dabei die bei dem Münchener Versuch gemachten Erfahrungen, jede überflüssige Pracht in der Ausstattung, in den Requisiten, in der Komparserie vermeiden und die Schwierigkeit der zahlreichen Verwandlungen durch Beschränkung der Bühne auf die bei der Münchener Aufführung als genügend bewährte Tiefe von zwei Kulissen so weit zu beseitigen, daß dieselben ebenso geräuschlos, schnell und leicht und ohne Benützung des Zwischenvorhangs vorgenommen würden, wobei allenfalls für das Herbeischaffen der auf das Notwendigste beschränkten Requisiten, die Versenkungen benützt werden könnten.

Jedenfalls verdient die Münchener Theaterleitung den wärmsten Dank aller Freunde wahrer und echter Kunst, weil sie es gewagt hat, gegen die vorherrschende Richtung unserer Zeit, auf immer maßlosere Pracht der Äußerlichkeiten mit einer Rückkehr zu einfacheren aber der Sache angemesseneren Formen anzukämpfen; derselbe warme Dank gebührt der wackeren Künstlerschar, welche dem Unternehmen zu siegreichem Erfolge verholfen haben. Es ist möglich, daß dieser Abend zum Ausgangspunkt einer neuen, fruchtbringenden Entwickelung für die Darstellung der Werke des größten Dramatikers aller Völker und Zeiten werden wird.

München, Juni 1888.

Dr. Louis Lewes.

## Amtliche italienische Bücherverzeichnisse.

Von Ludwig Geiger.

Die italienische Regierung nimmt es mit ihrer Aufgabe, das geistige Leben ihres Volkes zu fördern, sehr ernst. Mit der Schaffung neuer, wie Vermehrung alter Büchersammlungen geht die Aufzeichnung und Drucklegung amtlicher Verzeichnisse der Bücherschätze innerhalb und außerhalb Italiens Hand in Hand, letzterer natürlich nur, insoweit sie sich auf italienische Dinge beziehen. Diese Verzeichnisse sind doppelter Art. Teils enthalten sie die Zeitschriften und ähnliche periodische Werke, welche sich in den öffentlichen Bibliotheken Italiens finden oder die politischen und Lokalzeitungen, welche in der Hauptbibliothek von Florenz enthalten sind, teils geben sie Aufzählungen von Handschriften. Die ersteren sind für alle Benutzer der öffentlichen Leseanstalten wichtig, die letzteren haben hauptsächlich für den Forscher Interesse. Von den letzteren soll hier kurz die Rede sein.

Im ganzen sind fünf verschiedene Handschriftenverzeichnisse in Angriff genommen. Zwei derselben — das erstere eine kleine Sammlung behandelnd, das letztere erst in seinen Anfängen stehend — das der Foscolianischen und der Pawiatichianischen sind mir unbekannt geblieben; drei andere konnte ich wenigstens teilweise durch Güte der Schriftleitung dieses Blattes benutzen.

Das größere Publikum möchte vielleicht am ehesten von den Ashburnham-Handschriften Näheres erfahren. Doch wird es hier in seinen Erwartungen getäuscht. Denn es handelt sich nicht um ähnliche kostbare Miniatur-Codices, wie sie das Berliner Museum aufzuweisen hat; nach Italien sind vielmehr nur lateinische und italienische Manuskripte gekommen, welche sich auf Italien beziehen.*) Das vorliegende Verzeichnis ist meist theologischen Inhalts, es enthält hauptsächlich erbauliche und polemische Schriften der Mitglieder der beiden hauptsächlichen geistlichen Orden (Dominikaner und Franziskaner) oder Predigten bedeutender Kanzelredner, z. B. des Bernardino da Siena, daneben einzelnes Juristische. Hoffentlich geben die nächsten Lieferungen reiche Ausbeute für denjenigen, welcher der italienischen Litteratur im engern Sinne sein Interesse zuwendet.

Die zweite Sammlung — die palatinischen Handschriften — besteht fast ausschließlich aus Werken der italienischen schönen Litteratur. Freilich auch hier sind die Theologen stark vertreten und kein Dichter tritt in ähnlichen Massen auf wie der h. Bernhard, aber auch Dantes Werke finden sich zahlreich und wenn von Boccaccios Werken gerade das Decamerone gar nicht vorkommt — nur eine Novelle aus demselben erscheint in einer einzigen Handschrift — so ist dies doch wohl nur Zufall. Für Petrarcas Beliebtheit spricht eine große Zahl Handschriften, am stärksten die des Canzoniere. Aber auch die übrigen Dichter, sowohl die der Blütezeit als die des 17. Jahrhunderts, sind überaus zahlreich vorhanden. Das ganze Verzeichnis bietet aber nicht sehr viel Neues, da die gesamten bisher aufgezählten Handschriften bereits einmal, freilich vor mehreren Jahrzehnten von Palermo beschrieben waren; die neuere Beschreibung ist nur kürzer und genauer und weiß sich von den mannigfachen Fehlern der früheren fernzuhalten.

Handelt es sich in den beiden erwähnten Verzeichnissen um Aufzählung und genaue Einzelbeschreibung italienischer in Italien befindlicher Handschriften, so handelt es sich im dritten einerseits um italienische Handschriften, welche sich außerhalb Italiens befinden, andrerseits um Mitteilung wichtiger Stücke aus einzelnen Codices. Wie glücklich wäre der deutsche Gelehrte, wenn er durch derartige amtliche Veröffentlichungen in leichter und bequemer Übersicht belehrt werden könnte über die reichen Schätze, welche fremde Sammlungen ihm für seine Neigungen und Arbeiten zu gewähren vermögen. Es ist mir nicht bekannt, ob die italienische Regierung die Absicht hat, die italienischen Handschriften in sämtlichen ausländischen Bibliotheken verzeichnen zu lassen; die vorliegenden drei Bände haben es nur mit Frankreich, in erster Linie mit Paris zu thun. Diese Bevorzugung Frankreichs ist eine durchaus berechtigte, denn kein Land hat einen derartigen litterarischen Einfluß von Italien aus erfahren, wie

*) Die Gesamtüberschrift bei allen lautet: Ministero della publica istruzione. Indici e cataloghi. — Der Spezialtitel der einzelnen: I codici Ashburnhamiani della R. Biblioteca Medicea-Laurenziana, bisher 2 Hefte des ersten Bandes. Ferner: I codici Palatini della R. Biblioteca nazionale centrale di Firenze, bisher 8 Hefte des ersten Bandes Manoscritti italiani delle Bibliotheche di Francia, 3 Bände, mit welchen das Werk abgeschlossen ist. Als Druckort wird bei allen gleichmäßig angegeben: Roma presso i principali librai 1888.

Digitized by Google

Frankreich; in keinem Lande haben die italienischen Schriftsteller und Künstler so lange und so gern verweilt, wie in Frankreich und speziell in der Hauptstadt dieses Landes.

Die vorliegenden drei starken Bände bieten aber mehr als eine Aufzählung, Beschreibung und Inhaltsangabe der Handschriften; der größte Teil des dritten Bandes ist angefüllt durch den Abdruck je einer Handschrift aus der Sammlung des Arsenals zu Paris und der medizinischen Fakultät zu Montpellier; die erstere enthält eine große Anzahl Lauden (kirchlicher Hymnen), wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert; die letztere eine Umarbeitung (232 Sonette) des Roman de la Rose; bei ersterer wird ein bloßer Textabdruck gegeben, die Publikation der letzteren, von G. Mazzatinti besorgt, wird durch eine sehr ausführliche (beinahe 200 Seiten umfassende) und gelehrte Abhandlung Egidio Gorras eingeführt, welche über den Dichter der Bearbeitung, Durante, Mitteilungen enthält und das Verhältnis der Bearbeitungen zum französischen Original bis ins einzelnste durch Besprechung jedes der 232 Sonette klarlegt.

Was Zeit und Inhalt der im 3. Band verzeichneten Schriften betrifft, so stammen sie hauptsächlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert; ihr Inhalt ist ein ungemein verschiedenartiger: Geschichte, Geographie, Theologie, Astrologie, Dichtung, Künste und Handwerke sind vertreten; zahlreich kommen Reisebeschreibungen und Gesandtschaftsberichte, manche auch Deutschland betreffende, vor. Um wenigstens zwei Einzelheiten hervorzuheben, sei auf die Berichte von Jesuiten 1699 und 1700 über chinesische Sitten hingewiesen und auf ein dem 16. Jahrhundert angehöriges Manuskript von Petrarcas italienischen Gedichten, in welches der Schreiber oder Besitzer seinen Namen griechisch eingeschrieben hat, froh der eben erlernten Kenntnis, aber freilich noch mit ungeheuerlichen Fehlern, die den Anfänger deutlich verraten.

Auch der Inhalt der übrigen Bände ist ein sehr reichhaltiger. Dem ersten Band geht eine Geschichte der Erwerbung der Handschriften voran, welche man einen Abschnitt aus der Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Italien und Frankreich nennen könnte. Gerade die ersten Kapitel, welche das eigentliche Renaissancezeitalter behandeln, sind hierfür besonders lehrreich. Auf die Geschichte der Handschriften folgt ein kurzgefaßtes Verzeichnis der 1695 Handschriften, welche der Bibliotheque nationale in Paris angehören, mit genauer Angabe ihrer Nummern, der ursprünglichen Besitzer und mit einer freilich sehr kurzen aber im allgemeinen ausreichenden Andeutung ihres Inhalts. Den Inhalt im einzelnen Blatt für Blatt darzulegen und etwa noch Proben aus dem Inhalt mitzuteilen, würde viele Bände erfordern; die Probe eines solchen Versuchs ist im 2. Bande gegeben. Selbstverständlich wird in diesem systematischen Inhaltsverzeichnis das eine Stück diesem, das andere jenem wichtiger erscheinen; meine besondere Aufmerksamkeit wurde durch Handschrift 554 erregt, eine sehr merkwürdige Sammlung von Gedichten aus Dantes Zeit; durch die ausführlichen, beinahe ein Drittel des ganzen Bandes ausmachenden Mitteilungen über die Handschriften 1583—1596, welche außerordentlich wichtige Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Visconti und Sforza, auch hier vornehmlich zur Erkenntnis der damaligen politischen Beziehungen zwischen Mailand und Frankreich, enthalten — freilich war dies Verzeichnis schon einmal, wenn auch nicht so sorgfältig gedruckt und man vermißt schmerzlich eine Angabe darüber, ob und inwieweit diese Briefe bereits der Geschichtsforschung nutzbar gemacht worden sind; endlich durch das Bücherverzeichnis der alten Bibliothek S. Giustina in Padua, von welcher freilich nur verhältnismäßig wenige Handschriften in Paris sich befinden. Das letztere Verzeichnis hat A. L. Ferraj durch eine wertvolle Geschichte der Sammlung eingeleitet, die Beschreibung der übrigen Handschriften und die Gesamteinleitung zu diesem Werke hat G. Mazzatinti beigesteuert. Beiden Gelehrten gebührt der Dank aller derjenigen, welche sich mit italienischer Litteratur beschäftigen. Der wärmste Dank aber gebührt der italienischen Regierung, welche die Anregung zu diesem überaus wertvollen Unternehmen gab und die Fortführung desselben, die einem einzelnen Herausgeber oder Buchhändler unmöglich wäre, verbürgt. Jeder Forscher wird durch diese ganz ausgezeichneten Verzeichnisse in den Stand gesetzt, sich in seiner Heimat mit aller Bequemlichkeit das Material für seine Arbeiten zusammenzustellen und hat nun nicht mehr nötig, bei der knapp bemessenen Zeit einer Studienreise kostbare Stunden zum Aufsuchen der ihm nötigen Stoffe zu verwenden. Diesem Danke, dem sich gewiß alle anschließen, welche der schönen italienischen Litteratur eine warme selbstthätige Aufmerksamkeit zuwenden, mag nur der Wunsch hinzugefügt werden, daß diese Verzeichnisse recht weit ausgedehnt und so die an den verschiedensten Orten zerstreuten reichen Schätze den Forschern leicht zugänglich gemacht werden mögen.

## Der Trauermantel.*)

Es war im Spätseptember. Köstlich mild
Ging noch ein Hauch des Sommers durch's Gefild;

Doch heimlich löste sich schon Blatt um Blatt;
Ich schritt in Sinnen einen Gartenpfad.

Mein Treten hallte leis'; und manchmal blies
Ein Hauch; — es raschelte über den Kies;

Und wieder ward es still. Da — langsam hebt
Ein Falter düst're Schwingen, und entschwebt . . .

Noch dacht' ich seines Flugs, so träg' und stolz,
Des dunkeln Mantels mit der Borte Gold's —

Da schaut ich auf, und sieh — die Fluren hin,
Sah ich ihn ernst im schwarzen Mantel zieh'n —

Ihn selbst, den Herbst! — und sah ihn, durch den Raum
Nachschleifen seines Mantels gold'nen Saum.

Charlottenburg. Ulrich Klein.

*) Der Schmetterling, schwarzblau mit gelbem Rand.

Digitized by Google

## Das Maschinenalter.

### Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit.

Von Jemand.*)

Der Büchertisch hat wenig litterarische Erscheinungen aufzuweisen von solch hoher Bedeutung und solch fesselndem Reiz, wie das vorliegende Buch. „Jemand" nennt sich der Verfasser und in seinem Vorwort giebt er die Erklärung ab: „Wenn ich diesmal anonym vor das Publikum trete, so geschieht es, weil mein Name, wenn genannt, gerade solche Kreise meinem Buche verschließen könnte, für die es hauptsächlich bestimmt ist." Dem Rezensenten steht natürlich das Recht nicht zu, das geschlossene Visier der Anonymität des Autors emporzuschlagen; soviel jedoch darf er wohl aus der Schule schwätzen, daß die bisher veröffentlichten Schriften dieses „Jemand" seinem Namen in litterarischen Kreisen sowohl wie in jenen des lesenden Publikums einen gar hellen Klang verliehen haben.

Die „Zukunftsvorlesungen" stellen einen in einer fernab liegenden Zeit auf unser Jahrhundert — als auf ein längst entschwundenes Zeitalter — zu werfenden Rückblick dar, in welchem unsere gesellschaftlichen, staatlichen, religiösen und moralischen Zustände, von den sich aus den in jener gedachten zukünftigen Zeit herrschenden Verhältnissen ergebenden Gesichtspunkten aus, einer scharfen, doch nie ungerechten Kritik unterzogen werden. Nein, niemals ungerecht. Denn in allem Schlechten, Widersinnigen, Verkehrten und Faulen, was unserer — im Hinblick auf die Zukunft barbarischen — Zeit anhaftet, erschaut er dennoch mit feiner Erkenntnis alles Gute und Schöne, was auch unserer Zeit eigen ist.

In neun Kapiteln: Die Nationen; der Jugendunterricht; die Staatsformen; die Frauen; die Liebe; Soziologie und Politik; die Religionen; Litteratur, Kunst und Wissenschaft; Blicke in die Zukunft; — wird diese Charakteristik unserer Epoche zur Darstellung gebracht, welcher der Autor von dem nachkommenden Geschlechte den Namen des Maschinenalters geben läßt, weil die technische und industrielle Entwickelung unserer Kultur eine viel höhere Stufe erreicht hat, als dies hinsichtlich der in unserem sozialen Leben zu Tage tretenden intellektuellen Entwickelung der Fall ist.

„Die größte Berechtigung zu hoffnungsvollem und erwartungsstolzem Ausblick in die kommende Zeit" — so lesen wir auf S. 293 — „besaß das Maschinenalter eigentlich auf dem Gebiete, nach welchem wir es benennen: auf dem Gebiete der Maschinen, der technischen Erfindungen überhaupt. Hier war, wenn man von dem bereits Erreichten auf das noch Erreichbare schloß, kein Gedankenflug zu hoch. Welche Umwälzung hatte doch die Dampfkraft in das Leben gebracht und jetzt war man eben an der Schwelle neuer Umwälzungen, welche eine noch viel mächtiger und viel feiner wirkende Kraft — die Elektrizität — in Bereitschaft hielt. Die Erfindung der lenkbaren Ballons war nur mehr eine Frage der Zeit und die Möglichkeit von Flugapparaten war auch nicht ausgeschlossen. Mit der Eroberung der Luft konnte man auf das Fallen zahlreicher Schranken rechnen, oder sollten Schlagbäume und Zollstationen und Paß-Revisions-Büreaus in den Wolken errichtet werden? Möglich wäre das allerdings gewesen; nahm ja doch die alte Thorheit und die alte Barbarei immer schnell alle Errungenschaften des neuen Geistes für sich in Beschlag, wurden doch alle Fortschritte der Technik sogleich für Mord- und Vertilgungszwecke benützt . . . Aber gerade die unbegrenzte Zerstörungsmöglichkeit mußte der Zerstörungswut eine sichere Grenze setzen; den Friedensfreunden konnte man keine angenehmere Nachricht geben als die, daß eine neue Kanone erfunden worden, welche in fünf Minuten ein Regiment vertilgen könnte — so etwas würde die Stellung eines Regimentskommandanten doch etwas ihrer Gemütlichkeit beraubt haben."

Die Zeit, in welcher der Verfasser zu seinen Zuhörern spricht, muß um Jahrtausende über unsere Zeitrechnung hinausliegend gedacht werden. Es giebt keine Beherrscher und keine Beherrschten mehr; die beiden Geschlechter sind einander in allen Pflichten und Rechten des sozialen und politischen Lebens gleichgestellt; die freie Liebe ist an Stelle der so vielfaches Elend verursachenden, heutigen Formen des Geschlechtsverkehrs getreten; das Staats- und Gesellschaftsleben wird auf Grundlage der Soziologie erbaut sein; die Völker werden einander nicht mehr in blutigen Kriegen bekämpfen, denn ein Band ewigen Friedens wird sie alle umschließen; der starre, aller Naturerkenntnis hohnsprechende Dogmenglaube ist ersetzt durch die Religion der Humanität; im ganzen Erdenrund herrscht allgemeine Menschenverbrüderung und allgemeines Menschenglück.

Der Weg, der die Menschheit an dieses herrliche Ziel führen soll, ist die zunehmende wissenschaftliche Erkenntnis. „Wer heute eine Geschichte von der Entstehung und Verbreitung der Humanitätsreligion schreiben wollte, der hätte zugleich die Geschichte von der Entfaltung der auf dem Entwickelungsprinzip fußenden Naturwissenschaften verfaßt." (S. 173.)

Die Grundidee des interessanten Buches ist dahin zusammenzufassen: daß, dem Naturgesetz der stetig fortschreitenden Entwickelung gemäß, der Lauf der Dinge sich in der Richtung der Vervollkommnung bewegt. Und dieser Gedanke ist der Quell, aus welchem der Autor seinen unverwüstlichen Optimismus schöpft, die frohe Zuversicht, daß keine zeitweilig zu Tage tretende Erscheinung starren Festhaltens oder momentanen Rückschrittes den natürlichen und gesetzmäßigen Entwickelungsgang zu hindern vermag, der die Menschheit in das gelobte Land der Erkenntnis und der im Wissen und in der Vernunft wurzelnden höchsten Humanität und des höchsten Glückes leiten wird.

Mag nun der Leser über die Erreichbarkeit solchen Zieles wie immer denken, mag er die Hoffnungsfreudigkeit des Verfassers teilen oder an der Erzielung eines solchen allgemeinen Glückes Zweifel

*) Verlags-Magazin (J. Schabelitz). Zürich 1889.

Digitized by Google

hegen: soviel steht immerhin fest, daß das heutige Geschlecht von der Stufe unschwer erreichbarer Vervollkommnung, welche zugleich die sicherste Basis allgemeinen Wohles würde, noch durch eine gar weite Kluft geschieden ist, und daß diese Vervollkommnung und die auf derselben beruhende, durch dieselbe bedingte Förderung des Gemeinwohles auf keinem andern Wege erlangt werden kann, als durch wachsende und sich immer mehr verbreitende Naturerkenntnis und Einsicht.

Auf welche Weise unser Autor sich den Vollzug dieses Vervollkommnungsprozesses vorstellt, finden wir in folgenden Stellen angedeutet (S. 241—43):

„Doch weder in den Künsten, noch in der Industrie und Technik — welch letztere doch dem Zeitalter ihren Namen gegeben haben — ist des Maschinenalters Glorientitel, noch dessen hervorragendste Bedeutung zu suchen, sondern in der Entfaltung der Wissenschaft. Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektrizität, waren schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges.

„. . . erst der Wissenschaft des Maschinenalters war es vorbehalten, das Entwickelungs-Gesetz zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Licht alle früher gewonnenen Kenntnisse unter einen überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disziplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in das Machtbereich der Entwickelungstheorie gezogen.

„. . . Die jeweiligen Einrichtungen nämlich sind von dem jeweiligen Stande der Moral, die Moral von dem Stande der Weltanschauung und diese endlich von dem Stande der Kenntnisse bedingt; in letzter Linie also sind es die Kenntnisse, oder mit anderem Namen, die Wissenschaften, welche die bestimmende Grundlage aller sozialen Zustände abgeben. Nun geschieht es aber, daß die fortschreitende Wissenschaft anfänglich nur in ganz kleinen Kreisen sich verbreitet und dortselbst die veränderte Weltauffassung — welche veränderte Moral und veränderte Sitten erheischt — hervorbringt. Die Allgemeinheit huldigt indessen den Einrichtungen, die einem früheren, ebenso langsam sich verbreitet habenden Wissensstande entspricht. Daher die Konflikte und Kämpfe, welche seit jeher den fortschreitenden Gang der Erkenntnis begleitet haben."

Aber trotz jener Verdienste unseres Zeitalters, welches „durch die Auffindung der Entwickelungstheorie einen der entscheidensten Schritte auf dem Wege der eigenen Entwickelung gemacht hat," ist dasselbe im Hinblick auf die kommenden, geistig herangereiften Geschlechter doch nur „ein Kind".

„Jawohl, ein Kind — in jeder Hinsicht ein recht kindisches Kind — war die Menschheit der damaligen Epoche. Oder war sie nicht furchtbar nahe von der Windelzeit, die ganz ohne Bewußtsein ist — sie nannten sie prähistorisch; — war sie nicht noch mit allen Anschauungen und Einrichtungen in jener Kinderstube fußend, welche sie Altertum und Mittelalter nannte, und welcher sie wähnte, schon so entwachsen zu sein? Glaubte sie nicht noch die alten Ammenmärchen? Spielte sie nicht noch Soldaten? War sie nicht noch gegen ihre Mitgeschöpfe — Tier und Mensch — von jener achtlosen Grausamkeit, die das Knabenalter kennzeichnet? Gab es da nicht Streit und Rauferei und Schläge über die nichtigsten Kleinigkeiten — sie nannten es Politik — nicht dasselbe in den Tag hineinleben, derselbe Mangel an klugheitsschaffender Welterfahrung, dasselbe leichtsinnige, ausgelassene, nur vor der Zuchtrute des „Vaters da oben" ein wenig zitternde Gebahren, derselbe enge, jämmerlich enge, über ein paar auswendig gelernte Schulregeln nicht hinausgehende Gedankenhorizont? . . Es war aber gesunde Wachstumskraft in dem Kinde, ein Dehnen und Strecken seiner Glieder, daß der alte Schulkittel in allen Nähten platzte, ein Sehnen nach mehr geahnten als gekannten Jugendfreuden, nach endlichem Mündigwerden . . ."

Was die Sprache dieses Buches anbelangt, so ist die künstlerische Beherrschung des Wortes — wie ja der Leser schon aus den hier mitgeteilten Bruchstücken zu erkennen Gelegenheit hat — eine geradezu meisterhafte zu nennen, so daß dasselbe auch vom rein litterarischen Standpunkt unbedingte Hochschätzung verdient.

Wie es nun aber nichts absolut Vollkommenes giebt, so haftet freilich auch dieser Arbeit ein nicht wegzuleugnender Fehler an, welcher freilich vom Autor schwer vermieden werden konnte. Wir meinen die Unmöglichkeit, daß in einer so fernab liegenden Zeit wie die gedachte — etwa fünf- oder sechstausend Jahre nach unserer Zeitrechnung — eine so detaillierte kulturhistorische Erforschung des Charakters, der Zustände und Sitten unserer Epoche sollte gewonnen werden können, wie sie in diesen Zukunftsvorlesungen entwickelt ist, und daß alle die zahlreichen Dokumente, auf welche der Verfasser sich beruft und sie teilweise seinen Zuhörern vorlegt, in jener Zeit noch sollten erhalten sein. Dieser in einem inneren Widerspruch wurzelnde Fehler, der allerdings eine schwer umschiffbare Klippe bildete, fällt jedoch im Vergleich zu all den glänzenden Vorzügen dieses trefflichen Buches — das kein Gebildeter zu lesen unterlassen sollte — leicht in die Wagschale. J. v. T. B.

## Bei uns z' Haus.

### Genrebilder aus dem Wiener Leben

von Vincenz Chiavacci.

Wien und Teschen. Karl Prochaska. 1888.

Friedrich Schlögl, der Altmeister der Wiener Charakterschilderung, hat seit der vor ungefähr fünfzehn Jahren erfolgten Veröffentlichung seines ersten derartigen Werkes in nachhaltigster Weise Schule

Digitized by Google

gemacht, denn eine große Anzahl sehr bedeutender Autoren sehen wir heute in bald mehr, bald minder novellistisch gefärbten, ernsten und heitern Genrebildern, in Feuilletons, Essays und Plaudereien ihre Stoffe dem Boden echtester Wiener Eigenart entnehmen. Zum unbedingt bedeutendsten Jünger dieser Schule aber hat sich als getreuer, überaus gemütstiefer, mit prächtigem Humore ausgestatteter Schilderer des Wiener Volkslebens unserer Tage, Vincenz Chiavacci, emporgeschwungen, und hat derselbe in seinem vorliegenden jüngsten Werke die besten Seiten seines entschieden hervorragenden Talentes neuerlich glänzend bekundet. Über eine selten scharfe Beobachtungsgabe, umfassende Kenntnis des Wiener Volkslebens, namentlich in den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten gebietend, besitzt der Verfasser vor allen anderen Vertretern wienerischer Eigenart in der Litteratur unserer Zeit den unbestreitbaren Vorzug, seine stets wie aus einem Gusse geschaffenen Charaktere auf allezeit novellistisch abgerundetem, ja bisweilen fast dramatisch vollbelebten Hintergrunde mit einem Anhauch wirklich echt dichterischer Begabung durch und aus sich selbst heraus wirken zu lassen. Chiavacci verfügt über ein weit ausgreifendes Register fast aller Stimmungen des menschlichen Herzens vom Tieftragischen bis zum Groteskkomischen, wir verweisen diesfalls nur auf die Prachtstücke aus den einzelnen Richtungen, das unsagbar ergreifende „Der Organisator", das liebenswürdig humorvolle „Die Hendlköpf'", die zwerchfellerschütternden „Der Ersatzmann", „Storch und Störchin" u. s. w., sowie über eine wahrhaft herzgewinnende Wärme der Darstellungsweise. Rührendste Liebe zu den mit Not und Elend kämpfenden, aber in ehrlicher Arbeit stets neu erstarkenden unteren Volksschichten zeichnet denselben in allen seinen Schriften in ganz besonderer Weise aus. Weniger bedeutend erscheinen uns auch in dem vorliegenden Buche die „Standreden der Frau Sopherl" einer in Wien allerdings mit geradezu Begeisterung aufgenommenen Lokalfigur, welcher aber, da sie der Verfasser vielfach über Dinge und in Redewendungen sprechen läßt, die unbedingt außerhalb ihres Gesichtskreises liegen und liegen müssen, innere Wahrhaftigkeit bedenklich mangelt. Chiavacci ist, ein gewiß nicht geringes Lob, mit seinem jüngsten Werke vollständig auf der Höhe seiner bisherigen Leistungen geblieben, das Wiener Genrebild dürfte sich aber nachgerade bei der naturgemäßen Begrenztheit seiner Stoffe und der dermaligen Überproduktion auf diesem Gebiete baldigst erschöpfen. Wir glauben den Verfasser auf einen derzeit noch unbehobenen Schatz, die „Wiener Novelle", aufmerksam machen zu sollen, er besitzt die besten Fähigkeiten, dieselbe mit Erfolg in die Litteratur einführen zu können.

Gust. Andr. Ressel.

## Litterarische Neuigkeiten.

Ein Teil des auch im „Magazin" besprochenen selbstbiographischen Werkes des nordamerikanischen Generals Philip H. Sheridan: „Personal Memoirs", ist unter dem Titel **Von Gravelotte nach Paris** in der Übersetzung von Udo Brachvogel bei C. Reißner, Leipzig (Preis Mk. 1,50) erschienen. Sheridan, einer der bekanntesten und durch seine Leistungen im Sezessionskrieg ausgezeichnetsten Heerführer der Vereinigten Staaten, hat bekanntlich den deutsch-französischen Krieg im deutschen Hauptquartier als Vertreter des befreundeten Staates mitgemacht und ist als solcher mit allen hervorragenden Männern der großen Zeit in Berührung getreten. Doppelt ansiehend ist das Urteil eines solchen, mit leidenschaftsloser Sachlichkeit beobachtenden Mannes für uns, und wir dürfen dem Übermittler desselben äußerst dankbar sein.

**Aus Alt-Ansbacher Zeit.** Erzählung von Friedrich Lampert. Stuttgart, Bonz & Comp., 1880. 8°. 3 Mk. Ein teuriges Kapitel der Geschichte ist es, das in dieser Erzählung an uns vorüberzieht. Leidhaftig, daß wir ihn greifen könnten, sehen wir den unheimlichen Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach, dessen unleugbare Anlagen und Talente sehr früh durch eine ganz verfehlte Erziehung und durch Verführungen einer gemeinen Dienerschaft in falsche Bahnen gelenkt wurden. Schon in seinem elften Jahr zeigte er sich mit allen bösen Sitten und Gewohnheiten vertraut. Dieselben nahmen von Jahr zu Jahr immer mehr von ihm Besitz. So entwickelte er sich zu einem blindwütigen Tyrannen, dem ein Menschenleben weniger galt als das eines Hundes aus seiner Meute, und dessen einziges und höchstes Gesetz die Befriedigung seiner ungestümen, zügellosen Leidenschaften um jeden Preis war. Die entsetzliche Hinrichtung des Juden Isacherlein, welche sich buchstäblich so zutrug, wie der Verfasser sie schildert, erinnert an die barbarische Willkürherrschaft im grauen Altertum. Nicht umsonst führte der Markgraf in dem Munde seines Volkes den Namen des „wilden Markgrafen"; nicht umsonst bemächtigte sich bei der Nachricht von seinem Hinscheiden große Freude der Gemüter seiner Unterthanen. In der uns vorliegenden Erzählung erscheint dieses Ungeheuer von einem Markgrafen als der böse Genius eines wackeren Försters und einer von edlem Feuer durchglühten Jüdin. Sie läßt uns indes nicht an der Weltordnung verzweifeln; vielmehr klingt sie versöhnlich in einen Triumph der ausgleichenden Gerechtigkeit aus. An den Opfern des fürstlichen Schreckensregiments erfüllt sich das schöne Wort des Psalmisten: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Frucht". Mannigfache Vorzüge lassen sich der Erzählung nachrühmen. Sie entwickelt sich mit dramatischer Lebendigkeit, sie erhält uns vom Anfang bis zum Ende in fortwährender Spannung, sie führt uns in anschaulicher Weise die Qualen der gesangstigten, gepreßten Menschenbrust vor, sie enthält auch vortreffliche Naturschilderungen. Doch der Stil läßt vieles zu wünschen übrig. Die Sätze sind nicht selten so langatmig, sie ziehen sich so sehr in die Länge, daß wir oft Mühe haben, ihren Faden nicht zu verlieren. Bernhard Münz.

Ärzte und Psychologen unter unseren Lesern machen wir auf eine Abhandlung des norwegischen Dr. med. Arne Löchen über gewisse Störungen des Sprachvermögens aufmerksam, welche durch Gedächtnisverluste hervorgerufen werden. Das Buch betitelt sich: **Spörgsmaal vedkommende de afasiske Sygdomme** (Fragen betreffend die aphasischen Krankheiten) und behandelt eigentlich nur die sogenannte „Wortblindheit" und „Worttaubheit". Der Umfang der Abhandlung wird übrigens am besten ersichtlich, wenn wir die einzelnen Kapitelüberschriften hier mitteilen. Dieselben lauten: 1. Wortblindheit, 2. Worttaubheit, 3. Paraphasie, 4. Kann die Leitung in einer Verbindungsbahn zwischen zwei Zentren nur in einer Richtung abgebrochen werden? 5. Über die von Prof. Grashey aufgestellte Aphasie auf Grund verminderter Dauer der Sinneseindrücke. — Die Abhandlung bildet auch ein ichreiches Seitenstück zu dem in Wundts „Philosophischen Studien" (5. Bd., 1. Heft) erschienenen Aufsatze „Über Wiedererkennen" von Dr. A. Lehmann,

Digitized by Google

worin der Verfasser auf dem Erfahrungswege zu demselben Ergebnis gelangt, wie Dr. Löchen. Das hübsch ausgestattete Buch ist im Verlage von A. Cammermeyer in Christiania erschienen. P.

**Deutsche Kaiserlieder** von Albert Möser. Dresden und Leipzig, H. Klemms Verlag. 1889. XII, 82 S. 1 M., eleg. geb. 1,5 M. Dies Bändchen Gedichte ist ein Sonderabdruck der letzten Abteilung von Mösers „Schauen und Schaffen", vermehrt um sieben ungedruckte Balladen und Erzählungen, nämlich: Lied des Türmers (933), Wilhelm von Holland (1251), Walther von Eschenbach (1343), Lied Ludwigs des Baiern, Die deutschen Reichskleinodien, I (1424), Lied Rudolfs II. und die Locke der Konstanze. Eingeleitet wird die Sammlung durch ein Huldigungsgedicht an den Fürsten Bismarck. Möser sucht hier in sinniger und liebenswürdiger Weise alte Erinnerungen an Göttingen in unserem Reichskanzler wachzurufen; die Form ist die anspruchslose des Hans Sachs, sie ist von M. meisterhaft gehandhabt worden. Den Epilog bildet ein Gedicht „In Goslar"; es feiert den verschwundenen Glanz der alten Kaiserstadt und besingt in weihevollen Tönen die Wiedererauferstehung des Reiches. Bekanntlich besitzt Möser für die historische Ballade und Erzählung ein ganz außergewöhnliches Talent. Und die Gabe, historische Momente in fesselnde Bildern vorzuführen und dafür schöne und edle Formen zu finden, ist ihm in hohem Grade zu eigen. So gelangen seine Gedichte voll zur Anschauung; ihre Ursprünglichkeit erinnert an den Ton des Volksliedes, und die meisten sind von sangbarer Form. Daher werden uns in den „Kaiserliedern" unsere alten Herrscher rein menschlich viel näher geführt, als dies auch die beste Geschichtsschreibung vermag. Alles in Allem, die kleine Sammlung ist ein klassisches Denkmal deutschen Dichtergeistes und zugleich eine wertvolle Gabe für weite Kreise. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich ein tüchtiger Künstler fände, der sich durch diese Lieder zu bildnerischen Gestaltungen begeistern ließe. Durch eine solche Vereinigung von Wort und Bild würde hier ein wirkliches Prachtwerk hergestellt werden können. Der vaterländische Sinn des Verfassers offenbart sich auch darin, daß der Reinertrag des Werkes für das nordwestdeutsche Kaiser Wilhelms-Denkmal auf der Porta Westfalica bestimmt ist. So sei denn auch aus diesem Grunde die Anschaffung jener vaterländischen Lieder allen Freunden der Dichtkunst empfohlen. Ich schließe mit dem Wunsche, der Verfasser möge uns noch recht oft mit ähnlichen Erzeugnissen seines reichen Talentes erfreuen und beglücken. M. Mautlus.

M. J. Monrad: **Ästhetik**, I. Band, 358 S. Christiania, Cammermeyer. 1889. Eine nordische Ästhetik ist schon ihrer Seltenheit wegen eine beachtenswerte Erscheinung, da, wie der Verfasser selbst bemerkt, seit Silborns Werk nur unlängst erst wieder ein kurzer Abriß der Ästhetik von Wilkens erschienen ist. Aber weit mehr noch ist sie beachtenswert wegen der lebhaften Teilnahme des skandinavischen Nordens an den gegenwärtigen europäischen Litteratur- und Kunstbestrebungen. — „Das Schöne und dessen Vorkommen in Natur und Kunst" ist der angekündigte Inhalt des Buches. Der vorliegende erste Teil handelt zunächst nur vom „Begriff des Schönen und vom Naturschönen". Zwar verheißt der bescheidene Verfasser nichts Neues oder besonders Eigentümliches, aber er ist seinem eigenen Geständnis zufolge sowohl bei den Alten, d. h. bei Plato, Aristoteles und Plotin, als auch bei den am meisten hervorragenden Neueren, bei Kant, Hegel, Vischer, Herder, Jean Paul, Schiller, Schleiermacher, Weiße, Carrière, Köstlin, Zimmermann, Lévêque, Fechner u. A. in die Schule gegangen, so daß in Anbetracht der schon vorausgegangenen philosophischen Arbeiten des rühmlichst bekannten nordischen Denkers die Voraussetzung einer gründlichen und wissenschaftlich gediegenen Arbeit gewissermaßen eine selbstverständliche ist. Kein Leser, wir sind davon überzeugt, wird das Buch, das sich außerdem noch durch seine klare und leichtfaßliche Darstellung auszeichnet, enttäuscht und unbefriedigt, oder unbereichert am Wissen und Erkennen des Schönen beiseite legen. Wir behalten uns vor, später, vielleicht nach Erscheinen des 2. Teiles, der die Kunst und Künstler im besondern zum Gegenstande haben soll, ausführlicher auf dieses gehaltvolle Werk zurückzukommen. H. Z.

Ein Buch, welches sowohl in kulturgeschichtlicher, als litterarischer Beziehung allgemeine Beachtung verdient, ist eine unter dem Titel **„Från Vikingatiden"** (Aus der Wikingerzeit) in L. Lamms Verlag vor kurzem erschienene schwedische Bearbeitung altnordischer Sagen nach teils älteren, teils neueren isländischen Überlieferungen und Dichtungen. Der als Bearbeiter altnordischer Sagen (Nials saga, Stockholm 1879, Egil Skalle-Grimssons saga, 1883 und Gunnlög ormtungas saga u. A. 1886), wie auch als Lyriker schon bekannte Herausgeber, A. U. Bååth, bietet uns hier zwei neue Arbeiten: die aus 15 kürzeren Erzählungen bestehende „Jomswikingarnes saga" und die in 7 Abschnitte geteilte „Hervara och Hedreks saga". Erstere versetzt uns in die älteste „historische" Zeit, wo Christentum und Heidentum noch innerliche Feinde waren und berichtet die wechselvolle Geschichte, die verwegenen Fahrten und Raubzüge eines kühnen Wikingergeschlechts unter den mutigen Dänenkönigen Harald und Sven, von denen letzterer erst selbst als Wiking gegen seinen Vater kämpfte. Der Hauptschauplatz dieser hsihgeschichtlichen, halb sagenhaften Berichte, deren altertümlich chronikartigen Stil der Bearbeiter so treu als möglich zu bewahren suchte, sind die Inseln und Küsten am Sund, und der Hauptanknüpfungspunkt (daher auch der Name), die Gründung der gefürchteten Wikingerveste Jomsburg im 10. Jahrhundert durch Palnatoke, den Gebieter von Fünen. — Letztere führt uns weiter zurück in die mythisch-romantische Heldenzeit Skandinaviens und zeigt, wie die Schicksale eines mächtigen Heldenstammes (König Hedreks) verwechsen sind mit dem Besitze eines von zwei Zwergen (Dvalen und Dulen) geschmiedeten, verhängnisvollen Schwertes (Tyrving), so wie das Schicksal der Nibelungen mit dem Besitze des Schatzes. Ähnlich, wie in der Nibelungensage sind wohl auch hier mehrere Sagenkreise verschmolzen. Ihre jetzige Form scheint die Sage dem 13. Jahrhundert zu verdanken. Die eingestreuten poetischen Bruchstücke besitzen noch viel von ihrer vormaligen Schönheit und Form, z. B. noch die kurze zweitaktige Heldenzeile und zahlreiche Spuren des ursprünglichen Stabreims. — Besonders wertvoll und lehrreich wird das Buch noch durch die kurze, über Stoff und über Quellen desselben Auskunft erteilende Einleitung und die Schlußbemerkungen, sowie auch durch die zahlreich vorhandenen geschmackvollen Textillustrationen. H. Z.

## Bühnenschau.

Nach der statistischen Zusammenstellung über das abgelaufene Spieljahr des Wiener Burgtheaters sind an dieser einst ersten Bühne Deutschlands von neueren Dramstikern Fitger, Ibsen, Björnson u. v. a. überhaupt nicht vertreten; auch Goethes Faust ist aus dem Spieplan gänzlich verschwunden. Schiller und Grillparser sind die meistaufgeführten Dichter.

„La Fille à Cacolet" betitelt sich ein Stück von Chivot und Durn, das gegenwärtig im Théâtre des Variétés zu Paris zur Erstaufführung gelangte und eine Art Mittelding zwischen Rührdrama und Operette bildet.

Am Pariser Odéonthester wird seit einiger Zeit wieder das reizende japanische Drama: „La Marchande de Sonrires" von Judith Gautier gegeben und erfreut sich nach wie vor des ungeteiltesten Beifalls.

Das Berliner Lessingthester hat im abgelaufenen Spieljahr 27 neuere Bühnenwerke aufgeführt, von denen 14 deutschen Federn entstammten; es wurden ferner gespielt 2 skandinavische, 1 englischer, 4 französische Dramendichter. Jedenfalls eine anerkennenswerte Leistung!

Hans Hopfens neues Proverbe: „Es hat so sollen sein" wird am Stadttheater zu Frankfurt a. M. seine Erstaufführung erleben; ebenda soll im kommenden Winter ein neues Stück von Balduin Groller: „Im Streite der Interessen", zur Darstellung gelangen.

Die französische Bearbeitung des vielbesprochenen Stückes: „As in a Looking-Glass", welche sich „Lene" betitelt, hat sich in London mit der Sarah Bernhardt entschiedenes Glück.

„The Bagger" nennt sich ein neuer Einakter von F. W. Broughton, welcher am Londoner Strandtheater unter großem Beifall aufgenommen wurde.

Digitized by Google

## Personenschau.

Am 13. Juni ist Robert Hamerling von dem schweren Leiden erlöst worden, das ihn seit 30 Jahren quälte; mit ihm ist einer unserer größten Dichter, vielleicht unter den Lebenden der bedeutendste Epiker, zu Grabe getragen worden. Den Winter hatte der Dichter unter fürchterlichen Schmerzen in Graz verbracht, mit der Herausgabe der auch in dieser Zeitschrift (Nr. 29) besprochenen „Stationen seiner Lebensgeschaft" beschäftigt; am 7. Juni siedelte er nach seinem Landsitz im Stiftingthale über, wo er seither das Bett nicht verlassen konnte; selbst die Freunde haben den maßlos Leidenden in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Das ganze deutsche Volk wird um seinen Dichter trauern und ihm in seinem Herzen ein unvergängliches Denkmal errichten.

Am 27. Juni ist der rumänische Dichter Eminescu in Bukarest gestorben; er gilt neben V. Alexandri als der bedeutendste Dichter seines Volkes, dessen noch von Gelehrsamkeit durchsetzte Sprache er zu hoher dichterischer Vollkommenheit entwickelt hat. Er war 1849 zu Botuschani in der Moldau geboren.

Julius Rawiczky, vielleicht der größte magyarische Dichter nach Petőfi, ist kürzlich in bitterster Not im Alter von 34 Jahren in einem Spital zu Budapest gestorben, wo er eine freie Aufnahme gefunden hatte. Auch in Deutschland sind einige der schönen und formvollendeten Dichtungen dieses großen Lyrikers bekannt geworden; zu diesen gehört der „Tod des Pan", von Ludwig v. Doczi übertragen. Die letzte Gedichtsammlung Revickys: „Magany" (Einsamkeit) ist allseitig als hochbedeutsame Erscheinung anerkannt worden und ließ von dem jungen Dichter unvergängliche Schöpfungen erhoffen. Die Petőfi-Gesellschaft, zu deren Mitgliedern der Verstorbene zählte, hat dem Heimgegangenen die letzte Ehre erwiesen und wird sich mit der Herausgabe seines Nachlasses befassen.

*

## Novellistische Rundschau.

**Niederlande:** Es mutet den Schönheitssuchenden eigentümlich an, wenn er bei einem Volke, dessen ästhetischer Sinn ehedem war, und noch heute scheinbar so hoch entwickelt ist, und das Maler wie Rubens und Rembrandt erzeugt hat, auch nicht ein litterarisches Werk findet, das Eigenart und Kraft, oder hervorragende Stil- und Sprachschönheiten, oder Kühnheit des Gedankens, kurz etwas besonderes aufweisen könnte; und so geht es uns jedesmal, wenn wir der Litteratur der Niederländer näher treten: Enttäuschung! Nichts als Nachahmung, und da noch Mangel jedes gewählten Geschmackes! Die wenigen Originaldichtwerke, welche die Niederländer hervorbringen, sind fast immer schwache oder übertriebene Anlehnungen an ausländische Litteraturerscheinungen: so haben sich gewisse Schulen gebildet, nicht etwa mit eigenen Grundsätzen, sondern in bewußter Nachahmung von einerseits Zola, oder andererseits der deutschen Ibsen-Schule. Und selbst bei der Marlitt als unerreichtes Vorbild obenansteht. Dazwischen freilich marschiert ein Völklein von Poeten, die das dunkle Tiefbild haben, es müsse dennoch möglich sein, eine eigentliche niederländische Litteratur zu schaffen, und an ihnen liegt es auch noch einige Stürmer und Dränger, die ebenfalls noch nicht recht wissen, was sie wollen. So kommt es denn, daß wir seit mehreren Monaten, wo wir den allerdings talentvollen Roman „Eine Vere" von Louis *Couperus* anzeigten, nur zwei oder drei guten Büchern auf dem novellistischen Gebiet begegnet sind. Einige hübsche Novelletten von *Lagkem* betiteln sich: „Blond en Blouw", — Von Maurits *Smit* liegen zwei Bände vor: „Semper Crescendo", Roman, und „Phantasmagorieen". — *Comradine*: „Onder Voogdij" ist ein Roman, dessen Fabel nicht ohne Geschick ersonnen ist, da er die Leser in Spannung erhält. — „Duo" von Fokko *Bot*, zwei Novellen, die sich gut zur Reiselektüre eignen, oder auch vor dem Einschlafen gelesen werden können. — J. N. G. *Sohngen*: „Uit de Meierij", Skizzen aus dem nordbrabantischen Volksleben: viele dieser leichten Zeichnungen erinnern an die Kunst der alten Niederländer: laudliche Szenen wie sie die Ostades gemalt haben. Das Buch gehört zu dem besten, was die niederländische Litteratur in letzter Zeit hervorgebracht hat. — Die unzähligen Übersetzungen aus dem Deutschen, Englischen und Französischen können wir mit Fug unerwähnt lassen, da hier wie gesagt eine Geschmacklosigkeit herrscht, wie sie kaum in Rußland durch die Zensur erzeugt wird.

**Amerika:** „Passe Rose" nennt sich der neue Roman von Arthur Sherburne *Hardy*, der eine hohe Erfindungsgabe und hervorragendes technisches Talent verrät; es werden die Schicksale eines elternlosen Mädchens geschildert, das uns nicht selten an das Kleistsche Käthchen erinnert. Die Begebnisse eines Kriegsanges Karla des Großen, der im Ardennerwald von den Anstrengungen der Schlacht ausruht, bilden den Hintergrund; die Geschichte ist umwoben von dem ewig jungen und unbeschreiblichen Zauber eines Märchens und doch wieder durchaus menschlich in den Charakteren gehalten. — T. Weir *Mitchell*: „Far in the Forest" führt uns in die großartige Waldeinsamkeit eines jungfräulichen amerikanischen Forstes; die Musik der stürzenden Bäume und brausenden Wildwasser findet in dem Buche ein nimmerndes Echo. Der Held ist ein Deutscher, dessen Schicksale im fernen Westen spannend und dramatisch geschildert werden. — Der phantastische Roman: „The pretty sister of José" von Frau Frances Hodgon *Burnett* spielt in Spanien und handelt natürlich in der Hauptsache von schönen Matadoren, Arenen und Stierkämpfen, auch gefährlichen glutäugigen Andalusierinnen, deren Kennzüge mit Mantillen und Mandolinen, roten Rosen und Räuberhüten in malerischer Weise aufgepatzt sind; sonst ist an der Geschichte nicht viel. — Peter *Boyleton*: „John Charaxe" schildert die Liebesabenteuer eines Amerikaners in Boston; den Hintergrund bildet der amerikanische Bürgerkrieg. — G. *Gissing*: „The nether World", eine Arbeitererzählung. — G. D. *Cox*: „Run down". — Eliz. *Stoddard*: „Temple House".

**Russland.** *M. E. Saltykows* (Schtschedrin), Gesammelte Werke, Bd. 1. — *Wengerows*, Krit.-biog. Wörterbuch der russischen Schriftsteller und Gelehrten, Lfg. 15 u. 16. — *Maikow*, Skizzen aus der russischen Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. — *Nesseljanow*, A., Die Richtungen der Litteratur im Zeitalter Katharinas II. Mit Portraits. — *Sseschamkinow*, Untersuchungen und Aufsätze betr. die russische Litteratur und Aufklärung, Bd. II. — *Nadson*, Gedichte, 9. Aufl. — *Pjetschurin*, Gesammelte Werke, Bd. V und VI. — *Fofanow*, K., Gedichte. — *Danilewskij*, G., Ukrainische Märchen. — *Gerowrow*, Zeitgenössische Dichter, Kritische Skizzen. — Pantheon der Litteratur für 1888. Litterargeschichtliche Zeitschrift, Redakteur *Tschudowzow*. — *Tschechow*, A., Erzählungen. — *Lichatow*, N. S., Gesammelte Werke in 10 Bänden, Bd. 1—3. — *Jasykow*, D., Lebensskizzen und Werke verstorbener russischer Schriftsteller, Lfg. 5. — *Dostojewskijs* Gesammelte Werke. 3. Aufl., Bd. 1. — *Tolstoj*, Graf A. K., Gesammelte Werke, Bd. IV. — *Schemtschushnikow*, T., Kobsar. Gedichte in kleinrussischer Mundart. — *Danilewskij*, G. P., Gesammelte Werke, 6. Aufl. in 8 Bdn. — *Selenskij*, W., Die russische Kritik über N. W. Gogols Werke, Bd. I.

Grusinische Dichter, übersetzt von *Tchorschewskij*. — *Kolzowo* Gedichte, 10. Aufl. — *Ogonjskij*, Th., Finland und Russland im X. Jahrhundert. — *Siempenow*, N. P., Die Bauernbefreiung unter der Regierung Kaiser Alexanders II., Bd. 1., mit Portraits. — Materialien zur Lebensbeschreibung des Grafen N. P. Panin (1770 bis 1837), Bd. I, herausgegeben von A. *Wrüchner*. — *Lasarewskij*, A., Beschreibung von Alt-Kleinrußland, Materialien zur Geschichte der Kolonisation u. s. w., Bd. I., t. 2. — *Tatischtschew*, Kaiser Nikolaus und die auswärtigen Höfe. — *Puzyrewskij*, Die Entstehung der beständigen regulären Armeen und der Zustand der Kriegskunst im Zeitalter Louis XIV. und Peters d. Großen. — Russische Altertümer in Denkmälern der Kunst, herausgegeben von Graf *Tolstoj* und N. *Kondakow*. Lfg. I. Klassische Altertumer Südrußlands, mit Abbildungen. — *Iwanowskij*, Materialien zur Geschichte der Fremdvölker im südwestlichen China. Mit Wörterbuch und 2 Karten. — *Bogdanow*, Geschichte des linkufrischen Reiches von den ältesten Zeiten. — *Dukmassow*, Erinnerungen an den russisch-türkischen Krieg von 1877—78 und an M. D. Skobelew. — *Andrejewitsch*, Sibirien im XIX. Jahrhundert. Bd. II. — Orientalische Altertümer. Herausgegeben von der orientalischen Kommission der K. Moskauischen Archäologischen Gesellschaft. Bd. 1., Lfg. 1., mit Abbildungen. — *Porochowschtschikowo*, A., Rußland an der Schwelle des XX. Jahrhunderts. Lfg. I. — Russische historische Bibliothek, herausgegeben von der archäologischen Kommission. Bd. XI., Teil 1 u. 2. — Magazin der K. Russischen historischen Gesellschaft. Bd. LXVII. Die politische Korrespondenz der Kaiserin Katharina II. Bd. IV. 1766—67. — *Puzyrewskij*, Die russische Armee vor dem Kriege 1877—78. — *Nadler*, W. K., Kaiser Alexander I. und die heilige Allianz. — *Beobrasowo*, W. P., Graf F. P. Lütke. — Sammlung von Materialien zur Beschreibung der kaukasischen Länder und Völker. Lfg. 17—7. — Sibirische Altertümer, herausgegeben von *Radloff*. Mit Karten, Tabellen und Holzschnitten. — *Awdijew*, S., Sammlung statistischer Nachrichten über Berg- und Hüttenindustrie Rußlands im Jahre 1886. — Mitteilungen der K. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Bd. LXI., Teil 9. Sammlung von Berichten zur Sittenkunde der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands, Lfg. 1. — *Arwaltowskij* und *Markbert*, auf dem Ararat. Mit Abbildungen. — Sonntagsblatt der Mitteilungen der K. Russischen Geographischen Gesellschaft. Bd. XIV. Lfg. 3. — *Lender*, N., Die Wolga. Skizzen und Bilder. Mit Karte. — *Strelbitzkij*, Berechnung der Oberfläche des russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexanders II. und der an Rußland grenzenden asiatischen Staaten. — *Seszerowskij*, Untersuchungen über die Stürme im Schwarzen und Asowschen Meer. — *Schimkewitsch*, Beobachtungen über die Fauna des Weißen Meeres, Bd. 1. mit 5 Tabellen. — *Bogdanow*, Medizinische Zoologie. Bd. II., Teil 1, — *Sarnowrow*, Ornithologie du Turkestan et des pays adjacents. Livr. 1. — *Pleske*, Ornithographia rossica. Bd. II., Lfg. 1. Sylvia — *Latschinow*, Meteorologie und Klimatologie. Mit 122 Zeichnungen und 6 Karten. — *Kaigorodow*, Die schwarze Sippe (Die rabenartigen Vögel). — *Bogdanowitsch*, K., Zur Geo-

Digitized by Google

logie von Zentralasien. I. — Materialien zur Geologie Rußlands, herausgegeben von der K. Mineral. Gesellschaft. XIII. — *Druzhinin*, Das Sektenwesen am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. — *Sergius*, Der Metropolit Theodosius von Kijew und Galitsch und seine Zeit. Bd. I.—III. — *Kochin*, Vorlesungen aus der Geschichte der Philosophie des Rechts. Bd. I. — *Stieglitz*, Untersuchungen über die Grundlage des politischen Gleichgewichts, des Legitimismus und der Nationalität, in 3 Bdn. Bd. I. — *Dmitrewsky*, N., Rußland und Europa. Ein Blick auf die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen Welt zur germanisch-romanischen. 4. Aufl. — *Papkow*, Die Sklaverei bei den Madjaren. — *Jassinsky*, Die Gerichtsverfassungen des litthanisch-russischen Reichs. — Rußlands Gegenwart. Skizzen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. — *Wladimirow*, Lehrbuch des russischen Kriminalrechts. Allgem. Teil. — *Slonimsky*, Fundamentalfragen der Politik. — *Leontjew*, Die nationale Politik als Waffe der allgemeinen Revolution. — *Bobrowsky*, Der Rangstreit und das Verbrechen gegen die Standesehre im russischen Heer bis zu Peter I. — *Nradin*, Forstwirtschaftliche Karten von Rußland. — *Aurowow*, Einleitung in den Unterricht der japanischen Sprache. — *Tschukinow*, Grusinisch-russisches Wörterbuch. Lfg. 2. — *Kaftanow*, Die öffentliche Wohlthätigkeit in Rußland bis zum Jahre 1889. — *Perepletyew*, Geschichte der Musik in Rußland von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Mit 66 Portraits und 31 Abbildungen. — *Tschugujewtsee*, Kleinrussische Volkslieder. — *Famitzyn*, Possenreißer und fahrende Künstler in Rußland. — *Morozowe*, Geschichte des russischen Theaters. Bd. I. W. H.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 28. 11. Juli 1889.

Ronald Keßler, Die beste Größe der Staaten. Eine politische Studie. — Woldemar Wenck, Die revolutionäre Propaganda auf deutschem Boden 1790—92. — Tageschriftsteller und Zeitromane. — Vom Münchner Theater. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Vom Grundschuldschein. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 897. 6 July 1889.

Oswald Crawfurd, A Portuguese Novel. — Stephen Wheeler, Howorth's History of the Mongols in Persia. — G. P. Macdonell, Adams and Cunningham's the Swiss Confederation. — Walter Lewin, American Authors at Home. — W. R. Morfill, A Polish Visitor to Scotland. — William Sharp, New Novels. — Recent Theology. — Notes and News. — Original Verse: C. E. Wilson, „H. I. M. The Shah Nasiru 'd-Dín Shah Kajar, K. G.“ — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Correspondence. — W. Houghton, Chichester Hart's Scripture Natural History. — Canon, The Teutonic Kinship of the Scythians. — Obituary: A. H. S., Arthur Amiaud. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — The Art Magazines. — F. Wedmore, The London Group of Seceders Pictures. — Oscar Montelius, The Chronology of Prehistoric Time in Europe. — Notes on Art and Archaeology. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Verdi's „Otello“ at the Lyceum. — Music Notes.

**The Athenaeum.** No. 3220. 13 July 1889.

Edward FitzGerald. — A Modern Sappho. — Romilly's Notes on New Guinea. — Mary, Queen of Scots. — The Swiss Confederation. — The Wills in the Court of Husting. — Novels of the Week. — Philological Literature. — Oriental History. — Library Table. List of New Books. — To Edward Fitzgerald; Notes from Bangkok; A Warning. — Literary Gossip. — Science. The Voyage of the Challenger; Astronomical Notes; Geographical Notes; Societies; Gossip. — Fine Arts. Dictionary of Roman Coins; Library Table; Pictures at the Paris Exhibition; The Imperial Ottoman Museum; Sale; Gossip. — Jullien's Life of Berlioz; Week; Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Week. Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Juillet 1889.

Henry Rabusson, L'Illusion de Florestan. — La France, l'Italie et la Triple Alliance. — Anatole France, Thais, Épisode Philosophique. Le Papyrus. — Henri Delaborde, L'Académie des Beaux-Arts depuis la Foudation de l'Institut. La Classe de Littérature et des Beaux-Arts au Temps du Directoire. — Joseph Texte, Un Poète Anglais. John Keats. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'Exposition. L'Architecture, les Feux et les Eaux, le Globe. — Camille Bellaigue, Chronique Musicale. Théâtre de l'Opéra, la Tempête, de Ambroise Thomas, la Saison Italienne, la Musique à l'Exposition. — Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique et Littéraire. — Le Mouvement Financier de la Quinzaine. — Bulletin Bibliographique.

**Revue de Famille.** 15 Juillet 1889.

Jules Simon, L'Éducation des Femmes. — Henry Gréville, L'Avenir d'Aline. — Albert Sorel, Un Partisan. — Gust. Toudouze, Péri en mer! — Charles Benoist, Causerie littéraire. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Flourse de la Famille.

**L'Indépendant Litteraire.** No. 14. 15 Juillet 1889.

Adrien Wagnon, Le Socialisme d'Etat en Allemagne: Ferdinand Lassalle et le prince de Bismarck. — A. Sémiane, Poésie: Au Laboureur. — N.-C. de Bouvron, De Bello Civili (1871): Papiers et souvenirs intimes. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs: Rossini. — A. Mercadier, Le Théâtre à Paris: Théâtre de l'Opéra: La Tempête, musique de Ambroise Thomas. Divers. — G. de Willot, Les Livres: Aus Goethes Herzenaleben, par v. Hohenhausen. Divers. — Ad. Lambert, Le mouvement littéraire au XIXe siècle, par Th. Pellissier. — Th. Allais, Eleve-Martyr, par Marcel Luguet. — Bibliographie. — Petite Chronique. — Politique. — Finances.

**Revue Critique.** No. 27. 8 Juillet 1889.

E. Curtius, Histoire grecque. — Bergk, Histoire de la littérature grecque. — Deecke, Les Falisques. — Fabia, Les prologues de Térence. — Vernet, Les sermons d'Honorius III. — Lettres de Vittoria Colonna, p. p. Ferreto et G. Müller. — Pigeonneau, Histoire du commerce de la France. — Le papyrus d'Hyperide. — Chronique. — Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

### ITALIEN.

**Revue Internationale.** 10 Juillet 1889.

Domenico Zanichelli, Vincenzo Gioberti et Cesare Balbo. — Jacinto-Octavio Picon, L'Ennemi (traduit par Julien Lugol). — Ernest Tissot, Les évolutions de la critique française: Emile Hennequin. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Amédée Roux, Promenades à l'Exposition universelle. — Un ancien Diplomate, Chronique politique. — Chronique financière. — Bulletin des livres.

### AMERIKA.

**The Nation.** No. 1253. 4 July 1889.

The Week. — Reactionary Politics. — The South Carolina Idea. — Sunday Outings. — The Grosvenor Gallery and Alma-Tadema. — Ibsen in England. — A Russian Satirist. — Chaucer Sources. — The South Fork Fishing Club. — Recent Musical Literature. — English in the New World. — The Banquet (Is Convivio) of Dante Alighieri. — The War of Independence, George Washington. — Prisoners of Poverty Abroad. — Prince of Princess and People. — American Resorts. — Report on the Custody and Condition of the Public Records of Parishes, Town, and Counties. — The Sleeping-Car. — The Mouse-Trap. — The Poets of Essex County, Mass. — Du régime conventionnel des fleuves internationaux. Histoire du droit fluvial conventionnel. — La Société française au Dix-septième Siècle. — Up and Down the Brooks. — Incidents of a Collector's Rambles. — The Progress of Religious Freedom. — Readings in Church History. — Indoor Studies. — Books of the Week.

**Harper's Magazines.** August 1889.

Edwin A. Abbey, „Deserts awhile the Stage of Strife“. — Theodore Child, The Kremlin and Russian Art. — Austin Dobson, Prologue and Epilogue to „The Quiet Life“. A Poem. — J. Wells Champney, Fifty Years of Photography. — Mary E. Wilkins, A Gentle Ghost. A Story. — John Lillie, Westminster Effigies. — James Lane Allen, County Court Day in Keutucky. — William Wordsworth, How Sweet it is. A Sonnet. — Louisa Parr, The Fau. — Y. H. Addis, Mexicau Lusired Pottery. — Constance Fenimore Woolson, Jupiter Lights. A Novel. — Dean Lichtenberger, The Religious Movement in Germany. — Richard E. Burton, Voices. A Poem. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel — George H. Hepworth, Experiences of an Amateur Photographer. — Frances L. Mace, For Days that are to be. A Poem. — M. G. McClelland, Mollie. A Story. — George du Maurier, Teutonic Satire. — George William Curtis, Editor's Easy Chair. — William Deau Howells, Editor's Study. — Monthly Record of Current Events. — Charles Dudley Warner, Editor's Drawer.

### NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** 1889-'90. Aflevering 5.

C. J. B. van der Duijs, Prof. Dr. Th. H. Jorissen. — Jozef Kohler, Over Lisokoon. — H. van Loo, Uit het oude Hellas. — Omer Wattez, Vlaamsche Kroniek. — Joh. E. A. van Pellecom, Christine Nilsson. — P. K. Rosegger, Verklapt. Novelle. — Ch. Fuster, La Feuille. — Tweetiens des Tijds. — Boekbespreekingen: De Nieuwe Bibliotheek; Lore van Tuinen; Phantasmagoriën; Schimmen en Schetsen. — Berichten en Aankondi-

Digitized by Google

gingen. — Aangeteekend. — Nieuwe Uitgaven in het Binnen- en Buiterland. — Tijdschriften.

## SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** Juni 1889.

Johannes Fibiger, Den hellige Ild. — Rudolf Schmidt, Legens Illustru. — Nils Erdmann, C. G. Snoilsky, et Portræt-studie. — C. Riis-Knudsen, Det tyske Gæstespil. — Nordisk Literatur. — Kunst.

**Ny Jord.** Juni 1889.

Laurids Bruun, Inspekteren forfælder. — Carl Behrens, Memingernes Gæstespil. — Sophus Michaëlis, Forsørgsdstillingen. — J. Nathansen, Hvad vil Richard Wagner? — Gustav Hetsch, Hvad vil hr. J. Nathansen? — S. Hansen, „To Mennesker!" — G. Det kgl. Theater. — Carl Behrens, Theaterasonnens Slutning. — Arthur Aumont, Theater-Jubilarer. Et Dukkehjem.

## RUSSLAND.

In den Monaten März, April und Mai wurden in den russischen Zeitschriften folgende Werke, Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. veröffentlicht: **I. Russische Belletristik.** Gnjeditsch, P., Die freien Künste, Novelle. — Krestowskij, W., Tamara Bendavid, Roman. Tschechow, A., Iwanow, Drama. Müller, O., Dem Andenken W. Garschins. Saewerow, N., Scheinmisse der Agrafjona Iljinischna. Terpigorew, Beunruhigte Schatten. Aus einer Familienchronik. Die Schauspielerin. — **II. Russische Litteraturgeschichte.** Achmatowa, Erinnerungen an O. J. Senkowskij. Sauchomlinow, M., Geschichte der russischen Akademie der Wissenschaften, Lfg. 8, Schluß. Beitrag zu einer Biographie T. G. Schewtschenkos. Müller, O., J. A. Gontscharow, Lebensskizze und Porträt. Fet, A., Aus meinen Erinnerungen. Ljubimow, M. N. Katkow. — **III. Ausländische Belletristik.** Kudrjaschow, Das Nibelungenlied, vier Einleitungsstudien. Braun, E., Die Geschichte der Litteratur des Don Juan. Typus. Brandes über Paul Heyse, übersetzt von Watson. Dantes Göttliche Komödie, übersetzt von M. G. Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. Karpeles, Geschichte der hebräischen Litteratur mit Anmerkungen von Narkavy. — **IV. Geschichte.** Berschadskij, Ein Jude, König von Polen, historische Legende. Tschetschulin, N., Die russische Gesellschaft in der Provinz in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Bilbassow, W., Ein vergessener Panin. Gorodeckij, M., Das fünfzigjährige Jubiläum der Vereinigung der westrussischen Uniaten mit der orthodoxen Kirche. Bobischew, S., Der erste Exarch der neuen bulgarischen Kirche. Sotow, W., Das öffentliche Leben in England im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts. Krotkow, A., Die russische Flotte während der Regierung der Kaiserin Katharina II., von 1772—1783. Fr. Grimms Briefwechsel mit den Grafen N. und S. Rumjänzow. 1774—1804. Streng, O., Krieg gegen die Ungarn im Jahre 1849. Graf N. J. Jewdokimow 1804—1883. Firssow, N., Die Studentenkrawalle in der Universität Kasan 1855—1865. Wereschtschagin, W., Erinnerungen (Übergang über den Balkan, Skobelew 1877—1878. Briefe an die Kaiserin Katharina II. von Blumentrost, Graf Rumjänzow, Graf Golowkin, Fürst Dolgorukij und Fürstin Galizyn. Mit Vorwort von Trutworow. Aus den Aufzeichnungen des Feldmarschalls Fürsten Paskiewitsch (bis zum August 1826). Aus dem Tagebuche des Grafen P. Grabbe (1849—1852) nach dem Feldzuge in Ungarn. Samyslowskij, Die Beziehungen Rußlands zu Dänemark und Schweden während der Regierung Ejsbet Alexejewnas. Jarosch, Die ausländischen und russischen Kritiker Rußlands. Welizin, Die ausländische Kolonisation in Rußland. Schilder, N., Aus dem Tagebuche A. J. Michailowskij-Danilewskijs über den polnischen Krieg von 1831. Popowitsch, K., Sophronius, Patriarch von Jerusalem, als Theolog, Prediger und Dichter. Das Christentum und die französische Revolution. Sswdow, A., Der religiöse Skeptizismus in Rom vor Christi Geburt. Nadler, W., Das Papsttum und seine Beziehungen zur weltlichen Macht vor Gregor VII. Pypin, A., Übersicht über das russische Studium des Slaventums. Karnejew, N., Die polnischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts. Rosbowraschow, P., Ein byzantinischer Zar auf dem Throne von Moskau. Polewoi, P., Typen aus der Zeit der Wirren. Rohsteln, D., Erinnerungen an den Kaiser Nikolaus. Filippow, Der Leibphilosoph des Fürsten Bismarck. Golubew, S., Skizzen aus der Geschichte der kijewschen geistlichen Akademie im XVIII. Jahrhundert. Bagalej, D., Die Kolonisation von Neurußland und dessen erste Kulturanfänge. Kowalskij und Koriander, Von der Eckernförder Schlacht. Kulikow, N., A. W. Golowniu und sein Eifer für die Volksaufklärung. Filosofow, W., N. O. Ssuchosanet. — Schestakowa, L., Briefe und Erinnerungen an J. A. Schestakow, 1820—1888. Joseph Ssemaschko, Metropolit von Litthauen 1830—1844. Ssaweljew, A., General-Feldzeugmeister Münnich. Materialien zur Geschichte der russischen Censur. Jacobi, P., N. M. Prshewalskij. Murawjow-Karskij, N. N., Aufzeichnungen, 1826. Der persische Krieg. — **V. Geographie, Reisen, Ethnographie.** Vom See Alakul bis zum Flusse Chorgos. Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Solotarew, A., Kurze Skizze des gegenwärtigen Zustandes von Persien. Petrow, N., Urkunden, Nachrichten und Notizen aus einer Reise im Nordwesten. Briefe aus Grusien. — **VI. Verschiedenes.** Woyde, K., Weshalb haben die Deutschen im Jahre 1870 gesiegt und weshalb haben die Franzosen Niederlagen erlitten? Roshdestrôm, Sind die Beschuldigungen, welche Graf L. Tolstoj gegen die orthodoxe Kirche erhebt, gerecht? Gontscharow, J., Eine Willensbeschränkung. A. A. Fets litterarisches Jubiläum. Slonimskij, Von den Theorien des Fortschritts: I. Charakterlstik. Züge der heutigen Soziologie. II. Spencer und Hr. Michailowskij. Ein neuer Beweis, wie die deutsche theologische Litteratur die Geschichte der Urkirche falsch beurteilt. Budrin, E., Die Theologie der Sozianer. Von der Einheit Gottes. Beljajew, Vom Katholizismus, kritische Bemerkungen auf eine russische Apologie des Papsttums. Geschichte der vierzig Fragen, welche jüdische Gelehrte dem Mohamed vorgelegt haben. Aus dem Türkischen. Milasch, N., Die römische Propaganda, ihre Geschichte und gegenwärtige Lage. Die Jesuiten im Osten und unter den Slawen. Bischof Strußmeyer. Die Krisis der Philosophie des klassischen Idealismus in Deutschland. Issajew, A., Rußland und Amerika auf dem Getreidemarkt. Pawlenkow, L., Der Buchhandel und die periodische Presse in Rußland im Jahre 1888. Wolinskij, A., Von der Überzeugungsfreiheit im Christentum. Lewitskij, S., Die Antwort des Evangelischen Bundes vor dem Tribunal des russischen Rechts (betr. die Entgegnung auf den Brief des Ober-Procurors des Heiligen Synods von E. Naville). Matschenko, Die sittliche Umbildung des russischen Volkes durch das Christentum.

W. H.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Lyon,** O. Wettiner Balladen und Lieder. Leipzig, B. G. Teubner. 0,5.

**Sylva,** Carmen. Der Rhapsode der Dimbovitza. Gesammelt v. Helene Vacaresco. Ins Deutsche übertragen. Bonn, E. Strauß. 6,0. 7,5.

**Dramatische Dichtungen.**

**Ibsen,** Henrik. Komödie der Liebe. K. in 3 Akten. Deutsch von M. v. Borch. Nord. Bibl. N. Berlin, S. Fischer. 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Brennwald,** Alfred. Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten. 32 Aquarelle. Hrgg. v. Fr. Schleicher. Luzern. Schleicher & Cie.

**Farina,** Salvat. Mein Sohn. 2 Bde. Engelhorns Allgem. Roman-Bibl. V, 21. Stuttgart, J. Engelhorn. 1,0.

**Général Tcheng-Ki-tong.** Contes chinois. Paris, Calm. Lévy. frcs. 3,5.

**Gréville,** Henry. Dosia Tochter. Engelhorns Allgem. Roman-Bibl. V, 23. Stuttgart, J. Engelhorn. 0,5. 1,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Borotto,** Gaetano S. Trovatori provenzali alla corte del Marchesi in Este. Studio. Este, A. Stratico.

**Locelle,** Bar. G. Zur Deutschen Dante-Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen. Leipzig, B. G. Teubner. 2,0.

**Neue litterarische Volkshefte** Nr. 3. Die sozialen Kämpfe im Spiegel der Poesie. Berlin, R. Eckstein Nachf. 0,5.

**Polle,** Dr. Friedrich. Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig, B. G. Teubner. 2,0.

**Philosophie.**

**Guyau,** M. L'Art au point de vue sociologique. Paris, Alcan. frcs. 7,5.

**Zimmermann,** Gust. Versuch einer Schillerschen Ästhetik. Studie. Leipzig, B. G. Teubner. 2,0.

**Geschichte, Biographie.**

**Elf Jahre Balkan.** Erinnerungen eines preußischen Officiers aus den Jahren 1876—1887. Breslau, J. U. Kerns Verl. 10,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot,** G., et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 246. Paris, Hachette & Cie. frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Crépieux-Jamin,** J. Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Hrgg. von H. Kraß. Berlin, F. H. Schorer. 5,0.

**Thévenin,** E., et H. de Varigny. Dictionnaire abrégé des Sciences, Physiques et Naturelles. Paris, Félix Alcan. frcs. 6,0.


Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Elze, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch feine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleisse ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**
8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**
Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

6e Année. JUILLET 1889. No 5.

# REVUE
DE
# L'ENSEIGNEMENT DES LANGUES VIVANTES

Directeur-Gérant: A. WOLFROMM, Professeur au Lycée du Havre.

**PRIX DE L'ABONNEMENT:**

France . . . . 12 Francs par an.
Etranger . . . . 15 » »

Les Abonnements sont d'un an et partent du mois de Mars.

**Prix du Numéro: 1 fr. 50.**

S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements, au Directeur-Gérant.
9, rue Casimir-Périer, Havre.

*6e Année. SOMMAIRE DU No 5. Juillet 1889.*

Le Jardin des Roses. Traduction et Commentaire (Aventure IX). — *Ch. Lemarquis:* Les Romans Ecossais de Walter Scott. — *G. Vallat:* La Vie de Sheridan et la Critique de l'Ecole de la Médisance. — *L.-E. Hallberg:* Curiosité linguistique et littéraire. — *A. Sigwalt:* Réponse à la Note sur les Journaux en Langues vivantes, par M. A. Legrand. — *X.:* Les Langues vivantes dans le Rapport Compayré. Une Revélation. — *Casimir Stryienski:* Chronique. — *E. R.:* Sur le Brocken. — Revue des Cours et Conférences. Agrégation et Certificat d'Aptitude de l'Enseignement secondaire (Allemand et Anglais). Sujets de leçons. Certificat d'Aptitude de l'Enseignement primaire (Allemand et Anglais). Sujets et Devoirs. — Concours de 1889. Agrégation et Certificat d'Aptitude de l'Enseignement secondaire (Allemand et Anglais). Epreuves écrites. — Bibliographie.

**HAVRE**
IMPRIMERIE DU JOURNAL LE HAVRE, 35, RUE FONTENELLE

**LIBRAIRES-CORRESPONDANTS**

PARIS . . . . . A. Lainey, 6, rue de la Sorbonne.
BRUXELLES. Libr. Castaigne, 20, Montagne-aux-Herbes-Potagères.

1889.

Eine litterarische
**ZEITSCHRIFT**
**ersten Ranges**
soll für 1. Oktober d. J. oder später verkauft werden. Schriftsteller, denen an einem einflußreichen Wirkungskreise gelegen ist, werden auf dieses altangeschene und sich zahlreicher Verbindungen im In- und Auslande erfreuende Unternehmen besonders hingewiesen.
Näheres unter *L. 150* bei der Expedition d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 3. August 1889. Nr. 32.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.**

**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** Charles Fuster: „Die Marionetten". — „Gedichte von Isolde Kurz". — Günther Walling: „Giordano Bruno". — Moritz Brasch: „Giordano Bruno". — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

### Die Marionetten.

Novelle von Charles Fuster.

Erschienen in Le Semeur, Revue Littéraire et Artistique. 10. novembre 1888. (Paris 193, Boulevard Saint-Germain.)

Übersetzt von Eugène Peschier.

Es ist schon gar lange her, daß man nicht mehr von dem armen Legrand spricht.

Und doch sprach man ehemals von ihm, wahrhaftig. Man schmeichelte ihm gewaltig, man betete ihn an. Sein Vorzimmer stand Jedermann offen und die Speichellecker, die Windbeutel, die Bittsteller, die Intrigantinnen, die Ehrgeizigen, die Supplikanten drängten sich im Vorsaal. Ein Bedienter in roter Livree hob bisweilen den schweren Thürvorhang, um irgend eine alte, vertrocknete Marquise oder den dicken Schultheiß eines kleinen Ortes einzulassen. Wenn man die letzte Post brachte, so lagen ganze Haufen Briefe auf der silbernen Platte, versiegelt und offen, mit Wappen verziert oder schmierig.

Und wie drängten sich die Besuche, wie wurden die Wagenthüren aufgerissen, wie stellten sich immer neue Bittsucher ein! Und von Viertelstunde zu Viertelstunde hörte man durch die halboffene Thüre die Stimme des Herrn Legrand, der den Bückling einer Gräfin oder den Händedruck eines Glücksritters erwiederte. Dann schloß sich die Thüre sofort wieder; das geheimnisvolle Zwiegespräch begann, während auf den roten Bänken des Vorzimmers neue Ankömmlinge, den Hut aufs Knie gepreßt, den Ellenbogen auf den Stock gestützt, warteten, bis die Reihe an sie kam.

Damals bestand das Kaiserreich — das Kaiserreich in seinem ersten Prunk, das Kaiserreich mit den Kaleschen, dem Gefolge der Kürassiere, den „Rosen von Saint-Cloud". Es gab zwar allerhand Unzufriedene, dort in London, in Brüssel, in der Schweiz, auf der Insel Guernesey — aber man scherte sich nicht weiter darum. Und wenn von Zeit zu Zeit ein wildtrotziges Gedicht von Viktor Hugo, auf winzige Blättchen gedruckt, über die Grenze kam, so zuckten der Kaiser und der Hof eben die Achseln. O, das war eine schöne Zeit für die Höflinge, die Günstlinge, die Herzoge von Morey im Kleinen. Da gab es große Herren, Senatoren und Minister, welche ihr Schäfchen schoren, mit herzoglicher Ungezwungenheit und fürstlicher Grazie. Es gab da auch gewöhnliche Politiker, gelegentlich konservativ, so nebenbei kaiserlich gesinnt, Trümmer des Advokatenstandes, Auswurf des Journalismus, welche die soziale Kunst trieben, wie die Seiltänzer ihre Sprünge. Sie schleppten von Ministerium zu Ministerium, von einem Vorzimmer ins andere ihre pfiffigen und täppischen Mienen. Und daneben eine Prozession von Kammerherren, ein Heer von Untersekretären mit ihren Mappen, eine ganze Litanei von in russisch Leder gebundenen Diplomaten. Und dieses ganze Gewühl drängte sich um den kaiserlichen Palast, lärmend, wimmelnd, haufenweise, wie Ameisen um ihren Bau.

In diesem Gewirr lebte Legrand. Er hatte sich dort auf die Länge eine seltene und grausame Menschenkenntnis erworben. Er „verstand sich" auf Physiognomien wie Handelsreisende sich auf Weine „verstehen". Mit einem Blick, einem einzigen, maß er seinen Kerl; er wog ihn mit der Hand ab, er entkleidete ihn; er wußte ihn auswendig. Er ahnte die ungeschickte Habgier unter ungelenkem Entgegenkommen, den ersten Schritt zum Rückzug unter übertriebenem Enthusiasmus, feige Insinuationen unter dem flüchtigen Lächeln. Und welche Verachtung mußte er hegen, und welche Verachtung hegte

Digitized by Google

er auch wirklich für alle diese Schnörkel der Niederträchtigkeit, alle diese Koloraturen der Schande, alle diese Bändchen im Knopfloch, diese Tressen und Federbüsche, diese kleinen Hofberühmtheiten, die zwischen zwei Boudoirs entworfen, bei irgend einer Promotion am Ende des Jahres gekrönt worden waren.

Bisweilen des Abends, wenn er recht müde, recht angeekelt sich fühlte von der langen Prozession der Bittschriften, Angebereien, Lügen und Reverenzen, dann die beiden Füße auf den Feuerbock des Kamins gestützt, die Zigarre im Mund, plauderte er mit seinem Freunde Philipp, dem Redakteur der „Revue des Deux-Mondes", einem Freisinnigen, der von Allen geringschätzig dachte.

Philipp warf ihm, dem geradsinnigen Manne, vor, daß er sich durch diese Fuchsschwänzereien einfangen, durch diese Ränke bloßstellen ließ, in dieser schlechten Luft hinsiechte. So sprach Philipp mit rascher, manchmal schneidender Stimme, mit ungezwungener und hochfahrender Miene. Bisweilen in der Dämmerstunde sah er das Gesicht Legrands sich verdüstern, während man hinter der Fensterscheibe dort unten auf dem Eintrachtsplatz das Rollen der Kaleschen oder die Huftritte der Schwadronen vernahm.

Philipp ist gutherzig: sobald er sich gegenüber stets des gewohnten Lächelns, diese verdrießliche Miene oder dieses melancholische Gesicht erblickte, wurde er selbst gerührt und beruhigte sich . . . er sprach nichts mehr, er schürte in der Flamme herum oder murmelte wenn er Legrand vor sich hinstieren sah:

„O die Menschen, die Menschen. — — Hampelmänner!" Dann fiel ihm Legrand ins Wort: „Marionetten, mein Freund, — Marionetten."

Und wenn er dann ganz entschieden in einer seiner finstern Stunden war, dann begann er aufs neue seine Tiraden, seine bekannte Tirade, welche Philipp einmal des Jahres vernahm und immer kopfschüttelnd anhörte. Bei jedem Satze, bei jedem brutalen Ausdruck wurde die Stimme Legrands schärfer, rauher, trostloser:

„Ja, Marionetten . . . Marionetten, Alle miteinander, von den Dienern bis zu den Herren . . . Marionetten, diese Bittsucher, Marionetten, diese Gnadenspender . . . Marionetten, diese Bekehrten von gestern, diese Bonapartisten in den Tagen des Glücks, diese Gläubiger der aufgehenden Sonne. Marionetten, diese Richter, die da lügen . . . Marionetten diese Stützen des Thrones und der Ordnung . . . Marionetten, diese Gegner sogar, diese Phrasenmacher, diese Winkeladvokaten, diese falschen Märtyrer, welche die Entrüstung als Reklame gebrauchen — Marionetten, Marionetten, Marionetten". Es trat eine Pause des Stillschweigens ein, Philipp hatte sich aufgerichtet, halb lächelnd:

„Und Du läßt sie tanzen, ihr laßt sie tanzen, diese Marionetten. Sie tanzen lassen . . . Wir . . . Vielleicht . . . Aber wer sagt Dir, daß sie nicht uns am Schnürchen halten? Wer sagt Dir, daß nicht auch wir Marionetten sind, wir? Wir, der Kaiser, die Minister, die hohen Chefs, die Gebieter . . . Es sieht aus, als hielten wir die Fäden, vielleicht halten uns die Fäden . . . Nur bilden wir uns ein, daß wir die Maschine in Trieb setzen . . . Marionetten, gerade so, glaub' mir's."

So zog sich die Unterhaltung hin, unterbrochen durch Gähnen, übertäubt vom Wagengerassel . . . Und wie sie sich erhoben, nach diesen seltenen Augenblicken des empörten Sichgehenlassens, dann drückte Legrand langsam, fast bewegt, die Hand Philipps . . . Dann verfolgte er ihn vom offenen Fenster aus mit den Augen. Und wenn Philipp den Regenschirm unter dem Arm, das Tuch um den Hals gewunden, unter den Arkaden der Rivolistrasse verschwunden war, da sah Legrand nach der andern Seite hin, wie sich über dem Palais Législatif und den Bäumen der Champs-Elysées die grauen Schatten schwerer senkten. Mechanisch zählte er die Laternen, sah er die Passanten vorüberziehen, die Pferde stampfen, die Fiaker umwenden, die Omnibusse dahinrollen. Er beherrschte mit dem Blick diese ganze lärmende oder schweigende Menge. Und oftmals wenn er das Fenster schloß, nachdem er mit den Augen hinter der dichten Baumgruppe die Façade der Tuilerien gesucht hatte, flüsterte er noch leiser:

„Marionetten, Marionetten!"

* * *

Es ist schon lange her, daß man nicht mehr von dem armen Legrand spricht.

Hat sich doch sein Leben gar anders gestaltet! Die Widerwärtigkeiten haben begonnen, die Unglücksfälle sind eingetreten, die Katastrophen haben sich gehäuft.

Zuerst kam das Mißgeschick, jenes rätselhafte Mißgeschick, von dem einen Augenblick lang soviel die Rede war und dessen geheimen Grund wohl Keiner, außer dem Souverän vielleicht, jemals erfahren hat . . . Dann hatte sich der politische Horizont noch mehr umdüstert . . . Nichts so Unheimliches und so Beängstigendes als diese zwei letzten Jahre des Kaiserreichs . . . Endlich erfolgte der Zusammensturz, der Niedergang der Regierungsgewalt, die Flucht der Höflinge, das Ausreißen der Getreuen, die verlorenen Schlachten, die umzingelten Heere, die Übergabe des Kaisers. Und was dann weiter noch? Die entsetzliche nationale Agonie, die sich Monate lang peinlich fortschleppte; die Fehler und die Ohnmacht einer neuen Gewalt folgen auf die Schande der andern; die Belagerung und ihre Leiden, die Kommune und ihre Greuel, die Republik und die Enttäuschungen, welche sie mit sich brachten. Und dann schleppte sich das Leben so fort, unheilschwanger, ahnungsgrauend, wie begraben unter einem erstickenden Dunst.

In diesem Bankerott aller Ideen, aller Hoffnungen, sogar aller Illusionen, in diesem Tohu-Wab-ohu neuer ehrgeiziger Bestrebungen, neuer Lügen, neuer Er-

Digitized by Google

niedrigungen vor einer neuen Gewalt, war auch Legrand wie so viele Andere gescheitert. Er hätte vielleicht mit einem energischen Kraftaufwand, wie die Halbertrunkenen, die sich retten, wieder auftauchen können. Man hat ihm sogar zu wiederholten Malen Rettungsboten hingehalten . . . er hat weder Lust noch Kraft gehabt, sie zu ergreifen.

Er war in der That zu sehr angeekelt, angewidert von den Menschen, vom Leben, vom Glück, vom Ruhme. Und dann hinkten Jahr für Jahr, Halbjahr um Halbjahr, Monat um Monat, Tag für Tag die Gebrechen herbei: Zuerst war es die Gicht, dann die Erschlaffung des Hirns, dann das nervöse Zittern und zuletzt die ersten Anzeichen der Lähmung. So von Allen verlassen, besonders von seinen früheren Freunden, ohne Amt, ohne Familie, hatte sich Legrand endlich zu seinem Neffen flüchten müssen — zu einem neugebackenen Republikaner, einem Eiferer, einem Roten, einem Demokraten der Klubs und der Anschlagezettel.

Das Leben hat solche grausame Kontraste. Er, der Mann von allerhand Nachsichten, der Skeptiker, der Enttäuschte, hatte jeden Tag, fast jede Stunde zubringen müssen, neben einem Exaltierten ohne Überzeugung, voll kaltblütiger Wildheit, schönrednerischer, beleidigender, intoleranter und nur aus Staatsraison verletzender, beschimpfender Strenge. Er hatte diese Insulten gegen die gefallene Gewalt ertragen müssen, diese Bewunderung von Berühmtheiten aus Pappendeckel, dieses ganze unschädliche, aber nervenzerrüttende Geschwätz, das ihm sein Alter und seine Unbeweglichkeit noch schmerzlicher machte. Und so flossen seit zehn Jahren die Morgenstunden, die Nachmittage, die Abende hin, im niederen Gemach der Turennestrasse, hinten in einem von gemeinem Volk und Schreihälsen bewohnten Viertel. Was hat er dulden müssen, der arme Legrand! Und in welch' traurigen Träumereien mußte er hinbrüten in seinem Krankenzimmer, auf dem Lehnstuhl eines Gichtbrüchigen, er der einst so thätige Mann, er der das Leben in atemloser Hast geschaut hatte, dessen Herz noch erbebte von der Brandung des sturmbewegten, fieberhaften Daseins! Er las sogar keine Zeitungen mehr. Es ist so dumm und so glatt, dieses ewige Einerlei, dies Geschwätz der Leitartikel, der rednerische Pomp der Betrachtungen, die Spaßhaftigkeit der Lokalnotizen, die nassen Feuerfrösche der Chroniken, diese Glaubensbekenntnisse auf jeder Seite, diese giftigen Insulten auf jeder Spalte. Das waren ja auch wieder Marionetten, diese Journalisten, diese gewerbsmäßigen Aufschneider, Aufhetzer, Lügner, Fabrikanten von Verbrechern und Tollhäuslern. Und in seinem armen, schier eingeschlafenen Hirn bewahrte ihnen der arme Legrand gleichsam einen bittern Johannistrieb von Groll; sie, ja gerade sie hatte ihn unwillkürlich in den Stunden der Arbeit und des prahlerischen Prunks die Kenntnis und die Verachtung der menschlichen Hanswursterei gelehrt.

Er las auch keine Bücher mehr. Er gehörte nicht zu denen, welche Geschichte oder Dramen lesen, sondern zu denen, welche selbst im Drama mitspielen oder Geschichte machen . . . Und wozu denn? Den ganzen Tag über auf einen der Arme seines Rollstuhls gelehnt, eine Zigarette zwischen den magern Fingern, betrachtete er die traurige Pariser Landschaft — den Hof mit den schwarzen Mauern, die Fenster, die aufgehängte Wäsche, die Kamine, die miauenden Katzen auf dem Dache; er welkte hin, aufgerieben von dumpfer Angst und anekelnder Erinnerung. So von Schmerz verzehrt, unter der dumpfen Last seiner Unthätigkeit verkümmert, wäre er seit Jahren gestorben, wenn die Kinder nicht gewesen wären.

Aber es sind Kinder dagewesen.

Die Kinder sind die des Neffen, des Hausherrn. Die Mutter war tot, die beiden Gröhler — Kasimir und Jettchen — sind unordentlich, so aufs Geratewohl aufgewachsen wie die Saat, die irgendwo ausgestreut wird.

Seit der Oheim Julius da ist, gingen sie immer morgens, mittags, manchmal um fünf Uhr, in sein Zimmer, um da zu lachen und sich herumzubalgen. Manchmal brachte ihm Kasimir seine Schularbeiten — einen Aufsatz, ein Kapitel aus der Geschichte Frankreichs aber besonders die Rechenaufgaben, über welchen die Wangen des blutarmen Jungen noch blässer wurden. Der Onkel Julius, eine Weile abgezogen von seiner schmerzvollen Niedergeschlagenheit, half dem Kinde nach Kräften, soweit es sein ermattetes Gedächtnis zuließ. Und manchmal lachte er, wenn Kasimir, entzückt darüber, daß seine Aufgaben so gemacht wurden, ihm mit den Fingern in den Bart fuhr, um Büschel grauen Haares darum zu drehen und so geringelte Haarwickel zu machen, die wie Korkzieher oder wie Hobelspäne aussahen.

Aber trotzdem, ungeachtet der raschen Erscheinungen der Kinder vor seinem Lehnstuhl, war der alte Onkel noch recht allein, er hatte sie zu wenig für sich selbst um sich. Da hat er sich lange den Kopf zerbrochen; er wollte ein Mittel finden, um die Kinder anzulocken, sie zu belustigen, sie neben sich, ganz neben sich, recht nahe zu haben . . . Er hatte allerlei Einfälle, er versuchte es mit gar mancherlei: mit Bildern, Briefmarken, Geschichten, nichts reichte aus . . . Es kam immer ein Augenblick wo die beiden Kinder, müde des langen Stillstehens, sich sehnend nach Leben und Thätigkeit unter irgend einem Vorwand aus dem Zimmer entwischten, um sich auf dem Gange zu balgen. Was soll er anfangen? Wie kann er sie festhalten? Wie kann er sie für sich haben?

Endlich nach vielem Nachdenken, Sinnen und peinlichem Grübeln hat's der alte Onkel gefunden. Und da ging's denn eine Woche durch, an eine geheimnisvolle Arbeit. Die Thüre war zu, hermetisch verschlossen, verriegelt, verrammelt. Von Zeit zu Zeit trat die Dienstmagd ein, ging wieder fort, kam dann abermals, die Schürze unter der Last knirschend. Sie brachte Holz, Pappendeckel, Bindfäden, Nägel, Kleister, Farben, Kreide, Tusche und noch allerhand! Und ein Brett über den Knieen, das Messer oder den Pinsel in der Hand, arbeitete der alte

Digitized by Google

Onkel. Er schaffte vom Morgen bis Abend wie wütend erpicht auf sein Werk. Er hatte den Schlüssel im Schloß stecken lassen, damit die Kinder nichts durch's Schlüsselloch sehen könnten. Und die Dienstmagd kam immer wieder mit irgend einem neuen Pack — und die geheimnisvolle Überraschung wurde noch immer vorbereitet.

Eines Donnerstags nach dem Frühstück hat die Magd zu den Kindern gesagt: Macht doch einmal euerm Onkel einen Besuch!

O, welch' ein Freudengeschrei, — welch' Händeklatschen, wie rissen sie die Augen auf! Da stand auf dem Tische, mitten im Zimmer, neben dem Lehnstuhl, ein ganzer Aufbau, ein prächtiger Aufbau, eine Art gemaltes Haus und obendrauf war in großen goldenen Buchstaben zu lesen:

Marionettentheater.

Und dann lachend, glücklich, beinahe gesund von den vor Freude trampelnden Kindern hat der Onkel die erste Vorstellung gegeben. Jettchen war ganz rot, Kasimir ganz blaß. Und der Onkel ließ die kleinen Puppen marschieren, er zog die Bindfäden, er erfand den Dialog und die Reden — er amüsierte sich auch dabei, jawohl!

Und da plötzlich, da man ihn gar nicht erwartete, kam auch Freund Philipp. Er ist jetzt auch alt — 68 Jahre alt, die Gestalt ein wenig gekrümmt; er sieht nicht mehr so streng aus als früher. Er ist der Einzige — der Allereinzige! — der dem alten Legrand treu geblieben ist, der ihn besucht, der ihm in die Hände klopft, der ihn an die Vergangenheit erinnert, ihm erzählt, was vorgeht, der sich zugleich zu seinem Tröster und zu seiner Zeitung hergiebt.

Also Philipp war gekommen als die Schaustellung dem Ende nahte und die Kinder vor Freude hüpften. Da man den Gang des Stückes nicht unterbrechen durfte — o, ein so lustiges Stück — bat man ihn, sich zu setzen. Er hat auch gelacht, aus Herzenslust. Und dann traten ihm die Thränen ins Auge, wahrscheinlich weil ihm etwas eingefallen ist, — und als er allein war mit seinem Freund, als der alte Legrand, ein wenig ermüdet von dem harten Exerzitium, sich in seinen Lehnstuhl zusammenbeugte, da faßte ihn der Andere bei den Händen und sagte ihm ganz leise, mit ernster, gerührter Miene:

„Gelt, mein lieber alter Kerl, sie haben doch auch ihr Gutes, die Marionetten?"

Und Legrand richtete sich auf, er versuchte zu lächeln und murmelte, als spräche er zu sich selbst:

„Ja — die da lügen nicht so arg."

Und seither jeden Tag von fünf bis sechs, bei den letzten Sonnenstrahlen oder beim ersten Lampenschimmer gibt der alte Legrand, ein wenig rüstiger seit er fühlt, daß er zu etwas brauchbar ist, den Kindern seine Vorstellung. Der Vater hat's erlaubt, das erspart ihm die Mühe, mit dem Alten sich zu unterhalten, mit dem „alten Leichtfuß", wie er zur Magd sagte, diese aber läuft aus der Küche weg, um die Marionetten mit anzusehn.

Denn jede Woche gibt es neue — Harlekins, Pierrots, Polichinelles, Gendarmen, Richter, Müller, Soldaten . . . Und die Aufführung ist immer neu, bald Komödie, bald Schauspiel, meistens burleske Possen. Auf diesem winzigen Theater treibt Legrand niemals Politik; er spricht weder von Napoleon, noch vom Adler, noch von den Helfershelfern der öffentlichen Ordnung, es wäre vom Übel den Kindern solche Dinge in den Kopf zu setzen. Aber trotzdem denkt er unwillkürlich an alle die Dinge die ihn ehemals, als er noch lebte, exaltiert oder angewidert haben; er denkt sogar daran, wenn er seine Marionetten malt, so daß neulich der kleine Kasimir, der sehr bewandert in der Geschichte geworden ist, darauf hingewiesen hat, daß alle die Hampelmänner des Onkels Julius Zwickelbärte tragen wie auf den Bildern des Kaisers.

## Gedichte von Isolde Kurz.

Es ist etwas Wundersames um eine große und mächtige Leidenschaft und um den Adel derselben, der allen Kräften der Seele einen eigenen Schwung verleiht, der uns in seine Kreise bannt und ein dunkles Nachgefühl dieser Leidenschaft in uns erzeugt, das uns wohl stundenlang verfolgen kann, wenn wir im Leben und Dichten einmal Zeuge einer solchen Leidenschaft wurden. Die verworrene und ringende Leidenschaft eines Anderen nachzufühlen und in den Äußerungen dieser Leidenschaft den Wesenshauch, den Lebensduft einer eigenartigen Persönlichkeit zu spüren, sich bezaubern, sich bannen lassen von diesem Lebensduft, das ist etwas, was schon im wirklichen Leben zum Genusse werden kann. Wundersam ist es, wenn dichterischer Geist imstande ist, solcher Leidenschaft den Ausdruck zu verleihen, der das nachfühlende Gemüt des Lesers oder Hörers zum Miterleben zwingt und einen Genuß an der leidenschaftlichen Person des Dichters erzeugt, wenn die Lebensfülle der dichterischen Person, im Drange das leidenschaftliche Gefühl ins Wort zu bannen, all ihren Wesenshauch verströmt und so ein innerer Bezug der Persönlichkeiten hergestellt wird. Tritt nun gar der seltene Fall ein, daß ein weibliches Wesen, das plötzlich durch seine Leidenschaft zum Dichter wird, eigensten Lebenshauch in den Äußerungen seiner Leidenschaft verrät, so wird für jeden männlichen Leser, der die Fähigkeit zum Nachgefühle solcher Leidenschaft hat, eine Art von geistiger Liebschaft, von nachempfindender Leidenschaft entstehen, die ja freilich nur dem Papiere und den Lettern des Buchdruckers gilt, die aber manchen geheimnisvollen Reiz enthält.

Und wie es geschieht, daß Frauen und Mädchen, welche Liebeslieder und Leidenschaftsgesänge der

Digitized by Google

Dichter lesen, in einer leisen Verwechselung des Gefühls so manchen Ausdruck der Liebe, welcher einer andren Frau, einem andren Mädchen gelten, auf sich beziehen, so wird es wohl auch Männern geschehen, welche im Dichterwort hinreißende Ausdrücke weiblicher Leidenschaft vernehmen, daß sie wünschen, ein solcher Ausdruck möchte ihnen selbst gegolten haben, daß sie unbewußt geheimnisvollen Genuß fühlen, wenn sie die Blüte eines weiblichen Wesens unter den Ausdrücken seiner Leidenschaft in ganzer Pracht und Eigenart aufbrechen und sich entfalten sehen.

Diesen seltenen Genuß dürften einigen geistigen Feinschmeckern in Deutschland schon mehrfach die „Gedichte" der Isolde Kurz bereitet haben, welche etwa vor einem halben Jahre erschienen sind. Wenn es immer mehr ein Mißstand unseres Geisteslebens wird, daß die Männer für die Weiber dichten und ihrem geistigen Gefühlskreise sich anpassen, so ist es als ein gesunder Ausgleich zu begrüßen, wenn da und dort Frauen dichten, welche wert sind, von Männern gewürdigt zu werden und Männern geistigen Genuß zu bereiten. Sie thun es, indem sie ganz ihre weibliche Eigenart wahren, aber sie zu einer Höhe steigern, auf der sie nicht mehr als die gewöhnlichen Töchter des Tages, sondern als Zauberfrauen, als eine Circe im Geisterleben erscheinen, als Loreleien und Parzen, Weiber, die ganz und gar Weiber sind, aber doch Etwas vermögen, was Männer in solcher Art nicht leisten.

Eine solche Lorelei unter den Dichterinnen ist Isolde Kurz, die, als Tochter eines Dichters, einen Dichter-Namen führt und tiefer Leidenschaft fähig ist trotz der Isolde Tristans. Auch sie scheint ihr Haar mit goldenem Kamm zu kämmen und sie singt ein Lied dabei, das wahrlich eine „wundersame, gewaltige Melodei" hat, die Manchen mit „wildem Weh" ergreifen wird, der jemals selber eine große Leidenschaft fühlte und vielleicht auch sein Liebstes verlor.

Denn es ist eine Reihe von Liebesgesängen, Leidenschaftsliedern und Totenklagen um einen dahingegangenen Geliebten, welche der vorliegenden Gedichtsammlung ihren geheimnisvollen Zauber und Wert verleihen. Was die Sammlung sonst noch enthält, einige schwache Sprüche, einige schwache Balladen und Erzählungen in Versen würden in keiner Weise zu so hohen Vergleichen berechtigen, welche wir hier anschlagen, denn sie sind Durchschnittsware, die keineswegs einen Zug genialen Gestaltens enthalten und zum Teil auch jenes linkische geistige Wesen aufweisen, welches weiblicher Verstand zeigt, wenn er sich in männlichem Humor versucht wie z. B. „Der Nazarener", „Weltgericht", einige Sprüche und Anderes. Man fühlt, hier rät eben ein Weib am Welträtsel und der Humor, mit dem die Frau Eva versucht sich über Weltfragen hinwegzusetzen, ist nicht so anmutig, daß man sagen könnte, dieser Humor, diese Anmut blicke aus „vollendeter" geistiger Kraft hervor. So recht haben uns von sonstigen Gedichten nur die reizende Jugenderinnerung „Aus der Kindheit" und das schöne Gedicht „Deutsche Gespenster" überzeugt, in welchen Beiden die Erinnerung an den geliebten Vater das persönliche Interesse zum Dichterischen zu steigern weiß.

Die große Mehrzahl der Gedichte aber handelt von Liebe und Leidenschaft, von Liebesschmerz und Totenklage und hier ist die Dichterin in einem Element, in welchem sie ihre Natur zum Genialen zu steigern weiß. Denn alle Genialität der Leidenschaft, alle geistige Schönheit, alle Charakterschönheit, welche das Vollgefühl einer großen Leidenschaft und eines großen Schmerzes in einem Frauenwesen empor zu treiben vermag, hat hier einen ergreifenden dichterischen Ausdruck gefunden. Diese Leidenschaft, dieser Schmerz blickt mit dem Ausdruck der Meduse auf den Leser und der Naturschrei der Leidenschaft, der überall hervorbrechen möchte, ist doch zugleich durch ein in seiner Art vollendetes dichterisches Kunstgestalten gebändigt. Da ist am Schluß der Sammlung der ganze Kranz von Totenklagen „Asphodill", da sind aller Orten in der Sammlung an verschiedenen Stellen Liebeslaute und Schmerzenslaute, welche alle jenem toten Manne zu gelten scheinen, den uns die Dichterin keineswegs als ein Ideal, sondern als einen bei Weitem eher zweifelhaften Charakter schildert. Aber gerade in dieser herben Rücksichtslosigkeit, welche das Bild des Geliebten nicht überschminkt, liegt das Tragische, das Packende und Dichterische dieser Leidenschaft, und indem man das ganze Glück und Unglück dieser Liebe zum Teil mit einer schier rauhen Wahrhaftigkeit geschildert sieht, fühlt man die Lebensfülle, den seelischen Reichtum der dichtenden Person zur ergreifenden poetischen Gestalt werden.

Jene Dialektik der Leidenschaft, jener bildernde Drang einer liebend erregten und schmerzlich bewegten Seele, welcher sich nicht erschöpfen kann im Ausdeuten und Ausringen der eignen Schmerzen, jenes Pathos geistiger Selbstverherrlichung, zu dem die Leidenschaft den Menschen hinreißt und die Selbstadelung solcher Leidenschaft, welche sich selbst einen Altar, einen Katafalk erbaut, um sich samt dem geliebten Wesen auf dem Scheiterhaufen des eignen Schmerzes und der eignen Liebesglut zu verbrennen wie die Witwen der Inder und alten Germanen: all diese Züge, welche wir sonst nur bei den größten und reifsten Dichtern, etwa in den Sonetten eines Shakespeare finden, sie finden sich hier nun aus Frauenmund nicht unwürdig neben dem Besten genannt zu werden, was wir überhaupt kennen in dieser Art.

Und dabei ist die Sprache der Dichterin die anspruchslose, die einfach unmittelbare eines reinen dichterischen Anschauens. Nur selten stört ein schiefes Bild; im Ganzen trägt sich alles mit der klassischen Einfachheit und Gradheit eines wahren Empfindens und fertigen geistigen Gestaltens vor. Wie einfach und wie geistig schön giebt sich der Schmerz und seine Verklärung in dem Sonett, welches der Totenmaske des Geliebten gilt:

„Im starren Guß blieb mir die Form erhalten.
So kann ich das entschlafne Haupt umfangen,
Und tastend an den eingesunknen Wangen
Das süße Bild des Lebens nachgestalten.

Digitized by Google

Hier ist die Stirn, wo sich Gewölke ballten,
Wie Wetterhimmel war sie schwarz verhangen,
Das tiefe Aug', aus dem die Blitze sprangen!
Doch welche Hand verwischte Dir die Falten?

Noch kann ich sehn, wie Du den Mund verzogen,
Als Dir der Tod den bittren Trank gereicht,
Doch hast Du schnell Genesung draus gesogen,
Und kündest lächeind, daß Dein Ende leicht.
— Ja, wie Dir jedes Frauenherz gewogen,
Ich seh's, hast Du die Parze selbst erweicht. —

Das Land, in welchem diese Liebes- und Schmerzensgeschichte in Liedern spielt, ist nach allen Anzeichen und Andeutungen Italien. Wer jemals bei Rom die Gräberstraße der Via Appia hinabgewandert ist, wird die schmerzliche und zugleich wunderbar künstlerische Schönheit eines Liedes, wie das Folgende, voll zu würdigen wissen:

Mein Lebensweg war eine Gräberstraße,
Wo rechts und links die Leichensteine stehen,
Doch sah ich Liebes mir zur Seite gehen,
Jetzt wölbt ein frischer Hügel sich im Grase.

Er deckt den Letzten mir, den Liebsten, Einen,
Und weiter dehnt der Weg sich, der bestaubte,
Hier möcht ich ruhn und mit verhülltem Haupte
Ein Denkmal meinem toten Lieb versteinen.

Die Dichterin schafft mit einer so hohen Unbefangenheit, mit einer so realistischen, wirklichkeitsgetreuen Empfindungsweise, daß sie mit der Sicherheit eines Homer, mit der Unbekümmertheit der Leidenschaft zugleich ihre Bilder wählt:

Vergessen wollt ich Dich, ich hab's geschworen,
Nur daß die Müh, die das Vergessen fodert,
Mich immer mahnen muß, was ich verloren.

Ach, die Gedanken ziehn wie treue Hunde
Den alten Spuren nach in deiner Fährte,
Und auch der Traum ist wider mich im Bunde.

Wie schön, wie wahr, wie ergreifend im Sinne schmerzlicher Leidenschaft sind gerade diese „treuen Hunde", zu welchen der Geist der Dichterin ihre Gedanken macht. Es ist Natursinn der Leidenschaft.

Dieser Natursinn der Leidenschaft läßt auch das Gedicht „Der alte Teppich" zum treffenden Ausdruck einer wunderbaren Empfindung werden:

Auf diesem Teppich hat sein Fuß geruht —
Ob das Gewebe, das alte, unsichtbare
Noch seines Trittes teure Spur bewahre?
Hier dunkeln Male wie verwachsnes Blut.

Die Dichterin fragt unter Anderem:

War er ein Zeuge früher Liebesglut?
Ein Pfand aus teuren längst erstarrten Händen?
Hat heimlich hier in den noch schlichten Wänden
Mit zartem Fuß ein schönes Kind geruht?!

Sie sagt sich „müd des Lebens Schlamm zu treten" haben seine „lieben Füße hier zuletzt geruht" und sie schließt:

Nur wie geweihten Boden, unbeschuht,
Soll ihn mit Scheu hinfort der Fuß beschreiten,
Ins heimlichste Gemach will ich ihn breiten,
Den alten Teppich, wo sein Fuß geruht.

Man sieht, es ist kein gemeines, es ist kein alltägliches Empfinden, das hier zum Gemüte des Lesers spricht. Es ist in Allem Aristokratie der Leidenschaft. Diese Isolde Kurz liebt wie die Cleopatra des Shakespeare und sie klagt auch wie eine solche Cleopatra. Es ist nicht jene holde, erste jungfräuliche Liebe eines unberührten Mädchenherzens, es ist die dunkle Leidenschaft des gereifteren Frauengemüts, das eine Steigerung seiner Leidenschaft gerade darin findet, daß der geliebte Mann selber durch manche Liebesstürme schon gegangen ist. Und die aristokratische Sophistik eines solchen Liebesgenusses findet einen ebenso liebenswürdigen wie schlagenden Ausdruck in dem Gedicht: „Amors Schmiede." Da fragt die Dichterin:

Doch ich weiß, an Deinem Munde
Haben Andre sich berauscht,
Haben in verschwiegner Stunde
Seel um Seele Dir getauscht.

All' die goldnen Liebesscherze
Sind ein Spiel, das Dir vertraut,
Liebster, sag, auf solches Herze
Ist mein Glück denn fest gebaut?!

Darauf antwortet sich nun die Dichterin selbst, indem sie das Wort dem Geliebten in den Mund legt:

Amor ist ein Schmied geheißen,
Steht am Feuer Nacht und Tag,
Auf sein alt' und neues Eisen
Führt er singend manchen Schlag.

Herzen schartig, rostzerfressen
Nimmt er gern und schmilzt sie ein,
Aus dem Feuer seiner Esen
Gehn sie ganz und spiegelrein.

Sieh, das meine, sonst so trübe,
Hell entstrahlt ihm jetzt Dein Bild,
Nimm's und glaub, daß jede Liebe
Gleich der ersten Liebe gilt.

Wie geistreich ist diese Leidenschaft! Und es ist das Kennzeichen jeder tieferen und reiferen Leidenschaft, jedes gewaltigeren Schmerzes bedeutenderer Naturen, daß sie eben den Menschen geistreich macht in den Äußerungen seiner Gefühle. Wie erschütternd beginnt die Totenklage:

Ein Schatten Du — im Licht mein Aufenthalt!
Mein Herz schlägt warm und Deins ist starr und kalt!
Mein ist der Tag, das heute reich und jung,
Du bist nur Traumbild, bist Erinnerung.
In allen Adern glüht mir warmes Leben,
Und kann Dir Nichts von meiner Fülle geben! —

Dies Alles muß man im Büchlein selber lesen im Zusammenhange mit Anderem; man wird dieser deutschen Sappho, die ihrem Phaon ein Denkmal errichtet, das würdig ist neben dem zertrümmerten Denkmal zu stehen, das wir von Sappho noch besitzen, nicht ohne tiefe Erschütterung zuschauen. — Diese Zeilen sollen dem Leser nur Anregung geben, sich einen dichterischen Genuß anzueignen wie er in dieser Art aus Frauenmund nicht zum zweiten Male zu finden sein dürfte. Wir teilen zum Schlusse noch ein vollständiges Gedicht mit, das wohl auf Niemanden seinen Eindruck verfehlen wird:

Nie vergeß ich jenes Armen,
Jenes hagern, hungerbleichen,
Den ich einst am Wege fand.
Sah ihn lauernd mich umschleichen,
Doch nicht rief er mein Erbarmen,

Digitized by Google

Nur mit scheuen, raubtiergleichen
Blicken, drin der Hunger glühte,
Streift er meiner Wangen Blüte
Und mein seidenes Gewand.
Magisch zogs mich ihm entgegen,
Wie durch seinen Blick gebannt,
Mußt ich in die offne Hand
Alles, was ich hatte, legen.

Jenes Armen denk ich nun,
Wenn die abgrundtiefen Augen
Dieses Fremdlings auf mir ruhn.
Wie sie mir am Blute saugen,
Hat sein Mund doch keine Bitte,
Mit des Raubtiers scheuem Tritte
Folgt er trotzig meiner Spur,
Ach, wenn seine düstern Schmerzen
Rings wie Hölle mich umlodern,
Ruft's in meinem tiefsten Herzen:
Dieser hat ein Recht zu fodern,
Meine Seele fordr' er nur,
Und mich zwingt's, daß ich am Wege
Nicht vorbei kann ohne Gabe,
Daß ich in die Hand ihm lege
Mich und Alles, was ich habe. —

## Giordano Bruno.

„Mehr fürchtet Ihr, daß sterbend ich bekenne
Den Gott der Wahrheit, den ich tief verehre,
Als Furcht ich fühle, daß die Glut verbrenne
Den Leib und ihn wie dürres Laub verzehre.

Weil die Natur ich hell'ren Blicks erkenne
Als Ihr, den Schöpfer in der Schöpfung ehre,
Weil ich das Wissen von dem Glauben trenne,
Verflucht Ihr mich, verdammt Ihr meine Lehre.

Umsonst! Denn von des Scheiterhaufens Stufen
Werd' ich, ein Märtyrer des Geist's, verkünden,
Daß meiner Worte keins ich widerrufen.

Mag auch die Asche stäuben in den Winden,
Durch Qualm und Rauch wird meine Seele finden
Den Weg empor zu Gott, der sie berufen."

Günther Wailing.

## Giordano Bruno.

Ein historisch-philosophischer Essay von Moritz Brasch.

„Euch bangt wohl mehr vor meinem Todesurteil, als mir irgend vor dem Tode bangte."

Diese stolzen, prophetischen Worte des Heldendenkers haben sich in diesen Wochen nur zu sehr bewahrheitet. Der Enthüllung des Giordano Bruno-Denkmales, welche am 9. Juni auf dem Campo di fiori zu Rom erfolgte, sah die ganze gebildete Welt als einem Ereignis entgegen, welches mehr als eine bloß italienische Staats- und Nationalaktion sei: denn handelte es sich doch hier darum, das Andenken eines der größten Märtyrers der Menschheit zu erneuern. Nur die offizielle katholische Welt, der Klerus und die ultramontane Presse thaten, als wenn sie die ganze Sache gar nichts anginge. Hier und dort suchte man zwar die welthistorische Bedeutung Brunos dadurch abzuschwächen, daß man diese ganze Feier als ein Werk der nimmer ruhenden Irredenta und der italienischen Demokratie darstellte. Aber für den schärferen Beobachter gab sich in diesem ganzen zweideutigen Verhalten nur das schlecht verhüllte Schuldbewußtsein der Kirche kund. — —

Es ist bei dieser Gelegenheit in der liberalen europäischen Presse über den großen Denker von Nola mancherlei Zutreffendes gesagt worden: aber nirgends hat man versucht, der eigenartigen und bedeutsamen Persönlichkeit Brunos gerecht zu werden und sie aus dem Geiste jener Zeit heraus zu begreifen.

Unzweifelhaft ist Bruno eine der bedeutendsten, aber auch interessantesten Gestalten des 16. Jahrhunderts. Man bedenke: Ein Dominikanermönch, der seiner Klosterzelle entflieht, um sich freieren Studien zu ergeben, ein tief und kühn angelegter philosophischer Kopf, ein Dichter von einer reichen und glühenden Phantasie, dabei ein lebensfroher Kämpfer voll Weltsinn und Freiheitsmut. Dieser Mann wagt es, gegen den gewaltigen Bau der römischen Hierarchie anzustürmen, aber nicht mit der zähen Ausdauer und unerschütterlichen Glaubensstärke des deutschen Mönchs in Wittenberg. Vielmehr ist Bruno auch darin ein echter Sohn Italiens: skeptisch und leidenschaftlich, sinnlich und mystisch, ein ruheloser Irrfahrer durch alle Lande und doch immer Auge und Herz der schönen Heimat zugewandt, bis er nach einem Leben voll hochfliegender Pläne und bitterster Enttäuschungen plötzlich und unerwartet in die Fangarme der ihm längst nachstellenden Inquisition fällt und nach siebenjähriger Kerkerhaft durch den Tod auf dem Scheiterhaufen ein glorreiches Zeugnis ablegt für das heiligste aller Menschenrechte, für die Denkfreiheit.

Aber ist es nur das Martyrium, welches Bruno zu einer so außerordentlichen Erscheinung jener Zeit erhob?

Auch Männer wie Pompeo Vanini Galilei und Thomas Campanella, die gleichstrebenden Zeitgenossen Brunos, zeigen tragische Züge in ihrem Leben. Aber an die eigenartige und unvergleichliche Tragik, die der Tod des Nolaners aufweist, reichen doch jene Opfer der römischen Hierarchie nicht heran. Vergebens suchen wir dort den leidenschaftlichen Schwung und die elementare Gewalt, welche all das Empfinden und Thun Brunos durchdrang. Und sonderbar! Je mehr wir uns in seine eigenartige Persönlichkeit vertiefen, desto mehr gewahren wir, daß gerade in ihm die entgegengesetzten und widersprechendsten Züge der Zeit wie in einem Brennpunkte sich zusammenfinden und ihn als repräsentativen Typus aller Strebungen des Jahrhunderts erscheinen lassen.

In der Kulturgeschichte der italienischen Renaissance wird oft eine wichtige Seite übersehen. Innerhalb der reichen und vielfachen Bildung jener

Digitized by Google

Zeit ist die naturphilosophische Spekulation ein wesentliches Moment. Was wäre aus der bloßen Wiederbelebung der Antike, welche die Quelle des Reichtums von schönen Formen wurde, die jenes Zeitalter charakterisiert, geworden, wenn nicht eine vertiefte Naturanschauung, der es freilich an trüber und mystischer Beimischung nicht fehlte, hinzugekommen wäre? Die Rückkehr zur Natur bildet die tiefere Grundströmung aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Renaissance und nimmer hätten jene von fürstlicher Gunst begründeten Akademien, auf denen ein so leidenschaftlicher, wenn auch oft naiver Kultus mit der Poesie und Philosophie des Altertums getrieben wurde, den gewaltigen Umschwung der Zeit hervorgebracht, deren Folgen das 17. Jahrhundert zeigt, wenn nicht ein lebhafter und inniger Natursinn die Gemüter geweckt und für die realen Kräfte, Erscheinungen und Formen des äußeren Naturlebens eröffnet hätte.

Gewiß! Wenn man unsere Historiker, Religionsphilosophen und Ethiker hört, sieht es aus, als wenn jener einsame Domherr zu Thorn, Nik. Kopernikus, in seinem Werke „De revolutionibus orbium coelestium" niemals das geozentrische System gestürzt und an dessen Stelle die heliozentrische Weltansicht gesetzt hätte. Für gewisse Leute steht die Erde und die kleine Menschenwelt immer noch im Mittelpunkt des Kosmos. Das Überwiegen der rein historischen Gesichtspunkte in unserer Zeit hat fast schon den Faden durchschnitten, der uns ans Universum anknüpft: eine der schlimmen Konsequenzen des „Historizismus", an die Friedrich Nietzsche nicht gedacht hat. Um so mehr können wir aber begreifen, welch ein unnennbares Gefühl der Wiederverjüngung die europäische Menschheit vor 400 Jahrhundert erfüllt haben mußte, als nach dem Sturz der 800jährigen Scholastik das Auge sich allmählich dem Lichte des neuen Weltbildes erschloß.

Bruno war einer der ersten und energischsten Vorkämpfer für das heliozentrische Weltsystem des Kopernikus. „Wer kann sie aussagen," heißt es im „Aschermittwochmahl" („La cena de la ceneri"), „die Geistesgröße dieses Deutschen, achtlos der thörichten Menge, wie stand er fest gegen den Strom der gegnerischen Meinung. In Ansehung lebendiger Beweise beinahe waffenlos, nimmt er jene beiseite geworfenen und verrosteten Bruchstücke aus dem Altertum wieder auf; unter seinen Händen werden sie blank, fügen sich zusammen und geben ein so festes Ding ab. Trotz aller seiner mathematischen und weniger natürlichen Methode giebt er einer schon längst lächerlichen, abgethanen und verrufenen Anschauung Ansehen und Wertschätzung zurück, ja er macht sie wahrscheinlicher als die entgegengesetzte und legt sie, in Theorie und Rechnung, in einer handlichen und klaren Form vor. Er hat für seine Person bestimmt gewußt und hat es aufs Klarste herausgesagt, daß man einmal mit Notwendigkeit schließen werde: viel eher bewegt sich diese unsere Erdkugel im Verhältnis zum All, als daß möglicherweise die ganze Menge aller dieser unzähliger Körper, von denen viele wahrscheinlich seelischer und größer sind, zum Spott der Natur und aller Einsicht, jene als Mittelpunkt und Grundlage ihrer Wege und Kräfte anzuerkennen haben. Nun denn, dem Streben dieses Mannes gegenüber wäre es schlecht, seine große Bedeutung zu vergessen: denn die Götter haben ihn wie eine Morgenröte dem Sonnenaufgang der alten und wahren Philosophie vorausgesandt . . ."

Man kennt die unselige mittelalterliche Anschauung, daß die ganze Natur die Stätte des Bösen, Dämonischen und Gottfeindlichen sei. Diese gespenstige Furcht vor der Natur ist vorüber: denn sie hat sich mit einem Schlage in eine Quelle des Schönen und Erhebenden für den Menschen verwandelt. Giordano Bruno giebt in seinen „Eroici furori" diesem Gefühle einen enthusiastischen Ausdruck. Ja, eine Art von Sehnsucht nach dem verborgenen Leben der Natur ergreift zuweilen unseren Dichter-Philosophen, daß er, der spottende Kritiker des nur noch absterbende Formen zeigenden Kirchenlebens, in seinen Oden und Sonetten sich zur Höhe religiöser Begeisterung erhebt. Die Enge des Daseins ist durchbrochen: der Blick, der sich an die große kosmische Anschauung erst gewöhnen muß, will aber schon in die Tiefe der Natur eindringen. Und wenn Bruno sich auch von den Mystikern und Theosophen des 16. Jahrhunderts mit ihrer pythagoräischen Zahlensymbolik und astrologischen Magie — man denke z. B. an den Aristoteliker Hieronymus Cardanus, den edlen Pico della Mirandola oder den grundgelehrten Halbscholastiker Nikolaus von Cusa — fern hält, so zeigt er doch etwas von dem jene ganze Zeit kennzeichnenden Faustischen Drange, der die Schranken des Erdenlebens überfliegen und in die Wirksamkeit des Universums selbst eingreifen möchte. Das ist einer jener Züge, die er mit seiner Zeit gemein hat. Nicht minder charakteristisch ist für das Zeitalter der Entdeckung die unbezwingliche Abenteuerlust, die auch unsern Philosophen so ganz und gar erfüllt hat und die Ursache seines unsteten und kämpfereichen Lebens geworden ist.

Dieses Leben wollen wir hier nicht erzählen (die treffliche Arbeit Domenico Bartis „Vita di Giordano Bruno", Turin 1888, ist vollkommen erschöpfend), sondern nur auf einige Hauptmomente desselben hinweisen. Als der 26jährige Dominikaner (geb. zu Nola in Campanien 1548) aus dem Kloster floh (er war erst von Neapel nach Rom, von hier jedoch nach Genua gegangen), waren es wesentlich dogmatische Gründe, wie der Zweifel an der Lehre der Transsubstantiation und der unbefleckten Empfängnis, was ihn hinaustrieb, die freiern Stätten der Wissenschaft aufzusuchen. Nach dreijährigem Herumwandern in Italien begab er sich 1577 nach Frankreich, wo er kurze Zeit zu Toulouse eine Professur der Philosophie bekleidete, aber auch hier bald dem „furor scholasticus" weichen mußte. Doch gelang es ihm 1579 einen Lehrstuhl an der Pariser Sorbonne zu erlangen. Hier in der französischen Hauptstadt tritt Bruno zum ersten Male als Schriftsteller auf. Es ist bezeichnend für ihn, daß er, eben erst zu einer festen Stellung gelangt, mit einem sehr derb satirischen Drama „Il candelajo" hervortritt, welches an ätzender Schärfe,

Digitized by Google

mit der er der Dummheit, der Heuchelei und Herrsucht der Hierarchie, aber auch der Geistlosigkeit der scholastischen Zunftgelehrten zu Leibe geht, alles Dagewesene übertrifft. Bruno konnte von Glück sagen, daß die kräftigsten Stellen seiner Satire wegen des Übermaßes allegorisierender Bilder gar nicht verstanden wurden. Er wäre sonst, trotz der Gunst der Katharina von Medici, die den interessanten Landsmann in ihren besonderen Schutz nahm, unbedingt schon damals der Inquisition verfallen. So blieb er unbehelligt. Er gewann Zeit, in den nächsten Jahren einige logische Schriften auszuarbeiten, durch die er sich nun auch innerhalb der philosophischen „Zunft" als einen Ebenbürtigen zeigte. Es sind dieses jene vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkte ziemlich wertlosen Arbeiten über die „Lullische Kunst", einer Art logischer Gedankentechnik, durch welche es möglich sein soll, durch gewisse komplizierte Begriffskombinationen das Gebiet der philosophischen Erkenntnis zu erweitern.*)

Es bleibt ein Rätsel, wie dieser tiefsinnig-feurige Geist, der nur durch die innigste Versenkung in das Leben der Natur sein Genüge zu finden schien, sich sein lebenlang mit dieser vermeintlichen „Gedankenkunst" abmühen, deren Erfindung durch den Spanier Raymund Lullus um die Mitte des 13. Jahrhunderts wie eine unfreiwillige Selbstironie des steril gewordenen Scholastizismus aussieht. Oder suchte Bruno hier nach einer strengeren Methode für seine naturphilosophische Spekulation? Thatsächlich sind auch diejenigen seiner Werke, denen er seinen Namen in der Geschichte der Philosophie verdankt, völlig unsystematisch gehalten, wie er auch das Gewand, in das er seine Gedanken kleidet, dem von ihm über Alles verehrten Plato entlehnt, dessen kunstvolle Dialoge er nachahmt. Und seltsam! Als wenn er hier mehr die intimere Sprache der Seele sprechen wollte, wählt er in seinen metaphysischen Schriften nicht, wie sonst, das Gelehrtenlatein, sondern die ihm vertrautere Heimatssprache, deren Wohllaut und Schönheit er trefflich zu handhaben weiß trotz mancherlei Schwülstigkeiten, von denen seine philosophische Prosa nicht ganz frei ist. Wenn wir von einigen im übermütigen Tone gehaltenen scharfen Satiren auf die Kirche und die Aristotelischen Scholastiker absehen**), so sind es wesentlich die beiden in dialogischer Form geschriebenen Werke: „Della causa, principio ed uno" (zuerst Venedig 1584) und „Dell' infinito, universo, e dei mondi" (1587), welche die wesentlichsten Ideen seiner Philosophie enthalten.

Freilich dürfen wir hier keine konsequent durchgeführte, in sich abgeschlossene Weltanschauung suchen, wie wir sie etwa in Spinozas berühmter, acht Jahre später erschienenen „Ethica" vorfinden. Bruno ist Naturpantheist, kein Akosmist im Sinne des Amsterdamer Denkers, dessen abstrakt-starre göttliche Substanz keinen Raum läßt für das Bestehen einer realen Welt von mannigfaltigem Inhalt und Formen. Allerdings nimmt auch Bruno, gleich Spinoza, seinen Ausgangspunkt vom Begriffe Gottes, dessen unendliche Realität kaum noch die Idee einer Welt aufkommen läßt. Auch ihm ist das gesamte Universum sowie alle Dinge nur „Erscheinungen" der ewigen und unendlichen Gottheit, welche aber nicht wie bei Parmenides und Xenophanes ein alle Bewegung und alle Mannigfaltigkeit ausschließendes Sein, sondern eine schöpferische Kraft, gewissermaßen die wirkende Ursache aller Dinge ist. Aber mit einer Wendung, die an den neuplatonischen λόγος erinnert, läßt Bruno Gott die Dinge „denken" und sie dadurch erzeugen. Und wiederum an Aristoteles erinnert er, wenn er in der Gottheit alle Möglichkeit (δύναμις) zugleich zur Wirklichkeit (ἐνέργεια) werden läßt. Aber jener schöpferische Denkakt ist ewig und sein Zweck ist die Vollkommenheit der Welt. Weltzweck? So hätte also der Pantheist Bruno einer teleologischen Anschauung gehuldigt? Allerdings spricht er von Zwecken — aber er erinnert doch an den modernen causalen Mechanismus, wenn er schließlich Zweck und Ursache der Welt identifiziert. So ist ihm die Gottheit die erste erzeugende Ursache, zugleich aber auch letzter Zweck des Universums. Gottes Sein — wiederum eine neuplatonische Wendung, — erschöpft sich in Natur und Wirklichkeit, die freilich, nicht wie bei Plotin, ein immer mehr sich vollendender Stufengang bis zum göttlichen Sein, sondern nur von einer ob zwar in sich gegliederten allgemeinen Beseeltheit durchdrungen ist. „Alle Dinge," heißt es in der schon erwähnten „cena della ceneri", „haben in sich Seele, aber Leben in Ansehung ihres Bestandes, nicht in Ansehung ihrer Wirksamkeit nach außen. Seele ist das schöpferische Gestaltungsprinzip der Welt und aller Einzeldinge; in ihnen allein gebietet Seele der Materie, herrscht in den Zusammensetzungen und bringt die Verbindung und Einheit der Teile zu einem Dinge hervor."

Freilich ist Bruno in Bezug auf das Verhältnis von Gottheit und Welt nicht immer konsequent. Oft scheint es („Über Ursache, Prinzip und Eins" S. 53), als wenn er die Transcendenz der erstern aufrecht erhalten und doch alles Geschehen in der Natur als deren eigenes inneres Leben begreifen will. Zu diesem Behufe bringt er zwischen Gott und Natur ein Mittleres hinein, das weder Gott noch Natur ist, aber doch an beiden Teil haben soll. Das ist die Weltseele, als Prinzip der Vernunft und Urheberin der Zweckmäßigkeit. Die Weltseele ist ohne Bewußtsein und Persönlichkeit, Gott aber ist — ganz im Sinne des Neuplatonikers Plotin — in sich verharrende Vollkommenheit. Hier liegt ein gewisser Widerspruch, nach dessen Lösung wir in den Brunoschen Schriften uns vergeblich umsehen. In derselben Schrift*) verteidigt sich Bruno gegen den Vorwurf eines das seelische Prinzip der Welt leug-

*) De compendiosa architectura et complementi artis Raimundi Lulli (1582); De umbris idearum et arte memoriae (1582); Cantus Circaeus ad memoriae praxin (1582); Lampas combinatoria logicorum (1587).

**) Spaccio della bestia trionfante (Die Austreibung des herrschenden Thiers) und Cabala del cavallo Pegaseo (Ränke des Pegasäischen Rosses).

*) Am Schlusse des Dial. III. Deutsch von Lasson, S. 94.

Digitized by Google

nenden Materialismus. Mit Recht. Denn seine „Materie" hat überhaupt mit sinnfälligen Dingen nichts zu thun und ist nur die bloße Hypostasierung einer logischen Abstraktion, des Begriffs der Möglichkeit. Die Brunosche „Materie" hat weder räumliche Ausdehnung, noch sinnliche Wahrnehmbarkeit, noch die Eigenschaft, an sich unbewegtes Substrat der Kraft zu sein. Friedrich Albert Lange deutet in seiner „Geschichte des Materialismus" (Iserlohn 1866, S. 112) die Sache und ist gar sehr geneigt, Bruno für einen Materialisten zu halten, gesteht aber doch zu, daß „in entscheidenden Punkten sein System eine entschieden pantheistische Wendung nehme." Eine solche „entscheidende Wendung", die Lange aber nicht nennt, ist z. B. die Stelle in dem dritten Dialog („Della causa, principio ed uno", S. 75), wo Bruno diejenigen tadelt, welche bestrebt sind, die organischen Lebenserscheinungen aus der chemischen Zusammensetzung des Körpers zu erklären, statt das formale Bildungsprinzip, die Seele, welches alle chemischen Prozesse beherrscht, ins Auge zu fassen. Bruno würde also im Sinne der heutigen Wissenschaft gewiß kein Materialist sein. Jeder Physiologe würde ihn heute zu denen werfen, welche sich zu der längst überholten „Lebenskraft" bekennen.

So wird es denn bleiben, daß Bruno, wie wir oben bemerkten, ein Naturpantheist ist, wobei es dahin gestellt sein mag, ob er auf dem Wege der Spekulation dahin gelangte, oder so, daß, wie Windelband bemerkt, dieser Naturpantheismus gewissermaßen „der metaphysische Niederschlag eines in seltsamer Kraft und Tiefe sich äußernden Naturgefühls" sei.

Nur selten berührt unser Naturphilosoph ethische Fragen. Aber wo er an sie herantritt, geschieht es im entschiedenen Sinne eines metaphysischen Optimismus. Scheinbar ist ja die Welt, obgleich sie in ihrer Vollkommenheit und Harmonie im Ganzen und in jedem Augenblick verharrt, im Einzelnen doch unvollkommen. Und hieraus ergiebt sich das sog. physische und moralische Uebel. Aber diese Scheinbarkeit des Weltübels liegt in dem durch die ganze Natur sich erstreckenden Gesetze des Keimens, Wachsens und Vergehens, was eine unendliche Zahl von unvollendeten Erscheinungen hervorrufen muß. Aber alle diese Gebrechen und Unvollkommenheiten der Naturdinge sind doch nur scheinbar, da die Dinge in ihrer Gesamtheit das vollendete Universum ausmachen. Aus diesem Gesichtspunkte ist alles Leben und Tod, alles Werden und Vergehen anzusehen. Hieraus zieht er die ethische Folgerung, daß der Mensch bei allen eignen Schmerzen und bei allen Leiden der Welt sich an der Idee der Harmonie und Weltvollkommenheit aufrichte. Nicht jedem freilich gelingt diese Erhebung, die eine hohe sittliche und intellektuelle Stufe voraussetze. Aber wer zu jener Höhe sich emporzuschwingen vermag, für den giebt es noch einen positiven ästhetischen Genuß, da ihn die Versenkung in die Idee der Schönheit des vollkommenen Kosmos mit denselben zu einem weit intensiveren Gefühl der Freude und der seligen Ruhe erfüllen werde, wie der Genuß eines menschlichen Kunstwerks.

Dieser ästhetische frohe Optimismus mag seinen psychologischen Grund zum Teil auch in Brunos Naturell, in seiner unverwüstlichen Lebenslust, in jenem Hang zur enthusiastischen und begeisterten Steigerung des Affekts, der ein Element seiner dichterischen Begabung war. Daß diese nicht unbedeutend war, ist allgemein anerkannt; aber weniger ausgemacht ist, daß seine Dichtung trotz ihrer starken subjektiven Färbung immer bei ihm doch im Dienste des philosophischen Gedankens steht. Hiervon legen jene hymnenartigen Dichtungen, die er unter dem Titel „Degli eroici furori" herausgab, vollgültiges Zeugnis ab.

Diesen leidenschaftlichen Erguß schrieb unser Philosoph in dem kalten, nebligen England, wo er sich von Paris aus begeben hatte. Auch hier erfreute er sich der Gunst eines vornehmen Mäcens, des Lord Sidney, durch dessen Fürsorge ihm ein sorgenfreies Heim bereitet war. In London lebte Bruno in einem Kreise ausgezeichneter Männer, deren Bemühen dahin ging, den genialen Italiener mit Zuvorkommenheit zu behandeln. Vorübergehend, vielleicht 2—3 Monate, hielt er sich auch in Oxford auf, wo er Vorträge hielt. Hier freilich herrschte noch von Wilhelm von Occam her die ihm tief verhaßte Scholastik und zwar in derjenigen Richtung des erneuerten Nominalismus, welchem der scharfsinnige Occam eine so hohe Vollendung gegeben hatte. Aber auch in London duldete es den Ruhelosen nicht lange. Teils waren es allerlei persönliche Konflikte, in die er bei seinem heißblütigen, zum Jähzorn neigenden Naturell vielfach verstrickt wurde, teils aber der Neid und die Verfolgungssucht der scholastischen Theologen, die ihm den ihm so lieb, gewordenen Aufenthalt in der englischen Hauptstadt verleideten. Bruno verließ London und begab sich nach kurzem Verweilen in Paris nach Deutschland, wo er in Marburg sehr bald eine Professur der Philosophie erhielt. Aber weder hier noch in Wittenberg, auf welche Hochschule er wegen ihrer protestantischen Richtung besondere Hoffnung gesetzt hatte, fand er bei den Theologen eine gute Aufnahme. Es mochte etwas wie Neid sein, was diese gegen den berühmten Italiener empfanden, der überdies im Geruche des Atheismus stand. Erbittert verließ er 1587 die Lutherstadt und begab sich nach Prag, wo er an Keppler und Tycho de Brahe eine Stütze zu finden hoffte. Durch eine lateinisch geschriebene mathematische Abhandlung wollte er sich dem astrologischen Kaiser Rudolph empfehlen: da erhielt er 1589 von dem freidenkenden Herzog Julius von Braunschweig die Aufforderung, eine philosophische Professur an der eben erst neu begründeten Universität zu Helmstedt zu übernehmen. Freilich war ihm die Bedingung gestellt, zur protestantischen Kirche überzutreten. Schweren Herzens that er diesen Schritt, der ihm vom Standpunkte seiner pantheistischen Weltauffassung nicht minder als ein sacrificio del' intelletto erscheinen mußte, wie etwa die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Natürlich blieben auch in Helmstedt allerlei Konflikte nicht aus. Hier waren

Digitized by Google

es aber weniger die Theologen, als vielmehr die Vertreter des damals noch nicht ganz ausgestorbenen aristotelischen Scholastizismus, mit denen der reizbare Italiener nur zu bald in Streit geriet. Diese Aristoteliker besaßen nämlich stiftungsgemäß gewisse Vorrechte mit Bezug auf Vorlesungen, Benefizien u. dergl. Hierdurch glaubte sich Bruno in seinen Rechten beeinträchtigt und so brach der Konflikt los, der nach dem Tode seines Gönners, des Herzogs Julius, so unerträgliche Formen angenommen hatte, daß Bruno es für geraten hielt, 1590 auch diese Hochschule zu verlassen. Er begab sich nach Frankfurt a/M., wo er nunmehr als freier und unabhängiger Schriftsteller zu leben beschloß. Er hatte an dem Leben und Treiben an den Universitäten vollauf zu Genüge. Auch sagte der freie Schriftstellerberuf seinem Wesen und Charakter mehr zu, als der Zwang der akademischen Formen. In der That hatte er auch in Frankfurt einen Buchhändler gefunden, der sich bereit erklärte, ihm eine Reihe mathematischer und naturphilosophischer Schriften, die Bruno in den letzten Jahren verfaßt hatte, in Verlag zu nehmen. Freilich fehlte es unserm Philosophen zunächst an allen Mitteln, so daß er genötigt war, zunächst in einem Karmeliterkloster ein Unterkommen zu suchen.

Wir kommen zum Schlußakte der Tragödie. Es war in der Ostermesse 1592, als Bruno durch einen Buchdrucker die Bekanntschaft eines vornehmen Venetianers, Giovanni Mocenigo, machte. Der Nobile kam seinem gelehrten und berühmten Landsmanne mit Herzlichkeit und freigebigem Sinne entgegen. Es bedurfte daher seitens Mocenigos keiner großen Überredungskunst, um den Philosophen zu veranlassen, ihm nach Venedig zu folgen. Und Bruno? Ach! es waren an 15 Jahre, die er fern von der schönen Heimat in fremden Ländern herumgeirrt hatte. Wie sehnte er sich, endlich Italien wiederzusehen und dort ein dauerndes Heim zu finden. Mocenigo hatte ihm seinen Palast in Venedig zum freien Aufenthalt angeboten, wo er sicher vor den Verfolgungen der Inquisition sein würde. Als einzige Gegenleistung forderte der Venetianer nur den Unterricht in der „Lullischen Kunst". Sechs Wochen lebte Bruno im Hause Mocenigo, der sich aber bald von tiefem Mißtrauen erfüllt zeigt, daß der Philosoph ihn doch nicht in die letzten Geheimnisse seiner Kunst einweihen wolle. Er sinnt auf Rache. In der Nacht zum 23. Mai überfällt er den nichts ahnenden Gelehrten, läßt ihn in Fesseln legen und überliefert ihn der Inquisition, die auf diesen großen Fang schon lange gehofft hatte. War Mocenigo ein Verräter oder ein Werkzeug der Inquisition? Historisch ist dieser Punkt nicht aufgeklärt. Sieben Jahre lang schmachtete Bruno in den Kerkern der Inquisition, erst zu Venedig, dann zu Rom, wohin er im Juli 1593 gebracht war.

Es war ein echt römischer, man könnte sagen, sonniger Wintermorgen am 16. Februar 1600. Das sonst so einsame Campo di fiori, ein heute noch wenig ansehnlicher Platz in Rom, war wie die angrenzenden Straßen von einer wogenden Masse angefüllt. Eins jener glanzvollen Schauspiele stand bevor, mit denen von Zeit zu Zeit die heilige Inquisition in majorem Dei gloriam die Menge in fromme Aufregung versetzte. Vom Inquisitionspalast aus setzte sich ein großartig pomphafter Zug in Bewegung und konnte durch die menschengefüllten Straßen kaum passieren und zum Campo dei fiori gelangen. Allen ihren Glanz und ihre Pracht hatte die Hierarchie entwickelt, um dem Schauspiele eine höhere Weihe zu geben. Handelte es sich doch darum, heute an einem Hauptfeind des Glaubens die geistlichen Strafe zu vollziehen. Und so sehen wir denn alle Bischöfe und Kardinäle, alle hohen Würdenträger der Kirche und den ganzen geistlichen Hofstaat des Papstes versammelt. Der Zug ist von einer starken militärischen Eskorte umgeben. Die Damen der vornehmsten römischen Aristokratie haben von ihren Vettern, den Bischöfen und Kardinälen die Erlaubnis erhalten, dem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Diese schönen Fürstinnen und Marchesen sind alle in grande tenue erschienen, wie wir sie noch heute auf den Bildern in den römischen Palästen sehen. Ein langes für diesen Zweck bestimmtes kirchliches Zeremoniell wird absolviert, der Ketzer wird seiner Fesseln entledigt und in eine dunkle Kutte gehüllt, aus dem nur noch das bleiche edle Antlitz und die dunkeln fiebernden Augen sichtbar sind. Dann wird er auf den Holzstoß geführt. Ein stilles Gebet und die Flammen schlagen über ihn zusammen. Da hört man noch die schwachen Worte des Märtyrers: „Gott, Du bist stark, Du überwindest die Welt."

Nach dreihundert Jahren voll Kämpfen für das freie Licht der Wissenschaft erkennen wir, dass die letzten Worte Brunos von einer prophetischen Vorbedeutung waren: denn sie haben den endlichen Sieg der Wahrheit vorausgeschaut.

## Litterarische Neuigkeiten.

Das Neueste von Holger Drachmann: **„Tusind og en Nat"**, ist ein im Mai erschienenes dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Bekanntlich war es ein Märchenlustspiel („Es war einmal"), welchem der Dichter 1886 seinen ersten bedeutenden Erfolg als Dramatiker beim Publikum und überdies die Ernennung zum Dannebrogritter durch den König verdankte. Die zwei im vorigen Jahre herausgegebenen dramatischen Gedichte: „Tyrkink Rokoko" und „Father" werden von J. C. Poestion (in der schon früher hier erwähnten lesenswerten Einleitung zu seiner Reclamausgabe der „See- und Strandgeschichten" Drachmanns) zwar nur als „Lesedramen" bezeichnet, wegen ihres dichterischen Wertes aber, besonders wegen ihres ausserordentlichen Reichtums an „herrlicher, frischer Lyrik, welche im ersten Stücke an Byrons morgenländische Gedichte erinnert", mit Recht gleich hoch gestellt. „Tausend und eine Nacht" ist für das Theater bestimmt, und, wenn die Aufführung desselben sich ebenso glänzend gestaltet, als die Arbeit des Dichters, kann eine begeisternde Wirkung nicht ausbleiben. Man weiss in der That nicht, was man an der Dichtung am meisten bewundern soll, ob die einheitliche Ausgestaltung des dramatisch zwar reich angelegten, aber doch vielfach unzusammen-

Digitized by Google

hängenden und deshalb widerspenstigen Stoffes, oder die Schöpfung so vieler frischer, kecker, imposanter und vor allem psychologisch wahrer Charaktere, oder den bedeutenden Gedanken- und Gefühlsinhalt und die herrliche Sprache derselben. Der Hauptheld ist der noch jugendliche Harun al Raschid, der sagenberühmte grosse Zeitgenosse Karls des Grossen. Er liebt die schöne Suleima, die Tochter Ihn Ajas, eines kühnen räuberischen Beduinenhäuptlings, die aus der Wüste geflohen war, um sich einen ihr verhaßten Mann von ihrem Vater nicht aufzwingen zu lassen. Znm Brande wilder Leidenschaft wird aber seine Neigung erst, als der Zufall den lustigen, abenteuerlichen Osmau, den dichterisch beanlagten Sohn verarmter Kanflente zu Suleima führt und Beide durch die Bande unwiderstehlicher Naturgewalt aneinander fesselt. Weder des Khalifen Bitten und Versprechungen, noch sein Zorn, seine Drohungen und seine Strafe vermögen die Liebenden in ihrer Treue zu erschüttern, his endlich, nach mancherlei Demütigungen der große Harun al Raschid den schweren Sieg über sich selbst als erste Vorhedingung künftigen unvergänglichen Ruhmes erringt. — Welche Rollen! Und dann welche Ausstattung! Bagdad nnd die Wüste, der Palast des Khalifen nnd die Oase des Wüstenfürsten! H. Z.

Armand Silvetre: **Contes à la Brune.** Illustrations de Kauffmann. Paris, Mapron A. 1888. Treffender vielleicht als durch eine ausführlich zergliedernde Besprechung dieses hübsch ausgestatteten Buches wird der Inhalt desselben durch das folgende kleine heitere Vorkommnis angedentet. Der ganz harmlose, beliebig übersetzbare Titel, die gefälligen Illustrationen, von denen ich die schöne Eva S. 107 beim Durchblättern nicht bemerkt hatte, die zarte Widmung an die „Schöne, die den Dichter begeisterte", samt der dazu gefügten Versicherung, dass er hier „sein Bestes, d. h. alles, was tief und aufrichtig an ihm ist," geben wolle, und schließlich auch — der schöne, deutliche Druck, ließen uns den höchst strafbaren Leichtsinn begehen, das Buch ungelesen einer alten russischen Staatsrätin zu leihen. — Schon am nächsten Tage wurde es zurückgeschickt, und auf die verwnderte Frage, ob das ganze Buch schon gelesen sei, erfolgte lächelnd nur die Antwort: „Non, monsieur, c'est trop d'amour pour moi!" Selbstverständlich vermochte diese Bemerkung einer Achtzigjährigen einen Vierzigjährigen nicht abzuschrecken, das Buch zu lesen; aber auch ihm wurde es zuweilen ein wenig „trop d'amour"! Der Verfasser schildert in dem Buche die inneren und äußeren Erlebnisse, die Gefühle und Träume, die sich an ein mehrjähriges Liebeswerben knüpfen. Weit entfernt, einer übersinnlich zimperlichen Verherrlichnng der „Geliebten" das Wort reden zu wollen, will es uns doch scheinen, daß auch die Ungeniertheit, so vortrefflich sie dem unmutig plandernden Franzosen in der That steht, ihre Grenzen habe. Ob z. B. der Grundsatz: „Im Traum braucht man sich nicht zu genieren", sich auch ohne alle Einschränkung auf das Erzählen von Träumen anzuwenden sein dürfte, besonders wenn man so viel von Adam und Eva im Paradiese u. dgl. träumt, und den Traum der Geliebten selbst erzählt, scheint uns doch nicht so ganz selbstverständlich. Wenn dabei die biblische Überlieferung nicht gerade mit besonderer Ehrfurcht behandelt wird, so hat die litterarische Kritik nichts weiter damit zu schaffen, wohl aber, wenn es sich um eine goethische Gestalt handelt. „Die Eva der Bibel, sagt M. Sylvestre, gleicht zu sehr dem Gretchen Goethes, das den Strauß des armen Siebel nicht einmal eines Blickes würdigt, sich aber schleunigst in den Fremden verliebt, der ihr ein Schmuckkästchen verehrte." Wann werden die Franzosen (wenigstens die französischen Schriftsteller!) einmal aufhören, Gounods Gretchen mit Goethes zu verwechseln und ihm den langweiligen Siebel aufzudrängen, den Goethe gar nicht kannte? — Neben dem zuweilen ermüdenden Liebesgeguire bietet aber das Buch so viel wirklich Schönes und Gehaltvolles, daß auch der ernstere Leser sich schließlich damit versöhnt. Duftige Naturschilderungen, sinnig erfundene Märchen und Mythen (z. B. von der Mimose), anschaulich lebendige Bilder aus dem Volksleben (z. B. der am Palmsonntag ins Freie pilgernden Vorstadtbevölkerung von Paris), anmutige Gefühlslyrik, sowohl in ungebundener als gebundener Rede, bekunden ein ansehnliches poetisches Talent, von dem sich beim Verfolgen ernster litterarischer Ziele manches Gute erwarten läßt. H. Z.

Aus der **Hinterlassenschaft Victor Hugos** liegt bereits wieder ein neuer Band bisher unveröffentlichter Werke, erst der fünfte, vor; er enthält zwei Dramen, die der Dichter selbst nie ans Licht der Öffentlichkeit gezogen hätte, und die dann auch in der That herzlich wenig Lebenskräftiges enthalten. Aber die beiden Manlwürfe, Vacquerie und Maurice, die Herausgeber des Nachlasses, lassen sich nun einmal nicht in ihrer Arbeit stören und fördern Alles zu Tage, was ihnen anfstößt. Dieser Dramenband enthält: „Les Jumeaux" und „Ami Robsart". (Paris, J. Hetzel & Cie).

Auch ein Zeitbild aus den Wikingerttagen, aber in dramatischer Form ist **„Balders Festen"** af Th. Strömberg, Stockholm, L. Lammers Forlag. Während uns in der „Jomsvikingarnas saga" der eigentümliche Widerspruch der Wikingergesinnung vor Augen tritt zur Zeit, wo der Sieg des Christentums zwar äußerlich schon vollendet, aber die ererbte heidnische Lebensanschauung und Lebensweise noch die vorherrschende war, so werden wir in diesem religiös romantischem Schauspiel unmittelbare Augenzeugen der äußeren Kämpfe zwischen dem siegreich vordringenden unwiderstehlichen Christentum und dem ohnmächtig weichenden, aber noch lange hartnäckig trotzenden Odinsglauben im 8. Jahrhundert. Der milden Gewalt der neuen Lehre trotzt vor Allem Thorfinn, Jarl von Ornö, in dessen Adern (das weiß er) das Blut der hohen Asen rinnt, dessen Sinn hart und unbeugsam, dessen Herz „so fest und unerbittlich ist, wie der Klippenfels". Aus Geschlechtshaß widersetzt er sich dem Liebesglück der edlen Signe, seiner Tochter, aus religiöser Verbitterung ächtet er als strenger Wächter alleiligier Gesetze und Sitten den heldenmütigen Sohn Helge, der sich der armen, unlängst erst gelandeten und grausam verfolgten christlichen Glaubensboten heimlich angenommen und sie in einer Höhle unter dem Baldurtempel verhorgen hatte. Doch umsonst ist zuletzt all sein wilder Grimm und seine verzweifelte Zuversicht auf Asathor, dem jungen Geschlecht und dem jungen Glauben gehört der Sieg! Von dieser Überzeugung schließlich durchdrungen und überwältigt, weiht sich nach kurzem inneren Kampfe der Alte samt Thora, seiner Gemahlin, am Feste Baldurs, dessen Feuer wohl zum letzten Male brennt, selbst dem Tode, um unbeirrt zu „Walhalls lichter Burg" zu gelangen; denn auch in seinem Herzen beginnt die holde Botschaft von Versöhnung, Frieden und Freiheit bereits strafbare Zweifel zu erregen. Heidentum und Christentum werden hier nach ihrem rein ethischen und poetischen Werte aufgefaßt und beide fast mit gleicher Vorliebe behandelt. Darauf deutet schon das nahe symbolische Verhältnis hin, in welchem Baldur, der milde und strahlende, der totgeweihte und sich ewig wieder verjüngende Gott, zu dem an seine Stelle tretenden gekreuzigten Erlöser steht. Man merkt es dem Stücke kaum an, daß der Verfasser ein Bischof war. — Dem hohen Gedankenfluge entspricht die edel kraftvolle Sprache der Dichtung. Vor Allem aber wirkt sie durch die wechselvoll sich steigernde Folge wahrhaft dramatischer Situationen, wenn auch das dramatische Gefüge derselben nicht in allen Teilen einheitlich geschlossen erscheint. Besondere Hervorhebung verdient der prächtige Druck und die künstlerische Ausstattung des vorliegenden Buches. Es ist entschieden ein hübscher Gedanke, derartige dramatische Werke nicht nur mit erläuternden Situationszeichnungen, sondern auch noch mit einer Musikbeilage für die darin vorkommenden Chor- und Einzelgesänge zu versehen. — Das weitere Schicksal seines Dramas zu erleben, war dem verdienstvollen Verfasser nicht beschieden; er starb, wie unlängst an dieser Stelle bereits gemeldet wurde, am 2. Mai d. J. — Aber wir glauben, daß er sich gerade auch mit dieser Dichtung noch ein dauerndes Denkmal in der Litteraturgeschichte seines Landes gesetzt hat. Darum möchten wir auch fragen, warum Dr. Schweitzer in seiner eben erschienenen vortrefflichen „Geschichte der skandinavischen Litteratur" ihn unerwähnt läßt. H. Z.

Digitized by Google

Max Stempel hat ein vieraktiges Schauspiel „Morphium“ vollendet, das in der Gegenwart spielt und, wie schon der Titel besagt, ein höchst „modernes“ Laster behandelt: die Morphinmsucht, die für unsere höheren Gesellschaftskreise nicht minder verhängnisvoll zu werden droht, wie für die unteren Volksschichten die Trunksucht. Das Stück, dessen Aufführung an einer unserer ersten Bühnen bereits gesichert ist, wird Anfang August im Verlage von Bannert & Ronge (W. Ronge) in Großenhain erscheinen; Bühnenkenner und Kritiker hervorragender Blätter, die wir für maßgeblich zu halten alle Ursache haben, rühmen ihm ein vorzügliches Seenengefüge, eine eigenartige Charakterzeichnung und packende Theaterwirkung nach. — In demselben strebsamen Verlage gelangte Ende Juni ein zweites Schauspiel Max Stempels zur Ausgabe, „Peter Nolopp“ betitelt, das wir im Manuskript kennen an lernen Gelegenheit hatten, und das unseres Erachtens gleichfalls eine gute Bühnenwirkung auszuüben verspricht. — Ein im Schettlerschen Verlage in Cöthen (Anhalt) 1886 erschienener und, wie aus dem Vorwort ersichtlich, schon 1883 verfaßter Einakter Max Stempels, „Paragraph sieben“ der uns seit längerem zur Besprechung vorliegt, zeichnet sich durch glänzenden Dialog und viel Geist und Witz aus, doch hat es der Dichter hier noch nicht verstanden, einen originellen Grundgedanken in dramatische Handlung umzusetzen, auch sind die Personen weniger charakterisiert als vielmehr ironisiert und nach französischem Muster gar zu sehr auf das Spiel ausgezeichneter Darsteller berechnet; es nimmt uns daher nicht Wunder, daß „Paragraph sieben“ bei seinen Aufführungen am Berliner Residenztheater im Dezember 1887, wo die beiden Hauptrollen durch Schauspieler zweiten Ranges besetzt waren, einen dauernden Erfolg nicht an erzielen vermochte. Immerhin verrät diese Plauderei ein nicht unbedeutendes Bühnentalent des Dichters und ist jedenfalls ansprechend genug, um selbst beim Lesen reizvoll und spannend zu unterhalten.

Bar. G. Locella, Zur deutschen Dante-Litteratur, mit Berücksichtigung der Übersetzungen der göttlichen Komödie. Leipzig, B. G. Teubner, 1889, 108 S. Der Verfasser, schon seit längerer Zeit durch seine Schriften über italienische Sprache und Litteratur bekannt, hat hier einen auf dem Dresdner Neuphilologentage gehaltenen Vortrag sorgsam und geschickt erweitert. Er bietet neben einem kursen, treffenden Überblick der deutschen Dante-Litteratur eine eingehende Besprechnng der Verdeutschungen der göttlichen Komödie, giebt eine nach Jahren geordnete Zusammenstellung dieser Übersetzungen nebst Angaben über das Leben ihrer Verfasser, beschreibt die der Dresdener öffentlichen Bibliothek von der italienischen Regierng geschenkten zwei Dante-Albums und teilt, was für Dresdner Leser besonders anziehend sein dürfte, eine Probe aus einer italienischen Übertragung von König Johanns Erläuterung der Divina Commedia mit. Eine graphische Darstellung des Ab- und Zunehmens der deutschen Dante-Litteratur in zwei schönen und äußerst sorgfältigen Karten und ein Namensverzeichnis erhöhen die Branchbarkeit der Schrift. — Herr v. L. hat sich seit vielen Jahren mit dem größten Dichter seines Vaterlandes eingehend beschäftigt, auch manche, jetzt fast verschollene deutsche Werke über Dante gelesen und schreibt unsre Sprache mit tadelloser Richtigkeit und Klarheit. Seine Darstellung ist durch ihre gewandte und übersichtliche Art besonders geeignet, weitere Kreise auf Beschäftigung mit dem Florentiner Dichter anzuregen.

M—z.

Wieder eine deutsche Litteraturkunde, und mit Genugthuung sei's sogleich gesagt, eine feinsinnig zusammengestellte. Die Herausgeber, der Rektor P. Erfurth und Konrektor H. Lindner an der städtischen Charlottenschule zu Potsdam, sind erfahrene Schulmänner. Das beweist nicht nur die Auswahl der Stücke, sondern auch die Hinzufügung von Aufsätzen, die die Geisteseichtung der Schriftsteller erwägen, der „lehrende Inhalt“, wie es in dem Vorworte heißt. Sie arbeiten dem Hause vor, wo das Buch auch vorgenommen werden soll und wo das erklärende Wort des Lehrers fehlt. Natürlich ist neben der Dichtung, die den Grundstock bildet, auch der Prosa ein großer Raum gegönnt worden. Ausschnitte aus Dramen aber haben die Herausgeber glücklicherweise weggelassen. Was soll eine einzelne, aus dem Zusammenhang herausgerissene Saene? Von Briefen durften vielleicht noch mehr Anfnahme finden. Welchen Eindruck macht Lessings Bericht an seine Mutter über die Anfinge seiner Leipaiger Studentenzeit! Man wendet jetzt endlich diesem Teile des Schriftstellerlebens größere Teilnahme auch von seiten der Schule zu, wie Fielitzers Auswahl Goethischer Jugendbriefe gezeigt hat. Fast überall haben die Herausgeber treulich auf die Genauigkeit acht gegeben. Um so nachdrücklicher zerbessere ich einen Fehler, dem ich leider auch in anderen Sammlungen begegnet bin. In Klopstocks „Frühlingsfeier“, S. 237, muß die erste Zeile der 20. Strophe lanten: Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, an preisen! Dürfte klingt ja gleich einer Höflichkeitsphrase. Und dem Hans Sachs darf nun wohl oder übel nicht mehr das Lied: Warum betrübst du dich, mein Herz? zugeschrieben werden. Hat sich gleich der brave Ranisch gerade durch dieses Lied zu seiner treuherzigen und noch heute nicht veralteten Lebensbeschreibung des Nürnberger Meisters begeistern lassen, so spricht doch die nenere Forschung ihm die Verfasserschaft ab.

E. G.

Dainu Balsai. Melodien litauischer Volkslieder, gesammelt und mit Textübersetzung, Anmerkungen und Einleitung herausgegeben von Christian Bartsch. Erster Teil: XXXI und 248 S. Heidelberg 1886, K. Winter. Die in ihren Formen so interessante, auffallend altertümliche litanische Sprache ist in Deutschland wenig bekannt, und doch haben die litanischen Volkslieder schon seit Lessing und Herder berechtigtes Aufsehen erregt; wenn sie trotzdem wenig ins Publikum gedrungen sind, so liegt das namentlich daran, daß sie textlich und musikalisch schwer zugänglich waren. Da ihr lyrischer Wert aber (das epische, vollends das dramatische Element tritt zurück) wirklich hervorragend ist, so kann man mit Fug und Recht dem strebsamen und durchaus kundigen Herausgeber für dies hübsche Werk danken. Die (auch von dem nichtgelehrten Leser nicht zu überschlagende) Einleitung erörtert ansprechend und objektiv die litterarischen Quellen, ihre Entstehung und Entwickelung und bespricht dann die Texte selbst nach ihrem Inhalte, ihrer metrischen und ihrer melodischen Form. Die Texte selbst, äußerst sorgfältig redigiert, sind so eingerichtet, daß jedesmal die erste Strophe den litanischen Text zeigt, unter ihm die gans wortgetreue und auf den hier überhaupt gleichgültigen Endreim keine Rücksicht nehmende deutsche Übersetzung, über ihm aber den einstimmigen musikalischen Satz. Die weiteren Strophen enthalten bloß den deutschen Text. In Musik und Text herrscht nun angenscheinlich das weiche, lyrische Element vor; dort wie hier Molltöne, welche ergreifend wirken und in ihrer wehmütigen Monotonie mehr weibliche Zartheit als männliche Energie zeigen. Das Element der Trauer, der Klage, des Wohlgefallens an häuslichem und seelischem Frieden und sinniger Naturbetrachtung tritt eben so sehr in den Vordergrund, als trotziger Spott, herausfordernde Kraft und lustiger Humor zurücktreten. Einige Proben mögen hier einen Platz finden. Nr. 11: „Wohin willst du reiten, Bruder, An dem Morgen nebelgrau?“ „Ja, ich suche, liebes Mädchen, Mir ein braunes Rösselein. Habe Vater nicht noch Mutter, Bin ein armes Waisenkind. Helle Sonne dort am Himmel, Sie, sie ist mein Mütterlein. Dort der helle Mond am Himmel, Der, der ist der Vater mein. Sternlein an dem Himmel glänzend, Sie sind meine Schwesterlein. Grüne Eichen dort im Walde, Sind die lieben Brüder mein, Und das Morgenrot am Himmel, Dieses ist die Liebste mein.“ Und ein ähnlicher Ton klingt aus der Nr. 14 wieder: „Als ich so hinging, Fernehin wandernd Vom lieben Vater, Der lieben Mutter, Gelangt' ich gehend, Gelangt' ich wandernd Seitab vom Wege Zu einer Wiese. Und in der Wiese, In dieser grünen, Harkte ein Mädchen Das frische Heu. Weniger harkt sie, Als viel sie weinte, Sich tranrig stützend Auf ihre Harke. „Warum denn stehst du

Digitized by Google

Und magst nicht harken? Warum, o Mädchen, Die bittern Thränen?“ „Werd' ich nicht weinen, Werd' ich nicht klagen, Da mir schon fehlet Die alte Mutter?“ „Dir fehlt die Mutter, Mir fehlt der Vater, So sind wir beide Verlass'ne Waisen! Wirf hin die Harke Zur grünen Wiese, Gieb mir, o Mädchen, Das weiße Händchen! Gabst du das Händchen, Gieb auch das Ringlein: Du wirst die Meine, Lieb jinges Mädchen!“[*] Die liebenswürdigste Liebesbehnsucht spricht sich in Nr. 23 aus: „Stelle die Maste, Spannle die Segel: Fort, fort aus Rigas Städtchen Mit dem Wachsoldenschiffelin! Möchte wohl suchen, Möchte wohl fragen Um Rat den lieben Vater: Wohin richt' ich die Segel? Weitauf zum Meere? Weitab zum Haffe? Hindurch zu jenem Höfchen. Wo meiner harrt das Mädchen? Nicht fern zum Meere, Nicht weit zum Haffe, Nur hin zu jenem Höfchen, Wo meiner harrt das Mädchen! Ferneher schaut' ich Dort vor dem Höfchen, Wohl hin und wieder wandelnd Mein Lieb, gleich einem Schwane. „Komm' her, komm' näher, Du mein Geliebter, Heb' ab des Thores Flügel, Zieh' weg trennende Ketten! Noch schloß die Mutter sorgsam die Thüre; Komm', komm', sie wird uns öffnen Die Thür der hohen Klete“[*]) Daß ich's verstünde Mein Lieb zu wandeln, Zum Strauß, zum schönen Sträußchen! Am Hut wollt' ich es tragen. Daß ich's verstünde Mein Lieb zu wandeln Zur Frucht, zum duftgen Apfel! Wollt's in der Tasche tragen. Daß ich's verstünde Mein Lieb zu wandeln Zu Gold, zum Ring, zum Kleinod! Am Finger wollt' ich's tragen!“ Bitter ist der Trennungsschmerz in Nr. 43: „Der Jüngling sich rüstet zum Krieg, Schwer krank sank das Mädchen dahin. „Steh' auf, mein Mädchen, Mein liebstes Herzchen! Hast noch nicht ausgeruht?“ Man legt auf die Bahre sein Lieb, Er glaubt es und glaubt es noch nicht. „Steh' auf, mein Mädchen, Mein liebstes Herzchen! Hast noch nicht ausgeruht?“ Schon legt man sie in den Sarg; Er aber, er glaubt es noch nicht. „Steh' auf, mein Mädchen, Mein liebstes Herzchen! Hast noch nicht ausgeruht?“ Man trägt's durch die Gasse dahin; Er aber, er glaubt es noch nicht. „Steh' auf, mein Mädchen, Mein liebstes Herzchen! Hast noch nicht ausgeruht?“ Sie senken zur Gruft sie hinab, Und immer noch glaubt er es nicht. „Steh' auf, mein Mädchen, Mein liebstes Herzchen! Hast noch nicht ausgeruht?“ Schon rieselt die Erde hinab, Da glaubt er es endlich denn auch. „Möcht' mit dem Schwerte Das Haupt mir spalten, An ihrer Seite ruh'n!“ — Diese wenigen Proben mögen zum Beweise dafür genügen, daß es den Litanern (wie auch den Slaven) an poetischer tiefer Empfindung nicht fehlt, daß aber in ihren Volksliedern die gedämpfte, ja schwermütige Stimmung überwiegt. Daß der Herausgeber es nicht unternommen hat, diese Lieder (von denen kaum eins wertlos ist) in die Reimform deutscher Volkslieder umzugießen, ist nicht bloß recht und pietätvoll, sondern auch klug. sind doch selbst unserem großen Herder die Umbildungen mancher Volkslieder mißlungen! Das Volkslied erleidet doch durch die Einführung in fremde Versform und fremden Versschmuck so erhebliche Einbuße, daß selbst der berufene Um- und Nachdichter sich's lieber zweimal überlegen soll, ehe er die Hand daran legt. Daß die Form der meisten hier überlieferten litauischen Volkslieder keine sehr alte sein kann, versteht sich von selbst: wer nahm sich denn früher ihrer an? Um so anerkennenswerter ist die herzliche Liebe, die der Herausgeber ihnen gewidmet hat und die ihnen unzweifelhaft auch unter uns manchen Freund erwerben wird.

Berlin. L. Freytag.

Ibsens **„Nora“** und **„Gespenster“** sind soeben in einer französischen Übersetzung „La Maison de Pourpée“ und „Les Revenants“ mit einer Vorrede von Edouard Rod, dem feinen schweizer Kritiker, erschienen. Das Buch ist unglücklicherweise durch ein ganz mißlungenes Bildnis des norwegischen Dramatikers verunziert.

*) Vorratshaus, in welchem Sommers auch geschlafen wird.

## Bühnenschau.

Seit der Aufführung von „The Doll's House“ hat Ibsen in London breiten Boden gewonnen; die kürzlich erfolgte Aufführung von „The Pillars of Society“ in der Übersetzung von Will. Archer im Theater der Opéra Comique wurde beinahe mit noch größerem Beifall aufgenommen, als das erstere, obgleich das Stück vor sieben Jahren im Gaiety-Theatre bereits aufgeführt worden ist, freilich ohne überhaupt Verständnis zu finden.

Die „Freie Bühne“, welche sich Anfang d. J. zwecks Aufführung von guten, aber bisher von den bestehenden Bühnen nicht aufgeführten Bühnendichtungen bildete, hat nun auch einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge sie das Lessing-Theater des Herrn Oskar Blumenthal zu etwa zehn Mittags-Vorstellungen während der nächsten Winterspielzeit zur Verfügung gestellt wird. Am 29. September soll die erste Vorstellung stattfinden. Ein öffentlicher Verkauf der Einlaßkarten findet nicht statt, sondern werden nur Mitglieder des Vereins den Darbietungen beiwohnen dürfen.

Karl Welsers Schauspiel „Die Wucherer“ soll im nächsten Winter in dänischer Übersetzung am Dagmar-Theater an Kopenhagen gegeben werden.

Im Londoner Strand-Theatre wurde eine englische Bearbeitung von Ernst Wicherts Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“ unter dem Titel „Out of the Beaten Track“ mit leidlichem Erfolg gegeben.

Auf der neueingerichteten Bühne zu München sollen im nächsten Winter von Shakespearschen Stücken „König Heinrich IV.“, erster und zweiter Teil, „König Richard II.“ und „König Heinrich V.“ in Szene gehen, auch wird geplant, Goethes „Götz von Berlichingen“ auf der vereinfachten Bühne zu versuchen.

Das neue Stück von H. A. Jones betitelt sich „The Middleman“ und wird nächstens am Londoner Shaftesbury-Theatre in Szene gehen.

## Novellistische Rundschau.

**Italien:** Die Novelle und zwar die kürzere, mehr zur Skizze neigende, ist jetzt in der italienischen Belletristik Herrscherin geworden, da zum Nutzen oder Schaden derselben, muß dem Urteil der Zukunft überlassen werden. In Italien ist die Kunst brüderlicher als bei uns, ihre einzelnen Zweige verlieren nicht die Fühlung untereinander, auch in der Malerei und Skulptur herrscht die Skizze. Matilda Serao, G. Pierantonis-Mancini, Enrico Panzacchi, De Amicis, Enrico Castelnuovo sind die hervorragendsten unter diesen Skizzisten in der Litteratur. Die Entwickelung des Zeitungswesens hat die Novellisten auf diesen Weg gedrängt; die Novelle muß sich in den Raum eines Feuilletons zwängen. Erst später werden diese Eingebungen der Stunde der Buchform anvertraut. Wieder liegen mehrere solcher Sammlungen vor uns: Luigi *Capuana*: „Fumando“ enthält fünfzehn Novelletten; der Name des Verfassers, den wir getrost in obiger Reihe hätten nennen können, bürgt für ihre Güte. — A. *Anancini*: „Novelle lombarde“, ebenfalls gegen ein Dutzend geistvoller Skizzen. — Cornelli Gulia *Turinelli*: „Mi avrebbe sposato“, ein gleiches. — Von neuen Romanen erwähnen wir G. *Monin*: „Il milione della cocotte“. — T. A. *Brunetti*: „Dilemma crudele“. — Mario *Morasso*: „Il peccati della vergine“. — Gabriele *d'Annunzio*, welche Kürzlich mit dem Roman „Piacere“ einen bedeutenden Erfolg errang, hat einen neuen Roman vollendet, der den Titel führt: „L'Invincibile“.

**Belgien:** Wie der große Kolorist Camille *Lemonnier*, dessen neuesten Roman: „Ceux de la Glèbe“, wir vor einiger Zeit an dieser Stelle lobend hervorheben konnten, uns aber auch nicht verhehlten, daß das hervorragende Talent dieses Novellisten Gefahr läuft, durch zu nahe Fühlung mit den naturalistischen Romanciers von Paris an seiner Eigenart und wahrhaft besonderen Auffassungsweise das beste Teil einzubüßen, so wandeln auch die übrigen Romanschriftsteller Belgiens meist Seite an Seite mit den Kollegen in Paris. Nur wenige machen eine erquickliche Ausnahme von dieser Regel. Den erfrischenden Wassergeruch eines malerischen, von gewerblichem Leben durchpulsten Küstenlandes atmet der Roman von Georges *Eekhoud*: „La Nouvelle Carthage“; das ruheisse und farbenreiche Treiben von Antwerpen ist mit kräftigen und kenntigen Strichen entworfen; ein bemerkenswertes Talent für

Digitized by Google

Kleinschilderung führt uns ein Sittengemälde vor die Seele, wie es eindringlicher nicht geschaffen werden kann. — „Les Légendes de la Meuse", von H. *de Nimal*, ist ein reizvoll und aus einer ruhigen Lebensanschauung heraus geschriebenes Buch. — In „Conrageuse" von José *de Coppin* tritt uns eine fremdartige Melancholie der Auffassung entgegen, die dem Buche einen besonderen Zauber verleiht. Es enthält zwei Novellen, deren erstere die Geschichte eines jungen Mädchens erzählt, die sich plötzlich durch den Tod der Eltern einem rauhen Geschick gegenüberbefindet. Die Wahrheiten und Tröstungen der Religion erscheinen ihr in dieser Traurigkeit wie Sterne in dunkler unbestimmter Nacht. Man ertrt die Tendenz der Arbeit. — „La vieux bourgmestre" desselben Autors ist freudiger in der Lebensauffassung und daher wahrer und erlebter. Der Stil ist fließend, reich und elegant. Aber auch hier ist die Konst wieder in den Dienst einer moralischen Idee getreten.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 29. 18. Juli 1889.

Die böhmischen Landtagswahlen. — W. Henkel, Oxford und Cambridge und die weiblichen Hochschulen in Englaud. — Psychophysiologie. — Wilibald Pirkheimer und die Reformation. — Gottfried Keller. Zu seinem siebsigsten Geburtstage. — Naturalistische Litteratur. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zum Geheimmittelschwindel. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 898. 20 July 1889.

J. A. Doyle, France and the Foundation of the United States. — H. S. Fagan, Bagford's Fragments and its Antiquities. — W. Wallace, Barrie's Window in Thrums. — A. W. Benn, Two Volumes of Clark's „Foreign Theological Library". — W. E. A. Axon, Burnley's History of Wool and Wool-Combing. — G. Saintsbury, New Novels. — Classical School Books. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottiugs. — American Jottings. — Original Verse: F. J. Pape, „Anrora Leigh": — Obituary: W. E. A. A., Sir James Picton; Mr. Charles Hardwick. — Magazines and Reviews. — Civil List Pensions. — Selected Foreign Books. — G. C. M. Smith, „Omar Khayyam"; Paget Toynbee, The Etymology of M. E. „Cury". — Grant Allen, Wallace's Darwinism. — Robert Brown, „Turan" and „Tusna"; Karl Blind, The Teutonic Kinship of the Skythians. — Obitnary: Dr. Francis Day. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies: The Scottish National Portrait Gallery. — W. M. Flinders Petrie, Excavations in the Fayum. — Notes on Art and Archaeology. — J. S. Shedlock, „Die Meistersinger" at Covent Garden.

**The Athenaeum.** No. 3221. 20 July 1889.

The Duke of Wellington. — Japan in 1862 and 1883. — A Darwinian Poem. — An Eastern Diary of the Seventeenth Century. — The Encyclopædic Dictionary. — Antiquarian Literature. — School-Books. — Library Table. List of New Books. — Edward FitzGerald; Public Schools in 1889; Gunnar Hyltén-Cavallius; The Pipe Roll Society; The Casket Letters. — Literary Gossip. — Watts's Dictionary of Chemistry; The Flora of Switzerland; Library Table; New Maps; Francis Day, C. I. E.; Societies; Meetings; Gossip. — Indian Archæology; New Prints; The Conference of Archæological Societies; The British School at Athens; Sales; Gossip. — Grove's Dictionary of Music; Week; Signor Bottesini; Gossip; Concerts Next Week. — Drama. Week; The Perkins Sale; Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 28. 15 Juillet 1889.

Carette, Etudes sur les temps antchistoriques. — Houtsma, Textes relatifs à l'histoire des Seldjoucides. — Fabia, Les discours dans les Commentaires de César. — Tite Live, p. p. Lndis. — Barckhausen, Statuts de la commune de Bordeaux. — Andersen, L'étymologie populaire, 5e édit. — Brandes, Holberg. — Hoffory et Schlenther, Les comédies de Holberg. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

### AMERIKA.

**The Nation.** No. 1294. 11 July 1889.

Our Diplomacy. — „Protection" for Artists. — The Sugar Duties. — The Price of Liberty. — Color Prejudice. — Theodore Dwight Woolsey. — Office Holding in the Colonies. — Russia Before Europe. — The Italy of Hawthorne. — Still Another. — The Spoils System in 1829. — Witch-Burning. — Phonetics and Spelling Reform. — Nepos for Students. — Hayti. — Garibaldi's Memoirs. — The Story of William and Lucy Smith. — „War with Crime". — Historic and Picturesque Savannah. — Essays. — The Petrine Claims. — Books of the Week.

### RUMÄNIEN.

**Romänische Revue.** 7. Heft. Juli 1889.

Die gr.-or. romänische Kirche in Ungarn und Siebenbürgen. — Von der romänischen Akademie. — Das romänische Volksschulwesen in der Bucovina (1774 1888). — Michail Eminescu. — M. Eminescu, Gedichte. — Argir und Helene, Das Märchen aus Siebenbürgen. — Macedo-romänische Volkslieder. — Ein verlorenes Leben. Novelle aus dem Romänischen des Joan Slavici, deutsch von Leon Schönfeld (Bucorescl). — Rundschau: Nicolaus Popea, gr.-or. romän. Bischof von Caransebes. Die Romänen in der Türkei. Die Passivität der Romänen in Siebenbürgeo. — Oster-Ungarn und Romänien. — Litteratur und Kunst: Zur Geschichte der Romänen in Siebenbürgen. Simeon Mangica. Eio neoes Buch von Carmen Sylva. Neue Bücher. Carmen "Sylvas Werke.

### RUSSLAND.

**Russische Revue.** 2. Heft 1889.

W. Dörr, Die erste allrueische Ausstellung der Russischen Gesellschaft für Fischzucht und Fischfaug. — H., N. M. Przewalski, Nekrolog. — J. Vaclik, Die Große Russische Pacific-Bahn. — Rußlands auswärtiger Handel im Jahre 1888. — J. Norden, Kunst-Chronik. — Litteraturbericht: A. C. Wiesner, Beiträge zur Geschichte Rußlands. Nach bisher unbenutzten russischen Originalquellen. Leipzig, 1887. Gabriel Bonvalot, Du Caucase aux Indes à travers le Pamir. Paris, 1889. — Kleine Mitteilungen: Rußlands Exporthandel mit Eiern. Die Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen im Jahre 1888. Odessaus Getreide-Export im Jahre 1888. Die Exploitation der mineralischen Schätze des Gouvernements Chersson im Jahre 1888.

### SKANDINAVIEN.

**Tilskueren.** Juni-Juli 1889.

S. Schandorph, Teaterindtryk. — Breve fra Trolddoms Forfatter, Etatsraad V. Jacobsen. Med en ledledning af B. A. Dourloo. — Gert Londemann, Foraar. — P. Eberlin, Den første og den sidste Ekspedition paa Grønlands Indlandsis. — Herman Bang, Adelaide Ristori. — J. Westrup, 1864, Preussiske Forhold og preussisk Krigshistorie. — J. Rump, Kuchenhavns Forhold og preussisk Krigshistorie. — J. Rump, Kuchenhavns Forhold og Byggelov. — Th. Graae, Ilwe Jens Lornsen. — Vald. Vedel, Gjellerup, Minna.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Dramatische Dichtungen.**

**Gozzi,** Carlo. Die Frau als Schlange. Ein tragikomisches Märchen in 3 Aufz. Übers. v. Volkm. Müller. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Maryan,** M. La Cousine Esther Paris, Libr. Bleriot. frcs. 3,0.

**Osterberg-Veralkoff,** Max. Himmlische Liebe. Roman. Augsburg, Adalb. Votach.

**Stichling,** Dr. G. W. Aus der Vogelperspektive. Humoristische Erzählnugen Leipzig, E. Ruß. 0,75.

**Treuenfels,** Ehrich. Fata Morgana. Hamburg, J. F. Richter.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Habrich,** L. Deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein im deutschen Schriftentum. L. Schwanu, Düsseldorf. 2,5, 3,5.

**Geschichte, Biographie.**

**Kämmel,** O. Deutsche Geschichte. 2.—4. H. Dresden, Höckner. je 1,0.

**Simon,** Edouard. L'empéreur Guillaume II et la première année de son règne. 4e édit. Paris, W. Hinrichsen. frcs. 3,5.

**Welzhofer,** Heinr. Geschichte des Griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. Gotha, Perthes. 4,0.

**Philosophie.**

**Riehl,** A. Giordano Bruno. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Leipsig, W. Engelmann.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot,** G., et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V, Livr. 247. Paris, Hachette & Cie. frc. 0,5.

Digitized by Google

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

## Alkibiades.

Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständniß, die „heinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die erstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Tod Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.00.

**— — Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Elze, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abhandlung: „die schottischen Marken und ihre Clans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Waiblinger.**

Ein Trauerspiel unserer Zeit.
geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.**

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Feuilleton.
8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Kinder des Reiches.**

Ein Romancyclus.
2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

**Kunstwart.** Halbmonatsschau über Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk. Herausgeber: F. Avenarius. In vornehmster Ausstattung. Vierteljährlich nur 2½ ℳ.

**Öffentliche Urteile:**

**Schles. Z.:** In der That bietet der einzige „Kunstwart" mehr, als der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften. **Tägl. Rundsch.:** Auf dem besten Wege, ein Signalorgan zu werden. **Nationalz.:** Erfüllt ein Bedürfnis. **Leipz. Z.** (wiss. Beil.): Man zeigt mit der geringen Summe des Bestellgeldes „sogleich ein Scherflein bei zur Hebung des deutschen Litteratur und des deutschen Volkes." **H. v. Zeisner** (Rom-Z.): So sachlich so edel in seiner ganzen Haltung, daß er wärmste Förderung verdient. **Klaus Groth** (Stel. Z.): Wenn ein Blatt vorliegendes Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen. **H. Hanslick** (Nat.): Es wäre wunderlich, wenn nicht diejenigen sich um den „Kunstwart" scharten und seine eifrigen Förderer würden, die in einer gesunden, im besten Sinne männlichen Kunst für sich und Andere noch Heil und Heilung finden. **L. Pelet** (L. Z.): . . . wird sich die ihm gebührende Stellung als Berater aller Gebildeten deutscher Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen. **A. P.** (Brest. Z.): Wiewol derselbe vorwiegende Vorurteile hat der „Kunstwart" erfolgreich Aber wiederholt gezeigt hat er Licht und Aufklärung verbreitet. **Magd. Z.:** Mit seinem Freimut, seiner Strenge und unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. **Bund:** Macht seinem Namen alle Ehre! **Dürer Presse:** Eigenartig in seiner Ausstattung, eigenartig in seinem Inhalt, eigenartig schon deshalb, weil er mehr gehalten als er versprochen, hat sich Avenarius' „Kunstwart" in der kurzen Zeit seines Bestandes einen auszeichnende hervorragenden Platz erobert. **L. Forr, Bl.:** Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seiner Aufgabe so treffsicher, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird. **Neue Züricher Z.:** Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, scharf und entschieden, auf das litterarische und künstlerische Leben energisch, fördernd, aufklärend und läuternd zu wirken. **Prakt. Arzt:** . . . hat es verstanden, den großen Erwartungen, welche sich an ihn geknüpft haben, vollständig gerecht zu werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (Probennummern unentgeltlich) vom

**Kunstwart-Verlag in Dresden.**

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Goedeke,** Prof. Dr. K., Deutsche Dichtung im Mittelalter. Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken. Zweite, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

**Goedeke,** Goethe und Schiller. (Geibel und Herse gewidmet.) 2. Aufl. brosch. ℳ 4.60, elegant gebunden 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

## Litterarische Zeitschrift
ersten Ranges

soll für 1. Oktober d. J. oder später verkauft werden. Schriftsteller, denen an einem einflußreichen Wirkungskreise gelegen ist, werden auf dieses altangesehene und sich zahlreicher Verbindungen im In- und Auslande erfreuende Unternehmen besonders hingewiesen.

Näheres unter *L. 150* bei der Expedition d. Bl.



Verantwortlicher Herausgeber: Wolfgang Kirchbach in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pänsler in Dresden.


Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 10. August 1889. Nr. 33.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **Wolfgang Kirchbach** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Maupassant: „Die Tote". — Karl Blind: „Englische Staatswissenschaft". — Adolf Voigt: „Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben". — Oswald: „Briefe aus England". III. — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

## Maupassant: Die Tote.

Übersetzt von Heinz Tovote, München.

Ich hatte sie geliebt — bis zum Wahnsinn! Warum nur müssen wir lieben? —

Ist es nicht seltsam, daß sich dann all unser Denken und Empfinden nur um ein einziges Wesen dreht, wir nur einen Wunsch im Herzen haben, auf den Lippen nur einen Namen, einen Namen, der unaufhörlich in uns aufquillt, aufsteigt aus den Tiefen unserer Seele, wie das Wasser einer Quelle, der stets auf unseren Lippen schwebt und den man für sich hin sagt, und wieder sagt, den man unaufhörlich murmelt, wie ein Gebet.

Unsere Geschichte will ich nicht weiter erzählen. Die Liebe kennt ja nur eine. Es ist immer dieselbe. Ich fand und liebte sie. Das war Alles. Und ein ganzes Jahr lang lebte ich einzig im Banne ihrer Zärtlichkeit, in ihren Armen, ihren Liebkosungen, bezaubert von ihren Blicken, ihrer Kleidung, ihren Worten, gefangen und umschlossen von allem, was von ihr ausging, und das so völlig, daß ich nicht mehr wußte, war es Tag oder Nacht, lebte ich oder war ich tot; war ich auf dieser Erde, oder wo war ich.

Und dann starb sie. — Wie? — Ich weiß nicht, ich weiß es nicht mehr.

An einem Regenabend kam sie heim, durchnäßt. Am andern Morgen fing sie an zu husten. Sie hustete ungefähr eine Woche und mußte sich niederlegen.

Was alles geschehen, weiß ich nicht mehr.

Ärzte kamen, verordneten etwas, und gingen wieder.

Es wurde Medizin geholt, die eine alte Frau ihr reichte. Ihre Hände waren fieberheiß; ihre Stirn brannte und war feucht, ihr Auge glänzte und blickte so traurig. Ich plauderte mit ihr. Sie antwortete. Was wir uns gesagt haben, weiß ich nicht mehr, ich habe Alles vergessen, alles. — Dann starb sie. — Ich höre noch immer den kleinen Seufzer, einen Seufzer so klein und schwach; es war der letzte. Die Wärterin schluchzte auf — und ich begriff.

Ich wußte von nichts mehr, nichts. Ich sah einen Priester, der sprach von „meiner Geliebten". Mir schien, er wollte sie beleidigen. Nun da sie tot war, hatte Niemand mehr das Recht, darnach zu fragen. Ich jagte ihn hinaus. Ein Anderer kam, der war sehr milde, sehr freundlich. Als er von ihr sprach, weinte ich.

Man fragte mich wegen des Begräbnisses um tausend Dinge. Ich weiß von nichts mehr. Nur des Sarges erinnere ich mich noch sehr gut, und, ach Gott! der dumpfen Hammerschläge, als man die Nägel in den Sarg einschlug.

Sie wurde begraben; begraben, und in die dunkle Gruft gelegt. Ein paar Freunde waren gekommen. Ich floh vor ihnen, ich wollte fort. Lange irrte ich durch die Straßen. Endlich kehrte ich heim. Am folgenden Tage reiste ich ab.

— — — — — — — — — — — —

Gestern bin ich nach Paris zurückgekehrt.

Als ich mein Zimmer wiedersah, unser Zimmer, unser Bett, unsere Möbel, dieses Haus, wo ich noch alles vorfand, was vom Leben eines armen Wesens nach dem Tode verbleibt, wurde ich wieder von so heftiger Qual erfaßt, daß ich nahe daran war, mich vom Fenster aus auf die Straße zu stürzen.

Ich konnte nicht mehr inmitten all dieser Dinge bleiben, zwischen diesen Mauern, die sie geschützt und umschlossen hatten, und die in ihren kleinsten Poren tausend Atome von ihr enthielten, von ihrem

Digitized by Google

Wesen, ihrem Atem, und ich nahm meinen Hut, um mich in das Freie zu retten.

Im Augenblicke, als ich schon die Thür in der Hand hielt, sah ich in den großen Spiegel des Vorsaals, den sie dort hatte anbringen lassen, um sich betrachten zu können vom Kopf bis zu den Füßen, jedes Mal ehe sie ausging, um zu sehen, ob auch ihre Toilette in Ordnung war, ob alles hübsch und nett saß, von den Stiefelchen bis zum Kopfputze.

Und ich blieb vor diesem Spiegel stehen, der so oft ihr Bild zurückgeworfen hatte, so oft, so oft, daß auch er ihr Bild bewahrt haben mußte.

Dort stand ich zitternd, und blickte starr in das Glas, dieses glatte Glas, so tief und leer, aber das sie doch einst ganz enthalten hatte, sie besessen gleich mir, wie meine liebevollen Blicke.

Mir schien, als müsse ich dieses Glas lieben — ich berührte es — es war kalt. — O die Erinnerung, die Erinnerung! Gleicht sie nicht einem Spiegel, einem Spiegel, der uns die schmerzliche Vergangenheit brennend lebendig zurückwirft, und uns alle Qualen aufs neue erdulden läßt. Glücklich der Mensch, dessen Herz wie ein Spiegel, über den die Bilder hingleiten und wieder verschwinden, alles vergißt, was es enthalten hat, alles, was an ihm vorübergeschwebt ist, alles, was sich in ihm betrachtet sich gespiegelt hat, in seiner Zuneigung, seiner Liebe. — O, wie ich zu leiden hatte.

Ich verließ das Haus, und gegen meinen Willen, ohne zu wissen, ohne es zu wollen, ging ich zum Friedhof. Ich fand ihr Grab, so schlicht und einfach; ein Marmorkreuz nur mit den Worten:

„Sie liebte, ward geliebt, und starb."

Da lag sie nun, tief in der Erde, um zu verwesen. O, wie entsetzlich! Ich warf mich schluchzend über das Grab.

So lag ich lange, lange Zeit. Dann fühlte ich, wie der Abend kam. Und ein seltsam toller Gedanke stieg in mir auf, der Wunsch eines verzweifelt Liebenden. Ich wollte die Nacht bei ihr bleiben, noch eine Nacht, um auf ihrem Grabe zu weinen. Aber man würde mich finden. Man würde mich vertreiben wollen. Was sollte ich anfangen? — O, ich fand ein Mittel.

Ich richtete mich auf und irrte durch diese Totenstadt. Ich ging weiter und weiter. — Wie klein ist sie doch im Vergleich zu der Stadt, wo wir leben. Und doch, um wieviel zahlreicher sind all' diese Toten, als die Lebenden. Wir bedürfen hoher Häuser, breiter Straßen, so vieler Plätze für die vier Generationen, die sich zu gleicher Zeit des Lichtes freuen, das Wasser der Quellen, den Wein der Weinberge trinken, das Brot des Feldes essen.

Und für all' diese Generationen von Toten, für die ganze Stufenleiter der Menschheit bis herab zu uns, nur ein kleines Feld, nichts weiter. Die Erde nimmt sie wieder auf; Vergessenheit löscht sie aus. — Fahret wohl! —

Wo der bebaute Friedhof zu Ende ging, bemerkte ich plötzlich den verlassenen, der, wo die Längstbegrabenen sich ganz mit der Erde vermischen, wo selbst die Kreuze faulen, und wo man morgen die Zuletztgekommnen hinbringen wird. Er ist voll wilder Rosen, schwarzer, stämmiger Zypressen, ein herrlich trauriger Garten, aus den Gebeinen der Toten seine Kraft empfangend.

Ich war allein, ganz allein. Ich schmiegte mich unter einen grünenden Baum, der mich mit seinen saftigen dunklen Zweigen völlig verbarg.

Ich wartete und klammerte mich an den Stamm, wie ein Schiffbrüchiger an ein Stück Treibholz. —

Als die Nacht völlig eingebrochen war, schwarz und schweigend, verließ ich mein Versteck und fing an vorsichtig hinzuschreiten, langsam, mit scheuen Schritten, über dieses Feld voller Toten.

Ich irrte lange Zeit umher, lange, sehr lange. Ich fand ihr Grab nicht wieder. Mit ausgestreckten Armen, weitgeöffneten Augen, an die Grabsteine stoßend, mit den Händen, den Füßen, meinen Knieen, mit der Brust, selbst mit dem Kopfe, suchte ich, ohne sie zu finden. Ich fühlte, ich tastete, wie ein Blinder sich seinen Weg sucht; ich betastete die Steine, die Kreuze, eiserne Gitter, die Glaskränze und die welken Blumenkränze. Ich las die Namen mit den Fingerspitzen, indem ich damit über die Buchstaben hinfuhr. Welch eine Nacht, welch eine Nacht! Und ich fand sie nicht wieder.

Kein Mondschein! — Welch eine Nacht! — Ich bekam Furcht, eine schreckliche Furcht, auf diesen engen Pfaden, zwischen den beiden Gräberreihen.

Gräber, Gräber, Gräber! Nichts als Gräber. Zur Rechten, zur Linken, vor mir, rings um mich her, überall Gräber.

Ich setzte mich endlich auf einen der Grabhügel, denn ich konnte nicht mehr weiter, meine Beine drohten zu brechen. Ich hörte mein Herz klopfen. Und noch etwas hörte ich. Aber was? — Ein Geräusch, verworren, unnennbar. War es in meinem sich verwirrenden Hirne, in der undurchdringlichen Finsternis; oder unter der geheimnisvollen Erde, unter der Erde, wo all' die Toten ausgesät lagen, dieses Geräusch. Ich sah mich um nach allen Seiten.

Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht. Ich war starr vor Furcht, ich war wahnsinnig vor Entsetzen; nahe daran aufzuschreien, vor Angst zu vergehen.

Und plötzlich schien mir, als bewege sich der Marmor, auf dem ich saß. Ich fühlte, er bewegte sich, als ob man ihn aufhob. Mit einem Sprunge warf ich mich auf das nächste Grab, und ich sah, sah, wie der Stein, den ich verlassen hatte, sich völlig aufrichtete. Und der Tote erschien, ein Skelett, nackt und bloß, der mit gekrümmtem Rücken den Stein zurückwarf.

Ich sah es, sah es deutlich, obgleich die Nacht stockfinster war. Und auf dem Kreuze konnte ich lesen:

„Hier ruht Jakob Olivant, gestorben im 51. Lebensjahre. Er liebte die Seinen, lebte rechtschaffen und brav, und starb im Frieden des Herrn."

Jetzt las auch der Tote diese Grabschrift, die ihm gesetzt war. Dann hob er vom Wege ein Steinchen auf, einen kleinen spitzen Stein, und er begann sorgsam die Inschrift auszukratzen.

Digitized by Google

Er kratzte sie völlig aus, ganz langsam. Dann betrachtete er mit seinen leeren Augen die Stelle, wo die Worte gestanden hatten; und dann schrieb er mit dem Knochen, der einst sein Zeigefinger gewesen, in leuchtenden Lettern, gleich denen, wie man sie mit einem Streichholz auf eine Mauer schreiben kann, die Worte hin:

„Hier ruhet Jakob Olivant, gestorben im 51. Lebensjahre. Er war durch seine Lieblosigkeit schuld an dem frühen Tode seines Vaters, den er zu beerben trachtete; er marterte sein Weib, quälte seine Kinder, betrog seine Mitbürger, stahl wo er nur konnte und starb elend."

Als er das geschrieben, betrachtete der Tote lange unbeweglich sein Werk. Und ich sah, als ich mich umwandte, wie alle Gräber sich geöffnet hatten, wie alle die Leichen daraus hervorgestiegen waren, und wie sie Alle die Lügen ausgelöscht hatten, die ihnen von den Verwandten als Inschrift auf den Grabstein gesetzt waren, um die Wahrheit an die Stelle zu schreiben.

Und ich sah, daß sie Alle die Peiniger ihrer Angehörigen gewesen waren, gehässig, unehrlich, Heuchler, Lügner, Schurken, Verläumder, Neider; daß sie gestohlen, getäuscht und alle erdenklichen Schandthaten auf sich geladen hatten, all' diese vortrefflichen Väter, diese treuen Gatten, diese liebevollen Kinder, diese keuschen jungen Mädchen, diese rechtschaffenen Leute, all' diese makellos erklärten Männer und Frauen.

Und Alle zu gleicher Zeit schrieben sie auf die Schwelle ihrer ewigen Wohnstätte die grausame, schreckliche, heilige Wahrheit, von der auf dieser Welt Niemand etwas weiß, noch wissen will.

Und jetzt furchtlos durch die geöffneten Särge schreitend, mitten zwischen all diesen Leichen hindurch, all diesen Skeletten, ging ich zu ihr, gewiß sie bald zu finden.

Schon von weitem erkannte ich sie, ohne ihr Gesicht sehen zu können. Das Grabtuch verhüllte es.

Und auf dem Marmorkreuze, wo ich eben noch gelesen hatte:

„Sie liebte, ward geliebt und starb"

las ich jetzt:

„Als sie im Regen ausging, ihren Geliebten zu betrügen, erkrankte sie und starb."

— — — — — — — — — — — —

Im Morgengrauen hat man mich bewußtlos auf einem Grabe gefunden.

## Englische Staatswissenschaft.

Von Karl Blind.

The Government Year Book: a Record of the Forms and Methods of Government in Great Britain, Her Colonies, and Foreign Countries.

1889. Edited by Lewis Sergeant. London, Fisher Unwin.

Hier liegt ein umfangreiches Werk über die Regierungsformen in Großbritannien, seinen Ansiedelungen, und in fremden Ländern, von einem Schriftsteller vor, der sich jedenfalls nach Kräften bemüht hat, Verläßliches in eben so ruhig thatsächlicher, wie bequem lesbarer Weise zu geben.

Wir kennen ihn persönlich seit Jahren als einen freisinnigen Mann. Bekannt ist uns auch, mit welchen Schwierigkeiten ein englischer Herausgeber eines solchen Buches zu kämpfen hat, welches sich mit den staatlichen Zuständen fast aller Völker des Erdballes beschäftigt. Die Kenntnis der Verfassungen fremder Länder ist nämlich in England, obwohl sich dessen eigenes Reich über alle Weltteile ausdehnt, sehr dürftig selbst unter den Höchstgebildeten verbreitet. Man reist hier, Jahr aus, Jahr ein, nach der Schweiz, an den Rhein, nach Italien, nach Norwegen, und kommt zurück, ohne irgendwelchen klaren Begriff von den Staatseinrichtungen der betreffenden Länder erlangt zu haben. Man fährt auf dem „großen Härings-Teich" — wie die vielreisenden Amerikaner das Weltmeer nennen — nach den Vereinigten Staaten hin und her, kümmert sich aber meist herzlich wenig um die inneren Verhältnisse des doch englisch redenden Volkes der zukunftsreichen Republik. Überhaupt ist der Sinn der Engländer auf die Erforschung dieser Dinge vielleicht schon deshalb nicht besonders gerichtet, weil sie selbst eigentlich keine geschriebene Verfassung besitzen und sich beständig am sausenden Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Staatseinrichtungen weben. Möglicherweise könnte man es statt „weben" auch ein beständiges Flicken nennen.

An englischen Quellenwerken für den vorliegenden Zweck ist wahrlich kein Überfluß. Um so verdienstlicher ist das Unternehmen, dem hiesigen Leser eine Einsicht in die Verfassungen anderer Völker zu bieten; und insofern darf Herr Lewis Sergeant auf Anerkennung rechnen. Im Großen und Ganzen ist die Darstellung auch eine sachgetreue. Gelegentlich finden sich allerdings Lücken oder Irrtümer, welche gerade wegen der sonstigen Richtigkeit der Schilderung um so stärker auffallen. Zu dem Zwecke, eine Verbesserung für künftige Ausgaben anzuregen, sollen einige der nachfolgenden Bemerkungen dienen.

Ehe wir daran gehen, sei erwähnt, daß es selbst vom englischen Standpunkte auffallen darf, auf dem Titelblatt bloß „Großbritannien" genannt zu sehen. Großbritannien bedeutet nur England, Wales und Schottland. Das „Vereinigte Königreich" schließt auch Irland in sich. Warum also nicht diese Bezeichnung wählen? Der Verfasser ist freilich, im Anschluß an die Partei Gladstones, ein Homeruler, obwohl augenscheinlich gemäßigter Art. Die Vorwegnahme eines Sieges dieser, unserer Ansicht nach grundverderblichen Bestrebungen ist indessen doch kaum in einem staatswissenschaftlichen Werke zulässig, welches sich mit den wirklichen Zuständen befaßt.

Als die stärkste politische Triebkraft unserer Zeit bezeichnet Herr Sergeant unter Bezugnahme auf den Staatsrechtslehrer Sir Henry Maine „die Entwickelung zur volksmäßigen Regierung hin", welche in ganz Europa „rein englischen Ursprunges" sei. Von England vor zwei Jahrhunderten begonnen, habe

Digitized by Google

sich dieselbe auf die französischen Denker in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgepflanzt. Davon sei dann das Übrige gekommen.

Hier muß doch ein Einwand erhoben werden. Gewiß haben die zwei englischen Umwälzungen des siebzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Anstoß gegeben. Der amerikanische Befreiungskrieg und die französische Revolution schlossen sich im Laufe der Zeit daran an. Allein soll die vorhergegangene deutsche Reformationsbewegung, mit ihren ursprünglich zugleich staatlichen und gesellschaftlichen Fortschrittsversuchen, ganz vergessen werden? Sollen wir des aus ihr entsprossenen, etwas ungenau so genannten „Bauern-Krieges" nicht gedenken, in welchem die Bewegungsmänner teils auf einen kaiserlichen Einheitsstaat mit demokratischen Einrichtungen, teils auf ein rein volksmäßiges Gemeinwesen nach Schweizer Art abzielten? Haben die von Aachen bis Ulm und Zürich einst reichenden Eidgenossen-Bünde, aus welchen die Schweizer Eidgenossenschaft hervorging, keine Bedeutung für den Begriff der volksmäßigen Regierung gehabt? Ist selbst die Hansa außer Acht zu lassen? Sollen die hundert und mehr freien Städte im alten Deutschen Reich nicht genannt werden?

„Aus Germaniens Wäldern" — sagte Montesquieu zu einer Zeit, wo man in Frankreich die anderen Völker noch gerechter beurteilte und besser kannte, als später — „aus Germaniens Wäldern sind die freien Einrichtungen gekommen". Auf diesem Wege gelangten sie nach Britannien, das von dem erobernden deutschen Siedler-Volke der Angeln, Sachsen, Friesen und anderer Stämme in ein Angel-Land, ein England, umgeschaffen wurde. Im Schwaben- und Sachsenspiegel kann man über die Wahl des „Königs der Deutschen" — so hieß er einst — und über die von ihm einzuhaltende Reichsverfassung lesen, wie unsere Vorfahren in diesen Dingen dachten. Noch Algernon Sidney*) — und als Republikaner verstand er sich wohl darauf — hob rühmend hervor, daß in Deutschland „alle Macht des Staatsoberhauptes eine bloß übertragene" sei. „Nicht handle es sich dort darum, welchen Anteil an der Regierung die Fürsten dem Adel und Volk gestatten, sondern welchen Anteil Adel und Volk den Fürsten gewähren wollen."

Am Ausführlichsten und Besten ist in dem vorliegenden Werke das Vereinigte Königreich mit seinen Ansiedelungen und abhängigen Gebieten dargestellt. Der Verfasser geht bei seinen Erörterungen oft auf Ursprung und Sprache der von ihm behandelten Bevölkerungen ein. Über sein eigenes Land unterläßt er solche Andeutung. Er schreibt nur: „Vor dem normannisch-französischen Einbruche wurden die Könige von England durch die „Witena-gemot" (Versammlung der Weisen) erkoren, welche ihre Wahl gewöhnlich aus dem Geschlechte des vorhergegangenen Fürsten trafen."

Wie nahe hätte es doch da gelegen, dies als deutschen Brauch der deutschen Gründer Englands zu bezeichnen!

*) „Discourses concerning Government".

Auch da, wo die bestehende englische Verfassung als eine Mischung aus volksmäßigen, republikanischen, ja revolutionären, und fürstlichen Bestandteilen geschildert wird, und gesagt ist, das über den Erdball hin sich erstreckende Reich habe teils einheitliche, teils bündische Gestaltung, lag der Hinweis auf die alte deutsche Reichsverfassung nahe. In dieser waren ja auch solche Mischungen vorhanden. Der Hinweis ist aber unterblieben, weil der Verfasser Sir H. Maine's schiefe Auffassung vorangestellt hatte.

Wohl ist England im Laufe der Zeit in Bezug auf das Recht der Volksvertretung vielen anderen Ländern vorangeschritten. Was Herr Sergeant über das von Jahr zu Jahr durch das Unterhaus zu gewährende oder zu verwerfende Budget*) und die damit zusammenhängende Erhaltung oder Auflösung des stehenden Heeres sagt, ist ganz richtig. Nur soll man, geschichtlich gesprochen, nicht behaupten: dies alles sei „rein englischen Ursprunges". Englisch, anglisch, ist in Wahrheit zugleich altdeutsch auch in Bezug auf das Staatswesen.

Das englische Weltreich nimmt in dem Buche 133 Seiten ein; Frankreich deren nur 20; Deutschland 20. Bei Aufzählung der nicht-französisch redenden Bevölkerungsteile Frankreichs (Bretonisch, Baskisch, Italienisch) ist das Flämische oder Niederdeutsche eines an Belgien grenzenden Gebietsstreifens vergessen worden. Ganz genau ist gewiß auch die Äußerung nicht: „seit Sedan genieße Frankreich der Einrichtungen, welche die Besten seiner Vaterlandsfreunde im Jahre 1789 einzuführen trachteten". Hier ist 1792 durch 1789 vorweggenommen.

Sodann ist nicht bloß das „bürgerliche Recht" (civil law) Frankreichs im Gesetzbuche Napoleons enthalten, sondern auch die Strafgesetzgebung. Daß die Vorarbeiten des Konvents von Napoleon stark benutzt wurden und dieser mit der bekannten Äußerung („Hätte ich nichts anderes geleistet, als dies Gesetzbuch, so würde ich schon damit auf die Nachwelt übergehen!") eine Ruhmredigkeit von sich gab, durch welche er sich mehr Verdienst zuschrieb, als ihm gebührte, könnte in einem Werke, wie das oben genannte, nebenbei schon erwähnt werden. Bei der Aufzählung der Rechtsquellen, welche in dem Napoleonischen Gesetzbuche benutzt sind, fehlt der Hinweis auf die Arbeiten des Konvents.

Herr Sergeant hebt richtig hervor, daß unter der dritten französischen Republik für den unentgeltlichen, zwangsweisen und weltlichen Volksunterricht im Jahre 1886 die Summe von 6,900000 Pfd. St. (172,500000 Franken) verausgabt wurde: was gewiß die beste Frucht der gegenwärtigen Régierungsform ist. Durch den Hinweis auf die Thatsache, daß 1869, unter dem Kaiserreich, das Budget für Volksunterricht sich auf nicht mehr als 23,663000 Franken belief, hätte der Fortschritt noch besser angedeutet werden können.

Ohne Bemerkung erwähnt der Verfasser, daß „Algerien nicht als eine Ansiedelung, sondern als drei Gaue Frankreichs betrachtet wird, welche in der

*) Das ist auch ein ursprünglich deutsches, aber, gleich „Bouteille", „Bivouak", „Infanterie" u. v. a., fremdländisch umgestaltetes Wort.

Digitized by Google

Kammer und im Senat vertreten sind und ihre Gesetze von dorther empfangen". Die Zahl der Franzosen in Algerien aber ist nur 233937; die der sonstigen Europäer 189944; und die der einheimischen muselmännischen Araber und anderer Eingeborenen 2,850866. So zieht also Frankreich selbst Algerien in seinen Einheitsstaat, während doch so viele Franzosen — aus geheimer oder offener Eifersucht und Feindschaft gegen England — für irisches Sonderstaatswesen schwärmen!

England aber soll das mit ihm seit 700 Jahren verbundene Irland, dessen Nordosten von englisch-schottischer Bevölkerung bewohnt ist, und dessen 5000000 Menschen, mit Ausnahme eines kleinen Bruchteiles im Süden und Westen, englisch und nur englisch reden und schreiben, staatlich von sich lostrennen, lediglich um einer ultramontanen Wühlerei den Gefallen zu thun und sich für den Fall eines schweren auswärtigen Krieges eine Zuchtrute zu bereiten.

Das mag in Frankreich noch Manchem gefallen, denn dort hat von Alters her die Kriegsregel gegolten, ja, sie ist wörtlich ausgesprochen worden: „Um England zu bekämpfen, muß man zuerst Schottland und Irland sich zu Freunden machen". Auf Deutschland ist seit Jahrhunderten dieselbe Regel angewandt worden. Da nahm Frankreich die Partei der Kleinfürsten gegen das Reich, hielt es auch mit Türken oder irgend einem anderen Landesfeind, um die deutsche Einheit allmählich auseinander zu schlagen. Als 1790 die noch deutsch gebliebenen Teile des Elsaß widerrechtlich durch die französische Versammlung als zum Gebiete des Königreichs gehörig erklärt wurden, da stellte der Berichterstatter im Namen seines Ausschusses die Lehre auf: „jedes Stück deutschen Landes bilde sozusagen eine besondere Nation (un Corps de Nation séparé), und es bedürfe, um solche Stücke an Frankreich anzugliedern, keiner Zustimmung des Deutschen Reiches."

Wie bei den Elsäßer Geschichtschreibern Strobel und Engelhardt zu lesen, trug diese freche Behauptung wesentlich zu der Verbitterung zwischen Deutschland und Frankreich bei, die zuletzt in Krieg auslief. Der Krieg selbst wurde bekanntlich nicht vom Deutschen Reich, nicht von Österreich und Preußen, sondern von Frankreich 1792 an „Franz II., König von Ungarn und Böhmen", erklärt. Vorangegangen war allerdings die Pillnitzer Übereinkunft. Allein vor ihr war die gewaltthätige Beschlagnahme deutschen Gebietes erfolgt.

Es ist, glaube ich, von Nutzen, auf solche französische Anschauungen aufmerksam zu machen, da sie mit ihrem kriegslistigen Wesen selbst jetzt noch teilweise fortwirken. Ich habe im vorigen Sommer die Lehre vom „Corps de Nation séparé" zu meinem Erstaunen in Paris aus einem Munde, von dem ich es am Wenigsten erwartet hätte, ganz ruhig in Bezug auf Deutschland wiederholen hören.

John Stuart Mill, der den Franzosen gewiß nicht abgeneigt und, gleich mir, mit Louis Blanc befreundet war, sprach in seiner für englische Reichseinheit eintretenden Schrift („England und Irland") die Befürchtung aus: Irland könne, falls man dort einen Sonderstaat sich einrichten lasse, eines Tages in Frankreichs Hände fallen. Mill war kein Mann der beunruhigenden Übertreibungen, sondern der kühlste Denker. Da in dem Werke von Lewis Sergeant zwar keine Äußerung gegen die Einreihung des so fremdartigen Algeriens in die französische Staatseinheit fällt, wohl aber ausführliche Erörterungen zu Gunsten der irischen Homerulerei enthalten sind, so dürften obige Andeutungen vielleicht von Nutzen sein. Straffe, schlagfertige Einheit bei sich, Erhaltung loser bündischer Verfassungen bei den Nachbarn: das ist alte französische Staatskunst. So kann man im Auslande immer leicht störend und erobernd eingreifen.

Es hängt wohl mit der Homerulefreundlichen Gesinnung des Verfassers zusammen, daß er „die österreichisch-ungarische Monarchie, mit der Hauptstadt Wien" als einen „Bundesstaat" (federal State) bezeichnet. In dieser Monarchie giebt es zwar eigentlich zwei Hauptstädte: Wien und Pest. Ein Bundesstaat ist sie aber bekanntlich durchaus nicht — dazu möchten die Tschechen sie machen — sondern ein an die Personal-Union nahe herankommender „Dualismus".

In England gebraucht man die staatsrechtlichen Begriffe für fremde Zustände ziemlich willkürlich. Unter den hiesigen Homerulern tauchen neuerdings „Föderalisten", wie Lord Edmund Fitzmaurice, auf, welche von dem durch Gladstone und Morley 1886 erstrebten Dualismus zwischen Großbritannien und Irland schon in die rein bündische Verfassung einzelner „Staaten" (Irland, Schottland, Wales, England — vielleicht sogar Nord-, Süd- und West-England) übergehen möchten und dabei auf Amerika verweisen. Gladstone selbst hat neuerdings dem Föderalismus das Wort geredet. Der kleine Umstand, daß die Vereinigten Staaten aus einer Anzahl bis dahin ganz selbständiger Ansiedelungen erwuchsen, und daß die lose, bündische Verfassung in Amerika, wie in der Schweiz, schließlich zum Bürgerkrieg führte, worauf die Zügel der Einheit straffer angezogen werden mußten, stört die Herren nicht. Sie möchten leichten Herzens für England eine ähnliche Zukunft bereiten.

Ungenau ist wiederum die Darstellung: „der Monarch von Österreich habe sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts Kaiser von Deutschland genannt." Er nannte sich stets erst so, wenn er zu diesem Amte erwählt war. „Das (österreichische) Kaiserreich", heißt es weiter, „wurde durch Preußen 1866 aus dem Deutschen Bunde ausgestoßen". Nicht das österreichische Kaiserreich, sondern unsere österreichischen Bundesprovinzen erlitten dies Schicksal. Der Vergleich zwischen Ungarn und Irland, auf welchen der Verfasser wiederholt zurückkommt, paßt aus mehr als einem Grunde nicht. Ungarn hat ja nie zum Deutschen Reiche oder Bunde gehört, wie Irland zum Vereinigten Königreich. Ungarn ist überdies von dem Österreich diesseits der March nicht bloß durch Geschichte und alte Verfassung, sondern auch durch Volksabkunft und Sprache stark geschieden. Sein magyarischer Kern ist dem Ursprunge und der Zunge nach dem türkischen Stamme verwandt.

Digitized by Google

Will man etwa die englisch redenden Iren ebenso von den Engländern abscheiden, sie zu Fremden machen?

Wäre die k. k. Monarchie ein Bundesstaat gemäß den vom Verfasser gemachten Andeutungen, so müßte Ungarn selbst sofort auseinanderfallen. Denn da wohnen Magyaren und Slaven, Deutsche und Rumänen, anderer Bruchteile nicht zu gedenken, unter einem Parlamente zusammen, während sie doch von einander so verschieden sind, wie Türken von Russen, Schweden von Italienern. Unter englischen Homerulern giebt es freilich nicht wenige, welche ebensowohl Ungarn, als das diesseitige Österreich in kunterbunte Fetzen auseinander reißen möchten. Das ist unter Anderen das Ziel des Geschichtsschreibers und Russenfreundes Freeman.

Wie ginge es Belgien mit seiner flämisch-niederdeutschen Mehrheit, und seiner wallonisch-französischen Minderheit, wenn die Lehre dieser bündisch gesinnten Homeruler angewandt würde? Bis jetzt hat Belgien doch nur ein Parlament.

Bei Schweden und Norwegen („Hauptstadt: Stockholm", wie es in dem Buche heißt, obwohl es dort der Hauptstädte zwei giebt), vergessen die hiesigen Homeruler, mit ihrem beliebten Hinweise auf diese Länder, stets die Hauptsachen. Nämlich: erstens, daß, mit Ausnahme der kurzen Zeit der Kalmarischen Union: Schweden und Norwegen staatlich immer ganz getrennt waren. Und ferner, daß Schweden und Norwegen zwei verschiedene germanische Sprachen reden. Ebenso herrscht Sprachverschiedenheit zwischen Dänemark und dem auf sein eigenes Althing haltenden Island. Zwischen England und Irland aber ist Spracheinheit vorhanden.

Es ist verkehrt, bei Norwegen, in seinem Verhältnisse zu Schweden, von „Home Rule", zu reden. Personal-Union wäre eher das Wort. Bekanntlich bildet sich übrigens dort die Richtung auf völlige Unabhängigkeit mehr und mehr aus. Das mögen sich Diejenigen merken, welche Irland mit einer besonderen Volksvertretung und Vollzugsgewalt begaben möchten.

Die viersprachige Schweiz, ursprünglich aus Kantonen bestehend, deren jeder für sich die Staatshoheit in Anspruch nahm, hat aus ihrer einst lockeren bündischen Verfassung heraus den Bürgerkrieg ebenso erzeugt, wie die Vereinigten Staaten. Die Folge war, daß man den umgekehrten Weg einschlagen musste, als den die Gladstonianer, im Verein mit den reichsfeindlichen Parnelliten, jetzt für England anempfehlen, nachdem sie selbst früher dies als „Reichsverrat" bezeichnet hatten.

Bei der Schilderung der Eidgenossenschaft hätte in dem obigen Werke wohl gesagt werden dürfen, daß das Land ehemals deutsches Reichsgebiet war, und daß bis zum Jahre 1648 staatsrechtlich eine gewisse, obwohl schattenhafte Beziehung zu Deutschland als fortbestehend angenommen wurde. Ein sonderbarer Irrtum hat sich ferner in der Behauptung eingeschlichen: „Die neue Schweizer Bundesverfassung von 1848 sei erst nach Verhandlungen, welche ein Vierteljahrhundert gedauert, in Wirksamkeit getreten!" Was die Schweizer wohl dazu sagen werden?

Über die Wahl der eidgenössischen Vollzugsgewalt (Bundesrat) und ihres Vorsitzenden ist nur Unvollständiges in dem Buche gesagt. Es hätte angeführt werden sollen, daß dieselbe aus sieben, auf drei Jahre gewählten Mitgliedern besteht, und daß ihr, ebenfalls nicht durch Volks-, sondern Parlamentswahl ernannter Vorsitzender und stellvertretender Vorsitzender — Beide nur auf ein Jahr gewählt — diese Stellen nicht während zwei unmittelbar auf einander folgenden Jahren bekleiden können. Da der Verfasser die Ähnlichkeit zwischen der Verfassung der Schweiz und der Vereinigten Staaten betont, so mußten diese bedeutsamen Unähnlichkeiten hervorgehoben werden.

Bei Italien findet sich die Stelle: „Österreich wurde Venetien im Jahre 1866 abgenommen, nach einem Kriege zwischen Frankreich und Sardinien einerund Österreich andererseits. Savoyen und Nizza, italienische Provinzen, gliederte Frankreich sich 1860 an. In dem Schweizer Kanton Tessin herrscht die italienische Sprache vor." Hier sind natürlich die Ereignisse des Krieges von 1859, bei welchen die Lombardei an Italien kam, mit denen von 1866 durcheinander gemischt. Warum die italienische Sprache Tessins unter Italien genannt wird, ist nicht klar. Andere Schweizer Kantone sprechen französisch; die meisten aber deutsch, und ihrer wird nicht unter Frankreich und Deutschland gedacht.

Irreführend ist die Äußerung: „Das Hoheitsrecht (Sovereignty) des Papstes sei von der italienischen Regierung anerkannt", und „er werde als der unbeschränkte und unfehlbare Herrscher eines Staates betrachtet, dessen Verfassung keineswegs ausschließlich geistlicher Art sei". Daß der Papst gern nicht bloß die Kirchenstaaten, sondern die Welt regieren möchte, ist bekannt. Kardinal Manning und andere englische Römlinge haben ihn noch neuerdings ganz mittelalterlich als das berechtigte Oberhaupt aller Fürsten und Völker bezeichnet. Im Leibblatte der irischen Liga, in Parnell's „United Ireland", werden die Stifter der italienischen Einheit als „Räuber und Mörder, welche den heiligen Vater beraubten", gebrandmarkt. Einen „Staat" aber besitzt der Herr Papst glücklicherweise nicht mehr. Das von dem Verfasser selbst angeführte Gewährleistungs-Gesetz, welches eines Tages wohl auch abgeschafft werden wird, sagt nur: die italienische Regierung erweise dem obersten Priester die Ehre eines Herrschers.

Bei Deutschland bemerkt der Verfasser: der Titel „Kaiser der Deutschen" sei nacheinander von den Familien oder regierenden Häusern Karls des Großen von Franken, Sachsen, Hohenstaufen, Habsburg, Nassau, Baiern, Habsburg-Lothringen und Hohenzollern besessen worden. Abgesehen von der Ungenauigkeit hinsichtlich des Titels und der Reihenfolge der Geschlechter, aus welchen Könige der Deutschen und Kaiser hervorgingen, wird dem Leser dadurch leicht die irrige Meinung beigebracht, als habe es ein Deutsches Erbkaisertum bis zum Jahre 1806 gegeben. So spricht der Verfasser auch irrig

Digitized by Google

von dem älteren Deutschen Reiche vor den Revolutions-Kriegen als dem „Deutschen Bunde unter der Leitung (hegemony) Österreichs". Unter den „Bundesstaaten von 1815—67" führt er dann wieder das „Kaisertum Österreich", statt der österreichischen Bundesländer auf. Weiter hören wir von einem „kurzen Versuche einer verfassunggebenden Versammlung während der Umwälzung von 1848". Die deutsche Nationalversammlung bestand immerhin bis zum Juni 1849.

Den Freistaaten widmet Hr. Sergeant einen verhältnismäßig großen Umfang, und er behandelt sie vor den Königreichen. Bei der Südafrikanischen Republik sagt er über den mit England abgeschlossenen Vertrag: „Ein neuer Vertrag wurde 1884 unterzeichnet, durch welchen nicht viel mehr als der Name der britischen Oberlehnsherrlichkeit (suzerainty) beibehalten wurde." Dies ist ein Irrtum. Es steht in dem Vertrage kein Wort von „suzerainty". Als die Häupter der Transvaal-Regierung hier die Unterhandlungen führten, sah ich sie mehrmals und erteilte auf ihre Fragen eingehenden Rat. Den Vertragsentwurf (holländisch und deutsch) zeigten sie mir eine halbe Stunde vor der schließlichen Unterzeichnung, und der Wortlaut liegt mir doppelsprachig vor. In England verbreiten die Gegner der Südafrikanischen Republik gern die Meinung, es sei 1884 eine Oberlehnsherrlichkeit namentlich beibehalten worden. Dies ist nicht der Fall. Alles, was England sich vorbehielt, ist dies: ein Vertrag, welchen die Südafrikanische Republik mit irgend einem anderen Staat oder Volk, als dem Oranien-Freistaat oder irgend einem eingeborenen Stamme im Osten oder Westen der Republik, eingeht, soll vorher der englischen Regierung zur Zustimmung unterbreitet werden. Ist nach sechs Monaten keine Antwort eingetroffen, so wird der Vertrag auch ohne diese Zustimmung rechtskräftig. Von „suzerainty" steht unbedingt nichts im Abkommen von 1884, und eine solche erkennen die freien Bürger von Transvaal nicht an.

Im Eingange des Buches sind die seit dem Wiener Kongreß von 1815 abgeschlossenen Verträge zusammengestellt. Auffallenderweise fehlen darunter aber viele der bedeutendsten; so die auf den italienischen Krieg von 1859, den Schleswig-Holsteinischen von 1863—64 und den französisch-deutschen Krieg von 1870—71 bezüglichen.

Das sind die Ausstellungen, die wir zu machen haben. Vom Standpunkte deutscher Genauigkeit und Gründlichkeit sind sie nicht gering. Gleichwohl enthält das Buch für den englischen Leser so Vieles und so Nützliches, was er sonst nicht leicht erführe, daß diese Bemerkungen nicht sowohl als Tadel, denn als Aufforderung zur Anlegung der bessernden Hand dienen sollen. Dann wird das Buch seinen Zweck wahrhaft erfüllen.

London.

## Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben.

Von Adolf Voigt.

### I. Über den Umgang mit Büchern.

In einem Spruche Goethe's faßt sich das Urteil eines stillen Gelehrten über eine große und laute Gesellschaft in die Worte: Wären's Bücher, ich würde sie nicht lesen. Nicht Jeder wird die Gespräche seiner Freunde danach abschätzen, ob sie gedruckt die Mühe des Lesens lohnten; aber wohl kann sich Jeder den Spruch umdrehen; fragst du: welche Bücher soll ich lesen? solche, mit deren Verfasser du dich unterhalten möchtest, weil dessen Erfahrungen, Ansichten und Meinungen dir wertvoll und förderlich, hörens- und beachtenswert erscheinen. Auf dem Titelblatt steht ein Name, ein wohlklingender oder gewöhnlicher, berühmter oder unbekannter Name, gleichviel; die Hauptsache ist: steht hinter dem Buche ein Mensch, der zu dir spricht, dem du gern zuhörst, weil er dir etwas zu sagen hat?

Wieviel liegt nicht an einem Reisegefährten, dessen Gespräch uns über die langweiligen Strecken hinweghilft, dessen Erfahrung uns an noch unbekannten Orten aushilft und fördert, der uns erzählen kann, was wir selber nicht mit eignen Augen gesehen haben; und doppelt gilt dies von der Reise durch diese wunderreiche Welt, durch deren unendliche Weiten, Breiten und Zeiten wir eine kurze Zickzacklinie beschreiben mit dem unüberwindlichen Drange zu fragen woher und wohin, warum und wozu. Wir brauchen uns nur einen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem Verhältnis unser Leben, unser wirklich erlebtes, aus flüchtigen Stunden zusammengesetztes Leben steht zu den Zeitenfernen der Vergangenheit, auf welche wir mit Anteilnahme zurückblicken. Ein Weltreisender, der von allen sehenswerten Stätten, die er besucht, Photographien aufgenommen und mit heimgebracht hat und nun in der Ruhe der Heimat nach seinem täglichen Spaziergange das Album seiner Erinnerungen durchblättert: dem Stündchen Spaziergang durch Straßen und Gärten, um Feld und Stadt gleicht das Leben, dem Reisealbum, worin das Auge im Fluge über die Bilder der Welt hingleitet und die umblätternde Hand in andere Erdteile versetzt, die Litteratur.

Nennen wir, ohne uns in haarspaltende Begriffsbestimmungen zu verlieren, Bildung jenen Umblick in der Welt, der von dem uns zugewiesenen, wurzelhaften Standpunkte aus uns einen klaren Gesichtskreis verschafft, daß alles an uns herantretende in seiner wesentlichen Bedeutung für uns erkannt und durchschaut wird, so ist hiermit schon die Notwendigkeit eines abgrenzenden Horizontes, eines Unterschiedes zwischen näheren und ferneren Gegenständen ausgesprochen. Suchen wir unsere unmittelbare Anschauung durch Zeugnisse und Berichte fremden Lebens gewissermaßen künstlich zu erweitern, so ist Voraussetzung für den hierbei zu holenden gewaltigen Gewinn die Fähigkeit zunächst die eigne Lebenserfahrung lesen und für seinen Privatgebrauch buchen zu können. Wie der Kreis nur dann sicher und ohne Fehler gezogen werden kann, wenn der

Digitized by Google

eine Stab des Zirkels fest im Mittelpunkte ruht, so verlangt auch die Aufgabe der Bildung zugleich ein sicher erfaßtes, fest gegründetes Zentrum und eine Peripherie, die ein Stück Welt umschreibt, und in unser Bereich einzieht. Die Frage also: wie fördert Lesen unsere Bildung? wäre auf die andere zurückzuführen: wie weit reicht die Kraft des eignen geistigen Lebens, sich fremdes anzueignen, mit eignen Gedanken fremde zu durchdringen?

Für die Frucht des Lesens kommt ebensoviel darauf an, wie man liest als was man liest. Trotzdem hört man nur fragen: was sollen wir lesen? Über das Wie aber glaubt Jeder hinlänglich unterrichtet zu sein. Übrigens ist auch unstreitig die Frage nach dem Was leichter zu beantworten. Neuerdings ist in England, dem Mutterland der praktischen Weltweisheit, der Gedanke auf die Tagesordnung gesetzt worden, von Gelehrten und sonstigen berühmten Männern eine Liste der hundert besten Bücher, die auf Erden zu lesen sind, aufsetzen zu lassen.*) In der That würde eine solche Liste zu den schönsten und nützlichsten Dingen der Welt gehören, wenn sie so ganz nach Wunsch und Verlangen aufgesetzt werden könnte, daß sie einem Jeden sagte, wie viel Bücher er noch zu lesen hätte und ihm dann die trostreiche Aussicht eröffnete, daß er allen übrigen Wust ungelesen lassen könnte. Das ist so kurz und einfach gesagt, die hundert besten Bücher, die Quintessenz der Weltlitteratur, die der Buchhändler auf Verlangen gleich in einem Normalbücherschrank liefert. Einen schönern Beweis von Vertrauen auf die Gelehrten und die „berühmten Männer" und von Hochachtung vor der Gelehrsamkeit und Berühmtheit kann ich mir nicht denken, als ihn jener Engländer (ob es nicht eine Engländerin gewesen ist?) lieferte mit der Frage: „Schreiben Sie mir, bitte, die hundert besten Bücher der Welt auf beiliegenden Papierbogen, damit ich weiß, wieviel beste Bücher ich schon gelesen und wieviel ich noch zu lesen habe —"

Ein hinreichend gelehrtes Sachverständigenurteil auf eine so vertrauensvolle Frage könnte, denk' ich mir, ungefähr folgendermaßen lauten.

In China, wo der Sohn des Himmels zugleich den Kaiserthron und das höchste Priestertum, das des Himmels, einnimmt und demgemäß die hohe kaiserliche Obrigkeit auch gutes Wetter und Fruchtbarkeit besorgt, — wo nicht nur Staat und Kirche, sondern auch Politik, Moral und Höflichkeit eines sind, so daß ein chinesischer Doktor nach bestandenem Staatsexamen Beamtenrang und Adel erhält und sein Diplom zugleich ins Jenseits wirkt, aber nach rückwärts, indem alle seine Ahnen den Doktoradel bekommen, — im Reiche der Mitte ist durch Staatsgesetz bestimmten Büchern die Würde des „King" verliehen; dazu gehören das Yi-king, Shi-king, Shu-king u. s. w. Diese Bücher sind klassisch in Bezug auf Stil und Sprache, gesetzgebend für das Staats- und Familienleben und das Hofzeremoniell, sie sind die kanonischen Komplimentierbücher und die heiligen Urkunden der Religion. Für das dunkelste unter ihnen gilt das Tao-te-king von Lao-tsee. Und doch findet sich darin ein Satz, der zu dem klarsten und wahrsten gehört, was über unsern Gegenstand gesagt werden kann, nicht nur für Kinder des Reiches der Mitte, sondern auch für Menschenkinder am Rande. Der Satz lautet: die Gelehrten sind nicht die Wissenden, und die Wissenden sind nicht gelehrt.

Nun haben wir es allerdings noch nicht zu einer so schönen einheitlichen Organisation gebracht wie die Chinesen. Wenn das nur an der beziehentlichen Jugend unserer Kultur liegt, können wir ja immer noch so weit kommen. Es müssen nur alle wahrhaft staatserhaltenden Kräfte dahinarbeiten, daß der schöne und trostreiche Satz: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, immer mehr als Zentraldogma der sittlichen Welt- und Staatsordnung aufgefaßt wird, als Grund- und Eckstein der nach Gehalt und Einnahmen übersichtlich abgestuften Gesellschaftspyramide. Einstweilen aber kann es immer noch vorkommen, daß Jemand sich darüber lustig macht, daß ein Hochgelehrter soviel Sprachen kennt, daß er darüber seine eigne verlernt hat, oder daß ein Hochgestellter seine Gedanken auf Stelzen einhergehen läßt, ohne daß sie dadurch geistig größer würden; oder wenn ein Schriftsteller leserlich schreibt, macht er damit seine Sache nur schlimmer, weil seine ketzerischen Ansichten hierbei um so deutlicher zum Vorschein kommen. Sind wir so weit von der chinesischen Einheitlichkeit des geistigen Lebens entfernt, und ist nach dem Ausspruche des kaiserlich kanonisierten Weisen Wissen und Gelehrsamkeit nicht bei einander da, wo sonst alles hübsch beisammen ist, so wird es erst recht bei uns gelten: die Gelehrten sind nicht die Wissenden, und die Wissenden sind nicht gelehrt.

Wer soll uns nun die hundert besten Bücher nennen? Die Gelehrten? Enthielten die hundert Bücher die gediegenste Weisheit der Welt, kein Gelehrter würde sich an den hundert genügen lassen, sondern es müßten zu jedem noch einige Kommentare geschrieben werden, die zu lesen keinem erlassen werden könnte. Außerdem ist das beste Buch dem Gelehrten nicht so wichtig, wie eines, das schlecht und von einem seiner Kollegen geschrieben ist, und ihm Gelegenheit bietet, das Buch und seinen Verfasser noch schlechter zu machen. Wenn die Welt auch dann nicht gescheidter ist als zuvor, sie kann doch wissen, daß Kollege X. auch nichts weiß, das ist festgestellt im Namen der Wissenschaft. — Sollen wir uns nun an die Wissenden wenden? Ja, wer kennt denn die Wissenden? Ob es die sind, die es selber sagen? Vermutlich lesen die Wissenden gar nicht erst tausend Bücher, um die hundert besten herauszulesen, da sie ihr Wissen bei sich haben.

So hilft uns also die chinesische und sonstige

*) Die in England von Sir John Lubbock aufgeworfene Frage hat neuerdings auch in Deutschland Anklang gefunden. Die Verlagshandlung von Fr. Pfeilstücker, Berlin, wird demnächst das Ergebnis einer Untersuchung der Frage nach den hundert besten Büchern veröffentlichen.

(D. Schriftleitung.)

Digitized by Google

Wissenschaft nichts dazu, das unbeschränkt beste in der Weltlitteratur festzunageln, und wir müssen zusehen, wie weit wir auf dem einfachen, natürlichen Wege kommen, indem wir die Bücher, die uns anziehen und festhalten, mit hingebendem Zuhören genießen, und wenn sie ein eingehendes Wiederlesen lohnen und uns nach bereicherter Lebenserfahrung reicher erscheinen, sie unsererseits als Begleiter durchs Leben festhalten. Sicherlich kann die freundschaftliche Hilfe, die uns auf ein genuß- und gewinnreich gelesenes und zu lesendes Buch aufmerksam macht, nur erwünscht sein. Ein solcher Freundesrat, säuberlich niedergeschrieben und leserlich ohne Druck- und Denkfehler zu Papier gebracht, würde sich eine Kritik benennen, und wir könnten uns nun über die Aufgabe der Kritik verbreiten, wenn dieser Gegenstand für unsere elementaren Betrachtungen nicht zu hoch wäre.

Aber die einfachsten Gedanken, die Erfahrungen des Alltagslebens sind für die höheren Gedankengänge die unentbehrlichsten. Das Wichtigste für den Brau eines guten Bieres ist gutes Quellwasser, wie mir von einem glaubwürdigen Sachkenner versichert wurde, der das so gerühmte Wasser im unvermischten Zustande am wenigsten trank. Und so möchte es gerade bei den großen Fortschritten der Chemie und unserer chemischen Mischkultur nicht unnütz sein, bei dem großen Gebräu, das den stolzen Namen: moderne Bildung und Litteratur führt, einmal einfältig zu werden und zu fragen: was soll denn diese ganze sogenannte Litteratur? Wozu schreibt und druckt und liest man denn eigentlich?

(Schluß folgt.)

## Briefe aus England.

III. London.

**Ein Stückchen von der deutschen Gründlichkeit. Auch ein wenig *pro domo*.**

„En Allemagne, on met de la conscience dans tout, et rien en effet ne peut s'en passer.“*) Das hat Frau von Staël gesagt, die unserm guten Schiller so sehr zusetzte, daß ihm nach der Abreise der lebhaften Dame „nicht anders zu Mut, „als wenn er eine große Krankheit ausgestanden.“**) Und sie hat es doch so gut gemeint! Ja, ja, in Allem sind wir gewissenhaft. Es muß mit der Behauptung schon seine Richtigkeit haben. Wer sollt' es nicht glauben? Da steht's ja gedruckt. Und ist nicht die Druckerschwärze der Fetisch unseres Jahrhunderts! Freilich, freilich, es giebt auch ein bitterböses deutsches Sprüchwort, das die Wahrheitstreue des Gedruckten arg in Zweifel zieht.

*) De l'Allemagne, par Madame de Staël. I. partie, etc. 18. Nouvelle Edition avec une preface par M. X. Marmier. Paris, Charpentier. 1859. p. 110.

**) Briefwechsel mit Goethe, 1804, — wo viel Ähnliches.

Nun gewiß, es giebt viel gute gründliche Deutsche, — schade, daß sie so häufig auch langweilig sind, aus reinster Wissenschaftlichkeit natürlich. Und wenn wir uns einmal auf die wilde Bocksjagd begeben, so geschieht's vielleicht aus Bescheidenheit, um nicht allzu gründlich zu sein, oder auch wieder aus Gewissenhaftigkeit, damit es nicht scheine, wir beanspruchen, — wie Manche von uns es allerdings thun, ein Monopol der Gründlichkeit. Im Grunde können wir das ja uns erlauben; denn daß Niemand so gründlich wie wir Deutschen, diese Überzeugung haben wir ja schon auf den Schulbänken eingesogen. Und oft haben wir seit jenen Tagen unserm Herrgott gedankt, daß wir nicht sind wie die Andern, oberflächliche Franzosen, unwissende Engländer und dergleichen Leute.

Mit vielem Interesse habe ich in einer neueren Nummer der „Gegenwart“*) den Aufsatz des Herrn Hermann Conrad über Carlyle gelesen — wie mich denn Alles interessiert, was über diesen geschrieben wird**) — aber auch mit Erstaunen über die absprechende Ungerechtigkeit, mit welcher ein so ungenügend unterrichteter Mann über ein so bedeutendes Thema sich ergeht.

Offenbar weiß er von Carlyle kaum irgend etwas, als was er gerade vor dem Schreiben seines Aufsatzes aus Herrn Flügels Buch gelernt hat, und was er aus einigen Litteraturgeschichten sich zusammengestoppelt hat.

Ich habe Herrn Ewald Flügels neu erschienenes Buch noch nicht gesehen. Aber ich habe die Ehre den begabten Verfasser zu kennen, weiß auch, zum großen Teile, welchen Quellen er zur Seite gestanden, und darf meine Überzeugung aussprechen, daß aus seiner Feder gewiß ein würdiger Beitrag zur Kenntnis Carlyles geflossen ist. Es wird sicherlich eine Freude sein, demselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Aber das braucht doch nicht mit Ungerechtigkeit nach anderer Seite verknüpft zu sein.

Es klingt ja ganz schön, wenn Herr Conrad sagt, nicht ohne einige Übertreibung oder doch mit einiger Überschwänglichkeit:

„In Deutschland, dessen Litteratur Carlyle die eigentlich fruchtbaren Keime für seine Weltanschauung entnommen hat, dem er seinen Dank in laut verkündeter, begeisterter Anerkennung bis an sein Lebensende nicht müde geworden ist zu bezeigen, hat dieser große und von dem Größten anerkannte Mann bisher nur geringen Anklang gefunden ... So hat er (Herr Flügel) einerseits für den Nichtkenner oder bloß passiven Kenner Carlyles ein sehr anregendes, ja erhebendes Buch geschrieben, andererseits für den Carlyle-Forscher ein äußerst schätzenswertes Hilfsmittel geschaffen. Er hat einen Teil unserer Dankesschuld an Carlyle abgetragen.“

Kein wirklicher Kenner Carlyles wird die beiden ersten Behauptungen unbedingt unterschreiben. Aller-

*) Nr. 7, — vom 18. Februar 1888.

**) Unser Mitarbeiter ist Vorsitzender der Carlyle-Gesellschaft in London. Die Schriftleitung.

Digitized by Google

dings lagen für Carlyle höchst fruchtbare Keime, aber nicht die alleinigen Keime seiner Weltanschauung im deutschen Schrifttentum. Und gegen sein Lebensende hat er sich in seinen Hoffnungen auf den fortdauernden höheren Aufschwung der deutschen Litteratur entschieden als enttäuscht erklärt.

Und warum diese Beifügung in einer Note am Fuße:

„Eine deutsche zusammenfassende Monographie über Carlyle außer dem kleinen Lebensbilde von Oswald (1881) ist mir nicht bekannt."

Beide Bücher, — oder meinethalben, von wegen dem Worte „kleinen" Büchlein — sind soeben zusammen in den „Englischen Studien" von einem wirklichen Carlyle-Kenner, Herrn Direktor Kruinmacher, besprochen worden, und, wie mir scheinen will, das meinige nicht ungünstiger als das andere. Für diejenigen, denen die beiden Schriften nicht vorliegen, darf hier angeführt werden, daß Herrn Flügels 280 Seiten stark ist, das meine 201. Wenn das die Bezeichnung „klein" für das letztere, als einen Gegensatz zum andern, und die Verweisung in eine Note rechtfertigt, — meinetwegen, sei es so.

Als mein Büchlein erschien, und von der deutschen wie englischen Presse mit einstimmigem Lobe empfangen wurde — 16 Zeitschriften in England, 27 in Deutschland und Österreich haben sich darüber ausgesprochen, alle günstig — nannte das hochbedeutende Blatt, der *Spectator**) in einer ausführlichen Besprechung es mit englischen Werken über Carlyle vergleichend, es *a much truer critical estimate*, und sagt im weiteren Verlauf darüber: *no book written about Carlyle since his death seems to us so free from faults.* Gewiß kein geringes Lob für das Büchlein, *which*, sagt der „Spectator", *we would heartily commend to our readers*, und welches nicht ganz so kurz und von oben herab abzuthun war, als Herrn Conrad beliebte.

Allerdings hat Herr Flügel den Vorteil, daß seither die Carlyle-Litteratur sich außerordentlich vermehrt hat. Die von mir aufgestellte Bibliographie konnte nur 42 Werke über Carlyle zählen. Diejenige, welche Dr. Garnett seinem Buche anhängt, dem neuesten und besten, das mir über Carlyle bekannt,**) erstreckt sich über 28 Druckseiten.

Allein, soweit sich mir Gelegenheit zur Veröffentlichung ergab, habe ich nachträglich Dinge, die seither ans Tageslicht getreten, der deutschen Leserwelt vorgeführt; so besonders im Magazin für die Litteratur, über Carlyles Nachlaß, über Carlyle und Goethe u. s. w. — Und das notwendig Fehlende soll in einer zweiten Auflage beigefügt, das Buch vervollständigt werden, sofern das deutsche Lesepublikum mir, durch Ankauf der ersten, zu einer zweiten Auflage verhilft.

Hat aber Herr Conrad das fragliche Büchlein überhaupt gelesen oder gesehen? Seinen Worten nach sollte es ihm „bekannt" sein. Geht das aber weiter als der Titel? Und wenn es weiter ginge, könnte er dann, mit Bezug auf Carlyle, sagen:

„So" — d. h. dem Zusammenhange nach, bis zum Erscheinen von Herrn Flügels Buch — „haben wir ihm seine Liebe zu uns schlecht vergolten."

Er mochte das meinethalben von sich selbst sagen. Aber nicht von „uns". Nicht gleich nach dieser Stelle die dürftige oben angeführte Note anfügen.

Indeß die Erklärung liegt nicht fern. Herr Conrad sagt, wieder mit Bezug auf Carlyle:

„Die Litteraturgeschichten legen besonderes Gewicht auf einzelne Irrtümer, auf seine schroffen, unsympatischen Seiten; die zahllosen Quellen des Guten und Wahren, die aus allen seinen Schriften lebendig, klar und erfrischend hervorsprudeln, bleiben fast unbeachtet, und der große, mächtige Strom seiner Weltanschauung, in den sie alle zusammenfließen,*) erscheint ihnen wohl als ein bescheidenes Rinnsal, dessen Ufer mit Disteln besetzt sind. Ein neuestes, oberflächlich gearbeitetes Exemplar dieser Gattung nennt ihn „den letzten Puritaner"; diese Charakteristik, die auf jeden unkundigen Sohn unseres Jahrhunderts entfremdend wirken muß, ist ebenso gescheit und erschöpfend, als wenn man die Bedeutung Goethes im Spinozismus aufgehen lassen wollte."

Zuerst schien mir der Stich auf das „oberflächlich gearbeitete Exemplar dieser Gattung" von Litteraturgeschichte auf Herrn Bleibtreu zielen zu sollen. Trotz beträchtlicher Kenntnisse und bedeutender Arbeitskraft hat ja dieser Schriftsteller, dessen große Begabung und oft hohe Auffassung ich sicherlich nicht verkenne, sich mit Herausgabe seiner „Geschichte der englischen Litteratur" so bedauerlich übereilt, daß ihm durch Flüchtigkeit im Einzelnen, ungleiche Behandlung der Teile, und — er verzeihe mir das Wort — berliner Absprecherei, eine Menge von Irrtümern begegnet sind, welche er nunmehr in einer zweiten Auflage auszumerzen verspricht: — *quod felix faustumque sit.* Ein Mann von seiner Begabung ist sich und uns nur gute Arbeit schuldig. *Noblesse oblige* muß sein Wahlspruch sein. Und wenn er frägt, wie er das neulich gethan,**) wie viele Zeit man auf die Arbeit verwenden solle, so lautet die Antwort einfach: genau so viel als erforderlich, damit die Arbeit gut werde. Ob man vielleicht neun Jahre lang daran sein soll? frägt Herr Bleibtreu. Und Horaz antwortet: Nonum prematur in annum. Er habe neun Monate gebraucht „um 60 Bogen durch den Druck zu jagen", zugleich aber auch einen Band Dramen, 417 Seiten, also dies eingerechnet, abgesehen von seinen Vorarbeiten (die ja jedermann macht, ehe es ans Buchschreiben geht), weniger als neun Monate. Und da sagt unser Heine, der ja bei Herrn Bleibtreu etwas gilt, in seiner Weise:

„Ein Buch will seine Zeit haben, wie ein Kind. Alle schnell geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt." ***)

Und Herr Bleibtreu hat wieder und wieder Carlyle als einen Puritaner bezeichnet,†) ohne damit sein

*) Nr. 2785, — vom 12. November 1881.

**) Life of Thomas Carlyle. London, Walter Scott. 1887. — 178 Seiten (also auch ein „kleines" Lebensbild), außer Register und Bibliographie.

*) What do you read, my lord?

„Words, words, words!" — Hamlet, Act. II. Sc. 2.

**) Im Magazin für die Litteratur vom 24. März 1888, der letzten von ihm herausgegebenen Nummer.

***) Gedanken und Einfälle. Ausgabe der Werke, Hoffmann und Campe, 1874, Band XIII. S. 319.

†) Geschichte der englischen Litteratur. 1887, Bd. II, S. 353, 354, 356, 358, 361.

Digitized by Google

Wesen erschöpfen zu wollen. Nicht mit Unrecht spricht er von seinem „modernen Puritanismus", nennt er ihn einen „echten Puritaner". Und erschrickt keineswegs, wie Herr Conrad oder ein anderer „unkundiger Sohn unseres Jahrhunderts" über die Bezeichnung.

Aber „den letzten Puritaner" nennt er ihn nicht. Also da wir bei Herrn Conrad doch gewiß nicht die Gewohnheit unrichtig zu zitieren voraussetzen, müssen wir anderwärts suchen, worauf dieser strenge Richter anspielt. Beiläufig gesagt, es steht Herrn Conrad recht nett an, von Oberflächlichkeit zu sprechen.

Und richtig, bei Herrn Engel*) findet sich genau diese Stelle, mit der er sein Urteil über Carlyle abschließt: „Carlyle war der letzte große Puritaner". Und unmittelbar, ohne jeglichen Zwischensatz, fährt Herr Engel fort: „Eine gute Darstellung der wichtigsten Momente in Carlyles Leben und eine Blütenlese des besten aus seinen Werken gab E. Oswald" u. s. w.

Und giebt den Titel richtig. Herr Bleibtreu, der aus dem Gedächtnis zitiert, giebt ihn unrichtig, wie so vieles Andere.

Also auf Herrn Engels Buch war Herrn Conrads wegwerfender Vorwurf der Oberflächlichkeit gemünzt, und daher schreibt es sich, daß ihm meine Arbeit „bekannt" ist. Wenn nun Herr Conrad mir versichert, daß er das Büchlein wirklich gelesen, so will ich es ihm glauben. Wenn nicht, nicht.

So viel Lärmen um nichts, mag der geneigte oder ungeneigte Leser sagen. Nicht so, freundlicher Leser. Ich spreche nicht bloß *pro domo*. Es ist mir darum zu thun, an Dingen, die mir nahe stehen, mit denen ich vertraut, zu zeigen, wie diese Herren arbeiten, die in der Presse zu Gericht sitzen, mit der Miene des alles ergründenden, entscheidenden Rhadamanthus oder Doktor Allwissend.

Und es wird sogleich noch viel hübscher kommen.

Gegen Ende seines Aufsatzes über Carlyle sagt Herr Conrad im Lehrton:

„Die erste schaffende Periode seines Lebens sollte die litterarhistorische genannt werden: litterarhistorisch ist die überwiegende Masse seiner Erzeugnisse aus dieser Zeit, wenn auch die Philosophie, seine neu gewonnene und immer weiter ausgebaute Weltanschauung, eine hervorragende Stelle einnimmt in allen von ihnen, am meisten aber in seiner *einzigen größeren Dichtung*, von unbestimmbarer Gattung, dem *‚Sartor Resartus'*. Dieser *Anlauf* in Verbindung mit *einigen anderen* kleineren metrischen Versuchen muß ihm gezeigt haben, daß Fülle des Geistes und Gemüts und selbst eine gewaltige Phantasie noch nicht ausreichen, um den Dichter zu schaffen; daß ihm die wesentliche architektonische und rhythmische Gabe fehle . . ."

Wie dem Herrn die Worte leicht aus der Feder fließen! Es ist in der That ganz artig.

„denn eben wo Begriffe fehlen
da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Wenn nun Herr Conrad mir versichert, daß er den ‚Sartor Resartus' wirklich gelesen, — muß ich es glauben?

*) Geschichte der englischen Litteratur. Leipzig, Friedrich, 1884. S. 579.

Was ich in der obigen Stelle unterstrichen, was hier in Kursiv erscheint, ist nicht von Herrn Conrad so hervorgehoben, sondern von mir.

Entweder ist die Stelle überaus nachlässig stiliisiert — und dürfen wir das bei einem so geschickten Wörterdrechsler annehmen? — oder aber, Herr Conrad hat den ‚Sartor Resartus' niemals in Händen gehabt.

Es ist ja kein Verbrechen, den ‚Sartor' nicht gelesen zu haben, über den einst in der Berliner Gesellschaft für ausländische schöne Litteratur kein Geringerer als unser herzlieber Adelbert von Chamisso berichtete:*) Aber warum darüber urteilen, wenn man ihn nicht gelesen, nie gesehen?"

Es ist ja sehr möglich, daß Herr Conrad Jemanden gehört hat, der den ‚Sartor' eine Dichtung nannte; und es mag Manchen, nicht Jedem, die Bezeichnung eine rhetorisch geeignete scheinen. Sagt doch Herr Conrad selbst von Carlyles Geschichte der französischen Revolution, daß „man (sie) mit Recht ein historisches Epos genannt hat." Und ein Epos ist ja doch eine ‚Dichtung'. Und Dichtung, nicht in ungünstigem Sinn, mag dies großartige Buch, in dem die Geschichte lebt, wohl genannt werden, viel eher als der ‚Sartor'. Aber, aber — das ist doch anders mit dem „Anlauf": in keinerlei Weise kann das abschließende Buch ‚Sartor' ein Anlauf genannt werden. Und „in Verbindung mit einigen *andern* kleineren *metrischen* Versuchen!" Also war ‚Sartor' ein „metrischer Versuch?" und „selbst eine *gewaltige* Phantasie" — welche doch keineswegs der Grundzug des ‚Sartor' ist — reicht noch nicht hin, „um den Dichter zu schaffen". — Und der ‚Sartor' „muß ihm gezeigt haben, daß ihm die . . . *rythmische* Gabe fehle?" Oder will Herr Conrad hier etwa von Rhythmus im Prosastil sprechen? Es wäre übel angebracht. Und es stehen solcher Erklärung wieder die „andern *metrischen* Versuche" im Weg.

Nein, nein! Um die weite Verbreitung und Schätzung Carlyles in England zu zeigen, erwähnt Herr Conrad im Eingang seines Aufsatzes, daß die billige Ausgabe des ‚Sartor Resartus' von Chapman und Hall**) jetzt bereits das 80. Tausend erreicht hat." Er meint offenbar die People's Edition, neben welcher dieselben Verleger eine größere Library Edition veröffentlicht haben. Hätte er sich doch ein Exemplar dieser wohlfeilen Ausgabe gekauft! Er hätte dann weniger Unbilliges geschrieben.

Wer die Geduld gehabt bis hierher zu lesen, der wird mir zugeben, daß ich nicht bloß *pro domo* gesprochen. Ich will in dieser Richtung weitergehen. Hier ist eine Liste dessen, was schon — doch auch in teilweiser Abtragung unserer Dankbarkeit — über und aus Carlyle erschienen — dem Herrn Conrad

*) *Hitzig* an Thomas Carlyle, 22. Mai 1835. (Brief in den Händen der Nichte des Letzteren.)

**) Bis vor wenig Wochen die einzige. Die Stelle bei Herrn Conrad ließe schließen, daß es auch andere gegeben, als die der Herren Chapman und Hall — neben den amerikanischen Nachdrucken. Seit seinem Aufsatz sind, durch Ablauf des Urheberrechtes, andere Ausgaben entstanden.

Digitized by Google

wohl ebenso unbekannt — wie es scheint, nicht einmal in Anführungszeichen „bekannt", wie mein unschuldig Büchlein:

Thomas Carlyles Leben Schillers. Aus dem Englischen, eingeleitet durch *Goethe*. Frankfurt a. M. 1830.

Daneben die zahlreichen Stellen in *Eckermann*.

Doktor Martin Luther. Eine Stimme aus England. Übersetzt durch C. E. aus Th. Carlyles Hewes etc. Wiesbaden 1843.

Beiträge zum Evangelium der Arbeit. Aus den Schriften Thomas Carlyles mitgeteilt und eingeleitet von H. Neuberg. Berlin 1851.

Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Deutsch von H. Neuberg. Berlin 1853.

Thomas Carlyles ausgewählte Schriften. Deutsch von Kretzschmar. Leipzig 1855 und ffgde.

Geschichte Friedrichs des Zweiten. In 6 Bänden: die fünf ersten übersetzt von H. Neuberg, der Schlußband von Friedrich Althaus Berlin 1858/69.

Der Jesuitismus. Aus dem Englischen von Dr. Adolf Holtermann. Braunschweig 1871.

Friedrich Althaus, in ‚Englische Charakterbilder'. Berlin 1869. Bd. I. S. 235—322, und zwei neuere ausführliche Aufsätze, in ‚Unsere Zeit'.

Dr. S. L. Fischers Bearbeitung von Froudes großem Buche und desselben Briefwechsel mit der Gattin. Gotha 1887.*)

Goethe und Carlyle. Briefwechsel,**) englisch und deutsch. Berlin 1887.

durch welch Alles, wie gesagt, wir doch einen Teil unserer Anerkennung abgestattet haben — wenn auch Herr Conrad dies bisher nicht gesehen — namentlich wenn ein verehrliches Publikum die Sachen auch kauft.

Und nun sei mir die allgemeine Bemerkung gestattet, daß mir gar oft in deutschen Zeitschriften auffällt, mit welcher Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit die Herren „Rezensenten" nicht selten ihr Amt verrichten. Nicht daß es ihnen an der ernsten Miene fehle, mit der sie besprechen und verdammen; aber gar häufig an der Sachkenntnis, an der eigenen Durchdringung des Gegenstandes, der zur Besprechung vorliegt, an der Erforschung des bereits Vorhandenen, am Überblick des bereits Geleisteten. Oft scheint das Verfahren einfach dies: Ein Buch wird ihnen zugeschickt, sie durchblättern es und schütteln eine Rezension aus dem Ärmel. Sie scheinen gar keinen kritischen, litterarhistorischen Apparat zur Hand zu haben, oder halten es nicht für der Mühe wert, ihn zu Rate zu ziehen. Daher werden so häufig die grimmigsten Böcke geschossen. Aus hundert Beispielen eines. Als vor zehn Jahren Hektor Malot das hübsche Buch „Sans famille" veröffentlicht hatte, wurde es einige Jahre nachher in einer deutschen Zeitschrift so besprochen, als ob der Verfasser soeben vom Himmel gefallen, und dies sein versprechendes Erstlingswerk wäre. Irgend ein Handbuch oder Lexikon hätte hingereicht, den Rezensenten an die etlichen zwanzig Bücher zu erinnern, die der Verfasser früher geschrieben. Aber „erinnern" ist wohl kaum das rechte Wort: es ist viel wahrscheinlicher, daß der gestrenge Richter niemals vorher von Malot gehört hatte. Immer aber schreibt er mit dem Ausdruck der vollsten Autorität. Und doch „ziemt Bescheidenheit dem Jünglinge". Und Jünglinge sind es gar häufig, die das Amt der Besprechung verwalten.

Ein ähnliches Übel drängt sich unserer Betrachtung auf, hängt oft mit dem vorigen zusammen. Auch hiervon ein Beispiel:

Als ich vor einigen Jahren die Ehre hatte, den großen Walter Sevage Landor in die deutsche Litteratur einzuführen, sprachen sich viele Blätter anerkennend aus, 20 in Deutschland und Österreich, 12 in England, nicht eines ungünstig. Dieser tiefe Schriftsteller, mit seinem eigentümlichen Reichtum im Inhalt, seiner vollendeten Schönheit der Form, der allerdings für den zahlreichen Bildungspöbel immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, war in Deutschland völlig unbekannt. Die wenigen Zeilen, die ihm Scherr gewidmet hatte, konnten kaum genügend anziehen, selbst wenn sie aus unmittelbarer Vertrautheit mit Landor hervorgegangen. Bis zur zehnten Auflage, einschließlich, hatte er bei Brockhaus keinen Artikel; erst in der elften waren dieser kolossalen Figur $27^1/_2$ Zeilen zugemessen, in denen sich wenigstens kein gröblicher Fehler findet, außer daß „Perikles und Aspasia" unter die Dramen gerechnet wird. In dem Artikel „Englische Litteratur" hingegen sucht man vergebens den großen Landor in der ersten Reihe. Selbst in der Liste derjenigen Dichter, die „außerdem noch Erwähnung verdienen", fehlt sein Name, während die dort genannten *dii minorum gentium* ziemlich zahlreich sind. Erst wenn wir bis zum Roman vordringen, finden wir Landor neben Bulwer und Lockhart, d. i. wo er nicht hingehört. Es ist offenbar, daß der Artikelmacher ihn nicht gelesen, daß er eine englische Übersicht benutzte und ihm dabei die Namen zwischen die intellektuellen Beine geraten sind, wie dies den Herren Kompilatoren zu geschehen pflegt.

So stand es in Deutschland mit der Kenntnis Landors, als mein Buch erschien. Nun liegen mir mehrere deutsche Besprechungen vor, welche dem Buche und Schriftsteller günstig, die wesentlichsten Thatsachen über Landor angeben, alle richtig, alle, soweit der unschuldige Leser schon kann, aus der Kenntnisfülle des Rezensenten heraus. *Je vous remercie du peu:* sie sind alle aus meiner Einleitung abgeschrieben. Ohne Anführungszeichen. Ohne ein Wörtchen, das die Quelle andeuten möchte.

Wie sagt Goethe?

„Schlagt ihn tot, den Hund. Es ist ein Rezensent."

Ein Ähnliches, weniger moralisch als litterarisch Tadelnswertes: Es nennt der Rezensent das zu besprechende Buch; dann fallen ihm allerlei Allötria ein, die er mit dem Namen des Verfassers oder dem Titel des Buches verknüpft, manches darin vielleicht ganz richtig und an sich löblich, aber doch in dieser Weise willkürlich von der Aufgabe abschweifend, die ihm durch Übersendung des Buches geworden. Er bespricht das Buch nicht, er spricht davon weg. Und

*) Siehe hierüber Hrn. Waldmüllers Aufsatz im „Magazin" vom 14. April 1888.

**) An der englischen Ausgabe, insbesondere der Übersetzung der Goetheschen Briefe ins Englische, war dem Unterzeichneten Mitwirkung gestattet; alle Goetheschen Manuskripte sind durch seine Hand gegangen. Der Herausgeber der Berliner Ausgabe hat, Seite IX, unserem Carlyle eine Arbeit über *Heine* zugeschrieben. Der deutsche Leser denkt da gewiß an Heinrich Heine. Aber der Mann, mit dem sich Carlyles Arbeit beschäftigt, ist Christian Gottlob *Heyne*. Das macht einen starken Unterschied. E. O.

Digitized by Google

so findet er plötzlich, daß er im Begriffe ist, den Raum, der ihm zur Verfügung stand, zu überschreiten. Er hat das Buch selbst vergessen, doch giebt er ihm vielleicht noch gnädig ein Wörtchen zum Abschied, das den Nagel gewöhnlich neben den Kopf trifft. So z. B. wird aus einer längeren gewiß freundlich gemeinten Besprechung meines ‚Carlyle' der Leser, der das Buch nicht selbst in der Hand hat, keinen andern Schluß ziehen können, als daß es sich auf eine Auswahl von Stellen aus Carlyle, eine Blütenlese, beschränke, und der wohlmeinende Rezensent, der sich mit seinen eigenen Zielungen viel mehr beschäftigt als mit dem Buche, hat dem Leser nicht als freundlicher Wegweiser gedient, sondern hat ihn irre geführt.

Nun hab ich doch gar viel von mir gesprochen, oder von dem was mich persönlich betroffen. Man verzeihe mir. Es soll nicht leicht wieder geschehen. Aber gewiß ist Ähnliches vielen Anderen begegnet, und die gegebenen Beispiele bezeichnen einen allgemeinen Übelstand, welchen hervorzuheben man sich nicht durch die Scheu abhalten lassen soll, man ziehe sich den Vorwurf der eiteln Selbstsucht zu.

Über die stilistische Vernachlässigung, den schlotterigen Satzbau, der uns bei Besprechung von Büchern in den kleineren Zeitschriften — und nicht immer bloß dort — so oft entgegentritt, sei heute nichts gesagt. Der häßlichen Beispiele ließen sich viele beibringen. Keinen der Herren Rezensenten, die ich bisher im Auge hatte, würde hier ein Vorwurf treffen.

Man darf wetten, daß ein jeder der hier berührten Herren Rezensenten von nichts fester überzeugt ist, als von der thatsächlichen Wahrheit des Märchens von der deutschen Gründlichkeit. Bei den Zunftgelehrten ist sie uns noch nicht verloren gegangen, und da hält sie gewöhnlich der Langweiligkeit des Vortrages die Wagschalen im Gleichgewicht. Aber in der sogenannten schönen Litteratur, in der litterarischen Kritik, in der Zeitungsarbeit: o du meine Güte! da stellt sich die Genauigkeit des Schriftstellers allzuoft auf eine Linie mit der unglaublichen Nachlässigkeit in Bezug auf Druckfehler, deren sich die meisten, mir bekannten, deutschen „Offizinen" in unsern Tagen schuldig machen, wobei sie von seiten der Verleger, Verfasser und Leser sich auf eine wahrhaft christliche Geduld verlassen dürfen. Über dieses Thema ein andermal. Ich habe eine Sammlung der unglaublichsten Beispiele.

Für heute sei es genug diesen Zuruf auszusenden. Seien wir uns doch Alle bewußt, daß wir ein Amt ausüben, und warten wir seiner in kleinen und großen Dingen in gewissenhafter Pflichterfüllung. Nur so verdient der Schriftsteller die Achtung, auf die er Anspruch erhebt, in der ‚Schriftsteller Zeitung' und anderwärts. Nur so darf er hoffen, den Einfluß auszuüben, zu dem er berufen.

London. Eug. Oswald.

## Bühnenschau.

Mosers und Girndts neuester Schwank: „Nervös" wurde am Kur-Theater zu Wörmbrunn kürzlich mit durchschlagendem Erfolg erstmalig aufgeführt; der Verfasser wurde mit Beifall überhäuft.

Das Berliner Wallnertheater wird auch in kommender Spielzeit sein Publikum mit Pariser Bühnenware, und zwar von der niedrigsten Sorte, füttern; zur Eröffnung gelangt eine dreiaktige Neuigkeit: „Madame Edouard" in einer Bearbeitung von F. Wallner, wie die Anzeige kurz besagt: „Aus dem Französischen", und der Einakter: „Die großen Damen" von Edmond Gondinet, deutsch von Hans Ritter, zur Aufführung. Von dem Vorhandensein deutscher Bühnendichter scheint das Berliner Wallnertheater keine Ahnung zu haben.

Im Teatro Eldoraldo zu Barcelona ist am 23. Juli ein neues vieraktiges Drama von José Echegaray unter dem Titel: „Los Rigidos" (Die Splitterrichter) zur Aufführung gekommen. Der große spanische Dramatiker hat hier wiederum einen jener sozialen Probleme bearbeitet, wie sie schon in seinen früheren Stücken: „El Gran Galeoto" und dem noch bedeutenderen „O Locura o Santidad" zur Entwicklung kamen. Doch ist in dem neuen Stücke die Handlung nach dem Urteil eines gewiegten Kritikers unnatürlich, die Verwicklung gespreizt und die Lösung an den Haaren herbei gezogen. Die Fabel ist nicht interessant genug, um vier Akte auszufüllen. Das Stück wird nicht gerade zum Ruhme des begabten Dichters beitragen. Es hat den Anschein, als ob Echegaray den Höhepunkt seines Schaffens bereits hinter sich habe. Trotzdem hatte das Stück einen ungewöhnlichen Erfolg; die Zuhörer waren berauscht von der Kraft und Schönheit der in formvollendeten Versen dahinbrausenden Sprache.

Paul Lindau hat nach seinem neuesten Roman „Die Schatten" ein gleichnamiges Schauspiel vollendet, das er dem Deutschen Theater zu Berlin zur Aufführung übergeben hat. Es behandelt das Hineinragen der Vergangenheit ins spätere, unter völlig veränderten Verhältnissen stehende Leben. Der Stoff ist nicht gerade neu, bietet aber einem Dramatiker von der kritischen Schärfe Lindaus Gelegenheit genug den Beweis anzutreten, ob seine in letzter Zeit etwas rückgängige Kraft noch auf der vollen Höhe seiner „Gräfin Lea" steht. Oder ist es nur ein litterarischer „Johannestrieb"?

Paul Blumenreichs neues vieraktiges Lustspiel „Das arme Ding" hat bei seiner Erstlings-Aufführung in Magdeburg einen vollen Erfolg davongetragen. Es behandelt die Frage, in wie weit sich die Frau am Berufe ihres Mannes beteiligen soll. Das Motiv ist mit ebensoviel sittlichem Ernst als Bühnenkenntnis verwertet. Das Stück ist freilich kein eigentliches Lustspiel.

Das Londoner Haymarket Theatre wird mit dem neuen Stück von Henry Arthur Jones eröffnet werden, das den vielversprechenden Titel: „The Middleman" führt; es verbirgt sich natürlich die Lösung irgend eines in der Luft liegenden „Problemes" dahinter.

Nach den Berichten mehrerer Pariser Zeitungen schreiben Paul Bourget und M. Meilhac gegenwärtig an einem gemeinsamen Bühnenstück. Hoffentlich wird der Titel dieses Erzeugnisses nicht heißen: „Die Ente".

Der englische Bühnenkritiker Gosse hat eine Übertragung von Ibsens „Frauen fra Havet" in Bearbeitung, die unter dem Titel „The Lady from the Sea" auf die Bühne gebracht werden soll und zugleich mit einer längeren Einleitung bei Fisher Unwin in London in Buchform erscheinen wird.

Oskar Blumenthals neues Lustspiel „Der Zungast" wird wahrscheinlich am Wiener Burgtheater früher in Szene gehen als am Berliner Lessing-Theater. Man kann es dem feinen Empfinden Blumenthals nur danken, wenn er sein Theater nicht zu seiner Versuchsbühne machen will.

José de Sousa Monteiro, der Verfasser des reizvollen Lustspiels in Versen „O perfume", hat ein geschichtliches Drama

Digitized by Google

vollendet, „D. Pedro, infante de Portugal", das nächsten Winter im königlichen Schauspielhause zu Lissabon zur Aufführung gelangen soll.

## Personenschau.

Otto Sievers, der Fortsetzer des Schillerschen Demetrius, ist am 25. Juli zu Wolfenbüttel, wo er Gymnasial-Direktor war, plötzlich verstorben. Als Litterarhistoriker und Dichter hat er sich einen ehrenvollen Namen erworben. Bekannt ist seine Herausgabe des Jean Paulschen „Titan" und seine Schrift über Robert Griepenkerl. Auch als Lehrer an der technischen Hochschule zu Braunschweig, wo er Vorlesungen über allgemeine Geschichte und Litteraturgeschichte hielt, hatte er große Erfolge. Ein neues Drama von Sievers: „Waterloo" hat soeben den Druck verlassen und sollte an die Bühnen versandt werden. Er starb in dem jugendlichen Alter von vierzig Jahren.

Zur Erinnerung an den siebzigsten Geburtstag Gottfried Kellers hat ein Ausschuß von Freunden und Verehrern des Dichters eine große Bronzegedenkmünze herstellen lassen, zu der Arnold Böcklin den Entwurf geschaffen hat; die Vorderseite derselben zeigt das Bildnis Gottfried Kellers, die Rückseite eine Versinnbildlichung seines poetischen Schaffens. Auch ist die Münze zum freien Verkauf gestellt und wird von der Buchhandlung von Albert Müller, Zürich, vertrieben. Ein allfälliger Überschuß soll für eine Gottfried Keller-Stiftung verwendet werden.

## Novellistische Rundschau.

**Deutschland:** In der Novellistik ist jetzt bei uns eine „faule Zeit". Gott sei Dank! Die ungefähr 600 Romandichter, -schreiber und -fabrikanten Deutschlands schöpfen frische Kräfte, holen sich auf Reisen, in Bädern und in den Sommerfrischen neue Eindrücke, sammeln Beobachtungen und Erfahrungen, und widmen den sogenannten „documents humains" ihre volle Aufmerksamkeit. Hoffentlich bringt uns der Winter als das Ergebnis aller dieser Seelen-, Natur- und Menschenstudien ein gutes Buch! Wahrlich! Ein Königreich für ein gutes Buch! Suchen und suchen und finden deren jetzt doch so wenige! Daher das Überwiegen der Ausländer, das Anbeten der Russen, Norweger und Franzosen. Freilich Virtuosen giebt's genug. Aber wo ist einer unter den jüngeren, der z. B. die Gedanken- und Lebensfrische eines Gottfried Keller, den reichen Seelenborn, die ungezwungene Eigenart, das gleichsam naturgewaltige der Sprachhandlung des großen Züricher Dichters besäße? Das fühlt unsere Zeit, und deshalb hat sie auch den bescheidenen Novellisten letzthin gelegentlich seines 70. Geburtstages gefeiert als einen nationalen Helden, zu dem sie aufblicken kann wie zu einem der ersten unter den Dichtern aller Zeiten und Litteraturen. Aber das erhabenste Standbild hat er sich in seinen Werken selbst geschaffen. Darum sollte nicht bloß die kleine „Künstlerische Keller-Gemeinde" von „Stillen im Lande" dankbar sein, daß jetzt von der Besserschen Buchhandlung in Berlin eine „Gesamtausgabe der Werke" von Gottfried *Keller* herausgegeben wird, die sich gleichmäßig durch Druck, Ausstattung, Papier und Preismäßigkeit auszeichnet. Hoffentlich ist damit aber die Gesamtheit des litterarischen und künstlerischen Schaffens Kellers noch keineswegs erschöpft, sondern möge er uns bald wieder einmal und noch recht oft ein neues Buch schenken. Das wäre dann sicherlich ein gutes Buch! — Mittlerweile müssen wir uns mit minderen Erscheinungen begnügen. — Vor uns liegen einige Neuigkeiten. F. *Friedrich:* „Nach Glück". 3 Bde. — V. *Blüthgen:* „Der Preuße". Erzählung. — Konrad *Telmann:* „Am Scheidewege". Novelle. — K. Th. *Schultz:* „Ehegeschichten". Die Sondertitel der beiden in diesem Bändchen enthaltenen Novellen sind: „Unverloren". „Ulla". — B. *Rauchenegger:* „Allerhand Gschicht'n". Enthält treffliche Skizzen aus dem Volksleben in den bayrischen Bergen. — S. *von Keller:* „Am heimischen Strand". Roman. — H. *Frederking:* „Stromschnellen". Roman. — F. Freiin *von Brackel:* „Die Tochter des Kunstreiters". 6. Aufl. — Ilse *Frapan:* „Hamburger Novellen". 2. Aufl. — K. *Berkow:* „Die Namenlosen". Roman. 3 Bde. — Ferd. *Groß:* „Geschichten und Skizzen". — F. v. *Kapff-Essenther:* „Mein Wien". Wiener Sittenbilder. — W. *Weigand:* „Die Frankenthaler". Roman. — In der bekannten Reclamschen Universal-Bibliothek sind von erzählender Litteratur erschienen R. v. *Gottschall:* „Der Verräter". Erzählung. — Fritz *Brentano;* „Heitere Geschichten". 2. Bändchen. — Max *Viola:* „Die Nadel der Kleopatra". — Eine besonders beachtenswerte Erscheinung ist: Max *Osterberg-Verakoff:* „Himmlische Liebe". Roman. — Erich *Treuenfels:* „Fata Morgana". — Der 6. Band der Naturalistischen Unterhaltungsbibliothek, herausgegeben von *Zapp* und *Lauvrens*, enthält: „Sodom". Berliner Geschichten und Sittenbilder. — Von humoristischen Erzählungen führen wir an: Viktor *Lauvrens:* „Unter Kameraden". — G. W. *Stichling:* „Aus der Vogelperspektive". — Die neuesten Bände von Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek enthalten nur Übersetzungen: Jonas *Lie:* „Der Lotse und sein Weib". Aus dem Norwegischen von Marie Herfeld. — Henry *Greville:* „Dosias Tochter". Aus dem Französischen von Emmy Becher. — Salvatore *Farina:* „Mein Sohn". Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Außerdem enthält der Band eine vorzügliche biographische Einleitung von A. Spier. — Von weiteren Übersetzungen nennen wir: M. E. *Braddon:* „Vom Schicksal verfolgt". — Edm *de Amicis:* „Unsere Freunde". Deutsch von R. Teuscher.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 30. 25. Juli 1889.

Der Einbruch der Derwische in Ägypten. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitsgesetzgebung. 1. Die Grundlagen. — Spitz Sühne? Ein paar Fragen an die Gelehrten von Maria-Laach aus Anlaß der Wettinfeier. — Friedrich der Große als Musiker. — Aus Neuösterreich. 1. Am Kordon. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ungenügende Strafen. Auch einer. — Litteratur.

### FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 29. 22 Juillet 1889.

Alex. Bertrand, Archéologie celtique et gauloise. — Nontellus, La civilisation suédoise à l'époque païenne. — Baltzer et Rydberg, Glyphes des rochers du Bohuslæn. — M. Hertz, Conseils aux étudiants. — Stemler, Des collèges d'artisans. — Masson, Les corporations romaines. — Schiess, Les collèges funéraires. — Bellet, Le cartulaire de Saint-Hugues. — J. Marcou, L'origine du nom d'Amérique. — Lettres à Suarez, p. p. L. G. Pélissier. — Guéroult, Le centenaire de 1789. — Carducci, Odes barbares, trad. par Lugol. — Pétrarque, Sonnets, trad. par Casalis et de Ginoux. — Leopardi, trad. par Lacaussade. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 899. 27 July 1889.

S. R. Gardiner, Mrs. Green's Calendar of the Finances of the Long Parliament. — W. Markheim, Hamerton's French and English. — E. D. A. Morshead, Two New Translations of „Faust". — J. Owen, The late Dr. Carpenter's Nature and Man. — J. A. Noble, Robertson's Essays towards a Critical Method. — Dr. Littledale, New Novels. — Some Foreign Books on Political Economy. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — Translation: T. K. H., „To the Memory of the Translator of Omar Khayyam". Magazines and Reviews, — Selected Foreign Books. — C. E. Doble: The Author of „A Discourse of Artificial Beauty" — H. M. Percival, Some Notes on „Samson Agonistes". — H. G. K., Miracles in the East. — Douglas, Giles's Translation of Chuang Tzu. — Some Books on Geometry. — T. W. Allen, The Ravenna Aristophanes. — Science Notes. — Philology Notes. — Meetings of Societies. — The Naval and Military Exhibition, Edinburgh. — Notes on Art and Archaeology. — F. Wedmore, Ibsen Again. — Stage Notes.

**The Athenaeum.** No. 3222. 27 July 1889.

The Battles of the American Civil War. — Teutonic Mythology. — The History of South Africa. — Goldsmith's Plays and Poems. — Perrens's History of Florence. — Novels of the Week. — Early Christian Literature. — Library Table, List of New Books. — Prof. Michele Amari; The MSS. of Scott's Poems; Notes from Paris; A Goethe Anecdote. — Literary Gossip. — Science. Boulger on the Uses of Plants; Library Table; The Literature of Engineering; Chemical Notes; Geographical Notes; Gossip. — Fine Arts. Liewellyn Jewitt; Library Table; Notes from Athens; Gossip. Drama. The Bankside Shakspeare; „All's Well that Ends Well"; Gossip.

**Macmillan's Magazine.** August 1889.

W. Clark Russell, Marooned. — J. C. Bailey, William Cowper. — Mrs. Brotherton, Chechina. — A Modern Novelist. — D. G. Hogarth, In Macedonia. — An Old Pupil, Orlando Bridgman Hyman. — H. D. Rawnsley, To Lord Tennyson. — Walter Pater, Hippolytus Veiled. — Mrs. Oliphant, Kirsteen.

Digitized by Google

## ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Luglio 1889.

N. Marselli, La civiltà et la sua storia. — Alfonso Bertoldi, Dell' Ode Per l'inchta Nice di G. Parini. — Francesco Bertolini, Il conte di Cavour avanti il 1848 e i suoi scritti Giovanili. — Caterina Pigorini Beri, Sulla Montagna. Racconto. — Pasquale Villari, E. De Amicis e i suoi critici. — Filippo Porena, Le isole Samoa e l'attuale conflitto fra le potenze. — R. Bonghi, I Congressi cattolici. — Ernesto Mancini, Fisiologia dell' odorato. — Y., L'avvenire della nostra cavalleria. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, Letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della Quindicina. — Annunci di recenti pubblicazioni.

**Revue internationale.** 25 Juillet 1889.

Charles Secrétan, La croyance à la liberté. — E. Maurice, Giordano Bruno. — Jacinto-Octavio Picon, L'emeneil. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Amédée Roux, Promenades à l'Exposition universelle de Paris. — Baronne D'Ottenfels, Une charmeuse. — Statiellus, La quinzaine en Italie. — Un ancien diplomate, Chronique politique. — Chronique financière. — Bulletin des livres.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1255. 18. July 1889.

The Week. — The Gentleman Criminal in South Carolina. — A Southern Moral from Bangor. — „Conspicuous Instances" of Reform. — Art no Luxury. — Zorrilla's Apotheosis. — The Italy of Hawthorne.—II. — Land Irrigation and Reclamation in Egypt. — Southern Homicide. — Short Terms of Office Dangerous to Private Rights. — The Obstacle to Civil-Service Reform. — The President's Pledge in West Virginia. — Effigy Mounds. — The False Washington Pedigree. — The Reputed Ignorance and Ambition of Americans. — Notes. — Schouler's Fourth Volume. — Justi's Velasques. — Leidy's Anatomy. — French Traits. — The Geography of Marriage.

**The Century Magazine.** No. 4. August 1889.

Portrait of Alfred Tennyson. — Elizabeth Robins Pennell, The Stream of Pleasure. The River Thames. — Mary Hallock Foote, Afternoon at a Ranch. Pictures of the Far West. — S. Weir Mitchell, The Poison of Serpents. — Henry van Dyke, The Bible in Tennyson. — George Kennan, State Criminals at the Kara Mines. — Frederic Remington, Artist Wanderings among the Cheyennes. — Julia G. Skinner, Something Wrong. — Richard E. Burton, Across the Fields to Anne. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln: The Chicago Surrender; Conspiracies in the North; Lincoln and the Churches. — Celia Thaxter, To a Painter. — Frank French, Wood-Engravers in Camp. — Elbridge Kingsley, Originality in Wood-Engraving. — W. B. Closson, Painter Engraving. — John P. Davis, The New School of Engraving. — Henry Thompson Stanton, The Peter-Bird. — John Herbert Morse, Brook Song. — George Cable, The „Haunted House" in Royal Street. — David P. Todd, How Man's Messenger Outran the Moon. — A. W. R., Security. — Joel Chandler Harris, The Old Bascom Place. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Fra Angelico. — Edward Bellamy, A Positive Romance. — Robert Burns Wilson, A Song of the Woodland Spirit. — The Lessons of Summer Travel. — Tipping. — The Washington Memorial Arch. — George L. Kilmer, Union Veterans and their Pensions. — George Gladstone, „The Use of Oil to Still the Waves". — Harry Stillwell Edwards, A Fence-Corner Oration. — Orelia Key Bell, The Sensitive Visitor. — Frank Dempster Sherman, Forgotten Books. — Louise Chandler Moulton, To Mistress Rose. — Thomas Moore, An Unpublished Song. — Cora Stuart Wheeler, Two Loves. — George Birdseye, Constancy.

## BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Juillet 1889.

E. Hins, La politique de la Russie en Asie. — Ch. Dickens, L'Éden, Scènes d'émigration. Ch. Potvin, Félix Belly. — E. Minnaert, Au Caire. — Clémence Royer, Les beaux-arts à l'Exposition du centenaire de Paris. — Em. de Laveleye, Notices bibliographiques.

## NIEDERLANDE.

**Dietsche Warande.** No. 4. 1889.

D. Willibrord van Heteren, Kunstenaars en kunstwerken in de Belgische Benedictijnen-kloosters van de 10e tot het midden der 13e eeuw. — Albert Tottmann, Iets over het notenschrift. — N. van Reuth, Isaac Dacosta. — Meinti van Java, Camilla's Opdracht. — Emanuel Hiel, De Psalmen in Gesangen. — † Josef Alberdingk Thijm aan den Nederlandschen Spectator. Echo eener stemme over het graf. — Fr. A. van Kerckhoff, Weerklank op Edw. van Even's herdenking van den Warandeschter. — J. Theod. de Raadt, De Heerlijkheden van het land van Mechelen. Niel en zijne Heeren. — Graaf Maurin Nahuys, Een woord met betrekking tot het Koninklijk museum van Oudheden en Wapenen te Brussel (met plaat).

## PORTUGAL.

**Revista de Portugal.** Julho 1889.

Moniz Barreto, A Litteratura portuguesa contemporanea. — Oliveira Martins, Os filhos de D. João I. — Guerra Junqueiro, Ideal moderno (resposta aos pessimistas). — Pinheiro d'Almeida, O cuisão. — Conde de Sabugosa, Toiradas em Portugal. — P. de Oliveira, Chronica politica (internacional). — Boletin bibliographico.

## SKANDINAVIEN.

**Finsk Tidskrift.** juli 1889.

A. F. Nordqvist, Speranskis fall. — Georg Fraser, Przewalskis tredje forskningsresa. F. Gustafsson, Examensvänsender. — H. Pleikan med träskorna. — H. N., Edvard Selander, Sjöslifvets grunddrag. — I. A. H., Pontus Wikner, Tankar och fragor inför menniskones son. — I. L—d., John Law, Utan arbete. — W—r., Sigurd, Svenska bilder och vrängbilder. — O. G., Finsk novellistik. — G—g N., Bref från Sverige.

**Ur Dagens Krönika.** Maj 1889.

Grefvinnan Stephanie von Platen. — P. Nansen, Meiningarne. — Bref till Dagens Krönika. — Under munlåssystemet. Prologi till en svensk Geffkenhistoria. — Otto Sjögren, Den 5 Maj 1789. — F. H—n, Karolinen fran Dybböl, Anteckningar från ett besök i Spanien 1864. — Volontaire, Musikalisk revy. — Gasparone, Fran parkett. — F. H—n., Smärta. — Et Sveldiusminne. — A. Haraldson, Boknytt. Anmälningar.

**Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.**

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Brentano,** Fritz. Heitere Geschichten. 2. Bdchen. Univ.-Bibl. 2564. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Combe,** T. Electric-Electrac. Novelle. Übers. v. E. Bagge. Univ.-Bibl. 2565. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Gottschall,** R. v. Der Verräter. Erzählung. Univ.-Bibl. 2570. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Lie,** J. Der Lotse und sein Weib. Übers. v. M. Herafeld. Engelhorns allg. Romanbibl. V. Jhrg. 24. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 0,5. 1,0.

**Vrchlický,** J. Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Geschichten. Deutsch von Edm. Grün. Univ.-Bibl. 2567. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Dramatische Dichtungen.**

**Dumas,** A. (Sohn.) Francillon. Schauspiel in 3 Aufz. Deutsch von P. Lindau. Univ.-Bibl. 2568. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Gensichen,** Otto Franz. Michael Ney. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Univ.-Bibl. 2563. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Hugo,** Victor. Maria Tudor. Hist. Drama in 3 Tagen. Übers. v. Wilh. Lilienthal. Univ.-Bibl. 2566. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Lorüing,** Alb. Der Waffenschmied. Kom. Oper. Herausg. v. C. Fr. Wittmann. Univ.-Bibl. 2569. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Geschichte, Biographie.**

**Schumann,** R. Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker. Hrg. v. H. Simon. 2. Bd. Univ.-Bibl. 2561. 62. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.

**Lieferungs-Werke.**

**Ebering,** Dr. E. Bibliographisch-kritischer Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen. N. F. 1. Bd. Berlin, Richard Heinrich. 1889. Heft 1—3.

**Müller-Bohn,** H. Graf Moltke. 5. Lfg. Berlin, Paul Kittel. je 0,5.

**Norsk Forfatter-Lexikon.** 1814—1880. Udg. af J. B. Halvorsen. Kristiania, R. T. Mallings Boghandel. 1,5.

**Pasqualigo,** F. L'Alighieri. Revista di cose Dantesche. 1. Fasc. 5. Verona, L. Obschki.

**Perrot,** G., et Charles Chipiez. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. V. Livr. 248. Paris, Hachette & Cie. Frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Hornemann,** F. Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Schulreformbewegung. Schriften d. Einheitsschulvereins. 5. Hft. Hannover, C. Meyer. 2,0.

**Poestion,** F. C. Die Kunst, die Schwedische Sprache durch Selbstunterricht zu erlernen. Wien, A. Hartleben. 2,0.

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben von

**Karl Emil Franzos.**

VI. Band 1889.

**Halbmonatsausgabe:** am 1. und 15. jeden Monats ein Heft von 3½ bis 4½ Bogen Quart.

**Monatsausgabe:** monatlich ein Heft von 5—7½ Bogen Oktav.

Abonnementspreis 4 Mk. vierteljährl.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Höhe in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer bervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen,** novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. **Ein kritischer Teil** enthält ästhetische, litteratur-historische und biographisch-kritische Essays ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Alias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.** 8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.** Lustspiel in 4 Akten. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Waiblinger.** Ein Trauerspiel unserer Zeit. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

**Ein Lebensbuch.** Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. 8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

**Kinder des Reiches.** Ein Romancyclus. 2 Bände. 8°. 1888. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

# Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850.

**In künstlerischer Originalausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance.**

**Gr. 8. Stilvoll gebunden mit Goldschnitt ℳ 7.50.**

**Klaus Groth** schreibt in seiner Besprechung darüber:

Was die jüngsten drei Jahrzehnte hervorragend Schönes auf dem Gebiete der Lyrik geschaffen, das sucht die umfassend angelegte Anthologie zu vereinigen. Indem der Herausgeber darauf verzichtete, auch die weniger bedeutenden unter den modernen Lyrikern durch eine Anzahl Gedichte nach allen Seiten zu charakterisieren, wurde es möglich, **unsere wenigen, wahrhaft großen Dichter in ihrer ganzen Bedeutung vorzuführen.** So konnten Männer wie **Geibel, Hahn, Scheffel, Storm u. A.** eine ihrer Bedeutung entsprechende Bedeutung entsprechende Vertretung finden, und es beweist die freundliche Aufnahme des Buches, wie sehr diese Art der Auswahl den Wünschen des Publikums entspricht. So können wir diese Anthologie allen Freunden echter Poesie ehrlich empfehlen und hoffen, daß hierdurch unserer vielfach mit Unrecht unterschätzten Lyrik manchen Freund gewonnen wird.

„. . . Novarius hat, wie er selbst gesteht, von seinem Vorgänger Storm gelernt. Beiden gemeinsam ist die Wahrheitstreue der Überzeugung, ohne Rücksicht und Vorsicht nur das aufzunehmen, was sie für vorzüglich halten, und eine gewichtige Regel: das Fernhalten aller leeren Phrase, aller jener weiblich-schmachtenden Reimereien, die die Gedichten in den Blumenlesen wohl weniger dem Betreil der Ästhetikfähigen, als der Rücksicht aufs Anthologie-kontumierende Geschlecht der Backfische verdanken."

Mit wahrem Genuß liest man die dreihundert Seiten des schön gedruckten Werkes durch, nur selten zum Widerspruch gereizt.

Wir dürfen nicht verzagen, die deutsche Sprache degeneriert nicht und die deutschen Dichter sterben nicht aus. Es ist nur die Frage ob die deutschen Leier vor Zeitungen, Broschüren und Romanen noch Interesse, Zeit und Geld behalten, um ihre Werke zu kaufen und zu lesen." . .

**Goedeke,** Prof. Dr. **K.**

# Deutsche Dichtung im Mittelalter.

**Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.**

**Zweite,** mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

# Goethe und Schiller.

(Geibel und Herse gewidmet.)

**2. Aufl.** brosch. ℳ 1.60, **elegant gebunden 2.60.**

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

# Litterarische Zeitschrift

**ersten Ranges**

soll für 1. Oktober d. J. oder später verkauft werden. Schriftsteller, denen an einem einflußreichen Wirkungskreise gelegen ist, werden auf dieses altangesehene und sich zahlreicher Verbindungen im In- und Auslande erfreuende Unternehmen besonders hingewiesen.

Näheres unter *L. 150* bei der Expedition d. Bl.

Herausgegeben unter Verantwortung der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 17. August 1889. Nr. 34.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: An unsere Leser. — Ludwig Tolnai: „Nur darnach habe ich mich gesehnt!" — Otto Neumann-Hofer: „Kritik und Räsonnement" — A. G. von Suttner: „Französische schöne Litteratur". — Adolf Voigt: „Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben". (Fortsetzung.) — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## An unsere Leser.

Hierdurch zeigen wir unseren verehrten Lesern an, daß Herr **Wolfgang Kirchbach** vom heutigen Tage ab die Redaktion des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" nicht mehr leitet. Mit der Führung derselben hat der mitunterzeichnete Verlag Herrn **K. von Schlieben**, den seitherigen zweiten Redakteur betraut, welcher das „Magazin" in völlig unverändertem Geiste fortführen wird. Als verantwortlich zeichnet die Verlagshandlung.

Wir bitten unsere verehrten Leser, welche an dem Bestehen und Gedeihen des „Magazins" stets ein so lebhaftes Interesse bekundet haben und den von demselben vertretenen Bestrebungen mit Wohlwollen gefolgt sind, unser Blatt auch ferner in jeder Hinsicht gütigst unterstützen und fördern zu wollen.

Dresden, am 3. August 1889.

**Dr. Erich Ehlermann**
für den Verlag des „Magazin".

**K. von Schlieben**
für die Redaktion des „Magazin".

## Nur darnach habe ich mich gesehnt!

Erzählung von Ludwig Tolnai.
Übersetzt von Romulus Grazer.

I.

Wie die gutmütige Welt den schweren Kranken, dessen Leben nur noch nach Stunden und Minuten zählt, mit ängstlicher Sorgfalt verfolgt, ebenso umgiebt sie auch den mit ihrer Liebe, ihren Besorgnissen, der seine Absicht, sich zu verehelichen, offen eingestanden hat. Das Menschenherz ist derart beschaffen, daß es am Glücke anderer besondern Anteil nimmt. Der Pastor Alexander Morva lebte zehn Jahre in unermüdlicher Thätigkeit nur dem Gedanken, daß er unbedingt heiraten müsse. Damit war jede, mit heiratsfähigen Töchtern gesegnete Familie des kleinen Marktfleckens ohne Glaubensunterschied im Reinen. Sie achteten in dem mittelgroßen, breitschulterigen, immer lächelnden, ledigen Geistlichen, der in den dreißiger Jahren stehen mochte, einen Mann, der einst eine besonders gute Tafel führen und der ganzen Gegend zur Ehre gereichen werde.

Er war im Winter ein großer Freund von Schweinebraten — frisch oder geräuchert — bei seinen guten Freunden und zahlreichen Verehrern; im Sommer wieder wußte er die Backhendl, Gansbraten und zur richtigen Zeit auch die Kalbsschnitzel gehörig zu würdigen. Mit seinen weißen Händen hob er die besseren Bissen so appetitlich in die Höhe und zeigte sie mit solch tiefem Interesse der Hausfrau, daß er durch dieses freundliche, zuvorkommende Benehmen die Herzen der Mütter für sich einnahm.

„Wann wird er sich endlich erklären? Wen beglücken?" Wie ein gerichtlicher Steckbrief, so flogen diese zwei — seit Jahren gepflegten — Fragen von Straße zu Straße, von Dorf zu Dorf, ja sogar hinaus auf die entlegenen Pußten, auf welchen mit Kindern gesegnete Wirtschaftsbeamte hausten. Herr Alexan-

Digitized by Google

der Morva lachte dabei mit seinem ganzen, strotzenden, gesunden Gesichte, wich aber jeder Antwort beharrlich aus.

„Mein Sohn!" schüttelte die ehrwürdige Mutter des Geistlichen den greisen Kopf, wenn ein ihr passendes Mädchen oder eine hübsche junge Witwe heiratete, „Du wirst es noch bereuen. Worauf wartest Du denn? Lasse mich doch noch sehen, wen Dir der liebe Gott beschert. Ich werde alt, und in diese vielen Zimmer paßten so gut einige Enkel herein."

„Erst muß die Gemeinde die neue Wohnung neben der Kirche herrichten lassen."

„Aber . . ."

„Früher mache ich keinen Schritt. Ich muß drei große Gassenzimmer, zwei Hofzimmer, einen breiten Vorflur als Sommersalon, einen guten Keller haben. Auch den Garten muß die Gemeinde einrichten. Sie muß! Jetzt thut sie es noch ohne Streit; bin ich einmal verheiratet, hat Alles ein Ende."

„Darnach steht Dein Verlangen? Ach mein Sohn, wozu das alles für ein armes Mädchen?"

„Ich werde Dir schon sagen, wonach mein Verlangen ist. Vielleicht entscheidet sich die Angelegenheit noch diesen Winter."

„Ihr waret acht Geschwister, und wie klein war doch unser Haus. Gott hat uns dennoch geholfen. Ich möchte nicht lange warten, mein Sohn. Helene Máthé . . ."

„Schon gut, Mutter! Sie ist ja hübsch. Aber ich verabscheue die Armut und die ganze Welt weiß . . ."

„Oder Wilhelmine Dazó? Sie sind ihrer nur zwei, der Vater ist Fleischhacker . . ."

„Die ist auch hübsch. Mein Vater war Maurer. Vielleicht werde ich noch Bischof und . . ."

„Sarah Fodor würde eine prächtige Hausfrau abgeben," setzte die Mutter ihre Pläne fort, ohne auf die Einwendungen des Sohnes zu achten. „Die alte Frau Fodor war erst vergangenen Sonntag bei mir und konnte nicht genug rühmen, was für ein prächtiger Mensch Du bist. Die Mutter könne Gott danken, die ihre Tochter einmal . . ."

„Sie ist ja schön. Aber Mutter, Du weißt nicht, wonach ich mich sehne."

Der Pastor blieb vor der Mutter stehen, als habe er seine andächtige Gemeinde vor sich, welche er überzeugen und hinreißen wolle, breitete seine Hände aus, öffnete den an großen Wortschwall gewöhnten Mund soweit, daß seine mächtigen, gesunden Zähne zum Vorschein kamen, und seine dicke rote Zunge sah flink zur Arbeit.

„Schweige doch, Mutter; weißt Du noch, in was für Elend wir lebten?"

„Mein Sohn, auch andere haben nicht bloß Ruhm! Irgend eine kleine Beschäftigung fand sich immer für Deinen Vater; an der Kirche und Schule, am Pfarrhaus hat er immer die Reparaturen — und zwar anständig — besorgt."

„Lassen wir das; das Leben eines armen Handwerkers ist das schmachvollste. Ich werde der Welt schon zeigen, wie sich mein Leben gestalten wird. Nicht darum habe ich in meiner Jugend gehungert, nicht darum bin ich ins Ausland gegangen und habe ich die unverschämten Prahlereien hochmütiger Dummköpfe erduldet, um schließlich vom Schicksal nicht einmal Genugthuung verlangen zu können. Ich verlange, ich fordere sie. Einem freundlichen, kleinen Gesichtchen zu Liebe verzichte ich nicht auf meine Wünsche. Ich will ein vornehmer, ein reicher Mann werden, ein Grundbesitzer, der in der Kalesche zur Nachbarschaft fährt; ich will eine Rolle spielen in der Stadt, im Komitate; ich kann's, ich will's" — schrie er mit scharfer Stimme.

Der Briefträger überreichte ihm einen Brief.

„Von Emmerich," sagte Alexander Morva, indem er den Brief in der Hand behielt, ohne ihn zu öffnen, und fuhr in seinen Erklärungen fort. Er trat näher zur Mutter, deren Blicke liebevoll an dem Briefe hingen, und bereitete sich zur eingehenderen Auseinandersetzung seiner Pläne vor.

„Ja, ich will heiraten, aber nicht mit meinem Blute, sondern mit meiner Vernunft."

Die alte Maurerswitwe schien diese wissenschaftlichen Ausdrücke nicht zu verstehen, ihr Auge blieb fortwährend auf den Brief gerichtet, welchen der Sohn wie ein unnützes Blatt zwischen seinen weißen Fingern drehte. Sie hätte ihm gern gesagt — doch eine alte Maurerswitwe ist ihrem geistlichen Sohne gegenüber nur ein Niemand: „Lasse doch das unschuldige Papier, gieb mir doch Emmerichs Brief, daß ich ihn lesen kann." Sie mußte ihn anhören und sie folgte auch seinen Worten mit stolzem, mütterlichem Gefühl; nur der Brief ließ ihr keine Ruhe.

„Herr Gustav Lelenzy wird schon sehen, ob ich nicht ein solch reiches Mädchen bekomme, als seine alte Helene, der ich trotz ihrer vierzig Jahre thöricht genug Hand und Herz angeboten hatte. Er soll wissen, daß nicht seine hochnasige, bebrillte Tochter zuletzt lachen wird, sondern ich, der arme Seelsorger. Ja, ja! Merke Dir, Mutter, daß ich den Bau der neuen Pfarre nur aus diesem Grunde forciert habe. Fünf, sechs große Zimmer mit Parketts, Tapeten und Zentralheizung, prachtvoll ausgestattet; eine elektrische Glockenvorrichtung wie bei unserem Abgeordneten Arthur Lelenzy. Ja!"

„Und woher?" staunte die Mutter, mit ihren tiefsitzenden schwarzen Augen den Brief, welcher schon ganz zerknittert war, verfolgend.

„Den Sommer will ich auf meinem Gute verbringen, vielleicht auch in einem Kurorte . . ."

Frau Morva schaute erschrocken auf die verschränkten Arme des Pastors und beobachtete ängstlich seine heftigen Bewegungen. Sie dachte an den verstorbenen Gatten, der im Alter infolge unmäßigen Branntweingenusses Spuren eines Gehirnleidens gezeigt hatte.

„Emmerich werde ich das Heiraten verbieten, er soll zu mir als Wirtschaftsbeamter kommen; später finde ich vielleicht etwas Besseres für ihn, wir werden ja sehen. Doch wie ich sehe, interessiert Dich der Brief mehr als meine Zukunft."

„Liebe, süße Mutter! Teurer Bruder!

Ich habe Euch in meinem letzten Schreiben mitgeteilt, daß meine Trauung wegen Kränklichkeit des

Digitized by Google

Schwiegervaters kaum vor dem Alexandertage werde stattfinden können; doch ist dieselbe gestern im engsten Familienkreise nach katholischem Ritus — meine Frau ist Katholikin — vor sich gegangen."

„O der Esel, der Esel!" unterbrach sich der Herr Pastor und warf den Brief auf den Tisch — „wie Du gesäet, wirst Du auch ernten. Ich ziehe meine Hand von euch ab; die Tochter eines armen Riemers wird meine Schwelle nicht überschreiten."

Im höchsten Grade aufgebracht, verließ er das Zimmer. Dann konnte man hören, wie er vom Flure aus dem Kutscher zurief:

„Michel, einspannen! Den bedeckten Wagen. Alles soll von Reinlichkeit funkeln. Verstanden?"

Die Mutter nahm den Brief zu sich und ging in die Küche hinaus; dort überließ sie sich einerseits der Freude, daß ihr Kind endlich doch sein Ziel erreicht habe, andererseits der Besorgnis, ob diese Heirat nicht zwischen den Geschwistern einen Bruch herbeiführen werde, und weinend buchstabierte sie die Lettern des Schreibens.

„Teure Mutter! Ich habe bedacht, daß die Ehe auf Erden nicht ein Bund für einen oder zwei Tage sei, den man heute so, morgen wieder anders auffassen kann. Ich habe außer meinen Werkzeugen nichts, aber als gelernter Tischler fürchte ich mich vor keiner Arbeit; ich habe erst unlängst dem David Kohn für sein neues Haus ein Thor gemacht, unter welchem selbst seine Majestät einhergehen kann. Doch die Zeit vergeht, ich habe die Dreißig schon überschritten, da sagte ich zu mir: was thun? Ich konnte nicht Geistlicher werden, ich muß von dem leben, was ich erlernt. Noch gut, daß Bruder Schándor ein edles Herz besitzt und seine Hand nicht verschlossen hält, aber wir können doch nicht alle von ihm leben, und wer weiß, wie sich die Sachen gestalten, wenn er auch einmal heiratet. So manche Frau hat schon ihren Gatten derart verändert, daß vielleicht unser Herrgott selbst ihn nicht wieder erkannt hätte. Terka ist eine prächtige Person, ihre zwei arbeitsamen Hände gebe ich nicht für die himmlische Glückseligkeit eines andern her. Giebt es was zu nähen: sie näht, zu waschen: sie wäscht und nach ihrer Küche muß sich ein Graf die Finger ablecken. Es ist wahr, sie kann keinen Widerspruch ertragen und ihre Zunge kann nicht lange stille stehen, aber ich weiß zu schweigen und mische mich nicht in Weibersachen. Zwei Jahre kenne ich ihre Familie und ich kann nur sagen: gebe Gott jedem eine solche Frau, wie er mir gegeben. Es thut mir nur leid, daß nicht Schándor uns getraut hat, aber der alte Herr Pfarrer hat uns auch eine so innige Lehre gegeben, daß alle Anwesenden Thränen der Rührung vergießen mußten. Unsere Alten pflegten zu sagen: „Wer abreist im Regen, kommt an mit Segen." Na, wir können nicht leugnen, daß unsere Augen nicht trocken blieben. Des Menschen ist die Arbeit, Gottes ist der Segen; Du liebe Mutter, Schándor und auch wir, wir erwarten alle das Beste . . ."

Gerade als die alte Frau bei dieser Stelle angelangt war, rollte der halbgedeckte gelbe Wagen vor den Flur. Zwei prächtige Braune, deutscher Abkunft, waren davor eingespannt.

Der Herr Pastor war so sehr Herr auf dem Pfarrhofe, daß er es niemals für nötig hielt, irgendwem zu sagen: ich fahre da und da hin, komme zu der und der Zeit zurück. Er war's so gewöhnt und bisher stieß sich auch Niemand daran. Er sprang rasch in die Kutsche, legte die Flinte vor die Füße und zog die goldene Repetieruhr aus der Tasche: genau ein Viertel auf zehn. Michel, rasch, wir fahren nach Sankt Peter zum Geistlichen.

Wer ihn hörte, konnte aus den wenigen Worten entnehmen, daß Ehrwürden nicht zum Speisen nach Hause komme.

II.

Munter trabten die Braunen die Hauptstraße des Städtchens entlang, während Herr Alexander Morva freundlich Grüße empfing und sie durch Lüften seines breitrandigen schwarzen Strohhutes erwiderte. Wie alle, die beim Grüßen nicht über den guten Willen hinausgehen, hielt auch er das Lüften des Hutes für eine wichtige Bürgerpflicht, und nur besseren Bekannten und Freunden gegenüber unterließ er nie das auszeichnende Wort: Ich küsse Dich. Heute jedoch war er so aufgeregt, daß er selbst die freundlichen Grüße der vor der Apotheke versammelten Freunde und deren Frage: „Wohin, Ehrwürden?" kaum beachtete.

Von dem staubigen, sandigen Marktflecken führt eine freundliche Anlage grünender Pappeln beinahe bis Sankt Peter. Beiderseits Pußten, weiß getünchte Wirtschaftsgebäude zwischen Akazien, hier und da ein Kastell, das der Brüder Tschomaß z. B. und weiterhin das des verschuldeten Weinbeißers Toni Vedritsch.

Wer noch keinen Grund und Boden und darau ein Kastell als Eigen hat, aber einst ein solches besitzen möchte, kann unmöglich vorüberfahren, ohne diese schönen Gebäude, diese hohen Heu- und Strohschober eines Blickes zu würdigen. Es giebt nichts schöneres als das Landleben: schöne Pferde, kräftige, starke Ochsen, friedlich grasende, steuerfreie Schafe. Bei solchem Anblick vergißt das geplagte Herz alle Sorgen, und wie die Bäume mit ihrem sanften Geflüster, so stimmen diese mit ihrem unschuldigen Blicke die Seele zu angenehmen Gedanken. Und ich frage: wem kann dieses Sinnen am reinen Busen der Natur fruchtbringender, angenehmer sein, als einem Geistlichen?

„Der Dummkopf! Der Bauer!" schüttelte Herr Morva den Kopf, indem er diese Worte aus Herzenstiefe hervorbrachte — „habe ich ihm nicht befohlen, mit allen Riemern, Tischlern und Schustern zu brechen, weil ich ihn als Wirtschaftsleiter brauchen werde!"

Der gerechte Zorn erfüllte so sehr sein Herz, sein Gehirn, daß er nichts als elende Handwerker vor sich sah, die durch schlechte Ehen an den Rand des Verderbens gebracht waren, während sie bei etwas Überlegung ohne Zweifel in besseren Verhältnissen hätten leben können. Er wandte sein Gesicht von den auf der Landstraße fürbaß schreitenden Ge

Digitized by Google

sellen ab, die nach der Stadt eilten und ihr geringes Gepäck nach alter Sitte auf der Spitze eines Stockes über der Schulter trugen. Einst hatte auch der Tischlergeselle Peter Morva die Komitate unseres gesegneten Landes auf diesem Blitzzuge mit Freikarte bereist, aber dieser Umstand ist dem heiratslustigen Jungen gewiß nicht eingefallen.

Der Pfarrer von Sankt Peter spazierte gerade barhaupt mit seinem fetten glattrasierten Gesichte und den gelockten, blonden Haaren im reinlichen, mit Blumen und Sträuchern bepflanzten Hofe vor seinem Hause. Er schaute freudig dem Spiele seiner Kleinen zu, deren lebhafter Lärm die ganze Wohnung erfüllte; zuweilen schrie und pfiff er mit, denn manche Menschen behalten etwas von der guten Laune ihrer Kinderjahre bis in das späteste Alter bei.

Er lief mit den Kindern um die Wette und bedeutete ihnen eben mit seiner väterlichen, vielleicht auch geistlichen Autorität, daß jetzt an ihm die Reihe sei, die am Maulbeerbaume hängende Schaukel zu benutzen, als ihn das Rollen des Wagens unterbrach.

Herr Alexander Morva begrüßte seinen Amtsgenossen mit dem freundlichsten Lächeln, wie ein Mann, welcher beabsichtigt, heute hier zu speisen, und zwar gut zu speisen. Seine ersten Worte waren: „Wie steht's mit der werten Gesundheit meiner lieben Frau Gevatterin? Ist sie wohlauf? Du machst mich durch diese Antwort unendlich glücklich, Jani. Ist sie zu Hause?"

„Jawohl."

Und schon eilte ein kleines, niedliches Frauchen mit blendendweißer Schürze und aufgeschürzten Ärmeln herbei, den Gast zu begrüßen.

Viele Frauen fesseln schon durch ihre Erscheinung, ihre schöne, schlanke Gestalt; ihr geschmackvolles Kleid, ihr eleganter, befiederter Hut, ihre neckisch in die Stirne gekämmten Locken entzücken sofort, ich habe sogar schon eine gesehen, die mit ihrem neuen Gebiß Eroberungen machte: dies magere, braune Weibchen jedoch durfte sich nicht im Traume einfallen lassen, daß sie Triumphe feiern könnte, und siehe, ein unverehelichter hübscher Mann entfaltet seine ganze Geschicklichkeit sie, die einfache Frau, zu loben. Wie gut ist es doch, daß die Frauen nicht gleich an das reichliche Mittagmahl denken, für welches sich manche Männer bis zum Raube erniedrigen.

„Ich bin überglücklich" — verbeugte sich Herr Morva eifrig — „meine liebe, teure Gevatterin bei solch prächtigem Aussehen und erfreulicher Gesundheit zu finden. Wie lange werden Sie denn noch mit diesem blühenden, frischen Gesichtchen alle Damen der Umgegend in den Schatten stellen? Ich hege nur den einen Wunsch, daß der gütige Himmel mich mit einer ähnlichen Frau beglücke."

Mit diesen herzlichen Worten leitete der Gast die Unterhaltung ein. Zuweilen warf er auch den drei Kindern statt Zuckers oder Gebäckes ein freundliches Wort zu, wie: „schönere Kinder habe ich noch nie gesehen; Pischta ist ja riesig gewachsen, Mattuschka entwickelt sich herrlich; Ferike nehme ich noch mit mir, der kleine Schelm hat mir's angethan."

Wer würde einem solchen Menschen nicht seine besten Weine, seine feinsten Speisen, sein köstlichstes Obst vorsetzen?

Die kleine Pastorin bat die freundschaftlich plaudernden Herren, die Arm in Arm in den hübschen, sauberen Zimmern auf und ab gingen, um die Erlaubnis, sich ein wenig entfernen zu dürfen. „Aber wozu denn? Ich lasse sie nicht fort, liebe Frau Gevatterin!" beeilte sich Herr Morva zu erwidern — obgleich sein großer, weit geöffneter Mund sie gleichsam antrieb: geh' nur, geh', bereite ein gutes Mahl, viel Braten, ich habe großen Appetit — „bleiben Sie doch, bei dieser Toilette kann sich selbst ein Graf nur geehrt fühlen."

„O es geschieht nicht wegen der Toilette," lachte glückselig die mit bescheidenem Äußeren begabte Frau.

„Sondern?" wandte sich ihr Herr Morva mit geheucheltem Erstaunen zu.

„Wegen des Mittagessens, Herr Gevatter."

„Vielleicht kann ich nicht einmal dableiben. Ich habe nicht viel Zeit."

„Sie bleiben gewiß. Wir haben Pudding, Janis Lieblingsspeise."

„Es ist wahr, guten Pudding habe ich schon lange nicht gegessen; doch ich kann nicht bleiben."

„Auch ein frisches Ferkelchen, das wir zufällig heute bekommen haben."

„Ich bin ein großer Freund davon, aber . . ."

„Ausgezeichneten Salat!"

„Ah, der Salat giebt den Ausschlag, dem kann ich nicht widerstehen. Aber nur Salat mit ein wenig Eiern, Grammeln; höchstens noch eine kleine Mehlspeise — sonst nichts, wenn ich bitten darf."

Dabei hob er den Zeigefinger so hoch, blickte so drohend auf das fröhliche Weibchen: „sonst nichts!" daß auch der Gatte für nötig hielt, sich einzumengen:

„Ja, ja, liebe Aurelie; bloß einen kleinen, fetten Gansbraten zum Salat."

Singend eilte die kleine Pastorin weg, sie wußte ja, das Spanferkel mußte sie aus der Verlegenheit ziehen und der Pudding war doch auch schon fertig.

„Du bist ein großartiger Mensch," klopfte Herr Alexander Morva seinem Amtsbruder auf den dicken, roten Hals; „ich glaube nicht, daß ich je mit den Frauen so werde umgehen können als Du."

„Dazu gehört keine Kunst, nur eines."

„Und zwar?"

„Liebe; wenn die Frau den Gatten liebt, bringt sie gerne jedes Opfer."

„Das ist, meine ich, nur ihre Pflicht, die Hauptsache bleibt die Achtung."

„Aber die Liebe . . ."

„Die ist nach meiner Meinung nur ein Hindernis zum Glücke des Lebens."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Die Liebe macht den Mann kraftlos, zum feigen Sklaven, zu einem leblosen Instrumente, welches, wie ich glaube, den eigentlichen Zweck der Ehe in den Kot zieht. Das Weib ist schlau und diese

Digitized by Google

Schlauheit muß gebrochen werden. Sie soll nur Weib sein wollen, sonst nichts."

„Ist meine Frau es etwa nicht?"

„O gewiß; Du hast Dir sie eben gut erzogen."

Da sich auch ein Mann durch ein gelegentliches, ehrendes Lob geschmeichelt fühlt, lächelte der Pastor von Sankt Peter zufrieden und verteidigte nicht länger die Sache der Liebe.

Plötzlich riefen sie beide, als hätten sie sich zusammenberedet, aus:

„Kommen wir zur Sache."

Morva ging leise zu den Thüren, schloß sie vorsichtig zu, als handle es sich um eine wichtige Ehescheidung, und warf sich dann in einen bequemen Lehnsessel.

„Ich bitte Dich, Jani, sei aufrichtig; ich will den Erfolg ganz kennen."

Sie stopften die Pfeifen und sahen einander prüfend ins Gesicht, Morva lächelnd, doch blaß vor Aufregung, sein Kollege ruhig und ersichtlich ernst.

„So viel ist sicher," begann der Hausherr, „das Mädchen ist plötzlich zu Geld gekommen."

„Nur hiernach sehnte ich mich" frohlockte Morva in seinem Herzen.

„Ich glaube, über 100 000 Gulden."

„Die Blätter schreiben von 120 000 und einem fetten Prozesse gegen das Museum. Weiter!"

„Es sind sehr ungebildete Leute; der Vater ist ein halber Bauer und hat sich bisher durch Schweineschlachten und Heilung von Tieren erhalten; die Mutter ging waschen und Stuben scheuern. Glaubst Du nicht auch, daß die für einen Geistlichen nicht . . ."

„Weiter, weiter!"

„Gut. Ich habe das Mädchen gründlich ausgeforscht. Sie hat schon einen Fleischergesellen zum Liebhaber, aber so viel ich gesehen, möchte sie unter günstigen Bedingungen doch lieber Pastorin werden."

„Was für Bedingungen?"

„Freundchen, von wem immer auch dies Mädchen ihren Verstand geerbt, in der ist ein Advokat verloren gegangen."

„Das habe ich erwartet. Sie ist eine schneidige, verständige Person. Doch weiter!"

Morva stellte die Pfeife beiseite und zündete sich eine feine Zigarre an, ohne seinem Freunde eine anzubieten. 120 000 Gulden und ein fetter Prozeß gegen das Museum verdienen schon eine solche Ausgabe.

„Das Gut, beziehungsweise das Barvermögen will sie allein verwalten."

„Jemand hat ihr die Grille in den Kopf gesetzt, wir wollen sie schon vertreiben. Sie findet somit Gefallen am Gelde? Eine solche Frau habe ich mir gewünscht, die den Wert des Geldes zu schätzen weiß. Bei der ist die Küche niemals leer, die Getreidekammer kein Mäusenest, bei der rinnt die Milch nie zum Häfchen aus, das sehe ich gerne. Weiter!"

„Ich schäme mich wirklich, es zu erwähnen; da es aber ihre eigenen Worte waren, so muß ich's thun."

„Lasse nur hören. Das interessiert mich."

„Ha, ha! Sie hat es mehr vor sich hingebrummt als laut gesagt — wenn sie einmal zwei Kinder haben wird, wolle sie von ihrem Manne abgesondert leben."

„Großartig! Ich bin nur neugierig, wer sie auf solche Absonderlichkeiten aufmerksam gemacht hat. Wie sieht das Mädchen aus? Bitte, beschreibe sie mir."

„Sie ist nicht häßlich. Ziemlich hoch, um einen halben Kopf größer als Du . . ."

„O, eine solche Frau habe ich mir immer gewünscht!"

„Braun, mit gelblich schimmernder Gesichtsfarbe, derbem, knochigem Gesichte, aber schönen Augen. Ihre Stirne ist besonders ausdrucksvoll. Die Zähne sind fehlerhaft aneinander gewachsen."

„Die lasse ich ihr ausreißen."

„Das wird schwer gehen."

„Ach was! Heutzutage kann man schon einen ganzen künstlichen Mund machen lassen. Weiter!"

„Ihre Gestalt ist kräftig, die Hände groß; Freundchen, man sagt — fasse das nicht als Beleidigung auf — sie habe schon in Taglohn gearbeitet."

„Weiter!"

„Meine Frau war eine kleine preußische Erzicherin, aber ich habe sie geliebt und ich liebe sie noch, obwohl sie keinen Kreuzer ins Haus gebracht hat." (Schluß folgt.)

## Kritik und Räsonnement.

Von Otto Neumann-Hofer.

Man hört oft die Behauptung: die heutige Theaterkritik nütze weder dem Dichter noch dem Schauspieler etwas. Beide suchten vergebens daraus zu lernen, und seitdem sie eingesehen, daß sie nicht von Jemand etwas lernen könnten, der nichts zu lehren hat, hätten sie klugerweise auch den Versuch des Lernens aufgegeben.

Es wird dabei meistens unentschieden gelassen, ob der Mangel an den Personen — den Kritikern — oder im Wesen der Sache — der Kritik — liege; träfe der Vorwurf zu, so wäre es im ersten Falle schlimm, im zweiten aber noch schlimmer.

In beiden Fällen jedoch wäre der heutigen Theaterkritik das Urteil gesprochen. Wozu nützte sie dann noch? Für wen würde sie dann noch ausgeübt?

Für das Publikum?

Wenn aber weder Dichter noch Schauspieler den Grad von Einsicht in das Wesen der Kunst und der vorliegenden Kunstleistung in der Kritik finden, um daraus ihre Schwächen und Vorzüge kennen zu lernen, wenn diese Einsicht thatsächlich der Kritik fehlte, was befähigte sie dann noch, das Publikum zu belehren?

Und in der That ist ein großer Teil des Publikums in der hochmütigen Abweisung aller Berufskritik nur wenig hinter Dichtern und Schauspielern zurückgeblieben. Ihnen giebt es noch eine breite Schicht von frommen Gemütern, die vor der Drucker-

Digitized by Google

schwärze eine heilige Scheu bewahren und jedes Wort ihrer Zeitung wie eine höhere Offenbarung verehren, nur weil es gedruckt ist. Ihnen steht aber eine täglich anwachsende Zahl von Theaterbesuchern gegenüber, die um so gewisser zu den Vorstellungen eines Stückes laufen, je einstimmiger die Kritik es verurteilt hat.

Und die Klügeren unter ihnen, die aus dem Primaner-Kursus der philosophischen Propädeutik noch einen sanften syllogistischen Anhauch ins Leben hinübergerettet haben, rufen aus: „Ach, die Kritik! Sie verkennt ihre Aufgabe! Ist das Theater ihret- oder unseretwegen da? Doch unseretwegen! Also ist unser auch das Urteil, die Entscheidung, so sind wir die Kritik! Die Presse hat die Aufgabe, am nächsten Tage über unser Urteil, unsere Kritik urbi et orbi Bericht zu erstatten."

Die Berichterstattung — das ist das richtige Wort!

Eine weitere Bedeutung als die Berichterstattung möchte man der heutigen Theaterkritik nicht zugestehen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß ein großer Teil der Presse selbst an seine Theaterrubrik keine höheren Anforderungen stellt. Ein Bericht über den Inhalt des Stückes, ein Bericht über das Wohl- oder Übelverhalten des Publikums — und das Theaterreferat ist fertig.

Diese Herren könnten sich aber ihre Aufgabe noch erheblich erleichtern, sie könnten sich den ersten Teil derselben gänzlich ersparen. Wozu nützt die Inhaltsangabe des aufgeführten Stückes, die heutzutage leider den größten Raum in den meisten Besprechungen verschlingt? Wer der Aufführung selbst beigewohnt hat, braucht die Fabel nicht erst am nächsten Tage im Blatte zu lesen; wer nicht da war erhält durch die beste Erzählung des Inhalts kein anschauliches Bild von der Totalwirkung des Kunstwerks und wer noch hingehen will, dem hat sie schon vorher die Spannung geraubt.

Bei der Beurteilung von Buchdramen ist die Auseinanderlegung der Fabel unumgängliche Notwendigkeit; aber in der Besprechung eines aufgeführten Bühnenstückes sollten nur dann dürftige Andeutungen der Handlung gegeben werden, wenn sie zur Begründung oder zum Verständnis eines Urteils unentbehrlich sind.

Leider hat der Altmeister der Berliner Theaterkritik der halb freiwilligen und halb unfreiwilligen Beschränkung der Kritik auf die bloße Berichterstattung Vorschub geleistet, zwar nicht durch seine eigene That, aber doch durch seine Theorie. In seiner „Berliner Dramaturgie" sagt Karl Frenzel: „Was die moderne Theaterkritik im Prinzip von der „Hamburger Dramaturgie" trennt, ist hierin angedeutet. Nicht das Allgemeine, sondern das Besondere waltet vor; der Kritiker ist in erster Reihe Berichterstatter, erst in zweiter wendet er sich an den Dichter, an die Schauspieler."

Selbst wenn es ein für allemal ausgemacht wäre, daß die Kritik in ihrem wesentlichen Teile hinfort nichts Anderes sein könnte, als Berichterstattung — wäre sie dann überflüssig geworden? — Sie wäre traurig gesunken, aber überflüssig geworden wäre sie auch dann noch nicht. Sie würde sich dann williger der Verfassung des Zeitungswesens einfügen, dessen hauptsächlichste Aufgabe es ja gleichfalls ist, die Anschauungen der Zeitgenossen wiederzuspiegeln. Sie erstattete getreulich Bericht über die thatsächlichen Vorgänge des Theaterabends und hätte vor Allem genau den Beifall oder das Mißfallen des Premièren-Publikums abzuwiegen, damit der Leser daraus einen Anhalt gewinne, ob er die Vorstellung besuchen solle oder nicht.

Aber eine solche Aufgabe ist für die Theaterkritik noch lange nicht gekommen; auch ist der bessere Teil derselben weit davon entfernt, ihr einigermaßen zu entsprechen. Sie hat eine zu lange Geschichte, eine zu glänzende Überlieferung für sich, als daß sie, die einst die Vorkämpferin in den geistigen Befreiungskämpfen der Nation war, sobald und so willig sich in die Rolle einer dienenden Magd schicken könnte.

Dennoch ist die Kritik lange nicht mehr dasselbe, was sie vor hundert, ja was sie noch vor fünfzig Jahren war. Wenn man auch zugestehen muß, daß sie damals eine übergebührliche Bedeutung besagt, und eine Einschränkung ihres Geltungsbereiches nur zu wünschen war, so hat sich doch unter der Hast der atemlosen Arbeit der Tagespresse nicht nur ihre Bedeutung, sondern auch vielfach ihr Wesen verändert — sie ist zum Räsonnement geworden.

Kritik und Räsonnement, sie sind miteinander verwandt, aber sie sind nicht dasselbe.

Die Kritik beruht auf systematischer, logisch geschulter Wissenschaftlichkeit; sie legt an die Erscheinungen der Kunstwelt den Maßstab der Idee, sie geht stets von den dargestellten Einzelfällen auf die Gesetze zurück, welche die Kunstthätigkeit beherrschen, und prüft sie auf ihre Übereinstimmung mit derselben. Die Kritik hat immer einen Mittel- und Zielpunkt, auf den alle ihre Ausführungen unausgesetzt hinweisen, einen ideellen Maßstab, eine beherrschende Idee, wie sie das kritisierte Kunstwerk und die Leistung eines jeden einzelnen Schauspielers gleichfalls besitzen sollen.

Das Räsonnement entbehrt den notwendigen — nicht willkürlichen — leitenden Gesichtspunkt, der sich aus dem Kunstwerk selbst ergeben muß; es heftet sich mit Vorliebe an eine Reihe auffälliger Einzelheiten, deren Verhalten zur Natur und zum Empfinden des Zuschauers es zum Ausdruck bringt; es erzeugt eine Masse einzelner Bemerkungen und bewegt sich gern in vielfachen Vergleichungen.

Während die Kritik mit festen Grundsätzen, also in gewisser Beziehung vielleicht nicht ganz vorurteilsfrei, in das Theater geht, erkennt das Räsonnement im Grund Alles als berechtigt an, sobald es einer momentan vorhandenen Stimmung entspricht und einer zufälligen Gedankenreihe Genüge thut.

Die Kritik geht den sicheren Weg, den ihr die Deduktion und die systematische Beobachtung gemeinsam bereiten; das Räsonnement tappt ungewiß

Digitized by Google

umher und ergreift das Richtige ebenso zufällig, als es dasselbe verfehlt.

Jene hat die Frucht vom Baume der Erkenntnis gegessen; dieses hat die zufällig zerstreuten Schalen aufgelesen und sich aus ihnen ein Kompot zur Mahlzeit des Kunstgenusses bereitet.

Daraus ergiebt sich das Verhältnis beider zum lesenden Publikum.

Die Kritik will Aufklärung darüber vorbereiten, warum ein Ganzes gefiel oder mißfiel — das Räsonnement glossiert in Dichtung und Darstellung die hervorstechenden, besonders sinnenfälligen Momente. Die Kritik ist belehrend — das Räsonnement unterhaltend; es beleuchtet, während jene erleuchtet; die Kritik ordnet, das Räsonnement — zerstreut.

Darum ist das Räsonnement meistens amüsanter, oft sogar geistreicher. Es ist der Beurteilungsweise des Publikums nahe verwandt, es vermehrt dessen einzelne Selbstbeobachtungen und verleiht ihm das Gefühl von Fülle (der Einzelideen), ohne ihm eine erhebliche Denkarbeit zuzumuten.

Die Kritik dagegen ist unbequem; sie verlangt eine geistige Konzentration, sie beansprucht, daß der Leser dasjenige, was er vorher im Theater mühelos in der Anschauung genoß, nun noch einmal im Begriff durcharbeite. Und dieses Anfordernis wird um so peinlicher, als bei der durch die Einrichtung den Zeitungen gebotenen Kürze der Kritiker nicht jedesmal seine leitenden Grundsätze auseinanderlegen kann, sondern es dem Leser überlassen muß, sie sich aus der Anwendung heraus zu konstruieren.

Das Räsonnement heftet sich leicht an Tagesmeinungen; besonders berücksichtigt es gern den schauspielerischen Ruf; es erfreut sich an den gelungenen Zügen des Virtuosentums, dessen unerbittlichster Feind gerade die Kritik ist.

Das Räsonnement hat den wirksamen Aktschlüssen, den dankbaren Rollen das Bürgerrecht auf der Bühne verliehen; es ist der Urheber des Satzes: ein Theaterstück braucht nur einen guten Akt zu haben, aber dieser muß der letzte sein.

Die Kritik achtet in jedem Akt nur die Folgewirkung der vorangegangenen Akte und der Gesamtidee. Sie sucht die Motive und Ansätze auf, welche bisher gegeben worden; sie verschafft sich darüber Rechenschaft, wie sich jene gegenseitig beeinflussen und in welchem Verhältnis der Wichtigkeit sie zueinander stehen. Dann fragt sie sich, welche bei dem beginnenden Akte der Erledigung harren und sieht zu, was aus ihnen wird. So scheidet sie das Nebenwerk von der Haupthandlung. Kommen neue Motive hinzu? Ist die Katastrophe gehörig vorbereitet? Schleppt sich ein alter Faden über sie hinüber, anstatt abgeschnitten zu werden? —

Diese Überlegungen geben der Kritik auch den Maßstab für die Beurteilung der schauspielerischen Leistungen. Ihr ist die Hauptsache, ob der Darsteller seiner Rolle die Bedeutung zu verleihen wußte, die sie in jedem Momente im Verhältnis zu dem Gesamtwerk besitzt. Jedes Zuviel oder Zuwenig muß sie unbedingt verwerfen. So kann die Kritik manche gelungene Einzelheit tadeln, die das Räsonnement anerkennt. Nichtsdestoweniger kann nur das Räsonnement verletzen, die Kritik kann es verständigen Autoren und Schauspielern gegenüber nie.

Daraus folgt auch der äußere Bau des Theaterberichts.

Die Kritik muß streng geschlossen sein, die Willkür ausschließen; das Räsonnement gleicht einem Kaleidoskop, je bunter es ist, desto mehr ergötzt es.

Die Kritik ist der ernste, bedächtige, der das ganze ins Auge fassende Mann; das Räsonnement ist das lebhafte, an die Einzelerscheinung geheftete, oft mit schnellem und wunderbar richtigem Instinkte urteilende Weib.

In beiden Arten kann man es zu hoher Vollendung bringen — bleibend allein ist die Kritik. Den Abstand zwischen beiden veranschaulichen die Namen Lessing und Börne.

Dennoch hat das Räsonnement einen großen Vorzug für sich. Es ist selbstgefällig, denn es hat viel beobachtet und viel beurteilt. Die Kritik aber hat immer etwas Unzufriedenes an sich, denn ihr haftet die Unvollkommenheit an, daß sie das Letzte und Hauptsächlichste, das Geheimnis des künstlerischen Schaffens, nicht auszudrücken vermag.

Dieses Mangels wegen hat man vielfach der Kritik überhaupt ihren Beruf abgesprochen. Aber sie wächst auf einem fruchtbaren Boden, der sie immer wieder zu frischer Blüte treibt: das ist die Bedeutung der künstlerischen Überlieferung. Schon Lessing hat das Verhältnis vollständig klar gestellt; ich verzichte darauf, ihn auszuschreiben.

Was uns Not thut, das ist die volle Wiedereinsetzung der Kritik in ihre Rechte. Aus dem Räsonnement lernen allerdings Dichter wie Schauspieler nichts, und da das Räsonnement nach der Urteilsweise des Publikums operiert, d. h. sich in Einzelbeobachtungen gefällt, was man bezeichnenderweise „kritiklos" nennt und da ferner eine eigene Beobachtung für den Beobachter wertvoller ist, als hundert fremde, so hat das Publikum ganz recht, wenn es sagt: „Jeder ist sein bester Theaterkritiker."

## Französische schöne Litteratur.

Balthasar. (Paris, Calman Lévy.) Anatole France hat uns schon Besseres dargeboten, als die vorliegenden Novellen, welche mit einem Kindermärchen abschließen. Das Phantastisch-Mystische vermag uns heutzutage nicht recht zu fesseln, wenn es uns in zu starken Dosen dargereicht wird; hin und wieder etwas in dieser Art, als leichte Zwischenspeise ein paar kräftige Gerichte scheidend, mag es ganz gut angehen, aber eine Folge von Gängen ist unbedingt zu viel. Es ist überhaupt zur förmlichen Sucht geworden, alle Kleinigkeiten, die man in verschiedene Blätter herumgestreut, zu sammeln und in Buchform herauszugeben; dadurch entstehen nun oft ganz merk-

Digitized by Google

würdige Mosaiken, wie auch in diesem Buche: Großmutter wäre entzückt, das sehr nette und sehr harmlose Märchen „Abeille" den Enkelkindern erzählen zu können, aber wie ich sie kenne, schlüge sie entsetzt das Buch zu, bevor sie zur richtigen Stelle gekommen wäre, denn die vorhergehenden Novellen müßten ihre strengen Grundsätze arg verletzen. Und für Andere, als für Großmütter und Enkelkinder scheint mir das Buch nicht bedeutend genug. Anatole France sollte bei seiner glänzenden Schreibweise andere Stoffe wählen, als die stofflosen Überbleibsel des Kometen suchenden Negerkönigs Balthasar und der phantastischen Lilith, welche, gleichzeitig mit Adam „geschaffen", nicht mit dem göttlichen Fluche beladen, also ohne Erbsünde ist, als unsterbliches Wesen auf der Erde umherirrt, weder sündigen noch Gutes thun kann und fleht: „Herr, versprich mir den Tod, auf daß ich das Leben koste — Herr, gieb mir die Reue, auf daß ich den Genuß kennen lerne — Herr, mach mich gleich den Töchtern Evens!" Wozu in die Zeiten der Ursagen schweifen, wenn die Gegenwart überreich an Stoffen ist? Dem Versedichter möge dieses Recht vorbehalten bleiben; ihm wird es auch gelingen, aus der Sache etwas Eigenartiges zu schaffen, aber der Prosadichter bleibe bei der Zeit, in der er lebt, die er kennt und die ihm genug des fesselnden und, wenn er zu suchen weiß, des urtümlichen bietet.

L'Épousée, par Henry Rabusson. (Paris, Calman Lévy.) Viel Stoff! Zu viel, um in einem Bande nach den Regeln der Kunst bewältigt werden zu können. Rabusson arbeitet einigermaßen nach Ohnetschem Muster: viel Lärm ohne vorbereitenden Übergang zum Forte und Fortissimo; wir müssen uns begnügen, daß der Autor versichert: dieser hier ist ein Bruder Liederlich — jener ein ehrlicher, gutmütiger Kerl — diese da eine Kokette — der drüben ein geistreicher Mann u. s. w. Heutzutage glaubt man aber dem Dichter nicht mehr recht aufs Wort: man will Beweise, Thatsachen haben — man will, daß die Charaktere sich selbst vor den Augen entwickeln, ihr Thun und Lassen begründen. Zudem wissen seine Helden und Heldinnen nie recht, was sie wollen und wen sie wollen. Simone, im Hause der Baronin Talayrac als Familienglied aufgenommen, geht mit dem Sohne ihrer Wohlthäterin ein Verhältnis ein, d. h. sie berechnet, daß er eine glänzende Partie wäre und vergißt sich so weit, ihn zu nächtlichen Zusammenkünften zu verleiten, um sich selbst bloszustellen und eine Heirat zur Notwendigkeit zu machen. Das ist menschlich und wahrscheinlich; nun aber lernt sie den Freund des Geliebten kennen und verliebt sich eines schönen Tages ganz ohne stichhaltigen Grund in diesen. Sie hat dem jungen Mann gelegentlich ausdrücklich gesagt: „Ich werde jenen über alle anderen erhaben erklären, der mir von sich die beste, von mir die schlechteste, von den Übrigen die gleichgültigste Meinung beigebracht haben wird." Max sucht auf das hin sonderbarerweise vor allem den Punkt 2 zur Ausführung zu bringen, da sie aber ihre Mädchenehre unbefleckt weiß (er hat sie bei einem ihrer Stelldichein ertappt), so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn es ihm gelänge — und es gelingt auch nicht recht. Punkt 1 läßt er außer Acht, wenigstens thut er nichts besonderes, um sein Übergewicht an den Tag zu legen — und Punkt 3 erfüllt er dadurch, daß er seinen Freund und Rivalen Robert anschwärzt, was ihm dieser mit Zinsen zurückgiebt. Nichtsdestoweniger wirft sich Simone eines schönen Tages Max in die Arme und ist — eigenartig genug, sich ihm als Mätresse anzubieten, falls er sie als Gattin nicht wolle.

Ist es Edelmut oder Vernageltheit, daß Max sich zu letzterem entschließt und sich mit dem jungen Mädchen verlobt! Gleich darauf grübelt er und bereut seinen Entschluß, schwankt, verdächtigt sie, daß sie Robert mehr, als ein paar Küsse gewährt, und läßt sich nur halb von ihr beruhigen. Seine Lage ist in der That eine höchst sonderbare: nachdem er sie bei der nächtlichen Zusammenkunft überrascht, hat er von Robert den Beweis, daß nichts gar zu Schlimmes vorgefallen, darin begehrt, daß dieser die Hindernisse beseitigt, welche ihm seine Mutter in den Weg legt, daß er nämlich Fräulein Simone zu seiner Gattin macht. Jetzt sieht er sich plötzlich als Bräutigam, ist abwechselnd himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt. Was will er also? Ja, wenn er's wüßte! Sapperlot, junger Mann, wenn Ihnen eine Dame Ihrer Bekanntschaft obiges „Entweder — oder" stellt, möchte ich Ihnen raten, sich zu dem weniger Bindenden zu entschließen.

Stirbt da in sehr gelegenem Augenblieke Roberts Mutter (eine von jenen gesunden Egoistinnen, welche in der Regel das 105. Jahr erreichen) im besten Alter, der Sohn erbt ein ungeheures Vermögen, ist nun ganz selbständig und kommt zu Max mit dem höchst überraschenden Begehr, ihm Simone wieder — und noch dazu als Gattin zu überlassen! Es ist ausgemachte Sache: diese beiden jungen Männer hätten das Pulver nie erfunden.

Und Max? Ei, nachdem ihm der Andere recht eingehend beschrieben, wie ihm das vielbegehrte Mädchen recht zahlreiche Zärtlichkeiten gestattet, nachdem er ihm begreiflich gemacht, daß es sich so ziemlich gleich bleibt, ob man eine Unschuld durch Küsse oder durch andere Vertraulichkeiten entweiht, und wie man dadurch ältere Rechte erworben hat, kurz nachdem Robert eine Reihe hübscher kleiner Indiskretionen begangen hat, entsagt Max zu gunsten seines merkwürdigen Freundes, d. h. er beschließt, Simone ihres Wortes zu entbinden und ihr die freie Wahl zu lassen. Unmittelbar verfällt er in die bekannte hitzige Krankheit und Simone hört da, wie er in seinen Fiebergesprächen recht garstig, aber vernünftiger, als im gesunden Zustande, über sie urteilt. Das bestimmt sie, Robert zu heiraten, um den „edlen" Max glauben zu machen, daß sie ein nichtsnutziges, herzloses Ding sei, an dem er ganz und gar nichts verloren hat ... Aber, liebes Fräulein, das glauben wir schon längst von Ihnen; dazu bedarf es doch keiner weiteren Beweise! ...

Gleich nach der Hochzeit ersticht sie sich und der „geheilte" Max erfährt jetzt zu seinem Jammer, daß sie sich ihm geopfert hat! „Keiner von beiden

Digitized by Google

hat ihren Körper besessen; so konnte einer dem anderen verzeihen," schließt die Geschichte. Mich dünkt, daß gerade dieser Besitz keinem von beiden allzu schwer gefallen wäre.

Ich kannte ein sehr kleines Mädchen, das hatte die Gewohnheit zu sagen: „Was will ich denn eigentlich?" und dann in unaufhaltsames Schluchzen ausbrach, weil es nie herausbekam, was es wollte. Heute ist aber die Kleine erwachsen und weiß Gott sei Dank was sie will. Dreijährigen verzeiht man diese Unsicherheit, aber von einem Romandichter und seinen Helden darf man mit Recht verlangen, daß sie über ihre Wünsche und Absichten längst im klaren sind. A. G. von Suttner.

## Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben.

Von Adolf Voigt.

(Fortsetzung statt Schluß.)

### II. Vom Schreiben.

Es ist der größte Irrtum, wenn einer denkt, die Litteratur würde von den Litteraten gemacht. Und dieser Irrtum ist in unseren Tagen sehr groß geworden, er hat sogar eine Litteratenlitteratur großgezogen, die sich zur lebendigen Litteratur, darin ein Volk seine höchsten und heiligsten Angelegenheiten bespricht und besprechen hört, verhält wie eine Schachtel Bleisoldaten zu einem ins Feuer rückenden Regimente.

In seinen brieflichen Aufzeichnungen schrieb Turgenjeff Litteratur immer mit Anführungszeichen und bezeugte oft genug seinen Abscheu vor allem, was nach „Litteratur" aussah. Sein erstes Werk nannte sich: Aus dem Tagebuch eines Jägers. Es waren Tagebuchblätter, die das mit den scharfen Sinnen des Jägers erschante wiedergaben, Erinnerungen, aus dem Walde mit heimgebracht, wie man einen grünen Zweig oder Waldblumen mit heim in sein Zimmer nimmt, aber Erinnerungen, die den Waldesduft und Erdgeruch, den sie eingesogen, mit unverwelklicher Kraft bewahren. Diese aufbewahrten, den Freunden mitgeteilten Blätter gehen von Hand zu Hand. Alle Lesenden erkennen in den Erzählungen von den Begegnungen auf der Landstraße, der Einkehr in den Bauerhütten das russische Leben wieder und aus den erzählten schlichten Menschengeschicken blickt das stummgetragene, nicht in Worte zu fassende Weh der zertretenen leibeigenen Bauernschaft heraus, wie wir in dem Auge eines sterbenden edlen Tieres die stumme Angst der Kreatur ahnend lesen. Der Alp der Leibeigenschaft, unter dem die schlummernde Volksseele stöhnt, ist in Worten beschworen, und so ist der Jäger, der seine Erinnerungen in sein Tagebuch aufzeichnete, zum Sprecher seines Volkes geworden.

Wie aber dem Schriftsteller die lebendige Litteratur seines Volkes am Herzen lag, beweist folgender Zug aus seinen letzten Tagen. Auf seinem Schmerzens- und Todesbette während der Pein seines langsamen Hinsterbens immer noch mit Rußland beschäftigt, in der Herrlichkeit der heißgeliebten russischen Sprache einen Trost für alles russische Elend erblickend, sandte er an den Dichter Tolstoi, der so lange geschwiegen, ein paar tief ergreifende Zeilen, die Bitte eines Sterbenden, daß er wieder das Wort ergreifen sollte. Bekanntlich ist dies geschehen, aber in einer Weise, von der sich Turgenjeff wohl nichts hätte träumen lassen. Nicht der berühmte Romandichter hat wieder die Feder ergriffen, sondern eine schwere, bange Frage bewegt und beherrscht sein Leben, Denken und Fühlen: wie kann unserm armen Volke geholfen werden? Und alles, was Tolstoi schreibt, umschreibt nur die Antwort, die seine kühnen, einsamen Gedanken aus dem alten Evangelium der galiläischen Zöllner und Fischer herausgelesen haben: der Glaube ist tot, aber nur ein Leben in Liebe kann uns helfen. Wie Graf Tolstoi als Landedelmann unter seinem Volke lebt, so spricht er nicht nur dessen Sprache, sondern führt auch im Bauernkittel Sense und Pflug und hofft von der Erfüllung der alten Satzung, auf dem Acker im Schweiße des Angesichts das Brot zu essen, Gesundung und Kräftigung wie des eignen Denkens so des gesamten Kulturlebens. Um dem Leschunger des Volkes gesündere Nahrung zu bieten, schreibt er Volksschriften geringen Umfangs mit sehr handfester Moral, worin Engel und Teufel auftreten, ihre alten Händel um die Menschenseelen auszufechten, der Teufel den Branntwein erfindet, da er sonst dem Bauer nicht beikommen kann u. dergl. Alle Rezensenten von Beruf, alle litterarischen Feinschmecker, alles was zur „Litteratur" gehört, haben das beste Recht, diese Traktätchen mit lächelnder Überlegenheit abzuweisen; dies derbe hausbackne Bauernbrot paßt nicht auf ihre Tafel. Dagegen Tolstois größere Schriften wie: Mein Glaube, Was sollen wir denn thun u. a. offenbaren so viel kritischen Scharfblick neben dem Tiefblick menschenfreundlicher Liebe, so viel eigne, zu Ende gedachte Gedanken, daß kein Urteilsfähiger zweifeln wird, daß hier eine beachtenswerte Kraftentfaltung vorliegt; wenn auch die verschiedenen Elemente, die Kulturverachtung des Asketen und sozialistischer Reformeifer, Mystik und Rationalismus so wunderlich gemischt sind, daß Niemand zu ahnen vermag, was sich aus dieser Gährung abklären wird. Von der russischen Zensur sind zudem diese Bücher verboten, also aus der „Litteratur" ausgeschlossen, natürlich werden sie erst recht unter der Hand verbreitet und gelesen mit mehr Aufmerksamkeit, als wären sie im öffentlichen Buchladen gekauft. Den einen Prediger stößt die Welt in die Wüste, dem andern baut sie eine bequem und elegant eingerichtete Kirche und in beiden Fällen ist der Predigt ein angemessenes, ihrer Wirkung förderliches Lokal besorgt; denn ich meine, wer um einer Predigt willen in die Wüste geht, hat auf dem Heimwege treffliche Zeit und Gelegenheit, sich die Sache um so gründlicher zu überlegen. Johannes der Täufer hätte vielleicht auch Karriere machen und Hofprediger bei Seiner

Digitized by Google

Majestät dem König Herodes werden können; alsdann würde er sicher die Taktlosigkeit vermieden haben, sich in die Familienverhältnisse Allerhöchster Personen einzumischen und zu sagen: es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Das ließ sich ja in der Hofsprache nicht sagen, es ist auch nie in die Hofsprache übersetzt worden, aber sonst in alle Sprachen der Welt, also weiter verbreitet und gelesen worden, als sonst alle für den Druck bestimmten und in den Druck gegebenen Predigten aller Hofprediger zusammengenommen.

Und das ist im allgemeinen von jenem Buche zu sagen, das von allen Büchern der Welt am meisten gelesen, besprochen, übersetzt und erklärt worden ist: die Bibel liefert uns den stärksten Beweis,

wie das Wort so mächtig dort war,
weil es ein gesprochen Wort war.

Diese Macht des gesprochenen Wortes ist sein eignes inneres Leben; ist dies Leben stark genug, über den Kreis, für dessen Gehör die lebendige Rede bestimmt war, hinauszudringen, weitere Hörer heranzuziehen und zu fesseln, zwischen den näheren und ferneren das Band einer geistigen Gemeinschaft zu knüpfen, dann wird das Wort auch schriftlich fortgepflanzt und ist in dieser Form in die Litteratur eingetreten. — Das Wort ist das erste, ursprünglich lebendige, das Wort, das vom Menschen zum Menschen gesprochen wird und auf der so hergestellten geistigen Gemeinschaft ruht. Aus dem Kreise der Hörer wird ein Leserkreis, wenn der innere Wert des Ausgesprochenen das Wort über Raum und Zeit hinwegträgt. Indem das Wort in die Zerstreuung der Welt eintritt, wo Jeder seinen eignen Gedanken und Wegen folgt, geht es entweder seiner Auflösung entgegen oder gewinnt sich eine dauerhafte, bleibende Lebensform.

Aus alledem folgt, daß für die eindringende Erkenntnis einer Litteratur sozusagen der prälitterarische Zustand, das Werden des Wortes zur Litteratur das Wissenswerteste ist. Wenn es möglich wäre, würden wir am liebsten bis zu der Geburtsstunde vordringen, in welcher der verlautbarte Gedanke wie ein elektrischer Funke vom Sprecher zum Hörer hinübersprang, oder noch die elektrische Spannung nachfühlen, welche vorher bestand, ehe sie sich im Aussprechen und Ausgesprochenfinden löste. So sind die Grundfragen der Litteraturerkenntnis: was war das Wort, ehe es Litteratur ward? Wie verhielten sich Hörer und Sprecher zu einander?

In Hellas traten die freien Bürger in der sonnigen Palästra, unter dem klaren Himmel des Südens zusammen, umringten die Gruppen der nackten Kämpfer, betrachteten kundigen Auges die sonnengebräunten, durch tägliche Übung gestählten und geschmeidigten Körper, verfolgten spannend mit Kennerblicken die Umschlingungen der Ringer, die wuchtigen Hiebe der Fäuste und jauchzten dem Sieger Beifall, wenn der Gegner auf das ungedeckte Haupt getroffen blutspuckend in den Sand stürzte. Zu dieser Männergesellschaft sprach auch der Dichter an den von der ganzen Stadt gefeierten Festen der vaterländischen Götter; unter diesem freien, hellen Himmel, zu der dicht gedrängten, gespannt lauschenden, erbarmungslos kritisierenden Volksmenge sprachen die überlebensgroßen Gestalten des Bühnenspieles wie auch der Redner auf dem Markte. Daher die knappe, kraftvolle Führung der hellenischen Rede zu dem vorgesetzten Ziele, daher ihre lichte Klarheit, ihr Gehalt an vollwiegender Sachlichkeit, ihre Richtung auf die angeschaute Wirklichkeit, die bei den Besten zum besten wird, zur herben, keuschen Schönheit der Wahrheit. Auch die dramatischen Dichter ringen um den Preis des Festes, wie die Volks- oder Gerichtsredner ihren Gegenredner bekämpfen; der Siegeslohn wird von den poetisch oder rednerisch überzeugten und gewonnenen Hörern erteilt. Daher tritt die Rede in einer uns verwunderlichen Breite in das Drama (wie auch in das Geschichtswerk) ein. Die Rhetorik wird als eine Art geistiger Ringkunst gelehrt; die Dialektik, ursprünglich wie der Name besagt die Kunst, den „Dialog", das Gespräch zu führen, wird zur Methode, die sich widersprechenden Meinungen sich in der Wahrheit aufheben zu lassen. Plato läßt in seinen Dialogen mit vollendeter Kunst die Träger der widerstreitenden Meinungen sich aussprechen und durch Sokrates, der das Wort führt, eben weil er nie eine Zeile Litteratur geschrieben, seine Philosophie darlegen; wie sehr auch dies Forschen nach der Wahrheit, die hinter dem Leben und der Erscheinung liegt, im geschichtlich-persönlichen Leben wurzelt, liegt hier offen zu Tage. Weil die hellenische Litteratur ursprünglich und wesentlich Volksrede zu freien und gleichen Männern ist, so duldet diese Rede nichts geblähtes, geschwollenes, verschwommenes; ihr fehlt gänzlich alles dämmerige, weiblich gemütliche, in ihr kommt nicht zu Worte,

was von vielen nicht gewußt
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Brust
wandelt in der Nacht.

Diese Worte Goethes, der in so manchen Dingen von den Griechen lernte, kennzeichnen zugleich den weiten Abstand von der tageshellen Öffentlichkeit griechischer Dichtung wie auch die Eigenart der Poesie des Individuums, welche unsere deutschen Klassiker pflegten. Da führt das Bedürfnis in einer gleichgestimmten Seele den Widerhall der süßen Sympathie zu erwecken, zur Aussprache dessen, was das Herz still für sich ersehnt und erhofft hat, was der eigne Bahnen wandelnde Geist erträumt, geahnt und ersonnen. Der Brief als Liebesgruß in die Ferne, oder als Mittel gemeinschaftlicher Gedankenarbeit der Freunde wird als wertes Unterpfand des Seelen- und Geisterbundes mit inniger Hingebung abgefaßt, mit andächtiger Freude empfangen, gelesen, dem Freundeskreise vorgelesen. Für Werthers Leidensbekenntnisse ist das dem Freunde mitgeteilte Tagebuch die gemäße Form. So viele Gedichte aus dem vorigen Jahrhundert eine Widmung als Adresse (An Ebert, An Lida u. s. w.) an der Spitze tragen, noch mehrere sind als Liebes- oder Freundesbriefe in Versen zu verstehen.

Das gesungene Lied und das dargestellte Drama

Digitized by Google

sind in ihrer leibhaftig lebendigen Erscheinung redende Zeugen für das Grundgesetz: Ursprung und Endziel der Litteratur ist das lebendige, gesprochene Wort, alles, was dazwischen liegt, ist nur Vermittelung, technische Überwindung der räumlichen oder zeitlichen Trennung des Sprechers von den Hörern. Eine Reihe der naturkräftigsten und wirkungsvollsten Dramatiker sind dadurch zu Dichtern geworden, daß sie für ihr eignes Spiel und das ihrer Truppe den Text schrieben: so Aeschylos, Sophokles (während Euripides nicht mehr als Schauspieler auftrat und auf seiner Bücherstube dichtete), Aristophanes, Plautus, Shakespeare, Molière, in neuerer Zeit auch Iffland und Raimund. Von ihnen allen gilt mehr oder weniger, was der bühnenkundige Grillparzer (Werke IX S. 261) von dem Größten unter ihnen, „das Eigentlichste von Shakespeares Geist" kennzeichnend sagt: ihn nötigte der Schauspieler, sich mit den Personen und Situationen zu identifizieren und aus ihnen herauszudichten, statt in sie hinein. Er hat seine Personen gelebt, als er sie schrieb, und er war ebensosehr der Gesamtschauspieler seiner Stücke als ihr Dichter.

„Shakespeare," fährt Grillparzer fort, „überließ letzteres Amt der Geschichte oder der Novelle oder sogar einem frühern Schauspiele, von denen er kaum abwich und sie nur im Innern bereicherte und erfüllte. Wie wenig er ein Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, zeigen seine ersten lyrisch epischen Versuche, die durchaus verfehlt sind: Venus und Adonis, bei einzelnen Schönheiten, plump bis zum Widerlichen, die Lucrezia spitzfindig und gemacht. Erst als er als Schauspieldirektor anfing, Stücke für sein Theater zuzurichten, kam sein eigentlicher Genius über ihn."

Wenn nun das freie Weben des Geistes gedruckt und gebunden, das vielgestaltige, bunte Leben schwarz auf weiß vorliegt, dann ist die Litteratur fertig; dann kann sie in den Schränken der Buchläden und Bibliotheken aufgestapelt, in den Litteraturzeitungen angezeigt, kritisiert, heruntergerissen oder verhimmelt werden. Es ist eine sehr alltägliche, trotzdem aber verwunderliche Thatsache, daß sehr viele, nach ihrer Meinung sehr gebildete Menschen Litteratur nur im fertigen, eingetrockneten Zustande kennen und von der Ursprünglichkeit des Wortes, das vermöge seiner innern Lebenskraft den Zweck verfolgt, zu dem es ausgegangen, gar keine Vorstellung haben. Es wäre ja ganz natürlich, wenn die, deren Beruf nichts mit Litteratur zu thun und zu schaffen hat, diese nur von außen ansehen, aber schlimm ist es, daß sich aus einem solchen äußerlichen Ansehen an Stelle des Schaffenstriebes der Nachahmungstrieb entwickelt.

Es ist ein Unterschied, ob einer vor seinem vollendeten Gemälde ausruft: auch ich bin ein Maler, oder ob einer, nachdem er zwanzig Romane gelesen, sich hinsetzt, um den einundzwanzigsten selber zu schreiben, weil er sich sagt: so etwas könntest du auch machen, dann wärest du auch Dichter. Ja, ein Aucheindichter vom Schlage des edlen Grafen in Grabbes Lustspiel, der gern ein Sonett dichten möchte, aber nicht weiß worüber, bis der rettende Gedanke kommt, darüber ein Sonett zu dichten, daß er nicht weiß worüber. (Übrigens ist ja das Sonettedichten immerhin eine schwierige Geisteslesleistung; wenn der edle Graf heute lebte, so könnte er mit Leichtigkeit aus Gehalt und Stoff eines seiner Sonette ein Dutzend Feuilletons machen.)

Auf die, welche an dem Wahne leiden, sich zum Dichter oder Schriftsteller machen zu müssen und eine Litteratur machen zu können, übt dann jenes litterarische Treiben, das Rezensieren und Rezensiertwerden, die Befehdung oder Belobigung auf Gegenseitigkeit eine wunderliche Anziehung aus; zwar Klappern gehört zum Handwerk und muß von jedem Handwerker mit in den Kauf genommen werden, aber an manchen Orten hört man immer Klappern und sieht niemals ein Werk. Daher jenes öde Herumpauken auf hohlen Schlagworten wie „moderner Realismus" oder „deutscher Idealismus" oder wie die Ismen sonst heißen, die alle miteinander so unnütz sind, wie die Maikäfer. Besonders ist der persönliche Klatsch das wahre Lebenselement der Litteratenlitteratur; es gilt da zur neubackenen Litteratur die Litteraturgeschichte mit hinzuzumachen, damit der künftige Geschichtschreiber nicht weit zu suchen braucht. Eine Bestimmung der Grenze, wo die Biographie aufhört und der Klatsch angeht, wäre heutzutage noch nötiger, als seiner Zeit die Untersuchungen Lessings über die Grenzen von Malerei und Dichtkunst. Gegenüber den Bemühungen unsrer Herren Feuilletonisten, uns in ihrem malerischen, beiwortreichen Plauderstile ein möglichst sprechendes Porträt der von ihnen gefeierten großen Männer zu entwerfen und uns durch ihre Kunst mit in deren Salon einzuführen, vermag ich so wenig Verständnis und Dankbarkeit aufzubringen, daß ich bei der altmodischen Ansicht bleibe: Der Schriftsteller sagt, was er zu sagen hat, in seinen Werken; wenn er obendrein noch wunderbar schöne Augen, eine ebenso schöne wie liebenswürdige Gattin, ein mit allerhand „stilvollem" Krimskrams eingerichtetes Heim u. s. w. besitzt, so ist das alles recht nett für ihn selber, aber solange einer nicht auf der Bühne auftritt, geht die Form seiner Nase keinem etwas an.

Der breiteste Tummelplatz für alle die künstlich gespreizten und geblähten Versuche Litteratur zu machen, ist natürlich die periodische Presse, und da wir zumeist nur die Zeitungen unserer Tage lesen und das völlig Wertlose und Verfehlte, was in der Vergangenheit sich einmal breit machte, zumeist der Vergessenheit anheimgefallen ist, so haben wir natürlich bei keiner zurückliegenden Litteraturperiode soviel Kenntnis von unreifen, halben, verfehlten Erzeugnissen wie von der Gegenwart. Kein Wunder, daß über Presse wie über Litteratur Klagen genug laut werden.

Wer allerdings nur Blätter liest, wie Prinz Hamlet Worte, Worte, Worte, der mag wohl vor lauter Blättern keine Frucht sehen, aber der Herbst wird noch kommen, der die Blätter in alle Winde verstreut und die Früchte einheimst. An und für sich ist das Erscheinen einer litterarischen Arbeit in einer Zeitschrift das durchaus korrekte Eingeständnis: Die

Digitized by Google

ser Aufsatz, dieses Gedicht u. s. w. ist in diesen Tagen entstanden und wendet sich zunächst an den Kreis der die gleichen Tage durchlebenden. Wenn wirklich durch die Stärke, Reinheit und Tiefe seiner Wirkung das von der Tagespresse gebrachte, zunächst für den Tag bestimmte aus einem engeren Kreise seiner Leser in den weiteren der Litteratur hinausdränge, so wäre damit für ein gesundes, kräftiges Geistesleben etwas großes gewonnen. So würde sich klar und reinlich die Scheidung und Entscheidung vollziehen zwischen dem, was vom Tage für den Tag geboren seine Bestimmung erfüllt, indem es in das Bewußtsein der Zeitgenossen auf- und untergeht und dem, was sich nach Inhalt und Form dauerhaft erweist. Jeder weiß, daß diese sichtende, läuternde, die Spreu vom Weizen sondernde Wirksamkeit nur zum Teil von unsern Zeitschriften erfüllt wird. Es ist aber zwecklos, deshalb der Presse Vorwürfe zu machen, die nur wiedergiebt, was sich im geistigen Leben bewegt. (Schluß folgt.)

## Litterarische Neuigkeiten.

Anläßlich der in Frankreich stattfindenden hundertjährigen Erinnerungsfeier an die französische Revolution erschienen in zwei Bänden **„Bilder aus der französischen Revolution"** von E. M. Höffler (Münster 1889, Aschendorffsche Buchhandlung), welche besonders die Schicksale Ludwig XVI. und seiner Familie berücksichtigen. Einen Anspruch auf neue und überraschende Gesichtspunkte oder Thatsachen machen dieselben ausdrücklich nicht; sie wollen unter Benutzung der Arbeiten von Beauchesne, Louis Blanc, Thiers, Duruy und Anton Schumm ein getreues Bild der im Dulden, Sterben und Verzeihen großen, königlichen Märtyrerfamilie vorführen. C. Sommer.

Wie uns mitgeteilt wird, ist die **reichhaltige Bibliothek** des auch außerhalb seines Vaterlandes bestens bekannten Philologen und Sprachforschers Dr. Michael Ring, ehem. Prof. a. d. ph. Akademie Preßburg, Verfasser der „Altlateinischen Studien", der historia Apollonii regis Tyri etc., in den Besitz der Wiener Firma J. L. Poliacks Antiquariat übergegangen, welche auch demnächst den Katalog derselben herausgeben wird.

Paolo Lioy, **In Alto.** (Milano, G. Galli). Der Verfasser ist ein leidenschaftlicher Bergsteiger, der das Gebiet der italienischen Alpen nach allen Richtungen durchforscht hat. Er schildert seine Eindrücke in lebendig beredter Sprache und weiß dem Leser etwas von seiner Begeisterung für die Welt des Hochgebirges mitzuteilen. Unter dem unendlichen Himmel, dem der Wanderer näher gekommen zu sein scheint, inmitten der Öden, ungeheueren Berge, allein in unendlicher Einsamkeit vernimmt er die erhabene Stimme der Natur. Zwischen Wolken und Wasserbächen, über Gletscher und Schneegefilde, an dunkeln Seen vorüber und durch still verborgene Thäler geht sein Weg. Indessen sind es nicht nur Landschaftsbilder in schwungvoller Schilderung, die er uns giebt, sondern er hält sich bei seinen Beschreibungen streng an die Wirklichkeit, zeigt sich bewandert in der Geologie, in der Mineralogie, wie in der Botanik, und schenkt nicht nur den großartigen Erscheinungen in der Natur, sondern auch dem Blümchen, das am Wege blüht, liebevolle Aufmerksamkeit. Man lese z. B. das 25. Kapitel über die Flora der Alpenwelt. Wenn wir ihn auf seinen Wanderungen begleiten, so hören wir von ihm die Geschichten der merkwürdigsten Bergbesteigungen, die Abenteuer und Gefahren kühner Alpisten und auch die erschütternden Berichte von jähem Absturz, der dem Leben manches kühnen Steigers und braven Führers ein Ende machte. Er führt uns zu den entlegensten Ansiedelungen auf der Höhe, zu kleinen weltvergessenen Dörfchen und einsamen Hütten und läßt uns einen Blick thun in das karge Leben ihrer genügsamen Bewohner, die einander helfen und unterstützen, ihre Armut miteinander teilen und gern den Fremden hilfbereit sind. Es weht wie ein Hauch frischer Bergluft durch diesen Buch, als hätte der Wanderer auf der Höhe sich erhoben über die Kleinlichkeit und Niedrigkeit des Alltagslebens, und was wir bei Südländern selten finden, es klingt ein Ton tiefen Gemütes aus seinen Worten. Sehr schätzenswert ist das sorgfältige alphabetische Verzeichnis am Ende des Buches, mittelst dessen der Leser sich leicht zurechtfinden und jeden Gegenstand, der ihn besonders interessiert, sofort nachschlagen kann. Th. H.

**Eine Ibsen-Parodie.** Man könnte fast die Behauptung aufstellen, das Erscheinen von Parodien ist der beste Gradmesser für die Bedeutung eines Schriftstellers; sicher ist es der deutlichste Beweis seines Erfolges, denn nur wer sich des Beifalls größerer Kreise erfreut, nur wer wirkliches Aufsehen erregte, wird auch den Spott und die Parodierung herausfordern. Darum braucht sich auch kein Dichter über eine solche Parodierung seines Werkes zu ärgern, dieselbe enthält ja zugleich eine Art Anerkennung. Im Gegenteil, er kann sich ruhig daran erfreuen zu sehen, wie es einem Andern mehr oder weniger gelungen ist ihm nachzuäffen, und in seltenen Fällen kann er sogar etwas daraus lernen, nämlich die Vermeidung dieser oder jener thatsächlich vorhandenen Manierlertheit, denn nichts ist leichter zu treffen als diese und nichts wird daher in einer Parodie naturgetreuer erscheinen. Vollends aber kann ein Dichter wie Henrik Ibsen mit Lächeln auf einen derartigen Versuch herabsehen, der seiner Bedeutung keinen Eintrag thut, selbst wenn er thatsächlich vorhandene Eigenheiten geißelte, aber vielleicht noch Kreise auf ihn aufmerksam macht, die selbst für einen mittelmäßigen Witz sugänglicher sind, als für einen noch so tiefen Gedanken. Nun sei es aber anerkannt, daß die eben erschienene Ibsen-Parodie „Der Frosch"*) gar nicht übel ist. Mit großem Geschick hat es der Verfasser derselben verstanden, den Dialog seines „Familienkramas" fast ausschließlich aus Stellen Ibsenscher Dramen zusammenzustoppeln und sogar eine fast spannende, wenn auch sehr unklare und mysteriöse Handlung herauszurechseln. Diese Unklarheit ist übrigens absichtlich, es sind allerhand Andeutungen, die keine Lösung finden, allerhand Beziehungen, die uns nicht erklärt werden. Der Verfasser wollte damit sagen, daß es bei Ibsen auch so sei; hier schoß er aber fehl, bei Ibsen findet gerade Alles seine Lösung, und die feinsten Beziehungen haben ihre tiefste Berechtigung und ihre Gründe. Es heißt eben Ibsen nicht verstehen, wenn man ihn für unklar hält. Die Parodie richtet sich vornehmlich gegen Ibsens letzte Werke und in erster Reihe gegen die „Wildente". Diese selbst wurde hier zu einem „Frosch", der immer auf dem Grunde seines Glases sitzt, Hedwig heißt hier Selma, Molvig wurde zum „Klavierlehrer Jessen", dessen Trunksucht ein Erbfehler ist, da sein enthaltsamer Vater ihm seinen ungeheuern, ungestillten Durst vererbte. Ulrik Brendels Charakter wurde zum „Fremden Mann", Gregor Werle mit seiner „idealen Forderung" zu einem „Karl Meiners, der hier selbst der Vater von Hjalmars („Doktor Nöhmann") Kind ist. Übrigens geht hieraus hervor, daß der Parodie-Verfasser der Meinung ist, Hedwig sei bei Ibsen wirklich die Tochter des alten Werle, nicht Hjalmars, was aber wiederum auf Mißverständnis beruht, wie Ginas Worte ja auf das Schlagendste erweisen. — Sehr amüsant ist Noras „Wunderbares" in ein „Schauderbares" verwandelt, was schließlich darin besteht, daß der Betreffende Prügel bekommt. — Kurz, Freunden wie Feinden Ibsens kann die Parodie ruhig empfohlen

*) Henrik Ipse, „Der Frosch". Familiendrama in einem Akt. Deutsch von Otto Erich. Leipzig 1889, C. Reißner.

Digitized by Google

werden, sie wird beide amüsieren, ohne dem berechtigten Ruhme des Dichters zu schaden.

E. Brausewetter.

**Polnische Litteratur.** Ein Kleinod der Krakauer Jagielionen-Bibliothek, Balthasar Behms Miniaturenhandschrift, veröffentlicht der Kustos des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Bruno Bucher, unter dem Titel: „Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau nach B. B.'s Codex Picturatus" im Verlage der Wiener Firma Gerold & Sohn. Die Miniaturen dieses wertvollen Werkes illustrieren die Gebräuche, Kostüme, Hauseinrichtungen, sowie das private und öffentliche Leben des polnischen Volkes im XVI. Jahrhundert. Die gegenwärtige prachtvolle Folioausgabe ist mit 27 Tafeln im Photodruck ausgestattet. — Das erste Heft der „Bibliothek polnischer Schriftsteller", welche im Verlage der Krakauer Akademie der Wissenschaften erscheinend, seltene Handschriften und alte, vergriffene Werke, in kundiger Auswahl veröffentlichen soll, enthält den Neudruck eines höchst seltenen Werkes aus dem Besitze der Biblioteka Kromicka, „Fortuny i cuoty różnoić" (Des Glücks und der Tugend Verschiedenheit). Dieses aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts stammende Werk wird nun, in die moderne Schreibweise übertragen, dem größeren Publikum zugänglich. — Auf dem Gebiete der litterarhistorischen Kritik ist ein höchst bemerkenswertes Studium Kotarbinskis im April- und Mai-Heft des Warschauer „Atenæum" zu verzeichnen, in welchem Byrons „Don Juan" und Słowackis „Beniowski" einer vergleichenden Kritik unterworfen wird. Josef Kotarbiński, der neben Spasonicz, Chmielowski, Tarnowski zu den begabtesten Kritikern der Polen gezählt werden kann, hat unter dem ersichtlichen Einflusse von Taine und Bourget eine wissenschaftliche, psychologisch und historisch vertiefte, vergleichende Methode erlangt, welche sich auch in seinem neuesten, von positiver Denkungsart getragenen Studium kundgiebt. Trefflich weiß Kotarbinski das Genie Słowackis zu erklären; er nennt ihn den Eklektiker unter den Dichtern. Słowacki, der vieles unter dem Einflusse von Shakespeare, Dante und Calderón geschaffen, stand in einem noch näheren Verwandtschaftsverhältnis zu dem Geiste Byrons; und dessen Don Juan ist sein „Beniowski" in Form und Manier nachgebildet; der Stil beider Dichtungen hält nach Kotarbiński die Mitte zwischen Epopöe und Feuilleton. Kotarbinski hält den „Don Juan" für lebensfähiger, obwohl er von aristokratischem Geiste durchhaucht ist, während „Beniowski" das demokratische Prinzip verberrlichen will. Für die polnische Litteratur hat „Beniowski" nach Kotarbinski den großen Vorzug, daß er von der litterarischen Atmosphäre Europas durchtränkt, die Leser für Gerechtigkeit und Fortschritt als die Hebel der Entwickelung des Menschengeschlechtes begeistert. — n.

Unter dem Titel **„Das geistige Wien"** erscheint demnächst in der Wiener Verlagsbuchhandlung von Brockhausen & Bräuer ein Buch, welches nähere Mitteilungen und Daten über das Lebeu und Wirken aller in Wien ansässigen Gelehrten, Schriftsteller, Dichter, Journalisten, Musiker, Maler, Bildhauer, Baukünstler u. a. w., desgleichen ein Verzeichnis der in Wien erscheinenden Zeitschriften und Journale mit ihrem gesamten Redaktionspersonale enthalten wird. Herausgeber dieses zeitgemäßen und in Wien längst erwünschten, aber bei seiner Herstellung große Umsicht, peinliche Sorgfalt und Genauigkeit erheischenden Werkes sind Dr. Ludw. Eisenberg und Richard Groner, zwei vorzüglich bewährte redaktionelle Kräfte, welche ihre schwierige Aufgabe gewiß in vorzüglicher Weise lösen werden. Hoffentlich wird das reichlich gewonnene Material im Buche auch statistische Verwertung finden. P.

## Bühnenschau.

Das Deutsche Theater zu Berlin wird die nächste Spielzeit mit einigen bedeutenden Vorstellungen eröffnen, unter denen Goethes Faust, zweiter Teil, die hervorragendste sein wird; schon seit längerer Zeit sind die Vorarbeiten dazu im Gange. Die Bearbeitung des Textes stammt vom Leiter der ausgezeichneten Bühne selbst, von Direktor L'Arronge, in Verbindung mit Erich Schmidt. Die „klassische Walpurgisnacht" füllt aus, so daß die Vorstellung kaum über den Rahmen eines gewöhnlichen Theaterabends hinausgehen wird. — Als eine weitere Neuigkeit ist Ernst von Wildenbruchs „Der Generalfeldobrist" in Aussicht genommen, welches Stück demnächst bei Freund & Jäckel in Berlin als Buch erscheinen wird.

Im Berliner Belle-Allianee-Theater geht jetzt ein neuer Schwank von Schlesinger „Unser Gast" in Szene.

Im Criterion-Theatre zu Loudon ist kürzlich ein neues dreiaktiges Lustspiel von F. C. Burnaud unter dem Titel „The headless Man" zur Aufführung gelangt. Dasselbe ist nicht gerade eigenartig, beweist aber eine große Ursprünglichkeit der Auffassung in einzelnen Auftritten, so daß es teilweisen Erfolg erntete. Der Verfasser ist der Redakteur des bekannten Witzblattes „Punch".

Am Loudouer Vaudeville-Theatre gelangte vor kurzem ein vor mehreren Jahren bereits aufgeführtes Stück von W. Lestoeq und Henry Cresswell wiederum zur Darstellung. Es ist dem Stücke eine entschiedene Bühnenwirksamkeit nachzurühmen, aber der Stoff selbst enthält viel abstoßendes, da sich die Handlung in einer geradezu so unsauberen und unwahrscheinlichen Atmosphäre bewegt, daß das englische Publikum, das in solchen Dingen freilich etwas prüde ist, sich ablehnend verhielt.

„Dämon Gold", Charakter- und Sittenbild in 4 Akten von H. Bobrmann und ***, soll erstmalig im neuen Deutschen Volkstheater in Wieu in der nächstens beginnenden ersten Spielzeit zur Aufführung gelangen. Das Stück ist auf Effekt und Dekoration berechnet, worn es die nötige ungesuchte Gelegenheit bietet: die Handlung setzt in einem russischen Strafgefängnis in Sibirien ein und endet vor dem Schwurgericht in London. Eine förmliche Kriminalreise um die Welt!

Das Wiener Burgtheater hat ein geschichtliches Drama in 5 Akteu: „Christina", von Heinrich William, dessen Handlung in der Jugendzeit Gustav Wasas spielt, zur Aufführung angenommen.

Das Berliner Lessing-Theater wird seine Pforten am 17. August wieder öffnen und Ibsens „Nora" zur Aufführung bringen. Die kommende Spielzeit wird höchstwahrscheinlich allerorten Ibsensche Stücke bringen und darin eher des Guten zu viel als zu wenig thun.

Am Berliner Adolf Ernst-Theater wird ein neues Zugstück: „Flotte Weiber", vorbereitet, das in Bezug auf Kassenerfolge ein Pendant zu: „Die junge Garde" bilden soll.

## Personenschau.

Am 30. Juli verstarb zu Breslau der Herausgeber der „Bresiuer Zeitung", Dr. phil. Julius Stein, geb. 12. Juli 1813 in Naumburg. Er war eiu sehr gewandter und unterrichteter Tagesschriftsteller und hat sich auf dem Gebiet des Geschichtsschreibens einen guten Namen erworben.

Der gefeierte englische Romanschriftsteller Wilkie Collins ist schwer erkrankt, und es steht zu befürchten, daß er nicht am Leben erhalten werden kann.

Ivan Kukuljevics de Sacci, einer der wenigeu hervorragenden kroatischen Schriftsteller, ist am 1. August in Zagorien im 73. Lebensjahre gestorbeu.

Die Stiftung eines „Theodor Körner-Vereins" in Berlin steht bevor. Der Anstoß dazu gebt von der Berliuer Studentenschaft aus, die kürzlich Körners „Zriny" mit großer Begeisterung zur Aufführung brachte.

Digitized by Google

Die bekannte Schriftstellerin und Dichterin Fanny Lewald ist am 5. August in dem hohen Alter von 78 Jahren in Dresden verstorben. Sie war am 24. März 1811 in Königsberg i. Pr. geboren. Sie war die Gattin des bekannten Litterarikers Adolf Stahr, mit dem sie sich 1854 in Berlin verheiratete.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Deutsche Rundschau.** 15. Heft. August 1889.

Karl Frenzel, Wahrheit. Novelle. — Lady Blennerhasset, Die Deutschen und die französische Revolution. — W. Lang, Friedrich Theodor Vischer. — Helen Zimmern, Mary Wollstonecraft. — Franz Dingelstedt Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. VI. Fuida. — G. J. Sauerwein, Der Spreewald. — Julius Lessing, Die Ausstellung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien — Richard Garbe, Zum Schutze eines indischen Schriftstellers. — Th. Nöldeke, William Wright. — Politische Rundschau. Gustav Hirschfeld, A. Baumeisters Denkmäler des klassischen Altertums. — Litterarische Notizen. — Litterarische Neuigkeiten.

**Deutsche Revue.** August 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. Gerhardt von Amyotor, Ein Opfer eigener Kraft. — Hermann von Meyer, Das Nervensystem und seine Beziehungen zu den Seelenthätigkeiten. — Eduard Fliegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885. — H. Steinthal, Wahrheit und Entwickelung. — Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair. — Camille Flammarion, Der Eiffelturm und seine Bedeutung für die Wissenschaft. — Max Haushofer, Ein Pereat dem Philisterthum! — M. Bernardi, Mancini. — Berichte aus allen Wissenschaften: 1. Geschichte. Arthur Kleinschmidt, Der Bastillesturm. 2. Physik. Karl Schmidt, Forschungen auf dem Gebiet der Spektralanalyse. — Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

**Die Grenzboten.** Nr. 31. 1. August 1889.

Der Kampf der französischen Regierung mit Boulanger. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 2. Zusammengehörige Arbeit. — Eine neue Strafrechtswissenschaft. — Arme Studenten. — Aus Paris. Von einem außerordentlichen Berichterstatter. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Aus der österreichischen Presse; Ein neuer Briefsteller.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 900. 3 August 1889.

E. Dowden, The Letters and Literary Remains of Edward Fitzgerald. — Arthur Arnold, Dr. Gefcken's The British Empire. — H. G. Keene, Col. Malleson's Life of the Marquess of Wellesley. — William Sharp, The Poems of Emma Lazarus. — Clements R. Markham, Lieut. Temple's The Norway Pilot. — J. B. Allen, New Novels. — The Literature of the Early Church. — Notes and News. — Transiation: W. E. A. Axon, „Three Gipsy Songs“! — Magazines and Reviews. — W. R. Morfill, The House-Communities and Co-operative Unions of Bulgaria. — Selected Foreign Books. — B. Alexandrenko, A Russian Ambassador in England in the Reign of Georg II. — Philo-Kempensis, Adrien de But's Teatimony to à Kempis. — S. Waddington, The Unauthorised Reprinting of Poems. — M. G. Watkins, Chapman's Bird-Life of the Borders. — Karl Blind, The Egyptian „Tur-shi“: — Cosmo Monkhouse, Samuel Palmer's Illustrations of the Minor Poems of Milton. — Sidney Colvin, The Cyprus Exploration Fund. — F. Wedmore, „The Headless Man“ and „The Cat's-paw“: Stage Notes. — J. S. Shedlock, Music Books.

**The Athenaeum.** No. 3223. 3 August 1889.

Reminiscences of a Regicide. — Remarkable Bindings. — The Anglo-Indian Codes. — The Correspondence of Flaubert. — America and the West Indies under Charles II. — Mrs. Woods's Poems. — Novels of the Week. — Educational Literature. — Oriental Literature. List of New Books. — The Proposed Oriental School; A Breach of Copyright; Reviewing Oneself. — Literary Gossip. — Science. Dudley's Working of an English Railway; Anthropological Notes; Meeting; Gossip. — Fine Arts. Redford's Art Sales.; Library Table; Ecclesiological Literature; The British Archæological Association at Lincoln; Westminster Abbey; Sales; Gossip. — Drama Week; All's Well that Ends Well'; Gossip.

**The Nineteenth Century.** August 1889.

Frederic Harrison, A Breakfast Party in Paris. — L. Atherley Jones, The New Liberalism. — Burney Yeo, On Change of Air. — Barry, Wanted. A Gospel for the Century. — Jos. Fayrer, The Deadly wild Beasts of India. — Walter Frewen Lord, The Works of Henrik Ibsen. — Lord Brabourne, Mr. Gladstone's „Plain Speaking“: — Lord Ribblesdale, The Art of Conversation. — W. E. Gladstone, Phœnician Affinities of Ithaca. — Geffcken, The French in Germany. — Frederick Greenwood Wool-Gatherings. — Noticeable Books. — Mrs. Creighton, The Appeal against Female Suffrage: a Rejoinder.

**The Contemporary Review.** August 1889.

The Papacy: a Revelation and a Prophecy. — Morell Mackenzie, Speech and Song. — Frederic Harrison, The Centenary of the Bastille. — W. W. Hunter, A Female Medical Profession for India. — Cheyne, Reform in the Teaching of the Old Testament. — Frederic Maurice, Mr. South Africa under Irresponsible Government. — George J. Romanes, Mr. Wallace on Darwinism. — M. H. Spielmann, The Proposed Royal Academy Reform. — Philip H. Wicksteed, Ibsen's „Peer Gynt“: — Henry Dunckley, The Civil List and Royal Grants.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Août 1889.

Simple Récit. — Ernest Havet, Études d'Histoire religieuse. De la Modernité des Prophètes. — Gabriel Hanotaux, La Jeunesse de Richelieu (1585—1614). L'Évêque de Luçon, le Député aux États de 1614. — Anatole France, Thaïs, Conte Philosophique. L'Euphorbe. — Émile de Laveleye, La Transformation du Gouvernement Local aux États-Unis. — G. Valbert, A propos d'un Livre sur France du Centenaire. — Lecoute de Lisle, Poésie. Le Dernier des Mages. — Ernest-Melchior de Vogüé, A travers l'Exposition. Le Palais de la Force. — Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique et Littéraire. — Le Mouvement Financier de la Quinzaine.

**Revue de Famille.** 1 Août 1889.

Jules Simon, Les Œuvres féminines. — Anatole France, Frère Richard. — Henry Gréville, L'Avenir d'Aline. — Paul Roulin, L'Exposition. — Émile Rousseau, Rêve d'enfant. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**Revue Critique.** No. 30. 29 Juillet 1889.

Geyer, Al-Asmâ'i, Traité des animaux. — Sal. Reinach, Le Bas, Voyage archéologique. — Cucuel, Œuvres d'Antiphon. Allégre, Une scène des Grenouilles. — Miller, La table de Peutinger. — Pols, Le droit de la Westfrise. — Picot, Histoire des États-Généraux. — Arnoux, Collége et Lycée de Digne. — Chronique. — Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

**L'Indépendant Littéraire.** 1 Août 1889.

Em. des Essarts, A propos du Théâtre d'Alfred de Musset. B***, Billet de Quinzaine. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs: Rossini et la musique moderne. — F. Rabbe, Les Rieurs de la Révolution: Le Cousin Jacques. — N.-C. de Bonvron, De Bello-Civili (1871): Papiers et Souvenirs intimes. — Les Livres: Albert Cerfbeer, Étude sur la Société française, par E. Bertin. Divers. F. Plessis, Histoire de la littérature romaine, par F. Deltour. G. de Willot, Fort comme la Mort, par Guy de Maupassant. Pile ou Face, par A. Claveau (Quidam). Paris-Secret, par Ignotus. A. Renault, Passionnement, par Albert Delpit.

### AMERIKA.

**The Nation.** No 1256. 25. July 1889.

The Week. — The Typical Tauner. — The Vanderbilt Portrait Again. — Mr. Wiman on the Evils of Competition. — The Language Problem in Norway. — British Politics. — The Reconstitution of France. — From Niffer to Tello. — Witch-Burning. — Emerson's Free-Trade Views. — Notes. — Samuel Rogers. — Recent Novels. — Gould's Ornithological Works. — Letters of Thomas Carlyle. — Speeches of the Right Honorable Lord Randolph Churchill. Later Speeches on Political Questions. Bibliotheca Washingtoniana. — John Brown. — A History of the University of Cambridge. — French Life in Letters. — Books of the Week.

### NIEDERLANDE.

**De Gids.** Augustus 1889.

A. S. C. Wallis, Schetsen uit de Hougaarsche poëzie. Michael Tompa. — E. B. Kielstra, De kleine verpachte middelen op Java. — W. Jaeger, Herinneringen van een jong invalide. Op sluippatrouille. — P. N. Muller, Anglomanie. — M. J. de Goeje, De reizen van Sindebaad. — C. Steger, De openbaarmaking van de handelingen der Staten-Generaal. — Hélène Swarth, Balladen. 1. Van 's Maagdelijns Hoveken. 2. Van een Koningszoon. — Maurits, Goena-Goena. — Frits Lapidoth, Marfa. — François Coppée, Henriette.

Digitized by Google

**De Toekomst.** No. 8. Augustus 1889.

Jacob Stinissen, Wetenschappelijke Ketterijen. — Frans de Weert, De Kinderkribbe Maria-Hendrika en het Doofstommengesticht te Antwerpen. — T. de Schouwer, Nog iets over Opsteldenwijs. — Em. Simons, Invloed van het reizen. — A. De Cock, Conferencieverk in Oostvlaanderen. — Pol de Mont, Gouden Spreuken.

**De Leeswijzer.** 1889—90. Afgeleverd 6.

C. J. B. van der Dnijs, Th. H. Jorissen. — H. Was, Wolters' „Lucretia d'Este". — Joh. E. A. van Pellecom, Een straatmuzikant. — Boekbespreking. — Berichten en Aankondigingen. — Nieuwe Uitgaven in het Binnen- en Buitenland. — Tijdschriften. — Correspondentie.

## SKANDINAVIEN.

**Litteratur og Kritik.** Juli 1.

Portræt af Rudolf Schmidt. — Rudolf Schmidt, To Digte. — P. A. Rosenberg, Rudolf Schmidt. Bidrag til en Karakteristik. — Karl Gjellerup, Sang. — Nordisk Litteratur. — Fremmed Litteratur.

## UNGARN.

**Ungarische Revue.** Heft 6 und 7. Juni und Juli. 1889.

Moriz Jókai, Denkrede auf Kronprinz Rudolf. — Karl Keleti, Denkrede auf August Trefort. — XLIX. Jahresversammlung der Akademie der Wissenschaften. — Moritz Darvai, Die politische Litteratur Ungarns bis 1825. — Kurze Sitzungsberichte: Georg Volf, Der Lobkowitz-Kodex. — Emil Setälä, Das Volk der Liven und seine Sprache. — Thomas Vécsey, Sextus Caelius Africanus. — Jul. Schwarcz, Die Verantwortlichkeit der Räte des Königs in Arragonien und in Ungarn seit Andreas III. — Jovanovics-Feier in der Kisfaludy-Gesellschaft. — Leopold Ováry, Archivforschungen in Modena und Mantua. — Ludwig Szádeczky, Das Székös-Udjaker Archiv der Familie Péchy. — Josef Kiss, Gebet, Gedicht, deutsch von J. Lichtner. — Jovan Jovanovics. — Joh. Hycznik Rónay.

Franz Puiszky, Studien über Denkmäler der Völkerwanderungszeit. — Josef Jekelfalussy, Ungarns Textilindustrie. — Karl Heinrich, Alex. Fischers Petöfi-Biographie. — Ignaz Schwarz, Ungarische Alchemisten. — Rudolf Havrasz, Eine rumänische Landkarte. — Kurze Sitzungsberichte: Gustav Heinrich, Über die Anfänge der deutschen Lyrik. — Ignaz Kunos, Kleinasiatische Studien. — Ludwig Kálmán, Die Wandlungen der Welt in der ungarischen Sprachtradition. — Béla Czobor, Über die Reliefs der Fünfkirchner Kathedrale. — Alexander Plósz, Über das System der Beweisgründe und Beweismittel. — Br. Roland Eötvös, Über die Aufgaben der Akademie. — Vermischtes: Josef Lévay, An den Wassern zu Babylon, Gedicht; Michael Tompa, Im Hanffeld klagt die Wachtel, Gedicht; Karl Kisfaludy, Gelbes Blatt, Gedicht, übersetzt von Adolf Handmann.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Achleitner,** Carl. Weil ma' in d' Welt taug'n! Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Hamburg, J. F. Richter. 1,6. 2,5.

**Erzählende Dichtungen.**

**Blumentritt,** F. El Noli me tángere de Rizal. Barcelona, Franc. Fossas.

**Frapan,** I. Hamburger Novellen. 2. Aufl. Hamb., O. Meißner. 2,0. 2,5.

**Lingen,** C. Nyosotis. Eine Dichtung. Nürnberg, Friedr. Korn. 1,0.

**Treuenfels,** Erich. Fata Morgana. Hamburg, J. F. Richter. 1,5.

**Viola,** Max. Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. Univ.-Bibl. 2577. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Dramatische Dichtungen.**

**Elcho,** R. Der Kurier des Zaren. Ausstattungsschauspiel nach Jules Verne. Univ.-Bibl. 2573. Ph. Reclam. 0,2.

**Stahl,** Francis. Mädchenaugen. Lustspiel in 4 Aufzügen. Univ.-Bibl. 2576. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Heyse,** P. Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. 2. Aufl. Italienische Dichter. Bd. II. Berlin, Wilh. Hertz. 5,0.

**Kresener,** Dr. Ad. Bibliothek Spanischer Schriftsteller. VII. Bd. Don Quijote de La Mancha por Cervantes. I. Part. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 2,4.

**Kresener,** Dr. Ad. Bibliothek Spanischer Schriftsteller. VIII. Band. Comedias de Lope de Vega. I. T. La Faclava de su Galan. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1,8.

**Sciangula,** A. L'Arte. Studi sull' evoluzione della forma. Palermo, Carlo Clausen. L. 2,5.

**Ulrich,** Dr. J. Italienische Bibliothek. I. Bd. Ältere Novellen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 2,8.

**Geschichte, Biographie.**

**Erinnerungen** aus dem deutsch-französ. Kriege 1870/71 von einem Griechen. Deutsch von Hans Müller. Univ.-Bibl. 2572. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Jahn,** Otto. W. A. Mozart. 3. Aufl. Bearbeitet von H. Deiters. 1. T. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Weber,** Georg. Allgem. Weltgeschichte. 2. Aufl. 110. Lfg. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1,0.

**Philosophie.**

**Seydel,** Rud. Der Schlüssel zum objektiven Erkennen. Gegen Kant und F. A. Lange. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 2,25.

**Wichert,** Rud. v. Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge. 1. Serie. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1,5.

**Witte,** Dr. J. H. Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 5,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Bing,** S. Japanesischer Formenschatz. Monatsschrift. Heft 7—11. Leipzig, E. A. Seemann. pro Jahrgang 20,0.

**Kürschner,** Jos. Deutsche National-Litteratur. Lfg. 512—521. Stuttgart, W. Spemann. je 0,5.

**Nordisk Conversations-Lexikon.** 3. de Udg. Kopenhagen, Forlagsbureauet. 50 Öre.

**Vermischtes.**

**Chamonix** und der Montblanc. Von Alfr. Ceresole. Mit 10 Illustrat. Europ. Wanderbilder Nr. 147/148. Zürich, Orell Füßli & Co. 1,0.

**Die ungarischen Ostkarpathen.** Von Karl Siegmeth. Mit 24 Illustr. Europ. Wanderbilder Nr. 151. Zürich, Orell Füßli & Co. 0,5.

**Gesetz** betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung. Hrg. von R. Krause. Univ.-Bibl. 2571. Leipzig, Ph. Reclam. 0,2.

**Martinach** und die Dranseschlucht. Von F. O. Wolf. Mit 33 Illustrat. Europ. Wanderbilder Nr. 143/146. Zürich, Orell Füßli & Co. 2,0.

**Paris.** Mit Illustr. Europ. Wanderbilder Nr. 161/163. Zürich, Orell Füßli & Co. 1,5.

**Von St. Maurice** bis zum Genfer See. Von F. O. Wolf. Europ. Wanderbilder Nr. 149/150. Zürich, Orell Füßli & Co. 1,0.

## Unsern Mitarbeitern!

Wir benutzen die Gelegenheit des Redaktionsantrittes, unseren hochgeschätzten Mitarbeitern verbindlichst für die rege Beteiligung zu danken, welche sie an den Bestrebungen des „Magazin" bisher genommen haben, und zugleich die Bitte auszusprechen, dieselben möchten auch die neue Redaktion ihrer Geneigtheit und thätigen Unterstützung würdigen. Einigermaßen schmerzlich vermissen wir die früher so allgemeine und deshalb erfolgreiche Mitarbeiterschaft in dem Abschnitt: „Litterarische Neuigkeiten". Wir erlauben uns hierdurch darauf hinzuweisen, wie sehr es im Sinn ist aller litterarischen Interessen, namentlich in dem der Herren Autoren und Verleger, daß die Redaktion des „Magazin" von den unter der Feder oder bereits im Druck befindlichen Werken von Bedeutung frühzeitig Kenntnis erhält, um die Leser regelmäßig durch eine bezügliche Notiz oder auch durch Proben aus dem zu erscheinenden Buche dafür zu interessieren.

Die Redaktion des „Magazin".

**Alle auf den Inhalt des „Magazins" bezüglichen Zusendungen sind ausschliesslich zu richten:**

**„An die Redaktion des „Magazin", Dresden, Schillerstrasse 56".**

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Goedeke, Prof. Dr. K.

## Deutsche Dichtung im Mittelalter.

*Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.*

**Zweite**, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

## Goethe und Schiller.

(Geibel und Heyse gewidmet.)

2. Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden ℳ 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist, kurz gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll."

(Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

Wolfgang Kirchbach

## Ausgewählte Gedichte.

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

## Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Waiblinger.

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Ein Lebensbuch.

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.

8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ.

## Kinder des Reiches.

Ein Romancyclus.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gietmann, G., S. J., Beatrice.** Geist und Kern der Dante'schen Dichtungen. 8° (XVI u. 198 S.) ℳ 1.80; eleg. in Halbfranz ℳ 3.30. — Früher ist erschienen: — **Klassische Dichter und Dichtungen.** Erster Teil: Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung.

Erste Hälfte: Die göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. 8°. (XII u. 426 S.) ℳ 4.50; elegant geb. in Halbfranz ℳ 6.

Zweite Hälfte: Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. 8°. (VIII und 802 S.) ℳ 8; elegant geb. in Halbfranz ℳ 10.

## Litterarische Korrespondenz

und

Kritische Rundschau.

Monatsschrift zur Hebung des Schrifttums.

Herausgegeben von Hermann Thom.

Wir empfinden diese eigenartige kritisch-schriftstellerische Monatsschrift als wesentlichen Faktor des litterarischen Lebens, so gediegen ist sie. — Gerade von der Kritik setzt man voraus, daß sie in rostigem akademischem Geleise verdrießlich sich hinschleppt. Doch Thoms Organ belehrt uns eines anderen. Seine Kritik und Feuilletonistik bringt einen neuen Ton, frisch und unmittelbar, sozusagen impressionistisch giebt sie sich in einer Weise, die man sonst nur der Vollblutlyrik zutraute . . . Von den so häßlichen persönlichen Motiven, von Partei- und Namenszwang nirgends die leiseste Spur zu finden! Überraschend glücklich zwischen Publikum und Schriftsteller, auf halbem Wege, ist der Standpunkt dieses Unternehmens gewählt. Gerade diese Berücksichtigung der Poesie des Schaffens und der Feder ist, wie kaum irgend etwas anderes, geeignet, die Gleichgültigkeit des Publikums in ein intimes Interesse umzuwandeln. **Peter Hille.**

Am 15. eines jeden Monats erscheint ein mindestens 4 Bogen starkes broschiertes Oktav-Heft.

**Jahresabonnement (12 Hefte) 1,50 Mark.**

Probehefte besorgt jede Buchhandlung; auch sind solche ev. gegen Einsendung des Portos (10 Pfg.) direkt zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung

Armin Bouman in Leipzig.

## „Litterarische Blätter"

herausgegeben von

**Franz Evers** und **Alb. Kohl.**

Monatlich 1 Nummer. Preis halbjährlich 1,25 M.

**Probenummer frei!**

Redaktion der „Litterarischen Blätter"

Goslar am Harz.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

## Die Kinder von Wohldorf.

Von Ferdinand Avenarius.

In Renaissance-Ausstattung brosch. ℳ 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 5.—.

Eine reizende Idylle in Versen von großer Schönheit und Formvollendung der Sprache.


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 24. August 1889. Nr. 35.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Ludwig Tolnai: „Nur darnach habe ich mich gesehnt!" (Schluß.) — Th. Höpfner: „Matilde Serao". — F. Herold: „Nordlandsfahrt". — Adolf Voigt: „Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben". (Schluß.) — Erich Holm: „Vom schwedischen Frühjahrsbüchermarkt". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Novellistische Rundschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Nur darnach habe ich mich gesehnt!

Erzählung von Ludwig Tolnai.

Übersetzt von Romulus Grazer.

(Schluß.)

„Ich bitte Dich, fahre fort. Sie heißt Susanne Farkosch?"

„Ja, sie will Klavier spielen und tanzen lernen, denn sie meint, sie wolle ihren Anteil an den Vergnügungen herausnehmen."

„Das werden wir schon ordnen. Wo Geld ist, da sind auch Fähigkeiten. Hast Du um ihre Hand angehalten?"

„Verzeihe, aber ich glaubte, Du werdest ohne Liebe nicht heiraten."

„Na, und?"

„Susanne Farkosch . . ."

„Ist eine eigentümliche Person, wolltest Du wohl sagen. Doch ich habe mir immer solche Ausnahmen gewünscht."

„Wie Du willst. Wir können sie noch heute befragen."

„Du wirst mich durch diesen Liebesdienst zu Dank verpflichten."

Man klopfte an der Thüre.

„Darf man herein?" ertönte draußen die Stimme der Pastorin.

Ein Mann, der seine Frau liebt, kennt keine verschlossenen Thüren. Der Pastor öffnete schleunigst und drei kleine Kinder, zwei blondlockige Knaben und ein braunes Mädchen, stürmten zu den Männern herein. In der Thüre stand die Frau, mit einem Lächeln, aus welchem das reinste Glück erstrahlte.

„Bitte, meine Herren, zum Speisen!" sprach sie mit ihrer reinen, wohlklingenden Stimme. Herr Alexander Morva war mit einem zierlichen Schwung an ihrer Seite und reichte ihr mit eingelerntem, seit lange geübtem Anstand den Arm. Ein Pfau kann nicht stolzer einherschreiten, als dieser breitschultrige, eingebildete Mann, der seinen Hals hin und her reckte und die Füße vor sich hinwarf.

Wer lange Zeit Junggeselle gewesen und gewohnt ist, an fremden Tischen zu schmarotzen, ist in zärtlichen, zuweilen — wenn es der Gatte nicht hört — unanständigen Komplimenten unerschöpflich.

„Hat Ihnen, gnädige Frau, nicht das Gesicht gebrannt? Wir konnten Sie nicht genug loben."

„Schade. Ich habe keinen schönen Salat gefunden."

„O, in solch anmutigen Händen wird selbst Spinat zu Ananas."

Und Herr Alexander Morva war kühn genug, den magern, knochigen Arm der kleinen Frau fester zu drücken.

Die dampfende, wohlriechende Suppe erhöhte noch die fröhliche Stimmung, welche in der niedlichen Behausung ohnehin nur die angenehmste sein konnte. Nacheinander marschierten die gelungenen Speisen auf: der heiße, mit süßer Weinbrühe übergossene Pudding, der in Fett schwimmende Gansbraten, das zarte, rosige Ferkel mit Salat, welcher, wenn auch vortrefflich in seiner Art, dem Ferkel die Palme nicht entreißen konnte.

Alexander Morva bewies, daß man das Essen, falls gut zubereitete Speisen vorhanden sind, auf die Stufe einer Kunst erheben könne. Ihm gelang es; nicht leicht, denn im Hause eines armen Maurers bietet sich leider keine Gelegenheit hierzu; aber es gelang ihm durch seinen, bei den vornehmen Familien der Stadt und der Umgegend entwickelten Eifer.

Digitized by Google

Jetzt fiel es seinem Ehrgeize zu, diese Wissenschaft zeigen zu können.

„Vortrefflich, köstlich!“ wiederholte er fortwährend. Ein unparteiischer Zuschauer hätte glauben können, er meine: es geht ja vortrefflich, sehr gut.

Nach dem schwarzen Kaffee, welchen sie im Lusthäuschen des Gartens nahmen, verließ Herr Johann Schweninger die Gesellschaft und ging mit einem vielsagenden Lächeln, seine Aufgabe bei Susanne Farkosch zu lösen.

„Und Helene?“ fragte die kleine Pastorin. „Wie steht der Herr Gevatter mit Helene? Ist das Verhältnis gelöst?“

Herr Alexander Morva lachte im Bewußtsein eines vollständigen Sieges laut auf, schaukelte sich behaglich im Stuhle, öffnete seinen großen Mund, als hole er in seiner Predigt zu einem großen Schlage aus und erwiderte:

„Es ist mir gelungen, Helene, die schon mit einem Wiener Lederhändler hatte durchgehen wollen, meinem Freunde, dem Rechtsanwalt Karl Tagadom, anzuhängen. Ich kann sagen, nie hat noch ein Sack seinen Fleck besser gefunden, als diesmal.“

„Und die schöne Wilhelmine?“

„Sie ist arm.“

„Und Sarah? Die hat mir sehr gut gefallen.“

„Die hätte wieder alles verkocht und verbacken. Eine Frau, die alles nur auf den Tisch setzt, muß ihren Gatten unbedingt zu Grunde richten.“

Die kleine Pastorin errötete; ihre gute Laune war verschwunden.

Mit fröhlichem Hutschwenken, damit man schon von der Ferne den Erfolg erkennen könnte, trat jetzt Herr Johann Schweninger aus der langen Baumanlage auf seinen Freund zu.

„Nun?“ erhob sich Morva erblassend. „Heu oder Stroh?“ fragte er, indem er seine weißen Finger krachen ließ und verlegen hüstelte.

„Habemus papam, d. h. papissam!“

„Nur darnach habe ich mich gesehnt!“ umarmte Morva seinen Freund. „Das Ziel meines Strebens ist erreicht, meine Träume sind in Erfüllung gegangen. Ich werde es Dir schon danken!“ Mit errötetem Gesicht, zitternden Händen, unverständliche Worte stammelnd, wollte er sich auf den Weg machen, der geehrten Familie Farkosch für die Freudennachricht seinen Dank abzustatten.

„Du solltest heute noch nicht hingehen,“ lächelte verdächtig der Hausherr.

„Warum nicht? Im Gegenteile! Ich liebe es, meine Angelegenheiten rasch abzuwickeln. Da ich das höchste Streben meines Lebens erreicht habe, darf ich keine Minute länger zögern. Ich will den zukünftigen Schwiegereltern meine Hochachtung ausdrücken, und auch Fräulein Susanne darf von mir erwarten, daß ich sie meiner ewigen Treue versichere.“

„Weißt Du, es ist jetzt eine Gesellschaft dort, die . . .“

„Das kann nur eine gute Gesellschaft sein, welche im Hause meiner Braut . . .“

„Herr Farkosch hat zufällig etwas zu tief in den Krug geblickt.“

„Ich werde es nicht bemerken. Ich bin ja Pastor, der sieht viele Betrunkene.“

„Frau Farkosch singt bei übermäßig guter Laune.“

„Ich will sie nicht stören. Gute Laune ist ein Segen Gottes.“

„Jetzt sitzt auch der gewisse Fleischergeselle dort und benimmt sich sehr unpassend. Du weißt, er war Susis Liebhaber, er könnte vielleicht sein bisheriges allzufreies Betragen nicht ändern und es käme zu einem Wortwechsel zwischen euch. Darf ich aufrichtig sein?“

„Was will er denn?“

„Aurelie, mein Lieb! führe die Kinder ins Haus. Ich möchte meinem Freunde einige Worte im Vertrauen sagen.“

Die zwei Geistlichen blieben allein. Schweninger hub an:

„Ich habe ein sehr armes Mädchen geheiratet.“

„Na, habe ich Dich etwa daran hindern wollen? Großartig!“

„Ich bitte Dich, ich nahm eine gebildete Frau, die meiner Stellung würdig ist.“

„Herzöge haben schon Hirtinnen heimgeführt. Sonderbar! Und wenn ich eine Bürgerstochter . . . Hm, hm, Jani, Du bist entzückend.“

„Aus Liebe wohl, und die Liebe reißt alle Schranken nieder.“

„Weißt Du denn, ob ich nicht in Fräulein Susi wahnsinnig verliebt bin?“

„Du hast sie ja nie gesehen. Bedenke, was Du thust, das Geld ist ein schlechter Ratgeber. Ein Geistlicher ist ein um so treuerer Diener der Menschheit, je ärmer er ist.“

„Ich danke für Deinen Rat. Du bist wirklich zum Küssen. Ich kann Dir versichern, daß ich Deine Anspielungen durchschaue. Ja, ich will reich sein und es freut mich, daß mein Glück Dich kränkt. Ha, ha, ha!“

„Du irrst. Zu einem Pastor paßt nur eine gebildete, anständige und sittenreine Person. Was ich aber dort gesehen, hat mich abgestoßen, und ich glaubte, daß auch Du von Deiner Idee abgehst, wenn ich Dich aufkläre.“

„Um das Mädchen hast Du angehalten, nicht?“

„Ja.“

„Und sie hat ihr Jawort gegeben? Oder nicht?“

„Ich kann es nicht in Abrede stellen.“

„Und jetzt sollte ich zurücktreten, nur damit auch ich nach irgend einem armen Mädchen jage? Behalte Du Deine Moral für Dich, wie ich die meine nicht aufgebe. Ich hoffe, unsere Freundschaft wird keinen Bruch erleiden, wenn ich mich auch nicht für Armut und Elend begeistern kann.“

Der Pastor begleitete mit Frau und Kindern Morva bis zur Thüre, und dieser eilte auf seinem hübschen Gespann in stolzer Haltung zu seiner Braut, um die Angelegenheit rasch und sicher abzuwickeln.

„Ihr seid böse auseinander gegangen?“ fragte die Pastorin den wortkargen Gatten.

„Mamachen“, sprang der eine Knabe auf sie zu,

Digitized by Google

„ich habe gehört, wie Papa den Onkel gescholten hat, und der Onkel sagte ihm darauf: Hum, wie lieb Du bist, hum!"

Merke es sich Jedermann, daß er seinem Freunde gegenüber die größte Thorheit dann begeht, wenn er ihm unerwartet, ungefragt, gute und notwendige Ratschläge erteilt. Wenn wir im Begriffe sind, eine Thorheit zu begehen, halten wir uns für besonders klug; wenn wir einem Abgrunde zustürzen, dulden wir kein Hindernis; wenn wir den bisherigen glücklichen Lauf unseres Lebens auf einmal ändern, entzwei schneiden, solle Niemand besser sehen wollen als wir. Es ist ein großes Glück, daß dem so ist, sonst wären Elend, Schande, Schmach, häusliches Fegefeuer schon längst vom Erdenrunde verschwunden. Welch große, süße Freude für uns, wenn vom Nachbarhofe die heisere Stimme des Wirtes zu uns herüberschallt: „Gott hat den Tag geschlagen, an welchem ich Dich zuerst gesehen." „Ja, sogar die Stunde, in welcher ich mich mit einem solchen Manne in ein Gespräch eingelassen." „Was, wer bin ich denn?" „Was? Glaubst Du denn, daß Du mich auf der Straße aufgelesen hast? Sofort gehe ich zum Pfarrer!" „Ich werde auch dort sein!" „Hinaus mit Dir, das ist mein Haus, Du Bett—ler." Und welche Befriedigung liegt für viele hereingefallene Familienväter darin, zu wissen, daß auf dieses Wort noch keiner eine Erwiderung gefunden hat, der je sein Seelenheil in die Wohnung seines Weibes getragen.

III.

Im Hause seiner Ehrwürden Alexander Morva wurden schon in den Herbstmonaten desselben Jahres für die Hochzeitsfeier, welche in der Weihnachtswoche stattfinden sollte, große Vorkehrungen getroffen. Ein Möbelwagen folgte dem andern. Herr Morva wollte sich mit diesem Schritte auf die gleiche Stufe mit den angesehensten Gutsbesitzern stellen. Da durfte denn auch die Hauseinrichtung nicht zurückbleiben. In seinem kleinen, prunkenden Palaste sollte nichts an die alten Verhältnisse seiner Kinderjahre, an die ärmlichen Handwerkzeuge des Vaters erinnern, welcher einst an jener Ecke auf der runden Steinbank sein aus Speck bestehendes Mittagsmahl mit dem Zwiebel-Giardiretto zu verzehren pflegte und sich dann den Mund an der bekalkten Schürze abwischte, nichts an die zerlumpte, verkommene Erscheinung des Schweinemästers in Sankt Peter, an die Kleie, an die Heugabel, mit welcher sich Susanne Farkosch für das Leben vorbereitet hatte. Eine stolze Handbewegung sollte alle diese Bilder der Armut auslöschen. Auf die hohen Fenster kamen vergoldete Rahmen aus Hartholz mit schweren Seidenvorhängen, in die Zimmereckeu große Wandspiegel mit Silberplatten, in den Empfangssaal eine dreifache Garnitur in verschiedenen Farben und Mustern: Ebenholztische mit Goldmosaik, ein den ganzen Boden deckender orientalischer Teppich, wie er es im Salon des Barons gesehen; in das Speisezimmer kam ein hoher Renaissance-Glaskasten, geschnitzte Eichenstühle und ein Tisch, an welchem im Notfalle 40 bis 50 Personen Platz finden konnten; in das Schlafzimmer ließ er französische Himmelbetten mit reichlich gestickten Fußteppichen stellen, damit die Tochter des Tagelöhners und der Nachkomme des Maurers beim Aufstehen nicht ihre zarten Fußsohlen erkälten. Im Arbeitszimmer des Pastors standen zwei Schreibtische, zwei Ledergarnituren mit Bärenfellen, an welchen der ausgearbeitete Kopf mit seinen hervorstehenden Hauern jeden Bittsteller in die Flucht schlagen konnten. Die Wände waren durch hohe Bücherkasten verdeckt, in welchen allerlei Prachtbände und sämtliche Werke des Bischofs, für den Fall, daß dieser sich einmal hierher verirren sollte, standen. Im Arbeitszimmer mußten auch das Bildnis des großen Mannes und die Photographien all derer hängen, durch deren Vermittelung er unauffällig auf der Leiter der Macht emporklimmen könnte. An einem besonderen Gestelle ließ er eine Sammelbüchse für die Armen anbringen; selbe war von Marmor, in ihren Ecken je ein Geldstück in Stein geschnitten, so hart und unbeweglich wie das Herz des Hausherrn. Auch ein Klavier mußte gleich angeschafft werden — Susi brauchte ja deshalb nicht sofort darauf zu spielen.

So! 120 bis 140 000 Gulden verdienen es schon, daß man sie der staunenden Welt in ihrem vollen Glanze vorführe.

„Du brauchst darum nicht zu flennen, Mutter!" ging der elegant gekleidete Pastor unmutig auf und ab, die Worte zornig hervorstoßend; „ewig können wir ja doch nicht beisammen bleiben. Zehn Jahre schon halte ich Dich aus, von nun an muß ich meiner Frau leben. Und Susi kann es einmal nicht leiden, daß ihr Jemand bei Tische die Bissen im Munde abzähle. Ich kann nicht dafür, Mutter; doch Du mußt selbst einsehen, daß . . ."

„Daß ich nicht mehr hierher passe?"

„Werde nicht anzüglich. Beleidigungen erdulde ich von Niemandem."

„Eine arme Maurerswitwe würde Dir diese Schmutzen besudeln, beflecken, aber die Tochter eines Schweinetöters . . ."

„Du gehst sofort! Die Person meiner Gattin ist mir heilig und ich dulde keine bäurischen Anspielungen."

Natürlich zog die alte, arme Mutter zu ihrem jüngeren Sohne, dem Tischler; Tischler, Maurer und Riemer stehen ja in inniger Verwandtschaft zueinander.

Herr Alexander Morva war stolz auf sein thatkräftiges Auftreten, und wenn ein Mensch stolz ist, ist er auch ehrenhaft und glücklich.

Er verleugnete es auch nicht vor seinen Pfarrkindern, ja er gestand es prahlerisch ein, daß er aus dem Körper seines zukünftigen Glückes mit einem Kaiserschnitte die vergifteten Schwäre herausgeschnitten habe; er gebrauchte den Ausdruck: „Schwäre", ich aber sage — da es sich um eine gute, leibliche Mutter handelt — lieber nur: „Hindernis".

Grinsend, lachend zählte er die Eigenheiten, die Fehler seiner Mutter auf; daß sie unausstehlich hüstle, dem Weine gerne zuspreche, daß sie Ver-

Digitized by Google

heerungen in seinem Kaffeevorrat angerichtet habe. Er habe vor ihr sogar den Zucker versperren müssen.

Ja, jeder fühlt, daß er seine Thaten nicht bloß vor Gott, sondern auch vor den Menschen rechtfertigen müsse. Das fordert der Charakter.

Endlich kam der schöne Tag. Wer hielte nicht den Tag für schön und glorreich, an welchem er die glänzende Erscheinung, welche er mit den reinsten Wünschen seiner jugendlichen Seele ersehnt, frei an seine Brust drücken kann?

Der Tag der Trauung.

Herr Morva hatte gewünscht, der Trauungsakt und das Hochzeitsmahl mögen nur im engsten Familienkreise abgehalten werden und daß der trauende Priester nicht der neidische Johann Schweninger, sondern der alte, schon etwas taube und nahezu blinde Vergózer Geistliche sei: allein die Traditionen der Familie Farkosch waren dagegen. Susi wollte sich noch einmal so recht mit ihren Jugendfreunden und dem Fleischergesellen Gyuri Weiß unterhalten; der Vater wollte dem Dorfe, der Umgegend und den weitläufigeren armen Verwandten, die nicht einen Kreuzer geerbt hatten, zeigen, wie sich ein Mensch benehme, der endlich der lähmenden Armut entronnen ist und die blaue Festtagsgewandung erbsessiger Bürger angezogen hat; Frau Farkosch bestand darauf, daß zwölf Gänge auf den Tisch kommen müßten: sie habe bisher genug gehungert und sie wolle jetzt Niemandem mehr nachstehen.

Herr Morva machte die schmerzliche Erfahrung, daß hierunter zunächst er selbst gemeint sei; doch er vertraute seinen Mannestugenden, seinen Kenntnissen und hoffte, daß ein zielbewußtes Betragen in wenigen Jahren glänzende Früchte tragen werde. Vor der Hand gab er sich den Anschein, als sehe er die Berauschten am liebsten, als finde er in einer dummen Frau das sicherste Unterpfand für die Zukunft, als gefalle es ihm außerordentlich, wenn ein Fleischergeselle unsere Braut neckt und umarmt.

Herr Morva hatte bisher nicht den Genuß gekannt, im eigenen Hause große Mittagstafeln, lange Abendmahlzeiten zu halten; während seiner langjährigen Amtsthätigkeit hatte er diesen Genüssen nur an den Tischen anderer fröhnen können. Jetzt, da die Schwiegereltern zu ihm gezogen, die er mit seltener Herzlichkeit zu sich lockte, damit die Familie Farkosch die glücklichen Tage des neuen Lebens unter einem Dache, gemeinsam mit dem geliebten Schwiegersohne verlebe; jetzt, da die ehrenwerte Frau Farkosch — schon während ihrer Armut als einstiges Glied der großen Pripogya-Familie eine berühmte Köchin — in seinem Hause die Küche verwaltete, jetzt war der plötzlich reich gewordene Pastor gezwungen, eine glänzende Mahlzeit nach der andern zu veranstalten. In seinem geliebten Heim konnte er die Erfahrung machen, wie süß, wie ehrend es sei, wenn 30 bis 40 Personen tagelang in unserer friedlichen Behausung prassen, lärmen, Karten spielen, befehlen, fordern.

Nie, selbst an seinem Namenstage nicht, hatte er Zigeuner kommen lassen, obgleich ihm seine vertrauteren Freunde diesen übertriebenen Puritanismus oft zum Vorwurfe gemacht hatten; und jetzt: noch gestern, vergangenen Sonntag, am Johannistage, am Evatage, beim Geburtsfeste der hochwürdigen Frau Pastorin, bei der Jahreswende ihrer Hochzeit, bei der Taufe ihres ersten Kindes, kurz, bei jedem größeren Schmause, bei jeder größeren Fête mußten die Zigeuner aufspielen.

Und sonderbar! Auch Gyuri Weiß siedelte sich im Städtchen an; sonderbar, der Herr Pastor mußte mit diesem, nicht eben hochdenkenden, einfachen Handwerker intimere Freundschaft knüpfen, damit Gyuri bei ihm täglicher Gast sein könne, damit er, wenn Alexander Morva zu den großen Kongregationen nach Pest mußte, die Rolle des Hausherrn übernehmen könne.

„Bruder," sprach einst ein Amtsgenosse den auf dem Schiffsverdecke ernst einherschreitenden, gealterten, grauhaarigen Morva an, „verzeih', aber ich kann es nicht überwinden Dich zu fragen: Wozu dies düstere Schweigen, diese auffallende Zurückgezogenheit?"

„Wie? Warum denn?" erhob Morva stolz den Kopf.

„Als alter Schulfreund und Kollege bin ich hoffentlich zu einer Vertrauensfrage berechtigt."

„Na, und die wäre?"

„Glaubst Du noch immer, erreicht zu haben, wonach Du Dich gesehnt?"

Es giebt Fälle, in welchen ein kluger Mann selbst die unverschämteste, unberechtigste Frage nicht zurückweisen kann. Dann ist er, um nicht zu verraten, was in ihm kocht, genötigt, eine freundliche Miene zu machen und höflich zu antworten.

„Noch immer, Freund! Ich hoffe, daß auch Du mit Deinem Kirchensprengel von 300 Florin Einkommen und Deinen sieben Kindern zufrieden bist."

Ein lautes Gelächter belohnte diesen Ausfall. Jetzt konnte Morva triumphieren, der Sieg war sein.

„Ja, lieber Bruder, mit den sieben Rangen bin ich vollkommen zufrieden und auf einen besseren Sprengel habe ich mich bei unserem Herrgott verwahrt lassen. Sonst fehlt mir gar nichts. Aber ich habe sagen hören, daß die Pripogyaschen Erben den großen Prozeß gegen das Museum verloren haben, und da wollte ich Dir Trost zusprechen."

„Danke sehr!"

„Schándor, ich bedaure Dich!"

So innig klangen diese Worte, daß der stolze Mann die Augen niederschlagen mußte.

„Mit Schweninger sprechen wir oft von Dir. Jani bedauert Dich auch und seine Frau hat wegen Dir, ihrem Gevatter, Thränen vergossen."

Wie tief muß der schon im Elend versunken sein, der solche beleidigende Vertraulichkeiten noch mit Dank quittieren muß!

„Nun was sprachet ihr denn? Doch komme herab in den Salon oder in die Kajüte des Kapitäns."

Sie stiegen herab.

Jetzt hatte Herr Morva feine Zigarren, feine Weine; jetzt wußte er seine ärmeren Amtsgenossen mit freundlichen Zuvorkommenheiten zu überhäufen.

Digitized by Google

„Verzeihe, Schándor . . . man sagte mir . . ."

In dem Maße, in welchem der reichere Kollege sich zuvorkommenderer bewies, ward der arme Amtsbruder zurückhaltender, schonungsvoller.

„Daß ich an eine Scheidung denke?"

„Ja. Ach, Schándor, kehre zurück in unsere Mitte. Ein Geistlicher gehört zu Geistlichen; bei Dir aber gehen zahlreiche Gäste und Geldprotzen ein und aus. Nie hat noch ein reicherer Gast dem ärmeren etwas Gutes gebracht. Du hast schlecht geheiratet. Wir haben es gleich gesagt. Schándor, man hat Dich hineingeritten, gewiß! hineingeritten; die Spuren der letzten sechs Jahre sind an Dir unverkennbar. Man sagt, Du besuchest Karlsbad und andere Kurorte."

„Ich bin magenleidend."

„Das kommt vom vielen Tafeln. Sieh', ich lebe so ärmlich, daß ich noch nicht einmal Kopfschmerz bekommen habe. Wir haben es ja alle gesagt: das viele Zwangsschmausen wird Schándor noch zu Grunde richten. Lebt ihr schon getrennt?"

„Ja."

„Die beiden Kinder sind bei Deiner Frau?"

„Ja. Ich habe die Frau unter Kuratel stellen lassen, ich nehme auch noch den Besitz aus ihren Händen. Die Knaben werde ich erziehen lassen . . ."

„Wird das Gericht das bewilligen? Dazu gehört ein unmoralischer Lebenswandel!"

„Ist vorhanden."

„Kannst Du es beweisen?"

„Mit hundert Zeugen."

„Verschwendung auch? Man spricht davon, sie hätte schon das halbe Gut verschleudert. Moritz Steub erzählte eben, daß er es mit einem Konsortium gekauft habe."

„Schon?"

Vor Schrecken traten Morva die Augen hervor.

„Ich bitte Dich, lasse mich allein. Ich muß sofort meinen Advokaten sprechen."

„Der arme Pastor erhob sich, reichte Morva die Hand und sprach:

„Gott kann noch alles zum Besten wenden, Schándor. Vertraue auf ihn."

Und dann begab er sich aufs Verdeck zu seinen Genossen, die auch zur großen Kongregation reisten. Denen enthüllte er aus reiner Nächstenliebe und aus Mitgefühl alle Wunden Morvas: diese tiefen, klaffenden, geheimen Wunden, welche der Elende vielleicht noch vor dem Anatomen am Seziertische verheimlichen möchte.

Als die Geistlichen in Budapest am Donaukai gegenüber der griechischen Kirche ausstiegen, flüsterte ein zierlicher, hauptstädtisch gekleideter Herr, der Morva auf der Brücke erwartet hatte, diesem zu:

„Deine Frau unterhält sich in Wien mit ihrem Fleischergesellen."

„Hat man sie geschen? Sind zuverlässige Zeugen vorhanden?"

„O ja, ich habe sie selbst gesehen. Es ist ein Skandal."

„Nur darnach habe ich mich gesehnt! Jetzt kann ich endlich frei werden!"

Die Pastoren blickten einander an, schüttelten die Köpfe und sprachen leise:

„Armer Schándor! Du hast Dir was Gutes ersehnt!"

## Matilde Serao: Fior di Passione.

Milano, Giuseppe Galli.

Es sind 21 kleine Erzählungen oder Skizzen, wohl sämtlich zuerst im Feuilleton erschienen, welche Matilde Serao hier zu einem Strauße von Passionsblumen vereint hat. Passionsblumen? Das Wort trifft nicht zu in unserm Sinne; die Leidenschaft in verschiedenen Graden und Erscheinungen ist es, welche die Verfasserin in diesen kleinen Bildern schildern will.

Matilde Serao hat eine ganz hervorragende Darstellungsgabe; mit unübertrefflicher Lebendigkeit stellt sie uns eine Fülle von Gestalten vor Augen, und zwar wirklich Lebewesen, die wir sprechen hören und sich bewegen sehen. Noch mehr zu bewundern sind ihre Schilderungen von Gegenden und Örtlichkeiten, denen sie mit wenig Strichen ein eigenartiges Gepräge zu geben weiß. Im Süden von Italien ist sie zu Hause, in Neapel weht ihre Lebensluft, am Strande und auf dem Meer, in den üppigen Salons wie in den elenden Hütten, und in der Schilderung neapolitanischen Lebens steht sie nach unserer Ansicht unübertroffen da. Aus der Fülle des sie umgebenden Lebens schöpfend, läßt sie Bild auf Bild an uns vorüberziehen; es fehlt ihr nie an neuen Gestalten und frischen Farben. Ihre Technik ist geradezu staunenswert, aber sie bleibt zu gern bei der Skizze stehen, und nach den ersten Proben ihres Talents hatten wir mehr von ihr erwartet. Wie man auch über ihren ersten größeren Roman „Fantasia" urteilen mag, er ist vorzüglich und die Charakteristik, nicht unbedeutend in der Komposition. Es scheint aber, als ob in letzter Zeit die begabte Dichterin sich nicht mehr Zeit und Mühe nähme, einen Roman zu komponieren, ja selten auch nur eine Novelle auszuführen. Die meisten der vorliegenden Skizzen lesen sich wie aus einem Roman herausgerissene Kapitel; den Anfang oder das Ende, manchmal beides, muß man sich dazu denken. Ganz unvermittelt treten die Personen auf, ihr Name wird genannt, sie spielen eine kleine Szene ab und verschwinden dann wieder von der Bildfläche, ehe man recht Zeit gehabt hat, Interesse an ihnen zu gewinnen. Ihre Erscheinung wird in raschen, sicheren, oft sehr energischen Zügen festgehalten, eine tiefere Charakteristik aber ist bei dieser Art der Darstellung selbstverständlich unmöglich; sie reizt und fesselt, aber sie befriedigt nicht. Trotz der großen Mannigfaltigkeit der uns vorgeführten Personen sind doch die meisten auf einen Ton gestimmt, den der heftig begehrenden unwiderstehlichen Leidenschaft; es lodert in ihnen ein unheimliches verzehrendes Feuer — selten eine reine Flamme.

Digitized by Google

Die Liebe überfällt sie wie ein Verhängnis, dem sie nicht entrinnen können oder wollen. „Sie liebten sich, weil sie sich liebten", oder auch: „sie liebten sich nicht, weil sie sich eben nicht liebten", das ist Erklärung genug. Unsere Phantasie werden diese Bilder anregen und zum Teil ergötzen, ein tieferes Interesse können uns diese Wesen trotz des großen Aufwandes von Feuer und Leidenschaft nicht einflößen — um ihrer frevelhaften Oberflächlichkeit willen, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Sie blitzen und schimmern vor unseren Augen, aber sie erwärmen uns nicht. Die italienischen Frauen haben keinen Grund, sich bei ihrer hochbegabten Mitschwester zu bedanken; sie will sie anziehend darstellen und das gelingt ihr auch in Bezug auf ihre äußere Erscheinung und die Anmut ihrer Rede — ihre Frauen plaudern mit entzückender Natürlichkeit — aber gehen wir tiefer, so erschrecken wir über die Leere, den Leichtsinn, den Mangel an Seelenadel oder auch nur an Pflichtgefühl, der sich unter so schönen Formen verbirgt.

Ja selbst ihre „tugendhaften" Frauen berühren uns selten sympathisch; sie sind nicht reinen Herzens, sind nicht unbewußt gut, sondern sie sind es aus Stolz, aus Klugheit, mit klügelnder Selbstbewußtheit. Eine reine, edle Frau — und als solche sollen wir Paola in der „Novella d'amore" ansehen, die glücklich verheiratet ist und von ihrem Mann geliebt wird, schleicht sich einst nachts von seiner Seite fort auf den Balkon, um die Klagen und Geständnisse eines Andern anzuhören, der ihr im Laufe des Abends und wohl nicht zum ersten Male, seine Liebe erklärt hat, auch wenn so ein feuriger Fulvio droht, er würde sich töten, falls sie ihn nicht anhöre; angesichts dieser Thatsache klingen ihre langen Auseinandersetzungen über eheliche Liebe und Treue sehr seltsam, und als sie ihn fortschickt, mit der Versicherung, daß sie ihn nicht liebe, und er wiederholt, das wäre sein Tod — wären wir gerade so weit wie zuvor, wenn nicht, während sie ihm vom Balkon durch die Nacht nachschaut, eine Stimme zu ihr sagte: „Paola, du liebst Fulvio." Dem Gatten antwortete sie: „Ja, und die beiden Verzweifelnden starrten sich ins Gesicht."

Damit ist es aus; motiviert oder erklärt wird nichts; es ist ein Kapitel aus einem Roman, wie auch die „Scena" (Nr. 8, S. 145) nichts anderes ist, eine Art Gegenstück zu Nr. 1, in Bezug auf die Technik der Darstellung vielleicht die höchste Leistung, in Bezug auf den Gegenstand abstoßend in ihrer moralischen Häßlichkeit, diese Szene zwischen Mann und Frau — eine schöne elegante vornehme Dame, die eine Stunde vorher ihren Gatten verraten hat und nun am Kamin mit ihm so unbefangen plaudert, als wäre nichts geschehen und ihm recht geflissentlich ungefragt über alles, was sie am Nachmittag gethan, Rechenschaft abzulegen scheint, bis er ihr, eine Zigarette rauchend, mit kaltem Gleichmut Schritt für Schritt nachweist, wo sie gewesen und was sie gethan, und als sie in Verzweiflung aufschreit: „Verzeihe mir, es war das erste Mal!" (auch ein vielsagendes Wort!) und schluchzend ruft: „Töte mich lieber, als daß Du mir solche Dinge sagst," mit cynischer Ruhe erklärt: „Nein, meine Liebe, ich bin nicht gewohnt, andere zu töten und will nicht jetzt anfangen — so etwas kommt in den Romanen von Ohnet und den Dramen desselben Verfassers vor. — Blut? Nein, das lohnt nicht. Wir haben uns vor und nach der Ehe recht lange geliebt; dann hast Du mich nicht mehr geliebt, wie ganz natürlich, und hast natürlich einen andern geliebt. Rede nur nicht von Ringen und Kämpfen, von Verblendung, von bekämpfter Leidenschaft; es würde nichts nutzen, ich glaube nicht daran. Die Liebe nimmt ein Ende und das ist logisch. Die Deine für mich hat, scheint mir, lange genug gedauert. Ich beklage mich nicht, wie Du siehst, Du hast nichts wider die Regel gethan" — und in diesem Tone geht es fort, bis der Gatte zu einem Herrendiner geht, bei dem sein Freund, der nunmehrige Liebhaber seiner Frau, sein Tischnachbar sein wird.

Donna Livia aber schaut ihm nach und denkt, wie viel mehr chic doch ihr Mann sei als Mario!!

Daß die Frau den Mann hintergeht (oder umgekehrt ist die Regel), das hören wir immer wieder, auch in der kleinen Künstlernovelle „Sulla Tomba" (Nr. 3), wo wiederum kein Schatten von Entschuldigung für das Weib und den treulosen Freund vorhanden ist, der die Bilder des braven vertrauensseligen Malers zu hohen Preisen kauft — wodurch das Verhältnis noch widerwärtiger erscheint. Hier indessen können wir wenigstens Anteil nehmen an einer reinen edlen Künstlernatur. Was aber geht uns ein Mann an, der 20 Stunden gereist ist und „eine andere Frau, seine Mutter, seine Schwester, seine Freunde getäuscht hat", und sechs Tage auf einer kleinen Eisenbahnstation auf eine Frau wartet, die „einen Mann, ihre Brüder, ihren Vater, ihre Schwäger, ihre Schwiegermutter, ihre Dienstboten, ihre Freunde" getäuscht hat und ihm ganz allein 30 Stunden entgegenreist, auch wenn er uns die Ungeduld seiner Erwartung auf 12 Seiten schildert? Denn als sie ankommt, hört die Geschichte auf und es kommt nur noch das erbauliche Nachwort: „Du hast vergessen können, ich habe vergessen können. Weil dieser ungeheuerliche, unerhörte Fall möglich gewesen, wollen wir höhnisch lachen und auch sagen, daß das Leben in seiner höchsten Kundgebung der Liebe nur ein leerer, elender Traum ist."

Etwas Ähnliches mag sich die schöne junge Contessa sagen, die ganz allein in schellenklingendem Maskenanzug auf einen Karnevalsball im Theater geht und dort die ganze Nacht auf Ihn wartet. Er kommt aber nicht! („Al Veglione", Nr. 13.) Das ist Alles!

Und was sollen wir zu den Mädchen sagen, die im Dunkeln am Feuer sitzend eine nach der andern die Geschichte ihrer Liebe zu einem Unbekannten erzählen: „Er liebt mich, ich liebe ihn," hebt jede an. Die Eine hat ihn in der Kirche gesehen und trifft ihn dort immer wieder — in Italien etwas durchaus Übliches. Die Andre sieht ihn immer im Theater, die Dritte trifft ihn in einer Akademie — jede schildert ihren Unbekannten auf ihre Weise, der

Digitized by Google

ersten ist er fast ein Heiliger, der zweiten ein eleganter Weltmann, der Liebhaber der dritten ein moderner Zweifler, so ein Apostel des Skeptizismus. — „Und doch war es derselbe Mann, der sie alle drei liebte." — Hieße es wenigstens: den sie alle drei liebten!! („Sconosciuto" Nr. 17.)

Für den Wert der Liebesgeschichten mögen diese Proben genügen. In der kleinen Geschichte: „Ein Erfinder" (Nr. 18), spielt die Liebe keine Rolle, obschon Ulrich mit Lottchen verlobt ist. In Nürnberg, der Stadt der Freude und Ruhe, wo die unschuldigen Arbeiter der Spielzeugfabriken im Frieden eines ruhigen Gewissens lächeln, lebt dieser gute Ulrich und erfindet immer neue und künstlichere Spielsachen, bis er endlich den Verstand darüber verliert, daß die Kinder dieselben nicht mehr verstehen!

„La Settimana delle Novelle" (Nr. 1) schildert einen Vorgang zur Zeit des Freiheitskampfes in und um Neapel 1860, wobei die Verfasserin ihrem Patriotismus in einer sehr gehässigen Schilderung der Schweizertruppen des Bourbonenkönigs Luft macht. Diese Schweizer bedrücken nicht nur die Landleute und den armen Pfarrer auf dem Dorfe, wo sie sich einquartiert haben, aufs grausamste, pressen ihnen den letzten Groschen ab und drohen ein kleines Mädchen zu töten, weil es ein dreifarbiges Schleifchen auf dem Hütchen trägt, sondern ihr Major kommt später als Überläufer zu den armen Leuten zurück und erfleht Mittel zur Flucht von der Mutter jenes Kindes. Wenn der Patriotismus ausartet, ergeht er sich in den tollsten Ungerechtigkeiten und Übertreibungen — und zwar in Italien recht oft.

„Die Frau im schwarzen Kleid mit dem Korallenzweig" enthält die Aufzeichnungen einer Wahnsinnigen, aus denen man eine traurige Geschichte errät. Diese Skizze und die drei Briefe: Falso in Scrittura, sind von merkwürdiger Kraft.

Wir wiederholen unsere Anerkennung von M. Seraos bedeutendem Talent, aber eine wahrhaft große Künstlerin können wir sie nicht nennen, sie hätte es vielleicht werden können, bei mehr ruhiger Durchbildung, sorgfältigerer Arbeit und mehr sittlichem Ernst. Sie läßt sich nicht Zeit Gediegenes zu schaffen, und so ist sie die originellste Schriftstellerin Italiens, doch nur eine vielgewandte Virtuosin geworden, eine Meisterin der Skizze.

NB. (Das Wort Virtuosin brauche ich absichtlich; es gereicht uns zur Ehre, daß kein deutsches die künstlerische Mache ohne den eigentlichen Wert des Künstlers so treffend bezeichnet.)

Th. Höpfner.

## Nordlandsfahrt.

Die Nordlandssee! Es stampft das Schiff und sittert, keucht und bäumt den Bug
Und schießt hinab ins feuchte Thal, daß Schaum ins Angesicht mir schlug,
Am Vorderdeck, am Taugewind', im wasserdichten Wetterkleid;
Entgegen sieht's, vorüber flieht's, das Wunder, Bild an Bild gereiht.

Graniten düster Urgestein im Küstenfelsen trotzig ragt,
Daran die Welle grimmig schlägt, daran die Welle gierig nagt;
Vom Hammer Thors getroffen, klafft's tief in des Fjordes steilem Spalt,
Darin der Foß herniedertost mit Jotenriesens Zorngewalt.

Und drüben, neben, vor dem Bug der Scheren starre Klippensaal,
Ein Hügel rund, ein Schiff von Stein, ein Felsenberg mit scharfem Grat;
Die Woge, eine Schlange, jäh hinschießt an seinem glatten Saum,
Und brandend führt sie jetzt empor und geifert hoch den weißen Schaum.

Und jetzt: entgegen Klipp' an Klipp', der Pfad gepreßt, verlegt, verbannt,
Des Schlotes rauher Atem hallt, und dämmernd düster niedergraut;
Doch sieh'! dort, wo die Boje schwimmt, ein Blick hindurch, ein Felsenthor,
Und sonnig weitet sich's, da schaut das rote Fischerdorf hervor.

Hinschmiegt sich's an die grüne Bucht, wo sachter alle Stürme weh'n,
Aus blanken Augen blickt es hell, neugierig, in die Welt zu seh'n;
Die Birke tändelt mit dem Wind, der Birnbaum hängt die Äste schwer,
Und Kinder gaukeln auf dem Strand, und Boote schaukeln auf dem Meer.

Und drüben auf den Scheren, sieh! der Teppich bräunlich, golden, grün,
Wie aus den Wanderwolken drauf hingleitend, bunte Lichter sprüh'n;
Sacht weidend aufwärts geht das Rind der Kuppe zu, die weiß beseckt,
Wo ruhend von dem Beuteflug der Fint Genoss, die Möve heckt.

Fahr' wohl, mein Schiff! Den Karren vor, das gelbe Pferdchen eingespannt,
Das Leitseil selber in die Faust, und wanderselig nun ins Land!
Es kriecht die Bahn den Hang hinauf, der Gießbach stäubend drüber fällt,
Der Fjord versank, die Herden sieh'n zum Säter hin, — da liegt das Fjeld!

O stille Unermessenheit, von Eisesriesen fern begrenzt,
Wo herrlich so die Seele liegt, von gold'ner Himmelsluft durchglänzt!
Und heiter still von Gard zu Gard, des Normanns stets willkomm'ner Gast,
Und sinnend, heimwärts sinnend oft und ach! von Wehmut oft erfaßt.

Im Föhrenwald, den flinken Bach, den Pfluß entlang ins grüne Thal,
Am engen Weg die Sage sitzt, am Bautastein, am Grüberwal;
Im niedern Holzhaus Armut wohnt, doch rein der Tisch und spiegelblank,
Die Bibel grüßend niederschaut, und Buch an Buch vom braunen Schrank.

O Nordland du, mit Felsenstirn in stolzer Freiheit ob dem Meer,
So rauh und mild, so starr und sanft, so kalt und warm wie keines mehr!
O Normann du mit blauem Aug', du echter Sohn von Mutter Art,
Die ihres Herzens tiefen Schlag nur einem Herzen offenbart!

Und hoch wie du, fühl' in der Brust den warmen Strom ich wallen auch,
Den dir gesandt der ferne Süd mit seinem Lebensfeuerhauch;
Und meine Tage liegen still in deiner milden Sonne Pracht,
Und auf das dunkle Einst mir strahlt die Sonne deiner Mitternacht!

Prag. F. Herold.

Digitized by Google

## Elementare Betrachtungen über Lesen und Schreiben.

Von Adolf Voigt.

(Schluß.)

Desgleichen um die vielfach — gesprächsweise noch mehr als in der Presse — zu hörenden Klagen über den geringen Wert oder gar über den Verfall und Niedergang der Litteratur unserer Tage auf ihr Maß zurückzuführen, bedarf es einfach des Hinweises auf die wohlthätige Wirksamkeit der Zeit. Allerdings sehen wir heute das innerlich nichtige, das durch künstliche Bemühungen sich einen Scheinerfolg erschlichen hat, sich unangenehm breit machen; um es abzuthun, bedarf es wohl Zeit, aber auch nur Zeit. Der Wind, der den Staub aufjagt, vertreibt ihn auch, also geh vorüber und laß vorüber gehn. Was aber die Klagen über die geistige Wertlosigkeit unserer zeitgenössischen Litteratur anlangt, so haben manche unter denen, die sich darin ergehen, noch eine oder die andre Lücke in ihrer Lektüre der Werke unsrer Zeitgenossen auszufüllen. Andrerseits ist es gar keine Kunst, die Bemerkung zu machen, daß unsre Siege noch von keinem Homer besungen worden sind, daß auf der Straße zwar Heuchler und Narren von allen Sorten herumlaufen, aber kein Aristophanes und Molière hinter ihnen her. Die braven alten Klassiker stehen zwar im Bücherschrank recht bequem neben einander, aber diese Leuchten am litterarischen Himmel sind durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennt, wie die Gestirne eines Sternbildes durch Millionenmeilenräume. Das Leben der Gegenwart, das nach Um- und Neugestaltung ringt, fordert Arbeit, Prüfung, Kampf, Entscheidung für oder wider in dem Parteikampfe, der notwendig ist, Glauben an das Ideal, der auf völliges Schauen mit leiblichen Augen verzichtet. Wer diese Forderungen der Gegenwart ablehnen und von ihrem geistigen Schaffen in Litteratur und Kunst denselben Genuß haben will, wie von den aufgespeicherten Schätzen der vergangenen Jahrhunderte, der weiß nicht, daß die Gegenwart werdende Geschichte ist und die Litteratur lebendiges Wort war, und kennt weder Vergangenheit noch Gegenwart, weder Leben noch Litteratur. Halten wir fest, daß Litteratur nur eine Folgeerscheinung, die Aufzeichnung des Wortes ist, so können wir doch der Gegenwart zutrauen, daß, wenn sie überhaupt ein geistiges Leben hat, sie auch zu sagen vermag, was sie im Ringen und Genießen, im Haben und Verlangen bewegt. Wo auch immer dies Wort ausgesprochen werde, auf der Tribüne oder zwischen vier stillen Wänden, auf der Bühne oder dem Katheder oder sonstwo, — diese Losungsworte, welche die Geister scheiden und vereinen, zum Kampf und Sieg führen, sie werden durch eigne, innere Kraft ihren Weg finden und seinerzeit Litteratur geworden sein, so wie das Wort von der Bühne Weimars und von den Kathedern Kants und Fichtes, die Litteraturbriefe Lessings und die Liebesbriefe und Liebeslieder Goethes sich zu dem zusammengefunden haben, was wir unsre klassische Litteratur nennen.

Wer diese Zuversicht festhält, wird ebenso die absprechenden Lobredner der Vergangenheit abweisen wie das ungestüme, überhastete Fordern des jungen Nachwuchses: wir müssen eine ganz moderne, ganz neue Litteratur haben und die bringen wir! Und was ist es? Grünkraut, von Jungen zu Markte gebracht, die selber noch zu grün sind, — es ist schon viel zu viel darüber und dagegen geschrieben worden. Auch Verständigere spähen und schauen verlangend nach einer möglichst modernen Litteratur, nach einer Poesie des modernen Lebens. Etwas bestimmter gesagt: wie die Ereignisse der verflossenen Tage in der Zeitung zu lesen stehen, so soll auch in Prosa und Versen alles mögliche vorkommen, was durch das Tagesgespräch und die Zeitungsspalten schwirrt: Nationalitätenhader, Darwinismus, die soziale und andre Fragen, die gleich Hamlets Vater in höchst fragwürdiger Gestalt umgehen, als Gespenster am lichten Tage. Eine solche Abspiegelung moderner Zustände und Bestrebungen hat auch ihr Verdienst, wie es seinen Vorteil hat, den Bericht über einen Monarchenreinzug in der Zeitung nächsten Morgen im Lehnstuhle zu lesen und so ohne Gedränge, Schweiß und Durst zu erfahren, wie die Sache abgelaufen ist. Nur möge nicht vergessen werden: diese Art moderner Litteratur hat dadurch Wert, daß sie wiedergiebt, was sich draußen begeben, eine andre darin, daß sie von ihrem eignen giebt, was aus ungeahnter Tiefe im Stillen gewonnen wurde, was darum leicht fremdartig und unzeitgemäß anmuten kann. Die wahrhaft gewaltigen, heilbringenden Ideen sind niemals Mode noch modern, sondern immer unzeitgemäß gewesen, denn sie traten zunächst wider die Irrtümer ihrer Zeitgenossen auf. Darum mußte ihre Bekämpfung zur Verbreitung dienen, wie die Flamme aus dem Luftzug, der sie nicht löschen gekonnt, sich selber den Wind erzeugt, der sie anfacht.

Damit ein Roman oder ein Drama für ein wahrhaft modernes Geisteswerk gelte, müssen darin Journalisten, Sozialdemokraten, nervöse, sensationslüsterne Frauenzimmer, Millionäre und andere moderne Charaktere auftreten. Die deutsche Dichtung hat sich nur zu oft abseits von Leben und Gesellschaft verloren und sich auf kahle Höhen unfruchtbar eigensinniger Spekulation verstiegen; wir wünschen daher von Herzen unsern Schriftstellern eine Welt- und Menschenkenntnis von ausgiebiger Breite, wenn nur die Tiefe nicht fehlt; wir wollen nicht in ihren Werken den Geruch der Studierlampe spüren, noch weniger aber den Dunst des Kaffeehauses oder das Parfüm aus dem Salon des Herrn Kommerzienrates, der das Ballett und andre schöne Künste unterstützt, weils ihm seine Mittel erlauben. Kein Machtspruch der modernen Kritik wird einen echten Dichter abhalten, seine Menschen in das Gewand zu hüllen, das ihm für diesen Fall am kleidsamsten dünkt; so legte Goethe das tiefste Sehnen und Ahnen des achtzehnten Jahrhunderts in seine Umdichtung einer Schwarzkünstler- und Teufelssage des sechzehnten, die gewiß die meisten seiner aufgeklärten Zeitgenossen, wenn sie überhaupt auf so tief unter ihrem geistigen Horizont liegende Dinge wie Puppenspiel

Digitized by Google

und Volksbuch geachtet hätten, als barbarisch und „gotisch" verachtet hätten. Ist das moderne Kostüm nebensächliche Schale und Hülse, so sind die „modernen Ideen" und „Fragen" in der Gestalt, wie sie von Zeitungspapier und Salongespräch getragen in der Luft herumfliegen, große Worte, mit denen alle etwas großes zu sagen meinen, aber jeder etwas anderes, Formeln, mit denen man dunkle, unbehagliche Empfindungen zu bannen meint, Klagen über Leiden, deren Grund man nicht kennt und deren Heilmittel man glaubt erraten zu haben.

Hätten's gern besser,
stalt immer schlimmer
raten immer, treffen's nie.

Sind Dichter und Denker der heutigen Welt um so willkommener, je mehr sie in diesen Chorus einstimmen und versichern, daß sie es auch gern besser hätten, statt immer schlimmer? Wer die Welt verbessern will, der möge handeln, und im eignen Leben, wenn's nicht anders geht, zuerst im Kleinen die Zuträglichkeit seiner großen Gedanken erproben. Wer aber das Wort führen will, der bringe seinen Lesern vor allem die Wahrheit, die aus der Klarheit über das eigne, innere Leben, aus der Erfahrung eines mit wachem Bewußtsein gelebten Lebens fließt. Wieviel von diesem rein dargebotenen Eignen die Welt sich aneignen mag, sei dann Gott befohlen.

Denn in der That, wieviel andere Mitlebende in dem niedergeschriebenen Worte die dunkeln Gefühle ihres Herzens, die schweren Bedrängnisse ihres Lebens ausgesprochen und ausgedeutet finden, das hängt gar nicht mehr von dem einzelnen ab, sondern von der hohen Macht, welche die Menschengeschicke verkettend und die Geister mit geheimnisvollen Fäden verknüpfend, Weltgeschichte webt.

Cervantes wollte eine Satire auf die schlechten Ritterromane seiner Zeit schreiben und schuf den Don Quixote, den Urtypus der spanischen Nationalhelden wie auch der Nationalheiligen; denn auch Ignaz von Loyola entbrannte in so selbstloser Glut für die Schönheit der Madonna und wollte ihr zu Ehren alle Ketzer vertilgen, wie jener edle Ritter alle niederstrecken wollte, welche seine Dulcinea, die er selber nicht gesehen, nicht für die schönste Dame der Welt anerkennen wollten. Wir sprechen von dem Volke Don Quixotes, das die Inbrunst seines Glaubenseifers bis zum weltvergessenen Fanatismus steigerte, der Vernunft, Geistesgesundheit und Landeswohl in seiner Glut verzehrte, das in seinen heldenhaften Glaubenskriegen und seinen mörderischen, räuberischen Glaubensgerichten sein Land veröden und verarmen ließ. — Der junge Goethe, durch den Selbstmord eines Bekannten erschüttert, suchte sich seinen schwermütigen Hang vom Herzen weg zu schreiben und seine Niederschrift, die zu einer Geschichte zwischen drei Menschen den Ausgang eines vierten hinzufügte, war das klarste und vollständigste Protokoll der Krankheit seines Jahrhunderts. Wir sprechen von dem Zeitalter Werthers, das dem unglücklich Liebenden ungezählte Thränen nachfließen ließ und so schwer von dem Dichter die Mahnung annehmen wollte, sich zu ermannen und jenem nicht nachzufolgen. Und so bezeichnen wir in diesen beiden Fällen, welchen der Geschichtskundige leicht andere hinzufügen könnte, die ungezählten Scharen derer, die innerhalb bestimmter Zeit- und Landesgrenzen ein wirkliches Leben in Fleisch und Blut lebten, nun aber namenlos dahingegangen sind, nach einem Gebilde, das allein aus eines Dichters Hirn entsprungen ist — vielleicht das höchste, was die Geisteskraft des Dichters erreicht. Denn hierin tritt seine Kunst neben die Schöpferkraft der Natur selber, wenn sie Gestalten, aus dem Material des Wortes geformt, hinstellt, welche die Volksgenossenschaft zustimmend als Wesen aus ihrem eignen Fleisch und Bein anerkennt, sie kurzweg als leibhaftig Mitlebende behandelt. Und wie man einer besonders originellen Bekanntschaft gern wiederum begegnen möchte, aus ihrem Leben mehr zu erfahren wünscht, um zu sehen, wie diese Persönlichkeit in allerlei Lebenslagen ihre Eigenheit festhielt und durchsetzte, so treten diese lebenskräftigsten Gestalten aus dem Rahmen des Bildes, das sie zuerst umfing, heraus und in neue Lebenskreise ein; so schreiten Don Quixote, Faust, Falstaff, um nur ein paar zu nennen, durch Fortsetzungen des erst angelegten, poetischen Werkes hindurch. Ist so die Poesie, wie ihr griechischer Name besagt, schöpferisch geworden, so gewinnt sie auch den Beistand der Schwesterkünste, indem die Phantasie des bildenden Künstlers angeregt wird, auf ihre Weise mit den Mitteln ihrer Kunst den empfangenen Eindruck wiederzugeben. Alsdann treten denen, die bisher dem Worte des Dichters gelauscht, dessen altbekannte, vertraute Gestalten in festen Umrissen Formen und Farben vor die Augen und erhalten so völlige plastische Rundung. Dasselbe Interesse läßt die modernen Künstler beliebte Dichtungen illustrieren, eine Goethe- oder Scheffelgallerie entwerfen, welches auch die antiken Statuen eines Achilles, Ajas u. a. schuf. Wenn bei uns rasch beliebt gewordene Romane dramatisiert oder Dramen in Opern umgesetzt werden, so wird demselben Verlangen des Publikums nachgegeben und von den Künstlern dieselben psychologischen Vorteile ausgenutzt, wie es zu Athen nur mit größerem Kunstverstande und Kunstvermögen geschah, wenn die Zuhörer des Aeschylos und Sophokles die Helden Homers von der Bühne herab sprechen oder die Chöre deren Geschick besingen hörten. Die Unsterblichkeit des göttlichen Odysseus ist aus keinem andern Stoffe geformt als die eines Onkel Bräsig oder Herrn Pickwick. Mag der Kreis der Gemeinschaft, welcher in einem Dichtergebilde sich und seines gleichen leibhaftig und doch verklärt wiedererkennt, groß oder klein, hoch oder niedrig, sein, ihnen allen gilt das Wort, womit Tasso-Goethe vor der Hofgesellschaft von Ferrara-Weimar seine vom Leben empfangenen Geisteskinder dem Leben dankbar zurückgiebt:

es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugt,
sie sind unsterblich, denn sie sind.

Diese Unsterblichkeit ist die Summe des wirklich gelebten Lebens aller jener, welche in dem Dichtererzeugnis die Wahrheit der eignen Lebenserfahrung

Digitized by Google

wiederfanden und dieser poetisch dargestellten, der Phantasie vorgestellten Wahrheit etwas von ihrer eignen Wirklichkeit liehen. Alle Dichter, deren Geisteskinder im Gedächtnis ihres Volkes fortleben, oder welche überhaupt durch ihre Werke mit lebendiger Rede auch zur Nachwelt sprechen, sind durch die wohlgezählten und wohlgewogenen Stimmen ihrer Volksgenossen zu deren Vertretern ernannt worden. Der Schriftsteller ist Vertreter, Sprecher, Wortführer aller, welche seinen Worten trotz einzelner kritischer Bedenken, im Ganzen aus Überzeugung beistimmend folgen, ihm Glauben schenken, sei es, daß sie die von ihm dargelegten Gedanken für wahr und folgerichtig halten, oder daß sie die von seiner Kunst vorgeführten Gestalten für lebenswahr halten, für ihrem Wesen nach aus dem Kern und Mark geschaffen, aus welchem Natur Menschenkinder formt. Jeder, der in dieser Weise einem Schriftsteller Gehör giebt, giebt ihm zugleich seine Stimme, erkennt dessen Wagnis, vor anderen und für andere das Wort zu ergreifen als berechtigt an. Jeder nächste Leser erneuert die Prüfung, und wenn ein fester Leserkreis die Wahl bestätigt hat, fällt die Prüfung dem nachfolgenden Jahrzehnt, dem nachfolgenden Geschlechte zu. Da wir nun aus Erfahrung des politischen Lebens wissen, daß das Wählen nicht ohne wühlen und sich und andere quälen abgeht, so können wir uns auf der Wahlstatt der Litteratur über die papiernen Schlachten der Tinte verspritzenden Kämpfer getröstet hinwegsetzen; erwarten wir doch ein bleibendes, glauben wir doch an ein großes, hohes Ergebnis dieser Kämpfe. Es gilt die Entscheidung: Wer soll für unser Geschlecht das Wort führen im Parlamente der Nationallitteratur? In welchen Gestalten soll sich im Spiegelbilde der Dichtung das Streben und Hoffen, das Leiden, Lieben und Hassen der Kinder unsrer Tage verkörpern? Soll auch von meinem und deinem Leben ein verklärtes oder verzerrtes Abbild im Spiegel der Dichtung aufgefangen und aufbewahrt werden?

Die Entscheidung über diese Fragen wird durch das Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Schriftsteller und der Leser geschaffen. Jeder urteilsfähige, nach sachlichen Gründen urteilende Leser, jede lebendig und warm nachempfindende Leserin verschlingt die Fäden dieses großen Netzes zu einem eignen Knoten, sofern bei Auswahl, Zustimmung oder Abweisung des Gelesenen Herz und Geist mitsprechen.

Und so stellen wir zum Schluß unserer elementaren Betrachtungen über Lesen und Schreiben unsere Antwort auf die viel aufgeworfene Frage so zusammen:

Welche Bücher soll ich lesen?

Die, welche für dich geschrieben sind.

Giebt es denn welche, die eigens für mich geschrieben sind?

Gewiß. Es sind die, welche deine Gedanken und Gefühle enthalten, oder doch die Gedanken, Anschauungen und Grundsätze, die du aus deinem Leben zu gewinnen hast. Es sind die, in denen dein Leben beschrieben ist, wie es verlaufen ist und verlaufen wird, oder hätte verlaufen können. Kurz, lies die Bücher, in denen du vorkommst.

Und welche Bücher sind das? Wie heißt ihr Titel, ihr Verfasser?

Was geht mich das an? Da siehe du zu!

## Vom schwedischen Frühjahrsbüchermarkte.

Ellen Key: „Einige Gedanken darüber, wie Reaktionen entstehen".
Verner von Heidenstam: „Endymion".
Tor Hedberg: „Novellen und Skizzen"
Verlag von Albert Bonnier in Stockholm.

Die Frühjahrssaison, in der Jahreszeitenrunde des Bücherverlags eigentlich der Spätherbst, auf den der stille Winter folgt, hat in Schweden einige dankenswerte Neuheiten gebracht. Zwar strikt Aug. Strindberg, der mit seiner starken Eigenart der Kritik immer reiche Anregung bietet, sie immer reizt, sei es im Guten oder im Bösen. Er scheint seinem Vaterlande zu grollen und hat sein neuestes höchst merkwürdiges Buch „Tschandala", das von einem anerkannten Rechtsgrundsatze mit ätzendem Scharfsinne, in kühner Folgerung eine überraschende Anwendung macht, nicht in seiner Muttersprache, sondern vorerst in dänischer Übersetzung in Kopenhagen herausgegeben.

Überhaupt fehlen diesmal die streitbarsten unter jenen Kämpen, die, wie dereinst kampfeslustige Diener der Kirche ihr aus Eisen geschmiedetes Kreuz, die erzählende Dichtung als Waffe gebrauchen. Ein friedlicherer Geist spricht im Ganzen aus den eben auf diesem Gebiete erschienenen Hervorbringungen, wenn auch das „Problem" in einer derselben siegreich zur Geltung kommt, und sich somit in ihr eine jener echt neuzeitlichen Zwitterbildungen darstellt, die ähnlich den sagenhaften Halbtier-Halbmenschgestalten der Alten, halb Tag, halb Nacht, halb verstandesmäßige Vertiefung in die Fragen der Wirklichkeit, halb Spiel der Einbildungskraft sind. Ehe wir uns jedoch von dem gaukelnden Mondscheinzauber der letzteren, oder dem zu träumerischem Sinnen einladenden Zwielicht umfangen lassen, möchten wir vorerst noch dem entschiedenen Tage, wie seinem Streite die Ehre geben und eines Schriftchens gedenken, das mit den klaren Satzungen der Wissenschaft diesen Streit beleuchtend, herzhaft und kühn in ihn hineingreift.

Eigentlich sind es zwei von der hochbegabten und in ihrem Vaterlande hochgeschätzten Schriftstellerin Ellen Key gehaltene Vorträge, welche, in Druck gelegt und unter den „Småskrifter" des Studentenvereins Verdandi herausgegeben, zusammen ein Heftchen bilden. Der eine der Vorträge behandelt die Frage „wie Reaktionen entstehen", der andere, der — beneidenswerter Eifer für die Förderung staatswissenschaftlicher Bildung in den kleinen Landen des hohen Nordens — einen Diskussionsabend des genannten Vereins einleitet, macht die Freiheit der Meinungsäußerung und die Preßfreiheit zum Gegenstande seiner Erörterung. Sie ergänzen sich im Grunde, und während der letztere, welcher die Not-

Digitized by Google

wendigkeit der beiden Forderungen der Freiheit für die Kulturentwickelung darthut, einen Ausspruch aus Stuart Mills Buch über die Freiheit — „dieser Bibel aller Freisinnigen" — an der Spitze trägt, weihet den ersteren ein Kennspruch Almqvists gewissermaßen der Jugend.

„Es ist eine große Wahrheit", lautet derselbe, „daß das Alter in jedem Jahrhundert die Jugend als ihren Priester, ihren Führer, ihre Stütze und Stärke betrachtet. Es sind die Jungen, welche die Welt vorwärts zu schieben berufen sind. Christus selbst zählte nur 33 Jahre, als er für die Menschheit starb und durch das Kreuz eine neue Weise des Lebens einführte. Jeder Held, jeder Neuerer, jeder Begründer war ein junger Mann. Nach ihm kommen die Senate der ehrwürdigen Greise und lassen es ihr Geschäft sein, zu verordnen und sein Werk zur Ausführung zu bringen. Und sie bewahren das Begründete — bis aufs Neue ein Jüngling erscheint, der die Welt einen Schritt weiter führt, worauf abermals die Alten sich zusammenthun, ausführen, aufrecht erhalten, bewahren. Also will es das wahre und gute Gesetz des Fortschritts. Keinen rechtschaffenen, kundigen und ehrwürdigen Greis giebt es, der nicht anerkenne, daß dem so ist, so stets gewesen und so sein muß, um gut zu sein."

Es bildet dies indeß nur einen Nebengedanken der Schrift, wohl in der Absicht ausgesprochen, gegen die Verfolgungen, mit welchen die in Schweden herrschende Reaktion das sogenannte „junge Schweden" heimsucht, Verwahrung einzulegen. Der Hauptgedanke richtet sich darauf, im Gegensatze zu den berechtigten, regelmäßig auf Zeiten stürmischen Vorwärtsdrängens folgenden „natürlichen" Reaktionen, den Werdeprozeß der unheilvollen „künstlichen" bloßzulegen, die Beweggründe zu kennzeichnen, von denen die verschiedenen Gruppen ihrer Träger — die geborenen Rückschrittler, die Machtinhaber, die Abtrünnigen, die Nachbeter, die Altliberalen — geleitet werden. Die rückschrittliche Bewegung, welche heute durch ganz Europa geht, reiht sich, den an ihr zu Tage tretenden Merkmalen nach, unter die „künstlichen" ein. Es wäre zu wünschen, daß die beiden gediegenen Abhandlungen, die das Ergebnis ernsten Forschens, der Vertiefung in die Gesetze der geschichtlichen Erscheinungen, wie einer umfassenden Kenntnis des einschlägigen philosophischen und staatsrechtlichen Schrifttums sind, und eben deshalb in ihrem Ausdrucke von der Kraft der Überzeugung, der Liebe für die Sache der Freiheit getragen werden, ins Deutsche übersetzt, auch bei uns zu Worte kämen.

Eine andere, die Gegenwart gleichfalls vielfach beschäftigende, ja im Norden als eine förmliche Bewegung die Gemüter durchzitternde Frage, doch in der Einkleidung einer reichbewegten, phantasievollen Erzählung geboten, wirft Verner von Heidenstam in seinem „Endymion" auf. Die Handlung spielt sich in Damaskus ab, Franken und Araber treffen hier im Herzen von Asien zusammen, und gleichwie wir im Geiste neben die vor uns sich aufthuende in südlicher Farbenglut prangende Landschaft, die mattere, kältere Europas stellen, so tritt auch der Charakter der Völker des Westens und jener des Ostens in scharfe und ergreifende Gegensätzlichkeit zu einander. Und aus dieser Gegenüberstellung des Abendlands, mit seiner Verachtung der Freude und Ruhe, seiner Hochhaltung des Leidens, seinem, die Gegenwart ewig der Zukunft opfernden Hang zur Entsagung, und des sonnigen, sinnlich- und kindlich-frohen, von der Stunde beherrschten, der strengen Zucht des nüchternen Verstandes abholden Morgenlandes, ringt sich der Gedanke des Buches los, daß unser düsterer Lebensernst, so unschön er an und für sich ist, doch die Keime unseres Gedeihens, den Drang zu arbeiten und zu wirken, die Kraft, den Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen, in sich schließt. Der freudigen Sorglosigkeit, welche einst die Kindheit der Menschheit beglückte, sind wir, nun vorgerückt an Jahren, entwachsen, und eine Wiedergeburt der Freude der Vorzeit wird und soll wohl stets ein Traum bleiben. Daß das Morgenland in ihr beharrt, ist sein Verderben und läßt es den fortschreitenden Völkern des Westens zum Opfer fallen. Es gemahnt an den berückend schönen, aber schlafenden „Endymion". Ohne zu altern, schläft er nun drei tausend Jahre und darüber, und unmerklich wird sein Schlaf in den ewigen übergleiten. Bald küssen wir nur mehr eine Leiche.

Während der Roman mit einer Apotheose der Freude beginnt, sie mit glühenden, entzückten Worten feiert, gelangt er in der Folge der tragisch abschließenden Entwickelung der Erzählung dazu, dem Leiden, oder sagen wir dem Ernste die Palme zu reichen. Nur dessen Ausschreitungen, nur unsere alles mit ihrem Düster prägende, Mittel und Zweck verwechselnde Leidenssucht geißelt der Verfasser. Er gedenkt eines, die Kreuzigung Christi darstellenden Bildes, das er einst gesehen. Weder Christus noch das Kreuz waren auf dem Stahlstiche zu schauen, nur des letzteren Schatten legte sich über den Boden und die versammelte Gemeinde. Dieses Bild dünkt ihn symbolisch. Der Schatten des Kreuzes liegt noch heute über den Landen des Westens.

Das Buch schließt mit einer Mahnung, die oft unscheinbaren, zersplitterten Überreste der „Freude der Vorzeit" zu bewahren. Sie fänden sich überall, nicht im Morgenlande allein, auch daheim bei uns, in Litteratur und Kunst, wie selbst im Alltagsleben, am stillen, häuslichen Herd. Sie zu hüten, vermöchte einem ganzen Leben, selbst dem der unbedeutendsten Frau — sie sei Gattin, Mutter oder Tochter — Sinn und Inhalt zu verleihen. Eine tief beherzigenswerte Wahrheit. Ihr nachzuhandeln lehrt vor allem die Liebe.

Vielleicht dürften die „Novellen und Skizzen" Tor Hedbergs solche in die Litteratur versprengte kleine Splitter zu nennen sein. Sie sind so innig und anspruchslos geschrieben, voll heiterer Milde, die Schwächen der Menschen belächelnd, statt mit puritanischer Strenge über sie Gericht zu halten. Dazu entrücken sie den großen Sammelplätzen der Menschen mit ihrem Lärm und Hader, versetzen in friedliche, liebliche Ländlichkeit, an die klippenreichen Küsten des ewig wechselnden Meeres, das dem skan-

Digitized by Google

dinavischen Dichter den unerschöpflichen Stoff zu wundersamen Bildern bietet, unter Menschen, die zumeist noch etwas kindlich unbewußtes haben und ihre Gefühle keusch in sich verschließen, statt sie, wie der schöngeistige, empfindsame Städter vom Tageslichte verblassen zu lassen. Auch dies ein Zug, bei dem die nordische Litteratur mit Vorliebe verweilt und den sie zum guten Teile dem Meere dankt. Denn das Leben auf den Wasserwüsten, den einsamen Öen und Skären hat ihn so stark im skandinavischen Volkstume ausgebildet, oder vielmehr denselben in seiner vollen Ursprünglichkeit bewahrt. Besonders reizvoll sind in dieser Beziehung in Tor Hedbergs Buch zwei Novelletten „Eine Verlobung" und „Des alten Per neues Ruderboot", vornehmlich die erstere, deren weicher Grundton allerdings zu sehr ins Rührselige spielen würde, böte nicht die Nebeneinanderstellung der beiden Hauptpersonen, des derbkräftigen, selbstsicheren Lehnsmannes und seines Freundes und noch mehr Schützlings, des schüchternen „Adjunkten", den er durchaus mit seiner Tochter verloben will — in ihrer belustigenden Wirkung ein glückliches Gegengewicht. Wenn auch „Des alten Per neues Ruderboot" mehr ins Bäuerliche fällt, behandeln sie doch beide den gleichen Stoff: das tief unter Schweigen verhüllte Gefühlsleben eines vom Schicksale verschüchterten Menschenwesens, das seines Werts sich vollkommen unbewußt, nicht aus Feigheit, sondern aus reiner, demutvoller, rührender Bescheidenheit seinem Lieben nicht zu folgen wagt.

Tritt in den beiden Erzählungen die Gemütsseite in den Vordergrund, so sprudelt hingegen in „Ein heikler Auftrag" ein liebenswürdiger, launiger Humor, der sich zwar nicht in Wortwitz äußert, wohl aber in der unwiderstehlichen, dem Leben abgelauschten Art, mit der Ernst und Lächerlichkeit sich zu echter, rechter Herzensnarretei durcheinanderwirren. Die zu Grunde liegende Handlung ist ein wahrer Lustspielstoff, doch ohne den Reiz der Ausführung erzählt, würde das Geschichtchen allzu große Einbuße erleiden. In erhöhtem Maße kommt ihm das auszeichnende Merkmal des Buches zu, das glückliche Erfassen der Einzelzüge und Stimmungen, in denen sich im Alltagsleben die Eigenart auseinander legt, die so seltsam und willkürlich und launenhaft erscheinen, doch aber mit der Grundanlage unseres Wesens in innigem Zusammenhange stehen, von ihr getragen und bestimmt sind; durch deren treue Wiedergabe der Dichter es erreicht, seine Gestalten leibhaft vor uns hinzustellen. Dieselben haben doch hier zuweilen etwas von der Schattenhaftigkeit scharfumrissener Silhouette, die sich stets so wunderlich putzig, so drollig ernst ausnehmen.

In den schwärmerischen „Waldsagen", wie in der die Sammlung abschließenden „Liebesgeschichte" hat der Dichter dem besprochenen Schwermutsbedürfnisse der Zeit seinen Zoll entrichtet, und sollen wir, der Kritikerpflicht eingedenk, deren wir ja ganz und gar vergaßen, noch rasch vor Schluß wenigstens etwas bemängeln, so möchte es sein, daß uns die letzte Mähre, und auch noch eine oder die andere, ein Dritter vom Hörensagen erzählt. Gleichwohl flicht er in seine Schilderung Züge ein, heimlich zarte Regungen des Herzens, von denen Der nur zu berichten wüßte, der sie mitempfunden, miterlebt. Gewiß, der Mann ist dichterisch veranlagt und fabuliert ein wenig.

Marienbad. Erich Holm.

## Litterarische Neuigkeiten.

Herr August Freudenthal in Bremen bittet uns um Aufnahme der Mitteilung, daß er im November d. J. eine Sammlung von Heideliedern und Lebensbildern aus der Heide herauszugeben beabsichtigt, mit deren Zusammenstellung er seit Jahren beschäftigt ist. Er ersucht alle Verfasser solcher Gedichte, die sich für diese Sammlung eignen würden, ihm freundlichst solche spätestens bis zum 1. September d. J. zugehen lassen zu wollen. Bislang ungedruckte Beiträge bittet er als solche bezeichnen und bei den anderen die Quelle — Buch oder Zeitschrift — beifügen zu wollen. Erwünscht sind kurze biographische Notizen über die Verfasser. Adresse: August Freudenthal, Schriftsteller und Redakteur, Bremen.

Pietro Cossa, des berühmten, 1881 verstorbenen italienischen Dramatikers erste Römertragödie Mario e i Cimbri liegt jetzt in einer schönen Übersetzung Aibert Mösers vor. Nur schade, daß diese dem litteraturpflegenden Publikum schwer zugängig ist: sie ist in dem Osterprogramm 1889 des Wettiner Gymnasiums zu Dresden enthalten. Ein Sonderabdruck, welcher dieses Dornröschen aus dem sanften Schlaf der Programm-Verborgenheit erlöste, wäre erwünscht und würde dazu beitragen, Cossa bekannter bei uns zu machen, von dem nur ein Drama meines Wissens bis jetzt übersetzt ist: der Nero, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 591. Leider steht diese Bearbeitung nicht ganz auf der Höhe des Originals. Möchte Paul Schönfeld, der mit einer Übertragung mehrerer Dramen Cossas, so des großartigen „Giuliano" umging, mit seinen Übersetzungen nun auch hervortreten.

M. Wittich.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. VIII. Jahrgang (1885). Berlin 1889, Gärtners Verlag. XVI und 942 S. gr. 8. Wer die heutige Ausdehnung des historischen Arbeitsgebietes kennt, wird ein Buch, wie das vorliegende, mit wahrer Freude begrüßen. Denn für den Einzelnen ist es kaum mehr möglich, auch nur einen der Hauptteile des Gebietes zu übersehen und das darin Geleistete selbst zu prüfen. Eine große Schar von Arbeitern ist in allen Zweigen der Geschichtswissenschaft thätig, um die Ereignisse und die Zustände der Vergangenheit aufzuhellen; und wenn man alle historischen Einzelfächer zusammenrechnet, so dürfte allein die Zahl der Zeitschriften, die denselben dienen, weit über hundert betragen. Die historischen Seminare unserer Universitäten liefern jährlich eine bedeutende Anzahl von Dissertationen; die Lehrstühle für Geschichte selbst haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht unbeträchtlich vermehrt und aller Orten sind Geschichtsvereine entstanden, deren Arbeit sich den örtlichen Verhältnissen zuwendet. Ein wahres Bedürfnis ist daher die Herausgabe eines Buches geworden, in welchem die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung, nach bestimmten Gebieten übersichtlich geordnet, in knappen Auszügen zu finden sind, wie das z. B. die klassische Philologie in Bursians Jahresberichten längst gewohnt war. Diesem Übelstande hat die historische Gesellschaft in Berlin abgeholfen. Sie übertrug dem auf dem Gebiete der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte bekannten J.

Digitized by Google

Jastrow die Herausgabe regelmäßiger Jahresberichte. Und schon liegt, Dank dem unermüdlichen Fleiße des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, der achte Band dieses schönen Unternehmens vor! Die Jahresberichte sind für Denjenigen, der sich über den Stand der Forschung auf irgend einem historischen Gebiete und besonders über die Arbeitsleistungen eines der letzten Jahre schnell und sicher unterrichten will, völlig unentbehrlich, wir besitzen in ihnen das beste einschlägige Sammelwerk. Der Band zerfällt nach den drei Hauptabschnitten der Geschichte in drei Teile, deren jeder sich nach den einzelnen Staaten und Völkern in Unterabteilungen gliedert. Dabei wird nicht nur die eigentliche Geschichte berücksichtigt, sondern auch alles das in die Besprechung hineinbezogen, was von dem betreffenden Volke auf den verschiedenen Kulturgebieten hervorgebracht worden ist. Dazu wird für die Zeit des Altertums die Geographie und Topographie besonders eingehend behandelt. Die prähistorische Forschung findet den ihr gebührenden Platz und die mannigfachen philologischen Untersuchungen, die sich mit der Geschichte berühren, werden mit anerkennenswerter Vollständigkeit erwähnt und berührt. Sehr ausführlich werden die zahlreichen Veröffentlichungen von den Werken, Urkunden, Briefen, Gedichten, Inschriften, Münzen und dgl. behandelt, welche als Quellen zur Geschichte dienen. Die Ethnographie, die Geschichte der Religionssysteme und der Kunst werden bei den meisten alten Völkern in Einzelabschnitten vorgeführt. Im höchsten Grade dankenswert ist die ausführliche Darstellung über Kirchengeschichte, welche Alles enthalten dürfte, was dem alten und dem mittelalterlichen Historiker aus der eigentlich theologischen Litteratur von Wert und Interesse ist. Dieser Teil erhält seine Fortsetzung für das Mittelalter in „Papstium und Kirche", beide Abschnitte stammen aus der Feder des besonders hierzu berufenen Professors Zöckler. Von weiteren mit großem Danke aufzunehmenden Abschnitten sind hervorzuheben: Die Hansa, der Islam und Palaeographie (W. Wattenbach). Außerdem sei der Artikel „Allgemeines zur Geschichte überhaupt und zum Altertum" hervorgehoben, in welchem über Weltgeschichte, über Kunst und Philosophie der Alten, sowie über die Geschichte der außereuropäischen Völker mit Ausnahme der Vereinigten Staaten Nordamerikas — diese letzteren haben einen besonderen Abschnitt erhalten — berichtet wird. Als Anhang dieses Teiles ist eine Bibliographie über englische Litteratur zur außerenglischen (1880 bis 1885) und über magyarische Litteratur zur außerungarischen Geschichte (1884f) beigegeben. Die Geschichte der einzelnen Völker Europas wird in jedem Hauptteile in besonderen Abschnitten behandelt. Für Deutschland (und Österreich) wird außerdem die Territorialgeschichte ausführlich gegeben. Die Gesamtgeschichte Deutschlands im Mittelalter wird allein in neun, diejenige der neuen Zeit in fünf Abteilungen dargestellt. Die einzelnen Berichterstatter selbst sind großenteils Meister in ihrem Fache, und darauf beruht ja der Wert des ganzen Unternehmens. Indem die Mitarbeiter, die für das Werk gewonnen sind, sich auf dem von ihnen übernommenen Felde schon in der verschiedensten Weise betätigt haben, ist es ihnen möglich, den wirklichen Wert der besprochenen Arbeiten anzugeben und den Gewinn festzustellen, welchen die Wissenschaft aus diesen Arbeiten zieht. Es genügt hier Männer wie W. Wattenbach und H. Breslau anzuführen, welche für die „Jahresberichte" thätig sind. Natürlich beschränken sich die Berichterstatter nicht auf die deutsche Geschichtslitteratur, sondern gewinnen ihre Ergebnisse aus der wissenschaftlichen Forschung aller bedeutenden Kulturnationen. Und die „Jahresberichte" haben noch insofern einen bedeutenden Wert, als für die Geschichte der außerdeutschen Staaten meist Angehörige derselben eintreten, die sich durch ihre Arbeiten auf dem Geschichtsgebiete hervorragenden Ruf erworben haben. So nimmt die Geiehrtenwelt eines großen Teiles von Europa einmütig teil an dem rühmlichen Unternehmen. Ein musterhaft genaues Inhaltsverzeichnis über die angeführten Arbeiten mit vorangestelltem Verfassernamen beschließt den Band, es ist bei dreigespaltenem Kolumnendruck auf $61/_2$ Bogen angewachsen und legt dadurch schon oberflächlich Zeugnis ab für den gewaltigen Umfang der Arbeit, die in dem Bande enthalten ist. Der Druck ist übersichtlich und mit ganz geringen Ausnahmen korrekt. Und so sei auch von dieser Stelle dem unermüdlichen Herausgeber und seinen Mitarbeitern der gebührende Dank für so schöne Leistungen dargebracht.

Oberlößnitz b. Dresden. M. Manitius.

## Bühnenschau.

Das Berliner Theater wird seine kommende Spielzeit am 1. September mit Shakespeares „Coriolan" eröffnen. Als erste Neuheit ist Wilbrandts „Markgraf Waldemar" in Aussicht genommen.

Der Mißerfolg der „Marquise" hat Sardon nicht entmutigt, ihn vielmehr zu frischem, emsigem Schaffen angespornt; sein neues Stück: „Les Tricoteuses" wird im nächsten Winter im Pariser Theater Porte-Saint-Martin zur Aufführung gelangen. Eine der Hauptrollen hat Coquelin übernommen. Das Stück behandelt ein Ereignis aus der großen französischen Revolution, und wird sich jedenfalls zu einem glänzenden Ausstattungsstück im Stil der „Théodora" gestalten.

Die Leitung des Berliner Walhalltheaters gedenkt ihr Haus zu einer Bühne für Parodien umzuwandeln; der Gedanke ist zwar nicht ganz neu, aber jedenfalls sehr einträglich. Es giebt mehr Leute, die über Herrn Schmidt-Cabanis' „Frau von Mehreren" gelacht haben, als Leser von Ibsens „Fran vom Meere". So dürfte es auch Viele geben, die den „Quitzows" Ernst von Zahnenbrucks mehr Geschmack — oder Geschmacklosigkeit! — abgewinnen werden, als dem genialen Werke Wildenbruchs.

F. Heinrich Geffcken, der vor einem Jahre als Herausgeber des kronprinzlichen Tagebuchs zur politischen Berühmtheit gelangte, ist nun auch unter die Theaterdichter gegangen, und hat ein Stück „Rudolf von Schwaben" vollendet, das am Ambergtheater zu New-York aufgeführt werden soll. Der rein dichterische Gehalt des Stückes ist untergeordnet, da dasselbe nur als das Echo gewisser politischen Strebungen anzusehen ist.

Ein vieraktiger Schwank von Engen Zabel: „Bauernfänger", hat bei seiner Erstaufführung in Stettin einen lebhaften Heiterkeitserfolg davongetragen. Das Stück schildert in harmlos-vergnüglicher Weise gewisse Auswüchse des modernen Berliner Lebens.

Das Vlämische Theater in Brüssel wird in kommender Spielzeit eine neue Kräftigung erfahren, da der bisherige Leiter des Vlämischen Theaters zu Antwerpen, Van Doeselaer, eine hervorragende Kraft, in die Direktion gewonnen ist.

Das Berliner Lessingtheater bringt in diesen Tagen als erste Neuheit Adolf Wilbrandts vieraktiges Lustspiel: „Die Vermählten", zur Darstellung.

Das Belle-Alliance-Theater in Berlin brachte kürzlich die Erstaufführung eines dreiaktigen Lustspiels: „Die goldene Mittelstraße" von M. E. Reitler. Die recht gute Arbeit hätte eine wärmere Aufnahme verdient.

## Personenschau.

Lord Alfred Tennyson beging am 6. August auf seinem malerisch gelegenen Landsitz Aldworth bei Haslemere seinen achtzigsten Geburtstag. Der Gesundheitszustand des lorbeergekrönten Dichters hat sich in der letzten Zeit wesentlich gebessert, so daß er wieder bei günstiger Witterung die von ihm über alles geliebten Spaziergänge unternehmen kann. Die Anteilnahme an dem seltenen Fest von seiten seiner Landslente war eine allgemeine; Glückwünsche und Zeichen der Verehrung trafen aus allen Weltteilen ein.

Am 4. August ist Félix Pyat zu Paris gestorben. Er war geboren am 4. Oktober 1810 in Vierzon (Dép. Cher), und hat sich hauptsächlich als Sozialpolitiker einen Namen gemacht. Durch seine Bühnendichtungen gehört er auch in hervorragendem Maße

Digitized by Google

der Litteratur an. Er hat unter dem Julikönigtum eine Reihe politischer Dramen veröffentlicht und teilweise zur Aufführung gebracht: „Une Révolution d'Autrefois", „Une Conjuration d'Autrefois", „Arabella", „Le Brigand et le Philosophe" (diese vier 1832—34); ferner „Deux Serruriers" (1841), „Diogène" und den berühmten „Chiffonnier de Paris" (1847). Als Herausgeber mehrerer sozialistischen und kommunistischen Blätter, so des „Rappel", „Le Combat" und „Le Vengeur", erwarb er sich den Beinamen „Petroleummann". Als eine edelmütige litterarische That muß seine Herausgabe der von ihm gesammelten Schriften des großen Humoristen Claude Tillier (Nevers 1846) bezeichnet werden, dessen Werke unbegreiflicher Weise völlig in Vergessenheit geraten waren. Pyats warme und schwungvolle Vorrede wies zum ersten Mal auf die sympathische und bedeutende Erscheinung Tilliers, der seit Ludwig Pfau meisterhafter Verdeutschung des „Onkel Benjamin" auch einer der unseren geworden ist, in gerechter Würdigung seiner Bedeutung hin. Pyat hatte sich, wie die meisten Politiker Frankreichs, der Rechtswissenschaft gewidmet und als Anwalt einschreiben lassen.

Das Waldviertel in Niederösterreich, die engere Heimat des kürzlich verstorbenen, tiefbetrauerten Dichters Robert Hamerling, will eine Liebespflicht erfüllen und seinem größten Sohne auf dem von ihm so heißgeliebten Boden ein würdiges Denkmal setzen. Es hat sich ein Ausschuß gebildet, der an alle deutschen Stammesgenossen und Verehrer des verewigten Dichters die herzliche Bitte richtet, dieses dem deutschen Geiste geweihte Unternehmen durch Geldspenden zu unterstützen. Die Redaktion des „Magazins" ist gern bereit, solche Beiträge zur Weiterbeförderung entgegenzunehmen.

## Novellistische Rundschau.

**England:** Nach den beiden Romanen „With the Immortals" und „Griffenstein" hat nun Marion *Crawford* bereits wieder ein großes dreibändiges Werk auf den Markt geworfen, dessen Titel: „Sant' Ilario", aus auf die moderne Italien hinweist, wo der Verfasser schon so wiederholten Malen seine phantastischen Ereignisse sich abspielen ließ und bewiesen hat, wie sehr er daselbst zu Hause ist. Wenn in „Geisterseh'n" die Schaffenskraft Crawfords etwas nachgelassen hatte, so dürfen wir bekennen, daß er in dem neuen Roman das ganze Geschick seiner packenden Erzählerkunst, die ungeswungene Leichtigkeit, das verschlungene Knotenwerk seiner Situationsentwickelungen folgerichtig zu lösen, die ansprechende Gedanklichkeit seiner eigenen Sprachgewandtheit, wieder im hellsten Lichte erstrahlen läßt. Wir werden an dieser Stelle eingehender auf den hervorragenden Roman zu sprechen kommen. — „The Wrong Box" von Robert Louis *Stevenson* und Lloyd *Osbourne*, zeigt alle Vorzüge und Nachteile einer schriftstellerischen Kompanicarbeit, wie sie gegenwärtig auch in England sich bei der Massenfabrikation von Büchern als praktisch erwiesen hat. Ja, praktisch! Das sind die Engländer allerdings. Aber sum Vorteile ihrer Litteratur gereicht ihnen dieser technik Sinn nicht. Das schlaue Abwiegen starker Nervenreizungen, das berechnete Verteilen der gelungenen Partieu des Werkes, ist den Verfassern allerdings geglückt, aber als Ganzes betrachtet, bedeutet diese Arbeit einen unleugbaren Rückschritt im Schaffen Stevensons. — Der aus einer Probe in dieser Zeitschrift bereits unseren Lesern bekannte Romau „Cleopatra" von Rider *Haggard* liegt nun in Buchform vor. Dem glänzendeu Erzählertalent Haggards ist es gelungen, unsere Einbildungskraft sweitsausend Jahre zurückzuführen und unser Interesse für Ereignisse zu fesseln, die wir schon aus der Lektüre Plutarchs und Shakespeares durchlebt und uns zurecht gelegt hatten. Haggard hat einen modernen Maßstab an seine Aufgabe gelegt — und wir empfuden diesen Umstand als durchaus gerechtfertigt und künstlerisch. Allein den Fehler, in den auch Georg Ebers in seinen Ägyptischen Romanen verfallen ist, das archaistischen Aufsuputzes seiner Sprache, anstatt sie in Einklang zu setzen mit der durchaus modernen Auffassung des Gegenstandes, hat auch er nicht zu vermeiden verstanden. Wie ganz anders erfaßt da Flaubert die Gesetze der künstlerischen Harmonie und Einheit in seiner Salammbô! — „By the Western Sea: A Summer Idyll" von James *Baker*. Eines der guten, leichten Bücher, die empfunden und erlebt sind, die nichts gemachtes enthalten, und die den pflichtgebeudenen Romanleser wie Sommerfrische nach Staub und Wust der engen Weltstadtwirrnisse anmuten. Baker ist völlig berechtigt, seine neue Geschichte eine Sommeridylle zu nennen, obgleich sie schließlich in der Prosa einer Heirat auskingt, sie ist getaucht in die rührende Einfachheit der Natur, sie seigt das Zusammenklingen zwei menschlichen, einfaltigen Seelen mit der Seele der Schöpfung. Die Dichtung gleicht nicht einem kunstvollen Musikstück, aber einem klangreichen Akkord, der in der sauberstillen Weite des schlafenden Waldes verhallt. — Georg *Ebers'* Gred hat eine ausgezeichnete Übersetzung ins Englische von Klara *Bell* unter dem Titel „Margery" erfahren; der Roman macht in der Fassung, wie er hier vorliegt, einen weitaus günstigeren Eindruck als in seinem deutschen Gewande, da die Übersetserin glücklicherweise keinen Versuch gemacht hat, die archaistischen Ausdrücke des deutschen Novellisten durch die eines englischen Wortschatzes vergangener Zeitalter zu ersetzen.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 32. 8. August 1889.

Russische Politik. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 3. Die Pflichten der Arbeitsherrn. — W. Henkel, Oxford und Cambridge und die westlichen Hochschulen in England. — Arme Studenten. — Bruder Jonathan in französischer Beleuchtung. — Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen 13. Die Rede des Prinzen Ludwig. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Was uns not thut — Litteratur.

### FRANKREICH.

**Revue Critique.** No. 31. 5 et 12 août 1889.

Budge, Textes égyptiens. — Mallet, Le culte de Neit à Tanis. — Sophocle, Ajax, p. p. Mistriotis. — Lacombe, La famille dans la société romaine. — De la Ville de Mirmont, Mythologie élémentaire. — Ebert, Histoire de la littérature du moyen âge en Occident, III, trad. par Aymeric et Condamin. — La légende du grand Saint-Antoine, translatée par Pierre de Lanoy, p. p. Guigue. — Camus, Un texte picard de l'Ethique d'Aristote. — Praroud, Les poèmes de Valerand de La Varanne. — Vidal-Lablache, Etats et nations de l'Europe autour de la France. — Buchm-Bawerk, Le capital. — Roy, Une pièce inédite de Malherbe. — Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

Cerrato, Les odes de Pindare. — Xénophon, Economique, p. p. Holden. — Dahl, Histoire de la litterature latine. — Robbinowicz, Grammaire de la langue française. — Da Costa, Grammaire française. — Valerand de la Varane, Jeanne d'Arc, p. p. Praroud. — Gény et Knod, La bibliothèque de Schlestadt, — Bévet, Le trésor de Notre Dame d'Ecouis; Le Batelier d'Avicon. — Gudin, Histoire de Beaumarchais, p. p. Tourneux. — Lintilhac, Beaumarchais et ses œuvres. — Mace, Marceau, sa vie, sa correspondance. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 901. 10 August 1889.

A. W. Benu, Max Muller's Natural Religion. — G. A. Simcox, Oweu's Verse Musings. — C. L. Kingsford, Gairdner's Henry the Seveuth. — M. Beazeley, Percival's the Land of the Dragon. — W. Lewiu, Miss Repplier's Books and Men. — G. Bennett Smith, New Novels. — Short Notices: Modern-Greek Books. — Notes and News. — University Jottings. — Original Verse: Eugene Lee-Hamilton, „What the Sounet is". — Obituary: W. R. S. Ralston; Dr. Horatius Bonar, by H. T. Mackenzie Bell. — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — Skeat, The Names „Palemon" and „Arcite". — Whitley Stokes, The Tripartite Life of St. Patrick. — J. S. Tnnison, Virgil iu the Middle Ages. — J. A. H. Murray, „Cleanship". — A. S. Cook, The Old Northumbrian Glosses in MS. Palatine 68. — G. Wilsou, The Unauthorised Reprinting of Poems. — A. A. Macdonell, Prof. Peterson's Hymens from the Rigveda. — Some Geological Books. — George Stepheus, The Swords of the Wikiugs. — Notes on Art and Archæology. — J. S. Sbedlock, Music Books.

**The Athenaeum.** No. 3224. 10 August 1889.

The Emin Pasha Relief Expedition. — Henry VII. — A New Translation of Don Quixote. — Manorial Courts. — Letters of Charlotte Elizabeth. — Novels of the West. — Recent Verse. — Ecclesiastical History: School-Books. — Library Table: List of New Books. — The Eighteeth Birthday; Letters of Jeremy Bentham; Chronology of the Sanskrit Language; Unpublished Letters of Nathaniel Hawthorne; The Proposed Oriental School; Mr. Balstou; Waddington's Sounet; The Casket Letters; W. D. Selby. — Literary Gossip. — Science: Starcke on the Primitive Family; The Rev. M. J. Berkeley; Astroomical Notes; Mr. Spence Bate; Meetings; Gossip. — Fine Arts: Greek Ceramic Art; The Archæological Societies; The British Archæological Association at Lincoln; The Institute MSS. of Leonhardo da Vinci; Gossip. — Music: Library Table; New Organ Music; New Choral Works;

Digitized by Google

Gossip. — Drama: Library Table; Blackfriars Theatre; „All's Well that Ends Well"; Gossip.

ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Agosto 1889.

Enrico Panzacchi, Silvio Pellico. — Luigi Palma, Le costituzioni della Fraucia dal 1789. — G. A. Cesareo, L'Italia nel canto di G. Leopardi e ne' canti de' poeti anteriori. — C. Donati, Assalonne. Storia bizzarra. — Enea Cavalieri, I comizi, i sindacati e la cooperazione nell' agricoltura. — Arturo Graf, Rime. — Guglielmo De Sanctis, Gli affreschi di Cesare Maccari nella sala del Senato. — A. D'Ancona, Notizia letteraria. Usi e Costumi, Credenze e Pregiudizi del popolo siciliano. — Ugo Fleres, Rassegna della letteratnre straniere. (Spagnuola). José M. Matheu, Sexceo alla regina, romanzo. Madrid 1889. Armando Palacio Valdés, Snora San Sulpicio, romanzo dil costnmi andalusi. — X., Rassegna Politica. — Boilettino Bibliografico. — Notizie die scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della Quindicina.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1257. 1 August 1889.

The Week. — Georgia Rejects the Blair Bill. — The Postmaster-General and the Telegraph. — Telegraph Charges in America and Germany. — Clerical Consciences. — The Parnell Commission. — An Object-Lesson in Civil-Service Reform. — Simon's „William the Second". — From Niffer to Tello. — The Marble Faun. — The Descent of Anne Hathaway. — The Excavations at Delphi. — The Grand Rapids Post-office. — The New England Burnings. — Short Terms of Office Dangerous to Private Right. — Works on Hnman Anatomy. — Ruinous Free Trade. Notes. — Lodge's Washington. — Birds through an Opera-Glass. — Memorial of Sarah Pugh. — Zwei Jahrzehnte deutscher Politik. — Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des Klnssischen Altertums. — Eli and Sibyl Jones. — On Parliamentary Government in England. — Books of the Week.

BELGIEN.

**Revue Générale.** Août 1889.

E. Spée. L'Astronomie à travers les âges. — Max Waller, Daisy, nouvelle. — Le Commerce en Orient. — J. Denefve, L'Habit de Lucien, nouvelle. — Charles Buet, Les années de jeunesse de Barbey d'Aurevilly. — H. Collard, L'Enseignement du latin. — L'Exploration de Choa. — Bibliographie.

SKANDINAVIEN.

**Litteratur og Kritik.** Juli II.

Ernst v. d. R., Sophia Amalia. — Karl Gjellerup, Til Forstaaelsen af Richard Wagners Trilogi Niebelungens Ring. (Anden Artikel: „Die Walküre"). — Betty Borchsenius, Lille-Maries Lykke. — Fra fremmede Literatnrer.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Erzählende Dichtungen.**

**Crawford,** M. F. Sant' Ilario. 3 vols. London, Macmillan & Co. sh. 31,6.
**Laverrenz,** Viktor. Unter Kameraden. Militär. Humoresken. Berlin und Leipzig, J. L. V. Laverrenz. 1,0.
**Renzius,** Sodom. I. Berliner Geschichten und Sittenbilder. Natural. Unterhaltungs-Bibl. VI. Berlin n. Leipzig, J. L. V. Laverreux. 1,0.
**Stichling,** Dr. G. W. Aus der Vogelperspektive. Humor. Erzählungen. Leipzig, E. Rust. 1,0.
**Wechsler,** Ernst. Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten. Leipzig, Wilh. Friedrich. 3,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Dobson,** Austin. Fielding. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.
**Gosse,** Edmund. Gray. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.
**Macaulays** kritische und historische Aufsätze. Deutsch v. J. Moellenhoff. VI. Band. Lord Bacon. Univ.-Bibl. 2574/75. Leipzig, Ph. Reclam. 0,4.
**Morison,** J. C. Macaulay. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.
**Räuber,** R. Litterarische Salzkörner. Univ.-Bibl. 2578/2580. Leipzig, Ph. Reclam. 0,6 1,0.
**Stephen,** Leslie. Swift. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.
**Traill,** H. D. Sterne. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.
**Ward,** A.W. Dickens. English Men of Letters. Ed. by John Morley. London, Macmillan & Co. sh. 1,0.

**Philosophie.**

**Dreher,** Dr. Eug. Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Neuwied a. Rh., Louis Heuser. 1,0.
**Dreher,** Dr. Eugen. Natur- und Knnstgenuß. Philos. Vorträge. N. F. 14. Hft. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1,2.
**Kirchner,** Dr. Fr. Über den Zufall. Philos. Vorträge. N. F. 18. Hft. Halle a. S. C. E. M. Pfeffer. 1,2.
**Walther,** Dr. Fr. Wissenschaft oder Christentum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf. Stuttgart, W. Kohlhammer. 2,0.
**Zöller,** Egon. Der Gottesbegriff i. d. neueren schwedisch. Philosophie. Philos. Vorträge. N. F. 19. Hft. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1,2.

**Lieferungs-Werke.**

**Gubernatis,** Angelo de. Dizionario degli Artisti italiani viventi. Fasc. I. Luigi e A. S. Gonnelli, Firenze. L. 20,0.
**Perrot,** Georges, et Chipiez, Charles. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. 249e et 250e livraison. Paris, Hachette & Cie. Frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Das Thal von Poschiavo** und die Kuranstalt von Le Prese. Von Dr. Ed. Killias. Europäische Wanderbilder. Nr. 155. Zürich, Orell Füßli & Co. 0,5.
**Die Pilatusbahn.** Von J. Hardmeyer. Mit 32 Illustrat. Europäische Wanderbilder. Nr. 153/154. Zürich, Orell Füßli & Co. 1,0.
**Giesshübl-Puchstein** und seine Quellen. Von Dr. Gastl. Europäische Wanderbilder. Nr. 156/157. Zürich, Orell Füßli & Co. 1,0.
**Hinrichsen,** W. Führer durch Paris und die Weltausstellung 1889. Paris, W. Hinrichsen. 1,2. 1,5.
**Kettler,** J. Was wird aus unsern Töchtern? Weimar, Frauenberuf-Verlag. 0,5.
**Meran.** Von H. Malten. Mit 13 Illustrationen. Europäische Wanderbilder Nr. 152. Zürich, Orell Füßli & Co. 0,5.
**Waldhaus-Flims** in Graubünden. Von Dr. E. Killias. Europäische Wanderbilder. Nr. 160. Zürich, Orell Füßli & Co. 0,5.

## Unsere Mitarbeiter

werden hierdurch höflichst gebeten, alle Eigennamen und Fremdwörter — wo sich solche nicht vermeiden lassen — in ihren Handschriften doppelt (mit deutscher und lateinischer Schrift) schreiben zu wollen.

Die Schriftleitung des „Magazins".

Herr Dr. M. Nordau in Paris ersucht uns um Veröffentlichung nachfolgender Erklärung, der wir um so bereitwilliger die Spalten dieser Zeitschrift öffnen, als wir überhaupt gesonnen sind, gegen jede litterarische Unterstellung, gegen jede litterarische Fälschung, gegen jede unwürdige Kritik und gegen allen unberechtigten Nachdruck unerbittlich zu Felde zu ziehen, wo und wann sich uns die Gelegenheit bietet.

Die Schriftleitnng.

### Erklärung.

Ich erfahre, daß vielfach behauptet wird, ich sei der Verfasser eines kürzlich ohne Urhebernamen erschienenen Buches „Das Maschinensalter".*) Diese Behauptung ist vollständig aus der Luft gegriffen. Ich habe das erwähnte Buch nicht nur nicht geschrieben, sondern bis zum heutigen Tage noch nicht einmal zu Gesicht bekommen, weiß also gar nicht, ob man mir die Vaterschaft in freundlicher oder böswilliger Absicht zuschreibt. Ich habe die Gewohnheit, meine Bücher mit meinem vollen Namen zu zeichnen und verwahre mich nachdrücklich dagegen, daß man mir die Vaterschaft anonymer Bücher in die Schuhe schiebe.

Paris, August 1889.

Dr. Max Nordau.

*) Vgl. Nr. 31 des „Magazins".

**Alle auf den Inhalt des „Magazins" bezüglichen Zusendungen sind ausschliesslich zu richten:**

**„An die Redaktion des „Magazin", Dresden, Schillerstrasse 56".**

Digitized by Google

## Für Freunde klassischer Dichtung!

Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn** ist vor Kurzem erschienen:

### Ein ästhetisch r Kommentar zu Homers Ilias.

Von Prof. Dr. Ed Kammer,
Gymnasial-Direktor
350 S. gr. 8°. brosch. 4 ℳ.; geb. mit Rotschnitt 5 ℳ.

„Das Buch werden sich in Alle welche sich in unserer Zeit noch Sammlung und Muße für die ewigen und schönen Gebilde dichterischer Phantasie bewahrt haben."

### Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz.

Essays von Dr. Walther Gebhardi.
314 S. gr. 8°. brosch. 4 ℳ., geb. mit Rotschnitt 5 ℳ.

„Ich muß unbedingt zugeben, daß der vom Verfasser gewollte Zweck: Horaz Freunde zu erwerben und Herz und Sinn zu erwärmen, erreicht werden wird, denn wer mit solcher Liebe und solcher Begeisterung seinen Autor erfaßt, der wird des Erfolges sicher sein."
Dr. Curtschmann (Darmstadt).

## Für Freunde von Poesie.

### Unsere Toten.

Deutsche Lieder und Romanzen.

Nebst Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage von **G. Weck.**
3. verm. Aufl. 168 S. eleg. ausgest. br. 2 ℳ, geb. 3 ℳ, m. Goldschn. 3,50 ℳ.

In der Reihe derjenigen Werke, welche die neueste vaterländische Geschichte behandeln, dürfte das vorliegende einem hervorragenden Platz einnehmen.
Reichs- und Staatsanzeiger

### Ich fahr in die Welt!

Josef Viktor v. Scheffel,
der Dichter des fahrenden Musikers und barmlosen Genießers.

Von Prof. J. Stöckle.
Mit Portrait und dem Faksimile eines Gedichtes.
140 S. 8°. br. 1,40 ℳ, geb. 2,25 ℳ.

Stöckle, dem genialen Dichter sehr nahe bekannt, hat das Leben Scheffels mit besonderer Liebe betrachtet und ein sehr ähnliches Bild von ihm gegeben. Was der Biographie viele Freunde machen wird, ist die frische Schreibweise des Autors.

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Semler, Dr. Chr., Die Ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**— — Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

# An der schönen blauen Donau.

Belletristisch-musikalische Zeitschrift.

Chef-Redakteur: **Dr. F. Momroth.**

**Jährlich 24 Hefte in eleganter Ausstattung.**

**Vierter Jahrgang 1889.**

Die **„Schöne blaue Donau"** bringt durchaus nur Original-Beiträge namhafter Schriftsteller: **Novellen, Erzählungen, Feuilletons, Gedichte, Humoresken** etc. und bietet eine Fülle reichhaltigen und anregenden Stoffes zur Unterhaltung. — **Briefkasten, Schach-, Rebus- und Räthselabtheilung** bilden eine stets willkommene Beigabe. Jedem Heft wird ein künstlerisch ausgeführtes **Porträt** (hervorragender Zeitgenossen: Souveräne, Schriftsteller, Künstler etc.) sowie eine **Musikbeilage** — bisher ungedruckte Original-Kompositionen für Klavier, Gesang etc. — und ein humoristisch angehängt.

Unser Blatt **„An der schönen blauen Donau"**, im vierten Jahre seines Bestehens, dokumentiert durch vorzügliche Ausstattung, gediegenen und abwechslungsreichen Inhalt, dass es Ziele verfolgt, welche dasselbe berechtigen, mit in die erste Reihe der besten Familienblätter gestellt zu werden. Weit über die diesseits Österreich-Ungarns hinaus zahlreich verbreitet, wird sich dasselbe noch viele neue Freunde erwerben.

**„An der schönen blauen Donau"**, kostet: **Vierteljährig** (6 Hefte) Mark 1,80, **halbjährig** (12 Hefte) Mark 3,60, **ganzjährig** (24 Hefte) Mark 7.— und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. (Mit Postversendung nach dem Deutschen Reiche kostet jedes Heft 10 Pfg. Porto.)

Eigentum, Verlag und Administration von
„An der schönen blauen Donau"
**Josef Eberle & Co. Wien**
VII. Seidengasse 7.

Lausers
# „Allgemeine Kunst-Chronik",
ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
für
**Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Litteratur**
erscheint alle vierzehn Tage
mit
künstlerisch wertvollen Beilagen
in **Kupferstich, Radierung, Heliogravüre** und anderen Vervielfältigungsarten.

**Heute schon können wir ankündigen:**

**Original-Radierungen** von H. Breling, Hugo Darnaut, W. Feldmann, Karl Fröschl, Alois Gabl, Anton Hlavaček, Gotthardt Kühl, E. v. Lichtenfels, Willem Linnig, F. v. Pansinger, C. v. Piloty, Aug. Schaeffer, Rud. Weyt n. A., sowie Blätter von Fischer, Jac. Groh, V. Jasper, J. Sonnenleiter, W. Unger, W. Woernle u. A.; **Heliogravüren** nach Carl Rud. Huber, Hugo Kauffmann, V. Parlaghy, L. Passini, Arthur Strasser u. A.; **Lichtdrucke** nach Heinr. v. Angeli, Karl Fröschl, Prof. Gelli, A. Schram u. A.

**Die Zeitschrift kostet bei direkter Postversendung ganzjährig 12 Gulden, bezw. 24 Mark; halbjährig 6 Gulden, bezw. 12 Mark.**

**Die Verwaltung der „Allgemeinen Kunst-Chronik"**
**WIEN, III. Reisnerstrasse 3.**

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Goedeke,** Prof. Dr. **K.**

## Goethe und Schiller.

(Geibel und Herse gewidmet.)

**2.** Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.


Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Tscheng-Ki-Tong: „Die legitime Geliebte". — Albert Möser: „Aus der spanischen Lyrik". — Rud. Doehn: „Über die deutsche Kolonialpolitik". — Adolf Wilhelm: „Julius Slowacki". — Adolf Kohut: „August Brizeux". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Die legitime Geliebte.

Novellette von Tscheng-Ki-Tong.

Als Probe aus den „Contes Chinois" par Général Tscheng-Ki-Tong. Paris, Calmann Lévy, 1889.

Übertragen von Joachim von Santrop.

Das Hauswesen eines gewissen Hung, dessen Frau sehr hübsch war, erfreute sich mehrere Jahre hindurch des besten Wohlstandes und Einvernehmens. Wenn die Frau sehr hübsch war, so war der Gemahl sehr verliebt. Ein Zufall sollte die Freude in Trauer wandeln. Hung hatte eine Laune für ein junges Mädchen, welches seine Geliebte wurde und dem er seine volle Neigung zuwandte, obgleich es nicht im Entferntesten seiner Frau an Schönheit gleichkam. Die Eifersucht führte nun an dem einst so friedlichen Herd zu lärmenden Auftritten, die sich unaufhörlich wiederholten und zur Folge hatten, daß sich der Gemahl nun erst recht von seiner ehedem so angebeteten besseren Hälfte entfernte; er wagte es jedoch nicht alle Bande zu lösen, indem er sich entschlossen hätte, öffentlich mit seiner Geliebten zu leben.

Frau Hung fühlte sich sehr unglücklich. Der Nachbar der Hungs, Herr Ti, ein Seidenhändler, hatte ebenfalls eine Frau und eine Geliebte. Seine Frau, bereits eine Dreißigerin, war nicht sehr schön; sie besaß dessenungeachtet die ganze Zuneigung ihres Gatten, und in diesem Falle war es die Geliebte, die sich weinend über Vernachlässigung beklagte.

Die beiden Nachbarinnen knüpften, ganz natürlicherweise, Beziehungen an, und jede erzählte bald der anderen von den gegenseitigen häuslichen Leiden und Freuden.

„Ich habe immer sagen hören," berichtete Frau Hung, „daß die Männer ihre Geliebten mehr lieben, weil diese eben nur Geliebte sind; wie gerne wollte ich meine Ansprüche als Frau gegen die einer Geliebten vertauschen, wenn ich nur von ihm geliebt würde? Aber, wenn ich Euch sehe, bin ich meiner früheren Meinung nicht mehr ganz sicher. Durch welches Mittel ist es Euch nur gelungen, Euren Gatten so anzuziehen trotz der Nebenbuhlerschaft einer jungen und schönen Geliebten? Wenn Ihr mich unterrichten könntet, würde ich mich glücklich schätzen Eure Schülerin zu werden."

„Wenn sich der Gatte von seiner Frau fern hält," sagte Frau Ti, „so muß die Schuld immer auf die Frau geschoben werden. Je mehr Auftritte Ihr ihm macht, desto mehr treibt Ihr ihn in die Arme der Anderen. Beachtet folgendes: Kehrt ruhig nach Hause zurück und laßt Eurem Gemahl vollkommene Freiheit. Wenn er zu Euch will, so verschließt ihm Eure Thüre; wenn Ihr einen Monat hiernach gehandelt habt, kommt wieder zu mir."

Frau Hung hielt sich pünktlich an diese Unterweisung und veränderte ihr Verhalten und Wesen vollkommen; nicht allein, daß sie es duldete, wenn ihr Mann seine Mahlzeiten außer dem Hause einnahm, sie sagte nicht einmal etwas, wenn er auch nicht zu Hause schlief.

Nach Verlauf eines Monats befahl die Nachbarin, welche mit der genauen Ausführung ihrer Bestimmungen sehr zufrieden war, ihrer Schutzbefohlenen an, sich fürder sehr einfach zu kleiden, wie eine Dienerin zu arbeiten und sich mit Nähereien nur während einiger Augenblicke der Muße zu befassen.

Der Gatte besaß jedoch noch etwas Gewissen: er bat seine Frau sich nicht so anzustrengen und zu ermüden. Aber sie stellte sich gegenüber seinen Ermahnungen taub.

Digitized by Google

Dieser Zustand dauerte wieder einen Monat und die Lehrmeisterin sprach sich immer zufriedener über ihre Schülerin aus.

Eines Tages, bei Gelegenheit einer Festlichkeit, lud Frau Ti ihre Freundin ein, mit ihr einen Spaziergang aufs Land zu machen. Bevor sie aufbrachen, kleidete sie dieselbe mit neuen Gewändern, ordnete ihr Haar eigenhändig und schmückte sie reich wie eine Neuvermählte.

Nach der Landpartie empfahl sie ihr heimzukehren und gab ihr folgende Verhaltungsmaßregeln:

„Bevor Ihr zu Bett geht, sorgt dafür, daß Ihr wie zufällig auf einen Augenblick vor Eurem Gemahl erscheint, damit er Euch so sieht wie Ihr seid. Darauf verschließt Eure Thür mit dem Schlüssel. Wenn er dann kommt und klopft, so öffnet erst beim dritten Male und seid bei Euren intimen Umarmungen äußerst geizig mit Euren Zärtlichkeiten! In vierzehn Tagen wollen wir das Weitere sehen."

Frau Hung führte Punkt für Punkt programmgemäß aus.

Der Gatte, welcher überrascht war, seine Frau, die er seit einem Monat nur im vernachlässigten Gewand der häuslichen Arbeiten bemerkt hatte, so schön zu sehen, kam in der That nach den Voraussagungen der Frau Ti und klopfte, wurde aber keineswegs angenommen.

Frau Hung erklärte, sie hätte die Gewohnheit, allein zu schlafen.

Am folgenden Tag erschien der Gatte vor ihr im Zimmer, um sie zu erwarten; man ließ sich diesmal herab ihn in Gnaden zu empfangen. Um seiner Frau zu beweisen, wie glücklich er wäre, sie wieder zu haben, bat er sie, ihn am folgenden Tag nochmals einzulassen: absolute Weigerung. Sie ging nur auf einen Besuch aller drei oder vier Tage ein.

Nach vierzehn Tagen gestand ihr Frau Ti, daß sie für die Zukunft außer Sorge sein könne: sie würde nun in den Besitz der vollen Liebe ihres Gatten treten.

„Ihr seid hübsch, aber Ihr seid nicht liebreizend genug," fügte sie hinzu; „der Liebreiz allein macht jede Nebenbuhlerin unmöglich."

Und sie unterwies sie noch in der Art die Augen aufzuschlagen und in der Kunst des Lächelns, und nach einigen Dutzend Wiederholungen versicherte sie ihr, daß sie keines Unterrichtes mehr bedürfe. Und in der That, Hung betete seit jenem Augenblick seine Frau an und verließ sie nicht einen Moment mehr.

Einige Zeit darauf trafen sich die beiden Damen wieder.

„Wie habt Ihr mein Verfahren gefunden?" frug Frau Ti.

„Wunderbar! Aber Ihr habt mir noch immer nicht auseinandergesetzt, warum Ihr mich so habt handeln lassen, und welches der Zauber ist, der dabei wirkt?"

„Ihr kennt die Männer nicht: sie lieben, was neu ist, und alles, was ihnen alt ist, stößt sie ab; sie ziehen das schwer zu erlangende dem leichten vor. Wenn sie eine Geliebte mehr lieben als uns, so thun sie das nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen der Neuheit und wegen der Schwierigkeiten ihres Besitzes. Wenn eine junge Frau ihren Mann vollkommen frei mit sich nach seinem Belieben umspringen läßt, muß er sich endlich den Appetit verderben, auch selbst an der schönsten Geliebten. Was Euch betrifft, so seid Ihr nach Eurer zeitweiligen Trennung etwas ganz Neues für ihn geworden; da Ihr ihn nicht gleich empfangen habt, seid Ihr schwierig zu erlangen gewesen: also folglich seid Ihr vorgezogen worden. Das ist kein Verfahren, welches mir ausschließlich gehört, sondern vielmehr eine kleine Anpassung an Euren Wunsch, den Ihr früher gegen mich ausspracht: anstatt Eure Ansprüche als Frau gegen die einer Geliebten zu vertauschen, habe ich einfach Eure Person vertauscht. Das ist das ganze Geheimnis."

## Aus der spanischen Lyrik.

Nachdichtungen von Albert Möser.

### Nebel.

Von José Campo-Arana.

Die Stirne an die Fensterscheibe stützend
Zum Himmel schaut' ich bei des Morgens Dämmern
Nach einer jener grauenvollen Nächte,
In denen uns des Schaffens Qual verzehrt
Und unser Geist, im Tiefsten aufgeregt,
Irr von Gedanken zu Gedanken schweift
Und doch nicht finden kann, was er ersehnt.
Indeß die letzten Sterne ich beschaute,
Die hell noch leuchteten, verbreitete
Mein Atem auf der glatten Scheibe sich,
Und sieh: ein Schleier trübte ihren Spiegel,
Gleich dichtem Nebel, der den Himmel deckt.
Und auf dem Hauch, der drauf verdichtet ruhte,
Schrieb ich, gelenkt von seltsam-toller Laune,
Zerstreut die Worte: Seele, Lieb' und Ruhm.
Empor dann kurze Zeit lenkt' ich das Auge,
Zu schau'n, wie rings das Licht, das herrliche,
Das dunkle Firmament allmählich füllte,
Das blau und rosig über mir erstrahlte.
Dann neu blickt' ich aufs Glas, doch schier vergebens
Sucht' ich die Namen, die mein Finger schrieb.
Nur wirr-verworrne Züge noch entdeckt' ich
Und, abgetrennt davon, in sanfter Neigung,
Nach oben helle Lichtspur hinterlassend,
Darin der Strahl des jungen Tag's erglomm,
Ein Tröpflein Wassers von durchsicht'ger Helle,
Das, zitternd und gewunden abwärts rolleud,
Der still vergoßnen Thräne täuschend glich.
Seit jenem düstern Tage meines Lebens,
Der unvertilgt mir im Gedächtnis lebt,
Ist nur ein leeres Wort für mich der Glaube,
Und spricht man mir von Lieb' und Ruhm und Seele,
Gedenk' ich stets der Scheibe meines Fensters.

### Licht und Finsternis.

Von Gaspar Nuñez de Arce.

Der Riesenkampf, der stets die Welt zerrissen,
Noch ruht er nicht:
Es kämpft noch stets mit mächt'gen Finsternissen,
Das holde Licht.

Digitized by Google

Nie Ruh' und Rast! Kein friedliches Besinnen
Ob Meer und Land!
Im Raume tobt, im Menschenbusen drinnen
Der Streit entbrannt.

Durch die Jahrhunderte, die sich verzehren
In wilder Jagd,
Kämpft Wahrheit stets mit schnöden Irrtums Lehren,
Und Tag mit Nacht.

Wer siegt zum Schluß? Wird Nacht den Tag bezwingen?
Siegt helles Licht?
O fraget nicht! Das fürchterliche Ringen
Es endet nicht.

Wenn einst die Welt hinsinkt in wirren Massen,
Vom Nichts entrafft,
Wenn undurchdringlich, schweigend und verlassen
Rings Leere klafft,

Im Schoße dann der Zeit, in Raumes Weiten,
Drin glänzt kein Stern,
Wird Satan grausig immerdar noch streiten
Mit Gott dem Herrn.

## Am Telegraphenschalter.

Von Eusebio Blasco.

Zu dem Telegraphenschalter,
Wicht'ge Nachricht zu entsenden,
Eil'gen Fußes tritt ein Jüngling,
Und er schreibt mit rascher Hand:
„An Herrn Cajetan Solar,
Pharmazeut in Algodor:
Wicht'ge Nachricht! Großer Schmerz!
Unser Vater ist gestorben;
Komm nach Madrid allsogleich,
Denn den Nachlaß gilt's zu regeln,
Sechs Millionen erben wir.
Dienstag Testamentseröffnung!"
Und den Namen setzt er d'runter,
Und der goldgestickten Börse
Für das Telegramm entnimmt er
Rasch den Preis, einfache Taxe.
Aber: „Ein'ge Worte sind
Hier zu viel", spricht der Beamte,
„Sie zu tilgen ist notwendig
Oder doppelt zu bezahlen."
Und der Sohn in seiner Trauer
Liest das Blatt mit ruh'ger Miene,
Und mit raschem Finger zählt er
Nochmals, die er schrieb, die Worte,
Und dann spricht er: „Wohl! so ist es,
Zwei sind übrig" und besinnt sich,
Und nach einer Pause spricht er:
„Tilgen Sie das: Großer Schmerz."

## Über die deutsche Kolonialpolitik.

Im April d. J. ist im Verlage von F. A. Perthes in Gotha unter dem Titel „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" von Friedrich Fabri ein Buch erschienen, welches eine in erster Linie für das deutsche Reich in hohem Maße wichtige Frage einer näheren Beleuchtung unterzieht. Daß der Wert dieser Schrift kein geringer ist, dürfte u. a. auch daraus hervorgehen, daß sowohl Fürst Bismarck, wie Graf Moltke sich überaus günstig darüber ausgesprochen haben; unter diesen Umständen erscheint ein näheres Eingehen auf dieselbe angezeigt.

Das Buch enthält außer einem Vor- und Schlußworte sieben Kapitel, von denen sich das erste mit den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik beschäftigt. Der Verfasser, welcher offenbar nicht unbewandert in Kolonialfragen ist, erklärt u. a. im Vorworte, daß das Treiben von „Kolonialpolitik für Deutschland weder ein Kinderspiel, noch ein Sport, sondern eine ernste Sache, eine nicht leichte nationale Aufgabe sei". Nachdem die erste, hier und da überschäumende Begeisterung verrauscht, ein Rückschlag eingetreten, Unsicherheit, wenn nicht Entmutigung sich rege, sei es wohl an der Zeit, die fünf ersten Jahre deutscher Kolonialpolitik einer ruhigen sachlichen Kritik zu unterziehen. Nur eine solche werde auch im stande sein, Zweifel und Entmutigung über unser kolonialpolitisches Vorgehen zu bannen und Wege aufzuzeigen, welche eine gedeihliche, den Bedürfnissen der Nation förderliche Entwickelung unserer überseeischen Besitzergreifungen versprechen. Der Verfasser veröffentlichte schon vor zehn Jahren unter dem Titel „Bedarf Deutschland der Kolonien" eine Schrift, die verschiedene Auflagen erlebte, aber mehr allgemeine theoretische Erörterungen enthielt; das vorliegende Buch trägt dagegen entschieden einen mehr praktischen Charakter.

Das erste Kapitel, welches, wie bereits angedeutet, den Beginn deutscher Kolonialbestrebungen beleuchtet, sieht, soweit kleinere Kreise in Betracht kommen, das Jahr 1879 als die erste Anfangszeit derselben an; die Reichsregierung griff indes erst fünf Jahre später ein, indem Fürst Bismarck am 24. April 1884 ein Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt sandte, in welchem letzterer beauftragt wurde, „der kapischen Regierung amtlich mitzuteilen, daß die Erwerbungen durch Deutsche nördlich vom Orangefluß unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt seien". Damit war ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Es folgten die Flaggenhissungen und Schutzerklärungen durch Dr. Nachtigal an der südwestafrikanischen Küste, in Kamerun und im Togolande, wo die Reichsregierung sich bald durch die Verhältnisse gezwungen sah, diese Gebiete als Reichs- oder richtiger als Kronkolonien anzusehen und daselbst eine koloniale Verwaltung einzusetzen. Verschiedene amtliche Erforschungen des Hinterlandes haben nicht ungünstige Aussichten für eine spätere Erweiterung dieser Schutzgebiete ergeben, die einen doppelten Wert haben dürften, wenn, wie Fabri meint, die Reichsregierung mit Nachdruck auf den mit England bezüglich des Niger und dessen Nebenflüssen getroffenen Vereinbarungen besteht.

Nach einigen kurzen Bemerkungen über die deutsch-ostafrikanischen Landerwerbungen, sowie die Kolonialversuche in der Südsee und in Neu-Guinea, schließt das erste Kapitel mit etwa folgenden, der Beachtung wohl werten Betrachtungen: Seit 1885 ist unsere Erde nahezu vollends durch Besitzergreifungen verteilt, selbst in tropischen Gebieten ist kaum noch ein Fleck für Erwerbung von europäischen Mächten

Digitized by Google

vorhanden. Die subtropischen Länder sind bereits Kolonien oder eigene anerkannte Staatengebilde, nicht selten in den Händen des Islam. Nur Krieg, nur Sieg oder Niederlage auf europäischen Schlachtfeldern kann auch auf überseeischen Gebieten politische Verschiebungen forthin veranlassen. Vor Thoresschluß gleichsam ist Deutschland noch in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Es hat schnell und meistens unblutig mit geringen Mitteln ausgedehnte überseeische Erwerbungen gemacht. Wohl viermal so groß als das Mutterland sind die Gebiete, welche heute unsere Atlanten als deutsches Schutzgebiet bezeichnen. Freilich ein noch wildes, teilweise wüstes Ackerfeld, welches der Arbeit von Jahrzehnten, wenn nicht eines Jahrhunderts bedarf, um zu einer vollen und reichen wirtschaftlichen Ausbeutung zu kommen. Es ist wunderlich, wie oft dieses Gesetz des Wachstums, das doch auf allen Gebieten des Lebens gilt, gegenüber unseren überseeischen Erwerbungen übersehen wird, und welche schiefe Vorstellungen in vielen Kreisen, auch im Reichstage, sich infolgedessen an unsere kolonialen Besitzungen knüpfen. Man will ernten, wo man zu säen noch gar nicht begonnen hat. England und Holland, meint man, seien zwar durch ihre Kolonien reich geworden, unsere Kolonien seien aber nicht viel wert. Dies mag insofern richtig sein, als überseeische territoriale Besitzergreifungen als solche selten oder niemals etwas wert sind, sondern ihre Bedeutung erst durch die Summe von Kapital, Arbeitskraft und Intelligenz erhalten, womit eine Nation sie befruchtet; ohne diese sind die reichsten und fruchtbarsten Gebiete, vornehmlich in Tropenländern, in der Regel nicht viel wert. Dabei vergaßen unsere entschiedenen Kolonialgegner vielfach, daß auch die Besitzergreifung von Britisch-Indien durch eine Reihe blutiger Kämpfe, namentlich im 18. Jahrhundert, gegangen ist und auch in unseren Zeiten noch gewaltige Opfer gekostet hat. Man bedenkt nicht, daß die niederländisch-indische Compagnie während des 17. und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts fast ununterbrochen eine kriegführende Macht war, daß hier wie dort große Opfer an Vermögen und Menschenleben gebracht werden mußten, um aus den weiten Kolonialgebieten wirklich dauernde Früchte zu entnehmen. Ohne Opfer, ohne Mühe und Arbeit sind noch nirgends auf unserer Erde weder für einzelne Menschen, noch für ganze Staaten Früchte gezeitigt. Der Verfasser behauptet, daß kaum je überseeische Erwerbungen gemacht sind, bei denen, falls die Sache richtig und zweckgemäß geführt wird, der Einsatz oder das Anlagekapital niedriger war, als bei unseren kolonialen Gebieten. „Es ist unsere Unkenntnis und Unerfahrenheit in kolonialpolitischen Dingen, die uns bei den ersten Schwierigkeiten und Opfern in Verwirrung und Schrecken geraten läßt. Solche sind allerorts, wo es sich um Fortschritt, um neue Bahnen handelte, unvermeidlich. Es kommt nur darauf an, daß sie an richtiger Stelle gebracht, daß die Dinge recht erkannt und geleitet, daß vermeidbare Fehler ferngehalten werden!" Mit diesen Worten schließt Fabri das erste Kapitel und wendet sich in den folgenden der vergleichenden Beobachtung, sowie der aus der Sache geschöpften Kritik zu.

Das zweite Kapitel enthält eine scharfe Beleuchtung des kolonialpolitischen Programms der deutschen Reichsregierung. Es ist wesentlich der Schutz der Handelsinteressen, der bestehenden oder zukünftigen überseeischen Faktoreien, welcher im Regierungsprogramm betont und als kolonialpolitisches Vorgehen betrachtet wird. Diese Auffassung wird indes vom Autor als „unzutreffend" bezeichnet, da handelspolitischer Schutz, den jede größere Nation teils durch ihre Konsulate, teils durch ihre Marine gewährt, noch keine wirkliche Kolonialpolitik sei. Heute seien Kolonial- und Handelspolitik wesentlich verschiedene Dinge, die sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts scharf gesondert und verschiedene Interessenkreise geschaffen hätten. Die Zeit der großen Handelskompagnien mit ihren Monopolen und steten Eroberungskriegen sei unwiederbringlich abgelaufen; der Handel sei Welthandel geworden, sei kosmopolitisch und begehre gegenwärtig nichts, als möglichst freie Bewegung zu ungehindertem Wettbewerbe. Der Großhandel sei und müsse in unserem Jahrhundert freihändlerisch sein; wo es sich um koloniale Erwerbungen handle, dort sei eine geordnete Feststellung der Übermacht des eindringenden Europäers gegenüber den Eingeborenen die erste zu lösende Aufgabe. Die Politik „von Fall zu Fall" sei auf kolonialpolitischem Gebiete gefährlich. Bei der Beherrschung überseeischer Gebiete gilt es, durch eine kluge und wohlwollende Verwaltung die unterworfenen Völkerschaften so zu leiten, daß überhaupt keine „Fälle" vorkommen, und wo sie doch einmal hervorbrechen sollten, so viele Machtmittel zur Hand zu haben, um sie sofort im Keime zu unterdrücken. Der Verfasser billigt es, daß der Reichskanzler in seinen kolonialpolitischen Reden empfohlen habe, jede militärische Machtentfaltung in deutschen Kolonien möglichst fernzuhalten, da fast nur wirtschaftlich-soziale Gründe zu einer deutschen Kolonialpolitik drängten; ohne jegliche Machtentfaltung könne aber eine solche Politik auch nicht angeraten werden, denn hierin liege „der wesentlichste Irrtum unseres bisherigen kolonialpolitischen Programms".

Das dritte und vierte Kapitel behandeln die Lage in Ostafrika, die Emin-Pascha-Expedition, die Antisklaverei-Bewegung und die Wirren in Südwest-Afrika. Ein näheres Eingehen auf diese wichtigen Punkte würde hier zu weit führen, es mag deshalb nur erwähnt werden, daß, ganz abgesehen von der einheimischen Bevölkerung Ostafrikas und den Schwierigkeiten, welche sie darbietet, hier drei Kräfte in Betracht zu ziehen sind, die sich mehr oder minder in unaufhaltbaren Reibungsverhältnissen befinden, nämlich: die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, der Sultan von Zanzibar und die deutsche Reichsregierung. Zur Klarstellung und Besserung dieser Verhältnisse führt nach Fabris Urteil wohl nur ein Weg, über den er sich u. a. also vernehmen läßt: „Man übernehme von seiten des Reiches das ganze Gebiet der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre als deutsche Kronkolonie, beschränke aber die Verwaltung

Digitized by Google

vorläufig auf den Schutz der Küste und der nächstanstoßenden Gebiete; an der Küste bis auf weiteres, wie gegenwärtig, Admiral und Reichskommissar im Namen des Sultans handelnd. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bleibe als Erwerbsgenossenschaft im Besitze des Vertrages über die Zölle, der freilich nach Herstellung der Ordnung einer Revision zu unterwerfen sein wird. Da nun aber, wenn das Reich dauernd für den Schutz der Küste eintreten muß, dasselbe mit vollem Rechte eine möglichst völlige Vergütung seiner Aufwendungen aus den vorhandenen Zollerträgnissen, wie aus weiteren Einnahmen, welche aus dem Schutzgebiete sich finden werden, verlangen muß, so wird eine finanzielle Auseinandersetzung mit der Gesellschaft nicht zu vermeiden sein. Um so weniger, da nach Niederwerfung des Aufstandes die Gesellschaft die bisherigen von Sultansbeamten besetzten 41 Zollstellen, wenn auch nur die 7 Hauptplätze, mit deutschen Zollbeamten wieder in Verwaltung nehmen müßte, wozu ihre heutigen Mittel wohl nur knapp ausreichen würden." Nachdem alsdann noch die deutsche Emin-Pascha-Expedition und die Antisklaverei-Bewegung gebührend beleuchtet sind, wird unter Anführung bestimmter Thatsachen der begründeten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß fortan die Führung der Antisklavereisache nicht mehr das ausschließliche Privileg Englands sein, sondern daß Deutschland ihm treu zur Seite stehen und auch damit die Berechtigung seines kolonialpolitischen Vorgehens beweisen wird. — Hinsichtlich der Wirren in Südwest-Afrika, dessen Mineralreichtum nicht geleugnet werden kann, wird das Bedauern ausgesprochen, daß bei den dortigen Besitzergreifungen im Jahre 1884 weder Männer, die mit jenen Gegenden vertraut waren, zu Rate gezogen wurden, noch solche, die genügende Kenntnisse im See- und Kriegswesen besaßen, denn ohne den Besitz der Walfischbai erscheint die ganze südwestafrikanische Besitzergreifung unhaltbar oder doch als eine Quelle dauernder Wirren.

Das fünfte Kapitel hebt das Bedürfnis einer kleinen kolonialen Militärmacht hervor, während das sechste allerlei Aufgaben für ein deutsches Kolonialamt in Erwähnung bringt. So lange es Kolonialpolitik giebt, wurde sie von der Gewalt der Waffen getragen; dies beweist namentlich der holländische und englische Kolonialbesitz im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts und zwar nach zwei Seiten hin: im Kampfe mit anderen Seemächten oder im Kampfe mit den Reichen und Stämmen der Eingeborenen. Nachdem dies an der Hand der Geschichte dargethan ist, kommt Fabri zu dem Schlusse, daß von einer „Kolonialarmee" gar nicht die Rede sein kann, es würde vielmehr die Verteidigungskraft und die zur Sicherung der Ordnung nötige Machtentfaltung in unseren Schutzgebieten wesentlich durch farbige Schutztruppen zu erzielen sein und es genüge, wenn außer den für diese Truppen nötigen Offizieren und Unteroffizieren eine kleine fliegende Kolonne von höchstens 1000 Mann für koloniale Zwecke zur Verfügung stehe. Sogenannte „schneidige Leutnants" seien ganz überflüssig; der Hauptmann Wißmann wird besonders gelobt, vom Dr. Peters ist nicht die Rede. — Im sechsten Kapitel wird die praktische Bedeutung eines Kolonialamtes in das rechte Licht gestellt. Wie für fast alle modernen Kulturstaaten, so ist auch für Deutschland die Fürsorge für dessen massenhafte Auswanderung nahezu eine politische Notwendigkeit geworden. Allem Anscheine nach hat sich die öffentliche Meinung dieser Anschauung vollkommen angeschlossen; in entscheidenden Kreisen ist dies dagegen, wie Fabri meint, weniger der Fall. Um jene Fürsorge wirksam zu treffen, dürfte daher die Errichtung einer eigenen Behörde, eines deutschen Kolonialamtes, eine Notwendigkeit sein. Reichsämter, deren es schon eine beträchtliche Anzahl giebt, genügen nicht, und das Auswärtige Amt ist bereits so mit Arbeit überlastet, wie keine andere Behörde der Erde. Die anscheinend im Auswärtigen Amte herrschende Meinung, Kolonialpolitik sei im Grunde eine politisch-diplomatische Thätigkeit, erklärt Fabri für irrtümlich; denn die eigentliche Arbeit einer Kolonialbehörde liege auf einem ganz andern Boden, als auf dem politisch-diplomatischen Gebiete, sie beginne und wurzele auf der Grundlage richtiger Kenntnis von Land und Leuten, in der Frage der Eingeborenen, deren Stellung und Behandlung, in der zweckmäßigen Verbindung und Ausgleichung der Interessen derselben mit den Interessen der die Herrschaft führenden Europäer. Von hier aus entwickeln sich eine Fülle von ganz eigentümlichen Fragen und Aufgaben wirtschaftlicher, sozialer, intellektueller, religiöser und moralischer Natur, für welche unsere europäischen Verhältnisse keinerlei Richtung und Anhalt bieten. Aus diesen und anderen hier nicht weiter auszuführenden Gründen hofft der Verfasser das Bedürfnis der Errichtung einer deutschen Kolonialbehörde genügend begründet zu haben. Eine solche Behörde würde auch nach unserer Ansicht nicht nur reichlich Arbeit zu leisten, sondern auch weittragende Aufgaben zu lösen haben. Dazu müßten freilich Kenntnisse, Geist und Initiative in ihr vorhanden sein. In bureaukratischer Schablone lassen sich, wie der Autor richtig bemerkt, kolonialpolitische Dinge nicht erfolgreich behandeln, weder daheim noch draußen. — Das siebente Kapitel enthält kurze Bemerkungen über die Samoafrage; der Verfasser glaubt, daß über kurz oder lang eine der drei bei dieser Frage beteiligten Mächte Samoa annektieren wird und daß dabei nicht ohne Bedeutung bleibt, ob ein Kanal durch den amerikanischen Isthmus zu stande kommt oder nicht. Im Schlußworte spricht Fabri den Wunsch aus, daß seine Worte nicht nur bei der Reichsregierung, sondern auch in der öffentlichen Meinung einen der Sache förderlichen Wiederhall finden möchten. Dieser Wunsch erscheint uns in jeder Beziehung berechtigt, denn die Kolonialfrage wird von Fabri in einer Weise behandelt, die in erster Linie als eine sachliche bezeichnet werden muß. Einen solchen Charakter müßte auch eine etwaige Gegenschrift tragen und eine sachliche Opposition ist nicht nur wünschenswert, sondern auch vollkommen berechtigt, ja unentbehrlich. Ist es doch, wie der Autor hervorhebt, ein nationales Mißgeschick, daß die Notwendigkeit einer Opposition heute oft

Digitized by Google

noch verkannt wird und daß man sich nicht scheut, „auch berechtigte und nötige Regungen der Opposition sofort als Reichsfeindschaft zu brandmarken."

Dresden. Rudolf Doehn.

## Julius Slowacki.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage.*)

Von Adolf Wilhelm.

Am 3. April dieses Jahres waren vierzig Jahre im Zeitenstrudel verrauscht, daß einer der geistreichsten, fruchtbarsten und unglücklichsten Dichter des polnischen Parnasses aus dem Leben schied: Julius Slowacki. Er war eine aus den sonderbarsten Gegensätzen gemischte Natur: tiefe Liebe zu seinem Volke, für dessen Wohlergehen er mit einer grenzenlosen Leidenschaftlichkeit Opfer auf Opfer brachte, ausgestattet mit glänzenden Gaben des Geistes und der Seele, bald von glühender Sinnlichkeit, bald von sittlichem Ernst durchdrungen, geplagt von einem unbezwingbaren Wandertriebe und einer Zweifelsucht, welche sein inneres Gleichgewicht erschütterte und seine besten Kräfte verzehrte — so war unser polnischer Dichter. Sein Leben, reich an Schicksalstücken und Selbstverschuldung, beleuchtet nach manchen Seiten sein tiefstes Innere und giebt zugleich den Schlüssel zu mancher seiner poetischen Schöpfungen. Und um ihm sowohl als Menschen wie als Dichter gerecht werden zu können, muß man auf seine Abstammung von den geknechteten und mißachteten Polen Rücksicht nehmen. Auch hier gilt's, das Wort Eichendorffs zu beherzigen: „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt."

Julius Slowackis äußerer Lebensgang ist ein in ungemein bunten Farben schillerndes, wechselvolles Gemälde. Geboren wurde er am 23. August 1809 in Wolhynien in Krzemieniec. Sein Vater, welcher sich durch geistvolle Schriften einen wohlklingenden Namen erworben hatte, war Professor der Ästhetik und der Litteratur an der Universität Wilna. Seinem fördernden Einflusse verdankte Julius die frühe Bekanntschaft mit den beiden bedeutendsten hellenischen Epen wie er denn überhaupt schon während seiner Gymnasialzeit eine große Vorliebe für die Poesie, namentlich für die alt-klassische, zeigte. Von höchster Bedeutung für sein poetisches Talent war die Bekanntschaft mit Byrons Schöpfungen. In denselben erschlossen sich ihm neue Bahnen, eine neue Welt der Poesie, und es ist bekannt, welch heilsame und bedeutende Einwirkung die Muse des großen Briten, sowie der beiden Dichterfürsten von Weimar auf die Wiedergeburt und innere Ausbildung der polnischen Litteratur zu Anfang dieses Jahrhunderts ausübte.

*) Wegen Raummangels verspätet. D. Schriftleitung.

Byrons vom „Weltschmerz" durchsetzte Poesie, die er in der Ursprache kennen lernte, als er Konzipist im Warschauer Finanzministerium war, ergriff ihn tief und weckte in seiner Seele kräftigen Wiederhall. Er fand in ihr so manche Züge, die mit seinem eigenen Denken und Empfinden, mit seinem innersten Sein übereinstimmten, und mit Behagen sog er das süße, berauschende Gift der Byronschen Muse ein. Genährt mit des Engländers Weltanschauung, in dem Banne seiner Muse, entstanden Slowackis Erstlingswerke: das Trauerspiel „Mindowe" (1829) und eine Reihe epischer Dichtungen, die seinen Namen weit über die heimatlichen Marken hinaustrugen: „Mnich" (der Mönch), „Jan Bielecki", „Arab" (der Araber) und die ersten Gesänge von „Zmija", welche — mit Ausnahme von „Jan Bielecki" — im verflossenen Jahre von Albert Weiß, der durch die Übertragungen von Malczewskis „Marya" und Adam Mickiewicz' „Pan Tadeusz" als Übersetzer aus dem Polnischen rühmlichst bekannt ist, ins Deutsche metrisch übersetzt sind,*) und auf die wir noch zurückkommen werden. Die genannten Dichtungen erschienen im Verein mit dem Trauerspiel „Marya Sztuart" (1830), der stolzen „Ode an die Freiheit" (1831) und dem „Lied der Littauer Legion" in zwei Bänden in Paris (1832). Die letzteren Schöpfungen verdanken ihre Entstehung dem Aufstande von 1830. Als in den Novembertagen dieses Jahres die Fackel des Aufruhrs in mächtigen Lohen zum Himmel schlug und das unter der russischen Knute seufzende Polenvolk wutentflammt sich gegen seine Peiniger erhob, da war es kein Wunder, daß Slowackis leicht erregbare Seele von der Begeisterung ergriffen wurde. Mit „Leyer und Schwert", beseelt von den schönsten Hoffnungen auf die Unabhängigkeitserlangung seines Volkes, trat er in die Reihen der Streiter, um bald von der Unmöglichkeit eines Sieges überzeugt zu werden. Mit der abermaligen Niederlage seiner Nation begrub er einen seiner heißesten Wünsche, und der Schmerz darüber klingt in vielen seiner Werke hindurch, bricht bald wild als glühender Haß gegen das Zarentum hervor, klingt bald wie die leisen Töne einer im Lufthauche erzitternden Laute nach. In der Heimat hatte er nun nichts mehr zu hoffen, und es ergriff ihn jetzt die Sehnsucht nach fremden Ländern mit solcher Allgewalt, daß er dem Drange folgen mußte. Das war im Jahre 1831, und dieses Jahr bezeichnet einen der Wendepunkte in dem Leben Slowackis. Dieser Wandertrieb wurde der Dämon seines Lebens. Unstät schweifte der Dichter nun von einem Orte zum andern, ohne irgendwo die innere Ruhe und den beschaulichen Lebensgenuß zu finden. Auch seine pessimistische Grundstimmung trat nun in seinen Schriften immer stärker hervor. Im März 1831 reiste er über Dresden nach der englischen Hauptstadt. Aber das Leben und Treiben daselbst vermochte ihn nicht auf die Dauer zu fesseln, und sein unruhiger Sinn führte ihn noch in demselben Jahre nach Paris, wo er — wie oben erwähnt — seine

*) Erzählende und lyrische Gedichte von Julius Slowacki. Metrisch übertragen von Albert Weiß. Halle, Hendel 1888.

Digitized by Google

Werke in zwei Bänden herausgab. Diese Dichtungen fanden sowohl beim Publikum, als auch bei der Kritik nur wenig Anklang. Denn einerseits entfernten sie sich zu weit von dem nationalen Boden — und es war, wie bekannt sein dürfte, eine Hauptforderung, welche der angesehene Brodzinski erst vor kurzem an die polnische Litteratur gestellt hatte, daß sie national sei — und andererseits huldigten sie einer Tendenz, dem ausgebildeten Pessimismus, der bis dahin in der polnischen Litteratur noch keine tiefen Wurzeln gefaßt hatte. Daß das ungünstige Schicksal seiner Schriften einen Stachel in der Seele des Dichters zurückließ und sein ohnehin schon genug verdüstertes und verbittertes Gemüt noch mehr umnachtete, läßt sich denken, wenngleich er in der Vorrede zum dritten Bande seiner Dichtungen, dem ein ähnliches Los wie seinen Vorgängern zu teil wurde, sagt: „Bisher weder durch Beifall ermutigt, noch durch die Kritik — abgethan, werfe ich den dritten Band in den schweigenden Abgrund, der die beiden ersten verschlang," und voll Bitterkeit fährt er fort: „Vorbei ist jene glückliche, für die Litteratur aber nichts weniger als erspriessliche Zeit, in der eine im „Tageblatte" aufgenommene Ode, Romanze oder Ballade einen Dichternamen verlieh. Dreißig oder noch weniger Abonnenten brachten den neuen „Namen" mit auf den Parkettboden der Salons, und der romantische Dichter erhielt dort in der Taufe einen — berühmten Namen. Zu guterletzt spie auch die Tagespresse in schleierhaften Feuilletons aus ihrem Sphinx-Rachen das Rätsel des Autorenruhmes. Nicht hoffen will ich, daß meinem „Lambro" ein ähnliches Schicksal auf dem Löschpapiere der „Tageblätter" bevorstehe." Außer „Lambro" enthielt der dritte Band lyrische Gedichte. Diesen Band veröffentlichte er in Genf, wo er sich im Dezember 1832 niedergelassen hatte. Hier an dem Ufer des lieblich blauenden Lac Leman, in der Nähe der ehrfurchtgebietenden Riesen der Alpenwelt, die seine Seele erhaben und feierlich stimmten, fand er — wenn auch nur für kurze Zeit — jene Ruhe, die kein, auch nicht der gottbegnadetste Künstler bei seinem Schaffen entbehren kann. Hier lebte er fast vier Jahre in stiller Zurückgezogenheit und schrieb eine Reihe Dichtungen, strotzend von Farbenfülle und nationalen Ideen, so das Drama „Kordyan", das sich nach mancher Seite hin an Goethes Werther und Byrons Manfred anlehnt. Es zeigt uns — was seine politische Grundstimmung anbetrifft — des Dichters tiefen Haß gegen den russischen Herrscher und — was seine Weltanschauung anbetrifft — des Dichters Pessimismus, seine innere Zerfahrenheit und sein schwankendes Streben, und diese seine Haltlosigkeit überträgt er auf den Helden der Dichtung, den er — als der Augenblick der Entscheidung heranrückt und ein entschlossenes Handeln nötig ist — willenlos erschlaffen läßt, gerade so wie Slowacki selbst, den auch der Mangel an Willensstärke und praktischem Lebenssinn in den Wirren des Lebens falsche Wege einschlagen und zum Verhängnis werden ließ. „Kordyan" ist reich an poetischen Schönheiten, die Sprache erhebt sich an einzelnen Stellen zum dithyrambischen Schwunge; dem Stücke fehlt aber die Korrektheit des inneren Zusammenhangs, der technische Aufbau, weshalb es auch nicht auf „die Bretter" gelangte, „welche die Welt bedeuten". Anders verhielt es sich mit dem Trauerspiel „Mazeppa", das ebenfalls aus der Zeit des Genfer Aufenthaltes stammt. Die Anforderungen, die der Kunstrichter und Dramaturg an ein gutes dramatisches Gedicht zu stellen berechtigt ist, „tiefe Darstellung der verschiedenen Leidenschaften, einen allgemeinen Austausch gegenseitiger Zuneigung. Erhabenheit des Charakters, Ausdruck der Wünsche, einen überraschenden Inhalt und eine gewählte Sprache" — wie der indische Dichter Bhavabuti in dem Vorspiele zu seinem „Malati und Madhava" sagt — diese Vorzüge eines guten Dramas verschmelzen sich in Slowackis „Mazeppa" aufs glücklichste, und deshalb war es lange Zeit ein zugkräftiges festes Stück, obwohl es an Feuer der Empfindung und wirkungsvoller Sprache an „Kordyan" nicht heranreicht. Dem letzteren nähert sich vielmehr „Balladyna", wohl eine der originellsten Schöpfungen Slowackis, in dem ein Shakespearescher Geist weht. Auch die Lyrik Slowackis und zwar die Liebeslyrik zeitigte während des Genfer Aufenthaltes eine duftige Blüte: das wehmütig ergreifende Idyll: „In der Schweiz". in welchem er seine Liebe zu einem Mädchen seines Volkes — Marie Wodzinska — rührend besingt. Es war ein süßer Liebestraum, der aber jäh entschwand. Im Februar 1836 führte ihn sein Wandertrieb nach Italien, und bald betrat er den heiligen Boden Roms, die Stadt der Sehnsucht aller Künstler. Er machte hier die Bekanntschaft des leiblich und seelisch unglücklichen Dichters, Landsmannes und Grafen Sigismund Krasinski, mit dem ihn bald innige Freundschaftsbande vereinigten. Im Spätherbst desselben Jahres trat er dann seine Orientreise an und besuchte Griechenland, Egypten und das Land, wo der Stern des Christentums aufging. Sein Talent und Drang zum poetischen Schaffen empfing auf dieser Reise fruchtbringende Keime; wir erinnern nur an die ergreifende Erzählung: „Der Vater der Pesterkrankten in El Arisch". Nach Italien zurückgekehrt, besuchte er wieder seinen Freund Krasinski in Florenz und schrieb die in Prosa abgefaßte, an den biblischen Stil erinnernde, meisterhafte Allegorie: „Anheli", in der er mit glühenden Farben die sibirischen Schrecken malte. Im Dezember 1838 siedelte er nach Paris über und beschäftigte sich nun mit der Herausgabe aller seit „Kordyan" entstandenen Schöpfungen, die schnell erfolgte. Unter seinen zuletzt verfaßten Dichtungen sei noch „Lila Veneda" erwähnt und das leider unvollendete, großartig angelegte „Król duch" (König Geist) eine „Legende der Jahrhunderte" der polnischen Geschichte. Hier in Paris verblieb Slowacki bis an sein Ende mit Ausnahme einer Frist, die er zu einem Besuche seines Heimatlandes und Breslaus verwendete. Die letzten Lebensjahre brachten dem Dichter noch manches Leid. Das geschah namentlich durch seinen Beitritt zu der mystischen Sekte Towianskis, der fast alle polnischen Emigranten in seine Netze zu ziehen wußte, und durch die Feindschaft mit Mickiewicz. An Leib und Seele gebrochen,

Digitized by Google

starb Slowacki nach schwerem Krankenlager am 3. April*) 1849. —

Slowackis Muse zeigt ein düsteres Antlitz, die, grübelnd in den Tiefen der Schwermut und des Zweifels, ohne Hoffnung auf irdisches Glück, auf die Unvollkommenheiten unseres Sternes herabblickt und mit Vorliebe die Schattenseiten des menschlichen Lebens aufsucht. Soviel steht aber fest: der arme Pariser Philoktet war eine tiefe, reich begabte Dichternatur, deren Hauptgrundzüge eine alles hintansetzende Subjektivität und eine durch und durch pessimistisch-skeptische Welt- und Lebensanschauung waren. Das sind die Pole seines poetischen Wollens und Könnens. Es scheint fast, daß er den berüchtigten Satz der romantischen Schule, „die Willkür des Dichters leide kein Gesetz über sich," zur Richtschnur bei seinem Schaffen gemacht habe. Man weiß, welch heillosen Unsinn und Wirrwarr dieses Gesetz bei den Jüngern Schlegels hervorgerufen hat und man muß bedauern, daß auch Slowacki dieser Forderung huldigte. Gerade „dieser Mangel an künstlerischer Objektivität", das Durchbrechen der Schranken, die jede echte Kunst wahren muß, rächte sich grausam an Slowacki: er zog sich dadurch die Feindschaft des hervorragendsten slavischen Dichters der neueren Periode, des Adam Mickiewicz zu, der anfangs bei seinen Vorlesungen die Schöpfungen Slowackis mit Stillschweigen übergangen hatte, später aber dessen Dichterberuf und seine Verdienste um die polnische Litteratur anerkennen mußte. Es entbrannte ein heftiger, öffentlich geführter Federkrieg, in dessen Verlaufe Mickiewicz seinen Landsmann den „Satan der Dichtkunst" nannte, erstens wegen seiner Himmel und Erde stürmenden Subjektivität, welche den Schöpfungen seiner Muse die plastische Ruhe nahm und arge Kompositionsfehler verursachte, und zweitens wegen seiner verneinenden Weltanschauung. Dieses „Dämonische seiner Richtung" entzog ihm auch die Gunst seines Volkes. Slowackis Dichtungen sind zuweilen ätzend wie Scheidewasser. Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni — das scheint sein Glaubensbekenntnis gewesen zu sein. Mit der reinen Verneinung der bestehenden Welt ist aber nicht viel gethan, mit ihr läßt sich keineswegs die gähnende Kluft zwischen dem unvollkommenen Erdenleben und dem vorschwebenden idealen Leben überbrücken. Gewiß war es ein Vorzug der Slowackischen Muse, die in dem gesellschaftlichen und politischen Leben seines Volkes verborgenen Widersprüche ans Licht zu ziehen. Auf diesem klar vorgezeichneten Pfade hätte Slowacki bleiben sollen, anstatt sich später auf die irreführenden Seitenwege einer alles bezweifelnden Lebensansicht zu begeben. Die Zukunft war sein Ideal, von ihr erhoffte er die Erfüllung seiner heißesten Wünsche und er hat dieselben, ohne sie verwirklicht zu sehen, mit sich ins Grab genommen. Er strebte nach dem Lorbeerkranze und „bat um Verzeihung" — wie er selbst sagt — „wenn er sich ein bescheidenes Plätzchen in den — Erinnerungen einer glücklichen Zukunft zu sichern suchte". Dieser sein Wunsch ist jetzt nach vierzig Jahren erfüllt. Das Interesse und das Verständnis, welches die Nachwelt Slowackis seinen Schöpfungen entgegenbringt, ist kein oberflächliches. Und kann unsere Zeit den Dichter auch nicht von dem Vorwurfe der Selbstverschuldung seines oft grausigen Elends ganz freisprechen, so hat sie doch, nachdem sie sich liebevoll in die Eigentümlichkeiten seines Herzens und Geistes versenkt hat, manches entschuldigt und verziehen, und der Name Julius Slowacki bleibt der Zukunft gewahrt. Und fürwahr, er verdient es auch! Denn Slowacki war trotz seiner Mängel — ein echter, eigenartiger Dichter. Ein kühner Gedankenflug, der viele vor Slowacki lebende slavische Dichter weit hinter sich ließ, eine Begeisterung für das Schöne, die sich oft bis zur berauschenden Verzückung steigerte, eine unvergleichbar bilderreiche und schwungvolle Sprache, die hier wie der Donner der Meeresbrandung stürmisch dahinrollt, dort wie das trauliche Geflüster einer einsamen Waldquelle ertönt und die süßesten Empfindungen und Ahnungen in der Seele des Hörers erweckt — das sind die Lichtseiten von Slowackis Dichternatur. Diese Vorzüge haben auch in unseren Tagen ein warmes Interesse für Slowacki hervorgerufen. Das beweisen die vielen Übersetzungen seiner Schriften, von denen die oben erwähnte, von Albert Weiß herrührende die neueste ist, und es ist nur ein kleiner Zoll der Verehrung, die wir dem Dichter schulden, wenn wir kurz auf den Inhalt des — nebenbei bemerkt — äußerst wohlfeilen Bändchens eingehen. Fünf epische Erzählungen und acht lyrische Gedichte treten uns hier zum ersten Male in deutscher Sprache entgegen. Das erste, „Hugo", ist eine Erzählung aus der Ordenszeit. Hugo, der dem Glaubensheere angehört, entflieht mit einer dem Herrn dienenden Maid, die er liebt, auf sein Stammschloß in Littauen, wo er vor den Nachforschungen der heiligen Fehme sicher zu sein glaubt. Hier angelangt, wird er wegen der Entführung Blankas aus dem Kloster von „dem Rächer der Freveltat", der ihn aufgespürt hat, mit dem Tode bedroht. Er verbirgt sich im nahen Heidentempel, nachdem er Blanka seine vollständige Rüstung und das Demantkreuz zurückgelassen hat. Diese, welche Hugos Kleider anlegt, wird von dem Rächer für Hugo selbst gehalten und empfängt den Todesstreich. Kaum ist's geschehen, da stürmt Hugo in den Saal und sieht seine Braut — als Leiche. Markerschütternd gellt seine Klage:

„„Zu retten hofftest, unglückselig'ge Maid,
Durch Deinen Tod Du mich vom Untergang?
Kann leben ich, wenn mir die Kette sprang,
Die mich dem Glück verband?" — so ruft er hohl:
„Nein! Blanka, lebe wohl, auf ewig wohl.""

Mit diesen Worten wankt er aus dem Saal und folgt seiner Braut nach. — „Mnich" ist eine Erzählung aus dem Orient und enthält das Beichtgeheimnis eines Mönches, welcher der Väter Glauben verlor und — vom Vater verflucht — in der Welt umherirrt. Verfolgt von blinden Schicksalstücken, erschlägt er zuerst seinen eigenen Bruder, mit dem er oft das

*) Als Todestag Sl's. wird auch der 5. April angegeben. (A. W.).

Digitized by Google

letzte Stück Brot geteilt. Durch Verrat seines Vaters wird ihm sein Pferd, „der treueste Genoß des Arabers im Wüstenmeer," getötet, und, nachdem er in ein Kloster eingetreten ist, erschlägt er unwissentlich auch seinen Vater, welcher mit einer Räuberschar das Kloster plündern wollte. — Überaus herzergreifend sind die Qualen und Gewissensbisse des Bruder- und Vatermörders geschildert, der nun auch in Zwiespalt mit seinem Gotte geraten ist. Er fühlt sich verfehmt und wünscht einst in der Steppe begraben zu werden:

„Vielleicht, daß meiner Sterbeglocken Klang,
Wenn er verhallend bis zur Wüste drang,
Den Araber, der matt vom Straußenritt
Zu kurzem Rasten aus dem Sattel glitt,
Mit dumpfem Grabeston vom Traum erweckt,
Bis wieder er, im Schlummer hingestreckt,
Im Traume selbst den — Königsmörder sucht
Und zähneknirschend meinen Namen flucht" —

„Arab" schildert uns in lebenswarmen Bildern die Zerstörungswut eines Arabers, der, wohin er kommt, Tod und Verderben bringt.

„Dem bring ich Tod, der vor dem Tod sich scheut,
Dem Herzeleid, der sich des Lebens freut."

So stürmt er durchs Leben und befriedigt auf jede mögliche Weise seinen Vernichtungstrieb. Man kann sich beim Lesen dieses Erzeugnisses Slowackis kaum des Gedankens erwehren, daß der Dichter dem Araber Züge von seinem eigenen Selbst gegeben, daß er in seiner menschenfeindlichen Stimmung das sonnige Glück fremder Menschen nicht hat ertragen können. Immerhin gehört „Arab" zu den Glanzleistungen Slowackis. — Über „Lambro" sagt der Dichter in der Vorrede zum dritten Bande der Pariser Ausgabe: „Lambro ist ein Mensch ganz nach dem Bilde unseres Zeitalters mit seinen erfolglosen Bestrebungen. Er ist der verkörperte Hohn des Schicksals, und sein Schicksal gleicht ganz dem so manches jetzt sterbenden Menschen, von dem die Freunde sagen, was er — hätte sein können, die ihm Fernstehenden aber, daß er — nichts gewesen sei! Lambro stand einst an der Spitze der durch die Zarin Katharina zur Empörung aufgereizten Griechen. Verraten von dieser nordischen Herrscherin, wird er nach vielen mißlichen Versuchen zum Seeräuber. Ryga, der zweite Held der Erzählung, der Dichter der berühmten Hymne des Aufstandes*) wurde von den Österreichern den Griechen ausgeliefert und starb einen schimpflichen Tod; er wurde aufgehängt an den Mast der Fregatte." Aber das Schiff wurde mit Freund und Feind durch Lambro verbrannt. Er selbst endete durch „Mohnsaft". Es ist ein packendes Gemälde, das Slowacki hier vor unserem seelischen Auge entrollt. — „Zmija," die letzte der epischen Dichtungen, ist — wie Slowacki selbst gesteht — „fast nur Phantasiegebilde. In der Ukraine zeigt uns das Volk noch heutzutage einen umfangreichen Burgwall unter dem Namen Zmija. Einige halten Zmija für einen der ersten und ältesten Kosaken-Hetmans. Nach einer andern Sage trug der Satan einen großen Felsblock herbei, um mit ihm eine Kirche umzustürzen, ließ aber, erschreckt vom Hahnengeschrei, den Fels fallen." Slowacki ist der erstere wähnten Sage gefolgt und hat manche geschichtlichen Thatsachen mit derselben verflochten. In „Zmija" spiegelt sich Slowackis dichterische Natur, seine schrankenlose Phantasie, sein ungestümer Lebensdrang und seine sprunghafte Vortragsweise am treuesten wieder. Im großen und ganzen ist es ein verschwommenes Bild, auf dem sich die auftretenden Personen nicht scharf genug abgrenzen und oft ebenso schnell und rätselhaft verschwinden, wie sie gekommen sind. Es ist reich an köstlichen Naturschilderungen; so schildert der Dichter die erwachende Steppe folgendermaßen:

„O, wie ist's herrlich, morgens im Kühlen
So zu versenken sich in die Steppen:
Feierlich rings dies nächtliche Schweigen;
Kaum vor der Dämmerung barg sich das Mondlicht,
Flimmerud im Norden nur noch die Sterne,
Rötet der Himmel sich schon im Osten,
Hüllt sich in Purpur,
Gold oder Wolken,
Ewig im Wechsel,
Bis in der Ferne
Löschen die Sterne,
Bis auf den Fluren
Perlender Tau schmückt die Rosen.
— — — — — — — — — — — — — — —
Über den Steppen
Erhebt sich die Sonne,
Wandelt die Welt in ein
Feuergemälde,
Funkelnd in lautrem Golde." —

Es ist zweifellos ein Verdienst des Übersetzers, uns auch einige Proben von Slowackis Lyrik gegeben zu haben. Der Raum gestattet es nicht, hier tiefer auf den lyrischen Anhang einzugehen, der keine poetischen Nippsächelchen, keine Backfischpoesie, sondern lyrische Gedichte enthält, die einen ernsten geistigen Kern besitzen, so namentlich die beiden letzten: „Rom" und „Sonnenaufgang vor Salamis". Folgendes Gedicht mag uns zur Probe dienen:

„Im Osten kaum ihr Angesicht enthüllt
Die Sonne, die das Thal mit Glanz erfüllt,
Zu Thränen schmilzt der Nebel auf der Au'
Und ziert der Rose Kelch mit Perlentau —
Kaum blicktest du mir in das Herz hinein,
Die du verklärst mein dunkles Erdensein,
Zu Thränen schmolz mein Glück: der Wahn entschwand,
Und Demanttau nur netzt mir Aug' und Hand!
Kein Glück mehr findet, wer erstarb in dir!
Auch meine Qualen schwinden nimmer mir.
Nimmt dermaleinst im Flügellauf der Zeit
Auch unsere Seelen auf die Ewigkeit,
Sie werden selbst im Himmel nicht vereint;
Denn stürmt's in mir — in dir die Sonne scheint"

Überblicken wir zum Schluß die Slowackische Poesie in ihrer Ganzheit, so müssen wir unsere oben aufgestellte Behauptung, daß Slowacki ein äußerst reichbegabter Dichter gewesen ist, bestätigen. Er war reich an Schattenseiten, aber auch reich an Lichtseiten, und sicherlich wird sein Name in den Herzen nicht nur seines Volkes, sondern auch manch anderen Volkes fortleben und nicht in dem Strome der Vergessenheit untergehen. Slowackis seelenverwandter

*) Das Gedicht beginnt mit den Worten: „Śpiéwa Hnidéz tur Tékeiow"

Digitized by Google

Landsmann Leonhard Sowiński hat in „Des Dichters Grabschrift", die auf ihn selbst paßt, auch Slowacki gezeichnet:

„Er war so reichbegabt, sein Glüh'n so heiß,
Doch ließ ein Wahn ihn diesen Schatz vergeuden:
Für leere Lockung, für der Thorheit Freuden
Gab er Entrücken, Liebe, Glauben preis.

Er war ein Dichter, träumend im Genuß,
Ob ihm die Lust des Wonnebechers lachte,
Ob er den falschen Göttern Opfer brachte,
Er und die Brüder glichen Sisyphus.

Er sang von Sturm und Blitz und Zwielichts Bangen,
Von unerfülltem Tantalus-Verlangen,
Er ward nicht von der Menge mitgetrieben,
Was er erzählte, schien mit Blut geschrieben,
Mit heißen Zähren, tiefster Seelenqual;
Er starb, vergessen — ach, im Hospital!"

Letzteres trifft nicht ganz zu: vergessen ist Slowacki nicht, kann auch nicht vergessen werden. Und wir hoffen, daß dieser Lorbeerkranz, den wir heute an seinem achtzigsten Geburtstage auf des Dichters Grabhügel niederlegen, den Namen Julius Slowacki noch unvergeßlicher machen wird.

## August Brizeux.

Von Adolf Kohut.

Im vorigen Jahre, dreißig Jahre nach seinem Tode, haben sie August Brizeux, dem am 12. September 1806 zu Lorient in der Bretagne geborenen und im Mai 1858 zu Montpellier gestorbenen französischen Dichter, in ersterer Stadt ein würdiges Denkmal gesetzt. Es wurden bei der Enthüllung des Standbilds von seiten des französischen Ministerpräsidenten Floquet und anderer französischer Staatsmänner und Schriftsteller schwungvolle Reden gehalten, welche die politische und dichterische Bedeutung dieses Poeten feierten. In Deutschland hat man meines Wissens von ihm fast gar keine Notiz genommen, und doch verdient es der bei uns fast unbekannte Verfasser der 1884 in zwei Bänden erschienenen „Oeuvres complètes", dessen Dichtungen, wie z. B. „Les Bretons", 1845 von der französischen Akademie gekrönt wurden, und der selbst Jahre lang ihr Mitglied war, daß seiner bei uns gleichfalls gedacht wurde. Zwar hat bereits vor 16 Jahren meine verehrte Freundin, die Frau Sanitätsrat Dr. Sophie Hasenclever in Düsseldorf, die hochbegabte Tochter Wilhelm von Schadows, eine treffliche Übersetzung der Perlen der Brizeuxschen Lyrik veröffentlicht, und auch ich habe in meinem 1877 erschienenen Buche: „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe" auf ihn nachdrücklich hingewiesen, — aber unsere Zeit hat leider ein schwaches Gedächtnis. Hierzu kommt noch, daß Brizeux in Bezug auf Volkstümlichkeit es nicht verstanden hat, sich mit Victor Hugo, Alfred de Musset und Béranger auf eine Stufe zu stellen, obschon einige seiner Dichtungen in Bezug auf Gemütstiefe, Zartheit, Anmut und meisterhafte Form sich mit den Erzeugnissen der genannten Dichtergrößen sehr wohl messen können.

Legen wir daher einen bescheidenen Kranz auf das Grab des ausgezeichneten Dichters, wobei wir zum großen Teil den lehrreichen Mitteilungen Sophie Hasenclevers folgen.

August Brizeux war, wie schon gemeldet, seiner Abstammung nach ein Bretone; er leitete seinen Ursprung von den Kelten ab, die sich in ihrem Ursitze England vielfach mit den Sachsen berührt und verbunden haben. Durch ihre Auswanderung nach Frankreich mag sächsisches Wesen mit in die Bretagne hinübergetragen worden sein, und die Sachsen haben wiederum ihren Stammesbrüdern in Deutschland durch Lieder und Sagen das keltische Element übermittelt. In der That zeigen die bretonischen Volkslieder eine große Verwandtschaft mit den deutschen. August Brizeux dichtete jedoch ausschließlich in französischer Sprache, obschon er des Bretonischen ebenfalls vollkommen mächtig war. Wie bestrickend mußte die Heimat Brizeux' auf dessen Gemüt wirken! „Sie vereinigt," sagt Sophie Hasenclever, „alle Reize und alle Schrecken der Natur, Gegensätze, die so heftig auf ein empfängliches Gemüt wirken. Das Meer bespült die Küste, welche in kühnen Umrissen die letzte westliche Spitze Europas bildet; schauerliche Felswände, unterhöhlte Vorgebirge, Klippen und Inseln, Sprudel und Trichter am Gestade, im Innern des Landes aber idyllische Thäler, blühende Ebenen und reine Flüsse! Dazu eine Vegetation, die den Schmuck des Nordens und Südens vereinigt, Eichen und Fichten, echte Kastanien, Taxus- und Stechpalmbäume. In anderen weniger fruchtbaren Strichen dehnen sich Haiden, deren Einförmigkeit nur durch zerstörte Runensteine, Menhirs oder Dolmen genannt, von denen man glaubt, daß sie Heldengräber bezeichnen, unterbrochen wird. Diese weiten Flächen in ihrer schwermütigen Stille stimmen das Gemüt zur Betrachtung, und der Strom der Phantasie, durch die mannigfaltigen Eindrücke jener reichen Natur geschwellt und verbreitert, vertieft sich hier und gewinnt an nachhaltiger Kraft. Die Menschen, welche die Staffage dieser Landschaft bilden, oder für welche sie vielmehr der Hintergrund ist, geben dem Dichter schon durch ihre äußere Erscheinung Stoff zu mancher malerischen Schilderung. Männer und Frauen sind von kräftigem Wuchs und edler Haltung, ein Geschlecht, noch ungebeugt von der Herrschaft des Lasters, in eigentümliche, kleidsame Trachten gehüllt."

Solche Bilder vor Augen, wuchs Brizeux auf und so erfüllt seine Seele schon frühzeitig ein Schatz von Schönheit und Dichtung. Sein Vater diente während der französischen Republik als Chirurg in der Marine; nach dessen frühem Ableben widmete sich die Mutter, eine edle Frau, voll Gemütstiefe und Herzensreinheit, ganz der Erziehung ihres begabten Sohnes. Wie bei Goethe, Heine und Uhland der mütterliche Einfluß ein gewaltiger war, so auch bei Brizeux. Er hat ihr in seinen Liedern ein schö-

Digitized by Google

nes Denkmal gesetzt. Eins dieser tiefempfundenen Gedichte wollen wir hier zur Kennzeichnung seiner Liebe zur Mutter mitteilen. Es lautet:

O Mutter, wen, wen sollt' ich lieben, wenn nicht Dich?
Dich, deren Herz durch meines schlägt, die zärtlich mich
Im Geist umschwebt, deren liebende Gedanken,
Wie Engel, Tag und Nacht um meine Wohnung schwanken,
Die tausende von Gefahren zieht, die fernher drohn,
Und tausend Schmerzen abnt, bereit für ihren Sohn.
Und Deine Freude? Ach, Du hast ja nur die eine,
Von mir mit Deiner Mutter, die ja auch die meine,
Zu reden früh und spät. Denn sieh', mir blieb an Euch,
Trotz meinem Mißgeschick, das Streich versetzt auf Streich,
Die Stütze doch, die doppelte, die zwiefach treue!
Von Eurem Sohn und Enkel sprecht Ihr stets aufs neue,
Warum der Brief, den er gewiß schon lange schrieb,
Nicht endlich kommt? Wo nur das teure Blatt verblieb?
Und kommt es dann, wächst Sorge nur und Sehnen,
Ihr netzet es, wie ich vorher gethan, mit Thränen.
Dann pflegt Ihr Rat und Du setz'st Dich zum Schreiben hin
Und sagst, um anzuspornen meinen schlaffen Sinn:
„Bestimmt war's so, wie's kam, für Dich und mich, ertrage"; Du mahnst, Du bittest selbst, wenn's Not thut: „O entsage
Dem Stolz, der Scheu, dem Zorn, der mit bretonschem Blut
Dein Vater dir vererbt!" Denn eh' die Feder ruht,
Hast Du manch' holde Kleinigkeit noch zu erzählen,
Streust Blumen mir, die rasch erblühn in Frauenseelen,
Sagst Worte, die man küßt und wiederholt für sich;
O Mutter, wen, wen sollt' ich lieben, wenn nicht Dich?
Ja, triumphiert mein böser Stern, muß ich erliegen,
Kann Deine Weisheit nicht, Dein Rat ihn nicht besiegen,
Verwelkt die Seele mir, ach! von vergeh'nen Müh'n,
Wird matt mein Leib im Kampf, zu wem denn sollt' ich flieh'n?
Zu wem? Zu Dir, zu Dir, die Allen Nachsicht schenkt,
Die nie durch einen späten Vorwurf zntalos kränkt,
Die jugendfrisch sich ihren klaren Geist erhalten,
Und deren reine Stirn noch frei von trüben Falten.
Sitz'st bei der Arbeit Du im Winter spät noch wach
Und denkst mit trüber Seele meinem Schicksal nach,
Wie ich für immer scheid, mir selber nicht zum Segen,
In solchem Augenblick, wenn fast Dein Mut erlegen,
Dein Herz zu schweigen droht in banger Zweifel klar,
Dann nimm das Buch zur Hand bei Deines Lämpchens Strahl.
Ach, wenn Du lies'st, was ich, erfüllt von Dir, gedichtet,
Dann siehst Du mich, dann plaudern wir; an Dich gerichtet
Ist alles, Deine Lehren find'st Du, Deine Schmerzen,
Was wir gedacht, was wir gefühlt aus Einem Herzen!
Dies Buch ist voll von Dir! O möge mein Gesang
Dir Balsam tau'n die schlummerlosen Nächte lang!
Merkst Du ein frisches, liebes Wort Dir an, so wisse,
Als Kind hört ich's von Dir, mich lehrten's Deine Küsse!
Mit Deiner Milch floß mir der Liebe Honig zu,
Und was ich singe, sangst an meiner Wiege Du.

Brizeux machte seine ersten Studien bei dem Abbé Lenir, Pfarrer von Arzanno, einem Städtchen in der Bretagne, der seinem Zögling die Verehrung für die großen Männer des Altertums einprägte; im Kollegium von Vannes setzte er seine Studien fort, besuchte dann das Kollegium in Arras und arbeitete in L'orient auf dem Bureau eines Advokaten. Er begab sich kurze Zeit darauf nach Paris, um an der dortigen Hochschule seine juristischen Studien zum Abschlusse zu bringen.

Hier war es, wo er seine ersten Gedichte schrieb. Gerade zu jener Zeit tobte in Frankreich der Kampf zwischen den Klassikern und Romantikern in der Dichtkunst, doch schloß er sich keiner der beiden Richtungen ganz an, sondern bewahrte sich seine Selbständigkeit. Er hatte nun seinen eigentlichen Beruf — den der Litteratur — entdeckt und entsagte ganz dem Rechtsstudium.

Brizeux versuchte sich zuerst im Drama, dann in lyrischen und beschreibenden Gedichten. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich auf ihn, als er 1831 sein liebliches Idyll: „Marie" herausgab; nicht minder beifällig wurden aufgenommen: „Les Ternaires" (1841), „Les Bretons" (1845) — von der Akademie, wie bereits erwähnt, gekrönt — „Histoires poétiques" (1855) u. a. Außerdem gab er eine Prosaübersetzung von Dantes „Göttliche Komödie" heraus. Italien war sein Lieblingsaufenthalt. Viermal besuchte er dieses Land seiner Sehnsucht und dort eignete er sich die klassische Schönheit der Form an. Die erwähnte Dante-Übersetzung ist gleichfalls eine Frucht seiner Reisen. Einen Winter verbrachte er in Marseille, wo er im Athenäum einen Kursus über die schönwissenschaftliche Litteratur der Franzosen hielt. Besonders magisch zog ihn jedoch stets seine von ihm über alles geliebte Heimat an. Es gewährte ihm den höchsten Genuß, mit den bretonischen Landleuten wie mit seinesgleichen zu leben, ihren Erzählungen und Balladen zu lauschen und ihnen dieselben in neuer Gestalt, aus seiner Seele wiedergegeben, vorzusingen. Er war deshalb eine in der Bretagne vom Volke allgemein verehrte und beliebte Persönlichkeit; man betrachtete ihn gleichsam als die Verkörperung der bretonischen Volksseele. Die französische Akademie wählte den gefeierten Dichter zu ihrem Mitgliede. In einem Alter von 55 Jahren raffte ihn 1858 in Montpellier der Tod dahin. Nach seinem Wunsch wurden seine sterblichen Überreste in seine Heimat Lorient überführt und im Angesicht der See, welche er so herrlich besungen, beigesetzt.

Am unvergleichlichsten ist unser Dichter, wenn er, gleich dem Antäus in der Fabel, die heimatliche Erde berührt, wenn er das bretonische Volksleben schildert. Hier zeigt sich das tiefe Gemüt des Dichters, die große Naturtreue und Grazie seiner Muse. Mögen einige Proben meine Behauptung erhärten:

### 1. Die Mutter des Rekruten.

Die Bursehen ziehn vorbei, die heute traf das Los,
Mit Jubel Ein'ge, And're weinend; waffenlos
Noch Alle und in Landestracht. Seht dort am Raine
Hält still der Trupp. Denn aus dem Dorfe hier stammt der Eine.
Das ist ein Händeschütteln! Seine Freunde stehn
Im Kreis umher, man schenkt ihm ein: „Auf Wiedersehn,
Mut, Mut!" so schallt's aus jedem Mund. „Auf Gott vertraue!"
Und wie er steht und nach den letzten Häusern schauet,
Da stürzt ein Weib herbei und wirft sich an sein Herz,
Ach, seine alte Mutter ist es, welch ein Schmerz,
Welch Schluchzen, welche Küsse! O was gleicht dem Gram
Der Mutter, der in ihrem Kind man alles nahm?
Fort, fort, der Trupp zieht ab! Doch nur dem inn'ren Drange
Gehorcht das arme Weib; sie folgt mit raschem Gange.
„Lebewohl," spricht er, „lieb' Mütterchen, jetzt geh' zurück!"
„„Nein, nein, mein Sohn, mein Kind, noch einen Augenblick!""
„Kehr um, kehr um!" Wie zärtlich streuen jene Beiden!
„„Dies Stückchen noch, zum letzten Mal vor ew'gem Scheiden!""
Der Jüngling flieht zurück, da sie nicht weichen will.
„„Mein Kind, mein Sohn, ich sterbe, ach, mein Herz steht still!""

### 2. Die Hütte.

Der Bauer.

Sahst Du unsre Gräfin heute
Am Altar, im Schmuck der Bräute?
Goldumstrahlt, wie Sterne Licht?
All' die feinen Herrchen raunten,
Wie sie schön ist, alle staunten —

Digitized by Google

Bäuerin.
Ja, aber sie beteten nicht.

Bauer.
Armes Weibchen, sahst am Abend
Du die Tafel herrlich, labend,
Jedes köstliche Gericht?
Im Schlaraffenland, ich meine,
Giebt's nicht soviel selt'ne Weine —

Bäuerin.
Ja, aber sie tranken nicht!

Bauer.
Und der Spaß, als auf der Schwelle
Meister Gilles uns, der schnelle,
Der ein kecker Teufelswicht,
Ohne Furcht vor all den Gästen
Seine Späße gab zum Besten —

Bäuerin.
Ja, aber sie lachten nicht. —

Bauer.
Dann den Kerzenglanz beim Balle,
Rote Lämpchen in der Halle,
Die ein Blumenkranz umflicht;
Sahst die Spiegel Du im Rahmen
Und den Putz, den Schmuck den Damen —

Bäuerin.
Aber sie tanzten nicht. —

Bauer.
Und das Bett mit Damastfalten,
Engel, die den Himmel halten,
Seidne Decken, weich und dicht —

Bäuerin.
Ja, ich sah's, doch viel vergnügter
Sind im Hüttchen wir, begnügter,
Denn sie lieben sich nicht.

### 3. Das Dörfchen.

Erschreckt nur nicht, wenn still ich durch die Haide gleite,
An Euren Häusern stumm wie ein Geist vorüberschreite;
Ich bin kein Dieb, nur ein Verliebter, gute Leute!

Hier war's, wo rascher als der Wind,
Ich nachsprang einst dem wilden Kind,
So jung wie ich und so geschwind.

Da als vereint wir sprangen, schleich' ich einsam heute;
Habt keine Angst, wenn still ich hier vorüberschreite;
Ich bin kein Dieb, bin ein Verliebter, gute Leute!

Und flog ihr Häubchen windbewegt,
Sah's aus, als wenn die Flügel schlägt
Ein Täubchen, das sich munter regt.

Der wilde Vogel ward des Vogelstellers Beute!
Habt keine Angst, wenn ich hier still vorüberschreite,
Ich bin kein Dieb, bin ein Verliebter, gute Leute!

Und Sonntags, auf dem Markt, voll Neid
Sprach Mancher seht, es wird zur Zeit
Des Kirchspiels Blume diese Maid!

O Blume, die für einen Andern Düfte streute! —
Habt keine Angst, wenn ich hier still vorüberschreite,
Ich bin kein Dieb, bin ein Verliebter, gute Leute!

Von einem eigenartigen Zauber sind seine Liebesgedichte umweht, die fast sämtlich das Gepräge des Volksliedes an der Stirne tragen. In den heiteren wie in den ernsten Weisen zeigt sich der gottbegnadete Dichter; es vereinigen sich bei ihm inniges Gefühlsleben mit einer oft hinreißenden Stimmungsmalerei. Wie reizend ist nicht das Liedchen, worin er das Zwiegespräch des Jünglings und Mädchens beschreibt, welche, wilde Blumen in den Händen, am Waldesrand plaudern. Sie fragt ihn, ob er sie liebe, wenn der Ginster glüht oder wenn die Haide blüht? Darauf giebt er die Antwort, daß die Blume, welche die Herzen lieben lehre, auf der Haide blühe, zumal das Haidemoos zu allen Jahreszeiten und bei Tag und Nacht wandellos glühe und blühe. In einem anderen Gedichtchen erzählt er, wie er in der heißen Mittagsglut das Liebchen in der Hütte aufsucht und sie dort entschlummert findet. Ihre vollen und schweren Haarflechten hatten sich gelöst und sie umflossen sie dunkel wallend, wie im Liebesdrange. Er fühlt auf einmal im kühlen Raum, wie ihn der Liebe Flügel beschatten, indem ihre Locken ihn streifen.

Ich kann es mir nicht versagen, eines der kürzesten dieser Liebeslieder hier wiederzugeben. Dasselbe heißt:

### Mariens Lied.

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Süß dem Ohr, doch süßer dem Herzen
Sind die Töne, die Seufzer und scherzen.

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Fei'r ich die Heimat, für die ich glüh',
Tönt auch der süße Name Marie!

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Ach, so tröstet ein Ton, ein Name,
Den Verliebten in seinem Grame!

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Muß denn mein Sang, der mit Lerchenschwingen
Fröhlich aufstieg, in Thränen verklingen?

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Glücklich ihr Hirten auf unsern Weiden!
Glücklich ihr Vöglein auf unsern Haiden!

Von Lust und Leid ein Lied ich weiß
Zu der Liebe Preis!

Der Name Maries kommt in seinen Gedichten unzählige Male in allerlei Formen und Lagen vor; sie ist keine Gestalt der Einbildungskraft, sondern seine Jugendgeliebte, seine Gespielin, ein durch ländliche Anmut ausgezeichnetes Dorfkind, die er leidenschaftlich liebte, welche aber einen Anderen heiratete. Es ist die alte Geschichte, welche ewig neu bleibt, — daß Brizeux sie nie vergessen konnte, beweist der Umstand, daß er unverheiratet blieb.

Von großer Frische und Anschaulichkeit sind seine Naturschilderungen, nicht minder reizvoll und sinnig seine Reflexionen. Sein Lebensmotto hat er in einige Worte zusammengefaßt, welche in der That den edlen Menschen und Dichter trefflich kennzeichnen: „Das Ideal ist für die Seele, was die Luft für den Körper ist. Keine wissenschaftliche Formel kann dies Ideal, weder für das Leben des Volkes, noch für das Leben des Einzelnen ersetzen. Da die Poesie, die Tochter des Gefühls, nächst der religiösen Begeisterung der unmittelbarste Ausfluß des Ideals ist, so giebt es kein besseres Studium als sie; es giebt kein lieblicheres, weil sie, so nah der Idee, diese in Harmonien verkörpert."

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

**„Die grosse Sünde."** Ein bürgerliches Trauerspiel von Hermann Bahr. (Zürich 1889. Verlags-Magazin, J. Schabelitz). Der beginnende Umschwung in unserer dramatischen Litteratur macht sich immer mehr bemerkbar, wenn auch die meisten Bühnen nach wie vor an einen bahnbrechenden Geist der Wirklichkeitsdichtung noch nicht recht zu glauben scheinen. Vorläufig ist es nur Ibsen gelungen, mit einigen seiner Stücke durchzudringen, und man darf wohl annehmen, daß dieser nicht mehr wegzuleugnende Erfolg vielmehr der siegbewußten Persönlichkeit des norwegischen Dramatikers zu verdanken sei, als den Thesen, denen er in seinen Stücken das Wort redet. Diejenigen, die plötzlich die Behauptung aufstellten, Ibsen habe zum ersten Male die Stimme der unverfälschten Wahrheit auf der Bühne ertönen lassen, sind jedenfalls sehr im Unrecht; viel richtiger wäre es, wenn sie sich dahin verbesserten, er sei der erste Dramatiker, der das Ringen mit der Wahrheit in ein ganz natürliches System gebracht habe und zwar in ein solches, das eigentlich nur als eine Folge unserer ganzen geselschaftlichen Entwickelung zu betrachten sei. Es wird vielleicht Vielen nicht behagen, aber es ist so: Ibsen hat sich selbst viel weniger zu verdanken, als er den Zeiterscheinungen zu verdanken hat. Ein Mann wie er mußte kommen — mußte kommen mit der Notwendigkeit, mit der z. B. die Sozialdemokratie entstanden ist: er ist ein Gedankenverfechter in dem großen sozialen Zersetzungsprozeß, in dem sich trotz allen Lengnens alle Schichten unserer Gesellschaft thatsächlich befinden. Der Weg an seinen Geistesschöpfungen war ihm bereits vorgezeichnet, als er zum ersten Male die Feder su seinen Dramen ansetzte. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Erreichung seines Zieles ihm dadurch leichter gemacht worden wäre. Keineswegs. Aber er hatte doch eine große Bewegung gleichdenkender Geister für sich, eine wenn auch bisher unbekannte Gemeinde, die mit der Zeit an dem gleichen sosiologischen und physiologischen Ergebnis gekommen war. Und das will doch außerordentlich viel heißen. Daß er sich bis jetzt in dem Verfolgen seiner Ziele gleich geblieben ist — mit Ausnahme seines neuesten Stückes „Die Frau vom Meere" — ist eben seine Stärke, die etwas Typisches besitzt. Verkünder der einsigen und letzten Wahrheit ist er nicht. Dazu sind seine Gedanken, wie bereits erwähnt, zu großen äußerlichen Einflüssen unterworfen, die geradezu unbetechenbare sind; und dasu ist er viel zu sehr Verstandesmensch und viel zu wenig Dichter. Die Schärfe seines Geistes, seine bewundernswerte Menschenkenntnis und nicht zuletzt die große Klarheit, mit der er seine Gedanken in Handlungen umzusetzen versteht, können nicht über den Mangel an Gemüt und an poetischem Empfinden hinwegtäuschen. Er bant am Schreibtisch vortrefflich und mit großer Überlegenheit auf, aber er fühlt und durchlebt nicht. Er seigt den Menschen mehr als gesellschaftliches Präparat, denn als ein natürliches Wesen von Fleisch und Blut. Selbst seine vollendest-typische Figur in seinem meiner Ansicht nach größten Drama, das er bis jetzt geschaffen hat: Der Photograph Hjalmar in der „Wildente" hat einen so großen Überfluß „Ibsenscher Spitzfindigkeiten," daß sie mehr Ekel als Mitleid erregt, trotzdem sie doch nach des Dichters Absicht Mitleid erwecken soll. In diesem krankhaften Hange: an dem Zugrundegehen eines Individuums den Sumpf der Gesellschaft zu beweisen, ist Hermann Bahr Ibsen in gewisser Beziehung weit „über". Es wird vielleicht Leute geben, die das vorliegende Trauerspiel, nachdem sie es genossen, mit einem Gefühl des Schauderns aus der Hand legen werden, denn was uns hier geboten wird, ist die Grenze des Möglichen im Naturalismus. Wäre der Herr Verfasser ein Mann, dem es nur um Nachahmungen oder Effekthascherei zu thun ist, so könnte man das Buch getrost bei Seite legen und sich damit trösten, daß ihm jede Bedeutung für die Bühne fehle. Aber Hermann Bahr ist im Grunde genommen ein höchst idealer und obendrein sehr geistreicher Kopf, der sich als sozialpolitischer Schriftsteller bereits hervorgethan hat und über ein Wissen verfügt, das seibst die Achtung des Gegners herausfordert. Interessant ist es, auch hier wieder die Beobachtung zu machen, daß vom Hyperidealismus bis zum Naturalismus und seinen Auswüchsen eigentlich nur ein Schritt ist; denn die Sucht, die höchste Reinheit zu schaffen und dem Untergang der Perle im Schmutze zu folgen, kann zuletzt die eingehende Berührung mit diesem Schmutze nicht verhindern. Das ist die Klippe, an welcher der Dramatiker schmal eher scheitern wird, als der Romanschriftsteller, und es wird stets von der Kunstfertigkeit des ersteren abhängen, in wieweit es ihm möglich sei, die Lebenswahrheit auch auf der Bühne genießbar zu machen. Selbst bei einem Drama, von dem selbst der Verfasser die Überzeugung hat, daß es lediglich in der Buchform bleiben werde, hat man doch die Empfindung, daß es ursprünglich für die Aufführung bestimmt gewesen sei, wie es denn auch in diesem Sinne keine eigentlichen Buchdramen giebt. Beim Lesen eines Dramas steht jede Figur uns viel mitteibarer vor Augen, als beim Lesen eines Romanes; und daher kommt es, daß die ästhetischen Auswüchse dort viel abschreckender wirken und die Vergleiche zwischen erlaubt und unerlaubt viel mehr herausgefordert werden. Derselbe Fall tritt im Theater ein. Wie auf der Bühne jedes gesprochene Wort noch einmal so lang ist als das gedruckte, so ist auch der Eindruck jedes Wortes und nicht minder der einer jeden Handlung ein ungleich stärkerer als der vom Autor vorgezeichnete oder beabsichtigte. Daher kommt es, daß dasjenige, was der Dichter sich als höchste tragische Wirkung vorgestellt hat, so oft ins Lächerliche umschlägt, und daß Autoren, die anm ersten Male Werke von sich aufgeführt sehen, ganz überrascht sind von dem, was sie nicht erwartet haben. Es wäre anziehend, sich einmal eingehender mit dieser Ursache und Wirkung zu beschäftigen. Was aber am wesentlichsten bei der Wirkung eines Stückes in Erwägung zu sichen ist, ist der Einfluß des Publikums auf das Publikum. Das Bewußtsein des Zuschauers, nicht allein su sein, vielmehr das, was er bei der Lektüre des stärksten naturalistischen Romanes ganz für sich genießen kann, angesichts von hundert Anderen genießen zu müssen, erweckt ein unsicheres Gefühl, das fast immer zwischen Beifall und Tadel schwankt und den richtigen Ausweg nicht zu finden vermag. In der Regel ist es mehr Verhüffung als Schamgefühl. Wenn Hermann Bahr das Glück haben sollte, sein Drama aufgeführt su sehen, so würde er vielleicht so Manches von dem Gesagten bestätigt finden. Es ist immer mißlich, einen Mord bei offener Szene stattfinden su lassen, und geschieht das unter solch' grausigen Umständen, wie in diesem Stücke, so läuft der Autor sehr leicht Gefahr, selbst von der Seite lauten Widerspruch entgegennehmen su müssen, von welcher er ihn am wenigsten erwartet hatte. „Die große Sünde" ist die politische Lüge und die Heuchelei. Es wird allerdings nirgends mehr gelogen, als in den öffentlichen Parteikämpfen, und wenn der Verfasser an dem Untergange seines Heiden, Dr. Heyden, der heseit von einem ehrlichen, uneigennützigen Bestreben, Führer einer politischen, gegen ein verrottetes Staatssystem gerichteten Bewegung wird, schließlich aber, als sein Wahrheitsgefühl seinen Mitkämpfern gefährlich erscheint, von diesen verleugnet und gerichtet wird, diese Verlogenheit an äußerst drastischen und wirksamen Beispielen beweisen wollte, so ist ihm das vortrefflich gelungen; wenn er auch bei dieser Gelegenheit einen Apparat in Szene gesetzt hat, der zu dem etwas trockenen Stoffe in keinem Verhältnisse steht. Auf der Bühne nehmen die politischen Zerrbilder sich noch widerwärtiger aus als im Leben. Gerade weil Bahr ein geradesu staunenswertes Charakterisierungstalent besitzt, weil er über eine durchgeistigte Sprache verfügt und eine sittliche Idee verfolgt, ist es zu bedauern, daß er seine Begabung auf einen derartigen Stoff verwendet hat, dem er es wohl in erster Linie su verdanken hat, daß in den beiden ersten Akten so gut wie garnichts geschieht, trotz des bunten, bewegten Lebens und der Fülle der Figuren, die er vorführt. Was nützt alle Knappheit der Sprache, alle Kunst der Charakteristik, wenn die Regel des Dramatischen nicht beachtet worden ist. Ein Bühnenwerk ohne Handlung ist gleich einem Menschen ohne Kopf. Das Schlimmste ist, wenn die Exposition erst im zweiten Akte beginnt, wie es hier der Fall ist. Der Held wird

Digitized by Google

über die große Sünde unserer Zeit wahnsinnig und erdrosselt sein Weib, nachdem auch sie sich als gemeine Seele entpuppt hat. So meisterhaft wahr auch die Umwandlung in dieser Krestur gezeichnet ist und so ungemein neu und verblüffend die Szene am Schlusse des letzten Aktes wirkt, wo der seinem Wärter entsprungene Wahnsinnige als fürchterliches Menetekel inmitten der früheren Freunde erscheint, die in ihrem Klublokal bei Dirnen und Champagner gerade damit beschäftigt sind, ein tolles Bacchanal zu feiern, um den Triumph der Lüge über die Wahrheit zu beweisen, so wenig einheitlich ist alles dies durchgeführt, und so wenig stehen diese Dinge im Zusammenhange mit den früheren Geschehnissen. Es fehlt dem Drama vor Allem die organische Entwicklung, die bei einem Bühnenwerke ebenso notwendig ist wie das Fundament bei einem Hause, bevor man die übrigen Stockwerke aufzusetzen beginnt. Wenn Bahr in der Folge denselben Fortschritt macht, den dieses Stück seinem früheren „Die neuen Menschen" gegenüber unzweideutig beweist, so wird von ihm noch Großes zu erwarten sein. Trotz aller Mängel steckt in seinem neuesten Trauerspiel ungemein viel: Gedankenreichtum, eine beißende Satire und vor Allem Kenntnis des Lebens und der Menschen.

Max Kretzer.

Im Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain, erschien kürzlich eine neue Schrift des unerschöpflichen Kompilators Adolf Kohut: **„Ferdinand Lassalles Testament und Erben".** Das Büchlein enthält viel neues und anziehendes, da es auf Grund noch unveröffentlichter Briefe der Gräfin Sophie Hatzfeldt, Wilhelm Rüstows, Anrel Holthoffs u. A. zusammengestellt ist. Übrigens ist diese Veröffentlichung nur der Vorläufer einer größeren, im Oktober d. J. erscheinenden Werkes desselben Schriftstellers: **„Ferdinand Lassalle. Sein Leben und Wirken",** das im Verlag von Otto Wigand in Leipzig bereits vorbereitet wird.

## Bühnenschau.

Am Londoner Grand-Theatre wird gegenwärtig ein Stück „Mr. Barnes of New-York" gegeben, das nach einem Roman von Archibald Clavering Gunter bearbeitet ist, der in der litterarischen Welt gerechtes Aufsehen erregt hat.

Der erste schwedische Originalschwank, den sich eine deutsche Bühne leisten wird, soll am Berliner Belle-Alliance-Theater unter dem Titel „Svärfar" zur Darstellung kommen; der Verfasser ist Gustav af Geijerstamm. Dozent Kjellson und Heinrich Hattendorf haben die deutsche Bearbeitung übernommen, und, wie es heißt, ein höchst anziehendes Stück damit unseren Bühnen zugängig gemacht.

Die Comédie Française zu Paris wird als erste Neuheit der kommenden Spielzeit ein Drama von Charles Edmond: „La bücheronne" zur Aufführung bringen; später folgt das Trauerspiel „Mahomet" von Henri de Bornier.

„Margot" betitelt sich ein neues Lustspiel von Meilhac, welches im nächsten Winter am Théatre Français gegeben werden soll. Auch Alexander Dumas arbeitet an einem neuen Stück.

August Strindberg, der Dichter des auch an dieser Stelle besprochenen naturalistischen Schauspiels „Der Vater" beabsichtigt einige seiner Stücke auf die „Freie Bühne" in Berlin zu bringen. Ernst Brausewetter hat die Übersetzung aus dem Schwedischen von folgenden seiner Stücke übernommen: „Fräulein Julie", „Gläubiger" und „Meister Olof". Zugleich mit dem ersteren Stück hat Strindberg eine Abhandlung in die Welt geschickt, die einen Umsturz der Bühnentechnik fordert; diese Besserungsvorschläge, welche übrigens von einem abstrakt-idealen Standpunkt aus gemacht sind, machen in neuester Zeit viel Aufsehen.

An den Pariser Menus-Plaisirs gelangte kürzlich ein neues dreiaktiges Lustspiel: „La Peur de l'être" von E. Moreau und P. Valdagne zur Aufführung, das als eines der besseren in seiner Art beurteilt wird. Es fand demgemäß eine sehr lebhafte Aufnahme.

Das Pariser Odéon-Theater bereitet zwei bedeutsame Neuheiten vor: Schillers „Don Karlos" und Goethes „Egmont".

Das Berliner Lessing-Theater wird in der kommenden Winterspielzeit ein Drama von José Echegaray: „Bernardo Montilla" in einer Bearbeitung von Alex. Grawein auf die Bühne bringen. Die italienische Dichtung wird durch das Schauspiel „Eine alltägliche Geschichte" von Giuseppe Costetti, sowie durch den Einakter „Jephthas Tochter" von Cavalotti vertreten sein.

## Personenschau.

Ernst von Wildenbruch ist vom Kaiser Franz Josef der Orden der Eisernen Krone verliehen worden.

Am 15. August ist in London der Bühnendichter James Albery gestorben. Sein Stück „Zwei Rosen", welches am Londoner Lycemn zuerst gespielt wurde, erhob ihn unter die besten dramatischen Autoren Englands. Er war 1832 geboren.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 33. 15. August 1889.

Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 4. Die Pflichten des Arbeiters. — W. Henkel, Oxford und Cambridge und die weiblichen Hochschulen in England. — J. P. Filskow, Die nordschleswigsche Mundart. — Neue Erzählungen. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Vorträgsseuche. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 902. 17 August 1889.

A. W. Pollard, Skeat's Edition of Chaucer's Legend of Good Women. — J. A. Noble, Mrs. Malden's Life of Jane Austen. — W. M. Conway, Coolidge's Swiss Travel and Swiss Guide-Books. — F. T. Marzials, An Author's Love. — Cheyne, Von Orelli's Prophecies of Isaiah. — E. Moore, Wilstach's Translation of Dante. — William Sharp, New Novels. — Some Scotch Books. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — University Jottings. — Original Verse: George Douglas, „A Sibylline Leaf"; — Obituary: L. T. S., Walford D. Selby, — W. R. Morfill, A New Roumanian Review" — Selected Foreign Books. — H. J. White, The Coire and St. Gall Fragments of the Old-Latin Version of the Gospels. — A. L. Mayhew: The Etymology of „Whole". — W. H. Stevenson: „Olaf" and Skythian „Oloros". — B. Alexandrenko, The Saporogue Cossacks as described by en English Ambassador in Russia in 1736. — Sayce, Recent Assyriological Literature. — Some Books on Chemistry. — Obituary: F. R. S., Major Joseph Berkeley. — Amelia B. Edwards, Petrie's Exploration of the Fayum. — Father J. vanden Gheyn, A Lost Picture by Denis van Alsloot. — Notes on Art and Archaeology.

**The Athenaeum.** No. 3225. 17 August 1889.

Admiral Ingram's Hearts of Oak. — Jarry on the Political Life of Louis of Orleans. — Mrs. Bryant on Celtic Ireland. — Goldsmid's Elzevir Bibliography. — Ashe's Two Kings of Uganda. — The Laudian Statutes of Oxford. — Novels of the Week. — Philological Books. — Library Table: List of New Books. — Victor Hugo, „Les Jumeaux"; St. Mary Woolnoth and St. Mary Woolchurchaw; „The Anglo-Indian Codex"; Letters of the Living, The Proposed Oriental School; Goldsmith at Leyden; The Late Mr. W. D. Selby; Sales; Unpublished Letters of Nathaniel Hawthorne; The International Educational Congress at Paris. — Literary Gossip. — Science: Life of Sir W. Rowan Hamilton; Exposition of the Anthropological Sciences at Paris; Geographical Notes; Astronomical Notes; Societies; Gossip. — Fine Arts: Library Table; The Royal Archæological Institute; Gossip. — Music: New Pianoforte Music; Gossip. — Drama: Delia Bacon; Gossip.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Août 1889.

Ernest Renan, Examen de conscience philosophique. — Henri Delaborde, L'Académie des beaux-arts depuis la fondation de l'institut. La classe des beaux-arts sous le consulat et sous l'empire. — La strategie navale. — Ernest Havet, Etudes d'histoire religieuse. De la modernité des prophètes. — Fausse route. — Albert Sorel, La politique de Robespierre. — L. de Sacher-Masoch, Femmes slaves. Zarka, la penitente. — Eugène Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. Les arts libéraux, l'histoire du travail. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et litteraire. — Le mouvement financier de la quinzaine. — Bulletin bibliographique.

Digitized by Google

**Revue de Famille.** 15 Août 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: L'Épouse. — Guillaume Depping, Une Nuit de l'année 1789. — Édouard Rod, Goethe et ses amours de jeunesse. Annette Schenkopf. — Henry Greville, L'Avenir d'Aline. — Charles Benoist, Causerie littéraire. — Paul Ronaix, L'Exposition. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**L'Indépendant Littéraire.** 15 Août 1889.

Paul Rovelle, Becq de Fouquières. — François Fabié, Poésie: La Forge. — A. Barthélemy, L'Art à l'Exposition. L'enseignement du dessin. — B**, Illustr. de Quinzaine. — G. de Bouvron, De Bello Civili (1871). Papiers et Souvenirs intimes. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs: Les orateurs: Gambetta, Lamartine, Berryer, Lacordaire, etc. - Paul Montal, Chronique. Les étudiants étrangers à Paris. Félix Pyat. — Les Livres. De Willot, Grandterroir, par Paul Dya. La Filleule des fées, par Ouida. Contes espagnols, traduits par Contamine de Latour et Fouché-Delbosq. Fables, par Lamane. P. M., L'Empereur Guillaume II, Ed. Simon. — Divers: Théâtre; Institut; Politique; Finances.

**Revue Critique.** No. 33-34. 19-26 Août 1889.

J. Schmidt, Le phrîel neutre indo-européen. — Heiaterbergk, Les noms anciens de la Sicile. — Pomtow, Topographie de Delphes. — Toeppfer, Généalogie attique. — Hermes, Nouvelles études sur Catulle. — Jarnik, Index du Dictionnaire de Diez. — Marlowe, Faust p., p. Bruemann. — Decrue, La conr de France et la Société au XVIe siecle. — Zaire, p. p. Fontaine, Leger, Prefajon, Couyba. Boppe, La Serbie et Napoléon. — Nauroy, Les secrets des Bonaparte. — Frey, Campagne dans le Hant-Sénégal et le Niger. — Chronique. Académie des Inscriptions. — Société des Antiquaires de France.

ITALIEN.

**La Cultura.** No 11-12. 1-15 Giugno 1889.

Tocco, Le opere latine di Giordano Bruno. (B.) — Racciopoli, Storia dei popoli della Lucania e della Basilicata. — Beloch.) — Largajolli e Pariato, Nuovi studi intorno a Giuliano imperatore. (B.) — Callegari, Dei fonti par la storia di Nerone. (G. Boralevi.) — Pattison, Saggi. (B.) — Blass, Dinarchi Orationea ed. (B.) — Beberschon, Cringorne Epigrammata ed. (B.) — Pistelli, Iamblichi Protrepticus ed. (B.) — Ciampoli, Roccamarina. (Voie.) Neera, L'indomani. (Darchini.) — Marchi-Lucci, Fantasie. (Grandi.) — Rosmini-Segond, Psicologia. (B.) — Porfirio-Prasamonti, Iaogoge. (B.) — Joannides, Parti attici (B.) — S. S., Alessandro Manzoni. (B.) — D'Ovidio, Un gindizio di Fr. De Sanctis. (B.) — Settima relazione annuale della Società Dantesca. (B.) — Catalano, Mannale di geografia storica. (B.) — Castellani, Da chi e dove la stampa fu inventata? (B.) Cerquetti, I versi nc Promessi Sposi. (B.) — Allara Nigra, La moglie del conte Paolo. (Darchini.) — Robinean-Turgot, Amministrazione ed opere economiche. (B.) — Holmes-Lamberteughi, Il Diritto comune anglo-americano. (B.) — Pubblicazioni periodiche. — Liata di libri.

**Revue Internationale.** 10 Août 1889.

Une lettre de M. Émile de Laveleye. — Louis Stefanoni, De Massaouah à l'Asmara. — Jacinto-Octavio Picon, L'Ennemi, traduit par Julien Lugol. — A. Lo Forte-Randi, François de la Rochefoucauld. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnea de New-York. — Amédée Roux, Promenades à l'Exposition universelle de Paris. — Le Comte de X., Chronique du Vatican. — ***, La quinzaine en Italie. — Chronique financière. — Bulletin des livres.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1258. 8 August 1889.

The Week. — The Republican Party and the Trusts. — Utilising the Power of Niagara. — The Politica of Englishwomen. — Hot-Weather Opera. — Land and Society in England. — Physical Exercise in French Education. — The Tomb of Pharia. — The Temples at Agrigentum. — The South and Its Barbarians. — The Translator of Omar Kahyâm. — Lodge's Washington. — The Heimskringla. — Studies in the South and West. — Nature und Man. — Manual of Oriental Antiquities. — Papiera et Filigranes dea Archives de Gênes, 1154 à 1700. — Far Away and Long Ago. — History of the Celebration of the One Hundredth Anniversary of the Promulgation of the Constitution of the United Statea. — Books of the Week.

NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** 1889—90. Aflevering 7.

C. J. B. van der Duijs, Th. H. Jurissen. — Johan van Oolen, Pol de Mont. Eene romantische Levensschets. — De schilderkunst op de Parijsche Tentoonstelling. — Sonneiten van B. van Heyningen, K. J. H. W. Ramondt, T. Pluim en G. H. Priem. — Omer Wattez, Vlaamsche Kroniek. — Hoe men in 't buitenland over onze literatuur denkt. — Boekbespreking; Instantanées; Nana; Oost- en West-Indië; Lesebuch; Zinsonderleding; Aesthetische Streiferien. — Berichten en Aankondigingen. Nieuwe Uitgaven in Nederland, Frankrijk, Duitschland, Rusland, Amerika en Italië. — Aangeteekend. — Tijdschriften. — Correspondentie. — Advertentiën.

PORTUGAL.

**Revista de Portugal.** 1°. de Agosto, 1889.

Oliveira Martins, Os filhos de D. João I. — Bento Moreno, Pastoral. — Conde de Arbugosa, Toiradas em Portugal.

Silva Gayo, Recordações. — Theophilo Braga, A Epopéa da Humanidade. — Bernardo de Pindella, Excursão á „Grande muralha da China". — José de Sousa Monteiro, A Donna Macahra. — P. de Oliveira, Chronica politica. — J. A. Gonçalves, Chronica politica. — Boletim bibliographico.

SKANDINAVIEN.

**Valvoja.** Elokuulla 1889.

O. Relander, Nykyiaestä kansanranuoudesta Itä-Suomessa. — J. J. M., Uusnorjalaisista kieliriennoista (Arne Garborg, Den ny-norske Sprog- och Nationalitetsbevaegelse. — Joh. Storm, Det norske maalstraev. — K. Knudsen, Hvem skal vinne? — Joh. Storm, Det nynorske Landsmaal). — Minna Canth, Kauppa-Lopo. — Kotimaan kirjallisuutta: E. G. Palmén, Fris blad. Uttalauden i dagens frågor; E. G. Palmén, Anders Allardt, En framtidsman, teckning ur sprakstridernas tidehvarf; O. E. T., Excelsior. Kalenteri vuonna 1889. Suomen nata-yhdistyksen toimittams; Ecclesior. Kalender för 1889. Redigerad af finsk qvinnoförening; G—t., Yleisen valtiotiedon opas kaikille kansalaisille Gustaf A. Aldénin y. m. mukaan toimittannt Aug. Ijelt; E. G. Palmén, Finska statens embets- och tjenstemanna-ufföringar. Ett bihang till stadgandeden; G—t., Historiallinen Lukukirja. Vanhan ja Keski-aika. Kuvilla kaunistettu. — Vanhan ajan historian oppikirja. G. V. Schotten mukaan toim. F. O. Rapoia. — E. G. Palmen, Henryk Sienkiewicz, Trinmfatorn Bartek. En modern Sven Dufva. Öfversättning i andra hand af —stec—; E. H., Jnndus lakiaitoin päiväkirja. Suomentanut E. T. — Kirjallisia tietoja.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Rafael,** L. Gedichte. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bachems Novellen-Sammlung Nr. 40.** J. v. Dirkink, Im Kampf mit der Welt. — H. von Einbeck, Im Lande der Mondscheinler. — W. Schwarz, Gelandet. Köln, J. P. Bachem. 0,0.

**Bruhnsen, O.** Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. Hamburg, Hoffmann & Campe. 2,0.

**Thom, Herm.** Die Schauspielerin. Weimar, Jüngst & Co. (Jüngsts Reisebibliothek.) 0,5.

**Dramatische Dichtungen.**

**Riffert, Julius.** Alexander Borgia. Trauerspiel in 5 Akten. Carl Reißner, Leipzig.

**Riffert, Julius** Landgraf, werde hart. Schauspiel. C. Reißner, Leipzig.

**Geschichte, Biographie.**

**Kohut,** Dr. A. Ferdinand Lasalles Testament und Erben. Großenhain, Baumert & Konge. 1,5.

**Lieferungs-Werke.**

**Kampoiroglou,** D. G. *Ἱστορία τῶν Ἀθηναίων.* Tom A. Hft. 7. Athen, Papageorgiou.

**Revue bibliographique belge.** Publié p. la Société Belge de Librairie. Bruxelles, Société Belge de Librairie, jährlich Frcs. 3,0.

**Vermischtes.**

**Annual Report** of the Smithsonian Institution 1886, Part I. Washington, Goverm. Print. Off.

**Lenhard, O.** Hinaus! Ein Kulturbild aus dem Zentrum des modernen deutschen Antisemitismus. Wurzen, Ad. Thiele.

**Nizet, F.** Notes bibliographiques sur les habitations ouvrières. Bruxelles, Vanlaggenhoudt.

**Rosenzweig,** Dr. Ad. Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. Vortrag. Berlin, Stuhr.


Digitized by Google

Wir suchen für uns geeignete

**Novellen,**

auch humoristische,

von hervorragenden Schriftstellern zu erwerben.

Es wird jedes Honorar, bis zum höchsten, bewilligt, dafür aber auch das Beste beansprucht.

Manuskripte mit Benennung der Honorar-Forderung erbeten unter „Novellen" an die Geschäftsstelle „Fürs Haus" Dresden, N.

**Deutsche Presse.**

Organ des Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Erscheint wöchentlich am Sonntag.

**Preis vierteljährlich 2 Mark.**

Der Verband hat bereits ca. 750 Mitglieder u. a. Bleibtreu, Ebers, Fontane, François, Fremersdorf, Gensichen, von Hillern-Birch Hirschfeld, von Hoorn-Ein von Hartwig, Ilg und Jerschow, Kürschner, Lohmeyer, Mumm, Herzog Ernst von Oldenburg, Rittershaus, Scherr-Thoss, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Schweichel von Thaler, Trojan, Voß von Wildenbruch, Julius Wolff, Ziemßen, von Zobeltitz etc. etc.

**Die Deutsche Presse**

bringt in jeder Nummer auch für den Buchhandel interessante Artikel, z. B. über Preisrecht, Nachdruck, Artikel, Rabatt, Verlagsrecht etc.

Das Litterarische Bureau des Verbandes veröffentlicht in derselben diejenigen Manuskripte welche ihm von den Mitgliedern zur Verwertung übergeben werden.

Inserate, die dreigespaltene Petitzeile 30 Pf., finden **weiteste Verbreitung** und **dauernde Beachtung** in den Kreisen der **Schriftsteller, Redakteure, Zeitungs- und Zeitschriften-Verleger, Buchhändler** etc.

Beitrittserklärungen auf die „Deutsche Presse" nehmen entgegen alle Buchhandlungen und Postanstalten, ebenso

**der Verlag der Deutschen Presse.**

A. Burmeister.

**Berlin SW., Friedrichstraße 237.**

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

**Neu!** **Lesenswerte Romane** von **Friedrich Friedrich:**

**Nach Glück.** Roman in 3 Bänden.

**Entartet.** Roman in 2 Bänden.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorrätig.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Deutsche Dichtung.**

Herausgegeben von

**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von 3½–4½ Bogen Quart.

Abonnementspreis 4 **Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Lausers

**„Allgemeine Kunst-Chronik",**

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

für

**Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Litteratur**

erscheint monatlich zweimal

mit

künstlerisch wertvollen Beilagen

in Kupferstich, Radierung, Heliogravüre und anderen Vervielfältigungsarten.

Heute schon können wir ankündigen:

**Original-Radierungen** von H. Breling, Hugo Darnaut, Karl Fröschl, Alois Gabl, Anton Illavicek, Gotthardt Kühl, E. v. Lichtenfels, Willem Linnig, F. v. Pausinger, Aug. Schneffer, Rud. Weyr u. A., sowie Blätter von Fischer, Jac. Groh, V. Jasper, J. Sonnenleiter, W. Unger, W. Woernle u. A.; **Heliogravüren** nach Carl Rud. Huber, Hugo Kauffmann, V. Parlaghy, L. Passini, Arthur Strasser u. A.; **Lichtdrucke** nach Heinr. v. Angeli, Karl Fröschl, Prof. Gelli, Prof. Klotz, A. Schrum u. A.

**Die Zeitschrift kostet bei direkter Postversendung ganzjährig 12 Gulden, bezw. 24 Mark; halbjährig 6 Gulden, bezw. 12 Mark.**

**Die Verwaltung der „Allgemeinen Kunst-Chronik"**

**WIEN, III. Reisnerstrasse 3.**

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pänder in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 7. September 1889. Nr. 37.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Octave Mirbeau: „Dem Glück entgegen". — E. Brausewetter: „Ein Jugendgedicht von Henrik Ibsen". — Bernhard Münz: „Die Tragödie des Menschen von Emerich von Madách". — J. V. Widmann: „Der amerikanische Lyriker Walt Whitman". — R. Prölß: „Melchior Grimm und Katharina II." — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Dem Glück entgegen.

Von Octave Mirbeau.
Übertragen von Hulda Meister.

Meine Frau ist wunderhübsch. Wohl noch nie haben herrlichere Augen ein schöneres Gesicht durch größere Schönheit verklärt. Sie ist unsäglich gut. Ich liebe sie, sie liebt mich, und heute sind es gerade sechs Monate, seit wir verheiratet sind. Sechs Monate nur? Ist das möglich? .... Und wir wollen uns trennen. Ja, gestern haben wir es unter Thränen beschlossen. — Ach! wie wir geweint haben! Wir haben bei dem Gedanken, uns nie wiederzusehen, gräßliche Schmerzen empfunden; in unseren beiden Seelen hat es einen furchtbaren Riß gegeben. Uns schien, als könnte es nicht sein. Und doch ist es; es ist besser so für sie und für mich .... Was wird aus ihr ohne mich werden? .... Und ich? Wohin soll ich ohne sie gehen?

Merkt es wohl, daß ich meiner Frau nichts, absolut nichts vorzuwerfen habe, nur, daß sie Weib ist. Weib! das ist ihr einziges Verbrechen. Weib! das heißt, ein unbekanntes, ungreifbares Wesen, ein Irrtum der Natur, den ich nicht begreife. Und sie hat mir denselben Vorwurf zu machen. Sie hat nur das Eine gegen mich, daß ich ein Mann bin und daß sie mich ebenso wenig begreift, wie ich sie; denn, um die Wahrheit zu sagen, ich verstehe sie nicht. Alle Mysterien des Lebens habe ich erforscht; vielen Wesen, die nichts mit mir gemein haben, deren Sprache und Gewohnheiten sich von den meinen ebenso unterscheiden wie die Raupe von der Schwalbe, habe ich ihr Geheimnis entrissen. Was der Hund sucht, was die lauernde, dämonische Katze will, wohin der schreckliche Rabe geht, alles das weiß ich. Von der Frau weiß ich nichts, nichts und wieder nichts. Ich dringe ebenso wenig in sie ein, wie in die Seele Gottes, wie in den Traum einer Seeanemone.

„Ach! warum ist Deine Stirn nicht von Kristall?" sagte ich zu meiner Frau. „Dann könnte ich den wunderbaren Mechanismus Deines Gehirns sehen; ich würde die bethörende Thätigkeit Deines Gedankens überraschen und überwachen. Du würdest dann für mich nicht mehr das unerklärliche, lebenatmende Bild sein, das ich jetzt in Dir sehe .... Und dann, wer weiß? .... könnte ich vielleicht mit außerordentlicher Zartheit, unter Anwendung einer feinen goldenen Spitze, Dich nach meiner Phantasie, nach meinem Gefallen lenken, wie der Uhrmacher den Gang einer Uhr regelt."

Und sie gab mir zur Antwort:

„Und Du, mein Vielgeliebter .... Warum ist Deine Brust nicht durchsichtig? Ich würde den Grund des Klopfens Deines Herzens besser kennen und würde es mit meinen Herzschlägen in Übereinstimmung zu setzen suchen.

Warum? .... ach ja! warum?

Das ist wirklich merkwürdig! Wir trennen uns, weil meine Frau keine Kristallstirn hat, die keine Frau jemals haben wird, und weil meine Brust von dichtem, für den Blick undurchdringlichem Fleisch gemacht ist, wie es alle menschlichen Brüste sind .... Welch eine traurige Narrheit ist doch das Leben!

Wenn unsere Ehe noch eine jener zufälligen, wohlanständigen Verbindungen wäre, deren es so viele giebt, und die zwei Wesen aneinanderschmieden, welche sich nicht kennen, welche keine Sympathie füreinander empfinden, welche sich nicht lieben, dann würde ich mich nicht trennen wollen. Ich würde mich mit meinem Schicksal abfinden, wie es alle thun, und würde mich damit begnügen, mich zu langweilen. Aber wir lieben uns, wir sind uns unentbehrlich, wir sind Eins, und wir müssen uns trennen, weil wir nicht Eins sind.

Digitized by Google

ander hegen, ohne Wahlverwandtschaft, ohne Magnetismus des Fleisches und des Geistes, so würde ich mich nicht beklagen. Aber nein! .... Wir haben uns schon als Kinder gekannt, sie und ich haben als Kinder zusammen gespielt. Ich sehe sie noch immer vor mir, auf einem großen Rasenplatze, nicht weit von einem Bassin, wo weiße und schwarze Schwäne sich herumtummeln; ich sehe sie noch mit ihrem kurzen Kleide, ihren nackten Beinen, ihren blonden Haaren, die sie wie in einen dichten, goldenen Mantel hüllen. Sie war sehr klein und trieb einen Reifen vor sich her, oder warf mir mit einem leichten Schlage ihrer Rakette einen Federball aus roten und weißen Federn zu, der im Niederfallen zuweilen an der schwanken Spitze eines Jasminstrauches hängen blieb. Wir küßten uns auch oft. Ich verstand sie, sie verstand mich. Wir lasen in unseren Blicken, unseren Herzen, wie in einem vertrauten, bekannten Buche, dem großen Bilderbuch, das ihre Mutter uns unter Ausrufen der Bewunderung und Lachen von unserer Seite erklärte. Damals war sie aus demselben Geiste, aus demselben Fleisch gemacht wie ich, nur daß dieser Geist feiner, dieses Fleisch zarter war, das war alles. Voller Bewegung und Entzücken bin ich ihr immer gefolgt. Später wurde die Gemeinschaft unserer Träume und Gedanken inniger, tiefer, intellektueller, so daß es uns schien, als ob nur ein Geist uns beide beseelte. Unsere Empfindsamkeit war dieselbe, der Enthusiasmus fand bei uns gleich starken Widerhall. Wir schwärmten für dieselben Bücher, für dieselbe Musik, dieselben Gemälde, wir liebten dieselben Armen. Im Leben, in der Kunst, im Leiden gab es nicht eine That, nicht einen Traum, nicht eine Thräne, kurz nichts, das uns nicht gleich berührt hätte .... wenigstens glaubte ich es .... Schließlich hat vielleicht nichts von alledem, das mich noch in der Erinnerung glücklich macht, in Wahrheit stattgefunden. Ich habe damals alles empfunden, aber wer sagt mir, daß es wirklich existiert habe? Habe ich es nicht vielleicht in meiner Phantasie und nur in meiner Phantasie erschaffen? Die Eindrücke, die Empfindungen, mit denen ich sie schmückte und die mir angehörten, umschwebten sie, ohne je in ihr Inneres zu dringen. Ich sah sie durch einen leuchtenden Schimmer meiner Seele hindurch. Wie geht es zu, daß ich sie nicht mehr so sehe?

* * *

Als das gehörige Alter gekommen war, haben wir uns verheiratet — das war schon seit unserer Kindheit von unseren Eltern und uns beschlossen worden. An jenem Abend gingen Klara — sie hieß Klara, und finden Sie nicht, daß in diesem Frauennamen eine abscheuliche Ironie liegt? — an jenem Abend also gingen Klara und ich in einem Wäldchen in der Nähe des Hauses spazieren. Die Dämmerung senkte sich hernieder. Durch das bewegte Laub bemerkten wir auf den Fleckchen Himmel, die hindurch schienen, die ersten blassen Sterne. Ein leuchtender Nebel stieg von der Erde zwischen den Baumstämmen auf, deren Rinde an einzelnen Stellen matt leuchtete. Auf dem Pfade, auf dem wir, eines an das andere gelehnt, dahinwandelten, erschien uns ein alter Mann. Sein Rücken bog sich unter einer schweren Last von Heidekraut und Farrenkräutern, die er abgeschnitten hatte. Als er uns erblickte, blieb er stehen.

„Es ist schon lange her, seit Turteltäuber und Turteltäubchen sich zur Ruhe begeben haben," sagte er zu uns. „Und wohin geht Ihr denn?"

„Dem Glück entgegen," sagte meine Frau, deren Hand in der meinen sanft erzitterte.

„Ach, in dem Falle glückliche Reise! .... Aber weckt die Amseln nicht auf, das sind Spottvögel!"

Und mit einem starken Ruck das Bündel abgeschnittenen Heidekrauts und Farrenkräutichs wieder auf seinem Rücken befestigend, setzte er seinen Weg fort. Ich meinte, ein Spottgelächter zu hören, das sich unter den Zweigen verlor. Und der Mond ging auf hinter den Bäumen, rosig und majestätisch, und ein dünner Kastanienzweig durchschnitt ihn in der Mitte.

„Sieh'," sagte ich zu meiner Frau, „wie rosig der Mond ist!"

Mit einem flüchtigen Blick streifte Klara das wandelnde, leuchtende Gestirn, das sich sanft in dem Raum des Firmamentes schaukelte.

„Rosig? .... Der Mond? .... Du bist närrisch," sagte sie, „wer hat denn je einen rosaen Mond gesehen?"

„Sieh' doch hin," erwiderte ich.

Sie zuckte die Achseln und fragte:

„Aber warum willst Du denn den Mond durchaus rosa machen? .... Warum sagst Du denn, daß er rosig ist?"

„Aber, mein liebes Herz, weil ich ihn so sehe."

Ihre Stimme hatte einen scharfen Klang.

„Was, Du behauptest noch immer, daß der Mond rosa ist?"

Dummerweise beharrte ich darauf, wirklich dummerweise. Denn ich bitte Sie, was lag mir denn daran, ob der Mond rosa, blau oder gelb war, besonders in jenem Augenblick? .... Ich wiederholte fest und trotzig:

„Er ist rosa, er ist rosa, er ist rosa."

Klara sank auf einen umgefallenen Baumstamm, der schräg den Weg versperrte, und den Kopf in den Händen verborgen, die Brust vom Schluchzen erschüttert, rief sie wehklagend aus:

„Mein Gott, mein Gott! Er liebt mich nicht mehr! Was für ein Unglück! Er liebt mich nicht!"

Ich stürzte zu den Füßen meiner Frau nieder.

„Mein einziger Schatz!" flehte ich. „Ich habe unrecht .... er ist nicht rosa .... nein, wirklich, er ist nicht rosa, er ist .... er ist .... alles, was Du willst .... Ich habe unrecht gehabt, verzeihe mir!"

„Nein, nein," sprach Klara mit weinerlicher Stimme, „Du glaubst, daß er rosa ist, Du böser Mensch!"

„Aber wenn ich es Dir doch schwöre ...."

„Nein, nein, Du glaubst es doch, .... Du sagst das nur, um mir Vergnügen zu machen, .... aber Du glaubst es doch!"

Digitized by Google

Wider meinen Willen konnte ich eine leichte Bewegung der Empörung nicht unterdrücken.

„Und selbst wenn ich es glauben würde, in welcher Beziehung steht denn ein Mond, ob er nun rosa oder nicht ist, zu meiner Liebe?“

Diesmal war Klara ernstlich entrüstet. Sie rief:

„In welcher Beziehung? . . . . Das fragt er noch! . . . . Ach, das ist abscheulich!“

Wütend kaute sie an einem Stückchen Baumrinde. Sie war so sehr außer sich, daß ich einen Augenblick fürchtete, sie könnte einen Krampfanfall bekommen. So schloß ich sie in meine Arme und überhäufte sie mit Liebkosungen und schmeichelnden Worten.

„Beruhige Dich, mein Liebchen!“ flüsterte ich. „Ja, Du hast recht; es besteht eine Beziehung zwischen ihnen, sogar eine innige Beziehung . . . . Ich kenne sie sehr gut . . . . Es war ja nur zum Spaß, Du weißt ja, wie früher . . . . Und dann, er ist ja nicht rosa . . . . er wird nie rosa sein. Ein rosaer Mond, das ist ja verrückt! . . . . Ein rosaer Mond! Ha! ha! ha!“

In dem eifrigen Bemühen, das früher Gesagte abzuleugnen, ging ich sogar so weit, nicht nur die rosa Farbe des Mondes, sondern auch seine Existenz überhaupt zu leugnen.

Klara strahlte jetzt beruhigt und voller Genugthuung.

„Du siehst es jetzt, mein Lieber . . . . Du siehst wohl! . . . . Und dann, ich bitte Dich, sage nie wieder, daß der Mond rosa ist, nie wieder!“

* * *

An demselben Abend, unserem Hochzeitsabend — begriff ich, daß sich zwischen mir und meiner Frau ein Abgrund aufgethan hatte. Vielleicht hatte er immer existiert; heute möchte ich es fast glauben. Das ist aber sicher, daß ich ihn zum ersten Male bemerkte.

Ach! die Tage, die Monate, welche nun folgten, bewiesen mir leider nur zu sehr, daß der Abgrund immer tiefer wurde, sich immer mehr erweiterte. Die Ahnung davon kam mir nicht etwa infolge von ungeheuerlichen Ereignissen, von übernatürlichen Schreckensszenen, sondern durch die fortgesetzten Reibereien über tausend kleine Thatsachen, tausend mikroskopische Einzelnheiten einer außerordentlichen, herzzerreißenden Gewöhnlichkeit. Und der Abgrund, der uns trennte, war nicht einmal mehr ein Abgrund, es war eine Welt, grenzenlos, unendlich, nicht eine Welt des Raumes, sondern eine Welt der Gedanken, Empfindungen, eine rein intellektuelle Welt, zwischen deren Polen eine Annäherung unmöglich ist. Von da an wurde uns das Leben zur Folter. Obgleich wir nebeneinander fortlebten, so begriffen wir doch, daß wir auf ewig getrennt waren, und diese fortgesetzte, sichtbare Gegenwart unserer Körper ließ uns die Ungeheuerlichkeit der Entfernung unserer Seelen um so schmerzlicher empfinden und um so fühlbarer werden . . . . Wir liebten uns trotzdem. Ach! Was ist die Liebe? Und was vermögen ihre gestutzten, schwächlichen Flügel einer solchen Unendlichkeit gegenüber?

Als ich Klara weinen sah, fragte ich mich: Ist vielleicht das Leid das Einzige, was den Mann der Frau nähern kann?

Aber warum weint sie?

## Ein Jugendgedicht von Henrik Ibsen.

### Mondscheinwanderung nach einem Ball.

Deutsch von E. Brausewetter.

Ha! Wie stille! — Dort vom Saale nicht mehr Freudentöne klingen,
Keine Stimmen, keine Laute durch die Nacht herüberringen.
Weit im Westen schon des Mondes letzter Strahl die Erd' umsäumet,
Die in friedlichem Vergessen, unterm Schnee gebettet, träumet.
Und zu End' der Tanz; doch seh' im Geist ich unter den Gestalten,
Gleichsam schwebend durch die Reihen, ihres weißen Kleides Falten.
Bald der Mond erlischt, der Schlaf nimmt mich in seiner Arme Bande,
Durch das Traummeer fliegt die Seele dann mit der Erinnerung Pfande.

## Die Tragödie des Menschen von Emerich v. Madách.

Von Dr. Bernhard Münz.

Mehr denn ein Vierteljahrhundert ist dahin gegangen, seitdem Emerich v. Madáchs „Die Tragödie des Menschen“ (Az ember tragédiája) das Licht der Welt erblickt hat, und noch immer ist Madách ein Fremdling in den deutschen Gauen. In einer Zeit, in welcher die dichterischen Talente so überaus dünn und spärlich gesäet sind und gar viele Anlehen zweifelhafter Natur von uns bei den französischen Nachbarn gemacht werden, ist die Vernachlässigung der genannten ungarischen Dichtung doppelt unverzeihlich, denn sie gehört jener Litteratur an, welche, um mit Meister Goethe zu sprechen, die Weltversöhnung ist; sie hat dank ihrer erhabenen Auffassung, dank den weltbewegenden Fragen, welche in ihr aufgeworfen und zum Austrage gebracht werden, und dem kühnen, himmelanstürmenden Bau, zu welchem sich ihre Lösung verdichtet, ihren Platz in der Weltlitteratur.

„Die Tragödie des Menschen“ ist ein philosophisches Gedicht, welches sich nach Maßgabe seiner grundlegenden Idee mit dem Goetheschen „Faust“ enge berührt. Sie beginnt mit einem gar lebhaft an den himmlischen Prolog im „Faust“ gemahnenden Vorspiel, in welchem, sozusagen, der Grundton der Dichtung angeschlagen wird. Der Herr hat soeben das große Werk der Weltschöpfung vollendet. Der Chor der

Digitized by Google

himmlischen Heerscharen bringt ihm dafür seine begeisterte Huldigung dar, und die Erzengel Gabriel, Michael und Rafael singen im Wettbewerbe den Preis Gottes. Nur Luzifer, der Geist der Verneinung, stimmt in das allgemeine Hallelujah nicht ein. Er maßt sich trotzig eine Ausnahmsstellung unter den Engeln an, die Gott gezeugt, wie Licht erzeugt den Schatten, wohingegen er seit Ewigkeiten lebe; er rühmt sich hämisch einen unzertrennlichen Gefährten des Herrn, der ihm überall auf dem Fuße folge, da inmitten blühenden Lebens auch der Tod herrsche, inmitten lachenden Glückes düstere Stimmung sich rege, hinter dem Lichte Schatten, Zweifel hinter der Hoffnung wandle. Gott straft ihn für seinen Hochmut durch die Verbannung aus dem Himmel und die ewige Verdammnis zu einem Leben in Staub und Schlacken. Luzifer fügt sich zähneflectschend in sein Schicksal, nicht ohne zuvor in seinem dämonischen Selbstbewußtsein auf einen Teil der Welt Anspruch zu erheben, da er sie als Geist der Verneinung kraft der in der Verneinung liegenden Triebfeder der Bejahung mitschaffen geholfen hätte. Der Herr trägt diesem Verlangen Rechnung. Er verflucht ein schlankes Baumpaar in der Mitte des Paradieses und giebt es ihm zu eigen, welche karge Schenkung der Böse, zu dem bösen Spiele gute Miene machend, mit der höhnischen Bemerkung begleitet, daß ein Fußbreit Erde ihm genüge, um die Schöpfung zu hintertreiben, die Welt aus den Angeln zu heben. — Von dem Himmel versetzt uns die Dichtung nach Edens üppiger Flur, in welcher das erste Menschenpaar durch die göttliche Gnade göttergleich über alles Geschaffene waltet und von Allem nach Gutdünken genießen darf, bis auf die gleißenden Früchte von den verfluchten Bäumen der Erkenntnis und der Unsterblichkeit. Der selige Friede, der über Adam und Eva gebreitet ist, ist jedoch nur von sehr kurzer Dauer. Luzifer unterzieht sich alsbald, nachdem ihm das Urteil gesprochen worden, zielbewußt der Aufgabe, die ersten Menschen durch Verzweiflung zur Selbstvernichtung zu treiben. Er bestimmt sie zuerst durch verführerische Schilderung des Selbstbewußtseins und der Willensfreiheit zum Übertritte des göttlichen Verbotes, zumal Eva ihm mit dem, wenn auch nicht besonders fein ausgeklügelten Argumente beispringt, daß der Sünde, sobald sie im Weltenplan gelegen ist, Berechtigung und Nutzen zukommen dürfte — Gewitterstürmen gleich nach sonnigen Tagen. Zur Strafe dafür, daß sie Gott verlassen haben, werden sie von Gott verlassen und sich allein anheimgegeben. Sie werden aus dem Paradiese verstoßen und müssen nunmehr im Schweiße ihres Angesichts ihr Sein fristen. Dieses Leben voll Arbeit und Anstrengung erzeugt in ihnen den heißen, ungestümen Drang, in ihre Zukunft einen Blick zu werfen, zu erschauen, warum der Mensch kämpft, wozu er strebt und leidet, ob das Leben sich der darauf verwendeten Mühsale verlohne. Eva möchte zudem in ihrem Fürwitz erfahren, ob der Wechsel der Zeiten an ihren Reizen nichts ändern werde. Luzifer versenkt das Menschenpaar darauf in Schlaf, um ihm im Traume an der Hand loser Geschichtsbilder, deren jedes für sich eine heillose Tragödie darstellt, die Eitelkeit alles Strebens, die Thorheit aller Ziele, die Tragödie des Menschen zu veranschaulichen.

Er führt ihnen zuerst die Pharaonenzeit vor, indem er Adam in Pharao und sich selbst in seinen Minister verwandelt. Von den Sklavenvögten mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben, sind im Hintergrunde Sklaven am Baue einer gewaltigen Pyramide beschäftigt, durch welche der König sich den sicheren Weg zur wahren Größe zu ebnen bemüht ist, seinen Namen der Unsterblichkeit zu überliefern erhofft. Er wird jedoch durch die Klage eines zu Tode getroffenen Sklaven, daß des Sklaven Lebenszweck darin bestehe, die Steine zum mächtigen Baue des Pharaonen zu schleppen, ihm Nachkommen in das Joch zu stellen und sodann zu sterben, belehrt, daß sein Ruhm um den Preis von millionenfachem Weh erkauft ist, und die Reize des von dem Sklaven zurückgelassenen liebevollen Weibes lassen ihn ein Glück ahnen, an dem kalte, gleißnerische Ehrsucht keinen irgendwie immer gearteten Anteil hat. Es zieht ihn weg von dem in das Joch der Knechtschaft gespannten Volke in das Reich der Freiheit, daher ihn Luzifer in die Zeit des Miltiades entführt und in Miltiades umsetzt. Der Sieger von Marathon wird, da er als Hort der griechischen Unabhängigkeit fern von Athen weilt, von neidischen Demagogen verleumdet, daß er zur Untergrabung der Volksfreiheit sich von den Feinden erkaufen ließ. Schadenfroh wird die Menge, deren Vergeßlichkeit und Feilheit mit packendem, unübertrefflichem Realismus geschildert ist, dies gewahr, daß sein glänzendes, hell leuchtendes Verdienst in den Kot gezerrt wird, und verhängt über ihn den Tod, als er plötzlich zu Aller Überraschung an der Spitze eines glänzenden Heeres seinen Einzug in die Stadt hält. Er ist zurückgekehrt, weil eine tiefe Wunde seiner Siegeslaufbahn Einhalt gebietet, und er kann es darum nicht begreifen, daß das feige, erbärmliche Volk sich ihm zu Füßen wirft und winselnd seine Gnade anfleht. In seiner kräftigen Selbstherrschaft und glühenden Freiheitsliebe weist er denn auch diesen Götzendienst entschieden zurück und begiebt sich seiner Macht; er entläßt die Kampfgenossen zur verdienten Ruhe des stillen Friedens, pflanzt sein siegreiches Schwert zur Weihe auf Pallas Athenes Altar und erklärt, in die Hände seiner Auftragsgeber Rechenschaft für sein Thun geben zu wollen, dem erhabenen Volke Würde, Rang und Macht zurückzustellen. Mit der Überlegenheit kehrt der Masse die Mißgunst und die niedere Blutgier wieder, und der edle Feldherr muß, um ihre Nerven zu erregen und ihr Blut in Wallung zu bringen, das Schaffot besteigen.

Nach dieser ihm den Glauben an die Menschheit raubenden Erfahrung geht Adam daran, in der in den letzten Zügen liegenden alten Roma als Wüstling sich im Genusse zu betäuben, im rohen Taumel, der Geist und Muskeln erschlafft, sich zu vergessen. Vergeblich sucht er jedoch durch der Sinne Lust die leise Mahnungsstimme einzulullen, die sich in seines Busens Tiefen regt. Die Ausschweifungen

Digitized by Google

stimmen ihn zum Ernste stets, das laute, lärmende Glück ist zu wenig echt und tief, als daß es die reine, kindliche Zeit der Unschuld ins Meer der Lethe tauchen könnte. Indem er so von dem innerlich kalt lassenden Schlaraffenleben ganz angewidert ist, kommt ihm die neue Heilslehre, deren Hervorknospen aus den Trümmern der entnervten klassischen Welt mit zündender dramatischer Kraft veranschaulicht ist, gerade gelegen. Er muß indes, da er in Tankreds Gestalt mit anderen Tempelherren an der Spitze des von Asien zurückkehrenden Kreuzheeres in Konstantinopel eintrifft, zu seinem größten Leidwesen die Wahrnehmung machen, daß die Bekenner der heiligen Lehren über dem hohlen, unduldsamen, ertötenden Buchstabenglauben sich nicht zu dem belebenden Geiste emporzuringen vermögen. Wegen einer Kleinigkeit, wegen eines Jota werden die Bekenner des Homoiusion von den Anhängern des Homousion zum Feuertode verurteilt, mit einem, einer besseren Sache würdigen blindwütigen Eifer besteigen jene zur größeren Ehre Gottes den Scheiterhaufen, und durch die schwachsinnige Tugend des Verzichtes auf alle Lebenslust und Lebensfreude glauben sich Menschen ihr Seelenheil zu erkaufen.

— Ebensowenig vermag ihm die Wissenschaft die heiß ersehnte Befriedigung zu gewähren. Als der Astronom Keppler gelangt er zu der herabstimmenden Einsicht, daß das Wesen der Natur, die im Schoße derselben wirkenden und webenden Kräfte dem Menschen unzugänglich sind, die Weltweisheit nur Poesie der Dinge ist, die wir nicht begreifen können, und er wünscht sich wenigstens das Anbrechen einer Zeit, in welcher auf dem Staube zerfallener Trümmer das freie Wort verborgenes Denken kündet. Der träumende Adam sieht — was auf jeden Fall recht seltsam anmutet — als träumender Keppler diesen Wunsch wohl durch die französische Revolution erfüllt, allein nur in ihrem Beginne; denn sie artet unter dem Konvent, dessen Gräuel lebendig wie mit Blut gemalt sind, zu einer Schreckensherrschaft aus.

Aber auch das nimmermüde, geschäftige Treiben der Gegenwart, welche durch Vermittelung der alle Menschen einigenden und Alles nivellierenden Arbeit die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zur Wahrheit zu machen scheint, bereitet unserem Stammvater bittere Enttäuschungen. In dem Zwillichtkittel des Arbeiters sich unter die Menge mischend, macht er die traurige Entdeckung, daß unsere Zeit einer Maschine gleicht, welcher die beste Schraube fehlt, die Pietät. Die Arbeiter werden von ihren gewinnsüchtigen Brotherren für rechtlose Lasttiere geachtet, welche auf alle mögliche Weise von ihnen auszunützen sind; die bis in das innerste Mark faule Gesellschaft behandelt die Armen und Elenden nicht wie ihresgleichen, sondern verfährt hochmütig und herzlos mit ihnen, und auf ihrem Grunde gedeiht die Sünde üppig; ein Kampf von Hunden um einen Knochen ist das Leben, ein Wettkampf, wo einer beschwertet im Angesichte entblößter Gegner steht, wo Hunderte hungern, falls sie sich nicht in das Joch des Einen beugen. Es drängt ihn in unaufhaltsamem Zuge von dieser charakterlosen, selbstsüchtigen Gesellschaft zu der von der Wissenschaft geträumten Volksgemeinschaft, die mit vereinter Kraft zusammenwirkt und deren Ordnung die Vernunft bewacht. Welch erschrecklicher Anblick erwartet ihn jedoch in dem im dritten oder vierten Jahrtausend unserer Zeitrechnung seine Pforten öffnenden Phalansterium! Er belauscht in demselben eine Arbeitskaserne, in welcher die heilige Poesie durchaus verpönt ist. Der Nutzen ist die ausschließliche Triebfeder, welcher sich die Gesamtheit unterordnet. Die Rose zählt als eine unnütze Blume, die nur den Feldfrüchten den Platz verwehrte, zu den überwundenen Standpunkten und wird im Museum zur Erinnerung an den Unverstand der vorangegangenen Geschlechter aufbewahrt. Das gleiche Schicksal ist den duftigen Blüten des Geistes, den sinnigen Werken der erhabenen Kunst beschieden. Nicht einmal die zarten Seelen der Kinder werden durch die Lieder und Märchen der Ammen mit süßen Ahnungen erfüllt; von der Wiege an werden sie vielmehr mit Geometrie und Gleichungen höheren Grades genährt. Der alleinige Zweck des Lebens ist eben das Leben. Demgemäß werden die Menschen zu unbewußten Maschinen gezüchtet, bis an ihr Lebensende zu einem und demselben dürftigen Schaffen gedrillt; die Freiheit des Willens, die Selbstbestimmung ist ihnen benommen, das Streben des Einzelwesens nach Geltung ist für sündigen Dünkel ausgegeben; die Spitzen und Kanten originellen Denkens werden zu geraden, nüchternen, einförmigen Linien abgeschliffen, urwüchsige, elementare Kräfte zu gleicher Form verkrüppelt, hochstrebende Geister mit Gesetzesbanden umschnürt, daß ihnen der Schwung erlahmt. Der Drill hebt die Erziehung dermaßen aus dem Sattel, daß dem principium individuationis auch nicht in seiner bescheidensten Form Raum gegeben wird. Die Menschen gelten innerhalb der nach den Grundsätzen des Kommunismus geordneten Gemeinschaft nur als Zahlen und werden als solche nicht mit Eigennamen, sondern nur mit Zahlen belegt.

So entsetzlich aber auch das Elend jener Menschheit ist, welcher es verwehrt ist, sich auf sich selbst zu besinnen, so erfährt Adam doch erst den tiefsten Schmerz, als ihm Luzifer das Endgeschick der Menschheit, wie es sich in der wüsten Phantasie der Kraftstoffler ausgestaltet, vor die Augen zaubert. Die Sonne ist erkaltet und stellt sich nur mehr als eine rote, strahlenlose Kugel am kalten, grünen Himmel dar. Die Erde ist erstarrt und kann keine Pflanzen hervorbringen. Wohin das Auge sich auch wenden möge, es erblickt allerorten nur Schnee und Eis. Und Hand in Hand mit diesem Niedergange der Natur ist der Mensch durch Not und Mangel zu einem beschränkten, mißgestalteten, vertierten Eskimo herabgesunken.

Luzifer hat seinen Part trefflich zu Ende gespielt, er hat mit unvergleichlicher Raffiniertheit eine Blütenlese aus der Entwickelungsgeschichte der Menschheit getroffen, denn Adam macht, kaum daß der Traum der Zukunft vor seinem geistigen Auge vorübergeschwebt ist, Miene, der Entwickelungsgeschichte der

Digitized by Google

Menschheit zu begegnen, ihr durch die Vernichtung der Daseinsbedingungen der Menschheit, durch einen Sprung in die gähnende Tiefe des Abgrundes zuvorzukommen. Schon schreitet er unter dem trimmphierenden Grinsen des Höllenfürsten dem Felsengrat zu, als Eva aus der Laube zu ihm tritt und sich zärtlich an ihn schmiegt unter dem süßen Geständnisse, daß sie sich Mutter fühle. Diese Eröffnung entscheidet über sein Geschick. Sie giebt ihm neuen Mut zum Leben, zumal das Opfer desselben im Angesichte des im Schoße des Weibes keimenden Lebens unnütz dargebracht wäre. Gestählt und gehoben durch die ihn erwartende Sorge für die Zukunft, welche Eva unter ihrem Herzen trägt, kehrt er ein reuiger Sünder zu dem ihn wieder in Gnaden aufnehmenden Schöpfer zurück; er fällt in die Knie und stammelt zerknirscht: Herr, Du hast mich besiegt. Der Gedanke an die dem Tageslichte entgegenreifende Frucht der Liebe, wie nicht minder der Zauber dieser hingebungsvollen Liebe, welche in dem Abbilde des Geliebten nur das eigene Selbst zu schönerem Sein ergossen wähnt, söhnen ihn mit dem Leben wieder aus und breiten über dasselbe einen rosigen, verklärenden Schimmer. Adam wächst mit seinen höheren Zwecken, mit den Vaterpflichten. Unter dem Zeichen der Genien des Vertrauens und der Liebe erscheint ihm das Ringen um das Dasein ohne jenen herben, verwundenden Stachel der mangelnden Zielstrebigkeit, welchen in dem von der Menschheit entworfenen Gemälde Luzifer nur zu aufdringlich und einseitig hervorgekehrt hatte. Dieser muß sohin sein mit dem Aufgebote aller Heimtücke eingefädeltes Ränkespiel dadurch büßen, daß er als Keim des Guten und Schönen im Dienste der Schöpfungsidee gedeihen sehen muß, was er dem Untergange weihen wollte.

Der Abriß der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wie ihn Emerich Madách in der „Tragödie des Menschen" vor uns entrollt, ist wahrlich nicht sine ira et studio zusammengefügt; es ist offenbar eine furchtbare Entstellung und Verdrehung der wirklichen Sachlage, über die Menschheit in ihrer Gesamtheit den Urteilsspruch zu fällen:

> „Im Menschenantlitze Affenzüge;
> Anstatt erhab'ner Wahrheit freche Lüge;
> Verrenkt Gefühl in biederer Gestalt;
> Aus Dirnenmund die Tugendhymne schallt;
> Die Ketzer klopfen gläubig an die Brust;
> Der Abgelebte flucht auf Liebeslust."

Der Dichter hat eben das gewaltige Freskogemälde mit seinem Herzblute gemalt. In dem herabgesetzten, verdünnten, nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Dichtung, nicht auf die Natur, sondern auf den Geist gestellten Optimismus, welchen er über die Einflüsterungen des argen Zweifels obsiegen läßt, spiegelt sich seine tiefe Schwermut, welche von Haus aus in ihm schlummernd, durch mannigfache schwere Schläge des Schicksals zu heller Lohe entzündet wurde. Dahin gehören seine Kränklichkeit, das schmerzliche, sieche Erwachen seines Vaterlandes aus dem kurzen hoffnungsfrohen Freiheitstraume von 1848, an welchem er zufolge seiner Kränklichkeit keinen werkthätigen Anteil nehmen konnte, das politische Martyrium, welches er in den dumpfen Citadellen von Preßburg und Pest ein Jahr hindurch bis zum August 1853 zu bestehen hatte, weil er einem politischen Flüchtling Unterkunft gewährt hatte, und — last not least — der entsetzliche Anblick, welcher sich vor ihm aufthat, als er nach Beendigung dieses Martyriums mit von Freude überquellenden Busen die Thüre seiner Idylle geöffnet hatte. Sein einziger lichter Punkt inmitten der langen Kerkernacht war seine Familie gewesen; der Gedanke an sie hatte ihn stark gemacht und die bangen Seelenqualen der Festungshaft überwinden lassen. Und nun alles Leid für ihn ein Ende genommen zu haben schien, nun ihm vor Glückseligkeit das Herz im Leibe zu zerspringen drohte, sah er sich von dem geliebten, vergötterten Weibe verraten und in Stiche gelassen. Sie hatte das Mißtrauen, welches seine bedächtige und weitsehende Mutter von vornherein ihrem seine kindliche Ahnungslosigkeit leicht umgarnenden koketten Spiele entgegengebracht hatte, nur zu glänzend gerechtfertigt, indem sie von dem über den Gatten hereingebrochenen schweren Leid Anlaß nahm, um mit einem gewissenlosen Verführer von dannen zu gehen. Solch tiefes, namenloses Weh konnte naturgemäß nur durch eine Tragödie abgelöst und zum Schweigen gebracht werden, besonders da der Dichter um jene Zeit unter dem mächtigen Eindrucke des Goetheschen „Faust" und des „Manfred" von Byron stand. Welchen Standpunkt immer wir aber auch gegenüber der Anschauung von der völligen Erfolglosigkeit und schrankenlosen Nichtigkeit des menschlichen Strebens einnehmen mögen, in jedem Falle greift uns doch der versöhnende Schluß der Dichtung mit seiner ausgleichenden Gerechtigkeit, welche er dem erhabenen Berufe des Weibes angedeihen läßt, mit seiner durchgängigen Verurteilung der Teufelskünste zu Düngemitteln der Wahrheit und dem Gnadenrufe: „Mein Sohn, ringe und vertraue dem Höchsten" mit solch einfacher und rührender Naturwahrheit ans Herz, daß wir uns der erschütternden Wirkung desselben nicht entziehen können. Auch reißt uns die Dichtung, wie schon zu Beginn des Aufsatzes bemerkt worden ist, durch den großartigen Zug, den sie ausstrahlt, durch die Kühnheit des Entwurfes und den die Menschheit in ihrem ganzen Verlaufe von ihrer Wiege bis zur dereinstigen Erfüllung ihres Geschickes umspannenden Rahmen zu ungeteilter Bewunderung hin. Der von ihr ausgehende Zauber wächst noch ansehends im Angesichte der Thatsache, daß sie im Jahre 1861 erschienen ist, einen 38jährigen Mann sohin zum Verfasser hat.

Sehr treffend würdigt Goethe „die Tragödie des Menschen" mit den nachfolgenden Worten — über Byrons „Manfred": „Dieser seltsame und geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gezogen. Er hat die seinem Zwecke zusagenden Motive auf eigene Weise benützt, so daß keines mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen

Digitized by Google

Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Ähnlichkeit mit dem Vorbilde höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." Ich entlehne diese geistvolle Bemerkung der Einleitung zu der in Budapest im Jahre 1886 erschienenen deutschen Übersetzung des in Rede stehenden Werkes, welche Alexander Fischer nach Eduard Paulays Bühnenbearbeitung angefertigt hat. Paulay, der von idealem Sinne erfüllte Direktor des Budapester Nationaltheaters, hat im Vollbewußtsein der dem Dichter innewohnenden Bedeutung die ganze reiche Summe seiner Einsicht und Bühnenerfahrung auf die Inszenierung des bei seinem Erscheinen mit jubelnder Begeisterung aufgenommenen Meisterwerkes verwendet, wiewohl ihn aus demselben nicht ein Bühnenheld, sondern ein philosophischer Vorwurf, nicht des Lebens grüner Baum, sondern graue Theorie grüßte. Seine Bemühung ward von Erfolg gekrönt. „Die Tragödie des Menschen" ging am 23. September 1883 unter dem lebhaftesten Beifalle des zahlreich versammelten Publikums zum erstenmale über die Bretter und hat bis heute mehr als fünfzig Aufführungen vor stets ausverkauftem Hause erlebt. Sie hat sich dem Nationaltheater als ein dauerndes Repertoirestück eingefügt. Nun der fachkundigen Bühnenbearbeitung Paulays in der Person Fischers ein guter deutscher Übersetzer erstanden ist, wäre es von Herzen zu wünschen, daß auch dem deutschen Theaterpublikum bald Gelegenheit geboten würde, den Schwanengesang des im 42. Lebensjahre (1864) dahingewelkten Madách mit dem „Faust" und dem „Manfred" zu vergleichen.

## Der amerikanische Lyriker Walt Whitman.

Den äußeren Anlaß zu einem Hinweis auf den amerikanischen Dichter Walt Whitman giebt uns die vor wenigen Wochen erschienene erste deutsche Übersetzung seiner wichtigsten Gedichtsammlung, der „Leaves of grass", der „Grashalme". In einfacher aber anständiger Ausstattung hat das Verlagsmagazin in Zürich das 170 Seiten starke Büchlein in den Verkehr gebracht; als Übersetzer und Herausgeber nennen sich der in New-York lebende, auch sonst litterarisch thätige Karl Knortz und ein und bis dahin unbekannt gebliebener T. W. Rolleston.

Da der noch lebende Poet nun siebzig Jahre zählt und bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen steht, wird man uns schwerlich den Vorwurf machen können, daß wir zu früh von seinem Wirken Notiz nehmen.

Bevor wir aber die Art und Beschaffenheit seiner höchst originellen Dichtungen schildern, dürften einige Nachrichten über Herkunft und Lebensgang des Dichters willkommen sein.

Walt Whitman wurde 1819 auf Long-Island als Sohn eines dortigen Landmannes geboren. Seit ihrer Übersiedelung im Jahre 1635 saß die Familie Whitman auf ihrem Meierhof; die Voreltern waren als Puritaner in der Verfolgungszeit aus England dorthin ausgewandert.

Walt Whitmans Vater aber wurde Tischler und dann Bauherr in Brooklyn, so daß sein junger Sohn die gewöhnliche Bildung öffentlicher Schulen genießen konnte. Doch nicht allzulange. Amerikanische Knaben drängt es, früh das praktische Leben zu erproben. Walt Whitman versuchte sein Glück in einer ganzen Reihe von Berufsarten. Er war zuerst Buchdrucker, wurde dann Lehrer, später Zeitungsredakteur, dann Tischler und Bauunternehmer wie sein Vater. Das ging so bis in sein sechsunddreißigstes Lebensjahr. Dazumal scheint sein inneres Leben ihn so mächtig in Anspruch genommen zu haben, daß er sich von allen Geschäften zurückzog und in aller Stille eben das Büchlein lyrischer Gedichte schrieb, das ihm jetzt endlich späte Anerkennung einzutragen scheint, während es zunächst von der Mitwelt so gleichgültig und unfreundlich behandelt wurde, wie das meistens allem sehr Ungewöhnlichen begegnet. Kaum fünfzig Exemplare des Büchleins wurden verkauft und wo Zeitschriften es anzeigten, wurde es auf das Entschiedenste verurteilt.

Da kam der große Bürgerkrieg und mit demselben ein Wendepunkt in Whitmans Leben; er erhielt — 1862 — die Nachricht, sein Bruder George liege schwer verwundet im Lager zu Rappahannock. Alsobald eilte er dorthin, den Bruder zu pflegen. Auf der Rückfahrt nach Washington übernahm er die Beaufsichtigung einiger verwundeter Krieger aus seiner Vaterstadt Brooklyn. Der Einblick, der ihm bei diesem Anlaß in den bedenklichen Zustand der Lazareteinrichtungen in Washington zu Teil wurde, bewirkte in ihm den Entschluß, sich der Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfelde und in den zahlreichen Armeespitälern zu widmen. Seinen Lebensunterhalt erwarb er gleichzeitig durch Korrespondenzen vom Kriegsschauplatze an New-Yorker Zeitungen. Die beträchtlichen Summen, die ihm infolge solcher Thätigkeit zuflossen, verwendete er zum Besten seiner Pfleglinge, während er selbst sehr einfach lebte.

Kurz vor dem Schluß des Krieges erhielt er eine bescheidene Stelle im Bureau des Ministeriums des Innern. Eines Tages nahm Staatssekretär James Harlan, ehemaliger Methodistenprediger, ein Exemplar der damals bereits vergriffenen „Grashalme" in die Hände und fand darin die aus der sinnlichen Natur des Menschen sich ergebenden Verhältnisse so frei behandelt, daß er bei stupider Verkennung der Ideen des Dichters, diesen sofort als einen Ärgernis gebenden Menschen aus seinem Amte entließ. Der Fall erregte jedoch Aufsehen. Vernünftige Männer und Freunde des Dichters traten für diesen ein; bald erschien eine Broschüre (von W. D. O'Connor), die

Digitized by Google

Whitmans Gedichte glänzend verteidigte und den frömmelnden Staatsmann heftig angriff. Gleichwohl war letzterer nicht zur Wiederanstellung Whitmans zu bewegen. Dafür wurde dem Dichter ein neuer Posten im Bureau des Attorneygeneral geboten, den er bis 1873 inne hatte.

In diesem Jahre traf ihn ein schweres Unglück. Seit dem Kriege war seine Gesundheit nicht mehr die felsenfeste von ehedem; er hatte zu schwere Mühsale ausgestanden. Nun lähmte ihn ein Schlaganfall und brachte ihn an den Rand des Grabes. Als er dem Leben wieder geschenkt war, blieb er doch für alle Zeit ein kranker Mann, der außerdem auch mit den Entbehrungen der Armut zu ringen hatte. Ist in letzterer Beziehung der Zustand des greisen Dichters jetzt ein erfreulicherer, nachdem seine Schriften die vollste Beachtung der amerikanischen Nation gefunden haben, so ist er indessen doch an die Krankenstube gefesselt, der Dichter der Gesundheit und des Lebens im Freien! Er trägt seine Leiden standhaft; zu seinen Freuden gehört die Kunde von der immer weiteren Verbreitung seiner Gedichte.

Als er von einer Übersetzung derselben in die deutsche Sprache hörte, schrieb er unter Anderem an die Herausgeber derselben: „Ich billige Ihren Versuch, einige meiner Gedichte in deutscher Sprache wiederzugeben. Ich hatte in der That, so übermütig die Äußerung auch klingen mag, nicht nur mein eigenes Vaterland im Auge, als ich jenes Werk verfaßte .... Das Hauptziel der Vereinigten Staaten von Amerika ist das gegenseitige Wohlwollen der ganzen Menschheit, die Solidarität der Welt. Was hier noch mangelt, kann vielleicht durch die Dichtkunst geleistet werden, durch Gesänge, ausstrahlend aus allen Ländern der Welt. Diesen Ländern in Amerikas Namen einen herzlichen Gruß zu schicken, hatte ich auch in meinen Gedichten vor. Und lieb, recht lieb wird es mir sein, Zulaß und Zuhörerschaft unter den germanischen Völkern zu gewinnen."

* * *

Beim ersten Einblick in Walt Whitmans „Grashalme" ist es uns — offen gestanden — genau so ergangen wie beim ersten Anblick gewisser Gemälde Böcklins. Wir waren nämlich nahe daran, laut aufzuschreien über das scheinbar bis zur Verrücktheit Seltsame solcher Schöpfungen. Aber gerade der einst viel beschrieene, jetzt in seiner Meisterschaft erkannte Arnold Böcklin hat uns gelehrt, vorsichtig öfter zu schauen und zu prüfen und nicht den ersten Eindruck zur einzigen Basis unseres Urteils zu machen.

Bei Walt Whitmans Gedichten überraschte zunächst äußerlich die völlige Abwesenheit von Reim und Rhythmus; sie sind gar nicht in Verszeilen eingeteilt, sondern erinnern in ihren kurzen, ganz nach dem Gedankeninhalt bemessenen Perioden an Jean Pauls berühmte „Streckverse" oder allenfalls auch an die strophisch frei gegliederten Satzgefüge alttestamentlicher Schriften, zuweilen mit dem in den Psalmen oder den Propheten so deutlich zu tage tretenden Parallelismus der Satzglieder, zuweilen auch ohne denselben.

Sodann aber wirkt es völlig verblüffend und fordert anfänglich eher Spott als Beifall heraus, daß der Inhalt der Gedichte wesentlich in einer übermäßigen Häufung von vorwiegend substantivischen Worten besteht, die vermöge der in ihnen enthaltenen Vorstellungen unsere Phantasie in Thätigkeit versetzen sollen.

Geben wir alsobald ein Beispiel, bevor wir mit unserer Untersuchung weiter fortfahren.

Im „Gesang von mir selbst" erweitert der Dichter in einer Art von Vision sein individuelles Sein zur Empfindung einer Allgegenwart in allen Dingen, die es auf Erden geben mag und nun ergeht er sich in einer „Fülle von Gesichten":

„.... meine Ellenbogen ruhen in Fjorden,
Ich streife den Bergketten entlang, die Flächen meiner Hände bedecken Kontinente,
Ich gehe mit meinem Traum:
Unter den viereckigen Häusern der Stadt, — in Blockhäusern lagernd mit Holzhändlern,
Entlang den Geleisen der Straßen, entlang der trocknen Schlucht und dem Bette des Bächleins,
Jätend meinen Zwiebelacker, oder die Reihen der Möhren und Pastinaken behackend, die Savannen durchkreuzend, der Fährte folgend in den Wäldern,
Schürfend, goldgrabend, riegelnd die Bäume auf einem neugekauften Gut,
Verbrannt bis auf die Fußknöchel vom heißen Sande, indem ich meinen Kahn den seichten Fluß hinanschleppe,
Wo der Panther auf dem Aste zu Häupten hin und her geht, wo der Rehbock wütend dem Jäger die Spitze bietet,
Wo die Klapperschlange ihre schlaffe Länge auf einem Felsen sonnt, wo der Otter Fische frißt,
Wo der Alligator in seinen zähen Warzen am Abfluß des Sees schläft,
Über sprossendes Zuckerrohr, über die gelbblumigen Baumwollstauden, über den Reis in seinem tief gelegenen feuchten Felde,
Über den spitzgiebligen Meierhof mit ausgezackter Firste und schlanken Wassergüssen der Rinnen,
Über die Dattelpalmen des Westens, über den langblättrigen Weizen, über den zierlichen blaublumigen Flachs,
Über den weißen und braunen Buchweizen, summend und brummend dort mit den andern,
Über das dunkle Grün des Roggens, wie er wogt und webt im Winde,
Wo die Abendschatten sich verlängern über der endlosen und einsamen Prärie,
Wo die Büffelherden eine kriechende Decke bilden über Quadratmeilen nah und fern,
Wo die Halsringelrebhühner in einem Kreise auf dem Boden schlafen, mit den Köpfen nach auswärts,
Wo der Reiher mit gelber Krone zum Rand des Sumpfs in der Nacht kommt und kleine Krebse frißt,
Wandernd durch die Salzlecke, das Orangenthal oder unter turmspitzen Fichten,
Mich freuend über das Einheimische, mich freuend über das Fremde, mich freuend über Alt und Neu,
Mich freuend über das alltägliche Weib, sowie über die Schönheit,
Mich freuend über die Quäkerin, wie sie ihre Haube ablegt und melodisch spricht,
Mich freuend über die ernsten Worte des schwitzenden Methodistenpredigers, tief gerührt beim Feldgottesdienste;
Blickend in die Ladenfenster am Broadway den ganzen Vormittag, plättend das Fleisch meiner Nase am dicken Spiegelglas,
Wandernd denselben Nachmittag mit dem Gesicht nach oben zu den Wolken gewendet, oder einen Feldweg hinab, oder den Strand entlang, — —" u. s. w.

Digitized by Google

Seitenlang geht es in diesem Ton fort und man ist geneigt, solche Poesie als Wörterbuchpoesie spöttisch abzuweisen oder jungen Dichtern, die in Whitmans Spuren wandeln wollen, den Rat zu erteilen, sie möchten sich vor allem ein recht großes Konversationslexikon anschaffen, aus dem sich solche „Gedichte", wie die eben mitgeteilte Probe, wahrscheinlich mit Grazie in infinitum bequem dürften herstellen lassen. Und es giebt andere Stellen (in demselben „Gesang von mir selbst"), die, offen gestanden, sich genau wie eine Sammlung Ollendorfscher Übersetzungsmustersätze ausnehmen, z. B.:

„Der Entenjäger geht mit leisen vorsichtigen Schritten,
Die Spinnerin läuft ab und zu beim Summen des großen Rades.
Die Braut entfaltet ihr weißes Kleid, der Minutenzeiger der Uhr rückt langsam vor,
Der Präsident hält Kabinetsrat, von den Ministern umgeben,
Auf der Piazza wandeln drei Frauen, würdig und freundlich, Arm in Arm,
Die Mannschaft des Fischerbootes packt Schichte auf Schichte von Steinbutten in den Kielraum,
Der Missourier durchkreuzt die Ebenen, Waren und Vieh fortschaffend,
Der Kondukteur macht seine Runde durch den Zug und giebt sich durch Klimpern mit dem kleinen Silbergeld kund" u. s. w.

Solcher Sätze folgen sich ungefähr achtzig und es kommt gar nicht darauf an, in welcher Reihenfolge man sie zitiert, da nur selten zwischen zwei oder drei aufeinanderfolgenden eine bemerkbare Gedankenverbindung besteht.

Es fällt uns keineswegs ein, diesen amerikanischen Lyriker für einen alle ästhetischen Forderungen erfüllenden Poeten auszugeben. Nur wissen wir, daß in ihm noch mehr steckt als solche wunderliche Schrullen. Und selbst diesen Schrullen liegt doch allerdings etwas ganz anderes zu Grunde als ein Lexikon oder ein Ollendorfsches Übersetzungsbuch.

Walt Whitman ist eben zu verstehen wie ein Jakob Böhme, wie ein Angelus Silesius. In ihm lebt als Grundprinzip seines Denkens und Schaffens ein immerfort überströmend starkes Gefühl von der Heiligkeit und eingebornen Herrlichkeit alles Daseins, anfangend mit der ihm wonnevollen Empfindung seines eigenen persönlichen Ichs und nun weiter sich verbreitend auf alles, was den Hauch des Lebens in sich trägt. In Unterschied zum bloß philosophisch erkennenden Pantheismus dürfte man bei Whitman eine Art Empfindungspantheismus, eine in seinem Gemüt wurzelnde Alllebensverehrung als den Kern seines Wesens und den Ausgangspunkt seines dichterischen Schaffens bezeichnen. Wenn er daher ganze Wörtermassen unaufhörlich zu Stimmungsbildern gruppiert, so gehorcht er dabei einem fast instinktiv wirkenden, seelischen Bedürfnisse und die höchst anschaulichen Vorstellungen von Lebensbildern, die er auf diese Weise aneinanderreiht, tauchen aus der Tiefe eines von unendlicher Ehrfurcht vor dem Kosmos erfüllten Gemüts auf.

Wir wollen, indem wir dies anerkennen, keineswegs bestreiten, daß ein seine eigene Kunstübung ruhiger, künstlerischer, sagen wir einfach: Goethe'sch überblickender Dichter die stofflichen Elemente ganz anders bearbeiten und zubereiten würde, als Walt Whitman dies zu thun vermag. Walt Whitman, dem Inhalt seiner Gedichte nach Elegiker im weitesten Sinne des Wortes, schleudert gleichsam in Eruptionen den elementaren Stoff heraus, der in seinem vulkanischen Innern als glühende Masse hin und her wogt. Er ist eine dionysisch enthusiastische Natur, wie man sich eine Sappho des Altertums denkt, oder wie einen von den Propheten Israels. Dies mag zugleich auch als Entschuldigung der oft zu pathetischen seelischen Gebärde dienen, mit der er verhältnismäßig einfache Gedanken und Anschauungen wiedergiebt.

Aber nun sind eben doch die Gedanken, die er ausspricht und die Worte, in die er sie kleidet, oft von solcher Art, daß nur ein wirklich großer Mensch und wahrhaftiger Dichter sie kann niedergeschrieben haben. Beispiele mögen dies hier nach verschiedenen Richtungen beweisen. Nehmen wir gleich in den schon öfter zitierten „Gesang von mir selbst" sein ehrliches Bekenntnis, sich selbst der liebste, der wichtigste zu sein und zwar auch in Bezug auf seine Leiblichkeit:

„Da ich Erdschichten durchforscht habe, auf ein Haar untersucht, Gedichte zu Rate gezogen, genau berechnet,
So finde ich doch kein süßeres Fett als das, was an meinen eignen Knochen klebt."

Oder wie er sich selbst schildert:

„Walt Whitman, ein Kosmos, Manhattans Sohn,
Aufrührerisch, fleischlich, sinnlich, essend, trinkend, zeugend,
Kein Empfindler, keiner, der sich über Männer und Weiber stellt oder sich absondert von ihnen,
Nicht mehr bescheiden als unbescheiden, —"

Hier auch das prächtige Wort, das er der Erfüllung des demokratischen Prinzips spendet:

„Ich spreche die uralte Losung aus, ich gebe das Zeichen der Demokratie;
Bei Gott, ich werde nichts annehmen, wovon ein Jeder nicht ein Gleiches unter gleichen Bedingungen haben kann."

Und hier nun die Schilderung des Mannes, der in sich selbst seine Ruhe gefunden hat:

„Abseits vom Zerren und Zausen steht, was ich bin,
Steht vergnügt, gefällig, mitleidig, müssig, einig,
Schaut hinunter, richtet sich auf oder biegt den Arm an einer unfühlbaren, sicheren Stütze,
Schauend mit seitwärts gedrehtem Haupte zu, neugierig, was nächstens kommen wird,
In und außer der Jagd, sie betrachtend und mich darüber verwundernd.
Hinter mir liegen die Tage, an denen ich mich dünch Nebel mit Rednern und Streitenden schwitzte;
Ich habe keine Spötterein noch Beweise; ich schaue und warte."

Die folgenden Zeilen bezeichnen Whitmans ruhevolle Religiosität, eine Hingabe an das Göttliche, die mit keinem Bekenntnis, noch weniger mit irgend einer Theologie aber zu thun hat. Nachdem er zuerst allem Geschaffenen wiederum seine Ehrfurcht bezeugt und gesagt hat:

„Mit dem Auge aufzublicken oder eine Bohne in ihrer Schale zu zeigen, wirft die Gelehrsamkeit aller Zeiten über den Haufen,
Und es giebt keinen Gegenstand so weich, daß er nicht eine Radnabe für das kreisende Weltall abgebe,"

fährt er in wahrhaft erhebender Weise fort:

„Und den Menschen sag' ich: Seid nicht neugierig nach Gott, denn ich, der ich ja neugierig nach Allem bin, bin doch nach Gott nicht neugierig.

Digitized by Google

(Kein Wortschwall vermag zu sagen, in welchem Frieden ich mit Gott und dem Tode stehe),
Ich höre und sehe Gott in einem jeden Gegenstand, doch Gott begreif' ich nicht im mindesten.
Was sollte ich Gott mehr zu sehen begehren als am heutigen Tage?
Jede Stunde unter den vierundzwanzig sehe ich etwas von Gott, und jeden Augenblick derselben,
Im Antlitz von Männern und Weibern sehe ich Gott, und in meinem eigenen Antlitz im Spiegel,
Ich finde Briefe, die Gott in die Straße fallen ließ und ein jeder ist mit Gottes Namen gezeichnet,
Und ich lasse sie liegen; denn ich weiß, wohin ich auch gehe,
Es werden immer und ewig andere pünktlich ankommen."

Da Whitman das Göttliche in Allem findet, geht ein an die Poesie der alten Inder gemahnender Zug durch seine Gedichte und kommt da besonders zur Geltung, wo der Dichter von den Tieren spricht. Überall trifft man solche Stellen, von denen einige der bezeichnendsten hier Raum finden mögen:

„Ochsen, die mit dem Joch und der Kette rasseln, oder unter schattigem Laubdach stillstehen, was ist das, was ihr in euern Augen ausdrückt?
Mir scheint es mehr als alles Gedruckte, das ich in meinem Leben gelesen."

Oder:

„Ich denke, ich könnte mich zu den Tieren wenden und mit ihnen leben, sie sind so ruhig und so selbständig;
Ich stehe und betrachte sie lange und lange.
Sie schwitzen und wimmern nicht über ihre Lage,
Sie liegen nicht im Dunkel wach und weinen um ihre Sünden,
Sie erregen in mir keinen Ekel, indem sie ihre Pflichten gegen Gott diskutieren,
Kein einziges ist unzufrieden, kein einziges ist verrückt von dem Wahnsinn, Sachen zu besitzen,
Kein einziges kniet vor einem andern, oder vor Seinesgleichen, der vor tausenden von Jahren lebte,
Kein einziges ist ehrbar oder unglücklich auf der ganzen Erde."

Die Liebe und Verehrung, die Walt Whitman allem lebenden Dasein entgegenbringt, erstreckt sich auch auf die leibliche, sinnliche Natur des Menschen, welcher der amerikanische Dichter mit eben so großer Glut als Unbefangenheit Hymnen singt, von denen man allerdings begreift, daß sie einem ehemaligen Methodistenprediger als der Gipfel des Unsittlichen erscheinen konnten. Wäre die Welt so keusch wie die Seele dieses Dichters, dem alle Lüsternheit unendlich fern liegt, der aber freilich sich nicht scheut, auch die tiefsten Mysterien der Liebe zu besingen, so würden wir hier auch aus solchen Whitmanschen Elegien die bezeichnendsten Stellen mitteilen. Dieselben finden sich besonders in der größeren Dichtung, die den Titel trägt: „Ich singe den Leib, den elektrischen", auch im „Gesang von mir selbst", wo namentlich der Tumult der Leidenschaft, wenn der „rote Räuber", das Blut, alle Sinne überwältigt hat, mit ergreifender Anschaulichkeit geschildert wird:

„Flammen und Äther, sich auf meine Adern losstürzend,
Mein Fleisch und mein Blut schießend Blitzstrahlen, um zu treffen, was kaum anders ist, als ich selbst."

Wir halten hier inne, da wir mit unserer Charakteristik Whitmans und insbesondere mit den mitgeteilten Proben aus seinen Gedichten so viel erreicht zu haben glauben, daß Leser, die sich überhaupt für moderne Poesie interessieren, nun wohl lieber selbst zu dem Buche greifen, als nur mit Auszügen aus demselben sich zu behelfen. Solchen Lesern können wir noch viele Genüsse in Aussicht stellen aber auch Enttäuschungen. Neben Versreihen, die uns durch Hoheit des Gedankenfluges und durch ungemeine Kraft des Ausdruckes entzücken, stößt man häufig auf unglaubliche Plattheiten und Geschmacklosigkeiten, so daß in dieser Beziehung die Gedichte Whitmans eigentlich ein recht typisches Erzeugnis des amerikanischen Bodens darstellen, auf dem bekanntlich auch neben wunderbaren Lebensmächten gesunder Volkskraft vielfach Entartung zu tage tritt und Gegensätze wie Barbarei und feinstes Raffinement dicht nebeneinander gedeihen. Es nützt nichts, zu philosophieren, wie und was wohl dieser amerikanische Lyriker hätte werden können, wenn seinem ursprünglichen Talent die frühzeitige Schulung gründlicher deutscher Bildung, insbesondere deutscher Geschmacksbildung, wäre zu teil geworden. Er selbst sagt einmal: „Verfeinern nützt nichts; Gelehrte und Ungelehrte fühlen, daß es so ist". Wir möchten diesen Satz nicht unterschreiben; aber es mag ja sein, daß verfeinerte Bildung der Originalität des Naturpoeten hätte Eintrag thun können. Nehmen wir ihn also, wie er ist und wie er sich giebt: „Stämmig wie ein Roß, liebevoll, stolz, elektrisch", auf alle Fälle ein Mann von eigentümlichem Gepräge und „mit eigenstem Gesang".

Bern. J. V. Widmann.

## Melchior Grimm und Katharina II.

Das aus verschiedenen neuerschlossenen Quellen geschöpfte biographische Werk Edmond Scherer's über unseren Landsmann Melchior Grimm*) hat die Aufmerksamkeit wieder auf das Leben dieses denkwürdigen Mannes gelenkt, welcher eine so große Vermittlerrolle zwischen dem französischen und deutschen Kulturleben gespielt und dessen rastloser Ehrgeiz es war, mit den geistreichsten Männern und Frauen der Zeit in freundlichem Verkehre, sowie in der Gunst und dem Vertrauen der Großen zu stehen. Er war der Freund eines Gottsched, J. J. Rousseau, Diderot, d'Alembert Galiani und Holbach, ein erklärter Liebling der Salons des Grafen Kreutz, sowie der Damen Geoffrin, Necker und d'Epinay und, von Voltaire, dem Prinzen Heinrich von Preußen und Friedrich d. Gr. geschätzt, der vertraute Günstling und Ratgeber der Herzogin Louise von Sachsen-Gotha, der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, und, was alles andre in Schatten stellt und das glänzendste Kapitel in der Geschichte seines reichen Lebens bildet, der nordischen Semiramis, Katharina II.

Schon im Jahre 1754 hatte Grimm durch seine Correspondence littéraire Beziehungen zu der großen Landgräfin, Caroline von Hessen, gewonnen. Noch vor dem Tode seiner bisherigen hohen Gönnerin, der Her-

*) Paris. Calman Lévy 1887.

Digitized by Google

zogin von Sachsen-Gotha (1767), stand die Landgräfin mit ihm im Briefwechsel. Der Ton dieser Briefe wurde bald ein vertraulicher. Die überschwängliche, bis zur Vergötterung gehende Höflichkeit, deren Grimm sich in solchen Verhältnissen befleißigte, gab darin bald der Sprache wahrhafter Ehrerbietung und aufrichtiger Anhänglichkeit Raum. Er nimmt nun an allen Sorgen, allen Familienangelegenheiten der Fürstin warmen, thätigen Anteil. Er ist nicht nur um ihre geistige Unterhaltung, sondern auch um ihren Putz und andere Bedürfnisse der Mode bemüht. Da die Landgräfin fünf Töchter hat, die es ihrer Geburt entsprechend zu verheiraten gilt, so teilt Grimm auch diese Sorgen mit ihr, welche der Landgraf, wie überhaupt seine Vertretung, seiner Gattin fast ganz überließ. Es wurde Grimm's Ehrgeiz, den Prinzessinnen würdige Männer zu verschaffen. Seine Bemühungen blieben zwar lange vergeblich. Endlich sollten sie aber doch bei der vierten der Töchter, Prinzeß Wilhelmine, mit Erfolg gekrönt werden. Er betrachtete nicht ohne Stolz die Vermählung derselben mit dem Zarewich als wesentlich sein, durch unerschütterliche Ausdauer und unerschöpfliche Rührigkeit herbeigeführtes Werk. Die arme Wilhelmine sollte zwar schon zwei Jahre nach ihrer Vermählung sterben. Diese letztere selbst aber führte das Verhältnis herbei, das er zu der großen Kaiserin gewann und das bis zu dem Tode der letzteren in ungeschwächter Kraft bestehen blieb. Im Jahre 1773 waren die Unterhandlungen so weit gediehen, daß die Landgräfin im Juli mit ihren Töchtern zur Brautschau nach St. Petersburg reiste und schon am 10. Oktober desselben Jahres wurde daselbst die Hochzeit gefeiert. Grimm, als Reisebegleiter des Erbprinzen von Darmstadt, ward zu den Feierlichkeiten ebenfalls zugezogen und traf im September in der russischen Hauptstadt ein. Hören wir, was er selbst über den Empfang bei Katharina an seine alte Freundin, Madame Geoffrin, berichtet:

„Am Tage nach meiner Ankunft, mittags, habe ich Ihrer Majestät meine Aufwartung gemacht und ihre Hand mit der Ehrfurcht geküßt, welche man der erhabnen Hand, welche die Zügel eines so großen Reiches führt, schuldet, und mit dem Vergnügen, mit welchem man jederzeit seinen Mund auf eine schöne Frauenhand drückt. Nachdem sie sich einige Zeit mit mir unterhalten hatte, erhielt ich den Befehl, zum Mittagsessen zu bleiben. Ich hatte mich, so gut ich konnte, in eine Ecke gedrückt, die Kaiserin aber schonte meine Schüchternheit nicht, sondern fragte mich über die ganze Tafel weg, ob ich mich nicht etwas fern vom Palais royal fühle. Ich habe seitdem die Ehre gehabt, sie fast täglich zu sehen, zwei oder drei Mal bei ihr zu speisen und, was mehr ist, mich manchmal ein bis zwei Stunden lang allein mit ihr in ihrem Kabinett zu unterhalten. Hier muß man sich der Kaiserin aller Reußen und dem kaiserlichen Kanapee gegenüber in einem bequemen Lehnstuhl einrichten. Man plaudert, man schwatzt über ernste, heitre, bedeutende, leichtfertige Dinge, oft sehr ernst über lustige, und lustig über sehr ernste, bis Ihre Majestät gute Nacht wünscht. Ein oder zweimal wöchentlich speist die Kaiserin in ihrer an den Palast stoßenden und mit ihren Zimmern in Verbindung stehenden Eremitage. Hier befinden sich ihre ungeheuren Schätze von Gemälden. Hier giebt's einen Sommer- und einen Wintergarten, die sich in gleicher Höhe mit ihren Zimmern im ersten Stockwerk befinden. Der Eintritt in die Eremitage hebt jeden Unterschied auf. Man läßt Rang, Degen und Hut an der Thüre. Es giebt hier keine Kaiserin mehr. Im Speisesaal sind nebeneinander zwei Tafeln zu je 10 Gedecken gedeckt. Die Bedienung wird durch Maschinen bewirkt. Da ist kein Diener hinter den Stühlen, und dem Polizeiminister wird ein Schnippchen geschlagen, da er Ihrer Majestät auch nicht einen Bericht über das machen kann, was während dieser Mahlzeiten gesprochen wird. Die Plätze werden durch's Los bestimmt und die Kaiserin sitzt oft am Ende der Tafel, während Herr Grimm, oder eine andre Person seines Ranges den Vorsitz führt."

Die Vertraulichkeit, durch welche die Kaiserin Grimm auszeichnete, wuchs noch nach der Abreise der Landgräfin. Anfangs schien es zwar, als ob Diderot, welcher von ihr eingeladen, damals mit ihm hier zusammentraf, noch bevorzugt werde. Sein lebhafter Geist, seine feurige Phantasie, seine hinreißende Beredtsamkeit übten ihren Zauber auch auf Katharina aus. „Diderot" — schrieb Grimm damals an Mad. Necker — „ist ganz so ungezwungen und eigen, wie er bei Ihnen ist. Er nimmt die Kaiserin ganz so bei der Hand wie Sie, er schüttelt ihr ganz so den Arm, wie Ihnen, er setzt sich ihr eben so dicht an die Seite." Allein Katharina lernte an Grimm sehr bald Eigenschaften schätzen, die ihr ungleich mehr Vertrauen einflößten, als Diderot's blendender, sprudelnder Geist, zumal sie es nicht vertrug, daß dieser ihr seine Ideen aufdrängen wollte.

Die Kaiserin ließ sowohl Diderot wie Grimm zu Mitgliedern der Petersburger Akademie ernennen. Sie überhäufte jenen kaum minder als diesen mit Aufmerksamkeiten und Gnadenbeweisen. Ihr Vertrauen aber gehörte nur Grimm, und zwar in einem Umfang und Grade, der nur durch Zauber zu erklären schien. „Seine Unterhaltung" — schrieb sie damals an Voltaire — „ist für mich eine Wonne. Wir haben uns aber noch so Vieles zu sagen, da unsre Unterhaltungen bisher mehr Wärme als Ordnung und Folge gehabt haben." Sie ließ ihn jetzt häufig nach dem Essen auf ihr Zimmer kommen, wo sie, mit einer Handarbeit beschäftigt, ihn bis 10 oder 11 Uhr festhielt. Bald aber wiederholten sich diese Sitzungen täglich, ja es fanden deren selbst zwei des Tags über statt. Unter diesen Umständen konnte es natürlich nicht fehlen, daß Katharina ihm die verführerischesten Anträge machen ließ, um ihn in Petersburg festzuhalten. Allein Grimm vermochte der süßen Gewohnheit seines Pariser Lebens auf die Dauer nicht zu entsagen, auch fesselte ihn damals noch seine Correspondence littéraire und sein Verhältnis zu Mad. d'Epinay. Ein heftiger Krankheitsanfall kam ihm zu Hilfe. Die Rücksicht auf seine Gesundheit versöhnte die Kaiserin mit der Halsstarrigkeit ihres Freundes. Sie entließ ihn im April 1774 mit dem vollen Glanz ihrer Gunst und gegen

Digitized by Google

das Versprechen, recht oft von sich hören zu lassen und bald wieder zu kommen.

Grimm kehrte in der That im September 1776 zurück, um das alte Wohlwollen wieder zu finden. „Ich blieb fast ein ganzes Jahr bei meiner hohen Beschützerin" — erzählt er später einmal — „und sah sie täglich vom Morgen bis zum Abend, öffentlich und allein; letzteres zwei, drei, manchmal viermal des Tags, das eine Mal sieben Stunden hintereinander, ohne daß die Unterhaltung ein einziges Mal stockte. Man muß in solchen Augenblicken diesen wunderbaren Kopf gesehen haben, dieses Gemisch von Genie und von Anmut, um einen Begriff von dem Feuer zu haben, welches sie fortriß, von den Charakterzügen, welche dabei hervortraten, von den Einfällen, die sich einander drängten und stießen, indem sie sozusagen wie die Wellen eines Wasserfalls einander überstürzten. Obschon die Kaiserin sich bei diesen Unterhaltungen niemals verleugnete, machte sie sich doch auf keinen Augenblick geltend. Die Kunst, ihre natürliche Würde bei aller Zwanglosigkeit, ja Vertraulichkeit zu bewahren, war eines der großen Geheimnisse und einer der größten Reize ihrer Unterhaltung."

Es wurde ihm diesmal um so schwerer, sich wieder loszureißen, als er entschlossen war, aus der ihm in so hohem Maße zu Teil werdenden Gunst einigen dauernden Vorteil zu ziehen. Katharina schlug ihm eine Stelle im Unterrichtsministerium vor; Grimm aber erblickte dabei unüberwindliche Schwierigkeiten. Sie wollte, da er nun einmal Paris nicht ganz zu entreißen war, sich auch mit einer beschränkten Dienstzeit begnügen. Grimm aber steckte sich wieder hinter die Ärzte, welche erklärten, daß er zu nichts tauglich sei, als zum Schreiben und hierzu der Pariser Luft bedürfe. Er verstand seine Sache so glücklich zu führen, daß Katharina sich seinen Wünschen doch endlich fügte und ihn mit dem Titel eines russischen Staatsrats und Obersten und mit 2000 Rubel jährlichem Gehalt entließ, wofür er die Obliegenheiten eines geheimen Agenten in Sachen der Kunst und andren vertraulichen Angelegenheiten zu erfüllen hatte.

Der briefliche Verkehr der Kaiserin mit ihrem geheimen Pariser Agenten war ein ebenso lebhafter, als vertraulicher. Die französische Regierung nahm an dem häufigen Kommen und Gehen der Kouriere keinen Anstoß. Auch von dieser Seite genoß Grimm großes Vertrauen, daher man sich gelegentlich wohl auch seines Einflusses bei der großen Kaiserin zu bedienen suchte. Dieser nützlich zu sein, ihren Ruhm und ihre Interessen zu fördern — betrachtete Grimm aber als vornehmste Lebensaufgabe. Er war, wie er selbst einmal sagt, vor allem jetzt Russe. Seine Verehrung für Katharina war grenzenlos. Und wenn er in dem überschwänglichen Ausdruck derselben gelegentlich den Ton eines scherzhaften Humors einfließen ließ, so geschah dies nur, weil die lebensfrische Frau solches liebte. Er hatte wie er ihr schreibt — in seinem Hause einen Altar errichtet, an welchem alle wichtigen Tage und Begebenheiten ihres Lebens gefeiert wurden. Alles, was von ihr kam, erregte Ausbrüche der Freude und Bewunderung. Jeder ihrer Briefe rief Preisgesänge hervor. Er vergleicht sie mit den Gemälden des Raphael, je länger man sie betrachte, desto mehr werde man berauscht und entzückt. Er ist einmal so gerührt davon, daß er weint „wie ein Kalb!" und das die Welt erschütternde Ereignis des Lissaboner Erdbebens ihm „nur ein Marionettenspiel" gegen die Bewegungen seines Herzens ist.

(Schluß folgt.)

## Litterarische Neuigkeiten.

Über das inhaltreiche Buch unserer geschätzten Mitarbeiterin Fr. von Hohenhausen: **„Aus Goethes Herzensleben"**. Wahrheitsgetreue Darstellungen. Leipzig, bei A. Bergmann, steht eine sehr lobende Besprechung aus der Feder des geistvollen G. de Willot in der Pariser Revue „L'Indépendant littéraire". Es zeugt von sehr feinsinnigem Verständnis der deutschen Litteratur, daß man es in Frankreich weiß, wie innig Goethes Dichtungen mit seinem Leben und Lieben zusammenhängen. Die Schilderung, welche Fr. von Hohenhausen davon entworfen hat, wird von dem französischen Kritiker ganz besonders fesselnd genannt, weil sie mit dem Reiz der Wahrheit geschmückt ist.

Ein bisher noch unveröffentliches Gedicht von **Robert Burns** fand sich kürzlich in einer Sammlung von Handschriften berühmter Männer, die in London unter den Hammer gebracht wurde. Der litterarische Schatz umfaßt drei Stanzen, welche in der festen und deutlichen Handschrift des schottischen Dichters auf einen großen Quartbogen geschrieben sind.

Im Verlag von F. G. Cotta in Stuttgart ist soeben eine sehr anziehende und zu den Theaterereignissen der letztverflossenen Wochen in enger Beziehung stehende Studie von Rudolf Genée erschienen: **Die Entwickelung des szenischen Theaters und die Bühnenreform in München.** Sehr beachtenswert ist die geschichtliche Darstellung der allmählichen Entstehung der szenischen Einrichtungen von den mittelalterlichen Passionsspielen bis in die Gegenwart. Sieben beigefügte Abbildungen verschiedener Bühnenformen erhöhen den Wert der Schrift.

Von P. K. Rosegger wird im Herbst d. J. eine große, neue Erzählung: **„Martin der Mann"** im Verlag von A. Hartleben in Wien erscheinen.

Einem äußerst glücklichen Gedanken giebt in neuester Zeit die sowohl inhaltlich als auch illustrativ auf der Höhe unserer Zeit stehende große **„Illustrazione Italiana"** Raum; sie veröffentlicht wohlgelungene Bildnisse hervorragender italienischer Schriftsteller und Dichter der Gegenwart. Bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines großen Werkes: „Sul Oceano" erschien das Bildnis von Edmondo de Amicis, seitdem folgten Matilde Serao, die bekannte Neapolitanerin, und Gabriele d'Annunzio, der junge Verfasser des kühnen Romans „Piscere".

Max Kretzers Roman **„Ein verschlossener Mensch"** wird ins Holländische übertragen und binnen Kurzem als Buch im Verlage von Van Druten erscheinen. Übersetzer ist F. Z. Mehler, der auch „Meister Timpe" den Holländern zugänglich gemacht hat. — Desselben Autors neuester Roman „Die Bergpredigt", der den Kampf zwischen kirchlicher und christlicher Lehre als Hintergrund der Handlung hat, wird im September im Verlage von E. Pierson in Dresden zur Ausgabe gelangen. Charakteristisch für unsere modernen Litteraturverhältnisse ist, daß für den Abdruck

Digitized by Google

dieses Romans keine Zeitung zu erlangen war, trotz seines strengsittlichen Inhalts und trotz der Lobeserhebungen vieler Redakteure.

Ludwig Anzengrubers neues Volksschauspiel: „Der Fleck auf der Ehr", welches bekanntlich zur Eröffnung des Wiener Volkstheaters bestimmt ist, ist im Verlage von E. Pierson in Dresden erschienen.

Ein Novellenbuch von Matilde Serao, der auch in diesen Blättern oft besprochenen genialen, neapolitanischen Schriftstellerin, erscheint demnächst im Verlage von S. Schottländer in Breslau. Es führt den Titel: „Blüte der Leidenschaft", und hat Paul Heyse zum Paten und Alfred Friedmann zum Übersetzer. Wir gaben von diesen von Leidenschaft durchglühten, von Lebensweisheit und Menschenkenntnis durchleuchteten, teils ironisch angehauchten, teils melancholisch verklingenden, zwanzig Skizzen eine Probe in der glänzenden Novelle: „Ein Sieg Hannibals" (Nr. 10 des „Magazin", Jahrg. 1889) und nahmen Gelegenheit, auf das Buch eingehender zurückzukommen.

Kidnapped, von Robert Louis Stevenson. Tauchnitz-Edition. Dieser Roman spielt im Jahre 1751 und ist wahrscheinlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückverlegt worden, damit der Phantasie ein unbedingt freies Feld bleibe, was der Autor denn auch in weitgehendster Weise ausgenützt hat. Der Held, ein elternloser Jüngling pilgert nach Schottland zu seinem ihm gänzlich unbekannten Onkel, der, als berüchtigter Geizhals, ohne Bedienung in seinem Schlosse lebt. Der natürliche Erbe dieses Onkels ist dieser Neffe, und am Schluß des Buches tritt er dann auch diese Erbschaft an. Was aber aus den übrigen Personen, mit denen wir im Laufe der Erzählung bekannt geworden sind, geworden ist, das erfahren wir nicht. Der Autor sagt, wir müssen es uns denken, ernennt uns also gewissermaßen zu seinen Mitarbeitern. — Für die Tauchnitz-Edition paßt das Buch übrigens doch wohl nicht, weil es zumeist in schottischem Dialekte abgefaßt ist, ein Idiom, das zu bemeistern, doch nur einer kleinen Zahl von Lesern möglich sein wird.

Amely Bölte.

Bei Macmillan & Co., London, erscheint im Herbst d. J. eine neue Ausgabe des Gedichtes „The Human Tragedy" von Alfred Austin, in welcher zugleich ein Essai: „Gegenwärtiger Stand und Zukunftsaussichte der Poesie" statt einer Vorrede enthalten sein wird.

Bei Chatto & Windus, London, gelangt demnächst eine Schrift über „Swift" von J. Churton Collins zur Ausgabe, welche die Aufsätze desselben Verfassers in der Quartaly Review erweitert.

Der Pariser „Figaro" leistet sich auch seine Ausstellung nicht allein auf dem Eiffelturm, sondern innerhalb seiner Spalten. In der Voraussetzung, daß aus der Bücherei der Riesenausstellung kein fremder Besucher sich ein klares Bild von den Erzeugnissen des französischen Geistes seit der „grande exposition" von 1878 bilden kann, giebt das Klatschblatt jeden Freitag in der „litterarischen Beilage" einen kurzen Aufsatz über hervorragende Roman-Schriftsteller, die noch leben oder wenigstens nach 1878 gestorben sind. Die Aufsätze führen den prunkhaften Namen **Exposition décennale du Roman français** und geben ein Verzeichnis aller seit 1878 erschienenen Werke des „Ausgestellten". In der letzten Nummer war Arsène Houssaye an der Reihe. Vivant sequentes!

J. Sz.

Ein für Ärzte interessantes Werk erscheint jetzt lieferungsweise in Kristiania bei Albert Cammermeyer. Es ist dies die zweite bedeutend vermehrte Auflage von **„Norges Læger i det nittende Aarhundrede 1800–1886"** (die Ärzte Norwegens im 19. Jahrhundert) von F. C. Kiær, welche in alphabetischer Ordnung die mehr oder minder vollständigen Lebensbeschreibungen von ungefähr 1200 Ärzten umfassen soll, die in diesem Jahrhundert in Norwegen die Praxis ausgeübt oder vor 1887 die Prüfungen gemacht haben. Das Werk bildet so nach einer gewissen Richtung hin eine Ergänzung zu dem bekannten großen „Biographischen Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker" von Dr. Aug. Hirsch. — Es sind bisher fünfzehn Hefte (bis zum Artikel Schwartzacker reichend) erschienen.

P.

Antonio Fagazzaro, **Il Mistero del Poeta**. Romanzo. Giuseppe Galli. Milano. Ein Roman von Fogazzaro wird immer des Lesens wert sein, mehr als ein Dutzend andrer; wir wollen einen Schriftsteller, den wir so hoch achten, nur mit sich selbst vergleichen; da aber müssen wir freilich bekennen, daß wir dieses „Geheimnis des Dichters" nicht auf eine Linie stellen können mit einem Buche wie Daniele Cortis, das wir freilich an dieser Stelle als eine ganz hervorragende Erscheinung in der neueren italienischen Romanlitteratur gepriesen haben. — Das vorliegende Buch ist gut geschrieben, mit feiner Empfindung, nach unsrer Ansicht aber etwas zu breit und zu sehr ins Einzelne gehend in der Kleinmalerei. Der Stoff rechtfertigt kaum eine so große Ausführlichkeit, und andrerseits bleibt der Leser über manches Wesentliche unaufgeklärt und unbefriedigt. Wir können uns für das Ideal des jungen Dichters, der uns in diesen Blättern (angeblich eine seiner älteren Freundin anvertraute Handschrift) die Geschichte seiner Liebe erzählt, wir können uns für diese Miß Yves nicht recht erwärmen, wenn sie uns auch mit noch so viel Aufwand von glühender Begeisterung und liebevoller Bewunderung geschildert wird. Sie hat einen Mann geliebt, der ihrer unwert war, den sie aufgeben mußte (weshalb erfahren wir nicht); sie hat sich dann mit einem deutschen Professor verlobt, den sie hochschätzt und der sie von ganzem Herzen liebt, in dem Glauben, daß sie in diesem Verhältnis durch dankbare Hingebung und treue Pflichterfüllung Befriedigung finden werde. Da tritt der junge italienische Dichter in ihren Weg und lehrt sie bald erkennen, daß ihr Herz nicht tot, sondern einer großen Leidenschaft, tiefer und inniger als die erste, fähig geblieben ist. Aus Pflichtgefühl kämpft sie dagegen an, sie will dem Verlobten treu bleiben. Er selbst aber giebt sie frei, mit edler Selbstverleugnung und Aufopferung seines ganzen Lebensglückes, sobald ihm die Sachlage völlig klar wird. Da kreuzt noch einmal jener Erste ihren Weg und will alle Rechte – man weiß kaum welche — geltend machen. Er verfolgt das Brautpaar, das die Freunde vergeblich von seiner unheimlichen Nähe zu befreien suchen, verfolgt die Neuvermählten sogar auf der Hochzeitreise, und die Braut stirbt vor Angst und Schreck an einem Herzschlage, als sie seiner gewahr wird. Was er von ihr wollte, was sie von ihm fürchtete, das erfahren wir nicht. Das scheint der ihn verwitwete Dichter selbst nie erfahren zu haben. Seine Vermählung bleibt ein Geheimnis für seine Bekannten und Verwandten in Italien. Auf einem einsamen Landhause bewahrt er in still verborgenem Gemache alles auf, was ihn an die Geliebte erinnert. Geistig ist sie ihm immer nahe wie sein Schutzgeist und begeistert ihn zu seinen Dichtungen. Violet bleib sein guter Geist, sein bessres Ich. Für die Außenwelt ist seine Seele ein verschlossenes Buch. Erst nach seinem Tode sollen die ihr anvertrauten Blätter der Freundin das Geheimnis des Dichters enthüllen. Die eingestreuten Gedichte sind zart und anmutig. Die Schilderungen des Aufenthalts in Nürnberg, der Reise durch Deutschland sind recht ansprechend. Das Buch hat einen gewissen poetischen Reiz, es ist frei von jedem unreinen Gedanken oder unfeilen Gefühl, und steht schon darum höher als viele andere italienische Geschichten, die uns in letzter Zeit vor Augen gekommen; wir hätten aber einem Werke von Fogazzaro gern noch höheres Lob erteilt. Was wir vermissen, ist plastische Herausgestaltung der Charaktere.

Th. H.

Vor kurzem erschien das erste Heft der **Neuen Rumänischen Revue**. Arhiva Societatii Scriitice si Literare din Iasi („Archiv der wissenschaftlichen und litterarischen Gesellschaft von Jassy"). Ihr Inhalt ist dem Titel entsprechend sehr mannigfaltig. H. Tiktin behandelt die lautliche Schreibung, besonders in ihrer Anwendung auf das Rumänische. Ein Aufsatz von A. D. Xenopol schildert Gesellschaft und Sitten unter den Hospodaren von 1716–1822. Ein Beitrag von J. Tanoviceanu behan-

Digitized by Google

delt Typen und Gebräuche vergangener Zeiten. Anziehend ist ferner eine Besprechung H. Tiktins über das Werk von Schwarzfeld: „Die rumänischen Volkslieder", welches sich auf die Sammlungen von Alexandri stützt. Diese Rundschau verspricht ein wertvoller Sammelplatz für die neu aufblebende rumänische Litteratur zu werden.

## Bühnenschau.

Das Berliner Lessing-Theater wird in der kommenden Spielzeit ein neues vieraktiges Lustspiel von Franz von Schönthan: „Das letzte Wort" zur Aufführung bringen. Auch eine Neuigkeit von Hans Hopfen, der Einakter: „Trudels Ball", ist der Leitung dieser Bühne zur Prüfung übergeben; selbst Paul Heyse widmet ihr ein Charakterbild „Eine Dante-Lektüre". Von Hermann Sudermann steht ein vieraktiges sogenanntes Berliner Schauspiel: „Der Mann ohne Schatten" bevor. Von Alois Wohlgemut ist ein vieraktiges Lustspiel „Streber" angenommen. Auch fremde Bühnenschöpfungen sind in gebührender Anzahl vertreten, so daß man dem Arbeitsplan des Lessing-Theaters eine gewisse Vielseitigkeit nachrühmen darf.

Das Deutsche Theater in Berlin hat ein neues Stück von Karl Jänike: „Die Witwe von Ephesus", welches bei seiner ersten Aufführung in Görlitz eine sehr freundliche Aufnahme fand, erworben.

Der Dichter José Echegaray scheint seinen Eroberungszug in der umgekehrten Richtung wie Henrik Ibsen zu unternehmen; nachdem derselbe in Deutschland gerechte Triumphe mit seinen sozialen Dramen gefeiert hat, wird er nun auch in Stockholm mit dem Dreiakter „Jern og Blod" zum ersten Mal vor ein nordisches Publikum treten.

Grillparzers „Jüdin von Toledo" wird im Kopenhagener Dagmar-Theater vorbereitet.

„Falb'sche Tage" nennt sich ein neuer Einakter von Julius Rosen, welcher demnächst in Hamburg zur Darstellung gelangt. Auch hat derselbe Bühnenschriftsteller im Verein mit Paul von Schönthan einen Schwank „Höhere Zwecke" verfaßt.

Das Münchener Hoftheater brachte als zweiten Versuch auf der neueingerichteten Bühne Calderons: „Dame Kobold" zur Darstellung. Gerade dieses Stück scheint sich der „Lear-Bühne", wie sie jetzt oft genannt wird, nicht anpassen zu wollen, da die innere und äußere Beweglichkeit des feinen Lustspiels ganz andere Ansprüche macht, als sie der stabile Bau der neuen Bühne gestattet; doch ist aus diesem zweiten Versuche noch nicht zu folgern, daß die Besserung, welche dem deutschen Theater von München kommen soll, nicht auf richtigen Voraussetzungen fuße. Vielmehr werden erst weitere Versuche in dieser Richtung ein endgiltiges Urteil erlauben.

Die sogenannte Neubeit des Berliner Lessingtheaters, Adolf Wilbrandts Lustspiel „Die Vermählten", ist bereits vor siebzehn Jahren am Berliner Königl. Schauspielhause mit demselben negativen Erfolge gegeben worden, den es an ersterer Bühne kürzlich davontrug. Das Stück ermangelt der folgerichtigen Handlung und der Wahrheit der Charakterzeichnung.

François Coppée hat für das Théâtre Français ein neues Bühnenwerk vollendet, das unter dem Titel „Le Père" demnächst zur Darstellung gelangen soll.

## Personenschau.

Der österreichische Dichter Hermann Rollett feierte am 20. August unter allgemeiner Anteilnahme, besonders der österreichischen Frauenwelt, seinen 70. Geburtstag in Baden bei Wien.

Am 20. August ist in Petersburg der Nestor der russischen Journalisten, Andr. Alex. Krajewski, im Alter von 80 Jahren gestorben. Er leitete eine große Anzahl russischer Zeitschriften und war Gründer des „Golos" als welcher er sich die unversöhnliche Feindschaft des Grafen Tolstoi zuzog. Seine umfassende hinterlassene Briefschaft mit Lermontow, Gogol und Puschkin, die angeblich der „Öffentl. Bibliothek" vermacht ist, verspricht hochanziehende Einzelheiten über das Leben und Schaffen dieser Dichter.

Am 19. August starb in Paris Graf Villiers de l'Isle-Adam; er gehörte zur alten Schule der Décadents, aus der er in die neue Zeit wie ein verwitterter Wahrturm hereinreichte. Gleich den meisten seiner Gesinnungsgenossen führte er die unsichere Existenz eines Bohèmien; dementsprechend konnte er sich nie an ein zielbewußtes, gleichmäßiges Arbeiten gewöhnen. Nur hin und wieder ließ er in einigen hervorragenden Tagesblättern seine dann freilich einen ganz ungewöhnlichen Geist verratenden Aufsätze erscheinen; eine der wenigen Zeitungen, denen er bis zuletzt treu blieb, war der „Gil-Blas". Seine Dichtungen, um die sich nur Wenige bisher geklümmert haben, werden wahrscheinlich nun in ihr wahres Licht gestellt werden. Villiers war 1803 geboren.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 34. 22. August 1889.

Der Aufstand auf Kreta. — J. von Unger, Wider die Einheitsschule. — Zur Geschichte Leipzigs. — Nochmals die Pariser Ausstellung. Von einem unordentlichen Berichterstatter. — Kunst und Handwerk in Japan. — Mißgeschicktes und Unmißgeschicktes: Sächsische Reisceindrücke; Gottfried Kellers Anfänge; Zum paiernen Stil.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 903. 24. August 1889.

Judge O'Connor Morris, Jeaffresons The Queen of Naples and Lord Nelson. — A. H. Keane, Johnstones The History of a Slave. — F. York Powell, Nutts Studies of the Legend of the Holy Grail. — G. P. Macdonell, Gilmans Profit-Sharing Between Employer and Employee. — R. Le Gallienne, McCarthys Harlequinade. — W. Wallace, New Novels. — Current Theology. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — Original Verse: G. T. „A Troubadours Last Song." — Magazines and Reviews. — Mss. left by the Late Prof. Duncan H. Weir. — Selected Foreign Books. — Correspondence: Napier, The Old Northumbrian Glosses in MS. Palatine 68; J. Fleming, Old Irish and the Spoken Language; Karl Blind, Thrakian „Olor" and Norse „Olafr". — C. E. Wilson, Wollastons English-Persian Dictionary. — Two Books on Physiography. — Science. — Science Notes. — Philology Notes. — Claude Phillips, Mrs. Stranahans History of French Painting. — Notes on Art and Archaeology. — Obituary: James Albery, &c. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Musical Publications. — Music Note.

**The Athenaeum.** No. 3226. 24. August 1889.

Father Clarkes Logic. — Edgar on the English Vers ons of the Bible. — Middlesex County Records. — Chaignet on Rhetoric. — Students Angling Songs. — Lillys Century of Revolution. — Novels of the Week. — French Literature. — Law Books. — Antiquarian Literature. — Library Table: List of New Books. — Sunrise at Eastbourne; Josef Jireczek, Dickensa Sunday under Three Heads, The Coming Publishing Season; Letters of the Living; St. Mary Woolnoth and St. Mary Woolchurchaw; Cases on Copyright, — Science: The Marquis de Joufroy and Steam Navigation; Library Table; Medical Books; New Maps; Anthropological Notes; Astronomical Notes; Meetings, Gossip. — Fine Arts: Williams's Cistercium Abbey of Strata Florida; Library Table, Numismatic Literature; Villa Madama at Rome; Gossip. — Music: New

Digitized by Google

Song Albums; Gossip. — Drama: Library Table, Mr. James Albery; „All's Well that Ends Well"; Gossip.

## FRANKREICH.

**Journal des Savants.** Juillet 1889.

Paul Janet, Maximes de la Rochefoucauld. — Ad. Franck, Les principes du droit. — H. Wallon, Histoire des Grecs. — Ernest Renan, Le leggende di Monmouth in Occidente. — Jules Girard, Histoire de la littérature grecque. — A. Geffroy, Antonin le Pieux et son temps. Nouvelles littéraires.

## ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16. Agosto 1889.

E. Nencioni, Musica e Novelle, a propoalto dei „Miei Raccouti" di Enrico Panzacchi. — G. Chiarini, Il Matrimonio di due grandi anime. — E. Ferri, Intorno al nuovo Codice penale. — S. Farina, Don Chisciotismo — Romanzo. — F. Bertolini, Due illustri siciliani dei tempi nostri (Vincenzo Fardella di Torre Arsa e Michele Amari). — Carlo F. Ferraris, L' Assicurazione degli operai in Germania. — E. Teza, La società biblica d'Inghilterra e l'ultimo suo rapporto. — V., Notizia geografica — L'Europa in Africa. — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della quindicina. — Annunzi di recenti pubblicazioni.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1259. 15 August 1889.

The Week. — The Black-Diamond Seizure. — The New York Pavements. — The Maybrick Case. — The Annual War Alarm. — The Swiss Italian Law. — The French Foreign Policy. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Washington and Protection. — English Woman-Burning. — Shakespeare's „Mariage Bond". — Notes. — Recent Educational Literature. — Madame de Staël. — Winsor's Aboriginal America. — A Text-book of General Astronomy for Collegiate and Scientific Schools. — Deductive Logic. — Days Out of Doors. — The History of Ancient Civilization. — The Scientific Papers of the late Thomas Andrews. — The Problem of the Northmen. — Books of the Week.

**Harper's Magazine.** September 1889.

John Lillie, London Mock Parliaments. — Theodore Child, Americane Artists at the Paris Exhibition. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel. — M. Edmond de Pressensé, The Religious Movement in France. — Lynde Palmer, Jessie's Trial. A Story. — James Lane Allen, Kentucky Fairs. — John Elliott Curran, Joe Gillfillan. A Story. — John F. Hurst, The Oldest an Smallest Sect in the World. — Constance Fenimore Woolson, Jupiter Lights. A Novel. — Theodore Child, Holy Moscow. — William Wordsworth, To the Cuckoo. A Sonnet.

**The Century Magazine.** No 5. September 1889.

Portrait of Chief-Justice Marshall. — W. Hamilton Gibson, Winged Botanists. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Il Sassoferrato. — Eleanor C. Price, Napoleon in Exile. Unpublished Letters by British Officers. — Langdon Elwyn Mitchell, Love after Life. A Forest River. — Charlotte Fiske Bates, Uncalendared. — Theodore Wores, An Americsn Artist in Japan. — James B. Kenyon, In the Orchard. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln: Cabinet Changes; Lincoln Re-elected; Chase as Chief-Justice. — Louise Morgan Smith, Life. — Nathan Haskell Dole, To George Kennan. — John A. Paine, The Pharaoh of the Exodus, and his Son, in the Light of their Monuments. — James Jeffrey Roche, „Albemarle" Cushing. — Richard E. Burton, The Poet. — George Kennan, The History of the Kara Political Prisou. — George W. Cable, Attalie Brouillard. — Anna Eichberg King, Jufrow van Steen. — Joel Chandler Harris, The Old Bascom Place. — Joseph P. Bradley, Saint-Mémin's Portrait of Marshall. — J. Emmet O'Brien, Telegraphing in Battle. — Ballot Reform Progress. — Eight Hours a Day. — Brander Matthews, The Centenary of Fenimore Cooper. — George W. Cable, „Strange True Stories of Louisiana". — J. A. Macon, Reflections. — Maria Bowen Chapin, The Dog Stealer's Story. — Clinton Scollard, Chloris and Corydon. — Eli Shepperd, Song of a Blue-bird's Nest. — George Birdseye, The Apple.

## SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** August I-II. 1889.

Rudolf Schmidt, Udødeligheden. — Johs. Paludan-Müller, „Emilia Galotti" og „Götz von Berlichingen". — Otto C. Fenss, To Digte. — Laura Kieler, Madame St. Paul. — Fra fremmede Scener. Berlins Theatre. — Nordisk Literatur. — Fra fremmede Literaturer.

**Tilskueren.** August 1889.

G. Brandes, Aristokratisk Radikalisme. — Holger Drachmann, Den sidste Dag. — S. Schandorph, Bryllupet i Augsburg. — Th. Sœrensen, Forholdet mellem ugifte Fædsler og Ægteskab. — P. Eberlin, Den første og den sidste Ekspedition paa Grønlands Indlandsis. — Breve fra Troldtoms Forfatter, Statsraad V. Jacobsen.

**Finsk Tidskrift.** H. 2. Augusti 1889.

R. Tigerstedt, Lavoisier. — Georg Nordensvan, Historiska romaner. — Edvard Selander, Axiomen i geometrin. — H—n, Från studieboken. — I Bokhandeln: Aug. Tötterman, Studien über die Suljekfelsen-Inschriften; af I. A. H. — Henrik Schück, Svensk literaturhistoria; af C. G. Estlander. — Henryk Sienkiewicz, Triumfatorn Bartek; af B. E. — George Ohnet, Doktor Rameau; af N. F. — Georgius Droslnia, Amaryllis; af W—r. — R. Geete, Ordklyfveriet; af F. G. — K. M. Thorden, Romerskt proselytmakeri inom det protestantiuks Schweiz; af I. A. H. — Kristoffer Nyrop, Kortfattet Spansk grammatik; af W. Söderhjelm. — Alfr. Sinding-Larsen, Fruen fra havet; Hjalmar Chrons — E. Döhring, Vägen till kvinnans högre fackbildning samt lärosättet vid universiteten; af F. G. — Öfversikt: Finland på världsutställningen i Paris; af Ernst Lagus. — Geumälle; af George Granfelt.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Greif, Martiu.** Gedichte. 5. Aufl. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 4,0. 5,0.

**Möser,** Albert. Singen und Sagen. Neue Gedichte. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-Akt.-Ges. (vorm. J. F. Richter).

**Dramatische Dichtungen.**

**Greif,** Martin. Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in 5 Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Greif,** Martin. Heinrich der Löwe. Schauspiel in 5 Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Erzählende Dichtungen.**

**Valentin,** Victor. Der Seelsorger. Roman. Leipzig, C. Reißner.

**Geographie und Reisen.**

**Värt Land.** En Skildring i ord och bild. Prachtband. Stockholm, Fahlcrantz & Co. Kr. 10,0. 15,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Diesterwegs** Populäre Himmelskunde u. mathematische Geographie. Neubearbeitet von W. Meyer und B. Schwalbe. Berlin, Emil Goldschmidt. Ill. Liefg. 0,6.

**Müller-Bohn,** Herm. Graf Moltke. 6. Liefg. Berlin, P. Kittel. 0,5.

**Perrot,** Georges, u. Chipiez, Charles. Histoire de l'art dans l'antiquité. 25te et 26ze livraison. Paris, Hachette & Cie. Frc. 0,5.

Alle auf den Inhalt des „Magazins" bezüglichen Zusendungen sind ausschliesslich zurichten:

„An die Redaktion des „Magazin", Dresden, Schillerstrasse 56".


Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von 3½–4½ Bogen Quart.

Abonnementspreis 4 **Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andrerseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

*Engelhorns Allgemeine*

# ROMANBIBLIOTHEK

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

*Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.*

Pro Band **50** Pfennig. Geheftet.

Alle 14 Tage erscheint ein Band. Bis jetzt erschienen **120** Bände.

Pro Band **.75** Pfennig. Gebunden.

**Verzeichnis gratis und franko.**

Neueste Erscheinungen:

## MEIN SOHN.

2 Bände.

Von SALVATORE FARINA.

## DORIAS TOCHTER.

Von HENRY GRÉVILLE.

## DER LOTSE UND SEIN WEIB.

Von JONAS LIE.

# Deutsche Presse.

Organ des Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Erscheint wöchentlich am Sonntag.

**Preis vierteljährlich 2 Mark.**

Der Verband hat bereits ca. 750 Mitglieder, u. a. Bleibtreu, Ebers, Fontane, Franzos, Frenzel, Gensichen, von Hillern-Birch, Heiberg, von Hanstein, von Hartwig, Wilh. Jordan, Kürschner, Lohmeyer, Niemann, Herzog Ellmar von Oldenburg, Rittershaus, Scherenberg, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Schweichel, von Thaler, Trojan, Voß, von Wildenbruch, Julius Wolff, Ziemßen, von Zobeltitz ꝛc. ꝛc.

**Die Deutsche Presse**

bringt in jeder Nummer auch für den Buchhandel interessante Artikel, z. B. über Preßrecht, Nachdruck, Kritik, Rabatt, Verlagsrecht ꝛc.

Das **litterarische Bureau des Verbandes** veröffentlicht in derselben diejenigen Manuskripte welche ihm von den Mitgliedern zur Verwertung übergeben werden.

Inserate die dreigespaltene Petitzeile 30 Pf., finden **weiteste Verbreitung** und **dauernde Beachtung** in den Kreisen der **Schriftsteller, Redakteure, Zeitungs- und Zeitschriftenverleger, Buchdrucker** ꝛc.

Bestellungen auf die **„Deutsche Presse"** nehmen entgegen alle Buchhandlungen und Postanstalten, ebenso

der Verlag der Deutschen Presse.
A. Burmester.
**Berlin SW., Friedrichstraße 237.**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

# Alkibiades.

Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Semler, Dr. Chr., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

— — **Das Weltbild der Ilias und seine Bedeutung für unsere Zeit.** 8. brosch. Preis ℳ 1.20.

# Für Herz und Haus.

Briefe für deutsche Frauen
von
**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 14. September 1889. Nr. 38.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Henrik Jaeger: „Aus der Christiania-Bohême". — Melchior Hârsu: „Macedo-rumänische Volkslieder." — Julius Duboc: „Ibsen und Feuerbach". — Leopold von Sacher-Masoch: „Gyp in der Revue". — H. Keller-Jordan: „„Dame Kobold" in der neuen Münchener Bühneneinrichtung". — R. Prölß: „Melchior Grimm und Katharina II." (Schluß.) — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Aus der Christiania-Bohême.

Deutsch von E. Brausewetter.

Abschnitt aus H. Jaegers Roman: Fra Kristiania-Bohêmen.

Eines Abends kam Jarmann*) frühzeitig zu mir herauf. Ich lag auf dem Sofa und las.

„Na," sagte ich, „ich höre, Du bist auf etwas sehr Interessantes verfallen. Du willst ja Schriftsteller werden!"

„Ja," sagte er, „ich habe eine kleine Skizze geschrieben und gedenke noch eine zu schreiben."

„Hast Du die erstere bei Dir?"

„Ja."

„Ich möchte sie sehr gern hören."

Jarmann nahm das Manuskript aus seiner Tasche, setzte sich und las in einem etwas deklamatorischen Tone:

„Er war daheim. Wäre es nicht zu dieser Zeit gewesen — es war gegen zwei Uhr nachts — dann wäre es den Leuten sicher aufgefallen. Er hatte sich nun so lange auf den Gassen herumgetrieben, an den Straßenecken gestanden, an den Restaurationsfenstern gesessen, daß man, das heißt die Karl-Johanns**)-Löwen, wenn man ihn nicht an einer dieser Stellen sah, unwillkürlich einander fragte: ‚Was in aller Welt ist denn aus ihm geworden? — Er wird doch wohl nicht gen Himmel gefahren sein! Hahaha!'

Unsere kleinen und großen Fräulein, welche täglich die lebende Dekoration der Karl-Johannsgasse bilden, sagten nichts. Sie ärgerten sich nur in aller Ehrbarkeit darüber, um den Genuß gebracht zu sein, unter seinen unkeuschen Blicken zu erröten.

Er lag jetzt auf einem Sofa ausgestreckt mit halbgeschlossenen, starren Augen, und so hatte er seit mehr als einer Stunde gelegen.

Auf seinem Bett lag ein Frauenzimmer und schlief. Das eine Bein war ihr vom Bettrande herabgeglitten; der Oberkörper war nach der andern Seite gegen die Wand gedreht. Von dem Kopf, den die Arme umschlangen, sah man nur den gelblichen, halbaufgelösten Haarknoten, der ihr im Nacken hing.

Das Zimmer war eines dieser langweiligen, mit den stets üblichen Möbeln ausgestatteten „Junggesellenstübchen mit besonderem Eingang", wie man sie für 20 Kronen monatlich in der dritten Etage in einer anständigen Gegend der Stadt bekommt.

Freilich konnte man sehen, daß hier ein Versuch gemacht war, es ein wenig herauszuputzen. Aber es war nichts daraus geworden. Hatte man es nicht durchführen wollen oder können? Genug, man hatte sich die Arbeit halbfertig aus den Händen gleiten lassen.

Da lagen Bücher, meist schöne Litteratur, verstreut umher, oft aufgeschlagen; Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren, Feuilletonausschnitte, kurz gesagt: Tageslitteratur in allen Gestalten. Dann waren da Photographien an den Wänden, in und ohne Rahmen auf dem Tische, der Kommode, dem Spiegel, sowohl aufgestellt, als auch neben Visitenkarten daliegend. Eine große, in den Nationalfarben ausgeführte Decke oder Shawl lag zusammengewickelt im Schaukelstuhl. Ein paar Kissen, in Seide und Plüsch gestickt, sowie einige kleinere Nippgegen-

*) Jarmann ist der „idealistische" Held des Romans, der in der Ich-Form geschrieben ist.

**) Hauptstraße von Christiania. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

stände verrieten, was gute Herzen in stillen Stunden für diejenigen machen, die sie lieb haben. An einer der Thürangeln hing sein abgetragener Schlafrock.

Aber gleich einem Kontrast oder richtiger, gleich einem Protest, der die Harmonie in diesem Zusammenhanglosen, Unfertigen brach, gleich einem Protest gegen die Zusammengesunkenheit dessen, der hier lag, gegen seine Blässe, seinen erloschenen Blick, ja vor allem gegen seinen eleganten Dandy-Anzug und der ein wenig geleckten Frisur, standen einige Porträtbüsten der modernen Bahnbrecher des neunzehnten Jahrhunderts. Die derben, von Arbeit und Willenskraft scharf gemeißelten Züge traten in dem gedämpften, aber den Raum völlig erfüllenden Lichte, das von der Hängelampe mit dem dicken, matten Glase herabfiel, deutlich hervor.

Er liebte dieses Licht, das einem weichen, weißen Schleier glich. Es griff nicht die Augen an. Im Gegenteil, er hätte wünschen mögen, er könnte mit ganz offenen Augen schlafen.

Sein Blick streifte zufälligerweise das Bett, und sogleich rief er in nicht besonders zärtlichem Tone: „Mathilde!"

Das Frauenzimmer drehte sich herum, bevor sie das herabgeglittene Bein emporzog, und zeigte ein rotglühendes Gesicht mit ein Paar stechenden, stieren kleinen Augen, die sie einen Augenblick auf ihn zu richten versuchte.

Dann legte sie sich wieder ruhig hin.

„Satan von einem Frauenzimmer!" murmelte er und wiederholte darauf laut und hart: „Mathilde! Hörst Du denn nicht? Mach', daß Du fortkommst! Ich will mich hinlegen."

Sie antwortete nicht, setzte sich aber aufrecht im Bett hin, glättete ein wenig ihr Haar, das ganz in Unordnung gekommen war, und begann langsam ihre Kleider zuzuknöpfen. Dann stand sie auf, noch immer ohne etwas zu sagen, nahm ihre Stiefel, zog sie an, brachte das Bett ein wenig in Ordnung, nahm ihren Mantel und Hut und zog sich vor dem Spiegel vollends an — alles mit schläfriger Langsamkeit und ohne ihn anzusehen. Endlich war sie fertig.

Sie ging zu ihm und strich ihm übers Haar: „Willst Du mich denn hinauslassen?"

„Hier hast Du den Schlüssel; Du findest Dich wohl auch ohne mich zurecht!" sagte er und warf ihn auf den Tisch.

„Willst Du, daß ich morgen abend wiederkomme?" fragte sie und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Ja, das kannst Du thun," erwiderte er, ohne die Stimme oder Stellung zu verändern.

„Na, adieu lenn, mein süßer Schatz!" sagte sie zärtlich und wollte ihn küssen.

„Nein, laß das, das habe ich Dir schon oft gesagt!" rief er und stieß sie fast brutal von sich.

Dann tappte sie sich die Treppen hinunter, und er hörte die Hausthüre aufgeschlossen und zugeschlagen werden.

Er blieb noch eine Weile liegen.

Endlich schien er sich erheben zu wollen, aber er kam nicht weiter, als daß er, mit dem Gesicht zwischen den Händen und die Ellbogen gegen den Tisch gestützt, sitzen blieb. Er atmete schwer auf, und wie ein Seufzer kam es halblaut hervor: „Und da sagt man, das Leben sei das höchste Glück!"

Dann träumte er wieder vor sich hin.

Aber plötzlich fuhr er empor, und mit einem Schlag auf den Tisch schrie er beinahe: „Eine verdammte höllische Lüge ist es, dies, wie alles Andere!" und schnell und nervös fing er an, im Zimmer auf und ab zu gehen. — „Sagt mir, was das Leben ist? — Ich weiß, was es ist! Ich habe den Schmerz kennen gelernt, den es verleiht! Ich habe den Haß gefühlt, den es einimpft! — ‚Arbeite, arbeite!' schrieen mir alle Stümper in die Ohren. Aber wenn ich nun nicht kann? Und wenn das ihre Schuld ist! Denn für das Arbeiten, was sie wollen, das möchte ich bei dem lebendigen Gott denn doch nicht! Dafür halte ich mich einfach für zu gut. Und arbeiten für das, was ich will, wozu ich Neigung habe — das haben sie mir unmöglich gemacht, dazu haben sie mir den Weg versperrt. Ach, solche Fähigkeit zu leben, wie ich hatte — und wäre ich es wenigstens nur allein! Aber so geht es uns allen jungen Leuten mit heißerem Blut, mit feinerer Intelligenz und dem Verständnis über den Augenblick hinaus — mit Glück und Fülle, mit nie geahntem Lebensinhalt würde die Freiheit die Erde überströmen, wenn sie in all ihre Rechte in allen Verhältnissen eingesetzt würde, auch da, wo wir es beanspruchen! Uns töten sie, uns peinigen sie zu Tode, uns jagen sie hinaus zu thatenloser Bummelei und Schwärmerei — und zwar, weil sie mit all' ihren guten Köpfen nicht verstehen, was Freiheit ist — — Tod und Teufel! Ihr sollt wissen, Ihr dickköpfigen Stümper, wie ich Euch hasse!" Und während ein böses Lächeln sein Gesicht überflog, stimmte er eine bekannte Melodie an und sang, wie man singt, wenn es vom Herzen kommt:

„Der Teufel hole Euch!
Der Teufel hole Euch!
Der Teufel hole Euch!
Der Teufel hole Euch!"

Erst als er nicht mehr konnte, hörte er auf. Aber dieser Refrain dröhnte in seinen Ohren in unbehaglicher Weise fort. Er fühlte sich schwindlig und ließ sich auf einen Stuhl am Bett niederfallen. Seine Hand strich müde über die Stirn hin; er fühlte, wie kalt und feucht dieselbe war.

„Hu, ich bin krank!" sagte er. Und dann nach einigen Augenblicken fuhr er in heiserem, gleichgiltigen Tone, als wenn es ihn durchaus nichts anging fort: „Es ist übrigens nicht einmal amüsant, so unter die Hunde zu kommen, wie ich. Aber Du lieber Gott! Meinetwegen — auf einem christlichen Kirchhof verfaulen müssen wir ja doch alle einmal. — Was ist das Leben? Ein Zufall! — Und wir? Produkte der gegenseitigen Liederlichkeit! Das ist alles. Könnte man nur auf eine bequeme Art davonkommen! Aber auch das ist so 'ne verdammte Quälerei — ich mag es eigentlich nicht. Oder: könnte ich nur einen klaren Gedanken fassen — aber ich kann sie nicht auseinanderhalten, es fließt

Digitized by Google

mir alles zusammen. Das muß am Gedächtnis liegen; das ist fort. Alles Andere ist ja übrigens auch fort. Was bleibt mir denn an Gefühlen? Nichts — und es ist mir auch alles gleichgültig. Hol' mich der Teufel! — Hu, mir wird so übel. Hier muß schlechte Luft sein. Es sind natürlich die Frauenzimmer, die diese abscheuliche Luft überall mit sich herumschleppen."

Und er erhob sich, ärgerlich darüber, daß er genötigt war, eine Anstrengung zu machen, vor der er sich gesträubt hatte, ging zum Fenster, zog die Gardine zur Seite, schlug das Fenster auf und lehnte sich hinaus.

Wie das kühlte! Wie er aufatmete! Die reine Frühlingsluft ergoß sich in kalten, kitzelnden Strömen über ihn. Es war, als wenn man sich in dem klarsten Wasser badete; er fühlte, wie es die Lungen reinigte, wie es die Brust erfüllte, und er sog sie in vollen Zügen auf.

Lange blieb er so liegen, nur genießend, sich ganz, ohne zu denken oder zu reden, dieser großen, weichen Umarmung von Luft und Raum hingebend.

Nach und nach schwand jedoch dieser unbestimmte Eindruck, der aus Bildern hervortauchte, in festere Formen hinüber. Das Hirn begann gleichsam von selbst zu arbeiten, und er nahm sich zusammen und schloß das Fenster. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und nieder, richtete sich empor, während ein zufriedenes, fast herausforderndes Lächeln seine Lippen kräuselte, rieb sich die Hände, knipste mit den Fingern und stellte sich dann vor den Waschtisch und badete sein Gesicht in dem gefüllten Waschbecken.

„Ah, sehr schön!" sagte er und schnalzte mit der Zunge, bevor er den Kopf emporhob, und das Wasser plätschernd von seinem triefend nassen Gesicht wieder in das Becken rann. Als er sich sorgfältig abgetrocknet, Toilette gemacht und wieder das Zimmer durchschritten hatte, blieb er plötzlich vor dem Spiegel stehen.

Mit froher Neugier trat er ganz nahe an ihn heran, so nahe er konnte, und betrachtete sich aufmerksam, ernst, bei jedem Zuge mit Wohlbehagen verweilend, die Augen, deren Pupillen sich erweitert hatten und die in eigentümlichem Glanz estrahlten — die Lippen, die mehr an eine Frau, als an einen Mann gemahnten — die Zähne, die weiß und begehrlich — der Hals, der schlank und zart war.

„Ja, ich bin hübsch," sagte er, wandte sich rasch um und warf sich flott mit gekreuzten Beinen in den Schaukelstuhl. Er betrachtete seine Hände, verfolgte die blauen Linien der Adern unter der Haut, nahm sein Taschenmesser vor und fing an, seine Nägel zu putzen.

Gewiß war er hübsch, und es war dummes Geschwätz, daß er total kaput sei. Er kniff die Augen zusammen, besann sich auf einige alte Namen und Jahreszahlen und erinnerte sich ihrer wirklich.

Er lächelte: er hatte ja auch noch genug Gedächtnis. Und stand er nicht im Bunde mit allen guten Mächten in der Gesellschaft! War er vielleicht nicht mit diesen scharfhörenden Geistern verwandt, in deren Seele die Schmerzen und der Jubel des Volkes nachzittern? Stand er nicht da als freier Mann, als reifes Kind seiner Zeit, einer Zeit, deren Losung der Fortschritt und die Freiheit und Wirklichkeit war? Man mußte sich nach einer Lebensaufgabe umsehen, so wie die Welt nun einmal war; das Andere war eigentlich ungesund und unwahr. Es galt irgend etwas zu ergreifen, und er wollte wohl mit dabei sein! Er sah empor. „Ich hätte Lust, noch heute abend zu beginnen — brillant aufgelegt! Aber ich bin vielleicht müde. Es kann für mich notwendig sein, erst ein wenig zu schlafen; dann stehe ich morgen früh auf, und dann — fangen wir an! — Mathilde — ja, sie sollte ja morgen wohl auch kommen. Ach was! Ich werde sie und die andern schon zum Hause hinausbringen — wenn ich will!"

Dann schlug er sich mit einem energischen kleinen Schlag auf den Schenkel und begann sich langsam zu entkleiden — — —

Es war über elf Uhr am Morgen darauf. Er erwachte, rieb sich die Augen und sah sich im Zimmer um — da stand das Ganze von gestern abend plötzlich in leuchtender Klarheit vor ihm, — Er lächelte, zuckte die Achseln und schwang die Beine über die Bettkante hinaus und blieb dann, mit einer Hand auf jedem Schenkel, sitzen und starrte zerstreut ins Blaue hinein, während er schlaff vor sich hin murmelte:

„I—ja! Was Teufel sollen wir denn nun heute anfangen?"

* * *

Jarmann legte das Manuskript auf den Tisch und sah mich an.

„Was hältst Du davon?" fragte er.

„Ja! — Hast Du daran gedacht, es könnte gedruckt werden?"

„Nein, fürs Erste nicht. Übrigens habe ich es Professor Skavlan vorgelesen."

„Na, und was sagte er?"

„O, er war sehr liebenswürdig; aber was er sagte, war sehr dumm."

„Na?"

„Ja," sagte Jarmann, und dann erzählte er mir Folgendes:

Er wäre zu dem Professor hingekommen und hätte ihn gefragt, ob er ihm die Gefälligkeit erweisen wollte, eine Skizze anzuhören, die er geschrieben hätte. — Gewiß, es würde dem Professor ein Vergnügen sein – „bitte sehr!" und er bat ihn, Platz zu nehmen.

Jarmann las dann die Skizze vor und sah ihn darnach fragend an.

„Ja," sagte der Professor, „das ist nun die dunkle Seite des Lebens!"

„Ja!"

„Kennen Sie dasselbe ein wenig?"

„Ja!" kam es rauh hervor und er stand auf. Diese Art und Weise, die Sache aufzufassen, gefiel ihm nicht.

Der Professor erhob sich auch.

Digitized by Google

„Es ist nicht ohne Talent, was Sie da geschrieben haben," sagte er und begleitete ihn zur Thür; „aber ich möchte Ihnen raten, wenn Sie mehr schreiben, sich lieber an die lichten Seiten des Lebens zu halten."

„Und wenn ich nun keine lichten Seiten des Lebens kenne?" fragte Jarmann und blieb stehen.

„Na ja — Sie brauchen sich ja nicht gerade an die Wirklichkeit zu halten. Komponieren Sie! Komponieren!"

Jarmann dankte für seine Freundlichkeit und ging.

Ich lachte.

„Ja, was meinst Du?" fragte Jarmann.

Ich schüttelte nur den Kopf. „Du fragtest ihn nicht, ob er die Skizze in seine Zeitschrift hineinnehmen wollte?"

„Nein."

„Du," sagte ich eine Weile später, „im Grunde genommen ist es auch ganz gut, daß sie nicht dort hineinkommt."

„Wie das?"

„Ja, siehst Du, Du hättest nur Ärger davon gehabt. Das, was Du empfandest, als Du sie schriebst, das werden Dir Deine Freunde, die Dich kennen, nachempfinden, wenn Du es ihnen vorliest, aber niemals das Publikum. Dem Publikum fehlen die Voraussetzungen, und diese giebst Du in der Skizze ja nicht."

Er sah mich eine Weile an.

„Du hast gewiß recht," sagte er dann. „Im Grunde genommen habe ich das selbst gefühlt; als ich die Skizze schrieb, versuchte ich auch etwas über die sozialen Verhältnisse und Derartiges hineinzubringen, aber es ging natürlich nicht; ich mußte es aufgeben."

„Ja, das hätte nun auch wenig geholfen. Aber höre: ich gedenke einen Roman zu schreiben mit uns Beiden als Hauptpersonen. In ihn wird die Skizze gut hineinpassen, und dort werden auch alle Voraussetzungen gegeben sein."*)

## Macedo-rumänische Volkslieder.

Übersetzt von Melchior Härsu.**)

### VIII.

Ach, wie schlecht ist's mir ergangen!
Wollt' ich alles euch erzählen,
Möcht' es wie ein Märchen klingen;
Doch ich will euch nichts verhehlen!
Mag da Schmerz die Brust mir schnüren,
Mir den Mund verschließen wollen;
Mögen Thränen aus den Augen
Mir die Wangen niederrollen.
Einen Jüngling gleich der Sonne
Hatt' ich — doch nur sieben Tage;
Ach, wie war die Zeit so süße,
Die sich nun verkehrt in Plage!
Als ich kaum noch recht erkannt' ihn,
Ging er Kleiderstoff zu borgen
Nach Pärlep. Näht' einen Mantel,
Ging und ließ mir bitt're Sorgen.
Zum Beiram ist er gegangen,
Dort den Mantel zu verpfänden,
Türk'sche Herren kaufen ihn, —
Seine Schulden wird er spenden.

### IX.

Unten dort am Steinehaufen,
An dem Marmorhaufen unten,
Schlief allein das liebe Mädchen,
Jetzo nahet ihr die Mutter,
Weckt sie auf und also spricht sie:
„Leise, leise, liebe Tochter!
Stehe auf, dich zu verstecken,
Denn die Hochzeitsgäste kommen,
Bräutigam und Schwiegereltern."

### X.

‚Mädchen, gelb ist deine Lippe,
Hast vom Fieber du gelitten?
Hat dich Krankheit schwer gepeinigt?'
„Hab' vom Fieber nicht gelitten,
Krankheit hat mich nicht gepeinigt.
Beim Zitronenbaum wohl schlief ich,
Die Zitrone fiel herunter,
Fiel — wie Gift — auf meine Lippe;
So ward gelb mir meine Lippe."
‚Mädchen, lang' schon ich dich liebe,
Kränkst abweisend mich noch immer;
Reich' mir jetzt die Hand zum Glück,
Lass' uns Lieb' und Frieden eingeh'n!"

### XI.

Klein Odrea, groß Odrea,
Eine Straße trennet sie.
Jetzo kommen an die Wagner
Und die Frauen fragen sie:
„Saget, Wagner, liebe Leute,
Sah't ihr uns're Männer auch?"
‚Seh's, die Männer kommen dort,
Ihre Ploskas sind voll Wein.'
„Auf denn, Schwester, komm' nach Hause,
Daß die Männer wir erwarten!
Müde sind sie von der Reise,
Bringen Mais mit und viel Weizen."

## Ibsen und Feuerbach.

Von Julius Duboc.

Vor 40 Jahren schwärmte die damalige Jugend für Ludwig Feuerbach. Sein „Wesen des Christentums" mit dem zündenden Vorwort, der revolutionären Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, der radikalen Verneinung der geltenden Glaubenssätze, der Inthronisation des Menschen an Stelle des entthronten Gottes war in Aller Händen und befeuerte Aller Herzen. Feuerbach genoß zu jener Zeit nicht allein die ausgedehntesten Sympathien, er war beinahe zur „Mode" geworden. Ein Zeitgenosse, der verstorbene Friedrich Kapp, erwähnt in einem Brief aus jenen Tagen ausdrücklich „die fabelhafte Masse von Verehrern und Feinden", die er gehabt habe. Er sei in vielen

*) Dieser Roman ist eben „Fra Kristiania-Bohêmen". Anm. d. Übers.

**) Vgl. „Magazin" Jahrg. 1886, S. 629, und Jahrg. 1887, S. 50.

Digitized by Google

Häusern der Störenfried, die Eltern verwünschten ihn ebenso wie die Söhne und Töchter ihn bewunderten und liebten.

Damals! Heute schwärmt die Jugend, männliche wie weibliche, in ähnlicher Weise für Ibsen. An „Nora“ und der „Wildente“ und „Rosmersholm“ — von den „Gespenstern“ zu schweigen — entzündet sie ihre Phantasie. Welch ein Unterschied, wird mancher geneigt sein auszurufen. Ja, welch ein Unterschied — wenn nämlich der Unterschied zwischen Ibsen und Feuerbach selbst als ein so fundamentaler, grundlegender anzusehen ist. Wer dem berühmten Denker im Leben näher gestanden hat und außerdem rückschauend Personen und Zeiten zu vergleichen vermag, wird aber dies zuzugeben kaum geneigt sein. Ich für meinen Teil finde, daß zwischen den Charaktereigentümlichkeiten und der persönlichen Haltung der zwei zeitlich so weit getrennten Personen eine bedeutsame und sehr interessante Ähnlichkeit besteht. Durch Nationalität und Geistesthätigkeit geschieden, begegnen sie sich doch wieder in so vielen Punkten, daß es keineswegs gewagt erscheint, eine Brücke von dem einen zu dem anderen zu schlagen.

Wie Ibsen war auch Feuerbach eine vornehme, zurückhaltende Natur. Von Amt und Beruf geschieden, lebte er einsam, abgeschlossen, gleichsam in einer Art von Verbannung, eingesponnen in einem Ideenkreis, aus dem er weder heraus wollte noch konnte. Daß Ibsen, trotzdem er auf deutschem Boden so gut Wurzel geschlagen, die Verhältnisse, die ihm die Heimat verleideten und zu meiden zwangen, stets im Licht einer Verbannung erblickt und mit einem Gefühl von Bitterkeit ertragen hat, bezeugt in ausdruckvoller Weise der schmerzliche Gruß, den er seinem Volk in dem Vers entboten hat:

Dir, meinem Volke, das in tiefer Schale
Den heilsam bitt'ren Stärkungstrank mir gab,
Der Kraft zum Kampf im Abendsonnenstrahle
Dem Dichter eingeflößt, schon nah' dem Grab,
Dir, meinem Volk, das mit der Angst Sandale,
Der Sorge Bündel, der Verbannung Stab
Mich ausgerüstet, mit dem Ernst zum Streite —
Dir send' ich meinen Gruß nun aus der Weite.

Wie Ibsen eine revolutionäre Natur, war Feuerbach ebenfalls wie Ibsen es nur in geistigem Sinn. Als die 48er Bewegung ausbrach, stand er beiseite. Im Inneren demokratisch gestimmt, fand der „Spinoza des 19. Jahrhunderts“ — ein Lieblingsausdruck jener Tage für den Philosophen — doch nirgends eine Handhabe, um sich aktiv zu beteiligen. Auch ihn schreckte wie Ibsen „der Lärm der Massen“ und „der Schmutz der Gassen“. Er wiegte sich in dem Wahn, der Naturen, die nicht für das handelnde Leben beanlagt sind, so leicht kommt, daß die Zeit nicht entschieden genug für ihn sei. In einer solchen Zeit des Übergangs sei es am besten nicht handelnd auf dem Theater der Welt aufzutreten. Wenn es erst wirklich einmal losgehe, tröstete er sich, werde er mit dabei sein. Ungefähr dasselbe drückt Ibsen in seinem „Ballonbrief“ aus in den Zeilen:

Schlachtsteine zu rücken kann mich nicht erlaben,
Stürzt um das Spiel, dann sollt ihr mich haben.

Wie Ibsen fand auch Feuerbach seine Zeit und die Zustände in der Gesellschaft sehr erbärmlich, die Gesinnungen der meisten erschienen ihm verkrüppelt und verlogen. Er schrieb in demselben Ton des Entrüstungs-Pessimismus über das „altersfaule Europa“ wie Ibsen von der sozialen Fäulnis spricht. Wie dieser die „Stützen der Gesellschaft“, die herrschende Klasse angreift, so Feuerbach die herrschende Philosophie und Theologie, die er für die Schäden und Schwächen seiner Zeit hauptsächlich verantwortlich machte. Nur wenn man sich von dieser befreie, meinte er, werde „ein neuer Geist, ein neues Wesen in die nur von Leere und Eitelkeit volle Brust der gegenwärtigen Menschheit wieder einkehren.“

Feuerbachs Naturell war ebenso in sich gekehrt, streitbar und satirisch wie das des norwegischen Dichters. Wie dieser stand auch jener ganz auf dem Grund und Boden des Menschlichen, er gab zuerst den in Ibsen weiter klingenden Ton an, daß der Mensch auf sich selbst gestellt, nicht um höherer Mächte, sondern um seiner selbst willen sein solle. Wie Ibsen, wollte auch Feuerbach nur von einem „freien Bund der Liebe“ etwas wissen. In einer Anmerkung zum „Wesen des Christentums“ (p. 403) bemerkte er ausdrücklich: „Ja, nur als freier Bund der Liebe, denn eine Ehe, deren Band nur eine äußerliche Schranke, nicht die freiwillige, in sich befriedigte Selbstbeschränkung der Liebe ist, kurz eine nicht selbstbeschlossene, selbst gewollte, selbst genuge Ehe ist keine wahre und folglich keine wahrhaft sittliche.“ Wie weit oder vielmehr wie nah' ist es von hier bis zu der „Frau vom Meere“, wo der „fremde Mann“ den Ausspruch thut: „Gelübde binden weder Mann noch Weib“ und wo die Heldin der äußerlichen Schranke gegenüber immer das Bedürfnis empfindet, davon zu gehen, während sie in dem Augenblick bleibt, wo sie gehen könnte, wo also ihr Bleiben eine „selbstbeschlossene“ Angelegenheit ist.

Freilich tritt gerade an diesem Punkt trotz der nahen Beziehung auch wiederum die Zeitentfernung zwischen jetzt und jener früheren Periode zu Tage. Feuerbach will nur die Meinung abwehren, daß die Ehe von außen durch den Segen des Priesters geheiligt werden könne, er will zeigen, daß sie als freier Bund der Liebe „durch sich selbst schon, durch die Natur der Verbindung,“ die geschlossen werde, heilig sei. Er versetzt aber den freien Bund der Liebe noch in die Ehe hinein, während Ibsen hier, der modernen Auffassung gemäß, schon den Gegensatz hinein spielen läßt, so daß die Ehe dem freien Bund gewissermaßen verneinend gegenüber zu stehen kommt. Feuerbach hat sich nirgends direkt gegen die Ehe ausgesprochen, die Ibsenschen Dichtungen entfalten durchweg irgendwo und irgendwie eine Pointe gegen die eheliche Form im Zusammenleben der Geschlechter. Es ist das nicht das geringste Moment ihrer Anziehungskraft auf sehr viele, welches aber weniger durch das, was der Dichter sagt, als durch das, was er nicht sagt, wirkt. Er scheint zu sagen: ein Institut, welches derartiges (wie z. B. in den „Gespenstern“) in seinem Schoß erzeugt, ist

Digitized by Google

nicht heilig, wie beschränkte Philistergeister auch glauben machen wollen — es läßt sich aber daraus entnehmen, obwohl er es nicht sagt: ein Institut, welches derartiges in seinem Schoß erzeugt, ist nicht zu dulden. Und diese prinzipielle Anfechtung ist es eben, welche gern gehört, der ein aufmerksames und geneigtes Ohr geliehen wird. Denn gegen die Ehe als dauernde und durchschnittlich richtige Form im Zusammenleben der Geschlechter hat sich in der That allmählich eine nicht unbeträchtliche Strömung in den Geistern gebildet, die sich durch allerlei Zuflüsse verstärkt. Die einen weisen auf den Heuchelschein und die geschminkte Lüge in der modernen Ehe hin, die andern befehden sie als eine Eigentums-Anmaßung und Vergewaltigung des weiblichen Elements, wieder andern bedeutet sie eine Hemmung im Vollgenuß des Lebens, auf den der natürliche und zur Natürlichkeit wiedergeborene Mensch Anspruch habe. Dies liegt auch der Ibsenschen Opposition mehr oder minder zu Grunde. Bei Feuerbach findet sich diese Konsequenz noch nicht gezogen. Aber trotz dieses Unterschiedes sind der Berührungspunkte so zahlreiche, daß eine große Ähnlichkeit der beiden Kämpen zugegeben werden muß und die Parallelisierung, die ich versuchte, kann dazu dienen, die den beiden entgegengebrachten parallel laufenden Beziehungen der Sympathie trotz des Abstandes von 40 Jahren und der Verschiebung der Situation in ihrem inneren Zusammenhang zu erläutern.

Die Bewunderer Ibsens gefallen sich darin, ihn als den „Modernsten unter den Modernen" zu feiern und G. Brandes erblickt darin sogar den Reehtstitel auf „unvergänglichen Ruhm und bleibenden Wert", denn das Moderne sei „nicht das Ephemere, sondern die Flamme des Lebens selbst, der Lebensfunke, die Ideenseele eines Zeitalters." Ja, was ist dann überhaupt noch ephemer, da dem Modernen doch immer ein Modernstes folgt? Dem vor 40 Jahren modernen und gefeierten Feuerbach folgt mit ähnlichem Erfolg der heute moderne und gefeierte Ibsen. Beiden erwächst aber ein Anspruch auf „bleibenden Wert" nicht, weil sie einmal modern waren oder sind, sondern insofern sie einem den Zeitenwechsel überdauernden Gehalt Gestalt zu geben verstanden haben.

## Gyp in der Revue.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Es war auf einem Ball bei Crémieux, dem geistreichen Satiriker und Librettisten, dem Verfasser des von Offenbach so prickelnd und lustig in Musik gesetzten „Orpheus in der Unterwelt", wo ich Gyp im Winter 1887 das erste Mal begegnen sollte.

In den reichen aber etwas engen Sälen der auf dem Boulevard des Capucines gelegenen Wohnung drängte sich so ziemlich das sogenannte „Ganz Paris". In einem Raum wurde getanzt, in allen anderen geplaudert. Die Gäste kamen und gingen. Die meisten besuchten ja noch in derselben Nacht mehrere andere gastliche Häuser. Ich blieb und ließ an mir all die anziehenden Gestalten vorüberziehen.

Es war um ein Uhr morgens, als Crémieux, der mir eben aus Voltaires parodierendem „Saul" einige köstliche Stellen vorgelesen hatte, plötzlich ausrief: „Da ist Gyp!" und mich zugleich unter den Arm nahm, um mich der ebenso gefeierten als gefürchteten Frau vorzustellen. Ich fand sie mitten in einem Kreise schwarzer Fracks, weiß und unschuldig wie ein Täubchen, eine mittelgroße, schlanke Blonde, mit voller Büste und vollen Hüften, in einem Kleide von weißer Seide, dessen schwarzer Pelzbesatz die Weiße ihrer Haut noch hob. Ihr Kopf mit dem kurzen, krausen Blondhaar, den dunklen schalkhaften Augen, dem vollen Kinn, war eigentlich der eines hübschen jungen Bacchus. Sie sprach wenig, da von allen Seiten auf sie eingeredet wurde, aber jede ihrer Antworten war eine artige Ohrfeige, ausgeteilt von dem Samtpfötchen eines reizenden Kätzchens, das seine Krallen einzog, aber es manchmal doch merken ließ, daß es auch nötigenfalls ernsthaft kratzen konnte.

Sie lud uns alle ein, ihr in ein Seitenzimmer zu folgen, wo Frau Crémieux indes das neueste Werk Gyps auf einer Staffelei aufgestellt und wirksam beleuchtet hatte. Gyp war nämlich mit einemmale Malerin geworden und hatte damit begonnen, eine Art von Galerie berühmter Zeitgenossen zu malen, in der jeder Verewigte durch ein bezeichnendes Beiwerk und eine Blume gekennzeichnet war.

Diesmal war es Henry Rochefort. Er war — obwohl das Bildnis nur hingeworfen war — ausnehmend gut getroffen und durch die blaue Arbeiterbluse, die er trug, die Laterne, die in der Art eines Grubenlichtes an seinem Gürtel befestigt war, und den Kranz roter Blumen, der ihn umrahmte, ganz vorzüglich abgeschildert.

In dem Bilde war das ganze Wesen, die Eigenart und Begabung Gyps zu finden, flüchtige aber treffende Zeichnung und geistvolle eigentümliche Anordnung und Charakteristik.

Es liegt etwas Vornehmes in dieser Art, wie in der Abkunft und gesellschaftlichen Stellung Gyps. Eine Gräfin Martel, geborene Gräfin Mirabeau, lebt sie mitten im Wirbel der großen Pariser Welt, der sie alle ihre prickelnden, geistreichen, oft entzückenden Federzeichnungen ablauscht.

Man fragt sich angesichts ihrer kleinen Plaudereien, die allmählich zu Büchern anschwellen und als solche die beliebtesten Lieblinge des größten Leserkreises in die Schranken fordern, ob man es eigentlich mit einer Schriftstellerin oder mit einer vornehmen Frau zu thun hat, welche ihre Tagebuchblätter in die Welt hinausflattern läßt.

Alles was sie schreibt, sind kleine Federzeichnungen, die niemals den Eindruck des Erfundenen, sondern stets der wirklichsten Lebendigkeit machen, oder es sind auch kleine Stücke, die, wenn man sie aufführen sieht, nicht geschrieben und gespielt schei-

Digitized by Google

nen, sondern die man unmittelbar, als verborgener Zuseher und Belauscher mitzuerleben meint.

Wenn sich gerade kein Theater findet, das ihr neuestes Stückchen aufführt, behilft sich Gyp, immer gewandt und eigenartig, mit Drahtpuppen, und dann strömt ganz Paris diesem Puppentheater zu, als gelte es eine Neuheit von Dumas dem Jüngeren im Théâtre français.

Sie schreibt nicht, noch malt sie oder bildet oder macht Redensarten wie andere Schriftsteller, sie plaudert, die anmutig-boshafte Gyp, sie plaudert immer und immer, aber plaudernd philosophiert sie, dichtet, foltert, geißelt und erdolcht.

Sie schmeichelt niemals, sie ist aufrichtig bis zur Rücksichtslosigkeit, unerbittlich, ja grausam, aber niemals ungerecht und stets voll Anmut, ein weiblicher Henker, der sein Opfer liebreizend anlächelt und es dabei mit einer goldenen Zange zierlich zerfleischt. Alles an ihr ist liebenswürdige Bosheit, sie reicht das Gift in Zuckerwerk gleich der berüchtigten französischen Giftmischerin Marquise von Brinvilliers.

Ihre ureigenste Schöpfung ist der kleine Bob. Ein litterarisches Kind, so verschieden von allen anderen Jungen, die in der Litteratur eine Rolle gespielt haben, als Gyp selbst von all den Frauen, die seit der Sappho bis zur Orzeszko neben dem Spiegel ihrer leiblichen Reize auch noch einen zweiten für ihre seelischen gesucht und gefunden haben.

Dieser Bob ist die originellste Figur, die man sich nur denken kann, ein echtes Kind der Zeit, ohne jeden Respekt für dieselbe und ihr boshafter unerbittlicher Richter, aber dabei zum Küssen drollig und anmutig. So ist Bob, und so ist Gyp, seine reizende Schöpferin, die lachende Lebefrau, die den Pegasus mit der Geißel des Aristophanes in der Hand reitet.

Und nun ist diese Gyp, dieser Kobold, vor dem ganz Paris bebt, dieser weibliche Teufel, der nicht hinkt, sondern die niedlichsten Füße von der Welt besitzt, und nicht nur die Dächer von den Häusern hebt, sondern auch die Hüllen von den Geistern und Herzen, diese modernste aller modernen Gestalten, mit einem Sprunge mitten in den „heiligen Hallen" der Revue des Deux Mondes, in der man nicht nur die Rache nicht kennt, sondern auch die ganze heutige Modelitteratur.

Das bedeutet eine Revolution!

Man hat der „Revue des Deux Mondes" häufig genug ihre Abgeschlossenheit zum Vorwurf gemacht, aber sehr mit Unrecht. Wie es in jedem Dorfe eine Kirche giebt, sollte es auch in jeder Litteratur Orte geben, an deren Schwelle die Furien des Strebertums, des Haschens nach Beliebtheit um jeden Preis, der Leseweltschmeichelei, der Verlegerliebedienerei, des litterarischen Börsenjobbertums Halt machen müssen, Orte, wo nur das Gute und Schöne und — um einen Lieblingsausdruck Goethes anzuwenden — das „Reinliche" Eingang findet.

Als unlängst ein Zeitungsschreiber einem Mitglied der Pariser Akademie Bemerkungen ähnlicher Art machte und den Vorwurf erhob, daß man manche minder Bedeutende in die Reihe der „Unsterblichen" erhoben und gar gewaltige Geister abgewiesen habe, erwiderte der Mann des Palmenfracks ganz richtig: „Vergessen Sie nicht, daß die französische Akademie immer auch eine streng anständige Gesellschaft war."

Und so war es auch immer und ist noch heute die Revue des Deux Mondes.

Ebenso wie man in einem anständigen Hause die Sprache des „Totschlägers" nicht sprechen kann, kann man sie in der Revue des Deux Mondes nicht schreiben und in der Akademie nicht nachträglich als „litterarisch" und „wohlanständig" genehmigen.

Das ist alles ganz in der Ordnung, aber unleugbar haben die Revue und die Akademie ihre Bedenklichkeit zuweilen zu weit getrieben, wenn sie sich auch Größen wie Balzac und Flaubert gegenüber ablehnend verhielten. Aus einer ähnlichen Bedenklichkeit entsprang auch die Abgeschlossenheit der französischen Sprache und Litteratur, die neben großen glänzenden Vorzügen auch ihre Schattenseiten an sich hatte, vor allem die Abgeschlossenheit der Sprache.

Diese, unbezahlbar für den Gelehrten und Staatsmann, wurde zur Folter für den Schriftsteller, der Neues zu sagen hat und dazu neuer Ausdrücke und Wendungen bedarf. Für ihn ist die flüssigste, beweglichste Sprache das günstigste Element.

Die französischen Schriftsteller empfanden auch stets bitter, was die Deutschen und Russen sprachlich vor ihnen voraus hatten.

Wie bezeichnend ist in dieser Richtung eine Bemerkung des ebenso schöpferischen als geistreichen Barbey d'Aurevilly in seinem mit Recht berühmten klassischen Roman: „La vieille maîtresse".

Er gebraucht das Wort viper, ein normannisches Mundartwort und macht dazu die Anmerkung: „Geniale Tonmalerei! „Vibrer" drückt nur einen Ton aus, aber in viper hat man das ganze durchdringende Zischen der zornigen Viper. Es ist ein Wort, das wert wäre, siegreich in die Schriftsprache einzuziehen, wenn das Thor derselben nicht so nieder und so eng wäre."

Barbey d'Aurevilly war auch der Erste, der sich gegen diese Gewalthaberei der Sprachlehre und des Wörterbuches empörte. Welche herrlichen Farbenstriche, welche feinen Einzelnheiten hat er in seinem wunderbar lebendigen und gestaltenden Stil dadurch gewonnen, daß er Wörter der französischen Mundarten, vor allem der so dichterischen normandischen aufnahm, aber er wendet sie selten dort an, wo er selbst erzählt, legt sie meist Menschen in den Mund, welche in der Mundart der Landschaft sprechen, und versäumt es nie, sie durch eine andere Schriftgattung und noch überdies durch eine Fußbemerkung als mundartliche Wörter zu bezeichnen.

Wahre Sturmböcke, gewaltig, rücksichtslos und herausfordernd, waren die vereint schreibenden Meister Gebrüder von Goncourt. Sie kehrten sich wenig an die Akademie, der sie schließlich aus ihrer Hinterlassenschaft eine neue, freiere, fruchtbarere Akademie gegenüberzustellen beschlossen. Noch lebt der Eine, aber alles ist bereit, ein Testament seltsamer als das

Digitized by Google

der seltsamsten Sonderlinge, ein Palast, ein großes Barvermögen und das Gesetz, nach dem sich die Stiftung zu richten haben wird.

Bis dahin haben sie genug durch ihre Werke gethan und manchmal sogar zu viel. Mit Recht wirft man ihnen vor, daß sie sich nicht begnügt haben, Fremdwörter und Ausdrücke der französischen Mundarten aufzunehmen, sondern sich auch, und sogar überwiegend, ihre Ausdrücke selbst gebildet zu haben.

In Deutschland, wo es eine in ihrer Regellosigkeit und Flüssigkeit so überreiche Sprache giebt, wo nicht nur jeder große Schriftsteller zugleich einen Meilenstein auf dem Wege bedeutet, den die Sprache zurückgelegt hat, sondern auch den kleineren niemals benommen war, aus dem Schatz der alten Litteratur oder der Mundarten Wörter in die Schriftsprache einzubürgern, muten diese Vorwürfe sonderbar und selbst spaßhaft an. Aber wenn wir erst sehen, daß die neuen Wortbildungen nicht immer glücklich, oft unklar und unschön sind, dann kommen wir von der Sprache der Goncourt zu jener unsrer Zeitungen und mancher unsrer übereifrigen Sprachreiniger und beginnen gegenüber vieler häßlichen und nicht selten unsinnigen, dem deutschen Sprachgebrauch zuwiderlaufenden Wörter eine strengere Sprachzucht, welche uns die unter unsäglichen Mühsalen errungene Schönheit und Klarheit der Sprache zu bewahren verstände, lebhaft und lebhafter herbeizusehnen.

Nach den Goncourts kamen in Frankreich Zola und seine Schüler und mit ihnen eine Verwilderung der Sprache, wie sie in Frankreich noch vor zwanzig Jahren für unmöglich gehalten worden wäre.

Als während meines letzten Besuches der Seinestadt die Frage der Aufnahme Zolas in die Akademie lebhaft erörtert wurde, sagte mir ein Akademiker: „Er ist ja schon durch seine Sprache ausgeschlossen."

Und so auch Goncourt und selbst Maupassant, unter den auf Zola folgenden Naturalisten der weitaus begabteste, tiefer, genialer und vor Allem künstlerischer als seine einstigen Meister, der Einzige, der sich mehr und mehr zum Anstand und zu geschmackvoller Mäßigung durchgerungen hat und sich vielleicht noch eines Tages zur Klassizität emporarbeiten wird.

Gegen alle diese Stürmer haben sich Akademie und Revue des Deux Mondes siegreich verteidigt, und nun flattert auf einmal Gyp dort herein, wo Zola mit seinem Belagerungspark scheiterte.

Die kleine lustige Frau hat in die Mauer, mit der das litterarische Heiligtum umgeben ist, Bresche geschossen, denn mit ihr zieht die modernste Anschauungsweise und Schreibart, mit ihr die freie ungebundene Sprache, die kecke Pariser Mundart mit allen ihren köstlichen Unarten und drolligen Purzelbäumen in die Revue ein.

Es liegt Humor in diesem Umschwung. Was ernsten oder doch hartnäckigen Männern nicht gelang, das bringt spielend und lächelnd eine Frau zu stande, die allerdings nichts von der anmaßenden Altjüngferlichkeit der Gartenlaubenlieblinge an sich hat, sondern anmutig den Fächer beherrscht, als ob an ihren rosigen Fingern mit den adeligen Nägeln niemals ein Tintenfleck geklebt hätte.

Ob die reizende Gyp zum besten der französischen Litteratur in die tonangebende Revue eingedrungen ist, das ist noch die Frage.

Daß die Revue Unrecht gehabt hat, sich d'Aurevilly, Balzac, Flaubert, den Goncourt und Alphonse Daudet zu verschließen, das wird kaum Jemand bestreiten, aber gewiß war es würdevoll und achtenswert von ihr, der rohen Tagesströmung zu widerstehen und ein Bollwerk gegen die Maler des Häßlichen, Unsittlichen und Unflätigen zu bilden, sowie gegen die Mundart der Straße.

Durch Gyp ist mit der modernsten Litteratur auch diese Mundart eingezogen.

Der objektive Stil, an dem doch auch Flaubert wie an einem Heiligtum festhielt, wird jetzt auch in der Revue durch den subjektiven, rein persönlichen Stil abgelöst.

Werden die heiligen Hallen der Klassizität, wenn erst die Form zerbröckelt ist, im stande sein, den Inhalt, die so lang bewährten und verteidigten Grundsätze unversehrt zu behaupten?

Es ist kaum zu glauben.

Und wenn Zola, der aus Eitelkeit zu allem fähig ist, fortfährt unanstößige Romane zu schreiben und sich eines Tages doch noch einen Sitz in der Akademie erobert, was dann?

Wird sich ihm dann die Revue verschließen können? Wird sie fortfahren, den Akademiker Zola zu behandeln, wie sie einst den Buchhandlungsgehilfen Zola behandelt hat?

Buloz hat ebensoviel Charakter und Ehrgefühl wie sein Vater gehabt hat, aber er ist ungleich mehr Weltmann als es dieser war. Wird der Schwiegersohn des großen Arztes Richet, der Schwager Paillerons und Freund des Generals Marquis von Gallifet, der Mann der geistvollen, liebenswürdigen Frau, in deren Sälen sich im Winter jede Woche einmal das „ganze Paris" versammelt, für die Dauer den gesellschaftlichen Einflüssen einer litterarischen Mode widerstehen können?

Ja, es ist eine Revolution, eine große und ernste Revolution, was da so spaßhaft und anmutig begonnen hat. Freilich wir stehen mitten in der hundertjährigen Feier von 1789 und Gyp ist die Enkelin Mirabeaus.

## „Dame Kobold" in der neuen Münchener Bühneneinrichtung.

Als vor wenigen Monaten zum ersten Male „König Lear", in der von Rudolf Genée angeregten neuen Bühneneinrichtung, in München über die Bretter gehen sollte, waren die Meinungen über den zu erwartenden Erfolg sehr geteilt. Man erwog hin und her und gab der Befürchtung Raum, daß, da

Digitized by Google

die Wiederherstellung der alt-englischen Bühne geradezu eine Unmöglichkeit sei, die Wirkung eine zweifelhafte bleiben dürfte. Die Aufführung des „König Lear" hat gelehrt, daß das Recht auf Seiten der Münchner Intendanz und Regie war. Wenn auch die Einrichtung durchaus nicht allen Anforderungen der damaligen Zeit entspricht und entsprechen soll, so ist doch ein erfolgreicher Anfang gemacht, die Szenerie zu vereinfachen, den Anteil der Zuschauer mehr an das Wesentliche zu fesseln und ihnen durch das Näherrücken der Bühne das Hören zu erleichtern.

Warum man nicht mit den Shakespeare-Stücken fortgefahren hat, die mit ihren wuchtigen Handlungen und ernsten Problemen diesem Systeme am besten festen Boden gegeben haben würden, ist eine Frage, die sich aufdrängen muß, als die Calderonsche Zauberpoesie „Dame Kobold" angezeigt wurde. Vielleicht gingen Intendanz und Regie von dem Gedanken aus nun, da sich die Umgestaltung der Bühne bei einem ernsten und gewaltigen Stücke bewährt habe, auch den Versuch bei einem Lustspiele — und zwar spanischer Schule — zu wagen.

Schon daß man überhaupt die „Dame Kobold" auf das Spielverzeichnis brachte, war ein freudiges Ereignis — und man erinnerte sich wieder dankbar der herrlichen Übertragung Wilbrandts, der neben der dramatischen Umgestaltung auch die in der Griesschen Übersetzung steifen Trochäen in ergiebige Jamben umgewandelt hatte. Erst wenn man die Griessche Übersetzung kennt, lernt man die hervorragend dramatische Wirkung würdigen, mit welcher Wilbrandt die Aufführung des Stückes den deutschen Bühnen ermöglicht hat.

Es geht durch das Lustspiel, wie bei den meisten spanischen Stücken, ein aristokratischer Zug, der dem Humor jenen feinen Adel verleiht, wie er selbst den meisten französischen Lustspielen fehlt. Calderon hat mit der nichtssagenden Thatsache eines Glasschrankes die feinste Handlung aufgebaut, die vom ersten Dialoge bis zum keckheiteren Schlusse, unausgesetzt fesselt. Wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir diese ungestörte Ruhe der Handlung — die in mancher anderen Hinsicht das gemütlichere Residenztheater vermissen ließ — vorzüglich der neuen Bühneneinrichtung danken. Das Stück, welches sich, mit Ausnahme des ersten Aktes, ausschließlich und unter fortwährendem Wechsel, in zwei Zimmern abspielt, unterlag früher durch das Eintreten der Diener auf der verdunkelten Bühne, einer unumgänglichen Störung, und der kunstfühlige Zuschauer mußte es dankbar empfinden, wie sich jetzt leise und harmonisch nur der mittlere Vorhang teilte. Die Bühneneinrichtung soll einfach wirken, um die Gedanken nicht von dem Zusammenhange des Stückes abzulenken, und wir dürfen gestehen, daß nach dieser Seite die Aufführung einen wohlthuenden Fortschritt zeigte. Dahingegen war der lebendige Zusammenhang zwischen Stück und Bühne, wie er schon in Weimar von Goethe angestrebt wurde, kein so glücklicher, als bei „König Lear": — Das kleine tändelnde Liebesspiel mit seiner Grazie und Farbenpracht kann nicht so recht zu der großen und ernsten Umgebung stimmen. Der vordere Raum, vor dem sogenannten „Königsbaue", der das Gemach der spanischen Senoría vorstellen soll, trägt mit seiner gemauerten Rückwand einen kalten Charakter und nur Tische und Stühle kennzeichnen überhaupt hier ein Zimmer — während der hinter dem Mittelvorhange befindliche Raum — die Wohnung Don Manuels — in welchem sich der bewußte Glasschrank befindet, die Sprechenden zu weit vom Zuschauerraume entfernt hält. Auch fehlen die im „König Lear" wandelnden Prospekte und Hintergründe, die bei der stimmungsvollen Beleuchtung von großartiger, ja oft, wie beim Sturme, erschütternder Wirkung sind. Bei dem einfachen Lustspiele der „Dame Kobold", das jede Leidenschaft, selbst die der Natur, ausschließt, konnte daher die volle Wirkung der Bühneneinrichtung nicht zur Geltung kommen und die Ausstattung mußte etwas Dürftiges bleiben. Es sind dieses indessen Dinge, die eine geschickte Bühnenleitung mit der Zeit zu ebnen wissen wird und die den Vorteil nicht aufwiegen können, welchen der ruhige Szenenwechsel gewährt. Wenn daher der erste Versuch auch kein in allen Beziehungen gedeihlicher zu nennen wäre, so berechtigt er doch zu Hoffnungen für die Zukunft.

Mit dieser Aufführung ist wieder einmal eine Perle spanischen Theaters in den Vordergrund getreten, und wir wollen wünschen, daß das neckische, koboldartige Meisterstück Calderons Veranlassung wird, noch andere spanische Dichtungen für die Bühne zu gewinnen. Die altspanische war, nach sachlichen Berichten, von größter Einfachheit, und die Degen- und Mantelstücke mit ihrer hochtrabenden Sprache und ritterlichen Haltung, dürften sich daher im Allgemeinen mehr für die einfache Bühneneinrichtung eignen. Dank Münchens lobenswerter Vereinfachung der Szenerie, die sich im Laufe der Zeit immer kunstgerechter entwickeln wird, werden wieder alte Meisterstücke zur Aufführung gelangen können, die sich unmöglich in den Rahmen der modernen Bühne zwingen ließen, und so wird das Unternehmen der Münchner Intendanz zu einem Aufschwunge der Bühne beitragen, der in seinen Folgen zu schönen Hoffnungen berechtigen muß.

München. H. Keller-Jordan.

## Melchior Grimm und Katharina II.

(Schluß.)

Allein diese oft grobe und geschmacklose Schmeichelei war nur das Flittergewand der aufrichtigsten Hingebung. Katharina wußte es wohl, wenn sie auch zuweilen über die Schwächen des Freundes spottet, ihn den „Herrn Baron" oder wohl gar „den Baron von Thunder-Ten-Tronk" nennt, dem es nur wohl sei, wenn er vor oder hinter sich eine deutsche Fürstlichkeit habe. Sie schenkt ihm das vollste Vertrauen. Sie zeigt sich in ihren Briefen fast immer

Digitized by Google

im Negligé, das ihr, wie sie wohl wußte, am reizendsten stand, da sie sich darin von der liebenswürdigsten Seite zeigte. „Ich habe" — schreibt sie einmal — „noch niemals an Jemand, so wie an Sie geschrieben. Es kommt heraus, wie es mir gerade durch den Kopf fährt, ohne Ordnung, Stil und Orthographie. Sie haben dafür ganz bewunderungswürdige den Namen des „kaiserlichen Olla potrida" erfunden." Sie vertraute ihm nicht nur den Ankauf von Kunstwerken und Bibliotheken an, er mußte sie nicht nur mit Büchern, Noten, Zuckerwerk, Schminke und anderen Gegenständen des Putzes versorgen, ihr nicht nur Architekten und Baupläne, Schauspieler und Komödien schicken, nicht nur der Vermittler ihrer Wohlthätigkeit sein, — sie weihte ihn auch in ihre geheimsten Familienverhältnisse, in die zartesten Beziehungen ihres leidenschaftlichen Herzens ein. Sie beauftragte ihn, für die Töchter ihres Sohnes nach würdigen Männern zu suchen, sowie den Unordnungen des Bruders ihres Günstlings, Lanskoi, und ihres natürlichen Sohnes Bobrinski zu steuern. Auch erteilte sie ihm öfter die rückhaltlosesten Aufschlüsse über ihren Charakter, ihre Absichten und Pläne, ihre Lebensweise und Thätigkeit. Ihre Lebenslust, ihre Gutherzigkeit, ihr freidenkender, ungebundener Geist brechen in diesen Briefen überall durch, nicht minder aber auch ihr Eigenwille, der sich nicht kreuzen, ihre Hartnäckigkeit, die sich nicht beugen läßt. „Wir machen von 6 bis 9 Uhr des Morgens Gesetze" — schreibt sie einmal — „dann kommen bis 11 Uhr die laufenden Geschäfte daran, dann sprechen Herr Alexander und Sieur Constantin (ihre beiden Enkel) vor, dann $1/2$ Stunde vor und 1 Stunde nach dem Essen für die genannten Herren das Abc, Erzählungen, Memoiren zu machen, — dann 2 Stunden völlige Ruhe und $1\,1/2$ Stunde, um Briefe zu kritzeln; wonach die gedachten Herren aufs Neue erscheinen und Lärm bis 8 Uhr machen. Und so denke ich, daß der Tag gut ausgefüllt ist und man sehr geschickt sein muß, um boshafte Bemerkungen darüber machen zu können." An ihren Enkeln hing der Kaiserin ganzes Herz. „Mir zittert die Hand noch vor Lachen" — heißt es ein anderes Mal — „ich bin diesen Morgen mit meinen beiden Enkeln aus Zarskoë-Selo gekommen. Zwischen meinem und ihrem Zimmer liegt nur noch ein anderes. Sie haben sich daher bei mir niedergelassen und machen einen furchtbaren Lärm. Ich mußte sie zuletzt fortjagen, um einen Augenblick Ruhe zu haben. Da sind sie mit einem Opernmarsch abgezogen und jeder hat dabei seinen Hund an der Pfote, als ob es eine Prinzeß wäre, geführt. Diese Rotzjungen sind reizend." Von dem 15jährigen Alexander entwirft sie später ein stolzes Bild. „Sie würden erstaunt und bezaubert sein, wenn sie diesen großen, wunderbar schönen jungen Mann sähen. Wie sich das ankündigt! Die menschgewordene Milde und Geistestiefe! Welche Folgerichtigkeit und Gründlichkeit bei dem unvergleichlichsten Streben, das Rechte zu thun. Oh, er wird glücklich werden und glücklich machen! Und dabei ist er von äußerster Bescheidenheit und nichts Erkünsteltes an ihm, sondern alles natürlich. Er ist mein Liebling und weiß es, aber überhebt sich nicht dessen. Er trägt den schönen Kopf etwas vorgeneigt; wenn man ihn betrachtet, verschwindet jedoch dieser Fehler und wenn er tanzt oder zu Pferde steigt und sich aufrichtet, so glaubt man, Apollo von Belvedere zu sehen." — Nicht immer läßt es aber die Zeit zu dergleichen Betrachtungen kommen. Als 1789 der Krieg mit Schweden ausbrach, stand Katharina — wie sie schreibt — ohne Hilfe und Rat, so gut wie allein, und in der Furcht, aus Unwissenheit oder Vergeßlichkeit etwas zu versäumen, entwickelte sie eine Thätigkeit, „deren sie sich niemals für fähig gehalten hätte." Später, während der polnischen Wirren, drängten sich die Kouriere und Nachrichten so, „daß neun große Tafeln nicht hinreichen, alle Depeschen aufzunehmen, und vier Personen abwechselnd von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends 3 Tage lang beschäftigt sind, ihr dieselben vorzulesen." „Quälen Sie mich nur, so viel Sie wollen" — fügt sie hinzu — „legen Sie sich keinen Zwang hierin auf. Ich bin dessen so in jeder Weise gewöhnt, daß ich's kaum inne werde. Auf dem Platze, auf welchen ich hingestellt blieb, läßt man Sie lesen, wenn Sie schreiben, und sprechen, wenn Sie lesen wollen. Hier muß man lachen, wenn man weinen möchte. Zwanzig Angelegenheiten verhindern zwanzig andre. Man läßt Ihnen nicht Zeit, zu denken, und doch müssen Sie fortgesetzt handeln, ohne doch je eine Ermüdung des Geistes und Körpers zu zeigen. Krank oder gesund ist hier gleichgiltig. Jeder verlangt, daß Sie in jedem Augenblicke bereit sind."

Natürlich spielt in dem Briefwechsel die Litteratur eine große Rolle. Katharina schwärmte für Voltaire. Sie nannte sich seine Schülerin. Sie begegnet sich aber auch mit Grimm in der Anerkennung des Aufschwungs der deutschen Litteratur, der ihr mit Bezug auf Friedrichs d. Gr. Schrift über diese einmal schrieb: „Man muß gestehen, daß der erhabne Verfasser von dem Deutschen wie ein Blinder von der Farbe spricht. Auch ist es für die, welche denken können, bemerkenswert, einen großen Fürsten, der, was hier noch schlimmer ist, ein bedeutender Kopf ist und einen beträchtlichen Teil jedes Tags auf das Lesen verwendet, wennschon in seinem Vaterlande leben zu sehen, dessen Hauptstadt mehrere Schriftsteller von erstem Range besitzt, ohne von ihnen doch etwas zu wissen, ja ohne selbst nur zu ahnen, daß seine Muttersprache nicht mehr die ist, welche sie vor 60 bis 80 Jahren war, der nichts weiß von dem, was man seit vierzig Jahren um ihn herum gethan, nichts von der Umgestaltung, welche die deutsche Sprache und der deutsche Geist inzwischen erfahren, mithin auch nicht bemerkt, daß die meisten Schriften seines Vaterlands mehr wert sind, als alle die abgeschmackten Pariser Broschüren, in denen die Ideen einiger großen Köpfe in tausend verschiedenen Formen wiederholt werden." — Sie war auch selbst Schriftstellerin. Sie machte Auszüge aus allen bedeutenden Werken, welche sie las, in ein Buch, das sie ihre „Salmigondis" nannte. Sie hat an 11 Komödien verfaßt, eine Geschichte Rußlands geschrieben und noch im

Digitized by Google

Jahre vor ihrem Tode ein Werk über die Natur unternommen. So sehr sie die Ökonomisten haßte, deren Bücher sie verbrannte, so sehr schätzte sie die französischen Philosophen und war im hohen Grade betroffen, als man diese als die Ursache der Revolution zu bezeichnen begann. Auch Grimm, welcher die philosophischen Ideen, denen man dies zur Last legte, vielfach geteilt und, wenn auch nur gesprächsweise, zu ihrer Verbreitung beigetragen hatte, war betroffen davon, da er dabei immer nur die allgemeine Wohlfahrt im Auge gehabt zu haben glaubte. Er hatte wohl eine Revolution erwartet, aber mit der Überzeugung, daß sie sich unblutig vollziehen, der Voltairianismus nur durch die Macht der Vernunft obsiegen werde. Doch gleich nach den Ausbrüchen der ersten Bewegungen, noch vor der Eröffnung der Generalstaaten, erkannte er seinen Irrtum. „Ich sehe wohl," sagte er damals zu seinen Freunden, „daß Ihr eine Freiheit erfinden und die Engländer und Amerikaner darin noch übertreffen wollt; trachtet nur wenigstens danach, nicht hinter den Polen zurückzubleiben."

Wie sehr Katharina der Rechtlichkeit Grimms vertraute, beweisen die Summen, die sie durch seine Hand gehen ließ und deren Höhe auf 2 Millionen Livres berechnet worden sind. Auch muß anerkannt werden, daß er aus diesem Vertrauen niemals Vorteile für sich, kaum für seine Freunde gezogen und die Interessen und den Ruhm seiner Gönnerin fest im Auge behalten hat. Im Jahre 1788 legt er der Kaiserin seine Vermögensverhältnisse dar, wonach sein Einkommen vor seiner ersten russischen Reise sich auf 1000 Rubel belief. 1777 war dieses Vermögen auf 30 000 Livres herabgeschmolzen, zu denen damals jedoch wieder 20 000 Livres traten, die er von einem seiner Brüder ererbt hatte. Die 2000 Rubel, die er seitdem von Katharina bezog, habe er in eine besondere Kasse gelegt, wodurch sein Vermögen bei der Beschlagnahme durch die republikanische Regierung wieder auf 60 000 Livres gewachsen war. Selbst für die durch die Verschwendung ihres Gatten und Sohnes und die Finanzmaßregeln Terray's und Necker's allmählich um ihr ganzes Vermögen gekommene Mad. d'Epinay, glaubte er die Großmut der Kaiserin nicht in Anspruch nehmen zu sollen, doch hatte er ihr gelegentlich Mitteilung über ihre Verluste und ihre traurigen Verhältnisse gemacht. Erst als Mad. d'Epinay gezwungen war, ihre Diamanten zu verkaufen, bot er diese mit schwerem Herzen der Kaiserin zum Ankaufe an, welche sie fürstlich bezahlte. „Ew. Majestät sollen wissen" — schrieb er ihr etwas später — „daß mich nichts im Leben eine so große Überwindung gekostet hat, als Ihnen diese Diamanten anzubieten. Eine geheime Stimme sagte mir immer: Warum soll die Kaiserin Diamanten kaufen, die sie nicht braucht, nur weil die, welche dieselben besitzt, im Unglücke ist?"

Das Ansehen, welches Grimm in Paris durch das Vertrauen der russischen Kaiserin genossen hatte, mußte ihm in dieser Zeit der Verdächtigungen natürlich gefährlich werden. Er befand sich auf einer Reise nach Deutschland, als man ihn als verdächtig anklagte. Nichtsdestoweniger wagte er sich (Oktober 1791) noch einmal in den Schlund des Verderbens zurück, hauptsächlich um die Briefe Katharinas zu retten; wenigstens war es das Einzige, was ihm außer seinem Leben zu retten gelang. Ende Februar 1792 verließ er für immer den französischen Boden. Sein Eigentum wurde sofort in Beschlag genommen, und obschon das Direktorium ihm einige Jahre später wenigstens den Betrag der eingezogenen Wertpapiere in Assignaten zurückzahlen ließ, so reichten bei der Entwertung des Papiergeldes die 60 000 Livres grade nur hin, ein paar Stücke Mousseline und 3 paar Spitzenmanschetten zu kaufen.

Es ist, als ob das über ihn so zerstörend hereingebrochene Unglück eine große Umwandlung seines Charakters bewirkt hätte. Je feinfühliger in der Zurückhaltung er sich bisher der kaiserlichen Großmut gegenüber gezeigt hatte, desto offner traten jetzt seine Ansprüche an diese hervor. Wenn es sich dabei auch fast immer nur um die von ihm adoptierte Tochter Mad. d'Epinay's, Mad. de Bueil, und deren Familie gehandelt haben mag, so mußte doch diese veränderte Haltung befremden. Zunächst machte Grimm, worin noch nichts Auffälliges lag, Katharina den Vorschlag, mit den Bueils nach Petersburg kommen und sich unter ihren Schutz stellen zu wollen. Allein Katharina, die ihn zweimal mit allem Aufgebot ihrer Überredung vergeblich bei sich fest zu halten gesucht hatte, schien diesem Vorschlag jetzt wenig geneigt. Sie zeigte ihm aber nicht nur fort und fort das alte Vertrauen, ließ ihm und Mad. de Brueil nicht nur nach wie vor die ausgesetzten Gehalte auszahlen, sondern überhäufte auch beide wiederholt mit Geschenken. Vom Jahre 1794 bis zu ihrem am 16. November 1796 erfolgenden Tode hat sie ihm zu diesem Zweck nachweislich nicht weniger als 50 000 Rubel, also mehr als das Dreifache geschickt, was ihm durch die Revolution verloren gegangen war. Von Not konnte daher um so weniger die Rede sein, als Grimm auch vom Gothaischen Hofe namhafte Unterstützung erhielt. Unter diesen Umständen muß es nicht wenig überraschen, Grimm selbst noch im Jahre 1796 in seinen Briefen an Katharina immer wieder über sein „Elend und seine Lumpen" klagen zu hören.

Grimm war jetzt ganz von dem Wunsch und Gedanken beherrscht, die Revolution niedergeworfen zu sehen. Er wendete dafür all seinen Einfluß, besonders Katharina gegenüber, auf. So sehr diese die Revolution aber auch haßte, so bestimmten Gründe der Staatsklugheit sie doch, die zu ihrer Bekämpfung in Bildung begriffene Koalition mehr zu lähmen als zu fördern. Die schwächliche Haltung, welche Ludwig XVI. der Revolution gegenüber an den Tag legte, verwandelte noch überdies ihre Teilnahme in gerechte Entrüstung, und die Erfolge der Revolution vermochten lange Zeit nicht, sie zu schrecken. Schon 1791 glaubte sie an einen Umschwung der Dinge und prophezeihte den Franzosen einen Caesar, weil Revolutionen stets mit Gewaltherrschaft endigten. Endlich ließen die ungeheuren Fortschritte der Revolution sie aber darin doch eine Gefahr für alle Throne

Digitized by Google

Europas erblicken. Sie schloß mit Österreich und England einen Vertrag zu ihrer Bekämpfung, ohne doch deshalb ihre Pläne auf den Orient aus den Augen zu verlieren. Am 28. August 1796 kündigte sie Grimm in diesem Sinne den Abmarsch von 60 000 Mann unter Souwaroff nach der Elbe an. „Machen Sie sich" — fügte sie noch hinzu — „auf einige Gewaltstreiche gefaßt." In einem späteren Briefe macht sie ihn noch zum Vertrauten ihrer geheimen Entwürfe. „Leben Sie wohl" — sind ihre letzten Worte an ihn — „Ich habe Ihnen da mitgeteilt, was mir in die Feder lief. Es ist gut, daß ich Sie mit meiner Art zu denken und die Dinge zu betrachten bekannt mache." Der Tod trat zwischen sie und jene Entwürfe. Ein Schlagfluß warf sie am 16. November 1796 unerwartet in ihrem Ankleidezimmer tot zu Boden, nachdem sie noch am Tage zuvor Grimm zu ihrem Minister-Residenten in Hamburg ernannt hatte. Ihr Tod war einer der härtesten Schläge, die Grimms Leben betroffen haben. Ihr Nachfolger bestätigte ihn zwar in seinem neuen Amte, dem er jedoch nur kurze Zeit vorgestanden zu haben scheint. Er ließ ihn wie Mad. de Bueil im ungestörten Genusse der ihnen von Katharina ausgesetzten Pensionen. Im übrigen aber ging er über das Memoir, welches ihm Grimm über die langjährigen Beziehungen zu seiner verstorbenen Mutter vorgelegt hatte, schweigend hinweg. Der vor kurzem von Jacques Grot veröffentlichte Briefwechsel zwischen ihm und der großen Kaiserin wird aber für beide ein ehrendes Denkmal bleiben.

R. Prölß.

## Litterarische Neuigkeiten.

Ein tüchtiges Erzähltalent begrüßen wir in Hermann Gossek, dessen erstes Werk, die Dichtung „Ein Liebesleben" bereits freundliche Aufnahme gefunden hat. Der Verfasser, wie wir hören eine Frau, wagt sich in seinem Roman aus der französischen Provinz **„Heisses Blut"** (2 Teile. Zürich. Verlagsmagazin. 8°.) an große gesellschaftliche Fragen und zeigt sich durch scharfe Beobachtungsgabe wie durch gesundes Urteil dazu befähigt. Nur ist es ihm nicht gelungen, zwischen den beiden Kreisen, in die wir geführt werden, zwischen dem französischen Landadel und dem Schiffervolk am Paris-Lyon-Kanal durch die Handlung eine innige Verbindung herzustellen. Der Roman zerfällt in zwei Teile, deren jeder seinen besonderen gesellschaftlichen Hintergrund hat. Auf der einen Seite der mit feiner Seelenkenntnis dargestellte Liebeshandel zwischen dem schwankenden, schwachherzigen Egoisten Thilo und der seelenstarken, geistig freien Alexandra und die besitzenden Stadt- und Landkreise, auf der anderen Seite die etwas romanhafte Grafengeschichte des Reitburschen Antoine und des Schifferkindes Marie, den Emporkömmlingen einer armen, von revolutionären Gedanken durchwühlten Schifferbevölkerung. Beide Handlungen sind fesselnd und anziehend, getragen von einer mannigfaltigen Zahl lebenswahrer Gestalten, hängen aber untereinander nur lose zusammen. Die eingehenden Erörterungen über gesellschaftliche und staatliche Fragen wachsen zumeist notwendig aus der Situation heraus und sprechen durch eine vorurteilslose, männliche Denkweise an. Besondere Anerkennung verdient die schlichte, ruhig fließende und gegenständliche Darstellung, in welcher bisweilen freilich undeutliche Wendungen anstoßen. Freunden einer ernsten, anregenden und ergreifenden Lektüre darf das Buch angelegentlich empfohlen werden. L. L.

**Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek** erfreut sich mit Recht einer stetig steigenden Beliebtheit der Geschmack besitzenden Leserwelt; wir müssen gestehen, daß die Auswahl, welche von der rührigen Verlagshandlung (J. Engelhorn, Stuttgart) in der bereits eine bedrohliche Höhe erreichenden Hochflut von novellistischen Erzeugnissen des Auslandes getroffen wird, den Anforderungen des guten Geschmacks und eines weiteren, neben Unterhaltung auch Fühlung mit den litterarischen Bestrebungen der Kulturvölker suchenden Leserkreises vollkommen entspricht, wenn auch zu unserem Bedauern bei dem redlichen Bestreben, billigen und dennoch guten Lesestoff zu beschaffen, die deutsche zeitgenössische Dichtung aus naheliegenden Gründen nicht immer vollwichtig vertreten sein kann. Den besten Beweis für unsere rückhaltlos ausgesprochene Meinung erbringen die letzten in der Sammlung erschienenen Bände, welche den s. Z. gerechtes Aufsehen machenden Roman „Numa Roumestan" von Alphonse Daudet in einer mustergiltigen Übersetzung enthalten, die nur unseres Erachtens zuweilen in der Beibehaltung provenzalisch-idiomatischer Ausdrücke, welche dem Verdeutscher allerdings nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten, zu weit gegangen ist; der Übertrager hätte hier ohne Schaden einen Ersatz finden können. Frühere Bändchen enthalten Romane des Norwegers Jonas Lie: „Der Lotse und sein Weib", des feinen Psychologen Guy de Maupassant: „Zwei Brüder", und des Italieners Salvatore Farina: „Mein Sohn". Nicht ganz ebenbürtig steht neben diesen genug vornehmen Schöpfungen Henry Grévilles: „Dosias Tochter", ein verdünnter Aufguß der „wilden Dosia". Der niedrige Preis der gut ausgestatteten Bändchen (brosch. 0.5 Mk., geb. 0,75 Mk.) gestattet Jedem, sich den edlen Genuß ausgewählter Lektüre zu verschaffen.

F. Marion Crawfords neuer Roman: **„Sant' Ilario"**, die mit großer Spannung erwartete Fortsetzung von „Saracinesca", erschien soeben in der Tauchnitz-Edition.

Der s. Z. in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte neue Roman von Ossip Schubin: **„Boris Lensky"**, in dessen Mittelpunkt ein Virtuos vom Schlage Liszts steht und der daran im hysterisch-nervös-gelangweilten, weiblichen Lesecheer begeisterten Anklang finden wird, liegt jetzt als Buch vor (Gebr. Paetel, Berlin).

Unter dem Titel: „Un romantique contemporain" beschäftigt sich Adrien Wagnon in der von Albert Gerès in ausgezeichnetem Geiste geleiteten Halbmonatsschrift **„L'Indépendant Littéraire"** mit dem Memoirenwerke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. „Ein halbes Jahrhundert", und lenkt damit die Aufmerksamkeit des Auslandes auf den im eigenen Vaterlande so ungerechterweise verkannten Dichter.

Zu den glänzendsten Übersetzern skandinavischer Poesie gehört P. J. Willatzen. Schon im Jahre 1858 machte er sich durch eine Sammlung nordischer Dichtungen, die er unter dem Titel „Nordlandsharfe" veröffentlichte, bekannt, und im Jahre 1865 folgte eine Sammlung „Altisländischer Volksballaden und Heldenlieder der Fähringer". Zum Teil aus diesen beiden Sammlungen ausgewählt, im übrigen aber ganz wesentlich erweitert, giebt Willatzen jetzt eine nordische Blütenlese unter dem Titel **„Nordlandsharfe. Ein Überblick über die neuere Lyrik des Nordens"** (Bremen 1889, M. Heinsius) heraus, für welche ihm warmer Dank von Seiten aller Freunde der Poesie geschuldet wird. Die Übersetzungen zeichnen sich durch Klarheit, Feinheit und Wohlklang aus; Willatzen muß einen ganz erstaunlichen Fleiß darauf verwandt haben, da sie sich durchaus wie Originale lesen. Selbst der Kenner nordischer Poesie wird sich die sprachliche Urform nicht so leicht daraus entwickeln können. Die Auswahl ist, namentlich was die schwedischen und dänischen Dichter anbelangt, sehr reich und im allgemeinen geschickt getroffen, so daß die Richtung des Schaffens der einzelnen Verfasser nach Möglichkeit

Digitized by Google

zum Ausdruck kommt. Um nur wenige Namen anzuführen, sei erwähnt, daß der „unübersetzbare" Bellman hier vertreten ist, ferner Wallin, Tegnér, Geijer mit zwei vortrefflichen Balladen, Stagnelius, Malmström, Strindberg, Snoilsky, Runeberg, Topelius, Karl XV., Oskar II., ferner die Dänen Baggesen, Oehlenschläger, Ingemann, Anderscn, Paludan-Müller, Molbec, Richard, Bergsoe, Drachmann. Ein wenig stiefmütterlich ist Norwegen behandelt, nur Welhaven und Wergeland sind reichlicher vertreten. Ibsen und Björnson gehen fast leer aus, da das Wenige von ihnen, was vorhanden ist, bereits anderweitig übersetzt wurde, und von Björnson gerade die hervorragendsten Dichtungen, diejenigen, die ihn zum volkstümlichsten Dichter seiner Heimat gemacht haben, noch immer des Übersetzers harren. — Im Ganzen werden 53 schwedische Dichter mit 94 Gedichten, 37 Dänen mit 83 Gedichten, 14 Norweger mit 40 Gedichten vorgeführt, wozu noch 21 finnische Volkslieder und 10 altisländische Volksballaden kommen. — Dem Übertrager gelingt der ernste Ton ebensogut wie der neckische. Er beherrscht die Sprache des höchsten Pathos, wie die drolliger Plauderei. — Diese Blütenlese ist ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis der nordischen Dichtung und verdient die allseitigste Beachtung. Das Buch ist überdies trefflich ausgestattet und eignet sich daher gut zum Geschenk. E. Brausewetter.

**Polnische Litteratur im Auslande.** Der Verkehr zwischen der früher beiseite liegenden polnischen Litteratur und dem Schrifttume der großen europäischen Kulturvölker wird ein immer regerer. Was zunächst Deutschland anbelangt, so haben wir für heute zwei neue diesbezügliche Erscheinungen zu verzeichnen. Die „Kölnische Zeitung" bringt eine Lebensbeschreibung des bedeutenden polnischen Erzählers Sienkiewicz und kündigt die Übersetzung eines der größeren Werke dieses Schriftstellers in ihrem Feuilleton an. In Fischers Verlag erschien zu Norden die Übersetzung zweier trefflicher Lustspiele vom Grafen Alexander Fredro (Vater), von Hermann Loewenthal mit Geschick besorgt. — Der französischen Litteratur übermittelte Ladislaus Mickiewicz zwei Novellen von Jeske-Choiński „Le franc-tireur polonais" und „Le fonctionnaire prussien"; die Revue de deux mondes bringt die Übersetzung der vortrefflichen Novelle „Sruł z Lubartowa" von Szymański. Der italienischen Litteratur endlich wird das polnische Schrifttum näher gebracht durch den polnischen Dichter und Professor an der slavischen Hochschule zu Bologna, Lenartowicz, sowie dessen Kollegin Frau Malvina Ogonowska, welche neuerdings (Bologna 1888) ein „Studio critico zu Sigismondo Krasiński" veröffentlicht. Ansehnlich ist auch die Zahl der in fremden Sprachen schreibenden polnischen Schriftsteller. Als neueste Erscheinungen verzeichnen wir: von Fürst Lubomirski zwei Erzählungen „Tatiana" und „Schlem" in französischer Sprache, von E. Ptużański „Essai pur la philosophie de Dante Scott"; von W. Lutostawski eine Abhandlung „Über die Erhaltung und den Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles und Macchiavelli", Breslau 1888. —

Ludwig von Hörmann: **Die Jahreszeiten in den Alpen.** Innsbruck 1889. Wagner. 190 S. Professor L. v. Hörmann ist wohl der gediegenste Kenner und bewährteste Freund des alpinen, insbesondere des Tiroler Volkslebens: wir verdanken ihm eine ganze Reihe wertvoller Schriften, von denen wir vor etwa acht Jahren seine prächtigen Tiroler „Schnaderhüpfeln" im „Magazin" selbst eingehender besprachen. Mit dem hier neu vorliegenden Büchlein giebt er uns eine Abschlagszahlung auf ein großes Werk „Volksleben in den Alpen", welches aber (wie aus dem Vorworte hervorgeht) vorläufig leider noch nicht erscheinen dürfte. Aber es ist eine Abschlagszahlung, die jedermann mit herzlichem Danke annehmen wird. Der Verfasser ist eine Natur, die man nicht häufig findet: er ist ein berufener Gelehrter, ein tief fühlender Freund des alpinen, besonders des Tiroler Volkes, und dabei poetisch beanlagt, so daß die Schilderung des von ihm Betrachteten und Behandelten ein warmes Leben gewinnt, wie man es selbst in den besten Stellen aus Tschudi oder A. Stifter kaum wahrer und ansprechender findet. Sein Buch schildert das Leben des alpinen Volkes, dessen Arbeiten, Freuden, Leiden, Erholungen und Drangsale in der mächtigen Umgebung der Alpennatur, und zwar nach den vier Jahreszeiten geordnet. In unserer Zeit ist es, man möchte sagen, Mode geworden, alljährlich Sommers die Alpen zu besuchen (nebenbei eine der vernünftigsten Moden); aber die hunderttausende, welche jährlich die Schweiz oder die Steiermark, Salzburg, Kärnten oder das uns Deutschen doch am meisten sympathische Tirol besuchen, kehren meist nach Hause zurück, ohne dem Volke menschlich näher getreten zu sein; dazu kommt noch, daß die ganz überwiegende Mehrzahl der Besucher das alpine Gebiet nur in der Zeit des Sommers oder des beginnenden Herbstes zu betreten pflegt. Das Bild, welches der Verfasser uns bietet, ist aus einem Gusse und führt den Leser ins volle Verständnis der alpinen Natur und des alpinen Volkstums ein; es ist ganz dazu geschaffen, dies Verständnis bei denjenigen zu erwecken, die es noch nicht besitzen, und es bei denen zu vertiefen, die es bereits dauernd gewonnen haben. Wenn d. V. auf S. 7 ff. das „Kunterbunt von Wetterregeln", widerspruchsvoll findet, so ist das natürlich; wir glauben übrigens, diese oft lächerlichen Widersprüche erklären sich daraus, daß man Wetterregeln, die für ein bestimmtes Lokal auf bewährter Erfahrung beruhen, unzulässigerweise in Bezug auf ihre Bedeutung generalisiert hat. S. 160 verwirft d. V. mit Recht die Ableitung des Wortes Lawine von „lau werden" (tepescere) und leitet es von der Wurzel ab, die im Lateinischen labi (gleiten) steckt. Das ist möglich; wir unserseits möchten geneigt sein, die im Lateinischen „lavare" ruhende Wortwurzel heranzuziehen.

Berlin. L. Freytag.

## Bühnenschau.

Das Londoner Shaftesburytheater eröffnete kürzlich die Winterspielzeit mit dem neuen Stück von Henry Arthur Jones: „The Middleman", in welchem der wohl unter den Londonern bedeutendste englische Dramatiker wieder zu den Zielen zurückgekehrt ist, welche er in „Saints and Sinners" verfolgte; mit einschneidender Schärfe wird die soziale Heuchelei satirisiert. Es handelt sich um die Umtriebe eines reichen Industriellen, einer „Stütze der Gesellschaft", der für nahezu nichts die Erfindungen des Helden, einer strebsamen, genialen und enthusiastischen Natur, aufkauft, davon unermeßliche Reichtümer zieht und den Erfinder dabei verhungern läßt. Es geht dabei natürlich nicht ohne bedeutende Rührseligkeiten ab, die denn auch das Publikum dieser Première mit unglaublichen Beifallssalven begrüßte. Das Drama verrät allerdings eine ungewöhnliche dramatische Kraft, die sich auf anderem Boden, als dem der englischen Bühne, wahrscheinlich zu einem litterarischen Faktor herausheben würde.

Am Pariser Théâtre de la Renaissance geht gegenwärtig ein neues Vaudeville von Horner und Médina in Szene, das den ansprechenden Titel führt: „Pépère" (Zusammenziehung aus Petit Père). Horner ist Engländer.

Die Berliner „Freie Bühne" wird ihr erstes Spieljahr am 29. September mit einer Mittagsaufführung von Ibsens „Gespenstern" im Lessingtheater eröffnen. Die Frau Alving wird Frau v. Büllow, ehemals bei den Meiningern, spielen; Theodor Lobe hat den Tischler Engstrand übernommen.

Ibsens „Frau vom Meere" wird nächstens in englischer Übersetzung erscheinen, und soll bald darauf zur Darstellung auf einer Londoner Bühne kommen.

Das Berliner Theater hat eine Neubearbeitung von „König Ödipus" des Sophokles von Eugen Zabel zur Aufführung angenommen.

„Die berühmte Frau" von Schönthan und Kadelburg wurde in italienischer Übersetzung unter dem Titel: „La donna celebre" am Teatro Nazionale zu Rom gegeben.

Die L'Arronsesche Bearbeitung ausgewählter Szenen aus dem zweiten Teile von Goethes Faust zu einem Bühnenganzen gelangte am „Deutschen Theater" zu Berlin unter dem Titel: „Faustens Tod" zur Darstellung und fand den vollen Beifall der Zuschauer.

Digitized by Google

## Personenschau.

Am 28. August starb zu Freiburg i. B. der bekannte Übersetzer der lieblichen arabischen Erzählungen „Tausend und eine Nacht", Dr. Gustav Weil, im Alter von 81 Jahren. Er war bis zuletzt als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Heidelberg thätig.

Der amerikanische Dramatiker George Fawcett ist am 29. August in New-York gestorben. Sein erfolgreichstes Schauspiel „The Geneva Cross" wurde auf den meisten europäischen Bühnen gegeben.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 35. 29. August 1889.

Frankreich nach Boulangers Verurteilung. — Ronald Keßler. Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 5. Die Einrichtungen und Behörden der Arbeitsgemeinschaften. — Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. 14. Aus der Geschichte unserer Sitte, zugleich zur Fortschrittsfrage. — Aus Altägypten. — Nochmals die Pariser Ausstellung. Von einem unorthodoxen Berichterstatter. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Anthropologie. — Litteratur.

**Deutsche Rundschau.** Heft 12. September 1889.

Karl Frenzel. Wahrheit. Novelle. — Carl Frey. Das neueste Berliner Galeriewerk. — Alfred Stern. Mirabeau in Berlin. — Bernhard Suphan. Shakespeare im Anbruch der klassischen Zeit unserer Litteratur. — Quer durch Grönland. — O. Hartwig. Michele Amari. — G. Rohlfs. Abessinien und die letzten Tage des Negus Negest Johannes. — W. A. Berger. Die Ruderkommandos an Bord der deutschen Schiffe. — Die Hundertjahrfeier des „Journal des Débats". — Fanny Lewald. — Poitische Rundschau. — Kunst und Litteratur. 1. Bettinas Goethe-Statue in Weimar. 2. Goethes Stellung zur Religion. 3. Geselschap. — F. Groß. Ein Buch über Wien. — Litterarische Notizen. — Litterarische Neuigkeiten. — Inserate.

**Deutsche Revue.** September 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. — A. von Freydorf, Rundreise. Erzählung. — Eduard Plegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885. — Richard Leander, Verse. — Heinrich Bulthaupt: Einige Betrachtungen über die poetische Sprache im Drama. — Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair. — Luise von Kobell, Regierung, Sitten und Gebräuche unter der Königin Elisabeth von England. — Berichte aus allen Wissenschaften: 1. Völkerkunde: Thomas Achelis, Zur Physiologie der Volkskrankheiten. 2. Staats- und Rechtswissenschaft: Karl Friedrichs, Die Aufgaben der vergleichenden Rechtswissenschaft. — Litterarische Revue. — Litterarische Berichte.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 904. 31. August 1889.

W. P. Courtney. Remarks and Collections of Thomas Hearne. — M. G. Watkins. Stoddarts Angling Songs. — H. S. Fagan. Mrs. Bryants Critic Ireland. — Oswald Crawfurd. Clark Russells Life of Dampier. — J. Owen. The Italian Works of Giordano Bruno. — W. Canton. McCormicks Lectures on English Litterature. — J. A. Noble. New Novels. — Some Verse Translations. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — A. L. Salmon. Original Verse. „The Ebb of the Tide". — G. A. Aitken. Some Theatrical Lawsuits: a Supplement to Cibbers „Apology". II. — Selected Foreign Books. — Farnivall: Shaksperes „Make Rope's in such a Scarre"; A. L. Mayhew: The Etymology of „Clough". — A. A. Macdonell. Wilsons Translation of the Rigveda. J. S. C. Obituary: Prof. S. Heal. — Science Notes. Philology Notes. — Some Archaeological Books. The National Portrait Gallery. — Notes on Art and Archaeology. — F. Hawkins. Bakers The London Stage.

**The Athenaeum.** No. 3227. 31. August 1889.

French Traits. — O'Rorke's History of Sligo. — German Theology in the Nineteenth Century. — Four Famous Soldiers. — A Nurse's Recollections. — Capt. Trotter's Life of Lord Dalhousie. — Novels of the Week. — Historical Books. Philological Books. — Library Table. List of New Books. — The History of Alphabets: Columbus's Letter to Luis de Sant Angel; The Geneva Bible; St. Mary Woolnoth; The Coming Publishing Season; „Untrodden Peaks"; Isaac Barrow and Charing Cross; Letters of the Living; Public Instruction at the Paris Exhibition. — Prof. Andrews's Scientific Papers; Library Table; Astronomical Notes; Chemical Notes; Meetings; Gossip. — Stranahan on French Painting; New Prints; Recent Coin Sales; Gossip. — Drama. Week; „All's well that ends Well"; Gossip.

**Macmillan's Magazine.** September 1889.

Clark Russell, Marooned. — E. A. Freeman, Cefalù. — A Real Working Man. — S. J. Weyman, On an Old Book. — Ofellus, Rhymes after Horace. — Mdme. Darmesteter, Captain Antonio Rincon. — The Ethics of Pessimism. — Mrs. Oliphant, Kirsteen.

**The Contemporary Review.** September 1889.

England and Africa: 1. Can we desert Egypt? 2. F. D. Lugard, The Fight with Slave Traders on Nyasaa. 3. H. R. Fox Bourne, South Africa and the Aborigines Protection Society. — T. P. O'Connor, The Candour of Mr. Gladstone. — Farrar, „The Nether World". — Edward A. Freeman, Sicilian Travel, 1878—1889. — Lennox Browne, Science in Song. — George Howell, Trades' Union Congresses and Social Legislation. — Aubrey de Vere, The Death of Copernicus. — Michael Field, Mid-Age. — Principal Donaldson, The Position of Women among the Early Christians. — Athelstan Riley, Christians and Kurds in Eastern Turkey.

**The Nineteenth Century.** September 1889.

Marchese Alfieri di Sostegno, Italy Drifting. — Behrend, Diseases Caught from Butcher's Meat. — Knight, Criticism as a Trade. — Lonsdale Hale, Das i, Garde-Dragoner-Regiment. — Minto, Wordsworth's Great Failure. — Octavia Hill, A Few Words to Fresh Workers. — Edward Dicey, What Next in Egypt? — W. S. Lilly, In Search of a Religion. — George W. E. Russel, The New Liberalism. A Response. — Canon Perry, The Grievances of High Churchmen. — H. H. Champion, An Eight-Hour Law. — H. O. Forster, Parliamentary Misrule of Our War Services.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Septembre 1889.

Fausse route. — Henri Delaborde, L'Académie des beaux-arts depuis la fondation de l'Institut. La classe des beaux-arts au temps de la première restauration et pendant les cent jours. — C. de Varigny, Le mariage et le divorce aux États-Unis. — Robert-Louis Stevenson, Les gais compagnons. Traduit par Th. Bentzon. — Emile Gebhart, Sainte Catherine de Sienne. — Auguste Laugel, Un témoin américain de la révolution française. Souvenueur Morris. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. De quelques industries. — F. Brunetière, Revue litteraire. Question de morale. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire. — Le mouvement financier de la quinzaine. — Bulletin bibliographique.

**Revue de Famille.** 1 Septembre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: L'Épouse. — Lucien Percy, Comment on crée un Salon: Étude sur Madame Geoffrin. — Jacques Normand, Un Rêve. — Henry Gréville, L'Avenir d'Aline. — Guillaume Depping, Une Nuit de l'année 1789. — Gabriel Monvalot, La Chanson d'Alvea. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Ulbach, Roman de la Famille.

**L'Indépendant Litteraire.** 1 Septembre 1889.

Adrien Wagnon, Un Romantique allemand contemporain: M. le comte de Schack. — Tardiveau, Poésie: Recette. — B***, Billet de quinzaine. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs: Au quartier Latin. — Comte Emmanuel, Varietés: Des États-Unis et de leur développement intellectuel. — A. G., Chroniques: Congrès des Volapükistes. Villiers de l'Isle Adam. Théâtres. — G. de Willot, Les Livres. Dom Pedro, empereur du Brésil, par B. Mossé. Divers. — Amédée Renault, Fût Mi par René Maizeroy. — Bibliographie.

**Journal des Savants.** August.

Gaston Boissier, Le christianisme de Boëce. — H. Wallon, Histoire des Grecs. — Alfred Maury, Les langues de la Chine avant les Chinois. — A. de Quatrefages, Théories transformistes. — Camille Jullian, Inscriptions Galliae Narbonensis latinae. — B. Hauréau, Un concile et un hérétique inconnus. — M. Berthelot, Lettre à M. Hivet.

**Revue Critique.** No. 35-36. 2-9 Septembre. 1889.

O. Hoffmann, Le présent dans les langues indo-européennes. — Lunak, Sappho. — Monceaux, Apulée. — Perret, Malet de Graville. — Bernus, Chandieu. — Crane, La société française au XVIIe siècle. — Canet, Histoire de France. — Collection Kürschner, vol. 100-124. — Monin, Journal d'un bourgeois de Paris pendant la Révolution. — Babeau, Paris en 1780. — Hovelacque, Les nègres de l'Afrique Sus-Equatoriale — Chronique. — Académie des Inscriptions.

### ITALIEN.

**Revue Internationale.** 25 Août 1889.

Louis Stefanoni, De Massaouah à l'Asmara. — A. Lo

Digitized by Google

Forte-Randi, François de la Rochefoucauld. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Comte di Monale, Benedetto Cairoli. — Jacinto-Octavio Picon, L'Ennemi. Traduit par Julien Lugol. — ***, La quinzaine en Italie. — Nouvelles archéologiques. — Un ancien Diplomate, Chronique politique. — Chronique financière. — Bulletin des livres.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1260. 22 August 1889.

The Week. — Available Supplies of Money. — The Killing of Terry. — Appeals in Criminal Cases. — The Summer Boarder's Future. — Boulanger's Indictment. — Sir Charles Russell's Opening Speech for the Defence. — Italy's Allies and War Scares. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Irrigation and Silver. — Self-Preservation. — Kentucky Politics and Illiteracy. — Foreign Notions of Americans. — Madame de Staël. — Recent Musical Literature. — Elementary Physiography. — Literary Workers. — The Florida of To-day. — Home Life in Florida.

SKANDINAVIEN.

**Ur Dagens Krönika.** Juni-Juli 1889.

Inledning till Karl XV:s politiska roman. — Emil von Qvanten, Konung Karl XV:s unionsföralag. En episod ur Nordens historia. Belyst ur minne och korrespondens. — Georg Brandes, Heinrich Heine som politiker. — Erik Thyselius, Den 14 juli 1779. — Volontaire, Musikalisk revy. — Från svenska pressens riksdagar. En blick tillbaka. — Gunnar Hoegerstolpe, Rosor och törnen från arets publicistmöte i Göteborg. — Gustaf Esmanu, Köpenhamnska kapplöpningar. — F. H—n, Johan Nybom och skaldeckongen. Ett minne från skoltiden i Wexiö. — Literaturanmälan: Karl Wetterhoff, Dikter och bilder.

BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Août 1889.

Frères-Orban, Nos affaires moucataires. — J. Küntziger, Les sources du Pentateuque. — Aug. Gittée, Le coq et la poule dans l'imagination populaire. — Ch. Dickens, L'Eden. — Mme. Clémence Royer, Les arts libéraux à l'Exposition universelle. — Essays et notices: G. B., L'histoire générale de la littérature française de M. Pergameni. E. M., Shakespeare de James Darmesteter. Ch. Potvin, L'École Gatti. — Necrologie: Persl. Gravrand.

NIEDERLANDE.

**De Gids.** September 1889.

W. van der Vlugt, In den strijd om het recht. — Geertruida Carelsen, Richard Jefferies. Field and Hedgerow; being the last essays of Richard Jefferies. — Mr. J. N. van Hall, Twee drama's van Ibsen. Henrik Ibsen, Gespenster, Die Frau vom Meere. — H. U. Meyboom, Een berijmde Jesaja. G. Jonckbloet, Isaias. — J. A. Tours, De doofstommen te Amsterdam. — Gerard Slothouwer, Uit het leven van een gymnasiast. — Aug. Blondel, l'Ame des choses. — Onze nationale letterkunde. — Nic. Beets, gedichten. — De Hollandsche Lelie. — Woordenboek der Ned. Taal. — Marie Boddaert, Sturmfels.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Bormann,** Edwin. Das Büchlein Komm mit mir! 7. Aufl. Miniatur-Ausg. Leipzig, Edw. Bormann's Selbstverlag. 0,5.

**Willatzen,** P. J. Nordlandsharfe. Ein Überblick über die neuere Lyrik des Nordens. Übersetzungen. Bremen, M. Heinsius. 6.4. 7,5.

**Erzählende Dichtungen.**

**Amicis,** E. de. Unsere Freunde. Übers. von Dr. R. Teuscher. Jena, Hermann Costenoble. 9.0. 11.0.

**Becker,** August. Der Küster von Horst. Roman a. d. Heideland. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 12.0.

**Daudet,** Alphonse. Numa Roumestan. V. 25 26. Stuttgart, J. Engelhorn. pro Band 0,5. 0,75.

**Degen,** Alexander von. Offiziers-Damen. Ecksteins Humor. Bibliothek. Nr. 34. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (Hammer & Runge). 1.0.

**Heims,** P. G. In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder. Kiel, Hæselersche Buchhandlung. 2,5. 3,5.

**Hellmund,** G. Anthari-Sage. Leipzig, Verlag des Litterar. Jahresberichts. 5,0.

**Krüger,** August. Landadel. Ecksteins Reisebibliothek. Nr. 49. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Mantegazza,** Paul. Die drei Uraelen. Übers. v. Dr. R. Teuscher. Jena, Hermann Costenoble. 3,0.

**Saltarino,** Signor. Auf geharktem Sande. Aus dem Artistenleben. Ecksteins Reisebibliothek. Nr. 48. Berlin, R. Eckstein Nachf. 1,0.

**Spielberg,** Hanna von. Militaria! Humoresken. Ecksteins Humor. Bibliothek. Nr. 31. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Spyri,** Johanna. Was aus ihr geworden ist. Eine Erzählung für junge Mädchen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. —. 3,0.

**Wald-Zedtwitz,** E. von. Ins Gewehr! Ecksteins Humor. Bibliothek. Nr. 30. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Wild-Queisner,** Robert. Der unvermeidliche Referendar. Ecksteins Humor. Bibliothek. Nr. 35. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Wild-Queisner,** Robert. Modern. Aus der Reichshauptstadt. Ecksteins Reisebibl. Nr. 44. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Wild-Queisner,** Robert. Sport-Humoresken. Ecksteins Humor. Bibliothek. Nr. 32. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Gietmann,** G. Beatrice. Geist u. Kern der Danteschen Dichtungen. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandl. 1.8. 3.3.

**Kilian,** Dr. Eugen. Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz v. Berlichingen vom Jahre 1786. Mannheim, J. Bensheimer. 1,5.

**Kohler,** Josef. Ästhetische Streiferein. Neun Aphorismen. Mannheim, J. Bensheimer. 1,2.

**Kritik der Kritik.** Neue litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier i. Ostafrika. 4. Heft. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 0,5.

**Schultz,** Dr. Ferdinand. Geschichte der deutschen Litteratur. Dessau, Paul Baumann, Hofbuchhandlung.

**Geschichte, Biographie.**

**Mejer,** Dr. Otto. Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Linden-Hannover, Karl Manz. 3,6. 4,6.

**Stahn,** Dr. Konrad. Die Ursachen der Räumung Belgiens im Jahre 1794. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutionskriege. Bunzlau, G. Kreuschmer.

**Weber,** Georg. Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 111. Lfg. Leipzig, Wilhelm Engelmann. pro Heft 1,0.

**Philosophie.**

**Elsässer,** Bernhard. Unsere Zukunft. Freiburg i. Br., Adolf Kiepert.

**Höffding,** Dr. Harald. Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Übers. von Dr. H. Kurella. Leipzig, Theodor Thomas. 4.0.

**Lieferungs-Werke.**

**Bilderhefte** aus dem griechischen und römischen Altertum. Für Schüler. Zusammengestellt von A. Baumeister. Heft 1 u. 2. München, R. Oldenbourg. je 1,25.

**Deutsche National-Litteratur.** Historisch kritische Ausgabe. Herausg. Jos. Kürschner. Lfg. 522—531. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. je 0,5.

**Kindergartenlaube.** Heft 6—12. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube. je 0,15.

**Nordisk Conversations-Lexikon.** 3. Udgave. Heft 75 u. 77. Forlagsbureauet i Kjobenhavn. je 50 Øre.

**Schweizerisches Idiotikon,** Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache. Bearb. v. Staub, Tobler, Schoch und Bruppacher. Frauenfeld, J. Huber. Heft XVI.

**Vermischtes.**

**Senn,** Wilhelm. Onkel Fritzens Testament. Ein Wink z. Erziehung unseres Geschlechts etc. etc. Leipzig, Roßbergsche Buchhandlung. 0,8.

**Volksbote.** Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1890. 53. Jahrg. Oldenburg u. Leipzig, Schulzesche Hofbuchh. 0,5.



Alle auf den Inhalt des „Magazins" bezüglichen Zusendungen sind ausschliesslich zu richten:

„An die Redaktion des „Magazin", Dresden, Schillerstrasse 56"

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

# Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von 3½–4½ Bogen Quart.

Abonnementspreis 4 **Mark** vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andrerseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

**Goedeke, Prof. Dr. K.**

# Deutsche Dichtung im Mittelalter.

**Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.**

**Zweite**, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

# Goethe und Schiller.

(Geibel und Heyse gewidmet.)

2. Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

# Die Kinder von Wohldorf.

**Von Ferdinand Avenarius.**

**In Renaissance-Ausstattung brosch. ℳ 4.—, elrg. geb. mit Goldschnitt ℳ 5.—.**

Eine reizende Idylle in Versen von großer Schönheit und Formvollendung der Sprache.

**Statt 48 für nur 15 Mark!**
liefere ich 1 neues Exemplar von

# Gutzkow's ges. Werken.

Eleg. geb. 12 Bände für 22 ℳ statt 60 ℳ.
**Nur einige Exemplare!**
**A. Helmich's Buchhandlung, Bielefeld.**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

# Alkibiades.

**Drama in fünf Akten**
von
**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

# Für Herz und Haus.

**Briefe für deutsche Frauen**
von
**Marie Schramm-Wardonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Elze**, Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)

**Wolfgang Kirchbach**

# Ausgewählte Gedichte.

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

# Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 21. September 1889. Nr. 39.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: François Coppée: „Der Leierkasten". — Graf Karl Snoilsky: „Die Fylgja". — Ernst Eckstein: „Dialektgedichte". — E. Brausewetter: „Der Spieler". — Paul Schönfeld: „Ein neues Werk über die italienische Renaissance-Litteratur". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Der Leierkasten.

Plauderei von François Coppée.*)

Berechtigte Übersetzung von Dr. Emil Burger.

Welch' heißes Sehnen ruft die Musik nicht wach in unserer Seele, welch' schmerzvolle Erinnerungen werden nicht bei ihren Klängen in uns lebendig! Und welch' wehmutsvolle Empfindung kommt nicht über uns bei den klagenden Tönen eines Leierkastens, wenn er beim Dämmerschein eines Novemberabends eine alte Polka spielt!

Eine alte Polka, nach welcher ganz Paris vor fünfzehn Jahren tanzte, als Sie, gnädige Frau, noch nicht ganz achtzehn Jahr alt waren. Ja, ja, Sie arme verblaßte Blondine mit dem blauen Sammethut, dessen Stoff neben den neuen Bindebändern schon sehr abgenützt aussieht. Damals waren noch andere Zeiten als heut, wo Sie unter den entlaubten Platanen der trostlosen vorstädtischen Boulevards das Wägelchen vor sich herstoßen, in welchem Ihr drittes Kindchen schläft.

Wie reizend sahen Sie aus zu jener Zeit, wo diese Polka noch im Schwange war! Sie bildete den Lieblingstanz auf allen den gemütlichen Familienkränzchen, bei denen feine Liqueure und Torte herumgereicht zu werden pflegen. Welch' ideal schönen Frühlingsmorgen verkörperten Sie damals nicht in Ihrer ganzen holden Erscheinung mit dem klassischen Oval Ihres jugendfrischen Antlitzes und dem prachtvollen, goldblonden, welligen Haar, das Sie leider bei Ihrer zweiten Entbindung zur Hälfte verloren haben!

Kein Vermögen! .... Ja leider, Sie hatten kein Vermögen! Wie konnte das auch anders sein bei der Tochter eines ehrsamen Kanzleidirektors, in dessen Personalakten seine Vorgesetzten regelmäßig die nichtssagende Notiz eintrugen: „Braver, bescheidener Beamter, äußerst tüchtig in seinem Fach." Auf den Bällen, wohin er Sie begleitete, wagte er es nie, sich an einen Whisttisch zu setzen, an denen das Point um lumpige zehn Sous gespielt wurde, und alle Augenblicke fühlte er an seine Westentasche, um sich zu vergewissern, ob sich noch die drei Francs für die Nachtdroschke darin befänden!

Kein Vermögen! Alle Spiegel riefen Ihnen zu, daß Sie keins brauchten, wenn Sie am Arm Ihres Vaters in den Tanzsaal traten und Ihr schönheitsstrahlendes Antlitz leuchtete wie die Sonne im rosigen Gewölk. Wer konnte ahnen, daß Ihre Mama zu Haus geblieben war, weil sie keine ballmäßige Toilette hatte, daß Sie Ihren Unterrock auf dem Tisch des Speisezimmers geplättet, und Ihre Ballrobe eigenhändig zugeschnitten und genäht hatten? Woher hätte man auch wissen sollen, daß Ihre Fingerspitzen mit Nadelstichen bedeckt waren, trugen Sie doch Handschuhe, die bis zu den Ellenbogen hinaufreichten?

. . . . . Hören Sie doch auf die alte Polka, welche der ächzende Leierkasten beim düsteren Schein der Novemberdämmerung spielt. Hört sie sich nicht an wie ein von Schmerzensseufzern unterbrochenes Lied einer Wahnsinnigen?

Gar oft engagierte Sie zu dieser Polka der bildhübsche, brünette junge Herr mit dem martialischen Schnurrbart, den sein modischer Frack so gut kleidete und der ein so elegantes Auftreten hatte. Im stillen nannten Sie ihn nur bei seinem Vornamen „Fritz", und nicht selten wurden Sie von ihm zu dieser Polka, wohl auch zu einer Mazurka oder einem Walzer engagiert. Wenn Sie ihm auf seine Bitte um einen Tanz „Sehr gern" antworteten, so

*) Als Probe aus der neuen Novellensammlung von François Coppée: „Contes rapides" (Paris, A. Lemerre), über welche das „Magazin" demnächst eine eingehende Würdigung veröffentlichen wird.

Digitized by Google

war in Ihrer Stimme ein leises Zittern bemerkbar, und auch Ihre Hand zitterte, wenn sie in der seinigen ruhte. Denn er war vornehmer Leute Kind, ein lebenslustiger, flotter Bursch, ja, sogar ein Duell hatte er schon gehabt, und zweimal hatte der Vater die Schulden für ihn bezahlt.

Wie schnell flogen Sie, von seiner festen Hand geführt, im Tanz dahin, und welch' leidenschaftliche Aufregung bemächtigte sich Ihrer, wenn Sie sich in den Ruhepausen atemlos, glückselig lächelnd auf seinen Arm stützten, und er Ihnen plötzlich voll ins Auge sah. Sagte er Ihnen dann mit leiser und doch zu Herzen dringender Stimme irgend eine Artigkeit, bewunderte er Ihre geschmackvolle Toilette oder die schöne Blume in Ihrem Haar, da erbebte Ihr Herz vor Wonne und Angst zugleich. Denn so achtungsvoll seine Komplimente auch klangen, es lag in ihnen ein geheimer Nebensinn, den Sie errötend ahnten.

Leider war die flotte, lebenslustige Natur des jungen Herrn Fritz nicht darnach angethan, besonderen Geschmack an Bällen zu finden, wo Mandelmilch und Limonade die Hauptmahlzeit bildeten. Er suchte andere Festlichkeiten auf, und Sie empfanden seine Abwesenheit tief schmerzlich, nicht wahr, Sie müssen es zugeben, wenn Sie sich das auch damals nicht so recht eingestehen wollten. Es vergingen zwei, drei, vier, fünf Jahre. Sie zogen Ihr rosa Kleid nicht mehr an, denn Sie waren blässer geworden, und auf den Familienkränzchen, wo neue Tänze nicht so schnell Eingang finden, spielte man immer noch die alte Polka, die Sie an Herrn Fritz erinnerte.

Schließlich mußten Sie die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, und sich zu einem Entschlusse bequemen. Sie heirateten also den schüchternen Jüngling, der immer so liebenswürdig war, mit den schon etwas ältlichen, nicht gerade durch Körperfülle ausgezeichneten Fräuleins zu tanzen. Mehr als einmal hatten Sie früher vergessen, daß er Sie zur Quadrille engagiert, obgleich er seinen Namen in Ihre elfenbeinerne Tanzkarte eingeschrieben. Dann that er Ihnen wohl manchmal leid, gestehen Sie's nur, der gute Herr Julius, mit seiner zu sehr gesteiften weißen Halsbinde und seinen mit Gummi abgeriebenen Handschuhen. Nun haben Sie ihn doch geheiratet und sind nicht schlecht dabei gefahren, denn er ist ein fleißiger Arbeiter und ein sehr guter Familienvater. Jetzt ist er Kanzleidirektor gerade wie Ihr seliger Herr Papa, und auch er erhält zu seinen Personalakten die wenig empfehlende Notiz: „Bescheidener, tüchtiger Beamter, in seiner Stellung zu belassen." Als Sie ihm den zweiten Knaben geschenkt, wurde der arme Kerl ganz stolz und suchte sich hervorzuthun. Um in eine höhere Stelle befördert zu werden, ließ er zwei kleine Fachschriften drucken, aber die vorgesetzte Behörde fand sich billig mit ihm ab, sie verlieh ihm die akademischen Palmen.

Drei Kinder großzuziehen — es kamen zuerst zwei Knaben, und ganz zuletzt noch ein Mädchen — ist eine schwere Aufgabe. Glücklicherweise wohnt der älteste im Gymnasium, wo er eine halbe Freistelle hat. Es läßt sich schon zur Not auskommen, wenn an allen Ecken und Enden gespart wird. Aber ist das ein einförmiges, inhaltsloses Dasein! Der Vater geht schon früh ganz zeitig fort. Sein Frühstück, bestehend in einem belegten Butterbrot und einem Fläschchen rotgefärbten Wassers, trägt er bei sich in den Taschen seines Überziehers, denn er muß, bevor er auf seinem ledernen Sessel im Ministerium Platz nimmt, noch eine Geographiestunde in einem Mädchenpensionat erteilen. Sie, gnädige Frau, haben keine Zeit, sich zu langweilen. Wenn man so viel zu thun hat, wie Sie, wird einem der Tag eher zu kurz. Und dabei nie eine Abwechselung, nie ein Vergnügen! Im Laufe eines ganzen Jahres sind Sie nur ein einziges Mal ins Theater gekommen, vergangenen September, wo Sie Freibillets zum „Schwarzen Domino" geschenkt erhalten haben.

Heut haben Sie sich in ihr Schicksal ergeben, wie es scheint. Ihr Lebensmut ist gebrochen. Aber diese alte Polkamelodie, welche die Leier immer und immer wieder spielt, erinnert Sie an eine Begegnung von neulich Abend. Wie heut stießen Sie den kleinen Wagen, in welchem Ihr Kind schlief, vor sich her und gingen gerade an derselben Stelle über den Fahrdamm, als Sie beinahe von einem eleganten Einspänner überfahren wurden. Darin saß, behaglich in warme Decken eingehüllt, ein schöner junger Mann, in welchem Sie Herrn Fritz wiedererkannten. Er hatte sich fast gar nicht verändert und sah noch so frisch und jugendlich aus, wie früher, wie Einer, welcher nie Schmerz und Kummer gekannt. „Tölpel!" schrie er den Kutscher an und warf Ihnen dabei einen zornigen Seitenblick zu.

Ist diese Leier nicht wirklich unausstehlich? Es ist nur gut, daß sie jetzt endlich aufhört. Und siehe, schon bricht die Nacht herein. Dort unten, am äußersten Ende des unschönen, vorstädtischen Boulevards erglänzen blaße Sternlein auf dem rosigen Widerschein der untergegangenen Sonne. Die Gaslaternen werden angezündet, gnädige Frau, und es ist Zeit für Sie, nach Haus zu gehen. Ihr zweiter Sohn ist schon aus der Schule zurück, und wenn Sie nicht da sind, so macht er vor dem Essen keine Schularbeiten. Gehen Sie hübsch nach Hause, Frau Julius. Ihr Mann muß gleich aus dem Büreau kommen, halbtot vor Müdigkeit und Hunger, und Sie wissen ganz genau, daß das junge Dienstmädchen, dem Sie monatlich nur fünfundzwanzig Francs Lohn geben, nicht im stande ist, das gestern übrig gebliebene Rindfleisch so herzurichten, daß es mit gebratenen Zwiebeln und frischen Kartoffeln noch ein annehmbares Mittagbrot bildet.

## II.

Welch' heißes Sehnen ruft die Musik nicht wach in unserer Seele, welch' schmerzvolle Erinnerungen werden nicht bei ihren Klängen in uns lebendig! Und welch' wehmutsvolle Empfindung kommt nicht über uns bei den klagenden Tönen eines Leierkastens, wenn er beim Dämmerschein eines Novemberabends einen alten Galopp spielt!

Woran denken Sie wohl, stolze Gräfin, wenn Sie ihn hören, und warum bleiben Sie, in tiefes Trauern versunken, an dem hohen Fenster Ihres Boudoirs

Digitized by Google

stehen? Hinter den entblätterten Linden Ihres Parkes spielt auf den verödeten Boulevards ein Leierkasten, und seine ächzenden Laute zaubern gar Manchem Bilder einer schöneren Vergangenheit vor sein geistiges Auge, aber was kann Sie, die Sie zu den Glücklichen der Erde zählen, eine vornehme, im Glanz der Schönheit strahlende, junge Frau, der alte Galopp da drüben angehen?

Er erinnert Sie an die ungeheuren, mit aufgeregten Menschengesichtern vollgepfropften Räume des Johnson'schen „American Circus", zu jener Zeit, wo Sie noch Ihre Triumphe als Kunstreiterin feierten. Die beiden schwarzen Violinvirtuosen sind mit ihrem komischen Konzert zu Ende und haben sich gegenseitig die Instrumente über den Kopf gehauen. Ein Stallknecht hat gerade Ihr Lieblingspferd in die Bahn geführt. Sie wissen schon, den schwarzgefleckten, lammfrommen Schimmel, dessen riesenhafter Umfang einem unwillkürlich den Gedanken an eine gerupfte, bis oben mit Trüffeln gefüllte Truthenne nahe legt, als Sie an der Hand des Stallmeisters in den Zirkus treten. In seinem scharlachroten Frack und mit dieser keck auf der Seite sitzenden Mütze macht er eine prachtvolle Figur, und, gestehen Sie es nur, einstens sind Sie in ihn ebenso verliebt gewesen, wie die meisten anderen weiblichen Mitglieder der Gesellschaft.

Sie begrüßen das Publikum mit einem graziösen Luftsprunge, schwingen sich mit einem einzigen Satze „holla, hopp!" in die Höh' und stehen auch sofort oben auf dem breiten, plattformartigen Sattel. Die Peitsche knallt, die betäubende Blechmusik des Orchesters ertönt, das Trüffelpferd setzt sich in seinen gewöhnlichen, maschinenmäßigen Trab, und hopp, hopp! geht's im Fluge dahin!

Welch göttlich schönes Geschöpf waren Sie doch damals, Gräfin! Siebzehn Jahr, mit jugendlichen Formen, deren edle Bildung an die der Kapitolinischen Venus erinnerte. Kraft und Anmut vereint in einer Person; eine jener vollendeten Schönheiten, wie man sie nur noch in der Neuen Welt infolge der Blutvermischung und Kreuzung verschiedener Rassen vorfindet. Ein Murmeln der Bewunderung ging durch die Reihen. „Das ist die schöne Adah! die Amerikanerin!" Und hingerissen vom Sturm der Begeisterung wurden Sie nur um so kühner und wilder in Ihren Sprüngen.

Ein langandauernder, donnernder Beifall begleitete jedesmal den Schluß Ihrer ersten Nummer. Während die Kunstreiter mit Sprungtüchern und Reifen auf die im Kreise aufgestellten niedrigen Sessel stiegen, und der Clown seinem Spielgenossen zur Belustigung der Galerie eine so gewaltige Ohrfeige versetzte, daß er ihn lang in den Sand hinstreckte, um ihn dann vorsichtig am Hinterteil der Pluderhosen in die Höhe zu heben, ritten Sie im Schritt um die Reitbahn, leicht wie ein Schmetterling auf dem äußersten Rande des Sattels sitzend. In diesem kurzen Augenblick konnten sich Ihre Bewunderer so recht nach Herzenslust an Ihnen satt sehen. Die schwere Masse Ihres blumendurchflochtenen Haares ruhte wie ein Helm auf Ihrem stolz emporgerichteten, götterglei-

chen Haupte, und wie aus einer hellen Lichtwolke ragten Ihre klassisch schönen, rosafarbenen Beine aus der bauschigen Umhüllung des Gazekleidchens hervor.

In einem solchen Augenblicke der Ruhe war es, wo Sie Ihren Mann, der damals zu den flottesten Lebemännern von Paris gehörte, kennen lernten. Sein Wuchs war hoch und schlank, seine Haltung im zugeknöpften schwarzen Gesellschaftsrock echt weltmännisch. Ein Fliedersträußchen im Knopfloch, einen grauen Cylinder auf dem Kopfe — so stand er in dem breiten, zu den Ställen führenden Gange und klopfte sich mit dem goldenen Knopfe seines modischen Spazierstöckchens beständig auf die Lippen. Am nächsten und den folgenden Tagen kam er wieder, er wurde ein ständiger Besucher des Zirkus, und Sie senkten jedesmal verwirrt den Blick, wenn sein Auge dem Ihrigen begegnete. Denn er war starr und selbstverloren, wie der eines Mannes, der nicht recht bei Sinnen ist.

Er war wahrhaftig nicht mehr so recht bei Sinnen. Sie aber waren, um es kurz heraus zu sagen, ganz einfach ein anständiges Mädchen. Im Alter von fünf Jahren schon waren Sie eine Waise. Ihr Vater „der Mann auf der hohen Stange", war eines Tages heruntergefallen und hatte das Genick gebrochen. Seine Kameraden adoptierten das Zirkuskind. Der alte Clown Mistigis unterrichtete Sie im Französischen, später im Lesen und Schreiben. Nachdem Sie das verhätschelte und trotz des intimen Zusammenlebens heilig gehaltene Kind dieser braven Seiltänzer gewesen, wurden Sie einer der glänzendsten Sterne der Gesellschaft. Sie zeigten Ihre Beine und verdienten so ehrlich Ihr Brot, aber Sie blieben bei alledem sittsam und keusch, und als Ihnen, Sie wissen schon, der Graf eines Abends den kostbaren Diamantenschmuck anbot — in einer, man muß es allerdings zugeben, nicht gerade sehr zarten, rücksichtsvollen Weise — da fehlte nicht viel, daß Sie ihn vor allen Leuten, am Elefantenstande, mit der Reitpeitsche traktiert hätten.

Ihre stolze Zurückhaltung war ganz darnach angethan, eine leidenschaftlich angelegte Natur, wie die seinige aufs Höchste zu entflammen. Johnson's „American Circus" machte seine Rundreise durch Frankreich. Der Graf folgte Ihnen nach Orléans, Tours, Saumur, Angers und endlich bis nach Nantes. Sein Temperament, feurig und ungezügelt wie das eines Russen, ließ ihn nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und da er durch keine andere Rücksicht gebunden war, denn seine Eltern waren längst tot, so entführte er Sie, um Sie zu heiraten.

Ach, wie schmerzlich klagt die Drehorgel und wie traurig hört sich in düsterer Dämmerstunde der alte Zirkusgalopp an!

Was sollte geschehen, nachdem die ersten Honigmonde vorüber waren und beide den heißen Trank der Liebe gekostet in einem versteckten Dörfchen am Ufer des Meeres? Die Herren vom Jockey-Klub wollten platzen vor Lachen, und die vornehmen Pariser Damen erstickten vor Zorn hinter ihren Fächern. Der Graf that das, was unter den gegebenen Verhältnissen das einzig Richtige war: er verließ Frank-

Digitized by Google

reich auf einige Jahre. Ach, arme Gräfin, wie entsetzlich haben Sie sich in Florenz gelangweilt, wo Ihr Gatte Sie wie ein kleines Kind erziehen und unterrichten ließ, und wo so viele Professoren Sie mit ihren Stunden quälten! Aus reiner Dankbarkeit — denn unglückseligerweise konnte man dieses Gefühl nicht Liebe nennen — wollten Sie dem Grafen gefallen, seiner würdig werden. Aber das dauert doch immerhin eine gewisse Zeit, und so geduldig Ihr Gatte auch war, so hatten Sie doch unendlich zu leiden. Immer und ewig mußten Sie sich die Bemerkung anhören: „So etwas sagt man nicht, so etwas thut man nicht", und wenn er dann in trockenem Tone hinzufügte: „Teure Gattin", so gab es Ihnen jedesmal einen Stich ins Herz.

Alle Frauen sind bildungsfähig. „Emporkömmling" ist ein Wort, von dem es keine Form fürs Femininum giebt. Nach drei Jahren wußte Sie alles, was eine richtige Gräfin wissen muß. Der Graf, der sich in den Museen langweilte und dem die Rolle des verliebten Schäfers eigentlich nie so recht behagt hatte, konnte es nicht über sich gewinnen, seinen gewohnten Vergnügungen fern zu bleiben und führte Sie nach Paris zurück. Die so lange geschlossenen Fensterläden des alten Palastes wurden aufgerissen, und Sie nahmen Ihre erste Mittagmahlzeit nach Ihrer Rückkehr in dem großen Speisesaale ein, gegenüber dem lebensgroßen Porträt des Urgroßvaters des Grafen, der seinerzeit der höchste militärische Befehlshaber Frankreichs gewesen. Er hatte gepudertes Haar, über der roten Uniform trug er ein blaues Band und fiel besonders durch eine ungeheuer große, allen Mitgliedern der Familie eigentümliche Nase auf. Sein strenger Blick traf Sie von der Höhe der Wand herab wie ein Vorwurf.

Auch hier gab es keine heiteren Tage für Sie, Gräfin, auch hier blieben Sie zur Einsamkeit verurteilt. Dem Grafen ist es nach unendlichen Bemühungen, und nachdem er Unsummen auf alle möglichen frommen Stiftungen ausgegeben, gelungen, Ihnen einen kleinen Kreis zu schaffen, in dem Sie gesellschaftlich verkehren können, aber er besteht nur aus Pfaffen und Betschwestern, und wie grauenhaft langweilig sind diese Schwarzröcke beider Geschlechter! Seit sechs Jahren besuchen Sie alle Morgen Kinderheime und Schulen und des Abends möchten Sie in Ihrer einsamen Loge im Theater Français oder der großen Oper vor Langeweile sterben. Sie haben keine Kinder und auch keine Aussicht, je Kinder zu bekommen. Und das Schlimmste von Allem ist, daß für den Grafen kein anderes Gefühl in Ihrem Herzen lebt, als das tiefer Dankbarkeit und aufrichtiger Freundschaft. Ihr Urteil über ihn steht längst fest. Ein Gentleman von Kopf bis Fuß, dagegen läßt sich gar nichts sagen, im übrigen aber ohne jedes Verständnis für etwas Höheres und langweilig wie das Grab. Er ist jetzt gerade achtundvierzig Jahr alt und der Urtypus des gealterten, solid gewordenen Don Juans, Sie geben das doch zu, nicht wahr, ein ziemlich fades Gemisch von vornehmem Auftreten, gefärbtem Backenbart, aristokratischen Vorurteilen, grauem Cylinder und schlechtem Magen.

Warum spielt die grausame Leier immer noch den alten Galopp, nach dessen Takten Sie einst Ihre Sprünge auf dem Rücken des Trüffelpferdes machten? Denn mit einemmal befinden Sie sich wieder inmitten der Rennbahn. Ihre Kunstleistung ist eben beendet, Sie werfen dem Publikum zum Abschiede Kußhändchen zu, und entzückt lauscht Ihr Ohr dem entfesselten Sturme des Beifalls. Sind Sie toll, Gräfin? Ist es denn möglich, Ihr Herz zuckt empor, ergriffen von dem köstlichen Liebessehnen junger Jahre, derselben Empfindung, die einst es durchdrang, als Sie der schöne Stallmeister im scharlachroten Frack zurückgeleitete, und es ihnen schien, als drücke er sanft Ihre Fingerspitzen?

Endlich ist der Ton des Leierkastens verklungen; an dem immer düsterer werdenden Himmel unterscheidet man kaum noch die hohen Skelette der entblätterten Bäume. Leise tritt der Diener ins Zimmer und bringt die Lampe. Er stellt sie auf den Tisch und meldet in feierlichem Tone:

„Der Herr Pfarrer von Sankt Thomas de Aquino lassen die Frau Gräfin um die Ehre bitten."

## Die Fylgja.*)

Von Graf Karl Snoilsky.

Aus dem Schwedischen übertragen von Ulrich Klein.

Grauen wieder wird ein Morgen, schmettern wird Drommetenschall,
Und das Frühlicht wird bescheinen Viking Thorolfs schnöden Fall.
Seinen Schiffen fern, umzingelt, wird er klanglos untergeh'n,
Wie ein blutig flackernd Irrlicht, das erlischt in fernen See'n.

Rings um ihn in tiefem Schlummer lagert seine kleine Schar.
Einsam nur in öder Hütte Thorolf wacht, des Meeres Aar.
Stunden schreiten durch das Dunkel. Von des Reisigfeuers Brand
Malt ein Fleck, ein dunkelroter, sich im Schilde an der Wand.

Ohne Furcht und ohne Hoffen denkt der Held mit düst'rem Mut,
An die Sonne froher Siege draußen auf der salz'gen Flut;
An die Winter üpp'ger Ruhe an so manch' besiegtem Strand
Von dem schnaumumspülten Norweg' bis zu Hellas Sonnenland.

Soll er Rettung sich erflehen? Odhin oder Thor vertrau'n?
Besser doch auf eigne Stärke, als auf Wallhall's Götter bau'n!
Thorolf sollt' in Demut betteln? War das Leben so viel wert?
Lieber ruft er seine Fylgja, wie der Zaubrer ihn gelehrt.

Seit dem letzten Griechenzuge alle Zuversicht ihm wich,
Seine Seele krankt am Zweifel, wie das Schiff am Wurmesstich.
Nun soll ihm die Norne künden seines Schicksals Vorbeschluß,
Ob von Sieg in Schlachtgewittern, oder Tod sie melden muß.

Wie doch wird sie ihm erscheinen? Ob ein Roß, wie Schnee so licht,
Mit der Mähne weithinflatternd: — Wahrbild, das ihm Sieg verspricht.
Ob als graue Wölfin, stierend aus den Augen düsterglüh:
Unheilkünderin vom Tode in der bleichen Morgenfrüh?

Aber aus der Erde Inn'rem, ihren Grund erschütternd kaum,
Stieg ein Seufzen: eine Jungfrau, leicht verschleiert, stand im Raum.
Schwankend leis' bei jedem Lufthauch, schauerte von Frost das Bild,
Ihre Brust schien blutdurchschimmert von dem Schein auf Thorolfs Schild.

*) Wesen der nordischen Mythologie, zu deutsch etwa: Folgegeist.

Digitized by Google

„Kennst du Tyche noch", erklang es, lind wie Äolsharfenton,
„Hellas' Tochter, die du führtest heim als schönen Beutelohn:
Der gestattet du, der Armen, die der Sklavin Los erlitt,
Daß sie scheu nur und im Dunkel zu der Statt des Siegers schritt?

Weißt du noch, wie einst das Klirren dich aus wildem Traume riß,
Als im dunkeln Zelt mein nackter Fuß an deinen Panzer stieß?
Auf fuhrst du, Verräter wähnend, deiner Sinne nicht bewußt,
Und der Stahl, den jäh du zucktest, grub sich kalt in meine Brust.

Seit der Stunde harrt' ich deiner in des Hades stillem Dom,
Zwischen Weiden, wo die dunkeln Wellen wirft der Lethe Strom,
Viele, viele sah ich trinken, gierig schöpfte ihre Hand,
Mich doch knüpfte an die Lichtwelt immer der Erinn'rung Band.

Wie dem Leib, den du zerstörtest, einst dein stummer Wink gebot,
So beherrscht' ich, dir verborgen, deine Seel' in Glück und Not.
Ob ich hasse, ob ich liebe, selbst im Tode weiß ich's kaum;
Doch ich weiß, ich bin dein Schicksal, jetzt, und über Zeit und Raum.

Saß am Bord beim Schein der Blitze, wenn im Sturm gebrüllt die See,
In den stillen Sternennächten lehnt' ich dort in deiner Nähʼ,
Ich nur war's, die dir das Mohnhorn in den Goldpokal entleert,
Die dich weckt', wenn dir's geschienen, daß von selbst geklirrt dein Schwert.

Wo du gingst, mein Schatten legte dunkel sich auf deine Bahn,
Wenn du wild die Klinge zogest, hing ich bleichwer mich daran.
Leuchtete des Sieges Antlitz dir am Tag des Kampfes nicht,
Scheue war es, zu erblicken neben dir mein bleich Gesicht.

Doch der Nebel, der uns trennte, reißt und schwindet mehr und mehr;
Meine Totenstimme zieht dich unwiderstehlich zu mir her.
Hörter, die du stolz verschmähtest, schlossen uns ihr golden Zelt;
Wohl, mit Thaten und Gedanken bau'n wir uns're eig'ne Welt!

Komm' mein Held, du so mein Schicksal, wie ich dein's, in Ewigkeit!
Eh' der nächste Abend dämmert, kämpftest du den letzten Streit.
Von dem Haupt dann will ich lösen den zerschlag'nen Eisenhut,
Und wir werden Ruhe trinken aus Vergessens stiller Flut!" —

Graukalt dämmert auf der Morgen, der den nächt'gen Spuk verscheucht.
Thorolf saß, die heiße Stirne auf des Schwertes Knauf gebeugt.
Als des Helmes Adlerschwingen er erhob, da war es Zeit:
Draußen schon zum zweiten Male rief das Horn zum letzten Streit.

## Dialektgedichte.*)

Professor Welcker in Halle, der auch in weiteren Kreisen bekannte Kraniologe — wir haben seine höchst interessante Schrift über den angeblichen Schädel Friedrich Schillers vor mehreren Jahren in diesen Blättern ausführlich besprochen — bietet unter dem Titel „Dialektgedichte" die zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage seiner wertvollen Sammlung „Die deutschen Mundarten im Liede". Beim Erscheinen der ersten Auflage wurde von uns anderwärts ausführlich erörtert, aus welchen Gesichtspunkten die Welckersche Arbeit als ein empfehlenswertes und verdienstvolles Werk zu betrachten ist; wir werden uns also naturgemäß bei der Anzeige dieser neuen, wenn schon wesentlich umgearbeiteten Ausgabe darauf zu beschränken haben, das dort Gesagte in thunlichster Knappheit zusammenzufassen und ein breiteres Licht auf die Verbesserungen zu werfen, die in der That unverkennbar zu Tage treten.

Über die sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Dialekte und über den Wert der Dialektpoesie habe ich damals schon Einiges zu Papier gebracht, was für den Leserkreis dieser Zeitschrift kaum etwas Neues enthalten wird. Nur der naivste Unverstand hält die Mundarten für ein verderbtes Schriftdeutsch. Wer einigermaßen historisch gebildet ist, der weiß, daß die verschiedenen Dialekte ursprünglich gleichberechtigte Schwestern der Schriftsprache sind, die nur durch äußere Zufälle, politischer oder litterarischer Natur, im Zustande ihrer örtlichen Beschränktheit verblieben, während die Schriftsprache ebenso zufällig auf den Thron der Allgemeingiltigkeit erhoben wurde. In dem Schicksal der Dialekte und ihrem Verhältnis zur Schriftsprache spiegelt sich auf sehr bezeichnende Weise die politische Eigenart der Nationen wieder. Bei zentralisierten Völkern übt die Schriftsprache eine monarchisch-absolutistische Herrschaft aus; bei dezentralisierten führt sie gleichsam nur die Hegemonie als *prima inter pares*. Die Hellenen dichteten attisch, dorisch, ionisch. Erst nach und nach bildete sich in Griechenland eine „Schriftsprache" aus, deren Normen jedoch fortwährend hin und her schwankten. Dem entsprechend gingen die einzelnen griechischen Staaten in Sitten, Gesetzgebung und Verfassung jeder seinen besonderen Weg. Der zentralisierte Römerstaat dagegen kannte nur eine Sprache: die des Forums; nur eine Schreibweise: die urbane, hauptstädtische. Den Livius, der hin und wieder um Einiges von dieser strenggezogenen Richtschnur abwich, warf man seine Patavinitas vor. Das moderne Italien, noch bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hinein politisch zerstückelt, besitzt gleichfalls keine Schriftsprache, die so bedingungslos vorherrschte, wie in dem zentralisierten Frankreich das Französisch der Akademie. Alle italienischen Autoren stehen mehr oder minder unter dem Einfluß des Provinzialismus. Eine reich entwickelte Dialektlitteratur hat den italienischen Mundarten eine wirkungsvolle Selbständigkeit aufgeprägt. Erwähnenswert in diesem Sinne scheint mir der Umstand, daß man den Dichtungen des modernsten italienischen Autors — Giuseppe Giusti — ein langes Glossar beigeben mußte, in welchem die nicht-schriftitalienischen Ausdrücke für die italienischen Leser erläutert wurden. Und Giusti ist keineswegs ein Dialektdichter!

Schleicher in seinem Werke „Die deutsche Sprache" geht noch weiter. Er bezeichnet nicht nur die Mundarten als die ursprünglich gleichberechtigten Schwestern der Schriftsprache, sondern er stellt sie, als Produkte des unbewußt schaffenden Menschengeistes, über dieselbe.

Er sagt: „Die Mundarten sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache, im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten

*) Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von Hermann Welcker, Professor an der Universität Halle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

Digitized by Google

und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift."

Wir halten diese Auffassung für stark übertrieben. So sehr sich die Schulmeisterei anstrengt, ihre von dem lebendigen Sprachorganismus erst abgeleiteten Regeln — die doch nur das Vorhandene konstatieren, aber keineswegs die Kraft und das Recht besitzen, dem Werdenden eine Vorschrift zu geben — als unwandelbare Gesetze zu lehren, so wenig kehrt sich der schaffende Dichter, der gestaltungsmächtige Autor an diese Dogmen, die lediglich für die Geistig-Armen belangreich sind. Das schöpferische Talent trägt den Maßstab dessen, was sprachlich echt, wahr und lebensfähig ist, in sich selbst, und just unter dieser Voraussetzung stellen die Mundarten eine wirkliche Fundgrube für die Schriftsprache dar; insofern es nämlich jedem wahrhaft produktiven Geiste durchaus naturgemäß ist, durch glückliche Eroberungen auf dem Gebiete der Dialekte neue, charakteristische und lebendige Ausdrücke und Wendungen in die Schriftsprache einzuführen. Goethe hat in dieser Beziehung weit mehr geleistet, als die meisten unserer Zeitgenossen sich träumen lassen: seine mundartlichen Eroberungen sind eben seit lange schon Allgemeingut geworden.

In diesem Sinne sagt Schmeller:

„Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrat schon gewonnenen und gereinigten Metalls, wie der noch ungelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist."

Welcker erörtert in seinem Vorwort, daß er zunächst durchaus nicht die mehr oder minder künstlerische Zusammenstellung „schöner Gedichte" als Hauptziel ins Auge gefaßt habe; vielmehr handelte es sich in erster Linie um die Zusammenstellung der Dialekte, für welche diese Gedichte nur die Träger sind. Es galt dem Verfasser „in dieser nivellierenden, die Stammescharaktere in Tracht, Sitte und so auch in der Sprache verwischenden Zeit ein Bild des deutschen Dialekt-Konzertes zusammenzufügen."

Dieser Umstand prägt dem Ganzen etwas Sprachgeschichtlich-Monumentales auf. Welcker liefert uns in der That ein Gesamtbild, das an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei ist der poetische Wert der einzelnen Proben natürlich mit in Betracht gezogen. Nur da, wo eine Mundart Gedichte von wirklich künstlerischer Bedeutung nicht aufwies, hat sich der Autor mit geringwertigeren Strophen begnügen müssen.

Die Neu-Auflage bekundet vor allem einen erheblichen Fortschritt im Punkte der Vollständigkeit.

Der früher gerügte Mangel an Gleichmäßigkeit in der Behandlung der einzelnen Dialekte ist ziemlich beseitigt, was namentlich bei den mitteldeutschen Mundarten nur durch ein sehr intensives Sammeln und ein strenges Scheiden des Brauchbaren von der Spreu möglich war.

Es ist freilich kein Kunststück, das Alemannische (Hebel), das Oberbayrische (Franz von Kobell und Karl Stieler), das Schlesische (Karl von Holtei), und das Pfälzische (Kobell und Karl Gottfried Nadler) durch vollgiltige Proben zu repräsentieren; weit zahlreicher jedoch sind die Mundarten, die nicht viel mehr darbieten, als schlecht gereimte Trivialitäten. Das gilt z. B. ganz besonders von dem hessischen Dialekte. Erst neuerdings hat P. Geibel aus Klein-Karben durch seine wenig gekannten Dichtungen im Dialekt der hessischen Wetterau Brauchbares und hin und wieder sogar echt Humoristisches zu stande gebracht. Wie groß aber für die übrigen Distrikte des Hessenlandes die litterarische Dürre ist, das erhellt aus dem Kunstgriff Welckers, der sich behufs Repräsentation mehrerer dieser Sprachdistrikte gewisse hochdeutsch gesungene Volkslieder mit erstaunlicher Kenntnis der Eigenart jener Dialekte ins Mundartliche überträgt, wobei allerdings aus rein technischen Gründen dialektwidrige Freiheiten mit unterlaufen.

Die Mundart von Darmstadt, die der Verfasser sehr richtig in die Hauptgruppe „Mitteldeutsch-Fränkisch" und speziell in die Untergruppe „Pfälzisch" verweist, ist repräsentiert durch ein paar Dutzend allerliebster Verse aus dem „amerikanischen Skizzebüchelche" von Gustav Asmus.

Hierzu sei doch bemerkt, daß der Verfasser des „Skizzebüchelche" nicht das Vollblut-Darmstädtisch, wie es in der unvergleichlichen Lokalposse „Der Datterich" figuriert, sondern ein idealisiertes „Schrift-Darmstädtisch" bietet. Man vergleiche z. B. die hier folgenden (Asmus'schen) Verse mit den gleich darnach beigebrachten Stellen aus jener Divina Commedia.

Der Dichter des Skizzebüchelche singt:

> Neujork müßt einer so beschreibe,
> Wie wann er Welle male will;
> Is das e Woge, Brause, Treibe —
> Die Straße selber stehn net still.
>
> Das Dränge, Gurgle, Kreise, Tose!
> Wie Wirbelström' in eme Fluß,
> Und doch e Gleite, doch kei Stoße,
> Jed Tröppche weiß, wohin es muß.
>
> Und immer Neues kommt geflosse,
> Von Tausend Schiffe ausgespuckt,
> Kann hat's auf's Ufer sich ergosse,
> Ist es auch gierig schon verschluckt.
>
> Kam's elend auch von fremde Strande,
> Was kummervoll die Küst' betritt,
> Bringt's doch de neue Hoffnungslande
> E reich Geschenk — zwei Arme mit.
>
> Was nur die Sonn in ihre Laune
> De Mensche als hat aufgebrennt,
> Das Gelbe, Schwarze, Grünlichbraune,
> Und was mer sonst for Farbe kennt —
>
> Läuft mit — hier Neger, da Mulatte,
> Chinese mit de lange Zöpp,
> Kurz, Zeug von jedem Schlag und Schatte,
> Wie neu und alte Meerschaumköpp.

Hiergegen halte man nun die Sprache der Darmstädter Volkskomödie „Datterich":

> Datterich: „Sie hawwe mer so e bekannt Physionomie, ich mahn (meine), ich misst Ihne kenne."
>
> Schmidt: „Sie vazeihe, ich haaß (heiße) Schmidt un bin meiner Profession e Dreher."
>
> Datterich: „Ach, alleweil kenn ich Ihne! Was haw ich erscht Ihne Ihrn Herr Vadder (Vater) so gut gekennt! Mer worn (waren) Dutzfreind. Er is doch recht gesund?"

Digitized by Google

Schmidt: „Vazeihe Se, de Michelsdaak worn's siwwe Johr, daß er doht is."

Datterich: „Mei schwernots korz Gedächtnis! Ich war ja mit bei der Leich. Ja, so lahd (leid) hot mer noch Kahner (Keiner) gedah. — Also Dreber sinn Se? Dozu braucht mer alleweil gescheite Leit. Sie scheine mer aach ganz das Schenie dazu zu hawwe."

Um wirklich Darmstädtisch zu sein, müßte z. B. der Schluß der vierten Strophe in den oben reproduzierten Versen nicht „zwei Arme mit" sondern „zwaa Aerm mit" heißen; der Darmstädter „läuft" nicht, wie es bei Asmus heißt, sondern er „laaft"; er „kommt" nicht, sondern er „kimmt"; er sagt nicht „auf", sondern „uff" etc.

Nicht gerade glänzend vertreten ist der sächsische Dialekt, d. h. die Mundart, die man neuerdings im engeren Sinn so bezeichnet, also das Leipzigerische und Dresdnerische etc. — Der erzgebirgische Dialekt und das Voigtländische sind von dieser, dem Schriftdeutschen weit näher liegenden Mundart durch eine große Laut-Kluft getrennt. Leipzig ist bei Welcker durch das (Bormannsche) Gedicht „De Krone der Schepfungk", Dresden gar nicht repräsentiert. Ein Neudruck des Werkes wird diese Lücke ausfüllen müssen. Dem Verfasser sind die drollig-parodistischen Leistungen unseres Mikado — „Des sächsischen Knaben Wunderhorn" u. s. w. u. s. w. — augenscheinlich entgangen. In diesen Ritterballaden, diesen wundersamen Romanzen von „hubbenden Hexen" und „kleenen beesen Landsknechten" spiegelt sich meines Erachtens der Geist der Mundart — nicht nur die grammatikalische Form — weit getreuer wieder, als in der akademisch gefärbten „Krone der Schepfungk" — ganz abgesehen davon, daß hier die Technik des altgermanischen Ritter- und Geistergesanges trotz der übermütig parodistischen Laune oft bis in die feinsten Züge getroffen ist.

In einzelnen Fällen geht der Verfasser dialektkundige Poeten um einen *ad hoc* zu liefernden Beitrag an.

So sendete ihm Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, behufs Repräsentation der Mundart von Neuwied, die litterarisch kaum noch bebaut ist, ein artiges Scherzpoem „Der Mann von Neuwied" mit dem ausdrücklichen Vermerk: „für die deutschen Mundarten".

Ein anderes, nach unserer Meinung gelungeneres derselben Verfasserin verdankt seine Entstehung wohl einer spontanen Laune, nicht einer liebenswürdig erfüllten Bitte des Sammlers.

Die ersten Strophen dieses Poems, das sich „Auswanderers Seufzer" betitelt, seien hier schon der Kuriosität halber mitgeteilt; denn es wirkt immerhin überraschend, eine Königin, eine Dichterin, die sich sonst in den weichsten lyrischen Tönen ergeht, einmal so vollkräftig drauf los schmettern zu hören, — in Worten und Wendungen, die den Sklaven der Etikette unzweifelhaft eine lang anhaltende Beklemmung verursachen würden, wenn derartige Leute sich überhaupt mit Dialektgedichten und ähnlichen plebejischen Kunstgenüssen befaßten.

Die Verse lauten:

### Auswanderers Seufzer.

Hie wär er wohl süffig
Un billig der Wei,
Doch is e zu hitzig!
Die Gläscher zu klei.

E ordliche Schoppe
Dat find mer hie nit,
Gleich is mer besoffe,
Noch eh mer's versieht.

Dat kimmt von de Sonn hie,
So heiß un so groß,
Mer taumelt von selwer
Un brennt wie ne Ros.

Mer will bald verderwe
Vor Hitz un vor Dorscht —
Dor gewwe's eim Wasser
Un Zucker statt Worscht.

Ersetzt nimmt mer e Löffel
Voll Sießem ins Maul,
Un trinkt druf dat Wasser,
Ganz trüb un ganz faul.

Ich hatt doch im Lewwe
Um Sieß's nit gebitt't,
Noch kei Troppe Wasser
In 'n Mage geschitt't.

Das „Sießе" bezieht sich auf die rumänische Dultschassa, den in Bukarest so beliebten Fruchtsaft, der mit Wasser getrunken wird.

Als Anhang bietet uns Welcker eine schätzbare Auslese alt- und mittelhochdeutscher Sprachproben, sowie neuhochdeutscher aus früheren Jahrhunderten (Opitz, Lauremberg, Flemming); ferner mit gegenüber gedruckter wörtlicher Übersetzung Proben aus den germanischen Schwestersprachen.

Er will durch diese Zusammenstellung den nicht sprachgelehrten Leser erkennen lassen, „wie etwa die nationalen Entwickelungsformen der germanischen Sprache neben einander sich ausnehmen."

Ein Rezensent der ersten Auflage hat es getadelt, „daß diese Proben ein der deutschen Dialekt-Sammlung fremdartiges Element bilden".

Wer mit dem überein stimmt, was wir oben über die Stellung der Dialekte zur Schriftsprache gesagt haben, wird diese Meinung nicht teilen. Was unser modernes Niederdeutsch von der Sprache Hollands getrennt hat, ist kein wesentlich andrer Prozeß, als der, welcher die Absonderung des Alemannischen von dem Schwäbischen oder dem Pfälzischen mit sich brachte; ja der Grad der Verwandtschaft zwischen dem Holländischen und Niederdeutschen ist größer, als der zwischen dem Dialekt Fritz Reuters und dem Dialekt Franz von Kobells. Für den gebildeten Laien, der nicht in der Lage ist, Gotisch, Altnordisch, Schwedisch, Dänisch, Angelsächsisch gründlich und nach allen Regeln der Grammatik zu erlernen, ist es doch immerhin von Interesse, den Charakter dieser Idiome wenigstens so kennen zu lernen, wie der Tourist bei seinen flüchtigen Streifereien die Eigenart eines fremden Landes kennen lernt. Im Vergleiche zu einem wirklichen Studium bleibt dies ja allerdings nur dürftiges Stückwerk, aber, wie Welcker sagt, „dennoch ein köstlicher Gewinn, den uns zu mißgönnen mit dem vielgerühmten *homo sum* in grellem Widerspruch stehen würde."

Digitized by Google

Es sei noch hervorgehoben, daß schon das Inhaltsverzeichnis, welches die Mundarten nach Gruppen und Untergruppen gliedert, eine vortreffliche Übersicht gewährt und die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Dialekte erkennen oder doch ahnen läßt.

Der Verfasser schließt mit den warm empfundenen Worten: „Möge dies Buch dazu beitragen, den Sinn für die deutschen Mundarten, die so wichtig für das Verständnis unserer Sprache sind, und die so viele Schönheiten enthalten, deren die hochdeutsche Schriftsprache sich entäußerte oder welche sie niemals besaß, zu beleben und zu steigern; möge dasselbe die Liebe für die mundartliche Dichtung, in welcher ein so reiches Stück Volksleben und Volkscharakter sich spiegelt, befestigen helfen!“

Wir sind überzeugt, daß die Welckersche Arbeit neben ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung auch in dieser Richtung das Ihrige leisten wird, denn sie trägt durchweg den Stempel eines echt deutschen, für die Sache des Vaterlands und der höchsten Güter des Volkes begeisterten Herzens.

Dresden. Ernst Eckstein.

## Der Spieler.

Von Fedor Dostojewski.

Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer.

Wie oft sind schon die entsetzlichen Wirkungen des Spieles dargestellt worden, wie oft bewiesen, daß, wer einmal von dieser Leidenschaft gepackt wird, ihr für immer preisgegeben und verloren ist. Ob all diese Werke, die ja eine stark moralische Tendenz haben, auch die beabsichtigte Wirkung ausüben und vom Spiele zurückschrecken? Wohl kaum, es sei denn, daß sie dazu beitragen, daß auch das letzte Roulette aus Europa verschwindet. Und ob dann dem Spiele weniger gefröhnt werden wird? Öffentlich allerdings, aber auch im Geheimen? Allein die Verführung zum Spiel wird mit dem Verschwinden einer jeden Spielbank geringer, und auch das ist ein Gewinn, denn wie zahlreich sind oder waren die Opfer, die der Zufall beschaffte. Auch Dostojewskis Roman zeigt, wie gerade die verheerendste Wirkung der Spielbanken darin besteht, daß die Neugier oder andere nicht in der Charakterbeschaffenheit beruhende Motive die Leute einmal an den Spieltisch locken, und daß dann die Leidenschaft des Spiels sie erfaßt und nicht mehr losläßt.

Dostojewski geht von der Anschauung aus, daß keine Nation dieser Leidenschaft so leicht verfällt, und dieselbe auf keine so unheilvoll wirkt, wie auf die russische, ja, er läßt den Helden seines Romans geradezu die Ansicht äußern, das Roulette sei einzig für die Russen erfunden, „denn der Russe besitzt nicht jene Fähigkeit Kapital anzusammeln, die dem zivilisierten Bewohner des europäischen Westens so eigentümlich ist und ihm als eine so wesentliche Grundlage irdischen Glückes gilt. Aber der Russe versteht nicht nur kein Kapital anzusammeln, er verschwendet es auch, sobald es ihm in die Finger gerät, auf die albernste, unerhörteste Weise. Nun brauchen die Russen aber ebensosehr Geld, wie andere Leute, folglich müssen ihnen solche Gelegenheiten zum Gelderwerb, wie die Roulette, höchst willkommen sein. Das Spielen hat einen ganz besonderen Reiz für uns, und da wir leichtsinnig und ohne Aufmerksamkeit spielen — nun, so verspielen wir eben.“

Um die verderbliche Wirkung des Spiels und die Wahrheit des obigen Ausspruchs zu beweisen, genügt es Dostojewski nicht, uns nur eine durch Spiel und Verschwendungssucht völlig ruinierte vornehme russische Familie vorzuführen, denn hier könnte ein Charakterfehler des Vaters die Ursache sein; nein, er zeigt uns zunächst eine fünfundsiebzigjährige Greisin von selten klarem Verstande und fabelhafter Energie des Charakters, die, nachdem sie aus reiner Neugier das Spiel versucht hat, so furchtbar dem Spielteufel verfällt, daß sie hunderttausend Rubel verspielt und nicht eher vom Roulette fortgeht, als bis sie Alles, was sie bei sich hat, verloren hat und sich noch Geld leihen muß, um heimreisen zu können. Und dann namentlich der Held des Romans! Ein Mensch, begabt mit reichem Verstande, lebhafter Begeisterung und scharfem Cynimus, der selbst die scharfsinnigsten Urteile über das Spiel und die demselben Verfallenen gefällt hat, von dem der oben zitierte Ausspruch herrührt, der überdies mit der ganzen Glut seiner Leidenschaft ein Weib liebt, er eilt um ihretwillen, um sie zu gewinnen, an den Spieltisch und gewinnt in einem Abend zweihunderttausend Gulden. Und nun ist er unrettbar der Leidenschaft des Spiels verfallen. Das Geld bringt er in kürzester Zeit mit einem liederlichen Frauenzimmer durch und stürzt dann ans Roulette zurück.

Er sinkt tiefer und tiefer, gerät ins Schuldgefängnis, wird von einem unbekannten Wohlthäter befreit und — eilt wieder ans Roulette. Er kümmert sich um nichts mehr, was um ihn her vorgeht, er liest keine Zeitungen, schlägt kein Buch auf, Alles ist tot für ihn, er hat auf all seine Interessen und Pflichten, seine Pläne und Lebensziele verzichtet, nur das Rollen der Kugel beschäftigt seinen Geist. Er hört, daß die Frau, die er liebt, um derentwillen er sich einst für ein gütiges Wort freudig in den Abgrund gestürzt hätte, ihn wieder liebt, daß nur er sie glücklich machen könne, wenn er auf das Spielen verzichte, aber er kann nicht mehr, er muß das Glück noch einmal versuchen, ja, wenn er sich ein Vermögen zusammengespielt haben wird, dann wird er zu ihr eilen. „Wenn“! Dieses „wenn“ besiegelt sein Schicksal. Wir fühlen es, wenn es der Dichter auch nicht erzählt, daß dies „wenn“ sich nicht erfüllen kann, denn das im Spiel gewonnene Geld würde ihm unter den Händen zerrinnen, wir fühlen, daß er als Spieler zu Grunde gehen wird.

Dostojewskis Darstellungskunst offenbart sich hier in ihrer ganzen Größe. Er weiß uns gleich wie

Digitized by Google

durch eine bestrickende Musik langsam nach und nach in die Auffassung, die wilden Hoffnungen seines Helden mit hineinzuversenken. Wir glauben schließlich selbst auf das Rollen der Kugel zu lauschen und mit zitternden Händen das Geld einzu streichen oder aufs Spiel zu setzen. Wir fühlen langsam und immer gewaltiger den Dämon dieser Leidenschaft in uns selbst erwachen, wir fühlen, daß wir handeln könnten und möchten, wie der, dessen Thun wir hier verfolgen, und dann plötzlich erwachen wir wie aus einem wüsten, entsetzlichen Traum, wenn wir sehen, an welchen Abgrund wir mit unserem Helden gelangt sind.

Auch die anderen Gestalten zeichnen sich durch ihre seltene Lebenswahrheit und Klarheit aus, so namentlich die alte, reiche Tante, „die Baboulinka", diese energische, lebhafte, stolze, freimütige und kluge Frau, die plötzlich von der Leidenschaft erfaßt wird und wie wild zu spielen anfängt. Ferner der durch Spiel und Verschwendung heruntergekommene General, der trotz seiner grauen Haare in eine Pariser Abenteuerin völlig vernarrt ist und für sie sich und die Seinen ruiniert, seine Kinder vernachlässigt und die Dirne, die ihn aufs schmählichste behandelt und hintergeht, zu seiner Gattin macht, der echte russische Aristokrat, der sich selbst in seiner Verkommenheit noch immer ein gewisses Ansehen zu geben weiß und der den Erzieher seiner Kinder wie einen Bedienten behandelt.

Wohl die schwerverständlichste Gestalt ist Polina, die Tochter des Generals und Geliebte des Helden. Es ist eine jener wildleidenschaftlichen russischen Frauengestalten, wie wir sie fast in allen neueren Romanen unserer östlichen Nachbaren begegnen, die ihre Gefühle, ihre Liebe, ihren Edelmut, alles hinter ruhiger, spöttischer, beleidigend stolzer Kälte und einer gewissen Boshaftigkeit zu verbergen wissen.

Wie alle Romane Dostojewski's ist auch dieser ein prächtiges Spiegelbild der modernen russischen Gesellschaft und von vorwiegend psychologischem Interesse, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß die Handlung nicht auch an sich uns auf das lebhafteste interessierte. Die hochmoralische Tendenz wird mit durchaus künstlerischen Mitteln zur Darstellung gebracht, so daß man das Buch nach jeder Richtung hin warm empfehlen kann.

E. Brausewetter.

## Ein neues Werk über die italienische Renaissance-Litteratur.

Von Paul Schönfeld.

Daß mit den engen politischen Beziehungen, welche Deutschland und Italien gegenwärtig verbinden, mit den regen Wechselwirkungen auf wissenschaftlichem Gebiete und dem stetig wachsenden Anteil, der in weiten Kreisen Deutschlands für die bildende Kunst Italiens lebendig ist, das Interesse für die italienische Litteratur keineswegs gleichen Schritt hält, ist trotz allen gegenteiligen Versicherungen eine leidige Thatsache. Mag die noch immer verhältnismäßig seltene Kenntnis der Sprache es erklären, daß selbst hervorragende neue Schriftwerke, die jenseits der Alpen ans Licht treten, gegenüber französischen und englischen Erzeugnissen zweiten und dritten Ranges nur eine kleine Gemeinde bei uns zu finden pflegen — für die Vergangenheit, sollte man meinen, böte die reiche Fülle zum Teil vorzüglicher Übertragungen, deren wir uns rühmen dürfen, auch den der Sprache Unkundigen ausgiebige Gelegenheit, den Meisterwerken einer Litteratur näher zu treten, die seit Jahrhunderten so bedeutsame Einflüsse auf das Ausland geübt und vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet zum mindesten kein geringeres Anrecht als die unserer westlichen Nachbarn hat, in den Schatz unserer geistigen Bildungsmittel aufgenommen zu werden.

Wer etwas näher zusieht in unseren „besten" Kreisen, wie es um die Fühlung mit der italienischen Litteratur beschaffen ist, der wird sich davon überzeugen, daß allerdings die Namen und Hauptwerke der fünf großen Dichter von Dante bis Tasso selbst den höheren Töchtern leidlich geläufig, nur Wenige jedoch in der Lage sind, sich über eigene Beschäftigung mit denselben auszuweisen. Bestenfalls wird man auf vereinzelte Kenntnis „schöner Stellen" stoßen, die man in irgend einer Blütenlese vereinigt findet; über den künstlerischen Plan jener Schöpfungen aber, ihr Verhältnis zu einander, ihre Einwirkung auf das gleichzeitige und spätere Schaffen, mit einem Worte über die geschichtliche Stellung der verschiedenen Erscheinungen werden nur wenige derer Rede stehen, die in den Werken Shakespeares und Byrons, Corneilles und Molières selbst über das Durchschnittsmaß heutiger Bildung bewandert sind. Wie selbst im Bereiche der vaterländischen Litteratur in unserer hastigen Zeit so Viele den Mangel eigener Lektüre durch mehr oder weniger eifriges Zusammenraffen litterarhistorischen Wissens zu decken suchen — kann man doch oft genug Kandidaten des höheren Schulamts begegnen, die z. B. von den deutschen Romantikern, geschweige denn von Späteren wie Grillparzer oder Hebbel, kein Sterbenswörtlein gelesen haben —, so ist naturgemäß auch hinsichtlich der ausländischen Litteraturen für solche Bedürfnisse Vorsorge getroffen worden. Wie ungenügend Italien in derartigen Werken meist bedacht ist, zeigt als erschreckliches Beispiel Johannes Scherrs in zahlreichen Auflagen verbreitete „Allgemeine Geschichte der Litteratur", in welcher die auf Italien bezüglichen Abschnitte, wie es bei ihrer kompilatorischen Entstehung nicht anders sein kann, so viele Lücken, Irrtümer und schiefe, weil bloß auf Kombination beruhende Urteile aufweisen, daß man vor einem derartigen Führer nicht ernstlich genug warnen kann.

Eine zusammenfassende, auf gründlichem Quellenstudium fußende Darstellung der italienischen Litteraturgeschichte vermißten wir leider seit E. Ruths in den vierziger Jahren erschienener „Geschichte der

Digitized by Google

italienischen Poesie", die bei allen Verdiensten, die sie für ihre Zeit beanspruchen durfte, heute in vielen Punkten doch als veraltet bezeichnet werden muß. Hat doch inzwischen die rege Arbeit namentlich italienischer Forscher das Material für die älteren Zeiträume ungemein erweitert, so manche früher herrschenden Ansichten widerlegt und berichtigt, daß jeder, der sich eingehender mit diesem Gebiete beschäftigt, seit Jahren den Wunsch empfinden mußte, die Ergebnisse all der neueren Spezialuntersuchungen von einem tüchtigen Fachmanne vereinigt zu sehen, zumal es bei der heutigen Arbeitsteilung fast unmöglich, auch nur auf einem Wissensgebiete die Menge der Bausteine zu überschauen, welche die Einzelnen unablässig zusammentragen, nicht aber zusammenfügen, was eben nur Sache des berufenen Baumeisters.

Als einen solchen erwies sich bereits vor mehreren Jahren Adolf Gaspary, Professor an der Breslauer Universität, in seiner „Italienischen Litteratur im Mittelalter", die als vierter Band der „Geschichte der Litteratur der europäischen Völker" 1885 im Verlage von Robert Oppenheim zu Berlin herauskam. Galt es hier die Entwickelung der italienischen Litteratur von den ersten Spuren der Vulgärsprache bis zu Dante und Petrarca darzulegen, so war es die Aufgabe des nunmehr abgeschlossenen Bandes*), das bedeutungsvolle Zeitalter der Renaissance zu schildern, aus welchem so viele Fäden in die Gegenwart herüberreichen und welches in seinen litterarischen Haupterscheinungen verstehen zu lernen kaum minder förderlich als das Studium des altklassischen Geisteslebens, auf welchem die Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts sich aufbaute.

Wenn Gaspary am Ende jenes ersten Bandes in Petrarcas Canzoniere einen Markstein zwischen der mittelalterlichen und der modernen Welt erblickt, insofern sich hier zum erstenmale in der Poesie eine menschliche Seele in ihren Kämpfen, ihren Schmerzen und Widersprüchen offenbare, so werden dem auch diejenigen beipflichten, die im Übrigen nicht durchweg den Standpunkt teilen, welchen der Verfasser gegenüber dieser litterarischen Persönlichkeit einnimmt. Ging von den Früheren Ruth in seinem abfälligen Urteil vielleicht zu weit, der dem Laurasänger gewissermaßen für all die Gedankenarmut und Geschraubtheit der nachmaligen Sonettisten die Schuld aufbürdet, ganz zu schweigen von der Strenge, mit der er die Charakterschwächen des Menschen hervorhebt, so ist Gaspary in seinen Ausstellungen an der Dichtungsweise Petrarcas ziemlich zurückhaltend, indem er z. B. die Liebe desselben zwar nicht für tiefe, aber doch wahre Leidenschaft anspricht, während Platen in einem seiner jüngst bekannt gewordenen Aphorismen**) das Bekenntnis ablegt, daß ihm Petrarca nicht einmal gefallen habe, wenn er verliebt gewesen. Wie hier, wird selbstverständlich auch in dem neuen Bande der sachkundige Leser bisweilen ein Urteil zu wohlwollend, selten indes zu schroff befinden, da der Verfasser der Aufgabe des Geschichtsschreibers, sine ira et studio das Thatsächliche abzuwägen, allenthalben gerecht zu werden bemüht ist. Wesentlich erschwert wird dieselbe begreiflicherweise, wo es sich um einen Zeitraum wie die Renaissance handelt, in welchem die Persönlichkeit mit ihren Besonderheiten so scharf hervortritt. Auch für die Gruppierung des Stoffes erwuchsen daraus Schwierigkeiten, die Gaspary jedoch meines Erachtens höchst glücklich gelöst hat. Vor die Wahl gestellt, entweder die verschiedenen Dichtungsgattungen nach ihrer geschichtlichen Entwickelung zu behandeln, wobei natürlich viele Schriftsteller an verschiedenen Stellen hätten zur Sprache kommen müssen, oder die Schriftsteller in abgeschlossenen Bildern vorzuführen, wobei die Übersicht über die Entwickelung der einzelnen Litteraturzweige vielfach Einbuße erleiden muß, entschied sich Gaspary, dem ausgesprochenermaßen das Interesse an der Persönlichkeit im allgemeinen höher steht, für das vermittelnde Verfahren, die hervorragenderen Gestalten in besonderen Kapiteln zu zeichnen, die untergeordneten dagegen, bei denen das Individuelle zurücktritt, in den verschiedenen Abschnitten zu besprechen, welche den von ihnen angebauten Gattungen gewidmet sind. Kommt dabei alles auf ein feines Unterscheidungsvermögen an, welches außer dem Bahnbrechenden das bestimmte Strömungen besonders Kennzeichnende aus der Menge der Einzelerscheinungen herauszufinden weiß, so wird man dem Verfasser die Anerkennung nicht vorenthalten dürfen, daß er diese Anforderung in bester Weise erfüllt hat. So findet man außer Boccaccio, der den Band eröffnet, Pietro Bembo, Ariost, Castiglione und Pietro Aretino in je einem Kapitel behandelt, während Poliziano und Lorenzo de' Medici, Pulci und Bojardo, Pontano und Sannazaro, Macchiavelli und Guicciardini gemäß ihrer engen Zusammengehörigkeit je zu zweien besprochen werden und andere Erscheinungen, wie die Nachfolger der großen florentiner Dichter, die Humanisten des Quattrocento, die Vertreter der Lyrik, der Epik und des Dramas im 16. Jahrhundert, zu großen Gruppen vereinigt sind

So unverkennbar überall die streng wissenschaftliche Grundlage des Buches zu Tage tritt, ist dasselbe doch nichts weniger als eine bloß gelehrten Zwecken dienende Arbeit, sondern durch die Form der Darstellung dem Verständnis jedes Gebildeten angepaßt. Die gelehrten Nachweise sind in einen Anhang verwiesen, so daß der Text ohne Hemmnisse vorschreitet und man durchgängig den von Hermann Hettner in seiner mustergiltigen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts vertretenen Standpunkt gewahrt sieht, daß die Litteraturgeschichte nicht sowohl eine Geschichte der Bücher, als eine Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen sein soll und demzufolge auch der Bezugnahme auf die jeweiligen politischen und kulturellen Verhältnisse nicht entbehren darf.

Besteht der Hauptwert einer derartigen Arbeit hiernach darin, ein möglichst zuverlässiges nicht bloß, sondern ebenso umfassendes und anschauliches Ge-

*) Die italienische Litteratur der Renaissancezeit. Berlin 1888, Verlag von Robert Oppenheim.

**) Deutsche Dichtung, herausgeg. von K. E. Franzos, 1888, 8. Heft, Seite 328.

Digitized by Google

samtbild zu entrollen, das, auf den gesicherten Ergebnissen gründlicher Spezialforschungen beruhend, sich doch nicht allzusehr in Einzelfragen verlieren darf, so hat Gaspary auch in diesem Bande fast durchgängig den richtigen Mittelweg eingeschlagen. Allzu eingehend berücksichtigt erscheinen mir allerdings die lateinischen Schriften der Humanisten des 15. Jahrhunderts, bei denen meines Erachtens wenigstens eine strengere Scheidung zwischen dem, was auf die italienische Litteratur anregend und befruchtend einwirkte, und den rein gelehrten Erzeugnissen wie geschichtlichen, philosophischen, topographischen u. a. Untersuchungen hätte eintreten sollen, um so mehr, als die betr. Strömung durch Voigt, Burckhardt, Geiger u. a. erschöpfende Bearbeitung gefunden hat. Mit der italienischen Litteratur stehen denn doch Geister wie Marsilio Ficino, Landino, Pico della Mirandola e tutti quanti in zu losem Zusammenhang, als daß sie eine so eingehende Berücksichtigung rechtfertigten, wie sie ihnen hier zu teil wird.

Vorzüglich geschrieben ist das Kapitel, welches die Vulgärsprache im 15. Jahrhundert behandelt, die Reaktion, die sich in den vierziger Jahren auch in gelehrten Kreisen gegen die einseitige Verherrlichung des klassischen Altertums Bahn bricht. Die Nachahmung der volkstümlichen Liebesdichtung in den Strambotti und Kanzonetten des Lionardo Giustiniani, die Bemühungen Matteo Palmieris und Leon Battista Albertis, die Laudendichtung und das aus dieser hervorgegangene religiöse Schauspiel finden hier die gebührende Würdigung. Daran reiht sich die Besprechung der italienischen Umbildungen klassischer Stoffe, als deren erste und hervorragendste der „Orfeo" des Angelo Poliziano eingehend beleuchtet wird. Das lebendige Naturgefühl, das mit dessen hochentwickelter formaler Meisterschaft Hand in Hand geht, und sein Verhältnis zur Volksdichtung leitet dann über zu seinem Gönner Lorenzo de' Medici, bei dem sich beide Richtungen noch enger verbunden zeigen.

Lichtvoll und reich an feinen Beobachtungen ist der folgende Überblick, der über die Entwickelung der Ritterdichtung gegeben wird, sowie die Gegenüberstellung von Luigi Pulcis derbkomischem Morgante und Bojardos Orlando Innamorato, in welchem das Rittergedicht sich der vornehmen höfischen Gesellschaft anpaßt und den Charakter eines glänzenden Spieles annimmt, „einer bunten und beweglichen Beschäftigung der Einbildungskraft, ohne epische Intentionen, vielmehr begleitet von dem Bewußtsein, momentan und irreal zu sein, welches sich in dem halbverborgenen ironischen Lächeln ausdrückt."

Mit Pontano und Sannazaro führt uns Gaspary nach Neapel, wo sich in der von ersterem begründeten Akademie ein reges geistiges Leben entfaltete. Bedient sich Pontano, dessen Dichtungen von schöner Sinnlichkeit und zugleich von innigster Empfindung durchdrungen sind, ausschließlich der lateinischen Sprache, in der er mit vollendeter Meisterschaft modernste Gegenstände anmutig und frisch zu behandeln versteht, so schuf sein Freund Jacopo Sannazaro neben seinen lateinischen Dichtungen im Anschluß an Boccaccios „Ameto" in seiner „Arkadia" ein Muster der idyllischen Gattung, das zwar, wie der Verfasser sehr richtig hervorhebt, seinen lateinisch geschriebenen Eklogen und Elegien an Wert beträchtlich nachsteht, aber gleichwohl von nachhaltigem Einfluß auf die Folgezeit geworden ist.

Ein Glanzstück bildet das nächste Kapitel über Machiavelli, bei welchem dem Verfasser namentlich Villaris vorzügliche Arbeit zu statten kam und das, ohne in einseitige Lobpreisung zu verfallen, mit überzeugenden Beweisgründen auf eine gerechtere Beurteilung des großen Staatsmannes hinarbeitet, als sie noch heute vielfach geübt wird. Einige Sätze mögen als Beleg dafür Platz finden:

„Die theoretischen Schriften Machiavellis beruhen auf einer langen Erfahrung der wirklichen Verhältnisse, begleitet von einem beständigen Studium der Alten*); sie stehen in engster Verknüpfung mit seiner früheren praktischen Thätigkeit; wir sehen sie fast aus dieser hervorwachsen, die Beobachtungen sich zu allgemeinen Sätzen kondensieren, die allmählich in seinen Gesandtschaftsberichten auftauchen und sich schließlich in den Traktaten vereinigen .... Die Politik, im Mittelalter gegründet auf abstrakte Ideen über Moralität, Gerechtigkeit, Bestimmung des Menschen, wird jetzt, bei Machiavelli und seinen Zeitgenossen, zur Wissenschaft, abgeleitet aus der Erforschung der Realität und der Geschichte .... Die Menschen, sagt Machiavelli, sind immer dieselben geblieben, dieselben ihre Neigungen, Leidenschaften und Fähigkeiten; daher belehrt uns die Vergangenheit über die Gegenwart und läßt uns die Zukunft vorhererkennen (Disc. I, 39) .... Machiavelli trennt die politische Betrachtung ganz von der moralischen, während man sie vor und nach ihm mit einander zu verbinden pflegte; dieses zog ihm solche Infamie zu und gab dem Begriffe des Machiavellismus den Ursprung. Er erkennt eben keine Moral, wie keine Religion, über dem Staate, sondern nur in demselben: die Menschen sind von Natur schlecht, die Gesetze machen sie gut. Die Konsequenz wäre, den Staat selbst als Quelle der Moral zu betrachten, wie es Hobbes und Spinoza thaten. Dieses spricht Machiavelli nicht aus, da es ihm überhaupt nicht darum zu thun ist, zu philosophieren, sondern praktische Anweisungen zu geben; aber die Erhaltung des Staates, die Förderung seines Wohles ist bei ihm die höchste aller Pflichten, und die Mittel dazu müssen rücksichtslos gewählt werden .... Was ihn vor jenen furchtbaren Sätzen nicht zurückschrecken ließ (daß der Fürst sein Wort nicht halten solle, sobald es ihm Nachteil bringe, der Tugenden sich als nützlicher Maske bedienen, auch wo er ihnen zuwiderhandle, der Erfolg entscheide, welcher Art auch die Mittel), war die Liebe zur Wahrheit und die strenge Wissenschaftlichkeit seiner Methode. Er selber liebte die Freiheit; er lobte mit Wärme das Gute und tadelte mit Abscheu das Böse; aber er stndierte auch dieses mit Interesse, als zu seinem Gegenstande gehörig. Wo er ein folgerichtiges Handeln sieht, da spendet er Beifall, auch wenn er das Ziel nicht billigt, und, wo das gemeine Wohl auf dem Spiele steht, verdammt er alle Skrupel. In einer Zeit, wo der öffentliche Sinn erschlafft war, wo Italien im politische Ohnmacht fiel, feierte er die Größe des Staates, enthüllte die Fehler und Schwächen, die zum Verderben führten, predigte die Liebe zum Vaterlande, die Aufopferung der privaten Interessen, die Erfüllung der Pflichten des Bürgers, und gab dafür selber das Beispiel: amo la patria mia più dell' anima, schrieb er an Franc. Veltori, den 16. April 1527."

Nicht minder glänzend als hier offenbart sich des Verfassers Gabe, in wenigen markigen Zügen das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit zu zeichnen, in der unmittelbar sich anschließenden Charakteristik Guicciardinis, der mit seiner „Storia d'Italia" da ein-

*) „Die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis" betitelt sich eine wohl erst nach Veröffentlichung des Gasparyschen Buches erschienene Untersuchung Georg Ellingers (Tübingen 1888, Laupp'sche Buchhandlung), durch welche eine in solchem Umfange bisher nicht bekannte Abhängigkeit Machiavellis von griechischen und römischen Schriftstellern nachgewiesen wird.

Digitized by Google

setzte, wo Macchiavelli geendet hatte, und dieselbe bis zum Tode Clemens' VII. fortführte. Höchst treffend sind die Vergleiche zwischen den beiden Schriftstellern, von denen der jüngere die Gedanken seines urwüchsigeren und kühneren Vorgängers auf ihre praktische Stichhaltigkeit hin besonnen prüft und, obwohl gleich patriotisch fühlend wie dieser, doch den Blick auf das in der Gegenwart Erreichbare gerichtet hält. In der Motivierung der Ereignisse seine höchste Kunst bewährend, unterscheidet er sich von Macchiavelli durch „das Aufgehen in die gegenwärtige Realität, welche jener unter allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet; daher bei Guicciardini die größere Korrektheit im Einzelnen, an das er ohne alle Voreingenommenheit herantritt."

Nachdem die lateinische Dichtung unter Leo X., die durch Bembo, Navagero, Girolamo Fracastoro u. a. ihre höchste formale Ausbildung erreichte, in ihren Hauptrerscheinungen beleuchtet worden, finden die Verdienste des Erstgenannten um die italienische Sprache ihre Würdigung. Ein vielbewunderter Meister des lateinischen Stils, wandte sich Bembo nicht aus Not, sondern aus Wahl der Muttersprache zu, deren grammatische Regeln er zuerst zusammenstellte. Über seinen einsichtsvollen Bemühungen, denen es zum guten Teil zuzuschreiben, daß die reinere Litteratursprache fortan Gemeingut der Gebildeten wurde, werden die nachteiligen Folgen seiner Wirksamkeit nicht verschwiegen, die Hemmung einer freien sprachlichen Entwickelung, die durch seine einseitige Anpreisung Petrarcas und Boccaccios als alleiniger Muster bewirkt ward, wie überhaupt die ausschließlich formale Richtung, in welcher Bembo lehrend und schaffend befangen blieb.

In dem umfangreichen Abschnitt über Ariost, den Schöpfer des bedeutendsten dichterischen Renaissance-Kunstwerks, in dem die Kunst „sich selbst Zweck geworden, ein reiner Kultus des Schönen", erhalten wir wieder ein mustergiltiges Beispiel, wie Litteraturgeschichte geschrieben sein will, um ihre Hauptaufgabe zu erfüllen, d. h. zum eigenen Genusse der besprochenen Werke anzuregen. Da findet sich keine breite Wiedergabe des Inhalts, der in Prosa aufgelöst neun Zehntel seines Reizes verlieren würde; nur die Höhepunkte des Gedichts werden berührt, die künstlerischen Eigentümlichkeiten, durch die es sich von Bojardo abhebt, sein Verhältnis zur Antike treffend hervorgehoben und im Einzelnen nachgewiesen, wie sich hier das Kunstideal der Renaissancezeit am vollkommensten abspiegelt, „die Darstellung der irdischen Realität in der ganzen Pracht und Fülle ihrer Formen, die Darstellung des Menschen in seiner Kraft und Schönheit, in der reichsten Entfaltung seines Thuns und Empfindens, umgeben von einer ebenso reichen und üppigen Natur, und weder diese noch jener an die engen Schranken der Wirklichkeit gebunden, sondern sich frei und zügellos entwickelnd in einer zauberischen Region der Idealität".

Kulturgeschichtliche Ausblicke mannichfaltiger Art eröffnet das Kapitel über Castiglione, den Verfasser des „Cortigiano", in welchem die Gesellschaft, die den Boden für die Entwickelung der damaligen Litteratur abgab, zu einem prächtigen Idealbilde verwertet ist und die Form des geistig bedeutenden Gesprächs in engem Anschluß an die lebendige Rede, frei von der Nachahmungssucht, wie sie Bembo vertritt, den Gipfel künstlerischer Vollendung erreicht hat.

Als Hauptvertreter jenes berufsmäßigen Schriftstellertums, das sich im 16. Jahrhundert getrennt von humanistischer Gelehrsamkeit in bisher nicht vorhandenem Umfang entwickelte und, in erster Linie auf Erwerb gerichtet, in der Wahl seiner Mittel oft der äußersten Charakterlosigkeit huldigte, wird Pietro Arctino mit Recht in einem besonderen Abschnitt ausführlich gekennzeichnet. Ohne eine jener beliebten Rettungen an dem sattsam bekannten „göttlichen" Aretino zu unternehmen, der um des Vorteils willen den Großen der Erde heute hündische Schmeicheleien, wenn diese nichts fruchteten, die unverschämtesten Beleidigungen an den Kopf warf und im kameradschaftlichen wie feindlichen Verkehr mit seinen schriftstellerischen Genossen die häßlichsten Auswüchse selbst neuester Zeiten übertrumpfte, läßt Gaspary ihm dennoch die Anerkennung widerfahren, daß er als Bekämpfer verkehrter litterarischer Richtungen, der sklavischen Nachahmung und schwerfälligen Schulmeisterei, und als eifriger Verfechter des Vernünftigen und Natürlichen sich ein namhaftes Verdienst erworben hat.

Daß in der Übersicht über die italienische Lyrik des 16. Jahrhunderts, die zum größten Teil von Petrarca zehrt, ein ausführliches Eingehen auf die breite Masse mittelmäßiger Talente und öder Reimschmiede vermieden ist und auch jene mißglückten Versuche, die antiken Versformen in die italienische Dichtung einzuführen, bloß gestreift sind, wird man dem Verfasser nur danken können. Wie ernstlich er andrerseits bemüht war, aus dem Schwalle der Dutzendlyrik das wirklich Bedeutende herauszuheben, zeigen u. a. die leider nur kurzen Bemerkungen über den Kalabresen Galeazzo di Tarsia, einen der ursprünglichsten und kräftigsten Lyriker des Jahrhunderts, der, beiläufig bemerkt, unlängst durch Francesco Bertelli eine dem Verfasser anscheinend unbekannt gebliebene treffliche Würdigung gefunden hat. Im Übrigen werden namentlich Luigi Tansillo, Michelangelo und seine Freundin Vittoria Colonna, von anderen dichtenden Frauen Veronica Gambara, Gaspara Stampa und Tullia d' Aragona besprochen, welche letztere, eine in platonischem Geiste dichtende Kourtisane, für die Kenntnis der Renaissancekultur bemerkenswerte Züge darbietet.

Die Gegenströmung wider die überschwängliche Liebeslyrik der Petrarchisten wird an ihrem Hauptvertreter Francesco Berni veranschaulicht, der durch seine burlesken Liebessonette, seine kühnen Satiren auf Papsttum und Geistlichkeit sowie seine über die trivialsten Gegenstände sich verbreitenden „capitoli" der Begründer jener Richtung wurde, die nach ihm „poesia bernesca" benannt in den zahlreichen Akademien des 16. Jahrhunderts sich eifriger Pflege zu erfreuen hatte. Der glücklichste seiner Nachfolger, Antonio Francesco Grazzini, genannt Lasca (Mitbe-

Digitized by Google

gründer der berühmten Florentiner Akademie der Crusca), bildet den Abschluß dieses Kapitels, dem sich ein Überblick über das Heldengedicht im 16. Jahrhundert anreiht. Weit über die unselbständigen Nachahmungen des Orlando furioso erheben sich hier die makaronischen Dichtungen des Teofilo Folengo, welche die lateinische und italienische Sprache in komischer Weise vermischend, Gestalten des Alltagslebens mit urwüchsigem Humor vorführen und allerhand Mißstände und Unsitten mit beißendem Spotte überschütten. Wurden hier lediglich die komischen Elemente der Ritterdichtung weitergebildet so dienten die ernsten Bestandteile derselben als Ausgangspunkt für die klassizistischen Bestrebungen, welche auf die Ausbildung eines kunstgemäßen Epos nach antiken, nunmehr vorzugsweise griechischen Mustern hinarbeiteten und deren bezeichnendstes Beispiel in der „Italia liberata dai Goti" des Vicentiners Trissino, einer sklavischen Nachahmung des Homer voll trockener Gelehrsamkeit und künstlerischen Unvermögens vorliegt. Es folgen weitere Versuche Alamannis und Bernardo Tassos, das Rittergedicht mit idealem Gehalte zu erfüllen, die jedoch gleichfalls über ein unsicheres Tasten und Tappen nicht hinauskamen.

Die beiden letzten Kapitel sind der dramatischen Dichtung gewidmet, bei welcher ebenfalls die nachteiligen Folgen dargelegt werden, mit denen die Nachahmung der klassischen Vorbilder verbunden war. Außer Trissino, dessen „Sofonisba" der Tragödie des ganzen 16. Jahrhunderts ihre Richtung anwies, und Giovanni Rucellai, der in seiner „Rosmunda" einen romantischen Stoff mit der Antigonefabel verquickte, finden namentlich Lodovico Martelli, Alessandro Pazzi de' Medici und Giambattista Giraldi Besprechung, der in der schwülstigen Rhetorik und den grellen Effekten Senecas die Aufgabe der Tragödie am vollkommensten gelöst glaubte. Während die gelehrten Streitigkeiten, die sich über Aristoteles' Poetik entspannen, die Schaffenden mehr verwirrten als aufklärten, gelang es dem von klassischer Bildung unberührten Pietro Aretino in seiner „Orazia" das fast einzige Trauerspiel zu schreiben, das von wirklicher Leidenschaft durchdrungen ist.

Sehr schätzbar sind, wie auch in dem folgenden, der Lustspieldichtung gewidmeten Kapitel, die knappen Inhaltsangaben, da es nur wenigen Fachleuten möglich, sich durch diese unbedeutenden Erzeugnisse durchzuarbeiten. Auch innerhalb der Komödie werden die verschiedenen Strömungen durch eine Reihe gut gewählter Beispiele gekennzeichnet, die klassische Richtung durch Bibbienas „Calandria", die „Aridosia" des Lorenzino de' Medici u. s. w., die unmittelbar aus der Gegenwart schöpfende Lustspieldichtung durch Macchiavellis berühmte „Mandragola", die mit Recht als das bedeutendste und selbständigste Lustspiel des 16. Jahrhunderts bezeichnet wird, durch die Schöpfungen Pietro Aretinos, die durch anschauliche und witzige Schilderung des Lebens zum Teil für die kompositionellen Gebrechen und die Ausschreitungen nach der Seite des Schlüpfrigen entschädigen, ferner die Arbeiten Salvianis, Ghirardis u. Anderer, die sich mehr oder weniger an die Erstgenannten anlehnen. Die hauptsächlichsten Typen des Lustspiels, die gebräuchlichsten Motive und Verwickelungen werden eingehend dargelegt; als allgemeiner Grundfehler wird die Häufung der Intriguen hingestellt, durch welche die Ausbeutung dankbarer Gestalten und Situationen vielfach verhindert und die Wahrscheinlichkeit oft in gewaltsamer Weise verletzt wird. Den Schluß des inhaltsreichen Abschnitts bilden die volkstümlichen Schwänke und die teilweise im Dialekt geschriebenen Bauernstücke des Paduaners Ruzante sowie die Stegreifkomödie, die sogen. commedia dell' arte, die jedoch ihren Gipfel erst zu Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreichte und, wie hier beiläufig bemerkt sei, nach Ausweis der erhaltenen Szenarien selbst Meistern wie Shakespeare und Molière manches dankbare Motiv darboten. Die Erklärung dafür, daß auch das Lustspiel sich in Italien nicht zu wirklich bedeutenden und bleibenden Schöpfungen zu erheben vermochte, wie sie Frankreich und Spanien trotz ihrem politischen und kirchlichen Absolutismus im 17. Jahrhundert hervorbrachten, findet Gaspary darin, daß die hierzu nötige Reife, Feinheit und Tiefe der psychologischen Beobachtung der Dichtung der Renaissancezeit abging, „welche vielmehr auf den Glanz der Erscheinung, die äußere Wirkung, das bunt Unterhaltende ausgeht."

Auf gleicher Höhe mit dem reichen und gediegenen Inhalte des Buches, der im Vorstehenden nur flüchtig angedeutet werden konnte, steht der flüssige, lebendige Vortrag, der nur bisweilen durch leicht vermeidbare Fremdwörter wie „Irritabilität, „Pretiosität", „Kontrast", „Produktion", „Indulgenz" und vereinzelte sprachliche Unebenheiten („Schon z u sechs Jahren machte er Verse", „der Bereich", „der Frieden", „wegen der Zollgerechtsamen", „d u r c h v o n ihnen gedichtete Kanzonen" u. s. w.) getrübt wird, die ich bei einem minder sorgfältigen und gewandten Stilisten nicht anmerken würde. Von Druckfehlern ist mir in dem 704 Seiten starken Bande nur das Wort „Mirmidonen" S. 510 aufgefallen, dessen italienische Umgestaltung doch in einem deutschen Buche nicht wohl angebracht.

Wohl Jeder, der dem Verfasser auf seinem bisherigen Wege gefolgt ist, wird lebhaft mit mir der verdienstvollen Arbeit ein gedeihliches Fortschreiten wünschen. Gilt es doch außer der Novelle, der gelehrten Abhandlung, den Dialogen und Briefen, die im vorliegenden Bande keinen Platz mehr finden konnten, die durch die Gegenreformation beeinflußte Dichtung, vorab Torquato Tasso, und sodann die Litteratur des 17. Jahrhunderts zu schildern, die, ob sie auch der zuletzt behandelten Blütezeit nach der künstlerischen Seite hin erheblich nachsteht, doch eine sorgsamere Berücksichtigung fordern darf, als sie ihr bis heute infolge der landläufigen absprechenden Schlagworte diesseits der Alpen zu teil ward.

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

Bei Frat. Treves, Mailand, wird in Kurzem eine italienische Übertragung von F. Dostojewskis „Raskolnikow" unter dem Titel: „Il delitto e il castigo" erscheinen; eine beachtenswerte Studie über das Leben und die Werke des großen russischen Dichters dient dem ersten Band als Einleitung.

In der von Enrico Panzacchi mit großer Umsicht und in feinem Geist geleiteten Wochenschrift „Lettere e arti" (Nr. 27) erschien kürzlich ein Aufsatz von Menasci: „Goethe a Roma", der dem Verständnis unseres großen Dichters manche neue und überraschende Seite abgewinnt. Den Italienern geht zumeist die Einsicht unserer nachklassischen Litteraturerscheinungen ab, aber in den Gelst des großen Olympiers dringen sie besser als andere fremde Nationen ein.

Bei Karl Hinstorff, Danzig, geht ein großes Werk von Otto Henne am Rhyn: „Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung", der baldigen Vollendung entgegen, das um so mehr allgemeiner Beachtung wert sein dürfte, als es als ein Lebenswerk des berühmten volkstümlichen Kulturdarstellers bezeichnet wird. Wir werden nach vollständigem Erscheinen des 2 Bände starken Werkes auf dasselbe zurückkommen.

Konrad Ferd. Mayers Dichtungen werden jetzt allenthalben übersetzt; besonderen Geschmack scheinen die Italiener der eigenartigen Muße des Züricher Poeten abzugewinnen. Neuerdings wurde „Die Versuchung des Pescara" von P. Valabrega übertragen unter dem Titel: „La tentazione del marchese di Pescara" (Milano, Ulr. Hoepli).

Obwohl zumeist seinen Ursprung der Klatsch- und Intimitätensucht verdankend, enthält das kürzlich bei Cassell & Co., New-York, erschienene Buch: „Authors at home. Personal and biographical sketches of well-known American writers" von J. L. und J. G. Gilder, doch mitunter anziehendes lebensgeschichtliches Material berühmter amerikanischer Schriftsteller, da die Mitteilungen zumeist aus authentischen Quellen stammen. Die hier veröffentlichten Skizzen erschienen früher in der bekannten Zeitschrift „The Critic".

Wenn Worte Gedanken und Reime Lieder wären, flösse in R. v. Hartwigs Dichtungen (Berlin, Fr. Thiel) ein reicher Strom von Poesie. Wenig neues und eigenartiges in Form und Gedanken, und eine wenig fesselnde Persönlichkeit! Geradezu eine Unart sind die „Freien Rythmen", in denen Plauderhaftigkeit und formelle Nachlässigkeit eine traurige Hochzeitfeier begehen. Das Bild von der Welt, einem madigen Käse, und dem Himmel, der Käseglocke, verzeihen wir selbst dem trunkenen Dichter nicht. Immerhin finden sich einige erfreuliche Nummern, die aber eine unwürdige Majorität überstimmt.

L. L.

Der auch an dieser Stelle als bedeutende Erscheinung erkannte sozial-philosophische Roman: „Looking backward, 2000 — 1887" von Ed. Bellamy liegt nunmehr in deutscher Bearbeitung von S. Schindler unter dem Titel „Ein Rückblick" bei Houghton, Mifflin & Co., Boston, vor.

## Bühnenschau.

Die Aufführungen der „Freien Bühne" in Berlin werden sich zunächst auf ein Stück von Anzengruber, voraussichtlich das Drama aus dem Wiener Volksleben: „Das vierte Gebot" und auf das dreiaktige Drama der Gebrüder Goncourt: „Henriette Maréchal" erstrecken. Die Darstellungen werden nur den Mitgliedern des Vereins zugänglich sein.

Das Kaiser-Festspiel: „Hohenstauffen und Hohenzollern" von W. Falckenhainer errang bei seiner kürzlichen Aufführung in Görlitz einen durchschlagenden Erfolg.

Bei der unlängst stattgefundenen Wiederaufnahme von Sardou's: „Fedora" im Lessingtheater zu Berlin konnte man so recht den thatsächlichen Beweis eines Wachsens deutscher Gesinnung aus der kühl-ablehnenden Haltung der Zuschauer folgern.

Dieselbe Bühne, welche im Vorjahr ihren Haupterfolg mit dem „Fall Clémenceau" davontrug, konnte jetzt die Schatten Sardou's mit Individuellem Leben nicht erfüllen. Wir erblicken darin ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Zu einer großen That hat sich kürzlich die Leitung des Münchener Residenztheaters mit der Einreihung von Ibsens „Volksfeind" in ihren Spielzettel aufgeschwungen. Die Aufnahme des Stückes war eine begeisterte.

„Renaissance" nennt sich ein vieraktiges Lustspiel von Johann Prölß, welches am Frankfurter Stadttheater zur Erstaufführung angenommen wurde. Hoffentlich hat der begabte Schriftsteller mit diesem Stück einen besseren Wurf gethan, als mit seiner letzten Bühnenschöpfung: „Unsre Zeitung".

„Das Geständnis", Drama in 1 Akt nach dem Französischen der Mad. Sarah Bernhardt von Hans von Basedow gelangt im Laufe der Saison am Residenz-Theater zu Berlin zur Aufführung.

Des Fürsten von Montenegro dreiaktiges Schauspiel „Die Zarin des Balkans" wird auf einer St. Petersburger Bühne in russischer Übersetzung auf die Bretter gelangen.

## Personenschau.

Am 6. Sept. starb in Frankfurt a. M. Marie Behrends, die einstige Brant Lenaus. Sie erreichte das hohe Alter von 78 Jahren. Es ist gewiß merkwürdig, daß die beiden wichtigsten Frauengestalten im Leben des Dichters, seine Brant und Sophie von Löwenthal, in einem Jahre dahingeschieden sind. Lenau zählte 42 Jahre, als er sich verlobte; kurze Zeit darauf wurde sein Geist umnachtet. Marie Behrends blieb unvermählt und verbrachte ihr Leben in tiefer Zurückgezogenheit. Zahlreiche Briefe des Dichters befanden sich in ihrem Besitz, welche nun der Herausgabe harren und sicher dazu beitragen werden, das tiefe Dunkel, welches über den letzten Lebensjahren des großen Lyrikers lastete, zu lichten.

Am 4. Sept. beging Kufstein den 70. Gebnrtstag des Tiroler Dichters Adolf Pichler in einer würdigen Feier.

In London starb am 4. Sept. der Bühnendichter und Kritiker Edward Laman Blanchard, der Verfasser einer großen Zahl von dramatischen Weihnachtspantomimen.

In Paris beabsichtigt man Alfred de Musset ein Standbild zu errichten.

Bei der kürzlich zusammengetretenen Hauptversammlung der „Deutschen Schillerstiftung" in München wurde Weimar als neuer Vorort gewählt.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 36. 5. September 1889.

Die großberzige Idee. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 6. Die Arbeitsgemeinschaft nach außen. — Zwei Kapitel über den Talmud. 1. Seine Geschichte. — J. P. Filskow, Die nordschleswigsche Mundart. — Auf halber Höhe. Ein Kapitel zur deutschen Romanschriftstellerei. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Gewissensfreiheit in Rußland. — Litteratur

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 905. 7. Septembre 1889.

A. W. Benn, Lilly's Century of Revolution. — H. C. Beeching, Graham Tomson's Ballads and Sonnets. — H. G. Keene, Capt. Trotter's Life of Dalhousie. — J. Davidson, Ireland's Selections from Hazlitt. — C. J. Robinson, Cave-Browne's History of Maidstone Church. — Dr. Littledale, New Novels. — Some Books on Economics. — Notes and News. — Translation: O. Elton, „Michael Angelo's Sonnet on Dante". — Magazines and Reviews. — Messrs. Swan Sonnenschein & Co.'s Announcements. — Messrs. Griffith, Farran, & Co.'s Announcements. — G. A. Aitken, Some Theatrical Lawsuits. — Selected Foreign Books. — W. M. Flinders Petrie, Dampier. — Dr. Murray, „Cleo", „Cleve", „Cleeve". — A. L. Mayhew and Canon Isaac Taylor, The Etymology of „Clough". — H. Bradley, The Old Northumbrian Glosses in Ms. Palatine 68. — J. Owen, Prof. de Lagarde and Giordano Bruno. — Dr. Furnivall, Shakspere's „Make Rope's in such a Scarre. — Mathematical Books. — Science Notes. — Philology Notes. — The Art Magazines. — Prof. Sayce, Assyriology in the North. — Notes on Art and Archæology.

Digitized by Google

**The Athenaeum.** No. 3228. 7. September 1889.

Herndon's Life of President Lincoln. — A Freuch Ambassador at Constantinople, 1605—10. — Popular Poets of the Period. — Wollaston's English-Persian Dictionary. — Novels of the Week. — Library-Table: List of New Books. — A Fiction-Maker of Tokyo; Villiers de l'Isle-Adam; Pamphlets by John Gay; The Coming Publishing Season; Isaac Barrow; „Memorable London Houses"; The Eisteddvod; „Lindoniophil"; The Imperial Institute School of Oriental Languages. — Science: Lodge on Electricity; Library Table; Astronomical Notes; Anthropological Notes; Gossip. — Fine Arts: The Catacombs of Rome; Titans and Giants in Ancient Art; Library Table; Archæological Publications; Gossip. — Music: Gloucester Musical Festival; Gossip. — Drama: The Legend of Faust; Mr. E. L. Blauchard; „All's Well That Ends Well; Gossip.

ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Settembre 1889.

E. Masi, Cospiratori in Romagna dal 1815 al 1859. — Giovanni Mestica, La prima Ode di Vincenso Monti in Roma. — Elio Modigliani, La donna Nias nella famiglia e nella società. — S. Farina, Don Chisciottino. Romanzo. — G. B., Pace o guerra? — R. Bonghi, Guglielmo Massaja, cappuccino. — L. G. De Cambray-Digny, I sofismi economici vecchi tornati i vigore nelle Generazioni nuove. — Gabriele D'Annunzio, Elegie romane. Villa Chigi. — Notizia letteraria: M., Lungo la Via, di Antonietta Giscomelli. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finansiaria della Quindicina. — Annunzi di recenti Pubblicazioni.

**La Cultura.** No 13-14. 1-15 Luglio 1889.

Berti, Giordano Bruno da Nola. (B.) — Belli-Morandi, I sonetti Romaneschi. (B.) — Ammann, Per la spiegazione del secondo epodo di Orasio. — Anspach, Le odi oraziane del primo libro. (Cima.) — Cherbulies, Profili stranieri. (B.) — Salomon, L'occupazione dei territori senza padrone. (Catellani.) — Ferneuil, I principii del 1789. (B.) — Sergeant, Annuario del governi. (B.) — Mondolfi, Il romsuzo di Paolo. (B.) — Emiliani, Sulla via di Roma. (L.) — Arabia-Della Campagna, L'ortografia del dialetto napolitano. (Palumbo.) — Gabotto, Una relazione sconosciuta di A. Polisiano colla Corte di Milano. (B.) — Freppel, La rivoluzione Francese. (B.) — Bellioc, La telegrafia storica. (B.) — Majetti, Annuario stenografico italiano. (B.) — Thévenin-Varigny, Dizionario delle scienze fasiche e naturali. (B.) — Duruy, L'erescito Reale nel 1789. (L.) — Cega, Un poeta della reazione cattolica.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1261. 29 August 1889.

The Week. — A Curious Admission. — The New Silver Campaign. — Speculating Judges. — A Crop of Oaths. — Roads and Streets. — Summer Board as a Business. — Michele Amari. — A Summary of Ballot Reform. — The Fine Arts at the Paris Exhibition. — A Colonel of the French Revolution. — The Grand Rapids Post-office. — President Harrison and the New-Mexico Surveyor-Generalship. — Woman-Burning in England. — A Last Word on the Excavations at Delphi. — Notes. — Herndon's Lincoln. — Recent Novels. — Leaf's Iliad. — Transactions of the National Association for the Advancement of Art and Its Application to Industry. — Labour and Life of the People. — The Military Annals of Lancaster, Mass., 1740—1865. — The Beginnings of New England. — Gleanings from Japan. — The Story of Phœnicia. — Le Livre du Centenaire du Journal des Débats, 1789—1889. — Father Damien. — Our Journey to the Hebrides. — Books of the Week.

BELGIEN.

**La Revue Générale.** Septembre 1889.

Ch. Wocate, Les exemptions ecclésiastiques en France. — Max Waller, Daisy. Nouvelle. — Ch. Verbruggben, Goethe. — Henry van de Velde, Adrieu-Joseph Heymans. Étude. — Joseph Grabinski, M. Depretis. — Essai d'apologétique mathématique. — Bibliographie.

NIEDERLANDE.

**De Toekomst.** No 9. September 1889.

H. T., Toegepaste Zielkunde. — Alex. Bolckmans, Landbouwonderwijs. — C., Natuurkunde voor de lagere scholen. — C. Flachet, Over Proclisis en Enclisis bepaaldelijk bij de persoonlijke voornaamwoorden. — Overzicht der Tijdschriften. — Ingezonden Werken. — Officieel Schoolnieuws. — Bladvulling.

**De Leeswijzer.** Aflevering 8.

C. J. B. van der Duijs, Th. H. Jorissen. — Byron en Shelly. — Johan van Oolen, Pol de Mont, Eene romantische levensaschets. - W. Mulder, Kunst. — Betsy Perk, Uit Brussel. — J. Winkler Prins, Wat de Duitschers zich laten wijsmaken. Boekbespreking: Holland.-Vlaanderen, Het dagboek van Inspecteur Byrnes; Transvaal (Dr. Blink); De Eedgenooten. — Berichten en Aankondigingen. — Nieuwe Uitgaven in Nederland, België, Duitschland, Frankrijk en Engeland. — Aangeteekend. — Tijdschriften. — Correspondentie. — Advertentiën.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Langen,** Martin. Ihr und Ich. Lieder und Gedichte. Köln u. Leipsig, Albert Ahn. —, 2,8.

**Wichner,** Josef. Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein. Krems a. d. Donau, Ferdinand Österreicher.

**Dramatische Dichtungen.**

**Sievers,** Otto. Waterloo. Historie in 5 Aufs. Braunschweig, Benno Goeritz. 2,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**An der Tiber.** Römischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von J. v. Butler. 2 Bde. München, Carl Nerhoff.

**Heinrich,** Theod. Freifräulein Anna von Grundeck. Roman aus der Neuzeit. Linden-Hannover, Carl Manz.

**Salis-Marschlins,** Meta von. Die Schutzengel. Roman aus d. Gegenwart und Zukunft. Buch 1. München, Carl Merhoffs Verlag.

**Wolff,** Karl, Amadeus Glaeckiels Berichte an die Redaktion. Köln, Köln. Verlags-Anstalt A.-G. 1,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Albrecht,** Friedr. Lesefrüchte aus den hinterlassenen Werken Friedrichs des Großen. 3. Aufl. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1,0.

**Die besten Bücher** aller Zeiten und Litteraturen. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.

**Heinemann,** K. Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Mit 2 Bildn. Leipzig, Verl. d. Litter. Jahresberichte. 2,2.

**John,** Alois. Goethe in Deutschböhmen. Eger, Selbstverl.

**Neue Litterarische Volksbefte** Nr. 5. Goethe und noch immer kein Ende. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 0,5.

**Geschichte, Biographie.**

**Adamy,** Rud. Architektonik des Mittelalters. II. Bd. 3. Abt. Architektonik des gothischen Stils. Hannover, Helwing. 15,0.

**Lenhard,** O. Hinsus! Ein Kulturbild aus dem Zentrum des modernen deutschen Antisemitismus. Wurzen u. Leipsig, Ad. Thiele.

**Geographie und Reisen.**

**Schynse,** P. August. Zwei Jahre am Congo. Köln, J. P. Bachem. 2,0.

**Philosophie.**

**Baumann,** J. Platons Phädon, philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. —. 4,0.

**Kuhleubeck,** Ludw. Giordano Brunos Reformation des Himmels. Verdeutscht und erläutert. Leipzig, Reinert u. Rocco. 12,0.

**Runze,** Georg. Sprache und Religion. Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft. Heft 1. Berlin, R. Gaertner. 6,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Kampoiroglol,** D. G. Στορια των Αθηναιων. Tom. A. Heft 8. Athen, Papageorgioi.

**Perrot,** Georges, u. Chipiez, Charles. Histoire de l'art dans l'antiquité. 253e et 254e livraison. Paris, Hachette & Cie. Frc. 0,5

**Römische Quartalschrift** für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte. Herausgegebeu von Dr. A. De Waal. 3. Jhrg. Heft 2 u. 3. Rom, Spithöver.

**Vermischtes.**

**Baumeister,** A. Gymnasialreform und Anschauung im klassischen Unterrichte. Zur Einführung der Bilderhefte u. s. w. München, R. Oldenbourg. 1,25.

**Prieger,** Erich. Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Berlin, C. F. Conrad. 0,8.

**Speyer,** Otto. Italienische Vegetationsbilder. Ein Vortrag. Kassel, A. Freyschmidt.

## Unsere Mitarbeiter

werden hierdurch höflichst gebeten, alle Eigennamen und Fremdwörter — wo sich solche nicht vermeiden lassen — in ihren Handschriften doppelt (mit deutscher und lateinischer Schrift) schreiben zu wollen.

**Die Schriftleitung des „Magazins".**


Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

## Deutsche Dichtung.

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VI. Band. 1889.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats ein Heft von $3^1/_4$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

Abonnementspreis 4 Mark vierteljährlich.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

## Goedeke, Prof. Dr. K.

## Deutsche Dichtung im Mittelalter.

**Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.**

**Zweite**, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

Breslau, **J. U. Kern's Verlag** (Max Müller).

## Elf Jahre Balkan.

**Erinnerungen eines Preussischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887.**

(Serbien 1876/77, Türkei 1877/78, Ostrumelien 1879/85, Bulgarien 1885/87.)

**Preis geheftet 10 M., gebunden 11 M. 50 Pf.**

. . . „Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit haben wir es gelesen und volle Befriedigung darin gefunden . . ."
*(Allgem. Militär-Zeitung.)*

. . . „Das Buch wird eine hervorragende Stelle in der Litteratur über den Balkan einnehmen." . . .
*(Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.)*

**Statt 48 für nur 15 Mark!**
liefere ich 1 neues Exemplar von
**Gutzkow's ges. Werken.**
Eleg. geb. 12 Bände für 22 ℳ statt 60 ℳ.
**Nur einige Exemplare!**
**A. Heinrich's Buchhandlung, Bielefeld.**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

## Alkibiades.

**Drama in fünf Akten**
von
**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenalters — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „heimde moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

## Für Herz und Haus.

**Briefe für deutsche Frauen**
von
**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Ehrendame der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und theoretischer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Elze**, Prof. Dr. K., **Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Clans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."
(Kritische Blätter.)

**Wolfgang Kirchbach**

**Ausgewählte Gedichte.**

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

**Der Menschenkenner.**

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 28. September 1889. Nr. 40.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

# LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

## WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: August Strindberg: „Tanz beim Schneider". — Louise von Lavallière: „Sonett". — Karl Sommer: „Ein verschlossener Mensch". — Max Kretzer: „Novellen von Rudolf Schmidt". — Ernst Kraus: „Svatopluck Čech". — Sprechsaal. — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Tanz beim Schneider*).

Sittenbild von August Strindberg.

Aus dem Schwedischen mit Genehmigung des Verfassers übertragen von Ernst Brausewetter.

Wenn man an einem schönen Sommerabend vom Festlande kommt und sich gegen die Byttabucht wendet, an der Gässchär (Gänseschär) und Skoborad vorüber, kann man, wenn man den Wind gerade von der Backbordseite hat, auf der Seeseite eine Hochlandinsel gleichsam in Krahnbalken-Form erblicken. Sie ist sonst nicht merkwürdiger als die andern Inseln ringsumher, als daß sie höher ist und aus einer einzigen kahlen Gneißspitze zu bestehen scheint, welche mitten entzweigeborsten ist. Geht man an der Nordseite ans Land, so gelangt man bald in ein Erlenwäldchen, und dringt man tiefer in den Riß hinein, so hat man bald unter seinen Füßen eine kurzgrasige Wiese, die zwischen den feuchten Felswänden gleichsam zum Trocknen ausgebreitet zu sein scheint. Bleibt man auf dieser grünen Matte, so sieht man sie sich bald gegen die mit Haselnußbüschen bekränzten Bergabhänge erstrecken, welche die Eingänge zu Hallen und kleinen Grotten verdecken; verfolgt man nun den Weg in südlicher Richtung, so wandelt man bald im Schatten von Föhren dahin, denen Birken, Vogelbeerbäume und Eschen folgen, und dann nimmt einen die Bergwand auf, der Weg schrumpft zu einem schmalen Stege zusammen, der steil emporsteigt, sich windend wie eine Turmtreppe. Geht man ein Weilchen aufwärts, so muß man bald wieder in eine Kluft hinab, wo das schöne Beinholz sich leewärts vor dem Winde gekrümmt hat, um seine glänzenden grünen und seine leuchtenden roten Beeren zu verbergen, und dann geht es wieder bergauf, immer bergauf, bis man auf der kahlen Spitze steht, wo trocknende Hechtgräten die Nähe eines Fischadlers verraten oder ringsverstreute Entenfedern und getrocknete Skelette die Stätte anzeigen, wo Habichte, Falken und vielleicht auch Seeadler ihren Schmaus in aller Ruhe abhalten, während sie das Jagdrevier im Auge behalten, welches sich von hier schier unendlich in die blauenden Buchten der Schären und hinaus vom Meeresgestade bis zum ewigen Zirkelsegment erstreckt. Geht man aber einige Schritte weiter auf der Höhe in südlicher Richtung und blickt abwärts, so vergißt man die Schädelstätte dort oben und sieht ein anmutiges, kleines Gemälde, das man hier draußen nicht erwartet. Geschützt durch die Felswände vor allen kalten Winden von Nordwest bis Südost liegt ein Wiesenplan, so grün wie frisch ausgesprossener Roggen, und dort unten wandelt eine rote Kuh und weidet unter den weißen Birken. Die Matte erstreckt sich abwärts bis zu der grauen Hütte, die von einem Gartenfelde umgeben ist, und noch weiter bis zur See, wo sich ein Hafenplatz mit Landungsbrücke, Seeboot, Fischkasten und Netz befindet.

Das gehört dem Schneider.

Klettert man von der Felswand herab und verläßt die Höhe, wo ein kalter Wind ging, so wird man bald fühlen, wie die Sonne die stille Luft durchglüht, und nachdem man weitere fünf Minuten herabgestiegen, merkt man, wie das Klima und gleichzeitig die Vegetation sich ändert. Aber man wird fast an Wunderthaten glauben, wenn man den Vogel-

*) Aus „Skärkarlslif" (Leben der Schärenbewohner), welche trefflichen Skizzen ich nach und nach mit Genehmigung des Verfassers einem deutschen Publikum in Übersetzung darbieten werde. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

beerbaum Astrachaner auf dem einen Zweig und Graubirnen auf einem andern tragen sieht, und sieht man dann Taubenäpfel an den Hagedornsträuchern, so glaubt man auf eine verzauberte Insel gekommen zu sein, wo man sich im nächsten Augenblick darauf gefaßt machen kann, Feigen an der Wahrsagerdistel zu pflücken. Wandert man auf der Wiese abwärts und nähert sich der Hütte, erblickt man, wenn das Glück gut ist, durch das offene Fenster, an welchem ein Hänfling seine blutbespritzte Brust in einem kleinen Drahtbauer zwischen Salatblättern zeigt, den Zauberer selbst. Auf einem Klapptisch hinter dem Hänfling sitzt er nämlich, die Beine über Kreuz, und zieht lange Stiche durch ein kariertes Stück Baumwollzeug, welches die ganze untere Hälfte seines Körpers verbirgt und nur den oberen Teil sichtbar läßt, obgleich auch davon nicht viel zu sehen ist; denn der Bauch fehlt und der kleine Mann scheint den Brustkorb abgenommen und ihn direkt auf die Tischplatte gesetzt zu haben, und auf der Brust sitzt der Kopf, ohne daß man einen Hals bemerkte. Es ist der Schneider, den die Natur mit harter Hand zu einem Buckel zusammengedrückt hat und für welchen die Eltern aus diesem Grunde diesen sitzenden Lebensberuf erwählten.

Um die Natur zu verbessern, die ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hat, hat der Schneider sich eine gute Laune zugelegt und sich zu einem lustigen Kauz entwickelt, der immer voller Geschichten und Schnurren steckt. Und gleich, als wenn er der Natur zeigen wollte, wie sie sich hätte verhalten sollen, hat er sich mit Vorliebe auf die Naturforschung geworfen. Er hat seinen Garten geschaffen, und nicht genug damit, die alten Süßäpfel und das Sauerobst im Garten zu veredeln, ist er hingegangen und hat edle Früchte in die Wildlinge gepfropft, so daß der saure Vogelbeerbaum weiße Astrachaner trägt und der herbe Hagedorn von den rot- und weißwangigen Kindergesichtern der kleinen Taubenäpfel wiederleuchtet. Und gleich als wenn er fühlte, daß seine elende Art sich in der Welt nicht weiter fortpflanzen dürfte, pflanzt er Bäume auf das Feld, und wenn er auf einen Bauernhof kommt, um zu nähen, bringt er in der Westentasche einige Samenkörner mit, die er heimlich in die Erde steckt, oder wenn die Jahreszeit recht ist, einige Pfropfreise, die er zwischen Rinde und Stamm hineinsteckt. Und seine Samenkörner keimen und seine Augen sprießen aus, und wenn keiner mehr seinen Namen trägt, dann wird derselbe in fernen Zeiten noch genannt werden, wenn die Kindeskinder Anderer unter des Großvaters Apfelbaum sitzen und die Geschichte davon hören, wie das herrliche und schöne Wunder auf dem Felsen geschah und zwar lange, nachdem seine Röcke und Hosen zu Lumpen oder Filzschuhen geworden.

Jetzt im März hatte er bei dem Gärtner auf Sandemar genäht, und er hatte Wunderwerke in den Treibhäusern gesehen und von einer Art runder, gelber Gurken gehört, für die man bei der Dalarö-Sozietät*) eine Krone bekäme. Und dann hatte er Kerne mitbekommen, sie in einen Grundschnur-Kasten mit Erde gesetzt und ans Fenster gestellt. Nach vierzehn Tagen sah er gleichsam einen weißen Fingerknöchel aus der Erde herausstecken und sich gleich darauf ausbreiten und wie zwei Schwingen dicht auf die Erde hinlegen wie eine Wasserjungfer. Dann kam die Aprilsonne, und nun schossen sie empor, preßten einen grünen Kamm heraus, rollten sich auf und begannen längs der Erde zu kriechen. Dann überspitzte er das dritte Blatt, wie es ihm der Gärtner gelehrt hatte, und nun bekamen sie Nebenschößlinge, welche er wieder in derselben Weise überspitzte, so daß, als der Mai zu Ende ging, sie nur noch in die Beete zu setzen waren. Aber es war nicht das Leichteste, Wärme darunter zu schaffen, und eines Tages fuhr er nach Dalarö, um einen Kasten voll Mist zu holen. Damit fütterte er die Bergwand aus, auf der die Sonne brannte, und rahmte das Beet mit Brettstücken ein; aber so wurde es nur ein niedriges Beet, und er mußte auf Mittel sinnen, es zu erhöhen. Heureste, Kehricht und Stroh mußte er noch dazu nehmen, und schließlich wurde es ein Beet, wie es sein sollte. Und in dieses setzte er die Pflanzen mit ihren Erdklumpen hinein, legte dann die Doppelfenster darauf und hatte so ein Treibbeet.

Als aber die kalten Nächte kamen und er sie bedecken mußte, verwandte er dazu Reste von alten Decken und Tannenzweige. In den ersten vierzehn Tagen keimte und wuchs es in dem Beet, aber im Hochsommer ließ es nach und blieb stehen. Der Mist war ausgebrannt, und er kam nicht dazu, neuen zu beschaffen. Dann kam im Juli große Hitze, und nun schossen sie wieder empor und setzten Blüten an, erst dünne, männliche Blüten und dann dicke weibliche mit ein wenig grünem Kraut am Boden. Er lüftete und begoß sie, verschattete sie, wenn die Sonne brannte, und bedeckte sie, wenn es sich bewölkte. Dann kamen vierzehn Tage Regenwetter ohne Sonnenschein, und die ganze Geschichte stand wieder still. Nun begoß er sie mit warmem Wasser und streute ringsum Stroh und Kuhmist, und als der August mit Hundstagshitze anbrach, so daß die Bergwand wie ein Backofen war, da keimte es wieder, die Erbsen schwollen zu Gänseeiern an und bekamen kleine Rinnen mit wolligen Stellen. Acht Stück waren nun so groß wie Fäuste und begannen bereits schwach zu duften, so daß er Mauerschiefer unter sie herunterlegte. Er wußte eine ganze Geschichte von den Melonen zu erzählen, und wenn nur die Sonne so weiter fortfuhr, so würde er sie in einer Woche in der Hand haben.

Darum saß er nun auf seinem Tisch und blickte auf sein Treibbeet hinaus, als wenn er die Sonnenstrahlen dort an der Bergwand bewachte, und er war recht von Herzen froh, denn der Wind kam von Süden, und es hatte am Siebenschläfertage nicht geregnet.

„Du. Anna, hör' 'n mal!" rief er mit seiner keuchhustenartigen Stimme der Schwester zu, die in der Küche stand und Flundern reinigte.

„Na, Gustav!" antwortete Anna, ohne ihre Arbeit zu verlassen.

*) Eine Gesellschaft zur Aufnahme von Badegästen in Dalarö.

Digitized by Google

„Ja, siehst Du, ich hatte gedacht, wir könnten am Sonnabend, bevor die Leute auf den Strömlingsfang gehen, das Tanzfest geben; was sagst Du dazu?"

Erst blieb es still, so daß man den Tanz der Fliegen um den grünen Zweig am Dache und das Schrapen des Fischmessers auf der Haut der Flundern hörte.

„Hast Du Geld dazu?" kam Annas Antwort in Frageform.

„Ja, gewiß, und übrigens will ich Dir sagen, wenn man eine Beschäftigung hat, wie ich, muß man einmal seine Kunden sehen, und was das Geld anbetrifft, so bin ich nicht so ganz bankerott. Auf mindestens ein paar Tonnen Äpfel kann ich rechnen."

„Sie sollen ja dazu sein, um Winterfutter zu kaufen . . . ."

„Na, dann habe ich —" hier gluckste es in seinem Halse, als wenn ihm die Worte stecken blieben — „dann habe ich ja meine Melonen."

„Ha, laß uns Deine Melonen nur erst sehen!"

„Sehen! Kannst sie nicht draußen sehen? In drei Tagen sind sie reif, und dann habe ich meine acht Kronen; das ist für den Branntwein!"

„So warte doch wenigstens, bis die Melonen reif sind."

„Ja, aber das kann ich ja nicht, denn dann ist es zu spät für die Strömlinge, wie Du weißt!"

Anna antwortete nichts mehr, denn sie wollte das Ganze nicht haben, einmal weil sie meinte, es wäre beschwerlich, das ganze Haus umzustapeln, und dann, weil sie wußte, Gustav würde sich betrinken.

Aber es war nun die Schwäche des Schneiders, einmal im Jahre Leute bei sich zu sehen und namentlich Mädchen. Obgleich er nicht tanzen konnte, da er obendrein lendenlahm war, so daß er zwischen zwei Krücken ging, fand er ein besonderes Vergnügen daran, zu sehen, wie sich die Jugend amüsierte, und war bei allen Tanzvergnügungen mit dabei, wo er dann umherhüpfte und die Mädchen mit den Knöcheln seiner langen, mageren Hand klopfte, und da er trotz seiner zweiunddreißig Jahre für einen alten Onkel angesehen wurde, durfte er sich kleine Freiheiten erlauben, mit denen es niemand so genau nahm. Wenn er nun seiner Schwester, die hier draußen bei ihm wohnte und sein Haus führte, diesen Vorschlag machte, so war das kein plötzlicher Einfall, sondern eine lang ausgebrütete Idee, die sich in seinem Kopf festgebissen hatte und durchgeführt werden mußte.

Die Schwester, die fünf Jahre älter war als er, hatte wohl die Macht im Hause, aber wenn es recht darauf ankam, war der Schneider eigensinnig, wie die Sünde, und wenn es auch acht Tage lang Zank gab, so setzte er doch sein Stück durch.

Ohne daher weitere Ratschläge abzuwarten, setzte er sich am folgenden Morgen ins Boot und segelte herum, um einzuladen, und alsdann steuerte er nach Dalarö, um Branntwein und Dünnbier zu kaufen. Betrunken kommt er heim, aber doch noch vor Sonnenuntergang, und kriecht auf das Feld und legt die Fenster auf das Beet, ohne eine Ranke zu zerschlagen. Und da es drohte kalt zu werden, stapelte er Matten darauf und nahm, jetzt doppelt um seinen Schatz besorgt, der die Festkosten decken sollte, seine Bettdecke und legte sie noch auf das Andere darauf.

Am folgenden Tage rüsteten Anna und Gustav zum Tanz. Erst wurde der Klapptisch zusammengeklappt und auf den Hof hinausgestellt; dann wurde gekehrt und gescheuert, abgestaubt und gelüftet. Und als es gegen den Nachmittag ging, machten die Geschwister Toilette, worauf die Mädchen auf Mörtön anlangten, um bei dem Kaffeekochen zu helfen.

Dann gegen Abend kamen die Fremden. Boot auf Boot lavierte in die Hafenmündung und zog die Segel ein, ruderte an die Brücke heran, wo der Schneider aufgerichtet stand und sie empfing, ihnen die Hand schüttelte und einige freundliche Worte sagte, jedem Einzelnen ans Land half, den Mädchen die Wangen klopfte und sie zum Erröten brachte.

Als der Kaffee auf dem Hofe getrunken war, führte der Wirt seine Gäste in den Garten, damit sie schauen und bewundern sollten. Die Mädchen bekamen einen Apfel, welchen der Schneider ihnen selbst in die Tasche stecken mußte; den alten Männern steckte er ein Pfropfreis oder ein Samengehäuse zu, das sie mit nach Hause nehmen sollten. Und dann sollten sie die Sammetrosen und Löwenmäuler, die Astern und Georginen, die in großen Büschen auf den Gemüsebeeten wuchsen, „anstarren". Die Mädchen sollten natürlich eine Priese Lavendel und Rosmarin nehmen, so daß es gut um sie duftete, und der Schneider mußte selbst das Krautbüschel an die Taille anstecken. Die Jungen aber konnten ihre Finger nicht im Zaum halten, sondern wollten Äpfel stehlen, woher es der Herr des Gartens vorteilhafter fand, ihnen einige saure Früchte herabzuschlagen, als daß sie seine jungen Bäume plünderten, die zum erstenmal trugen. Und zuletzt wurde das Wunderwerk betrachtet, das Melonenbeet.

„Noch drei Tage, und das sind acht Kronen in der Hand!" — prahlte der Schneider. — „Riecht daran, Jungen! Heh? Na, trinken wir eins darauf!"

Und dann ging man ins Haus und begann den Tanz mit einer Schicht großer Schnäpse unter den Orgeltönen der Ziehharmonika. Wie eine Katze schien der Schneider sich zwischen den Paaren hindurchzuwinden und zum Trinken und Tanzen aufzufordern. Nun war er bei dem Herd und ermunterte einige sitzende Paare, und nun am Tisch und brachte die Alten zum Trinken.

„Nicht so hitzig, siehst du, die Nacht ist lang, und man weiß nicht, was geschehen kann!" warnten die Alten.

Aber der Schneider war im Zuge. Und dazu kam nun noch der Rausch vom gestrigen Tage zum Durchbruch, die Krücken begannen zu wackeln und der kleine Mann glich einem schwingengetroffenen Vogel. Er torkelte gegen Thürpfosten, stieß an die Tanzenden an und erhielt selber Rippenstöße. Bald wurde es ihm zu viel, und er setzte sich in einen Winkel; er rollte die Augen, als wenn er den Erdball rundumgehen sah und fiel schließlich zusammen, die

Digitized by Google

Krücken scherenförmig vor sich, wie der Ständer einer Drehorgel.

Die Sonne stand noch am Himmel, als der Wirt in einer letzten Eingebung die Bodentreppe erreichte und auf den Boden hinaufgelangte, wo das Heu lag. Dort schien den Krüppel plötzlich die Müdigkeit vom Tage vorher und der Rausch zu überfallen, so daß er das Bewußtsein verlor und in ein Meer von Wohlgerüchen von dem trocknen, blumigen Heu versank, während ein ganzer Büschel roter Sonnenstrahlen über seinem Antlitz lag.

Als er das nächste Mal das Gefühl wiederbekam, klang es ihm in den Ohren, als wenn er in einem Mühlwerk läge; das Haus zitterte und krachte und die Baßtöne der Ziehharmonika tönten zu ihm herauf, als stünde er auf dem Kirchberge. Es war jetzt aber dunkel; und dann hörte das Ohr auf zu hören, die Augen erloschen, und er glaubte, er würde ohnmächtig.

„Hier bin ich!" – hörte er sich im Schlaf, auf einen Ruf nach dem Schneider, so laut antworten, daß er nach einem unbestimmten Zeitraum, der ein Jahr oder eine halbe Stunde gewesen sein konnte, erwachte, und dann wurde es wieder dunkel und still.

Das nächste Mal, als er etwas vernahm, hatte er schauderhafte Kopfschmerzen, und hinter einem Balken flüsterte Jemand, der eisenbeschlagene Absätze hatte.

Darauf träumte er, er wäre Mehl und würde in einer Mühle gesiebt, in der ein Kammrad das Sieb schüttelte, so daß es wehe that, und die Müllerknechte schrieen, während die Orgel in der Kirche spielte, und bisweilen regnete es drunten in Strömen, und rauschte in Bäumen und Büschen, knackte im Reisig und Misthaufen und prasselte auf die Erde. Und der Schneider lag und zerbrach sich den Kopf, denn es war ihm, als wenn er etwas vergessen hätte, was ihm einfallen müßte, etwas Wichtiges und Dringendes; worauf er aber nicht kommen konnte. Dann schlug er sich es aus dem Kopfe, und so wurde es für eine Weile besser; aber dann kam es wieder, und dann fror er am ganzen Körper, während sein Kopf sehr heiß war.

Nun war es unten in der Mühle still geworden, und wenn er zum Dache emporblickte, sah er einen lichtgrauen Streifen mit kleinen Sternen darauf, der unangenehm zu betrachten war; der Hahn krähte und die Möven schrieen irgendwo droben in der Luft. Er erwachte.

Es war Morgen, er war betrunken gewesen und — hatte seine Melonen zu bedecken vergessen. Wie ein Pfeil war er auf, kletterte die Treppe hinunter, sah in der Küche eine abscheuliche Verwüstung und schoß in den Garten hinaus; nahm drei Ellen lange Sprünge zwischen den Krücken; fühlte, daß es bitter kalt war, sah Weißes auf den Feldern, was unter den Füßen knirschte und sah — da lagen sie tot. Die Stiele zusammengedreht wie Seile, die Blätter schlaff wie Tuchlappen, grau und leblos, und die Fruchtschäfte sahen aus, als wenn sie verbrannt wären. In einem einzigen schmerzlichen Augenblick ging die Arbeit von vier Monaten an den Augen des Berauschten vorüber: die drei Meilen weite Bootfahrt nach Dalarö wegen des Mistes, die Herstellung des Beetes, die Verpflanzung, die Bewässerung und Lüftung, das Bedecken für die Nächte; alle Quälerei und Mühe durch eine Frostnacht verloren!

Der Schneider schlug die Beine unter und setzte sich auf die Beeteinrahmung; und barhäuptig, wie er war, mit in die rotgesprenkelten Augen hängenden Stirnhaaren, ließ er den Kopf auf die Brust herabfallen und weinte; weinte so entsetzlich, ob infolge des Branntweins oder des Kummers oder allen beiden, wußte Anna, die hinzukam, nicht:

„Das hast du für den Tanz!" sagte sie.

„Ich werde niemals mehr trinken!" schluchzte Gustav. „Niemals — mehr — trinken!"

„Das sagst du jedesmal, wenn du betrunken gewesen bist. Aber halte lieber einmal Wort."

Anna pflückte Heureste aus dem Haar ihres Bruders, während die Thränen fortfuhren, über seine streifigen Wangen zu fließen, die auf den Heuhalmen gelegen hatten.

„Und dann solltest Du sehen, wie sie in Deinem Garten gehaust haben."

Der Schneider fuhr auf, als wenn er Hornisse gehört hätte und schaute über die Einfriedigung in das Gärtchen hinein.

„Na, Gott helfe mir!"

Das war alles, was er hervorbrachte, als er seine jungen Rosenhecken geplündert und die Fruchtköpfe abgeschlagen sah.

„Fort — Herr Jesus! So 'ne Bande! Und sieh, zum Teufel, hier haben sie mir den Stachelbeerstrauch bebrochen! Nein, so ein Schweinepack!"

„Komm nur in die Küche, da haben sie eine Sauerei sondergleichen gemacht! Ja, Du hast für Dein Geld schönes Vergnügen gehabt!"

Der Schneider stand und starrte den Stachelbeerstrauch an, als suchte er die Lösung eines Rätsels, und ein Lächeln zog auf seinem Gesichte herauf, anfänglich gegen seinen Willen, aber bald das ganze thränenfeuchte Antlitz überstrahlend und die Hand auf das Knie gestützt, brach er in das vergnügte Lachen befriedigter Rache aus:

„Traun, die Menschen haben ja gelernt die Gurken zu schälen."

Das Lachen erstarb, und ein neuer Wutanfall setzte die kleine schlottrige Figur in hüpfende Bewegung nach der anderen Seite des Ganges.

„Gott verzeihe meine Sünden, sind sie nicht bei meinem Erbsenbeet gewesen und haben alle Erbsen ausgeschlaubt! Sieh nur! — Sieh nur! — Das ist aber wirklich niederträchtig!"

Anna nahm den Arm des Bruders und führte ihn ins Haus. Dort sah es schrecklich aus. Der Boden von den Schuhen der Tanzenden aufgerissen, mit Schnupftabak, Pfeifenasche und Streichhölzchen bedeckt; ringsum auf den Fensterbrettern standen ausgetrunkene Gläser und am Herde lagen die beiden Fäßchen, welche Branntwein und Dünnbier enthielten.

Der Schneider warf einen Blick auf die

Digitized by Google

Schmutzerei, schüttelte den Kopf und rüttelte das Branntweinfaß.

„Nicht ein Tropfen darin? Anna?"

„Nein, und das ist gut! Aber nun, Gustav, mußt Du acht Tage sitzen und nähen, um wieder einzubringen, was die Andern heute Nacht ausgesoffen haben."

„Das muß ich wohl! — Aber glaubst Du, daß sie sich wenigstens amüsiert haben?" fragte der Schneider mit einer letzten Hoffnung, wenigstens eine Valuta für sein Geld zu bekommen.

„Gewiß haben sie sich amüsiert" — erwiderte Anna — „aber Du hattest nichts davon!"

„Gieb mir einen Schnaps, Anna, denn ich weiß, daß Du noch im Schrank einen versteckt hast, dann reden wir nicht mehr über die Sache!"

Als der Schneider ein wenig Ordnung gemacht, ging er zur Brücke herab und wusch sich. Und eine Stunde später saß er auf dem Tisch und nähte, während der Hänfling vor ihm pfiff.

Und mitten in seinen Kopfschmerzen, wenn die bösen Gedanken kamen und gingen, mußte er sich selbst unterbrechen und Anna fragen:

„Glaubst Du, sie haben sich wenigstens amüsiert, Anna?"

Und als Anna zum drittenmal „ja" antwortete, schloß der Schneider seine Trostgründe für sich selbst ab:

„Na, dann war es auch ganz amüsant!"

## Sonett.

Mutmaßlich gedichtet von
Louise, Herzogin von Lavallière.*)
Deutsch von A. v. Krajewska.

Alles zerfällt, vergeht; das zärtlichste Ersehnen,
Es gilt nicht immer nur dem einen Ziele;
Der Wunsch bleibt unterthan dem Wechselspiele
Und ew'ge Dauer wär' vergeb'nes Wähnen.

Vernunft hat hat ihr Gesetz, beharrt bei ihrem Rechte;
Des Liebens Flüchtigkeit, — wer dürfte sie beklagen?
Was heute noch entzückt, mißfällt in wenig Tagen:
Beständigkeit ist fremd dem menschlichen Geschlechte.

Dein, großer König, sind die Tugenden, die Mängel:
Die Liebe, die du gabst, sie ward zum leeren Scheine;
Wie sind verschieden doch mein Fühlen und das deine!

O Liebe, die zugleich mein Dämon und mein Engel, —
Warum nicht schufst du ihm ein Herz so wie das meine!
Warum schufst du mein Herz so anders wie das seine!

*) Eine der Mätressen Ludwigs XIV., geb. 1644, gest. 1710 im Kloster.

## Ein verschlossener Mensch.

Roman von Max Kretzer.
Leipzig: Carl Reißner 1888.

Dem sich immer mehr und mehr zu künstlerischer Vollendung läuternden dichterischen Schaffen Max Kretzers hat das „Magazin" von dem Beginn seiner Entwicklung an ein reges, wohlwollendes Interesse zugewandt. Seine Romane „Drei Weiber" und „Meister Timpe" fanden nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern (1886, 308 ff.; 1888, 473 ff.) eine fast bedingungslose Anerkennung, welche die außergewöhnliche und durchaus eigenartige Begabung des Dichters, seine kraftvolle lebenswahre Darstellung, sein tiefes, durch scharfe, objektive Beobachtung erlangtes Verständnis für die sozialen Verhältnisse der Gegenwart, seine einschneidende Bedeutung für den Berliner Sittenroman mit vollstem Rechte hervorhob. Dem nachhaltigen Gesamteindruck der früheren Werke Kretzers, dem sich kein unbefangener Leser wird entziehen können, vermochten die zahlreichen, oft recht bedeutenden Mängel in der Ausdrucksweise und im Satzbau keinen wesentlichen Abbruch zu thun. Da nun der vorliegende Roman „Ein verschlossener Mensch" einen weiteren erheblichen Fortschritt in der künstlerischen Entfaltung des Dichters bedeutet, so dürfte bei dem immer mehr steigenden Interesse für denselben eine wenn auch etwas verspätete Besprechung seines neueren Werkes selbst jetzt noch am Platze sein.

Zu den früher hervorgehobenen Vorzügen der Dichtungsart Kretzers tritt in diesem Romane eine bisher noch nicht in dem Grade vollendete, bis in die kleinste Einzelnheit psychologisch begründete Charakteristik hinzu, die ein glänzendes Zeugnis für seine scharfe Beobachtungsgabe ablegt. Diese fein abgetönte Charakterdarstellung finden wir nicht nur bei den beiden in den Vordergrund des Romanes tretenden jungen Männern, auch die mehr oder weniger wesentlichen Nebenfiguren, selbst die so leicht zu Übertreibungen verleitenden aneklotischen Gestalten sind mit derselben peinlichen Sorgfalt und mit ganz außerordentlicher Naturwahrheit gezeichnet.

Es wird zu einer weiteren Besprechung des Romanes notwendig sein, auf seinen an und für sich einfachen Inhalt näher einzugehen.

Robert Gatter, ein kaum 14jähriger, verwaister Knabe aus dem Arbeiterstande, hat sich, von Hunger und Lebensüberdruß getrieben, in einen der vielen Kanäle der Residenz gestürzt. Noch rechtzeitig wird er dem nassen Grabe entrissen und von einer reichen Witwe, Frau Sommerlandt, die zufällig bei seiner Rettung zugegen war, in ihr Haus aufgenommen. Die warme Fürsprache ihres treuen Hausfreundes, des Armenarztes Dr. Hahnebusch, vor allem aber die stürmischen Bitten ihres einzigen Sohnes Alwin, welchem der jugendliche Selbstmörder einst in der Gefahr uneigennützig beigesprungen war, veranlassen die hochherzige Frau, das fremde Kind mit dem ihrigen zu erziehen. Zwischen den beiden fast gleichalterigen, reichbegabten Knaben entwickelt sich trotz, oder gerade wegen ihrer Charakterverschiedenheit

Digitized by Google

die innigste Freundschaft, welche erst nach einer Reihe von Jahren getrübt wird, als in den Familienkreis die verwaiste, zur Jungfrau aufblühende Nichte der Hausfrau, Milli Röstel, tritt. Auf beide Jünglinge macht das anmutige, jungfräuliche Mädchen den ersten tiefen, wenn auch noch ungeklärten Eindruck. Während Robert in dem vollen Bewußtsein seiner Stellung mit aller Energie die aufkeimende Leidenschaft zu unterdrücken sucht, giebt sich der von der Natur mehr begünstigte, feurige und herrschsüchtige Alwin den ersten Regungen der Liebe schrankenlos hin. Seinem durch die Eifersucht geschärften Auge entgeht es nicht, daß sein ernster Freund mehr als er selbst die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich lenkt; in seinem Grolle läßt er sich zu Handlungen und Worten hinreißen, die den unheilbaren Bruch zwischen den beiden Freunden herbeiführen müßten, wenn er nicht in der nächsten Minute sein Unrecht gut zu machen suchte. An einem gewitterschwülen Sommerabende finden wir die Familie zur Geburtstagsfeier der Hausfrau vereinigt. Von der Hasenhaide her ertönen dumpfe Kanonenschläge, die den Beginn eines Feuerwerks andeuten. Alwin fordert seinen Freund auf, den Bodenraum des Fabrikspeichers zu besteigen, um von dort aus das stattliche Schauspiel besser genießen zu können. Seinem Freunde weit vorauseilend, erklimmt er die Stufen des Gebäudes bis zu den Dachluken empor, und hier geschieht das Entsetzliche. Ein jugendlicher Arbeiter, der mit Robert in offener Feindschaft lebt, beantwortet die erregte Weisung, sofort den Boden zu verlassen, mit höhnischen Worten und reizt den jähzornigen Alwin hierdurch so, daß dieser sich auf seinen Gegner wirft, welcher infolge des Anpralles zurücktaumelt und durch eine Bodenöffnung, in der die Speicherwinde befestigt ist, in die Tiefe stürzt, wo er zerschmettert liegen bleibt. Inzwischen ist Robert seinem Freunde gefolgt und, von diesem unbemerkt, Augenzeuge der sich rasch abspielenden schrecklichen That geworden. In der furchtbaren Aufregung, die sich seiner bemächtigt hat, beseelt ihn nur der eine Gedanke, ungesehen den Schauplatz zu verlassen, um seinen Freund nicht verraten zu müssen; er eilt durch den Hof in den Garten, wo ihm die nichtsahnende Milli entgegentritt. Ihr will er die That Alwins gestehen, von ihr will er erfahren, ob er schweigen darf. Das ungewöhnliche, ihr unerklärliche Wesen des erregten jungen Mannes läßt sie vermuten, er wolle ihr endlich seine Liebe gestehen; sie kommt ihm zuvor, und beide finden sich in dem ersten keuschen Kusse. Während dieser Vorgänge hat auch Alwin die Unglücksstätte verlassen, um durch ein offenes Geständnis sein gequältes Herz zu erleichtern und seine rasche, von so traurigen Folgen begleitete That zu sühnen. Da sieht er auf dem Wege zu seiner Mutter Freund und Geliebte fest umschlungen. Rasende Eifersucht erfaßt ihn; von denen, die er am meisten liebt, glaubt er sich verraten. Soll er, der stolze, reiche Erbe, der Liebling seiner Mutter, sein Leben um eines einzigen schlimmen Zufalles wegen für immer freiwillig zerstören, während sein aus dem Staube emporgezogener Freund das höchste, von ihm so heiß ersehnte Glück genießt? Vielleicht hat ihn niemand gesehen. Konnte nicht auch ein Unglücksfall den Tod des wegen seiner Tollkühnheit weit und breit bekannten Arbeiters verursacht haben? So lassen Eifersucht und Haß in ihm den Plan reifen, seine That als einen Unglücksfall hinzustellen, was ihm auch gelingt, da sein Freund schweigt. Das schreckliche Geheimnis lastet schwer auf dem Gemüte der beiden Freunde. Während das drückende Gefühl, durch sein Schweigen Mitschuldiger eines Verbrechens zu sein, Robert still und verschlossen macht, sucht Alwin durch unnatürlich lautes und aufgeregtes Wesen die Qualen seines Gewissens zu betäuben. Inzwischen verbreitet sich immer mehr und mehr das Gerücht, der Arbeiter sei nicht verunglückt, sondern von der Speicherwinde aus herabgestürzt worden. Der Verdacht lenkt sich auf Robert, der mit dem Verstorbenen in offener Feindschaft gelebt hatte. Das verschlossene Wesen des jungen Mannes giebt dem Verdachte neue Nahrung, und endlich sieht sich Frau Sommerlandt gezwungen, ihren Schützling zur Rede zu stellen. Aus dem Gespräche, das Alwin zufällig belauscht, erlangt er die Gewißheit, daß Robert die That weiß und bereit ist, zu schweigen, was auch kommen möge. Der Erkenntnis, daß sein treuer Freund sich für ihn zu opfern gewillt ist, hält Alwins zerrüttetes Gemüt nicht stand; bevor ihn geistige Nacht für immer umfängt, gesteht er in einer ergreifenden Szene seine Schuld ein. Der Roman schließt mit dem Tode Alwins und läßt die gebeugte Mutter in einer für spätere Zeit in Aussicht genommenen Verbindung von Robert und Milli einigen Ersatz für ihr verlorenes Lebensglück finden.

Der Inhalt des Romanes ist, wie wir sehen, ein durchaus einfacher; eine ähnliche Fabel kann sich jeden Tag vor unseren Augen abspielen. Hervorragende Probleme oder außerordentliche seelische Kämpfe enthält er nicht; hierzu ist die Schuld Alwins eine viel zu geringe, da seine rasche That nur durch einen äußeren, ihm selbst nicht zur Last fallenden Umstand, nur deshalb, weil die Öffnung für die Speicherwinde nicht verschlossen war, von so traurigen Folgen begleitet ist. Der Hauptwert des Romanes beruht daher nicht in der Wahl des Stoffes, sondern darin, daß die Zeichnung der Gestalten eine folgerichtig durchgeführte ist und dann darin, daß sie und die Situationen, in denen sie sich befinden, lebenswahr sind.

Schritt für Schritt, ohne jeden jähen Sprung, entwickeln sich die so verschiedenartigen Charaktere der von Knaben zu Jünglingen heranwachsenden Freunde. Not und Entbehrung haben Robert schon frühzeitig selbständiges Denken und thatkräftiges, zielbewußtes Handeln gelehrt. Zu seiner angeborenen, rücksichtslosen Wahrheitsliebe tritt nach der Aufnahme in die Familie seiner hochherzigen Wohlthäterin ein tiefes, unbegrenztes Gefühl für Dankbarkeit und uneigennützige Freundschaft. Ihr opfert er rückhaltlos, wenn auch unter schweren Kämpfen, seine erste, reine Liebe. Als er dann unbemerkt

Digitized by Google

Zeuge der entscheidenden That wird, kämpfen Wahrheitsliebe und Freundschaftsgefühl in seinem gepreßten Herzen einen schweren Kampf. Er weiß, daß durch sein Schweigen ein großes Unrecht ungesühnt bleibt, er weiß aber auch, daß seine Anklage das Familienleben seiner Wohlthäterin, die Zukunft seines Freundes für immer zerstört. Da Alwin die Schuld von sich selbst abzuwälzen sucht, ist es psychologisch völlig begründet, daß die Freundesliebe sich stärker als die Wahrheitsliebe erweist. Durch sein freiwilliges Schweigen nimmt Robert eine schwere Schuld auf sich; es ist wieder völlig folgerichtig, daß er die Folgen seiner Schuld, ohne zu schwanken, auf sich nimmt. Nichts kann ihn, nachdem er zu schweigen beschlossen hat, von seinem Vorhaben abbringen. Selbst als seine Wohlthäterin mit überzeugenden Worten in ihn dringt, der Wahrheit die Ehre zu geben, und sein Herz unter ihren milden Vorwürfen blutet, bleibt er fest und schweigt.

Im Gegensatze zu Robert ist der Charakter Alwins noch unfertig. Unter den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsen, von einer treuen Mutter sorgfältig behütet, hat er Not und Sorgen in seinem jungen Leben noch nicht kennen gelernt. Er ist stolz und hochmütig, leicht erregbar, in seinen Worten und Handlungen geht er unvermittelt von einem Extrem in das andere über; er wäre in allem der Gegensatz seines Freundes, wenn ihm nicht dieselbe Wahrheitsliebe und dasselbe tiefe Gefühl für Freundschaft zu eigen wären. So oft ihn auch das peinigende Gefühl, von dem der Geburt nach tief unter ihm stehenden Freunde in den Schatten gestellt zu werden, zu verletzenden Worten fortreißt, sein Gerechtigkeitssinn veranlaßt ihn sofort, sein Unrecht durch aufrichtiges Eingestehen seiner Schwäche wieder gut zu machen. Auch als das Unglück geschehen ist, zögert er keinen Augenblick, seine Schuld zu sühnen. Erst als Eifersucht und Neid mit seiner Wahrheitsliebe in Streit geraten, tragen die stärkeren Triebe den Sieg davon; er wird zum Lügner. Wie schwer aber sein jugendliches, im Grunde unverdorbenes Gemüt unter dem quälenden Schuldbewußtsein leidet, hat der Dichter meisterhaft geschildert. Man lese die Szene, in der Alwin die Zukunft der Mutter und der Geschwister des verstorbenen Arbeiters sicher stellen will, und man wird die innere Wahrheit, mit der Kretzer seelische Zustände zu schildern weiß, bewundern müssen. Auch die Katastrophe hat für uns nichts Überraschendes. Es ist psychologisch völlig begreiflich, daß das zerrüttete Gemüt Alwins in dem Augenblicke zusammenbricht, als er erfährt, welches Opfer sein edelmütiger Freund, den er trotz allem und allem so grenzenlos liebt, für ihn zu bringen bereit ist.

Es würde zu weit führen, wenn wir auch auf die übrigen Figuren des Romanes näher eingingen. Kretzer erzählt in diesen Blättern (1886. 317 ff.) in seinen „Modellen", wie er die Gestalten für seine Dichtungen mit dem Notizbuche in der Hand aufsucht und festhält. Er verschweißt wohl die Eigentümlichkeiten zweier zu einer Figur, oder modelt sie für seine Zwecke in Einzelnheiten um; im Grunde aber sind sie sämtlich dem wirklichen Leben, nicht der Phantasie des Dichters entnommen. Dies gilt auch für unseren Roman: alle auftretenden Personen machen daher auf uns den Eindruck der Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit. Es sind dies Eigenschaften, die auch die Darstellungsweise Kretzers auszeichnen.

Nachdem wir so den Vorzügen des Romanes volle Anerkennung zollten, müssen wir noch einen Augenblick bei seinen Schattenseiten verweilen. Man kann von einem Dichter verlangen, daß er seine Muttersprache reinlich zu gebrauchen versteht. Dies ist bei Kretzer immer noch nicht der Fall. Sprachliche Ungeheuerlichkeiten wie: „Gatter hatte sich erhoben . . ., als lautes, kreischendes Weinen an ihre Ohren drangen", und auf derselben Seite: „er genoß nun eines erschütternden Anblicks", ein falscher Imperativ wie: „Trete nur herein" gehören keineswegs zu den vereinzelten Vorkommnissen. Auch wirkt der viel zu häufige Gebrauch von in Klammern gesetzter Zwischensätze oft recht störend. Zum Schlusse sei noch auf einen dritten Punkt aufmerksam gemacht. Wenn Kretzer der Ansicht ist, in seinen Berliner Sittenromanen des heimischen Dialekts nicht entraten zu können, so läßt sich mit ihm hierüber, soweit es sich um redend eingeführte Personen der unteren Gesellschaftsklassen handelt, nicht rechten. In anderen Fällen aber ist die Anwendung vulgärer Ausdrücke nicht nur völlig entbehrlich, sondern geradezu geschmacklos, wie z. B. in dem Satze: „Alwin trug einen kurzen dunklen Rock von schwerem englischen Stoff, mit „Padden" an den Seiten". Derartigen, wie ein kalter Wasserstrahl wirkenden Worten begegnet man in dem Romane keineswegs selten.

Oberlößnitz b. Dresden.

Karl Sommer.

## Novellen von Rudolf Schmidt.

(Deutsch von M. von Borch. Berlin 1889. S. Fischer, Verlag).

Die Verflachung der deutschen Novellistik tritt immer schärfer hervor, je öfter man das gute Buch eines ausländischen Schriftstellers in die Hände bekommt. Und es sind während der letzten Jahre viele französische, russische, norwegische und schwedische, und in letzterer Zeit auch einige dänische Autoren ins Deutsche übertragen worden, deren dichterische Gestaltungsgabe uns Bewunderung einflößen muß. Aber nicht nur diese allein ist es, die die denkenden Geister zwingt, immer aufs neue Vergleiche zwischen dem wässrigen, die ewige Geschichte von Hans und Grete wiederspiegelnden Inhalte unserer Familienzeitschriften und der gesunden Kost fremder Litteraturgebilde anzustellen, sondern auch der Gedankenreichtum, dessen mehr oder minder großer Mangel nachgerade selbst unsere Backfische stutzig macht. Was für eine schonungslose Satire

Digitized by Google

bei den Franzosen, was für eine hochsittliche Idee bei den Russen und was für eine markige Kraft bei den Norwegern und Schweden! Bei ihnen allen: den Maupassant, Daudet, Gogol, Dostojewski, Tolstoi, Kielland, immer dasselbe Ziel: den Menschen als das aufzufassen, was er ist: als ein Produkt seiner Verhältnisse und seiner Umgebung. Immer und überall ist es der Mensch „an und für sich", der dem eingehendsten Studium unterworfen wird und dessen Charakterentwickelung und seine daraus entspringenden Handlungen mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchgeführt werden, ohne dem verdorbenen Geschmacke des Publikums irgend welche Zugeständnisse zu machen.

Auch bei Rudolf Schmidt, dem in seinem Vaterlande Dänemark längst nach Gebühr gewürdigten Dichter, offenbart sich eine Gestaltungskraft, wie man sie nur bei Schriftstellern allerersten Ranges findet. Schmidt geht in die Tiefe, nicht in die Breite; er ist ein Meister der Charakteristik, ein großer Menschenkenner, der die Dinge dieser Welt mit einer feinen, überlegenen Satire betrachtet und doch von der tiefen Empfindung des echten Dichters beseelt ist. Der innere Mensch ist ihm alles, und das Äußerliche wird gerade soweit von ihm gestreift, als es dazu beiträgt, Situation und Handlung vorzubereiten, zu erklären und zur Ausarbeitung des Stoffes zu dienen.

Es sind in dem Bande sechs Erzählungen vereinigt, von denen die erste „Die Kammerherrin" — geradezu ein Kabinetstück — die am psychologisch-interessanteste ist, und die zweite „Die Witwe" den meisten Raum einnimmt und die bedeutendste der ganzen Sammlung genannt werden kann; denn es ist in ihr mit großer Kraft ein tragischer Konflikt geschildert, der wohl wert wäre, in dramatische Form gebracht zu werden. Nach Ibsenschem Muster würde das Drama seine Wirkung nicht versagen.

Johanna Karstens ist die Tochter eines gelehrten Landpredigers, der sich als Lizentiat der Theologie von jeher mehr um die Kirchenväter bekümmert hat, als um die Erziehung seines Kindes. Ihre Mutter hat sie früh verloren. Und da ihr Vater obendrein der Ansicht huldigt, daß ein Mädchen nicht viel zu lernen brauche, so wächst sie ziemlich wild, sich selbst ganz überlassen, auf, liest aber im Geheimen desto mehr Lafontaine und Clauren, Bücher von ihrer Mutter, die sie auf dem Boden vorfindet, und an denen sich ihre Phantasie berauscht. Noch unverdorbenen Gemütes, aber erfüllt von falschen Vorstellungen über die Liebe und von einer unerklärlichen Sehnsucht nach dem unbestimmten Etwas, das alle frühreifen Backfische beherrscht, kommt sie mit siebzehn Jahren zum erstenmal nach Kopenhagen, einige Wochen bei Verwandten zuzubringen. Um diese Zeit schwärmen alle jungen Mädchen der Stadt für den neuen Tenor am Theater, und auch sie wird von seiner Erscheinung auf der Bühne hingerissen, verliebt sich in ihn, herzt und küßt im Geheimen gleich den Töchtern des Hauses seine Photographie und füllt ihre Gedanken mit dieser platonischen Schwärmerei so sehr aus, daß sie auf die Neigung eines jungen Juristen, der sie ernsthaft zu seiner Braut machen möchte, einzugehen gar nicht die Zeit findet.

Der Sänger hat nie ein Wort mit ihr gesprochen, hat niemals Notiz von ihr genommen, hat vielleicht keine Ahnung von ihrer Existenz — sie aber sonnt sich in dem Glücke, endlich einen Ableiter für ihre Gefühle gefunden zu haben und reist mit dieser tiefen Liebe im Herzen nach Hause, als sie vom Vater zurückberufen wird. Der Protokollführer reist ihr nach, aber auch in der Heimat behandelt sie ihn kalt, als existierte er für sie nicht. Inzwischen füllt sie die Zeit mit Korrekturlesen für ihren Vater und dem steten Gedanken an den Sänger in Kopenhagen aus. In des Pastors Diensten befindet sich Morten, ein junger, hübscher Knecht, von dem man sich erzählt, daß er bereits Zweie „unglücklich" gemacht habe, und der sich nicht scheut, auch Johannen nachzustellen, trotzdem alle Welt in Liesen, der Magd, bereits seine Braut sieht. Aber Morten ist ein verschlagener Bursche, der die Bauerndirne nur aufzieht und weit höher hinaus will, kostete es ihm auch zur Erreichung seiner Ziele ein unsauberes Mittel.

Eines Tages wird nicht weit vom Pfarrhofe ein Waldball abgehalten, auf dem es Sitte ist, daß die Töchter der Gutsbesitzer friedlich neben den Bauerntöchtern auf derselben Bank sitzen. Johanne sticht alle anderen Mädchen aus. Der Protokollführer ist fast verrückt nach ihr, aber sie beachtet ihn garnicht. Plötzlich steht der Tenor vor ihr, der als Gast eines Barons sich einmal persönlich von der Gemütlichkeit beim Feste überzeugen will. Dem Sänger fällt Johanne, die zu träumen glaubt, sofort auf, und er tanzt mit ihr, wie er mit hundert Anderen getanzt hätte, die ihn völlig gleichgültig ließen. Sie aber schwebt in einem Taumel und ist überglücklich, als sie ihm erzählen darf, daß sie ihn in Kopenhagen bereits gehört habe. Dann ist er fort, und sie hört plötzlich, wie Liese, die Magd, auf die große Ähnlichkeit zwischen Morten, dem Knecht, und dem Sänger aufmerksam macht. Und diese frappierende Ähnlichkeit, die sie jetzt erst entdeckt, zieht sie unbewußt zu Morten. Sie will sich wenigstens in der Einbildung, daß er der Geliebte sein könnte, berauschen. Morten begleitet sie nach Hause, und unterwegs, als sie an des Knechtes Schulter ruht, in dem süßen Wahne, der Sänger schreite an ihrer Seite, üben Mondschein, Hopfenduft und die Kühnheiten des Knechtes ihre Wirkungen aus: sie wird schwach und giebt sich ihm hin.

Ein Kind ist unterwegs, das ganze Gesinde im Hause flüstert es sich zu, nur der Pfarrer, der außer seinen Büchern nichts sieht, merkt nichts davon. Johanne denkt anfänglich an die Tiefe der Mergelgrube in der Nähe, schaudert aber vor der That zurück. Endlich kann es nicht mehr verschwiegen bleiben. „In unserer Familie sind niemals Dirnen gewesen: Du wirst ihn heiraten," sagt kurz und bestimmt der Pastor. Er vergißt ganz den „Knecht," er denkt gar nicht daran, daß er, der sich niemals um die Erziehung seiner Tochter bekümmert hat,

Digitized by Google

allein der schuldige Teil ist. Die Vergebung der Sünden ist ihm nur etwas Dogmatisches, die sogenannte Ehre des Hauses ist ihm Alles. „Es bleibt wie ich gesagt habe, Du heiratest ihn!" Damit ist ihr Schicksal besiegelt.

Morten, der sich in Gedanken schon als Pächter in schwarzem Rock und in Reitstiefeln wähnt, hat sich arg verrechnet: Pastor Karstens ist ein armer Mann. Statt des stolzen Pachthauses muß Morten mit einem Lehmhause und einigen Kühen vorlieb nehmen. Nun beginnt das eigentliche Drama im Leben Johannens. Ihr Kind ist sofort tot nach der Geburt; es schmerzt sie gar nicht, denn sie hätte für dieses Kind keine Liebe gehabt. Mit Heldenmut findet sie sich in ihre Lage an der Seite des ungebildeten und ungeliebten Mannes, denn sie ist von dem Bewußtsein ihrer Schuld durchdrungen und will abseits von der für sie toten Welt Sühne thun. Anfangs ist Morten, der schließlich Achtung vor ihrer stillen Ergebenheit bekommt, gut zu ihr und behandelt sie mit einer gewissen Rücksicht. Er geht außer dem Hause der Arbeit nach und das Alleinsein während des Tages macht Johannen das Dasein erträglicher. Schließlich fühlt Morten sich geschmeichelt darüber, eine solche feine Dame zur Frau zu haben. Nach einem Jahr giebt sie abermals einem toten Kinde das Leben, und mit demselben Gleichmut wie zuvor sieht sie es in die Grube senken. Endlich behagt Morten das ewige Arbeiten nicht mehr; er spricht dem Branntweine zu. Dann wird er von seinem Vater aufgehetzt: man müßte dem Pastor hin und wieder ein paar blaue Scheine „abknöpfen." Der Alte giebt auch etwas, um die Preller los zu werden, und Morten traktiert einmal im Wirtshause gehörig. Die Prellereien werden nach und nach wiederholt und es ist nun genug Geld vorhanden, um dem Schlendrian nachgehen zu können. Aber die Zeit ist da, wo der Pastor nichts mehr geben kann, weil er nichts mehr besitzt. Nun kommt die Roheit Mortens zum Vorschein und seine Wut richtet sich gegen das Weib, er begehrt ihrer jetzt im Branntweinrausche und erweckt ihren Ekel auf das Höchste. Eines Tages hütet sie die Kühe, als Holmer, der als Assessor auf dem Lande zu thun hat, an ihr vorüberfährt und sie erkennt, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Auch diese Situation erträgt sie. Ein anderes Mal spaltet sie Holz in der Küche, als Morten wieder betrunken nach Hause kommt und ihr Heiligtum zu schänden beginnt. Schon längst hatte er bemerkt, daß sie in ihrer Kommode etwas aufbewahre, was er nicht sehen soll: es sind Andenken an ihre Mädchenzeit, darunter die Photographie des Sängers, die sie mit ihren Thränen benetzt hat. Morten reißt die Kommode auf, nimmt das Bild und macht nichtswürdige Bemerkungen darüber. Da endlich erwacht das Weib in ihr, das alle Demütigungen ertragen und nichts mehr zu verlieren hat, als das Ideal, das sie trotz aller Leiden noch immer in ihrem Herzen trägt. Er will das Bild nicht hinlegen, sie greift zur Axt und droht ihm den Schädel zu spalten, trotz des Kindes, das sie abermals unter ihrem Herzen trägt. Morten wird von Furcht ergriffen und kehrt nach dem Wirtshause zurück, um so viel zu trinken, daß er nicht mehr aufwacht. Johanne bringt zum drittenmal ein totes Kind zur Welt. Sie ist jetzt wieder frei, aber frei mit einem halb vernichteten Leben. Sie kehrt ins Vaterhaus zurück, und nun zeigt sich endlich die Liebe des Pastors zu ihr, der weit mehr gebrochen ist als sie. Sie liest wieder die Korrekturen, und die Leute im Hause reden sie wieder mit „Jungfer" an, denn Niemand hat eigentlich diese Ehe für ernst gehalten.

Der Pastor ist gestorben, und Johanne kommt mit dem geringen Erbteil wieder nach Kopenhagen, um ihr ferneres Leben im Dienste des Wohlthuns zu verbringen. Sie trifft mit den alten Bekannten zusammen und befindet sich abends in einer Gesellschaft bei einem Kanzleirat, an den sie wegen einer Beschäftigung empfohlen wurde, und hier trifft sie zum erstenmal wieder mit dem Sänger zusammen, der mittlerweile ein sehr widerlicher, aufgedunsener Söffel geworden ist, schon längst seine Stimme verloren hat, und nur noch eine einzige Rolle spielt: diejenige eines Gesellschaftsparasiten. Sie wird auf ihn aufmerksam, als er halb betrunken das Solo aus jener Oper brüllt, das sie vor zwölf Jahren hingerissen hatte. Dieses oberflächlichen Menschen wegen, der ein Komödiant ist wie alle anderen und der in diesem Augenblick wirklich Abscheu erweckt, hatte sie ihr ganzes Leben vertrauert!

Man muß sich in die Einzelheiten dieser wunderbaren Erzählung vertiefen, um von Bewunderung für den Dichter erfüllt zu werden. Alles erscheint vom Verfasser unmittelbar durchlebt, die Seelenmalerei ist eine blendende, die Charaktere sind mit wenigen Strichen vollendet gezeichnet, die Tragik erhebt sich bis zur höchsten nur möglichen Steigerung, und die Lokalfärbung giebt dem Ganzen den notwendigen Reiz, um sich die Geschehnisse vergegenwärtigen zu können. Und durch alles zieht sich die kaum bemerkbare Satire des überlegenen Kenners von Welt und Menschen. Der Tenorist, für den alle Mädchen schwärmen und der sich später als der bekannte Bramarbas herausstellt, der von dem einen Bändchen im Knopfloch zehrt, ist ein köstlicher Typus, der überall zu finden ist.

Auch die Kammerherrin, die Heldin in der gleichnamigen ersten Novelle, ist außerordentlich fein beobachtet und gezeichnet: eine geistreiche Frau, die eine Anzahl von Anbetern um sich versammelt, sie mit Kunstgesprächen füttert und außerordentlich konventionell thut, eigentlich aber eine sinnliche, unbefriedigte Natur ist, die im Geheimen auf verbotenen Wegen wandelt, und alle Welt täuscht. Endlich hat ein taubstummer Tischler, dessen kräftige Gliedmaßen sie an der Figur eines Schleuderers, zu dem er als Modell diente, zu bewundern Gelegenheit hatte, das Glück, auf welches die Anderen vergeblich warten. Weshalb, werden geschwätzige Herren am besten wissen.

Unter den übrigen Novellen ragt „Die Schwiegertochter des Bischofs" noch besonders hervor. Es würde zu weit führen, noch näher auf den Inhalt ein-

Digitized by Google

zugehen. Ein Dichter will nicht nur gelobt, sondern auch gelesen sein. Man kaufe sich die Schmidtschen Novellen, die in der „Nordischen Bibliothek" als Band II erschienen sind. Der Herausgeber dieser Bibliothek, der Universitätsprofessor Dr. Julius Hoffory sowohl als auch die Verlagsbuchhandlung haben sich durch die Veröffentlichung dieser Schmidtschen Erzählungen ein anzuerkennendes Verdienst erworben.

Charlottenburg. Max Kretzer.

## Svatopluk Čech.

### Ein böhmischer Satiriker.

Von Ernst Kraus.

Vor noch gar nicht so langer Zeit war die Satire in der čechischen Litteratur ein recht fremdartiges Gewächs. Man verspottete nach dem Muster harmloser deutscher Pseudohumoristen soziale Gebrechen, wandte sich im politischen Streit mit mehr oder weniger Witz lediglich nach außen, gegen die Deutschen zumal; es schien, als könne in einer so harmonischen Haushaltung die Schmarotzerpflanze Satire gar keinen rechten Boden finden. Das ist nun seit Kurzem, namentlich seit dem letzten Decennium, dem Wiederbeginn einer politischen Thätigkeit, gründlich anders geworden, seit man mit Erstaunen und Entrüstung entdeckte, daß im Staate manches faul sei. Nun warfen sich Talente und Talentlosigkeiten gleicherweise auf das vernachlässigte Gebiet, es ward förmlich Mode, statt der frühern „schwungvollen" und „erhebenden" nun bittere und scharfe Pointen zu wählen Maßlosigkeit, Nachahmungen und mehr als alles — Persönlichkeiten hätten dieses Gebiet — auch längst gründlich diskreditiert, hätte nicht ein Einzelner unermüdlich die satirische Geissel geschwungen, und wäre nicht dieser Eine der formgewandteste čechische Dichter, zugleich durch seine Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und Freiheit von allem Cliquenwesen über alle Angriffe erhaben gewesen.

Svatopluk Čech neigte zur Satire schon in seinen Erzählungen und Humoresken, welche Ende der siebziger Jahre in vier Bänden erschienen, und meist Jugendarbeiten und Zeitungsplaudereien thielten. Die moderne Lebensauffassung geißelt „Der versetzte Charakter", einen Zweig der Litteratur die Skizze „Rrbumbum", die Kritik treffen „Kritikers Leiden"; „Komtesse Bożèna" und „Mr. Plumpudding in Prag" wenden sich gegen die Teilnahmslosigkeit der sogenannten bessern Gesellschaft am nationalen Leben; „Der geheimnisvolle Mensch" spricht genau nach dem Antibarbarus und wird infolge dessen für verrückt gehalten.

Da sind schon fast alle Vorwürfe von Čechs späterer Satire vertreten; der Genußmensch und sein Gegenstück, der verstiegene Dichter, der scharfe Kritiker, der trockene Philologe, der sogenannte vernünftige Patriot, der Lohnschriftsteller, neben welchen noch eine Reihe anderer als bloße Staffage auftreten.

In dem sinnigen poetischen Märchen „Die Himmelsschlüssel" macht sich die Satire oft störend breit; — Sct. Peters Schlüssel fallen zur Erde und geraten in mancher Menschen Hand; aber keiner weiß ihre rechte Anwendung zu finden; jedem sind sie nur ein Mittel zur Befriedigung selbstischer Genuß- oder Ruhmsucht; ein Gelehrter glaubt in ihnen die Schlüssel des alten Vyiehrad zu entdecken, er schreibt ein Buch darüber, das die größte Sensation erregt und zu erbitterten Kämpfen führt, genau wie die Apologie der Echtheit der Königinhofer Handschrift, aber als er den Beweis antreten soll, da verschwinden die Schlüssel und fallen einem Knaben zu, der ihre musikalische Eigenschaft entdeckt und als Kunstwunderkind herumreist, bis ihm die Schlüssel vertauscht werden und er mit seinen krampfhaften Versuchen, den gewöhnlichen Schlüsseln Töne zu entlocken, zum Schöpfer der Gedankenmusik wird, die die Kenner mit verzückten Blicken und verstopften Ohren anhören — eine Polemik gegen Wagner, die das Um und Auf von Čechs musikalischer Satire geblieben ist. Endlich gelangen die Schlüssel an einen Jüngling, dem es seine Freundin, die Phantasie ermöglicht, das Himmelsthor damit zu eröffnen. Das Schwert des Erzengels Michael zertrümmert die Schlüssel, aber Sct. Peter erlaubt ihm dennoch, sich im Vorsaale umzusehen und wiederzukommen. Lange trägt er dieses Glück verschwiegen, endlich vertraut er es dem Papier, und dieses einer Redaktion an, ja er verrät sogar das Geheimnis des Himmelsweges, und die Nachahmerschar drängt sich so rücksichtslos ein, entwendet soviel Sterne und Himmelstau, daß es bald auf Erden wider den guten Ton verstößt, von Luna und den Sternen zu sprechen. Aber auch den Verräter treffen die verdienten Strafen; er muß im Schweiße des Gesichtes Verse und Reime suchen, der Freunde Talent loben, im litterarischen Klatsche waten und — das Schrecklichste von allem — schwungvolle Festgrüße liefern.

Die Splitter der Himmelsschlüssel wachsen indessen als Primeln empor, liebenden Herzen erschließen sie im Frühjahre das Paradies.

Ganz satirisch war das Gedicht vom Affenkönig „Hanuman", der mit Hilfe einer Theatergarderobe sein Volk mit der europäischen Kultur beglückt. — Natürlich sind die allzu westlich gesinnten Slaven mit ihrer Sucht, es andern Völkern gleich zu thun, gemeint. Die Affen haben das Vergnügen, eine ganz eigene soziale Revolution durchzumachen und sie zu überwinden, aber schließlich wird durch die Tücke Hagenbecks, der den König seinem Volke entführt, die ganze schöne Schöpfung vernichtet.

Das Gedicht „Praoda" (Die Wahrheit) wählte die Form einer Allegorie. Die lange verbannte Wahrheit steigt auf Bitten ihrer Anhänger herab und stürzt die Nebenbuhlerin Lüge, aber welche Verlegenheit für die „Wahrhaftigen!" Die Wahrheit ist nackt, so können sie sie dem Volke doch nicht

Digitized by Google

zeigen, — da ersinnt der Parteiführer — (zur Zeit der Lügenherrschaft war er Vertrauter der Lüge) eine List; die Wahrheit wird in einem Wagen mit Spiegelwänden in die Stadt geführt, von niemand gesehen, und im Palaste eingeschlossen. Sie entschwebt ihm jedoch, und die Minister beschließen in ihrem Namen zu regieren; das geht so lange, bis die gestürzte Partei sich der Siegel bemächtigt, und dabei den Betrug entdeckt. Aber auch ihnen scheint es besser, die Komödie weiter zu spielen, die denn auch mit abwechselnden Regierungen im schönsten Gange bleibt. Die Wahrheit macht inzwischen mit dem Dichter einen Rundgang und belauscht die Lüge im Palast und im Bürgertum, auf der Straße und auf der Rednerbühne, worauf sie der Erde wieder entschwebt. Der Dichter stimmt seine Leier zu hart satirischen Tönen, die Lügner lesen sie beim Morgen-Kaffee und Lachthränen rollen ihnen über ihre Wangen.

Die Vorführung der Bilder ist recht guckkastenmäßig, den einheimischen Verhältnissen wird weit mehr als billig ausgewichen, ein Mangel, den man dem nächstfolgenden noch nicht in Buchform erschienenen satirischen Gedichte „Der Kobold" nicht mehr vorwerfen kann.

Dem Ei einer schwarzen Henne, das der Dichter unter dem Arme trägt, wobei er als Bärenhäuter lebt, (er meidet alle Kirchen, ist Mitglied jedes Klubs, ja er schreibt sogar einen patriotischen Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, kurz er verübt alle Schlechtigkeiten) entspringt ein Kobold, der dem Dichter seine Geschichte anvertraut.

Es ist der lustige Bruder Rausch, der ein ganzes mittelalterliches Kloster in Verwirrung gebracht hat, bis ihn ein frommer Künstler endlich in ein Buch bannte. Mit diesem Buche wird er ausgegraben und dem Museum eingeliefert, in dem er bald die fürchterlichste Unordnung hervorruft, sogar in der Königinhofer Handschrift läßt er Spuren seines Besuches zurück. Er gelangt in den Abgeordnetenklub in Wien, wo er nicht besser haust, aber mit Hilfe der befreundeten Klerikalen eingefangen und nach Hause gebracht wird. Der Jubel ist sehr groß, daß die Abgeordneten dem Volke „einen Teufel" nach Hause mitbringen. Als es sich darum handelt, seine Echtheit zu konstatieren, läßt ihn der Rektor der Universität entwischen, um weder den Frommen noch der Wissenschaft ein Ärgernis zu geben, und wird dafür Minister.

An diese Gedichte schließt sich eine Reihe von satirischen Skizzen und Romanen, meist in altvertrauten Formen der Weltlitteratur sich bewegend.

Čechs „Kandidat der Unsterblichkeit" ist ein junger, halbgebildeter Mann, der mit einer Reihe gleich selbstbewußter Freunde die Sturm- und Drangperiode der böhmischen Litteratur inaugurieren will. Nach einer ziemlich breiten und amüsanten Exposition eilt der Roman rasch zum Schlusse, ein Kompositionsfehler Čechs, der sich auch im „Ikaros" wiederholt, einem Roman, der aus zwei breiten Expositionskapiteln und dem jähen Schlusse besteht. Beiden ist auch ein aus ältern humoristischen Romanen (ich erinnere nur an Hackländer) bekanntes Motiv gemein, die abenteuervolle Nacht, die wir mit dem Helden in allen möglichen behaglich geschilderten Lokalen durchleben.

Die kürzern Skizzen (drei Sammlungen erschienen in den Jahren 1887—88) bieten uns den altvertrauten „gelehrten Vortrag aus dem Jahre 5000" und den ebenso ehrwürdigen „Kongreß der Buchstaben". Die Extrazüge zur Eröffnung des Nationaltheaters rufen einen „Theaterzug der Verstorbenen" hervor, das alte Inventarstück, das „Lexikon" stellt sich als Versuch einer „Phraseologie", als Zusammenstellung von Phrasen ein, die Röcke im Trödlerladen unterhalten sich wie ihre Herrn, kurz der Dichter bewegt sich in den bekannten Formen der Satire über viele Verhältnisse der Gegenwart, zumal über nationale und politische.

Eine eigene Umwandlung erfuhr das neueste Werk Čechs „Herrn Broučeks Ausflug nach dem Monde" auf dem Wege von der Zeitschrift „Květy" zur Buchausgabe.

Wie schon der Titel zeigt, wieder eine recht ehrwürdige Rahmenerzählung, eine Gulliverreise nach dem Monde; während jedoch der erste Entwurf die Mondgesellschaft zwar zwergenhaft, jedoch sonst ganz erdenmäßig schilderte, erschien die Buchausgabe als Berichtigung, als „Der wahre Ausflug des Herrn Brouček" mit ganz veränderter Szenerie. Der Mond ist jetzt ein Idealland, nämlich ein Ideal für čechische Schriftsteller und Verleger. Die Mondbewohner dürsten nur nach geistigen Genüssen, ihre Schriftsteller und Künstler sind in Rangordnungen geschieden und durch keine Rücksichten auf Wirklichkeiten gebunden. — Herr Broučeк, der Prager Spießbürger, sehnt sich nach einem Trunke Bier, nach etwas kompakter Speise, — man bedient ihn immer wieder mit Poesie, Kunst, ästhetischen Abhandlungen und höchstens einigem Blumenduft, wozu nur noch ein Schluck Blumentau (bloßes Wasser) tritt. Die Tendenz ist scharf und klar; dieser Philister mit seinen Erdenbedürfnissen repräsentiert den Mann von gesundem Menschenverstand, von praktischem Berufe, der aus der schönen Litteratur Erholung und neue Kraft für den Kampf ums Dasein schöpfen will. Der arme geht hungrig von dem prunkvollen Mahle weg, das ihm unsere Mužik, Kaminský, Georgov u. s. w. bereiten.

Bedenkt man, daß in der böhmischen Litteratur sich die grüne Jugend wirklich noch über alle Gebühr breitmacht, daß ihr in der gegenwärtigen Produktion, wenigstens der Masse nach, der größte Teil gebührt, so wird man mit dem Dichter über die Berechtigung seiner scharfen Satire nicht rechten, wenn man ihn auch zum Glücke der Übertreibung zeihen darf.

Digitized by Google

## Sprechsaal des Magazins.

Geehrter Herr Redakteur!

Im Hinweis auf den J. V. Widmannschen Aufsatz über Walt Whitman in Nr. 37 Ihres geschätzten „Magazins", scheint der Herr Verfasser die Übersetzung des amerikanischen Dichters der Herren Knortz und Rolleston, für eine allererste Einführung Whitmans in die deutsche Litteratur zu halten. Wenigstens wird mit keiner Silbe erwähnt oder angedeutet, daß schon 1868 und knrz nach Erscheinen der Rosettischen Ausgabe der „Leaves of Grass" kein Geringerer als Ferdinand Freiligrath in einem anziehenden Aufsatz in der Angsburger Allgemeinen Zeitung vom 24. April 1868, auf diese höchst eigentümliche Erscheinung auf dem Gebiet amerikanischer Lyrik hinwies! Diesem Aufsatz folgten etwa zwölf Proben Whitmanscher Dichtung. Wen es anzieht nachzulesen, wie der deutsche über den amerikanischen Dichter urteilt, wird besagten Aufsatz sowie Übersetzungen in der Gesamtausgabe von Freiligraths Werken finden.

London. Käthe Freiligrath-Krocker.

## Litterarische Neuigkeiten.

Die Verlagshandlung von Trowitzsch & Sohn, Berlin, hat ihre bekannten **Kalender** auch für das Jahr 1890 in mustergiltiger Ausstattung hergestellt. Der bekannte „Volkskalender" enthält eine stattliche Anzahl gelungener Bildwerke. Der „Damenkalender" elgnet sich besonders zu Geschenken. Der „Verbesserte Haus-Kalender" und der „Landwirtschaftliche Notiskalender" sind für die betreffenden Kreise längst unentbehrlich geworden.

Wir machen wiederholt auf das große, bei Hachette in Paris erscheinende Werk **„Histoire de l'art dans l'antiquité"** von Georges Perrot und Charles Chipiez aufmerksam, welches jetzt rüstig seiner endlichen Vollendung entgegenschreitet. Diesem Geschichtswerk steht nichts ebenbürtiges in irgend einer Litteratur gegenüber. Der gegenwärtig im Erscheinen begriffene V. Band enthält eine Fülle wertvoller Abbildungen, welche die Kunst und Kultur der Perser, Phrygier, Lydier und Lykier veranschaulichen. Das Werk ist bis zur 255. Lieferung vorgeschritten und dürfte binnen Jahresfrist den anfänglich geplanten Umfang von 300 Lieferungen (je 1/2 Frc.) vollendet haben.

Im Anschluß an das in den Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin, übergegangene Werk: **„Neue Beiträge zur deutschen Synonymik"** von Daniel Sanders, werden daselbst im November d. J. von demselben Verfasser folgende Arbeiten erscheinen: **„Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen.** Ein Vermächtnis an das deutsche Volk"; ferner: **„Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers"**; endlich eine dichterische Kinderschrift: **„Für die fröhliche Jugend.** Gabe eines heiteren Kinderfreundes." Diese Arbeiten legen ein beredtes Zeugnis ab von der Hingebung und dem Fleiß, mit welchem der berühmte Muttersprachforscher an dem Ausbau seiner älteren Werke thätig ist.

Ein charakteristisches Zeitbild aus der tiefen politischen Erniedrigung Deutschlands und seiner fast gleichzeitigen litterarischen Blüte im Anfange dieses Jahrhunderts entwirft A. Evers in seiner historischen Erzählung **„Auch ein Franzose"**, 2 Bände. Breslau-Leipzig S. Schottländer, 1889. Den Mittelpunkt, der sich hauptsächlich in Lübeck absplelenden Erzählung, bildet das Freundschaftsverhältnis swischen dem geistvollen französischen Schriftsteller Charles de Villers und der Gattin des Senators Rodde, der einst in Göttingen auf Grund ihrer hervorragenden Kenntnisse zum Doktor der Philosophie promovierten Tochter des Professors Schlözer. Während die Schilderung dieses Verhältnisses, welches sich aus gemeinsamen litterarischen Bestrebungen entwickelt und in leidenschaftliche Liebe überzugehen drobt, hin und wieder ermüdend wirkt und eine den Leser befriedigende Energie der Beteiligten vermissen läßt, bietet die abwechslungsreiche Handlung, der historisch treue, politische und litterarische Hintergrund der Erzählung viel Interessantes und Anregendes.

C. Sommer.

Neu oder wenigstens in Buchform neu erschienen sind **„Eine Lüge?"** von Ida Boy-Ed (Leipzig, Karl Reißner, 1889), **„Im Banne der Liebe"** von Sara Hutzler (Berlin, J. H. Schorer, 1889) und zwei in autorisierter Übersetzung herausgegebene Erzählungen von Elise Ortesko **„Simson, der Held"** und **„Der Sonnenstrahl"** (Berlin, S. Fischer, 1889). Den Verfasserinnen der beiden erstgenannten Romane muß der Vorwurf gemacht werden, daß sie sich an Stoffe gewagt haben, an deren künstlerischer, außergewöhnliche Lebensverhältnisse auch hinreichend begründender Durchführung ihr an und für sich nicht zu leugnendes Talent nicht hinreicht. „Eine Lüge?" erörtert die Frage: „Darf eine Frau vor Eingehung einer Ehe ihrem zukünftigen Gatten ihre Vergangenheit, die swar auf ihre eigene Ehre keinen Flecken wirft, deren Kenntnis aber dennoch einen in hoher sozialer Stellung befindlichen Mann von der Anstührung seines Entschlusses abhalten würde, dann verschweigen, wenn sie fest davon überzeugt ist, daß sie den Geliebten glücklich, im Falle einer Zurückweisung namenlos unglücklich machen würde?" Diese Frage wird im bejahenden Sinne beantwortet. Ottilie von Gemmingen war in erster Ehe das Weib Robert Ottmars, der in herostratischem Größenwahn ein Attentat auf seinen König ausführte und sich dann durch Selbstmord der irdischen Gerechtigkeit entzog. Durch diese That wird sein Weib geächtet; alle Thüren schließen sich vor seinem fluchbeladenen Namen. Dennoch muß sie für ihr Töchterchen Sabine sorgen, was ihr auch, nachdem sie ihren Mädchennamen wieder angenommen hat, unter den größten Entbehrungen gelingt. Als Gesellschaftsdame eines Fräulein v. Gemmingen lernt sie den Assessor v. Gemmingen kennen, dem sie nach langem Werben, ohne ihm ihre Vergangenheit zu offenbaren, ihre Hand reicht. Wie es bei unseren modernen, gesetzlichen Verhältnissen — die Handlung spielt sich in der Gegenwart ab — möglich wird, daß eine Witwe unter ihrem Mädchennamen eine neue Ehe eingehen kann, das mag die Verfasserin mit sich selbst ausmachen. Für die Kritik viel wichtiger ist die Innere Unwahrscheinlichkeit der von der Verfasserin als unvergleichlich (S. 74) glücklich geschilderten Ehe, in der die Gattin durch 17 lange Jahre hindurch bei jedem ernsten Blicke ihres Gatten, bei dem Empfange jeden Briefes vor dem Gedanken, am Ende ihres Glückes zu erblicken, erbebt. Die Verfasserin fühlt dies selbst und sucht wiederholt diesen inneren Widerspruch wenigstens einigermaßen zu erklären, was ihr natürlich nicht gelingen kann. Es würde hier zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen; erwähnt sei nur, daß der Schluß des Romans, welcher „die Lüge" enthüllt und dem von innerer Angst gequälten Weibe völlige Verseihnng bringt, von echt dramatischer Wirkung ist. Von den Nebenpersonen ist Abigail, einer Schwester Gemmingens, die undankbare Rolle angefallen, im Gegensatze zu Ottilie die unentschuldbare Lüge in der Ehe und ihre vernichtenden Folgen zum Ausdruck zu bringen. Ihre nächste Umgebung, wie der Exdiplomat Joroslaw v. Bentheim und der Referendar Heimburg, ist in der höheren Gesellschaft undenkbar. Dagegen ist das Brantpaar, Francis Rawlston und Sabine Ottmar, natürlich und frisch gezeichnet. Die Liebesangelegenheiten Marys, der Tochter Gemmingens, sind für die Entwickelung der Handlung nicht nur ganz überflüssig, sondern wirken sogar hemmend auf dieselbe ein. — Dem zweiten Roman „Im Banne der Liebe" von Sara Hutzler liegt ein wenn auch nicht origineller, so doch entschieden dankbarer Stoff su Grunde. Helene Winter verläßt aus leidenschaftlicher Liebe su dem Maler Otto Waldorf ihren um vieles älteren Gatten und ihre im jugendlichen Alter stehenden Kinder. Diese Treulosigkeit bricht dem alternden Manne das Herz, große Verluste ruinieren den Wohlstand des Hauses, und bei dem

Digitized by Google

bald eintretenden Tode des Vaters stehen die verlassenen Kinder einer sorgenvollen Zukunft gegenüber. Der Rest des Vermögens reicht hin, um den Knaben in dem Hause der Frau Bürger eine angemessene Erziehung, die ihr früherer Erzieher Georg Wendlin leitet, gehen zu können. Die ältere, im zartesten Jungfrauenalter stehende Tochter Cola, welche vom glühendsten Hasse gegen ihre Mutter erfüllt ist, findet bei einer alten dänischen und verbissenen, selbst in England unmöglichen Tante Harland jenseits des Kanals eine Zuflucht. In dem Kreise, der Frau Harland umgiebt, lernt Cola den ihr bisher unbekannten zweiten Gemahl ihrer Mutter, Otto Waldorf, den sie für unvermählt hält, kennen. Zwischen beiden entbrennt die leidenschaftlichste Liebe. Die fürchterliche Entdeckung der Wahrheit treibt die unglückliche Mutter in den Tod, der so ihre Treulosigkeit sühnt. Otto Waldorf geht zur Erholung seiner angegriffenen Nerven auf Reisen, Cola heiratet nach Ablauf eines Jahres den äußerst tugendhaften, aber ebenso langweiligen, ungindlich schnell zum Privatdozenten avancierten Dr. Wendlin, während die beiden anderen jungen Damen des Romanes auf recht ungewöhnlichem Wege ebenfalls Gatten finden; Tante Harland, die verhältnismäßig gemütlich geworden ist, siedelt zu ihren Verwandten nach Deutschland über. Sämtlichen Hauptpersonen des Romanes fehlt es an innerer Vertiefung, keine von ihnen wird der so außerordentlich dankbaren Handlung, die sich in rasendem Tempo abspielt, gerecht. Viel besser ist der Verfasserin die Zeichnung der Nebenpersonen gelungen, und verraten die beiden anderen Brautpaare, Janie und Chamberlin, Thesi Bürger und Cartérs, sowie auch Tante Harland selbst eine nicht unbedeutende humoristische Begabung der Verfasserin. — Von den beiden Erzählungen von Elise Orzeszko sei besonders auf die erste, „Simson, der Held", aufmerksam gemacht; sie ist ein Muster gemütvoller Kleinmalerei und schildert das anspruchslose Leben eines blutarmen, jüdischen Gelehrten Schimsehel, der seine Lebensaufgabe in der Ergründung unfruchtbarer, religiöser Streitfragen sieht und alle Sorgen des täglichen Lebens seinem geplagten Weibe Tschipa überläßt. Eine am Purimfeste veranstaltete Aufführung des Stückes „Simson, der Held", in dem Schimschel die Rolle des sich für sein Volk selbstlos aufopfernden, thatkräftigen Helden übernimmt, erfüllt ihn mit der höchsten Begeisterung und zeigt ihm gleichzeitig das Verfehlte seines Daseins. In seiner ärmlichen Wohnung angekommen und an einer Änderung in seinem eigenen Leben verzweifelnd, ergreift er sein jüngstes Kind, hebt es gegen den Himmel und ruft aus voller Brust: „Sandalfon, Sandalfon! Bitte Jehovah, daß er ihn einen Simson werden lasse." Die zweite Erzählung, „Der Sonnenstrahl", scheint mir weniger gut gelungen. C. Sommer.

Wer die Kulturgeschichte seines Volkes genau kennen lernen will, muß die Sprichwörter kennen, denn sie geben Kenntnis von des Volkes Sitten, Gebräuchen und Beschäftigungen, von seiner Art zu fühlen und zu sehen, seiner Bildungsstufe und Denkweise. Wie man schon die Rechtssprichwörter gesammelt hat, so unternimmt es nun Dr. Albert Wittstock in dem kürzlich erschienenen Buche: **„Die Erziehung im Sprichwort"** (Leipzig 1889, C. G. Naumann), die pädagogischen Sprichwörter des deutschen Volkes zu sammeln und zu ordnen. Die Wittstocksche Sprichwörtersammlung ist ein Spiegelbild der erzieherischen Anschauungen, Gedanken und Meinungen des deutschen Volksgeistes; zur Erläuterung der Volkssprüche nach allen Beziehungen sind Belegstellen aus den deutschen Klassikern, Charakterzüge u. s. w. herbeigezogen.

Paul Mariéton, **Hellas.** Paris. A. Lemerre. 1889. Einem tiefen Empfinden für die Antike geben diese Dichtungen Ausdruck in einer Sprache, die in Schönheit von Klang und Rhythmus, in — freilich durch hohe Kunst gewonnener — Einfachheit, in maßvoller Harmonie wahrhaft antik berührt. Der gewehte Boden, dem diese Strophen entsprossen und den sie feiern, verleiht ihnen jenen Reiz der Klage um unwiderbringlich vergangene Schönheit, die dennoch — weil sie höchste Schönheit gewesen — ewig unvergänglich bleibt im Gedenken der Menschheit. — Eine mehrmonatliche Reise nach Griechenland, welche der Dichter in Gesellschaft seines Freundes Paul Bourget, des vielgenannten Verfassers der analytisch-psychologischen Frauenromane Mensonges, Crime d'Amour u. s. w., unternommen, gab Veranlassung zu diesen sensations d'un voyageur en vers, in denen der bekannte Herausgeber der Revue Félibréenne Corfu, Athen und Rom die Huldigungen seiner Muße darbringt. Vorwiegend gestalten sie sich zu kleinen dichterischen Stimmungsbildern, die in einer Reflexion gipfeln, welche aus ihnen hervorwächst. Klassische Landschaften, in denen jeder Name von Bedeutung erfüllt ist, bilden den Rahmen zu diesen Idyllen, die mit zartester Kunst ausgefeilt wurden. Eine der eigenartigsten, Le lustre de la mer (S. 31), ein Dichtergebet an Phöbos Apollon, hätt ich gern als besten Anwalt hier mitgeteilt, wenn es der Raum zuließe. So muß ich mich damit begnügen, die Aufmerksamkeit Derer, welche feinsinnige Dichtung zu schätzen wissen, auf Hellas hinzulenken.

M. Benfey.

H. D. Heller, **Real-Encyklopädie des französischen Staats- und Gesellschafts-Lebens.** I. II. (M. to.) Oppeln. Franks Buchhandlung. Zum vollen Verständnis eines Volkes gehört nicht nur, daß man der Landessprache mächtig ist, sondern auch daß man die wichtigsten Institutionen, deren Entstehen und Wesen sich zu eigen macht — was vor allem ein jeder Neuphilologe muß, wenn er seine Kritisismen begründet abgehen will. Heller hat einen Auszug alles Wissenswerten, dessen Kennenlernen hislang mit Schwierigkeiten verknüpft war, geboten, der an Reichhaltigkeit, Übersichtlichkeit und Begründung nichts zu wünschen übrig läßt. Er hat ein reichhaltiges Quellenmaterial gesammelt und verwendet, das dem Werke den Stempel der Kompetenz aufdrückt. Wenn auch hier und da, z. B. bei den Kunstsammlungen, der Akademie Française, ein näheres Eindringen, eine größere Vollständigkeit zu wünschen wäre, so hieten andererseits die obigen Abteilungen so erschöpfende Belehrung daß man diesen Mangel wohl verzeihen kann. Heller hat die Zitate, die er aus den maßgebenden Autoren in reichem, umsichtigem Maße giebt, in der Originalsprache gegeben, was den Wert des Buches in sofern erhöht, als eine Übersetzung, und sei sie die trefflichste, nie das Original ersetzen kann. Die Real-Encyklopädie ist in der That ein Handbuch, was sich in der Bibliothek eines jeden, der Interesse für französische Sprache, Litteratur und Kultur hat, befinden sollte, um so mehr, als der Preis für das 621 Seiten starke Buch ein sehr niedriger. Bemerkt sei noch, daß das Register leider Lücken aufweist und nicht genügend sorgfältig angefertigt ist, worunter die Übersichtlichkeit leidet. Die Ausstattung des Werkes ist eine durchaus befriedigende.

H. von Basedow.

**Zwei epische Gedichte** von Carl Graf Coronini, Ehrenmitglied der deutschen Schillerstiftung. Goerz, Verlag von Ferdinand Wokulat, 1888. — Carl Graf Coronini ist kein Neuling auf dem deutschen Büchermarkte; er hat auch sein Plätzchen am germanischen Parnaß: „Alceo und Angiolina", 1884 bei W. Friedrich in Leipzig erschienen, haben ihm dies Plätzchen gesichert. — „Zwei epische Gedichte" sind ein hübsches Werkchen . . schöne Gedanken in schöne Sprache gewandet, gut geschrieben, rein in der metrischen Form. „Beatrice und Anzoletto", das erste der beiden Gedichte, ist eine einfache Liebesgeschichte, deren Genesis in den vier Schlußversen liegt:

Anzoletto, Beatrice,
Mit dem Myrthenkranz im Haare,
Treten glücklich, Ringe wechselnd,
Zum geschmückten Brautaltare.

„Le Sorelle", das zweite „Gedicht mit einem Vorklang und drei Gesängen" ist ein tiefempfundenes Stimmungsbild. Wer die folgenden Zeilen schreiben gekonnt, der ist ein Dichter:

„So ist denn unter den Hirten im Thal
Kein braver Geselle, Kind! Deiner Wahl,
An den Du Dein Herze verloren?"

Digitized by Google

— Den Hirten da unten, ich bin ihnen gut,
Doch nie war die Rede von Liebesglut,
Ich habe mir keinen erkoren;

Doch klingt Eure Sprache, Herr Ritter, mir neu,
Ich höre sie gerne, ich fühl' mich so frei,
Wie keimender Pflanzen die Triebe,
Und wenn, was zu Euch mich hinüberzieht,
Und mir gar so seltsam die Adern durchglüht,
Die Liebe ist, kenn' ich die Liebe! —

Coroninis Büchlein, sehr hübsch ausgestattet, verdient gelesen zu werden, soll sein Plätzchen in jeder Bibliothek haben.
Cornel Mark.

**Die Lieder des Anakreon** in sinngetreuer Nachdichtung von Dr. Vincenz Knauer. (Wien, Carl Konegen.) Das Selbstbewußtsein, welches — vom Motto bis zur letzten Zeile — das treffliche Vorwort erfüllt, wird durch die Meisterschaft gerechtfertigt, mit der der geistliche Autor (er ist Bibliothekar des Wiener Schottenstiftes) die reizende Anakreontie in unsere Sprache übertrug. Den resultatlosen Streit über die Echtheit der dem naiv-grasiösen Sänger aus Teos zugeschriebenen Lieder abweisend, ließ er sich daran genügen, was ihm Zusatz oder Verböserung späterer Zeiten schien, in anakreontischem Sinne feinfühlig zurück zu korrigieren, zu glätten, zu ergänzen, und hat so eine Nachdichtung in des Wortes bestem Sinne geboten, in der wir die zarte Grazie und erquickende Frische des Originals wiederfinden, versüßt durch den Reim, ohne den es — wie Dr. Knauer richtig sagt — für uns Deutsche kein rechtes Lied giebt. Fein geschliffen, glänzend und feuersprühend wie Demanten geben sich diese Lieder, ein köstlicher Genuß für alle, denen sie im Urtexte nicht zugänglich sind. Als Übersetzungsprobe sei hier des liebenswürdigen Griechen „Praktische Philosophie" zitiert:

Weil ich denn von hinnen muß,
Ach, zu bald nur! darum eben
Ist das schöne warme Leben
Mir erst recht ein Hochgenuß.

In der Zeiten raschem Fluß
Eilt das Heute, eilt das Morgen;
Wozu Kummer dann und Sorgen?
Fort mit Ärger und Verdruß!

Laßt mich bis zum Lebensschluß
Lachen, trinken, tanzen, singen,
Und dem Gott der Freude bringen
Täglich meinen frohen Gruß! Gl.

## Bühnenschau.

Am 15. September wurde das neue „Deutsche Volkstheater" in Wien mit Anzengrubers „Der Fleck auf der Ehr'" eröffnet; wir werden an dieser Stelle noch eingehender auf dieses „Ereignis" zurückkommen.

Paul Heyses neuer Einakter „Frau Lucrezia" ist zur Aufführung im königlichen Schauspielhause zu Berlin angenommen worden.

Ein einaktiges militärisches Lustspiel von Hans von Reinfels, „Kapituliert", hat am Viktoria-Theater in Magdeburg bei seiner ersten Aufführung einen vollen Erfolg erzielt.

„William Shakespeare-Gentleman" ist der Titel eines Dramolets von Cecil W. Marklyn, welches vor kurzem in der „Westminster Review" erschien und wahrscheinlich in diesem Winter auf einer Londoner Bühne zur Darstellung gelangen dürfte. Das Stück knüpft an die Sonette Shakespeares an, welche sich auf seine schauspielerische Thätigkeit beziehen.

„Madame Etiqnette" ist der französisch gehliebene Titel eines geschichtlichen Lustspiels in drei Akten von M. Isay, welches am Frankfurter Stadttheater zum erstenmal zur Darstellung gelangen soll.

Die Eröffnung des Volkstheaters in Worms soll voraussichtlich Ende Oktober stattfinden.

Am Surreytheatre zu London geht gegenwärtig ein neues Stück von Benjamin Landeck, „My Jack", in Szene, welches großen Anklang findet.

## Personenschau.

Am 15. September starb in Paris Zacharias Stojanow, der volkstümlichste Schriftsteller Bulgariens Er überlutete das Land mit seinen radikalen Schriften und gewann mit der Zeit einen solchen Einfluß in den Freiheits-Bestrebungen des jungen Landes, daß er vor einigen Jahren zum Ersten Vorsitzenden der Sobranje ernannt wurde.

Jules Prével, der bekannte französische Bühnendichter und Theaterplauderer des „Figaro" ist am 14. Septemher in Paris infolge eines Schlaganfalles gestorben.

Am 3. September starb zu Lequeitio der spanische Schriftsteller Don Mariano Rocade Togores. Er war 1812 geboren. Er gehörte bereits in seinem 25. Jahre der spanischen Akademie an. Als Dichter war er besonders durch seine Dramen „Der Herzog von Alba" und „Doña Maria de Molina", sowie durch den Roman „La Manchega" bekannt.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 37. 12. September 1889.

Die großserbische Idee. — Carl Jentsch, Psychometrie. — Zur Geschichte der litterarischen Kritik. — Moritz Necker, Ludwig Pfaus Gedichte. — Die alexandrinische Kunst. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Nochmals die Anthropologie; Zur Frauenfrage. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 906. 14. September 1889.

Judge O'Connor Morris, Hooper's Life of Wellington. — E. D. A. Morshead, Sir Theodore Martin's Translations. — C. L. Kingsford, Thompson's Edition of Baker's Chronicle. — Ronald Bayne, The Anglican Conferences at Lambeth. — W. Wallace, An Aberdeenshire Village Propaganda. — J. B. Allen, New Novels. — Some Volumes of Verse. — Notes and News. — American Jottings. — M. G. W. P., Original Verse: „A Miniature". — Magazines and Reviews. — G. A. Aitken, Some Theatrical Lawsuits. — Selected Foreign Books. — Oswald Crawfurd, Dampier; John Fleming, Old Irish and the Spoken Language; E. S. Dodgaon, The Third Basque Book; T. Kerslake, Paignton, Devon; F. J. Furnivall, Welsh „Verch" in Genealogy, and Shakspere's „Make Rope's in such a Scarre". — H. T. Wharton, Bennett and Murray's Cryptogamic Botany. — Mackenzie Corhan, Literature in Southern India. — E. S. Roberts, The Inscriptions from Naukratis. — Science Notes. — Westwood, Bradley's Dictionary of Miniaturists. — Correspondence: C. Delaval Cobham, A Cylinder of King Urkham in the British Museum. — Notes on Art and Archæology.

**The Athenaeum.** No. 3229. 14. September 1889.

Prof. Flower's Address to the Britisch Association. — Dr. Casalis's Poems. — Morris's House of the Wolfings. — Novels of the Week. — Library Table: List of New Books. — The Ballad of Dead Men's Bay; The Oriental Congress at Stockholm; Villiers de l'Isle-Adam; Isaac Barrow; A Manuscript of Dean Colet; The Library Association; The Coming Publishing Season; Tyndale's Testament. — Literary Gossip. — Science: Anthropological Notes; Astronomical Notes; The Coming Publishing Season; Societies; Meetings; Gossip. — Fine Arts: Sr. Giles's, Edinburgh; Gossip. — Music: Gloucester Musical Festival; Gossip. — Drama: Gossip.

Digitized by Google

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Septembre 1889.

Fausse route. — Alfred Fouillée, Les transformations futures de l'idée morale. III. Fondemens psychologiques et métaphysiques de la moralité. — La cavalerie dans la guerre moderne. — Henri Delahorde, L'académie des beaux-arts depuis la fondation de l'institut. V. L'académie des beaux-arts depuis la seconde restauration jusqu'à la fin du règne de Louis XVIII. — M. G. Lanson, La comédie en France au XVIIIe siècle. — T. de Wyzewa, La jeunesse de Beethoven, d'après une publication régente. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. VI. Les exotiques, les colonies. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire. — Le mouvement financier de la quinzaine. — Bulletin bibliographique.

**Revue de Famille.** 15 Septembre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: L'Épouse. — L. de Sacher Masoch, Le Meilleur moyen. — Lucien Perey, Comment on crée un Salon: Étude sur Madame Geoffrin. — Henry Gréville, L'Aveuir d'Aline. — Charles Benoist, Causerie Littéraire. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**L'Indépendant Littéraire.** 15 Septembre 1889.

Adrien Wagnon, Un Romantique allemand contemporain: M. le comte de Schack. — B***, Billet de Quinzaine. — Félix Rahbe, Cavour et Mme de Circourt. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs, Jules Janin et Alfred Delvau. — Charles Buet, Lettre Chinoise. — Les Livres. Leon Lejeal, La Littérature du Centenaire: Paris en 1789, par A. Babeau. État de Paris en 1789, par H. Monin. Journal d'un Bourgeois de Paris en 1789, par le même. Paul Mantal, Sensations, par René Maizeroy. Paul Rovelle, Le Petit Gosse, par William Busnach. — Bibliographie. — Petite Chronique Drès. Politique. Finances.

**Revue Critique.** No. 37–38. 16–23 Septembre. 1889.

Le Livre Rouge de Hergest, p. p. Rhys et G. Evans. — Les Mabinogio, trad. par Loth. — S. Evans, Dictionnaire gallois. — G. Evans, Facsimile du Livre Noir de Carmarthen. — Rhys, Mythologie celtique. — Berthelot et Ruelle, Collection des anciens alchimistes grecs. — Berthelot, Introduction à l'étude de la chimie des anciens et du moyen-âge. — F. Tannery, Pour l'histoire de la science helléne, de Thalès à Empédocle. — Marx, Les animaux reconnaissants dans les contes grecs. — Recueil de Mémoires offert à M. Studemund. — Trévédy, Fréron et sa famille. — Le duc de Richelieu, Correspondances et documents, p. p. Polovtsoff. — Chronique.

### ITALIEN.

**Revue Internationale.** 10 Septembre 1889.

Théophile Gay, La „glorieuse rentrée', des Vaudois du Piémont. — Abel Veuglaire, Scènes de la vie militaire en France: La nièce du commandant. — Comte di Monale, Une excursion dans le territoire des Falisques. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Ernest Tissot, Revue des publications allemandes. — C. Nipsi-Landi, Nouvelles archéologiques: Fouilles et découvertes à Rome. — ***, La quinzaine en Italie. — Un ancien Diplomate, Chronique politique. — Chronique financière. — Bulletin des livres.

### AMERIKA.

**The Nation.** No 1262. 5 September 1889.

The Week. — Ohio's Queer Politics. — Why Not Wear Our Flag? — A Federal Election Law. — Mr. Beach on Trusts. — An Unseas onable Joke. — London Labor. — The Future of Southern California. — A Cremation at Père-Lachaise. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — A Northern Shooting Affair. — Lynch Law and Christiauity. — Americau Reputation for Illiteracy. — Water-Marks. — Short Postage. — A Rectification. — Notes. — Natural Inheritance. — American Sonnets. — Impressions of Russia. — Origines of the English People and of the English Language. — Henry V. — Elementary, Lessons in Heat.

### NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** Aflevering 9. 1889-'90.

A. H. H. Sausenthaler, Heinrich Seidel. — De schilderkunst op de Parijsche Tentoonstelling. — Omer Wattez, Vlaamsche Kronick. — C. J. B. van der Duijs, Het Alberdingk Thijm nummer der Katholieke Illustratie. — Wolfgang Kirchbach, Ein Gruß. — Gustav af Geyerstamm, Een Verhaal uit de Scheeren. — Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera. — Charles Fuster, Le Roseau. — Bockhespreking: 1001 Nacht; Omnis Vincit Amor; Der Menschenkenner; Eerste Liefde; Rhona. Berichten en Aankondigingen. — Nieuwe Uitgaven, Aangeteekend. — Inhoud van Tijdschriften. — Advertentiën.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Whitman,** Walt. Grashalme. Gedichte. Übers. von Karl Knortz und T. W. Rolleston. Zürich, Verlagsmagazin.

**Erzählende Dichtungen.**

**Cable u. Deming.** Süd und Nord. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von D. Birnbaum und Hanny Koch. Sternbanner-Serie Band 7. Stuttgart, R. Lutz. 2,5. 3,0.

**Crawford,** F. Marion. Sant' Ilario. Tauchnitz-Edition. Vol. 2603-2604. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 3,2.

**Taylor,** Bayard. Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarete Jacobi. Stuttgart, Koh. Lutz. 2,5. 3,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Geiger,** Ludwig. Vorträge und Versuche. Beiträge zur Litteraturgeschichte. Dresden, L. Ehlermann.

**Loewengard,** Max. Plaudereien und Nörgeleien in musicis. Gesammelte Feuilletons. Leipzig, Ch. Grandpierre. 1,2.

**Schärf,** Hermann. Prof. Konrad Beyers Lehre vom deutschen Verbau und Heinrich Heines Stellung innerhalb derselben. Czernowitz, H. Pardinis Buchhandlung.

**Geschichte, Biographie.**

**Böe,** A. Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit für Schule und Haus. Mit Illustrationen. Leipzig, Gust. Gräbner. 3,0.

**Lieferungs-Werke.**

**Archivo Storico** per Trieste, L'Istria et Il Trentino. S. Morpurgo ed A. Zenatti. Roma-Firenze, Direzione Proprietaria Editrice.

**Diesterweg** Populäre Himmelskunde u. Mathematische Geographie. Herausg. von W. Meyer u. B. Schwalbe. 11. Aufl. 4. Lfg. Berlin, E. Goldschmidt. 0,6.

**Müller-Bohn,** Herm. Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Mit 150 Illustr., Karten und Plänen. 7. u. 8. Lfg. 14. Lfg. Berlin, Paul Kittel. je 0,5.

**Perrot, Georges, u. Chipiez,** Charles. Histoire de l'art dans l'antiquité. 25se livraison. Paris, Hachette & Cie. Frc. 0,5

**G. Webers** Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 112. Lfg. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1,0.

**Vermischtes.**

**Engel,** Ed. Über den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Hamburg, Verlags-Anst. u. Druckerei-Act.-Ges.

**Hoepli,** U. Catalogue Nr. 58. Philosophie. Milano, U. Hoepli.

**Katalog 175** des Antiquarischen Bücherlagers von J. A. Stargardt. Berlin, J. A. Stargardt.

## An unsere Leser

Da der Versand des „Magazins" immer mehr anwächst und der Quartalwechsel Ende September einer der wichtigsten des Jahres ist, bitten wir diejenigen unserer Leser, deren Abonnement mit dem vorliegenden Heft abläuft, geneigtest dessen Erneuerung umgehend zu bewirken.

Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß die Leser sich ohne Aufschlag bei jeder Buchhandlung und bei jeder Postanstalt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) abonnieren können. Es genügt einfach, ein „Magazin" zu verlangen. Indem die geneigten Leser selbst die Erneuerung bewirken, werden weitere Kosten vermieden, welche die Expedition des Blattes auferlegen muß, wenn aus der Verzögerung Weiterungen entstehen.

**Verlag und Redaktion des „Magazins".**

Digitized by Google

# Deutsches Wochenblatt.

**Unter Mitwirkung hervorragender Parlamentarier u. namhafter Vertreter der Wissenschaft u. Litteratur**

herausgegeben von

**Dr. Otto Arendt,**

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Das „Deutsche Wochenblatt" will alle Seiten unseres nationalen Lebens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Die weitreichenden Beziehungen, über die das „Deutsche Wochenblatt" verfügt, ermöglichen, die Tagesfragen der Politik, der Staats-, Kriegs- und Volkswissenschaft, wie der Litteratur und Kunst, in gleich bedeutender Weise in Originalaufsätzen zu behandeln.

**Politisch** ist die innere Festigung des Kartells der nationalen Parteien Aufgabe des „Deutschen Wochenblattes"; sein Programm läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Maßhalten in den Zielen und Bestrebungen, aber rücksichtslose Thatkraft, wenn die höchsten Güter der Nation, die nationale Einheit, Monarchie und Verfassung, geistiger Fortschritt und wirtschaftliche Reform, von irgend einer Seite gefährdet sind."

**Aus der großen Reihe hervorragender Mitarbeiter** des „Deutschen Wochenblattes", von denen bereits Aufsätze veröffentlicht wurden, nennen wir:

Dr. Andreae. — Graf Hermann Arnim-Muskau. — Geheimrat Dr. Beschsler-Greifswald. — Wilh. von Kardorff-Wabnitz. — Landgerichtspräsident Koch. — Kulemann-Braunschweig. — Freiherr von Minnigerode. — Graf Oriola-Schlitzhaus-Sorquitten. — Ökonomierat Rodde. — von Tiedemann-Bomst. — Freiherr von Feilitzsch und Arnsdorf. — Willibald Berschdorf-Halle. — J. Conrad-Halle a. d. Saale. — Ernst Curtius-Berlin. — von Duhn-Heidelberg. — Endemann-Königsberg. — C. Goldschmidt-Berlin. — Eberhard Gothein-Karlsruhe. — Hasbach-Königsberg. — Alfred Kirchhoff-Halle. — Kleinwächter-Czernowitz. — Knoll-Prag. — Krohn-Kiel. — Lobach-Straßburg. — von Liliencron-Schleswig. — von Liszt-Marburg. — Otto Mayer-Straßburg. — Karl Joh. Neumann-Straßburg. — Paasche-Marburg. — Paulsen-Berlin. — von Philippovich-Freiburg. — Robert Pöhlmann-Erlangen. — Rosin-Freiburg. — J. Schilling-Charlottenburg. — Schäfer-Freiburg. — Reichsbankrat Scholz-Berlin. — E. Struckmann-Greifswald. — Thudichum-Tübingen. — Waitzinger-Halle. — Oberlehrer Dr. Lauer-Kiel. — Regierungsrat Forst. — Missionsdirektor Friedrich Fabri. — Dr. Otto Glendt. — Ministerialpräsident a. D. Heimm. — Dr. Rob. Hessen. — Dr. Irmer-Hannover. — A. Leue-Dar-es-Salaam. — Unterstaatssekretär Dr. Georg von Mayr. — Dr. Karl Peters. — Dr. H. Pfoske. — Paul Reichard. — Staatsminister a. D. Dr. Albert Schäffle. — Dr. Schroeder-Poppelau. — Dr. Georg Schweinfurth. — Reichsrat Steinwender-Wien. — Oberlandesgerichtsrat Dierhaus. — Graf von Wilamowitz-Möllendorff. — Reichskommissar Hermann Wißmann.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, 1½ Bogen 4° stark.

Bestellpreis für das Vierteljahr Mk. 3.— Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des betreffenden Vierteljahres kostenfrei von der Expedition nachgeliefert.

Bestellungen auf das „Deutsche Wochenblatt" nehmen entgegen: Die Expedition des „Deutschen Wochenblattes", Walther & Apolant, Berlin W., Markgrafenstraße 60, sowie alle Buchhandlungen und Postämter. Das „Deutsche Wochenblatt" ist in der deutschen Postzeitungs-Preisliste für 1889 unter Nr. 1694 eingetragen.

Probenummern bitten wir von der Expedition zu verlangen.


**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

## Alkibiades.

Drama in fünf Akten

von

**Eduard von Bauernfeld.**

8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenaltern — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „brinabe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

## Für Herz und Haus.

**Briefe für deutsche Frauen**

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 ℳ.

In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Schwester der Frauen-Trilogie des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

**In beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Eliz,** Prof. Dr. K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Klans", in denen einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)

**Wolfgang Kirchbach**

## Ausgewählte Gedichte.

8°. 1888. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

## Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Märchen.

Neue Ausgabe. 1886. geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

## Salvator Rosa.

Roman in 2 Bänden 1886. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.


Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pfanier in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 5. Oktober 1889. Nr. 41.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Auguste Duviard: „Das Miniaturbild". — P. J. Willatzen: „Suomi-Runen". — A. G. von Suttner: „Über das Zeitungswesen". — Paul Schönfeld: „Neue italienische Erzählungslitteratur". — Ernst Koppel: „Erckmann-Chatrian". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Das Miniaturbild.

Novelle von Auguste Duviard.*)

Berechtigte Übertragung von Dr. Emil Burger.

Als Hubert fünf Jahre lang ein freies, nur wissenschaftlichen Forschungen gewidmetes Studentenleben im Quartier latin geführt, kehrte er eines Abends in traurigerer Stimmung als sonst nach seiner auf dem Boulevard Montparnasse gelegenen Wohnung zurück. Er sah einen Augenblick zum Fenster hinaus. In diesem stillen Viertel bietet Paris, um 10 Uhr des Abends vom vierten Stock aus gesehen, keinen besonders erfreulichen Anblick. Hin und wieder fährt eine Droschke oder die hell erleuchtete Pferdebahn vorüber, halb angefüllt mit Leuten, die sich bei der Arbeit verspätet; auch einzelne schweigsame Fußgänger werden sichtbar. Dann bleibt der Boulevard wieder eine ganze Zeitlang öde und verlassen. Die Gasflammen flackern im Nachtwinde, und die Schatten der entblätterten Bäume bewegen sich hin und her, drehen und winden sich und verändern Aussehen und Stellung. Hubert machte das Fenster wieder zu und trat in sein Arbeitszimmer. Es war ein allerliebstes, mit dunkelfarbiger Tapete ausgeschlagenes Stübchen, und am Tage konnte man von hier aus den Val-de-Grâce, das Pantheon und in weiter Ferne die Umrisse des Montmartre im Dunstkreise der Stadt erzittern sehen. In der Nacht unterschied man nur ein ungeheures, schwarzgähnendes Loch, in welchem eine Anzahl leuchtender Pünktchen flimmerte. Er zog die Vorhänge vors Fenster und setzte sich an seinen Schreibtisch. Tiefe Stille umgab ihn. Feurig pulsierte sein junges Blut in den Adern. Es pochte heftig in seinen Schläfen und ihm summten die Ohren. Es war ihm, als höre er das Singen einer schwelenden Lampe, oder auch das Summen, das man zu vernehmen glaubt, wenn man eine leere Muschel ans Ohr hält. Es scheint unendlich weit herzukommen und von einer dunklen Vergangenheit zu erzählen, die weiter zurückreicht, als unsere Erinnerung.

Gewohnheitsmäßig öffnete er einen dicken Band, in welchem ein ungeheurer Wust juristischer Weisheit mit allem möglichen Aufgebot gelehrter Methode zusammengetragen war. Aber seine Augen wanderten mechanisch von einem Wort zum andern, seine Gedanken nahmen heute Abend eine andere Richtung, von der er sie nicht mehr abbringen konnte. Er schob das Buch beiseite, legte die Hände vors Gesicht, schloß die Augen und dachte an die Heimat.

Sollte er zu den Seinen zurückkehren oder sich in Paris niederlassen? Das waren die beiden Punkte, die er schon seit geraumer Zeit bei sich hin und her überlegte. Der Tag war nicht mehr fern, an dem er alle seine Examina hinter sich hatte, und dann mußte er einen Entschluß fassen.

Kehrte er in seine kleine Vaterstadt zurück, so fand er die letzten Überreste seiner Familie wieder. Im Kreise seiner Verwandten und alten Freunde konnte er sich an den väterlichen Herd versetzt glauben. Vor allem aber fand er wieder das elterliche Haus, die dunkle Erinnerung an seinen Vater, ja sogar die an seine Mutter, welche wenige Tage nach seiner Geburt im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren gestorben war. Er selbst hatte sie natürlich nicht gekannt, aber in seiner Umgebung lebte ihr Bild fort, und mit Rührung sprachen alle diejenigen von ihr, welche ihr einst näher gestanden. In jenen ihm so wohl bekannten Räumen hatte sie gewaltet, und dieselben Möbel, an denen er sich als

Digitized by Google

Kind emporgerichtet, hatte auch ihre Hand einst berührt. Dann war ihm aber auch sein künftiger Lebensweg ganz klar vorgezeichnet. Der Rechtsanwalt Allénis war schon bei Jahren und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als ihm seine Praxis abzutreten. Huberts bescheidenes Vermögen reichte gerade aus, ihn durch eine entsprechende Summe zu entschädigen. Es wurde ihm zwar nahe gelegt, um Fräulein Martha Allénis' Hand anzuhalten, aber davon wollte er nichts wissen, denn die Ehe fürchtete er wie das Feuer. So floß sein Leben in der reinen Atmosphäre des kleinen Landstädtchens und im Kreise guter, lieber Bekannten mühe- und sorgenlos dahin.

In Paris dagegen gilt es den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, hier muß er inmitten einer gleichgültigen Umgebung ums tägliche Brot ringen. Ja, aber dort ist er dafür auch frei. Er kann gehen, kommen, lachen, weinen, denken wie es ihm beliebt, ohne daß sich Jemand darum kümmet. Sein Ehrgeiz findet hier ein weiteres Feld und dereinst eine stolzere Befriedigung. Hier harren seiner die wechselnden Zufälle des Glückes und der Liebe.

Der Liebe! Ein trauriges Lächeln spielt um Huberts Lippen. In seiner Unerfahrenheit zweifelt er an der Liebe, weil er sich früher eine zu erhabene Vorstellung von ihr gemacht. Er war nach Paris mit romanhaften Anschauungen gekommen, die lächerlich gewesen wären, wenn wahres, tiefes Empfinden ein Gegenstand des Gelächters sein könnte. Die mehr oder minder versteckte Käuflichkeit jener Schönen, die ihm der Zufall in die Arme geführt, vor allem andern aber die ruhige Überlegung, die kalte Berechnung, mit der sonst äußerst nette junge Herren und die bezauberndsten jungen Mädchen ihre Heiraten schlossen, hatte seine Empfindung aufs Tiefste verletzt und sein Herz erkältet, wie wenn der erste Frost eine zu junge Knospe zu Eis erstarrt.

Nachdem seine Gedanken einmal diese Richtung genommen, behielten sie ihre düstere Färbung. Die Liebe erschien ihm als eine Erfindung der Dichter, ein inhaltsleeres Wort, dazu bestimmt, die gesamte Menschheit durch eine große Lüge zu betrügen, und Tausende von jungen Liebespaaren, welche all' ihr Hoffen auf ein wesenloses Schattenbild gesetzt, ins Verderben zu stürzen. In seiner Vorstellung galten nur noch Sinnengenuß und Freundschaft als wirklich vorhanden.

Wenn der Schlaf des Abends unversehens über uns kommt, so gleitet der Geist allmählich in den Traum hinüber. Diese Übergänge sind oft ganz unmerklich, die Grenzen der Vorstellungen verschwimmen ineinander und es bleibt nur noch Raum für besonders hervortretende Gedanken, die manchmal eine sehr seltsame Verkörperung finden. So kam es Hubert schließlich ganz selbstverständlich vor, daß die Flamme seiner Lampe die Liebe und sein Arbeitszimmer die Welt darstellte. Beide hatten eine Sprache, die er sehr gut verstand. Eine Stimme sagte: „Hier siehst du das alte Elternhaus, wo noch das Gras wächst und die Seelen der teuren Dahingeschiedenen weilen, um das heimgekehrte Kind auf die Stirn zu küssen . . . .“ Und die andere Stimme hub an, mit feierlichem Näseln: „Diejenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche der Frau die alleinige Verfügung über die Mitgift sichern, sind hervorgegangen aus dem Mißtrauen gegen den Mann. Der Gesetzgeber wollte . . . der Ge—setz—ge—ber . . .“

„Komm', liebes Kind, kehre in Dein altes Haus zurück.“

Diesmal ist es eine wohlklingende Frauenstimme, die zu ihm spricht. Er wundert sich auch gar nicht, als er eine niedliche, ungefähr sechzehnjährige Blondine an einer Ecke seines Tisches sitzen sieht. Ihr edel geschnittenes, sanftes Antlitz ist nicht ohne einen Anflug von Schelmerei. Mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ruht ihr Auge auf ihm. Und doch wagt er, der schon mit gar manchem munteren Kinde gescherzt, es nicht, ihre Hand zu fassen. Ein dunkles Gefühl der Hochachtung durchdringt ihn beim Anblick dieses geheimnisvollen Kindes. Gern möchte er den Saum ihres Kleides küssen, aber er fühlt sich gänzlich außer stande, irgend eine Bewegung zu machen . . .

In ihrer ganzen Erscheinung liegt etwas Ätherisches, Unkörperliches, Unnahbares. Nur ihre Züge sind so deutlich erkennbar, daß man sie nicht leicht vergessen kann. Und dieses Gesicht kommt ihm so bekannt vor, als habe er es in einem früheren Leben schon oft gesehen. Zugleich fühlt er ein fast unbezwingliches Bedürfnis, sich so recht von Herzen auszuweinen.

„Sprich, ach, sprich weiter . . .“ fleht er.

Sie spricht, und bei ihren ersten Worten bricht ein Thränenstrom aus den Augen des jungen Mannes.

„Nein, mein Heißgeliebter, Deiner Natur sagt das Leben in Paris nicht zu. Du müßtest ein weniger empfindsames Herz, eine weniger unruhige Phantasie, einen festeren Willen, ein weiteres Gewissen haben. Habe ich nicht Recht, wenn ich sage, daß Du während Deines fünfjährigen Aufenthalts in Paris auch nicht mit einem einzigen der jungen Männer, mit denen Du täglich zusammenkamst, inniger verkehrt hast? Immer stieß Dich etwas in ihrem Wesen ab und ließ Dir eine Annäherung nicht wünschenswert erscheinen . . . . Du liest für Dein Leben gern ein schönes Buch, das unscheinbarste Ereignis kann Dich bis zu Thränen rühren. Wie gern überläßt Du Dich nicht einer süßen Träumerei, wie sehr beglücken Dich Deine häuslichen Studien! Hier dagegen, wo alles nur den Erfolg anbetet, ist kein Platz für einen Träumer oder Schwärmer wie Du; die Strömung ist zu reißend. Hier heißt es, sie mit kräftigem Arm durchschneiden und sich keinen Augenblick verweilen . . . Ja, ja, wir sind einfache Provinziale, poetisch angehauchte Philister. Wir lieben die Häuslichkeit, haben Feld und Wald gern in der Nähe, und schätzen über alles Ruhe und Frieden und gute Menschen.“

„Wer bist Du, der Du so meine Gedanken im Munde führst? Dein Gesicht scheint dem meinen verwandt?“

Die kleine Blondine giebt keine Antwort. Ihr ernstes Auge ist fest auf ihn gerichtet, aber ein sol-

Digitized by Google

cher Strahlenglanz entströmt ihm, daß er fühlt, wie ihre Wärme ihn durchdringt. Dann auf einmal sitzt sie nicht mehr neben ihm, sondern über seinem Haupte. Er hat gar nicht gesehen, daß sie sich vom Platze weggerührt, und doch befindet sie sich in einem offenstehenden, kleinen Bibliothekschrank mitten unter seinen Büchern, und auf dem Tische zerknittern ihre niedlichen Füßchen die Blätter des dicken Folianten. Um ihre Lippen spielt ein schelmisches Lächeln.

„Auch die Art und Weise, wie man hier die Liebe auffaßt, paßt nicht zu Deinem Wesen. Zu geistreich sind die schönheitsstrahlenden jungen Mädchen, deren aufleuchtender Blick Dich trifft wie der Blitz, wenn sie am Tage flüchtig an Dir vorübereilen, und die am Abend halbnackt, ihr spöttisches Lächeln hinter dem Fächer verbergen. Raubt Dir ein solches Lachen nicht Deine Unbefangenheit, und schaust Du nicht finster drein, wenn es Dich angeht? Aber das weiß ich, gefallen wird Dir die linkische hübsche Provinzialin, denn Dein Blick treibt ihr noch die Röte ins Antlitz und sie erbebt beim Klange Deiner Stimme. Flüsterst Du ihr Worte der Liebe zu, so hat sie ihre Antwort nicht schon im voraus fertig, und wagst Du ein Geständnis, so wird ihre Verlegenheit Dir rasch über Deine eigene hinweghelfen."

„Aber wer bist Du denn eigentlich, ich bitte, sage es mir."

„Du sollst alles erfahren, aber nicht hier, zu Haus, in Deiner Heimat."

Und plötzlich entschwindet die Erscheinung und bei der Flucht fallen einige Bücher aus dem Schrank auf den Tisch.

Hubert erwacht, sein Haupt ruht noch auf dem dicken Bande, auf dem er eingeschlafen ist. Die Lampe ist dem Erlöschen nahe, und in ihrem Knistern glaubt er noch die letzten Worte seines Traumbildes zu vernehmen: „Nicht hier, zu Haus, in Deiner Heimat . . . !" Das Zimmer ist leer. Er untersucht Thüren und Fenster genau und findet sie fest verschlossen. Und doch sieht er die Bücher, deren Fall ihn geweckt, in bunter Unordnung vor sich auf dem Tische liegen. Und die Blätter des dicken Bandes sind noch ganz zerknittert, und an einzelnen Stellen kann man deutlich die Spuren eines Füßchens erkennen, das sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, auf ihnen hin und her zu tänzeln.

Vier Wochen später kommt Hubert zu Fuß in seinem Heimatstädtchen an, nachdem er sein Gepäck vorausgeschickt. Absichtlich hat er einen Monat lang gewartet, weil er nicht einer augenblicklichen Regung folgen und sich nicht durch ein gewissermaßen abergläubisches Gefühl zu einem unüberlegten Schritte hinreißen lassen will. Jetzt hat er alles überwunden und kein Hintergedanke quält ihn mehr. Jetzt kann er sich ganz und voll der Wonne der Heimkehr an diesem herrlichen Aprilmorgen hingeben. Wohlgefällig ruht sein Blick auf den bescheidenen Häuschen mit ihren drei Fenstern Front, auf den steilen Schieferdächern und den spitzen Kieselsteinen der einsamen Straße, zwischen denen die Tauben in aller Ruhe und Behaglichkeit ihre Körner aufpicken, und bei jedem einzelnen Gegenstande, der ihm bekannt vorkommt, spielt ein glückliches Lächeln um seine Lippen, und die Thränen treten ihm in die Augen.

Zwei große Schilder mit verblaßten Goldrahmen fesseln seine Aufmerksamkeit. Hinter dem Gitterthor, inmitten des sauber geputzten Hofes erhebt sich das friedliche, schmucke Haus des Notars.

Hubert blickt in die Höhe und bleibt unbeweglich stehen. Am offenen Fenster lehnt ein junges Mädchen und sieht ihn auch wie versteinert an. In seinem Morgen-Negligé, mit dem ungeordneten, kastanienbraunen Haar sieht es reizend aus. Erstaunen und Verwunderung malen sich in ihren Gesichtern, als sie einander eine Minute lang so in die Augen schauen und zärtliche Blicke wechseln. Dann leuchtet plötzlich in Marthas Augen ein heller Freudenstrahl auf, der ihr ganzes Antlitz verklärt, und mit einem lauten Ausruf des Entzückens verschwindet sie vom Fenster.

Als Hubert wieder allein ist, schüttelt er den Kopf. „Ach was!" spricht er vor sich hin und sucht seine Aufregung wegzuspotten. Mit festem, entschlossenem Schritt betritt er das Haus. Das Dienstmädchen öffnet ihm die Thür, bevor er noch geklingelt hat, und als er die zu den inneren Gemächern der Wohnung führende Treppe hinaufgeht, gesteht er sich, daß Martha eigentlich ein recht hübsches Mädchen geworden. „Sie ist allerliebst, wahrhaftig, ganz reizend!"

„Diese Thür führt doch wohl in das Bureau des Herrn Notars?"

„Ja wohl."

In einen weiten Schlafrock gehüllt, sitzt Herr Allénis am Kamin und schürt das Feuer. Der alte Herr scheint auf seinen Besuch vorbereitet. Obgleich kurzsichtig, erkennt er Hubert doch, bevor dieser noch ein Wort gesprochen, und drückt ihn väterlich in seine Arme.

„Da sind Sie ja wieder bei uns, liebes Kind; hoffentlich bleiben Sie einige Tage hier. Wir haben Sie nicht vergessen, wir haben oft von Ihnen gesprochen."

„Ich kehre ja für immer zurück."

Wenn Herr Allénis vorhin seine Ankunft ziemlich gleichgültig begrüßt hat, so zeigt er sich bei dieser Nachricht ganz erstaunt. Ein Freudenstrahl zuckt über sein Gesicht; er steht auf und umarmt den langen Burschen von neuem, aber mag ihn der Notar auch noch so herzlich an seine Brust drücken, Huberts lauschendes Ohr vernimmt dennoch, wie ein weiblicher Fuß draußen den Korridor entlang eilt.

Der Notar ist ein kluger Kopf. Der milde Ausdruck seines fein geschnittenen Gesichts deutet auf ein friedliches, dem Wohlthun gewidmetes Leben. Hubert, welcher sich auf tausenderlei ungercimte Fragen gefaßt gemacht und gefürchtet hat, er werde mit ihm von Paris als einem Sündenpfuhl und modernen Babylon zu sprechen anfangen, ist ganz glücklich, als er findet, daß es sich mit diesem liebenswürdigen Philosophen ganz gemütlich plaudern läßt, und sofort sind auch seine letzten Bedenken gehoben. Er schüttet sein Herz vollständig aus und erzählt,

Digitized by Google

wie er in Paris gelebt, wie unentschlossen, wie traurig er gewesen. Der Notar hat sich an seinen Arbeitstisch gesetzt, und während er mit dem Kopfe nickend seine Zustimmung zu dem Gesagten zu erkennen giebt, auch hin und wieder ein seine innige Teilnahme verratendes Wort hineinwirft, zieht er langsam eine Schublade heraus und faltet verschiedene Papiere auseinander. Endlich nimmt er aus einem Kästchen ein Miniaturbild, welches er lange betrachtet. Plötzlich bricht Hubert mitten in einem Satze ab und richtet seine Augen starr auf das Porträt. Und hastig zugreifend, wie seiner selbst nicht bewußt, entreißt er es den Händen des Notars. Er zittert, fast versagt ihm der Atem. Zug für Zug sieht er vor sich das Bild jener nächtlichen Erscheinung in Paris. Es stimmt alles aufs Genaueste überein: Das blonde Haar, das schelmische Auge, ja sogar das altmodische Kleid und der kindlich übermütige Ausdruck des ganzen Antlitzes.

„Es ist allerdings Ihr Eigentum," sagt Herr Allénis mit trauriger Stimme.

„Ich begreife nicht recht —"

„Ihr Mütterlein ist da viel besser getroffen, als auf dem schlechten Bilde, das in Ihrem Wohnzimmer hängt, und das Fräulein Laugier aus dem Kopfe gemalt hat. Ich hätte es Ihnen schon längst übergeben sollen, denn es gehört Ihnen von Rechts wegen, aber ich habe es nicht übers Herz bringen können."

Hubert, dem die letzten Worte, noch mehr aber der tief bewegte Ton, in dem sie gesprochen wurden, auffallen, sieht ihn fragend an. Und so dringend bitten die Augen um Auskunft, daß der Notar nicht umhin kann, eine solche zu erteilen. Er fährt fort, aber so leise, daß man ihn kaum versteht. Es hört sich an, als ob er mit sich selbst von einer Vergangenheit spräche, in der sein träumerischer Blick längst verschollene Personen oder Ereignisse suchte.

„Vor siebenundzwanzig Jahren hatte ich die Ehre, um die Hand derjenigen anzuhalten, welche später Ihre Mutter wurde, und die damals Fräulein Louise Marchetti hieß. Ihre Anmut, ihr Geist, ihre Schönheit, die leidenschaftliche Liebe, die ich für sie empfand . . . man muß sie gekannt haben, um das alles zu verstehen . . . Ihr Vater erhielt den Vorzug und das mit Recht; denn ihn zeichneten hoher Rang, vornehme Geburt und hervorragende persönliche Eigenschaften aus; sie liebte ihn mit einem Wort.

Als sie nach sehr kurzer Ehe starb, verfiel er in tiefe Niedergeschlagenheit; eine düstere, verzweiflungsvolle Stimmung bemächtigte sich seiner. Er machte sich die grausamsten Vorwürfe und bildete sich ein, Louisens Geschick hätte sich anders gestaltet, wenn sie mit mir verheiratet gewesen wäre . . . Um mich kurz zu fassen — in seiner letzten Stunde wollte er mich noch einmal sehen, bat mich um Verzeihung wegen des Todes derjenigen, welche wir beide so innig geliebt, und übergab mir dieses kleine Porträt, das er während seiner Hochzeitsreise in Florenz hatte anfertigen lassen. Ich habe mich, ich muß es zugeben, eines unverzeihlichen Fehlers schuldig gemacht, liebes Kind. Allerdings waren Sie damals noch sehr jung, aber als ich mich acht Jahre nachher verheiratete, hätte ich es nicht behalten sollen. Die edle Frau, welche meinen Namen annahm, hätte dieses Opfer wohl verdient . . . Und nun bin ich schon seit vielen Jahren Witwer und bin gleichwohl immer noch im Besitz des Bildchens, ich habe es nie über mich gewinnen können, mich von ihm zu trennen . . . Wenn Sie gestatten, so lasse ich mir eine Kopie davon anfertigen."

Ein kräftiger Händedruck ist Huberts ganze Antwort. Als er aufsteht, um sich zu verabschieden, stammelt er mühsam die Worte hervor:

„Fräulein Martha ist doch recht munter und gesund?"

„Ja wohl, und ich weiß gewiß, es wird ihr große Freude machen, ihren kleinen Freund von ehedem zu begrüßen."

Er öffnet die Thür und braucht nicht lange zu suchen, Martha steht zufällig gerade davor.

Tief errötend tritt sie ein, einen Augenblick sehen sie sich verlegen an, dann aber brechen beide in herzliches Lachen aus und umarmen einander. Da sie im Lauf der Unterhaltung wiederholt mit der Hand an die Stirn fährt, fragt sie der Vater, was ihr fehlt.

„Nichts, wirklich gar nichts!"

„Laß doch sehen . . . Du hast Dich wohl gar verbrannt?"

„Ach so? Das meinst Du? Ja wohl, aber nur ganz unbedeutend, beim Lockenbrennen."

„Du hast Dir aber auch die Haare zu stark gebrannt."

Das ist allerdings richtig, aber trotzdem sieht sie ganz reizend aus.

Herr Allénis hat von dem kostbaren Miniaturbildchen keine Kopie anfertigen lassen. Es ist Gemeingut, er und sein Schwiegersohn haben sich darein geteilt, denn die jungen Leutchen haben sich geheiratet. Sie sind glücklich und haben viele Kinder, alles Knaben. Es ist das Huberts einziger Kummer, denn er hatte gehofft, er werde in einer Tochter die holde Erscheinung jener Nacht wieder aufleben sehen, das lächelnde kleine Porträt, das mit der Zeit allmählich verblaßte.

*) August Duviard gehört der abgeklärten Schule des jungen Frankreichs an, welche aus den Lehren der sogenannten Naturalisten, an deren Spitze einst Zola stand, jene dauerhaften Bestandteile der neuen Kunstanschauung herausgeschält hat, die sich vorzüglich in Paul Bourget und Guy de Maupassant verkörpert haben, und welche man in nicht völlig klarer Erkenntnis ihrer Bestrebungen als Symbolismus oder Psychologismus bezeichnet hat. Der junge Schriftsteller, von dem man noch sehr bedeutendes erwarten darf, wurde am 15. November 1859 in Lyon geboren, wo sein Vater Besitzer einer namhaften Fabrik für Kirchenornamente ist. Er besuchte 12 Jahre lang die Gymnasien von Lyon und Marseille, ohne aus den Mauern der Schule herauszukommen, da er von den Seinigen dahin als Pensionär gegeben wurde. Duviard hat über diese Zeit der inneren Entwickelung in der „Revue Bleue": „Erinnerungen aus der Kindheit" veröffentlicht, in denen er den schmerzlichen Eindruck jener Jahre schildert, und die vielleicht das Vollendetste darstellen, was bisher von ihm veröffentlicht wurde. Er studierte dann in Paris die Rechte, wurde Hilfsadvokat und war ein Jahr lang Sekretär des Maître Durier, der gegenwärtig auch das Amt eines Bâtonnier versieht. Später hat er sich, selbst einziges Kind seiner Eltern, mit der einzigen Tochter des berühmten Ferdinand Fabre, Verfasser des

Digitized by Google

„Abbé Tigrane", in Paris verheiratet, hatte jedoch das Unglück, sein geliebtes Kind zu verlieren, welches Ereignis tiefe Schatten in sein künstlerisches Schaffen warf; Fabre hat hiervon ausführlich in „Norine" gesprochen. Anfang dieses Jahres entsagte Duviard endgültig der Advokatenlaufbahn und wurde Bibliothekar an der Bibliothek Mazarin, an der Ferdinand Fabre Konservator ist; sein Amt läßt ihm genügenden Spielraum, um sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen.

## Suomi-Runen.

### Finnische Volkslider.

Übertragen von P. J. Willatzen.

I.

Nicht ein Kind auf weiter Erde
Ist wie ich herangewachsen
So vereinsamt ganz und schutzlos
Seit dem ersten Lebenstage.
Wie die Tann', im Sumpf verkrüppelt,
Im morast'gen Thal die Fichte,
Wie der Tau der Abendwolke
Fällt in Klüften des Gebirges,
Wie am Bach die Weide trauert,
Wie der Staar in nackter Einöd'
Und ein bebend Hälmchen in dem
Sand der trostlos öden Heide:
So bin unter Sorg' und Kummer
Hier ich Ärmste aufgewachsen,
Hab' an fremder Menschen Thüren
Ich das Gnadenbrot gegessen.
Wenn mein Mütterchen nur lebte,
Ach, mein Mütterchen, das liebe,
Würd' hinfort ihr armes Kindlein
So verkommen hier nicht wandern,
Wandern mit zerriss'nem Hemde
Und zerlumpt so in der Fremde!

II.

Mir im Busen brennt das Herze
Und so schwer ist mir das Köpfchen:
O, bringt fort mich und laßt schlafen
Mich im stillen Erdenschoße!
Fort von diesen trüben Tagen,
Aus der Zeit, der ruhelosen!
Gebt, o gebet mir den Frieden
An der Stätte ew'ger Ruhe!
Weit, weit besser wär's gewesen,
Hätt' ich nie das Licht gesehen,
Und wenn Mütterchen, mein holdes,
Nie das Leben mir gegeben!
Schlecht das Fieber und der Tod einst
Ihres Amts gewaltet haben,
Daß sie nicht schon in der Wiege
Mich auf ewig eingeschläfert.
Hätt' ich, wochenalt erst, dürfen
Fort doch aus dem Leben gehen,
Nicht Beschwerden viel und Mühen
Hätt' es dann gemacht den Meinen:
Einen Platz nur auf dem Friedhof,
Einen Hügel galt's nur suchen,
Den als Tau dann wohl die Thränen
Meines Mütterchens benetzten,
Weinte auch mein Vater keine.

Als ich, noch ein Kind, im Hagen
Hütete die kleinen Lämmer:
O daß nicht des Wolfes Zähne
Dazumalen mich zerrissen!
Und als mit der braunen Herde
Ich durchzog die weiten Wälder:
Daß der Bär mich wie die Herde
Da zu Boden nicht geschlagen!
Weit, weit besser, von des grausen
Bären Krall' erwürgt zu werden,
Oder hingeschleppt vom gier'gen
Wolf zum tiefversteckten Baue,
Als — wie ich — im schönen Schlitten
An des Gatten Seite sitzen
Und im Herzensgrund mit Zagen
Lieb' für einen Andern tragen.

## Über das Zeitungswesen.

Ich hatte schon einmal Gelegenheit, in diesen Blättern von dem Ansehen zu sprechen, das die Pariser Journalisten allerorts genießen. Selbstverständlich gilt dies auch nur von den Vertretern jener Blätter, welche im Zusammenhange mit dem Worte „Revolver" nicht genannt werden können und dürfen; da sich aber letztere in verschwindender Minderzahl finden, so hat sich ihr übler Ruf auch niemals auf die ganze Zunft ausdehnen können, während in unserer Gesellschaft der „Zeitungsschreiber" fast ohne Ausnahme mit scheelen Augen angesehen wird. Woher kommt das? Unter diesen Männern der Feder findet man doch genug liebenswürdige, gebildete, ehrliche — oder, um einen beliebten Sammelnamen zu gebrauchen — anständige Männer, die ihr bestes Können und Wissen einsetzen, um zur Veredelung der Menschheit, zur Besserung der Zustände beizutragen.

Der Ursprung dieses merkwürdigen Abscheues, dieses oft unbegründeten Mißtrauens ist deshalb vielleicht weniger in der Person des Einzelnen zu suchen, als in dem Blatte selbst, an dem er mitarbeitet. Damit sei nicht die Behauptung aufgestellt, daß es bei uns keine wirklich vornehmen, über allen Verdacht erhabenen Blätter geben mag, wenn auch ihre Zahl jedenfalls verhältnismäßig sehr gering ist — aber selbst das anscheinend unabhängigste Blatt ist keineswegs unparteiisch, somit von Natur aus schon feindschaftlich gegen alles gestellt, was mit seiner „Färbung" im Widerspruche steht. Bei uns giebt die „Gesinnung" den Ausschlag, um Einlaß zu finden — in Paris hingegen stehen dem „Talente" alle Thüren offen. Drüben giebt es eben so erbitterte Parteikämpfe, wie hüben, Rückschrittler und Fortschrittler, Friedens- und Kriegsfreunde gehen auch nicht zart miteinander um, aber wenn sie sich auch in den Versammlungssälen Schimpfworte und Gläser an die Köpfe werfen, so wird dieser Ton und dieses Gebaren nicht in die Blätter besserer Gattung hinüber getragen. In unseren Zeitungen hingegen — ei, da giebt es oft Kämpfe, wo schließlich die Fäuste nahe daran sind, zu entscheiden; erst unlängst konnte man so ein Schauspiel zwischen Pest und Berlin genießen — und die Leser, die scharen sich dann lachend, höhnend, hetzend, schadenfroh um die Balgenden, wie müssige Leute eben auf der Gasse

Digitized by Google

einer Schlägerei zuschauen und, nachdem sie sich zur Genüge ergötzt, mit einem Achselzucken und dem Ausrufe „Gesindel" wieder ihrer Wege gehen.

Den Untergrund dieser Wortschlägereien bildet immer ohne Ausnahme die leidige Politik, welcher in unseren Tagesblättern der Ehrenplatz eingeräumt ist und wodurch eben die Leserwelt zum Kannegießern erzogen wird. Das geheimnisvolle Wesen, „wir" benamset, eröffnet den Reigen — zergliedert, erläutert, verdammt oder bejubelt die Tagesereignisse und spricht als Einer für Alle (derselben Partei nämlich), ohne daß jedoch diese Alle eigentlich recht das Bedürfnis fühlen, ihre Ansichten und Eindrücke da durch eine Stimme aus den Wolken kund gegeben zu sehen. Da nun aber bekanntlich Deutschland und Österreich in unzählige Parteien zersplittert sind, jede Partei ihr Blatt und jedes Blatt seinen „wir" hat,*) der zu dem Zwecke bezahlt ist, zwei oder drei Spalten für oder gegen Wehrgesetzvorlagen, Branntweinsteuern, Schulfragen und andere unliebsame Angelegenheiten zu schreiben, so giebt sich wohl Niemand dem unschuldigen Glauben hin, daß diese Stimme über den Parteien erhaben sei, sondern jeder Mensch weiß: der gute Mann schreibt das, was ihm sein Brotherr, heiße er nun Konservativer, Freisinniger oder Regierung, in die Feder diktiert — das heißt: er ist um gutes Geld zu haben.

Wem bringt aber diese endlose Kannegießerei eigentlich Nutzen? Läßt sich etwa ein Gegner bekehren, sobald er weiß, daß der Prophet keineswegs eine unabhängige, unbefangene Persönlichkeit ist? Und ist es überhaupt notwendig, daß die große Masse mit Staatswissenschaft gespeist werde? Befördert das die Bildung, schärft es den Geist, läutert es den Geschmack, dämpft es die Leidenschaften? Ich glaube kaum. Und bringt sie dem Veranstalter Ehre oder Anerkennung? Ich glaube, das Gegenteil, denn jene, deren Ansichten den seinen entgegengesetzt sind, sorgen schon dafür, daß seine „Frechheit", seine „Unverschämtheit", seine „Dummheit", seine „Feilheit" an den Pranger gestellt und so der ganze Stand in Verruf gebracht werde.

Ein zweiter Übelstand ist das feindliche Verhältnis, in welchem die gegnerischen Blätter zueinander stehen; die „schärfere Tonart" ist von den öffentlichen Versammlungen in die Spalten der Zeitungen übergegangen, und wo Einer dem Andern einen Hieb versetzen, eine Blöße aufdecken kann, da thut er es mit Wonne und Behagen, Napoleons Worte uneingedenk: „Man soll seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen." Der sogenannte esprit de corps fehlt also in der Journalistik ganz — ebenso wie leider auch im deutschen Schrifttume, wo das so heikle Amt des Kritikers heutzutage oft in einer solchen Weise und in einer solchen Sprache ausgeübt, und wo der Angriff in einem Tone beantwortet wird, daß es Einen nicht Wunder nehmen darf, wenn die Menge an den gegenwärtigen Erzeugnissen der Litteratur mit Gleichgültigkeit, selbst mit Verachtung vorbeigeht und wenn unsere Dichter mit Geringschätzung behandelt werden.

Eine bedauernswerte Sache ist es endlich noch, daß die Tagespresse, die doch eigentlich eine litterarische Unternehmung ist, sich um die Litteratur im strengen Sinne des Wortes so gut wie gar nicht bekümmert. Bücherlisten werden hie und da wohl angeführt, aber zumeist nur solche, welche der Buchhändler oder Verleger auf seine Kosten einrücken läßt, und Besprechungen finden sich alle heiligen Zeiten irgendwo als Lückenbüßer untergebracht. Wenn man einem Blatte die Besprechung eines Buches, das Bekanntmachung verdient, anbietet, so heißt es in der Regel: „Nur dann, wenn die Sache in äußerster Knappheit gefaßt ist." Dagegen findet sich aber für politische und Börsenachrichten immer mehr Raum, als genug. Wenn irgend ein Abgeordneter oder Stadtverordneter einem Genossen ein paar Kraftworte ins Gesicht geschleudert hat, wenn irgend ein Kriegerverein in irgend einem Landstädtchen eine Fahnenweihe begeht, wenn der König der Sandwichsinseln sich im Wiener Prater betrinkt, oder jener von Serbien seine häuslichen Zwistigkeiten auf die Straße hinausträgt, da füllen sich rasch die Spalten sämtlicher großen und kleinen Blätter; — aber wenn ein Hamerling, ein Schack, ein Lilienkron — ein Büchner, ein Häckel, ein Radenhausen und andere Männer von hoher Bedeutung ein neues Buch in die Welt senden, so hüllt sich alles in tiefes Schweigen; es ist wie wenn man sich schämte, daß ein Deutscher etwas anderes, als Politik, Börsenspiel oder — Skandal treiben kann!

Sehen wir uns einmal im Gegensatze zu unserer Journalistik die unserer Nachbarn jenseits des Rhein an und nehmen wir beispielsweise den „Figaro", auch eine täglich erscheinende Zeitung, zur Hand: Es dürfte bekannt sein, daß der „Figaro" sich an die legitimistische Partei lehnt, — aber wie maßvoll und sachlich ist in dieser Beziehung sein Auftreten! Vor allem ist das unpersönliche „wir" aus seinen Spalten entfernt: Ich, Albert Wolf, oder Saint-Genest, oder Octave Mirbeau, oder Jules Lemaître u. s. w., ich finde das gut, jenes schlecht, dieses lächerlich, ich handelte so, es ist meine persönliche Ansicht, die ich hiermit offen äußere, ohne dabei die Anmaßung zu haben, Dir, Leser, diese meine Ansicht aufzudrängen.

Und jeder Leser, welcher Richtung immer er angehört, ist sicher, heute oder morgen einen Leitartikel zu finden, der seinen eigenen Gedanken Ausdruck giebt, der einen Gegenstand zum Vorwurf hat, für welchen er sich interessiert, denn jedem Talente ohne Ausnahme, ob Monarchist oder Republikaner, ob Deist oder Atheïst, ob Christ oder Jude, stehen die Spalten offen; was durch Geist und Sprache zu glänzen weiß, braucht nicht zu fürchten, daß ihm die Aufnahme verweigert werde, der Leiter steht hoch über allen Parteien und kann mit Stolz auf die stattliche Liste seiner Mitarbeiter herabsehen, welche mehr als eine Berühmtheit aufweist.

Die Abteilung „innere" Politik kommt erst an

*) Meines Wissens ist das „Berliner Tageblatt" die einzige Ausnahme, wo A. Levysohn seine meist sachlich gehaltenen Artikel mit Namen zeichnet.

Digitized by Google

zweiter Stelle an die Reihe und nimmt in der Regel höchstens 40 bis 50 Zeilen, oft auch weniger, in Anspruch; es ist meist eine kurzgefaßte sachliche Darstellung der wichtigsten Begebenheiten, manchmal mit ein paar geistreichen Witzworten gewürzt, die wohl hier und da stechen mögen, nie aber Beulen schlagen und für welche der Herausgeber jederzeit die Verantwortung zu tragen bereit ist, da er seinen Namen darunter setzt. Nicht viel mehr Raum ist der äußeren Politik gewährt, während Kunst, Litteratur und Wissenschaft hier immer zu ihrer vollen Geltung zu kommen Gelegenheit finden.

Wie sehr unterscheidet sich demzufolge auch der französische Zeitungsleser von unserem einheimischen! Wie vollkommen ist er in seiner Litteratur zu Hause, wie trefflich weiß selbst der kleine Mann die Schönheit des Stils, der Sprache, die Feinheit, den Geist herauszufinden und zu würdigen. Savourer nennt es der Franzose, . . . ja, es ist ihm ein Labsal, nach des Tages Mühe und Arbeit seinen Dichter und Denker zu — schlürfen! Und sie selbst, die Meister von der Feder, sie blicken einander nicht mit scheelen Augen an, sie liegen sich nicht in den Haaren, weil ihre Gesinnungen nicht die gleichen, ihre Ziele nicht dieselben sind, oder weil der Ruhm des Einen plötzlich zu steigen beginnt; im Gegenteil, Jeder zollt dem Anderen die gebührende Bewunderung und Jeder thut mit einem gewissen Gefühle der Zusammengehörigkeit das Seine, um diesen Ruhm noch steigern zu machen. Über Mißgunst, Neid und Eifersucht ist der echte Dichter erhaben.

Nicht, daß der französische Dichter parteilich wäre und für seine Bekannten oder Freunde nur immer Lob fände; er spricht wie er denkt, aber in der Litteratur denkt er vornehm und darum ist die Wiedergabe dieser Gedanken nie brutal und verletzend. Dem Leser teilt sich ganz unbewußt diese gegenseitige Achtung der Schriftsteller mit und die Folge ist, daß in seinen Augen jene Männer Leute von Bedeutung sind, die über ihm stehen, von denen er lernen, aus deren Schriften er Nutzen und Bildung ziehen kann. Diesem Beispiele sollten auch wir nacheifern; wir brauchen nicht auf alles zu schwören, was ein Anderer sagt und schreibt, wir können ihm ganz gut entgegentreten, wenn seine Ansichten und die unseren sich kreuzen oder wenn sein Erzeugnis im ganzen genommen wertlos ist, aber maßvoll und gewissenhaft sollen wir zu Werke gehen, nicht vergessend, daß unsere Worte in die Menge dringen und daß wir trotz „pommerscher Grenadiere" der erste und wichtigste Stand im Staate sind, dem früher oder später der ihm gebührende Platz eingeräumt werden muß.

Auch unsere Tagespresse sollte in die Litteratur fördernd eingreifen und sich in dieser Hinsicht den „Figaro" vor Augen halten, der nicht allein die Erstlingsgaben der anerkannten Meister seinen Lesern bietet, sondern oft auf Entdeckungen ausgeht, um so manch verborgenes Talent ans Tageslicht zu bringen und zu einer Größe ersten Ranges heranzuziehen.

A. G. von Suttner.

## Neue italienische Erzählungslitteratur.

Von Paul Schönfeld.

Daß Italien auf dem Gebiete des neuzeitlichen Romans an bedeutenderen und von ausländischen, namentlich französischen Mustern unabhängigen Leistungen verhältnismäßig wenig aufzuweisen hat, ist eine jenseits der Alpen selbst oft mit Bedauern hervorgehobene Thatsache. Ein reges und erfolgreiches Streben herrscht dagegen bekanntlich im Bereich der Novelle, das eine Reihe hochbegabter Schriftsteller zu seinen Vertretern zählt und sich demgemäß auch im Auslande von Jahr zu Jahr zunehmender Beachtung zu erfreuen hat. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß unter dem Gattungsnamen „Novelle" gar Vieles ans Licht tritt, was streng genommen auf diese Bezeichnung kein Anrecht hat, sondern im Grunde nichts andres ist als was man mit einem der bildenden Kunst entlehnten Ausdruck „bozzetti" zu nennen pflegt — Augenblicksskizzen, die wie die Umrißzeichnungen eines Malers in der Regel wenig mehr geben als gelegentliche Eindrücke, ohne jene planmäßige Durcharbeitung und Ausgestaltung, die das vollwichtige Kunstwerk, welcher Gattung es auch angehöre, als wesentlichste Eigenschaft erfordert.

„Sollen wir ob der Seltenheit bedeutender Romane verzweifeln?" frug vor nun bald sechs Jahren ein hervorragender italienischer Kunstrichter, als Luigi Capuana zum erstenmal seine Novellensammlung „Homo"*) erscheinen ließ. „Nein," lautete die Antwort, „machen wir lieber einstweilen gute Miene zu den Novellen, wofern sie gut geschrieben sind, und wünschen wir, daß früher oder später auch für Italien eine minder unscheinbare und vergängliche Art des Schaffens anhebe."

Daß das ebengenannte Buch erst vor kurzem eine zweite Auflage erlebte, darf wohl als Zeichen dafür betrachtet werden, daß E. Scarfoglio, der dasselbe seiner Zeit nebst Vergas „Novelle rusticane" als das beste italienische Erzählungswerk nach Manzonis berühmtem Roman begrüßte, mit diesem Urteil denn doch zu weit ging. Mag sein, daß auch von der reizenden Märchensammlung Capuanas, die 1882 unter dem Titel „C'era una volta" im gleichen Verlag erschien, erst eine zweite Auflage vorliegt — ein Umstand, der dem dichterischen Werte dieses Werkes sicherlich so wenig Abbruch thut, wie das ähnliche Schicksal, das anfänglich den Dichtungen Uhlands, Fritz Reuters und so vieler andrer Lieblinge des deutschen Volkes beschieden war, als ein Maßstab für deren Bedeutung gelten konnte. Immerhin scheint es ziemlich zweifelhaft, ob die Novellen Capuanas je eine breitere Wirkung ausüben werden. Der trübe Grundzug, der denselben fast durchgängig eigen, kann in einer Nation, die auf allen Gebieten so freudig und kraftvoll emporstrebt, wie Italien seit seiner Neugestaltung, wohl schwerlich den Anklang finden, dessen Zola, das unverkennbare und eingestandene Vorbild dieser Erzeugnisse, in Frankreich

*) Mailand, Fratelli Treves.

Digitized by Google

auch mit seinen stofflich abstoßendsten Schilderungen stets sicher ist. Die Thatsache, daß der „Naturalismus“ und „Verismus“ vorläufig noch heftigem Widerwillen in Italien begegnet, wird von Capuana auch unumwunden in dem Vorwort eingeräumt, das er der neuen Auflage auf Wunsch des Verlegers beigab und das, an eine befreundete Schriftstellerin gerichtet, den Titel führt: „Wie ich Novellendichter ward.“ Da dieses Vorwort von den neu hinzugekommenen Bestandteilen des Buches wohl das Beachtenswerteste, mögen einige Mitteilungen darüber Platz finden. Den Eindruck der Offenheit, das läßt sich nicht leugnen, erhält man überall bei diesen anscheinend leicht hingeworfenen, in Wahrheit freilich sorgsam durchgefeilten Eröffnungen, die der Verfasser hier über seine schriftstellerische Entwicklung giebt. Trotz mangelhafter Schulbildung, wie sie während seiner Jugend in Sicilien üblich, schon frühzeitig dichterische Neigungen pflegend, fühlte sich Capuana nach den unvermeidlichen lyrischen Versuchen besonders zur Bühnendichtung hingezogen. Er glaubte sich ernstlich dazu berufen, nichts Geringeres als der Shakespeare Italiens zu werden, wenigstens, wie er alsbald ironisch hinzufügt, ein „Shakespeare relativo“, mit dem sich Italien voraussichtlich ebenso begnügt haben würde, als es sich thatsächlich mit noch geringeren Leistungen zufrieden gab. Bei den dramatischen Anläufen seiner Jugendzeit verweilt Capuana in dieser seiner „Generalbeichte“ mit besonderem Nachdruck; nur der Ungunst der Verhältnisse schreibt er es zu, daß er von dieser Bahn abkam; er führt eine stattliche Zahl von Dramen an, die er teils entworfen, teils ausgeführt hatte, und giebt aus einigen sogar Proben, die nach der sprachlichen Seite hin von unverkennbarer Begabung zeugen, wenn sie auch außerhalb des Zusammenhangs bezüglich ihres dramatischen Wertes kein sicheres Urteil ermöglichen. Entscheidend für seine Abschwenkung zum Erzählungsfache wurde Balzac, dessen Werke ihm in Florenz in die Hände fielen. Immerhin blieb ihm zunächst noch, wenn er auch seine „historisch-dramatischen Altäre abbrach und darauf mit der Wut eines plötzlich zum Freidenker gewordenen Gläubigen einen gottlosen Kankan tanzte,“ die Neigung fürs Theater, auf dem er sich wenigstens als Lustspieldichter Erfolge beschieden glaubte. Bald aber gewann der „Dämon der Novelle und des Romans“ die Herrschaft. Den Ausgangspunkt für seine Thätigkeit auf diesem Gebiete bildeten eingehende theoretische Studien und Erwägungen. „Zum Henker, sagt' ich, wenn die Wissenschaft eine stufenweise Entwicklung, eine beständige Vervollkommnung anerkennt, einen ununterbrochenen Fortschritt von niederen zu höheren Bildungen — warum sollt' es sich nicht just ebenso mit den Kunstformen verhalten? Die Natur, fast gleichbedeutend mit dem Zufall (?), wäre festen, unveränderlichen Gesetzen unterworfen, und der Geist, der doch etwas Höheres, Feineres, dem Zufall Entgegengesetztes ist, sollte es nicht sein? Und so versenkte ich mich denn mehr und mehr in den Schlamm (nella melma) der modernen Novelle und des modernen Romans. Naturalist? Verist? Der Name kümmerte mich wenig. Ich wollte damit nur ausdrücken, daß man meines Erachtens beim Schreiben von Novellen und Romanen das betreffende Kunstwerk seiner letzten Form gemäß zu gestalten habe, einer allerdings auch nur vorläufig gültigen; und deshalb suchte auch ich nach Maß meiner schwachen Kräfte sie zu entwickeln, zu erweitern oder doch wenigstens zu säubern durch Beseitigung alles dessen, was daran noch an unnützem Laub, an abgestorbenen Zweigen. Von den „Profili di Donne“ bis zum „Bacio“, vom „Bacio“ bis „Homo“ und von diesem bis „Ribrezzo“ werdet ihr, wenn ihr euch die Mühe sorgfältiger Prüfung nehmen wollt, die unverkennbaren Merkmale der mühevollen Arbeit finden, die darauf abzielt, die Novelle sozusagen selbstherrlich, unabhängig, außerhalb ihres Urhebers stehend zu machen.“ Die sorgfältigste Beobachtung der Natur, das eingehendste Studium der Wirklichkeit als unzulänglich für seinen Zweck erachtend, glaubte Capuana bei seinen Neuerungsversuchen vor allem die Form ins Auge fassen zu müssen. Allein die Leser hielten sich begreiflicherweise vornehmlich an den Inhalt und warfen dem Verfasser vor, er entstelle das Weltbild, er verleumde die Menschheit. Dagegen wendet Capuana ein, er habe seine Gestalten unmittelbar dem Leben entnommen und, weit entfernt sie mit der Laterne zu suchen, sie abgebildet wie sie ihm der jeweilige Zufall in den Weg geführt; nicht selten habe er sogar manche Schroffheit der Wirklichkeit, einem ihm noch verbliebenen „Reste litterarischen Vorurteils“ nachgebend, abgeschwächt, und so sei denn die Behandlung, die er seitens seiner Beurteiler und des Publikums erfahren, eine durchaus unverdiente.

Wie man sieht, ist auch Capuana in jenem den Naturalisten gemeinsamen Irrtum befangen, daß es mit möglichst unveränderter Wiedergabe der Lebenserscheinungen, wie sie sich zufällig dem Beobachter darbieten, gethan sei. Angesichts des vielen Druckpapieres, das bereits zur Widerlegung dieser Ansicht verbraucht worden, dürfen weitere Erörterungen darüber hier wohl unterbleiben. Weit mehr als solche empfiehlt sich ein Blick in das Buch selbst, in die Art und Weise, wie Capuana seine Kunstanschauung dichterisch verficht, um ein Urteil über einen so namhaften Vertreter des italienischen Naturalismus zu gewinnen.

Von den älteren Bestandteilen des „Homo“ scheinen mir besonders zwei für den künstlerischen Standpunkt und zugleich für die künstlerischen Grenzen seines Schaffens bezeichnend. Will man Capuanas Vorliebe für die dunklen Seiten der Menschennatur in ihrer ganzen Stärke kennen lernen, so muß man die Erzählung „Comparàtico“ lesen, jene trübselige Geschichte einer Familie, die durch den so beliebten „Dritten“ zu Grunde geht. Geben die einfachen ländlichen Verhältnisse, in denen sich der Vorgang abspielt, den geschilderten Leidenschaften auf den ersten Blick den Anschein des Urwüchsigen, so läßt sich doch bei näherem Zusehen das Befremden über die langsame Entwicklung der Dinge nicht unterdrücken, die wohl zum guten Teil aus dem Bedürfnis, möglichst viel Kleinmalerei anzubringen, zu

Digitized by Google

erklären ist. Das lange Schwanken des betrogenen Janu zwischen Verdacht und Vertrauen wirkt denn doch unwahrscheinlich bei der auch für ihn so handgreiflichen Sachlage, und ebenso unverständlich die Harmlosigkeit, mit der er das tägliche Beisammensein des Gevatters Pietro mit seiner Frau zuläßt, zumal ihm ja von andrer Seite über die Beziehungen der beiden von Anfang an hinlängliche Aufschlüsse zu teil werden. Liegt hierin ein Fehler, der auch vom naturalistischen Standpunkt aus nicht wohl bemäntelt werden kann, so ist es dagegen mehr vom persönlichen Empfinden abhängig, wie das Urteil über die Einzelheiten der Darstellung ausfällt, so z. B. über die Schilderung des Mordes, den Janu an dem Kinde begeht, als er die Gewißheit erlangt, daß dieses dem verbrecherischen Verhältnis seiner Frau entsprungen ist:

„Sprich nicht von ihm, dem niederträchtigen Gevatter!"

„O, diesen Abend werd' ich's ihm sagen! Und auch der Mama werd' ich's sagen," kreischte das Kind weinend, die Hände an den Augen.

Janu begann zu zittern wie ein Blatt, und heftig rieb er sich die Stirn, die ihm zu bersten schien. Es war der Teufel, der ihm ins Ohr flüsterte! Es war die höllische Versuchung! . . . . Wenn das Kind nicht sein wäre? Wenn es der Sohn . . . .!

O, diesen Abend würd' er's dem Gevatter sagen! Und auch der Mama!

„Sei still! Kein Wort von ihnen! Still!"

Janu, der sich das Blut zu Kopf steigen fühlte, versuchte ihn einzuschüchtern, indem er ihn an den Ärmchen schüttelte:

„Sei still! Sei still!"

Da richtete das Kind keck das struppige Köpfchen empor, das schmutzige, drohende Gesicht:

„Von nun an werd' ich den Gevatter Vater nennen, wie mir's die Mama gesagt hat!"

„Ah!" heulte Janu; „hat sie dir das gesagt? Hat sie dir das gesagt?"

„Nein, Vater! Nein, Vater!"

Der aber hörte und sah nichts mehr; er schwang die Hacke . . . . .

Und als er sich der fürchterlichen That bewußt ward, die er begangen, da ließ er bleich wie ein Toter — der Mund war trocken, es keuchte die Brust — die Augen ringsumher schweifen. Wenn einer ihn gesehen! Auf der weiten Ebene, auf den Wegen und Fußsteigen, die sich im lachenden Sonnenlichte zwischen dem jungen Grün der Saaten hinschlängelten, war keine lebende Seele zu bemerken. Unter dem Schutzdache, neben der Hecke mit den indischen Feigen nur der Esel, mit erhobenem Kopf und gespitzten Ohren, der eine Handvoll Heu kaute und ihn starr anblickte. Doch der sprach nicht! —

Ob es ein „Rest litterarischen Vorurteils", daß der Abschluß der peinigenden Vorgänge, der Mord, den Janu an dem in flagranti überraschten Paar verübt, nur kurz angedeutet wird, oder ob sich darin ein künstlerischer Grundsatz offenbart, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen.

Als vereinzelter Lichtblick sticht von der trüben Umgebung die Erzählung „Povero dottore!" ab, ein erfreulicher Beleg, daß Capuana, wenn er will, auch edle Regungen, und zwar in ergreifender Weise zu schildern versteht. Wenn er nur öfter sich entschlösse, es zu wollen! Der Gegenstand ist so einfach wie möglich: ein junger Arzt, der sich mehr seinem Vater zu Liebe als aus eignem Antrieb verheiratet hat, gewinnt zu der anmutigen jungen Frau eine innige Neigung, muß aber zu seiner Verzweiflung alsbald vorgeschrittene, unheilbare Schwindsucht an ihr entdecken. Die Gewißheit der nahen Trennung, in die noch Schatten aus dem Vaterhause der Armen hereinspielen, ist zu erschütternden Szenen verwertet und der Gesamteindruck bei aller Traurigkeit ein durchaus reiner und im tieferen Sinne des Wortes befriedigender.

Gegenüber dieser Erzählung, die zwar wenig äußere Handlung, dafür jedoch um so reichere Seelenmalerei enthält, bezeichnet „Il prevosto Montoro", ein neues Stück der Sammlung, einen auffälligen Rückschritt. Hier ist von Handlung überhaupt keine Spur zu finden, es wird lediglich geschildert, und zwar steht im Mittelpunkt eine Gestalt, die des inneren Lebens so bar, daß von Interesse im dichterischen Sinne füglich kaum die Rede sein kann. Für die Kenntnis einer Art von italienischen Geistlichen mag ja der Probst nicht ohne Wert sein, der keinen andern Genuß kennt, als das Kartenspiel im Kasino, der Sonntags in der Kirche zum Gelächter der Gemeinde nicht schnell genug mit seinen Amtsverrichtungen fertig werden kann und den Diakonus verwünscht, der seine Gesänge mit so feierlicher Langsamkeit vorträgt. Auch als Nebenperson ließe sich solche Gestalt ja unter Umständen recht gut verwenden, als Einzelvorwurf aber, noch dazu ohne jede Handlung, wirkt sie reizlos, ja langweilig.

Wie Luigi Capuana, der übrigens in einem besonderen Bande „Scaramuccie per arte" seinen Kunststandpunkt entwickelte, nimmt auch Federico de Roberto, der jüngst im gleichen Verlag eine Novellensammlung unter dem Titel „Documenti umani" herausgab, in einem umfangreichen Vorwort Gelegenheit, sein dichterisches Glaubensbekenntnis darzulegen. Mit Stolz nennt er sich einen Schüler und Freund Vergas und Capuanas, und der „Meister der Meister" ist ihm Emile Zola, eine, wie wir sehen werden, wohl mehr platonische Zuneigung, wenn sie auch selbst im Titel des Buches Ausdruck gefunden hat. De Roberto hält dafür, daß der Unterschied zwischen Idealisten und Naturalisten im Sehen, im Auffassen der Dinge bestehe, daß jede Kunstrichtung ihre eigene Philosophie habe und jedem Gegenstande sich eine bestimmte Form aufnötige und umgekehrt. Hinsichtlich der Wahl des Gegenstandes fordert er uneingeschränkte Freiheit. „Gesetzt, es stelle ein Maler einen Seesturm dar; werdet ihr ihn beschuldigen, die Sonne und den blauen Himmel zu leugnen? Ihr könnt nichts weiter verlangen, als daß er sein Bild gut male. Ein andermal wird er ein ruhiges Meer malen — wenn nicht, wird er einen zweiten Seesturm malen, infolge seiner geistigen Eigentümlichkeit,

Digitized by Google

einer technischen Vorliebe oder irgend eines Grundes, den er vielleicht auch nicht sagen könnte."

Ich muß gestehen, daß bei Durchlesung der langen Vorrede, welche in die Form eines Briefes an den Verleger gekleidet ist, bei all den Auseinandersetzungen über „psychologische Analyse", über „Objektivität", „Subjektivität" u. s. w. meine Erwartungen bezüglich des Werkes selbst nicht eben zunahmen. Bei aller schuldigen Hochachtung, die ich denkenden Künstlern und Dichtern zu zollen pflege, berührten mich diese grüblerischen Erwägungen, die sich nicht auf die dem Denken noch am ehesten zugängliche künstlerische Form beschränken, sondern auf den Urgrund des künstlerischen Schaffens selbst ausdehnen, wie Kennzeichen eines mehr spekulativ als schöpferisch veranlagten Geistes und erinnerten mich an den Ausspruch des braven alten Gasparo Gozzi, daß die Kunst allein, das heißt die bloße künstlerische Einsicht, ohne dichterische Zeugungskraft eine magere Sache. In Spannung versetzte mich dagegen eine hier und da durchklingende Ironie, welche die Vermutung erregen konnte, als beabsichtige der Verfasser in dem vorliegenden Buche nichts anderes, als seinen eignen, in einem früheren Werke „Sorte" eingenommenen Standpunkt scheinbar verlassend, die idealistische Richtung zu parodieren. Da ich jene frühere Sammlung nicht kenne und also nicht weiß, welche Stufe des Naturalismus dieselbe bezeichnet, bin ich natürlich auch nicht in der Lage zu beurteilen, was in den „Documenti umani" als parodistische Absicht zu verstehen ist.*) Ab und zu könnte man wohl geneigt sein, eine solche in gewissen Überschwänglichkeiten zu finden. wie z. B. in dem Abschnitt „Il passato", der zum Teil bedenklich an ausgefahrene Geleise erinnert, doch erscheint es immerhin nicht ungewagt, als Schelmerei ansprechen zu wollen, was man in Ermangelung eines sicheren Maßstabes mit gleichem Recht als völlig ernstgemeint kann gelten lassen. Andrerseits legt die ausdrückliche Erklärung im Vorwort, daß die erste der vorliegenden Erzählungen die künstlerischen Ziele des Verfassers bezeichne, die Annahme nahe, daß es sich in dem Buche nicht sowohl um ein geistreiches Spiel, als um eine thatsächliche Annäherung an denjenigen Kunststandpunkt handle, der, wenn auch nicht im Sinne eines Dante oder Tasso, so doch im Gegensatz zu Zola und seiner Gefolgschaft als ein idealistischer bezeichnet werden darf. (Schluß folgt.)

*) Nach Niederschrift obiger Zeilen setzte mich der Verfasser — beiläufig 1861 zu Neapel geboren, doch schon seit früher Jugend in Sicilien lebend — durch freundliche Übersendung der 1887 unter dem Titel „Sorte" vereinigten Novellen in den Stand, mir ein Urteil darüber zu bilden, welches ich hier in Kürze dahin zusammenfasse, daß dieselben durchaus auf „veristischer" Grundlage ruhen. Ich lasse die obigen Zeilen unverändert, da sie den Eindruck spiegeln, den die „Documenti umani" als einzelne Erscheinung auf mich übten. Daß der hier eingenommene Standpunkt einen tiefgehenden künstlerischen Fortschritt des Verfassers bezeichnet, wurde mir inzwischen zur Gewißheit erhoben durch den soeben bei Galli in Mailand erschienenen vorzüglichen Roman „Ermanno Raeli", über den ich in der „Nationalzeitung" vom 12. September ausführlichen Bericht erstattete.

## Erckmann-Chatrian.

Von Ernst Koppel.

Eine merkwürdige Erscheinung ist das Zusammenwirken zweier Individualitäten zu einer einzigen künstlerischen That, ein geistiges Zwillingstum, das zu eigentümlichen psychologischen Beobachtungen Gelegenheit bietet. Auf dem Gebiete der Musik und der bildenden Kunst ist etwas derartiges weit seltener zu verzeichnen als in der Litteratur, derjenigen künstlerischen Äußerung, in der das Handwerk am meisten zurück- und das rein geistige Element am meisten in den Vordergrund tritt. Namentlich im französischen Schrifttum sind der artige Kameradschaften häufig, sowohl auf dem Gebiete des Dramas, als auf dem des Romans, man hat nur nötig der Gebrüder Goncourt zu gedenken, deren zahlreiche Romane fast sämtlich von beiden verfaßt und zu einem einzigen und unteilbaren Ganzen zusammengeschmolzen sind.

Ein ähnliches Verhalten ist bei den elsässer Schriftstellern Emil Erckmann und Alexander Chatrian zu beobachten. Ersterer ist im Jahr 1822 in Pfalzburg, letzterer im Jahr 1826 in der Nähe dieses Ortes geboren. Erckmanns Muttersprache ist das Alemannische; französisch soll er erst mit zwölf Jahren erlernt haben und das Hochdeutsche soll ihm stets verschlossen geblieben sein. Er kam 1842 nach Paris, das alle Talente Frankreichs aufsaugt, wie ein Schwamm die Feuchtigkeit. Er studierte die Rechte, warf sich aber bald auf die Litteratur, die sein wahrer Lebensberuf war, hier fest auf dem Boden seiner engeren Heimat wurzelnd. In Paris lernte er den Heimatgenossen Chatrian kennen, der, nachdem er in der väterlichen Glasfabrik das Glück gesucht, aber nicht gefunden, als Lehrer in Pfalzburg sein Leben fristete und im Jahr 1852 nach Paris kam. Wie sie in die merkwürdige gemeinsame Lebensarbeit geraten, wird verschieden erzählt; klar lassen sich derartige Vorgänge, die psychologischen Keimen entspringen, nicht darlegen. Sie schlossen sich eng aneinander, zwei junge Pflanzen aus der fernen Provinz, in den üppigen Boden der großen Hauptstadt versetzt; ihre Nahrung aber sogen sie mit tausend geheimen Fäden aus dem entfernten Mutterboden. Die ersten Versuche Erckmanns hatten keinen Beifall gefunden, erst vereinigt sollten sie ihren Platz in der modernen französischen Litteratur erringen. Der Name Erckmann-Chatrian bedeutet dem größten Teil des lesenden Publikums eine einzige Person, wenn nicht die Photographie, auf der sie Arm und Arm abgebildet sind, ihm dieses Doppeldasein, das zu merkwürdiger Harmonie zusammenklingt, verraten hat. Beide Schriftsteller haben eine eigentümliche Metamorphose durchgemacht; in ihren ersten gemeinschaftlichen Arbeiten zeigen sie sich als romantische Phantasten, gleichsam als Schüler von E. T. A. Hoffmann. Dies ist übrigens bezeichnend für ihre Eigenart, denn diese ist als eine Mischung deutscher und französischer Bestandteile zu bezeichnen, bei denen deutscher Art aber der Löwenanteil zufällt. Diese

Digitized by Google

Eigenart zeigt sich auch in den politischen Ansichten dieser janusköpfigen litterarischen Persönlichkeit: Sie ist ein Friedensapostel, der in seinen Schriften versucht, die Franzosen zu ruhigen friedliebenden Gesinnungen zu bekehren, namentlich in den nationalen Romanen, die seit 1865 gesammelt erschienen sind. Man erkennt, daß Mut ein Hauptzug dieses Charakters ist; es gehört eine gestählte Seele, klarer Blick und geübte Kraft dazu, um gegen den Strom zu schwimmen, zumal gegen den schäumenden Strudel französischen Chauvinismus. Es ist ein interessanter Prozeß, den Erckmann-Chatrian an sich durchgemacht. Den spukhaften Phantastereien, wie „Mon illustre ami Selsam", „Le blanc et le noir" und vielen anderen, folgen allmählich Dorfgeschichten, die an deutsche Arbeiten ähnlicher Art gemahnen und in welchen elsässische Volkstypen treu und plastisch gezeichnet werden, bis der Dichter sich besinnt, daß seine Heimat auch in der Geschichte eine Rolle gespielt hat und nun diese in künstlerischer Gestaltung darzustellen beginnt. Man sieht also, daß die Kraft des Autors aus dem heimischen Boden stammt, er mag sich noch so prosaisch geberden, denn auch die Phantasiestücke spielen meist auf dem Boden des Elsaß, sei es in der Ebene oder in den Vogesen. In diesen Arbeiten ist die Form im Gegensatz zu dem krausen, wunderlichen Inhalt eine durchaus einfache und dieser Umstand zeigt sich in den Dorfgeschichten noch erhöht, deren Inhalt übrigens auch weit harmonischer zu Klarheit und Einfachheit der Sprache stimmt.

Die französischen Vorgänger Erckmann-Chatrians in der Dorfgeschichte sind Balzac und George Sand. Beide aber änderten eigentlich nur das Kostüm, als sie sich vom Salon und der Hauptstadt dem Dorfe zuwendeten; unter der Blouse und dem Kittel entdeckt das scharfe Auge häufig die Menschen des Salon, deren bleichen Wangen nur eine derbere Farbe aufgeschminkt worden, die aber deshalb noch nicht die Farbe der Natur ist. Erckmann-Chatrian dagegen, das Kind des Elsaß, einer bäuerlichen Provinz, schildert aus der Anschauung heraus, dieser mächtigen Lehrmeisterin und Ergänzerin der Phantasie. Die Natur, die er schildert, hat er mit den Augen des Kindes, Jünglings und Mannes geschaut, sie ist ihm nicht nur wie Mutter und Geliebte, sie ist ihm vertraut und teuer wie das eigene Weib. Die Personen, die in dieser Welt leben und enden, Fuhrleute, Postillone, Handwerker, Bauern usw. sind aus Skizzen unmittelbar nach dem Leben entstanden, Skizzen, die dem Gedächtnis mit festen, unverrückbaren Zügen eingegraben sind. In der bis in die Einzelheiten liebevollen, ja überhäuften Ausführung ist dagegen eine gewisse Nüchternheit nicht zu verkennen; das Verfahren erinnert nicht selten an das Thun des Photographen; der Duft, der geheimnisvoll jedem echten Kunstwerk anhaftet, ist nicht vorhanden, dafür hält sich der Autor aber frei von jedem Schwulst, jeder Manier und das Ganze atmet Gesundheit der Seele und des Leibes, ein wohlthuender Gegensatz zu der französischen Romantik und Salonlitteratur, die fast nur Paris und wieder Paris kennt und dieses als Erdkreis darzustellen bemüht ist, eine Beschränktheit, die trotz alles dabei aufgewendeten Geistes an Borniertheit streift. In dieser Wahrheit und Gesundheit, in der auch politisch sich äußernden Scharfsichtigkeit, die leider nach dem Krieg von 1870 getrübt worden, liegt hauptsächlich der Grund des seltenen Erfolgs, den Erckmann-Chatrian nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland zu verzeichnen hat. Man ahnt etwas wie geheime Wahlverwandtschaft und erfreut sich derselben, da man abermals erkannt, wie hoch das Gold reiner Menschlichkeit über dem Kurse der Scheidemünze der Politik steht. In den letzten Schriften freilich hat die politische Gesinnung sich geändert; hier sieht auch Erckmann-Chatrian wie die Mehrzahl der Franzosen durch die Brille des Deutschenhasses; namentlich tritt dies in dem 1874 erschienenen Roman: „Le brigadier Frédéric, histoire d'un français, chassé par les Allemands" hervor, wie es schon der ungeheuerliche Titel ankündigt.

Im Jahr 1863 erschien „Madame Thérese", als die erste derjenigen Erzählungen, die sich auf historischem Gebiet bewegen. Die Heldin ist eine Marketenderin, die in einem Gefecht verwundet, zurückbleibt und von dem Dorfarzt, der sie gepflegt, zur Frau genommen wird. Zahlreiche militärische Figuren, wie der Füsilier Brutus und andere sind lebendig geschildert, aber eine gewisse Unfertigkeit klebt dieser Arbeit an, die eine Übergangsstufe in der Entwickelung des Autors bezeichnet. Aber sie hatte in Frankreich einen durchschlagenden Erfolg durch die militärischen Porträts und Typen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Erckmann-Chatrian sich durch diesen Erfolg veranlaßt sah, das historische Genre zum Mittelpunkt seines Schaffens zu machen und auf diesem Gebiet hat er es denn auch zur Meisterschaft gebracht.

Sein Verhältnis zu Deutschland tritt denn auch hier am deutlichsten hervor. Ein Zigeuner sagt gelegentlich von seinem Aufenthalt in Deutschland, das er mit Frankreich, wo er unzufrieden war, vertauschte:

„Seit funfzig Jahren sind wir nun hier. Die Deutschen lassen uns in Ruhe; wenn man ihnen nur Walzer und Hopser spielt, während sie ihre Schoppen trinken, sind sie glücklich und verlangen nichts weiter. Es ist ein gutes Volk." Bemerkenswert ist es, daß diese Zeilen vor 1870 geschrieben worden, denn heute würde selbst ein Franzose wie Erckmann-Chatrian nicht so über Deutschland schreiben und würde eine derartige Bemerkung auf unser Vaterland, das sich selbst wiedergefunden, auch kaum noch passen.

Die im Jahr 1804 erschienene Novelle: „L'histoire d'un conscrit de 1813" ist ein historisches Dokument. Sie spielt in der Zeit, da Napoleon sich mit dem Plan zum russischen Feldzug trägt. Wiederum ist es das Elsaß und zwar die Heimat Erckmanns, Pfalzburg, wo sich die Ereignisse abspiegeln. Die Stimmung jener Zeit ist deutlich veranschaulicht, mehr als ein selbst bedeutendes historisches Werk es vermöchte. Die Erzählung führt uns mit dem Helden

Digitized by Google

Josef Berta, einem hinkenden Elsässer, der aber dennoch zum Militär gepreßt wird, in die Schlacht von Groß-Görschen und endlich mit dem Feind wieder nach Pfalzburg, das nach der Schlacht von Leipzig belagert wird. Eine Art von Fortsetzung ist die Novelle: „Die Belagerung von Pfalzburg", welche 1867 erschienen ist. In dieser ist der jüdische Eisenhändler Moses eine hervorragende Figur von typischer Bedeutung, in der Ernst und Humor zu echt menschlicher Mischung zusammenfließen. Schon in „L'ami Fritz", der 1864 erschien, steht ein Jude im Mittelpunkt der Handlung, eine höchst sympathische Figur, die in Deutschland fast allgemein bekannt worden, da der Autor diese Erzählung zu einem Schauspiel umgearbeitet hat, daß trotz der kargen Handlung, eindringlich zum Zuschauer redet und zwar hauptsächlich durch die einfache, aber tiefgreifende Charakteristik der Personen. Auch: „Die Rantzau" ist ein bei uns gern gesehenes Stück und so ist das Glück dem unermüdlichen Autor auch auf der Bühne günstig gewesen, während frühere dramatische Arbeiten, wie: „Le chasseur des reines" und „L'Alsace en 1814" kaum beachtet wurden. Der tastende Jünger hatte sich inzwischen eben zum Meister auf einem bestimmten Gebiet ausgewachsen.

In der Erzählung: „Waterloo" tritt abermals Josef Berta auf und findet in der Ehe mit seiner Katharina sein Glück. Aber das historische Schicksal schreitet weiter. Wir sehen die Rückkehr des verbannten Kaisers, die Erhebung des Militärs zu Gunsten ihres Halbgotts, bis wir mitten in der Schlacht von Waterloo sind und der Autor seine bewährte Kunst als Schlachtenmaler bis zur Virtuosität treibt. Es dürfte im Bereich der modernen Litteratur nur einen Autor geben, den Russen Tolstoi, der im Entwerfen von Schlacht- und Kriegsbildern mit dem Elsässer zu wetteifern im stande ist, wie er es namentlich in dem gewaltigen Epos in Prosa: „Krieg und Frieden" bewiesen hat.

Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß in „Waterloo" der Höhepunkt der Erckmann-Chatrianschen Werke erreicht ist, obgleich auch die folgenden Arbeiten, die mit den früheren zusammen gleichsam eine fortlaufende Chronik der neuen französischen Geschichte, von Künstlerhand geformt und gestaltet bilden, die Kraft des Autors kaum geschwächt zeigen. So: „L'histoire d'un homme du peuple", das die Revolution von 1848 behandelt, indem sie diese Bewegung an den Schicksalen einzelner Persönlichkeiten veranschaulicht, besonders an derjenigen des Waisenknaben und nachmaligen Tischlers Jean Pierre. Diese Darstellung war durchaus folgerichtig, denn die Revolution von 1848 ist eigentlich nur eine Welle in dem Meer von Umwälzungen, die mit dem Bonapartismus begannen. Es folgte dann: „L'histoire d'un paysan", die von der Revolution von 1789 handelt, indem die Erzählung einem Bauern, Michel Bastian, in den Mund gelegt wird, und zwar auf die Weise, daß er allmählich durch eine Art von Litteraten, dem Kolporteur Chauvel, abgelöst wird. Besonders, so lange Bastian spricht, ist die Darstellung von großem Reiz, denn aus dem Munde des Volkes Geschichte zu hören, ist etwas ganz Neues und ungemein lehrreich, wenn es dem Autor auch nicht gleichmäßig gelungen, den rechten, charakteristischen Ton dafür festzuhalten. Erckmann-Chatrian hat bis auf den heutigen Tag nicht gefeiert. Ein Werk nach dem andern ist aus seiner Hand hervorgegangen und in Komposition, wie Ausführung ist eine bedeutende Entwickelung seines Schaffens, den gesunder Realismus, feiner Humor und plastische Darstellung namentlich historischer Thaten und Zustände auszeichnet, zu beobachten. Er nimmt in der französischen Litteratur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine eigenartige, scharf abgegrenzte Stellung ein, und auch in Deutschland, das in ihm Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut durch das Gewand einer fremden Sprache hindurch erkennt, wird seine Wertschätzung nicht geringer werden, weil die Übel der Revanchepolitik seit 1870 den merkwürdig klaren Blick, die männlich sichere Hand des mit Recht so beliebten Autors getrübt und unsicher gemacht haben. Aber es ist kein Zweifel, daß er sich wiederfindet, denn die Wahlverwandtschaft, die zwischen ihm und unserem Fritz Reuter besteht, ist keine nur zufällige. Sie sind Zweige desselben weithin schaffenden Stammes und wenn der Norddeutsche auch in dem, was den eigentlichen Dichter ausmacht, den Elsässer überragt, er reicht ihm mit feinem und freudigem Lächeln die Bruderhand und sagt zu dem sich fremd Geberdenden: „Verstelle Dich nicht, Bruder; Du bist und bleibst einer der Unseren und nicht der Schlechtesten einer. Das wieder deutsche Elsaß ist uns durch Dich auch schon zu einer neuen litterarischen Provinz geworden."

## Litterarische Neuigkeiten.

**Vorträge und Versuche.** Beiträge zur Litteratur-Geschichte von Ludwig Geiger. Dresden. Verlag von L. Ehlermann. M. 5 broch. — Der Verfasser der „Litteratur der Renaissance und des Humanismus in Italien und Deutschland" und der Herausgeber des „Goethe-Jahrbuches" sammelt hier die Ergebnisse immer und immer von neuem nachprüfender Studien auf den ihm eigensten Gebieten. Es sind in dem stattlichen Band allerdings meist Aufsätze enthalten, welche der Hauptsache nach bereits in Zeitschriften da und dort in den letzten Jahren verstreut waren, aber auch innerhalb dieser Arbeiten selbst blieb Geiger nicht ruhig bei seinen derzeitigen Ergebnissen stehen, sondern berichtete gewissenhaft und that Neues hinzu, wo ihm mittlerweile sein peinlicher Forscherfleiß neue Auffassungen und Überzeugungen zugeführt hatte. Die Beiträge „Zur Geschichte der Renaissance", welche den ersten Teil des Buches bilden, dürfen Bausteine zu einer künftigen Geschichte der Renaissancelitteratur genannt werden, wie sie handlicher und säuberlicher nicht bearbeitet sein können. Die Aufsätze „Margarethe von Navarra", „Isota Nogarola" und „Ulrich von Hutten" gleichen jenen zierlichen Medaillonporträts, welche die Züge einer längst verstorbenen Persönlichkeit mit fast lebender Frische aufbewahren und uns wie mit dem Lebenshauche der Urbilder zu umgeben scheinen. „Aus den Tagen der Aufklärung", wie sich

Digitized by Google

der zweite Teil der Sammlung nennt, beleuchtet größtenteils Zustände und geistige Ausschnitte jener Wendezeit des preußischen Staatswesens, in der „Jedermann nach seiner Façon selig werden" konnte. Auch der Aufsatz „Voltaire und Friedrich der Große" gehört zu dem besten, was über den vielberufenen Gegenstand gesagt worden ist, und stellt in ruhiger, kritisch-klarer Beleuchtung der zumeist nicht vorurteilslos betrachteten Persönlichkeiten ein porträtähnliches, von aller Heroenvergoldung freies, Bild her. Die Schilderung „Berlins vor hundert Jahren" (1788) ist eine längere Arbeit, die hier erstmalig vor die Öffentlichkeit tritt; wir möchten für dieselbe die Aufmerksamkeit der Leser ganz besonders erbitten, da hier unseres Wissens zum erstenmal in lichtvoller Darstellung das Grundmotiv der Werdebedingungen unserer heutigen Millionenstadt, die Herrschaft des Verstandes im politischen, künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Leben Berlins, herausgestellt wird. Der dritte Teil des inhaltreichen Werkes umfaßt Beiträge zur Goetheforschung und schließt in seinem letzten Kapitel „Goethe und die Renaissance" den bedeutungsvollen Zusammenklang der leitenden Gesichtspunkte in der Einheitlichkeit der hier gebotenen Essaya ab. Die am Schlusse jedes Abschnittes gegebenen, erläuternden Anmerkungen enthalten eine Fülle anregender Betrachtungen und legen beredten Zeugnis ab von der vielseitigen und gründlichen Art des Verfassers. Wer Geiger aus seinen Wandervorträgen kennt, kann sich dem Reiz seiner Darstellung nicht verschließen und wird gern zu diesem vorläufig ausgestatteten Werke greifen, in dem vieles ausgereift und abgerundet erscheint, was früher nur mehr dem Tagesbedürfnis dienen sollte. v. S.

Eine stattliche Reihe von Bänden nimmt schon die Deutsche National-Litteratur, herausgegeben von Joseph Kürschner, Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart ein. Seit dem September 1882 ist das Unternehmen auf das nachdrücklichste gefördert worden. Es giebt von der Geschicklichkeit und Umsicht des Herausgebers Zeugnis, daß regelmäßig aller vierzehn Tage, wie versprochen, ein Band erscheinen konnte. Die äußere Ausstattung, Papier, Druck, facsimilierte Beigaben erfüllen selbst verwöhnte Ansprüche. Der Inhalt aber giebt die Beweise von der Tüchtigkeit der Mitarbeiter. Fast Alle haben in den einleitenden Bemerkungen und in den Anmerkungen, in denen sie weise Mäßigung zeigen, sich bewährt, so daß die Ausgabe des Hans Sachs mit ihrer bodenlosen Liederlichkeit geradesu als eine Ausnahme dasteht, freilich keine erfreuliche. Jetzt ist der 43. und 44. Band (in der Gesamtreihe der 125. und 127. Band) vollendet: Die Bremer Breitrüge, herausgegeben von Franz Muncker. Der liebenswürdige und anspruchslose Freundeskreis, mit dem harmonischen Gellert an der Spitze, wird in kleinen liebevoll gezeichneten Bildern und in seiner Bedeutung für die Litteratur auf die ansprechendste Weise vorgeführt. Auch Christian Ludwig Liscow, der sprachlich gewandte Satiriker, findet als ein Gegenstück zu Gottlieb Wilhelm Rabener hier eine Stelle. Mit wenigen treffenden Worten tritt Franz Muncker der lange üblichen Überschätzung Liscows entgegen. Natürlich ist Gellert in der Auswahl von Werken am meisten bedacht worden; von den andern wurden beseichnende Stücke ausgehoben, so daß wir, fern von dem manchmal recht peinliche Empfindungen erweckenden Geschrei der Schweiser und Leipsiger, uns dem Genusse schlichter Poesie hingeben können. Das Verzeichnis der Verfasser der einselnen Artikel in den vier ersten Bänden der „Bremer Beiträge" und in der „Sammlung vermischter Schriften" wäre durch eine Vergleichung der Gedichtsammlung des Leipsiger Bürgermeisters Karl Wilhelm Müller: Versuch in Gedichten. Leipsig 1755. 32 Bl. 8., ferner von Johann Andreas Cramers Vermischten Schriften. Kopenhagen und Leipsig 1757. 8. und endlich Des Liebhabers Der schönen Wissenschaften. Erster Band. Jena 1747. 8. am eine erkleckliche Anzahl von Namen zu bereichern und in mehreren zu berichtigen gewesen. Um der Vollständigkeit willen hätte auch mit angegeben werden sollen, welche Stücke in der zweiten Auflage der „Bremer Beiträge" neu hinzukamen.

Von Kreßners „Bibliothek spanischer Schriftsteller" (Leipzig, Rengersche Buchhandlung) sind mehrere Bändchen bereits im „Magazin" lobend genannt worden. Den vorausgegangenen ebenbürtig sind die beiden Bände, welche Cervantes' unsterbliches Don Quijote enthalten. Die Anmerkungen Kreßners fördern das eindringende Verständnis des spanischen Textes in so geschickter und maßvoller Weise, daß auch dem Nichtgelehrten der Genuß der Dichtung des spanischen Humoristen ermöglicht ist. Spanisch liest sie sich aber auch ganz anders als in deutscher Verwässerung. — Als Seitenstück zum Kreßnerschen Unternehmen giebt Prof. J. Ulrich in Zürich die für stndierende Kreise bestimmte „Italienische Bibliothek" heraus, (gleichfalls bei Renger in Leipsig), eine Art Bildersammlung zur Geschichte des Schrifttums im Vaterland Dantes. Jedes Bändchen giebt Aussüge aus einer Dichtungsart eines bestimmten Zeitabschnitts. Das erste Bändchen ist der älteren Novellistik gewidmet. — Mit einigen Mustern aus den „Cento novelle antiche", den „Sette savi", den „Antichi cavalieri" und anderen religiösen Erzählungen beginnend, führt die geschmackvolle Auswahl nacheinander Erzählungen von Barberino (1264 - 1348), von Gubbio, von Cessolis, von den älteren Dante-Erklärern und aus Sammelbüchern des vierzehnten Jahrhunderts vor. Ausblicke auf das Schrifttum der anderen Völker sind dem kundigen Leser ermöglicht, welcher auch aus den Anmerkungen reiche sprachliche Belehrung schöpft. Während Kreßners spanische Angaben vorzugsweise einen gebildeten Leserkreis voraussetzen, scheint Ulrichs italienische Bibliothek ein Gelehrtenpublikum ins Auge zu fassen. Beide Unternehmungen sind mustergültig. J. Sarrasin.

„Über Dantes göttliche Komödie" hat Prof. Ernst Hermann in Baden-Baden als Beilage zum Jahresbericht des dortigen Gymnasiums eine außerordentlich frische Abhandlung veröffentlicht, welche den jugendlichen Leser durch die finsteren Irrgänge Dantescher Weltanschauung geleitet und für den aus dem Gesichtskreis der höheren Schule verbannten Dichter warme Begeisterung zu erwecken geeignet ist. Hermann scheint leider die meisterhaften Übersetzungen — quod eius fieri potest — von Bartsch und von Francke nicht zu kennen. Die angeführten Stellen werden nach Schlegel gegeben. Ob Hermanns Zweck, den Florentiner unserer lernenden Jugend näher zu rücken, bei den jetzigen Verhältnissen überhaupt zu erreichen ist, mögen alle Pädagogen entscheiden. J. Sz.

Die thätige Verlagsbuchhandlung von J. H. Schubothe in Kopenhagen giebt unter der litterarischen Leitung von P. Nansen eine neue Monatszeitschrift unter dem Titel „Af Dagens Krönike" heraus. Jedes Heft derselben soll einen politischen Artikel, ein Kopenhagener Feuilleton und einen Theaterbericht enthalten. Die Zeitschrift will Jeden, ohne Rücksicht auf die Parteirichtung, zu Worte kommen lassen, der sich in einer für das große Publikum leicht faßlichen Form über Fragen der Politik oder Kunst aussusprechen wünscht. Jedes Heft wird auch ein Bild hervorragender Männer oder Frauen bringen. Mir liegen bis jetst swei Hefte der Zeitschrift vor. Dieselben enthalten aus der Feder C. von Quantens hochinteressante Enthüllungen über den sogenannten „Unionsvorschlag König Karl XV" und dessen eigentliche Urheber, die in Dänemark su suchen seien, sowie über den Verlauf der schwedisch-dänischen Verhandlungen in den sechsiger Jahren und das schließliche Scheitern des ganzen Planes. Herr Quantens verteidigt den König Karl gegen den Vorwurf, daß er später surückgetreten sei; die Schuld, daß der Plan scheiterte, trüge die dänische nationalliberale Partei, die auf Holstein und Lauenburg nicht hätte verzichten wollen, was von Schweden verlangt wurde. — Der Artikel dürfte in politischen Kreisen großes Aufsehen erregen. Ferner brachten die Hefte einen geistsprühenden Aufsats über „Heine als Politiker" von G. Brandes und Theaterbetrachtungen von E. Brandes, sowie eine anziehende Darlegung der „Brandesschen Bewegung" von S. Schandorph, zwei humoristische Feuilletons von Gust. Esmann, eine Charakteristik Rafaëlis von E. Hannover und eine Plauderei von Erik Skram, endlich eine Reihe kürzerer Notizen und Berichte. In der „Correspondenz" können die „werten Leserinnen" dringende Fragen zur

Digitized by Google

Sprache bringen, ein Recht, von dem ein 16jähriges Frl. Nina mit viel Laune Gebrauch macht, indem sie gegen die behauptete trostlose Lage der Frauenwelt Einspruch erhebt. Sie sei mit allem sehr zufrieden! — Die Zeitschrift verspricht ein wohlgelungenes Unternehmen zu werden, und darf man ihrer weiteren Entwicklung mit Teilnahme entgegensehen. (Preis halbjährlich 6 Kr., das einzelne Heft 1,25 Kr.). E. Brausewetter.

Der unermüdliche Verfasser des „Dizionario degli scrittori contemporanei", Angelo De Gubernatis, hat gegenwärtig ein neues biographisches Sammelwerk in Bearbeitung, welches die Lebensgeschichten der zeitgenössischen italienischen Maler, Bildhauer und Baumeister unter dem Titel: **Dizionario degli artisti italiani viventi** zusammenstellt (Florenz, Luigi ed S. Gonnelli). Die erste Lieferung umfaßt die Anfänge Vincenzo Acquaviva bis Enrico Butti. Dem bedeutenden und von der ungeminderten Arbeitskraft des berühmten Lexikographen beredtes Zeugnis ablegenden Werke ist ein recht stetiger Fortgang und Wohlwollen der betreffenden Leserkreise zu wünschen, damit auch auf anderen Litteraturgebieten die Arbeitsfreudigkeit an einem entsprechenden Werke geweckt werde.

Carlos Frontaura veröffentlicht einen neuen Roman: **„Dos Invalidos"**.

Joquim Rubióy Ors veröffentlichte kürzlich den zweiten Band seiner kstalonischen Gedichte: **„Lo Gayter del Llobregat"** (Der Dudelsackpfeifer vom Llobregat). Es sind dies Minnelieder, welche in der geschmeidigen Sprache Kataloniens die für den äußeren Wohiklang der Sprache begeisterten Spanier zu grenzenlosen Lobeserhebungen verführen mögen, dem Inhalt nach jedoch von unserem Standpunkte als mager und wenig zu dem tiefen Ernste der Zeit passend erkannt werden müssen.

## Bühnenschau.

Die „Freie Bühne" in Berlin wird mit ihrer zweiten Aufführung einen neuen Bühnendichter einführen: Gerhart Hauptmann, dessen soziales Drama „Vor Sonnenaufgang" am 20. Oktober in dem für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Lessingtheater zur Darstellung gelangen soll. Das Stück, welches kürzlich als Buch erschien, spielt in Schlesien und bedient sich der Mundart als eines realistischen Kunstmittels; man hält dieses Moment für ein bedeutsames Ereignis und vergißt dabei ganz, daß bereits andere Bühnendichter mit denselben Mitteln auf gleiche Wirkungen zielten; wir erinnern nur an Kirchbachs „Waiblinger", wenn man von Wildenbruchs „Quitzows" absehen soll. Ein erster folgerichtiger Versuch, die Grundsätze der „neuen Kunst" dem deutschen Bühnenwerk zuzuführen, liegt also hier nicht vor: das klänge fast wie eine tiefsinnige Mystifikation. Die Bedeutung dieser Dichtung liegt auf einem ganz anderen Gebiet; wir erblicken in derselben die spontane Äußerung eines vollkommen organischen Werdeganges unserer Litteraturentwickelung. Überhaupt häuft über das neue Drama in sonst ganz tüchtigen Köpfen eine heillose Verwirrung; da hier eine energische Klarstellung Not thut, werden wir nächstens eingehender auf das Stück zurückkommen.

Das Berliner Wallnertheater brachte kürzlich ein neues vieraktiges Volksstück von Francis Stahl: „Der rechte Schlüssel", zur Erstaufführung.

Das Königl. Schauspiel in Berlin hat durch seinen neuen Leiter Otto Devrient einen erfreulichen künstlerischen Aufschwung zu erwarten; wenigstens bezeugen die ersten Äußerungen des bekannten Festspieldichters und Bühneneinrichters ein feines ästhetisches Verständnis für die hauptstädtischen Bühnenverhältnisse. Besonders bemerkhar machte sich dieser Umstand bei der Darstellung von Ivan Turgenjéffs Schauspiel: „Natalie", das kürzlich in einer Übertragung und Bearbeitung von Eugen Zabel erstmalig in Szene ging. Das Stück ist durchaus auf psychologischen Motiven aufgebaut und entbehrt daher der dramatischen Knalleffekte; diese, nach unseren gangbaren Begriffen, sogenannten „Schwächen" des Stückes wurden vollkommen durch den gleichmäßigen künstlerischen Vortrag gedeckt. Die Aufnahme des Stückes war eine vielseitig warme.

Das „Deutsche Volkstheater" in Wien hat sich mit Ansengrubers: „Fleck auf der Ehr" sehr gut eingeführt. Die beiden folgenden Stücke „Die berühmte Frau" von Schönthan und Kadelburg, und „Maria und Magdalena" von Lindau waren wohl ein Zugeständnis an jenen allgemeinen, aber nicht guten Geschmack des Publikums, der an Spaß und Rührung sich erquickt. Doch hat der Direktor Emerich von Bukowics die ernstesten Absichten. Es ist zu hoffen, daß er auch Ibsen, von dem die Wiener in Wien noch blutwenig gehört haben, vorführt. Die Schauspieler sind überraschend gut und bis jetzt der allgemeine Eifer groß und vielversprechend. Über Anzengrubers Stück bringen wir demnächst einen Artikel.

Martin Greifs Trauerspiel: „Konradin, der letzte Hohenstaufe", soll in dieser Spielzeit am Geraer Hoftheater seine erste Aufführung erleben. Die Münchner Hofbühne hat die beiden vorhergegangenen Hohenstaufen-Dramen: „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz am Rhein", mit lebhaftem Beifall zur Aufführung gebracht.

„A Man's Shadow" ist der Titel eines vieraktigen Schauspiels von Robert Buchanan, welches am Londoner Haymarket Theater gegenwärtig in Szene geht. Das Stück ist die verwässerte Bearbeitung eines bereits ziemlich wässerigen Zeitungsromans: „Roger la Honte". Die englischen Zuschauer waren von der befriedigenden Schlußmoral, welche die Tugend über das Laster siegen läßt, höchst erbaut und versagten dem Stück in diesem Sinne ihren frenetischen Beifall nicht.

## Personenschau.

Der Tod des bekannten englischen Romanschriftstellers Wilkie Collins wird vom 23. Sept. aus London gemeldet. Mit ihm ist einer der fruchtbarsten und gelesensten Dichter Englands aus dem Leben geschieden. Collins gehörte zu der Sensationsschule, deren vornehmster Vertreter er nach Dickens war. Er war der Sohn des Landschaftsmalers William Collins, mit dem er bereits als Kind Italien bereiste; später studierte er die Rechte. Er eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Lebensschilderung seines Vaters. Seine bekanntesten Romane erschienen in Dickens Zeitschrift: „All the Year rondnd" seit 1860. Auch als Dramatiker erfreute er sich großer Beliebtheit. Sein letzter Roman: „The Legacy of Kain" (Kains Vermächtnis) zeigte bereits ein bedenkliches Hinneigen anm Mystizismus und Spiritismus.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 38. 19. September 1889.

Friedrichsruhe. — Ronald Keßler, Die deutsche Arbeitergesetzgebung. 7. Einflüsse auf die Volkswirtschaft. — Zwei Kapitel über den Talmud. 2. Inhalt und Proben. — Der neue tropanische Krieg. — Neue Erzählungen, Zweite Reihe. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die bedingte Verurteilung; Pädagogisches; Zur Hebung der Volkssittlichkeit; Hnt ab! — Litteratur.

**Deutsche Revue.** Oktober 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. — Wilhelm Berger, Arme Johanne. Novelle. — Ludwig Büchner, Ein antiker Freidenker. — Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885. — J. Mähly, Funde und Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte. — Paul Mantegazza, Was wir nicht wissen. Eine Aschermittwochsbetrachtung. — Daniel Sanders, Titel-Wesen und -Unwesen im Deutschen. — Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorff-Urbair. — K. Bürkner, Über Bau und Verrichtungen des menschlichen Ohres. — Zeitbeschwerden: Die Nervosität. — Naturwissenschaftliche Revue. — Litterarische Berichte.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 907. 21 September 1889.

R. Dunlop, The Life and Letters of Thomas Drummond. — G. Cotterell, Truman's Afterthonghts. — W. R. Morfill,

Digitized by Google

The Religious Question in Russia. — M. G. Watkins, The Home of a Naturalist. — W. Lewin, Wasson's Essays. — G. Barnett Smith, New Novels. — Current Literature. — Notes and News.

The Forthcoming Magazines. — Original Verse: Skeat, „Evolution". — Obituary. — Magazines and Reviews. — Early English Wills. — Selected Foreign Books. — Bishop of Durham, The Muratorian Fragment. — W. Flinders Petrie, Dampier. — Rhys and Standish H. O'Grady, Old Irish and the Spoken Language. — A. L. Mayhew and J. Molloy, The Etymology of „Clough". — Paget Toynbee, „Debate between the Body and the Soul". — Fr. Norgate, The Haistwell MS. of Chaucer. — J. Owen, The Duke of Argyll's What is Truth? — Sayce, The Oriental Congress in Scandinavia. — A. W. Bennett, Cryptogamic Terminology. — Science Notes. — C. Oman, Barclay Head's Catalogue of the Coins of Corinth. — Oswald Crawfurd, „A Man's Shadow" at the Haymarket. — J. S. Shedlock, Musical Publications.

**The Athenaeum.** No. 3230. 2t September 1889.

Ballad Poetry. — Key's Latin Dictionary. — An American in China. — Wild Sports in Foreign Lands. — Novels of the Week. — Recent Verse. — Library Table: List of New Books. Dr. Allibone; The Oriental Congress; The Genevan Bible; The Coming Publishing Season; Villiers de l'Isle-Adam; M. Fustel de Coulanges; „Four Famous Soldiers". — Literary Gossip. — Science: School-Books; The British Association; The Publishing Season. — Fine Arts: Recent Publications. — Music: Mr. Grattan Cooke; Dr. Langdon Colborne; Gossip. — Drama: Week.

ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16 Settembre 1889.

Luigi Palma, Le costituzioni della Francia dal 1789. — Adolfo Borgognoni, Studi parmiani. — Giovanni Scotoni, Livia della Rovere, ultima Duchessa d'Urbino. — L. G. de Cambray-Digny, I sofismi economici vecchi tornati in vigore nelle generazioni nuove. — Roberto Galli, Una novità nella storia dell'arte. La scoperta del primo palazzo ducale in Venezia. — S. Farina, Don Chisciottino. Romanzo. — E. Tesa, Tommaso Gray. — F. d'Arcais, Rassegna musicale e drammatica. — Rassegna politica. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della quindicina.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1263. 12 September 1889.

The Week. — The Coming American Conference. — „Corp." Tanner. — The Treasury and the Tariff Bills. — Manners in the Public Schools. — The Future of Southern California. II. — Artistic Discoveries in Viterbo. — The Son of a King. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Ohio's Politics. — English Woman-Burning. — American Negro-Burning. — Prehistoric Sicily. — The American School at Athens. — Thomson's Travels in Morocco. — The Fiftieth-Anniversary Edition of „Festus". — A History of Greece. — Principles of Procedure in Deliberative Bodies. — Life of Friedrich Schiller. — Scintillæ Juris. — Jewish Portraits. — The American Prize Method for Systematic Instruction in all Branches of Piano Playing. — Principles of the History of Language.

**Harper's Magazine.** October 1889.

Lucy Larcom, Discovery. A Poem. — Fred. M. Somers, Forests of the California Coast Range. — Howard Hall, All's Well at the Hearth. A. Poem. — Augustin Dobson, The Noble Patron. A Poem. — Theodore Child, The Fair of Nijnii-Novgorod. — William Wordsworth, Idyl, Twilight. A Sonnet. — Tristram Ellis, Hierapolis and its White Terrace. — Annie Trumbull Slosson, Butterneggs. A Story of Heredity. — W. W. Keen, Recent Progress in Surgery. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel. — Edward Bellamy, With the Eyes Shut. A Sketch. — Margaret J. Preston, Aunt Dorothy's Funeral. A Story. — Lucy C. Lillie, Captain Brooke's Prejudice. A Story. — Charles Eliot Norton, The Building of the Church of St.-Denis. — Howard Pyle, A Peculiar People. — W. G. Blaikie, A Corner of Scotland Worth Knowing. — George Du Maurier, An Accommodation. — George William Curtis, Editor's Easy Chair. — William Dean Howells, Editor's Study. — Monthly Record of Current Events. — Charles Dudley Warner, Editor's Drawer.

BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Septembre 1889.

Ém. de Laveleye, Le bimétallisme international. — E. van Elewyck, Les tarifs douaniers. — X. de Reul, Polichinelle. — Mme. Clémence Royer, Les arts industriels à l'Exposition universelle. — E. Leclercq, Une question. — C. A. Kahlenbeck, La cour de Charles-Quint, par M. Alfred De Ridder. — P. Errera, Les sociétés coopératives de prodnction, par M. Ugo Rabbeno.

PORTUGAL.

**Revista de Portugal.** t. De Setembro, 1889.

Eça de Queiros, Cartas de Fradique Mendes. — Oliveira Martins, Os filhos de D. João t. — Fernando Leal. A memoria do insigne historiador e poeta portugues Alexandre Herculano. — Theophilo Braga, A Epopéa da Humanidade. — Rodrigues de Freitas, Um economista portuguez. — Christovão Ayres, A cavallaria portugueza na Edade média. — Boletim bibliographico.

SKANDINAVIEN.

**Finsk Tidskrift.** H. 3. September 1889.

Robert Tigerstedt, Lavoisier. — C. G. Estlander, Den franska poesin i våra dagar. — E. Schybergson, Nya bidrag till var konstitutionells utvecklings historia. — Jac. Ahrenberg, Ett sjukhusbåk. — Göran Björkman, Dikter af Sully Prudhomme. — B. E., Hugo Tigerschiöld: Dikter. — B. E., A. Anderson: Dikter. — K. E., Anna Wallenberg: I hvardagslag. — I. L—d., Ernst von Wildenbruch: Noveller och humoresker. — P. N., J. C. v. Hofsten, Bilder ur Wermlands folklif. — P. N., J. Bäckman och F. Lönnkvist: Norge. — F. G., F. Cronhamn: Prinsessan Eugénie. — Öfversikt: I. A. H., Religiös literatur. — A. Boxström, Inhemska publikationer i geografi. — Genmälen af E. Selander, H. N. och M. Stackelberg.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Dramatische Dichtungen.**

**Hauptmann**, Gerhard. Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. Berlin, C. F. Conrad.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bogler**, Philipp. Erzählungen aus dem Wiener Wald. Danzig, Karl Hinstorff. 4,5o 5,5

**Cölln**, Eduard von. Odovakar. Ein Charakterbild aus der Völkerwanderung. Danzig, Karl Hinstorff. 5,0. 6,0.

**Dieckmann**, Julius. Des Publius Ovidius Naso Verwandlungen. Metrisch übersetzt. Hamburg, Conrad Kloß in Komm. 3,0.

**Proelss**, Johannes. Der heilige Amor. Leipzig, A. G. Liebeskind. 2,0.

**Raabe**, Wilhelm. Unseres Herrgotts Kanzel. 2. Aufl. Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung. 5,0. 6,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Biedermann**, Wold. Frhr. v. Goethes Gespräche. 2. Bd. 1805–1810. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 4,0.

**Hagen**, Herm. Über Wesen u. Bedeutung der Homerfrage. Virchows Samml. N. F. 81. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druck.-Akt.-Ges. 0,8.

**Kong Christian** den Fjerdes Egenhændige Breve. Heft 15 & 16. Udgivne ved C. F. Bricka og J. A. Fridericia. 2 Bde. Kopenhagen, Rudolph Klein.

**Liebrecht**, L. Schillers Verhältnis zu Kants ethischer Weltansicht. Virchows Samml. N. F. 79. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druckerei-Aktien-Gesellschaft. 0,8.

**Möbius**, P. J. J. Rousseaus Krankheits-Geschichte. Leipzig, F. C. W. Vogel.

**Philosophie.**

**Schaffer**, Dr. S. Das Recht und seine Stellung zur Moral nach talmudischer Sitten- und Rechtslehre Frankfurt a. M., J. Kauffmann.

**Lieferungs-Werke.**

**Heyne**, Moriz. Deutsches Wörterbuch. Erster Halbband. A—Ehe. Leipzig, S. Hirzel. 5,0.

**Illustrierte Geschichte von Bayern.** 6.—21. Liefg. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. je 0,4.

**Vermischtes.**

**Comes**, Horaz. Die Laven des Vesuvs. Übers. v. Joh. Jos. Mohrhoff. Virchows Samml. N. F. 80. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druckerei-Akt.-Ges. 0,8.

**Keferstein**, H. Die Überfüllung der höheren Berufsarten. Deutsche Zeit- und Streitfragen, N. F. 53. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft. 1,0.

**Pahde**, Dr. Adolf. Der Afrika-Forscher Eduard Vogel. Virchows Sammlung. N. F. 82. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druck.-Akt.-Ges. 0,8.

**Pfizer.** Was erwartet Deutschland von dem bürgerlichen Gesetzbuch? Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. F. 55. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druckerei-Akt.-Ges. 1,0.

**Pietzker**, Friedr. Über die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. F. 54. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei-Akt.-Ges. 1,0.

Digitized by Google

Ernst Ecksteins neuesten Roman: **Hertha,**
Peter Paul Rubens reich illustrierte Monographie von Prof. H. Knackfuß,
Über die Hürden Sportplaudereien mit vielen Turf-Bildern u. Porträts,
**Kunstblätter**
nach Grützner, H. Kaulbach, Knaus, Piloty, Vautier
veröffentlichen unter anderm zu Beginn ihres IV. Jahrgangs

**Velhagen & Klasings**
**Neue Monatshefte**

Vornehmste der illustrierten deutschen Monatsschriften.
Monatlich ein Oktav-Heft für M. 1.25

Die Neuen Monatshefte haben durch ihre eigenartige Ausstattung, sowie ihren mannigfaltigen, sorgfältig gesichteten Lesestoff schnell eine große Verbreitung in den Kreisen gefunden, wo man litterarisch Gediegenes und künstlerisch Wertvolles von Minderwertigem zu unterscheiden weiß.

Das Erste Heft
des IV. Jahrganges ist soeben erschienen
und durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Preis pro Band 50 Pf. **Engelhorns** Gebunden 75 Pf.
Allgemeine
**Romanbibliothek**

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechster Jahrgang.
Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf.
Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.
Billiger als die Leihbibliothek.
Der erste Band
**Die tolle Komtess** von **Ernst v. Wolzogen**
ist soeben erschienen.
Man abonniert in allen Buchhandlungen.

J. Engelhorn in Stuttgart.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.

Seit dem Jahre 1826 — also seit mehr als zwei Menschenalter — beschäftigt, nach des Dichters eigenem Geständnis, die „beinahe moderne Gestalt" des Alkibiades unseren liebenswürdigen Wiener Poeten. Das vorliegende Drama ist die ernstere Gestaltung des Stoffes, welcher bereits im Jahre 1883 unter dem Titel „Des Alkibiades Ausgang" auf den Brettern des Burgtheaters erschien.

**Für Herz und Haus.**
Briefe für deutsche Frauen
von
Marie Schramm-Macdonald.
In eleg. Umschlag 3 ℳ.
In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Chmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und heiterer Natur.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Göschen **Original-Ausg.**
**Lessings**
**Sämtliche Schriften.**
Herausg. v. Karl Lachmann.
Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. Franz Muncker.
Vollständig in 14 Bänd. gr. 8°. à M. 4.50.
Erschienen sind Bd. I, II, III, IV.
Chronologische Anordnung.
Beibehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.
Germania VIII. Jahrsber.: Trotz unsern und in jedem Buchladen anwerfahrenen Lessing wird man Lachs, aber nur in dieser innerlich wie äußerlich vorzüglich ausgestatteten Ausgabe lesen.

Neu! **Lessings Werke**
mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker.
Mit Einleitungen von Karl Goedeke, Gr. 8°. Mit Bild in Heliogravüre.
12 Bände geh. M. 18.—
12 Original-Halbfranzbde. M. 33.—
Schönste Bibliotheksausgabe in großem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen eleganten Halbfranzbänden.

**Lessings Werke.** Neu durchgesehen von Franz Muncker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Porträt in Stahlstich. 6 Bände. 8°. Elegant geh. M. 6.60.
Außerordentlich billiger Preis bei schönem Druck, gutem holzfreiem Papier u. eigenart. vornehmem Einb.

**Lessings poetische Schriften.**
Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Porträt. Dauer-Leinwandband mit Rotschnitt M. 2.80.
Auswahl d. Beiden a. Lessings Werken.
G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 12. Oktober 1889. Nr. 42.


# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: **K. von Schlieben** in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

**Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.**


**Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.**

**Inhalt:** M. Thoresen: „Die Braut". — Albert Möser: „Aus der Spanischen Lyrik". — Hedwig Wigger: „Portugiesische Litteratur". — Paul Schönfeld: „Neue italienische Erzählungslitteratur". — Arno Holz: „Die Freie Bühne". — Kaberlin: „Berliner Bühnenbrief". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Die Braut.

Sittenbild von M. Thoresen.*)

Einzige genehmigte Übersetzung von E. Brausewetter.

Wenn der Sommerfischfang zu Ende ist, werden in der Zwischenzeit, bis der Winterfischfang beginnt, die meisten Trauungen abgehalten. Dann hat man sich einen kleinen Sparschilling angesammelt für den Anfang, und da die Frist kurz ist, beeilt man sich; der Mann hat nur ein paar Monate, um das neue Leben in seinem Heim zu genießen, dann muß er hinaus, und es ist zweifelhaft, ob er jemals wiederkehrt.

Meistens werden mehrere Paare auf einmal getraut, besonders in den Filialkirchen, und es ruht eine ernste Stimmung über dem Halbkreis junger Männer und Frauen, die dort Hand in Hand am Fuße des Altars stehen, um den Lebensweg mit einander anzutreten. Es liegt in ihren Mienen deutlich eingeprägt, daß sie wissen, was ihnen bevorsteht; der Leichtsinn, der so oft das Thun der Fischer lenkt, folgt ihnen jedenfalls nicht zur Kirche.

Es war an einem solchen Predigtsonntag in der Filialkirche zu Skorpen. Ausnahmsweise sollte nur ein Paar getraut werden, von welchem der Bräutigam in Skorpen daheim war und die Braut im Jökkelfjord.

Am Samstag ging der „Bräutigam Even", so war er in den letzten Tagen von den Leuten genannt worden, auf die Nordseite der Insel hin, um auf das Meer hinauszublicken; denn schon am Sonnabend mußten die Kirchgänger versammelt sein, wenn sie nicht die Sonntagsnacht auf der See zubringen wollten, und schwebten selbst dann manchmal in der Gefahr, nicht zur rechten Zeit zur Kirche zu gelangen. Am wenigsten jedoch von allen durfte die Braut auf sich warten lassen, die den weiten, gefährlichen Weg vom Jökkelfjord zurückzulegen hatte.

Even betrachtete ängstlich Luft und Wasser. Es war ein beständiger, schneller Wechsel von Licht und Schatten, und mehr und mehr verschwanden die hellen Stellen am Himmel — das konnte einen wachsenden Sturm auf dem Meere bedeuten. Verzagt wurde er darum aber nicht; die Leute der Braut wußten gut Bescheid, und er zweifelte nicht daran, daß sie die Zeit wohl berücksichtigten.

Im Laufe des Tages landeten mehrere Kirchgänger-Boote, darunter auch das Pfarrerboot; aber vom Jökkelfjord kam niemand. Leute, die ab und zu gingen, meinten, der Nordwest träfe so hart in den Fjord hinein, daß sich kein Boot an der Landspitze vorbeikämpfen könnte.

Even hörte sie reden, und obschon er ihnen lange nicht beistimmen wollte, sah er sich schließlich doch dazu genötigt. Man konnte darüber nicht mehr zweierlei Meinung sein: daß der Wind dort die doppelte Kraft hatte, wie hier, und daß ein Boot am Ausgang des Jökkelfjord leicht durch die anstürmende See in einem Augenblick voll Wasser sein konnte — und dann schlug es ja entweder um oder lag im Meere.

Endlich hielt Even es nicht länger aus. Er war nicht leicht ängstlich; aber jetzt wurde er von allem erschreckt, und, ohne jemand ein Wort zu sagen, eilte er an den Strand hinunter, machte sein Boot los und segelklar, und stieß eine Weile später vom Lande ab. Teilweise blies noch ein Seitenwind, der aber stoßweise kam; allein er verstand ihn aufzufangen und war mit seinem kleinen Segler bald dem Gesichtskreise entschwunden.

*) Aus M. Thoresen's Buch: „Bilder aus dem Lande der Mitternachtsonne."

Digitized by Google

Bis jetzt war ihm der Gedanke gar nicht gekommen, daß er für seine Braut das Leben wagen könnte. Alles war so glatt gegangen: er hatte sie einmal beim Kirchgang gesehen, dann um sie gefreit und ihr Jawort erhalten, — seitdem hatte er gearbeitet und gespart, um ihr ein ärmliches Heim schaffen zu können, und nun stand zu Skorpen ein Häuschen bereit, sie zu empfangen. Und nun gerade vor der Kirchenthüre erhob sich das Schicksal, wie eine böse Macht, und trennte sie.

Aber er wollte sie finden, galt es nun auch Leben oder Tod! Und so wagte er denn das Äußerste; aber schließlich sah er sich doch genötigt, das Segel einzuziehen; der Wind stand ihm jetzt gerade entgegen und er mußte es mit dem Rudern versuchen. Aber all sein Mut und all sein Wille konnte den Sturm nicht bändigen! Er sah in weiter Ferne die dunkle, wogende Einfahrt in den Jökkelfjord und er begriff, daß dort kein Mensch lebendig hineinnoch hinausgelangen konnte.

Endlich warf ihn der Sturm bei Spildern ans Land, einer großen, öden Insel, die mitten in der Meeresbucht zwischen den Kraenangsspitzen und dem Jökkelfjord liegt, und dort konnte er sich wenigstens in eine Steinbucht auf der Westküste retten, wo er dann die Nacht verblieb.

Beim Morgengrauen brachte er das Boot wieder auf das Meer hinaus, und da es unmöglich war, weiter vorzudringen, wandte er das Steuer wieder heimwärts und gelangte zur Mittagszeit dort an, gerade als die Leute aus der Kirche kamen.

Er hielt sich zur Seite, wie Einer, der nicht hierher gehörte, und das that er auch nicht, denn der Bräutigam Even hatte keine Braut! Bleich und mühsam schlich er sich heim, und als er allein in seinem Häuschen saß, fiel er wie ein Wrack zusammen, von dem man den letzten Strebebalken fortnimmt.

Indessen war Even nicht allein mit seinem Kummer, Alt und Jung teilte ihn. Die Leute fuhren fort, davon zu schwatzen, und obschon alle ziemlich sicher waren, daß hier ein Unglücksfall vorlag, trieben sie sich doch beständig auf den höchsten Punkten der Insel umher und spähten über das Meer hinaus.

Als der Tag zu Ende ging, ließ der Sturm nach; aber der Seegang war noch ebenso stark, und die Wogen standen wie Schneehügel um die Insel herum. Keins der Kirchgängerboote wagte sich hinaus, und über Allen ruhte eine düstere Stimmung.

Da war es, als wenn in dem Schaumringe in weiter Ferne ein weißer Fleck hin und herschwebte. War das ein Bootssegel? Die Frage ging von Mund zu Mund, und schließlich antwortete man mit Ja. War es denkbar, daß es das Brautboot sein könnte? Ja!

Dann stürzten ein paar schnelle Jungen davon zu Evens Haus. „Das Boot kommt!“ schrieen sie bereits vor den Fenstern.

„Wie?“ fuhr Even aus dem düstern Traum auf, in dem er dasaß.

„Das Brautboot!“ schrie der eine lauter als der andere.

Da setzten sie in einem Sprung alle drei über den Weg hin, als galt es eine Wette ums Leben; die beiden Jungen warfen sich auf der Höhe aber nieder, um sich auszuruhen, was Even jedoch nicht that. Er stellte sich auf den äußersten Aussichtspunkt, und die Spannung machte ihn erzittern wie im Fieber. War es das Brautboot? Das konnte weder er noch irgend einer mit Bestimmtheit sagen. Konnten sie die Auffahrt erzwingen, obwohl sie von einer Welle zur andern geworfen wurden? Wer konnte darauf antworten? Es konnte sich jeden Augenblick entscheiden. Aber daß das Leben auf dem Spiel stand, daß wußten sie alle und darüber schwiegen sie.

Allein das Boot kam näher und näher. — „Es sind Leute vom Jökkelfjord,“ rief einer von ihnen. Ja, das sah Even auch, und darum sprang er zum Strande hinunter.

Eine Weile später fuhr das Boot auf dem Kies auf, so daß es in allen Fugen krachte, und die Braut stieg ans Land. Even stand, ihre zitternde Hand in der seinen, und weder er noch sie vermochten ein Wort zu sagen.

Von den Umstehenden wurde aber hastig gefragt und geantwortet. Das Brautboot hatte am Sonnabend Vormittag gekämpft, um aus dem Jökkelfjord hinauszukommen, und als ihnen das endlich gelungen war, wurde es am Abend auf der Nordseite der Spildern ans Land geworfen. Hier bargen sie sich für die Nacht, hatten aber keinen trockenen Faden auf dem Leibe. Am Morgen versuchten sie es von neuem; aber die Wellen schlugen ins Boot hinein und füllten es bis zu den Ruderbänken an, so daß sie umkehren mußten. Am Nachmittag, als der Wind nachließ, legten sie von neuem aus, und wie schlimm es auch begann, so endete es doch gut.

Nun war mit eins das Bild verwandelt; die Leute sammelten sich um die beiden todbleichen Menschen, die noch immer Hand in Hand dastanden, gleich, als wenn sie nicht recht wüßten, was sie nun thun sollten. Vom Handelsplatz kam Jung und Alt in froher Eile, und selbst der Pfarrer, obgleich er seine Würde wahrnahm, trat vor die Hausthüre. Sodann kam die Krämerin mit ein paar kleinen Kindern um sich herum, denn sie war Witwe und wie eine Mutter für die Inselbewohner; sie war die „Gebildete“ unter ihnen, und alle wußten ohne Belehrung, daß Bildung Ansehen verleiht. Sie umarmte die Braut und fragte lächelnd: „Na, wollen wir uns dann in den Brautstaat werfen?“

„Die Uhr ist über neun,“ antwortete Even für sie, und sah wehmütig nach der Kirche hin.

„O, das geht trotzdem,“ tröstete sie und lief davon zum Pfarrer, wechselte ein paar Worte mit ihm und kam freudig zurück. „Es ist nichts im Wege! Der Pfarrer will euch trauen, und nun nehme ich die Braut mit mir.“ Und bevor die Braut sich recht sammeln konnte, war sie an der Hand der liebenswürdigen Frau auf dem Wege zu dem Hof derselben.

Even stand und sah wie aus den Wolken gefallen aus; aber plötzlich begriff er, was vor sich ging, und setzte dann mit großen Sprüngen davon zu seiner Hütte. Hinter ihm ertönte ein lautes Gelächter; aber das bedeutete nur soviel wie: Hurrah!

Digitized by Google

denn es kam von Leuten, die noch vor wenig Augenblicken seinetwegen schweren Herzens dagestanden hatten

Die Krämerin sandte sofort Leute zur Kirche, um die Altarkerzen anzuzünden und auch sonst ein paar Lichter hinzustellen, wo es sich machen ließ — damit man wenigstens den Weg zum Chor finden könnte. Eine Decke wurde vor den Altar gelegt, hier und dort kleine grüne Reiser befestigt und frische Wachholderzweige auf den Boden gestreut.

Keine halbe Stunde später erschien der Bräutigam Even, stolz und in neuer Kleidung, um die Braut abzuholen. Und es mangelte nicht des Gefolges. Alle, die irgend konnten, kamen mit ihnen zur Kirche. Als sie aber an den Altar treten sollten, geleitete sie die liebenswürdige Insel-Mutter, und dazu hatte sie das Recht.

Als nun die vorschriftsmäßigen Befehle des Rituals vorgelesen und beschworen waren, nahm der Pfarrer zum Text seiner Rede: „Ich gehe in Gefahren, wo ich gehe." Es wurde jedoch keine Rede, sondern nur einige ernste Worte: Mit froher Erwartung hätten sie diesem Tage entgegengesehen — mit Furcht und Gefahr wäre er gekommen. Mit Hoffnung und Vertrauen gingen sie dem neuen Leben entgegen — unter Kampf und Streit würden die Tage dahinfließen. Darum sollten sie daran denken, daß sie in Gefahr gingen, wo sie gingen, und nicht hinduseln und sagen: mir ist Alles gleich, oder: es geht schon. Sondern sie sollten jede schöne Stunde in wachem Zustande begehen und sie mit Dank annehmen, auf daß die Gefahr sie nicht unvorbereitet fände und sie Gott anklagten und sagten: in diesem Leben giebt es nichts als Not und Gefahr. Denn dadurch würden sie den großen Seelenfeind heranziehen, der Undank heißt — er, der niemals das Gute aufschreibt, das Böse aber mit doppelten Strichen versieht.

Nach der Rede wurde der alte Psalm gesungen; aber es hörte sich an, als geschähe es nicht für das Brautpaar. Die Leute, welche ringsum in den Bänken saßen und in dem Halbdunkel gar nicht zu sehen gewesen waren, erhoben sich und stimmten den Gesang an. Sie hatten sich die Brautrede zu Herzen genommen und wollten nun dem Herrn heilig versichern, daß sie wohl daran dächten, ihm zu danken. Es wurde vielmehr ein Gemeindegesang, da sich jeder bemühte, den Andern zu überschreien.

Als das Brautpaar endlich in seinem stillen Heim stand, schauderte die Braut noch, denn es war ihr, als wäre der Tod ihr äußerst nahe gewesen.

„Wenn du einmal allein in solchem Wetter draußen bist!" sagte sie.

„Das kann schon vorkommen," erwiderte er. „Wir gehen in Gefahren, wo wir gehen!"

Eine Weile sahen sie einander ernst in die Augen — dann ging der Ernst allmählich in ein Lächeln über; denn nun war sie ja da, die Stunde des Glückes — die, die sie denken sollten anzurechnen, wenn die Gefahr kam.

## Aus der Spanischen Lyrik

Nachdichtungen von Albert Möser.

### Excelsior.

Von Gaspar Nuñez de Arce.

Wozu, o Gott, wozu hast Du geschaffen
Die Seelen, die nicht warm noch kalt?
Nie schwingen sie des Geistes stolze Waffen,
Wie laut auch rings der Kampfruf hallt.

Der Menschengeist wird kräft'ger stets erstarken,
Je mehr er kühn nach oben strebt.
Der Kot gedeiht nur an der Thäler Marken,
Der Fels, wo hoch der Adler schwebt

Der Schnee, der bei der weichen Lüfte Schauern
In Thalestiefen rasch zergeht,
Auf Bergesgipfeln wird er stetig dauern,
Niemals durch Macht der Zeit verweht.

### Abenddämmerung.

Von Gaspar Nuñez de Arce.

Mählig neigte sich die Sonne,
Und der Abenddämm'rung Zwielicht
Sanften Scheins und matt ersterbend
Hüllte rings die Landschaft ein.

Einsam standen du und ich,
Stumm in Scheu und stiller Liebe,
Beide Hände eng verschlungen,
Zitternd und vor Inbrunst heiß.

Und wir schauten, wie dem Thal
Und dem Meer, der stillen Küste
Langsam weggeteilt entschwanden
Farb' und Helle, Glanz und Form.

Und je mehr die nächt'gen Schatten
Schreckhaft nah und näher zogen,
Um so schwärzer ward und nächt'ger
Uns're tiefe Traurigkeit,

Bis zum Schluß, ich weiß nicht wie,
Thöricht du, ich hingerissen,
Wir in heißen Kuß ergossen
Uns're stille Leidenschaft.

Doch aus schwindelndem Entzücken
Rauch mit Seufzen niedersinkend,
Was doch sah'n wir? Nacht am Himmel
Und in unsern Seelen Nacht.

## Portugiesische Litteratur.

Von Hedwig Wigger.

### Miguel Eduardo Lobo de Bulhões.

Vor kurzem erklärte der als Dichter und Redner gleicherweise hervorragende Thomas Ribeiro in der portugiesischen Pairskammer in einer der glänzendsten Reden seiner staatsmännischen Laufbahn, daß er es für ein seltenes Glück, ja für eine Gunst des Geschicks halte, wenn in einem Lande, in dem so

Digitized by Google

viele Menschen aufwüchsen, die weder für Litteratur noch für sonst etwas Begabung hätten, Jemandes Bedeutung in der Litteratur anerkannt werde, ohne ihm sonst ein Verdienst zuzusprechen. Bei diesen Worten gedachte ich eines Schriftstellers, der durch die jüngste Strömung, die seit einigen Jahrzehnten sein engeres Vaterland durchzieht, fast vergessen scheint, und durch seine natürliche dichterische Begabung, seine Aufopferungsfähigkeit, seltene Bescheidenheit und Herzensliebenswürdigkeit verdient, in weiteren Kreisen genannt und gekannt zu werden. Dieser Schriftsteller ist Miguel Eduardo Lobo de Bulhões. Ein Mann, der abseits von der großen Fahrstraße des rauschenden Lebens steht, ruhig, neidlos auf die kühnen Erfolge seiner jüngeren Dichterbrüder schaut und auf ein Leben voll ernster Arbeit zurücksehen kann, der nie nach Ruhmeskränzen geizte, alle Auszeichnungen zurückwies, frei und unabhängig geblieben ist im Denken, Schreiben und Leben. Er ist ein Mann von edelster Menschlichkeit, echter Vaterlandsliebe und wahrer dichterischer Kraft. Seine Erzählungen und Skizzen, aus dem Leben gezeichnet, atmen gesunde Ursprünglichkeit und geläuterten Wirklichkeitssinn. Er taucht seine Feder in Mitempfinden, Mitgefühl, in dichterischen Humor. Mit dem feinsten, nur ganz leise fühlbaren Spott geißelt er die Verkehrtheiten und Laster der Welt, in der er lebt, die ihn umgiebt, und überläßt es dem Leser, die Folgen zu ziehen. Er besitzt jenen unverfälschten Humor, der sich nicht gegen eine einzelne, sondern gegen die ganze Thorheit richtet, gegen den einzelnen Thoren ist er duldsam und milde. Der wahre Humor entsteht ja nur aus der Erregbarkeit des Gemüts, tiefer Denkkraft und Verstandesschärfe. In seinem Humor ist stets eine innere Übereinstimmung, es ist wie Frau von Staël vom Humor so treffend sagte: „La gaieté sérieuse qui ne tourne rien en plaisanterie, mais amuse sans le vouloir et fait rire sans avoir ri."

Diese lebendige Wechselwirkung findet sich ausnahmslos in allen seinen Schriften. Sei es die „Senhora illustre", die „Menina pobre", seien es die „Historia e historias", die „Recordações", oder gar die „Revista politica", die allwöchentlich im „Commercio do Porto" erscheint. In der „Senhora illustre" schildert er in anziehender Weise das Thun und Treiben einer klugen Frau und ihres vertrauensseligen Gatten, der sie anbetet, und seines hübschen Vetters, des Hausfreundes, der sie liebt. Man ahnt die frommgläubige Erziehung des Gatten, ohne daß von derselben berichtet werde. Der schwache Mann ist mitleiderregend in seinem Kinderglauben und seiner Hilflosigkeit. Nirgends Übertreibung, nirgends herausfordernde Zoten, aber überall kernige Überzeugung und lebensfrischen Humor. Wie feinsinnig und überraschend wirkt der Schluß und doch ist er folgerichtig und naturgemäß entwickelt, die Anlage der Erzählung durfte eine solche Entfaltung vermuten lassen, die mit künstlerischem Gleichmaß ausgeführt wurde. Die Frau des betrogenen Gatten wird eine „Senhora illustre", eine Frau, die durch Geist, Klugheit und Anmut die Aufmerksamkeit hoher Würdenträger auf sich lenkt, die ihren Schützlingen Titel und Ehrengrade austeilt, eine Frau, welche diplomatische Fäden spinnt und einen tiefen Einblick in die Mängel des Staatsschiffes thut, die alle niederschreibt, damit sie nach ihrem Tode der Öffentlichkeit anheimfallen. Erst nachdem man die anscheinend so einfache, harmlose Erzählung zu Ende gelesen hat und über sie nachzudenken beginnt, begreift man ihren Wert und ihre Größe. Sie baut sich aus staatlichem Grunde auf. In der „Menina pobre" verurteilt der Dichter die oberflächliche Erziehung der weiblichen Jugend des Mittelstandes, die mehr oder weniger fehlerhaft lesen und schreiben kann, ein halbes Dutzend französische Wörter weiß, das R schnarrt, einige Polkas und Walzer trommelt, häkeln kann und eine Stickerei in Arbeit hat, die von Monat zu Monat etwas weiter vorrückt und schmutziger wird. — Ein kleiner Auszug aus den „Recordações": „Philosophia aos treze annos" möge hier Platz finden.

„. . . Müssiggang ist aller Laster Anfang."

Dieses Sprichwort ward mir täglich von meinem Lehrer der Philosophie wiederholt. Ich erinnere mich dessen genau; ich war dreizehn Jahre alt.

Mit dreizehn Jahren hatte ich die Ehre, eine öffentliche Prüfung in Vernunft-, Natur- und Sittenlehre zu bestehen.

Es ist weder Erfindung noch Prahlerei; viele leben ja noch aus jener Zeit, die meiner Prüfung in dem Gebäude Mercieiras beiwohnten und können es bestätigen.

Einige von ihnen werden ihrerseits dasselbe sagen.

Nicht Eitelkeit ist es von mir, daß ich mich mit gewissem Schrecke erinnere, daß mir vor mehr als vierzig Jahren die Ehren eines Philosophen erteilt wurden, ebenso wohl gedenke ich daran, daß einigen meiner Prüfungsgenossen die gleiche Ehre ward, die heute in vorzüglichen Stellungen sind, im Lehrstuhl, in der Presse, im Parlament, in andern öffentlichen Ämtern und auch . . . im Elend.

Wir waren also dreizehnjährige Weltweise und Philosophen nemine discrepante . . .

Kleine Wunder, die in so jugendlichem Alter das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele erörterten und bewiesen (was mehr sagen will!), Fragen, die, wie ich mit Verwunderung bemerke, nachdem ich alt geworden bin, selbst von solchen Leuten angezweifelt werden, die sonst für klug gelten.

Ich weiß nicht, wie das kommt.

In unserer Kindheit waren derartige Lehrsätze an der Tagesordnung. Wir ernteten das Lob bedeutender Männer, Angehörige erloschener Klöster, Gelehrte, die Malabranche und Laromiguiere auswendig wußten. Wenn sie Kant, Fichte, Schelling u. a. nicht berührten und nicht bis Balmes gekommen waren, so ist die Ursache darin zu suchen, daß Deutsch fast unbekannt war und der spanische Philosoph wenig Eingang in Portugal fand, vielleicht wegen des berühmten Krieges mit Spanien, der um jene Zeit erfunden wurde . . .

Mein Lehrer war Professor im alten „Collegio dos Nobres" gewesen und ehemaliger Franziskaner.

Digitized by Google

Seinem Gelübde treu, trug er noch immer die Klostergewänder: Batina und einen dreispitzigen Hut. Er bewohnte ein ganzes Haus, das von oben bis unten in Zellen geteilt war.

Das Gebäude war dreistöckig; an der Vorderseite kam ein Fenster auf je ein Stockwerk. Die Treppe war durch Lukenlöcher erhellt. In jeder Zelle oder Stockwerk befanden sich drei Räume: Saal, Schlafzimmer und Küche.

Jetzt fällt mir ein, daß alles im Hause meines Lehrers der Zahl „drei" unterworfen war, wie die Spitzen seines Hutes.

Im ersten Stockwerk war der Saal mit etwa neun Stühlen und einem Sofa ausgestattet, die heute von großem Werte sein würden hinsichtlich des Geschmacks, der sich für Altertümer entfaltet hat, ein Spinett, an welchem der Zahn der Zeit genagt hatte, und ein Tisch mit einem Hahnenfuß.

Im Schlafzimmer stand ein kleines Bett, an dem ich nie irgend welche Veränderung bemerkte. Es schien niemand dort zu schlafen; auf demselben standen beständig große Körbe mit Obst. Es ließ sich nicht annehmen, daß um neun Uhr früh das Bett schon gemacht und die Körbe mit Obst darauf gestellt waren. Sicher war es unbenutzt. Ein Zimmer für Gäste, die nie kamen.

Die Küche sah ich nicht.

Der erste Stock war für „vornehmen Besuch", und hier hatte ich die ersten Stunden. Aber da es Winter, der Raum sonst unbewohnt, kalt und ungemütlich war, beschloß mein Lehrer, mich im zweiten Stock zu unterrichten.

Die Einteilung im zweiten Stock war dieselbe wie im ersten. Der Saal diente als Speise-, Näh- und Lernzimmer. In der Schlafzelle stand auch ein Bett, das zwei von dem andern gegeben hätte. Die Küche war wirklich die Küche, dort wurde gekocht! Ich vernahm zuweilen das Geräusch des Porzellans, den Geruch von Gesottenem und Gebratenem. Wozu die dritte Zelle diente, ist mir nie klar geworden, ich denke den Mäusen zum Unterschlupf. Über unsern Köpfen entwickelte sich zeitweise ein ähnliches Geräusch wie in dem geheimnisvollen Schrank Davenport. Zuweilen klopfte der Lehrer an die abschüssige Decke mit der Hand oder mit seinem Stock, auf welchen er sich bei seinem beständigen Hin- und Hergehen stützte. Nach dem Klopfen hörte das Lärmen der Davenports oben auf.

Die ganze Familie bestand aus drei Personen: seiner Ehrwürden, Frau Clemencia und Fräulein Gertrud.

Von meinem Lehrer sprach ich schon, jetzt werde ich meine beiden Lerngefährtinnen näher vorstellen. So nenne ich sie, weil sie den Stunden beiwohnten und abwechselnd für meinen Lehrer oder für mich Partei nahmen in den tief wissenschaftlichen Fragen, der Unkörperlichkeit der Seele, der Notwendigkeit eines Ursprungs, der mit und in uns erzeugten Gedanken des Gerichts a priori und a posteriori und vielen andern.

Frau Clemencia war ungefähr fünfzig und die kleine Gertrud zwölf Jahre alt.

Die amtlichen Verbindungen dieser drei Wesen waren die des Hausherrn, der Wirtschafterin und des Patchens. Gertrud war die Nichte der Frau Clemencia und mein Lehrer ihr Pate.

Ich war nie Lavater-Studien ergeben; einige Buben, die vor mir Schüler desselben Lehrers gewesen waren, behaupteten, daß Gertrudchen große Ähnlichkeit mit dem Taufpaten habe, ohne deswegen der Tante unähnlich zu sein.

Es ist möglich. Es giebt ja viele Personen, die einander ähnlich sehen und sind doch nicht verwandt.

Ob wirklich Verwandtschaftsgrade zwischen den Gliedern jener heiligen Familie bestanden, will ich nicht erforschen, es würde zwecklos sein. Begnügen wir uns mit der Annahme.

Jeden Morgen neun Uhr, ob Feier- oder Wochentag, kletterte ich mit einem Berg von Büchern in den zweiten Stock des Hauses, das mein Lehrer bewohnte. Er erwartete mich schon, wie zum Ausgang gerüstet, Batina, Dreispitz und Stock.

Ich setzte mich, öffnete die Bücher, und die Stunde begann. Mein Lehrer setzte seinen lehrwandelnden Spaziergang fort. Zuweilen veranlaßte er Frau Clemencia zum Niesen durch den Wind, den die Batina verursachte. Zuerst hatte ich meine Aufgabe lateinisch zu sagen, und dann hatte ich durch eigne Worte den Verfasser zu erläutern. Die Schätzung dieser Geistesübung überlasse ich den Lesern. Mein Lehrer, Ehre seinem Andenken, hat mir nie ein böses Wort gesagt, im Gegenteil, er war mein Freund, lobte mich immer! Wenn er schlechter Laune war, mußte nicht ich, sondern Gertrud die Schale seines Zornes über sich ergießen lassen. „Gertrud hier — Gertrud da — Du bist so unordentlich, so träge, na warte nur, Dich werde ich zu einer Leherin in die Schule schicken." (Als Strafe!)

Diese Redensart ward, nachdem sie ausgesprochen, bereits verbessert. Dann folgte die Vergötterung des Lehrstandes: „Die Lehrer und Lehrerinnen sind wahre Jünger und sozusagen, die wahren Eltern der Schüler, und die Schule ist der Weg der Tugend, der Errettung u. s. w."

Da der Müssiggang aller Laster Anfang ist, so war mein Lehrer nie müssig; er ging auf und ab, zankte mit Gertrud, hustete und spuckte die Treppe hinunter.

Ich hatte zwei bis drei Stunden täglich. Im Februar begannen die Vorbereitungen und im Juni war die Prüfung. In den fünf Monaten aß und trank ich und träumte von Vernunft-, Natur- und Sittenlehre oder von einem Lehrsatz, der die Köpfe der jungen Burschen mit Widersprüchen sättigte.

Vielleicht ist es heute noch so. Höchstwahrscheinlich.

Weltweisheit! Was ist Weltweisheit? Wie viele Wissenschaften sind erforderlich, sind gründlich zu erlernen, bevor man sich an die Lösung einer philosophischen Frage wagen darf? Und wie viele wirklich Gelehrte erreichen das Ziel nicht, sie flüchten sich zum „Glauben", um nicht ins Irrenhaus gehen zu müssen.

Jene Zeit hatte auch ihr Gutes: man lernte, wo

Digitized by Google

man wollte und konnte und legte die öffentliche Prüfung ohne Zwischenträgerei ab, es war nicht eine Prüfung der Anfang einer Reihe unstreitig folgender, man wurde nicht durch Dutzende von Lehrbegriffen ermüdet, die heute das Entzücken der Menschheit bedeuten . . .

„Die Freiheit" hatte die Lehrmethode noch nicht so geregelt, wir lebten unter der Regierungsform der „Carta pura" . . . — — — — — — — — — — —

Lobo de Bulhões steht im sechzigsten Jahre. Den ersten Unterricht erteilte ihm sein Vater, der als General im Heere D. Miguels nach der Bekämpfung dieses Fürsten durch D. Pedro im Bürgerkrieg 1830 seinen Abschied genommen hatte. Im dreizehnten Jahre bestand der Dichter die erste öffentliche Prüfung in der „Philosophie", in den Erinnerungen zu lesen, in der Redekunst und im — Deutschen. Er sollte Arzt oder Baumeister werden, oder, wie er an einer andern Stelle schreibt, aus Mangel an geistiger Kraft die juridische Laufbahn betreten. Der Tod seines Vaters stieß die Pläne um. Er trat in den Staatsdienst und schrieb für verschiedene Blätter und Zeitschriften seines Vaterlandes. Seine Erzählungen, die größtenteils die Schwächen gewisser Einrichtungen seines Heimatlandes klarlegten, wurden mit ungeteilter Bewunderung gelesen. Eine dieser scharf zugespitzten humorvollen „Aufschneidereien" erregte allgemeines Aufsehen, sie machte binnen wenigen Wochen die Runde durch alle Zeitungen Portugals. Ja, die Zeitungen lechzten nach diesen Abhandlungen, die den Leser mit Begeisterung für den ungenannten Verfasser erfüllten. Nun wohl! die Nachdrucksverfolgung bestand noch nicht, und welche Zeitung, sie sei die erste oder die letzte im Staate, wird nicht unentgeltliche Arbeiten, noch dazu Arbeiten von zweifellos litterarischem Werte dankbar annehmen?

Seit mehr als dreißig Jahren ist Lobo de Bulhões Mitarbeiter bedeutender Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes. Er arbeitet für portugiesische, brasilianische, französische, englische, afrikanische Zeitungen und hat jahrelang für die „Politische Korrespondenz" in Wien geschrieben. Er ist Mitglied der „Academia Matritense de Jurisprudencia y Legislacion" (Madrid) — „Instituto de Coimbra" — „Sociedad Economica Barcelonesa" (Barcelona) — „El Somento de los Artes" (Madrid) — „Academia Real das Sciencias" (Lisbôa) — „Société d'Économie Politique" (Paris) — „Instituto Luso-Indiano" (Bombay) u. s. w.

Die größte Bedeutung ist unstreitig seinen staatsmännischen Werken beizulegen, die durchaus nicht mit steifer Gelehrten-, sondern mit derselben liebenswürdig humorvoll prickelnden Feder geschrieben sind wie seine Erzählungen. Durch alle geht ein Hauch jenes edlen Freiheitsgefühls, das von vielen angestrebt und von wenigen richtig verstanden wird. Sowohl in staatlicher wie in religiöser Hinsicht verehrt er die Freiheit, gleichviel, ob die Einherrschaft oder der Freistaat sie ausüben läßt. Seine Grundsätze sind unentwegt bis heute dieselben; um denselben nie untreu zu werden, ist er unabhängig geblieben.

Mit wenigen Strichen sei seiner Eigenart durch eine noch ungedruckte eigenhändige Aufzeichnung gekennzeichnet: — — — „Je ne suis rien: pas docteur, pas même bachelier, ni conseiller, pas même simple décoré — ni vicomte, pas même baron — ni homme du monde (pour prendre part aux cotillons) — ni brave (n'ayant jamais été militaire). Je ne suis rien; j'ai refusé toute sorte de diction honorifique . . . Lors de la chute de D. Isabel en Espagne le gouvernement du maréchal Serrano m'a nommé commandeur de l'ordre d'Isabelle la Catholique . . . ç'a été une surprise que j'ai tout de suite remerciée; mais parce que je ne suis rien et je ne veux être rien, et parce que le commandeur fait à l'étranger ne l'est point sans autorisation du gouvernement portugais, je n'ai jamais sollicité une telle autorisation: je suis resté un commandeur in partibus, espèce d'autorité ecclésiastique que le Saint-Père à Rome ne daigne pas de confirmer d'après la Concordata . . ."

Giebt es da noch etwas hinzuzufügen, so sei es: er ist ein ganzer Mann im Leben wie im Dichten.

## Neue italienische Erzählungslitteratur.

Von Paul Schönfeld.

(Schluß.)

In der erwähnten ersten Novelle, nach der die ganze Sammlung benannt ist, verficht de Roberto die Berechtigung dieses Standpunkts gegenüber dem allein selig machen wollenden Naturalismus auf wenigen Seiten so kräftig und überzeugend, wie es ausführliche kunstphilosophische Abhandlungen nicht besser vermöchten. Den Ausgangspunkt bildet ein Brief voll stürmischer Leidenschaft, voll Liebesglut und Verzweiflung, die letzte Kundgebung eines Unglücklichen, der sich alsbald nach Niederschrift dieser Zeilen mit eigner Hand von des Daseins Qual zu befreien beabsichtigte, doch jetzt nach Jahren, dem Leben erhalten geblieben, dieselben einem befreundeten naturalistischen Schriftsteller vorlegt, um ihm zu zeigen, daß es auch „menschliche Dokumente" gebe, die für außerordentliche, gesteigerte Seelenstimmungen, für die Idealität, für alles das Zeugnis ablegen, was der Andre und seine Gesinnungsgenossen mit dem Worte „Rhetorik" meinen abthun zu können. „Aber die Rhetorik," wird ihm eingewandt, „ist nicht die Wahrheit." „Die Wahrheit! Welche Wahrheit? Es giebt eine reale Wahrheit und eine ideale . . . . Ein Gedanke, ein Gefühl, ein seelischer Vorgang ist wahr im nämlichen Sinne wie eine physische Sache, Begebenheit, That. Eine geistige Eingebung hat Dasein mit demselben Rechte, wie ein materieller Gegenstand, ja man könnte sagen

Digitized by Google

mit einem höheren Rechte, da sich die äußere Welt uns nur auf dem Wege innerer Vorstellung enthüllt.... Beim Anblick der prosaischsten Wirklichkeit könnt Ihr gleichsam ein eisiges Sturzbad fühlen, das Euch den Rücken peitscht, und Eure nächtlichen Thränen Rhetorik nennen, allein vergossen habt Ihr sie drum nicht minder." Und als das Töchterlein des Hausherrn hereintritt und der junge Schriftsteller fragt, ob er noch ein Kind habe, erhält er zur Antwort, daß das andre dem Fieber erlegen, welches in dem ungesunden Landstrich wüte und zu dessen Ausrottung er als Ingenieur hierher berufen. „Es gilt ein neues Schleusensystem anzuwenden — das ist die Prosa, welche die Poesie unserer geistigen Gemeinschaft unterbricht. Seht Ihr wohl, mein lieber Romandichter? Wahr sind sie beide!"

Überwiegt hier und anderwärts die beschauliche Schilderung, so läßt der Verfasser doch auch diejenigen keineswegs leer ausgehen, die in erster Linie die Kunst des Fabulierens von einem Novellisten verlangen. Nie freilich ist ihm die Häufung sogenannter spannender Begebenheiten Selbstzweck; im Vordergrunde steht ihm jederzeit das innere Leben seiner Gestalten, auf dem sich die Entwicklung der Thatsachen mit zwingender Folgerichtigkeit aufbaut.

Seine Helden liefert ihm keineswegs bloß die italienische Heimat; gerade in einigen der fesselndsten Abschnitte stehen vielmehr Ausländer im Mittelpunkte der Handlung. So in der Novelle „Ein unvorhergesehener Fall", in welcher ein sächsischer Graf nach dem plötzlichen Tode seiner blühenden jungen Gattin, mit der er in ungetrübtem Glücke gelebt, aus dem Munde eines faden Gesellschaftsmenschen die herbsten Schmähungen auf die Tote vernimmt. Als die Sekundanten am nächsten Morgen kommen, um ihn zum Zweikampf abzuholen, überrascht sie an ihm eine seltsame Zerstreutheit; kaum entsinnt er sich der Vorgänge des gestrigen Abends; auch auf dem Kampfplatz fällt er auf durch sein Benehmen, und beim Erscheinen des Gegners bricht er plötzlich in ein unheimliches Lachen aus — er ist wahnsinnig, das Duell muß unterbleiben.

Nachträglich lichtet sich das Dunkel der Ursachen, die den schrillen Ausgang herbeigeführt. Zum erstenmal seit dem Tode der geliebten Gattin hat der Graf nach dem verhängnisvollen Abend deren Zimmer betreten und verweilte daselbst bis zum nächsten Morgen. In einem Schranke fand er die Briefe des Mannes, den der Mund des vermeintlichen Verleumders als ihren Liebhaber bezeichnete; über zwei Jahre hatte das Verhältnis bestanden, von Wenigen geahnt, am mindesten von dem Grafen, der sich ganz der Trauer um die angebetete Gattin gewidmet, in seiner Liebe über das Grab hinaus den einzigen Beweggrund zu weiterem Leben erblickend, und der nun ihr Gedächtnis entweiht sehen, seine gläubige Verehrung als eine Thorheit erkennen mußte. — Gesteigert wird die Wirkung des Ganzen dadurch, daß die Geschichte von einem der Sekundanten in einem Kreise von Herren erzählt wird, der in einer Bahnhofswirtschaft den Ausgang eines Zweikampfes erwartet. Auch anderwärts dient das Kunstmittel der Rahmenerzählung zur Hebung und Belebung des Hauptgegenstandes, wie in der überaus fein durchgeführten Novelle „Die zwei Seiten der Medaille", in welcher eine junge Frau die Behauptung ihres Verehrers, daß nicht nur Selbstsucht die Menschen beherrsche, sondern gleichermaßen selbstlose Aufopferung zu finden sei, durch die in Briefen niedergelegte Geschichte zweier Liebenden zu entkräften sucht, um dadurch zugleich seinen Bemühungen vorzubeugen, ihr thatsächliche Beweise für seine Aufstellung zu erbringen.

In „Donato del Piano" erhalten wir Bruchstücke von Aufzeichnungen, angeblich herrührend von einem Deutschen, der, an stillem Wahnsinn leidend und im Benediktinerkloster zu Catania untergebracht, von der Kirchenkuppel herabgestürzt wäre, zu der er emporgestiegen, um die Töne der berühmten Orgel in ihrer ganzen Macht auf sich wirken zu lassen. Fast unheimlich berührt das düstere, Vieles nur ahnen lassende Gemälde dieser durch unglückliche Liebe aus dem Gleichgewicht zwischen Fühlen und Denken gebrachten Natur, deren Zustand sich am schärfsten in der freilich nicht neuen, vielleicht als Verspottung deutscher Philosophen zu fassenden Stelle ausprägt: „Die wahre Wirklichkeit ist das, was in meinem Geiste vor sich geht; der Schein, die Täuschung ist die äußere Welt. Nichts besteht außer dem Gedanken."

Sehr verschieden von den verkommenen Geistlichen, wie sie Capuana in der oben besprochenen Novelle und Giovanni Verga in seinem „Reverendo" zeichneten, ist der Pater Ladislao, welchen de Roberto in seinem „Sakrament der Beichte" vorführt. Von vornehmer Herkunft, gleich ausgezeichnet durch Geistesbildung wie Sittenreinheit und dabei ein Muster von Bescheidenheit, ist derselbe zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des Lieblings der Mutter, in den geistlichen Stand getreten. Ein Gegenstand der Ehrfurcht für Alle, kann er sich selbst es nicht verzeihen, daß er nur über seine Handlungen, nicht über seine Gedanken volle Herrschaft besitzt, daß er den Hüter Anderer spielt, während er sich doch selbst der Führung so sehr bedürftig fühlt.

Eines Tages wird ihm nach Beendigung der Messe eine Dame gemeldet, die ihm zu beichten wünscht.

„Sie war es, ihre Gestalt, ihre Stimme! — Sein ferner Jugendtraum, der ihm plötzlich wiedererschien mit der Greifbarkeit des Lebens selbst, bei dem er die Berührung jener Lippen fühlte, die ihm auf der Hand brannten .... Wie konnte die Versuchung längst vergangner Nächte ihm von neuem nahen, jetzt, da er sie für immer bezwungen wähnte? Und was wollte sie von ihm, der in tiefster Seele das eigene Geheimnis zu bewahren gewußt?

„Confiteor" .....

Nein, er konnte ihr nicht die Beichte abnehmen, keinem, am wenigsten ihr!

Aber in heftiger Bewegung, mit häufigen Pausen, spricht sie ihm von ihrer Herzensangst. Wider Willen einem ungeliebten Manne vermählt, unterliegt sie dem Zwiespalt zwischen ihrem Pflichtgefühl und den

Digitized by Google

Banden, die ihr Herz an einen Andern fesseln. „Den Einen darf ich nicht täuschen, und den Andern nicht vergessen .... O welch ein Schmerz und welche Scham bei der falschen Anklage! Denn es ist nicht wahr, Pater, denn wenn ich auch in Gedanken gefehlt, nicht hab' ich in Werken gesündigt. Und keinen Glauben zu finden! Und niemand zur Seite zu haben, vor dem ich die Thränen der Unschuld und der Reue weinen könnte! Eine heitere Maske anlegen zu müssen vor dem Manne, gegen den ich mich vergangen, getrennt zu sein von meiner Tochter! Weinen möcht' ich vor ihr, doch zu erröten braucht' ich nicht; ich schwör' es zu Gott, bei meinem ewigen Heil .... Pater, Pater, hört Ihr mich?"

Die Stimme erwiderte mild und leis: „Ich höre Dich, meine Tochter, wie Dich Deine Mutter da droben hört".

Da löste sich die Aufregung des bekümmerten Gemüts.

„Meine Mutter! Meine Mutter! Welch schönes Wort! Wie thut es wohl, weinen zu können! Und wird mir also verziehen werden?"

„Wenn Du es hoffest, immer."

„Das Weinen ist also keine Schwachheit, wenn ich mich jetzt stärker als zuvor fühle, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen? Welche Wohlthat habt Ihr mir erzeigt, Pater!"

„Man muß sich hüten vor dem Übermaß des Vertrauens nach dem Übermaß der Verzagtheit. Zu Deiner Stütze nimm Deine Tochter wieder zu Dir aus dem Kloster; der Platz der Töchter ist bei den Müttern. Denke, daß sie denken wird an Dich, wie Du heute an Deine Mutter denkst; denke, daß die Liebe, der Haß, der Ehrgeiz, der Neid, die stärksten Leidenschaften vor uns enden und daß, wann alles vorüber, eines bleibt: die Genugthuung treuer Pflichterfüllung."

Und als die Frau die Kirche verlassen, begiebt sich der Pater zu seinem greisen Lehrer auf den prangenden Hügel oberhalb der Stadt, küßt ihm die welke Hand und sagt gesenkten Hauptes: „Pater, ich komme zu beichten."

Indem ich es mir versagen muß, auf die übrigen Teile des Buches näher einzugehen, möchte ich doch noch in Kürze auf die prächtige kleine Erzählung „La morta" hinweisen, die hinsichtlich ihrer künstlerischen Abrundung und ihrer an deutsche Art gemahnenden Gemütsinnigkeit ein Glanzstück der Sammlung für mich bildet. Sie im Auszug wiedergeben hätte wenig Sinn, da hier der Hauptreiz in der meisterlich durchgeführten Gesamtstimmung wurzelt. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß dieses Kleinod italienischer Erzählungskunst auch in Deutschland weiteren Kreisen durch eine würdige Übertragung zugänglich würde.

Sehen wir in der eben besprochenen Sammlung bei aller Wahrheit der Schilderung den einseitigen naturalistischen Standpunkt zu Gunsten einer umfassenderen Widerspiegelung des Menschenlebens aufgegeben, so zeigt schon der Titel „Miserie", welchen Emma Perodi nur zu treffend für ihre neueste Novellensammlung wählte,*) daß hier wieder uneingeschränkt jene düstere Weltanschauung herrscht, der sich diese Dame, einst eine beliebte Jugendschriftstellerin, gleich Matilde Serao, Ida Baccini und anderen auf dem Gebiete des Romans und der Novelle thätigen Frauen ergeben hat. Es ist bemerkenswert, daß auch unter den Schriftstellerinnen Italiens diese Richtung so stark überwiegt und bisweilen Blüten treibt, die an Gewagtheit den bedenklichsten Erzeugnissen aus männlicher Feder wenig nachstehen. In dieser Hinsicht leistet auch Emma Perodi ein Erklecckliches in der Erzählung „Extra muros", in welcher der Ehebruch einer Frau mit dem Neffen ihres Mannes in rücksichtsloser Weise geschildert wird; der widerwärtige Eindruck wird gesteigert durch das Fehlen jedes Abschlusses; man erhält nichts weiter als einen Ausschnitt aus dem Alltagsleben ohne eine leitende Idee, welche den Begebenheiten das Gepräge innerer Notwendigkeit aufdrückte. Und dasselbe ist der Fall in den meisten andern Erzählungen, die einfach im Sande verlaufen und den Leser mit dem Befremden darüber entlassen, zu welchem Behufe die Verfasserin ein paar zufällige Alltagsbilder aneinandergereiht, die doch als Selbstzweck unmöglich eine künstlerische Daseinsberechtigung beanspruchen können. Die Qualen der Titelheldin in „Carolina Savi", dieses Stiefkindes der Natur und des Glückes, dem ein flüchtiger Hoffnungsstrahl aufgeht, als endlich ein Mann sich bereit zeigt, sie aus dem freudlosen Familienkreise zu erlösen, und die sich dann, als der kalte Verstandesmensch infolge einer günstigen Wendung seiner Verhältnisse sich zurückzieht, ihr trostloses Dasein weiterzuschleppen verurteilt sieht; ein andres Mädchen, das aus Gram über die Untreue des Geliebten aus dem Vaterhause flieht, um ins Kloster zu gehen, und dann, zurückgeholt, durch die Schmähsucht des heimischen Krähwinkels selbst für den reuigen Liebhaber unmöglich wird; das Elend der Arbeiterfamilie, die von Stufe zu Stufe sinkend in Tod und Selbstmord untergeht — was sind das alles für unbefriedigende Bilder, unbefriedigend nicht nur für jene oberflächlichen Leser, die unter allen Umständen einen glücklichen Ausgang verlangen, sondern ebenso für jeden, der von einer Dichtung, sei sie nun ernst oder heiter gestimmt, etwas anderes erwartet als eine Auftischung von Rohstoffen, wie sie die Zeitungen unter ihrem „Vermischten" täglich dutzendweise darbieten.

Daß die Sammlung „I miei racconti"**), in der Enrico Panzacchi eine Anzahl früher verstreut erschienener Erzählungen mit großer Sorgfalt neu durchgefeilt und zum Teil durchgreifender Umgestaltung unterzogen, vereinigte, durch vornehme, künstlerische Haltung und ausgeprägte Eigentümlichkeit hervorsticht, ist angesichts der heutzutage überall herrschenden Arbeitsteilung zwar nicht selbstverständlich, aber doch für denjenigen leicht begreiflich, dem das im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift von

*) Mailand, Tipografia Bortolotti di Giuseppe Prato.
**) Mailand, 1889, Fratelli Treves.

Digitized by Google

mir beleuchtete lyrische Schaffen des trefflichen Bologneser Dichters nicht unbekannt. Einen kleinen Bach nennt der Verfasser bescheiden das vorliegende Buch, welchen er dem großen Strome der heutigen Erzählungslitteratur zuführe; zugleich verwahrt er sich davor, als habe er mit dem Titel irgendwelche Sonderstellung für diese Erzeugnisse in Anspruch nehmen wollen; lediglich mit Rücksicht darauf, daß hier so vielfach eigene Erlebnisse und Eindrücke hereinspielen, habe er sich zur Wahl dieser Bezeichnung bestimmen lassen. Doch sind es keineswegs bloß jene Abschnitte, in denen uns Panzacchi mit so liebenswürdiger Schlichtheit aus seinen Knabenjahren und über seinen ersten verunglückten dichterischen Anlauf berichtet, oder andere in der ersten Person vorgetragene Erzählungen, welche das besitzanzeigende Fürwort des Titels rechtfertigen: auf allen Seiten tritt uns eine fest in sich geschlossene dichterische Persönlichkeit entgegen, die sich gleichermaßen wie der Lyriker Panzacchi dem Leser unauslöschlich einprägt. Läuft sein Bestreben keineswegs darauf hinaus, durch gehäufte Verwicklungen ein oberflächliches Spannungsbedürfnis zu befriedigen, so liegen doch schon die gewählten Gegenstände meist weit ab von der breiten Heerstraße der für den Tag schreibenden Novellisten, und in der kunstvollen Führung der Handlung, in der knappen und doch so wirkungsreichen Zeichnung jeder einzelnen Gestalt, sowie der meisterlichen Stimmung, welche auch die kleinste Erzählung durchweht, verrät sich eine Begabung, die es fast bedauern läßt, daß der Dichter dies für ihn so dankbare Gebiet bislang eigentlich nur nebenher gepflegt hat.

Zu den wertvollsten Bestandteilen der vorliegenden Sammlung, die mit einer Ausnahme durchweg aus dem Leben der Gegenwart geschöpft sind, rechne ich vor allem „Ombra mesta", eine Erzählung, die sich, was Wahrheit und Feinheit der Stimmungsmalerei betrifft, den besten lyrischen Schöpfungen Panzacchis wie den Strophen von dem alternden Don Juan unmittelbar zur Seite stellt. In unübertrefflicher Anschaulichkeit steht auch hier das Gegenständliche vor uns, woran die Schilderung der ergreifenden seelischen Vorgänge anknüpft, das Zimmer der in ihrer Blüte verstorbenen edlen Gräfin, das seit einem Vierteljahrhundert kein Fuß betreten hat, das Klavier mit den Notenblättern, an denen die düstere Erinnerung an ein jäh zerstörtes Gemütsleben haftet und die der Dichter mit vollendeter Kunst dazu benutzt, an dem körperlich und geistig gebrochenen Gatten die Sühne für begangenes Unrecht zu schildern. Und wie mächtig weiß er ferner zu erschüttern, mit welch' unfehlbarer Sicherheit den tragischen Ausgang vorzubereiten in der Geschichte „Infedeltà", wie glaubhaft in „Lorenzetta" den Verzweiflungsschritt des jungen Mädchens erscheinen zu lassen, das den Geliebten nicht als Mann der Schwester zu sehen vermag, oder die stille Neigung und Entsagung des adligen Fräuleins und des armen Geigers zu malen, deren Herzen sich durch die Sprache der Töne gefunden und die, als sie zum erstenmale Worte miteinander tauschen dürfen, nur den Abschied für immer damit besiegeln. Auch in denjenigen Stücken, die wie „Evocazione", „Nella montagnola", „Al Lohengrin" u. s. w. mehr Zustände als Begebenheiten vorführen und sich in sinnigen Betrachtungen ergehen, bekundet sich eine Schärfe der Beobachtung und eine Meisterschaft der Darstellung, welche die Lektüre für ein künstlerisches Empfindungsvermögen zu einem wahren Hochgenuß gestaltet.

Zum Schlusse sei noch einiger Beispiele derjenigen Erzählungslitteratur gedacht, mit denen ein erzieherischer oder lehrhafter Zweck verfolgt wird. „Giorni senza tramonto" betitelt sich ein preisgekröntes Werk von Giovanni de Castro,*) in welchem religiöse und philosophische Betrachtung das Übergewicht behauptet, doch in so volkstümlichem und ansprechendem Gewande sich darbietet, daß das Buch in weiten Kreisen auf freundliche Aufnahme wird zählen dürfen. In Form von Tagebuchaufzeichnungen schildert der Verfasser, immer an eigene Erlebnisse anknüpfend, den allmählich in ihm sich vollziehenden Übergang von Zweifel und Hoffnungslosigkeit, worein ihn materialistische Schriften versetzt haben, zum Glauben an Gott, die Unsterblichkeit und den freien Willen. Dem sittlichen Ernste, der das Buch erfüllt, hält die Darstellung, die bisweilen von echt dichterischer Schwungkraft getragen ist, das Gleichgewicht.

Wesentlich andern Inhalts, aber ebenfalls einer ausgesprochenen erzieherischen Absicht entsprungen, ist die Erzählung „Anna Bristol"**), in welcher Nino di Rosag das tolle Getriebe in der Spielhölle von Monte Carlo in abschreckend greller Beleuchtung vor Augen führt. So wahrheitsgetreu die Glücksritter und Abenteurerinnen aus aller Herren Ländern vor den Leser hintreten, so spielen doch Gestalten herein, die ihre Abstammung von der älteren französischen Schule der Dumas u. s. w. deutlich erkennen lassen, so vor allem ein mit überschwänglicher Phantastik gezeichneter Dichter des „Nichts" und des Lustrausches, dessen Herkunft beiläufig bemerkt nach Deutschland verlegt ist. Was man Spannung zu nennen pflegt, ist reichlich in dem Buche enthalten, und die dumpfe Stickluft der von Geldgier und Selbstsucht erfüllten Genußwelt strömt namentlich gegen das Ende zu so beklemmend auf den Leser über, daß man befreit aufatmet bei der geschickt bis auf den Schluß versparten Eröffnung, daß all die wildleidenschaftlichen Vorgänge nur in den Fieberträumen des Erzählers sich abspielten.

Auf diejenigen neuen Erscheinungen einzugehen, die mehr dem Bedürfnis flüchtiger Unterhaltung dienen, würde die räumlichen Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten und den Zielen des Magazins fernliegen. Kurz sei jedoch wenigstens auf zwei Werke des Trevesschen Verlags in Mailand hingewiesen, von denen das eine, „Il cappello del prete", ein Roman aus dem neapolitanischen Leben von Emilio de Marchi, ein erfolgreiches Streben bekundet, auch

*) Mailand, Alfredo Brigola & Comp.
**) Turin, F. Casanova.

Digitized by Google

denjenigen Kreisen, die in erster Linie auf eine spannende Fabel Wert legen, Geschmack an einer künstlerischeren Darstellung beizubringen, als die erzählenden Beigaben der Tagesblätter zu bieten pflegen, während das andere, „Memorie di un vecchio avvocato" von Domenico Giurati, vierzehn Rechtsfälle von hervorragendem psychologischen Interesse schildert und damit ein Gebiet vertritt, auf dem Italien im Gegensatze zu Deutschland, England und Frankreich bislang nicht eben reich war. Mag man der Gattung an sich auch nur eine untergeordnete litterarische Rangstufe zuerkennen, so muß man dem vorliegenden Buche doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß hier in der Auswahl der Stoffe wie nach der Seite der Darstellung die Klippen dieser Abart meist glücklich vermieden sind und die „menschlichen Dokumente", die der Verfasser darbietet, so manche anderen übertreffen, die mit dem Anspruch neuer Kunstoffenbarungen auftreten.

## Die Freie Bühne.

### I.

Es ist noch nicht lange her, daß die deutsche Litteratur ein Idyll war. Über ihr Wappen hatte man eine schöne himmelblaue Zipfelmütze gestülpt und Ruhe war die erste Bürgerpflicht. Plötzlich aber mit einemmale begann es in ihr zu rasseln. Zuerst leise, verschämt, hie und da, dann — über Nacht, eh' man sichs versah — laut, unverschämt und an allen Ecken. Die Philister bekreuzigten sich, die Welt war wieder mal ihrem Untergange nah. Doch störte das die jungen Stürmer und Drängler, wie die alten Herren sie nicht ohne einen gewissen schalkhaften Humor betitelten, nicht im mindesten. Zuerst richteten sie sich häuslich in der Lyrik ein, dann legten sie ihr Kukuksei in den Roman und heute sind sie bereits dran und drauf, auch das Theater zu erobern. Geschwindigkeit war eben keine Hexerei.

„Unter dem Datum des Poststempels" versandte jüngst der Verein „Freie Bühne" folgendes Rundschreiben:

„Uns vereinigt der Zweck, unabhängig von dem Betriebe der bestehenden Theater und ohne mit diesen in einen Wettkampf einzutreten, eine Bühne zu begründen, welche frei ist von den Rücksichten auf Theaterzensur und Gelderwerb. Es sollen während des Theaterjahres, beginnend vom Herbst 1889, in einem der ersten Berliner Schauspielhäuser etwa zehn Aufführungen moderner Dramen von hervorragendem Interesse stattfinden, welche den ständigen Bühnen ihrem Wesen nach schwerer zugänglich sind. Sowohl in der Auswahl der dramatischen Werke, als auch in ihrer schauspielerischen Darstellung sollen die Ziele einer der Schablone und dem Virtuosentum abgewandten, lebendigen Kunst angestrebt werden. In dieser Absicht ist der Verein „Freie Bühne" gestiftet worden, dessen Aufführungen nur den Mitgliedern des Vereins zugänglich sein werden. Sollten Sie geneigt sein, das Unternehmen zu stützen, so ersuchen wir Sie, die inliegende Beitrittserklärung zu vollziehen und uns baldmöglichst, jedenfalls bis zum 30. d. M., zugehen zu lassen. Verein „Freie Bühne." Otto Brahm, Vorsitzender. Paul Jonas, Rechtsbeistand. S. Fischer (Verlagsbuchhändler) Schatzmeister."

Bravo!

Das nächste Rundschreiben, datiert vom September, brachte, „an die Mitglieder der „Freien Bühne" gerichtet, bereits die erfreuliche Mitteilung, daß nicht weniger als 634 Personen ‚geneigt' waren, ‚das Unternehmen zu stützen.' „Die Vorstellungen," hieß es darin, „werden regelmäßig an Sonn- und Festtagen im Lessingtheater stattfinden und um 11½ Uhr vormittags pünktlich beginnen. Die erste Aufführung ist auf den 29. September angesetzt; auf dem Theaterzettel werden Sie Tag und Programm der nächsten Aufführung regelmäßig verzeichnet finden ... Gestützt auf die finanzielle Sicherheit, welche die lebhafte Teilnahme uns gewährt, haben wir nach Kräften gestrebt, den litterarisch-künstlerischen Grundgedanken des Unternehmens möglichst reif und rein zur Ausführung zu bringen. Es ist uns gelungen, für die erste Vorstellung hervorragende Darsteller zu gewinnen, die Damen Marie Schanzer und Agnes Sorma, die Herren Arthur Kraußneck, Theodor Lobe, Emerich Robert; und wir haben gegründete Ursache, ihnen, sowie den Herren Direktoren Ludwig Barnay, Dr. August Förster und Adolph L'Arronge für die liebenswürdige Förderung unserer Absichten aufrichtig dankbar zu sein ... Für die Eröffnungsvorstellung haben wir Ibsens „Gespenster" gewählt; wir beabsichtigen durch die Darstellung dieses Werkes, welches bisher nur ein einziges Mal in Berlin gespielt werden konnte, und welches zur öffentlichen Aufführung nicht gelangen darf, die künstlerische Richtung der Freien Bühne entscheidend zu kennzeichnen."

Nun! Diese Aufführung hat unterdessen an dem bezeichneten Tage pünktlich stattgefunden und sich zu einem glänzenden Triumphe nicht nur für das Unternehmen selbst, sondern auch für die künstlerische Richtung gestaltet, der es dient. Freilich blieb dieser Triumph zum Schlusse nicht ganz ohne jeden Widerstand: aber das lag nur zu sehr in der Natur der Sache, und außerdem waren sich die Herren Gründer des Vereins ja auch wohl bewußt, daß sie nicht ohne Kampf auf ihrem Wege fortschreiten würden, hatten sie doch ihr Programm mit den kernigen Worten geschlossen: „Aber dies Bewußtsein irrt uns nicht, es spornt uns an; denn nur wo Kampf ist, ist Leben."

Auf das Stück selbst erspare ich mir natürlich hier einzugehen. Jedermann kennt es, und meine etwaigen Randbemerkungen würden über etwaige dem Leser dunkle Punkte in ihm wohl kaum neues Licht verbreiten. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr wer-

Digitized by Google

det's nicht erjagen!" Mich beschäftigt hier nur die Aufführung als solche. Ich vermag sie nicht kürzer und treffender zu charakterisieren, als indem ich sage: sie entsprach durchaus den Erwartungen, die man sich von ihr gemacht hatte. Selbst die gegnerische Presse bestreitet nicht, daß sie „vorzüglich" war. Frau Helene Alving gab Marie Schanzer, die Gemahlin Hans von Bülows. Man merkte ihrem Spiele nicht an, daß sie vier Jahre der Bühne fern geblieben war. Oswald Alving wurde durch Emerich Robert verkörpert, der zu diesem Tage eigens aus Wien herübergekommen war. Seine Leistung wird für jeden, dem es vergönnt war, sie voll in sich aufzunehmen, eine unvergeßliche bleiben. Pastor Manders spielte Arthur Kraußneck. Arthur Kraußneck ist einer der Lieblinge unserer Theaterbesucher. Pastor Manders „lag" ihm, seine Auffassung dieses Charakters schien sich vollkommen mit der des Publikums zu decken. Tischler Engstrand fand seinen Darsteller in Theodor Lobe, der jedoch erst im zweiten Akte zu erwärmen vermochte. Im ersten erinnerte er, wenigstens mich, noch zu sehr an die Herren aus der alten Schule. Regine Engstrand wurde durch Agnes Sorma gegeben. Sie führte ihre dankbare Rolle neben Emerich Robert vielleicht am folgerichtigsten durch. Die Regie hatte Hans Meery geleitet.

Das Publikum war, wie Karl Frenzel sich ausdrückt, das „richtige Berliner Premièrenpublikum". Freilich dichtete er ihm in seiner Plauderei in der Nationalzeitung auch noch „blassgrünliche Gesichter" an und ließ es sich in der „nervös-gereizten und unsicheren Stimmung zwischen Theater und Betsaal befinden", doch gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich alle diese Beobachtungen Herrn Karl Frenzels mehr auf die ablehnende Stellung zurückleite, die er, wie er selber zugiebt, dem aufgeführten Stücke selber gegenüber einnahm. Er hatte sich nur überwinden können, den ersten beiden Akten beizuwohnen. Einige andere ähnlich gestimmte, die es über sich gewonnen hatten, auch dem dritten beizuwohnen, versuchten nach dem Fallen des Vorhanges ihrem Mißbehagen durch Zischen Ausdruck zu geben, wurden aber sofort durch den nachdrücklichsten Beifall der überwältigenden Mehrheit überdröhnt. Ein über das andere Mal mußten die Künstler wieder vor die Rampen treten, und in seiner Orchesterloge fiel mir durch den Nachdruck mit dem er Beifall klatschte, Paul Lindau auf.

Von den gegnerischen ‚Kritiken' am darauffolgenden Montage hier nur ein kleines Pröbchen. Es entstammt dem „Kleinen Journal" und ist ein in seiner Art wirklich rührendes Belegstück der „Kampfesweise" gewisser ‚Kollegen'. Seinen Vor- und Vatersnamen darunter zu setzen, hat der Verfasser selbstverständlich nicht der Mühe für wert erachtet.

> Freie Bühne fürs Haus. — Jeder muß seine Bühne haben. — Das Ausland und die Medizin in der Bühnenlitteratur. — Es wird nicht eher besser werden mit den Wirrnissen und Verderbnissen der Zeit, als bis jedes Haus seinen Phonographen und seine „Freie Bühne" hat. Wo diese freie Bühne bei den beschränkten Raumverhältnissen unserer Mietshäuser anzubringen sein wird, ist eine Frage für sich, vielleicht sogar eine müßige, welche im Arbeitsdrang der Zeit angenehm auffällt. Die „Freie Bühne" muß zum Haushalt jedes freien Mannes gehören, welcher den zahlenden Klassen zuzuzählen ist, und wir können uns sehr wohl, wenn unsere Wohnungen erst ganz shilgerecht ausgebaut sein werden, vorstellen, daß ein komfortables Quartier in Berlin W. neben dem kalten Salon, Speisezimmer, Badestube etc. auch eine heizbare „Freie Bühne" enthalten wird. Dann werden wir auch der von den Idealisten ersehnten ewigen Friedenszeit etwas näher gerückt sein, in welcher wir wie die Kinder werden. Wir wissen es aus unserer Kinderzeit, wie wir dem Gedanken der „freien Bühne" zustreben, so hoch hinaus wie möglich, am liebsten auf dem Hängeboden, wo die nasse Wäsche im Winde flattert. Und alle unsere Kindheitsgenossen aus der Nachbarschaft machten es ebenso. Der Junge, der kein Theater im Hause hatte, zählte überhaupt nicht mit. Das Entree stand zur Höhe des Theaterbodenraums im umgekehrten Verhältnis, es war sehr niedrig, aber dafür wagten wir uns auch nur an veraltete klassische Dichter wie Schiller und Lessing heran. Die neue Zeit schafft neue Bedürfnisse, und die Zahl der des Schutzes deutscher Mäcene bedürftigen auslandischen Dichter wird allmählich so groß, daß weder die „Freie Bühne" unter dem Götzenbilde des Brahmsapitra noch die „Deutsche Volksbühne" unter dem Zeichen des falschen Teut zur Schutznahme obdachloser Fremden ausreichen können. Der will seinen Echegaray öfter sehen, weil er, seitdem er eine spanische Fliege kennen gelernt, ein ungeheures Interesse an der spanischen Litteratur hat — der Andere, der eine echte russische Tula-Dose sein eigen nennt, empfindet plötzlich eine unstillbare Sehnsucht nach uralter Jacken-Litteratur, er muß seinen Gogol und Lermontow haben — der Dritte, der die norwegischen Landschaften im Nordland-Panorama bereist, gräbt einen starknervigen Nordlicht-Dramatiker aus — der Vierte, dessen Liebchen Soña heißt, fühlt sich der bulgarischen Litteratur verschwägert — jeder von diesen muß seine Hausbühne haben. Die litterarischen Liebhabereien selbst einem Lande gegenüber — greifen wir allein Norwegen heraus — werden sich auch zu verschiedenartig gestalten, je mehr Bacillen entdeckt werden. X. schwärmt für die „Gespenster" mit dem herrlichen Leitmotiv der Gehirnerweichung, Y. will kräftigere Kost und das Thema des Delikatiriums dramatisch ausgeführt sehen, Z. hat nur Interesse an der Einwirkung des Bandwurms auf das psychologische Moment der Liebe. Also die Hausbühne kann uns da allein aus dem Dilemma helfen, eine Hausbühne, rationell eingerichtet, wie eine Hausapotheke.

Ich bitte den Leser des „Magazins" um Verzeihung.

Für die weiteren Aufführungen hat der Vorstand der „Freien Bühne", der zur Zeit aus Otto Brahm, S. Fischer, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Heinrich Hart, Julius Hart, Paul Jonas, Fritz Mauthner, Paul Schlenther, Julius Stettenheim besteht, zunächst folgende Stücke in Aussicht genommen: Gerhart Hauptmann — „Vor Sonnenaufgang", Edmond und Jules de Goncourt — „Henriette Maréchal", Graf Leo Tolstoi — „Die Macht der Finsternis", Ludwig Anzengruber — „Das vierte Gebot", Björnstjerne Björnson — „Der Handschuh", Arthur Fitger — „Von Gottes Gnaden", A. Strindberg — „Der Vater".

Diese Zusammensetzung des Spielverzeichnisses ist von der Presse vielfach tadelt worden. Man fand das Ausland entschieden zu sehr bevorzugt. Doch kommt mir dieser Vorwurf nicht ganz gerechtfertigt vor. Man scheint gänzlich übersehen zu haben, daß das getadelte Programm noch zwei Lücken aufweist. Sollte es nicht die Absicht der Begründer der „Freien Bühne" sein, diese noch mit deutschen Dramen zu füllen? Leistungen des Auslandes hätten ja wohl bereits genugsam zu Gebote gestanden . . .

Ich schließe diesen meinen ersten Bericht mit dem Hinweis auf das nächste am 20. d. M. zur Auf-

Digitized by Google

führung gelangende zweite Stück der „Freien Bühne“: „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann. Erst mit ihm wird meiner Überzeugung nach die „Frei Bühne“ und mit ihr der deutsche Realismus seine eigentliche Entscheidungsschlacht schlagen.

Herr F. v. Z., der Kritiker des „Deutschen Tageblatts“, schloß sein Feuilleton über die Aufführung der „Gespenster“ folgendermaßen: „Das Publikum spendete der Darstellung rauschenden Beifall, in den sich nur am Schlusse Zischlaute mischten, die der Entweihung der Kunst durch Ibsen galten.“

Hoffen wir, daß die Kunst am 20. Oktober durch Gerhart Hauptmann nicht minder „entweiht“ wird.

Arno Holz.

## Berliner Bühnenbrief.

Seit Ibsen mit düsterer Miene über die deutsche Bühne gegangen ist, bedeuten die „Novitäten“ keinen Fortschritt mehr. Der gegenwärtig eigentümliche Stand der deutschen Bühnendichtung wehrt noch einer That — einer erlösenden erst recht. Das hat sich die alte Muse eingeprägt. Der ausgemergelte Gaul, der hunderte von Ehrenbeulen, die ihm die Tantièmen geschlagen haben, aufzuweisen hat, darf sich noch nicht zur Ruhe strecken; von neuem soll er mit den lahmen Flügeln klappern. Und diese verzweifelte Thätigkeit hat einen Gegensatz zuwege gebracht, der vorläufig allerdings noch ein pathologischer ist: die noch nicht ganz reife jüngste Bühnenschöpfung hat der alten Schlottermuse doch schon einen Schrecken eingejagt — „sie macht bereits Gebärden, die man spielen könnte.“

Man muß das begreifen, obgleich es sich um tiefe Dinge handelt. Süße Gewohnheit des Daseins oder Sisyphuslast, das ist nämlich die Frage! Die Ärmsten — sie müssen ja dreißig bis vierzig Milles pro Jahr ergattern, „wer wollte denn sonst die Kleinen lehren, die Speere werfen und die Austern ehren?“

Aber die Bühnenlenker wollen auch zum Wort kommen. Die Forderung der „Novität“ erkennen sie längst an — nur im edlen Manne wohnt die Vernunft; ja der gute Eifer kann selbst das Charakterlose — den einsamen Schmecker zum Ereignis machen. Er streckt mit lüsterner Miene die Schmeckerhände nach einer „n. n Novität“, nach einem wirklichen Frischling aus, um das Gegriffene sofort wieder fallen zu lassen. Ein kleines Entsetzen hat es gemacht . . . . . .

Wer wüßte nicht um die Lebensgewohnheiten des klügeren Mannes der Bühnenpraxis? Wenig Neues ist da zu erzählen. Er schläft a priori mit der Rechentafel im Bett — er wird also „die Auferstehung“ nur nüchtern feiern helfen. Doch wäre es Lüge zu behaupten, daß er nicht aufwärts wollte — man soll nicht zu skeptisch sein: die Kassenprobe zieht ihn schon hinan, er schätzt die eigne Gurgel und seinen Weinkeller — seine Schauspieler mögen sie für die „Hundert“ hingeben. Er hat einmal die drängende Begabung zum Rentier, damit basta! Man muß das einsehen, die Franzosen thun es ja auch!

Das Publikum will seine „Novität“. Diese Forderung ist der Ausfluß eines Naturgesetzes. Ein neuer Hut, ein neuer Anzug wird notwendig, denn die Abgetragenheit mißstimmt; aber nicht den Fabrikanten, er ist dem Schäbigen nur hold.

Ein Glück, daß außer dem Drang auch dieses Naturgesetz der Notwendigkeit das Neue schafft. Die vielseitige Natur giebt ihm sogar Glanz. Es sagt: „Neuer Hut werde, Idee darunter (nicht Licht) werde!“ — und beides wird. Eine solche Glanzidee ist die Einsichtsidee des Lenkers, die Kassenidee des geregelten Mannes, der gern ehrlich durch die Welt will, die Villaidee des Dichters, der nicht an einem Hungerbraten saugt. Weil sich die Gedankenfäden verknüpfen, entsteht ein Plan.

Er belebt alle. Der Lenker, der Kassenmann, der Dichter streben zu einander. Sie kommen zusammen und begrüßen sich mit Hoh(l)heit. Die Ideen lösen sich wieder und begegnen sich. Was ihnen an Tiefe gebricht, ersetzen sie durch Mangel an Fülle. Auf der Schreibtafel des Rechenmannes steht manches verzeichnet, der Lenker spricht fernere Winke aus, die der Dichter in einer tiefen Miene auffängt.

Aber auch das Publikum will mitreden. Nun hat es von jeher eine dröhnende Stimme. Wehe den Autorenohren, die nicht lange Ohren sind — sie werden das breite Gebrüll nicht erfassen. Aber der Autor kann hören — der Gott gnadete Genius braucht das nicht zu lernen: das unterscheidet ihn vom Dichter, und er weiß das Stimmengewirr zu deuten. Das Vielköpfige fordert Moral und Weisheit. Der Langhörer wird heiter. Und als er gar heimliche Bitten tönen hört nach antidustrer Weltanschauung, nach dreiviertel Takt, nach gefoltertem Herzen, der großen, einsamen Thräne, das ganze auslaufend in den Brillantschwanz einer wohlthuenden Heirat — da bändigt ihn der Frohmut, er kneift die Augen und sagt nach längerem Schweigen zu den anderen: „Das letzte Wort“.

Man jagt also die unbeholfne Jugend weg, denn man hat wieder „den rechten Schlüssel“ zum Herzen des Publikums gefunden. Sie mag sich Handschuhe kaufen und auf dünnen Schuhsohlen wiederkommen. — Solch eine Philistervernunft kann die Beine brechen — denen aus der litterarischen Jugend, die noch mit dem Feststehen zu thun haben. Ferner, für Wehmut ist keine Zeit mehr, auch die ehrliche Kritik der Bühnenjobber fängt an — weil zeitraubend — unmoralisch zu werden: ich kaufe mir satirische Jauche.

Oder. Das Genie hat in neuerer Zeit a Bissel rechnen gelernt; schade, daß nicht auch einmal die Bühnenleitung ihren Bismarck findet.

Berlin. Kaberlin.

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

**Goethes Gespräche.** Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. 2. Bd. 1805—1810. Leipzig, F. W. von Biedermann, 1880. Den Freunden unseres großen Dichters sind diese mündlichen Äußerungen, die sich auf das Zeugnis glaubwürdiger Zeitgenossen Goethes stützen und mit dem liebenswürdigen Sichversenken in eine große Menschennatur gesammelt sind, angeeigentlichst zu empfehlen, da das Verständnis Goethes durch sie in mancher Hinsicht gefördert wird. Dieser vor uns liegende 2. Band des auf etwa sieben Bände berechneten Werkes enthält die Nummern 225—518, und umfaßt den Zeitraum 1805—1810, die reichste Schöpfungszeit des Dichters. Wir haben uns nie der Goethevergötterung anschließen können, allein auf diesen Blättern spricht sich ein so unendlicher Strom von Gemüt aus, daß man in dem Gefühl der Bewunderung solcher ganzen Menschlichkeit immer wieder das Buch zur Hand nimmt, und nur wünschen kann, diese Ergänzung zu Goethes Schriften möge einer recht baldigen Vollendung entgegengehen. v. S.

Bei J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart erscheint in kurzem eine umfangreiche **„Geschichte der französischen Litteratur** seit Anfang des XVI. Jahrhunderts" von Adolf Birch-Hirschfeld. 1. Bd. Das Zeitalter der Renaissance. Preis Mk. 6,75. Der Verfasser ist einer der tüchtigsten Kenner des von ihm behandelten Gebietes, so daß man füglich in dem Werke eine hervorragende, in gewissem Sinne einzige Leistung erwarten darf.

Bei Zanichelli in Bologna wird demnächst der dritte Teil der **„Odi Barbare"** von Giosuè Carducci erscheinen.

Die in der Alhambra auf Anregung des Liceo von Granada unter frendiger Teilnahme der gebildeten Welt vom spanischen Volke mit südländischer Begeisterung gefeierte **Dichterkrönung Zorrillas** ist von Johannes Fastenrath in deutscher, französischer und spanischer Sprache beschrieben worden. In Anerkennung dieser Propaganda für ein so nationales Fest der Spanier hat das granadinische Liceo dem deutsch-spanischen Dichter ein besonderes Diplom gewidmet und ihn ebenso wie den Abgesandten der Königin-Regentin, den Herzog von Rivas, zum Ehrenmitglied ernannt und mit der Krönungsmedaille beschenkt. Zorrilla aber hat ihm sein Krönungsbuch mit ehrenvoller Widmung zugehen lassen.

Bei Frat. Treves in Mailand gelangte ein neuer großer Roman von Cordelia, **„Alla ventura"** zur Ausgabe, welcher von Amato reich illustriert wurde.

Unter den zur **französischen Revolutionsfeier** wiederausgegrabenen Büchern ist die Reisebeschreibung des Russen Karamzin „Voyage en France de 1789 à 1790", übersetzt von A. Legrelle, das fesselndste und eigenartigste. Schon damals erkennt Karamzin die Überlegenheit der Franzosen auf der Bühne an, im Anschluß an eine Vorstellung von Voltaires „Oedipe" mit Larive in der Hauptrolle, sowie an Molières „Misanthrope" mit der Fortsetzung von Fabre d'Eglantine und an Merciers thränenreiches Schaustück „Montesquiou". Auch die große Oper und die vom selbstbewußten Vestris getanzten Ballets machten auf den Landsmann Katharinas der Großen einen tiefen Eindruck. J. Sarrasin.

**Polnische Litteratur.** Von großem Interesse dürfte für die Kenner und Freunde der polnischen Litteratur die Nachricht sein, daß die Krakauer Akademie der Wissenschaften die seltensten Werke aus dem klassischen Zeitalter der polnischen Litteratur (XVI. Jahrhundert) in getreuem, modernisierten Neudruck erscheinen zu lassen beschlossen hat. Besitzer seltener Handschriften oder Bücher, die neu aufgelegt zu werden verdienen, können nun auf eine Herausgabe derselben hoffen; die betreffenden Werke sind an die Akademie einzusenden, jedoch ist eine durch den Herausgeber vorgenommene Anpassung der Orthographie an die heute gebräuchlichen Formen erwünscht. Aus demselben neuerwachten Interesse für das polnische Schrifttum des XVI. Jahrhunderts fließen wohl die von Stanislaus Graf Tarnowski, Professor an der Krakauer Universität, angekündigten „Studien zur Geschichte der polnischen Litteratur im XVI. Jahrhundert", als deren erste eine Monographie über Jan Kochanowski umfangst erschienen ist. — Der verdienstvolle Warschauer Archäolog Mathias Bersohn hat soeben eine Reihe hebräischer Manuskripte, welche höchst wertvolles Material zur polnischen Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts enthalten, dem Druck übergeben. Wie sehr auch die moderne polnische Litteratur, die bis vor kurzem im Auslande minderes Interesse weckte, als die russische, nun zur Geltung zu kommen beginnt, davon zeigen die zahlreichen, zum Teil in der Presse aufgenommenen und zum Teil in Buchform erscheinenden Übersetzungen zeitgenössischer polnischer Dichtungen, Romane und Novellen. In der Stuttgarter „Allgemeinen Roman-Bibliothek" erscheint soeben Kraszewskis „Herod-baba" unter dem Titel „Ein heroisches Weib". Elise Orzeszkos „Pierwotni" bringt in deutscher Übersetzung die „Deutsche Zeitung"; ein zweites Werk dieser begabten Schriftstellerin „Der Kampf um die Scholle" erscheint demnächst in Berlin. Fredros humorvolle Komödie „Posażna jedynaczka" übersetzt Wilhelm Lange unter dem Titel „Seine einzige Tochter". Die „Wiener Allgemeine Zeitung" brachte Bilińskis Novelle „Wie ist es gekommen", während die Wochenschrift „An der schönen blauen Donau" gleichzeitig Stefanie Chłędowskas Novellen übersetzte. In dem venezianischen „Libro del' amore" sehen wir Gomulickis lyrische Gedichte in italienischer Übersetzung; von den zahlreichen ungarischen Übersetzungen wollen wir den jüngst von „Tőworasi Lapelt" erschienenen „Traum der Frau Macicjowa" von Gomulicki, sowie Szymańskis „Saul aus Lubartow", der im „Nemzet" erschienen ist, hervorheben. Im „Semeur" fanden wir eine treffliche Übersetzung der Sienkiewiczschen Novelle „Jamiot" unter dem Titel „Le bon ange" von Jules Mien. — Mit großer Spannung erwarten die Verehrer Sienkiewicz' die von demselben angesagte große soziale Erzählung „Homo novus". Das bis nun zu bekannteste Werk dieses Autors „Mit Feuer und Schwert", welches im Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung" dem deutschen Publikum nahe gebracht wurde, erscheint soeben in einer zweiten Übersetzung von Hillebrand bei Landsberg in Berlin. —g.—

Emely E. Reader, die bekannte englische Dichterin, giebt jetzt bei Longman & Co., London, einen neuen Band Gedichte: **„Echoes of Thought"** heraus.

## Bühnenschau.

Alphonse Daudets neues Bühnenstück: „La Lutte pour la vie", wird am Pariser Théâtre du Gymnase zur Aufführung vorbereitet.

Am Londoner Lyceum Theatre wird gegenwärtig ein etwa dreißig Jahre altes, aber in dieser Zeit verschollenes Stück von W. Phillips: „The Dead Heart", in einer Bearbeitung von W. H. Pollack unter großem Beifall zur Darstellung gebracht. Das Stück spielt zur Zeit der großen französischen Revolution und ist reich an wundervoller Realistik.

Im Berliner Königl. Schauspielhaus erlebte das fünfaktige Trauerspiel: „Brigitta", von Richard Voß eine zweite Erstaufführung, nachdem es früher an einer kleineren Berliner Bühne kaum beachtet, zur Darstellung gelangte. Dem Stück haftet eine große Unklarheit in Plan- und Gedankenführung an, dagegen ist es reich an dichterischen Schönheiten und packender Gewalt der Sprache.

Paul Lindaus neues Schauspiel: „Die Schatten", geht demnächst am Berliner Deutschen Theater erstmalig in Szene.

Digitized by Google

Im Mittelpunkt der Londoner Bühnenereignisse steht ein fünfaktiges geschichtliches Drama: „The Royal Oak", von Henry Hamilton und Augustus Harris, dessen Held Charles II ist, um den panoramenartig eine Reihe von zusammenhangslosen Szenen grappiert sind, die Ohr und Auge vier lange Stunden in Anspruch nehmen. Das Hauptgewicht ist auf die pseudohistorische Echtheit der Kostüme gelegt.

Die Wiederaufnahme des Sardouschen Stückes: „La Famille Benoiton", am Pariser Odéontheater ist von Kritik und Publikum lebhaft begrüßt worden.

## Personenschau.

M. Fustel de Conlanges, einer der tüchtigsten Geschichtsforscher und Schriftsteller Frankreichs ist am 25. Sept. d. J. in Paris aus dem Leben geschieden. Er ist Verfasser des berühmten Buches: „La Cité antique", von dem man mit Recht sagt, daß es für die Kenntnis des politischen, sozialen und geistigen Lebens des Altertums gleichsam die Wichtigkeit eines neuentdeckten Pompeji hat.

In Wimbledon ist kürzlich die einst hochgefeierte englische Dichterin Eliza Cook im Alter von 74 Jahren gestorben. Die Hauptsammlung ihrer Gedichte betitelt sich: „Melaia, and other Poems".

In Ober-Döbling bei Wien wurde am 6. Oktober eine Gedenktafel an Theodor Körner enthüllt.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Deutsche Rundschau.** Heft I. Oktober 1889.

Marie von Ebner-Eschenbach, Unsühnbar. Erzählung. — G. Rümelin, Über den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre. — August Weismann, Gedanken über Musik bei Tieren und beim Menschen. — Herman Grimm, Maccaris römische Wandgemälde. — Georg Brandes, Aladdin. — Rudolph Schleiden, Der Brand Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842. — G. M. Ascher, Die Gentry und deren Abstammung von englischen Königen. — Berlin seit 1882. — Der General von Bardeleben und die kirchesischen Offiziere, 1850. — Politische Rundschau. — Litteratur und Kunst: 1. Deutsche Romantik, 2. Eine Schülerin Goethes, 3. Dürer-Ausgabe. — Litterarische Notizen. — Litterarische Neuigkeiten.

**Die Grenzboten.** Nr. 39. 26. September 1889.

Vom politischen Theater in Paris. — Otto Gerland, Zum bürgerlichen Gesetzbuch. — Karl Jentsch, Materialistische Narrheiten. — Eugen Guglia, Kaiserin Katharina und Melchior Grimm. — Detlev von Liliencrons Gedichte. — Das deutsche Volkstheater in Wien. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 908. 28 September 1889.

Frederick Hawkins, The letters of Charlotte Elizabeth, Princess Palatine. — William Sharp, Mrs. Woodss Lyrics and Ballads. — H. S. Fagan, Dr. Dalys Glimpses of Irish Industries. — F. York Powell, Elsworths Roxburghe Ballads. — E. C. K. Gonner, Mills Elementary Class-book of Geography. — W. Wallace, New Novels. — Some Books on Roman Catholic Theology. — Notes and News. — Early English Jottings. — F. Peterson, Original Verse: "Environment". — Obituary: Wilkie Collins, Eliza Cook, John Jacob Thomas. — Cambridge University Press Announcements. — Kegan Paul, Trench & Cos Announcements. — David Nutts Announcements. — Edward Stanfords Announcements. — The S. P. C. Ks Announcement. — Selected Foreign Books. — Author of "Supernatural Religion", The Muratorian Fragment. — Kuno Meyer, Old Irish and the Spoken Language. — Φ, The collectio Canonum Hibernensis. — W. van Eys, The Third Basque Book. — Dr. Furnivall, Cokaynes Edition of "Hali Meidenhad". — J. S. Mann, Kants Critical Philosophy for English Readers. — Whitley Stokes, Notes on the Annals of Ulster. I. — Claude Phillips, The New Catalogue of the National Gallery.

**The Athenaeum.** No. 3231. 28 September 1889.

Canadian Poetry. — The Chapeter of Winchester. — Handbooks to Oriental Languages. — The Legend of Good Women. Novels of the Week. — Theological Books. — Mr. Wilkie Collins; The 'Dictionary of National Biography'; The Coming Publishing Season; The Genevan Bible; Hidden Treasures. — Literary Gossip. — Science: Botanical Literature; Astronomical Notes; Geographical Notes; The Publishing Season; Meetings; Gossip. — Notes from Rome; The Cylinder of Urkham; Gossip. — Finck on Chopin; Gossip. — Drama — The Henry Irving Shakespeare.

**Macmillans Magazine.** Nr. 360. Oktober 1889.

W. Clark Russel, Marooned. — Verdis "Otello". — R. Dunlop, Archibald Prentice. — J. Theodore Bent, A Scholastic Island. — English Birds of Prey. — Mrs. Oliphant, Kirsteen. — Goldwin Smith, Canada and the Jesuits.

**The Contemporary Review.** Oktober 1889.

Outldanos, The Triple Alliance, and Italys Place In It. — Millar, Cheap Missionaries and Mission Education. — Austin Dorson, The Latest Life of Steele. — F. Maurice, Two Years of Naval Manœuvres. — James Runciman, The Ethics of the Drink Question. — Albert Shaw, American State Legislatures. — H. Arthur Kennedy, Small Latin and Less Greek. — W. S. Lilly, "Our Great Philosopher" II. — Sinclair, Is a Soldiers Life Worth Saving? — Justin M'Carthy, The Irish University Question.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Octobre 1889.

Augustin Filon, Peine d'amour perdue. — George Lafenestre, La peinture française à l'exposition universelle (1789—1889). — Victor Du Bled, Un amour platonique au XVIII siècle. — Madame de Coigny et Laurun. — C. de Varigny, L'Asie à l'exposition universelle. — G. de Saporta, Les théories cosmiques et la période glaciaire. — Franz Fanck-Brentano, Latude, d'après de nouveaux documens. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. — VII. — La guerre, la paix sociale. — G. Valbert, Un Plaidoyer anglais contre le pessimisme. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire. — Bulletin bibliographique.

**Revue de Famille.** 1 Octobre 1889

Jules Simon, L'Éducation des femmes: Le Mariage. — Francisque Bouillier, Collection des Lois, Statuts et Réglements concernant les anciennes Académies et l'Institut. — Gabriel Ferry, Les Prouesses de Martin Robert. — Édouard Rod, Goethe et ses Amours de jeunesse: Frédérique Brion. — Henry Gréville, L'Avenir d'Aline (fin). — Henry Fouquier, Chronique. — Lonis Sincère, Bourse de la Famille.

**Revue Critique.** No 39. 30 Septembre. 1889.

Stokes et Windisch, Textes irlandais. — Atkinson, Le Livre de Ballymote; Passions et homélies irlandaises. — Annales d'Ulster, p. p. Hennessy. — Stokes, Glosses irlandaises de Wurzbourg et de Carlsruhe; Vie Tripartite de saint Patrice. — Asculi, Le manuscrit irlandais de l'Ambrosienne. — Kawczynski, Essai comparatif sur l'origine et l'histoire des rhythmes. — Ohnesorge, La Liste de Vérone. — Barthélemy, Histoire d'Anhagne. — Chabaneau, Le Parnasse provençal du P. Bompgeri; Le Romans de Saint-Fannel. — Hollænder, Strasbourg en 1552, trad. par Baudran. — Conversations de Goethe, p. p. W. de Biedermann. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française, lettre Q. — Faidherbe, Le Sénégal. — Academie des Inscriptions.

### ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 36. 28 Settembre 1889.

G. Menasci, I poeti bohèmes del secolo XVI. Ruggero di Colleyre. — S. Ferrari, Il canto del rascello (Versi). — C. Camerano, Per la coda della volpe (Racconto). — F. Musso: L'ultimo romanzo di Jules Case. — A. Sacheri, È l'amore, o dolce dama . . . (Versi). — I Corrieri delle Arti (U. Fleres: Alfredo Ricci). — M. A. Panizzardi, Autunno (Versi). — Calabrone, Drammi nuovi in Germania. — A. Altobelli, Eroidides di Angelo Pesce. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

**La Cultura.** No 15-16. 1-15 Agosto 1889.

Robinson, La fine del medio evo. (B.) — Sogliano, Pompei nella letteratura. (Palumbo). — Massala, I miei trentacinque anni di missione. (B.) — Costa, La giovinezza di Carlo Alberto. (L.) — Avancini, Rime. Novelle Lombarde. (Palma.) — Collezione classica di autori francesi. (B.) — Miceli, Filosofia del diritto internazionale. (N.) — Ritter, Ricerche su Platone. (B.) — Chiminello, La sintassi della lingua latina. — Appunti critici e bibliografici. — Istituti et accademie. — Notizie.

Digitized by Google

— Annunci di libri di Larousse, Cerasoli, Brnyssel, Belli, Winter, Aïde, Hume, Faldella, Bastard, Dekonink, Simon, Lagrange, Rocher, Barral, Vernes, Cipani, Volio, Conturzi, Canestrini, Repossi, Ferrini, Alessandri, Garollo, Gutschmid, Klotz. — Pubblicazioni periodiche. — Lista di libri.

**Revue Internationale.** 25 Septembre 1889.

Abel Veuglaire, Scènes de la vie militaire en France: La nièce du commandant. — Comte di Monale, Une excursion dans le territoire des Falisques. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — Abel Gay, La France et l'indépendance des Etats-Unis d'Amerique. — Amédée Ronx, L'Union libérale et le discours de Pau. — Mlle de Kachpérow, Notice sur la littérature populaire en Russie. — ***, La quinzaine en Italie. — Nouvelles archéologiques.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1264. 19 September 1889.

The Week. — The Subsidized Press. — „The Nation's Debt to the Soldier!" — What Shall We Say to the South Americans? — Colleges Without Temptation. — Washington as an Employer of Labor. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Italian Museums and Monasteries. — A Force for the Revival of the Reading Habit. — Juggling with Figures. — Gold Contracts. — Keeping Money in the Country. — English Corruption of an American Word. — Notes. — Studies on Spain. — Paul's Sketch of German Philology. — Wellington. — Words on Wellington. — The Scientific Spirit of the Age. — The Life of Sidney, Earl of Godolphin. K. G. — Caroline Schlegel und Ihr Friends. — The Federal Government of Switzerland. — A Treatise on Coöperative Savings and Loan Associations. Books of the Week.

NIEDERLANDE.

**De Gids.** October 1889.

W. van der Vlugt, In den strijd om het recht. — A. S. C. Wallis, Scheisen uit de Hongaarsche poëzie. III. Koloman Tóth. — I. J. de Bussy, De ontwikkelingsgang van de moderne richting. — J. G. de Hoop Scheffer, De beoefening van de geschiedenis des Vaderlands in België. — A. A. W. Hubrecht, Een onderzeesch vraagstuk. — Marie Boddaert, Onder 't klokkenspel; Idylle; In 't zickenhuis. — Letterkundige Kroniek. Honderd jaren Fransche poëzie.

**De Leeswijzer.** 1889-'90. Aflevering 10.

T. Pluim, Vondel als Hekeldichter. — E. B. Koster, Leger-indrukken. — A. H. Sansenthaler, Heinrich Seidels „Engelbert". — Joh. E. A. van Pellecom, De Hollandsche Opera (Mignon en de Favoriete). — Zijne Vrouw; Deutsche Sprache; De kinderen van den bijbel. — Berichten en Aankondigingen. — Aangeteekend: Nieuwe Uitgaven in Nederland, België, Engelaud en Duitschland. — Inhoud van Tijdschriften.

SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** 1 September 1889.

P. A. Rosenberg, Efteraarssang. — Karl Gjellerup: Til Forstaaelse af Richard Wagners Trilogi Nibelungens Ring (Tredie Artikkel „Siegfried"). — C. Plong, Aabent Brev til Hr. P. A. Rosenberg. — Theatersaisonens Aabning. — Nordisk Literatur. — Fra fremmede Literaturkreer.

**Tilskueren.** September 1889.

Herman Bang, En dejlig Dag. Fortaelling fra en Krog i Livet. — H. Hœffding, Alexander Hamilton og den nordamerikanske Unionsforfatning. — Karl Madsen, Indtryk fra Verdensudstillingen. Fransk Malerkunst. — E. Skram, Moderne Forfattere.

**Dagny.** Sjätte Häftet. 1889.

Harald Liedbeck, Fjällnäs. Poem. — Ellen Fries, Om kvinnokongresserna i Paris sommaren 1889. — Uffe, Pariserbref. — Lilly Engström, Från flickskolemötet. — R—n, I den gamla goda tiden. — Fredrik Wetterlund, Bokanmälningar. Stella Kleve, Alice Brandt; Helena Nyblom, Kvinnoöden.

**Valvoja.** Syyskuulla 1889.

O. Hannikainen, Henry George ja kysymys maan tekemisestä valtion omaisuudeksi. — O. Relander, Nykyisyyttä kansanrunoudesta. Itä-Suomessa. — Valfrid Vasenius, Kirjatilpan muotokuvia. XX. Karl A. Tavastsjerna. — W. J., Teatterikirje Berliinistä. — Kotimaan kirjallisuutta: P. Päivärinta, Elämän havainnoita, X. — Aikio, Eeva. — Heikki Meriläinen, Korpeinn Tapani. Kuvaus kansan elämästä. — Syvästi rivistä, Kansankirjailijainme novellikokoelma heidän muotokuvineen. Arv. O.R. — Juhani Aho, Kauppis-Heikki, Pekka Aho, Novelleja. — Juhani Aho, Kuvauksia. Arv. O. R. — Kristian Elster, Kertomuksia. I. Ylämaan tarina. Norjankielestä suomentanut O. R. — O. E. Tudeer, Runnin lääkäri ja sielun lääkäri. Vastaus Ira A. Mille.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Catull.** Buch der Lieder. Hrg. von Herm. Griebenow. Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- u. Auslandes. Nr. 324. 325. Halle a. S., Otto Hendel. 0,5. 0,75.

**Klopstock.** Oden und Epigramme. Ausgewählt von B. Grosse. Bibl. der Gesamt-Litterstur des In- und Auslandes. Nr. 330. 331. Halle a. S., Otto Hendel. 0,5. 0,75.

**Müller,** Wilhelm. Griechenlieder. Bibl. der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 314. Halle a. S., Otto Hendel. 0,25. 0,5.

**Dramatische Dichtungen.**

**Brunn,** Adalbert. Aspasia. Lustp. in 5 Aufz. Dresden, Rud. Petzold.

**Klinger,** F. M. Das leidende Weib. Hrg. von Ludw. Jacobowski. Bibl. der Gesamt-Litteratur des In- u. Auslandes. Nr. 332. Halle a. S., Otto Hendel. 0,25. 0,5.

*Σοφοκλεους Αἰαξ μαστιγοφορος. Ἐκκαυσις πολεμου.* Athen, Karl Beck.

**Schmidt,** Rudolf. Der verwandelte König. Schauspiel in 3 Anfzügen. Aus dem Dänischen übersetzt von Herm. Varnhagen. Erlangen, Andr. Deichart. 2,0.

**Sophokles,** Philoktetes. Übers. von Reinh. Körner. Bibl. der Gesamt-Litt. d. In- u. Ausland. Nr. 338. Halle a. S., O. Hendel. 0,25. 0,5.

**Erzählende Dichtungen.**

**Dincklage,** E. von. Kurze Erzählungen. Mit einem Porträt des Verfassers. Leipzig, Georg Meyer.

**Erckmann-Chatrian.** Freund Fritz. Bibl. der Gesamt-Litteratur des In- u. Auslandes. Nr. 335. 336. Halle a. S. O. Hendel. 0,5. 0,75.

**Keiter,** Heinrich. Der tolle Christian in Paderborn. Historische Erzählung. Paderborn, J. Esser. 3,6 5,0.

**König Rother.** Ein Gedicht des 12. Jahrhunderts. Neuhochdeutsch bearb. von Hans Zimmer. Bibl. der Ges.-Litter. d. In- u. Ausland. Nr. 352. Halle a. S , Otto Hendel. 0,25. 0,5.

**Raydt,** H. Silva Marise. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. Hannover, Linden, Carl Manz. 2,0. 3,0.

**Russel,** W. Clark. Marooned. 3 vols. London, Macmillan & Co. 31/6sh.

**Sprecher,** Joh. Andr. v. Donna Oktavia. Historischer Roman. 2. Aufl. Basel, Felix Schneider. 3,0.

**Tennyson.** Enoch Arden. Übers. v. Herm. Griebenow. Bibl. d. Ges.-Litt. d. In- u. Ausland. Nr. 334. Halle a. S., O. Hendel. 0,25. 0,5.

**Wildenhahn,** Aug. Ergebirgische Dorfgeschichten. Basel, Felix Schneider. 2,25.

**Turgenjew,** Iw. Serg. Aus den Federzeichnungen eines Jägers. Übers. von Alexis Markow. Bibl. der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 327. 328. Halle a. S., Otto Hendel. 0,5. 0,75.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Engelmann,** R. Bilder-Atlas zum Homer. Leipzig, Verlag des Litter. Jahresberichts. — 3,6.

**Levertin,** Oskar. Teater och Drama under Gustaf III. Stockholm, Hugo Gebers. 3 Kron

**Geschichte, Biographie.**

**Morse,** John F. Hr. Benjamin Franklin. American Statesmen Series. Boston, Honghton, Mifflin & Co. 8 1,25.

**Nanroy,** Ch. Les Secretes des Bonaparte. Paris, E. Bouillon, Frcs. 3,5.

**Philosophie.**

**Smiles,** Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Bearbeitet von H. Schramm-Macdonald. Heidelberg, Georg Weiß. 2,8. 3,8.

**Lieferungs-Werke.**

**Lundin,** Claës. Nya Stockholm. Lieferung 1—3. Stockholm, H. Gebers. je 1 Krone.

**Perrot,** Georges, et Charles Chipiez. Histoire de l'art dans l'antiquité. V. 2500 Livr. Paris, Hachette & Co. Frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Boutkowski-Glinka,** Alex. Petit Mionnet de poche on Répertoire Pratique à l'usage des Numismatistes en voyage etc. 2 vol. Berlin, Julius Hahlo. 18,0.

**Schrader,** Herm. Das Trinken. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung aus der Mythologie. Berlin, Hans Lüstenröder. 1,50.

**Wittmann,** Friedr. C. Polterabend-Scherz und -Ernst. Reclams Universal-Bibliothek. 2590. Leipzig, Philipp Reclam. 0,2.

Digitized by Google

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kayser, Dr. Fr., Ägypten einst und jetzt.**

**Zweite**, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Zonbildern und einer Karte gr. 8°. (XII u. 301 S.) **In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise:** 1. als Bestandteil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"; 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek", in besonderem Umschlag und Einband zuweilen *M* 5; geb. *M* 7.

**Krieg, Dr. C., Grundriss der römischen Altertümer.**

Ein Lehrbuch für Studierende der oberen Gymnasialklassen und zum Selbstunterricht. **Dritte**, abermals wesentlich verbesserte Auflage. Mit Titelbild, einem Stadtplan und *73 Illustrationen* im Texte. gr. 8°. (XVI und 360 S.) *M* 4; in eleg. Original-Einband: Leinwand mit Goldpressung *M* 6.

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Goedeke, Prof. Dr. K.**

**Deutsche Dichtung im Mittelalter.**

**Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.**

**Zweite**, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. *M* 13.—; in Halbfranzband *M* 15.50.

**Kunstwart.** Halbmonatsschau über **Litteratur Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.** Herausgeber: **F. Avenarius.** In vornehmster Ausstattung. Vierteljährlich nur 2½ *M*.

**Öffentliche Urteile:**

**Schles. Z.:** In der That wiegt der einzige „Kunstwart" mehr, als der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und kunstgeschichtlichen. **Tägl. Rdschau:** Auf dem besten Wege, eine Standartion zu werden. **Nationalz.:** Geradezu ein Bedürfnis. **Leipz. Z.** (wiss. Beil.): Man trägt mit der geringen Summe des Beisteigeldes „ungleich ein Scherflein bei zur Hebung der deutschen Litteratur und des deutschen Volkes." **H. v. Leixner** (Wom.-Z.): So sachlich, so edel in seiner ganzen Haltung, daß er wärmste Förderung verdient. **Klaus Groth** (Kiel. Z.): Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen. **Anfänger** (Helmgortens): Das weitaus beste Blatt dieser Gattung. **H. Janitschek** (Kultur): Nicht blos geistvoll und feinfühlig, sondern auch plumpfällig und energisch. **Baseler N.:** Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: der „Kunstwart". **C. Weiske** (L. Z.): . . . wird sich die ihm gebührende Stellung als Berater aller Gebildeten deutscher Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen. **A. P.** (Bresl. Z.): Vielmehr herrschende Vorurteile hat der „Kunstwart" erschüttert! Über wichtige Fragen hat er Licht und Aufklärung verbreitet! **Magd. Z.:** Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. **Bund:** Macht seinem Namen alle Ehre. **Wiener Presse:** Eigenartig in seiner Ausstattung, eigenartig in seinem Inhalt, eigenartig schon deshalb, weil er mehr gehalten als er versprochen, hat sich Avenarius' „Kunstwart" in der kurzen Zeit seines Bestandes einen anerkanntermaßen hervorragenden Platz erobert. **A. Amr. Bl.:** Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seiner Aufgabe so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird. **Neue Züricher Z.:** Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, scheint es bestimmt, auf das litterarische und künstlerische Leben anregend, fördernd, aufklärend und läuternd zu wirken. **Präsid. Kuriers:** . . . uns es verstanden, den großen Erwartungen, welche sich an ihn geknüpft haben, vollständig gerecht zu werden.

**Im Oktober beginnt der dritte Jahrgang.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (Probenummern unentgeltlich) vom

**Kunstwart-Verlag in Dresden.**

**Einbanddecken**

zum

**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**

58. Jahrgang (1889), I. Semester

— Januar bis Juli —

sind zum Preise von

**Mk. 1.20**

zu beziehen.

Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.

**Verlag des Magazin**

für die Litteratur d. In- u. Auslandes

in Dresden-N.

Göschen **Original-Ausg.**

**Lessings Sämtliche Schriften.**

**Herausg. v. Karl Lachmann.**

Dritte, ganz neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. Franz Munker.

Vollständig in 24 Bänd. gr. 8° à *M* 4.50.

Erschienen sind Bd. I, II, III, IV.

Chronologische Anordnung.

Beibehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.

**Germania** 11. Jahrgang.: Zu neuem und in jedem Betracht unverfälschtem Leben wird man Lessing eher erst in dieser Gestalt wie sorgfältig vorgearbeitet und geläutert wir sie bieten können.

**Neu! Lessings Werke**

mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Munker.

Mit Einleitungen von Karl Goedeke.

**Gr. 12°.** Mit Bild in Heliogravüre.

12 Bände geh. *M* 18.—.

12 Original-Halbfranzbde. *M* 33.—

**Schönste Ausstattungsausgabe** in großem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen elegantem Halbfranzbande.

**Lessings Werke** in 6 Bänden. Die durchgesehene von Franz Munker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Proben in Stahlstich. 6 Bände. 8° Elegant geb. *M* 6.60.

**Äußerst billiger Preis** bei schönem Druck, gutem holzfreiem Papier u. eigenart. vornehmem Einb.

**Lessings poetische Schriften.**

Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Portr. Orgbd.-Leinwandband mit Rotschnitt *M* 2.80.

**Auswahl f. Leben a. Lessings Werken.** 6. J. Göschen'sche Verlag, Stuttgart.

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Für Herz und Haus.**

**Briefe für deutsche Frauen**

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 *M*.

In hochfeinem Einbande 4 *M* 60 *A*.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Gemahlin der Schauspieler-Trägerin des Kgl. deutschen Schultheaters in Dresden) Fragen des täglichen Lebens poetischer und theater Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: E. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pfeiffer in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 19. Oktober 1889. Nr. 43.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Alexander Bródy: „Der Makler" (Novelle). — Melchior Härsu: „Macedo-rumänische Volkslieder". — Albert Dessoff: „Lenaus Braut". — Th. Höpfner: „I Rioni di Roma". — Chotzner: „Wilkie Collins". — Kaberlin: „Berliner Bühnenbrief". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Der Makler.

Novelle von Alexander Bródy.*)

Aus dem Magyarischen von A. M. Horovitz.

Im neuen Schlafrocke sah sie auf den Gang hinaus. Durch das Gitter schüttelte sie als Staubtuch aus und hielt im Hofe des großen, dreistöckigen Hauses Umschau. Junge Frauen standen im Gange herum, die Arme auf das Geländer gestemmt und erwarteten ihre Männer. Es war gegen die Mittagszeit.

Ihr Mann kam zuerst nach Hause. Ein gedrungener, glatzköpfiger, kleiner, alter Mann, mit leberfarbigem Gesichte, taumelte langsamen Schrittes auf sie zu. Sie grüßten sich kaum, dann blickten sie gemeinschaftlich in den Hofraum hinaus.

„Weshalb kommst Du schon so früh nach Hause? Du kommst immer zu einer Zeit, wenn das Mittagmahl noch nicht fertig ist! Giebt es denn keine Geschäfte?" begann die Frau. Der Mann antwortete nichts, er sah hinaus, wie in dem dunklen, unwirtlichen asphaltierten Hofe sein kleinstes Kind, ein schöner blonder Knabe, sich herumtummelte und spielte.

*) Alexander Bródy ist einer der jüngsten und befähigtesten Vertreter der naturalistischen Richtung in Ungarn. In seinen Arbeiten, vorläufig allerdings nur zumeist geringeren Umfanges, findet man den richtigen Ton, die wahre Leidenschaft, dazu einen kurzen, ausdrucksvollen Stil und einen angemessenen Gegenstand. Bródy veröffentlichte im verflossenen Jahre auch einen naturalistischen Roman: „Doktor Faust". Die obige Erzählung ist der Novelletten-Sammlung „Emberek" (Menschen), Verlag von Singer & Wolfner in Budapest, entnommen.

Und wieder sprach die Frau:

„Was betrachtest Du Dir?"

„Diesen Hof hier! Ich werde ihn schwerlich jemals wiedersehen ... Ich bin krank, sehr krank, aus mir wird kein gesunder Mensch mehr! Nehmet von meiner Thüre die Geschäftstafel herab."

Er warf noch einen, einen letzten Blick in den Hof hinaus, dann schraubte er mit bebender Hand die Geschäftstafel von der Thüre los. Die Zinkplatte, auf welcher mit Goldbuchstaben „Josef Groß, Makler" geschrieben stand. Hierauf ging er hinein und legte sich zur Ruhe. Zur Ruhe? Er schloß die Augen, aber aus den zusammengepreßten Lidern stahl sich eine alte, einsame Thräne hervor.

„Wo fehlt es?" fragte die Frau.

„Im Herzen — das alte Übel. Auf der Straße packte mich neuerdings der Krampf, ich sank zu Boden, ein Diener geleitete mich heim. Ich wußte, daß es so enden wird; mein Fuß schmerzt mich rasend, als flöße an Stelle des Blutes siedend Wasser durch meine Adern ... Macht mir das Bett zurecht."

„Lass' nicht den Mut sinken! Der Arzt sagt, es fehlt Dir nichts . . ."

„Nichts, nur daß ich sterben werde! Was soll aus euch werden?"

„Aus dem Mädchen?"

„Aus Dir!"

„Und aus dem kleinen Kinde . . ."

Ein mühsam verhaltener, erstickter Seufzer entrang sich seiner breiten Brust. Das kleine Kind fragte verzärtelt:

„Papa, was hast Du mir mitgebracht?"

„Nichts!"

Dann kam seine Tochter herein. Sein ältestes

Digitized by Google

Kind. Der Mutter aus dem Gesichte geschnitten! Eine hohe Gestalt mit einem Haselnuß-Mündchen und bogenförmigen Augenbrauen. Sie zählte noch keine 18 Jahre und schon vertiefte sich dort unter ihrem Kinne jenes winzig-niedliche, rosenfarbige Grübchen. Wie sie so nebeneinander standen, die Tochter und die Mutter, glichen sie eher einem Geschwisterpaare.

Und wie sie der Makler so betrachtete, ergriff ihn eine wilde, dann dumpfe Verzweiflung. Was soll aus seinem Weibe werden, was aus seiner heiratsfähigen Tochter, wenn er stirbt? Die Frau wird vielleicht bei einem oder dem anderen ihrer Verwandten das Gnadenbrot finden, aber die Tochter? Wie soll die einen Mann finden; wer wird sie ohne Geld heiraten? Niemand! Oder irgend ein grobklotziger Handwerker, was noch weit schlimmer. Wie erst wird sein ältester Sohn verlottern, der sich trotz seines durchdringenden Verstandes um kein Jota gebessert, ein herzensguter Junge, der aber vielleicht in demselben Augenblicke irgendwo Karten spielt und den man seit gestern mit keinem Auge gesehen? Und was endlich soll aus ihm werden, der ihm nahezu so enge ans Herz gewachsen, wie die Frau, was soll aus seinem jüngsten, fünfjährigen Söhnchen, aus seinem Prachtkinde werden?! Aus diesem überfeinen, verhätschelten Zuckerpüppchen? Gott weiß, wozu er ihn groß gezogen hätte, wäre er am Leben geblieben.

Aber es kann nicht sein, der Makler fühlte es, daß er sterben müsse. Ein — zweimal erfaßten ihn noch die Herzkrämpfe, heftiger denn jemals zuvor, dann schwollen die Füße und es kam, was er mit tiefem Grauen, aber dennoch vorbereitet erwartete, wie der zum Tode Verurteilte das Niedersausen des über seinem Kopfe schwebenden Beiles: die Wassersucht.

Sein Vater und seine zwei älteren Brüder starben an dieser Krankheit. Der Makler sah die Entstehung dieser Krankheit mit an, kannte die Umstände, welche zur Beschleunigung der Katastrophe dienten — das aufregende Va-banque-Spiel mit dem Leben; er war zugegen, als sein Vater eines Tages während eines Maklergeschäftes an der Börse zusammenbrach, er wußte, daß die Folgen eines unglücklichen Schlußgeschäftes einen seiner Brüder vom blühenden Manne zum sterbenden Skelette machten. Er hatte es gesehen, und ihr aller Sterben begann ebenso, wie das seine.

Das Bild des nahenden Todes wäre ihm nicht so gräßlich gewesen; aber daß er jetzt sterben mußte, seine Familie hier zurücklassen, jetzt, da er keinen Heller sein eigen nennen konnte, jetzt, da er nicht einmal in der Lage war, seinen nächsten Vierteljahrszins zu begleichen. In einigen Monaten würden sich die Dinge gründlich verändert haben. Dann würde er sich Geld verschaffen und müßte er es aus der Erde graben.

Der Kranke ist allein in seinem Zimmer. Es dämmert. Durch die offene Thüre sieht er die im Salon sitzenden Gäste. Im traulichen, anheimelnden Scheine der Hängelampe sehen die Gesichter so freundschaftlich, so liebevoll aus. Seine Tochter sitzt beim Tische und gießt ihrem Nachbar Thee in die Schale. Der starke, gebräunte junge Mann dankt verbindlich lächelnd. Um die Lippen der Jungfrau zuckt es eigenartig, wenn sie zu dem jungen Manne spricht und hier und da überflutet eine flammende Röte ihr Gesicht bis in den blendenden Nacken hinab. Und der junge Mann lauscht und antwortet nur ihr. Und wie der Makler dieses Liebespaar sieht, krampft sich sein Herz noch mehr zusammen. Sie können sich niemals angehören! Wenn er aber am Leben geblieben wäre oder ein Vermögen hinterlassen hätte?!

Den Kranken hatte man vollständig vergessen. Und dieser unterdrückte gewaltsam das Ächzen und Stöhnen, um dort drinnen die Unterhaltung nicht zu stören, in das heitere Gespräch, in das leise Lachen keinen Mißton zu bringen. In das Lachen seiner Frau und Tochter, das sich nur zu bald in lautes Aufschluchzen verwandeln werde. In Jammern und Klagen, sobald sie erfahren werden, daß all' die Pracht, ihr Wohlleben eitel Trug, ihr Reichtum eine buntschillernde hohle Seifenblase war; wenn man die Möbel, die Betten und die Wäsche öffentlich versteigern wird und unter den Bietenden eine leise Bemerkung von Mund zu Mund geht: „Auch der war ein Schwindler . . .!“ Man wird sie aus diesen ihnen liebgewordenen Sälen vertreiben und wo sie dann wohnen werden, in den Kellern, dorthin wird ihnen von allen diesen Gästen hier kein einziger folgen und trotz seiner großen Liebe wird auch der alte, der treue Verehrer von der Seite des Mädchens verschwinden . . .

Man brachte ein Licht, der Arzt war gekommen.

„Nichts von Belang,“ sagte dieser, „Sie müssen nur auf Ihre Gesundheit achten . . .“

Die Frau ging mit ihm hinaus.

„Wird er genesen?“ fragte sie kurz.

„Gewiß!“ antwortete der Arzt.

„Wann?“

„In 1 bis 2 Wochen . . . das heißt — haben Sie Mut?“

„Gewiß. — Wird er sterben?“

Der Arzt starrte die Frau an.

„Nach 1 bis 2 Wochen bestimmt. Seien Sie gefaßt darauf.“

Die Frau erbebte sichtlich und ihre Züge verzerrten sich auf eine Sekunde.

„Nun, was meint der Doktor?“ fragte der Gatte.

„Nichts . . . Mein Monatsgeld ist zu Ende. Was soll ich machen? Erwartest Du kein Geld?“

„Nein. Meine Geschäfte sind abgewickelt.“

„Und was soll aus uns werden?“

Der Kranke stöhnte schmerzlich auf; die Frau fuhr fort:

„Wir müssen irgend etwas verpfänden.“

„Was denn?“

„Wertpapiere aus der Kasse.“

Der Makler erhob sich im Bette und gurgelte mit heiserer, erstickter Stimme:

„Die gehören nicht mir!“

„Wem denn?“

Digitized by Google

„Der Graf hat sie mir anvertraut, um auf der Börse zu spielen!“

„Du wirst sie ihm zurückgeben, sobald Du wieder gesund bist.“

„Ich werde nicht mehr gesund.“

„Und wenn nicht? Ihm bleibt noch genug . . .“

„Es ist sein Eigentum.“

„Und was soll aus uns werden?“

Ein krampfhaftes Weinen war die Antwort, der Frau genügte jedoch diese Antwort nicht:

„Bettler?“

„Bettler!“

„Ich, Deine Tochter, Deine Kinder?“

„Ihr alle!“

„Und ist das so recht?“

„Und ist das so recht?“ Dieser schreckliche Vorwurf sauste von nun ab dem Kranken in den Ohren. „Und ist das so recht?“ wiederholte die Frau tagtäglich zehnmal. Erst flüsterte sie es, dann schrie sie es gellendlaut. Von diesen gnadlosen Worten war die Nacht erfüllt, die dem armen Wassersuchtbefallenen keinen erquickenden Schlummer, nur angstvolle Finsternis brachte. Ab und zu raffte er sich nachts mit rätselhafter Kraft von dem Krankenpfühle auf und stahl sich in das anstoßende Zimmer, wo sein kleinstes Kleinod tief und glücklich schlief, er kroch zu seinem Bette hin, schmiegte sein stacheliges Gesicht an die kleinen, glatten Wangen und schluchzte — leise. Zeitweilig wachte das Kind auf und schrak zusammen, denn es graute ihm vor dem häßlichen kranken Vater!

Gleich einem getretenen Hunde schlich der Makler in sein Krankenbett zurück und wieder wühlten die unbarmherzigen Worte jeden Tropfen Ruhe in seinem siechen Herzen auf und quälten und marterten ihn mit unsäglichen Schmerzen.

„Und ist das so recht?!

Am nächsten Tage hatte sich sein Zustand zum Schlimmeren gewendet. Sein Magen war aufgedunsen wie ein Schlauch, er konnte nicht mehr liegen und das Atmen ward ihm beschwerlich.

„Ich habe kein Geld für den Markt“ — sprach die Frau.

An diesem Tage wurde das erste Wertpapier ins Pfandhaus gegeben. Einige Tage langte der Erlös aus. Doch als sie zum zweiten Stücke greifen wollten, kam ein Brief des Grafen; er schrieb: „Ich hörte, Sie seien krank. Sie, Josef, haben mir zwar immer ehrliche Dienste geleistet, aber man kann nichts wissen. Mein Sekretär reist morgen zu Ihnen, um die Wertpapiere . . .“

Die Frau hatte ihm den Brief vorgelesen.

„Nun?“ fragte sie.

„Man muß sie ihm geben, wenn er kommt.“

„Und ist das so recht?“

Schon wieder diese Worte. Gegen Mittag erst antwortete der Makler. Erst lispelte er es in sich hinein:

„Es ist nicht recht so, es kann nicht sein . . .“

Nachmittags kam der braune junge Mann zu Besuch. Beim Beginn seiner Besuche war er nur Praktikant gewesen. Man war ihm in der Familie besonders zugethan. Er war ein Landsmann der Hausfrau. Der Makler hatte ihm eine Stelle verschafft, später einen Buchhalterposten bei einem hervorragenden Handlungshause . . . Er liebte ihn wie seinen eignen Sohn. Seitdem er jedoch erkrankt war, duldete er ihn nicht in seinem Zimmer. Jetzt aber ließ er ihn zu sich rufen.

Frau und Tochter waren ebenfalls im Zimmer.

Eine Weile ließ er seine Blicke über die Anwesenden schweifen, dann rief er seine Tochter näher:

„Johanna, willst Du Pauls Gattin werden?“

„Ja!“ lautete die feste Antwort.

Dann herrschte wieder Stille. Müde senkten sich die Lider des Maklers und indem er sich die Schweißperlen von der Stirne wischte, dachte er nach.

„Verriegelt die Thüre hinter euch,“ hub schließlich der Kranke von neuem an und ließ die Augen angstvoll herumirren. Selbst die Fenstervorhänge mußten niedergelassen werden und dann ließ er sich zur eisernen Kasse tragen. Einem inneren Fache entnahm er ein Pack Wertpapiere und ließ sie nachzählen.

„Papiere im Werte von 80 000 Gulden!“ meinte der Buchhalter.

„Dem Grafen so viel, wie uns ein Kreuzer,“ setzte die Frau hinzu. — — — — — — — — —

Der Sekretär des Grafen wurde am folgenden Tage mit der Bemerkung empfangen, daß der Makler verreist sei. Man wisse nicht wohin und wisse auch nicht, wann er wiederkomme. Der Sekretär suchte ihn noch einigemale, als er jedoch erfuhr, daß der Makler in der Wahrheit in seinem Zimmer auf dem Totenbette liege — kam er nicht wieder.

Dagegen kamen die Männer des Strafgerichtes. Der Makler erwartete sie und bereits Tage vorher schüttelte ihn ein höllischer Fieberfrost.

„Wenn sie kommen, verstelle Dich . . . thue, als wärest Du bewußtlos . . .“ raunte ihm die Frau ins Ohr und entfernte sich mit der Tochter vom Hause. Der Sterbende blieb sich allein überlassen, und so sehr er sich auch danach sehnte, er verlor das Bewußtsein nicht. Er hörte es ganz genau, wie ihm der Graf sanft und schonend nahelegte, daß er ihn doch niemals, wie er es mit anderen gethan, einem Juden gleich behandelt habe; wie er nahezu flehte: „Josef, Du bist ja ein braver, ehrlicher Mann . . . gieb mir mein Geld zurück.“

Der Makler biß die Lippen zusammen und schwieg, obschon es ihn mit schrecklicher Gewalt drängte zu sagen: „Das Geld ist in der Hand des Verlobten meiner Tochter, ihn habe ich es gegeben, ich wollte es für meine Familie stehlen. Ich bereue, nehmt es zurück, ich will als ehrlicher Mensch sterben!“

In seinem Busen fochten die blinde Liebe zur Familie und der Ehrlichkeitstrieb einen heißen, wilden Kampf. Die erstere siegte. Er schloß die Augen und man vermochte ihm kein Sterbenswörtchen zu entreißen.

Den Grafen erfaßte jäher Ingrimm:

„Meine Herren, ich will mein Geld haben! Werde ich denn nicht zu meinem Gelde kommen können?! Schleppt ihn hinweg, fort mit ihm ins Gefängnis!“

Digitized by Google

Man konnte ihn nicht wegführen. Der amtshandelnde Arzt stellte ein Zeugnis aus, daß man den Makler nicht überführen dürfe, ohne sein Leben zu gefährden. Nach allen Richtungen leitete man die Untersuchung ein, der Graf schöpfte gegen alle Geschäftsleute der Hauptstadt Verdacht, zerrte in diese Angelegenheit alle Verwandten des Maklers mit hinein, verlangte die Strafuntersuchung gegen die ganze Welt. Nur gegen den Hausfreund, gegen den jungen Buchhalter hegte keine Seele Argwohn. Man ließ von der kurz vor der Unterschlagung vollzogenen Verlobung keine Silbe in die Welt hinausdringen. Und der Buchhalter kam eine zeitlang gar nicht ins Haus. Die Frau des Maklers verständigte ihn persönlich von dem Vorgefallenen. Und innerhalb einiger Tage war gar vieles vorgefallen.

Man versuchte neuerdings den kranken Beschuldigten einzuvernehmen. Der Untersuchungsrichter sprach in sanften Worten zu seinem Herzen. Auch der Graf sagte ihm zu, daß er ihm die Hälfte der Wertpapiere freiwillig überlasse, wenn er einbekenne, wo er diese hingethan, wo das Versteck sei. Er berief sich auf die vieljährige Geschäftsverbindung, auf das beinahe freundschaftliche Verhältnis. Die Frau wagte es nicht, den Kranken sich selbst zu überlassen, denn sie hatte Angst, daß er plötzlich alles gestehen könnte.

Während der Einvernehmung hielt sie ihren bittenden, flehenden, gebietenden Blick unverwandt auf ihn gerichtet.

Und der Makler stellte sich bewußtlos, sie richteten nichts mit ihm aus und entfernten sich, ohne auch nur den geringsten Erfolg erzielt zu haben. Und dennoch, wären sie ausdauernd gewesen, sie hätten den gemarterten Sünder zu einem Geständnisse gebracht. Die Sehnsucht, ehrlich zu sterben, flammte auf eine Minute, auf eine Sekunde in seinem Inneren auf und gewann das Übergewicht, daß der Frau angst und bange wurde. Und seitdem solche Augenblicke eingetreten, wartete sie in fieberhafter Erregung auf den Tod ihres Mannes.

Und gerade zu jener Zeit trat — wie es schien — in dem Zustande des Kranken eine Wendung zum Besseren ein. Er begann sich wohler, leichter zu fühlen, Vertrauen zu schöpfen.

„Gott will es nicht, daß ich in Unehren sterbe, ich werde leben!" sagte er zu seiner Frau und ihre volle Hand an die Lippen ziehend, küßte er sie heiß und inbrünstig.

„Ich bleibe am Leben . . . jetzt mögen sie kommen, ich gebe ihnen ihr Geld zurück. Wo ist Paul? Laß' ihn rufen, er soll mir die Papiere ausfolgen, ich will frei sein . . ."

Die Frau zitterte, sobald auf der Treppe Schritte laut wurden; wie, wenn es gerade der Untersuchungsrichter ist? Dann ist alles zu Ende! Und derselben Schritte freute sich der Kranke: Endlich einmal, ach, wenn sie nur rascher kämen, wenn sie nur schon da wären . . . wenn er nur schon seine Seele von dieser Sündenlast befreit hätte.

Im Laufe des Vormittags kam niemand. Mittags kam der Arzt. Er lächelte, als sich der Kranke seines Wohlbefindens rühmte.

„Das sind die letzten Tage!" sprach er zur Frau auf dem Gange.

„Heute?" fragte die Frau.

„Möglich, aber nicht gewiß. Er vermag auch noch eine ganze Woche in diesem Zustande sein Dasein fortzufristen und sich dabei immer wohler und wohler fühlen — bis zum allerletzten Augenblicke — zum Herzschlage."

Auch nachmittags kam niemand. Die Frau verrammelte die Thüre hinter sich und erwartete so seinen Tod. Und da dieser zögerte, erbebte sie bei jedem Geräusche in der Furcht, man käme vom Gericht! Es kam niemand.

Die Nacht zog herauf. Der Kranke schlummerte ruhig und inmitten seiner Träume lächelte eitle Lebenslust von den erglühten Wangen. Im anstoßenden Zimmer warf sich die Frau bleich, müde, matt und schlaflos auf ihrem Lager herum und harrte bange, harrte fort und fort.

Des anderen Tages fühlte sich der Kranke wieder besser. Das Herz dünkte ihm von einer schweren Last befreit. Er geberdete sich nur ungeduldig, weil weder Buchhalter noch Untersuchungsrichter sich zeigten. Die Frau mußte ihm vorlügen, daß sie um beide geschickt. In Wahrheit aber hatte sie die Thüre versperrt, auf daß ja niemand hereinkomme. Nur spät abends ging sie zu ihrem Rechtsanwalt, von dem sie erfuhr, daß man morgen wieder und zwar bestimmt kommen werde. Jetzt wußte sie sich keinen Rat mehr. Sie bat ihren Mann, er möge wieder den Bewußtlosen spielen, wenn man ihn einvernehme.

Der Kranke schüttelte den Kopf: „Nein, nein, ich werde alles einbekennen . . . ich will ehrlich bleiben; keine Vorwürfe — ich will ehrlich bleiben!"

Zum zweitenmale brach die Nacht herein. Mutter und Tochter wachten bei dem Kranken. Dieser war beinahe froher Laune. Er entwarf Zukunftspläne — Geschäftspläne.

. . . O wie viele Morde würden vollbracht werden, wären zu denselben keine Gewaltthätigkeiten notwendig! . . .

Das Mädchen nickte im Halbschlummer, Thränen schimmerten in ihren Augen; die Frau las. Von Zeit zu Zeit blickte sie vom Buche auf und sah auf die Uhr. Es nahte der Morgen, nach 1—2 Stunden mußte er hereinbrechen und sie kommen wieder . . . Sie erbebte. Mit wahnsinniger Eile flogen die Minuten.

Und noch immer nicht.

Doch ja.

Des Todes gewaltthätige Hand glitt über des Maklers Antlitz. Ein Zucken hinüber — ein Zucken herüber . . . die aufgedunsenen Lippen schnappen nach Atem, die Hände greifen krampfhaft ins Leere . . . Hernach ein kurzes Röcheln — ein Röcheln, wie wenn der Ballen ein Loch bekommt. Dann war es aus.

Die Frau seufzte auf. Es war, als sagte dieser Seufzer: Endlich!

Digitized by Google

Es war Morgen, aber im großen Hause schien es noch immer Nacht zu sein. Und doch hatte der Hausmeister bereits das Thor geöffnet.

## Macedo-rumänische Volkslieder.

Übersetzt von Melchior Hârsu.*)

### XII.

Weine, liebe Mutter, mich betraure,
In die Fremde muß ich gehen!
In die Ferne, in die weite Ferne,
Bittere Gefahren überstehen.
Muß das weite, große Meer befahren,
Werd' vielleicht in ihm begraben liegen . . .
Was erschallt da für Geräusch im Hofe?
Ach, die Sehnsucht will mich fast besiegen!
Scheint, die Karawane ist gekommen,
Mir winkt Charon — ach, welch Leid und Jammer!
Reiche, Mutter, mir das Reisebündel,
Leise weint die Gattin in der Kammer,
Schone milde, Mutter, meine Gattin!
Fort nach Saloniehi muß ich eilen,
Lebet wohl nun, ihr Geliebten alle!
Möge Glück indessen bei euch weilen!
Fort denn, auf, die Zügel will ich fassen,
Dran das Pferd mit starker Hand ich leite,
Schonet mild, Geliebte, meiner Gattin,
Bis mich Löwenkraft zurückbegleite.

### XIII.

Warum, Mutter, sitzest Du so traurig,
Daß ich mich hab' mit Dir entzweit?
Zimmer hält mich einsam eingeschlossen,
Trost der Freundinnen will nicht behagen,
Sie spazieren mit Geliebten alle,
Mich Bedauernswerte hier verlassend,
Ihre Kinder führen sie spazieren, —
Ich bin eine Nonne anzuschauen.
Heiter gehen sie im Wald spazieren,
Ich darf bloß durch die Staeketen blicken.
Mutter, geh', ich bitte Dich herzinnigst,
Suche Du mir einen lieben Gatten!
Mach' Versprechen, soviel immer möglich,
Meinem Herzen schaffst Du neues Leben,
Bist mein Mütterchen, das treue, gute!

### XIV.

Als ich einst noch Jüngling war,
Nahm's Gewehr ich in die Hand,
Mit der Fahne in der andern
Lief bei Mondschein ich durchs Land.
Als ich dann zum Brunnen kam,
Saß ein Mädchen dort am Rand,
Aibanes' und Rumänin Tochter,
Pfaffentochter war erkannt.
Meinen Arm streckt' ich nach ihr,
Lieb' durchglüht war mein Sinn;
Zog dann fort sie, wonnerauscht,
Führte zum Altar sie hin.
Keiner wußt' es, als wir zwei,
Hatten sie doch Alle mich;
Als die Nachbarn es erfuhren,
Kamen sie ganz außer sich.

*) Vgl. „Magazin", Jahrg. 1889, Nr. 38.

## Lenaus Braut.

Von Albert Dessoff.

Am 6. September ist zu Frankfurt am Main Marie Behrends, die Braut Lenaus, gestorben. Im treuen Herzen ihre Liebe zu dem Dichter als heiligsten Schatz hütend, war sie unvermählt geblieben und verbrachte ihre Tage in tiefer Zurückgezogenheit. Noch dreißig Jahre nach der verhängnisvollen Verlobung konnte sie nur mit brechender Stimme, oftmals laut aufschluchzend und mit geisterbleichem Gesicht von den Tagen ihres Liebesfrühlings sprechen. Es ist auffallend, mit welcher Zähigkeit sie vom Unglück verfolgt wurde. Noch in späterem Alter traf sie der ihre Gesundheit heftig erschütternde Unfall, daß ein auf einer Leiter stehender Mann samt der Leiter auf sie herabstürzte.

Susanne Marie Behrends wurde am 4. Oktober 1811 zu Frankfurt am Main geboren. Ihr Vater, Dr. Johann Konrad Behrends, einer alten Patrizierfamilie angehörend, war in den Jahren 1832 und 1835 Bürgermeister seiner Vaterstadt, verfiel später in schwere, fünf Jahre dauernde Krankheit und wurde von seiner Tochter in aufopferndster Weise bis zu seinem Ende gepflegt. So hatte Marie eine ernste Jugend, als wollte ihr Schicksal das Mädchen früh zu noch tieferen Lebensschmerzen, zu noch größerer Entsagung vorbereiten. — Im Sommer 1844 unternahm sie mit ihrer Tante eine Erholungsreise in den Schwarzwald und berührte hierbei Baden-Baden. Dort war am 26. Juni auch Lenau — damals zweiundvierzig Jahre alt und auf dem Gipfel seines Ruhmes — zur Kur eingetroffen. Um des Dichters Wohlbefinden stand es schon sehr schlecht. „Meine Gesundheit," schreibt er in einem Briefe nach Wien, „ist zwar jetzt nicht pathologisch schulgerecht gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmutig dasitzen und der Zeit und meinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünschen." Vieles hatte zusammengewirkt, den Dichter in einen solchen Zustand zu versetzen. Seit seiner Geburt lagen in Lenau die krankhaften Keime, die in ihrer späteren Entwicklung eine so furchtbare Katastrophe herbeiführen sollten. Sein Vater, ehemaliger Offizier, dann Amtsschreiber in Csatad (Ungarn), ein haltloser Charakter, ein Spieler und Verschwender, starb noch in jungen Jahren nach langem Siechtum an den Folgen seiner Ausschweifungen. Lenaus Mutter mußte, als sie den Knaben unter dem Herzen trug, erleben, daß der von ihr einst so maßlos geliebte Gatte sie mit einer anderen betrog. An der Bahre ihres ältesten Kindes überreichte man ihr eine Schuldverschreibung über 17000 Gulden, die der gewissenlose Vater in Temesvar verspielt hatte, als er hinübergereist war, um für das mit dem Tode ringende Kind einen Arzt zu holen. Unter seelischen Qualen, mit Existenznot kämpfend, gebar Therese Niembsch von Strehlenau am 13. August 1802 ihren Sohn.

Digitized by Google

„Ein cholerisch-melancholisches Temperament läßt schon den Knaben die Einsamkeit lieben.*) Seine kindlichen Spiele, die sich auf fromm religiöse Anschauung, auf kirchliches Gepränge beziehen, verraten eine ernste, glühende Einbildungskraft. Jene Triebe in der physischen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verlust einer leidenschaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der Sohn als Wärter lebt, bringt in sein ernstes Gemüt nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geist, der ruhelos Befriedigung sucht, schweift von einer Wissenschaft zur anderen. Nirgend scheint sich ihm das Rätsel zu lösen. Er beginnt starke, melodisch geformte Fragen an das Leben, an die leblose Natur, die er vor allem liebt, vor der ihm aber doch graut, so oft er sich in sie versenkt, zu richten. Er schreibt Gedichte. Die alte Welt widert ihn an, er geht zu Schiffe; der trostlos grenzenlose Ozean stimmt sein Herz erhabener, aber auch einsamer. Sein Ideal ist in der neuen Welt, ist — diesseits nicht zu finden. Einsame Ritte durch den Urwald ziehen ihm lang andauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die schwanke See den Skorbut. Sein Unterleibssystem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgesetztes Forschen mehr mit der Phantasie als dem klaren Verstande erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speisen, für feurigen Wein, für starken Kaffee und narkotischen Tabak vermindern sie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemessener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbstschätzung unbefriedigt. Die Phantasie des Dichters versenkt sich in die Bücher der Gnostiker. Die mystische Weltanschauung bemächtigt sich seiner; dabei eine Vorliebe für das sagenhaft Wilde, das schauerlich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämonischen. All diesem ist durch keine praktische Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Diese intensiv feurige Seele, in welcher die geistigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urteils beherrschen, hat früh die Liebe zu einer Unwürdigen überkommen; das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen und wirft einen peinigenden Schatten in sein Gemüt, durch sein ganzes Leben."

Da trifft er — im Jahre 1838 — in Wien mit der Gattin seines Freundes Max von Löwenthal zusammen. Er sieht und — liebt sie. „Sehnsucht und Vorwurf ringen gleich stark in ihm. Er sucht frei zu werden; es hat ihn langsam, aber mit um so sichereren Banden angeschmiedet." Er will die Fesseln gewaltsam sprengen und verlobt sich 1839 mit der berühmten Sängerin Karoline Ungher. Doch bald muß er einsehen, daß er sich fruchtlos gegen Verhältnisse, die stärker sind als er, auflehnt. Die Verlobung wird wieder aufgehoben. Der Dichter fällt in die alten Bande zurück.**)

*) Ich entnehme die folgenden Sätze dem Buche Frankls: Zur Biographie Nikolaus Lenaus. 2. verm. Aufl. Wien 1885. In ihnen sind in prägnanter Weise die Ursachen des Wahnsinns zusammengefaßt.

So kommt er in körperlicher und seelischer Verstimmung 1844 nach Baden-Baden. Kurz nach seiner Ankunft schreibt er an Sophie: „Wer weiß, ob ich noch im stande sein werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab." Der Dichter hatte sich in Gesellschaft des ihm befreundeten Ehepaares Reinbeck aus Stuttgart in Lichtenthal eingemietet, fühlte sich aber in dem einsamen Orte bei den kränklichen Leuten nach kurzem so bedrückt und beklommen, daß er auf Berthold Auerbachs Vorschlag, nach Baden-Baden zu ziehen, gerne einging. Dort verkehrte er fast ausschließlich mit dem liebenswürdigen Verfasser der „Dorfgeschichten", und dieser hat denn auch seines unglücklichen Freundes letzte Liebeneigung ausführlich geschildert.***) Ich greife hier das Wichtigste heraus.

„Eines Morgens kam Lenau ganz verjüngt und wonnestrahlend zu mir; ich mußte mit ihm zum Schloßgarten, und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er gestern zum Nachtessen nach dem englischen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen; er kam neben die jüngste zu sitzen, und auf die unbefangenste Weise knüpfte sich ein Gespräch an, in dem seine ganze Seele aufging. Er ergoß sich in den überschwänglichsten Ausdrücken und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit einem frohen Selbstgefühle aus, daß sie nicht wisse, wer er sei; sie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talentes und der Stellung Wohlgefallen gefunden. Das war's, was er schon lange sich ersehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeschenk. Es läßt sich nicht beschreiben, wie leichtbeschwingt und morgenfrisch die Psyche des Dichters sich erhob.

Er hatte erfahren, daß die Damen schon heute nach Tisch abreisen wollten; er wollte nun der Holdseligen eine Freude, ein lichtes Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt und Lenau schrieb ein Widmungsgedicht hinein. Er schrieb das Gedicht fast improvisiert und schickte nun die Bücher mit einer Visitenkarte in den englischen Hof. Es ward ihm schwer, mittags zur Tafel zu gehen, und hier erfuhr er zu seiner Freude von den Dankenden, daß er falsch berichtet worden, indem die Tante und die Auserkorene noch mehrere Tage in Baden blieben, während die Dritte, die Schwester eines schwäbischen Dichters, nach Rippoldsau ins Bad ging.

Wer war seliger als Lenau, und ich war so glücklich, fast immer in seinem Geleite und in dem der Damen zu sein. Nur manchmal schien die heilige

**) Ich habe Lenaus Liebesverhältnis zu Sophie von Loewenthal vor kurzem ausführlich in der Frankfurter Zeitung (Morgenblätter vom 5. und 6. Juni 1889) geschildert.

***) „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung" in Prutz' „Deutschem Museum" 1851.

Digitized by Google

Festesstimmung unterbrochen durch hastige Briefe, die Lenau rasch und meist auf meinem Zimmer schrieb und selber zur Post trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollstrahlend hervorbrach.

Der Abend vor dem Abschiede kam. Es war eine schöne Sommernacht, wir Vier wandelten vor dem Kurhause, während die Musik schöne Weisen spielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenen Eisenbahnwalzer, in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Lokomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geschieden sein.

Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreisenden; später kam er zu mir, und es stand fest in ihm, daß dies Mädchen sein werden müßte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Ein neuer Blütenfrühling sproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkornen zu preisen. In seltsamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entscheidenden Ausspruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich riet ihm nach Rippoldsau zu reisen, dort werde er wohl von der Verwandten sich solche verschaffen können. Er reiste ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiderung seiner Liebe."

So hatte denn dem Dichter die Erfahrung von 1839 wenig genützt, doch fühlte er, daß er ein gewagtes Spiel spielte und scheute sich, die Nachricht seiner Verlobung nach Wien gelangen zu lassen. Er sagte später selbst: „Mein ganzes Unglück ist ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich sein und, als ich das Glück erkannt, es mir schnell sichern; ich glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Thatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, alles versöhnt werden, alles sich von selbst klären — aber die alten Bande lassen mich nicht los."

Nun ward die Reise nach Frankfurt beschlossen. Auerbach sollte den Werber begleiten, war aber anderweitig so in Anspruch genommen, daß er dem Wunsche Lenaus nicht willfahren konnte. „Als ich ihm sagte, daß es mir unmöglich sei, mitzureisen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelssohn und unsern gemeinschaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit diesem in dem nahen Bade Soden und noch bei seiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Komposition seiner „Drei Zigeuner", die er dort singen hörte, ungemein erfreute. Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals seltsam weichmütig und zu Thränen geneigt. Dort sagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das schreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Dasselbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Knie geklemmt, auf dem Sofa saß. Ich erschrak darüber, wußte nicht, was er wollte und schalt ihn über solche seltsame Rede; er ging davon ab und sagte: „Es ist nichts, vergiß es."

Still und in sich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von seiner Braut sprach, war alles in ihm ein voller, hoher Akkord der seligsten Freude. Und doch ist es so schwer, bei einem Manne wie besonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntnis gewohnter Kreise, sich nun in neuem Kreise in seinem Wesen vielfach dokumentieren zu müssen und sich ausdrücklich kennen lernen zu lassen.

Lenau hielt den Plan fest, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage auch vielfach beschäftigte, gedachte er, seine Abneigung gegen Staatsdienst überwindend, als Dozent der Philosophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlicher Beruf gegeben sei, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelssohn verabredet hatte; er wollte darin, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen; sein Studium der Gnostiker sollte ihm dabei unverloren sein. Da er selber nichts näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entschieden darin war, blieb es bei diesen allgemeinen Andeutungen. Überhaupt rang er offenbar mit der Gestaltung dieses neuen Lebens, das ihm so spät geworden, da es der jugendlichen Biegsamkeit und Fügsamkeit ermangeln will und ein volles, reiches Dasein des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepsis, die fort und fort sich erneuert, ist zugleich Ursache und Wirkung des Vereinsamens, sie hat notwendig ihre Grenze und mindestens ihren teilweisen Abschluß, sobald ein positives Verhältnis fest gegründet ist, das dem subjektiven Belieben, dem waghalsigen Hinaussteuern ins Uferlose Schranken setzt, indem noch ein anderes damit gefährdet ist.

Vor der Reise nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an seiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändlerischen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm so gerne einen Ersatz für das versagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald sagte er aber wieder, daß diese Dinge in Wien nur er und niemand anders erledigen könne."

Zunächst indessen reiste er nach Stuttgart, um durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig zu erhoffenden Werke die Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie ihn ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtigt war, zu schaffen — und da er Freiherrn von Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging, bei der Wichtig-

Digitized by Google

keit des Geschäftes, nur auf das heftige Andringen des Dichters in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es letzterem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen zu stellen. Mit dem Vertrag, der sich später indes als keineswegs günstig herausstellte, eilte der Bräutigam nun nach Frankfurt. Über diesen zweiten Aufenthalt hat ein Freund Lenaus, Evers, dem Schwager und Biographen des Dichters, Schurz, bedeutsame Mitteilungen gemacht. Hier folge das Wichtigste.

Evers erblickte von seinem Fenster aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieser sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgnis anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem teilnahmsvoll Horchenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte danach hiervon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit den Verhältnissen der Frankfurter, besorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrtum verfallen wäre. Vielleicht habe er gedacht, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen, großen und souveränen Stadt setze an und für sich schon — wenn nicht Reichtum, so doch bedeutende Wohlhabenheit voraus; doch sah man in Frankfurt, wo der Bürgermeister alljährlich neu gewählt wurde, nur auf Geschäftstüchtigkeit, und nahm daher öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht. Auch mochte die Erscheinung des bescheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden durch die Begleitung der allerdings reichen Tante einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben bestärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter, welche einer unter gewöhnlichen Umständen sehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entsprechenden Mitgift erwähnte, entstürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, seiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen schwermütigen Dichter, der sich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet und einem höheren Leben zugekehrt war! Lenau war denn auch, als ihn Evers wiedersah, sehr herabgestimmt. Hierzu mochte auch noch ein anderes Ereignis beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte ihn gefragt, was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was wohl sonst derlei? — Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas borstige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage auf Lenau machen mußte.

Schurz*) fügt hier bei: „Daß es einem so selbständigen und gerecht stolzen Manne wie Niembsch nie einfallen konnte (wie das so vorkommt), nur nach Gelde zu freien, ist selbstverständlich. Andererseits konnte er aber auch, da er selbst nicht reich genug war, und bei seiner hervorragenden Stellung in der Welt verehlicht doch wenigstens ein sogenanntes „kleines Haus" hätte führen müssen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun diese von ihm für begründet gehaltene Voraussetzung hier sich nicht erfüllte, so warf ihn der verfinsterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die schon aus seiner ungewöhnlichen scheuen Schweigsamkeit herauslauscht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, sittigen, stillen und wahrhaft deutschen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in seltsam weichmütige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja sogar augenblicklich in so trostlose Schwermut, daß er unbewußt ausrufen mußte: ‚Das Licht geht aus!' — Verrät dies denn nicht bereits begonnenen Wahnsinn?"

Aus jener Zeit stammt der folgende, an den Baron Cotta gerichtete Brief:

Stuttgart, den 8. August 1844.

„Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie Behrends meine erklärte Braut ist.

Nachdem ich in Frankfurt einige unsäglich glückliche Tage erlebt, in welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmutes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die gloriosesten Blitze, die ich je gesehen, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel."

Schurz fährt fort: „Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Lainz (Sommerfrische bei Wien) begehen hatte wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August 1844 trat er endlich in Lainz bei seiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn sogleich: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?" — „Ja!" — sprach er — „Doch, wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch." —

Erst mehrere Tage darnach kam Niembsch zu uns nach Weidling (bei Wien). Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembsch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernd Feuer, das zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembsch katholisch, Marie evangelisch — war insoferne unser-

*) Lenaus Leben. 2 Bde. Stuttgart, Cotta, 1855.

Digitized by Google

freulich, als gerade damals in Deutschland viel Geschrei über die Mischehen, und in Österreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war. Niembsch schien im äußersten Falle entschlossen, jedes Hindernis durch Übertritt zu heben. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, übersprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchst bedenklich. Er erzählte mir dann von seinem Schriftenverkauf. Ich schwieg darauf bedeutsam; ich wollte ihm seine Freude nicht zu jäh vergällen.

Niembsch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Lainz bei seinem Freunde Max. Er besuchte mich öfter in meinem Amtszimmer*) zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine sehr ausführliche und vielseitige schriftliche Erörterung und zifferweise Auseinandersetzung: warum und in welchem Maße ich seinen neuen Verlagsvertrag als ungünstig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Änderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht sein sollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als sein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft schlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben soll, und selbst dann stundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch seine Not, anstatt, wie ich gewünscht, sie ihn zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit seiner Abreise von Wien noch immer nicht recht, welches feste Geschäft er ergreifen und wohin er sich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebsten gesehen, wenn er sich in Frankfurt ansiedelte, und auch er selbst sprach mitunter davon. Die meiste Wahrscheinlichkeit hatte noch immer Wien für sich; denn er begann noch während seiner Anwesenheit daselbst Unterhandlungen wegen Ankauf eines romantischen Hauses in den Felsen der Klause bei Mödling, das ein Freund, Freiherr von Bayer, damals besaß."

Beim Aufbruch nach Frankfurt sagte Sophie in letzter Stunde zu ihm: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!" Bei Linz strandete das Schiff, auf dem Lenau fuhr und konnte erst nach neunstündiger Arbeit, an welcher sich unser Dichter mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer beteiligte, wieder flott gemacht werden. „Wenn die Sandbank nur nicht auf mein eigenes Glück deutet," schrieb er an seine Braut. Eine empfindliche Durchnässung und Erkältung war die nächste Folge dieses Unfalls. In Linz änderte er plötzlich seinen Kurs, gab die Donaureise auf und fuhr nach Stuttgart. Dort verschlimmerte sich sein Zustand fortwährend und am 29. September rührte ihn der Schlag.

Unterdessen waren in Frankfurt allerlei Klatschgeschichten über sein Verhältnis zu Sophie in Umlauf gesetzt worden. Das Gerücht verbreitete sich, die Verlobung werde zurückgehen. Die Angelegenheit verwirrte und krauste sich. In schlechtester Stimmung schreibt der kranke Dichter am 5. Oktober an Sophie: „In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Teil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mirs schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft."*) — Und am 6. Oktober: „Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifle noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst blos einen Aufschub der Hochzeit aussprechen sollte, und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmählicher Vorbereitung. In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, teuere Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heiraten. Bessere Nerven und eine sanftere Gemütsart krieg ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heiraten, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß." Sophie indessen war selbst nach Empfang dieser Briefe noch nicht beruhigt. Ihre Antworten auf des Freundes Herzensergüsse waren so leidenschaftlich, daß der kranke Dichter dadurch in die größte Aufregung versetzt wurde. Am 12. Oktober erhielt er einen Brief, auf dessen Beantwortung, die einen ganzen Nachmittag in Anspruch nahm, er bleich und abgehärmt aussah. In der Nacht darauf brach der erste Tobsuchtsanfall los. Später wurde er wieder ruhiger. Am 19. sagte er ein paarmal: „Heute kommt meine Braut." Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgeraten. Richtig aber traf sie noch am 19. abends mit ihrer Mutter ein. Auf die Kunde davon, daß Lenau erkrankt sei, war sie im Eilwagen nach Stuttgart abgereist. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke."

*) Schurz war Buchhalter in der k. k. Münz- und Bergwesens-Hofbuchhaltung.

*) Hiernach ist wohl die Mitteilung einer Freundin der verstorbenen Marie an die Frankfurter Zeitung zu berichtigen, in welcher es heißt: „In zwei oder drei Briefen dankt Lenau Maries Mutter für die Güte, mit der sie ihm begegnet, und erklärt das, was sie ihm an Vermögen geben wollte, für viel zu viel.

Digitized by Google

Den 20. früh, ehe es noch zur Raserei kam, blieb Niembsch dabei, daß seine Braut angekommen sei, und man mußte ihm den Spiegel ans Bett geben, daß er seine Haare ordne. Bisher zeigte sich der Patient niemals vernachlässigt in seinem Äußern, stets rein und sorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Öfters wiederholte er: er wolle eine Musterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart sahen, wo sie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Ärzte seine Erregung fürchteten, stimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erscheinung sei; eine zarte Gestalt voll Anmut, etwas Madonnenhaftes im Antlitz, im Wesen sehr sanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im ganzen hat Lenau sie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einsam, zerstört! Lange konnte die Ärmste den Gedanken gar nicht fassen; jetzt aber sagte sie, sie möge gar nicht mehr hoffen; sie habe auf alles verzichtet, sie getraue sich nicht mehr, an Glück zu glauben.*)

Sie hatte Recht, nicht mehr zu hoffen. Mehr und mehr umnachtete sich der Geist des armen Dichters. Aus dem Reinbeckschen Hause wurde Lenau in die Irrenanstalt Winnenthal überführt. Noch einmal wünschte die Braut ihn zu sehen. Anfangs Juli 1845 kam sie in Gesellschaft ihrer Mutter in Stuttgart an, von Gram so angegriffen, daß sie gleich den anderen Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Frau Reinbeck nach Winnenthal, sie durften indessen Lenau nicht besuchen. — Im Mai 1847 brachte man den Unglücklichen nach Döbling bei Wien, und dort hauchte er am 22. August 1850 seinen Geist aus.

Und nun ist auch seine Braut dahingeschieden. — Ihre Erinnerungen an den Dichter hat sie nach neuesten Nachrichten schon vor längerer Zeit vertrauten Händen übergeben mit der Ermächtigung, sie nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Die hinterlassenen Papiere sollen neben Briefen Lenaus — herrlichen, von tiefstem Gefühl getragenen Herzensergüssen — eigene Aufzeichnungen der Braut enthalten. Hoffen wir, daß uns diese kostbaren Dokumente ganz und unverkürzt bekannt gegeben werden. Dann wird man sich nun vielleicht auch in Österreich — nachdem der Dichter seit vierzig Jahren im Grabe liegt und auch Sophie von Löwenthal nicht mehr unter den Lebenden weilt — endlich dazu verstehen, die Briefe Lenaus an Sophie in ihrem ganzen Umfang, sowie die Tagebücher der beiden Liebenden herauszugeben. Was von den Briefen bisher veröffentlicht wurde, ist nur ein kleiner, wahrscheinlich für den Druck nicht unverändert gebliebener Auszug.

*) Nach Mitteilungen von Emma Niendorf in ihrem Buche: „Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens." Leipzig 1853.

## Giuseppe Baracconi: I Rioni di Roma.

S. Lapi. Città di Castello, 1889.

In einem stattlichen Bande von mehr als 700 Seiten bietet uns der Verfasser eine Sammlung seiner Aufsätze über die Stadtkreise von Rom, die vor einigen Jahren allwöchentlich in der Rassegna erschienen — zweifellos eine der besten Zeitungen, die je in Rom herausgekommen, die sich vielleicht eben darum nicht lange halten konnte, weil sie zu gediegen war für ein Publikum, das außer politischen Nachrichten und Neuigkeiten, nur die allerleichteste Unterhaltung, und neben dem Geschwätze, am liebsten Parteigezänke verlangt. Die Rassegna gab Besseres und brachte in ihrem Feuilleton meist hervorragende Artikel von den angesehensten italienischen Schriftstellern über litterarische, soziale und wissenschaftliche Fragen.

Wir wissen es Baracconi Dank, daß er seine losen Blätter gesammelt hat, ehe sie der Wind verwehte. Er hat überdies seine Aufsätze durchgesehen, hier und da verbessert und zu einem Ganzen zusammengefügt, ohne denselben ihren ursprünglichen Charakter zu nehmen; so ist ihnen eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit geblieben, die den Leser anmutet.

Nicht an einen gelehrten Leserkreis wendet er sich, noch auch an die große Menge, sondern an das sogenannte „gebildete Publikum", das gern zu gleicher Zeit unterhalten und belehrt sein mag, und in dem Kreise, den der Verfasser im Auge hat, wird sein Buch ohne Zweifel großen Anklang finden.

Von politischer Gehässigkeit und Parteileidenschaft hält sich der Verfasser frei; aber ein starkes persönliches Gefühl spricht doch mit: er ist Römer durch und durch — Romano di Roma! — begeistert für seine ewige Stadt, entrüstet über jeden, der je Hand gelegt hat an ihre Herrlichkeit.

„Eine gewichtige Stimme von jenseit der Alpen rief vor kurzem Wehe über die Zerstörung Roms: dieser Ruf findet einen Wiederhall in meinem Werke. Ich verkenne nicht die Macht und die Nützlichkeit des Neuen: aber darum streue ich dem Gott der Spekulation und der bloßen Zweckmäßigkeit (des Opportunismus), der heutzutage als allmächtig gerühmt wird, doch keinen Weihrauch, denn am Ende ist er für die Kunst, für die Altertümer, für die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen doch nur der böse Geist des Verfalles."

Mit dem Umbau von Rom geht nach seiner Ansicht eine ganze Reihe geschichtlicher Überlieferungen unwiederbringlich zu Grunde. Diese zu sammeln und aufzuzeichnen, sie in Verbindung mit den Örtlichkeiten, an denen sie hafteten, darzustellen; das ist die hauptsächlichste Veranlassung, der Hauptzweck seines Buches.

„Man möge den Gang der Ereignisse achten, ja auch bewundern. Aber das Hereingreifen des Heute und Morgen soll uns nicht blind machen gegen all' das, was vor uns edel, glänzend, vielseitig, malerisch

Digitized by Google

war." — Wenn wir nicht bewundern können, sollen wir wenigstens achten.

Aus Vorstehendem ersieht man, welche Stellung Baracconi zu der vielumstrittenen Frage von der Umgestaltung Roms einnimmt. Uns ist es stets wohlthuend, dabei einer idealen Auffassung zu begegnen, besonders wenn sie sich maßvoll kundgiebt.

Für den Freund und Kenner Roms wird dies Buch ein willkommener Begleiter und Führer sein — ein Führer, nicht nur durch die verschiedenen Teile der Stadt, sondern durch die Jahrhunderte, welche an ihrer Entstehung, Entwickelung und vielfachen Umgestaltung mitgewirkt haben. Einen eigenen Reiz übt immer eine Geschichte, an Ort und Stelle erzählt, und diesen Reiz eben hat Baracconis Buch. Er führt uns durch alle Stadtteile Roms, erklärt den Ursprung und die Bedeutung ihrer Namen und Wappen, berichtet über ihre Verfassung und Verwaltung, weist auf ihre Hauptgebäude und Denkmäler hin, erinnert an die großen geschichtlichen Personen, die hier gewandelt und gewirkt, gestritten und gelitten haben — lebendig steigen die Gestalten der Vergangenheit vor unseren Augen empor. Wir feiern das Fest der Siebenhügel (Septimontium) mit, wir wohnen einem Auftritt im Forum bei, sehen dem alltäglichen Handel und Wandel an den Verkaufsbuden zu, schaudern bei den Schreckensgeschichten einer Marzia, Theodora und anderer grotesken Gestalten des Mittelalters, hören voll Staunen die selbst in Rom lang geglaubte, aus der Luft gegriffene Fabel von der Päbstin Johanna, auf derselben Stelle, wo sie Schmach und Tod getroffen haben soll, wohnen der Auffindung der Laokoongruppe in der Vigna bei San Pietro in Vincolis bei, dort an den Titusthermen, die Neros Goldnes Haus in Vergessenheit bringen sollten. Die Pracht des päpstlichen Hofes, der Streit der Adelshäupter, der Karneval, die Spiele auf Piazza Navona, die Pasquinaden, das Stück zwischen Meo Patacca und Marco Pepe, den unsterblichen Volkstypen — das alles spielt sich vor unseren Augen ab — auf Schritt und Tritt ragt der Schatten einer jahrhundertelangen großen Vergangenheit hinein in die Gegenwart und bringt in Verbindung mit dem Angeschauten den Zauber hervor, den jeder echte Romfahrer beim Durchwandern der ewigen Stadt empfunden haben muß.

Wohl redet hier jeder Stein dem, der seine Sprache versteht, aber eben unser Verfasser leiht den Steinen die Stimme, so daß sie in vernehmlicher Sprache zu uns reden. Nicht mit wuchtiger Gelehrsamkeit dringt er auf uns ein: Geschichte und Überlieferung, Legende und Sage, Fabel und Anekdote weiß er an passender Stelle zu berichten, oft in leichtem Plauderton, dann mit würdigem Ernst, immer aber in dem Tone eines Erzählers, der seiner Sache gewiß, mit allen von ihm berührten Dingen vertraut ist, und der vor allem gern erzählt. Wer aber gern und gut erzählt, der wird auch sicher willige Zuhörer finden.

Mit besonders feinem Takt behandelt der Verfasser die kirchlichen Legenden, wo sie ihm eben aufstoßen. Weder mit dem spöttischen Ton des Zweiflers, noch dem überlegenen des glaubenheischenden Predigers trägt er sie vor, sondern einfach im Ton des Erzählers, der da sagt, was er gehört hat. Man lese z. B. die anmutige Geschichte von der Gründung der Kirche Santa Maria degli Angeli in den Dicolationsthermen. Baracconi vermeidet ausdrücklich „alles das zu wiederholen, was man in jedem beliebigen Führer lesen kann"; natürlich kann er nicht umhin, manches Bekannte zu sagen, aber neu erscheint es, durch die frische Lebendigkeit des Vortrags und unendlich viel des zusammengebrachten und geschickt verteilten Stoffes wird den meisten Lesern wirklich ganz neu sein — ja, wenn es auch alte Geschichten, d. h. Geschichten aus alter Zeit sind. Da ist keine alte Kirche, kein bedeutender Palast, keine Säule, kein Brunnen, von dem Baracconi uns nicht etwas zu erzählen wüßte. Eine wahre Schatzgrube ist sein Buch für den Wandrer in Rom und als ein Vademecum soll es allen, welche die ewige Stadt nach allen Richtungen hin, in ihren Hauptstraßen und Plätzen, sowie in all' ihren Ecken und Winkeln kennen lernen wollen, angelegentlichst empfohlen sein. Th. Höpfner.

## Wilkie Collins.

Von Dr. Chotzner.

Vor kurzem verschied in London einer der namhaftesten englischen Novellisten des jetzigen Jahrhunderts: Wilkie Collins, dessen vorzüglichste Romane, wie „The Woman in White", „No Name", „The Moonstone" u. s. w. in verschiedene moderne Sprachen übertragen wurden, und daher auch in Deutschland mehr als bloß dem Namen nach bekannt sein dürften. Wilkie Collins, der trotz seiner natürlichen Körperschwäche und seines häufigen Opiumgenießens das 65. Lebensalter erreichte, war der Sohn künstlerisch begabter Eltern, die in der Landschafts- und Porträtmalerei manches schöne, kunstreiche Werk erzeugt haben, doch scheint ihr großes Malertalent sich nicht auf ihren Sohn vererbt zu haben. Denn, nachdem dieser einige Zeit eine Elementarschule besucht und ungefähr zwei Jahre mit seinen Eltern in Italien verlebt hatte, wurde er von letztern zum Kaufmann bestimmt, und bethätigte sich als Gehilfe in einem Londoner Theegeschäft. Dieser prosaischen Beschäftigung wurde der junge Collins aber bald müde, und da er für die Rechtswissenschaft einiges Interesse in sich verspürte, so widmete er sich einige Zeit vollständig diesem Studium. Der inzwischen erfolgte Tod seines Vaters lenkte ihn jedoch in eine ganz andere Laufbahn, nämlich in die litterarische oder belletristische, für die, wie sich nachher herausstellte, er sich in hohem Maße eignete. Um seinem Vater ein bleibendes Denkmal zu verschaffen, schrieb und veröffentlichte er dessen Bio-

Digitized by Google

graphie, und da diese von der allgemeinen Presse günstig beurteilt wurde, so fühlte er sich veranlaßt, auf dem litterarischen Gebiete weiter zu arbeiten und darin einen Namen und ein Vermögen sich zu erwerben. Und in der That hatte er die Genugthuung, beide dieser Wünsche nach einer Reihe von Jahren erfüllt zu sehen.

Dazu verhalf ihm nicht wenig sein freundschaftlicher Umgang mit dem berühmten Lieblingsnovellisten der englischen Nation, Charles Dickens, der Collins litterarische Arbeiten in seiner eigenen Wochenschrift: „Household Words" zuerst abdruckte, und somit den jungen Autor als gediegenen Novellisten seinen zahlreichen Lesern vorführte. Die Romane, welche besonders geeignet scheinen, ihrem Verfasser einen bleibenden Ruf zu sichern, sind die bereits genannten „The Woman in White" und „The Moonstone", denn darin bekundet er eine Meisterschaft in der Zeichnung von Charakteren und Situationen, wie sie sich bei den modernen englischen Novellisten nur selten wiederfindet. Auch als Dramatiker zeichnet sich Collins in einigen von ihm verfaßten Stücken in hohem Grade aus, und besonders erwähnenswert sind: „The New Magdalen" und „The Frozen Drop", welches letztere Theaterstück der Autor auf Wunsch der englischen Königin Viktoria in einer Privatvorstellung aufführen ließ und darin selbst mitwirkte. Natürlich war auch bei ihm nicht alles Gold, was glänzte, und auch er mußte während seiner langen litterarischen Laufbahn wie manche andere Litteraten den bittern Kelch der Enttäuschung bis zum Boden leeren, aber im allgemeinen lächelte ihm das Glück, und er hinterließ einen Namen, der noch lange unter den besten englischen Romanschreibern des Viktorianischen Zeitalters genannt werden wird.

Wilkie Collins litt während mehrerer Jahre an der Gicht, und infolgedessen zog er sich stets von der „Gesellschaft" zurück. Doch lud er häufig einige ausgewählte, intime Freunde in sein Haus, bei welcher Gelegenheit er sich ihnen als jovialen Gesellschafter und als freigebigen Hauswirt zeigte. Obschon seine Zeit mit seinen eigenen litterarischen Arbeiten vollauf in Anspruch genommen war, fand er dennoch Muße zum Durchlesen und Kritisieren der Werke angehender Litteraten, denen er stets mit Rat und That beistand.

Bemerkenswert ist es, daß seine Korrekturbogen derart schwarz und voll von Verbesserungen und Änderungen waren, daß der Drucker oft ratlos dastand, so oft er sich an die Entzifferung der vielen hieroglyphischen Striche und Bogen machte. Ebenso merkwürdig ist es, daß Collins für alles, was eigenartig und mysteriös war, eine besondere Vorliebe hatte. Seine eigene Erscheinung hatte etwas Geheimnisvolles an sich, da er sich einen recht langen Bart wachsen ließ, dunkle Augengläser trug, und Sommer und Winter in einem Pelzrocke gekleidet umherging. Einer seiner Freunde, Harry Quilter, ist augenblicklich beschäftigt, Gelder zur Errichtung eines Denkmals zu sammeln, welches in der Westmünster-Abtei zum Andenken des großen Novellisten errichtet zu werden bestimmt sein soll. Ob dessen Vorhaben von gutem Erfolge begleitet sein wird, muß die nächste Zukunft lehren.

London, anfangs Oktober.

## Berliner Bühnenbrief.

Berliner Theater: „Demetrius".

Die litterarische „wirkliche Novität" wird in hundert Jahren vielleicht nur einmal geschaffen. Das zu beweisen, ist nicht schwer. Sobald man aber die Wahrheit dieses Gedankens zugegeben hat, dringt ein Angriff auf die Bühnenleiter und die „Verlegenen" nicht recht zu Herzen. Sie büßen unter dem kritischen Blick das Beste vom litterarischen Böseichtstum ein: der Kritiker könnte — den „Fleiß" und seine Früchte unter einem sozialen Gesichtspunkt auffassend — sogar die Feder an einem milden Herzen erwärmen und den „Gewissen" ein Christentum der Nachsicht bereiten,

wenn:

sie aus der Armut der neuen Produktion doch nur nicht gar zu viel Geld herausschlagen, das heißt, den wahren Jammer für Geld zeigen wollten! Und dieses Unglaubliche geschieht, ist erst gestern wieder dralle Thatsache geworden. Die Melker können — so ungeheuerlich es klingt — sogar aus einem hohlen Stück Holz Milch melken.

Auch das ist gestern Abend wieder sehr gut gegangen.

Ich weiß nun nicht recht, wie ich den Namen des litterarischen Sünders unbemerkt um die Ecke eines gewissen guten Vorurteils herumbringen soll. Seinem Andenken, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt, wird noch manche Verehrung zu teil. Er war ein Mann von überschätzten, doch vollen Eigenschaften für die praktischen Seiten des Bühnenleiterberufs; ein echter und oft sicherer Witterer des Talents hat er manchem tüchtigen Schauspieler zur genaueren Selbstbekanntschaft verholfen. Er hat sich ferner um den edeln Otto Ludwig verdient gemacht, hat als Fachmann einer realistischen Bühnentechnik Bahn gebrochen, aber all' diese Verdienste können darüber nicht hinwegtäuschen, daß Laube kein Dichter war. Auf die Lorbeeren des Dichters hätte Laube verzichten sollen, das wäre ihm jetzt als letztes großes Verdienst anzurechnen. Daß er aber seine Sphäre verlassen, ist nur zum Unheil ausgeschlagen: wir hätten jetzt keinen „Demetrius", aber gerade darum erst recht einen. Oder wenigstens eine bessere Mache!

Ich weiß wohl, von welcher Schwere dieses Urteil ist, aber jede Neuaufführung des Laubeschen „Demetrius"*) beweist seine Rechtlichkeit. Ich

*) Das scharfe Urteil unseres Mitarbeiters über die Bearbeitung des „Demetrius" von Heinrich Laube wird demnächst durch einen längeren Aufsatz eingehend begründet werden.
D. H.

Digitized by Google

weiß auch, daß bis jetzt noch immer die That, der äußere Erfolg, aber am wenigsten der Gedanke Autorität verleiht!

Die gestrige Aufführung des Laubeschen Antidramas im „Berliner Theater" war wieder ein Ereignis, gestaltet von einer nicht gewöhnlichen Begeisterung. Allerdings kommt ein Teil, und ein größerer gewiß, auf Rechnung des Dramatikers Deutschlands; ein fernerer Teil ist der Darstellung Kainz's zuzuschreiben, die mit neuen Kräften und vieler Hingebung das traurige Machwerk Laubes auf Augenblicke adelte, aber es bleibt noch genug Triumph der Unfähigkeit Laubes übrig, der ganz unmöglich in kritischen Begriffen unterzubringen ist.

Laube galt als großer Macher; aber was soll man sagen, wenn man nur die Führung der Handlung, die z. B. im zweiten Aufzug ganz verschleppt und schließlich durch ein plumpes Mittel plötzlich fortgeschoben wird, ins Auge faßt. Wie konnte sich ein Macher die Fülle von Situationen, die Schiller bereits herausgebildet hatte, entgehen lassen? Laube bewies sich noch nicht einmal als solcher: er läßt nach langem Strohdreschen jedesmal den neuen Handlungsabschnitt einfach durch dürre Worte verkündigen. Oder ist es vielleicht Mache, wenn die Absicht mit Massenszenen zu wirken unaufhörlich und schließlich beleidigend hervortritt, wenn der Begründer einer „realistischen Bühnentechnik" die Logik der Thatsachen, die notwendigsten Motive einfach verneint. Ich kann begreifen, daß Julian Schmidt es unter seiner Würde hielt, solche Stümperei ernst zu nehmen; aber seine Unterlassung ist nun zur Sünde geworden: diese Stümperei läßt jeden anderen Versuch, den „Demetrius" eines Dichters auf die Bühne zu bringen, fast nicht mehr aufkommen.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß einem ehrlichen Schillerverehrer die Thränen in die Augen treten können, wenn er die bedeutend angelegte Gestalt des Demetrius mehr und mehr zu einem romantischen Dummkopf herunterkommen sieht, aus seinem Munde die aufdringlichsten Plattheiten und die elendesten Gedanken hört. Soll ich nun noch von dem Reporterstil reden und von den einfältigen Späßen des Schinskoy? Ohne gereizt zu werden, will sich in der That keine ernste kritische Ader regen.

Mich überkam während der Aufführung sozusagen ein Reinlichkeitsbedürfnis: ich hatte das Gefühl, als müßte ich meine Ohren immerzu abbürsten.

Und eine solche jammervolle Schulfuchserei wird bejubelt und beklatscht! Hier wird das Unbegreifliche Ereignis. Man greift nach seinem Kopf, stellt dessen Vorhandensein fest und möchte in eine einsame Ecke gehen, um ihn immerzu zu schütteln.

Bestimmt geht aus der Thatsache eines solchen Erfolgs hervor, daß die Kritik entweder vollständig heruntergekommen oder machtlos geworden ist. Sie kann weder den Laubeschen „Demetrius" noch ähnliche Stümpereien von der Bühne fernhalten: aber sie darf von nun ab behaupten — und darum ist dieser Brief geschrieben worden — daß ein auf so roher Mache beruhender Erfolg anfängt, eine litterarische Schande zu werden. Die Kritik muß von jetzt ab erbarmungslos die Handwerker kennzeichnen, andrerseits den Wenigen, welche mit der Kunst nicht nur die Familie ernähren wollen und noch ein Gewissen haben, handgreiflich klar machen, daß der Ausschluß von der Bühne aus litterarischen Gründen unter Umständen — ich sage unter Umständen — solange eine Ehre ist, bis die neue Kunst stark genug worden ist, die Bühne gänzlich zu erobern.

Berlin, 8. Oktober 1889. Kaberlin.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Ein neuer steirischer Dialektdichter** — oder vielmehr eine Dichterin — wird sich heuer zum Weihnachtsbüchermarkt mit einem Bande volkstümlicher Erzählungen, Sagen und Skizzen einstellen, welche unter dem Titel: „G'schicht'n aus'n Grab'n aussa" im Verlage der Leykamschen Buchhandlung in Graz erscheinen werden. Man kann sagen, daß diesem Buche, obgleich es sich erst in Vorbereitung befindet, schon jetzt ein guter Ruf vorausgeht, da eine Anzahl der in dasselbe aufgenommenen Erzählungen u. s. w. bereits in angesehenen Wiener Blättern abgedruckt war und ungeteilten Beifall gefunden hat. Die Stärke der Verfasserin — ihr Name ist Anna Werchota — liegt in den trefflichen, von anmutigster Poesie durchduftenden Schilderungen des Lebens der Bauern, Jäger, Wildschützen, Holzknechte, Sennerinnen, sowie der romantischen Natur in den abgelegenen Gebirgsgegenden („Graben" = schmaler Thaleinschnitt) Obersteiermarks, in reizvoller Schlichtheit und Ursprünglichkeit der Darstellung und in vorzüglicher, ungezwungener Beherrschung des Dialekts. Wir glauben daher schon jetzt unsere Leser auf das Erscheinen des genannten Buches, sowie auf die vielversprechende Dichterin überhaupt aufmerksam machen zu dürfen. P.

Im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, vorm. Ed. Hallberger, Stuttgart, erschien soeben ein neues Werk von Adolf Friedrich Graf von Schack, das unter dem Titel **„Pandora. Vermischte Schriften"**, Aufsätze zur Weltlitteratur, zur Kunst, zur Ästhetik, Reiseeindrücke und tiefe Geschichtsforschungen vereinigt. Der nahezu 500 Seiten starke Band bietet dem litterarischen Feinschmecker eine solche Fülle von neuen und in liebevoller Hingabe an wegentlegene Stoffe geläuterten Schätzen, daß wir bereits jetzt auf das Werk glauben aufmerksam machen zu müssen.

Ernst Eckstein's neuester Roman: **„Camilla"** gelangte soeben als Buch bei Carl Reißner, Leipzig, zur Ausgabe.

Bei J. G. Cotta Nachf., Stuttgart, erschien vor kurzem der 2. Band der in großem Maßstabe angelegten **„Geschichte der römischen Dichtung"** von Otto Ribbeck; er behandelt die Dichtung des Augusteischen Zeitalters.

Houghton, Mifflin & Co. veröffentlichen eben die neueste Novellensammlung Bret Hartes: **„The Heritage of Dedlow Marsh and Other Tales"**.

Die neueste Schöpfung des amerikanischen Romanschriftstellers R. L. Stevenson betitelt sich: **„The Master of Ballantrae."**

Graf Leo Tolstois großer Geschichtsroman **„Krieg und Frieden"** ist von N. H. Dole ins Englische übertragen worden und erscheint in 2 Bänden bei Crowell & Co., New York.

Digitized by Google

Die auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung noch sehr arme rumänische Litteratur erhielt in der unter dem Titel „Teatru" erschienenen Sammlung der dramatischen Werke von J. L. Caragiale (Socecu et Cie., Bukarest) einen wichtigen Zuwachs; ein einleitender Essai von T. Maiorescu weist auf die Bedeutung des Dichters für die Entwickelung des nationalen Schrifttums und der Volksbildung in trefflichen Worten hin.

## Bühnenschau.

Das Berliner Residenztheater erfüllt noch immer seine Aufgabe, durch minderwertige Erzeugnisse der französischen Bühnenstückfabrikation den deutschen guten Geschmack zu lüutern, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; kürzlich gelangte wiederum eine dieser Schöpfungen unter dem Titel „Eheferien" (Les Vacances du Mariage) Schwank in drei Akten von A. Valabrègue und M. Hennequin unter künstlich erzeugtem Beifall zur Erstaufführung.

Paul Lindaus neuestes Schauspiel: „Schatten" fand bei der ersten Darstellung am Hamburger Stadttheater ungeteilten Beifall; der Dichter ist wieder in den Vollbesitz seiner früheren gestaltenden Kraft getreten, die ihm in seinen letzten Bühnenstücken abhanden gekommen zu sein schien.

Das New Yorker deutsche Amberg-Theater eröffnete sein zweites Spieljahr mit Auglers „Haus Fonrchambault"; das gleichsinnig vor die Öffentlichkeit tretende Programm der Leitung verheißt eine freiere Entfaltung deutschen Bühnengeistes auf dieser Empore deutschen Wesens in Amerika, was um so mehr zu begrüßen sein dürfte, als gerade jetzt manche geistige Stütze unserer Landsleute im Westen zu wanken beginnt.

Friedrich Spielhagens neues fünfaktiges Trauerspiel „In eiserner Zeit" wird in nächster Zeit am deutschen Volkstheater in Wien in Szene gehen.

Ein Trauerspiel aus dem Neu-Griechischen von Rangabé soll in deutscher Bearbeitung unter dem Titel: „Die Herzogin von Athen" an mehreren Bühnen zur Aufführung kommen.

„Die Perser" des Aeschylos werden im altklassischen Gewand auf klassischem Boden anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeiten am griechischen Königshofe im Kgl. Nationaltheater zu Athen zu einer hervorragenden Darstellung gelangen.

## Personenschau.

Zu Rentlingen wurde am 6. Oktober dem Dichter Hermann Kurz ein Denkmal enthüllt, dessen Schöpfer ein Sohn des Dichters ist.

Am 8. Oktober verschied Dr. Max Vogler, langjähriger Mitarbeiter des „Magazins", in Burgstädt in Sachsen. Der noch junge Schriftsteller hat sich als Litterarästhetiker und Novellist einen guten Namen erworben; manches Hervorragende war von ihm, der in der Vollkraft seines Schaffens stand, noch zu erwarten.

John B. Bridgeman, der englische Übersetzer Gustav Freitags und Richard Wagners, ist am 30. September zu London aus dem Leben geschieden; auch als Bühnendichter hat Bridgeman Hervorragendes geleistet.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 40. 3. Oktober 1889.

Die Wahlen in Frankreich. — Das Sozialistengesetz und die nationalliberale Partei. — E. J. Groth, Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart. 4. Sully-Prudhomme. — Die Davidsbündler. Ein verloren geglaubter Aufsatz Robert Schumanns. — Das erste Amtsjahr des neuen Pfarrers. (Aus Süddeutschland.) — Henrik Pontoppidan, Junge Liebe. Idyll. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Fremdwörterfrage; Taschendiebe; Nochmals Das Hutabnehmen. — Litteratur.

### FRANKREICH.

**Journal des Savants.** Septemhre 1889.

Ch. Lévêque, Physiologie de l'attention. — Gaston Paris, Chants populaires du Piémont. — A. de Quatrefages, Théories transformistes. — Alfred Maury, Les langues de la Chine avant les Chinois. — M. Berthelot, Les âges de cuivre et de bronze. — Nouvelles littéraires.

**L'Indépendant Littéraire.** No 19. 1 Octobre 1889.

La Situation politique intérieure en France. — Poésie: Alex. Piédagnel, Seule. — Roger Marx, L'art à l'Exposition universelle. IV. L'exposition centenale de l'Art français du siècle. — B***, Billet de Quinzaine. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs. Orgues et Organistes célèbres. — Adrien Wagnon, Un Romantique allemand contemporain. M. le comte de Schack. — A. G., Le Théâtre à Paris: Odéon, La Famille Benoiton, comédie en cinq actes de M. Victorien Sardou. — A. Mercadier, Musique: Ode triomphale à la République, par Mme Augusta Holmès. — Amédée Renault, Les Livres: Sous l'Empire, par Marcellin. Les Lusiades, traduction de H. Carin. — Bibliographie. — H. de Lérida, Chronique: M. Fustel de Coulanges. Jules Prével. A. Luchon.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 909. 5 October 1889.

O'Connor Morris, Sir Edward Hamley's Articles and Speeches on National Defence. — H. Bradley, Dr. Edgar's The Bible of England. — J. Davidson, Popular Poets of the Period. — H. Beazley, The Life of Charles Blacker Vignoles. — F. T. Marzials, France in the Sixteenth Century. — J. A. Noble, New Novels. — Some Foreign Books. — Notes and News. — Original Verse: M. G. Watkins, „Snowdon"; — Magazines and Reviews. — Shakspeare's Sonnets and Mary Fitton. — Selected Foreign Books. — J. J. Britton, Unpublished Ballads of Lord Macaulay. — Napier, A Sign used in Old-English MSS. to indicate Vowel Shortness. — Alfred Nutt and Standish H. O'Grady, Old Irish and the Spoken Language. — F. E. Warren, The Collectio Canonum Hibernensis. — E. A. Axon, An Irish Mermaid. — A. F. King, A Few „Post Mortem" Remarks. — Sayce, Gilmore's Edition of the Persika of Ktesias. — Whitley Stockes, Notes on the Annals of Uister. — Science Notes. — Philology Notes. — Grant Allen, Ralph Nevill's Old Cottage Architectue in Surrey. — Sayce, The Seal of Jeremiah. — J. S. Shedlock, „The Castle of Como".

**The Athenaeum.** No. 3232. 5 October 1889.

The Life of Lloyd Garrison. — Supernatural Religion. — Journeys in Morocco. — The English Restoration and Louis XIV. — Novels of the Week. — Law Books. — List of New Books. — Aucassin and Nicolette; „Four Famous Soldiers"; The „Dictionary of National Biography"; The Genevan Bible; The Coming Publishing Season; The Library Association. — Literary Gossip. — The Archæological Societies; The British Museum; Gossip. — Music: Recent Publications; Gossip. — Drama.

**The Nineteenth Century.** October 1889.

Mohsin-ul-Mulk (Mehdi Ali), The Attack on the Native States of India. — J. Churton Collins, The Universities in Contact with the People. — Henry Ady, Rome in 1889. — W. E. Gladstone, Journal de Marie Bashkirtseff. — T. W. Russell, A Résumé of the Irish Land Problem. — W. Collier, The Comparative Insensibility of Animals to Pain. — Laura A. Smith, On Some War-Songs of Europe. — Sir Edward Strachey, Old Country Houses. — Jessie Waller, Mental and Physical Training of Children. — Max Müller, Lady Toad. — Graham Sandberg, The City of Lhasá. — John Watson, Water Poschers. — J. Guinness Rogers, The Middle Class and the New Liberalism.

### ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 1 Ottobre 1889.

P. Villari, La costituzione degli Stati Uniti d'America. — F. Martini, Nei parentali di Niccolò Puccini. — E. Brizio, Costumi degli umbri nel territorio felsineo. — S. Farina, Don Chisciottino. — R. Bonghi, Le elezioni politiche in Francia. — A. Ademollo, Le cantanti italiane celebri del secolo decimottavo. Margherita Salicola. — Ugo Fieres, Il Diavolo, di Arturo Graf. — X., Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Cronaca finanziaria della quindicina.

Digitized by Google

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1265. 26 September 1889.

The Week. — The Scandal Prospect. — Advances to Disbursing Officers. — More About the Site of the Fair. — Courage in Politics. — Anaheim, Riverside, San Diego. — Barbarian Sights at the Exposition. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Frémont and Montgomery Blair. — College Temptations. — Poetry and Manners. — The Study of Foreign Legislation. — Gerrymandering. — Postal Savings Banks. — Historical Seminar Methods at Leipzig. — The End of Woman-Burning in England. — The Losses of the Civil War. — Christinity in Formosa. — Hawaiian Legends. — Early Letters of Jane Welsh Carlyle. — Socialism in England. — The Tramp at Home. — C. Plini Caecilii Secundi Epistulae ad Trajanum Imperatorem cum eiusdem Responsis. — Books of the Week.

**The Century Magazine.** October 1889.

Portrait of Moliere. — George Kennan. In East-Siberian Silver Mines. — C. Coquelin, Molière and Shakspere. — C. A. Bartol, The Mirrens. — Walter Camp, Base-Ball — for the Spectator. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln: Blair's Mexican Project. The Hampton Roads Conference. The XIII. Amendment. — Lizette Wordworth Reese, In Sorrow's Hour. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Fra Filippo Lippi. — Edward L. Wilson, Three Jewish Kings. — Henry Augustus Stockard, Over their Graves. — Mary Hallock Foote, The Pretty Girls in the West. — Robert Underwood Johnson, On a Great Poet's Obscurity. — Young E. Allison, The Longworth Mystery. — Stuart Sterne, Compensation. — Jennie E. T. Dowe, Songs of Ireland. — Maurice Thompson, Den and Den. — William Young, Phryne in Hades. — Maria Mitchell, Reminiscences of the Herschels. — Joel Chandler Harris, The Old Bascom Place. — Alice Wellington Rollins, Sunrise. — Nicholas Murray Butler, The Training of the Teacher. — Francis Newton Thorpe, Manual Training as a Factor in Modern Education. — Felix Adler, The Democratic Ideal in Education. — H. S. Sandford, Jr., Illusions. — War Diary of a Union Woman in the South. — Louise Imogen Guiney, To a Dog's Memory. — Alexander Johnston, History and Current Politics. — Bliss Carman. — A New College for Women. — Judge John A. Campbell, A View of the Confederacy from the Inside. — Anna C. Brackett, Maria Mitchell. — William S. Kahnweiler, The Single Tax on Land Values. — R. A. Learned, Country Roads. — Johnson Brigham, The Iowa Experiment. — Mary H. Wilson, A Tenor Farm. — George W. Rnxton, Irish Estates. — M. E. W., When Polly Goes By. — Dora Read Goodale, The Elder Galvanism. — E. W. Kemble, By the Sea. — J. A. Macon, Reflections. — Mather Dean Kimball, Of Pickett's Knell. — Margaret Vandegrift, The Dialect Tale. — Wm. Zachary Gladwin, Teddy.

## NIEDERLANDE.

**De Toekomst.** Nr. 10. October 1889.

Gustaaf Segers, Vondel en Bilderdijk. — J. v. d. Venne, De Tijdvereeniging bij onze Voorouders. — C. Mijn Vlieger. — Boekbeoordeelingen. A. Vermast: Inkomst en vorm, D. B. Steyns, Onze Kunstensars, J. J. Ten Have. — H. Roumen: Vlaamsche Beelden, A. V. Bultynck. — Emiel Stuers: Vaarwel! door Neêra, Dr. E. Epkema. — Tony Kiels: Ferdinand Wilmar, Jan van Berkel. — M. v. d. H—l. Ernst Ahlgren. Scheteen, Una. — Em. K. de Bom: Henri Heine. Intermezzo lyrique, Charles Beltjens. — P. Balders Festen, Th. Strömberg. — Ingezonden Werken. — Kroniek: Het Onderwijzercongres.

## RUMÄNIEN.

**Românische Revue.** H. 8 u. 9. August-September 1889.

Zur Lage der Romänen in Ungarn. — Politische Porcese in Ungarn. — Die Gymnasien der Bucovina. — Michail Emiescu. — M. Eminescu, Der Abendstern. — P. Brostenu, Jonea, Das Muttersöhnchen. — K. Heinzendorf, Des Nurgn Töchterlein. — K. Heinsendorf, Românische Volkslieder. — Der Rhapsode der Dimbovitza. — Rundschau. — Litteratur und Kunst: A. Franken, Românische Dichtungen. — Das baltische Deutschtum. — Elf Jahre Balkan. — Neue Bücher. — Carmen Sylvas Werke. — Istoria Românilor din Dacia Traiana. — J. L. Caragiale; Teatru.

## SKANDINAVIEN.

**Ny Svensk Tidskrift.** September-Oktober 1889.

Hjalmar Edgren, Miles Standishs frieri. En dikt af Longfellow. — A. Hammarskjöld, Drottningen och folktribunen. — Gustaf F. Steffen, Den engelska kooperationen. — E. G., Om Meiningarnes gästspel i Stockholm juni 1889. — L—st, Svensk filosofi. Af och om Wikner, — Kristofer Randers, Litteraturbref från Norge. (H. Ibsen, A. Kielland, A. Garborg, J. Lie, A. Schram, K. Kristofersen, J. Paulsen, A. Pryds, O. Walseth, K. Hamsun).

**Nordisk Tidskrift.** Femte Häftet. 1889.

Helmer Key, Giacomo Leopardi. — Ernst Carlson, Carl XII:s ryska fältdagsplan 1707—1709. — Henrik Schück, Skulpturfynd i det italienska Rom. — Hans Emil Larsson, På Torps gård, samt Noveller och skizzer af Tor Hedberg; Kvinnoöden af Helena Nyblom; Eva af Amanda Kerfstedt; I hvardagslag af Anna Wahlenberg; Hvardagsmat och gillesskakor af Henrik Wranér; Tschandala af August Strindberg, autoriseret oversættelse ved Peter Hansen; Porträtter, interwiewer och skizzer af Thore Blanche; Vitra skrifter af Pontus Wikner, i urval utgifna af Karl Warburg; Från vikingatiden, ny följd af fornnordiska sagor i svensk bearbetning af A. U. Bondi; Diktter och bilder af Karl Wetterhoff, med lefnadsteckning af Birger Schöldström; Dikter af A. Anderson. — Vald. Vedel, Indtryk fra Rusland 1888 af Georg Brandes. — A. Hammarskjöld, Anteckningar och minnen af Hans Gabriel Trolle-Wachtmeister.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Hellinghaus,** O. Balladen deutscher Dichter von Bürger bis zur Gegenwart. — Meisterwerke unsrer Dichter. Münster i. W., Aschendorff. 1,0. 1,5.

**Dramatische Dichtungen.**

**Anzengruber,** Ludwig. Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück in 3 Akten. Dresden, E. Pierson. 1,5.

**Herzog,** Adolf. Die gnädige Frau. Lustspiel in 1 Akt. Dresden, E. Pierson.

**Herzog,** Adolf. Merrick. Schauspiel in 4 Akten. Dresden, E. Pierson.

**Ruth,** Franz. Eine altägliche These. Drama in 3 Aufzügen und 1 Vorspiel. Aus dem Böhmischen übersetzt von Edm. Grün. Prag, Franz Rivnác.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bruns,** August. Krischan Pampel. Biller ut den französchen Krige. Hildesheim, Julius Gude. 1,0.

**Degen,** Alex. v. In der Kaserne. Reclams Univ.-Bibliothek 2589. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Gréville,** Henri. Kleopatra. Preisgekrönter Roman. Einzig autorisierte Übersetz. v. Ludw. Wechsler. Dresden, E. Pierson. 3,0.

**Herzberg-Fränkel,** Leo. Altrünnig. Ein Lebensbild aus Galizien. Mendelssohn-Bibl. H. 5. Berlin, Herm. Engel. 0,25.

**Herzberg,** W. Das Mädchen von Tanger. Mendelssohn-Bibl. H. 4. Berlin, Herm. Engel. 0,25.

**Kretzer,** Max. Die Berggredigt. Roman a. d. Gegenwart. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 8,0.

**Lienhard,** Fritz. Die weiße Frau. Dresden, E. Pierson. 2,0.

**Perfall,** Karl von. Die fromme Witwe. Roman. Düsseldorf, Felix Bagel.

**Rehfues,** P. J. von. Sciplo Cicala. Hrg. von L. Passagge. 2 Bde. Reclams Univ.-Bibl. 2581 2588. Leipzig, Reclam jun. 1,6. 2,25.

**Rinart,** K. (Katharina Zitelmann.) Im Kampf um die Überzeugung. 3 Bde. Dresden, E. Pierson. 8,0.

**Schönthan,** Paul von. Welt- und Kleinstadt-Geschichten. Dresden, E. Pierson. 3,0.

**Tegnér,** Esaias. Die Frithjofs-Sage. Herausgeg. mit Einleitung und Erläuterungen von O. Hellinghaus. Meisterwerke unsrer Dichter. Münster i. W., Aschendorff. 0,4. 0,6.

**Vincke,** Gisbert Frhr. Kleine Erzählungen. 2 Bde. Münster i. W., Aschendorff. 4,0.

**Wachenhusen,** Hans. Die schwarze Dame. Roman. 3 Bände. Dresden, E. Pierson. 12,0.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Burger,** Emil. Emile Zola, Alphonse Daudet und andre Naturalisten Frankreichs. Dresden, E. Pierson. 2,0.

**Gellert,** Christ. Fürchteg. Ausgewählte Fabeln und Erzählungen. Ausgewählte Volks- und Jugendschriften. 33. Bdch. Münster i. W., Aschendorff. 0,2. 0,3.

**Karpeles,** Gustav. Die Frauen in der jüdischen Litteratur. 2. Aufl. Mendelssohn-Bibl. H. 2 u. 3. Berlin, Herm. Engel. 0,5.

**Schönbach,** Anton. Über Lesen und Bildung. 3. Aufl. Graz, Leuschner & Lubensky. 3,5.

**Geschichte, Biographie.**

**Israel,** Manasse ben. Rettung der Juden. (Die Blutbeschuldigung.) Übersetzt von M. Herz. Mendelssohn-Bibliothek. H. 1. Berlin, Hermann Engel. 0,25.

**Ludwig,** Hermann. Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg. Straßburg, C. F. Schmidt.

Digitized by Google

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben ist erschienen:

LUDWIG GEIGER.

**Vorträge und Versuche.**

Beiträge zur Litteraturgeschichte.

Preis Mark 5.—, gebunden Mark 6.50.

**Inhalts-Verzeichnis.**

Zur Einführung.

I. **Zur Litteratur der Renaissance:** Eine gefürstete Schriftstellerin, Margarethe v. Navarra. — Die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII. — Gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert. — Isota Nogarola. — Der Humanismus an der Universität Heidelberg. — Erasmus in Italien. — Ulrich von Hutten. — Der älteste römische Musenalmanach.

II. **Aus den Tagen der Aufklärung:** Die ältesten Berliner Wochenschriften. — Die deutsche Sappho. — Voltaire und Friedrich der Große. — Sechs Briefe David Friedländers. — Berlin vor hundert Jahren.

III. **Aus der Zeit Goethes.** Drei Briefe der Corona Schröter. — Aus Briefen der Friederike Oeser. — Goethe und die Juden. — Goethe und die Renaissance.

Soeben erschien und steht gratis und franko zu Diensten:

**Katalog 37:**

**Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst, Deutsche Litteratur.**

Ausschließlich bessere und gesuchte Werke enthaltend.

**Rich. Sattlers Antiquariat,**
**Braunschweig.**

**Bücher-Ankauf.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Der Küster von Horst.**

Roman

von

**August Becker.**

Zwei starke Bände. **Hocheleganten Oktavformates.** 12 Mark.

Der hochspannend geschriebene Roman aus dem niederländischen Heideland gehört zu den besten Arbeiten August Beckers. Die Erzählung führt den Leser in die Umgebung der Hünenmale und sucht die Schuld der menschlichen Gesellschaft an dem Verbrechen des Einzelnen darzuthun. Die der Natur abgelauschte Charakteristik der Menschen ist unübertrefflich und die feinempfundene Wiedergabe der landschaftlichen Stimmungen so anregend, daß sie die Wirkung, welche der Maler hervorzubringen vermag, weit überragt. Früher erschien:

**Die Nonnensusel.**

Ein Bauernroman
aus dem Pfälzer Wasgau

von

**August Becker.**

3 Bde. 8°. Broch. 13.50 Mark.

Hof-Verlag R. v. Grumbkow in Dresden.

**Illustrierter Führer**
durch
**Schloß Stolpen.**

Historisch u. topographisch dargestellt von

**R. von Grumbkow.**

Mit mehreren Abbildungen.

Preis 50 Pfg.

Enthält eine kurze Geschichte dieses interessanten sächsischen Bergschlosses, sowie Quellenstudien über die fast 50 Jahre dort gefangen gewesene Gräfin Cosel, ferner interessante topographische und geologische Schilderungen.

**Einbanddecken**

zum

**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**

58. Jahrgang (1889), I. Semester

— Januar bis Juli —

sind zum Preise von

**Mk. 1.20**

zu beziehen.

Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.

**Verlag des Magazin**
für die Litteratur d. In- u. Auslandes
in Dresden-N.

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

**Für Herz und Haus.**

Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 3 M.
In hochfeinem Einbande 4 M 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

Soeben erschienen:

**Vischer-Erinnerungen.**

**Äußerungen und Worte.**

Beitr. z. Biogr. Fr. Th. Vischers
von Ilse Frapan

Mit Bild n. d. letzt. photogr. Aufnahme.

3 M., eleg. Lwdbd. 4 M.

G. J. Göschens Verlag, Stuttgart.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 26. Oktober 1889. Nr. 44.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** François Coppée: „Vor dem Schlafengehen". (Novelle.) — Holger Drachmann: „Misericordia". — Ernst Eckstein: „Irrtümer des Naturalismus". — Julius Riffert: „Martin Greif: Konradin, der letzte Hohenstaufe". — Kaberlin: „Eine Fortentwickelung des deutschen Dramas". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Vor dem Schlafengehen.

Novelle von François Coppée.

Berechtigte Übertragung von Heinz Tovote.

I.

Es war für ihn der schönste Augenblick des Tages, als er, noch ein ganz kleiner Junge, bei seinen guten, trefflichen Eltern war.

Man war mit dem Abendessen fertig: die Mama wischte eilig das Wachstuch des Tisches ab, und brachte dem Vater die halbe Tasse Kaffee, den Kaffee, den nur der Vater trank, nicht aus Luxus oder weil er ihn gern getrunken, sondern weil er noch bis spät in die Nacht aufbleiben mußte, um zu schreiben.

Während er nun den Kaffee süßte — wohlverstanden nur ein Stückchen Zucker — und die ganze Familie um den runden Tisch herum saß, holte die Mutter den Arbeitskorb herbei, die Mutter, die mit ihren vierzig Jahren so kugelrund war, so frisch, und auf ihren Gatten immer die zärtlichen, klugen Augen eines treuen Hundes richtete.

Die drei Schwestern, die alle ein Jahr auseinander waren, und die sich so ähnlich sahen, so züchtig hübsch in ihren Kleidern, die alle aus demselben Stoffe gemacht waren, mit der einfachen, ehrsamen glatten Frisur der Mädchen ohne Mitgift, die sich nicht verheiraten, fingen an, Taschentücher zu säumen. Und der Knabe, der letztgeborene, der Benjamin, der in seinem Stuhle noch auf einer dicken Familienbibel saß, damit er an den Tisch reichen konnte, baute sich Kartenhäuser.

Im Juli, an den langen Abenden, zündete man die Lampe so spät als möglich an; und dann sah man durch das offene Fenster den sturmverkündenden Sommerabend-Himmel, an dem die Wolken sich türmten und in der Schmelzofenglut des Sonnenunterganges, den wie mit Goldschuppen belegten Invalidendom.

Da es für die Verdauung gar nicht gut ist, wenn man gleich nach Tische schreibt, so schwatzte man ein wenig mit dem Vater, um den Augenblick hinauszuschieben, wo er sich an seine Abendarbeit machen mußte, Rechnungen auszuziehen für einen Unternehmer des Quartiers, sechs Sous jede Liste. Der Arme, von Haus aus ein Träumer, ein Schöngeist, der in seiner Studentenbude einst philhellenische Oden geschrieben und nun alle Hoffnung aufgegeben hatte, über den Unterchef hinauszukommen, verbrachte jetzt all' seine Abende damit, um das technische Kauderwälsch zu kopieren: „Ein Schloß demontiert und remontiert . . . Eine Schließkappe eingesetzt . . ." u. s. w. u. s. w.

Jetzt aber plauderte er noch mit seiner Frau und seinen Töchtern. —

Er plauderte so fröhlich, denn der kleine Haushalt war einigermaßen in gutem Gange. Ein Heiligenbilderhändler auf dem Saint-Sulpice-Platze hatte der ältesten, der großen Fanny, der Malerin, für deren blonde Locken alle Farbenklexer des Salon carré schwärmten, fünfzig Francs für ihr Pastell nach der Madonna mit dem grünen Kissen geboten. Die zweite, Leontine, hatte den ganzen Tag ihr Menuett von Boccherini geklimpert. Die große Luise, die jüngste, dachte sicher schon wieder an irgend eine neue Koketterie. Sprach sie nicht davon, daß, wenn

Digitized by Google

es am fünfzehnten August eine Aufbesserung gäbe, sie sich eine kleine Kapotte machen wolle, wie sie eine bei der Modistin in der Rue du Lac gesehen?

„Luise, mein Kind," rief der Vater, „Dein Hut wird wohl ein Phantasiehut*) bleiben."

Und alles lachte. —

Die Mutter aber dachte an ernste Dinge. Wenn Vater eine Aufbesserung erhielt, so hatte sie einen Merinostoff gesehen, sehr schön gefärbt, stark und doppelbreit, zu Winterkleidern für euch, meine Damen.

Und ernsthaft fügte sie hinzu: „Ganz aus Wolle!" Als ob die Baumwolle nie existiert habe, und als ob deswegen nicht tausende von Negern mehrere Jahrhunderte in Sklaverei hatten dulden müssen. —

Plötzlich, als es fast Nacht im Zimmer geworden, bemerkt der Vater, daß sein kleiner Junge eingeschlafen ist, den Kopf auf den Arm gelegt, mitten in dem zusammengestürzten letzten Kartenhause.

„Sieh' da", sagt der Gute frohgemut. „Der Sandmann ist gekommen." —

Und nun der wunderschöne Augenblick, den der Junge, der jetzt längst graue Haare hat, nie vergessen wird.

Die Mutter nimmt ihn auf den Arm, er fühlt den rauhen Bart des Vaters, die frischen Lippen seiner drei Schwestern der Reihe nach auf seiner schlafumfangenen Stirn. Dann läßt er mit wonniger Schlaftrunkenheit den Kopf auf die Schulter der Mutter sinken, und er hört dunkel eine liebe Stimme, sanft und schmeichelnd, dicht an seinem Ohre murmeln:

„Jetzt wollen wir buh—buh machen!" —

## II.

Zwanzig Jahre später lag in seinem Pulte ein Band unedierter Gedichte; er studierte die schönen Wissenschaften, und machte mit seiner lieben kleinen Marie, einer Modistin, die einer, freilich goldblonden, Madonna von Correggio glich, eine Landpartie.

Als sie bei ihrer Ankunft aus dem großen Landomnibus gestiegen waren und im Zimmer des Wirtshauses ihr bißchen Gepäck ablegten, da hatten sie beide herzlich gelacht über das eingerahmte Fechtmeisterdiplom, das Orangenblütenbouquet unter der Glaskuppel, über das unheimlich große Bett und über das Muster der Tapete, auf dem sich ein auf einem Elefanten sitzender, Tschibuck rauchender Nabob bis ins Unendliche wiederholte.

Als sie dann das Fenster öffneten, das Aussicht auf das freie Feld bot, und sie nun vor sich den Waldweg sahen, den grünen, feuchten Weg, der sich unter dichten Kastanienbäumen hinzog, da stießen diese Kinder der Großstadt einen Freudenschrei aus, und angesichts der Natur gaben sie sich einen Kuß, voll auf den Mund. —

Seit zwei Tagen, zwei übermäßig heißen Junitagen, mit einer wahren Badeatmosphäre, durchfeuchtet von kurzen Platzregen, lebten sie dort, streiften vom Morgen bis in die Nacht durch den Wald, und ließen beim Schlafengehen die Fenster auf, um von den Buchfinken geweckt zu werden.

Und sie waren so glücklich, so glücklich, daß sie alles, was hinter ihnen lag, vergaßen; daß es ihnen schien, als hätten sie immer dieses ländliche Zimmer bewohnt.

Das hübsche blonde Kind hatte den Zauber der Häuslichkeit hier verbreitet, wenn sie bei der Rückkehr von ihren tollen Spaziergängen ihren Sonnenschirm auf die Fußdecke des Bettes warf, und über den Glassturz der Orangenblüten ihren koketten Grisettenhut stülpte.

Er hatte vor ihr schon andere Geliebte gehabt, aber diese war die erste, die er mit dieser Hingebung, diesem Vertrauen geliebt hatte.

Sanft und schweigsam, ganz Liebe, so niedlich und mit so zärtlichen Schelmenaugen. Er war vernarrt in sie, vernarrt in den frischen Duft, der sie umwehte, in ihre Kinderworte, in das ernsthafte und weise Mäulchen, das sie machte, wenn sie nachdenklich war.

Und sie liebte ihn mit all' ihrer Naivetät, und wenn sie ihn zwei Tage nicht gesehen hatte, schrieb sie ihm in ihrer großen ungeschickten Schrift, mit schiefen Buchstaben, zum Küssen; Briefe voller Gefühl und orthographischer Fehler.

Schon seit langer Zeit hatten sie diesen Ausflug unternehmen wollen, aber es war immer nicht gegangen. Weshalb nicht? Weil die freie Zeit und vor allem, weil das dumme Geld immer fehlte. Aber endlich hatten sie alles und noch dazu schönes Wetter und die frische, freie Luft.

Sie hatten Artischoten mit Pfefferbrühe gegessen, und unter der blühenden Kapuziner-Sommerlaube jungen Landwein getrunken, der im Halse kratzte, und dann hatten sie zwischen den rauhen, aber schneeweißen Betttüchern der Bauern geschlafen.

Pfadlos waren sie durch das Gebüsch gelaufen, wo sie Brombeeren und wilde Erdbeeren gepflückt und gegessen hatten, und wo er, wie ein Hirt Theokrites oder wie ein moderner Ellenritter, am Sonntage, seine und Marias Initialen mit dem Taschenmesser in die weiße Rinde einer Birke eingegraben hatte.

Der schönste Augenblick aber dieser schönen Stunden, der Augenblick, dessen Erinnerung noch auf die Lippen des Greises ein Lächeln rufen wird, in vierzig, fünfzig Jahren, wenn er an seinem Krückstock sich über den Sand der Petite Provence schleppt, war am Tage vor ihrer Abreise, am Abend um elf Uhr gewesen.

Da es nur so vom Himmel gegossen hatte, hatten sie noch lange vor dem Kamin in der Küche gehockt, wo er seine großen Jagdschuhe trocknete, während sie das Büschel Wiesenblumen ordnete, die sie sich mit nach Paris nehmen wollte.

Dann waren sie auf ihr Zimmer gegangen, wo sie noch einige Zeit voller Schelmerei lachten, bis sie drunten im Saale das Gehumpel des Wirtes hörten, der seine Fensterladen schloß.

Endlich war alles still. —

Der Regen hatte aufgehört, und sie hatten sich

*) Im Original Wortspiel von chapeau und château en Espagne. D. U.

Digitized by Google

umgeben gefühlt von dem tiefen Schweigen, von dieser völligen Einsamkeit des nächtlichen Feldes.

Sie nahm, ohne ein Wort zu sagen, die einzige Kerze, die sie hatten, und stellte sie auf den Kamin vor den trüben, von Fliegen beschmutzten Spiegel und machte ihre Nachttoilette.

Er lehnte sich, die Beine übergeschlagen, tief in den großen Lehnstuhl zurück und betrachtete sie, schlaftrunken in Erinnerung an sein Glück.

Sie hat ihr Kleid und ihren Unterrock schon abgeworfen und hat nur noch ihr schwarzes Satinkorsett an, das ihren schlanken Leib eng umschmiegt. Und voller Anmut hebt sie, um sich ihr Haar aufzustecken, ihre ein wenig mageren Arme zum Kopfe empor; und als sie im Spiegel sieht, wie der Geliebte ihr zulächelt, lächelt auch sie ihm wieder zu.

Wie er sie in dem Augenblicke liebte! Wie sehr er sie liebte. Wunschlos. Zwei Nächte voll Liebestrunkenheit haben jede Begier erstickt. Allein dabei ist er nur noch zärtlicher.

Vor dem aufgedeckten Bette, das nach Lavendel duftet, vor den wie Zwillinge nebeneinanderliegenden Kopfkissen, durchkostet er schon jetzt die süße Wonne, seine Freundin in die Arme zu nehmen, ihr Gute Nacht zu sagen, mit einem Kusse, der fieberlos ist, und an diesem guten, schlichten Herzen einzuschlafen, das nur für ihn schlägt.

Und als ob sie seine Gedanken ahne, kam sie zu ihm, setzte sich auf seinen Schoß, nahm ihn in ihre kleinen Arme und indem sie ihn ganz nah' mit ihren feinen, süßen Augen betrachtete, die der Schlummer schon halb schloß, sagte sie, schmeichelnd wie ein Kind, das gewiegt werden will, mit einer vor Lässigkeit fast sterbenden Stimme:

„Jetzt wollen wir buh—buh machen!"

III.

Er ist alt geworden beim Erzählen seiner Liebesgeschichten, bei dem Ausmünzen all' seiner Träume. Mit fünfzig Jahren hat er graue Haare, Krähenfüße in den Augenwinkeln und einen verdorbenen Magen.

Heute Morgen, als er mit dem bitteren Geschmack des Alters im Munde erwacht ist und die Beisetzungsanzeige gelesen hat, hat er zuerst nicht hingehen wollen.

Wozu die Heuchelei, einem Mann die letzte Ehre zu erweisen, den er nicht geachtet.

Es war zwar ein Kollege — was für ein dummes Wort — aber ein bissiger, der eine giftige Feder führte. Er selbst zwar hatte sich nicht über ihn zu beklagen. Im Gegenteil. Ohne persönliches Interesse, aus reiner Neigung hatte der Journalist ihm stets eine Sympathie gezeigt, über die er errötete; hatte ihn mit Verständnis gelobt und in böser Zeit ihn sogar warm verteidigt. Er war, wenn auch nicht sein Freund, so doch sein Kamerad. Man schüttelte sich die Hand, wenn man sich zufällig auf der Straße oder bei einer Première traf. Er mußte wohl doch dem Begräbnisse beiwohnen. Er schuldete dem Toten diese Höflichkeit.

Und an dem trüben, regnerischen Novembervormittag hatte er sich rasiert und früh genug angekleidet, hatte schnell gefrühstückt — die Eier waren nicht mehr frisch — dann hatte er einen Wagen genommen, der roch wie ein Hund, den man aus dem Wasser gezogen hat, und er war doch zu spät in die Kirche gekommen, als der Leichengottesdienst fast zu Ende war. —

„Achtung! Präsentiert das Gewehr!"

Und der Tambour schlug seinen dumpfen Wirbel.

Soldaten? — Ach ja, es ist wahr — das Ehrenkreuz auf dem Katafalk! Er, den man jetzt zu Grabe trug, hatte es einst im Schmutze einer politischen Intrigue, bei der auch Dirnen beteiligt waren, aufgerafft. Und der Dichter, während er sich, als der Sarg aufgehoben wird, verneigt, schämt sich des eignen roten Bandes.

Aber da er einmal hier ist, will er bis zum Ende bleiben. Er stellt sich mit in die Reihe, sprengt mit dem Weihwasser, steigt in seinen Wagen und der Zug setzt sich unter einem feinen, kalten Regen gegen die Faubourgs in Bewegung. —

Auf dem Friedhofe die alte, traurige Komödie. Menschen, die auf dem ganzen Wege über einen Skandal, der sich gestern ereignet hat, gelacht haben und jetzt ein würdiges oder kummervolles Gesicht aufstecken, während sie an die offene Gruft treten.

Der lächerliche Leichenredner, der wie ein Charlatan lügt, wenn er von den Toten spricht, in der Hoffnung, damit von sich reden zu machen.

Und in einem Winkel, auch eine Illustration zum Leben des Verstorbenen, seine Geliebte, eine alte Vettel, deren Trauer ein Maskenscherz zu sein scheint, und deren Thränen ihr die Schminke von den Backen waschen.

Er hat genug davon, der nervöse Mensch. Er sieht schon, wie er beim Fortgehen unehrliche Händedrücke geben muß, und er schleicht sich vor dem Ende weg, indem er sich hinter einem prächtigen Reklamemonumente verbirgt, das zum Gedächtnis eines Modewarenhändlers errichtet ist; und er flieht in eine verlassene Allee des Friedhofes.

Es regnet nicht mehr; aber dieser rußige Himmel, im Schmutze die welken Blätter, auf den Gräbern die schwarzen, häßlichen Bäume, und dieser ungesunde Wind, der Wind der Epidemien, der seufzend über die Gräber streicht — es ist grausam, zum Ekel. —

Und den einsamen Träumer überkommt eine unsagbare Traurigkeit. Er denkt daran, daß er nicht mehr jung, daß er krank ist; daß sein Leben voller Ärger und ohne Ziel, ohne Hoffnung ist; und daß sein von den Kollegen so beneideter Ruf, sein papierner Ruhm, ihm nichts ist, gar nichts. —

Er sagt sich, daß wenn man ihn einst hier zur Ruhe bringen wird, sich das alles wiederholen wird wie bei diesem Toten; dieselben Kolbenstöße auf die Steinfliesen der Kirche, dieselben Gleichgültigen in den Wagen, die von ihren Geschäften sprechen, derselbe Harlekin, in weißer Kravatte, der seine Albernheiten mit dem Pathos eines Marktschreiers hinausschreit, während ein gefälliger Freund ihn mit seinem Schirm vor dem Regen schützt. —

Digitized by Google

Und er ist so mit Traurigkeit, mit Abscheu gesättigt, daß er schon jetzt tot sein möchte, damit es zu Ende wäre, für immer zu Ende. —

Wie friedlich es sich hier ausruhen lassen muß!

Und in dem murmelnden Wind, der weint, wenn er durch den Taxus fährt und ihn hin und her wirft, glaubt er als Antwort auf seinen grausamen Wunsch die Worte zu hören, die ihn die schönsten Stunden seines Lebens zurückrufen — die Worte, die er nur hat aussprechen hören von seiner guten Mutter und von dem Mädchen, das er am innigsten geliebt hat:

„Jetzt wollen wir buh—buh machen!“ —

## Misericordia.

Von Holger Drachmann.

Aus dem Dänischen übertragen von P. J. Willatzen.

Es tönt ein Gesang, ein seltsamer Gesang,
Wenn der Lärm des Tages geschwunden;
Ein einziger Ton, hinzitternd so bang,
Hält mich wach in den nächtlichen Stunden.

Mich lullte die Weise wohl ein, wenn sie
Nur künstlerisch gliedert' ihr Klagen;
Doch diese eintönige Melodie
Muß den Schlaf von den Augen verjagen.

Sie gaukelte süßen Traum wohl mir vor,
Wenn's die Stimme der Wellen wäre;
Doch scheucht sie vom Lager mich jäh empor:
Dies Lied ist kein Lied aus dem Meere.

Oft lauscht' ich der Wellen wehmütigem Sang
Am Strande bei Nacht und bei Tage —
Nein, dieser eintönige, schneidende Klang
Ist nimmer der Wellen Klage.

Wo kommt er denn her? Wes Stimme gellt
Unmelodisch so und verdrossen?
So hoffnungs-, so trostlos hinaus in die Welt?
Ich will es euch künden, Genossen!

Die Weise tönt aus dem Kellerloch,
Wo der Hunger sitzt am Lager,
Wo der Tod dem Elenden schüttelt noch
Den Leib, der so fahl und so hager;

Wo der Unhill sich selbst und ihr Kind erwehrt
Die Mutter, die ruchlos bedrohte,
Vorm Gatten, der torkelnd zurück zu ihr kehrt,
Besudelt vom Gassenkote;

Aus der Lasterhöhle die Weise hallt,
Wo Sünde und Frechheit sich paaren;
Wo zum Trauraltare die Schande wallt,
Wurmzerfressene Blumen im Haare.

Wo entstand die Weise? Geboren in Not,
In Wüsten verklingt ihr Gegreine;
Der Ruf war stets derselbe: „Brot!“
Und die Antwort dieselbe: „Steine!“

## Irrtümer des Naturalismus.

Von Ernst Eckstein.

Der Naturalismus behauptet, die Darstellung der Welt und des Lebens sei nur dann realistisch, d. h. wahr und gleichzeitig künstlerisch wertvoll, wenn sie mit photographischer Treue auch das Kleine und Kleinste nachschaffe und voll beleuchte.

Daß dieser Lehrsatz auf einem groben Irrtum beruht, wird sich am leichtesten darthun lassen, wenn man auf das Gebiet der eigentlichen Kunst des Schauens, der Malerei, übergreift.

Jedes Gemälde hat einen durch seine Größenverhältnisse bedingten Punkt, auf welchen seine Wirkung berechnet ist: den Punkt des Beschauers, d. h. diejenige Stelle im Raum, wo der gestaltende Künstler sich das genießende Auge denkt.

Von diesem ziemlich genau festzustellenden Punkt aus betrachtet, wird nun keineswegs dasjenige Bild den naturwahrsten Eindruck hervorbringen, das sämtliche Einzelheiten in peinvollster Sachlichkeit genau wiedergiebt, sondern dasjenige, das uns die Dinge so malt, wie sie aus dieser Entfernung für den Beschauer aussehen, wie sie *erscheinen*.

Das blasse, dämmerung-umwobene Gesicht z. B. des wandernden Burschen, der als Staffage in jene Abendlandschaft gezeichnet ist, wirkt vom richtigen Punkt aus völlig naturwahr; in der Nähe betrachtet, ist es jedoch durchaus nicht naturalistisch wahr, d. h. mit Ausführung aller thatsächlich vorhandenen Linien und Flächen gezeichnet, sondern fast nur ein verschiedentlich abgetönter Fleck; denn als ein solcher zeigt sich uns ein dämmerung-umwobenes Gesicht in der Wirklichkeit, — und so verstanden, hat die Schule der französischen Impressionisten recht.

Durchaus im Widerspruch mit diesem echten und wahrhaften Realismus steht nun der Irrtum der Naturalisten, die — wir kehren jetzt wieder zur Dichtkunst zurück — dem Leser nicht etwa nur das vorführen, was er vermöge der ganzen Situation, der Umstände und der sie begleitenden Stimmung sehen würde, sondern alles, was überhaupt geschieht und vorhanden ist.

Und zwar gehört es bekanntlich zu den Lehrsätzen des Naturalismus, daß ganz besonders das Häßliche, Abstoßende und Verstimmende ja nicht unerwähnt bleiben darf, selbst da, wo es im lebendigen Leben in der Wirklichkeit übersehen wird.

Das Häßliche grundsätzlich aus der Kunst verbannen zu wollen, wird höchstens einer hysterischen Pensionatsvorsteherin beifallen. Vielmehr ist das Häßliche — vornehmlich das Ethisch-Häßliche — Vorbedingung aller wirklichen Poesie, wenn wir einzig die Lyrik und die Idylle ausnehmen. Einer schönen Idee durch alle Kämpfe mit dem sie befehdenden Häßlichen zum Sieg zu verhelfen oder uns durch die Darstellung ihres Untergangs im Kampf mit dem Häßlichen tragisch zu rühren, ist ja die Aufgabe des Poeten. Von dem Hintergrunde des Häßlichen hebt sich das Schöne nur desto glänzen-

Digitized by Google

der ab. Inständig bitte ich, diesen Satz nicht etwa so zu verstehen, als enthalte er eine Billigung jener beschränkten, unrealistischen Auffassung, der zufolge die Menschen und Dinge in zwei scharf gesonderte Begriffsarten — etwa in Engel und Teufel, in Kleinodien und Scheußlichkeiten — zerfallen. Der echt realistische Dichter weiß theoretisch und praktisch, daß Himmel und Hölle in jeder Menschenbrust virtuell beieinander wohnen, daß jede Persönlichkeit ein Gemisch aus beiden vertritt und daß es nach keiner Richtung ein Vollkommenes, Absolutes giebt. Dennoch finden sich schroffe Gegensätze, schroff genug, um für die oben erwähnte künstlerische Verwendung als schätzbares Material zu dienen. Auch innerhalb der einzelnen Charaktere läßt sich das Häßliche höchst wirksam als Folie für das Schöne und Edle verwenden; daher denn z. B. nichts tiefer ergreift und zugleich naturwahrer anmutet, als wenn irgend ein Unhold, ein entarteter Schurke halbverwischte Spuren von Menschlichkeit zeigt.

Wir gehen noch weiter. Selbst das Physisch-Häßliche bis an die Grenze des Ekelhaften kann von dem Dichter wie von dem Maler — (von dem letztern, da er unmittelbar zum Auge spricht, allerdings unter wesentlich veränderten Bedingungen) — unverhüllt dargestellt werden: nur muß dem Leser und dem Beschauer sofort die Notwendigkeit dieses Häßlichen und der Zusammenhang seiner Darstellung mit dem Geiste der Sachlage klar werden.

Wenn ich z. B. die Qualen eines Gefangenen schildere, eines glänzenden Aristokraten, der, von allem Luxus des Lebens verwöhnt, nun doppelt unter den Schrecknissen seines Kerkers leidet, so kann ich ohne tastende Zaghaftigkeit die ganze Scheußlichkeit seines Verließes darstellen, den widerwärtigen Modergeruch des fauligen Strohes, den Qualm der triefenden Wände, den Unrat, der — um es kraftvoll auszudrücken — den Löwen zum Schwein entwürdigt. Das alles kann sogar für die künstlerische Gesamtwirkung unumgänglich sein. Denken wir uns etwa den Sohn, der den geliebten Vater in diesem Pfuhle gewahrt, so leuchtet es ein, daß, je packender die schmach- und qualvolle Lage des Vaters geschildert ist, um so verständlicher auch der wühlende Schmerz, der Zorn, die Rachbegierde des Sohnes erscheint. Mit einem Wort: das Häßliche gehört hier entschieden zur Sache, es ist nicht zu vermeiden, es bildet ein unentbehrliches Rad in dem Triebwerk.

Welchen Zweck jedoch verfolgt der Poet, wenn er den Helden beim Frühritt durch die Straßen der Stadt einen Pudel bemerken läßt, der am Korb eines Hökerweibes das Bein emporhebt? Oder weshalb muß uns erzählt werden, daß der Vollblutrappe, auf welchem der Jüngling dahinsprengt, plötzlich, während die Sonne einen flammenden Streifen über die Stirne des Reiters wirft, den Schwanz hebt und den letzten Akt seines Verdauungsprozesses vollendet?

Im Anfang, d. h. bevor man die Art und Weise der Naturalisten gründlich kennen gelernt hat, unterstellt man eine bloße Geschmacklosigkeit. Man sagt sich: schön und dichterisch ist die Sache ja nicht, aber der Autor wird doch mit seinen plötzlich hervorgezauberten Hesperidenäpfeln irgend etwas bezweckt haben. Das wäre ja denkbar, z. B. in einem Kriminalroman, wo diese Bonbons des Naturalismus — freilich mit einem starken Arom unfreiwilliger Komik — eine ähnliche Rolle spielen könnten, wie die Kieselsteine des kleinen Däumlings.

Bald aber erkennt man, daß eine solche Vermutung weit über das Ziel hinausschießt. Es handelt sich nur um ein vermeintlich naturwahres Detail, das genau ebenso gut wegbleiben könnte, ohne die Haushaltungskunst der Erzählung zu schädigen.

Ein Dogmatiker des Naturalismus könnte nun einwenden: nicht alles, was da unbeschadet der Ökonomie des Ganzen wegbleiben könnte, ist künstlerisch überflüssig; vielmehr dienen solche Details zur Belebung, zur genaueren Charakterisierung und zur Verwahrheitlichung des Ganzen.

Hierauf antworten wir:

Ganz gewiß giebt es derartige kleine Züge, die, ohne durchaus notwendig zu sein, doch wünschenswert sind zur Erzeugung der poetischen Täuschung. Nur bestreiten wir, daß ein Begehnis, wie das oben erwähnte, in die Reihe derartiger wünschenswerter Züge gehört.

Will der Dichter den duftigen Frühlingsmorgen oder die psychologische Situation seines Helden schildern, so stört er durch jene Einzelheit seinen Zweck. In der großartig-lieblichen Symphonie eines erwachenden Lenztages verschwindet jenes kleinliche Alltagsereignis ebenso vollständig, wie das Gepiepe der Kirchenmaus vor den Klängen des Oratoriums. Mit der psychologischen Situation des Helden hat es nun vollends nicht das Geringste zu thun. Der Dichter wirkt also unwahr: er drängt nämlich unserer Betrachtung etwas auf, was man sonst übersieht.

Nicht alles, was thatsächlich wahr ist, erscheint darum auch künstlerisch wahr.

Es ist thatsächlich wahr, daß alle die blühenden Mädchengestalten, die in ihren reizvollen Toiletten den lichtüberfluteten Ballsaal durchschweben, mit Eingeweiden gefüllt sind. Der Anatom kann uns die Lage derselben mit großer Genauigkeit angeben. Hier unter dieser prächtigen Rosen-Guirlande liegt die Leber und die schwarzgrüne Galle; dort zwischen den beiden Zeugstreifen und etwas darüber der Magen; dort der Dünndarm, der Zwölffingerdarm, der Blinddarm mit dem Wurmfortsatz, der Dickdarm, der sich links absteigend in den Rektus verwandelt.

Es ist thatsächlich wahr, daß innerhalb dieser verwickelten Apparate unausgesetzt Absonderungen, chemische Umgestaltungen und mechanische Vorgänge stattfinden, — und auch hierüber kann uns der Mann der Wissenschaft eine sehr anziehende Vorlesung halten.

Es ist aber eine Verrücktheit des Naturalismus, eine künstlerische Lüge, wenn ein Poet bei der Schilderung eines Ballsaales diese Dinge uns auch nur andeutet; — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein Mensch — die Studenten der Anatomie im ersten Semester allenfalls ausgenommen — an diese Verhältnisse denkt.

Digitized by Google

Für den Dichter sowohl wie für den Leser ist ein Mädchen im Ballsaal eben lediglich das, was sie scheint, — eine Gestalt, die äußerlich durch ihre Formen und Farben, innerlich durch das Gepräge ihrer Persönlichkeit wirkt, ohne daß man hier auf die „Wahrheit", die für die meisten Menschen ja überdies jenseits aller Erfahrung liegt, cynisch zurückgreifen müßte. Wir sehen die blühenden Wangen: nur der Sonderling aber, oder der Spaßvogel, spricht von den Venen, die infolge einer erhöhten Herzthätigkeit stärker als sonst durch die Zellen der Epidermis schimmern.

Ebenso ist es thatsächlich wahr, daß der Mensch gewisse körperliche Verrichtungen mit größerer oder geringerer Pünktlichkeit innerhalb gewisser Zeiträume zu vollziehen pflegt; künstlerisch unwahr jedoch ist die Manier der Naturalisten, uns diese Verrichtungen bei den von ihnen dargestellten Individualitäten buchstäblich oder andeutungsweise miterleben zu lassen; denn — und in der Verkennung dieses Umstandes liegt der Grundirrtum des Naturalismus — im wirklichen Leben wohnt man der Ausübung solcher Verrichtungen nicht bei. Vielmehr wird alles, was sich auf diese Dinge bezieht, ängstlich geheim gehalten, — ja in der guten Gesellschaft geradezu übersehen — aus Zweckmäßigkeitsgründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Menschen, mit denen wir tagtäglich verkehren, haben wir nie in derartigen Situationen erblickt. Soll es nun künstlerisch wahr, soll es nun echter und wirklicher Realismus sein, wenn die Kunst, die Zurückgestaltung des Lebens, diesen Sachverhalt umstößt und den Leser dahin mit einlädt, wohin, einem allbekannten Witzwort zufolge, auch die Fürsten ohne Gefolge wandern?

Wir haben hier die derbsten und anschaulichsten Beispiele festgenagelt, weil sich die Irrtümlichkeit einer Lehre bei solchen Extremen am überzeugendsten nachweisen läßt. Genau jedoch, wie mit diesen Extremen — ach, und es sind ja noch nicht einmal die extremsten Extreme! — verhält es sich mit hundert anderen Momenten, die nicht so brutal in die Nase steigen.

Die Kunst des Dichters besteht gerade darin, nicht alles gleichzeitig mit photographischer Treue wiederzugeben, sondern das Wesentliche herauszugreifen, das Unwesentliche nur anzudeuten oder vollständig fallen zu lassen.

Das meiste aber, was der Naturalismus in seinen Schilderungen bevorzugt, ist nebensächlich.

Jedermann weiß genau, was geschieht, wenn ein liebendes Paar, das der Priester verbunden hat, am Abend des Hochzeitstages die übliche Reise antritt oder sein Heim bezieht. Gerade jedoch, weil dies so selbstverständlich ist, hat die Schilderung, auch die maßvollste, nur dann ihre Berechtigung, wenn hierbei psychologische Vorgänge dargestellt werden sollen, die mit dem ganzen Problem der Dichtung im Zusammenhang stehen.

Daß uns z. B. Ohnet in seinem „*Maitre de Forges*" nach der Vermählung der beiden Helden ins Brautgemach führt, ist vollauf begründet.

Auch Julius Rodenberg thut dies mit vollkommenem Recht in seinem Gedichte „Die Brautnacht", das eine düstere Katastrophe aus dem schottischen Hochland schildert.

Bei Ohnet soll sich der schroffe Gegensatz zwischen der Liebe des Gatten und der Abneigung der Frau zu einem weithin sichtbaren Gipfelpunkte erheben; der Hüttenbesitzer soll gerade in dem Moment, wo er das Weib seiner Wahl ein für allemal zu besitzen glaubt, durch die Erkenntnis erdrückt werden, daß er der Spielball einer verwerflichen Laune ist.

Bei Rodenberg muß die höchste Entwicklung der Sinnenglut mit der schrecklichen Katastrophe zusammenfallen. In dem Augenblicke, da Gordon flüstert:

„Ha, Käthchen, bist so bleich und kühl!
Und mir, mir zittert jeder Nerve —
Komm! Laß Dich nieder auf dem Pfühl —"

da zückt sie den Dolch:

„ . . . . . und auf die Steine
Des Bodens sinkt der Bräutigam."

Die rein künstlerische Absicht in solchen Fällen ist klar.

Anders bei den Naturalisten.

Ich bin außerordentlich duldsam. Die vielbesprochene, mit physiologischen Einzelheiten überladene Szene in Zolas *Pot-bouille*, wo das arme Dienstmädchen, hilflos und von allen Menschen verlassen, in seiner elenden Kammer niederkommt, lasse ich, abgesehen von ihrer vielfach komisch wirkenden Kleinmalerei, gelten; denn sie bildet einen wirksamen und wohlerwogenen Gegensatz zu dem Vater des Kindes, dem wohlbestallten Herrn Tribunalsrat, der mit seiner würdevollen Gattin das erste Geschoß bewohnt, innerhalb seiner vier Pfähle als Sittenprediger, draußen aber als Lebemann auftritt, und vielleicht in demselben Moment, da jenes jammervolle Geschöpf sich unter leiblichen und geistigen Qualen windet, von der wachsenden Unmoral spricht und von der Notwendigkeit, an der Kindesmörderin, deren Prozeß morgen verhandelt wird, ein Exempel zu statuieren.

Völlig unmotiviert dagegen erscheint in „*La joie de vivre*" des nämlichen Autors die geradezu ekelhafte Schilderung einer legitimen Entbindung, die lediglich dem öden Prinzip entspringt, das hier bekämpft werden soll.

Sachlich genommen ist jene Schilderung so wahr, wie irgend denkbar; sie könnte recht gut die Einleitung zu einer medizinischen Doktor-Dissertation bilden; ja sie macht fast den Eindruck, als sei sie den Aufzeichnungen eines stilistisch begabten Frauenarztes entlehnt. Künstlerisch aber hängt sie völlig in der Luft. Daß die Heldin jenes Romans, ein junges Mädchen, in welchem der Autor die Urwüchsigkeit und Gesundheit einer echten Frauennatur schildern will, keine Skrupel kennt, und trotz ihrer unantastbaren Tugend in die geheimsten Rätsel der Sexual-Verhältnisse eingeweiht ist, wissen wir schon aus zahlreichen, kraft-gewürzten Momenten; es war unnötig, sie uns noch vorzuführen, wie sie den gräßlichen Peripetien jenes Ereignisses anwohnt, ohne sich durch die Mitanwesenheit des Arztes und

Digitized by Google

des Gemahls aus der Fassung bringen zu lassen. Die Absicht nämlich, hierdurch das Mädchen weiter zu charakterisieren, wäre der einzig denkbare Beweggrund für die widerliche Kleinmalerei, die Zola auf diese Szene verschwendet. Der zwanzigste Teil, in maßvollster Abmilderung, hätte für diesen Zweck dann genügt. Bei näherer Betrachtung jedoch zeigt sich, daß die Unterstellung eines solchen Motivs irrtümlich wäre. Man kennt, wie gesagt, die Vorurteilslosigkeit der jungen Dame schon durch und durch; kein neuer Zug wird ihrem Charakter durch diese Mithilfe beigefügt. Vielmehr kömmt uns nachträglich die Erwägung, daß da, wo es sich um das Leben einer teueren Angehörigen handelt, auch ein minder emanzipiertes Mädchen die natürliche Scheu vor gewissen Dingen außer Acht lassen könnte, in jener Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft, die gerade das Weib zur gebornen Pflegerin aller Kranken und Leidenden stempelt.

Was mir nun bei dem Naturalismus, namentlich wie er in Deutschland mehr kritisch als produktiv sich entwickelt hat, ganz besonders verwunderlich scheint, ist seine Feindseligkeit gegen gewisse Formen der historischen Dichtung.

So weit ist die Sache gediehen, daß bei oberflächlichen Köpfen „historisch" und „realistisch" — (denn die Naturalisten decken sich gern mit der Flagge des Realismus, weil gegen diesen kein vernünftiger Mensch und am wenigsten ein Dichter etwas einwenden kann) — als kontradiktorische Gegensätze betrachtet werden!

Als ob z. B. ein historischer Roman nicht höchst realistisch und ein moderner nicht ganz und gar unrealistisch gefärbt sein könnte!

Gewisse Versuche unserer jüngeren Naturalisten liefern den klaren Beweis, daß mit der Aufsuchung und Bearbeitung moderner, ja selbst derballtäglicher Stoffe noch durchaus keine Gewähr für eine wirklich realistische Behandlung geboten ist. Vielmehr hat man bei solchen Schöpfungen häufig genug das Gefühl, daß der Schilderer das wirkliche Leben nicht kennt oder nur einseitig kennt, also, ganz abgesehen von der künstlerischen Wahrheit, nicht einmal sachgemäß wahr ist. Sogar Meister wie Zola und Dostojewsky überschreiten, trotz ihrer wunderbaren Beobachtungsgabe im Einzelnen, durch das Gesamtkolorit ihrer Kompositionen die Grenze der Wahrheit oft so stark, daß ihren Werken etwas Pamphletartiges und Karrikaturistisches innewohnt. Bei aller dichterischen Beredtsamkeit, die Zola in seinem Roman „*La Terre*" aufwendet, glaubt ihm kein unbefangener Mensch, daß der französische Bauer in diesem Werke naturgetreu dargestellt sei.

Andrerseits giebt es historische Romane vom packendsten Realismus, sogar von jener photographischen Treue im Einzelnen, wie sie der Naturalismus auf seine Fahne schreibt.

Hier aber tritt nun ein ganz eigentümlicher Widerspruch auf.

Das Nämliche, was da bei dem modernen Roman ein Vorzug, ja das eigentliche Kriterium seines poetischen Wertes sein soll: die scharfe Beobachtung der Dinge und Zustände, die Genauigkeit der Details, das Minutiöse der Ausführung, der Scharfblick für das Kleine und Kleinste, das wird dem Dichter des historischen Romans zum Verbrechen gestempelt. Man faselt da von der „Auskramung archäologischer Gelehrsamkeit", obgleich dem Gelehrten die Verwendung der von ihm längst erworbenen Einzelkenntnisse auf dem Gebiete fremder Kulturepochen durchaus keine größere Mühe verursacht, als dem Naturalisten die Verwendung seiner Einzelkenntnisse, wie sie durch den Besuch von Verbrecherkellern und andren modernen Örtlichkeiten gesammelt werden.

Der Unsinn liegt auf der Hand.

Es kann sich hier offenbar nur darum handeln, ob die Verwendung dieser Details Hauptzweck und die Dichtung Nebenzweck ist, — wie etwa in Beckers „Gallus" — oder ob im Gegenteile die Dichtung Hauptsache ist und die Details nur zur Verwahrheitlichung, zur realistischen Ausführung der poetischen Idee dienen.

Im ersten Fall hat das Werk mit der Poesie nichts zu thun; es ist lediglich das Vehikel lehrmeisterlicher und pädagogischer Zwecke; im andern Falle ist es — bei sonst gleichem dichterischen Können — ebenso gut Poesie, wie irgend ein Werk aus der voll pulsierenden Gegenwart.

## Martin Greif:
## Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Martin Greif ist sowohl Lyriker als Dramatiker; neben seinen eigenartigen Gedichten steht eine Reihe von Dramen: Korfiz Uhlfeldt, Nero, Marino Falieri, Prinz Eugen, Heinrich der Löwe, Die Pfalz am Rhein; zu diesen gesellt sich nun auch ein Konradin, der letzte Hohenstaufe (Stuttgart, J. G. Cotta). Sicherlich wird sich das Trauerspiel durch seine unzweifelhaften Vorzüge, seinen großen geschichtlichen Stil, seine reizvollen Einzelheiten die Achtung der Leserwelt erringen, und auch die Bühnen werden nicht gleichgültig an ihm vorübergehen können: wenn wir hier einige Schwächen der Behandlungsweise berühren, so geschieht dies nicht, um der Wirkung des Stücks entgegenzuarbeiten, sondern weil dadurch, wie uns scheint, einiges Licht auf Greifs ganze Dramatik geworfen wird. Der Stoff ist — so lautet unser einer Einwand — nicht genügend aus dem bloß Geschichtlichen herausgehoben worden. Das Geschichtliche allein aber besitzt auf der Bühne keine Berechtigung; daß etwas einmal geschehen ist, und sei es noch so groß, leiht ihm wohl im Geschichtsbuche, nicht aber im Theater ein Interesse. Es muß vielmehr etwas Allgemeines aus dem Dargestellten sprechen, soll es uns daselbst

Digitized by Google

fesseln; eine Lehre, insofern, als das Leben vielfach etwas lehrt — also nicht eine Tendenz, um jedem Mißverständnis vorzubeugen — müssen wir als Ertrag mit nach Hause nehmen. In diesem Sinne hat z. B. Hans Herrig seinem Konradin etwas Allgemeines abzugewinnen gewußt: die Darstellung des allzu Jugendlichen, das freudig und voller Hoffnungen immer nur vorwärts sieht und nicht bedenkt, daß es auch ein Rückwärts giebt — wer verstünde so etwas nicht? Das kann immer wieder vorkommen. Ohne diese Fühlung mit unsrer Person aber entbehrt das Geschaute der Wärme, wie es bei Greifs Stück der Fall ist. Dann: soll Konradin wirklich ein tragischer Held werden, so muß die Notwendigkeit des Zuges nach Italien möglichst stark hervorgekehrt werden: es muß ihn wie ein Schicksal, dem er nicht entrinnen kann, nach dieser Schlachtbank deutscher Kraft reißen. An und für sich ist ja an dem Zuge, der auf dem Schaffot in Neapel sein trauriges Ende fand, nichts Tragisches: ein Jüngling, fast noch Knabe, ohne Erfahrung und hinreichende Hilfskräfte, in Sorglosigkeit und Kopflosigkeit einem schlauen und übermächtigen Feinde gegenübertretend — mußte der nicht unterliegen? Wenn aber betont wird, daß der also in sein Verderben Rennende einem unwiderstehlichen Drange seiner Zeit und seines Geschlechts folgte, daß es ihm gleichsam mit der Muttermilch eingegeben war, über die Alpen zu steigen und sein verlornes Erbe wiederzugewinnen — ja, dann nehmen wir Anteil an seinem Geschick und sein Tod erschüttert uns. Bei Greif aber tritt uns dieses Muß nicht als etwas Übergewaltiges, als ein Gebot, dem nicht widersprochen werden dürfe, entgegen: was Konradin antreibt, trotz aller Abmahnungen der Mutter und Großen nach Süden zu ziehen, ist anderer, minder zwingender Natur. Bei Herrig war auch diese Nötigung stärker begründet. Indessen soll diese Anzeige keine Empfehlung von Herrigs, sondern von Greifs Konradin sein, und so sei hinzugefügt, daß das Drama des Letzteren sich vor dem des Ersteren, das in eine Anzahl balladenartiger Szenen und Bilder auseinanderfällt, durch eine größere Geschlossenheit auszeichnet; es ist das ein Vorzug, der bei der Aufführung zu seinen gunsten immerhin schwer ins Gewicht fallen dürfte. Übrigens müßte das Stück für die Darstellung noch etwas gekürzt werden.

Leipzig. Julius Riffert.

## Eine Fortentwicklung des deutschen Dramas.*)

Von Kaberlin.

Der Streit um Erscheinungen hat sich seit einigen Jahren, besonders wieder in den Gebieten der Litteratur, verdauert, ja, er ist so sehr ein Hauptmerkmal der kritischen Litteratur geworden, daß er von unklaren Köpfen schon mit dem Wesen der geistigen Umgestaltung selbst verwechselt worden ist. Das neue Geiststreiben wird noch immer mit der Sturm- und Drangperiode innerlich verglichen, obgleich die Ähnlichkeit höchstens in dem Gemeinsamen in äußerer Bewegung zu finden ist. Wie damals ertönen auch heute wieder die Rufe nach dem ästhetischen Messias, trotzdem der neue Geist schon einige Keime für eine ethische Kunst zur sichtbaren Entfaltung gedrängt hat. Die Gefahr des Verkennens liegt also noch immer nahe, zum größten Schaden des Nachwuchses und somit auch der kommenden Produktion.

Aus diesem letzten Gesichtspunkt vorzüglich soll hier nun eine Dichtung „Vor Sonnenaufgang" eingehend kritisch zergliedert werden, die nicht nur bereits Ursache zu einem solchen unklaren Streit gegeben, sondern auch zum nachteiligsten Vorteil des Verfassers, Gerhart Hauptmann, wohl in Bälde — wenn es nicht schon geschehen ist — von dem allzeit bereiten Enthusiasmus aus ihrem Knospenzustand in einen Ausdruck Zeit- und Zielreifer neuer Kunst umgefühlt und umgeklügelt werden wird. Von einer Seite ist bereits die vollendete Anwendung des Dialekts, der gesteigerte Realismus der Thatsachen und des Ausdrucks als das „Neue" bezeichnet, von Andern der pathologische Stoff als Ibsenei verdammt worden. Wieder Andere haben von einem dramatischen Standpunkt das Stück wertlos genannt. Trotzdem ist der Zauber, der von der Dichtung ausgeht, noch unerklärte Thatsache. Auch der bekannte Kritiker Brahm hat in seiner Äußerung in der „Nation" kritisch nur wenig geboten und scheint es vorzuziehen, erst nach der Aufführung des Stücks auf der „Freien Bühne" in Berlin sein letztes Wort zu sprechen.

Soll nun ein ersprießliches Ergebnis zu Stande kommen, so wird sich die zulänglichere Wiedergabe des behandelten Problems und ein feineres Eingehen auf wichtige Einzelnheiten von selbst rechtfertigen.

Demgemäß der Inhalt der Dichtung zuerst:

Man vergegenwärtige sich eine schlesische Bauernfamilie, deren geistige und sittliche Lebensführung sich durch die Folgen eines ziemlich schnell erworbenen Reichtums verwirrt und verheimlicht hat. Der Bauer hat sich längst seitlings gesoffen — er umtaumelt gleichsam nur die Handlung. Die Bäuerin, sein herrschsüchtiges Weib zweiter Ehe und eine „wirkliche" Stiefmutter zweier erwachsener Töchter, hat nicht nur alle äußere Macht an sich gerissen — von ihr geht auch eine protzige Kultur aus, in die sich die anderen Familienmitglieder hineinfinden müssen. Hoffmann, der Schwiegersohn-Pächter einer Kohlengrube, der die Niederkunft seiner Frau auf dem Gute erwarten will, weiß seine Schwiegermutter zu behandeln, sie hie und da sogar zu lenken; aber Helene, die noch ledige Tochter aus erster Ehe, weicht dem herzlicheren Umgang mit der Stiefmutter aus: das Weib hat ihr einen klotzigen Bauernburschen zum Bräutigam gewaltsam aufgeeignet, scheut sich aber nicht, in naiver Verkommenheit mit

*) Gerhart Hauptmann, „Vor Sonnenaufgang". Soziales Drama. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung.

Digitized by Google

dem weit jüngeren Menschen im vertraulichsten Verhältnis zu leben.

Helene sehnt sich nach Befreiung, während Hoffmann seine Leute ausbeutet, Cognak trinkt und gediegen ißt. Sie lechzt nach der Frische neuer, klarer Verhältnisse, der Schwager aber erwartet schon die gänzliche Haltlosigkeit in ihr, um etwas frisches Fleisch zu genießen. Wagt da das arme Mädchen in innerer Bedrängnis einen Naturlaut, so ist Frau Spiller, die freundliche Hausplage, sofort bemüht, den entstandenen Riß in den Verhältnissen mit süßen Redensarten wieder zu verkleben. So leben die plumpsten Gegensätze nebeneinander, umgeben von einigen Gestalten, die ohne anzuklagen, sich in stumpfer Ergebung um so eindringlicher und rührender im Hintergrund des Sittengemäldes abheben.

Endlich scheint ein Lichtstrahl in die trübe Atmosphäre hereinzufallen. Wie eine gierige Morgenblüte fängt ihn die Seele Helenens auf: mit Alfred Loth scheint für sie etwas von Erlösung zu nahen. Loth ist kein Frischling mehr, kein Feuerkopf, der alle bändigt — er ist eine breit ethische Natur, deren geistiger Habitus sozusagen nach steifer Überzeugung riecht: er ist der Mann der Vernunft, wenn auch gerade kein scharfer Denker. Hoffmann — mehr befreundet als Freund — empfängt lieber die Abwechslung als den früheren Mitsummler. Und während sie im Gespräch vergeblich nach neuen Berührungspunkten suchen, wittert der reife weibliche Instinkt schon in dem ruhigen Tone Loths die geistige und seelische Förderung, und Helenens noch allgemeine Neigung zum männlichen Geschlecht beginnt sich bereits zu einer individuellen zu verdichten; ins Nebenzimmer, wo sie lauscht, dringt eine Ahnung eines schönen Erlebnisses — vielleicht einer Liebe, zu ihr und ins Herz. Die Männer können wirklich die Freundschaft nur äußerlich erneuern. Hoffmann erkennt sogar eine Gefahr. Er weiß, was die ideale Forderung Loths für seine Bergleute und dann auch für sein Wohlergehen bedeuten kann, aber noch spürt er einen Rest von Laune: er hofft, Loth vom Magen aus zu unterwühlen, erklärt daher die Auster und den Champagner in Permanenz. Doch schon im nächsten Akt erweist sich Loth als sittlich handfest, die Austern haben ihre Mission nicht erfüllt — er ist seiner Verdauung nicht unterlegen, und zum zweitenmal erfolgt ein Angriff von seiten Hoffmanns — dieses Mal sehr derb, aber dennoch umsonst. Loth wehrt den lästigen Geist der Habgier aufrichtig ab. Da legt Hoffmann jeden Geist beiseite, er lüftet seine Seele und was nun nicht mehr ausbleiben kann, erlebt: der Druck verschiedener Stimmungen zerbricht die dürre Freundschaft. Die nächste Zukunft verachtend, greift der ehrliche Loth nach dem „vernünftigen" Wanderstab.

Aber Helene ist kein Kind mehr, zum Mindesten ist ihre Sehnsucht reif. Mit einem auf das äußerste gespannten Willen tritt Loth plötzlich das liebende Weib entgegen. In drei Worte drängt sich gegen ihren Willen ihr inneres Heiligtum. Die Blume reckt sich der Sonne entgegen und wirklich — dem Duft ausströmender Liebe kann selbst der vernünftige Loth nicht widerstehen. Sie fühlt das neu erwachte Leben in seinem Herzen und von der nach innen schlagenden Leidenschaft überwältigt, sinkt sie halb ohnmächtig an seine Brust. Loth hat wieder sein Herz entdeckt. Anstatt seinem Vorsatz gemäß und zum Zweck sozialer Studien zu den Bergleuten hinab zu fahren, braucht er seinen Geist für Entwicklung von Zärtlichkeiten; und, Helene bewacht das errungene Herz wie der Geier den Horst. Hoffmann wird nun geringer als die Umstände, er füllt nur noch Episoden. Die Liebenden lieben — das Mädchen unendlich. Da erscheint auf einmal der Doktor Schimmelpfennig, ebenfalls ein früherer aber jetzt noch guter Freund Loths.

Man muß Loths Haß gegen den Alkohol, seine Vererbungstheorie, die er mit Alkoholzahlen beweisen will, des Doktors Weiberfeindschaft kennen, um einzusehen, wie gefährlich gerade jetzt sein Erscheinen ist. Er ist eine zweite Naturausgabe Loths, und daß ich es nur gleich sage: die Gemeinsamkeit im wissenschaftlichen Standpunkt einerseits, der Zufall der fast griechischen Ortseinheit in Witzdorf andererseits, sollen Helenens Schicksal besiegeln. Während sie bei der dem Tode nahen Schwester weilt, erklärt der zur Geburtshilfe herangezogene Arzt dem zufällig gefundenen Freund: Helene stamme aus einer Säuferfamilie, die verheiratete Schwester, der Vater seien dem Alkohol ergeben — er möge die ihm drohende Gefahr erkennen. Loth, der noch vor fünf Minuten seine Absicht, Helenen zu heiraten, bestimmt geäußert hat, behauptet jetzt plötzlich, daß ihn die Vernunft zum Handeln treibe und er handelt wirklich. Er schreibt etwas auf einen Zettel und geht ohne Abschied in Nacht und Nebel fort. Der Doktor erinnert sich seines Berufs und geht nach dem entgangnen Freund mit regelrechtem Gange die Treppe hinauf, die Thüre hinein in das Zimmer der Wöchnerin — es ist nicht besser zu erzählen. Und Helene — sie wähnt den Geliebten allein, sie fliegt hinab in das Zimmer — sie kann ihn nicht finden: die Angst schüttelt sie — da entdeckt sie den Zettel und das Ende ihres Glücks. Mit dem Angstschrei entflieht etwas aus ihrer Seele — eine Dunkelheit kreist in ihrem Geist: plötzlich bändigt sie ein nie gefühlter Wille — im Nebenzimmer — in einem Anfall von Irrsinn — tötet sich das arme Geschöpf — und der fallende Theatervorhang entzieht die Trostlosigkeit den Blicken.

So hat der Verfasser ein Trauerspiel zu gestalten versucht. Faßt man nun die Behandlung und Ausgestaltung des Problems genau ins Auge, so ergeben sich innerhalb derselben zwei scharfe Gegensätze. Einmal ist bis zum Ende des dritten Akts keinerlei Verdichtung der Handlung, Zeit, Charaktere, keine planmäßige Vorbereitung eines Knotens bemerkbar. Die vorgeführten Gestalten besitzen alle ein scharfes Leben, das heißt, sie leben sich vor unsern Augen derart aus, daß sich die Teilnahme gleichmäßig auf alle verteilt und die Erwartung auf ein Heldentum oder mindestens Heraustreten einer Gestalt aus dem Rahmen der Handlung sich schließlich in ein Interesse

Digitized by Google

an der Gesamtlebenseinheit, an der kleinen Welt umsetzen muß. Über diesen drei Akten schwebt etwas von der unendlichen Tendenzlosigkeit, wie sie das Leben in ruhigem Hinblick auf seine sich selbst ausgleichende Gesamtheit erkennen läßt. Im schärfsten Gegensatz zu diesem breiten Strom des Zusammenlebens setzt dagegen vom vierten Akt an die enggefügte und zielstrebende Handlung ein, mit ihren verdichtenden Folgen auf alle künstlerischen Mittel. Dieser Bruch im Schaffen läßt erkennen, daß in den ersten Akten vorzüglich die Neigung zum Suchen und unbefangenen Ausleben der Eigenart — der Ausdruck des künstlerischen Instinkts, im zweiten Teil die bestimmte Absicht, konventionell dramatisch zu gestalten, ein künstlerisch bewußtes Wollen vorwaltet.

Wird nun der Grad des geäußerten Talents aus dem Gesichtspunkt ermessen, der aus der letzteren Absicht hervorgeht, so ergiebt sich in diesem Falle, wie ich noch darstellen werde, vorwiegend nur Verneinung. Da aber der Zauber der Dichtung auf diese Weise noch nicht erklärt ist, so kann die Position neben der Negation nur durch Gegeneinanderführung der üblichen kritischen Betrachtungsweise und einer neuen — der theoretisch-produktiven Studie erreicht werden, welch' letztere sich aber nur um die begriffliche Fassung der neuen, durch künstlerischen Instinkt freigewordenen Kunstmittel zu bemühen hat.

Will man zunächst das Antidramatische in der Handlung erkennen, so braucht man nur die geistige Basis des Problems, den wissenschaftlichen Standpunkt Loths und des Arztes zu prüfen. Loth hat sich eine Vererbungstheorie angeeignet, die die Wissenschaft noch nicht freigegeben hat. Abgesehen davon, daß der Beweis, den er folglich nun selbst geben muß, im Drama in Form von unmittelbaren Lebensäußerungen überhaupt nicht möglich ist, beweist er zwar mit Zahlen die unmittelbaren und schädlichen Folgen des Alkohols, aber er kann wie niemand bis jetzt beweisen, daß sich die Trunksucht thatsächlich vererbt. Dieses Moment ist hier jedoch das springende, denn auf die wirklich anerkannten, aber nur möglichen Folgen in der Nachkommenschaft: den moralischen Blödsinn und andere geistige Defekte, kommt es ihm nicht an, da sie sich erfahrungsgemäß in der ersten Generation nicht zu zeigen brauchen. Des Doktors Beweise halten eben so wenig die Sonde aus. Das erste Kind Hoffmanns, so weiß er Loth zu erzählen, hat nach einer Essigflasche gegriffen, diese umgeworfen — zerbrochen, sich an einer Scherbe die Pulsader aufgerissen und ist an den Folgen des — Alkohols gestorben. Offenbar falsche Fassung des Gedankens, denn das wesentliche ist hier wohl, daß das Kind die Flasche für eine Schnapsflasche hielt. Aber mit welchem Bewußtsein hätte das Kind es thun können! Höchstens doch nur mit dem instinktiven Griff nach einem Gegenstand wie nach jedem andern, der zufällig eine Schnapsflasche hätte sein können. Also eine Schicksalsidee, die mit der Vererbungstheorie nichts mehr zu thun hat. Oder aber das Dasein eines Instinkts für den Inhalt der Schnapsflasche müßte bewiesen, mindestens behauptet worden sein. Der Doktor läßt nun zwar das Kind „meinen' — dieses „meinen" setzt aber ein bestimmtes Bewußtsein voraus, welches sich darum nicht aus einem Instinkt entwickelt zu haben braucht, weil dieses Bewußtsein auch von außen durch Erregung des Nachahmungtriebs entstehen kann. Der Beweis für einen durch Instinkt rege gewordenen Trunktrieb zum Alkohol ist also durch Thatsachen nicht zu geben. Des Doktors Argumente können, wie man sieht, Ursache und Wirkung nicht verbinden, er behauptet, daß seine Medizin gegen den — Beinbruch schütze.

Da aber Loth auf solche Argumente hin Helenen verlassen, so hat er im guten Glauben gehandelt, dessen Folgen darum nicht tragisch sind, weil sie sich als solche eines unzulänglichen individuellen Intellekts darstellen. War er nicht steifdenkend, mußte er sich des Hypothetischen seiner Anschauungen bewußt werden, und der besser bewaffnete Verstand setzte hiermit auch das Herz in Bewegung. Loth mußte dann den allerdings nicht sehr breiten Ausweg finden. Aber auch von dem sonst für kritisehe Zwecke unbrauchbaren Gefühlsstandpunkt läßt sich dem Loth beikommen. Er nennt seine Liebe eine Legierung zweier Metalle — eine fast unlösliche Verbindung, und der Gehalt seiner Zärtlichkeiten, aus denen Töne germanischer Treue herausklingen, läßt es schon glaublich erscheinen. Und dennoch verläßt er nach einem kleinen innern Kampfe das Mädchen. Eine Lüge ist in seinen Beteuerungen nicht enthalten, seine Sprache war zu hell, außerdem hat er wirklich Beweise ethischer Veranlagung gegeben. Dann hat er also gegen seine Individualität gehandelt, er hat sein Eigenleben ausgestoßen — nein, auch das nicht: er hat überhaupt nicht gehandelt, sondern ist behandelt worden, und zwar vom Dichter. Der Zuspitzung des Widerstreites zur Liebe hat Loth sein Ich opfern müssen, unter dem Willen seines Schöpfers ist er eine Drahtpuppe geworden.

Helenens Tod ist also nicht tragisch, sondern nur eine sehr bedauerliche Thatsache. Sie ist weder gegen das Lebenwollen noch -können — der wirklich tragische Tod — gestorben. Aus diesen Ausführungen erhellt, daß das Stück vor allen Dingen kein Trauerspiel ist.

Nur aus dramatischen Gegensätzen kann sich ein tragischer Konflikt entwickeln, und solche sind in dem Stück überhaupt nicht vorhanden. Obgleich sich Hoffmann und Loth gegenüberstehen, sind sie doch nur novellistische Lebewesen und keine dramatischen, d. h. ihnen sind geistige und ethische Grundelemente gemeinsam, die durch einen formalen Unterschied in selbständig bestehende Teile getrennt, sich nur als äußere Gegensätze darstellen. Hoffmann lebt in und mit der Situation, er paßt sich an; Loth verneint und verleugnet die Situation und verlangt Anpassung. Hoffmann ist sittlich, Loth geistig etwas heruntergekommen, aber beiden sind dieselben Ideen gemeinsam, die Loth herauskehrt, während sie in Hoffmann nur unterdrückt leben. Da aber die dramatischen Gegensätze auf der ganzen

Digitized by Google

und nicht bloß gestaltlichen Verschiedenheit der Lebensanschauungen und des daraus entspringenden, vollkommen verschiedenen und sich daher kreuzenden, aktiven Willenlebens beruhen, so erklärt sich die Handlungslosigkeit innerhalb der Handlung, die Unmöglichkeit eines tragischen Konflikts, dessen Wesen in eine bedauerliche Thatsache nicht getragen werden kann, ferner die Notwendigkeit des Arztes als deus ex machina: und es ergiebt sich schließlich, daß der Verfasser auch kein Dramatiker ist.

Daß ferner die drei Männer Selbstverwandlungen zu sein scheinen, braucht dagegen kein zu großer Vorwurf zu sein. Mehr wie eine subjektiv-objektiv dichterische Gestaltung hat noch kein Künstler und ohne Ausnahme erreicht. Immerhin konnte bei der Breite der Charakteristik, die der Verfasser aus diesem Gesichtspunkt fast zum Selbstzweck erhebt, mehr Rundung und Tiefe dieser drei Charaktere erreicht werden. Auch die Unwahrscheinlichkeit, daß Loth die Bekanntschaft des alten Säufers, die er doch schon im ersten Akt durch den plumpen Kahl gemacht, dem Dichter zu Liebe wieder vergißt, also vergißt, daß Helene die Tochter eines Säufers ist, könnte allenfalls zur Hälfte entschuldigt werden. Eine Kardinalunwahrscheinlichkeit gehört noch zur Lebensbedingung des alten und modernen Dramas, nur hätte sie in diesem Falle noch tiefer in die Handlung versteckt werden müssen.

Zu loben ist dagegen die Gestaltung einiger Individualitäten, wenn man sie von dramatischen Beziehungen zu einander vollkommen freispricht und sie einzeln als Lebewesen nimmt. Dann ist diese Helene die künstlerisch bedeutendste Gestalt. Hauptmann scheint überhaupt für das Weib das schärfste Organ zu haben. Welche Fülle von sozialer Symbolik in diesem Mädchen! Sehnsucht nach Erlösung, Zug ins Leiden, Reste von Romantik, Ergebung und Lernbegier, keusche Sinnlichkeit, Wildheit in der Verzweiflung — der ganze Sozialismus in einer Frauengestalt von ergreifender Wahrheit! Ohne Parallele zwischen Dichtern zu ziehen, kann man sie das soziale Gretchen nennen. Von den Männern scheinen die am besten zu gelingen, die dem Verfasser subjektiv ferner liegen. So hat z. B. der Beibst die tiefsten Züge, von ihm geht förmlich eine Wahrheitskraft aus. Auch Kahl ist gut gelungen, nur hat er, wie Frau Spiller, gegen Ende etwas zu dicke Lichter, woran die Charakteristik der Bäuerin noch mehr leidet. Überhaupt scheint die schöpferische Kraft am Schluß sehr nachgelassen zu haben oder ist durch das Konventionelle der künstlerischen Absicht in den letzten Akten flacher geworden. Trotzdem sind diese Gestalten von nicht geringem künstlerischen Wert. — Die Tischszene im ersten Akt ist ein Kabinettstück, deren Wahrheitsfülle vergessen macht, wie ein Mädchen in der Gegenwart eines Neuangekommenen, in dessen Bann sie noch lebt, dennoch so offensiv sein kann. Die Liebesszene ist ebenfalls sehr schön. Daß Helene für die Magd eintritt, ist eine Feinheit, die von stumpfen Köpfen für unweiblich gehalten werden wird. Dagegen taugen die theoretischen Gespräche Loths nichts; im Drama kann, wie schon gesagt, theoretisch nichts bewiesen werden. Sein Gespräch mit Beibst steht jedoch auf ganzer Höhe.

Wie ich schon gesagt, ist auf diese Weise nur das übliche kritische Resultat zu erhalten. Der Verfasser ist nach der dramatischen Seite ein Talent, wie es viele giebt: das Wollen überwiegt noch bei weitem das Können, doch muß man das erstere eigenartig und als nicht zu häufig vorkommend anerkennen. Die künstlerische Absicht hat den Instinkt schließlich auf falsche Bahnen gelenkt, der gefundene neue Seitenpfad ist kaum betreten worden. Aber die wenigen Fußspuren genügen und um zu beweisen, daß sie auf einem wirklich neuen Boden, aber im Unbewußtsein, gegangen worden, muß zu den drei ersten Akten zurückgekehrt werden.

Was man da unter Handlung verstehen kann, erweist sich bei genauem Nachsehen als künstlerische Folge des gesteigerten Verismus: die Nachgestaltung des Nebeneinander, Miteinander, Stockenden, Strebenden — der grandiosen Planlosigkeit des Lebens. In dieser Planlosigkeit ist die Fortentwickelung zu suchen. Zunächst entsteht durch sie in dem an konventionell dramatische Steigerung der Handlung gewöhnten Leser ein gegensätzliches Gefühl — eine äußere Spannung der Spannungslosigkeit. Dieses Gefühl aber würde sofort wieder ersterben, wenn es nicht durch einen zweiten und diesesmal innern Reiz mit ganzem Leben erfüllt würde. Dieser zweite Reiz besteht in einer der üblichen Weise ebenfalls gegensätzlichen Stimmungs- und Anteilerregung. Sie ist nicht neu, nur hier zum größten Teil prinzipiell durchgeführt. Es werden nämlich die Mitfreude, das Mitleid, das Entsetzen, die Furcht nicht wie üblich durch direkte Ansprache der Gefühle (z. B. O, ich leide, ich bin fröhlich, das ist entsetzlich u. s. w.), sondern auf dem Umweg der Ideenverbindung durch dichterische Schlüsse des Lesers erregt. Ich bemerke, daß der Verfasser nicht überall glücklich gewesen ist, aber einige gute Beispiele sind zu finden, die vermitteln können, was ich meine.

1. Der Bauer taumelt am frühen Morgen, wenn die Hähne krähen, fröhlich-besoffen heim. In der Ferne sieht man die Schenke im Zwielicht liegen. Einen Augenblick hört man das Geschrei wüster Stimmen, dann ist's wieder still. Braucht es da noch mehr, um die Verdumpfung, das Säuferelend unter den Bauern vor das geistige Auge zu zaubern? Das Entsetzen und Mitleid zugleich entsteht hier also durch das Mittel der Ideenverbindung.

2. Wenn Helene dem Loth fast gegen ihre Überzeugung Dinge erzählt, sich auffällig weigert, Champagner zu trinken, nur um ihm zu gefallen, so erregt dieses hastige Zustreben durch Ideenverbindung Schlüsse, daß sie sich elend fühlt, daß sie nach Befreiung schmachtet und hiermit Anteil, Mitleid und Mitfreude, gemäß den Lebensäußerungen.

3. Beibst hat seine Söhne verloren; er ist von einem Bauern ins Bein geschossen worden, trotzdem spricht er nicht davon, er klagt nicht, er ist ergeben, ist sich seines Unglücks gar nicht bewußt. Wenn

Digitized by Google

wir das erst durch andere erfahren, wirkt dann seine dumpfe Resignation auf dem Umweg der Ideenverbindung nicht um so ergreifender? Ähnlich die magere Freude der armen Kutschfrau, die mit dem Milchtopf fortteilt, in den ihr die Kuhmagd heimlich „a poar Truppe Milch" gemolken hat. Es entsteht gleichsam heimlich das objektive Mitleid, das sich nicht mehr an die einzelne leidende Person, sondern an das Elend, an die ganze Gattung solcher Menschen knüpft: die soziale Stimmung.

Man kann das Gefundene nun in folgende kritische Begriffe einkleiden: . .

1. ist an Stelle des Plans und der Komposition: zum Teil die Planlosigkeit getreten;
2. die dadurch erzeugte Spannungslosigkeit wird durch neue Stimmungserreger wieder zur Spannung erhoben, die die Handlungsleere nebensächlich macht;
3. die Stimmung wird nicht wie üblich durch direkte Ansprache der Gefühle, sondern passiv durch das Mittel der Ideenverbindung erregt und um so leichter, so lange das Neue des Gegensatzes zur früheren Art anhält;
4. die soziale Stimmung wird durch passive Gestaltung der Anklage erzeugt.

Wäre die Dichtung in diesem Stil folgerichtig durchgeführt worden, so hätte:

5. die tragische Stimmung die Lösung des tragischen Konflikts — die tragische Wirkung ersetzt;
6. das Lebensbild sich zu einer Lebenseinheit erweitert,
7. und für das aktive Heldentum der Person wäre das passive Heldentum der Gattung eingetreten:

das Ganze dann eine echte reife Frucht des Verismus im reinsten Sinne, ein ethisches Kunstwerk geworden.

Eine Position am Schluß wäre die größte Feinheit gewesen, aber nur eine solche, die von der Gewalt der Verhältnisse gestaltet wurde. Man kann sich nämlich denken, daß Loth über seine Liebe nicht hinweg kann und im Bewußtsein, vielleicht unglücklich zu werden, Helenen dennoch heiratet. Während da der Tod Helenens traurig ist, würde solche Ergebung Loths — seine Heirat wirklich erschüttern; dieses Moment hätte die soziale Stimmung bis zum Gipfelpunkt des Tragischen gesteigert: das Unglück zweier braven Menschen durch die Gewalt der Verhältnisse, durch ihre eigne Ohnmacht! Ich erlaube mir den Dichter zu dieser Änderung aufzufordern, wenn sie nicht schon vorgenommen worden ist.

Jetzt kann die Fortentwickelung des Bühnenspiels auch durch den Vergleich erklärt werden. Während Ibsen das Pathologische (Oskar Alving, Dr. Ranck), und damit die soziale Wahrheit verdichtet und durch die Überwahrheit fast immer das Gegenteil seiner Absicht erreicht, beweist die neuere Kunst, daß das Pathologische erschüttern kann, wenn es äußerlich zurückgedrängt, durch Ideenassociation aber um so ergreifender hervortritt. Ibsen sagt alles aus und mit dem zuviel erreicht er oft zu wenig. Die passive Gestaltung erreicht mit wenigem genug, indem sie den Zuschauer zum Mitdichter macht. Ibsen klagt selbst an und gestaltet als Temperamentsdichter seine düstere Lebensanschauung zum Lebensbild, die neuere Kunst enthält sich des Urteils, giebt den objektiven Befund und kann dadurch das Lebensbild zur Lebenseinheit erweitern. In Ibsens Kunst ist der wissenschaftliche Wahrheitstrieb Kunstmittel, in der neueren wird sie vorzüglich der Stimmungstrieb werden.

Ibsen erscheint nun mehr und mehr unter dem Begriff des ethischen Programmatikers am besten untergebracht. Er verliert dadurch nichts an Bedeutung; im Gegenteil, je mehr Blüten die ethische Kunst treiben wird, desto heller erstrahlen seine Verdienste, denn ohne ihn wären alle jungen Talente unmöglich. Und diese sind dann immer noch seine selbständigen Schüler. Er bleibt, so sehr sie ihn auch in dichterischem Können übertreffen mögen, dennoch die größte Erscheinung. Er konnte nicht objektiv gestalten, nicht Dichter sein: das Wesen des Reformatorischen ist eben Subjektivität. Sie ist Ursache, Wirkung und Bedingung zu großen Erfolgen zugleich: erst die reformatorische Verneinung kann die schöpferische Bejahung zur Folge haben.

Eins werde ich jetzt wohl bewiesen haben: auf ein ästhetisches Messiastum ist in dieser Epoche nicht mehr zu hoffen. Alle Streitfragen aus ästhetischen Gesichtspunkten werden müssig und sie sind es auch, soweit diese Dichtung davon berührt werden wird. Sie ist noch keine reife Leistung und enthält, wie ich zu beweisen versucht, nur einen Ansatz zum sozialen Bühnenspiel: zum ethischen Drama — aber auch zum baldigen Sieg des echten Verismus, wenn sich erst ähnliche Talente der neuen Prinzipien genau bewußt geworden sind.

Eine Entscheidungsschlacht kann mit dem Stück, wie Holz meint, noch nicht geschlagen werden. Das Gemisch zweier Stilarten wird nur eine unklare Wirkung hervorbringen. Der stoffliche Mißgriff wird sich auf der Bühne sehr deutlich zeigen. Aber das schadet nichts, — was dem Mißgriff zu verdanken ist, müssen die jungen Talente frisch und gesund fort zu entwickeln suchen. Dann wird sich bald zeigen, daß sich das Drama der Leidenschaft mit den Effekten und den knallenden Aktschlüssen vollkommen ausgelebt hat.

## Litterarische Neuigkeiten.

Ein sehr anziehendes Werk von Julien Tiessot: „Histoire de la chanson populaire en France" erschien bei Plon et Nourrit, Paris, welches in drei Teilen: das Volkslied, die Poetik des Volksliedes und die Musik des Volksliedes, zum erstenmal einen Stoff erschöpfend behandelt, der bisher wissenschaftlich und geschichtlich in der französischen Litteratur nur oberflächlich bearbeitet worden war.

Digitized by Google

Eine neue Dichtung von Alfred Tennyson „The Throstle" erscheint im Oktoberheft der „New Review".

Das nächste Bändchen der „Great Writers Series" behandelt Thackeray, von Hermann Merivale; darauf werden in derselben Sammlung eine Biographie „Lessings" von T. W. Rolleston, und „Miltons" von Dr. Garnett, erscheinen.

Bei J. B. Lippincott in Philadelphia ist ein vierter Band des „Dictionary of English Literature" in Vorbereitung, der Anfang nächsten Jahres zur Ausgabe gelangt.

Oskar von Redwitz hat einen neuen Roman „Glück" vollendet, der binnen kurzem im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen wird.

Im Verlage von Karl J. Trübner in Straßburg erscheint Ende Oktober die erste Lieferung von Dr. Arthur Pfungsts deutscher Übertragung des buddhistischen Werkes „Das Sutta Nipâta", von welchem das „Magazin" in No. 10 dieses Jahrg. eine Probe zum Abdruck brachte.

Otto Ernst veröffentlicht demnächst: „Offenes Visier! Gesammelte Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben". (Verlag von Conrad Kloß, Hamburg).

B. v. Carneri, der bekannte glänzende Redner und Führer der Liberalen im österreichischen Reichsrat, Verfasser von „Sittlichkeit und Darwinismus", „Grundlage der Ethik" u. s. w. hat ein neues philosophisches Werk fertig gestellt: „Der moderne Mensch".

Im Laufe des November erscheint der neueste, in keiner Zeitschrift vorher veröffentlichte Roman Bertha v. Suttners „Die Waffen nieder" (2 Bände, Verlag v. E. Pierson, Dresden). Nur in einem amerikanischen Blatte sind Auszüge desselben erschienen.

Transatlantisches. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1888. Selbst wer das hohe dichterische Talent Frau H. Keller-Jordans aus ihren früheren Dichtungen „Mexikanische Novellen", „Roderich Wallner", „Natalie", „Hacienda Felicidad", „Aus der Gegenwart" und „Die Grubers" kannte, muß von der dichterischen Kraft überrascht werden, welche in ihrem neuesten Werke „Transatlantisches" zu Tage tritt. Drei Dichtungen „Oktave an Leonore", „Demetrio", „Lady Bristol" folgen darin einander und bereiten einander vor. In allen dreien treten uns Menschen entgegen, die auf der Höhe des Leidens auch die Höhe des Handelns erreichen und damit des dichterischen wie menschlichen Heldentums würdig werden. In allen dreien tritt uns die Liebe als eine Urgewalt entgegen, welche, aller Voraussicht spottend, dennoch mit Notwendigkeit ihren Gang nimmt. Als Apotheose des Meeres, wie es in seinem Schoße segensvolle und zerstörende Leidenschaften birgt, erscheinen die wechselvollen Bilder der ersten Dichtung. Wir sind Zeuge, wie der Schmerz eines durch die Schwere seines Fühlens und Leidens Tiefgebeugten unter dem poesievollen Zauber des atlantischen Meeres und unter der Gewalt der Erlebnisse auf demselben sich in einer Reihe von Briefen löst. — Feurige Liebesglut, wie nur der tropische Süden sie zeugt, und auch hier nur echtes Künstlertum eines Mannes in der unschuldsvollen Seele der Geliebten zu Tage bringt, strömt aus der zweiten Dichtung.

Kann man an einem Sturze sterben?
„Von wo kam der Sturz?"
Er kam aus dem Himmel!

— sind die dem Spanischen entlehnten Worte, welche H. Keller-Jordan dem „Demetrio" voranstellt, und durch welche sie die Höhe ihres Problemes kennzeichnet. Die Konflikte, mit denen Vorurteile und Rasseunterschied Sinne und Herzen zweier Liebender erfüllen, bedingen den Sturz, den die Dichterin zeigen will. Aber auch im jähesten Schmerze erlischt nicht der göttliche Liebesfunke; bewußt und aus eigener Kraft ringt sich die Liebe, die von außen verschüttet wurde, zur früheren Höhe empor. — Das Charakterbild einer Vertreterin echtesten weiblichen Heldentums entrollt uns in dem Rahmen transatlantischen Zanbers die dritte Dichtung. Von welcher Fülle edlen Entsagens und kraftvoller Liebe der Charakter Lady Bristols getragen wird, gewahrt der Leser indessen dann nur, wenn er der psychologischen Entwickelung jene Hingebung entgegenbringt, mit der wir dem Leben eines jeden folgen müssen, den wir verstehen wollen. Dr. P. T.

Wer in einem historischen Roman spielender Weise in römische Altertümer und Ortskunde eingeweiht zu werden verlangt, findet in W. Walloths Roman aus der Zeit Kaligulas „Der Gladiator" (Leipzig:) keine genügende Befriedigung. Mit wohlberechneter Enthaltsamkeit werden alle den künstlerischen Eindruck nur erdrückenden, antiquarischen Einzelheiten vermieden und das volle Gewicht nur auf die Handlung, die Charaktere gelegt. Diese aber darf mit Recht als ein typisches Bild einer unter tyrannischer Willkür und im Genuß des Augenblicks erschlafften Gesellschaft bezeichnet werden, in welcher auch edel angelegte Charaktere wie Pyrallis scheitern müssen, wenn auch nicht so leicht, wie die jugendliche Marcella. Völlig aber verkörpert sich die Zeit in Markus, der aller edlen Gefühle und Gedanken voll, doch nur ein thatenloser, jedes Entschlusses unfähiger Schwächling ist, der in Schmerz und Freude, körperlich und geistig niemals über ein syharitisches Empfinden hinauskommt. Weichliche Schlaffheit, sinnliche Begehrlichkeit, Stumpfheit des Gefühls, der ein grübelndes Brüten über sich selbst nicht abhelfen mag, sind die trefflich hervorgehobenen Grundmerkmale dieser Zeit. Die Handlung selbst ist einfach und wenig verwickelt, die seelische Vertiefung aber der Vorgänge von bestrickender Wahrheit und Feinheit. Die Darstellung in ihrer Ruhe und Klarheit verrät die künstlerische Hand eines Meisters, dessen Werke noch zu wenig Beachtung gefunden haben. L. L.

Polnische Litteratur. Die Krakauer Akademie der Wissenschaften, das hervorragendste polnische Institut für Wissenschaft und Litteratur, veröffentlicht in polnischer Sprache ein „Gedenkbuch" ihrer fünfzehnjährigen Thätigkeit (1873—1888). Krakau, 1889. Fünfzehn Jahre sind verflossen, seitdem die ehemalige „Wissenschaftliche Gesellschaft" (Towarzystwo naukowe), welche nur über Privatfonds verfügte, vom Kaiser Franz Josef zum Range einer Akademie erhoben und entsprechend dotiert wurde. Der vorliegende Bericht beleuchtet eingehend die vielumfassende Thätigkeit der Akademie, welche ihre Arbeiten in drei Gruppen einteilt: die philologische, die historisch-philosophische und die mathematisch-naturwissenschaftliche. In den letzten Jahren erfuhr das Programm der Akademie eine wesentliche Erweiterung durch die Aufnahme kunsthistorischer Aufgaben. Das Gedenkbuch zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster die wissenschaftliche Bewegung in großen Zügen schildert, während der zweite eine Bibliographie der von der Akademie verlegten Werke enthält. — Der höchst verdienstvolle polnische Litteraturhistoriker Dr. Erzepki veröffentlicht ein bisher unbekanntes polnisches episches Gedicht von Wacław Potocki „Der neue Merkur" (Merkuryusz nowy), welches er unter den Manuskripten der Bibliothek der Posener Gesellschaft der Wissenschaftsfreunde (Towarzystwo przyjaciół nauk) gefunden. Schon 1843 hat K. Wojcicki ein Gedicht gleichen Titels gefunden und veröffentlicht; die Forschungen Szajnochas förderten den Namen des Verfassers dieser Dichtung zu Tage. Dr. Erzepki betrachtet das in Posen gefundene Gedicht als zweiten Teil des von Wojcicki entdeckten. Potocki, ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, dessen Wert man früher wohl übertrieben hat, nimmt in der polnischen Poesie seines Jahrhunderts jedenfalls eine hervorragende Stelle ein; jedoch kann die damalige, quantitativ ansehnliche polnische Litteratur qualitativ nicht befriedigen. — Unter den neuesten Erscheinungen der polnischen Belletristik verdient

Digitized by Google

Josef Wasniewskis Novellensammlung „Zicksack" („Zygzaki") hervorgehoben zu werden. Der junge Schriftsteller, welcher in diesem Werke nach Art französischer Realisten „Warschauer Sitten" zu malen unternahm, scheint von seinen Meistern auch die fatale Manier des Malens in einer Farbe übernommen zu haben: was sein Pinsel berührt, ist schwarz. Die reichen Leute sind bei Wasniewski durchgehends elende Lüstlinge, die Künstler denken nur an Verführung ehrlicher Mädchen und ein armes zwölfjähriges Kind giebt, nm sich ein neues Kleidchen zu verschaffen, ihre unreifen Reize abgestumpften Wollüstlingen preis. Ob ein klarsehender Beobachter in der schönen Sirenenstadt nur solche Bilder zu sehen bekommt, müssen wir bezweifeln; dem Verfasser aber gebührt die Anerkennung, daß er das, was er gesehen, getreu und mit Talent dargestellt. — Mickiewicz, dessen „Pan Tadeusz" in illustrierter Prachtausgabe erschienen ist, wird nun dnreh die Prachtausgabe seiner kleineren epischen Dichtungen geehrt. Sein „Konrad Wallenrod" und seine „Grażyna" erscheinen bei H. Altenberg in Lemberg, mit Illustrationen von J. Kossak.

## Bühnenschau.

Wo immer Ibsen Boden gewinnt, überall packt er mit seiner gewaltigen dramatischen Kraft die Gemüter. Die Zahl der Hoftheater, die sich noch immer gegen das „Gift" des nordischen Dichters hermetisch verschlossen hatten, ist nun um einen bedeutenden Posten verringert worden, da auch die Leitung der Kgl. Hoftheater zu Dresden ihre Pforten, vor der Hand einmal, dem zahmsten Drama Ibsens: „Die Stützen der Gesellschaft" geöffnet hat. Der Beifall, der dem Stücke von der Znschauerschaft im reichsten Maße gespendet wurde, ist nun zwar ein gut Teil auf Rechnung des Modebedürfnisses zu setzen, das der tieferen Wirkungen, die der Dichter beabsichtigt, entbehrt. Immerhin ist der in Anbetracht der Dresdner Bühnenverhältnisse kühne Schritt anserkennenn und zu begrüßen.

Im Berliner Theater ging Adolf Wilbrandts „Markgraf Waldemar" erstmalig in Szene. Kaiser Wilhelm II. wohnte der Vorstellung teilweise bei und sprach sich in warmen Worten belobigend über das Stück aus.

In Stettin und Breslau ist die Aufführung von Ibsens: „Gespenster" verboten worden.

Nach dem Muster des Pariser „Théâtre libre" tritt nnter der Leitung von Narvès ein ähnliches Unternehmen in Brüssel ins Leben.

## Personenschau.

Am 18. Oktober wurde in Lübeck das Geibel-Denkmal feierlich enthüllt.

Die Schriften von Wilhelm Walloth sind auf Anordnung des Staatsanwalts bei ihrem Verleger mit Beschlag belegt worden.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 41. Vo. Oktober 1889.

Der amerikanische Kongreß und die Monroe-Doktrin. — Die Kündigung der Banknotenprivilegien. — O. Bähr, Die Justizorganisation von 1879 in ministerieller Beleuchtung. — F. Jacobi, Die Schicksale der Marienburg. — Morita Necker, Boris Lensky. — Henrik Pontoppidan, Junge Liebe. Idyll. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur katholischen Geschichtsmacherei.

### ENGLAND.

**The Athenaeum.** No. 3233. 12 October 1889.

Mr. Whittier's Poetry and Prose. — Maine's Lectures on International Law. — The Roxburghe Ballads. — New Books on Ireland. — Novels of the Week. — Historical Literature. — Library Table: List of New Books. — A Contradiction; A Canadian Joseph Liggins; Reminiscences of Dean Garnier; Sir Monier Williams on Buddhism; The Coming Publishing Season; The Library Association; Mr. Foster's Publications; Four Famous Soldiers'. — Literary Gossip. — Egyptian Irrigation; Recent Publications; Astronomical Notes; Societies; Meetings. — Babelon on Roman Republican Coinage; Library Table; Arts and Crafts Exhibition Society; The Invention of Lustre Decoration. — The Leeds Festival. — Drama.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Octobre 1889.

Henry Rabusson, Idylle et drame de salon. — Arvède Barine, Un juif Polonais. Salomon Maimon. — Camille Bellaigue, Georges Bizet, sa vie et son œnvre. — C. de Varigny, L'Amérique à l'exposition universelle. — Ferdinand Brunetière, Le mouvement littéraire au XIXe siècle, à propos d'un livre récent. — Maurice Paléologue, Les lettres d'amour de la religieuse portugaise. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. Devant l' „Histoire du siècle". — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire. — Bulletin bibliographique.

**Revue de Famille.** 15 Octobre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: Le Mariage. — Auguste Dnviard, Coup de tête. — Philibert Audebrand, Un Déjeuner chez Méry. — Gabriel Perry, Les Prouesses de Martin Robert. — Charles Benoist, Causerie littéraire. — Henry Bouquier, Chronique. — Louis Sincère, Bourse de la Famille.

**L'indépendant Littéraire.** 15 Octobre 1889.

Félix Rabbe, Les Indiscrétions d'un interviewer anglais, I. Chez Montalembert. — P. L. M., Billet Quinzaine. — Roger Marx, L'art à l'Exposition universelle. V. L'exposition centenale de l'Art français du siècle. — Louis Roger, Impressions et Souvenirs. — Adrien Wagnon, Un Romantique allemand contemporain. M. le comte de Schack. — Le Théâtre à Paris: Albert Gerès, Odéon: La Famille Benoiton, comédie en cinq actes de M. Victorien Sardou. — Paul Rovelle, Ambrigu: Les Mystères de Paris. — G. de Willot, Les Livres: La Bataille Littéraire, par M. Ph. Gille. Bob à l'Exposition, de Gyp. — Bulletin Politique. — Nouvelles diverses.

**Revue Critique.** No 41. 14 Octobre 1889.

Benndorf et Niemann, L'héroon de Trysa. — Raoul Glaber, p. p. Prou. — Grégoire de Tours, p. p. Omont. — Textes mérovingiens et carolingiens, p. p. Thévenin. — Suger, Vie de Louis le Gros, p. p. A. Molinier. — Textes relatifs à l'histoire du Parlement, p. p. Ch. V. Langlois. — Lettres de Gerbert, p. p. J. Havet. — Traités de la guerre de Cent Ans, p. p. Cosneau. — De Pierlas, Le XIe siècle dans les Alpes; Maritimes; Cartulaire de la Cathédrale de Nice. — Ch. Schmidt, Les noms de rues de Strasbourg au moyen-âge: Michel Schütz, le Toxites. — Muncker, Klopstock. — Muncker et Pawel, Odes de Klopstock. — Wolff, Elie Schlegel. — Brahm, Schiller. — Pauffin, L'organisation et la juridiction municipale au moyen-âge. — Max Leclerc, La vie municipale en Prusse. — Vintéjoux, Le vice-amiral Grivel. — Kuhlenbeck, Une langue savante internationale. — Forchhammer, Esprit et matière. — Hensel, Science et action. — Lettre de Théodore Reinach. — Chronique (Barbier de Meynard, Discours prononcé aux funérailles du général Faidherbe.) — Académie des Inscriptions.

### ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 37. 5 Ottobre 1889.

S. D. Pscletti, L'Arte italiana a Parigi. — E. Panzacchi, Divinazione. Sonetto. — B. Tenchini Spotti, Intrusa. Racconto. — G. Menasci, I poeti bohèmes del secolo XVI. Ruggero di Colleye. — D. Ciampoli, Sogno. Versi, dal Russo. — A. Rondani, Girolamo Magnani. — G. Martinozzi, All' Olivo. Sonetto. — Calabrone, Zola e il romanno europeo. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

**Revue Internationale.** 10 Octobre 1889.

Alfred Friedmann, Deux mariages. — Abel Gay, La France et l'indépendance des Etats-Unis d'Amérique. — Archibald Clavering Gunter, M. Barnes de New-York. — L. Stefanoni, La colonisation de l'Afrique. — Comte di Monale, Une excursion dans le territoire des Falsqnes. — Charles Fuster, Les poètes de l'Argonne. — ***, La quinzaine en Italie. — Bulletin des livres.

Digitized by Google

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1266. 3 October 1889.

The Week. — Agriculture in Vermont. — European Opinion on the Pan-American-Congress. — Mexico and the Congress. — State and Federal Jurisdiction in Maritime Law. — The Paris Monetary Conference. — Anaheim, Riverside, San Diego. — The English Art Congress: A Warning to Americans. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — The Woman and the Machine. — The Protection of Shoddy. — Poor Comfort for Democrats. — Metal Currency Among Barbarians. — Grimm's Raphael. — Theocritus in English. — Howard's Development of the Township. — Whither? — Life of Sir Robert Peel. — Calendar of Wills. — Books of the Week.

## BELGIEN.

**La Revue Générale.** Octobre 1889.

Maurice Maeterlinck, Ruysbroeck l'admirable. — L. Denuit, Devoir. Nouvelle. — Ch. Verbrugghen, Goethe. — Georgina Fullerton, Le maréchal d'Anvers. Nouvelle. — F. Collard, Le congrès international de l'enseignement supérieur et de l'enseignement secondaire à Paris. — Joseph Grabinski, M. Depretis.

## NIEDERLANDE.

**Dietsche Warande.** No 5. 1889.

Willibrord van Heteren, Kunstenaars en kunstwerken in de Belgische Benedictijner-kloosters van de 10e tot het midden der 13e eeuw. — Jan Verhas, Het eerste bad. — J. H. Hofman, De Monstrans van St. Maarten-kerk te Groningen. — N. van Reuth, Isaac Dacosta. — Melati van Java, Camilla's Opdracht. — Th. J. Welvaarts, Het kommetje van den hl. Franciscus v. Assise. — J. Theod. de Raadt, De Heerlijkheden van het land van Mechelen. Niel en zijne Heeren. — Alb. Tottmann, Iets over het notenschrift. — H. Scheltema, Meisjesjaren, uit het Engelsch. — W. Bæumker, Aequoy's uitgave van Middeleeuwsche geestelijke Liederen. — A. Duponi, Het Volkenrecht, naar aanleiding van Ch. Périn's „L'Ordre international". — Inhoud van Tijdschriften. — Paul de Cassagnac, L'Exposition de Paris. — Jan Verhas, Het eerste bad.

## PORTUGAL.

**Revista de Portugal.** 1 de Outubro 1889.

E. Q., As minas de Salomão, romance de Ridder Haggard, traduzido do inglez. — Christovam Ayres, A Cavallaria portugueza na Edade Média. — Medeiros e Albuquerque, Vorrei morire. — Rodrigues de Freitas, Um economista portuguez. — Eduardo Prado, Destinos politicos do Brazil. — Oliveira Martins, Os filhos de D. João. — Chronica financeira.

## SKANDINAVIEN.

**Ur Dagens Krönika.** Augusti 1889.

Porträtt af Grefvinnan Gabriele Landberg. — Emil Elberling, Telegrammet om „de 22 000 og Han selv!" — Emil von Qvanten, Konung Karl XV:s unionsföreläg. En episod ur Nordens historia. Belyst ur minne och korrespondens. — Birger Schöldström, Slöjan dragen från en fyrntioårig hemlighet. — Adolf Lindgren, Den 4 Augusti 1789. Poem. — Otto Sjögren, Den 4 Augusti 1789. — Emil Hannover, Från verldsutställningen i Paris. Raffaelli. — S. Schandorph, G. Brandes och den nyare danska literaturen. — Gustav Esmann, Vid en köpenhamnsk hadort. — Bokanmälningar: Th. Jæn, Svenska Bibliotek och Exlibris. Hj. B—g, Paris just nu.

## SPANIEN.

**La España Moderna.** 30 Setiembre 1889.

L. Cánovas, Un Waterlóo. — A. Pslscio Valdés, Niñerías. — J. Valera, Tabaré. — M. de Escalada, El Instituto Geográfico. — E. Pardo Bazán, Cartas sobre la Exposición. — V. Barrantes, Sección hispano-ultramarins. — F. Gnillén Robles, Una embajada en Marruecos. — M. Osorio y Bernard, Apuntes para un Diccionario de escritoras españolas del siglo XIX. — A. Sánchez Pérez, Bibliografía.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

### Lyrische Dichtungen.

**Dietrich,** Adolf. Landgraf Friedrich. Dresden, E. PiersonsVerl. 0,75.

**Greinz,** R. H. Liederfrühling aus Tirol. Leipzig, H. Haessel.

**Sturm,** August. Lied und Leben. Hamburg, Verlagsanst. u. Druck.-A.-G. (Richter). 3,0. 4,0.

### Dramatische Dichtungen.

**Brand,** Hesso. Auf nach Afrika. Lustspiel in 5 Akten. Bonn, Herm. Behrendt.

**Höfler,** Konst. R. v. Kaiser Karls V. Ende. Drama. Prag, H. Dominikus. 2,0.

### Erzählende Dichtungen.

**Baccini,** Ida. Dal Salotto Alla Chiesa. Milano, Galli.

**Barzellotte,** Ottore di. Fino a Dogalli. Milano, Galli.

**Beck,** Martin. Allerhand kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei-A.-G. (Richter.) 1,6.

**Blum,** Hans. Aus geheimen Akten. Berlin, Gebr. Paetel. 6,0.

**Bellamy,** Edward. Ein Rückblick (Looking Backward). 2000—1887. Übers. v. S. Schindler. Boston, Houghton, Mifflin & Co. 7,0.

**Castro,** Giovanni de. Chigliottins. Milano, Alfr. Bricola & Co.

**Colombi,** Marchesa. La Gente per Bene. Milano, Galli.

**Colombi,** Marchesa. In Risaia. Racconto. Milano, Galli.

**Ebner-Eschenbach,** Marie v. Lotti, die Uhrmacherin. Berlin, Gebr. Paetel. 4,0.

**Ebner-Eschenbach,** M. v. Neue Erzählungen. Berlin, Gbr. Paetel. 4,0.

**Eckstein,** Ernst. Camilla. Roman. Leipzig, Karl Reißner.

**Grotthuss,** Elisabeth v. Martha. Soz.-Roman. Angsburg, B. Schmidtsche Verlagsbuchdlg. 4,0.

**Grosse,** Julius. Das Volkramalied. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag. 3,0.

**Halden,** E. Reseda. Erlangen, Palm & Enke. 2,0. 3,0.

**Junghans,** Sophie. Zwei Brüder. 3 Bde. Leipzig, Karl Reißner.

**Malot,** Hektor. Mariage riche. Paris, Marpon & Flammarion. Fcs. 3,5.

**Nichols,** Mary P. Gudrun. Boston, Houghton, Mifflin & Co. —. $ 3,5.

**Roberto,** F. de. Ermanno Raeli. Racconto. Milano, Galli.

**Schubin,** Ossip. Boris Lensky. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 14,0.

**Stillfried,** Fel. Ut Schloß und Kathen. Leipzig, A. G. Liebeskind. 3,0.

**Tinseau,** Léon de. Eine Sirene (Alain de Kernsel). Roman. Allgem. Rom.-Bild. Vl. 3. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. je 0,5.

**Vacano,** Otto v. Die Haimonskinder. Leipzig, A. G. Liebeskind. 2,0.

### Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.

**Esselde.** Om sedlighetsfragans ståndpunkt inom de scandinaviska länderna under år 1888. Norrköping, M. W. Walling & Co.

**Frapan,** Ilse. Vischer-Erinnerungen. Stuttgart, G. J. GöschenscheVlg.

**Geschichte des Naturalismus.** Neue Litterarische Volkshefte. Nr. 6. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. je 0,5.

**Heinze,** Paul, und **Goette,** Rud. Geschichte der deutschen Litteratur. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag. 6,0.

**Lemaître,** August. Peter Corneliu, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". Dresden, E. Piersons Verlag. 0,5.

**Prölss,** Rob. Das deutsche Volkstheater. Dresden, F. Oehlmann. 1,0,

**Porebowicz,** Edw. Ruch Literacki. Poludniowo-Zachodniej Europy. Krakowic, Fr. Kluczyckiego i. Sp.

**Schack,** Ad. Friedr. Graf von. Pandora. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 6,0. 7,0.

**Sprenger,** A. Mnhamed und der Koran. Sammlung gemeinverständl., wissenschaftl. Vorträge. N. F. IV. Bd. Eine psychologische Studie. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei-A.-G. (Richter). 1,2.

**Thom,** Hermann. Aus den Hexen-Küchen der Litteratur. Leipzig, Arnim Boumann. 1,0.

### Geschichte, Biogrsphie.

**Bornhak,** F. Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg und Preußen. Berlin, M. Schorß. 7,5. 9.

**Pierson,** William. Preußische Geschichte. Bd. I. u. II. Berlin, Gebr. Paetel. 10,0.

### Lieferungs-Werke.

**L'Alighieri.** Revista di cose Dantesche, diretts da F. Pasqualigo. Fasc. 6—7. Verona, Leo Olschki. je L. 1,5.

**Deutsche National-Litteratur.** Hrg. v. Josef Kürschner. Lfg. 532/41. Stuttgart u. Berlin, W. Spemann. je 0,5.

**Fock,** Gust. Bibliograph. Monatsbericht. Nr. 1. Leipzig, Gust. Fock.

**Grossmann,** S. J. Dictionar German-Romsn. Vol. 1. A—J. 1. Lfg. Jasi, H. Goldner.

**Meyer,** M. W., u. **Schwalbe,** B. Diesterwegs populäre Himmelskunde. Lfg. 5 u. 6. Berlin, Emil Goldschmidt. je 0,6.

**Nordisk** Converssations-Lexikon. 78/79. Kopenhagen, Gad, G. E. C., Buchhandlung. Kr. 1,0.

**Perrot,** Georges, et **Chipiez,** Charl. Histoire de l'art dans l'antiquité. Livr. 257—259. Paris, Hachette & Co. Fre. 0,5.

**Richter,** Albert. Kinder-Gartenlaube. Heft 3—6. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. je 0,15.

**Ruhle,** Friedr. Bilder aus der Tierwelt. Lieferung 1—13. Münster, Aschendorff. je 0,45.

**Weber,** Georg. Allgemeine Weltgeschichte. Lfg. 113. Leipzig, Wilh. Engelmann. je 1,0.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

# Unsere Freunde.

Von

**E. de Amicis.**

Illustriert von Amato, Colantomi, Falmi, Paolicci, Ximenes, Penacilico.

Nach der dritten Auflage. Aus dem Italienischen von

**Dr. R. Teuscher.**

**Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.**

Ein starker Band mit vielen reizenden Illustrationen geheftet **9 M.** eleg. geb. **11 M.**

Der geistreiche Verfasser, der von **Mantegazza warm empfohlen wird**, zeichnet mit **tiefer Menschenkenntnis und liebenswürdigem Humor** eine Reihe von Charakteren, wie wir ihnen am häufigsten im Leben begegnen, ebenso lehrreich als ergötzlich. Die für uns mehr oder weniger fremdartige und im Grunde doch so ähnliche Art, wie der Italiener seine Gefühle äußert, bildet für uns Deutsche eine besondere Würze des Buchs.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben ist erschienen:

LUDWIG GEIGER.

# Vorträge und Versuche.

Beiträge zur Litteraturgeschichte.

Preis Mark 5.—, gebunden Mark 6.50.

**Inhalts-Verzeichnis.**

Zur Einführung.

I. **Zur Litteratur der Renaissance:** Eine gefürstete Schriftstellerin, Margarethe v. Navarra. — Die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII. — Gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert. — Isota Nogarola. — Der Humanismus an der Universität Heidelberg. — Erasmus in Italien. — Ulrich von Hutten. — Der älteste römische Musenalmanach.

II. **Aus den Tagen der Aufklärung:** Die ältesten Berliner Wochenschriften. — Die deutsche Sappho. — Voltaire und Friedrich der Große. — Sechs Briefe David Friedländers. — Berlin vor hundert Jahren.

III. **Aus der Zeit Goethes.** Drei Briefe der Corona Schröter. — Aus Briefen der Friederike Oeser. — Goethe und die Juden. — Goethe und die Renaissance.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

# Die Kinder von Wohldorf.

Von Ferdinand Avenarius.

In Renaissance-Ausstattung brosch. ℳ 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 5 —

Eine reizende Idylle in Versen von großer Schönheit und Formvollendung der Sprache.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Krauss, Dr., Fr. S., Orlović, der Burggraf von Raab, Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. 8°. (VIII u. 128 S.) *M.* 1.60.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Sebastian.**

Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation.

Von **Max Böheimb.**

Preis geh. 2 ℳ; geb. 3 ℳ.

Dieses kleine Epos behandelt den ersten Teil des tragischen Geschicks jenes unglücklichen portugiesischen Königs.

Verlag von **Hönsch & Tiesler** in Dresden.

# Einbanddecken

zum

**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**

58. Jahrgang (1889), I. Semester

— Januar bis Juli —

sind zum Preise von

**Mk. 1.20**

zu beziehen.

Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung entgegen.

**Verlag des Magazin für die Litteratur d. In- u. Auslandes in Dresden-N.**

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

# Für Herz und Haus.

Briefe für deutsche Frauen

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag 8 ℳ.

In hochfeinem Einbande 4 ℳ 60 ₰.

In höchst anmutiger und anregender Weise behandelt in diesen Briefen die Verfasserin (Obmännin der Frauen-Ortsgruppe des Allg. deutschen Schulvereins in Dresden) Fragen des täglichen Lebens praktischer und idealer Natur.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Goedeke, Karl.**

# Goethe und Schiller.

(Geibel und Heyse gewidmet.)

2. Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden ℳ 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll."

(Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

Soeben erscheint als 33. Band der Groteschen Sammlung:

Julius Wolff

# Die Pappenheimer

Ein Reitersang.

Preis eleg. geb. 6 M.

Berlin. G. Grotescher Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 2. November 1889. Nr. 45.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Karl Blind: „Zur inneren Geschichte des Neuen Italien". — Luise Ackermann: „Mehr Licht". (Nachdichtung von Albert Möser.) — Wilhelm Weigand: „Charles Baudelaire". — August Weiß: „Amerikanische Schriftsteller". — Kaberlin: „Neurealistische Novellen". — Arno Holz: „Die Freie Bühne. II". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Zur inneren Geschichte des Neuen Italien.

Von Karl Blind.

Die im vorigen Jahre, sofort nach Erscheinen der italienischen Ausgabe, im „Magazin" besprochenen „Denkwürdigkeiten Garibaldis" sind nunmehr auch in englischer Übertragung*) erschienen. Vorangestellt ist eine geschichtliche Einleitung von Frau Jessie White Mario, welche als Pflegerin der Verwundeten den Führer der Rothemden auf seinen Feldzügen in Italien und Frankreich begleitete. Ein dritter Band ist ganz von der Hand dieser Schriftstellerin. Er enthält Vieles, was die sonderbaren Lücken in Garibaldis eigenen Aufzeichnungen in kundigster Weise ausfüllt und die im vorigen Jahre im „Magazin" von uns mitgeteilten Angaben thatsächlich vollkommen bestätigt.

Vielleicht mag es gestattet sein, zu erwähnen, daß die Verfasserin unter den von ihr ehrend erwähnten Einzelschriften unsere „Persönlichen Erinnerungen an Garibaldi" hervorhebt. Es sei dies bloß bemerkt, weil Frau White Mario allen Ereignissen so nahe gestanden ist, mit Garibaldi sowohl, als auch mit Mazzini und den anderen Häuptern der italienischen Aktions-Partei im vertrautesten Verkehre war, und überdies nicht bloß dem König Viktor Emanuel, sondern auch Cavour augenscheinlich mehr wohlwill, als Garibaldi und Mazzini dem letzteren gegenüber zu thun Ursache hatten. Die in dem vorliegenden Werke enthaltene Bekräftigung der im „Magazin" gegebenen Darstellung der Thatsachen ist daher um so bedeutsamer.

In ihrer „Geschichtlichen Einleitung" (Band I) geht die Verfasserin auf das frühe Mittelalter zurück. Sie spricht sich dabei mit anerkennenswerter Unparteilichkeit und Gerechtigkeit über Deutschland aus. Wenn sie freilich meint: „Europa, das größtenteils in dunkler Nacht gelegen, habe von den italienischen Freistaaten die Lehren der Selbstregierung in Gemeinde-Angelegenheiten empfangen, und was Europa heute an solcher Freiheit besitze, stamme von dorther" — so ist das ein großer Irrtum. Auf Deutschland, auf alles germanische Nordlands-Volk trifft das gewiß nicht zu. Was wir an Gemeinde-Freiheit besaßen und noch besitzen, haben wir seit alter Zeit aus uns selbst heraus entwickelt. Der erobernde Römer wollte es uns zur Cäsaren-Zeit entreißen, wurde aber glücklicherweise zurückgeschlagen.

Als in späteren Jahrhunderten die erwähnten „Könige der Deutschen" sich den römischen Kaiser-Titel in Italien holten, da brachten sie leider von dorther jene cäsarischen Majestäts-Begriffe mit, welche im schroffen Widerspruche standen mit den einst bei uns landläufigen freieren Auffassungen. Da kam spitzfindiges Römerrecht über die Alpen herüber, und deutsches Volksrecht und Geschworenen-Gericht mußte weichen. Wer kennt nicht aus Hans Sachs die bittere Klage des Müllers im Baier-Land über seinen römisch-rechtsgelehrten, studierenden

*) Autobiography of Giuseppe Garibaldi. Authorized Translation by A. Werner. With a Supplement by Jessie White Mario. Drei Bände. London: Walter Smith and Innes. 1889.

Digitized by Google

Sohn? Oder, vielmehr: wie viele kennen das eindrucksvolle Gedicht?

Empört darüber, daß der Sohn mit den kniffigen Glossen zum lateinischen Text mehr Brot, Geld und Gunst ins Haus tragen will, als es mit der einfachen Rechtswahrheit geschehen kann, haut der Müller die Glossen mit der Axt ab und spricht im Zorn:

„Solch' Kunst achten wir Dorfleut' nicht;
Besitzen doch unser Gericht
Unter dem Himmel bei der Linden;
Oft kurzer Zeit ein Urteil finden,
Nach der wahren Gerechtigkeit . . . . .
Will kein' Pfennig mehr auf Dich wenden!
Mein Sohn, nähr' Dich mit Deinen Händen,
Und arbeit', wie ich thät vor Jahren,
Und laß Dein Juristerei fahren,
Daß Dir nicht endlich draus erwachs'
Deiner Seele Schaden!" — So spricht Hans Sachs.

Mit gebührender Schärfe verwirft Frau White Mario übrigens die Weltherrschaftspläne des kaiserlichen und päpstlichen Rom. Sie wird Theodorich, dem Ostgoten-König, vollkommen gerecht. Sie spricht von den „menschlich gesinnten, edelmütigen, gelehrigen" longobardischen Deutschen, welche wohl Italien — so lautet ihre Ansicht — zu einem freien, einigen und starken Volke hätten gestalten können, wäre nicht ehrgeizige päpstliche Staatskunst dazwischen getreten. Wiederholt kommt sie auf den verderblichen „weltherrschaftlichen Zug der Italiener" zurück, der auch den Waiblinger Dante bewegte.

„Wie das Kaiserreich die Herrschaft des Römer-Volkes über die Erde bedeutet, so ist die Majestät des römischen Volkes im Kaiser persönlich dargestellt, gleichviel welchem Lande er angehören möge. Über alle Fürsten, über alle Völker muß der Kaiser seinen Herrscherstab ausdehnen, über das Königreich Frankreich sowohl, als auch über die letzte italienische Gemeinde." Das war, nach Carduccis gedrängter Darstellung, Dantes Standpunkt. Italien, nicht Deutschland, war ihm der „Garten der Welt".

Bei Deutschland lag wohl zeitweilig das Reich. Doch Dante hoffte dasselbe allmählich gerade durch deutsche Hand wieder zu Italien zurückgebracht zu sehen. Ein kaiserlich, katholisch, obwohl nicht päpstlich gesinnter Ghibelline war Dante. Petrarca ist eher der Vertreter des Begriffes der italienischen Volkseinheit gewesen, ohne diese kolossal ehrgeizige Beimischung weltherrschaftlicher Neigungen. Wer aber die italienischen Bewegungsmänner unserer Zeit genau kannte, der weiß, daß ein gewisser Nachklang der hohen Bestimmung Italiens selbst noch bei Mazzini zu finden war, mit welchem daher in London hie und da ein Span ausgefochten werden mußte. Garibaldi dagegen war in diesem Punkte vollkommen richtig und ganz neuzeitlich gesinnt.

Ganz wahr sagt Frau White Mario: die Italiener, in religiösen Dingen stets gleichgiltig, hätten sich um päpstliche Bannflüche, welche die Deutschen so sehr schreckten, im Grunde wenig gekümmert. Sie würden daher auch Heinrich IV. schon beigestanden haben, wenn dieser einfach Hildebrand ins Gesicht gelacht und ihn in Canossa, wohin der Papst eigentlich geflohen war, ruhig hätte sitzen lassen. Dann wäre der „unauslöschliche Flecken" nicht auf des Kaisers Stirn geblieben.

Unsere Minnesinger, von Walther von der Vogelweide an, haben ja später dem Bischof zu Rom ebenfalls oft genug hübsch heimgeleuchtet. Wie tapfer sang der Freidank:

Der Papst hat ein schönes Leben;
Könnt' er Sünd' ohne Reue vergeben,
So sollte man ihn steinigen,
So er der Christen einen
Oder irgend einer Mutter Kind,
Ließe zur Hölle fahren hin . . . .
Der Papst ist ein irdscher Gott,
Und ist doch ganz der Römer Spott;
Zu Rom ist des Papstes Ehre krank;
In fremde Land' nur geht sein Zwang.
Sein Hof vollkommen wüste steht,
So er nicht fremde Thoren hätt' . . . .
Läge Rom in deutschen Landen,
Die Christenheit würde zu Schanden . . . .
Der Papst dort nicht abwenden mag
Rauben, Stehlen, Nacht und Tag.

Die Verfasserin führt ihre geschichtlichen Vorbemerkungen bis in die neueste Zeit herab, und sie sind durchweg vom besten Geiste eingegeben. Ohne der Bedeutung der großen französischen Umwälzung Eintrag thun zu wollen, schreibt sie: „Die Amerikaner hatten ihre Unabhängigkeit mit ihrem Blute zu Lexington im Jahre 1775 besiegelt. Sie gestalteten die dreizehn Ansiedelungen 1776 zu Vereinigten Staaten. Sie gründeten 1787 ihre Verfassung, riefen die Rechte des Menschen auf Freiheit und Gleichheit aus — und doch besteht die Welt darauf, den Ursprung der neuzeitlichen Freiheit, des Fortschrittes und der demokratischen Grundsätze auf Frankreich zurückführen zu wollen!"

Das ist dasselbe, was wir früher bei Besprechung des Buches von Ludwig Rosenthal im „Magazin" gesagt haben.

Frau White Mario hätte auch des der amerikanischen Erhebung vorausgegangenen englischen Freistaates, ja, unserer Reformation, unseres Bauernkrieges, unserer Eidgenossen-Bünde in diesem Zusammenhange gedenken dürfen. Wir müssen auf diese älteren Vorläufer immer wieder hinweisen, so lange das Vorurteil besteht, als sei Frankreich allein der Schöpfer einer neuen Zeit. Hängt doch mit dieser letzteren irrigen Anschauung der unter der französischen Volkspartei bisher so unausrottbare Anspruch auf Vorherrschaft in Europa zusammen — ein Anspruch, der stets in Eroberungssucht umschlug, wo sich dann selbst französische Republikaner zeitweilig einen Cäsar gefallen ließen, der ihnen die Erweiterung der Grenzen zu bringen versprach. Wer der Erhaltung der dritten Republik wirklich wohlwill, der muß die Franzosen offen darüber belehren, welches die ihnen zukommende Stellung innerhalb der europäischen Völkergemeinschaft ist.

„Ein freies Volk mit einem nicht mehr nach äußerer Machtherrschaft strebenden italienischen Rom!" das ist Frau White Marios Standpunkt — in unserem Jahrhundert gewiß ein selbstverständlicher.

Digitized by Google

Ihre geistige Richtung in religiöser oder philosophischer Beziehung deutet sie durch mutige Worte zu Ehren Giordano Brunos an, auf den ja so manches bei Spinoza, Leibniz und Goethe zurückzuführen ist, und dem die päpstliche Kirche die einzige, von ihr erlaubte Art der Feuerbestattung hat zu teil werden lassen — nämlich die bei lebendigem Leibe gegen einen Ketzer oder Freidenker angewandte. „Freier Gedanke und weltliche Schulen": so lautet der Verfasserin Losung.

Auffälligerweise — und das muß gerügt werden — gebraucht Frau Mario, welche offenbar nach italienischen Vorlagen arbeitet, im englischen Texte Ausdrücke, wie „Ludovico il Bonario" (Ludwig der Fromme, also Lewis the Pious, wie es auf Englisch lauten sollte), und sogar „Magonza" (Mainz), statt Mayence oder Mentz, wie die Engländer früher schrieben, oder auch Mainz, wie manche neuerdings schreiben. Unter „Magonza", wie die Italiener sagen, würde kein Engländer unser Mainz vermuten. So heißt auch Ulm in dem Buche „Ulma"; Smolensk „Smolensko", Laibach „Leyback" u. dgl. m. Langjähriger Aufenthalt der Verfasserin in Italien mag die Sonderbarkeiten erklären; doch eine Verbesserung empfiehlt sich für eine künftige Ausgabe. Einige andere Irrtümer, Druckfehler oder Flüchtigkeiten mögen hier noch angedeutet werden. So die sonderbare Erklärung des Allodial-Wesens aus „All-lood", und die Äußerung: es hätten die Bürger von Cremona im zwölften Jahrhundert bei der Zurückschlagung der Feinde auf ihre eigenen Kinder „gefeuert".

Ein weiterer Irrtum sei hier gleich mit berichtigt. „Garibaldi" ist bekanntlich ursprünglich ein deutscher Name, wie so viele andere norditalienische Namen es sind. Er bedeutet: Speerkühn, Kriegskühn. Beiläufig gesagt, sind noch heute in der Lombardei eine Menge der schönsten, schon dem Tone nach prachtvollsten weiblichen Vornamen aus altdeutscher Zeit üblich, die bei uns leider längst eingegangen sind. Ich war vor Jahren öfters erstaunt, in Blättern, welche die Listen von Geldzeichnungen für die italienische Aktions-Partei enthielten, auf diese germanisch gewaltigen Namen zu stoßen.

Kurz nach Garibaldis Tod habe ich in englisch geschriebenen Erinnerungen an den dahingegangenen Volks- und Heerführer, der Baiern-Herzöge des gleichen Namens (Garibald) aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert gedacht — doch mit dem Hinzufügen: es sei der Name damals vielfach gebräuchlich gewesen. Frau White Mario führt dies ungenau an. Sie schreibt mir, scheinbar meine eigenen Worte wiedergebend, die Frage zu: ob Garibaldi nicht vielleicht aus jenem alten deutschen Herzogsstamme entsprossen sei? Ja, sie setzt hinzu: „Warum sollte er es nicht sein?" und sie erwähnt dann manche Garibaldi- und Garibold-Namen hervorragender Männer aus älterer italienischer Geschichte.

Ich selbst aber habe jene Frage in keiner Weise gestellt. Der Garibaldi's gab es einst die Menge, unter Fürsten nicht bloß, sondern auch unter dem einfachen Volke. Garibaldi war eben ein Name wie jeder andere, den man jetzt als Vornamen trägt. Der Garibaldi unserer Tage ist sozusagen sein eigener Ahnherr gewesen, und man braucht für ihn nicht auf Fürsten zurückzugreifen. Bekanntlich ist Italien ja voll von grundgermanischen Namen, wie Tibaldi, Grimaldi, Rinaldi, Rolandi, Umberti, Roberti, Gioberti, Galimberti, Sismondi, Raimondi und zahllosen anderen, welche auf alte deutsche Eroberung und Siedelung hinweisen; ganz wie der Name der Lombardei selbst. Garibaldis eigene Mutter war eine Rosa Raimondi oder Raymondo — auch ein ursprünglich deutscher Name. Unter seinen Vorfahrinnen auf der „Spindelmagen"-Seite im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, bis wohin man Garibaldis Stammbaum verfolgen kann, war eine Angela Maria Gandolfi — wiederum ein altdeutscher Name von kriegerischer Bedeutung, der in „Gundelfingen" (Gundolf-ingen) widerklingt.

Von obigen unbedeutenden Ausstellungen abgesehen, ist der dritte Band des vorliegenden Werkes ein vortrefflicher. Er teilt eine Menge auf hellender Thatsachen zur inneren Geschichte der italienischen Einheits- und Freiheitsbewegung mit. Eine Anzahl bedeutsamer Schriftstücke, zumal von Garibaldis Hand, sind lichtbildnerisch wiedergegeben; darunter solche, die sich auf den sizilianischen Aufstand von 1860 beziehen, welcher die Befreiung Süd-Italiens vom Bourbonen-Joch und die thatsächliche Stiftung der italienischen Staatseinheit zur Folge hatte.

Was ich früher im „Magazin" über Mazzinis Thätigkeit in Italien im Herbst 1859; über seine Vorbereitungen zum sizilianischen Aufstande von 1860, an welchem Garibaldi ursprünglich nicht beteiligt war; über den zwischen Rattazzi und Napoleon besprochenen Plan eines gemeinschaftlichen Angriffes gegen Österreich und gegen Deutschland am Rhein; über einen Versuch, Garibaldi 1864 während des schleswig-holsteinischen Krieges zu einem Vorstoße gegen Österreich zu bewegen; über die Gefahr eines italienisch-französischen Bündnisses im Jahre 1870, und über die mit der Nizza-Frage zusammenhängende Teilnahme Garibaldis auf französischer Seite schrieb, das ist Alles in dem Buche von Frau White Mario nun bestätigt und zum Teil aktenmäßig erhärtet. Noch manches, auf die innere Geschichte des allmählichen Aufbaues der italienischen Einheit Bezügliche bedarf der größeren Aufhellung. Dies Werk aber bringt entschieden „mehr Licht".

Digitized by Google

## Mehr Licht.

Von Luise Ackermann.

Nachdichtung aus dem Französischen von Albert Möser.

Als einst im letzten Kampf, umflort von Dämmerungen,
Das hehre Wort: „Mehr Licht!“ der Dichter größter sprach,
Da hatte Tod schon halb des Leibes Aug' bezwungen,
Eh' ganz sein Herz im Tode brach.

Doch wir, wir stoßen aus den Schrei, den sehnsuchtsreichen,
Noch eh' der Würger Tod mit Grauen uns umspinnt,
Wohl sieht das Ange noch, doch — Qual, der nichts mag gleichen —
Der Geist, ach, unser Geist ist blind.

Er tappt im Finstern hin des Lebens lange Tage,
Auch selbst beim kleinsten Schritt schon hemmt ihn Anfenthalt,
Niemals zerreißt sein Mühn, wie er auch bang sich plage,
Den Schleier, der ihn dicht umwallt.

Verzweiflung füllt ihn an, er spürt des Wahnsinns Schauer,
Des Unbekannten Reich durchirrt er unruhvoll,
Voll Sehnsucht sucht der Blick in unermeßner Trauer
Den Strahl, der Licht ihm bringen soll.

Der Glaube naht und spricht: „Ich biete Licht und Klarheit,
Vor mir sinkt Zweifelsqual und Seelenweh ins Grab!“;
Doch er erwidert rasch: „Dein Wort ist Trug, nicht Wahrheit,“
Und weist mit zorn'gem Sinn ihn ab.

„Das Licht, deß Du Dich rühmst, es hat im Kreis der Erden
Die Schatten nur gemehrt, erhöht die Blindheit nur,
Sag' an, steh' Rede uns: wie soll uns Klarheit werden
Auf des Mysteriums dunkler Spur?“

Nun naht die Wissenschaft und lädt in ihre Hallen
Und weist uns, was ihr Mühn erforscht bei Tag und Nacht,
Doch matten Schimmer nur läßt in den Geist sie fallen,
Niemals des vollen Lichtes Pracht.

Der Blindheit Schleier wohl hat kraftvoll sie zerrissen,
Anbricht des Tages Schein, wo ihre Leuchte ragt,
Doch Eines glückt ihr nur, daß sie ans Finsternissen
Der Nachtphantome Sehar verjagt. —

So schreitet hilflos nun der Mensch in dunkler Leere,
Jedweden Führers bar und der Verzweiflung Raub,
Das Unsichtbare naht, wie Sehnsucht sich verzehre,
Nie hüllenlos dem Aug' von Staub.

Nichts heilt das Sehnsuchtsweh, daran die Menschen kranken,
Gewnrzelt ist es tiefst in ihres Wesens Kern,
Der Göttertraum des Lichts bannt ewig die Gedanken
Der Schöpfung blindgebornem Herrn.

Wollt von ihm fordern nicht, den Weg der Qual zu meiden,
Die Qual ist's, drin er lebt, sie ist sein Element,
Bewegen könnt ihr nie dies Musterbild der Leiden,
Daß er von seiner Qual sich trennt.

Und drum: „Mehr Licht!“ ob auch dies Wort ein Sehnen berge
Das ewig heißer glüht, weil Stillung ihm versagt,
Oh es umsonst auch hallt, bis Nacht uns deckt der Särge,
Und Gram drob unser Herz zernagt.

Und wenn der Sonnenball erlischt in graus'ger Stunde,
In öder Weltennacht durchbebt noch Sehreck ihn kalt,
Wenn ihm dies Sehnsuchtswort aus all' der Menschheit Munde
Als Abschiedsgruß entgegenhallt.

## Charles Baudelaire.

Eine Studie von Wilhelm Weigand.

I.

Es giebt zwei Dichtergeschlechter auf Erden: die Einen sind Hochgestalten der Menschheit, welche das ganze Leben einer Zeit in gewaltigen Werken festhalten, und noch in späten Zeiten, wenn ihre Werke auch nicht mehr das ursprünglich quellende Leben besitzen, den Enkeln als Männer einer bestimmten Epoche vorleuchten und uns dieselbe in der schönsten Gestalt, der Persönlichkeit, nahe bringen. So Goethe, Shakespeare, Dante. Allgemeine Bewunderung zollt die Welt diesen Geistesheroen; aber noch glühendere Verehrer zählt oft das Geschlecht der liebenswürdigen Dichter, wie Horaz, wie Musset, die den ganz bestimmten Herzschlag einer Zeit in ihre Werke gebannt haben. Auch der große Lyriker Charles Baudelaire hat in Frankreich, und zum Teil in England, eine solche Gemeinde von Bewunderern, die ihn über alle Dichter stellt, mit einer ganz fanatischen Ausschließlichkeit. Niemand hat wie dieser rätselhafte Mann einen Zauber auf die moderne französische Jugend auszuüben verstanden, selbst nicht der Kraftmann Zola, der in seinen kritischen Schriften der Jugend das Evangelium der neuen Kunst durch die Wissenschaft predigte; niemand unter den französischen Schriftstellern besaß eine solche dämonische, eigenartige Natur, als dieser rätselhafte Geistesaristokrat, welcher doch treu das ganze Leben des zweiten Kaiserreiches in sich aufgenommen hat und ein so durchaus moderner Poet ist. Viele schwächere Naturen können sich dem Zauber, den dieser Mann ausstrahlt, nicht entziehen, sich zu keiner selbständigen Weltanschauung durcharbeiten, und es giebt falsche Baudelaires, wie es einst Karrikaturen Heines und Byrons gab. Ich werde versuchen, das Wesen dieses Mannes, der auch seinen Freunden teilweise ein Rätsel blieb, zu analysieren, soweit seine Werke und nachgelassenen Schriften es erlauben*).

Charles Baudelaire wurde am 9. April 1821 in Paris geboren als der Sohn eines schon bejahrten Vaters; in seinem späteren Lebensalter zeigte er denn auch jene Grämlichkeit, welche meist den Kindern eigen, deren Eltern schon in reiferen Jahren standen. Sein Vater, ein Bauernsohn aus der Champagne, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und eine Erzieherstelle bei dem Duc de Choiseul-Praslin bekleidet. Seine Geistesrichtung zog ihn zu den Revolutionären, und so konnte er der herzoglichen Familie während der Schreckenszeit große Dienste leisten, welche sie ihm noch unter dem Konsulat dadurch vergalt, daß sie ihm eine angesehene Stellung in der Verwaltung verschaffte. François Baudelaire, der Vater des Dichters, soll auch dem Philosophen

*) Baudelaires Werke sind, außer seiner meisterhaften Übersetzung Poes: Fleurs du Mal. Poëmes en Prose et Les Paradis Artificiels. L'Art-Romantique. Curiosités Esthétiques. Oeuvres Posthumes.

Digitized by Google

Condorcet das Gift geliefert haben, welches denselben vor der Guillotine rettete. Er war einer der liebenswürdigen Franzosen des „Ancien Régime", welche mit den Jahren immer höflicher und nachsichtiger werden, wahre Moralphilosophen und vorzügliche Gesellschafter, wie man sie im modernen Frankreich kaum mehr findet. Die Feinheit seiner Manieren, seine Urbanität und Herzensgüte erwarben ihm, nachdem seine erste Frau 1817 gestorben war, die Liebe eines noch jungen Mädchens, Madelaine Dufays, deren Abstammung aus dem alten, aber herabgekommenen normannischen Geschlecht gleichen Namens wahrscheinlich, aber nicht erwiesen ist. Der Dichter selbst glaubte an diese Abstammung, gedenkt aber seiner Vorfahren in eigener Weise: „Meine Ahnen, Narren oder Troddel, in ihren feierlich steifen Gemächern, sind alle als Opfer ihrer stürmischen Leidenschaften gefallen." Die bescheidene Wohnung der Eltern Baudelaires, in der Nähe des Luxembourg, hinterließ in dem Knaben tiefe Eindrücke; die verschnörkelten Möbel, die Pastelle aus der Zeit Ludwig XVI., die antiken Gypsabgüsse, weckten seinen malerischen und plastischen Sinn, und so konnte er später sagen, daß seine erste Leidenschaft die Bilder gewesen. Frau Baudelaire heiratete nach dem Tode ihres Mannes, dem sie fortwährend ein gerührtes Andenken bewahrte, den Obersten und nachmaligen General und Gesandten Aupick, was ihr aber der Dichter, der in dem General den Nachfolger seines heißgeliebten Vaters haßte, lange nicht verzieh. Er äußerte sich einmal: „Wenn man einen Sohn hat wie mich, heiratet man nicht wieder."

Schülererfolge trug der Dichter nicht davon, wie eine Menge begabter Jünglinge in Frankreich. Das Versemachen hinderte ihn am Arbeiten; als Muster galten natürlich die blühenden Romantiker, besonders Sainte-Beuve, als Dichter sonst wenig gekannt, dem der Dichter Zeit seines Lebens eine bewundernde Freundschaft entgegenbrachte. Beide besaßen viele Charakterzüge gemeinsam: die Vorliebe für unbarmherzige Analyse und einen gewissen Mystizismus der sie zum Katholizismus in ein gewisses freundschaftliches Verhältnis setzte. Nach notdürftiger Beendigung seiner Gymnasialstudien sprach der Dichter in seiner Familie den bestimmten Wunsch aus, homme de lettres, Schriftsteller zu werden. Natürlich war die bürgerliche Familie gegen diesen Plan, den er aber eigensinnig aufrecht erhielt. Sein Stiefvater hatte gewünscht, er solle in die diplomatische Carriere eintreten. Auch Baudelaire kannte von früher Jugend an das Einsamkeitsgefühl großer Naturen: „Gefühl der Einsamkeit, von meiner Kindheit an, trotz der Familie, und besonders inmitten meiner Kameraden, — Gefühl, daß es mein Schicksal, ewig einsam zu sein. Und doch lebhafte Lust am Leben und Vergnügen." Sonderbare Träume hegte das junge Dichterhirn; bald wünschte er ein Papst, besonders Militärpapst, bald ein Komödiant zu sein. Drei Jahre kämpfte der Dichter gegen den Entschluß seiner Familie. Er schloß die ersten Jugendfreundschaften mit poetischen Genossen, machte die Bekanntschaft Balzacs, der damals im Zuge war, ein berühmter Mann, oder, wie der vierschrötige Romandichter selbst glaubte, ein Genie zu werden. Aber nicht allein ein Dichter wollte Baudelaire werden, sondern auch als Dandy glänzen. Einer meiner Freunde, der ihn damals kennen lernte, erinnert sich noch genau des Eindrucks, den die vornehme Erscheinung des jungen Poeten auf ihn machte. Er war braun, von Mittelgröße, mager, und glich etwas einem englischen Gesandtschaftsattaché; inmitten des litterarischen Zigeunertums, das damals allerdings noch poetisch sein konnte, behielt er seine Würde und seinen ausgezeichneten Geschmack, und mancher, der den satanischen Dichter kennen lernen wollte, war erstaunt, in ihm einen äußerst höflichen, ja etwas förmlichen Mann zu finden, welcher der Legende durchaus nicht entsprach. Da das Vermögen des Dichters sich nur auf etwa 75 000 Frcs. belief, so suchten ihn seine Eltern von Paris zu entfernen. Er mußte eine Reise nach Indien antreten, das Verhältnis zu seinem Stiefvater war unerträglich geworden. Aber er blieb nicht lange in Indien; zwei Monate nach seiner Rückkehr war er volljährig. Das Schauspiel des Meeres, der Anblick der überschwellenden Tropennatur, der südliche Himmel, befruchteten seine Phantasie; ihnen verdanken wir einige seiner schönsten Gedichte. Im Besitze seines Vermögens, begann er nun ein freies Schriftstellerleben; da sein Erbteil aber durch die vornehme Lebensweise, welche er zunächst führte, rasch auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, so stellte ihn die Familie unter Curatel, zu seinem großen Glücke, da der Vermögensverwalter ihm ein treuer Freund wurde. Unter den jungen Zeitgenossen erkannte man ihn bald als ein vielversprechendes Talent an; lange bevor sein berühmtes Buch „Les Fleurs du Mal" erschienen war, galt er unter der poesieliebenden Jugend als eine Art Berühmtheit, welche den Offenbarer einer neuen Schönheit mit sicherem Jugendblick erkannte. Eine schöne Seite des französischen Charakters ist die gänzliche Abwesenheit des Neides unter Gleichstrebenden. Seinem malerischen Sinne genügte er durch eingehende Kunststudien; wie sein Meister, der olympische, farbentrunkene Gautier, liebte er die Malerei, als deren lebenden größten Meister er den Farbendichter Delacroix verehrte, von ganzer Seele. Später wurde er ein begeisterter Verehrer Wagners, dessen Tannhäuser er in herrlicher Prosa seinen Landsleuten analysierte; die kleine Broschüre ist das Geistreichste, was über den Tannhäuser und besonders über die berühmte Ouvertüre geschrieben worden.

Aber während Gautier hauptsächlich durch seine schildernde Kritik, durch seinen plastischen Stil zu wirken suchte, ging Baudelaire davon aus, die ewigen Ideen in den Bestrebungen der Meister heraus zu finden; er betrachtete die Gemälde nicht mit den Augen eines Malers, wie Gautier, sondern mit dem Auge des Dichterdenkers, dem die Moden nur aus dem Drang nach einer absoluten, nie erreichten Schönheit zu wechseln scheinen. Die Freude am göttlichen Unvorhergesehenen, am „divin imprévu", war auch die Ursache, daß er sich eine Zeit lang mit Politik beschäftigte, im stürmischen Jahre 1848,

Digitized by Google

was seine Freunde zum Staunen brachte. In seiner Verachtung des Spießbürgers war der Dichter durchaus Romantiker. Endlich, im Jahre 1857, trat Baudelaire mit seinen Gedichten vor das Publikum, das schon aus der Revue des deux Mondes einzelne Proben seines Talentes kennen gelernt hatte; er war 36 Jahre alt. Der Erfolg war, was man in Paris einen „succès de scandale" nennt, und das Kaiserreich, welches damals anfing, eine gewisse Sittenstrenge zu heucheln, konnte nicht dulden, daß ein Dichter die öffentliche Moral beleidigte; einige der freiesten Gedichte der Sammlung mußten gestrichen werden. Erst später ward man dem originellen Buche gerecht; der Dichter veröffentlichte später noch kritische Studien über den Romantismus, und seine eigenartigen Gedichte in Prosa, poetische Stimmungsbilder von marmorner Formvollendung und echtester Stimmungsgewalt. Diese Gedichte entsprangen aus dem Gefühl, daß die französische Sprache in dem Alexandriner kein geschmeidiges Instrument besitze, um gewisse poetische Stimmungen auszudrücken. Der Lebensabend des Dichters war düster. Seine Schuldenlast hatte sich vermehrt, er wurde, zum Teil wegen seines unregelmäßigen Lebens, krank, und floh nach Brüssel, wo er in einem geistigen Exil dahinlebte, von einer rohen Gesellschaft als Sonderling angestaunt, trotz seiner korrekten Haltung. Sein einziger Freund war sein Verleger Malassis, der sich wegen Bankrotts nach Belgien geflüchtet hatte und dort einen Handel mit Büchern trieb, welche den Lebemännern und Bücherfreunden unter dem Namen „livres belges" bekannt sind. Einsam schrieb der Dichter an einem Buche über Belgien, das er nicht günstig beurteilte. Er hatte geglaubt in Brüssel Ruhe zu finden; aber sein Nervensystem war zerrüttet. Von seiner Mutter, die, Witwe geworden, ein kleines Haus in Honfleur an der normännischen Küste bewohnte, nach Paris zurückgebracht, starb er im Hospital daselbst, am 30. November 1866, im Alter von 45 Jahren, zwei Jahre jünger als Musset.

Man wird seinen Namen nicht vergessen, so lange es eine französische Poesie giebt; er gehört zu den Erziehern des gegenwärtigen Geschlechts in Frankreich, und ist eine ganz eigentümliche Gestalt der Weltlitteratur. Er steht als Dichter und als Denker über seinem Meister Gautier, zu dessen Schule man ihn zählt.

II.

Ich habe Baudelaire eine der originellsten Gestalten der Weltlitteratur genannt; er ist es aber nicht allein als Dichter, sondern überhaupt auch als Vertreter einer alten, künstlich gewordenen, überreifen Gesittung. Er ist der erste bewußte Vertreter jener Geistesströmung, welche man in Frankreich „la décadence" genannt hat, nicht ohne einen gewissen Stolz, der einer Erklärung bedarf. Ähnliche Gestalten bringt jede gealterte Litteratur hervor, und auch uns kann einmal ein solcher Mann, natürlich unter andern Lebensbedingungen, erstehen.

Als Baudelaire die bestimmenden Jugendeindrücke empfing, war der Romantismus in Frankreich gerade daran, sich zu überstürzen. Natürlich war die gesamte Jugend romantisch, wie uns auch Flaubert in der Vorrede zu den Gedichten eines Freundes erzählt; aber da sie die Romantik schon im Jünglingsalter ausgenoß, war zu erwarten, daß sie später andere Wege gehen werde, wie es denn auch geschah. Der durch und durch romantische Flaubert wurde Schöpfer des realistischen, streng künstlerischen Romans mit seiner „Madame Bovary", und Baudelaire entdeckte eine neue geistige Welt, die Nachtseite des modernen Lebens einer großen Stadt, das Häßliche der Überkultur, verschieden von dem Häßlichen, wie es der apokalyptische Viktor Hugo in seinem Roman Notre Dame de Paris und in seinen Dramen geschaffen hatte. Hugo war vor allem ein großer Formkünstler ein genialer Rhetoriker, der sich im Ausdruck nicht beschränken konnte; der Strom seiner glänzenden Alexandriner läßt sich nicht leicht eindämmen; er hat keinen Geschmack, trotzdem er sonst ein guter Lateiner ist. Baudelaire reinigte die Hugosche Form und erfüllte sie mit einem neuen Inhalt. Ihm auch war die Gabe der Unzufriedenheit mit allem Bestehen in die Wiege gelegt worden. Viktor Hugo hatte sich mit einem manchmal lächerlichen Selbstvertrauen seinen Gefühlen überlassen; er hielt sich zuletzt für einen Propheten, dem eine soziale Mission zugefallen. Mussets Gedichte entsprangen einem ekstatischen Zustande, und seine Manuskripte ekelten ihn an, wie er uns in dem blitzenden Prolog zu seinem Drama: „La coupe et les lèvres" erzählt. Baudelaire dagegen wollte mit Bewußtsein schaffen, wie Edgar Poe, jede einzelne Schönheit eines Gedichtes sollte berechnet werden. Das Unerwartete in den Wendungen erschien ihm echt poetisch. Daß er jeden einzelnen Vers auf die Klangfarbe hin prüfte, ist natürlich. Seine Verse erkennt man aber auch unter Tausenden. Sonst Spiritualist, erkannte er in der Dichtkunst nur die materielle Schönheit an. Seine Reime klingen prächtig aus. Er besitzt ein wunderbares Auge für die Außenwelt, wie die ganze Generation, welche bei Gautier hatte in die Schule gehen können. Dies lebhafte Gefühl für die Wirklichkeit ist ein guter Tröster für die Künstler einer prunkvollen Zeit, welche dem Auge tausend Schauspiele bietet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Amerikanische Schriftsteller.

Wenn Ste. Beuve die Werke eines Schriftstellers recht verstehen wollte, so hatte er das Verlangen, auch den Menschen kennen zu lernen. Diese Forderung, so ferne sie auch dem Bereiche der wissenschaftlichen Kritik liegt, hört man heute von jedermann erheben, der sich in irgend einen Schriftsteller vertieft hat oder vertiefen möchte, und mehr als jemals kommt man jetzt derselben entgegen. Das biographische Interesse ist in unseren Tagen ein ungemein lebhaftes und hat schon lange aufgehört, sich auf die Toten zu beschränken. Dies gilt insbesondere von England, wo der Büchermarkt gegenwärtig mit Biographien förmlich überschwemmt ist. Die großen Verlagsbuchhandlungen Londons wetteifern förmlich miteinander, dem englischen Publikum in bändereichen biographischen Sammelwerken das Leben bedeutender Männer vorzuführen, wie Macmillan in den English Men of letters, Scott in den Great Writers, Longmans in den English Worthies etc. und die Macmillansche Sammlung hat in den American Men of Letters jenseits des Ozeans Nachahmung gefunden.

Gleichwie die Forscher mit unermüdlichem Spürsinn in schwer zugänglichen Archiven nach den geringfügigsten Daten aus dem Leben großer Männer früherer Tage herumstöbern, so hat sich allgemach auch eine Berichterstattung entwickelt, welche die Größen unserer Tage in mehr oder minder taktvoller Weise auf ihren geheimsten Pfaden beobachtet und deren Leben und Treiben, freilich meist nur in panegyrischer Weise schildert. Von der westlichen Hemisphäre ist uns vor kurzem ein Buch dieser Art zugekommen, welches sicherlich die Beachtung aller Freunde englischer Lektüre verdient. Der Titel desselben: Authors at home. Personal and biographical sketches of well-known american writers. Edited by J. L. & J. B. Gilder. (New York. Cassell & Co.) kennzeichnet dessen Inhalt zur Genüge. Das Inhaltsverzeichnis nennt siebenundzwanzig Namen, in deren Trägern wir in der That die besten Vorkämpfer des geistigen Amerika begrüßen. Damit keinem Unrecht geschieht, sind dieselben in alphabetischer Reihenfolge aneinander gereiht. Die einzelnen Skizzen, welche früher in der Zeitschrift The Critic erschienen waren, sind in dem vorliegenden schön ausgestatteten Bande von den beiden Gilder zu einem höchst ansprechenden Ganzen vereinigt worden. Selbstverständlich stehen nicht alle auf gleicher Höhe, da jede einen andern Verfasser hat, durchwegs persönliche Freunde des betreffenden Helden, welche alle Kenntnis von dessen Gehaben besitzen, um dem Buche ebenso große Glaubwürdigkeit als für künftige Zeit die Wichtigkeit eines Quellenwerkes zu verleihen. Wir können natürlich nicht jeden der siebenundzwanzig Artikel zur Anzeige bringen und wollen nur einzelne derselben herausheben. Im allgemeinen sei noch gesagt, daß keiner derselben derart gehalten ist, daß wir ihn missen möchten.

Die Lebensschicksale der siebenundzwanzig Männer, welche uns vorgeführt werden, sind, verglichen mit denen auf gleicher Höhe stehenden deutschen Schriftsteller, fast beneidenswert zu nennen. Es ist keiner unter ihnen, vielleicht mit Ausnahme Walt Whitmans, der dem Zeitalter sein Siegel aufgedrückt hätte, weshalb wir dieselben auch nicht mit unseren Geistesheroen vergleichen dürfen, sondern sie etwa mit unserem Storm, Heyse, Meyer, Keller in Parallele stellen müssen. Diese Parallele fällt — wir wollen von einem Vergleiche in rein künstlerischer Hinsicht hier gänzlich absehen — nun im allgemeinen zu gunsten der Amerikaner aus. Sie erfreuen sich zumeist eines viel besseren materiellen Wohlstandes und einer — wieder insbesondere mit Ausnahme Walt Whitmans — viel weniger umstrittenen allgemeinen Anerkennung. Dieser letztere Umstand ist es hauptsächlich, der in den Amerikanern jene selbstbewußte Schaffensfreude rege hält, für welche die deutschen Schriftsteller bei dem recht fühlbaren Mangel jenes äußeren fördernden und ermutigenden Einflusses andere oft sehr schwer zu ringende Anregungen suchen müssen. Der amerikanische Schriftsteller ist eben in der glücklichen Lage, ein Publikum vor sich zu haben, das sich für seine Werke, im Gegensatz zu den aus der alten Welt importierten geistigen Produkten, begeistern will. Das ist zwar kein künstlerisches, aber doch ein recht kunstfreundliches Motiv, und die amerikanische Litteratur hat manchen Vorteil davon, indem es gar viel zu der von Ralph Waldo Emerson angeregten und stetig fortschreitenden Emanzipation derselben von ihrer britischen Lehrerin beiträgt, von den materiellen Vorteilen, welche den einzelnen Schriftstellern daraus erfließen, ganz zu geschweigen.

Die Absicht der Herausgeber des vorliegenden Sammelwerkes bestand in erster Linie darin, ein intimeres Bild von den gegenwärtigen Lebensverhältnissen und insbesondere von dem gegenwärtigen Heim der einzelnen Schriftsteller zu geben. Hierbei war es in der That unvermeidlich, auch auf die Lebensgeschichte und die schriftstellerische Individualität derselben einzugehen, ja bei manchem, wo nach jener Richtung nichts zu sagen ist oder nichts gesagt werden konnte, mußten solche Exkurse fast den ganzen, dem betreffenden Berichterstatter zu Gebote stehenden Raum ausfüllen. So ist diese Sammlung der beiden Gilder auch ein recht brauchbares Nachschlagewerk geworden, das bei dem Mangel eines derartigen leicht zugänglichen Handbuches, aus diesem Grunde ebenfalls eine größere Verbreitung verdient.

Im folgenden wollen wir einzelne Äußerungen der Berichterstatter und ihrer Helden, die uns charakteristisch und für deutsche Freunde amerikanischer Litteratur interessant erscheinen, wie sie uns der Zufall augenfällig machte, hervorheben. In der hübsch geschriebenen Skizze Thomas Bailey Aldrich erzählt William H. Bishop unter anderem folgendes: „Als ich den Dichter kommen sah, hatte er vielmehr das Aussehen eines Athleten als eines Dichters.“ Trotzdem er im Jahre 1837 geboren ist,

Digitized by Google

gehört er „seiner äußeren Erscheinung, seinem Gehaben und seinen Gewohnheiten nach, augenscheinlich zu der Schule der jüngeren Männer. Er ist etwas untersetzt; blond und von mittlerer Größe. Seine Züge vermag man leicht mit dem humorvollen Spiel seiner Phantasie zusammenzureimen. Die Enden seines Schnurrbarts, welche in französischer Manier etwas zugespitzt sind, scheinen in angemessener Weise und mit einem gewissen Chic die Possen und Sticheleien anzudeuten, welche aus den Lippen, denen derselbe entsprießt, hervorquellen. In geistiger Beziehung erscheint Aldrich als Yankee, hervorgegangen aus einer französischen Kreuzung." George Bancroft, der mehr als achtzigjährige prose-Homer der Union, wird von B. G. Lovejoj geschildert als ein „ehrwürdiger Mann von mittlerer Größe, schlanker Figur und aufrechter Haltung, die edle freie Stirne von etwas schütter gewordenen silbernen Locken umrahmt, mit einem schneeweißen Barte, der zu dem patriarchalischen Aussehen des großen Historikers viel beiträgt, graublauen Augen, welche weder angestrengtes Studium noch die Zeit ihres Feuers beraubt hat, eine große Nase vom römischen Typus, so wie ich irgendwo las, daß sie Napoleon der Erste als Zeichen latenter Kraft betrachtete." Nachdem Bancroft an einer Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten werkthätigen Anteil genommen hat, wandte er sich dem Werke zu, in dem er andere Perioden derselben so meisterhaft schildert. Er war es, der bei Bismarck die Anerkennung der „amerikanischen Doktrin", daß Naturalisation Expatriation bedeute, durchgesetzt und einen Vertrag zu stande gebracht hat, der ihn jedem deutsch-amerikanischen Herzen so teuer macht, indem Deutsche nunmehr ihr Vaterland besuchen können, ohne zu riskieren, zwangsweise in die Armee eingereiht zu werden. Von Bancrofts erstem Aufenthalt in Deutschland wird erzählt, daß er von den deutschen Gelehrten so empfangen worden sei, wie Burns in Edinburgh — indem er zuerst Erstaunen und dann brüderliches Entgegenkommen fand. „Zwei Jahre wurden in Göttingen verbracht und ein halbes Jahr in Berlin. Während dieser Zeit war er der Schützling und Genosse des großen Philologen Wolf, von dem sich in Ticknors ergötzlichen Memoiren eine so treffliche Schilderung findet, er studierte unter Schlosser und war ein Liebling Heerens, dessen Anerkennung als das imprimatur eines litterarischen Papstes galt."

Eine der hübschesten Skizzen ist die Chas. Hopkins Clarks über S. L. Clemens (Mark Twain), aus der wir folgende recht selbstbewußt klingende Stelle herausheben wollen: „Mehr als eine halbe Million seiner Bücher wurde in Amerika abgesetzt. England und die englischen Kolonien haben außerdem zum mindesten noch die Hälfte dieser Anzahl gekauft. Seine Skizzen und kürzeren Artikel sind in jeder Sprache, die gedruckt wird, und die größeren Bücher wurden ins Deutsche, Französische, Italienische, Norwegische, Dänische etc. übersetzt. Er ist einer der wenigen lebenden Menschen, der wirklich ejnen Weltruf genießt und es giebt keinen lebenden Schriftsteller, dessen Werke einen so großen Leserkreis besitzen, als die Mark Twains." Alice Wellington Rollins erzählt von Dr. Oliver Wendell Holmes Genius, daß er fast einzig sei in der Thatsache, daß er, indem er sich fast ausschließlich mit menschlichen Wesen befasse — nicht mit der menschlichen Natur an sich in Maximen — doch gänzlich unabhängig von seiner Umgebung erscheine. Holmes hat beinahe sein ganzes Leben hindurch den Winter in Boston, den Sommer in Beverly Farms zugebracht, allein während der fünfzig Jahre, während welcher er in Boston schrieb, hat er niemals seinen Stoff dieser seiner Umgebung entnommen. Seine Universalität ist wunderbar, nicht weil er heute einen Roman, der sich in dem alten Rom abspielt, dann eine ausgezeichnete Skizze von Montana, dann wieder ein bedeutsames Buch über Japan schreibt, sondern darum, weil er innerhalb der Grenzen Bostons das entdeckte, was universell ist." In der William Dean Howells behandelnden Skizze citiert der bereits oben genannte William H. Bishop eine Äußerung seines Helden, welche in der That als Schlüssel gelten mag zu jenen Grundsätzen der litterarischen Produktion, welche Howells zu einem viel umstrittenen Streitobjekte der letzten Jahre gemacht hat: „Gesetzt den Fall, es gäbe ein Feuer in der Straße, so würden die Leute mit Schrecken oder Staunen aus den Häusern eilen. Alle feineren Schattierungen ihres Charakters würden verloren gehen, indem sie in diesem Augenblick von dem allgemeinen animalischen Impuls verdunkelt werden. Nein, um einen Charakter wirklich zu studieren, muß man ihn in weniger bedeutenden und gewöhnlichen Lebenslagen studieren: dann tritt er uns nur rein und ungetrübt vor Augen." Wer Howells Schriften kennt, wird die Bedeutung dieser Worte für sein litterarisches Wirken zu würdigen wissen. Aus Joseph H. Twichells Aufsatz über Harriet Beecher Stowe erfahren wir, daß die siebenundsiebzig Jahre alte Dame nur sehr schlechtes Wetter hinderte, ihre gewohnten täglichen ein- und mehrstündigen Spaziergänge zu machen. Sie hat sich auch noch die aus ihren Schriften bekannte Vorliebe für wildwachsende Blumen erhalten und bringt von ihren Spaziergängen immer ganze Sträuße davon nach Hause. George Selwyn führt in seiner Walt Whitman gewidmeten Skizze folgende Äußerung des den Dichter behandelnden Arztes an, welche uns für diese gewaltige „Natur" höchst charakteristisch erscheint: „In seinem körperlichen Organismus und in seiner Konstitution, seinen Neigungen und Gewohnheiten ist Whitman der natürlichste Mensch, den ich kenne." Ferner erfahren wir aus diesem Aufsatze, daß der Dichter sich trotz seiner körperlichen Hilflosigkeit und seiner geringen Einkünfte seinen Gleichmut und seine geistige Frische bewahrt hat. Harriet Prescott Spofford schließt mit ihrem Aufsatz über John Greenleaf Whittier die Reihe der von den Gilders erkorenen siebenundzwanzig well-known writers. Der zweiundachtzig Jahre alte Dichter geht noch immer aufrecht einher, sein Auge ist so dunkel und sprüht so lebhaftes Feuer, wie in seinen jüngeren Jahren. Er sieht mit denselben noch alle Schönheit der Welt, die er er-

Digitized by Google

schaute, als er die „Songs of Labor“ sang, und sein Lächeln ist noch dasselbe, das ihm seit mehr als sechzig Jahren so großen Einfluß auf Männer und auch auf Frauen verliehen hat.

Wien. Dr. August Weiß.

## Neurealistische Novellen.

**Bjarne P. Holmsen: „Papa Hamlet“. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzius. Leipzig, Carl Reißner.**

Besprochen von Kaberlin.

Der Verfasser des Dramas „Vor Sonnenaufgang“, Gerhart Hauptmann, hat auf der ersten Seite seines Buches einen gewissen Bjarne P. Holmsen freudig anerkannt. Es war dessen Novellenzyklus „Papa Hamlet“, erschienen bei C. Reißner in Leipzig, der, wie es in der Widmung heißt, die entscheidende Anregung gegeben hatte. Wieder einmal, so dachte ich — das Buch in die Hand nehmend, ist die Befruchtung aus dem Ausland gekommen; es scheint also, daß der deutsche Realismus zur Selbständigkeit immer noch nicht reif — vielmehr noch gezwungen ist, die französische Knechtschaft mit der des Nordens zu wechseln.

Als ich jedoch die erste der drei Novellen durchgelesen hatte, erschien mir bereits die Echtheit der norwegischen Ortsfärbung sehr zweifelhaft. Denn nur zu bald bricht jenes urwüchsige, warme Element eines Humors durch die Schilderung, der nur den Germanen der Mittelzonen zu eigen ist. Und eine Nachforschung bestätigte meinen Verdacht: es stellte sich heraus, daß sich hinter dem Namen Holmsen ein jungdeutscher Dichter versteckt hält, der als Pfadfinder in dem bisher noch ziemlich dunkeln Gebiet des deutschen Realismus schon bekannt ist: Arno Holz, der Dichter des „Buchs der Zeit“.*)

„Papa Hamlet“, die erste der drei Novellen, deren Titel sich merkwürdigerweise auf das ganze Buch erstreckt, enthält die Schilderung einer heruntergekommenen Schauspielerfamilie. Niels Thienwiebel „der große Hamlet aus Trondhjem“, seine Frau Amalie mit dem Wiegensöhnlein „Fortinbras und der fidele Malerbohèmien, der kleine Ole Nissen, hausen zusammen in kühner Miete bei Frau Wachtel“. Der große Thienwiebel hat das Anerbieten auf einer Schmiere zu spielen abgelehnt, er erträgt lieber die Schmach, die Unwert schweigenden Verdienst erweist. Trotzdem es Ole Nissen nur zweimal gelingt, durch Firmenschildermalen und „Vermalen“ der „Frau Kanalinspektor“ etwas Abwechslung in die Angewohnheit des Mangels zu bringen, läßt sich der große Thienwiebel im Studium des „Hamlet“ nicht beirren — allenfalls nur stören durch das Geschrei des kleinen Fortinbras in der Wiege, dem er dann den „Schnuller“ schleunigst in den Mund steckt. Und als Ole Nissen, dem die Zigeunerwirtschaft offenbar zu toll wird, einfach auskneift, wächst die Verlegenheit des „großen Thienwiebel“ sehr schnell, da ihm Frau Wachtel aufkündigt. Er will nun arbeiten, hat aber nichts gelernt: es geht bergab mit ihm. Während Frau Amalie das Dürftigste durch Nähen erringt, strolcht er am Hafen umher, säuft Schnaps und fängt an zu verzweifeln, — das Ende naht. In der Neujahrsnacht, zugleich der letzten vor dem Auszug auf die Straße, erstickt der heimgekehrte Schauspieler das Kind, das ihn durch Unruhe gereizt hat, mit einem Kissen. Einige Tage später wird der „große Thienwiebel“ als erfrorener Säufer im Schnee gefunden; die Frau ist irgendwo hingeraten.

So ungemein fesselnd die Darstellung ist, so viele selbsteigene Züge sich finden, diese Novelle ist im Vergleich mit den beiden anderen dennoch die schwächste und gewissermaßen nur eine Vorstufe der reinen Kunst in der letzten Erzählung: „Ein Tod.“ Die Handlung in „Papa Hamlet“ scheint sich nur widerstrebend zu einem Epigramm zuzuspitzen, dessen Herausbildung der Kardinalfehler der Novelle ist. Die jungen Realisten glauben noch immer mit einem traurigen, ganz unvermittelten Schluß die Wirkung steigern zu können, vergessen aber, daß eine plötzliche Verdichtung der Handlung nach einer breiten Darstellung die Einheit der Grundstimmung stört. Und das ist hier entschieden der Fall. Es hat sich nämlich darum gehandelt, die Stimmung durch den Gegensatz zwischen dem Ernst des Stoffes und seiner satirisch-humoristischen Behandlung zu entwickeln. Nun setzt am Schluß die ernste Darstellung einer ernsten Begebenheit ganz unvermittelt ein: in Form und Inhalt ein Gesamtgegensatz zum größeren ersten Teil der Novelle, der, wie nicht ausbleiben kann, eine zweite, aber andere Stimmung zur Folge hat. So wird also Wirkung durch eine kleinere Gegenwirkung mindestens geschwächt. Der einzige Ausweg war, den Tod Thienwiebels im alten Stil weiter zu erzählen, aber genau genommen war dieser selbst im gegebenen Falle zur Stimmungsteigerung nicht notwendig, ja sogar am Ende der Novelle zu vermeiden. Einmal, weil sich der Tod satirisch, wie es die Einheit der Darstellung erfordert, nur sehr schwer schildern läßt — was ich Holz allerdings noch zutraue — zweitens aber und aus dem wichtigeren Grunde, weil der Tod im philosophischem Sinne als erlösendes Prinzip die Stimmung — und hier die soziale des Ringens, Leidens und Duldens — fast ganz wieder aufhebt und damit die ethische Tendenz der Novelle bedeutend verdünnt. Um die Position zugleich anzuwenden, könnte nach dem Tod des Schauspielers, der breiter erzählt werden mußte, Ole Nissen aus Mitleid zurückkehren, die Frau stützen, das Trübsal auf kurze Zeit fallen, dann wieder steigen und dadurch die soziale Stimmung auf eine gewisse Höhe geführt und mit dem Ende der Novelle zugleich erhalten werden: Ein offener Schluß ohne Epigramm, wie er in der letzten Novelle „Ein Tod“

*) Johannes Schlaf soll ebenfalls, aber nur im zweiten Grad, an der Arbeit beteiligt sein.

Digitized by Google

thatsächlich vorhanden ist. Es ließe sich nun noch mancher Einwand machen, doch muß nach meiner Ansicht überall, wo sich ein Ringen um neue Mittel und Wirkungen ausdrückt, besser das neue kritisch produktiv fortgebildet, als Mängel aufgedeckt werden, die nur als regelrechte Folgerungen eines älteren Prinzips erscheinen.

In der zweiten Novelle „Der erste Schultag" werden die Erlebnisse des kleinen Jonatan, der gar zu gern in die Schule wollte, mit außerordentlicher Kenntnis des Kinderherzens aufgerollt. Der Knirps lernt den „bösen Herrn Rektor" und seinen „schrecklichen Fuchsschwanz" schnell fürchten. Stumm sitzt Jonatänchen unter den anderen, die alle die „blauen Jungensaugen" nicht recht aufzumachen sich getrauen. Die reizende Stelle — zugleich eine Probe hoher Eigenart der Anschauung des Thatsächlichen — sei selbst hierhergesetzt:

„In der Klasse war es ganz still. Die Vormittagssonne, die durch alle drei Fenster zugleich schien, füllte den ganzen Raum. Er war viereckig und mit einer sehr häßlichen Wasserfarbe angemalt.

Kein Kind rührte sich!

Sie hatten alle ihre kleinen, dicken Händchen fest zusammengefaltet und nun vollauf damit zu thun, ihren Atem möglichst regelmäßig durch die kleinen, kreisrunden Nasellöcherchen zu blasen. Sie brauchten dabei zugleich nicht so den fremden, aus Lack und Schulstaub gemischten Geruch in sich einzuziehen, der in dem ganzen Zimmer fast die einzige Luft war!

Ihre kleinen, kirschroten Mäulerchen dabei aufzusperren, trauten sie sich nicht. Der Herr Rektor Borchert, der vorn vor der großen schwarzen Tafel hinter dem grauenhaften, gelben Holzgestell wie ein alter hungriger Rabe dasaß, der auf ein Stück Fleisch lauerte, beobachtete sie zu scharf. Er war wirklich schrecklich! Namentlich, wenn man so dumm war und vorn auf der Bank saß . . .

Die Fliegen, die ihnen über die Nasen liefen, hatten gut beißen. Sie zwinkerten nicht einmal mit den Augen. Der Herr Rektor hatte es ihnen streng verboten. Sie sollten sie nur alle still in die Tintenfässer vor sich stecken und ihn nicht so anglupen. Sonst gab's was mit dem Fuchsschwanz! Oh!!

Natürlich thaten die kleinen Würmerchen das auch und sahen alle sehr ernsthaft aus. Nur schrecklich rot waren sie dabei.

Ja! Es war ganz still in der Klasse . . . ."

Endlich klingelt es, die Schule ist aus und Jonatänchen läuft, so schnell er kann, auf den Marktplatz, wo Jahrmarkt ist und Ariben-Aribell, der „beste Seiltänzer beider Welten" auf dem Seile läuft. Der kleine, bucklige Kotel Thiem ist auch da; mit einem Stein schmeißt der Racker ein Loch in die Pauke des unechten Mohren Tschullu-Wabuhu und reißt dann aus. Drüben, vor der hölzernen Brücke, trifft er den Jonatan und sogleich fängt er mit ihm an zu handeln. Kotel will ihm eine Schachtel Maikäfer, „lauter Müller und Schornsteinfeger" geben, wenn Jonatan die Doppelkrone herausrückt (die der Knirps allerdings auf einmal hat). Kotel bekommt sie wirklich, läuft fort und etscht das arme Kerlchen aus, das nun gar betrübt zu seinem Großvater geht. Jonatan findet ihn in einem seltsamen Zustand — er ist wahrscheinlich gestorben.

Hier waltet ebenfalls, wenn auch schwächer, am Schluß die Neigung zum Epigramm. Nur ist an Stelle des Realisten, der den Blick gern dem Ernst des Lebens zukehrt, noch einmal der Romantiker getreten. Die Schilderung des großväterlichen Hauses, der düstre Rabe, das Eichkätzchen, die Stimmung der Einsamkeit — das alles erinnert fast an die hellere Farbe der nervösen Romantik Edgar Poes. Doch machen die entzückenden Naturschilderungen, der köstliche, erquickende Humor: kurz, die verblüffende Eigenart, die Marotte am Schluß und andere Unwahrscheinlichkeiten vergessen. Der quellfrische Humor ist es besonders, der in dieser Novelle jede andere gegensätzliche Stimmung daniederhält und selbst die ernsten Stellen mit einem hellen Licht überstrahlt. Leider verbietet der Raum noch einige Proben zu geben, die am besten für die Vorzüge der Erzählung sprechen könnten.

Kann sich der Dichter entschließen, die norwegische Ortsfärbung zu entfernen — was schon durch die bloße Umänderung der Namen leicht möglich — einzelne Unwahrscheinlichkeiten zu mildern und den Schluß in einen herzlich komischen umzuändern, so hat er schon mit dieser Novelle allein eine That vollbracht. Sie wird nämlich nicht nur diejenigen, die die stofflichen Mißgriffe der Jüngstdeutschen noch nicht überwinden können, mit der neueren Richtung im Grunde versöhnen, sondern überhaupt in einigen Jahren alle Herzen erobern und ohne Zweifel eine Perle der humoristischen Litteratur werden. Denn von der Reuterschen Muse abgesehen, wüßte ich nichts, was nur im Entferntesten mit dem „Ersten Schultag" verglichen werden könnte. Hoffentlich wird sich noch ein „Holz" unter den Zeichnern finden.

Die letzte Erzählung „Ein Tod" ist von dunkler Färbung; sie erscheint in Anlage und Ausführung die bedeutendste und, wie bereits erwähnt, ein reines Kunstwerk. Obgleich nach der stofflichen Seite nicht angethan, einen größeren Leserkreis für sich zu gewinnen, ist sie jedoch für die Fortentwickelung des deutschen Realismus von größter Bedeutung. Es wird dargestellt, wie zwei Freunde bei einem Schwerkranken wachen, der seinem nahen Ende entgegengeht. Sie sitzen mit übernächtigten, stumpfen Mienen am Tisch; langsam steigt der Morgen herauf. Da stapft jemand schwerfällig die Treppe herauf, die Thür wird geöffnet, ein Mensch, der nebenan wohnt, kommt angetrunken aus Versehen herein. Erschreckt weisen ihn die Freunde zurück; kurze Zeit darauf hört man ihn nebenan im Zimmer umhertappen und dann ins Bett plumpsen. Dann wird's wieder still. Die erste Morgenhelle fällt in das Zimmer herein. Nach einer Weile knarrt es im Bett; der Kranke ist unruhig geworden; kaum hörbar fordert er nach Wasser. Es wird ihm gereicht und sogleich fängt er an zu phantasieren. Fieber hat sich eingestellt, das sich immer mehr steigert. Zuletzt rast der Kranke und nur mühsam können ihn die Freunde im Bett darniederhalten. Erschöpft ruhen die betrübten Freunde aus. Drunten im Hof holt jemand Wasser an der Pumpe. Inzwischen ist es sechs Uhr geworden. Frau Brömme erscheint und bringt den frösteln den Kaffee, fragt ängstlich nach dem Kranken und trippelt wieder leise aus dem Zimmer. Nebenan beginnt ein Philologe auf der Geige zu spielen. Und als die Freunde wieder am Bett des Kranken stehen,

Digitized by Google

hat sich sein Gesicht sehr verändert; sie fühlen nach seinem Puls — er schlägt nicht mehr. Kein Zweifel mehr, er war nicht mehr zu retten: die Kugel hat ihm das Leben gekostet. Bald darauf treffen Mutter und Schwester des Verstorbenen ein; sie haben das Opfer eines Duells zu beklagen.

Sofort fällt die Handlungsleere auf und dennoch ist ein Fortrücken in der Situation erstrebt und erreicht worden. Die Komposition fehlt also ganz, die Schilderung gruppiert sich um eine einzige Thatsache; und trotzdem welche erschütternde Wirkung ohne Aufwand von Leidenschaft und Kraft! Ferner ist der Fehler der beiden andern Novellen: das Epigramm am Schluß, hier glücklichst vermieden worden. Die Stimmung klingt am Ende der Erzählung noch weit in die Ferne; man begleitet Mutter und Tochter noch lange mit Gedanken und Empfindungen, kein gellender Ton ist zu vernehmen, aus dem Absicht zu erschüttern hervorgehen könnte. Und gerade durch diese Absichtslosigkeit wirkt die Novelle am mächtigsten.

Auch die Beleuchtung durch den Gegensatz darf als glückliches Mittel hervorgehoben werden. So erweist sich die scheinbare Zersplitterung durch die Einführung des Betrunkenen nachträglich als ungewöhnliche Feinheit. Und ist es nämlich darum, weil dieser — gleichsam ein Symbol des ewig fortrollenden Lebens — als üppiger Gegensatz zu dem Sterbenden die ernste Stimmung einesteils vertieft, andererseits den nahen Tod des Jünglings trotz der bedauerlichen Ursache physiologisch genommen als etwas natürliches erscheinen läßt, mithin auch das grelle und schaurige der Sachlage mildert. Ebenso wohlthuend und zugleich stimmungsteigernd wirkt der Reflex, der unten aus dem Hof kommt. Wahrscheinlich ein kräftiges junges Mädchen, dichtet der Leser mit und seine Phantasie flüchtet zur Erfrischung aus dem Sterbezimmer einmal in das blühende Leben. Daß der Dichter über die Person unten im Hof im Unklaren läßt, ist eine Feinheit innerhalb der größeren; und dieses Mittel nicht alles auszusagen, darf spannungerregend genannt werden.

Unter solchen Reflexen ist mit feinstem Innengefühl Zuchtwahl gehalten worden, denn sie wirken nur dann, wenn sie echte Stimmungserreger sind. Dafür brauchen aber die Personen, von denen solche eigentümliche Reflexe ausgehen, mit den Personen der Situation nicht in innern und äußern Beziehungen zu stehen — wie man sieht, dem Hauptgrundsatze der älteren Novelle schnurstracks entgegen, die zwischen allen Personen Beziehungen herstellt.

Aber für das Beste, für eine Errungenschaft, aus der sich noch ein Kardinalgrundsatz des epischen Verismus entwickeln kann, halte ich die Art der Darstellungsweise selbst. Holz beschreibt nämlich die Dinge von innen nach außen, d. h. er konzentriert sie so in die Lebensäußerungen, daß sie sich dem Leser durch dichterische Schlüsse von selbst erzählen. Der Lakonismus solcher Schilderung, durch nachträgliche, gleichsam halblaute Randglossen gemildert, macht dennoch epische Wirkung. Ich werde mich wohl hüten, eine solche Darstellungsweise im Prinzip neu zu nennen, denn sie wird bereits von vielen Realisten hie und da angewandt, aber Holz ist der Erste, der sie konsequent durchführt, und in diesem Sinn der Einheitlichkeit ist sein Stil, den die glücklichste Wirkung rechtfertigt, mit ganzem Recht relativ neu zu nennen. Es ist wohl möglich, daß durch die dichte Folge der die Situation fortrückenden Momente hie und da die Darstellung hüpft und dadurch Unklarheiten entstehen, aber dafür reizt dieser Stil, ja zwingt die Phantasie geradezu die entstehenden Lücken durch Mitdichten auszufüllen, wodurch der Leser in die angenehmste Spannung gerät. Eine wirkliche Gefahr droht nur da, wo es sich um einen Wechsel innerhalb der Situation handelt, und ihr ist Holz thatsächlich nicht immer entgangen, wie ein Beispiel für mehrere erläutern mag:

„Ole Nissen ließ jetzt die schönen noblen Kronen in seiner Tasche nur so klimpern."

„Frau Wachtel! Frau Wachtel!! Frau Wachtelll!"

Das Haus Thienwiebel schwamm wieder in Wonne. Sein Krach war wieder auf eine Weile verscholen.

„Hä und dies? Ist das Butter? Und dies? Hä? Ist das Schinken? Hä? Und dies? Hä? Platz für das Silberzeug! Silentium!!"

Da soll der Wechsel von dem Mangel in eine Stunde des Überflusses geschildert werden. Aber es fehlt einiges zur Klarheit, zwar nicht viel, aber doch genug. Man kann fragen: Kommt auch Frau Wachtel? und was soll sie? und wer deckt den Tisch? ist der Schinken u. s. w. schon da oder bringt Ole Nissen das Zeug mit, Dinge, die man im besten Fall nur erraten kann. Auf solche allzustarke Konzentrationen erlaube ich mir den Dichter aufmerksam zu machen; sie sind mehrfach Ursache zu Unklarheiten. Auch am Ende der letzten Novelle — der einzige Fehler — ist nicht ganz klar, ob das Mädchen die Braut oder Schwester des Verstorbenen ist. Es fehlen überhaupt am Ende, da das Mädchen der Mutter um den Hals fällt, noch zwei Wörtchen, die in solchem Stil bereits viel ausmachen.

In der Charakteristik sind einige zu heiße Lichter zu vermerken. So nimmt z. B. in der Stelle: „Thienwiebel vertiefte sich in den tragischen Anblick eines Kinderhemdchens", das Wörtchen „tragisch" die beabsichtigte Wirkung vorweg. Solche Beiwörter müssen nach meiner Ansicht vorsichtig gebraucht werden; und ich habe gefunden, daß sie nur dann gute Wirkung thun, wenn sie nicht zugleich die Ursache der beabsichtigten Wirkung enthalten. Bei genauem Nachdenken wird Holz mir daher Recht geben müssen, daß Ausdrücke wie: sich plastisch abheben; tiefsinnig vor sich hin stieren; die rote Sonne; der runde Klex; der dunkle Keller u. s. w., in der neurealistischen Schilderung besser auf Verb und Subjekt vereinfacht werden können. Unbedingt aber muß sich der Dichter in der Anwendung von „groß" und „klein" beschränken lernen.

Die wunderbare Novelle enthält bereits alles, was Gerhart Hauptmann unbewußt übernommen und mit Hilfe seines schönen Talents zu einem litterarischen Erfolg gestaltet hat:

1. die Planlosigkeit in der Ausführung;
2. die neue Stimmungserregung;

Digitized by Google

3. die passive Gestaltung der Anklage;
4. den offnen Schluß: Kunstmittel, deren Wesen ich in dem Aufsatz über Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zu entwickeln versuchte. Nur hat Hauptmann im Gegensatz zu Holz stofflich einen Mißgriff gethan, ist ferner in den Fehler der planvollen Komposition und des Epigramms am Schluß verfallen. Es soll nun damit nicht behauptet werden, daß das Handlungsepigramm im Neurealismus überhaupt keinen Platz mehr haben könne; es kann je nach Beschaffenheit als Stimmungserreger wohl in der Mitte — überall stehen, am Schluß aber, wie aus „Papa Hamlet" zu beweisen versucht worden, nur in ganz besonderen Fällen.

Arno Holz ist also nicht nur derjenige Dichter, welcher dem Realismus neue Bahnen erschlossen, sondern er ist auch bis jetzt noch der Einzige, der mit voller Sicherheit bis an die vorläufig erreichbare Grenze in Stoff und Form vorgehen kann. Als Künstler eine große Individualität, fordert er gänzliche Unterwerfung, ehe sich die Feinheiten seiner Kunst dem Genusse erschließen. Lernt der Dichter erst noch seinen Reichtum ganz beherrschen, wird er bald unter den deutschen Realisten eine einsame und noch lange verkannte Erscheinung sein. Dem wirklich eigenen Künstler bleibt das nicht erspart; Gottfried Keller ist es ja auch so ergangen.

## Die Freie Bühne.

II.

Wie der Leser sich vielleicht erinnern wird, schloß ich meinen ersten Bericht über die „Freie Bühne" mit dem Hinweise auf das am 20. d. M. zur Aufführung gelangte zweite Stück derselben: „Vor Sonnenaufgang" von Gerhart Hauptmann. Erst mit ihm, sagte ich, würde meiner Überzeugung nach die „Freie Bühne" und mit ihr der deutsche Realismus seine eigentliche Entscheidungsschlacht schlagen. Leider ist diese Prophezeiung nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Eine Schlacht freilich ist geschlagen worden, aber entscheidend war sie nur für die „freie Bühne". Mit dieser wird jetzt die deutsche Kunst zu rechnen haben, wahrscheinlich auf Jahre hinaus. Der Sieg war ein glänzender und die Presse war die erste, die ihn als solchen anerkannte. Hingegen bestritt sie und zwar fast einstimmig, daß die Aufführung des Gerhart Hauptmannschen Stückes, die einen so großen Triumph für die „freie Bühne" bildete, auch zugleich einen solchen für den deutschen Realismus bedeute. Und womit begründete sie diese Behauptung? Mit einer andern! Nämlich mit der, daß gerade diejenigen Stellen der Dichtung, denen das Publikum am rückhaltslosesten Beifall spendete, ebenso gut in alten, nicht realistischen Stücken hätten vorkommen können. Eine merkwürdige Art der Beweisführung! Warum sind sie denn thatsächlich in jenen Stücken nicht vorgekommen? Oder sollten jene Kritiker wirklich im Recht gewesen sein, die in der großen Liebesszene im vierten Akt, der die Herzen aller Zuschauer nur so zuflogen, die das ganze Haus geradezu jubeln ließ, ein Ergebnis genau derselben Methode sahen, der wir die Gretchenszenen im „Faust" verdanken? Um Gotteswillen! Goethe in Ehren und zwar nicht bloß pro forma! Aber niemand wird doch wohl im Ernst behaupten wollen, daß der alte Olympier jene köstlichen Wunderdingerchen minutiös dem Leben nachgebildet hätte! Ich betone eigens und nochmals: minutiös dem Leben! Denn gerade das ist das kennzeichnende Merkmal der Hauptmannschen Methode. Und diese ist eben keine andere als die realistische! Wie also in aller Welt kommen jetzt die „alten Herrn" dazu — pardon! aber sie fangen bereits an, sich selber so zu nennen! — wie also, meine ich, kommen jetzt die alten Herrn dazu, Szenen, wie die angeführte, plötzlich für sich zu reklamieren! Ich glaube, man kann derartige Naivetäten nicht energisch genug zurückweisen! Es ist freilich komisch, aber darum nicht minder wahr: mit der unumwundenen, ja, bewundernden Anerkennung dieser Szenen haben die „alten Herrn" dem verpönten Realismus nicht nur nicht eins ins Genick versetzt, sondern geradezu ihren eigenen Prinzipien ins Gesicht geniest! War also in Sachen des Realismus der Sieg auch noch kein entscheidender, ein Sieg war er auf alle Fälle.

Den Inhalt des Stückes darf ich wohl bereits als genügend bekannt voraussetzen? Die Tagespresse hat ihn schon so vielfach erörtert, daß es am Ende überflüssig wäre, ihn nochmals auseinander zu setzen. Nicht um eine Kritik des Werkes selbst ist es mir hier zu thun, die ja viel zu umfangreich werden würde, sondern nur um eine Kritik seiner Aufführung. Und diese war nicht etwa bloß, wie die von den „Gespenstern", vorzüglich, sondern in mancher Hinsicht einfach unübertrefflich. Elsa Lehmann als Helene und Franz Guthery als Dr. Schimmelpfennig boten geradezu geniale Leistungen. Von Franz Guthery freilich hatte man das bereits im voraus erwartet. Ist er doch bereits seit Jahren eine der angesehensten Kräfte des Wallnertheaters und schien ihm doch überdies seine Rolle wie auf den Leib geschrieben. Allgemein überrascht aber und zwar außerordentlich freudig war das gesamte Haus durch Fräulein Elsa Lehmann. Diese hatte bisher, ebenfalls im Wallnertheater, immer nur ziemlich unbedeutende Rollen gehabt und also nie recht Gelegenheit gefunden, ihre wahrhaft herrliche Begabung dem Berliner Publikum gegenüber würdig zur Geltung zu bringen. Erst hier, als Helene, war ihr eine ausgiebige Gelegenheit geboten, all' ihre reichen künstlerischen Vorzüge voll zu entfalten. Und sie hat diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen! Das ganze Haus war von ihr entzückt und die Presse nannte sie in seltener Einstimmigkeit den neuentdeckten Stern. Ja, einige Blätter gingen selbst so weit, ihre „Entdeckung" als das erste und einzige große Verdienst der „freien Bühne" hin zu stellen! Sicher also hat die Künstlerin alle Ursache, dem Dichter zu danken; wie ja

Digitized by Google

dieser natürlich ebenfalls wieder Ursache hat, auch ihr dankbar zu sein. Gustav Kadelburg als Ingenieur Hoffmann wurde, wie mir scheint, nicht in allen Punkten den Absichten des Dichters gerecht. Jedenfalls improvisierte er zu oft und verfuhr mit den Textangaben des Dichters entschieden zu willkürlich. Doch war selbstverständlich sein Spiel ein höchst sicheres und elegantes; vielleicht eben nur, verführt durch seine Routine, ein zu sicheres und zu elegantes! Der Beifall des Hauses wurde ihm reichlich zu teil. Die Hauptfigur des Stückes, Alfred Loth, gab Theodor Brandt. Aber man kann wohl kaum sagen, mit Glück. Sein Temperament war für seine Rolle nicht ruhig genug, er schien mehr ein Phantast, als ein Fanatiker. Eigens hervorzuheben sind auch noch Hans Pagay als Bauer Krause, Louise von Pöllnitz als seine Frau, Paul Pauly als Arbeitsmann Beibst, Helene Schäle als Miele, und vor allem Ida Stägemann als Frau Spillern. Die Regie hatte auch diesmal wieder Hans Meery geleitet. Hochinteressant war die Haltung des Publikums! Es schien in zwei fast gleiche Parteien gespalten. Doch war es — und das soll hier eigens hervorgehoben werden! — eine einfache Verdrehung der Thatsachen, wenn ein gewisser Teil der Presse später behauptete, die Opposition hätte das Übergewicht behalten. Die nackten Thatsachen waren einfach folgende. Der erste Akt des Stückes wurde unter lautloser Stille des Hauses gespielt, und eine ganze Reihe von Klatschsalven lohnten Dichter und Darsteller, die wiederholt vor die Rampe gerufen wurden. Die Partei der Zischer, die sich natürlich ebenfalls gemeldet hatte, war bereits nach den ersten Ansätzen, wahrscheinlich allerdings mehr der Not „gehorchend als dem eignen Triebe", verstummt. Einigermaßen zu ihrer Rechnung kam sie jedoch im zweiten Akt. Gleich nach Aufziehen des Vorhangs, als Hans Pagay, der den betrunkenen Bauern mit erschreckender Naturwahrheit spielte, etwas länger auf der Szene verweilte, als vielleicht unumgänglich notwendig gewesen wäre, schwoll sie übermächtig an, und ihr zweites Opfer war dann der arme Hopsla-Bär, den Ferdinand Meyer allerdings etwas „stark" gegeben hatte. Den Kampf mit ihr nahmen die Anhänger des Dichters erst wieder mit Schluß des Aktes auf; aber er blieb unentschieden. Beide Parteien erwiesen sich diesmal als gleich stark. Die „rechte" Seite des Hauses gab nicht nach und die „linke" ermüdete nicht. Unbestritten den Verteidigern des Stückes gehörte dann wieder der dritte Akt. Abermals, und zwar energisch, gelang es ihnen, ihre Gegner niederzuhalten. Vollständig eins, und von der Gewalt der Dichtung widerstandslos hingerissen, war aber das gesamte Haus durch die große Liebesszene im vierten Akt. Da gab es keine Gegnerschaft mehr, aller Hader, alle Prinzipien waren vergessen, und Gerhart Hauptmann, der Dichter, feierte einige Minuten lang einen Triumph, wie er ihn reiner, wie er ihn köstlicher wohl kaum mehr zum zweitenmal feiern kann! Und was war sein Dank dafür? Daß die Zischer sich noch immer nicht beschämt fühlten! Zum Schluß des Stückes brachen sie mit verdoppelter Kraft los. Jetzt zischten sie nicht nur, sondern brachen auch noch in Entrüstungsschreie aus. Aber nicht minder thätig waren auch wieder ihre Gegner. Ihre Bravos wollten nicht enden und ihr Jubel rief den Dichter, der sich auch nach den übrigen Aktschlüssen hatte zeigen müssen, abermals auf die Szene. . . .

Das sind die nackten Thatbestände. Wie es also unter diesen Umständen einem gewissen Teil der Presse einfallen konnte, ihren Lesern aufzutischen, daß — um mich ihrer liebenswürdigen Ausdrucksweise zu bedienen — „die Entrüstung des Publikums das traurige Machwerk des Herrn Gerhart Hauptmann der wohlverdienten Verachtung jedes noch sittlich Denkenden und Fühlenden preisgegeben hätte", wäre einfach rätselhaft, wenn es den Lesern des „Magazins" aus meinem letzten Bericht her wahrscheinlich nicht noch erinnerlich wäre, mit welchen Waffen verschiedene Herren von vornherein gegen die „Freie Bühne" zu kämpfen beliebten: „Freie Bühne fürs Haus! — Jeder muss seine Bühne haben! — Das Ausland und die Medizin in der Bühnenlitteratur" u. s. w. u. s. w.! Nun wohl, ich nehme die Gelegenheit wieder wahr, auf diesen ehrenwerten Herrn Namenlos und sein „Kleines Journal" abermals zurückzukommen. Es scheint mir nachgerade wirklich für jene mutig im „Schatten kämpfende" Gruppe, die es ja bei allen Gelegenheiten, zu allen Zeiten giebt, geradezu der Typus zu sein. Man höre nur: „Als gestern nach den Aktschlüssen trotz des entschiedensten Protestes des grössten Teiles des Publikums ein junger hagerer, aufgeschossener Mensch vor dem Vorhang erschien und sich dadurch als Verfasser denunzierte, so war man ganz erstaunt, daß in einem so jungen Kopfe eine so unsaubere und unreine Phantasie lebe!" Und das wagt man uns von einem Menschen zu sagen, wie Gerhart Hauptmann! Von einem Dichter, der eben erst unsere Kunst, der eben unser Theater — ich greife nur eins heraus — mit einer Szene bereichert hat, so rein, so keusch, daß wir, die wir sie nachempfinden durften, vor Entzücken hätten aufjubeln mögen!

Von diesen dunklen Ehrenmännern abgesehen, die ja aber, Gott sei Dank, ihr Gift nicht allzuweit verspritzen können, ist man sich heute bereits so gut wie einig darüber, daß der 20. Oktober 1889 für immer eins der interessantesten Daten in der Geschichte des deutschen Theaters bleiben wird. Und mag auch einstweilen eine noch so große und noch so blödę Masse dem „Sonnenaufgangsdichter" stumpf oder sogar feindlich gegenüberstehen, der alte, schöne Wahrspruch Lenaus wird dem seinen wahrscheinlich nicht allzu unähnlich sein:

„Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe!"

Arno Holz.

Digitized by Google

## Litterarische Neuigkeiten.

Die bei L. Staackmann, Leipzig, in Lieferungen erscheinende verdienstliche Sammelausgabe der **„Ausgewählten Romane"** von Friedrich Spielhagen bringt gegenwärtig die 2. Abteilung des für den berühmten sozialen Romanschriftsteller fast typisch gewordenen Romans: „Problemstische Naturen". Die Verdienste Spielhagens, der seiner Zeit einen, wenn auch nicht immer völlig klaren, Spiegel vorgehalten hat und damit auf die Zeit-Anschauungen weiterer Bildungsperipherien einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt hat, rechtfertigen eine solche billige, dem Dichter in die entfernteren Leserschichten Eingang verschaffende Ausgabe im besten Sinne, da in der Auswahl ein weises Maßhalten nicht zu verkennen ist.

F. Marion Crawford ist mit der **Vollendung eines größeren Romans** beschäftigt; der Schauplatz desselben ist Newyork, und sämtliche handelnde Personen sind Amerikaner, größtenteils den vornehmen und gebildeten Klassen angehörig. Im Spätherbst beabsichtigt der beliebte Romanschriftsteller Sorrento für 6—8 Monate zu verlassen und seinen Aufenthalt in Deutschland, zunächst in München, zu nehmen. Der grosse Erfolg seines letzten Romans, „Greifenstein", der bekanntlich in Deutschland spielt, mag etwas mit diesem Entschlusse zu thun haben. Jedenfalls sind deutsche Verhältnisse noch nie von einem ausländischen Schriftsteller, und zwar von einem englisch schreibenden, so unbefangen und unparteiisch dargestellt worden. Wenn M. Crawford sich weiter nach Stoffen und Modellen im Deutschland umsehen will, wünschen wir ihm gleiches Gelingen und gleichen Erfolg.

## Bühnenschau.

Am „Berliner Theater" konnte das neuerdings in das Spielverzeichnis aufgenommene Lustspiel Oktave Feuillets: „Montjoye, Der Mann von Eisen" nicht mehr erwärmen. Die Komik des Stückes ist eine gesuchte und will dem heutigen Geschmack nicht mehr zusagen.

Das Kgl. Schauspielhaus zu Berlin wird als nächste Neuheit ein fünfaktiges Schauspiel „Der Name" von Hugo Lubliner zur Aufführung bringen.

Am Nationaltheater zu Pest gelangte zum erstenmale in ungarischer Sprache ein Stück von Ibsen, Übersetzung von J. Reviczky, zur Aufführung: sein Schauspiel „Nora"; der Erfolg war ein ungewöhnlicher; das staunende Schweigen der Zuschauer sagte mehr als rauschender Beifall.

Die neue Münchner Bühneneinrichtung mit Shakespeares „Heinrich IV." Bei ausverkauftem Hause und mit unbestrittenem Erfolge ging am 19. Oktober das Meisterwerk Shakespeares, „Heinrich IV.", über die Münchner Bühne. Wenn bei der ersten Erprobung der neuen Bühnengestaltung in „König Lear" die Meinungen geteilt waren — und der zweite Versuch in „Dame Kobold" noch manche Bedenken zuließ, so wurden in „Heinrich IV." alle Zweifel niedergeschlagen durch das vollkommene Zusammenwirken von Spiel und Szenerie. Die Zuschauer waren, bei völligem Versunkensein in die Handlung, durch nichts gestört, denn selbst die im „König Lear" im Hintergrunde wandelnden Prospekte, die den Ort der Handlung bezeichnen, zogen sich diesmal, dem Auge wohlthuender, einem Vorhange gleich, auf und nieder. Es wird dem denkenden Zuschauer immer mehr zur Überzeugung gebracht, daß bei Stücken, welche, wie die Shakespeareschen, hauptsächlich durch Charaktere und nicht durch Situation wirken, die Szenerie einfach und ruhig bleiben muß, um die Aufmerksamkeit ungeteilt an die sich aus dem Menschen selbst heraus entwickelnde Handlung zu fesseln. Shakespeare braucht kein anderes Mittel als die Kraft des Gedankens, die sich künstlerisch und folgegerecht zur Handlung aufbaut. Da die Darstellung von Leidenschaft und Charakter der Hauptzweck der Handlung ist, so dürfen nur geringfügige Ereignisse dieselbe anregen. Schon Schiller spricht sich in seiner Kritik über „Egmont" in diesem Sinne aus, gestattet reiche in die Augen fallende Szenerie nur bei Stücken, deren Handlungen sich vorzugsweise aus der Situation heraus entwickeln und daher äußerlicher Veranschaulichung bedürfen. Wie wenig diese aber bei Shakespeare am Platze ist, dessen Genius aus sich allein heraus wirkt und alle zufälligen Hilfsmittel verschmäht, hat uns das Unternehmen der Münchener Intendanz und Regie gelehrt, und die Verehrer der dramatischen Kunst können diese Bühnenvereinfachung nicht dankbar genug begrüßen und anerkennen.

H. Keller-Jordan.

## Personenschau.

Salvatore Farina, der auch in Deutschland beliebte italienische Novellist, weilt gegenwärtig zum Besuch in Frankfurt.

Der der Mehrzahl der Lebenden bereits aus dem Gedächtnis entschwundene Bühnenschriftsteller Rudolf Hahn ist kürzlich in Schöneberg bei Berlin im Alter von 74 Jahren verstorben. Er war von geradezu unheimlicher Fruchtbarkeit, da er nicht weniger als 173 Bühnenstücke verfaßte, die teilweise einen bedeutenden Erfolg davontrugen.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 42. 17. Oktober 1889.

Gladstone und der Dreibund. — Die Kündigung der Banknotenprivilegien. — O. Bähr, Die Justizorganisation von 1879 in ministerieller Beleuchtung. — Vorurteile auf dem Gebiete der Sprachen. — Adolf Lichtenheld, Grillparzer und die klugen Frauen. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Pfandrecht und Arbeitslohn.

### ENGLAND.

**The Academy.** No. 911. 19 October 1889.

W. P. Courtney, Aitken's Life of Steele. — G. Cotterell, Davidson's Plays. — Miss Simcox, Nicol's The Political Life of Our Time. — A. W. Pollard, Saunder's Version of The Canterbury Tales. — E. C. K. Gonner, Chisholms Commercial Geography. — J. B. Allen, New Novels. — Original Verse: Skeat, „Fame, Wealth, Life, Death". — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — H. Bradley, The Etymology of „Neorxnawang". — Napier, A Sign used in Old-English MSS. to indicate Vowel Shortness. — D. W. E., „The Annual Register". Alfred Nutt, Old Irish and the Spoken Language. — Robinson Ellis, Owen's Edition of the Tristin. — Wallace, Three Books on Kant. — Dr. Richter, Mrs. Heaton's Concise History of Painting. — Stage Notes.

**The Athenaeum.** No. 3234. 19 October 1889.

A New Life of Steele. — Translations from the Greek Anthology. — Gaimar's Chronicle. — Russia in Central Asia. — Old St. Paul's. — Novels of the Week. — School-Books. — Library Table: List of New Books. — The Ancestry of General Washington; The „Dictionary of National Biography", Mr. Foster's Genealogical Works; The Coming Publishing Season; Some Missing Poems of Sir John Benumont; The Library Association; The Deputy-Keeper's Report. — Literary Gossip. — Science. — Fine Arts. — Music. — Drama: Mary Fitton and the „Dictionary of National Biography".

### ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 38 e 39. 12 e 19 Ottobre 1889.

T. Cannizzaro, Dell' arte del tradurre. — A. De Bosis, Sol di settembre. Versi. — P. Goretti, Nenn. Racconto. — T. Fornioni, Letteratura femminile. — G. B. Menegazzi, Orfeo ed Euridice (da Vergilio, versi). — A. Scordato, E ancora su

Digitized by Google

la „Seconda morte" di Dante. — I Corrieri delle Arti (S. D. Paoletti, La pittura al Campo di Marte). — P. Viglino, A Francesco Petrarca. Sonetto. — G. Signorini, Gherardi del Testa e Bettino Ricasoli. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

E. Panzacchi, Ippolito Taine e la Filosofia dell' Arte. — L. Pinelli, All' Astro di Venere. Versi. — G. A. Cesareo, L' „Aspasia" di Giacomo Leopardi. — G. Laurini, De Sanctis e Carducci. — A. d'Aquino, Speranza morta. Versi. — I Corrieri delle Arti (G. Monaci, Il „Rezzaglio" di Angiolo Tommasi). — G. F., Lo „Studio su Benvenuto da Imola" di L. Rossi Casè. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1267, 10 October 1889.

The Week. — Mr. Blaine's Opportunity. — Our Shipping Laws and the American Conference. — South American Correspondence. — A „Spot-Cash" Party. — The New Electoral College. — General Rochechouart's Memoirs. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — The Moral Progress of One Hundred Years. — President Harrison's Religion. — The Bible in the Schools. — The Chautauqua Literary Circle. — Notes. — Garrison, Union-Disunionist. — The Text of the Divina Commedia. — Wrigh's Ice Age. — The Precursors of Lessing. — Hosea Ballou. — Philo Judæus. — The Evolution of the Chinese Language. — The Modern Chess Instructor. — Watts's Dictionary of Chemistry. — Faust. — Books of the Week.

**Harper's Magazine.** November 1889.

Laurence Hutton, A Century of Hamlet. — Thomas A. Janvier, The Mexican Army. — B. R. Buckeley, Love the Crown of Creation. A Sonnet. — William Wordsworth, The River Duddon. — The Sentry. A Story. A Sonnet. — Richard Wheatley, York. — Lafcadio Hearn, At Grande Anse. — Lucy C. Lillie, „Parthenia". A Story. — W. Hamilton Gibson, Bird Notes. — Charles Dudley Warner, A Little Journey in the World. A Novel. — Ricardo Becerra, The Republic of Colombia. — John Elliott Curran, Polly Winslow. A Story. — Thomas W. Knox, The Talking Handkerchief. A Story. — Zadel Barnes Gustafson, Song of Indian Summer. A Poem. — Charles Eliot Norton, The Building of the Cathedral at Chartres. — Love's Labour Lost. — George William Curtis, Editor's Easy Chair. — William Dean Howells, Editor's Study. — Monthly Record of Current Events. — Charles Dudley Warner, Editor's Drawer.

## BELGIEN.

**Revue de Belgique.** Livr. 10. 15 Octobre 1889.

Frère-Orban, Nos affaires monétaires. — E. Minnaert, Au Caire, souvenirs de voyage. — E.-H. Mogues, Les élections françaises. — Ch. Potvin, Chronique littéraire. — E. M., La religion chinoise et l'apologétique chrétienne. — G. d'A., Un nouveau catéchisme bouddhique. — C.-A. R., Une étude sur les Pays-Bas au XVIe siècle.

## NIEDERLANDE.

**De Leeswijzer.** 1889—90. Aflevering 11.

T. Pluim, Vondel als Hekeldichter. — Mendel, Frater Servaas Daems. — Otto Fiedler, Flüchtiges Glück. — Omer Wattez, Vlaamsche Kroniek. — Robert Hamerling. — K. J. H. W. Ramondt, Nimfendans. — A. X., Natuur en Kunst. — Joh. E. A. van Pellecom, Die Hollandsche Opera. — E. B. Koster, Legerindrukken. — Paul Bourget, En Passant. — Boekbespreking. — Berichten en Aankondigingen. — Nieuwe Uitgaven in Nederland, Duitschland, Frankrijk en Engeland. — Inhond van Tijdschriften.

## SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** September 1889.

Otto C. Fønss, Modsætninger. — Karl Gjellerup, Til Forstaaelse af Richard Wagners Trilogie Nibelungens Ring (sidste Artikkel: „Götterdämmerung"). — Rudolf Schmidt, „Den danske Kaptajn". — P. A. Rosenberg, Svar paa Dr. phil. C. Plougs aabne Brev. — Theatrene. — Fra fremmede Literaturer.

**Finsk Tidskrift.** H. 4. Oktober 1889.

J. J. Tikkanen, Ett stycke forskning på den medeltika koustens område. — C. G. Estlander, Den franska poesin i våra dagar. — Georg Fraser, Prezwalskis tredje forskningsresa. — J. Ahrenberg, Bland arbetare. — E. S—r, Robert Tigerstedt: Hjärnan såsom organ för tanken. — B—lm, Wilh. Lagus, Abo akademis studentmatrikel. — H—a, Ellen Key, Ernst Ahlgren. — C. G. E., Verner von Heidenstam, Endymion. — A. Wallenkõld, Hugo W. Philp, Finskt konstnärsmuseum. — O. Nst., Fredrik M. Wallem, Handelen med färsk fisk. — J. N. Reuter, Attonde internationella orientalistkongressen. — G—g N., Bref från Sverige.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Reader,** Emily E. Echoes of Thought. London, Longmans, Green & Co. —, sh 5,0.

**Dramatische Dichtungen.**

**Kaiser,** Paul. Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühnen. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1,8.

**Erzählende Dichtungen.**

**Haggenmacher,** Otto. Vorwärts und aufwärts. Preisgekrönte Erzählung. Leipzig, Otto Wiegand.

**Mentzel,** E. Feldspath. Leipzig, A. G. Liebeskind. 3,0.

**Pizzi,** Italo, 1 Nibelunghi. Poema Epico Germanico. 2 Bde. Milano, Ulrico Hoepli. —, L. 8,0.

**Treu,** Eva. Erlebtes und Erträumtes. Hamburg, Verl.-Aust. u. Druck.-A.-G. (Richter). 2,5. 3,5.

**Weber,** Karl von. Der Armen Schuld. Erzählung. Leipzig, Greßner und Schramm.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Biese,** Alfred. Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Berlin, A. Hauck.

**Goedeke,** Karl. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 8. Hft. IV. Bd. 6. Buch. Vom 7jähr. bis zum Weltkriege. Dresden, L. Ehlermann.

**Geschichte, Biographie.**

**Mitzschke,** Paul. Sigebotos Vita Paulinae. Thüring.-sächsische Geschichtsbibliothek. 1. Bd. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.

**Philosophie.**

**Balzo,** Carlo del. Ereditá Illegitime. Milano, Galli.

**Jonas,** Johannes. Über die soziale Frage. Vorlesung. Budapest, Ludw. Aigner.

**Muff,** Prof. Dr. Chr. Idealismus. Halle, Rich. Mühlmanns Verlbhg. 3,0.

**Whitman,** Sidney. Psychologie der deutschen Armee. Berlin, Karl Ulrich & Co. 0,8.

**Naturwissenschaft.**

**Bischoff,** Th., **Spiess,** Ernst, **Rudel,** K. 2. Beilage z. Jahresbericht d. Kgl. Bayr. Realgymnasiums. Joh. Balth. Schupp, Naturhistor. Bestreb. Nürnbergs. Verwert. d. Symmetrie im Geometrie-Unterricht. Nürnberg, G. P. J. Bieling-Dietz.

**Lieferungs-Werke.**

**Kaemmel,** Prof Dr. Otto. Deutsche Geschichte. Heft 5—8. Dresden, Karl Höckner. je 1,0.

**Perrot,** Georges et **Chipiez,** Charl. Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Tome V. 26oe livr. Paris, Hachette & Cie. je Frc. 0,5.

**Vermischtes.**

**Bibliographie** de la France, Catalogue des livres classiques, 78. Jahrg. II. Ser., No. 38. Paris, Cercle de la librairie etc.

**Catologo** di Opere d'Occasione, e a prezzi ridotti in vendita nella libreria antiquaria di List & Francke in Lipsia. L. 2to. Letteratura Italiana. Leipzig, List u. Francke.

**Daumiller, A, Röder, L.** Erste Beilage z. Jahresber. d. Kgl. Bayr. Realgymnasiums. Lieder, treu und frei nach Horaz; das Auswendiglernen b. Unterricht im Französischen. Nürnberg, G. P. J. Bieling-Dietz.

**Henrici,** Karl. Grundlagen z. behaglichen Einrichtung. Deutsche Zeit- u. Streitfragen. Heft 56. N. F. IV. Jahrg. Hamburg, Verlag und Druckerei A.-G. (Richter).

**Jahresbericht** d. Kgl. Bayr. Realgymnasiums zu Nürnberg. Nürnberg, G. P. J. Bieling-Dietz.

**Kaegi,** Adolf. Offene Antwort auf die sogenannte „Verteidigung" des 11. Dr. Wilhelm von Hartel. Berlin, Weidmann.

**Kohut,** Dr. Adolf. Fürst Bismarck als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers. Düsseldorf, Felix Bagel. 2,5.

**Schumann,** Dr. K. Die Ameisenpflanzen. Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. IV. Ser. (Heft 83). Hamburg, Verlag und Druckerei A.-G. (Richter). 1,0.

**Wachs,** Ottone. Le forze terrestri e marittime dell' Italia. Milano, Galli. L. 1.0.


Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die drei Grazien.**

Von

**Paul Mantegazza,**

Professor der Anthropologie und Senator in Florenz.

Aus dem Italienischen von **Dr. R. Teuscher.**

— Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. —

**Ein Band eleganten Formates. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.**

Der berühmte Verfasser bemüht sich, in diesem Werkchen einen seiner Lieblingssätze, die **Möglichkeit der platonischen Liebe,** zu beweisen. Die sinnreiche Art, wie er seinen Helden die verschiedenen Skizzen der Aehnlichkeit zwischen Lieb, der Uebersicht am geeignetsten Gedanken und prächtigen Bildern fesseln den Leser bis zur letzten Seite.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Welt-Untergang.**

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr.

Von **Felix Dahn.**

508 S. 8°. Geh. 7 Mk. 50 Pfg.; fein geb. 8 Mk. 50 Pfg.

Der Verfasser versucht hier darzustellen, in welcher Weise die Übergangszeit von dem hereinbrechenden Ende der Welt auf verschieden geartete Seelen wirken muß, in welcher Weise sie verschiedene Eigenart abtönt mit dem Gedanken des unmittelbar bevorstehenden Todes: Ergebung und Versöhnung, Überwindung alles Irdischen und Selbstsüchten, aber auch wohl Verzweiflung sind die Richtungen. Diese Bilder sind gehalt in den Rahmen des Lebens einer mittelalterlichen deutschen Stadt.

**Verlag von Alfred Dörffel in Leipzig.**

Soeben beginnt der 2. Jahrgang der in meinem Verlage erscheinenden

**Zeitschrift für Volkskunde**

in Sage und Mär, Schwank und Streich, Rätsel und Sprichwort, Lied, Sitte und Brauch.

Herausgegeben von **Dr. Edmund Veckenstedt**

unter Mitwirkung der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands und des Auslandes.

— Jährlich 12 Hefte: 30 Bogen 8° Form. 15 Mk. Vierteljährlich 4 Mk. —

Während die andern Völker seit einigen Jahren ihre Organe für Volkskunde, Folklore und Volksüberlieferungen haben, **fehlte in Deutschland eine entsprechende Zeitschrift,** weshalb denn auch mein Unternehmen von den Fachgelehrten, wie von der Presse des In- und Auslandes in zustimmender und höchst anerkennender Weise begrüßt wurde.

Da die Zeitschrift sowohl den schärfsten wissenschaftlichen Anforderungen aber in allgemein verständlichen Aufsätzen zu genügen weiß, als auch fesselnden und interessanten Stoff in seinen Sagen, Märchen, Schwänken, Streichen, Rätseln, Liedern u. s. w. darbietet, so ist sie für jeden Gebildeten eine sehr willkommene Gabe, insbesondere ist die Anschaffung derselben für Lesezirkel, Schulbibliotheken nur zu empfehlen.

**Prospekt u. Probenummer kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.**

Göschen Original-Ausg.

**Lessings Sämtliche Schriften.**

Herausg. v. Karl Lachmann.

Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. Franz Muncker. Dichtungen in 14 Bänd. gr. 8°. à M. 4.50. Schriften sind Bd. I, II, III, IV.

Chronologische Anordnung.

Vorbehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.

Konnanend liegt Jahrbücher. Text genau und in jedem Buchstaben unverfälschten Lesung, wird man hier Lessing eben so lesen können wie wahrlich, vorzüglich ausgestattetes Material.

Neu! **Lessings Werke**

mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker.

Mit Einleitungen von Karl Goedeke

Gr. 8°. Mit Bild in Heliogravüre.

12 Bände geh. M. 18.—

12 Original-Halbfranzbde. M. 33.—

Schönste Bibliothekausgabe in großem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen eleganten Halbfranzbänden.

**Lessings Werke.** Neu durchgesehen von Franz Muncker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Portrait in Stahlstich. 6 Bände 8° Elegant geh. M. 6.40.

Außerordentlich billiger Preis bei schönem Druck, gutem weißem Papier u. elegant. vornehmem Einb.

**Lessings poetische Schriften.**

Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Portrait. Druck-Einwandband und Kostenfrei M. 3.90.

Auswahl d. Besten a. Lessings Werken.

G. J. Göschen'sche Verlag. Stuttgart.

**Deutsche Presse.**

Organ des Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Erscheint wöchentlich am Sonntag.

**Preis vierteljährlich 2 Mark.**

Der Verband hat bereits ca. 750 Mitglieder, u. a. Bleibtreu, Ebers, Fontane, Frenssen, Freiligrath, Herrlein, von Hillern-Birch, Hillern, von Hanstein, von Hartwig, Wilh. Jordan, Kürschner, Lehmeyer, Niemann, Hoffm. Nitzner von Oldenburg, Rittershaus, Scherenberg, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Schweichel, von Thaler, Trojan, Voß, von Wildenbruch, Julius Wolff, Ziemßen, von Zobeltitz ꝛc. ꝛc.

**Die Deutsche Presse**

bringt in jeder Nummer auch für den Buchhandel interessante Artikel, z. B. über Preßrecht, Nachdruck, Artikel, Rabatt, Verlagsrecht ꝛc.

Das literarische Material des Verbandes veröffentlicht in derselben derjenigen Mannschaften, welche ihm von den Mitgliedern zur Verwertung übergeben werden.

Inserate, die bezugsfreudige Petitzeile 30 Pf., finden **weiteste Verbreitung** und **dauernde Beachtung** in den Kreisen der **Schriftsteller, Redakteure, Zeitungs- und Zeitschriftenverleger, Buchdrucker** ꝛc.

Bestellungen auf die „Deutsche Presse" nehmen entgegen alle Buchhandlungen und Postanstalten, ebenso

der Verlag der Deutschen Presse.

A. Burmeister.

**Berlin SW., Friedrichstraße 237.**

Dieser Nummer liegt ein Rundschreiben von Viktor Hornyánszkys Akademischer Buchhandlung in Budapest bei, worauf hiermit verwiesen wird.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 9. November 1889. Nr. 46.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Adolf Kohut: „Ungedruckte Briefe berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen". — Johannes Öhquist: „Aus der finnischen Lyrik". (Zwei Gedichte von K. A. Tavaststjerna.) — P.: „Nordische Zeitschriften". — Wilhelm Weigand: „Charles Baudelaire". (Fortsetzung.) — Kaberlin: „Berliner Bühnenbrief". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Ungedruckte Briefe berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen.

Mitgeteilt von Adolf Kohut.

Von jeher hat sich das Interesse des Publikums nicht bloß auf die künstlerischen Leistungen des Mimen beschränkt, sondern sich auch mit Vorliebe mit seinem Thun und Treiben vor und hinter den Kulissen beschäftigt; ja, man kann sagen, daß die Vorgänge außerhalb der Bühne Vielen noch bedeutsamer erscheinen, als diejenigen auf der Szene. Namentlich haben die Herzensergießungen berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen eine große Anziehungskraft auf den Kunstfreund geübt. Ich glaube daher, daß auch die nachstehenden, bisher ungedruckten Briefe namhafter Größen aus der Bühnenwelt mit um so größerem Interesse werden gelesen werden, als dieselben keineswegs zum Zwecke der Veröffentlichung geschrieben wurden.

In chronologischer Reihenfolge beginnend, geben wir zuerst das Wort dem berühmten Komiker Fritz Beckmann, der Jahre lang der Liebling des Königstädtischen Theaters in Berlin war, 1845 an dem Theater an der Wien wirkte und dann 1846 bis zu seinem am 7. Sept. 1866 erfolgten Tode eine Zierde des Wiener Burgtheaters war. Der köstliche Humor, welcher die künstlerischen Leistungen dieses genialen Komikers auszeichnete, prägt sich auch in seinen Briefen aus. Man ersieht dies schon aus nachstehendem, an den „Rendanten des K. Leihamtes in Berlin", Gundlach, gerichteten Schreiben, also lautend:

Mein lieber, hochgeschätzter Freund!

Wenn ich nicht schon so viele Beweise Deines guten Herzens hätte, so würde ich es nicht gewagt haben, Dich abermals zu inkommodieren.

Meines Dafürhaltens ist das K. Leihamt nach dem Motto entstanden: „Gebet, damit Euch wieder gegeben werde." Überbringer Dieses ist der von mir empfohlene Schmock. Du wirst zwar erwidern: Wir haben schon Schmöcker genug! Das sind aber alte, und dieser ist in seinen besten Jahren, nebenbei ist er Mensch, Schneider, unverheiratet und hat ungeheure Lust, sich zu Euch, nicht bei Euch versetzen zu lassen. Warum also ein solches Talent nicht aufmuntern? Er ist belesen, den Klopf-Stock kennt er genau, kann daher für den Mottenfraß stehen, welcher Vorteil für die später eintretenden Auktionen! Auch kommt ihm bei dem zu übernehmenden Geschäft seine fixe Idee sehr zu statten; er bildet sich nämlich ein, in jedem Rock, den er ausklopft, steckt sein ehemaliger Chef — Du kannst also denken, wie er zahnt; mit einem Wort: es ist ihm ernst um die Kunst, und so fleckenlos wie er dasteht, wird er Euch Eure Kleider erhalten.

Der besagte dünne Schneider ist in den Monaten Juli und August frei!

Wie verschieden sind doch die Glücksgüter verteilt! Wie viele Menschen, namentlich in Spandau, Brandenburg, Küstrin etc., sehnen sich nach Freiheit, er ist es und sitzt fester wie alle, die nicht frei sind; denn ihm fehlt Nahrung; nicht einmal die gemütliche Kaldaune, die dem Verbrecher alle Sonntage in der Stadtvoigtei präsentiert wird, hat er zu erwarten, und ist doch ein Schneider! Wenn man wenigstens für diese Leute seitens des Magistrats ein Stück Wiese anweisen wollte, so könnte man sie, wie die Hammel, einstweilen auf Grasung schicken, aber auch das nicht! Nun denn frisch auf, Schneider, so sei denn das K. Leihamt, wie vielen Menschen, Deine letzte Hilfe, trage Dich selbst hin, biete Deinen innern Wert, mit Ausschluß der goldenen Ader, dem dortigen Taxator an, und erwirb Dir durch Deinen Fleiß, Eifer, Treue und Rechtlichkeit den schönsten Pfandschein, den man nur erlangen kann!

Digitized by Google

Mit diesem Wunsche und dieser Bitte verbleib ich, nebst meinem Schneider, vorläufig in guter Hoffnung; möchten doch später andere Umstände eintreten, damit die Idee, mit welcher wir schwanger gehen, bald ans Licht trete und wir von der bangen Sehnsucht entbunden werden.

Berlin, den 19. April 1843.

Mit vollem Dankgefühl
Dein steter
Beckmann,
Komischer Menschendarsteller.

Stets bewahrte sich Fritz Beckmann seine gute Laune; nur einmal ging ihm der Humor aus, als eine Berliner Zeitung — im April 1850 — meldete, daß die Direktion des Königstädtischen Theaters ein Angebot des damals an der Wiener Burg engagierten Komikers abgelehnt habe. Er schickte sofort seinem Freunde Gundlach nachstehende „Widerlegung" zur Einrückung in die Berliner Zeitungen:

Von einem kleinen Ausflug zurückgekehrt, lese ich in einem Zeitungsartikel folgendes: „Das Gastspiel des berühmten Räder aus Dresden folgt. Ein Gastspiel Beckmanns dagegen wurde aus sehr bekannten Gründen abgelehnt etc."

So wenig es mir darum zu thun sein kann, die Quellen und Motive erörtern und untersuchen zu wollen, aus denen der mich betreffende Inhalt jenes Artikels entsprungen ist, so kann ich doch nicht umhin, denselben hiermit öffentlich als eine „Lüge" zu bezeichnen. Seit Jahren war es allerdings mein innigster Wunsch, in Berlin vor meinen Gönnern und Freunden wieder einmal erscheinen zu können — knüpfen sich doch an diese meine frühere Heimat die freundlichsten und schönsten Erinnerungen meines Lebens —; so sehr mich daher auch die an mich ergangene Einladung einer anderen Bühne Berlins zu einem Gastspiel freute und ehrte, eben so wenig konnte es mir doch in den Sinn kommen, schon meiner hiesigen Stellung wegen, mich mit der jetzigen Direktion des Königstädtischen Theaters in Geschäftsverbindung irgend einer Art jemals einzulassen.

Wien, den 14. April 1850.

Fritz Beckmann,
K. K. Hofschauspieler.

Daß selbst berühmte Schauspieler, wie z. B. Bogumil Davison, mit den Theaterzeitungen sich gut stellten und dieselben nicht bloß durch Abonnements unterstützten, sondern sie auch durch verbindliche Briefe bei guter Laune zu erhalten suchten, beweisen die nachstehenden Zuschriften Davisons an einen Herrn Heinrich, der die damals vielgelesene „Deutsche Theaterzeitung" in Berlin redigierte. Der große Charakterdarsteller schreibt diesem:

1. Ew. Wohlgeboren

erlaube mir, anbei zwei Thaler als Pränumerationsgeld auf die „Deutsche Theaterzeitung" vom 1. April bis 1. Juli d. J. einzuschicken und mich bei dieser Gelegenheit Ihrem freundlichen Wohlwollen bestens zu empfehlen.

Hamburg, den 2. April 1849.

Hochachtungsvoll
Bogumil Davison.

2. Geehrter Herr!

Übermorgen gehe ich auf einige Rollen nach Braunschweig; ich spiele da am 30sten zum erstenmal und gebe als letzte Vorstellung zu meinem Benefiz am 9. oder 10. August: „Viel Lärm um Nichts" nach Holtei's neuer Bearbeitung. Wollten Sie mir nicht bis dahin Ihr geschätztes Blatt nach Braunschweig adressieren lassen? Es wäre mir sehr lieb.

Vom 1. Okt. denke ich ernstlich daran, Maurice*) zu verlassen. Ich habe bis jetzt allen seinen Engagementsanträgen mutig widerstanden. Es drängt mich, einmal anderweitig mein Heil zu versuchen, denn Hamburg mit seiner Blasiertheit und seinem Philistertum habe ich herzlich satt. Von Holbein**) habe ich neuerdings eine schmeichelhafte Einladung zu Gastrollen erhalten — ich habe bis jetzt keinen definitiven Entschluß gefaßt — ich werde nicht ermangeln, von meinen Schicksalen Sie seiner Zeit in Kenntnis zu setzen.

Nun grüße ich Sie herzlich — erhalten Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen und empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Achtung.

Hamburg, den 27. Juli 49.

Ihr
ergebenster
Bogumil Davison.

Ein Dritter, mir vorliegender Brief des Mimen ist an einen Kollegen, Namens Reuter, in Königsberg gerichtet und plaudert in ungezwungener Weise über Hinz und Kunz. Das Schreiben, vor Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges verfaßt, lautet:

Dresden, 18. Mai 1866.

Anbei, lieber Reuter, endlich die Viereskette. Verzehren Sie dieselbe mit Gesundheit. Es ist dieselbe, die ich in Königsberg getragen habe — ich habe nunmehr eine neue.

Seit Anfang d. M. bin ich hier, finde aber — wie natürlich — die Ruhe nicht, nach der ich mich gesehnt hatte. Das sind schöne Zustände in Sachsen! Sie haben keinen Begriff von dieser Entmutigung! Thaler, wirkliche harte Thaler, giebt kein Mensch mehr aus der Hand, und der preist sich glücklich, der seinen Nächsten mit einem gemütlichen Kassenschein anschmieren kann!

Ich habe unter solchen Umständen keine Lust, auf das Land zu ziehen, kalt ist es auch, wie im November; mit einem Worte: ein unbeaglicher Zustand! . . .

Wie befindet sich mein Arthur? Und das liebe, herzige Frauchen? Mit Rührung denk' ich an unser trauliches Zusammensein! Geben Sie ihr einen Kuß auf die schwellenden Lippen! Sagen Sie ihr, es gebe für mich kein seligeres Vergnügen, als in stillen, einsamen Stunden die quittierten Rechnungen der Berliner Requisitrice zu betrachten!

„Enne"**) muß übrigens guter Laune jetzt sein? Gott erhalte ihm seine Kunstbegeisterung, seine Nächstenliebe!

Was machen Sie denn? Bleiben Sie länger in Königsberg? Ich gedenke Ihrer unablässig und behalte die Augen offen. Lassen Sie ein Wort von sich hören und schreiben Sie mir, wenn Sie es wollen, wie es Louis Schneider geht?

Sollten Sie Burow sehn, so grüßen Sie ihn herzlichst von uns, ebenso Kommerzienrat Simon.

Und nun vergessen Sie nicht Ihren treuergebenen

B. Davison.

An den obengenannten Heinrich, der Theateragent, Theaterblatt-Inhaber und — Souffleur am K. Hoftheater in Berlin in einer Person war, sind auch mehrere Briefe des berühmten Schauspielers Ludwig Dessoir gerichtet. Interessant ist namentlich der nachstehende, mitten in der badischen Revolution 1849 geschriebene Brief:

Geehrter Herr!

Die Nr. 37 und 38 der Theaterzeitung habe ich nicht erhalten, wahrscheinlich sind sie im sächsischen oder hiesigen Trubel verloren gegangen; ich bitte Sie, von heute ab die Blätter zurückzuhalten, bis ich Ihnen von meinem künftigen Bestimmungsorte Anzeige gemacht. Am 31. d. verlasse ich Karlsruhe; wann und ob ich überhaupt zurückkehre, weiß ich nicht, da über die Fortdauer unserer Bühne kein Mensch Auskunft zu geben vermag. — Sehr verbinden würden Sie mich, wenn Sie mich ins Klare setzen wollten, wodurch mein diesjähriges Gastspiel in Berlin wieder ver-

*) Chérie Maurice, Direktor des Thalia-Theaters in Hamburg.

*) Franz v. Holbein, Dramatiker, Schauspieler und Theaterdirektor, war von 1841—1849 Leiter des Wiener Hofburgtheaters.

**) „Enne" war in Theaterkreisen der Spitzname Woltersdorffs, des späteren Direktors des gleichnamigen Berliner und Königsberger Stadttheaters.

Digitized by Google

eitelt wurde? Die Anzeige in Ihrem geschätzten Blatte ließ mich ein solches hoffen, von der Intendanz ist mir aber nichts zugegangen. Briefe treffen mich vom 1. bis 16. Juni poste restante in Leipzig, von da ab bis Mitte Juli ebenso in Hamburg. Wahrscheinlich werde ich das Vergnügen haben, Sie auf der Durchreise durch Berlin zu begrüßen und behalte mir alles Übrige mündlich vor. Indem ich Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie bis jetzt so freundlich schenkten, herzlich danke, mich Ihrem ferneren Wohlwollen, dem Herrn Redakteur Schlivian, meinem Freunde Lasker bestens empfehle, verharre ich

Karlsruhe, den 27. Mai 1849.

hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster
Ludwig Dessoir.

Zwei Monate später meldet der Künstler demselben Theateragenten, daß er nach Berlin engagiert wurde. Der Brief ist aus Helgoland, 29. Juli 1849, datiert, und lautet:

Sehr geehrter Herr!

Es wird Ihnen keine Neuigkeit mehr sein, daß ich mit dem künftigen Oktober der Berliner Hofbühne anzugehören die Ehre habe. Nach kurzer Unterhandlung kam das Engagement vor einigen Tagen zum festen Abschluß.

Infolge der Einladung nach Weimar, habe ich meinen ursprünglichen Plan, über Berlin, Köln, nach Ostende zu gehen, aufgegeben und Helgoland wählen müssen. Bis zum 20. Aug. bleib ich hier, lassen Sie mir gütigst die Blätter der Theaterzeitung ankommen. Sehr verbinden Sie mich, wenn Sie mir ein getrenes, koloriertes Kostümbild von „Torquato Tasso" schicken könnten, aber bald, da ich es, wenn es geschmackvoll ist, nach Weimar schicken will. Die Auslagen bitte ich, mir in Rechnung zu bringen. Spätestens am 22. treffe ich auf dem Wege nach Weimar in Berlin ein; dann alles Übrige mündlich.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebener
Ludwig Dessoir.

Um gleich hier mit dem viel genannten und viel umworbenen Herrn Heinrich fertig zu werden, erwähne ich noch, daß er nicht von allen Künstlern so poussiert wurde, wie von Davison und Dessoir. Als z. B. der große Wagner-Sänger Joseph Tichatschek an der Berliner Oper sang und von Heinrich um einige biographische Daten angegangen wurde, antwortete der Künstler kurz:

Geehrter Herr!

Notizen über mein Wirken kann ich persönlich nicht gebeu. Doch sind deren im Theaterlexikon (Herlossohn), sowie in allen diese Angelegenheit betreffenden Büchern, sowie seit 12 Jahren durch jedesjährige Kunstreisen in Journalen zu ersehen und bitte ich Sie, sich geß. an diese zu wenden. . .

Berlin, den 3. Juni 1849.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebener
Tichatschek.

Schließlich sei von den männlichen „Stars" der Schauspielkunst noch Karl Grunert erwähnt. Dieser geniale Darsteller der Shakespereschen, Schillerschen und Goetheschen Helden- und Charakterrollen schreibt Ende der 40. Jahre an den Theaterkritiker, Dr. Schlivian, aus Hamburg den nachstehenden inhaltreichen Brief:

Ein Brief von Grunert? Was kann der wollen? Nichts, mein verehrter Doktor, als Ihnen sagen, daß ich noch oft an Sie denke, und Sie bitte, die beifolgenden Havannah-Sprößlinge als einen Beweis dafür freundlich hinnehmen zu wollen. Verdampfen Sie sie recht vergnüglich mit Dr. Klein.

Der Eindruck, welchen ich von München erhielt, war ein sehr schöner. Ich sage das nicht bloß, weil mich Publikum und Kritik auf eine ganz ungewöhnliche Weise venerierte, — nein! das ganze Leben im katholischen Süden hacht Einem so bunt und fröhlich entgegen, daß man sich wohlthuend berührt fühlt; und es fällt Einem förmlich eine Kruste ab, die die nordischen Nebel um unser Wesen legen: man taut auf! Eine herrliche Natur und markige Menschen! . . Ich habe nicht gefunden, daß die Geschneidten vom Biertrinken dumm werden.

Meine Rollen waren: Franz Moor, Nathan, Qnasimodo, Ludwig XIV., Mephistophel, Glocke, Essighändler. Ich wurde fast jedesmal ein halb Dutzend Mal gerufen, was in München sehr viel ist, da sich Bayern von Österreich in dieser Beziehung sehr unterscheidet; am letzten Abend warf man mir eine Menge Kränze zu.

Ein ausgezeichnetes, junges Dichtertalent thut sich in München hervor, Dr. Heinrich Schmid.*) Er hat einen Kamoëns geschrieben, der bereits dargestellt wurde; das Buch ist indes vorläufig nur als Manuskript gedruckt.

Apropos! Ein hiesiges Blatt, der „Herold", sagt: „Der Telegraph nennt die gemeine, pöbelhafte Rezension — im Berliner „Modespiegel" — über Grunert, eine in seiner ironisierenden Weise gelungene. Der „Telegraph" muß sonderbare Begriffe von Ironie und Kritik haben."

Was heißt denn das? Ich habe den Modespiegel noch nicht zur Hand, aber ich kann nicht glauben, daß mich Dr. Klein „gemein und pöbelhaft" habe anfassen lassen. Der Berliner Referent des Telegraphen ist — so viel ich weiß — Herr Dr. Lasker. — Sincerus! — Aber den Zusammenhang begreif' ich nicht. —

Hier bin ich bereits sweimal in der Birch-Pfeiffer und sweimal in Goetheschen Dramen aufgetreten.

Haben Sie in Berlin schon die deutschen Lieder aus der Schweiz? Hoffmann**) singt darin eine „märkische Nationalhymne":

Wenn wir Morgens früh anfstehn,
Und wenn wir spät zu Bette gehn,
Essen wir Kartoffeln;
Und wollen wir den Vorschmack haben
Von jenes Lebens höchsten Gaben,
Essen wir Kartoffeln!

Er übertreibt! — Im letzten Falle essen die Märker gar nichts!

Campe hat jetzt ein Manuskript vorliegen, was die sämtliche Litteratur und das Theaterwesen Wiens durchhechelt. Er wird es bald drucken lassen. . .

Vergessen Sie nicht, ich bitte, Herrn Dr. Kleiu und den liederreichen Truhn zu grüßen.

Wenn ich Ihnen in etwas dienen kann, so schreiben Sie mir, darum bittet ebenfalls

Ihr ganz ergebenster
Karl Grunert.

Wenden wir uns nun einigen berühmten Schauspielerinnen zu, so müssen wir in erster Linie der einst sehr gefeierten Schauspielerin Charlotte von Hagn gedenken. Über ihre edle Gesinnung giebt nachstehender Brief, geschrieben auf der Höhe ihres Ruhmes — Berlin, 9. Januar 1846 — an den oben genannnten Dr. Schlivian die beste Auskunft:

Sehr werter Herr Doktor!

Nehmen Sie meinen besten Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie über jenen, an und für sich sehr unbedeutenden, Vorfall Nachricht gegebeu. Nachdem ich mich mit dem Fürsten

*) Grunert meint hier den bekannten Dichter Hermann Schmid, den Verfasser zahlreicher bayerischer Romane und Dorfgeschichten.

**) Der Dichter Hoffmann v. Fallersleben.

Digitized by Google

darüber besprochen und wir die Sache überlegt, finde ich es nicht angemessen, irgend etwas darin zu thun. So befolge ich auch am besten mein System, indem ich auf kleinliche Kränkungen mit verachtendem Kleinmute herabsehe, ein System, das mir selbst da zum Troste gereichen soll, wo ich in Erfahrung bringe, daß man sich bemüht, meine Ehre zu nehmen, um sie Anderen zu geben.

Werden jene durch solchen Raub an mir bereichert — in Gottes Namen . . . ich werde, ich kann dadurch nicht verarmen.

Adieu! Ihre
ergebene
Charlotte von Hagn.

Die nicht minder berühmte Schauspielerin Julie Gley-Rettich, welche 1866 als Mitglied des Wiener Burgtheaters starb, schrieb in ein Stammbuch den Vers:

Du weintest einst, als Du die Welt begrüßt,
Doch aller Lächeln begrüßte Dein Erscheinen.
Gott gebe, daß, wenn Du die Augen schließt.
Dein Antlitz lächelt, während Alle weinen!

Und Luise Neumann-Haizinger, die einst so berühmte Wiener Hofburgschauspielerin, schrieb in den vierziger Jahren an einen ihr befreundeten Kritiker — einen Dr. J. Lasker in Breslau — die nachstehenden allerliebsten Zeilen aus Karlsruhe, wo sie damals engagiert war:

Mein lieber Herr Doktor!

Sie glaubten wohl, ich hätte Sie ganz vergessen, da Ihnen meine Mama diesen Brief schon vor sehr geraumer Zeit annoncierte und er bis jetzt immer ausblieb. Aber seien Sie überzeugt, daß ich darum nicht minder an Sie dachte, denn ich machte mir während dessen die Freude, Ihnen dieses Mützchen zu nähen, um Sie sozusagen zu zwingen, an mich zu denken.

Sie müssen mir aber versprechen, es zu tragen, damit ich Sie mir recht lebhaft denken kann, wie Sie an Ihrem Schreibtische sitzen bei offenen Fenstern und damit der Zug nicht schade, das rote Mützchen auf dem Kopfe. Nicht wahr: das thun Sie mir schon zu liebe?

Daß Dörings Gastspiel nicht sehr glücklich ausfiel, bedaure ich sehr. . . . Sie sehen, ich bin siemlich bekannt mit demjenigen, was seit unserer Abreise vorging, ich kann Ihnen aber auch gar nicht beschreiben, welche Freude ich empfinde, wenn ich Nachrichten von meinem lieben unvergeßlichen Breslau bekomme.

Ich habe Ihnen nun das Mittel an die Hand gegeben, mich recht froh und glücklich zu machen, und wenn ich mich nicht ganz in Ihnen irre, werden Sie es auch ergreifen, um sich noch mehr zu verpflichten.

Ihre
ganz ergebene
Luise Neumann.

* * *

Die hier mitgeteilten losen Blätter werfen zuweilen ganz eigenartige Schlaglichter auf einige verstorbene große Schauspieler und Schauspielerinnen Deutschlands.

## Aus der finnischen Lyrik.

### Zwei Gedichte von K. A. Tavastsjerna.

Übertragen von Johannes Öhquist.

### I. Brautnachtmorgen.

Es spielt die Frühlingssonne auf Blumenplätzen,
Und alle Kelche schimmern von Perlenschätzen.

Von weißen Mauern blitzt es, von Kalk und Kieseln,
Und selbst der Springquell hemmt sein krystallen Rieseln

Die sand'gen Wege glühen trotz früher Stunde,
Doch stören keine Schritte die stille Runde.

Drückt keine leichte Sohle in weichen Sand mehr
Die zierlich-kleinsten Spuren? Will keine Hand mehr

Wie sonst das zarte Erdreich von Unkraut jäten?
Nein, — heute nahet niemand den Blumenbeeten.

Stumm harren tausend Knospen in Traumregionen,
Sehnsuchtrunken geht ein Zephyr durch Birkenkronen.

Er lüftet spielend schwere, damast'ne Hülle:
Und in ein Schlafgemach dringt der Strahlen Fülle.

Auf Teppichen fließt lautlos die Lichtflut golden,
Und Düfte tragen Grüße von Blütendolden.

Ob dem Alkoven tummelt sich sonder Achtung
Ein Fliegenschwarm und schlägt sich voll Totverachtung.

Hier summet eine Biene ganz unverfroren,
Die Waffen des Instinktes hat sie verloren:

Gen eine Scheibe kämpft sie ganz wie versessen,
Daß offen längst die and're, hat sie vergessen.

Doch keck vor allen dringt ein lenzstrammversunk'ner,
Tollkühn verweg'ner Windhauch, ein nektartrunk'ner

Hin durch die Draperien und Brüsselspitzen,
Bis vor ihm zwei Paar Augen im Zwielicht blitzen.

Er trägt von Blumenkelchen, von durstverzehrten,
Botschaft zu deren Herrin, der längstentbehrten.

Doch all' die Wohlgerüche streut er vergebens:
Sie träumt in andern Gärten voll Liebelebens.

Auf roten Lippen zuckt noch in holder Süße
Die selige Erinn'rung der letzten Küsse.

Ein trunkenes Vergessen senkt sich hernieder,
Wenn Brautnachtzauber dichtet die alten Lieder.

Andächtig bleibt er stehen im süßen Zwielicht,
Der Blumen junger Herold im Morgenfrühlicht;

Und eilt zurück zum Garten, den Blumenscharen,
Zu reden vom Gesch'nen, vom Wunderbaren.

Da löst ein leises Flüstern die Traumesbande,
Und Tauesperlen tropfen vom Blumenrande,

Und stummes Harren löst sich und wird zum Leben,
Und Morgenstrahlen spielen in Goldgeweben.

Und jubelnd wirft der Springquell die Perlenschätze,
Und Vögel putzen emsig die Blumenplätze —

Doch drinnen zwischen schweren Damastgardinen,
Da lächeln kleine Götter und Amorinen.

Digitized by Google

### II. Fliegengesumm.

Wir stürmen wie Fliegen die Fensterscheiben,
Denn keiner von uns will hier drinnen bleiben.

Wir summen und kämpfen und kommen zum Falle,
Und stürmen auf's neue, hinaus müssen alle!

Dort ist unsre Heimat, die sonnigen Gründe,
Dort ist ja Natur und dort wehen die Winde!

So stürmen wir wieder gegen die Scheiben,
Sie springen wohl einmal — so kann's ja nicht bleiben.

Im Saale da füllen den Bauch sich, den feisten,
Die übrigen Fliegen und sicher die meisten.

Sie bersten vor Gier und ertrinken im Glase,
Besudeln das Tuch und vermehren die Rasse.

Um gold'ne Pokale in Schwärmen sie lagern,
Wir stürmen die Scheiben und hungern und magern.

Wir leben für Sonn'licht und wollen nicht bleiben,
Wir stürmen verzweifelt die Scheiben — die Scheiben!

## Nordische Zeitschriften.

Wenn man einen umfassenderen Einblick in die Litteratur eines Volkes gewinnen will, so genügt es nicht nur, die Erscheinungen des eigentlichen Büchermarktes in Betracht zu ziehen; die litterarische Kost wird ja fast ebenso massenhaft auch in Tagesjournalen, Wochen-, Monats-, Vierteljahrs-Schriften u. s. w. verabreicht, und diesen kommt daher immerhin eine Bedeutung zu, welche nicht verkannt werden darf. Die politischen Tagesjournale und sogenannten „Familienblätter", die ja ihre Spalten auch für die schöne Litteratur, besonders den Roman, die Novelle, das Essay, offen halten, wird man dabei freilich weniger berücksichtigen können, da sie vor allem den Bedürfnissen des Tages oder einem bestimmten Lesepublikum zu genügen suchen. Zeitschriften aber, die sich die Pflege edler, schöngeistiger litterarischer Gattungen zur Aufgabe machen und dadurch nicht selten zur Hebung und Läuterung des Geschmackes beitragen, verdienen unzweifelhaft ebenso sehr die Beachtung des Litterarhistorikers und Litteraturfreundes wie die selbständigen Erscheinungen auf diesem Gebiete. Erhöhte Bedeutung erhalten solche Zeitschriften bei kleinen Völkern, da durch dieselben so manches wertvolle Produkt, das unter den schlichten Verhältnissen des Buchhandels nie das Tageslicht erblickt haben würde, in die Öffentlichkeit gelangt, und oft genug ein Mittelpunkt für litterarisches Schaffen überhaupt gebildet wird. Wir gedenken daher unseren Lesern in ähnlicher Weise, wie es im „Magazin" schon früher des Öfteren geschehen, von Zeit zu Zeit wieder Übersichten über die belletristischen Zeitschriften der kleineren Litteraturvölker zu bieten, wobei aber — schon des knappen Raumes wegen — bloß auf die bedeutenderen Arbeiten Rücksicht genommen und auf den Inhalt einzelner derselben nur in besonderen Fällen näher eingegangen werden kann.

* * *

Wir beginnen zunächst mit einem Überblick der nordischen Zeitschriften: der dänischen, schwedischen und norwegischen; die isländischen werden wieder in den jeweiligen Berichten über die neuen Erscheinungen der isländischen Litteratur besprochen werden, die schon demnächst fortgesetzt werden sollen.

Unter den skandinavischen Litteraturen ist die dänische — entsprechend der bewunderungswürdigen Bildung des nur ca. zwei Millionen zählenden Volkes — die reichhaltigste, obwohl sie seit der Ausscheidung der norwegischen Litteratur, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bekanntlich ihre eigenen Wege geht, keine geringe Einbuße erlitten hat. In Dänemark hatte denn auch das Zeitschriftenwesen, seit es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vom Ausland dahin eingeführt worden war, zeitweilig eine wichtige Rolle gespielt. So haben namentlich gleich die ersten Zeitschriften schöngeistigen Inhalts, „Den danske Spectatör" (nach dem Muster der englischen Zeitschrift gleichen Namens 1754 gegründet), „Minerva" (1785 begonnen), „Den danske Tilskuer" (der dänische Zuschauer, 1791 begonnen) auf die allgemeine Bildung des dänischen und norwegischen Volkes einen großen Einfluß ausgeübt. In späterer Zeit, als die wissenschaftlichen Fachorgane, darunter besonders die trefflichen archäologischen, in zahlreicherer Menge erschienen, nahm jedoch das Interesse an rein litterarischen Zeitschriften so sehr ab, daß selbst gediegene Unternehmungen dieser Art wie die von R. Nielsen, B. Björnson und R. Schmidt herausgegebene Monatsschrift „For Idé og Virkelighed" (1869—1873) und „Det nittende Aarhundrede" (das 19. Jahrhundert), 1874—77, der Gebrüder Brandes an der Teilnahmslosigkeit der gebildeten Kreise scheiterten. So konnte es geschehen, daß im Jahre 1884 eine neue schöngeistige Monatsschrift: „Tilskueren" (der Zuschauer), unter dem Hinweise ins Leben gerufen wurde, „es fehle Dänemark im Gegensatz zu fast allen Ländern seit längerer Zeit an einer für das gebildete Lesepublikum berechneten Zeitschrift." Dieser — dem Verfasser dieser Übersicht leider nicht mehr zugänglichen — Zeitschrift, welche sich bisher mit Ehren behauptet hat, gesellten sich erst im vorigen Jahre zwei andere hinzu, zuerst „Ny Jord" (Neuer Boden), dann „Litteratur og Kritik". Die beiden ersteren sind Organe der sogenannten „litterarischen Linken", der Partei der Gebrüder Brandes; ihre Tendenz ist daher bekannt und braucht für die Leser des „Magazins" nicht erst des Breiteren erörtert zu werden. „Ny Jord" unterscheidet sich von „Tilskueren" hauptsächlich durch den „Kreis jüngerer Schriftsteller und Gelehrter, auf den es sich besonders stützt," obschon

Digitized by Google

es „auch Beiträge von älteren angesehenen Kräften bringt." Auch legt diese Zeitschrift mehr Gewicht auf den unterhaltenden Stoff, „ohne jedoch die übrigen Aufgaben: litterarische und wissenschaftliche Abhandlungen in gemeinverständliche Form zu bringen und die Leser mit geistigen Bewegungen der Gegenwart bekannt zu machen, zu vernachlässigen." Die ersten drei Bände von „Ny Jord. 14 Dags Skrift for Literatur, Videnskab og Kunst. Rediger et af Carl Behrens. København, P. Hauberg & Comp." — wie der genaue Titel lautet — enthalten denn auch eine Fülle interessanter Beiträge der bezeichneten Art von Autoren wie Prof. H. Höffding, Georg Brandes, Prof. A. G. Drachmann, Dr. S. Schandorph, Herm. Bang, Arne Garborg, August Strindberg, Ola Hansson, Amalie Skram, V. Vedel u. a. Wir erwähnen davon besonders nur Strindbergs, mittlerweile auch in Deutschland bekannt gewordene, geistvolle hypnotische Studie „Der Kampf der Gehirne", V. Vedels „Litterarische Profile", Sterne und Alfred de Vigny behandelnd, S. Rosznecks Studie „Adam Mickiewicz von 1798—1830", worin die Wirksamkeit dieses in Dänemark nur wenig bekannten Dichters in dem angegebenen Zeitraume nach polnischen und zum Teil auch russischen Quellen trefflich geschildert ist, G. Brandes' Abhandlung über „Die Hinbergsche Ästhetik", des Herausgebers C. Behrens, Theater- und Litteraturberichte, die Novelletten, Skizzen u. dergl. von A. Strindberg („Die Kleinen", „Die Liebe der Mädchen"), C. Ewal („Ein Schicksal"), Ola Hansson („Ein Paria"), Arne Garborg („Das Jahresfest des Jugendvereins"), Amalie Skram („Blasen"), endlich die (nicht weniger als acht!) Aufsätze, welche sich mit der Frage: „Ehe oder freie Liebe?" beschäftigen. Diese Frage steht merkwürdigerweise in allen drei skandinavischen Ländern auf der Tagesordnung. Die Erörterung eines so heiklen Gegenstandes in Zeitschriften, welche für die Familie bestimmt sind, erscheint uns Deutschen, die wir an die Wasserkost unserer Familienblätter gewöhnt sind, sonderbar genug, bildet aber auch einen seltsamen Gegensatz zu den puritanischen Bestrebungen in Dänemark, die jüngst in einer Gesetzvorlage zur Bekämpfung der Unsittlichkeit — auch in der Litteratur — zu sehr schroffem Ausdrucke gelangt sind. Auf die einzelnen dieser Aufsätze oder die Frage selbst näher einzugehen, ist hier nicht möglich; wir können bezüglich der letzteren übrigens auf Erich Holms Artikel im „Magazin", Nr. 43 Jahrg. 1888, verweisen. — Während „Tilskueren" und „Ny Jord" Politik, Wissenschaft, Ökonomie und Litteratur durcheinander behandeln, hat sich „Litteratur und Kritik" (Verlag von Otto B. Wroblewsky in Kopenhagen), wie schon der Titel anzeigt, eine hauptsächlich ästhetische Aufgabe gestellt. Diese Zeitschrift „will zunächst ein Organ für nordische Litteratur der Gegenwart sein, vornehmlich in ästhetischer Richtung, und als solches Gedichte, Erzählungen u. s. w. bringen;" sie will aber auch die litterarhistorische Abhandlung pflegen, besonders jene, welche die nationale Dichtung und Kunst in der Vergangenheit beleuchtet, wie überhaupt, so weit als möglich, jede Bestrebung fördern, die dahin geht, den Faden anzuknüpfen, welcher das Geistesleben unserer Zeit mit der „großen nationalen Erweckung zu Beginn des Jahrhunderts" verbindet. Auch auf die fremden Litteraturen soll beständig Rücksicht genommen werden, ganz besonders insoweit sie auch ein Licht auf die heimische Litteratur werfen. Die Zeitschrift will ferner „unparteiische und allseitige Besprechungen von Büchern, Theatervorstellungen u. dergl. bringen, wobei aber auf das Bestimmteste vermieden werden soll, daß die Kritik in irgend welche Dienste einer Agitation trete, welche mit litterären und künstlerischen Rücksichten nichts zu thun hat." Nach den hitzigen Kämpfen der jüngst vorausgegangenen Litteraturperiode bedürfe man in Dänemark wirklich „eines Organs für ehrliche, unparteiische Arbeit", meint der Herausgeber. Diese Vorsätze sind gut und löblich. Besonders das Versprechen, einen unparteiischen Standpunkt einnehmen zu wollen, ist erfreulich. Im skandinavischen Norden, namentlich in Dänemark, ist ja auch die litterarische Kritik, entsprechend der politischen Stellung der einzelnen Schriftsteller, in zwei Lager, in das der Rechten und das der Linken, gespalten, und daher immer von dem betreffenden Parteistandpunkte beeinflußt, d. h. getrübt. Der gegenseitige Haß der beiden Parteien ist so blind, daß man selbst von der Folgewidrigkeit nicht zurückschreckt, früher hochgepriesene Dichter, sobald sie der Partei untreu geworden, plötzlich als minder bedeutend, im Rückgange befindlich oder talentlos hinzustellen. Außerhalb dieser Partei stehende Schriftsteller giebt es nur wenige und dieselben haben natürlich einen schweren Stand und müssen hart genug um ihre Anerkennung kämpfen.

Dem unparteiischen Standpunkte der Zeitschrift entsprechend, sind es natürlich zunächst solche unabhängige Schriftsteller, welche in „Litteratur und Kritik" auf den Plan treten. So finden wir darin durch Beiträge vertreten: Rudolf Schmidt (mit vorzüglichen Novellen, Gedichten, worunter die prächtigen Schöpfungen „Nikodemus" und „Der dänische Kapitän", einem gehaltvollen Vortrag über „Romantik und Realismus" u. v. a.), Karl Gjellerup (mit Gedichten, kritisch-ästhetischen Aufsätzen, worunter besonders die Abhandlung „Zum Verständnis von R. Wagners Trilogie ‚Der Ring der Nibelungen'" hervorzuheben ist, u. a.), Holger Drachmann (mit „Gedichte und Lieder Ulf Bzynjulfsens", wahren Prachtblüten der Lyrik dieses genialen Poeten), Magdalena Thoresen (mit der düster schönen Erzählung „Die Schuld" u. a.), Ernst v. d. Recke, Alfred Ibsen (mit Gedichten), P. A. Rosenberg (mit litterarhistorischen Abhandlungen, darunter eine gerechte Würdigung Rudolf Schmidts u. v. a.). Perlen der Zeitschrift sind zwei Gedichte von Chr. K. F. Molbech, besonders das eine, „Öhlenschläger". Bemerkenswert ist ferner ein Aufsatz Jonas Collins über die Sprachsünden dänischer Schriftsteller, in dem selbst gefeierte Sprachkünstler und Prosaisten wie Holger Drachmann, J. P. Jakobsen, Georg Brandes gar schlimm — am schlimmsten Brandes — davonkommen. Man kämpft jetzt im Norden so gern gegen — selbst

Digitized by Google

längst eingebürgerte — Germanismen an, führt dagegen aber massenhaft französische und andere Fremdwörter ein; Ausdrücke, wie z. B. „det er Bogens Slutnings-Replik, en pointeret symbolsk Sortie" (K Gjellerup, S. 215 der Zeitschrift) finden sich bei guten dänischen Schriftstellern durchaus nicht etwa vereinzelt. — „Litteratur und Kritik" hat sich unter der umsichtigen Leitung des Herausgebers C. Riis-Knudsen, der auch selbst — als Theaterreferent — zu den fleißigsten Mitarbeitern der Zeitschrift zählt, trotz des erst einjährigen Bestandes derselben, bereits einen hervorragenden und ehrenvollen Platz unter den nordischen belletristischen Journalen errungen.

Norwegens einzige schöngeistig-populärwissenschaftliche Zeitschrift, die Monatsschrift „Nyt Tidskrift", welche in Christiania erschien und von den Professoren J. E. Sars und Olaf Skavlan herausgegeben wurde, ist leider mit Schluß des vorigen Jahres eingegangen. Obwohl mitunter etwas langweilig, hat diese erst im Jahre 1882 gegründete Zeitschrift doch ein charakteristisches Bild der litterarischen Leistungen und Bestrebungen Norwegens dargeboten, und es ist deshalb sehr zu bedauern, daß sich dieselbe nicht erhalten konnte. Es ist seltsam, daß Norwegen, welches doch dermalen die bedeutendsten Dichter aufzuweisen hat, für das Gedeihen eines derartigen litterarischen Unternehmens keinen guten Boden abgiebt. Auch die Vorgänger von „Nyt Tidskrift": K. A. Winter-Hjelms „Norsk Tidsskrift for Literatur" und Sars-Liebleins „Nyt norsk Tidsskrift" haben nur ein kurzes Dasein geführt. „Vidar", die von L. Daae und Yngvar Nielsen redigierte Monatsschrift, bietet nur geringen Ersatz für „Nyt Tidsskrift", da sie fast ausschließlich wissenschaftliche Aufsätze enthält.

Da ist Schweden, welches hinsichtlich seiner litterarischen Erzeugnisse dermalen doch keineswegs mit Norwegen sich messen kann, viel ergiebiger. Hier erscheinen außer der großen, vornehmen, bereits im 11. Jahrgang stehenden „Nordisk Tidskrift för vetenskap, konst och industri", herausgegeben vom Letterstedtschen Verein zur Förderung der Gemeinsamkeit zwischen den drei nordischen Reichen in Bezug auf Industrie, Wissenschaft und Kunst" und redigiert von Oskar Montelius, die uns leider nicht vorliegt, zwei ebenfalls sehr gediegene schöngeistig-populärwissenschaftliche Monatsschriften: „Ny svensk Tidskrift" und „Ur dagens krönika" (die Zeitschriften: „Dagny", das Organ des Fredrika-Bremer-Vereins, und „Framåt", das Blatt des weiblichen Diskussionsvereins zu Göteborg, verfolgen ganz besondere Zwecke; vergl. den Artikel von Erich Holm in Nr. 43 des „Magazin", 1888, S. 669, 2. Spalte). „Ny svensk Tidskrift för kultur- och samhällsfrågor, populär vetenskap, kritik och skönlitteratur (Neue schwedische Zeitschrift für Kultur- und Gesellschaftsfragen, populäre Wissenschaft u. s. w.), herausgegeben von Reinhold Geijer, behauptet nun schon das zehnte Jahr ihren ehrenvollen Platz unter den Zeitschriften Skandinaviens. Sie ist vornehm ernst gehalten, trefflich redigiert und bespricht nicht nur alle wichtigeren Erscheinungen der schwedischen Litteratur, sondern auch diejenigen der dänischen und norwegischen. Wer zu edleren als rein praktischen Zwecken Schwedisch betreibt, wer sich in der nordischen Litteratur überhaupt umsehen will, der kann „Ny svensk Tidskrift" nicht entraten. Von interessanten Aufsätzen der letzten uns vorliegenden Hefte (März 1888 bis Oktober 1889) nennen wir: eine Übersicht über die neueste schwedische Lyrik von Karl Wählin, zwei umfangreiche Litteraturbriefe aus Norwegen von Kristofer Randers, eine längere litterarische Studie über Leo N. Tolstoj von H. E. Larsson, eine hübsche Novelle „En kärlekshistoria" (Eine Liebesgeschichte), ein „Dramatisches Interieur": „Romeos Julia" von Ernst Ahlgren, „Flüchtige Bilder" von Helene Nyblom, eine kritische Übersicht über die dänische Litteratur im Jahre 1888 von F. Bauditz, eine Anzahl prächtiger Gedichte von H. Nyblom, Frithiof Holmgren, Karl Wählin, Hjalmar Edgren, P. Hallström u. a., gediegene wissenschaftliche Abhandlungen von O. Levertin, Helmer Key, Märten Richert, E. Flygare, K. Piehl, N. Erdmann, H. E. Larsson, Übersetzungen fremder Dichtungen u. a. — „Ur dagens krönika, Månadskrift för skönliteratur, teater och politik", herausgegeben von Arvid Ahnfelt in Stockholm (Looström & Komp.), bringt in den letzten Heften des 8. Jahrgangs — mehr ist uns nicht zugekommen — u. a.: verschiedene, zum Teil illustrierte Aufsätze aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Oskar von Schweden, „Don Juan auf der schwedischen Bühne" von Don Cæsar, „Tea", eine Skizze von Anna Wahlenberg und interessante Litteraturnotizen.

Eine Monatsschrift im Stile von „Ny svensk Tidskrift" erscheint für die Schweden Finnlands zu Helsingfors; es ist dies „Finsk Tidskrift för vitterhet, vetenskap, konst och politik" (Finnische Zeitschrift für schöne Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Politik), herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von F. Gustafsson und M. G. Schybergson. Wir haben schon wiederholt Anlaß gefunden, auf diese vorzügliche und elegante Zeitschrift, die nun bereits 25 Bände zählt, aufmerksam zu machen. Das Gedeihen derselben, das auch in der Ausdehnung des äußeren Umfanges der Zeitschrift zum Ausdruck gelangt, gereicht den finnischen Schweden, welche die alte Muttersprache und die nationale Litteratur mit solcher Liebe pflegen, zur größten Ehre. Von dem reichen Inhalte der Bände XXIV–XXVI (1888 bis 1889) seien als besonders beachtenswert hervorgehoben die Aufsätze: „Ibsens Rosmersholm" von Robinson, „Der Patriotismus bei Lord Byron" von Eugène Tili, „Über exakte Methoden in der Psychologie" von Ilj. Neiglick, „Paul Heyse als Novellenschreiber" von H—a (die schwedische Übersetzung der Heyseschen Novellen, 7 Bände, 1886—87, P. A. Norstedt, Stockholm, wird stark getadelt wegen stilistischer Mängel), „Snoilskys letzte Gedichtsammlung" von C. G. Estander, „Charakteristische Züge aus der neueren russischen Novellistik" von A. Jensen, „Purismus" von K. Lindström; die belletristischen Beiträge: „Bunte Bilder aus dem östlichen Finnland",

Digitized by Google

sowie: „Auf dem Ladoga" und „Geschichte des Trabers Jalo" von J. Ahrenberg, „Im Mondschein", „Lieder über Roland" (von R. J. Antrau übersetzt) und „Winterabend auf dem Lande" von R. Herzberg, „Zwischen Weihnachten und Neujahr" von Karl A. Tavaststjerna, „Segelfahrt" von J. Reuter u. a.; die Litteraturartikel von S. Müller (über dänische und norwegische Litteratur) und G-g N. (über schwedische Litteratur); besonders eingehend und schätzenswert sind auch die in der Rubrik: „I bokhandeln" befindlichen Besprechungen der verschiedenartigsten neuerschienenen Bücher. P.

## Charles Baudelaire.

Eine Studie von Wilhelm Weigand.

(Fortsetzung.)

Schon die alten französischen Romantiker unterscheiden sich von unsern deutschen Blaublümlern durch die scharfe Auffassung und Zeichnung der Außenwelt; ihr Katholizismus war daher nur äußerlich. Sie suchten das Mittelalter nicht seiner Lebens- und Glaubenseinheit wegen auf, sondern um seiner Farbenbuntheit willen. Im übrigen waren sie formklare Lateiner, mit ihrem Feldgeschrei nach „Lokalfarbe". Man hat Unrecht, die französische Romantik von vornherein pessimistisch zu nennen. Hugo, der Führer, war durch und durch ein Optimist, wie die meisten Franzosen der justemilieu-Zeit. Er ist ein Menschheitsapostel, für den das Göttermahl hier auf Erden in der Zukunft lacht. Musset weint, zweifelt, stürmt wie ein Jüngling; aber die Liebe kann ihn trösten. Erst die Söhne des Romantismus sind bewußte Pessimisten: Taine, Flaubert, Baudelaire. Die Träume der Väter waren Schäume. Die Söhne sind Geistesaristokraten, welche auf die begeisterungsfähigen Väter mit einer Art Verachtung herabsehen; mit kritischem Herzen treten sie ins Leben. Als Taine im Jahre 1849 wählen sollte, schloß er sich nicht etwa einer politischen Gruppe an, sondern suchte sich die Entstehung des modernen Frankreichs klar zu machen, und aus seinen Studien ging die vielgelästerte Geschichte der französischen Revolution hervor. Die andern seiner Zeitgenossen sind politisch lau und schließen sich in eine Welt der ästhetischen Genüsse ein, indem sie den „bourgeois" verachten und eine immer ausschließlicher aristokratische Kunst der reinen Form anstreben. Man war der aufgeblasenen romantischen Gemeinplätze müde. Béranger, einst der Abgott der Grisetten und Commis voyageurs, erschien wie ein Mann aus einer andern Welt, mit seinen leichtfüßigen, echt gallischen Liedern, welche das Ausland als echte Kinder der französischen Muse bewunderte; seine Weltanschauung galt als philisterhaft. Das junge Geschlecht wollte andere Lieder als diese lüsternen Spottlieder in leichter Sprache. Sie waren eben doch auch Erben einer ganzen flammenden, leidenschaftlichen Litteratur, und konnten dies Erbe nicht los werden, wie Zola, der in bitterem Jammer darüber klagt. Die Kunst veraristokratisierte sich indessen immer mehr. Die Schriftsteller nannten sich in romantischer Art Künstler. Die einzelnen Künste beeinflußten einander; fast alle jungen Schriftsteller verkehrten mit Malern und lernten die Natur mit deren Augen betrachten. Man will auch noch „fühlen", wie die Väter, aber nicht mehr mit jedem Gefühl, mit jeder Groschenidee vorlieb nehmen; man wurde wählerisch vor der Schönheit und widmete der Sensation einen unaussprechlichen Kultus. Von Naivetät war keine Rede mehr, und das wußte man und rühmte sich dessen, da ja mit der Naivetät gar leicht ein Bißchen Dummheit verbunden sein konnte. Das Wort Dandy nimmt in Baudelaires Munde eine ganz eigene Bedeutung an; ihm ist der Dandy vor allem ein Gentleman, der, aller Gemeinheit der Lebensanschauung fern, sich durchaus in einem verständigen Kultus der Schönheit gefällt und sehr intelligent ist. Wie Heine fürchtet Baudelaire immer „düpiert" zu werden; darum liebte er es, die ungeheuerlichsten Paradoxen mit der ruhigsten Stimme vorzutragen. Nichts demütigte ihn tiefer, als die Ansicht der Richter, welche ihm pornographische Absichten zuschrieben. In seiner Reifezeit haßte er das Laster, weil es ästhetisch unschön ist. Auch die Sentimentalität haßte er: „Was das Herz und das Gefühl, nebst andern weiblichen Schmutzereien, angeht, so denken Sie an das tiefe Wort N . . . . s: „Tous les élégiaques sont des canailles!" Das ist der satanische Zug in seiner Natur, der verdorbene Romantismus, der uns hier höhnisch angrinst.

III.

Die Poetik Baudelaires ist die Edgar Poe's, dessen paradoxale Ansichten wir aus einem Essay: „The poetic principle" kennen. Poe behauptet, daß es kein langes Gedicht giebt. Die Seele soll durch Stimmungen erregt werden, und jede Stimmung ist vorübergehend, kann nicht durch die Länge einer umfangreichen Dichtung bewahrt werden. So besteht das verlorene Paradies nur aus einer Reihe kleinerer Gedichte; nach Stellen, die den Namen Gedicht verdienen, folgen platte, prosaische. Mit der epischen Dichtung ist es aus in unsern Tagen, kein längeres Gedicht wird je wieder populär werden. Ein Gedicht muß nach der Stimmungsgewalt beurteilt werden, nicht nach seiner Länge oder Kürze; doch kann ein Gedicht auch zu kurz sein, wie manche Lieder Bérangers, welche eine einheitliche Stimmung nicht aufkommen lassen. Das poetische Prinzip ist nur die menschliche Sehnsucht nach überirdischer Schönheit, und die Manifestation des Prinzips wird immer in der Stimmungserregung der Seele gefunden, ganz unabhängig von der Leidenschaft, welche das Herz berauscht, oder der Wahrheit, welche die Vernunft befriedigt. —

Das sind die wesentlichen Ansichten Poes, und

Digitized by Google

Baudelaire erkennt sie ohne Umstände an. Früher, zur Zeit der Romantiker, glich das Gedicht einer riesigen Vase, darum die Hand des Meisters allerlei Gestalten gemeißelt: Volksmassen, Landschaften, Bacchantenzüge, gotische Dome, spanische Granden, Moscheen, niederländische Wirtshausszenen. Bei Baudelaire gleicht es einer kleinen, aber kunstvoll ciselierten Phiole, in der ein berauschender Extrakt verschlossen ist, süßer als der Nektar, welcher aus der Vase überquoll. Baudelaire, der mit den feinsten Sinnen für das leibliche und geistige Genußleben ausgestattet war, trat als Dichter in das moderne Leben mit dem festen Entschlusse, die Poesie da zu suchen, wo sie noch keiner gesucht hatte. Die Väter hatten alle Rosen, Lilien, Veilchen auf dem Parnaß gepflückt, eine reiche Blütenernte; aber sie hatten die Giftpflanzen stehen lassen, deren Blüten doch in Farbenpracht leuchteten. Das fühlte Sainte-Beuve heraus, der auch in seiner Jugend das allen jungen Dichtern bekannte Gefühl der Ratlosigkeit gekannt hatte. Der geniale Musset, der sich seinem Schöpferdrange wie ein Kind überließ, schrieb doch den berühmten Vers:

Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux.
(Rolla.)

In dem Bestreben, neue Bilder zu schaffen, erkrankt Baudelaires Phantasie. Er träumt von einer prächtigen Landschaft, die aber ohne Leben, nur aus Marmor bestünde. Auch der sinnliche Gautier hatte solche Träume. So ist auch Sehnsucht, Weltflucht, der Grundzug dieser Poesie, welche doch die Gegenwart so herrlich in Bildern festhalten kann.

Die „Fleurs du Mal", ein Buch ohnegleichen in der Weltlitteratur, ist kein Buch für naive Seelen. Gautier hat in seinem Albertus die oft zitierten Verse geschrieben:

Et d'abord, j'en préviens les mères de familles
Ce que j'écris n'est pas pour les petites filles
Dont on coupe le pain en tartines.

Das Buch Baudelaires ist ein Werk für Feinschmecker, für Phantasieschwelger, welche das moderne Leben kennen. L'Art pour l'Art ist der Wahlspruch des Dichters, der nichts von einer sozialen Mission wissen wollte. Die äußere Welt ist schön, sie füllt das Herz mit Glanz; aber wenn er die schöne Zeit des Menschenfrühlings emporruft, so geschieht es nur, um sie in Kontrast mit dem modernen Leben zu stellen, wie in dem Gedicht, das so beginnt:

J'aime le souvenir des époques nues
Dont Phoebus se plaisait à dorer les statues.

Vor der Schönheit der äußern Welt vergißt er seinen satanischen Groll. Die Visionen der Tropennatur, die vor seinem Auge auftauchen, hält er in einem herrlichen Sonett fest. Eines seiner vollendetsten Gedichte ist Don Juan in der Unterwelt, eine Gruppe aus schwarzem Marmor. Das Gedicht besteht nur aus fünf vierzeiligen Strophen. Ein wildes Geheul der sich unter dem dunkeln Firmament windenden Fauen folgt dem Helden auf seiner Überfahrt, nachdem er dem Charon den Obolos ausbezahlt. Don Louis weist auf den Sohn, Sganarelle fordert seinen rückständigen Lohn, Elvire, in Trauer, fleht um ein letztes Lächeln; am Steuer sitzt der steinerne Gast, ein Bettler rudert; aber der „Heros", geneigt auf sein Rapier, schaut in die Flut, voller Ruhe, und gewiß, nichts zu bemerken. So geht es zum Gericht! — Diese Don Juangestalt hat noch alle französischen Dichter beschäftigt, von Molière an, und Musset hat seine berühmte Don Juanapostrophe geschrieben, die unsterbliche. Mussets Don Juan ist ein Idealsucher, das er im Weib zu finden wähnt; er ist nicht kalt, wie der satanische Don Juan Baudelaires. Baudelaire ist kein Sänger der Liebe in landläufigem Sinne; er hat vielleicht kein einziges hohes Weib gekannt, er ist ein bitterer Weiberhasser, ironischer noch als der alte Mephisto Schopenhauer, der es so gut verstand, den jungen Leuten die Illusionen zu rauben. Die Frauen spielten keine große Rolle in diesem Dichterleben, das zuletzt voller Not und Elend. Baudelaire verehrt die plastische Schönheit des Weibes. Wie Balzac besaß er einen ausgeprägten Sinn für das Moderne der Frauentracht; er liebte prachtvolle Toiletten; aber nicht sowohl in der Vollblüte als in der herbstlichen Reife oder in der Aurora liebt er die Frauenschönheit. Nur einmal ist es ihm gelungen, den Reiz des Zusammenseins mit der Geliebten zu besingen, in dem Gedicht „Der Balkon", das der Italiener Emilio Praga nachahmte. Heyse hat dessen Gedicht aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen. Solche Stimmungen sind selten bei ihm. Er verachtet das Weib, wie er es kannte, als Sumpfblüte der Überkultur, wie er seine eigene Natur verachtet. Als junger Mann hatte er alle Genüsse der lasterhaften Stadt Paris ausgenossen, die Erinnerungen, die verkannten Ideale bedrängen ihn, er schildert diesen Geisteszustand in seinen Gedichten, und so ist auch seine objektive Poesie in diesem Sinne persönlich. Er glaubt an die Sünde, in seinem katholisierenden Mystizismus. Er ist darin durchaus kein Durchschnittsfranzose, aber ein echter „fanfaron de son vice" und somit doch ein echter Gallier. Er ist der aristokratische Juvenal einer faulenden Zeit, wie Zola der demokratische, und er spricht die Sprache eines Virtuosen. Er ist sinnlich, aber nicht von einer gesunden Sinnlichkeit, wie ein schöner, gesunder Heide. Er ist sinnlich wie ein kranker Katholik, der weiß, daß er verdammt ist, und aus diesem Gefühl die schneidende Wonne der Gewissensqual schöpft. Seine Phantasie ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, durchaus katholisch, und seine Bilder rufen gern den ganzen Pomp des katholischen Kultus herauf. Die Blumen verstreuen ihren Duft wie ein Weihrauchfaß, die Sonne ist eine leuchtende Hostie. Er singt in einem Gedicht in spanischem Geschmack: „Dir, meine Madonna, meine Gebieterin, will ich in den Gründen meines Elends einen unterirdischen Altar bauen, und im dunkelsten Winkel meines Herzens, fern allem weltlichen Verlangen und dem Spottesblicke, eine Nische höhlen, ganz umhüllt von Azur und Gold, wo du dich erheben sollst, verwundertes Gebild. Aus meinen Versen, dem reinen Metallgitter, künstlich bestreut mit Rhythmen von Krystall, werde ich für dein Haupt eine Riesenkrone schmieden. Und

Digitized by Google

aus meiner Eifersucht, o meine herrliche Madonna, werde ich dir einen Mantel schneiden, einen Barbarenmantel, steif und schwer, mit Verdacht gefüttert, der wie ein Schilderhaus deine Reize umschließen wird, nicht gestickt mit Perlen, wohl aber mit Thränen. (Fleurs du Mal, p. 174.)

Auch der Natur steht er mit überfeinerten Sinnen gegenüber. Da glüht und leuchtet alles, der berauschende Duft legt sich auf alle Sinne. Der Dichter besaß einen ausgebildeten Geruchssinn; er schwelgte in Düften. Von ihm rührt der Ausspruch her: „Mein Geist schwebt auf den Düften, wie der Anderer auf der Musik." Aber sonderbare Empfindungen weckten die Düfte oft in ihm:

> Il est des parfums frais comme des chairs d'enfants,
> Doux comme des haut-bois, verts comme les prairies.
> Et d'autres corrompus, riches et triomphants,
> Ayant l'expansion des choses infinies
> Comme l'ambre, le musc, le benjoin et l'encens,
> Qui chantent les transports de l'esprit et des sens.

Vor allem war es das Moderne, was in diesen Gedichten die Jugend anzog. Denn für jedes neue Geschlecht, das mit frischen Sinnen ins Leben tritt, ist es eine Lebensfrage, wie es sich zur lebendigen Gegenwart, besonders in einer reichen Welt voll mächtiger Eindrücke, verhalten soll. Der Wirklichkeitssinn stumpft sich zumeist ab, wenn die fortschreitende Bildung, das Ansammeln der Geistesschätze, zu denen wir uns eben in ein bestimmtes Verhältnis setzen müssen, überwiegenden Einfluß gewinnen und sich das innere Leben mehr dem geistigen Blicke erschließt. Daß bei einer krankhaft verfeinerten Natur, wie es die Baudelaires war, alle Eindrücke von besonderer Schärfe sein mußten, ist klar, und er verstand es, sie auch festzuhalten. Es giebt wenige Bücher, die einen tieferen Eindruck auf ein jugendliches Gemüt machen, als diese „Fleurs du Mal", besonders wenn man sie in geeigneter Umgebung liest. Alle jungen Leute sind Modernisten. Ich erinnere mich genau der Zeit, da mir das Buch zum erstenmal in die Hände fiel. Es war in Brüssel, das so viele Ähnlichkeit mit Paris hat; ich war zwanzig Jahre alt, und trat bei der Lektüre in eine ganz neue Welt ein. Nicht die offenbaren Paradoxe, die gesuchten Bilder, die Pose, der haut-goût der Gefühle, zogen mich an, sondern die leuchtende Auffassung des modernen Städtelebens, die Stimmungsgewalt, der Landschaftsmaler. Aber wenn diese Poesie auch eine Stimmungspoesie genannt werden muß, so gleicht sie doch durchaus nicht unserer sogenannten Stimmungslyrik, welche mehr Musik giebt als Farbe. Und welch' ein Zauber der Sprache! Der Vers glich durchaus nicht dem Viktor Hugos, der ihn doch gleichsam gemeißelt hatte, er war in seiner Wirkung ganz einzig. Ich habe später Gelegenheit gehabt, die Wirkung des Buches auf junge Gemüter zu beobachten, und immer übte es den gleichen Zauber aus; besonders waren es Nordfranzosen und Belgier, welche dem Mystizismus, dem teilweise Geheimnisvollen dieser Poesie mehr Verständnis entgegenbringen konnten, als die Söhne des Südens.

Das Buch wird ein Dokument bleiben für das zweite Kaiserreich. Auf dem Sumpfboden von Paris, in einer Verfalllitteratur, mußten ähnliche Blüten früher oder später aufschießen. Man fühlt bei der Lektüre etwas von dem jagenden Genußleben, der Überreizung des Nervensystems, der Verachtung überlegener und doch ohnmächtiger Geister, welchen alle einfacheren Gefühle wie Wasser zerrinnen, und die sich an die stärksten anklammern müssen. Es liegt eine fahle Atmosphäre über dieser Welt, wie in einer heißen Sommernacht ein rötlicher Dunstkreis von tausend emporzuckenden Lichtern über einer Riesenstadt.

## IV.

Es ist schwer, sich die geistige Entwickelung eines Mannes genau vorzustellen, der uns aus seinen Werken nur einseitig und nach dieser Seite hin ganz gereift entgegentritt. Baudelaire ist nicht naiv, nie hat er sich auch nur einem Genusse in naiver Weise überlassen. Er war ein echtes Pariser Kind, und früh in das überhetzte Leben der Großstadt eingeweiht. Nur ihm konnten seine „Tableaux Parisiens" so gut gelingen; es fehlte ihm ein leuchtender Kindheitsmorgen auf heiter-landschaftlichem Hintergrunde; er war nie ein Naturkind, wie die Sand, die kleine Wilde aus der Provinz Berry. Gautier hat uns allerdings einen Essay über den Dichter geschrieben; aber wir erfahren da wenig über sein inneres Leben und sein Werden; er erzählt uns in seiner pittoresken, bilderreichen Sprache, daß Baudelaire als Jüngling schön war und dem Humoristen Sterne glich. Baudelaire bewahrte dem Freunde und Meister Gautier eine treue Freundschaft; mit ihm nahm er eine Zeit lang an den Sitzungen der Haschischesser teil, so daß sich bis heute die Legende erhalten konnte, der Dichter habe sich durch Haschischgenuß das Nervensystem verdorben. Gautier tritt dieser Auffassung entgegen und beweist seine Ansicht aus der Baudelaireschen Schrift, „Die künstlichen Paradiese", einem interessanten Buche, das auch die Bekenntnisse eines Opiumessers von dem bekannten englischen Schriftsteller de Quincey einschließt.

Suchen wir uns die Weltanschauung des Dichters klar zu machen. Sein Tagebuch, welches mir vorliegt, „Mon cœur mis à nu", läßt tiefe Blicke in diese Natur thun, welche durchaus modern und doch romantisch war.

In keinem Lande giebt es, auch heute noch, so viele Bekenner der Beyleschen Glücksmoral. Der geistreiche erste französische Kosmopolit definierte den Charakter eines Menschen als seine Art und Weise, das Glück zu suchen. Kein Volk erzeugt mehr bewußte Epikuräer, als das französische, und vielleicht ist das System des griechischen Weisen am allerpassendsten für den Charakter des reinen unverfälschten Galliers, wie er, infolge moderner, besonders germanischer Ideen immer seltener wird. Die liebenswürdigsten Epikuräer lebten ohne Zweifel vor der französischen Revolution, als man die soziale Frage in den „petites maisons", bei einem Souper, oder vor einer Orgie, in geistreichen, natürlich philosophi-

Digitized by Google

schen Gesprächen behandelte, und mit den gefährlichen Ideen sein Kurzweil trieb, ohne zu bedenken, daß man eines Tages auch daran denken könnte, sie in Thaten umzusetzen. Jene ganze Gesellschaft, die Grandseigneurs und schönen Frauen, lebten in einer Welt, deren Lakaien und Kammerzofen sogar „galante Tournüre" besaßen, und von dieser Welt aus warfen sie selten einen Blick in die Tiefe des Elendes. Vielleicht gehört ein gewisser Grandseigneurleichtsinn und ein hoher Stand dazu, um heute ein echter Epikuräer, de grege porcorum, zu sein. Jedenfalls sind die modernen französischen Epikuräer verbürgert. Baudelaire war kein Epikuräer. „Sie müssen tief gefallen sein, um sich glücklich zu fühlen," schrieb er einst dem seichten Feuilletonpascha Janin, als derselbe Heine angegriffen hatte. Der Dichter geriet über diesen Angriff auf einen Poeten, den er nicht liebte, weil er zu viel lachte, in eine grenzenlose Wut, in der er seine Worte durchaus nicht wählte, er, der sonst ein erklärter Gentleman war und in seiner letzten Zeit an die liebenswürdigsten Gestalten des 18. Jahrhunderts erinnerte. Nur der Schmerz findet in der modernen Poesie einen gewaltigen Ausdruck, nicht die Freude. Der Parnaß ist umwölkt, und aus seinen Wolken zucken Blitze, welche Abgründe erhellen.

Baudelaire ist ein Pessimist, aber nicht wie Schopenhauer; er ist ein Christ. — Er glaubt an die Erbsünde, und meint, er sei ein Katholik, obgleich ein verdächtiger Katholik. Sein eigenes Jugendleben, die Abgründe des Lasters, in die er geschaut, der Zustand der Gesellschaft, lassen ihn die Rettung nur in einer Art aristokratischen Katholizismus erblicken. Wie die deutschen Romantiker endet er auf dem Wege nach Rom. Aber der Dichter besaß keine Nächstenliebe; er verachtete die Menschheit von der Höhe seiner aristokratischen Überlegenheit und zeigte dies in himmelschreienden Paradoxen. Er glaubte nicht an den Fortschritt; er war, wie alle Männer vor 1850, ehe Schopenhauer in Frankreich gelesen wurde, durch Beobachtung einer Welt voll Utilitariern zu seiner Weltanschauung gekommen, wie auch der Dichter Leconte de Lisle. Zu einem Pessimismus, welcher das Mitleid als die köstlichste Errungenschaft betrachtet, konnte und wollte er sich nicht neigen. Wie viele Franzosen, welche sich in der Litteratur auszeichnen, besaß Baudelaire keine eigentliche philosophische Bildung. Er gehört zum Geschlecht der Renés, welche aber in einer demokratischen Zeit leben, wo man wenig Aussicht hat, sein Leben nach einem Schönheitstraum zu gestalten. Wenn Gautier auf Reisen ging, so bewunderte er die Schönheit der äußeren Welt, ohne daß ihn die Menschen viel bekümmerten. Der farbentrunkene Orient, das leuchtende Meer, die Städtebilder an grünen Hängen, alles genoß er mit seinem unvergleichlich organisierten Auge.

Baudelaire hat andere Reiseeindrücke:

Pour ne pas oublier la chose capitale
Nous avons vu partout, et sans l'avoir cherché
Du haut jusques en bas de l'échelle fatale
Le spectacle ennuyeux de l'immortel peché,
La femme, esclave vile, orgueilleuse et stupide,
Sans rire s'adorant et s'aimant sans dégoût.
L'homme, tyran goulu, paillard, dur et cupide
Esclave de l'esclave et ruisseau dans l'égoût.

Als einzige Zuflucht bleibt dem Weisen der Tod, Nirvana oder — die Kunst. An Mephistolachen und Ironie steht Baudelaire dem Frankfurter Philosophen durchaus nicht nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Bühnenbrief.

In den letzten beiden Wochen haben die Berliner Bühnen um des Erfolges willen alle dramatischen Stilarten zu Hilfe gerufen. Es erschienen im Königlichen Schauspielhaus „Tell" und „Der Prinz von Homburg"; im Berliner Theater „Montjoye, der Mann von Eisen" von Feuillet, in neuer Einübung und Ausstattung; auf der „Freien Bühne" das vielbesprochene Drama „Vor Sonnenaufgang"; im Deutschen Theater „Schatten" von Lindau; im Berliner Theater „Markgraf Waldemar" von Wilbrandt; im Residenztheater „Schwiegermama" von Sardou, als Neuheiten. Eine erstaunliche Thätigkeit, hervorgerufen von einem noch erstaunlicheren öffentlichen Trieb nach Zerstreuung, der fast auf ernstere Ursachen als auf litterarische Bedürfnisse schließen läßt.

Aus dem heißen Wettkampfe gingen, so merkwürdig es scheint, fast alle Bühnen als Sieger hervor. Der „Tell" wird, wenn auch öfters hintereinander, immer vor vollständig ausverkauftem Haus aufgeführt und ohne Zweifel noch länger große Anziehungskraft ausüben; im „Deutschen Theater" füllt das Schauspiel Lindaus zweimal wöchentlich und an allen Sonntagen die Kassen; im „Berliner Theater" versammelt selbst ein so altes Rührstück wie „Montjoye" eine eben so große Menge Zuhörer als das neue Stück Wilbrandts; im „Residenztheater" sind Sardous Verehrer in hellen Scharen vorzufinden. Überall ist Erfolg und teilweise vollständig gegen Erwartung, am meisten aber wohl bei der Aufführung des Dramas „Vor Sonnenaufgang" erlebt worden, wenn man Wirkung mit Erfolg einstweilen als sich deckend ansieht.

Wer es aber unternehmen wollte, eine Geschichte des Erfolgs zu schreiben, müßte zu den Ergebnissen noch folgende merkwürdige Thatsachen zählen. Während der „Tell" nämlich vor einigen Jahren im „Deutschen Theater" bei vorzüglicher Darstellung und Ausstattung es nur zu einigen Wiederholungen brachte, erzielte der „Prinz von Homburg" an derselben Stätte einen anhaltenden starken Kassenerfolg, indessen fast dasselbe Publikum dem Schauspiel trotz der sehr guten Darstellung dieses Mal eine laue Aufnahme be-

Digitized by Google

reitete, die — und das ist zum zweitenmal unbegreiflich! — sich bei den nachfolgenden Aufführungen, der einstimmig-abfälligen Kritik zum Trotz, fast in Begeisterung verwandelte. Dabei sind die patriotischen Strömungen, wenn man sie für die Aufführungen vaterländischer Stücke von wesentlichem Einfluß hält, damals wie heute beiden Werken in gleicherweise zu gute gekommen. Dasselbe angenehme Schicksal des Weehsels in der Aufnahme ist dem „Markgraf Waldemar" widerfahren. Anfänglich fast gänzlich abgelehnt, spielt er sich jetzt vor gefülltem Hause ab.

Und nun die Qualitäten! Ein würdiges Werk wie „Tell" kann einen großen Erfolg rechtfertigen; aber warum ward er ihm im „Deutschen Theater" bei gleich guter Darstellung nicht zu teil? Die Eigenschaften des Kleistschen Werkes sind ebenfalls groß, und dennoch bleibt die Wirkung aus, die wiederum schon im „Deutschen Theater" Thatsache gewesen ist. Die erste mäßige Aufnahme des „Markgraf Waldemar" hätte dem litterarischen Wert des Werks, einer dünnen Nachahmung der „Quitzows" — in anderer Fassung des Problems — entsprechen können, nun hat der Andrang den Mißstand zwischen Ursache und Wirkung auf dem Theater wieder zur Erfahrungsthatsache gemacht. Während aber Wilbrandt wenigstens hie und da einige Kraft geäußert, wird die Wirkung des schwächlichen Rührstücks von Feuillet, von dem schon ein litterarhistorischer Muff ausgeht, nur dann noch begreiflich erscheinen, wenn man sie einzig und allein auf Rechnung Barnays setzt, der die Titelrolle spielt. — Im „Residenztheater" hat die unvermutete Reinlichkeit eines französischen Stücks zunächst überrascht und ist sodann als gute Eigenschaft von der Kritik anerkannt worden, die sich doch von selbst verstehen sollte. Wie man sieht, hat hier wieder einmal der Gegensatz zur litterarischen Vergangenheit den Erfolg der Verblüffung zuwege gebracht, ähnlich wie im „Lessingtheater", wo vor kurzem eine Wassersuppe des Herrn von Schönthan direkt auf französische Opiumdosen („Fall Clemenceau") verabreicht wurde. Im „Deutschen Theater" erregt das Lindausche Theaterstück Beifall, das mit üblichem Theaterernst ein altes Problem der Alltagsmoral behandelt. Ein Freiherr heiratet eine Operettensängerin, deren Vorleben er kennt und die er später durch engherzige Philistermoral dennoch in den Tod treibt. Abgesehen davon, daß auch eine Theaterfigur an eine gewisse Logik des Handelns gebunden ist und die Theatermoral im intimen Leben überhaupt nicht zum Austrag kommt, gebraucht der Verfasser die dramatischen Mittel der Zufälle so auffallend, daß die Absicht, den Tod einer braven Frau beizeiten vorzubereiten, hervortritt, und damit wird jede tiefere Wirkung von vorn herein ganz unmöglich. Ein Philisterstück, das, wie alle derartige Erzeugnisse, an dem Grundfehler leidet durch Vermengung zweier Stilarten: der Handlungsverdichtung des Jambendramas und der Lebenswahrheit des Realismus, Wirkungen zu erzielen und erst recht mit dem Geist der Unnatur und Verlogenheit belästigt.

Wenn nun aus dem Erfolg weder ein Maßstab für den Wert noch Unwert mit Bestimmtheit gewonnen werden kann, so ergiebt sich, daß das Publikum zum größten Teil urteilsunreif ist. Dieses „Barbarentum" der ästhetischen Unreife, wie Goethe einmal grollend äußerte, ist in Anschung, daß die Bildungshöhe mit dem politischen Niedergange eines Volkes zusammenzufallen pflegt, gerade nicht verdammlich; aber die Autorität des Publikums in Sachen des Urteils kann wohl mit Recht verneint werden, wenn es sich um Klarstellung neuer Grundsätze handelt. Jedoch unaufhörlich dreht die Kritik den Leierkasten fort: einmal hat das Publikum „abgelehnt", am andern Abend bereits schon Beifall gespendet, darüber sieh die Kritik nicht weiter den Kopf zerbricht! Also doch weiter nichts, als der naive Ausdruck von Unlust und Lust und je nach Laune! Was aber soll gar die Kritik mit dem vielgerühmten Instinkt des Publikums anfangen, wenn es einen „Don Carlos", wie vor hundert Jahren in Berlin geschehen, einen „Fidelio", einfach durchfallen ließ, den „Barbier von Sevilla" bei der ersten Aufführung auszischte, Kleists „Prinzen von Homburg" zuerst verhöhnte, Richard Wagner durch passiven Widerstand zermalmt hätte, wenn ihn nicht fürstliche und Freundeshilfe gestützt hätte, Thatsachen, die sich wohl immer wiederholen werden, wenn größere Geister ihrer Zeit vorauseilen.

Ohne den jungen Dichter Gerhart Hauptmann in die Reihe mit großen Persönlichkeiten zu bringen, hat fast die gesamte Kritik weit mehr wie üblich den alten Fehler, sich auf das Publikum zu stützen, zum größten Schaden der eignen Autorität und vielleicht auch zum Schaden der ferneren Entwicklung des jungen Dichters gemacht. Was will es heißen, wenn das Publikum Lust oder Unlust äußert einem Werke gegenüber, das den Abstand zwischen Urteil und Empfindung nur noch mehr vergrößert! Ein solches Werk gehört einzig und allein vor das Forum der Kritik, und ihrem Urteil muß sich mit der Zeit das Publikum beugen lernen. Wie es scheint, wird dies aber dem Dichter beschieden sein, dessen geistige Erscheinung noch keine Gewähr gegen die Gefahr des falschen Einflusses bietet. Die gesamte Kritik hat wohl den Mißgriff der Vererbungstheorie, soweit sie den geistigen Stützpunkt der Frage bildet, erkannt und mit Recht abgelehnt; aber so begreiflich es ist, daß die älteren Herren ihren ästhetischen Standpunkt verteidigen — mehr Herzens-Argumente haben sie gegen die „Schweinereien", wie benannt! nicht vorbringen können, wird doch niemand bestreiten wollen, daß Machtüberreste der Lessing-aristotelischen Ästhetik noch vorhanden sind, die der Entwicklung einer Kunst, die mit schönen Eindrücken nichts zu thun hat, noch wehrt; aber damit ist das Falsche des Häßlichen nur behauptet. Wer von einem ästhetischen Standpunkt aus glaubt, daß die Darstellung des Häßlichen ein Mißgriff von Dauer sei, vergißt eben, daß auch das Gemüt seine Geschichte und seine Entwicklung hat. Ebenso wie sich bei dem jungen Mediziner der subjektive Ekel vor der Leiche in objektive Anschauung umsetzt und damit sein Gemüt unter „dem Ernst seines Berufes" erstarkt,

Digitized by Google

so wird die junge Generation, und diese ist hierfür die maßgebende! auch das soziale Leiden auf der Bühne anschauen lernen. Das Auge des Ethikers sieht eben anders, als das Auge des Ästhetikers. Der letztere flüchtet aus dem Leben und findet sein Ideal auf der Bühne; der Ethiker trägt sein Ideal, allerdings ein anderes, bereits im Herzen und stärkt sich im Anblick des Leidens gegen dasselbe und löst damit seinen Willen, es zu bekämpfen und zu entfernen. Das ist das Ideal des Realismus und zugleich das Produkt einer neuen Lebensanschauung, die das Christentum bisher vergeblich gefordert hat. In der Form und mit der Gewalt eines Naturgesetzes tritt sie an Stelle der ästhetischen Lebensanschauung, mithin werden auch die Begriffe von Wahrheit fließend. Entspricht die Darstellung des Leidens der Wahrheit, so ist auch das in dem Leiden enthaltene Häßliche als Wahrheit darstellbar. So unbescheiden es nun klingen mag, erlaube ich mir aus Liebe zur Sache zu behaupten, daß von diesem Standpunkt aus die sogenannten „Schweinereien" denjenigen erschüttern, dem der Jammer des sozialen Lebens nicht fremd ist, und ich erlaube mir ferner, auch auf die Gefahr hin, die Autoritätsrunzeln in Bewegung zu bringen, den Dichter zum Ausharren in dem Standpunkt kräftigst zu ermuntern, den er durch unmittelbare Anschauung des Lebens gewonnen hat. Gerade der dichterische (nicht der intellektuelle!) Ausdruck ist die Stärke seines Talents.

Berlin, den 30. Oktober 1889.

Kaberlin.

## Litterarische Neuigkeiten.

Der dritte Band des Werkes Herzogs Ernst II. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" war wiederholt Gegenstand einer verfrühten Aufmerksamkeit der Blätter. Wie jetzt von der Verlagshandlung mitgeteilt wird, ist das Erscheinen desselben Ende des Monats November zuverlässig zu erwarten.

Die in Nr. 44 des „Magazins" gebrachte Notiz betr. Beschlagnahme der Schriften Wilhelm Walloths ist dahin zu berichtigen, daß nur dessen Roman „Der Dämon des Neides" auf Anordnung der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt wurde.

Lord Aldref Tennyson verspricht einen neuen Band Gedichte zu veröffentlichen, der nach seiner Versicherung der letzte sein soll.

Der Tod des Königs Ludwig von Portugal hat der portugiesischen Litteratur einen der fähigsten Übersetzer und Kommentatoren entrissen. Er war vermöge tiefer Studien ein vielseitig gebildeter Fürst und hat einige tüchtige Übersetzungen nach Shakespeare und Dante verfaßt.

In den „Lettere e Arti" vom 19. und 26. Oktober (Nr. 39 und 40) veröffentlicht der Herausgeber der Zeitschrift, Enrico Panzacchi, einen sehr lesenswerten Aufsatz: „Ippolito Taine e la filosofia dell' arte". — In Nr. 40 setzt Vito Giuffrida die Veröffentlichung seiner Übertragungen der „Römischen Elegien" Goethes fort.

Die an dieser Stelle teilweise veröffentlichte neueste Bühnendichtung Wolfgang Kirchbachs: „Die letzten Menschen", ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen, ist jetzt im Verlage von F. Pierson in Dresden erschienen.

Aus der Feder des bekannten Litterarhistorikers C. E. Turner, Professor der Englischen Litteratur an der Universität zu St. Petersburg, dessen kleines Buch über „Lew Tolstoi als Denker, Novellist, Mystiker und sozialer Reformator" ihn vorteilhaft als tüchtigen Kenner des russischen Schrifttums und seiner neuesten Entwicklung eingeführt hat, steht ein neues Werk zu erwarten, das unter dem Titel: „The Modern Novelists of Russia" die jüngste Romandichtung Rußlands aus sittengeschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkten würdigt. In Rußland füllt der Novellist im nationalen Leben eine eigenartige Stellung aus, da die Wachsamkeit der Zensurorgane gegenüber der Presse eine so strenge ist, daß nur in novellistischer Verkleidung politische Fragen frei behandelt werden können. „Aus diesem Grunde", sagt Turner, „werden die Werke von Schriftstellern wie Turgenjeff, Dostojewskij und Tolstoi mit so eingehendem Interesse studiert von allen, die sich über die gegenwärtige soziale und politische Sachlage Rußlands unterrichten wollen."

Die neuentstandene Transatlantic Publishing Co. in Boston kündigt eine neue Halbmonatsrevue in großem Stile an: „The Transatlantic: a Mirror of European Life and Letters". Die neue Zeitschrift will das beste, was in den europäischen Tages-, Wochen- und Monatsblättern an wichtigen Neuigkeiten und litterarischen Aufsätzen erscheint, — wahrscheinlich nachdrucken. Wann wird endlich die Frage des geistigen Eigentums auch in Amerika geregelt werden?

Ein sehr dankenswertes bibliographisches Unternehmen erscheint seit geraumer Zeit bei Trübner & Co., London, unter dem Titel: „Periodical Press Index, A Monthly Record of Leading Subjects in Current Literature", das gewissermaßen als Inhaltsverzeichnis zu sämtlichen wichtigen Aufsätzen der englischen und amerikanischen Tagesblätter und Revuen bezeichnet werden kann; auch die hervorragenden festländischen Zeitschriften finden Berücksichtigung. Die beiden Teile, ein nach Stoffen geordnetes Index und ein Schlagwortverzeichnis, ermöglichen ein schnelles und sicheres Nachschlagen. Der Herausgeber, John S. Farmer, beabsichtigt am Schluß des ersten Jahrganges einen zusammenfassenden Jahresband (Yearly Summary Volume) zu bearbeiten.

## Bühnenschau.

Pailleron, der gefeierte Dichter des „Monde où l'on s'ennuie" bereitet ein neues Lustspiel in drei Akten vor, welches, den Pariser Blättern zufolge, vorwiegend heiteres Gepräge tragen soll.

Meilhac hat beim Théâtre-Français ein Stück eingereicht, welches den Namen „Margot" trägt. Zugleich arbeitet Halévys Zwillingsbruder mit Paul Bourget an einem Lustspiel für die Bühne der „Variétés".

Zola läßt aus seinem Roman „Le Rêve" eine Oper zusammenflicken. Sein bühnenkundiger Mitarbeiter ist diesmal nicht W. Busnach, sondern Bruneau, der Verfasser von „Kérim". Diese neuartige Oper soll keine Duetts und keine Chöre enthalten, sondern lediglich „eine mit Musik begleitete Unterhaltung zwischen höchstens fünf Darstellern". Der Tonsetzer, welcher sich Zola zur Verfügung gestellt hat, ist Louis Gallet. Übrigens ist Zolas neueste Romandichtung „La Bête humaine" nahezu vollendet.

J. Ss.

Digitized by Google

„Le Père Lebonnard", ein recht alltägliches Familienschaustück in Versen von J. Alcard, dem hochgefeierten provenzalischen Lyriker („Miette et Noré" u. a. m.), ist am Théâtre-Libre mit mäßigem Beifall aufgenommen worden. Alcard hatte sich durch ein „Vorspiel in Versen" für die schnöde Abweisung seitens der Leitung des Théâtre-Français rächen zu sollen geglaubt.

Am Gymnasethenter zu Paris sind die Proben zu A. Dandets „Lutte pour la vie" nahezu beendet. Dieses Schaustück enthält in sehr gemilderter Tonart die meisten bitteren Vorwürfe, welche Daudet im Roman „L'immortel" den Greisen der Akademie ausgeschleudert hatte. Man erzählt sich in Pariser Schriftstellerkreisen, daß Daudets Gattin die sanftere Stimmung der „Lutte pour la vie" veranlaßt hat.

## Personenschau.

Am 19. Oktober starb zu Hamburg die bekannte Romanschriftstellerin Marie von Roskowska im Alter von 62 Jahren.

Zu Paris starb am 24. Oktober Emile Augier im Alter von 71 Jahren. Mit ihm ist einer der glänzendsten französischen Bühnendichter, der die Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches durch die streng sittliche Richtung seines Geistes maßgebend beeinflußte, aus der Reihe der Lebenden, zu denen er allerdings nicht mehr als Schaffender zu stellen war, getreten. Die französische Akademie hat Augier bereits im Jahre 1858 unter ihre Mitglieder aufgenommen. Seine Stücke „Les Fourchambaults", „Les Lionnes pauvres" und „Le Fils de Giboyer" werden jedenfalls die Legion der neuesten Bühnenmachwerke der Franzosen lange überdauern. Wir werden an dieser Stelle demnächst dem jedenfalls bedeutendsten Dichter eine eingehende Würdigung angedeihen lassen.

Seinen 70. Gebnrtstag feiert am 12. November d. J. Prof. Dr. Daniel Sanders in Altstreltz. Im Verlage von Eckard Lupelon daselbst (in Kommission bei Robert Jacoby in Neustrelitz) erscheint zu diesem Tage eine Festschrift, die außer einer mit dem Lichtbild des Jubilars geschmückten Biographie eine reichhaltige Sammlung von Beiträgen unserer namhaftesten Schriftsteller und Gelehrten bringen wird; so lieg:n für das Heft Gedichte, Denksprüche und kürzere Prosanfsätze vor von: Karl Abel, du Bois-Raymond, Gustav von Bnchwald, Moritz Carrière, August Dühr, Karl Emil Franzos, Dagobert von Gerhardt-Amyntor, Herm. Heiberg, Friedr. Latendorf, Adolf Lasson, Otto von Leixner, Julins Lohmeyer, A. R. Rangabé in Athen, Julius Rodenberg, Richardt Schmidt-Cabanis, von Stephan, Julius Stettenheim, Johannes Trojan, César Villatte, Ernst Ziel n. s. w. u. s. w.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 43. 24. Oktober 1889.

Schweizer Sympathien. — Otto Gerland, Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redakteurs. — Woldemar Wenck, Die französische Emigration und die öffentliche Meinnng in Deutschland. — Der Praeceptor Germaniae. — Erinnerungen an F. Th. Visc her. — Maßgebliches und Unmaßgebliches; Zur Bankfrage; Die Gehaltsverhältnisse der höheren Lehrer in Sachsen; Ländliches Tnnavergnügen; Zum papiernen Stil; Ethymologisch; Viktor Hugo nnd Bismarck. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No 912. 26 October 1889.

F. Hawkins, Algers Englishmen in the French Revoltion. — Edgeworth, Graves' Life of Rowan Hamilton. — H. G. Keene, Sir John Login and Duleep Singh. — G. R. Merry, Selected Poems of Burns. — C. L. Kingsford, Miss Zimmerns Story of the Hansa Towns. — G. Barnett Smith, New Novels. — Some Classical Books. — Emily H. Hickey, Original-Verse: „Princess and Port". — J. S. C., The English Ancestry of George Washington. — Dr. Losertb, Wyeliff MSS. formerly at Prague. — H. Bradley, Some obscure Words in Middle-Englisb. — T. W. Buchan, Tennysons „To-morrow"—a Coincidcnce. — Prof. A. S. Cook, „Debate between the Body and the Soul". — C. H. M., Old Irish and the Spoken Language. — Dr. Furnivall, Shaksperes „Makes Ropes" in „Alls Well". — Sayce, Brugmanns Comparative Grammar of the Indo-European Languages. — Some Popular Books on Natural History. — K. L., Obituary: James Prescott Joule. — Science Notes. — Philology Notes. — Some Archaeological Books. — Cosmo Monkhonse, The Arts and Crafts Exhibition. — Obituary: Thomas Forrest; Richard Zouch Sebbon Troughton. — Sayce, An Egyptian Scarab of the First Dynasty. — Akin Károly, The Ibreez Sculpture. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

**The Athenaeum.** No 3235. 26 October 1889.

William and Mary Howitt. — Leaf's Edition of the Iliad. — A History of Cromer. — Mr. Fawcetts Poetry. — Novels of the Week. — School-Books. — Christmas Books. — Library Table: List of New Books. — Mr. Posters Publications; Editions of „Marmion"; The „Dictionary of National Biography"; The „Gentlemans Magazine" and its Rivals; Scientific History; Some Missing Poems of Sir John Beanmont; The Coming Publishing Season; The Principality of Monaco. — Literary Gossip. Chemical Literature; Anthropological Notes; Geographical Notes; Societies; Meetings. — Catalogue of the Portraits at Weston; Library Table; Mr. Marks' Drawings; Notes from Rome; Notes from Athens. — Music: Adolph Henselt. — Drama.

**Macmillans Magazine.** No 361. November 1889.

Mrs. Oliphant, Kirsteen. — George Saintsbury, James Hogg — Dante. — Mrs. Lecky, The Gardens of Pompeii. — A. J. Church, Settling in Canada. — Dick. — C. T. Bucklaud, Eton, Fifty Years Ago. — Yussuf, The Ballad of the Kings Mercy. — Leaves from a Note-book.

### FRANKREICH.

**Revue Critique.** No 42. 21 octobre 1889.

J. Darmesteter, Lettres sur l'Inde. — Parmentier, Les anbsan'ifs et les adjectifs en es dans la langue d'Homère et d'Hésiode. — Holden, Plutarque, Nicias. — Schubert, Sophocle, Antigone. — Wotke, Demosthène, Discours choisis. — Christ, Platon, Criton. — Kral, Platon, Laches. — Düntzelmann, Le lieu de la défaite de Varus. — Guillaume, Chartes de Berthaud. — Delehave, Gnibert de Gembloux. — Lefrang, La jeunesse de Calvin. — Faré, Lettres d'un jenne officier à sa mère. — Pellissier, Le mouvement littéraire au XIXe siècle. — Lebsigne, La réforme orthographique et l'Académie française. — Veitch, Essais de philosophie. — Lettre de M. Ruelle. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

### ITALIEN.

**Nuova Antologia.** 16 Ottobre 1889.

A. Mosso, L'espressione del dolore. — G. Settl, L'epigramma italiano e l' ultimo degli epigrammisti. — A. Maghani, L'Unione monetaria latina. — F. Cavallotti, Lettere d'amore. Bozzetto in un atto. — S. Farina, Don Chisciottino. Romanzo. — R. Bonghi, Le elezioni politiche in Francia. Appunti di viaggio. — Giovanni Seotoni, Livia della Rovere, ultima duchessa d'Urbino. — X., Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte.

**Lettere e Arti.** No 40. 26 Ottobre 1889.

E. Panzacchi, Ippolito Taine e la Filosofia dell' Arte. — G. Targioni Tozzetti, Nell' Arte Veneziana. Versi. — A. G. Cesareo, L' „Aspasia" di Giacomo Leopardi. — V. Ginlfrida, Dalle Elegie Romane di Goethe. Versi. — C. Camerano, Sempre sulla „Seconda morte" di Dante. — I Corrieri delle Arti (S. D. Paoletti, L' Arte Spagnnola al Campo di Marte). — Varietà. Aneddoti e Curiosità). — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

**Revue Internationale.** 25 Octobre 1889.

Un Italien, M. Crispi, sa vie, son caractère, sa politique. — Émile de Laveleye, Des probabilités de guerre en Europe. — B. Wadler, Cousin et cousine, proverbe en un acte. — G. Bistolfi, La coopération parmi les officiers. — Alfred Friedmann, Deux mariages. — Stanislao Pinto, La mer dans la mythologie. — ***, La quinzaine en Italie. — Bulletin des livres.

### AMERIKA.

**The Nation.** No 1268. 17 October 1889.

The Week. — Successful Ballot Laws. — The Two-Presidents System. — A Preliminary Blnnder. — Fame and Notoriety. — Washington's Pedigree at Last. — Santa Catalina Island. —

Digitized by Google

German Unity in the Tyrol. — The Fine Arts at the Paris Exposition. — Cleveland and Harrison. — International Ignorance. College Temptations. — Notes. — Jonathan Edwards. — The Negro Race in Central Africa. — Recent Novels. — Climates and Weather of India. — The Colonial Laws of Massachusetts. — Koreau Tales. — A Treatise on Linear Differential Equations. — John Bachmann, D. D., L. L. D., Ph. D. — Books of the Week.

**The Century Magazine.** November 1889.

Velasquez, Head of Æsop. — Joseph Jefferson, The Autobiography of Joseph Jefferson. — Louise Morgan Sill, A Dying Butterfly. — William Chauncey Langdon, Present-Day Papers: The Problems of Modern Society. — Walt Whitman, My 71st Year. — Susan N. Carter, Street Life in Madrid. — John Vance Cheney, „Is there any Word from the Lord?" — Frank R. Stockton, The „Merry Chanter". — Thomas Wentworth Higginson, Such a Butterfly. — Mary Hallock Foote, The Winter Camp. — W. J. Stillman, Italian Old Masters. Benozzo Gozzoli. — Charles G. D. Roberts, The Valley of the Winding Water. — Amelia E. Barr, Friend Olivia. — Aubrey de Vere, Clovelly and Tintagel. — Mark Twain, A Connecticut Yankee in King Arthur's Court. — S. E. Adams, A Thanksgiving Hymn. — John H. Boner, Poe's Cottage at Fordham. — Brander Matthews, The Grolier Club. — George Kennan, Adventures in Eastern Siberia. — Ernest H. Crosby, The Case of John Van Arsdale. — Robert Carter, The „Newness". — Margaret Deland, The Peony. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln. — William R. Huntington, Tell Tales. — T. C. McCorvey, The Southern Cadets in Action. — John C. Hunterson, „Whoever Saw a Dead Cavalryman?" — James M. Germond, Shooting into Libby Prison: A Denial. — Prohibition by Law or by Constitution? — American Game Laws. — Progress in the Copyright Reform. — A. A. Hayes, International Copyright: A Literary Montezuma. — Angeline Brooks, Free Kindergardens in New York. — „The Use of Oil to Still the Waves". — William J. R. Taylor, A Speech of Lincoln's. — Miln P. Dayton, „Governor Seymour during the Draft Riots". — John K. Allen, The Methodist Episcopal Church South. — Mary L. Henderson, The King's Daughters. — Charles Henry Webb, To E. C. S.

RUMÄNIEN.

**Românische Revue.** 10. Heft. Oktober 1889.

Zur Nationalitätenfrage in Ungarn. — Die Gr. Or. Oberrealschule in Cernaut. — Personalstand der „Akademie Romana" für das Jahr 1889 - 1890. — Die Eisenbahnen in Rumänien. — Jonu Slavici Der Stein auf der Thürschwelle. Novelle, deutsch von C. d. T. — Die Erbauung der Brücke zu Narta. Ein macedo-romänisches Volkslied, übersetzt von Melchior Hârsu. — Franz Lisat und Barbu Lautar. — Die kluge Kaiserin, Einem romänischen Volksmärchen nacherzählt von Melchior Hârsu. — Rundschau: Der König von Romänien in der Dobrudscha; Die Donaubrücke; Romäniens Getreideernte im Jahre 1889; Die deutsche Sprache in Ungarn — Litteratur und Kunst: 19 omilii ale celui dintru sfinti Parintelui nostru Ioan Gura-de-aur în epistóla sfântului apost. Paul catra Romani; Bellona; Dictionar german-roman complect de S. J. Grossmann; Carmen Sylvas Werke.

SKANDINAVIEN.

**Ur Dagens Krönika.** September 1889.

Den unga europeiska furstegenerationen på Fredeusborg. Europa i Köpenhamn af Gustav Esmann. — M:me Jane Dieulafoy. — Från våra dagars Persien. — Grefve Angelo De Gubernatis. — John Johnson, Vi och orientalisterna. — Gunnar Hagerstolpe, Yttre glans och inre halt. — Emil von Qvanten, Konung Karl XVs unionsförslag. — Volontaire, Punsch och hvita ben. — Gasparone, Från Parkett. — Volontaire, Vara eller icke vara — hvem? — Holger Drachmann, „Det röda vilda vinet". — V., Farbror Trulslunds Stockholmsresa.

**Valvoja.** Lokakuulta 1889.

H. Andersin, Lemmenkevät ja aviolliito rauskalaisen kansanrunouden kuvaamina. — O. Hannikainen, Henry George ja kysymys maan tekemisestä vallton omaisuudeksi. — Venäjän ja Suomen unioonista. — Koiiman kirjallisuutta: Hannes Gebhard, Publicatiou de la Société des touristes de Finlande. La Finlande et les finlandais. Itinéraire historique et descriptif par O. M. Reuter. — R. Hertzberg, Helsingfors för trehundra år sedan och i vara dagar. — C. v. Bonsdorff, Abo stads historia under sjuttonde seklet. — E. L., Hajanaisia tietoja Salon kauppalan ja sen ympäristön menneisyydestä. G—t. — Fr. von Esmarch, Ensimmäinen apu vahingoittuneelle. Tekijän suosiollisella luvalla suomennettu. Toinen painos. Theodor Löfström. — Valfrid Vasenius, Missä ovat sairaat?

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Dramatische Dichtungen.**

**Justinus, Oskar.** In der Kinderstube. Lustspiel. Univ.-Bibliothek 2594. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Krüger, J.** Die Lady in Trauer. Schauspiel in 5 Aufzügen. Universal-Bibliothek 2590. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Laube, Heinr. Demetrius.** Historisches Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. je 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Amyntor, Gerhard von.** Lenz und Rauhreif. 2. Aufl. Leipzig, Georg Meyers Verl.

**Dean, Andrew, Isaak Ellers Mouey, London, T. Fisher Unwin.** — $ 2,0.

**Geist, Karl.** Deutsch-Ungarisches. Erzählungen. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp. 4,0.

**Leixner, Otto von.** Plauderbriefe an eine junge Frau. Leipzig, Hermann Dürseleu. 4,5. 5,5.

**Roe, Edwin P.** Wie sich Jemand in seine Frau verliebt. Übers. v. K. Knortz. Universal - Bibliothek 2593. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Siking, Franz. Albertus Magnus und Gerhard von Riehl.** Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Karlsruhe, G. Braun. 3,60.

**Zschokke, Heinr.** Die Walpurgisnacht. Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. Es ist sehr möglich. Universal-Bibliothek 2595. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Geschichte, Biographie.**

**Glossen über die deutsche Burschenschaft.** Leipzig, Armin Bouman.

**Jarz, Dr. Konrad.** Die letzten Kämpfe um die mexikanische Kaiserkrone. Universal - Bibliothek 2600. Leipzig, Phil. Reclam jun. 0,2.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Bengesco, Georges.** Voltaire. Bibliographie de ses œuvres. III. Teil. Paris, Perriu & Co. Frcs. 20,0.

**Gnissel, E. G. Das Quitzow - Ungetüm.** Ein dramaturgisches Gespräch. 2. Aufl. Leipzig, Alexander Danz.

**John, Alois. Richard Wagner-Studien.** Sieben Essays. Bayreuth, Karl Gießel.

**Kohut, Dr. Adolf. Ferdinand Lassalle.** Sein Leben und Wirken. Leipzig, Otto Wigand. 3,5.

**Luclan, der Jüngere.** Moderne Totengespräche. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1,5.

**Pfungst, Dr. Arthur.** Das Sutta Nipâta. Eine Sammiung von Gesprächen, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört. 1. Lief. Straßburg, Karl J. Trübner.

**Philosophie.**

**Bertrand, Alexis.** La Psychologie de l'effort et les doctrines contemporaines. Paris, Felix Alcan. Frcs. 2,5.

**Enoch, Dr. Wilh. Der Begriff der Wahrnehmung.** Eine Studie zur Psychologie und Erkenntnistheorie. Hamburg, H. Cardy. 2,0.

**Guyau, M. Éducation et Hérédité.** Étude sociologique. Paris, Felix Alcan, 108 Boul. St. Germain. Frcs. 5.

**Lieferungs-Werke.**

**Perrot, Georges, et Chipiez, Charles.** Histoire de l'art dans l'antiquité. Tome V. 26t livr. Paris, Hachette & Co. Frcs. 0,5.

**Deutsche National-Litteratur.** Herausgegeb. v. Joseph Kürschner. Lfrg. 542—551. Stuttgart, W. Spemann. je 0,5.

**Unsere Kunst in Wort und Bild.** Unter dem Protektorate der Erzherzogin Maria Theresia. Herausgegeben von Rudolf Wittmann. (t—3 Lief.) Wien, Rud. Wittmann. je 1,0.

**Vermischtes.**

**Caspars Directory of the American Book, News and Stationery Trade. Milwaukee, C. N. Caspar. — $ 12.**

**Catalogo Generale Scolastico per il regno d'Italia. Milano, Associazione tipografico-libraria Italiana.**

**Rosenberg, Werner.** Die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers. Straßburger Druckerei und Verlags-Anstalt. 1,50.

**The Publishers Trade list annual 1889. Seventeenth Year. New York, The Publishers Weekly.**

**Volks-Kalender für 1890. 63. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn. — 1,0.**

Digitized by Google

Auf nachstehende Zeitschrift meines Verlages lade ich hierdurch zum Abonnement ein:

**Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur.**

Herausgegeben von

**Dr. Max Koch,** Professor an der Universität Marburg i. H. und **Dr. L. Geiger,** Professor an der Universität Berlin.

**Neue Folge. Band III im Erscheinen.**

Jeder Band umfaßt sechs Hefte von 32 Bogen Umfang. Groß Oktav-Format. In elegunter typographischer Ausstattung geheftet.

**Preis des Jahresbandes 14 Mk.**

*Diese durch Verschmelzung der beiden bisher getrennt erschienenen Fachzeitschriften*

**Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte**

*und*

**Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance**

*neu gestaltete Zeitschrift will innerhalb ihres erweiterten Rahmens grössere Kreise durch ihren wissenschaftlichen Inhalt für den Gesamtgebiet der vergleichenden Litteraturgeschichte im allgemeinen und die geistige Bewegung vom 14.—16. Jahrhundert im besonders gewonnen.*

*Der Zusammenhang zwischen politischer und Litteraturgeschichte, zwischen Litteratur- und Kunstgeschichte, der litterarischen und philosophischen Entwickelung, besonders der der Renaissancezeit wird bei streng philologischer Behandlung der einzelnen Beiträge besondere Beachtung erhalten. Die von den Deutschen ausgebildete* **Übersetzungskunst** *älterer und neuerer Zeit wird eingehende Würdigung erfahren, ebenso soll die Untersuchung über die Wanderungen alter volkstümlicher Märchen und Sagen durch vergleichende Übersicht der Volkler-Studien gepflegt werden.*

*Die hervorragendsten deutschen und ausländischen Fachgelehrten sind von den beiden früher erschienenen Fachzeitschriften her ständige Mitarbeiter.*

*Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und die Verlagsbuchhandlung* **A. Haack, Berlin NW.,** *Dorotheenstr. 55 an.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Lebensbilder.**

Von

**Moritz Carriere.**

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Bildet zugleich den 12. Band der Gesammelten Werke.)

Inhalt: Olivier Cromwell der Buchmeister zur Freiheit. — Deutsche Geistesheiden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Kulturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Fortschritter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Litteratur- und Kulturgeschichte von bleibendem Wert sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

**Was wird aus unseren Töchtern?**

von

**Frau J. Kettler.**

Zweite Auflage.

**— Preis 50 Pf. —**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom **Frauenberuf-Verlag** in **Weimar.**

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

**Deutsche Dichtung.**

Herausgegeben von

**Karl Emil Franzos.**

VII. Band 1889/90.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

Abonnementspreis **4 Mk.** vierteljährl.

**Inhalt** (im Auszug)
der bisher erschienenen 4 Hefte des VII. Bandes:

Konrad Ferdinand Meyer. Nach einer Photographie aus jüngster Zeit. — Konrad Ferdinand Meyer in Zürich-Küsnacht. Gedichte. — Hermann Lingg in München. Dreyfeten. — Paul Heyse in München. Aus den „Venetianischen Sitzen" des Jppolito Nievo. — Adolf Wilbrandt in Rostock. Sonnenblumen. — Adalbert Meinhardt in Hamburg. Auf dem Heidenfelde. Novelle. — Otto Roquette in Darmstadt. Spindel und Thyrsus. Novelle in Versen. — Adolf Wilbrandt in Rostock. Kaiser Otto und Stephanie. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Aus Briefen Wadbert Hefters. — Paul Heyse in München. Dichter-Sonette. — Sprüche von Ludw. Fulda in Berlin. — Ernst Eckstein in Dresden. Vorzeitheit. — Ernst Schulze in Göttingen. Nach ungedruckten Quellen. — Fanny Lewald. Nach einer Photographie. — A. Fitger in Bremen. Gedichte. — Robert Waldmüller in Dresden. Ein Lebenslauf. — Paul Heyse in München. Im Weihnachten. Aus dem Italienischen des Mario Rapisardi. — Ludwig Geiger in Berlin. Fanny Lewald. — Fanny Lewald (Nachlaß.) Denkspruch. Autograph. — Karl Emil Franzos in Berlin. Judith Trachtenberg. Novelle. — Georg Karl in Halle a. S. Am Abend. — C. Alexander in Penzing bei Wien. Das Schicksbein. — W. Herbert in Regensburg. „Weil ich nur idealend Dich getobt". — Hermann Lingg in München. Gedichte. — Litterarische Notizen.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ist war und ist das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner den Werken von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen,** novellistische Skizzen, **epische** und **dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer** Teil enthält ästhetische, litterarw-ästhetische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 16. November 1889. Nr. 47.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

### WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Joseph Sarrazin: „Émile Augier". — Valerie Matthes: „Aus der italienischen Lyrik". — Leopold von Sacher-Masoch: „Letzte Liebe". — Adolf Wilhelm: „Ein neues Buch Gustav Freytags". — Wilhelm Weigand: „Charles Baudelaire". (Schluß.) — Sprechsaal. — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Émile Augier.

Der bedeutendste und bejahrteste unter den Bühnendichtern, welche in der französischen Akademie die sogenannte Abteilung der *cabotins* bilden,*) ist am 25. Oktober alsbald nach Antritt seines siebzigsten Jahres verstorben. Seit mehr als zehn Jahren hatte Émile Augier, geboren zu Valence (Drôme) am 17. September 1820, kein neues Bühnenstück mehr gedichtet; klüger als Victor Hugo hatte er bei Zeiten inne gehalten und hat so seinen Ruf völlig unangetastet hinterlassen. Er gehört also zu den Schriftstellern des zweiten Kaiserreichs

Die ersten Bühnensiege Augiers fallen in die Zeit des absterbenden Romantizismus und des zur Neige gehenden Bürgerkönigtums. „La Ciguë", ein attisches Lustspiel voll scharfer Ausfälle auf den Lebensüberdruß jugendlicher Greise, aber nüchtern in Stil und Auffassung, begeisterte die studierende Jugend im Odeontheater und half ein Jahr nach der Niederlage von Hugos überschwenglichen „Burgraves" die dramatische Reaktion in Paris anbahnen (1844). Man war der gemischten Charaktere und der romantischen Ausschreitungen müde; Ponsard hatte gerade damals im Bunde mit der Schauspielerin Elise Rachel die klassische Schlichtheit und Verstandesmäßigkeit zu kurzem Dasein wieder auferweckt. Augier blieb ein Jahrzehnt die Hauptstütze der „École du bon sens" neben Ponsard, welcher die Verse des jungen Anfängers liebevoll zurechtgestutzt hatte. Nach der „Ciguë" ließ er ein abgeblaßtes Tartüffestück aufführen („Homme de bien", 1845), warf sich dann in den Strudel der Geselligkeit, die sich vor ihm, dem Mitschüler und Freund des jungen Duc d'Aumale*) glänzend aufthat und gab erst nach dreijähriger Pause neue Früchte seines Dichterschaffens. Den Gipfelpunkt der Ehrungen erreichte Ponsards Jünger, als die tugendbeschirmende Akademie seinem bürgerlichen Schauspiel „Gabrielle" den Montyonschen Zehntausendfrankenpreis zusprach, gleichzeitig mit Autrans „Fille d'Eschyle" (1849). Es war dies eine Kundgebung gegen die alle Geister verwirrende „Kameliendame" Dumas'; denn Augier umgab hier den häuslichen Herd und die eheliche Treue mit einem verklärenden Lichte und wußte durch das schwungvolle „O père de famille, ô poète, je t'aime!" den empfindsamen Seelen Thränen zu entlocken. Dieser Dichter der hausbackenen Sittsamkeit ist noch nicht der wahre Augier. Ein schalkhaftes Proverbe „L'habit vert", in fröhlicher Mitarbeit mit Musset geschrieben (1849), hatte die Kunstfertigkeit des jungen Alexandrinerschmieds in Handhabung der leichtperlenden Prosa gezeigt. Der Verkehr mit Sandeau, welcher von einer liebenswürdigen Besprechung der „Ciguë" herrührte, zeitigte in Augier den Entschluß, nunmehr

*) Der Schriftstellerwitz teilt die ehrwürdige Versammlung ein in fraction des ducs (Aumale, Broglie etc.), fraction des cabotins (Augier, Dumas, Sardou, Pailleron, Meilhac, Halévy), fraction des pets-de-loup (= Schulfuchser: Gréard u. a.). Zu den „cabotins" sind noch Coppée und Claretie zu rechnen.

*) „L'Aventurière", Augiers drittes Drama, wurde dem Herzog von Aumale gewidmet, obwohl, oder vielmehr weil die Februarumwälzung kurz zuvor die Orléans abermals in die Verbannung gesandt hatte. Ein für Augier bezeichnender Zug.

Digitized by Google

bloß neuzeitige Fragen dichterisch zu gestalten und das faltenreiche Gewand der Verse mit dem natürlichen Prosakleid zu vertauschen. Seit 1853 ist Augier der Prosa treu geblieben. Von den siebzehn Stücken der nächsten fünfundzwanzig Jahre kehren nur zwei Familiendramen („Jeunesse", 1858 und „Paul Forestier", 1869) zum Alexandriner zurück. Aber biegsam, klangvoll, romantisch gefärbt und doch modern und lebensecht sind diese Alexandriner Augiers.

Der angehende Satiriker und Prosaiker arbeitete zunächst mit anerkannten Meistern. „La Pierre de touche" und „Le Gendre de M. Poirier" gestaltete er nach Sandeaus Erzählungen „L'héritage" und „Sacs et Parchemins"; an den als unsittlich verrufenen „Lionnes pauvres" (1858) hat Foussier einigen Anteil. Augiers erster Schritt als Sittenwächter stieß auf heftigen Widerstand des Zuschauerkreises. Der Pistolenschuß im „Mariage d'Olympe" (1855) war nicht nach dem Geschmack der Leser der „Kameliendame" und es dauerte lange, bis tout Paris zugab, daß die reuige Buhlerin nicht ins Heiligtum der Familie eindringen dürfe. Aber es ließ sich schließlich bekehren. Mit diesem lebensfrischen, männlich kraftvollen Stück räumte der entschlossene Weltverbesserer mit dem Marion-Delorme-Schwindel für immer auf. Er legte keck seine Hand in die von der Flitterherrlichkeit des neuen Empire verdeckten Wunden der Pariser Gesellschaft, ohne das Schmerzensgeschrei zu achten. „Le poète a charge d'âmes".

Nach Abweisung der emporstrebenden Buhlerin nahm Augier andere Zeitgebrechen aufs Korn. Die schrankenlose Genußsucht, vom Julikönigtum großgezogen und von Napoleon III. aufs sorglichste gehegt, entweihte das Familienleben. Die Bürgerfrauen suchten in maßloser Prunksucht einander zu überbieten und manche erwarb sonder Scheu die Geldmittel hierzu im Ehebruch, während die Männerwelt im Börsenspiel und faulen Gründungen raschen Reichtum zu erjagen strebte. In „Les Lionnes pauvres"*) (1858) hat Augier den bezahlten Ehebruch blutig gegeißelt, ohne alle Stufen des Sinkens leibhaft vorzuführen; denn er fürchtete sogar den Schein des beabsichtigten Sinnenkitzels, den Dumas so trefflich versteht; — in „Ceinture dorée" (1855), „La Contagion" (1866), „Lions et Renards" (1869), ja selbst in dem vaterländischen Schaustück „Jean de Thommeray" (1873) hat er die Börsenjobberei, le tripotage, unerbittlich in allen ihren Wirkungen auf die Nichtwiderstandsfähigen verfolgt und die grellsten Farben nicht gescheut. Denn der giftige Schlangenbiß muß mit glühendem Eisen ausgebrannt werden, wie André in „La Contagion" sagt. Daß die Ansteckung meist nur auf der Haut haftet, darf den Sittenrichter nicht zu unzeitiger Milde stimmen.

Aus dem Gründungsschwindel schrieb sich auch die Grundsatzlosigkeit und Käuflichkeit eines Teiles der Presse her. Auch nach dieser Seite führte Augier kräftige Hiebe. Seine beiden einschlägigen Dramen sind die besten, die er geschaffen und diejenigen, die von allen am spätesten veralten werden. „Les Effrontés" (1861) nennt er die dunklen Ehrenmänner, die sich eine Zeitung kaufen, um ihre betrügerischen Gründungen anzupreisen, nebst ihren gewissenlosen Gehilfen in der Presse. Auf der einen Seite Vernouillet — ein täuschend ähnliches Ebenbild des Gründers Mirès, der trotz seiner anrüchigen Millionen mit geborenen Fürsten in verwandtliche Beziehungen trat —; auf der anderen Seite der sprichwörtlich gewordene Journalist Giboyer, der geopferte Anstürmer gegen das Bollwerk der Gesellschaft. „Le fils de Giboyer" (1862) wendet sich unzweideutig gegen eine politische Richtung. Um seinem Sohn zu Stellung und Ansehen zu verhelfen, wählt Giboyer das eigentümliche Mittel, sich als Werkzeug politischer Streber anzubieten. Er findet sich bereit, dem Ultramontanismus seine spitzige Feder zu verkaufen, obwohl er den Freisinn bis zur Sozialdemokratie treibt. Dies giebt Augier Anlaß, mit unerbittlichem Freimut die krummen Schleichwege jener Partei bloßzustellen und der scheinheiligen „grosse bourgeoisie" heimzuleuchten. Die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs ist in diesem wahrhaft aristophanischen Stück mit künstlerischem Griffel gezeichnet, die Handlung ist mit sicherer Kraft geführt, der geschickt geschürzte Knoten wird ebenso geschickt gelöst. „Le fils de Giboyer" steht haushoch über allen politischen Satiren Sardous, mögen sie „Rabagas" oder „Les Ganaches" heißen.

Auf die beiden Treffer der Jahre 1861 und 1862, welche Augiers dichterische Vollkraft verkörpern, folgt ein Familiendrama „Maitre Guérin" (1864). Unter diesem Zeichen steht der letzte Abschnitt von Augiers thätigem Leben: zuerst „Maître Guérin", dann der mächtig packende und vielerörterte „Paul Forestier" (1868) — eine Darstellung des haltlosen Schwankens zwischen den Pflichten gegen Vater und Gattin und der wiederauflodernden Liebe zur verlassenen Geliebten —, hierauf nach längerer Pause „Jean de Thommeray" (1873), „Madame Caverlet" (1876) und „Les Fourchambault" (1878), alle drei voll edler Menschen und mit rührseliger Lösung. In „Les Fourchambault" behandelt Augier die schwerwiegende Streitfrage über Schicksal und Zukunft der Unehelichen. Daß in der Regel solche Enterbten zu tüchtigeren Menschen aufwachsen, wie die Söhne neuzeitiger Geld- und Vernunftehen, dies hat Augier in der Gestalt Bernards vorgeführt, der in übermenschlicher Entsagung den Verführer seiner Mutter vor Schande und Verarmung rettet.

Vergleicht man Augiers Lebenswerk mit demjenigen Sardous oder Dumas, so muß man den am 25. Oktober Verstorbenen hoch über beide Nebenbuhler stellen. Vor Dumas und Sardou hat er einen sittlichen Ernst voraus, welcher dem männlichen Humor keinen Eintrag thut. Augier ist kein mürrischer Sitten-

*) „Lionnes pauvres" heißt nicht, wie in deutschen Übersetzungen zu lesen, „die arme Löwin", sondern etwa mittelmose Modedamen. Der ursprüngliche Titel „Les Femmes du monde entretenues" schien der kaiserlichen Zensur allzu gewagt. Überhaupt war das Drama zuerst verboten und konnte nur auf Verwendung des roten Prinzen Plomplon freigegeben werden.

Digitized by Google

besserer, der pharisäisch sich ins makellose Gewand der Tugend hüllt, um die sündige Menschheit abzukanzeln. Wo die Leidenschaft wetterleuchtet, wo der ehrliche Zorn aufflammt, zeigt sich das feine Lächeln der Ironie. Denn Augier kann nirgends seine angeborene Liebenswürdigkeit ganz ablegen.*) Seine Stücke zeigen keine sprunghaft wechselnde, durch verblüffende Gaukeleien fortgeführte Handlung, sondern straffen Bau und tadellose Geschlossenheit, frei von anmaßendem und geräuschvollem Redeprunk. „Concis, sobre, énergique, tout de muscles" pries ihn Coppée am offenen Grab. Wir unterschreiben dieses Urteil.

Offenburg (Baden). Joseph Sarrazin.

## Aus der italienischen Lyrik.

Nachdichtungen von Valerie Matthes.

### Mittelalter.

Von Lorenzo Stecchetti.

Rings herrschte tiefe Dunkelheit,
Des Schlosses Hallen all' in Schweigen lagen,
Der blonde Page nur allein
Im Kerker weinte unter bittern Klagen.

„Weh' Armen mir, daß allzuhoch
Gewagt sich meines Herzens Wünsche haben!
Ich liebt' des Königs Töchterlein,
D'rum haben lebend hier sie mich begraben!

O, weihte eine Thräne nur,
Nur einen Seufzer mir die Engelgleiche,
Nicht tauscht' ich diese finst're Gruft
Für eines mächt'gen Kaisers blüh'nde Reiche!"

Da sieht ein weißes Angesicht
Er plötzlich an des Kerkers Thür erscheinen,
Und bebend seine Lippe fragt:
— „Wer bist Du, Tote, die geweckt mein Weinen?" —

„Nicht eine Tote bin ich" — spricht
Das holde Bild — „Du darfst mich furchtlos grüßen;
Die Wachen schlafen; sieh, ich bin
Des Königs Tochter, — eile, mich zu küssen!"

*) Angiers persönliche Liebenswürdigkeit gegen junge Anfänger kennt Verfasser obiger Zeilen aus eigener Erfahrung. Auf die Übersendung meines Buches „Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern" (Stuttgart, Fromann, 1888) erwiderte der gefeierte Greis mit folgenden Zeilen:

Croissy, 11 septembre 1888.

Monsieur,

Je ne sais pas un mot d'allemand, mais je me suis fait traduire les pages auxquelles vous me renvoyez par un ami polyglotte. Il m'a certifié que le livre est fort bien écrit; je n'ose pas trouver qu'il est fort bien pensé, tant il montre de bienveillance pour moi. Mais je puis reconnaître, sans blesser la modestie, que vos informations sont puisées à de bonnes sources et que vos analyses de vos pièces sont très claires et très justes.

Je n'ai donc à vous adresser que des compliments et des remerciements.

E. Augier.

### Ballade.

Von Giosuè Carducci.

Ein schwarzverschleiert, bleiches Angesicht
Läßt oftmals schaudernd an den Tod mich denken,
Mag ich auch nimmer meine Schritte lenken
Zum Kirchhof im November-Dämmerlicht.

Mir ist die Welt ein Kirchhof, wenn die Sonne
Am heitern Maientag vom Himmel strahlt,
Wenn Zephyr leis der Bäume Zweige schwingt,
Wenn Veilchendüfte atmen süße Wonne
Und sanfte Glut der Rosen Kelche mait;
Wenn froher Vögel Chor im Laube singt,
Der Liebe Hauch die ganze Welt durchdringt,
Wenn sich die Jugend freut bei Spiel und Tanz,
Verdunkelt mir allein der Sonne Glanz
Ein schwarzverhülltes, bleiches Angesicht.

## Letzte Liebe.

George Ohnet: Dernier Amour. Ollendorff 1889.

Es war wieder bei Ollendorff, in dem kleinen Kabinett, das an die Buchhandlung stößt und das den Pariser Autoren zum Rendezvous dient, wo ich eines Tages Ohnet traf, wie ich früher Mirbeau kennen gelernt hatte. Der eben erschienene, neueste Roman Ohnets rief mir diese Begegnung wieder lebhaft in das Gedächtnis zurück.

In dem kleinen Raum, den Ollendorffs Schreibtisch übrig läßt, stehen ein kleiner Diwan und zwei Stühle. So ist eigentlich Platz für fünf Menschen da, diesmal saßen und standen hier aber fünfzehn durcheinander, durch irgend eine Polemik Sardous erregt, und stritten lebhaft, während sich ein kleines verwachsenes Männchen mit einem boshaft ängstlichen Gesicht in die Ecke des Diwans drückte. Es war, als ob alle auf ihn einstürmten, und er sich fürchten würde, und doch sprach man weder über ihn noch zu ihm, aber er fühlte sich offenbar unbehaglich in diesem litterarischen Höllenbreughel. Mein Eintreten machte demselben ein Ende, da die Herren annahmen, ich hätte mit Ollendorff zu verhandeln und sich artig zurückzogen. Nur zwei blieben auf dem Diwan zurück, Bergerat, der Caliban des Figaro, den ich bereits kannte, und Ohnet.

Ollendorff machte mich mit letzterem bekannt. Da ich ihm nichts zu sagen hatte, was ihm Freude machen konnte, verneigte ich mich schweigend. Er that ebenso, vielleicht aus demselben Beweggrunde, und während ich eine militärische Schrift durchblätterte, welche eben bei Ollendorff erschienen war, und die er mir gereicht hatte, setzten die beiden auf dem Diwan ihr Gespräch fort.

Ohnet war eben von einem Ausflug an die französische Küste des Mittelmeeres zurückgekehrt, die Bergerat gut kannte, und sie freuten sich nun,

Digitized by Google

unter lebhaften Ausrufen der gemeinsamen Eindrücke und Erinnerungen.

Ohnet nannte irgend eine Ortschaft in den Bergen.

„Ja, dort, wo der prächtige, maurische Turm steht," rief Bergerat.

„Von Epheu umrankt," versetzte Ohnet, „nicht wahr, mein Alter," und schlug Caliban mit der flachen Hand auf das Knie.

Und wie sie so, Kindern gleich, sich freuten und lachten, da erschien mir Ohnet nicht mehr häßlich; etwas Gutmütiges, ja Naives lag in seinem Gesicht, und man mußte Zuneigung für ihn fassen. Die Schrift, die ich in Händen hatte, brachte das Gespräch auf den Krieg, den damals alle Welt fürchtete. Während die deutschen Journale Frankreich kriegerische Absichten zuschrieben, besorgte man hier von den Deutschen angegriffen zu werden. Bergerat riet aus: „Sie sollen sich meinetwegen schlagen, aber Paris müßte durch einen völkerrechtlichen Akt ein für alle Mal neutral erklärt werden, damit es eine Stätte giebt, wo Gelehrte, Schriftsteller und Künstler ruhig arbeiten können."

Ohnet meinte, das hätte etwas für sich, umsomehr als gewiß in keiner Stadt der Welt fremde Künstler und Gelehrte so geehrt würden wie in Paris.

Ich pflichtete ihm bei, fügte jedoch hinzu, daß, wenn Deutschland auch kein geistiges Zentrum besitze, es deshalb doch fremder Kunst und Litteratur stets eine warme, oft begeisterte Aufnahme bereitet habe und wies als naheliegendes Beispiel auf seinen „Hüttenbesitzer" hin, von dem Engelhorn über 100 000 Exemplare in deutscher Sprache abgesetzt habe.

„Ja," sagte Ollendorff, „unser Freund Ohnet ist in Deutschland sehr beliebt und wird bezahlt wie bisher kein Autor. Während die gegenseitige Taxe für Autorisation regelmäßig 500 Franken beträgt, hat er für jeden seiner Romane in Deutschland 6000 bis 8000 Franken bekommen."

„Auch in Frankreich hat er mehr Erfolg als Zola," bemerkte Caliban. „So ist es," bestätigte Ollendorff, „der ‚Hüttenbesitzer' hat doppelt soviel Auflagen erlebt als ‚Nana', Zolas gelesenster Roman, und die Bühnenerfolge Zolas sind mit jenen Ohnets gar nicht zu vergleichen."

Als ich dann mit Ollendorff allein war, erzählte er mir manches von dem Privatleben Ohnets. Er lebt von der großen Welt fast ganz zurückgezogen in Ferté sous Jouarre das ruhige, ordentliche Leben eines Bürgers und eines Arbeiters, ebenso glücklich in seiner Familie wie in seinem litterarischen Streben. „Seine Gattin," schloß Ollendorff, „ist eine ebenso brave als reizende Frau. Ohnet hat das seltene Glück gehabt seine Jugendgeliebte heiraten zu dürfen. Es ist dies ein ungeschriebener, ganz interessanter Roman, welcher der Heirat voranging."

Ich war erfreut soviel Gutes von einem Schriftsteller zu hören, der mir mit einem Mal so sympathisch geworden war, denn ich gestehe, daß ich mich für seine Romane in keiner Weise erwärmen konnte. Ohnet und Zola, die Rivalen in der Gunst des großen Publikums und auch in Bezug auf die Angriffe der Kritik, die Vertreter zweier grundverschiedenen Richtungen, schienen mir beide an demselben Fehler zu kranken. Beide spekulierten auf die Schwächen ihres Publikums, Zola auf die Skandalsucht der Boulevardwelt und Ohnet auf den philisterhaften Optimismus des Mittelstandes, dem bis dahin ein Romanzier gefehlt hatte.

Lemaître, als er noch nicht ungerecht gegen Ohnet war, hatte in der Revue bleue den Zauber seiner Romane sehr wahr und geistreich zugleich erklärt. Er erinnerte an ein Bild des großen englischen Malers Landseer. Mitten in einer Überschwemmung sieht man aus dem Wasser eine Hundehütte emporragen, an der eine Hündin angekettet ist. Sie hebt verzweifelt heulend den Kopf zum Himmel, während ihre Jungen bei ihr Rettung suchen. Ein großer Kenner des englischen Publikums, ein Kunsthändler, der sonst Landseer jedes Bild teuer bezahlte, sah es an und sagte dann:

„Dieses Bild wird niemand kaufen."

„Warum nicht?"

„Weil es zu traurig ist."

Doch Landseer wußte sich zu helfen. Er fügte im Hintergrunde einen Kahn hinzu, der Rettung bringt. Mit diesem Kahn wurde sein Bild eins der beliebtesten in England.

Das ganze Geheimnis des Erfolges Ohnets, fügte nun Lemaître hinzu, ist, daß er immer im richtigen Augenblick diesen Kahn erscheinen zu lassen versteht.

Ja, der Roman Ohnets, das war meine Ansicht, ist garnichts anderes als unser Gartenlaubenroman in die Sphäre der Litteratur und auf eine Kunststufe erhoben.

Als aber wenige Tage nach meinem ersten Zusammentreffen mit dem Verfasser des „Hüttenbesitzer" im Journal des Débats ein Feuilleton von Lemaître über ihn erschien, in dem er förmlich zerfleischt ward, da wurde ich doch bedenklich seinen Gegnern gegenüber.

„Wenn ich ein solches Buch geschrieben hätte," so schloß beiläufig Lemaître, „würde ich mich erschießen, ich könnte die Schande nicht überleben."

Das war übertrieben, und es war ungerecht, um so ungerechter, als Lemaître mit den Schwächen Zolas nicht so grausam ins Gericht ging.

Talent besitzt Ohnet, und er schreibt auch gut, wenn sein Stil auch die malerische Lebendigkeit und die herbe Wahrheit eines Turgenjew, Tolstoj, Dostojewskij, Flaubert und Maupassant vermissen läßt.

Wer weiß, was er leisten könnte, wenn er für ein anderes Publikum schreiben wollte; aber er will vorläufig nicht.

Und ich behielt recht gegen Lemaître, obwohl dieser ein großer Kritiker und gewiß um vieles geistvoller ist als ich.

Vor mir liegt „Letzte Liebe", der neueste Roman Ohnets, und dieser Roman ist nicht nur ein großer Fortschritt, er ist geradezu ein Wendepunkt in der litterarischen Laufbahn Ohnets.

Auch hier ist die Pflicht, das Ideal und die

Digitized by Google

Moral eine strenge, unerbittliche, aber die Darstellung ist eine ganz andere, ungleich tiefere, wahrere, lebensvollere.

Eigentlich ist „Letzte Liebe" gegen die Ehescheidung gerichtet. Nicht mit Unrecht sagt Ohnet, daß die Scheidung die Interessen befriedigen könne, aber nicht die Herzen. Es giebt seiner Überzeugung nach kein wahres Glück außerhalb der Gesetze der Gesellschaft und außerhalb des Gewissens. Die Scheidung, sobald sie zu einer neuen Verbindung führt, bleibt ein Fleck, und dieser Fleck macht jede wahre Zufriedenheit unmöglich.

Aber ist die Scheidung nicht noch immer besser als der Ehebruch? Kann bestritten werden, daß der Ehebruch in demselben Maße abnimmt als die Scheidung erleichtert wird?

Ohnets Held denkt anders. Er ist pflichttreu bis zur vollständigen Selbstaufopferung. Unglücklich in seiner Ehe, ohne Hoffnung liebend, weil er den Ehebruch ebenso verdammt wie die Scheidung, fern davon den Konflikt durch einen Selbstmord zu lösen, ist er entschlossen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und das Martyrium bis zu Ende zu erleiden.

Aber seine Frau ist ebenso edel. Sie will ihn nicht unglücklich sehen, sie nimmt sein Opfer nicht an und tötet sich, damit er die Frau, die er liebt, heiraten kann.

Die Frage ist nun, ob diese beiden Menschen, die sich die Hand reichen über dem Grabe der ersten Frau, glücklicher sein werden, als wenn dieselbe von ihrem Gatten gerichtlich geschieden worden wäre. Ich glaube es nicht, ich glaube, daß der Schatten der Toten sich viel drohender zwischen die Neuvermählten stellen wird, als es die geschiedene Frau vermocht hätte.

Doch dies ist meine Ansicht. Die Frage, die entscheidend bleibt, ist die: wie hat Ohnet die seine durchgeführt?

Ich behaupte, überraschend gut, so gut, daß er mit „Letzte Liebe" bis zu einem gewissen Grade der Nebenbuhler Bourgets und Maupassants geworden ist. Die psychologische Entwicklung läßt nichts zu wünschen übrig, die vorgeführten Lebensbilder sind wahr und ergreifend, die dramatische Spannung, welche niemals den epischen Rahmen durchbricht, steigert sich mächtig gegen den Schluß zu, und der Stil ist zum erstenmal bei Ohnet einfach, fast schlicht und dabei malerisch und lebendig.

Und so ist das Buch eine angenehme Überraschung für mich, denn ich freue mich niemals, wenn ein begabter Künstler abwärts geht.

Leopold von Sacher-Masoch.

## Ein neues Buch Gustav Freytags.

Von Adolf Wilhelm.

Wohl kaum ein anderer der lebenden Dichter und zugleich Gelehrten hat mit solch' weitaus schauendem Scharfblick und solch' eisernem Fleiß, mit solch' gewissenhaftem Forschungstriebe und solch' echt männlichem Freimut für sein Volk gelebt und geschaffen — wie Gustav Freytag. Er hat das Gold deutschen Geisteslebens aus dem Schutt und Wust mittelalterlicher Trümmer ausgegraben und ans Licht gefördert, und dem deutschen Volke großartige Spiegelbilder seiner Vergangenheit gegeben, wie in seinen unvergänglichen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", oder in seinen nicht minder wertvollen „Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes". Er hat, ausgerüstet mit divinatorischer Gabe und staunenswerter Kenntnis des deutschen Bürgerlebens, sein Volk „da aufgesucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit" und in seinem bedeutsamen Roman „Soll und Haben" sich und seiner Nation ein Denkmal echt deutschen Lebens errichtet; er hat — wenn auch dem Roman-Cyklus in einzelnen Teilen etwas Antiquarisches und Archivarisches anklebt und der moderne Zeitgeist hier stellenweise nicht zum Ausdruck gelangt — uns in den „Ahnen" eine Reihe Gemälde mit majestätischem Faltenwurf entrollt, die uns immerhin trotz ihrer Mängel im einzelnen mit fesselnder Lebendigkeit in die entschwundenen Wendezeiten deutscher Geschichte und deutschen Kulturlebens führen; er hat endlich unablässig mit der ganzen Spürkraft des Politikers und dem analytischen Schaffenstriebe des Kritikers in zahllosen Artikeln für das Gedeihen und die Wohlfahrt seines Volkes gekämpft und einen Freimut gezeigt, der keine Menschenfurcht kennt. Und trotz seiner großen Erfolge auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, trotz seiner Errungenschaften im sozialen Leben ist sein Wesen frei von der leisesten Selbstbespiegelung und zeigt eine Bescheidenheit, die selten ist. So sagt er einmal — wenn ich nicht irre in seiner Selbstbiographie —: „Wenn man sich noch so bescheiden und ehrlich geberdet, immer setzt man sich auf das Präsentierbrett." Gustav Freytag ist in des Wortes edelstem und weitestem Sinne ein Charakter, dessen schöne Zierden Freimut und Bescheidenheit sind.

Diese Grundzüge des Menschen Gustav Freytag zeigt auch sein neuestes, soeben erschienenes Buch: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag".*) In diesem Buche kommt vorwiegend der Politiker Freytag zu seinem Rechte. Es sind schlichte Erinnerungsblätter ohne Rauschgoldgedanken und nebelhafte Phantastereien, ohne schwungvolles, hinreißendes Pathos und ohne hochfliegende, aber nicht ohne hohe Gedanken. Glutvolle Leidenschaft der Darstellung liegt bekanntlich nicht in dem Blute

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1889.

Digitized by Google

der Freytagschen Muse. Aber die Sonne echter Vaterlandsliebe und deutscher Biederkeit wirft ihre warmen Strahlen vergoldend über die Blätter. In kräftigen, markanten Zügen schildert uns der Verfasser die Erlebnisse aus dem Kriegsjahre 1870, das er bekanntlich zum Teil in dem Hauptquartier des damaligen Kronprinzen und nun dahingeschiedenen Kaisers Friedrich III. zubrachte. Man fühlt deutlich, daß Freytag die Aufzeichnungen aus dem lebendigen Borne eigener Erlebnisse und Erinnerungen schöpft; die Darstellung ist eine plastisch-anschauliche und lebensgesättigte. Das Vorwort legt sowohl für die Ehrlichkeit seiner politischen Überzeugung wie auch für die rührende Pietät für den heimgegangenen Kaiser ein ehrendes Zeugnis ab. Er sagt in demselben:

„Die folgenden Blätter wären nach dem Ableben Kaiser Friedrichs gedruckt worden, wenn nicht andere Veröffentlichungen, und was mit ihnen zusammenhing, dem Verfasser verleidet hätten, sich während einer unerfreulichen Aufregung über die Person des teuern Toten zu äußern. Jetzt, in einer Zeit größerer Ruhe, möge man diesen kleinen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Kaiserwürde wohlwollend aufnehmen. Er vermag freilich nur zu berichten, wie als Wunsch in der Seele des Kronprinzen gelebt hat, was später Thatsache wurde. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Verfasser entnahm die folgenden kurzen Mitteilungen, welche den Kronprinzen betreffen, aus den Aufzeichnungen, die er sich im Feldlager gemacht hatte, und aus Briefen, die er von dort an einen Freund schrieb. Wenn er hier auch über die Persönlichkeit des späteren Kaisers Friedrich, wie sie ihm erschienen ist, geurteilt hat, ehrlich und mit einem Herzen voll Pietät, so hält er dies als geborner Preuße für sein Recht; er hat durch ein langes Leben treu an dem Geschlechte der Hohenzollern gehangen, und ist Toten und Lebenden für manchen Huldbeweis verpflichtet, aber er ist nicht im stande, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urteil gefangen zu geben, und er ist der Meinung, daß den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß, über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen.“ —

Der erste Teil des Buches führt den Titel: „Aus dem Hauptquartier der dritten Armee“. Mit zielbewußten Strichen zeichnet Gustav Freytags Feder den Verlauf der kriegerischen Großthaten unter dem Kronprinzen. Häufig etwas nüchtern und leidenschaftlos in der Darstellung, spricht der liberale Staatsmann Freytag, bis dann plötzlich der Funken dichterischer Begeisterung durchblitzt und die Darstellung mit goldiger, herzenswarmer Poesie tränkt. Exakter Realismus und feinfühlendes divinatorisches Ahnen vermählen sich in der Darstellung aufs Glücklichste und übergießen dieselbe mit einem bestrickenden Zauber. Klar und herrlich leuchtet aus diesen Aufzeichnungen die Gestalt des damaligen Kronprinzen Friedrich nicht nur als Heerführer, sondern — was wir stärker betonen müssen — als Mensch hervor, und vor allem offenbart sich seine hohe Auffassung von der deutschen Kaiserwürde. Im Eingange sagt Gustav Freytag vom Kronprinzen: „In seiner Auffassung der deutschen Verhältnisse war er wie ein geflügelter Engel, der hoch über der Erde schwebt. Der deutsche Nordbund erschien ihm als gänzlich überwunden und abgethan; das Ganze, die Einheit sei jetzt vorhanden.“ — Nach dem menschenmordenden Schlachtgewühl bei Wörth sagte der Kronprinz zum Verfasser in großer Bewegung: „Ich verabscheue dies Gemetzel, ich habe nie nach Kriegsehren gestrebt; ohne Neid hätte ich solchen Ruhm jedem andern überlassen, und es wird gerade mein Schicksal, aus einem Krieg in den andern, von einem Schlachtfeld über das andere geführt zu werden und in Menschenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren besteige. Das ist ein hartes Los.“

In einer Denkschrift, welche der Kronprinz sofort nach der Schlacht bei Wörth aufgesetzt, sprach er seine Gedanken über das Wünschenswerte bei einem Friedensschlusse für Deuschland aus. Freytag berichtet im Anschluß an dieselbe folgendes:

„Noch einmal sprach der Kronprinz die Denkschrift durch, deren schnelle Absendung (an den Kanzler) ihm am Herzen lag; dann begann er: ‚Und was soll mit Deutschland werden, welche Stellung soll der König von Preußen nach dem Kriege erhalten?‘ — Ich antwortete, wenn es ein Friede wird, wie wir ihn jetzt hoffen dürfen, so ist die Mainlinie kein Hindernis mehr, die Süddeutschen können unter ähnlichen Bedingungen wie die Staaten des Nordbundes in den Bund treten, und wir dürfen hoffen, daß sie dies selbst wollen, wenn auch nicht sämtlich so warm wie Baden. Das fand der Kronprinz selbstverständlich, aber er frug wieder: „und was soll der König von Preußen werden?“ — Antwort: Kriegsherr des neuen Bundes; braucht man dafür einen Namen, so wird dieser sich wohl finden. Im Notfall kann man ja eine uralte, volkstümliche Bezeichnung zu neuer Ehre erheben und den königlichen Titeln die Worte Herzog von Deutschland zufügen. Die Preußen begehren für ihren König keinen neuen Namen, nur die Macht. Da aber brach der Kronprinz stark heraus und sein Auge leuchtete: „Nein, er muß Kaiser werden.“ Betroffen sah ich auf den Herrn, er hatte seinen Generalmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umfloß, und um den Hals die goldene Kette der Hohenzollern geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Äußeres der Unterredung angepaßt. Wir aber waren gerade über der Arbeit, den Mann, welcher sich einen neuen Kaiserstuhl errichtet hatte, von diesem hinabzuwerfen, und uns Norddeutschen war das alte Kaisertum durch mehrhundertjährige Demütigung und gehäuftes nationales Unglück verleidet. Deshalb vernahm der Hörer diesen Ausbruch warmen Begehrens bei dem künftigen König von Preußen ohne Begeisterung. Den Einwurf, daß die süddeutschen Könige schwerlich mit solcher Einrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der

Digitized by Google

Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden sei, Widerstrebende zu nötigen. Die naheliegenden Bedenken hiergegen hörte er geduldig an, dann wurde er selbst beredt und sprach von der Bedeutung und hohen Würde des deutschen Kaisertums; daß die Kaiserwürde zuletzt an Wert und Ansehen gering geworden sei, räumte er ein, „aber das soll jetzt anders werden.“ “

Mit diesen charakteristischen Momenten zeichnet Freytag des Kronprinzen hohe Ansicht von der Bedeutung der kaiserlichen Würde; außerdem wirft er blitzartige Lichter in die Tiefen des königlichen Herzens, die wohl geeignet sind, ein Verständnis und eine neue Auffassung von dem innersten Wesen des im Grabe ruhenden Fürsten anzubahnen. Freytag sagt:

„Sein Gemüt war weich und warm, menschenfreundlich und opferbereit, und er gab da, wo er vertraute, mehr von seinem Wesen, als wohl ein anderer Fürst. Aber untilgbar haftete in seiner Seele die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand, wo er Veranlassung hatte, sich an seine eigenen Ansprüche zu erinnern, war er hochfahrender als andere seiner Standesgenossen, und wo er nicht gemütlich stark angezogen wurde, oder durch volkstümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menschen unwillkürlich nach den Abstufungen, welche die Monarchie auch denen zuteilen möchte, die nicht im Dienste stehen. Hätte ihm das Geschick eine wirkliche Regierung gegönnt, so wäre diese Eigenart wohl zuweilen befremdlich für die Zeitgenossen sichtbar geworden. Aus dem fürstlichen Stolz erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaisertums, sie wurde ein heißer Wunsch, und ich meine, er ist der erste Urheber und die treibende Kraft für diese Neugestaltung. Für ihn waren die Bedenken, welche im Sommer 1870 kühl dagegen machen konnten, kaum vorhanden. Er traf bei seinem Verlangen auf den gleichen Wunsch bei einigen unserer hohen Herren, z. B. Baden, Koburg, welche auch die künftige Stellung der deutschen Fürsten und das friedliche Einleben derselben in den deutschen Staat bedachten.“ Gustav Freytag ist also der Meinung, daß die Idee des neuen Kaisertums zuerst in dem kronprinzlichen Herzen erwacht sei, und er glaubt, daß der Bundeskanzler damals als Preuße gerade keine Begeisterung für solche prächtige Zugabe zu wirklicher Macht gehabt habe, daß er aber den Herzenswunsch des Thronfolgers allmählich aufgenommen und die Verwirklichung desselben später unter den obwaltenden Verhältnissen ihm als die relativ beste Lösung der verwickelten Schwierigkeiten erschienen sei. — Schon aus diesen aphoristischen Notizen erhellt, daß die Ansicht über die Entstehung des neuen deutschen Kaisertums in eine neue Phase treten dürfte.

Der zweite Absehnitt des ersten Hauptteiles enthält eine Unterredung Freytags mit Friedrich, welche uns wertvolle Aufschlüsse über des letzteren Familienleben giebt und die Gestalt seiner Gattin in das schöne Licht einer gerechten Würdigung rückt. Diese Schilderung atmet den Hauch echter, schöner Menschlichkeit und zeigt uns die tiefe Verehrung, welche den Fürsten zu seiner Lebensgefährtin beseelte. „Am Abend (am 23. August 1870) war ich mit dem Kronprinzen allein, er lag auf seinem schmalen Feldbett, das er sich in jedem Quartier aufschlagen ließ. Vor ihm auf dem kleinen Schreibtisch standen so, daß sein Auge darauf ruhen konnte, die Photographien der Kronprinzessin und seiner Kinder. Er sprach sogleich von den Seinen daheim, von der Natur seiner Kinder, wie sich jedes entwickele, von dem Schmerz über die verlorenen. Seine Augen wurden feucht, und das Antlitz war durch Liebe und Schmerz verklärt. Sein Wesen war so warm und wohlthuend, daß es auch den Hörer weich machte. Dann begann er über seine Gemahlin zu sprechen, voll von zärtlicher Hingabe. Er rühmte ihr reiches Wissen und ihren Geist, zu dem er immer aufsehen müsse, und klagte, daß eine solche Frau nicht überall nach ihrem Wert Anerkennung finde, und man empfand, wie wohl es ihm that, von der zu reden, an die er immer dachte. Als er nun auf Anderes überging und zuletzt die Huld hatte, auch von meiner litterarischen Thätigkeit zu sprechen, so erzählte ich ihm, daß manche Eindrücke der Reise während der langweiligen Kolonnenfahrt des Hauptquartiers mir die Idee zu einem neuen Roman gegeben haben (desselben, der später unter dem Titel „Die Ahnen“ den Lesern zugemutet worden ist), und ich berichtete ihm unbehilflich, wie ein Schriftsteller über das zu reden pflegt, was gerade in seiner Seele Gestaltung gewinnt, von dem Plan und Inhalt der ersten Erzählungen. Er hörte mit gütigem Anteil zu, zuletzt erhob er den Oberleib vom Lager, sah aus wie jemand, dem ein guter Gedanke gekommen ist und frug: „Ist es nicht auffällig, daß der Kronprinzessin so wenig deutsche Bücher gewidmet werden, die der Mühe wert sind? Wenn jemand von uns, verdient doch sie solche öffentliche Anerkennung.“ — Darauf bat der künftige Verfasser der Ahnen um Fürwort bei der Kronprinzessin, wenn er einst die Bitte um Bewilligung einer Widmung aussprechen werde. Der Herr sah mich beistimmend an und legte sich zufrieden wieder zurück. Jede Huldigung, selbst die kleinste, die der angebeteten Frau zu teil wurde, war für ihn eine Sache von Bedeutung.

Denn seine Hingabe und Unterordnung unter die geliebte Frau war eine völlige. Diese Liebe war das Höchste und Heiligste in seinem Leben, das ihn ganz erfüllte. Sie war die Herrin seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Gedanken, seine Ratgeberin, überall, wo sie Rat zu geben geneigt war. Anlage der Gärten, Schmuck der Wohnung, Erziehung der Kinder, das Urteil über Menschen und Ereignisse, alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit. Wo er ihr einmal nicht ganz folgen konnte, oder wo sein innerstes Wesen ihrer Forderung widersprach, war er tief unglücklich und unzufrieden mit sich selbst. Sie war aus größeren Verhältnissen zu ihm gekommen, hatte mit reichen Anlagen, schnellfassendem und hochfliegendem Geist, als Lieblingskind ihres Vaters, ihren geistigen Inhalt aus einem weit umfangreicheren Gebiet von bildendem Stoff erhalten. Durch

Digitized by Google

glückliche Jahre hatte sie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Interessen großzuziehen, die ihr am Herzen lagen, und er empfand in seinem einfachen, lauteren Gemüt, was in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk. Ihm war, als hätte er erst durch sie sehen, fühlen, das Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verstehen, daß solche Herrschaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen, Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte, größere vielleicht der Frau selbst, welche da führte und hob, wo es dem Weibe Bedürfnis ist geleitet zu werden."

In dem dritten Absehnitt „Bis Reims" begegnen wir in der Schilderung der denkwürdigen Tage von Sedan dem schlachtenmalenden Dichter Gustag Freytag; hier reichen sich der Historiker und Dichter verständnisvoll die Hände. Diese farbensatten Darstellungen, getaucht in den Strom der Phantasie und umrankt mit den Arabesken blühender dichterischer Sprache, erinnern an die Schillerschen Schlachtengemälde des dreißigjährigen Krieges. Hier schäumt des Verfassers Seele flammend über, und man fühlt die geheimnisvolle Speisung der Schilderung aus dem Quell selbsterlebter und frischer Eindrücke. Es würde zu weit führen, wollten wir die ganze Schilderung hier citieren, und es würde der Verstümmelung eines Kunstwerkes — denn das ist die Freytagsche Darstellung der Schlacht bei Sedan — gleichkommen, wollten wir sie fragmentarisch anführen. Wir müssen uns darauf beschränken, auf eine der Glanzstellen in dem Buche hingewiesen zu haben. —

Der zweite Hauptabschnitt ist „Nach dem Kriege" übersehrieben. Derselbe bietet uns ein scharfumrissenes Bild von des Kronprinzen Leben, von seinem Sehnen, Wünschen und Leiden während der Zeit nach dem Frankfurter Friedensschluß bis zu seinem Tode. In kräftigen Farben tritt uns hier die Gestalt des königlichen Philokteten von San Remo entgegen. Fürwahr, ein schmerzdurchzittertes, trauriges Bild! Sein heißer Drang nach Bethätigung der in ihm schlummernden Kräfte und Anlagen fand keine Befriedigung. Er, welcher das Kaisertum mit allen Fasern seines Seins herbeigesehnt, konnte nun, nachdem sich sein Lieblingstraum im schönsten Sinne verwirklicht, an dem inneren Ausbau und der Tüchtiggestaltung des Kaiserreiches keinen mannhaften Anteil nehmen. Thatenloses Harren war sein schweres Schicksal und raubte ihm die Lebensfreude und die Heiterkeit seines edlen Gemüts, wozu dann später noch die tückische, schleichende Krankheit kam.

„Der Kronprinz war vierzig Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helm geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten teuer, in der Auffassung seines Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die siebzehn Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens, für den neuen Staat, im ganzen betrachtet, eine glückliche Periode des allmählichen Einlebens in die Seelen und Gewohnheiten der Deutschen. Der Sohn und Thronerbe wurde das Opfer. Er allein hatte dafür den höchsten Preis zu zahlen, sein Glück, vielleicht sein Leben. Das ist ein Geschick, tragischer und furchtbarer, als die kühnste Erfindung sich einzubilden und zu schildern vermag. Das Wesen des alten Kaisers, welcher die Macht liebte, aber, wo es sich um Ernstes handelte, den Schein gering achtete, der durchaus nicht bereitwillig die Kaiserkrone auf sein Haupt genommen hatte, der von den angeborenen Rechten der deutsehen Fürsten hoch dachte, und dieselben, wo er irgend konnte, sorgfältig zu berücksichtigen bestrebt war, dies ruhige, maßvolle Wesen eines bejahrten Herrn, der schon durch sein Alter vielen der Anspruchsvollen Ehrfurcht einflößte, war wie von der Vorsehung zuerteilt, um den deutschen Landesherren den Übergang in das neue Wesen möglichst schmerzlos zu machen. Auch im Volke standen die Parteien unter dem Zauber dieser greisen Gestalt . . . Aber der ihm am nächsten stand in Ehren und in der Zuneigung des Volkes, verlebte diese Zeit der Einrichtung eines neuen Lebens, die Feststellung des Kaiserreichs, das gerade er so heiß ersehnt hatte, zur Seite stehend, in thatlosem Harren. Er fühlte die Leere, eine gewisse Ermüdung trat ein, Verstimmung überkam ihn, welche immer größer wurde."

Freytag giebt als psychologische Gründe dafür, daß diese neugestaltende Zeit das kronprinzliche Gemüt so stark herabstimmte, Mangel an rüstiger Thatkraft an, Mangel an Unternehmungslust, an Schaffensfreude und an Geschick, auf den wichtigsten Gebieten der Verwaltung zu befehlen, wie etwas werden sollte. Einmal nur war es Friedrich vergönnt, thatkräftig an den Aufgaben des Reiches teilzunehmen, im Jahre 1878 nämlich, als er zum Stellvertreter für seinen durch Mörderhand verwundeten Vater berufen ward. Aber bald hernach „begann er an Geist und Leib zu altern, und schon lange, bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, durfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmut nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte."

An diesen Gedanken reiht Freytag noch folgende geistvolle Ausführungen von hohem Interesse:

„Solchem Schicksal gegenüber ist es vermessen zu streiten, wie er als Herrscher geworden wäre . . . Er war ein offener, redlicher Mann von lauterem Sinn und warmem Gemüt, mit einem Herzen voll Menschenliebe, mit der Fähigkeit, sich über alles Gute und Große innig zu freuen. Er war so menschenfreundlich und gegenüber einem Leidenden so voll von Empfindung, daß auch die zahllosen bitteren Erfahrungen, welche die Großen der Erde über

Digitized by Google

Unwert der Hilfesuchenden machen, ihm nicht den Anteil an dem einzelnen Fall beeinträchtigten. Gegen solche, welche er persönlich näher kannte, war er von der zartesten Aufmerksamkeit, er fühlte alles Widerwärtige, das sie traf, als treuer Freund in inniger Teilnahme mit. Er war im Grund seiner Seele weich und leicht erregt, ein Mensch von seltener Reinheit und Innigkeit.

Er war ein warmer Protestant, in allen religiösen Fragen von einziger Duldsamkeit und zu seinen stärksten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffen. In der Staatsverwaltung widerstrebte ihm Polizeiherrschaft und Bevormundung, den Gemeinden wünschte er ausgedehntes Selbstregiment, jeder ehrlichen Thätigkeit die freieste Bewegung . . . Sein Urteil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft, und auch, wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unsicher . . . Er war sehr geneigt, die Selbständigkeit eines anderen anzuerkennen, und man durfte ihm gegenüber eine Überzeugung mit dem größten Freimut aussprechen, auch wenn sie seine eigenen Gedanken angriff. Er war aber auch geneigt da, wo er behaglich erscheinen wollte, in Scherz und Ausdruck sich gehen zu lassen, und es begegnete ihm, daß sein scherzhaftes Wesen auf andere nicht wohlthuend wirkte, vielleicht deshalb, weil der Grundzug seines Wesens ernst war und er sich zu der guten Laune zuweilen nötigen mußte. Und er selbst war sehr empfindlich gegen jeden Verstoß anderer in der Form und verlangte auch in Kleinigkeiten Beachtung seiner Würde . . . Er wurde unablässig als schöne Heldengestalt gefeiert, und er selbst war wohl deshalb geneigt, seiner Erscheinung große Bedeutung zuzuschreiben und sich dieselbe je nach der Situation und der Aufgabe, die er zu lösen hatte, zurecht zu legen. Aber das Gemachte in Antlitz, Blick und Geberde schwand dahin, sobald eine hohe Empfindung ihm in die Seele trat; dann strahlte sein Auge, eine bezaubernde Heiterkeit flog über die zurechtgelegte Miene, und in solchen Augenblicken war er in der That von hinreißender Schönheit."

Wir müssen uns zu unserm Bedauern mit diesen Anführungen des Raumes wegen bescheiden. — Über die Beilagen, welche das Bild des erlauchten und erleuchteten Friedrich und die Kaiseridee vervollständigen, dürfen wir uns kurz fassen. Der erste Artikel „Die Reise des Kronprinzen nach dem Orient" stand in den „Grenzboten" und der letzte „Neues und altes Kaiserzeremoniell", sowie das Gedicht „Die Kaiserkrone" in der Zeitschrift „Im neuen Reich". Freytag sagt darüber: „Diese Stücke wurden dem Kronprinzen geschrieben, damit er sie lese, und der hohe Herr hat in seiner Herzensgüte dem Verfasser seiner Zeit bestätigt, daß er die wohlmeinende Absicht verstanden habe." —

Die Bedeutung der Gustav Freytagschen Novität dürfte aus den mitgeteilten Proben erhellen. Sie ist ein Buch, das uns in lebensvollen Zügen und in pietätvoller Weise das Bild unseres unvergeßlichen Siegers bei Wörth und kaiserlichen Dulders vor unserem seelischen Auge entstehen läßt und auf seine politischen Anschauungen helle Streiflichter wirft. Das Buch ist ein echt deutsches Buch und wert, wenigstens von jedem Deutschen gelesen zu werden. Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse die herrlichen Worte Ernst Ziels über Gustav Freytag als Inhalt unserer Darlegungen im Anschluß an die einleitenden Gedanken dieses Artikels anzuführen: „Germanisches Leben, geistiges wie politisches, den Werdegang unserer Nation von den Urzeiten bis heute spiegeln seine Werke in zum Teil unvergänglichen Formen wieder. Zweimal, in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" und in den „Ahnen", ist er der Entwickelung des deutschen Volkes dichtend und denkend nachgegangen. Als Journalist wie als Redakteur aber hat er, treu im Lager des Liberalismus ausharrend, an der nationalen Einigung Deutschlands unermüdlich mitgewirkt. Beharrliche Liebe zum Volk ist die Seele seiner Dichtung, seine Nation stark und tüchtig zu sehen, der Wunsch seines Lebens. Kein deutscherer Dichter als unser Gustav Freytag!" Sein neuestes Buch ehrt sowohl ihn selbst, wie auch den erlauchten, toten Kaiser.

## Charles Baudelaire.

Eine Studie von Wilhelm Weigand.

(Fortsetzung und Schluß.)

So schließt der Dichter sich in das Reich der Schönheit ein; Dichtkunst, Musik, Malerei können ihn allein trösten. Kritiker wird er; es ist unmöglich, daß in einem Dichter kein Kritiker stecke, meint er. Er, der arm war, blieb ein Schwärmer für die Schönheit, obwohl er sonst keine Illusionen besaß und an wenig in der Welt glaubte. Er liebte den alten Dandy René-Chateaubriand, der auch nicht in diese Bürgerkönigszeit seiner Jugend paßte. Auch Chateaubriand war eine satanische Natur, wenn er das Leben eine Manie nannte und seine Individualität bis zum Wahnsinn steigerte. Byron ist naiv gegen diese satanischen Lateiner, welche doch so wenig Talent zum Spleen haben, im Besitz einer schönen Erde und einer milden Natur. Byrons Satan ist ein Lichtbringer der Menschheit; Byron endet als Thatmann, nach den Orgien Venedigs; er will in Thaten dichten, die einzige Dichtungsart, welche heroische Geister für würdig halten, in einer streitlosen Zeit, welche die Geister ermattet und verkleinert hat. Aber Chateaubriand war noch eine naivere Natur als Baudelaire, der in einer ältern Zeit lebte. Aber es giebt Stunden, wo er ein — Heiliger werden möchte, ein Held. Er zitiert das Wort Emersons, des großen Essayisten, des gottestrunkenen, weltverlorenen Pantheisten: The hero is he, who is immovably centred. Aber Baudelaires Energie ist geschwächt; er kann nur zu gewissen Stunden schaffen, an Tagen, deren Reiz er in beredten Wor-

Digitized by Google

ten geschildert: „Es giebt Tage, wo der Mann mit einem kräftigen Geiste (Baudelaire schreibt Genie) erwacht. Kaum hat der Schlaf die Augenlider, welche er versiegelt hielt, verlassen, so tritt ihm die Außenwelt mit erstaunlichem Relief, in wunderbarer Klarheit der Umrisse, in wunderbarem Reichtum der Farben entgegen. Die sittliche Welt eröffnet ihm ungeheuere Fernsichten voll neuer Klarheit. Der Mann, den diese Seligkeit unglücklicherweise zu selten und zu flüchtig beglückt, fühlt sich zugleich jünger und mehr Künstler, edler, um es mit einem Wort zu sagen. Aber das Sonderbarste in diesem Ausnahmezustande des Geistes und der Sinne, den ich ohne Übertreibung paradiesisch nennen darf, im Vergleich zu dem schweren Dunkel des Alltagslebens, ist, daß er durch keine wohl sichtbare und leicht erklärbare Ursache hervorgebracht wird."

Ja, er war eine von den Naturen, die das Recht haben, zu sagen: Verachtet nicht die Feinfühligkeit eines Menschen. Die Feinfühligkeit des Einzelnen ist sein Genie. Zum Stoiker hat er kein Talent; er nennt den Stoizismus die Religion, welche nur ein Sakrament kennt, den Selbstmord. Er weiß, woran die Elite des modernen Frankreichs krankt, a m W i l l e n. Die Gebildeten sind Genüßlinge geworden, welche vom Geistesmahle nicht das Wissen tragen, welches die Kraft giebt, sondern die Weisheit, welche an allem zweifelt und das bekannte: A quoi bon?! im Munde führt. Immer die gleichen Leidenschaften, die gleichen Bedürfnisse, die gleichen Menschen! „Der Glaube an den Fortschritt ist eine Doktrin für die Faulen, für die Belgier" (die der Dichter ihres praktischen Materialismus wegen bitter haßte). Die Welt besteht aus Leuten, welche nur gemeinsam, in Haufen, denken können. „Groß sind unter den Menschen nur der Dichter, der Priester und der Soldat: der Mann des Sanges, der Mann, der segnet, der Mann, der opfert und sich selbst opfert. Der Rest für die Peitsche." So weit führt ihn die Verachtung der Masse. In diesem Sinne ist er ein Romantiker, wie die Deutschen, welcher mit den Mitteln der Bildung die Reaktion herbeiführen will. Nur neigte er nicht zu einem Lebensgenuß, wie der gastronomische Katholik Friedrich Schlegel; er endige als ein Asket, dessen Tagebuch eine erschütternde Beichte für jedermann ist, welcher das menschliche Herz versteht.

Wie ich erwähnt habe, hat der Dichter die Frauen hart beurteilt, härter noch als Schopenhauer; er glich darin seinem Freunde Delacroix, der, in seiner Jugend ein eleganter Lebemann, sich in späterem Alter ganz in seine Arbeit einschloß, froh, der Stürme entronnen zu sein. Die Liebe erschien dem Dichter zuletzt als Sünde, und die Sand, ein weiblicher Prudhomme der Unsittlichkeit, ist ihm zuwider, weil sie durchaus Französin, eine begeisterte Prophetin der Zukunft, welche nicht einmal das Lächerliche fürchtet, in einem Lande, wo es einst tötlich schien. Sie, die nie einen selbständigen Gedanken hegte, sondern nur die Gedanken des Mannes, welcher gerade ihr Geliebter war, mußte ihm als sein eigener Antipode erscheinen. Schon ihre Poetik, das planlose Schaffen, die behagliche Weitschweifigkeit, der naive Köhlerglaube an den Fortschritt mußten dem Schüler Edgar Poes ein Gräuel sein. Die Natur Sainte-Beuves sagte ihm am meisten zu; er nannte sich des Kritikers litterarischen Sohn, und dieser behandelte ihn wie ein nachsichtiger Vater und nannte ihn: Mein teures Kind. Auch Sainte-Beuve hatte seine Periode glühender Sinnlichkeit hinter sich: „Sie haben Recht, meine Dichtungen gleichen den Ihrigen; ich hatte von derselben bitteren Frucht genossen, die immer voller Asche," bekannte der mystisch-sinnliche Sainte-Beuve, der bis an sein Lebensende dem Ewig-Weiblichen einen intimen Kultus widmete. Baudelaire gehörte zu den Männern, welchen die Herzensneigungen durch den Geist kommen, und er wußte es.

Baudelaire langweilte sich unter den Franzosen, weil alle Voltaire glichen; dieser und die Sand sind die Schriftsteller, die er herzlich haßte. „Emerson hat Voltaire unter seinen „representative men" vergessen. Er hätte ein hübsches Kapitel schreiben können mit dem Titel: Voltaire oder der Antidichter, König der Maulaffen, Fürst der Oberflächlichen, Antikünstler, der Prediger der Thürhüter." Solch eine Strenge für den großen Kämpfer, den allerdings auch der große Carlyle den „poor philosopher" nennt!

Voltaire ist in der That ein „representative man" der französischen Nation, genau wie Molière, der seines gesunden Menschenverstandes wegen auch nicht die uneingeschränkte Bewunderung des Dichters besaß. Voltaire ist allerdings kein Dichter, und, wie das französische Volk im allgemeinen, kein Philosoph. Er ist der größte Litterat, der je gelebt hat, und dabei gerade genug Geschäftsmann und Weltmann. Er ist Erbe einer Epoche, nicht ein Prophet, wie Rousseau, und, um mit einem Erbe aufzuräumen, braucht man Geist und wieder Geist, und Witz, welcher aber, wie aller Witz, selten in die Tiefe gehen kann. Es fehlt ihm der historische Sinn, wie dem ganzen Jahrhundert, wie auch unserem Goethe. Voltaire ist nüchtern, wie die ganze optimistische Gesellschaft, la bonne compagnie, für welche er schrieb, und deren Kammerzofen oft das galanteste Französisch schreiben können. Er ist ein Fortschrittsmann, der die Schönheit vielleicht nur in einer Konversation hervorzuzaubern versteht; denn die Konversation ist sein Kunstwerk. Noch nie war eine Welt so poesielos, wie die Voltaires; man begreift den Enthusiasmus, mit dem der herzensjunge Rousseau begrüßt wurde. Voltaire ist der Gallier par excellence, spitzig, Weltmann, liebenswürdig für die Damen, seicht, resignierter Optimist quand même, und er mußte dem Pessimisten Baudelaire ein Greuel sein. Und Voltaire war eine Religion in Frankreich! Der Weise lacht nie, war eines der Baudelaireschen Paradoxe. Aber alles hätte er dem Schöpfer der „Pfucelle" verziehen, wenn er nur ein Dichter, ein Offenbarer der Schönheit gewesen wäre. Was ist nun schön für Baudelaire! In seinem Tagebuch „Fusées" schreibt er: „Ich habe die Definition des Schönen, m e i n e s Schönen, gefunden. Es ist etwas Glühendes und Trauriges, etwas ein wenig Unbestimmtes, das der

Digitized by Google

Konjektur Spielraum läßt. Ich werde, wenn man will, meine Ideen auf einen sichtbaren Gegenstand anwenden, z. B. auf den interessantesten einer Gesellschaft, auf ein Frauenantlitz. Ein verführerischer und schöner Frauenkopf ist etwas, das uns zugleich Träume von Lust und Wonne erweckt, aber in unbestimmter Weise, der uns die Idee der Melancholie, der Müdigkeit, ja der Sattheit nahe bringt, oder auch die Idee des Gegenteils, das Verlangen nach dem Leben, mit einer zurückströmenden Bitterkeit verbunden, wie wenn sie von Entbehrung oder Verzweiflung käme. Das Geheimnisvolle und das Bedauern sind ebenfalls Charakterzeichen des Schönen. Ein schöner Männerkopf hat nicht nötig, vielleicht in den Augen einer Frau ausgenommen, diese Idee der Lust zu wecken, welche bei einem Frauenantlitz eine um so anziehendere Herausforderung, als er im allgemeinen melancholischer ist. Aber in diesem Kopf wird sich auch etwas Glühendes und Trauriges, geistige Bedürfnisse, dunkel zurückgedrängter Ehrgeiz, die Idee einer grollenden unbeschäftigten Macht, manchmal die einer rächenden Stumpfheit (Glätte), denn das Ideal des Dandy ist bei dem Gegenstand nicht zu vernachlässigen, manchmal auch — und dies ist eines der interessantesten Charakterzeichen der Schönheit — das Geheimnisvolle, und (damit ich den Mut habe zu gestehen, bis zu welchem Punkte ich mich modern in ästhetischen Dingen fühle), das Unglück ausdrücken. Ich behaupte nicht, daß die Freude sich nicht der Schönheit einen könne; aber ich behaupte, daß die Freude eine der gewöhnlichsten Zierden, indes die Melancholie gewissermaßen die glorreiche Genossin derselben ist, bis zu dem Grade, daß ich kaum (wäre mein Hirn ein Zauberspiegel?) einen Typus der Schönheit begreife, indem sich nicht die Idee des Unglücks ausdrückte. Gestützt auf diese Idee, andere würden sagen davon besessen, wird man begreifen, daß es mir schwer würde, nicht zu schließen, daß der vollendetste Typus männlicher Schönheit Satan ist, wie ihn Milton schuf."

Man denke sich neben einem solchen Ideal die griechischen Götter, die heiter in sich Ruhenden, mit den friedensvollen weißen Gliedern, und man hat zwei Welten vor sich, die unruhige moderne, und die leuchtende Frühlingswelt der Menschheit.

Wie er die moderne Frauenschönheit auffaßte, beweist folgende Stelle: Zwei Frauen wurden mir vorgestellt, die eine eine bäurische Matrone, widerwärtig durch Gesundheit und Tugend (sic), ohne Haltung und Blick, kurz, welche nur der einfachen Natur alles schuldet; die andere eine der Schönheiten, welche die Erinnerung beherrschen und bedrücken, ihrem tiefen eigenartigen Reiz die Beredsamkeit der Toilette einend, Herrin ihres Ganges, bewußte Herrscherin ihres Selbst, mit einer Stimme, wie ein gestimmtes Instrument, und Blicken, die nur das ausdrücken, was sie wollen. Meine Wahl dürfte nicht zweifelhaft sein, und doch giebt es pädagogische Sphinxe, die mir vorwerfen würden, ich verfehlte mich gegen die klassische Ehre."

Ich habe diese beiden Stellen erwähnt, weil sie die Ansichten eines großen Teils der französischen Gebildeten des 19. Jahrhunderts ausdrücken. Auch Balzac zog der Venus von Milo eine Pariserin vor, elegant, fein, kokett, die Schultern in einen langen Shawl gehüllt, wie durch eine Bewegung des Ellenbogens, eine Pariserin, welche mit flüchtigem Fuß zu einem Stelldichein geht, den Spitzenschleier von Chantilly über die Nasenspitze gezogen, und das Haupt neigt, daß man zwischen Hut und Shawl den elfenbeinernen Hals bemerken kann, auf dem sich, im Lichte, anmutig zwei oder drei rebellische Löckchen winden. So erzählt Gautier in seiner pittoresken Studie über Baudelaire, und fügt als alter Heide hinzu, daß er für sein Teil die Venus von Milo, welche nach neuesten Forschungen gar eine Nike sein soll (eine Siegesgöttin ist sie jedenfalls!) vorziehe. Baudelaire verehrte Balzac als den Meister des modernen Romans; aber von den Realisten der Malerei wollte er nichts wissen, und er verteidigt sich unwirsch gegen den Vorwurf, den man ihm oft machte, auch er gehöre zu den Realisten, er, der doch sein ganzes Buch nach einer vorgefaßten Idee gleichsam komponierte und das Häßliche nur schilderte, um das Böse zu zeigen. In dieser Anschuldigung sah er einen neuen Beweis für die Unwissenheit seiner Landsleute auf ästhetischem Gebiete.

Bevor ich jedoch mein Urteil über den Dichter und sein Verhältnis zur französischen Jugend abschließe, will ich einige seiner Gedichte in Prosa anführen, wenn auch eine Übersetzung der marmorschönen Seiten kaum eine richtige Idee von deren Vollendung geben kann.

Das Confiteor des Künstlers.

Wie durchdringend sind die Dämmerungen der Herbstestage, ach, durchdringend bis zum Schmerze. Denn gewisse köstliche Gefühle giebt es, deren Unbestimmtheit nicht die Tiefe ausschließt, und kein schärferer Stachel, als der des Unendlichen. Welch' große Wonne, seinen Blick in die Weite des Himmels und des Meeres zu versenken. Einsamkeit, Schweigen, unvergleichliche Keuschheit des Azurs! Ein lebendes Segel am Horizont, das durch seine Einsamkeit und Kleine mein unbeilbares Sein nachahmt; eintönige Melodie der Flut; all diese Dinge denken durch mich, oder ich durch sie (denn in der Größe der Träumerei verliert das Ich sich schnell!); sie denken, sag' ich, aber in musikalischer, pittoresker Weise, ohne Spitzfindigkeiten, ohne Syllogismen, ohne Schlußfolgerungen. Und dennoch werden diese Gedanken, ob sie von mir ausgehen oder sich von den Dingen losreißen, bald zu tief. Die Energie der Lust schafft Unbehagen und wirkliche Qual. Meine übermäßig gespannten Nerven geben nur noch mißtönige schmerzliche Schwingungen.

Und nun schlägt mich des Himmels Tiefe nieder; seine Klarheit erbittert mich. Die Gefühllosigkeit des Meeres, die Wandellosigkeit des Schauspiels empören mich. Ach, muß man ewig leiden, oder ewig das Schöne fliehen. Natur, Zauberin ohne Mitleid, immer siegreiche Rivalin, laß mich! Hör' auf, mein Verlangen, meinen Wunsch zu versuchen. Das Studium des Schönen ist ein Zweikampf, wo der Künstler vor Schrecken aufschreit, ehe er besiegt!"

Welch' ein durchaus lateinischer Pantheismus, klar, ohne jedes Geheimnis. Die Franzosen sind eben nicht umsonst Erben einer südlichen Zivilisation!

Der Hafen.

Ein Hafen ist ein reizender Aufenthalt für eine Seele, die der Lebenskämpfe müde. Die Weite des Himmels, der bewegliche Bau der Wolken, des Meeres wechselnde Färbungen, das Schimmern der Leuchttürme sind ein wunderbar geeignetes Prisma, um die Augen ohne Ermüdung immer zu erfreuen. Die schlank-

Digitized by Google

aufstrebenden Formen der Schiffe, mit wirrem Tauwerk, denen sich in harmonischen Schwankungen die Woge andrängt, dienen dazu, den Geschmack des Rhythmus und der Schönheit zu unterhalten. Und noch besonders giebt es eine Art geheimnisvollen und aristokratischen Genusses für den, der keine Neugier und keinen Ehrgeiz mehr besitzt: die Betrachtung all der Bewegungen Kommender und Gehender, derjenigen, welche noch Kraft und Wunsch des Willens haben zu reisen, oder sich abzumühen, indes man auf der Veranda liegt, oder am Damme angelehnt steht.

## V.

Fassen wir das Urteil über Charles Baudelaire zusammen: Er ist ein Romantiker, aber weit mehr im deutschen Sinne, als seine geistigen Väter es waren, welche durchgehends echte Lateiner sind und deshalb fremden Einflüssen ziemlich oberflächlich gegenüberstehen, aber deswegen eine große Originalität entfalten konnten. Selbst Musset, der französische Byron, ist hiervon nicht ausgenommen; auch er ist ein durchaus nationaler Poet, seine Sentimentalität durchaus französisch — weinerlich, und sein Witz, sein Weltmannstum erinnern manchmal geradezu an die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, obgleich seine Phantasie durchaus modern im Sinne des 19. Jahrhunderts ist. Wie die Romantiker trat Baudelaire in das Leben mit dem festen Entschluß, es in poetischer Weise auszuleben, sich ein Leben zu dichten. Wie jene wollte er alle Genüsse kennen, ehe er sie schilderte. Er war und blieb was wir einen Märtyrer der Phantasie nennen, trotz seiner Absichten kein Lebenskünstler, wie es deren in Frankreich, dem klassischen Land der Renten und gesellschaftlichen Formen, wohl immer geben wird. Nach dem Schönen im Leben trachtend, mußte er mit dem Leben in Widerstreit geraten, von dem er sich nur dadurch rettete, daß er sich in eine ästhetische Einsamkeit verschloß und seine Empfindungen und Gefühle hegte und pflegte, wie Schätze, ohne darauf zu achten, daß dieser schwelgerische Genuß ihn vereinzeln und krank machen mußte. Wie in eine Wolke gehüllt ging er durchs Leben, und seine Verachtung der Utilitarier, welche damals von gerade sehr abstoßender Art waren — die Abenteurer des andern Kaiserreichs herrschten in Staat und Gesellschaft — besaß kein Gegengewicht. Er mußte, wie Flaubert, den ganzen Fluch der Übergangszeit tragen; während geistige Neigungen und die Überlieferung auf romantische Bahnen wiesen, konnte er sich doch dem herrschenden Geiste der Analyse nicht entziehen. Da er nicht fruchtbar war, ein Grübler, der jedes Sonett immer wieder umschmiedete, so wurde er zu einem jener Selbstquäler, welche sich mit geheimer Wonne kreuzigen, um nur das aristokratische Vergnügen der Selbstbeobachtung ganz ausgenießen zu können. Das romantische Feuer, welches einst in Massen dichten Rauchs bei den Vätern emporgeloht war, schwillt bei diesem Geschlecht zu einem kleinen, aber diamantklaren Feuerlein zusammen. Er kann nie, auch in seinen heitersten, schönheitsatmenden Gedichten, populär werden, wie Viktor Hugo, der, auch ein großer Künstler, sein langes Leben hindurch ein Optimist von fast offiziellem Gepräge blieb. Selbstquäler sind fast immer Ausnahmenaturen, und Baudelaire ist der Typus des Heautontimorumenos. Wenn andere Dichter die Gefühl- und Denkweise einer ganzen Gesellschaftsschichte, ja eines Volkes, auskünden, so ist er, und mit ihm ein ganzes Dichtergeschlecht, der Sänger überfeiner, etwas verdorbener Naturen, welche vor allem zu sehen vermögen, eine Eigenschaft, welche hohe Kultur fast immer verleihen wird. Sein Ideal der Schönheit ist, wie wir gesehen, durchaus aristokratisch; es gleicht dem Kopf der Mona Lise des göttlichen Leonardo, der auch unter den Meistern der Renaissance der modernste war, und grübelte, wo die andern sich ihrer unvergleichlichen Natur überließen. Er trägt jenes geheimnisvolle Lächeln um die Lippen, welches so viele Gedanken erweckt. Baudelaire ist angekrankt, weil er einer Verfallzeit angehört; er weiß es; er ist der erste bewußte Vertreter der „décadence" in Frankreich, und rühmt sich dessen, weil eine solche eben viel reicher an eigentümlichen Geisteszuständen.

An ihm können wir beobachten, wie germanische Ideen immer nur unter gewissen Bedingungen in Frankreich gedeihen können. Der französische Geist ist ausgezeichnet im Anordnen von Ideen, im Verschwenden eines Geisteserbes, aber mißtrauisch nach außen, und fremde Theorien werden immer eine ganz eigene Anwendung bei dieser Nation finden. Sonderbar bleibt es immerhin, daß Baudelaire bei dem rhetorischen Sinn der Nation, welche Rhetorik gar leicht für Poesie nimmt, wenn nur ihr Ausdruck voll und gerundet, so viele Schüler finden konnte. Vielleicht wirkt hier das allgemeine Ergänzungsgesetz, nach dem eben eine Nation die Mängel ihrer geistigen Begabung durch eine übertriebene Anerkennung der entgegengesetzten Werke zu verdecken sucht. Baudelaires Katholizismus ist ein ähnliches Phänomen, wie der Liszts, des musikalischen Schönheitsbacchanten. Ein französischer Kritiker hat hervorgehoben, daß der Vers Baudelaires manchmal an den Dantes erinnere; er hat Recht. Sainte-Beuve hat einmal bemerkt, Goethe habe sich in seiner Jugend schon darauf vorbereitet, ein Mann von 82 Jahren zu werden. Daran dachte dies ganze Geschlecht, dessen Vertreter der Dichter ist, nicht; es wollte leben, leben! Der Venusdienst schlägt natürlich in Verachtung des Weibes um, von dem er nur die Hetäre kennt, welche im modernen Paris gar oft die Rolle einer athenischen spielen konnte, bis der Einfluß der Finanz ein geistiges Niveau der Dirne schuf. Baudelaire verachtet das Weib, weil es intellektuell niedriger steht, als der Mann, und von seiner moralischen Größe will er nichts wissen, weil gerade diese es verhindert, immer ästhetisch zu sein. Er ist ein Verfechter der Individualität à outrance, und darin durchaus nicht Franzose, den er ein gezähmtes Hühnerhoftier nennt. Die allgemeine Anerkennung der Modeautorität, des Tagesschriftstellers, der Tagesmodedame, wie sie in Frankreich auftritt, ist ihm ein widerwärtiges Schauspiel, ein Zeichen geistigen Tiefstandes.

Sein Einfluß auf das gegenwärtige Geschlecht ist übergroß gewesen, und besonders waren es die dich-

Digitized by Google

terisch veranlagten Köpfe, welche diese zusammengedrängte Poesie mit Entzücken genossen. Der hautgoût seiner Gefühle erschien den jungen Köpfen nicht nur ein Zeichen der geistigen Überlegenheit, sondern einfach der Genialität, und Baudelaire gehört zu jenen geheimnisvollen Naturen, welche wirklich einen unerklärlichen Zauber ausüben und schwächere Geister für ein ganzes Leben zeichnen. Er ist schon ein Manierist, wie schon seine Kunstanschauungen beweisen, und seine Nachfahren haben seine Manier noch übertrieben und eine Gallimathiaspoesie geschaffen, welche entweder Musik oder Malerei sein will, aber ja keine Gedanken ausdrücken darf. Auch die Heineschen Nachahmer verdarben die Litteratur, indem sie die kleinen Lieder, welche aus gewissen Gründen eben so leicht zu kopieren waren, nur so aus dem Ärmel schüttelten. Baudelaire ist durchaus ein Kind seiner Zeit; sein Pessimismus ist nur anderer Färbung als der ironische Renans, des geistigen Jongleurs. Alle seine Zeitgenossen teilen seine Vorliebe für die Analyse: Taine, Flaubert, und später Emile Zola. Wie Stendhal ist er eine durchaus zusammengesetzte Natur: Romantiker, Realist, ein Stück Philosoph, und dies giebt seiner Physiognomie mit dem eigentümlichen Munde, einen geheimnisvollen Zug. Er ist modern, weil er, als Erbe einer reichen, dem Verfall geweihten Zivilisation, viele Geistesströmungen in sich vereinigt und sie abwechslungsweise sein Herz befruchten läßt. Sein Kultus des Schönen, oder dessen, was er als schön betrachtet, und seine würdige Haltung in den Tagen seiner Armut nach seiner stürmischen Jugend, weisen ihm unter seinen naturalistischen Zeitgenossen allein schon einen hohen Platz an, auch wenn er nicht der unfehlbare Künstler und große Poet gewesen wäre.

## Sprechsaal des „Magazins".

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir zu dem in Nr. 45 Ihres Blattes erschienenen Aufsatze: „Neurealistische Novellen. Besprochen von Kaberlin", freundlichst folgende Berichtigung:

Nachdem mich der Herr Verfasser des betreffenden Artikels — nebenbei bemerkt des weitaus eingehendsten und gediegensten, der, wenigstens in der deutschen Presse*), bisher über „Papa Hamlet" erschienen ist — als Autor dieses Buches namhaft gemacht, setzt er in Form einer kleinen Fußnote hinzu:

„Johannes Schlaf soll ebenfalls, aber nur im zweiten Grad, an der Arbeit beteiligt sein."

Nun! Er soll es nicht nur, sondern er ist es auch! Und, soweit wenigstens unsere, d. h. seine und meine Kenntnis der Sachlage reicht, ist es überdies durchaus angerechtfertigt, einem von uns beiden, und zwar ganz gleichgültig welchem, eine Beteiligung „ersten" oder „zweiten" Grades zuzumessen. Im Gegenteil! Nicht allein, daß wir unsere Arbeit zu gleichen Hälften geleistet zu haben glauben, wir haben sie thatsächlich so geleistet!

Eine langjährige Freundschaft, verstärkt durch ein fast ebenso langes, nahestes Zusammenleben und gewiß auch nicht in letzter Linie beeinflußt durch gewisse ähnliche Naturanlagen, hat unsere Individualitäten, wenigstens in rein künstlerischen Beziehungen, nach und nach geradezu kongruent werden lassen! Wir kennen nach dieser Richtung hin kaum eine Frage, und sei sie auch scheinbar noch so minimaler Natur, in der wir auseinandergingen. Unsere Methoden im Erfassen und Wiedergeben des Erfaßten sind mit der Zeit die vollständig gleichen geworden. Es giebt Stellen, ja ganze Seiten im „Papa Hamlet", von denen wir uns absolut keine Rechenschaft mehr abzulegen vermöchten, ob die ursprüngliche Idee zu ihnen dem einen, die nachträgliche Form aber dem anderen angehört, oder umgekehrt. Oft flossen uns dieselben Worte desselben Satzes gleichzeitig in die Feder, oft vollendete der eine den eben angefangenen Satz des anderen. Wir könnten so vielleicht sagen, wir hätten uns das Buch gegenseitig „erzählt"; wir haben es uns einander ausgemalt, immer deutlicher, bis es endlich auf dem Papier stand. Uns nun nachträglich sagen zu wollen, das gehört dir und das dem anderen, liegt uns ebenso fern, als es in den weitaus meisten Fällen auch thatsächlich kaum mehr zu ermitteln wäre. Wir haben nicht das mindeste Interesse daran! Unsere Freude war, daß es dastand, und die Arbeit selbst gilt uns auch heute noch mehr als die Arbeiter. Ein weiteres größeres Opus haben wir bereits wieder unter der Feder und es wird sich ja zeigen, ob es die von uns angenommene „Einheit unserer beiden Naturen" bestätigen wird, oder nicht.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr

ergebenster

Berlin, 1. November 1889. Arno Holz.

*) Norwegische und dänische Blätter haben bereits vor längerer Zeit, ehe noch das Buch in Deutschland von der Kritik überhaupt beachtet worden war, sich eingehend mit „Papa Hamlet" beschäftigt, den sie als ein bedeutendes Werk erklären, und auf kritischem Wege die Unhaltbarkeit der nordischen Verfasserschaft erkannt. D. H.

## Litterarische Neuigkeiten.

Die zu Rom und Paris herausgegebene „Revue Internationale" enthält nebst anderen interessanten Beiträgen den s. Z. in Deutschland erschienenen Roman „Zwei Ehen" von Alfred Friedmann im Oktoberheft. Dasselbe Buch wird von Fratelli Treves in Mailand in italienischer Übersetzung verlegt.

Das Novemberheft des in Bezug auf Inhalt und Ausstattung gegenwärtig an den ersten englisch-amerikanischen Monatsschriften zählenden „Century Magazine" (New York) enthält eine neue novellistische Arbeit Mark Twains.

Ein nachgelassenes Werk des kürzlich verstorbenen J. Barbey d'Aurevilly, „Polémiques d'Hier" erscheint nächstens bei Albert Savine, Paris.

In der bekannten Sammlung illustrierter Romane von Marpon & Flammarion, Paris, veröffentlicht Hector Malot eine neue Erzählung: „Mariage riche".

## Bühnenschau.

„Il Romanzo di un erede" betitelt sich ein Lustspiel von C. Antona Travesi e G. Sanfelice, welches mit einem schönen Erfolg vor kurzem erstmalig über die Triester Bühne ging.

Digitized by Google

Bei seiner Aufführung zu Neapel und Rom trug das dreiaktige Lustspiel „Castore e Polluce" des jungen Schriftstellers C. Rubertl einen vollen Erfolg davon.

„En vacances" ist der Titel eines dreiaktigen Lustspiels von Pauline Thys, das bei seiner Erstaufführung am Théâtre Molière zu Brüssel mit großem Beifall begrüßt wurde.

Die für das Théâtre français geplante Darstellung des Dramas „Mahomet" von Henri de Bornier hat in der muhamedanischen Welt große Erregung hervorgerufen, da dieselbe hierin eine Verspottung der Gläubigen zu erblicken glaubt.

Georges Ohnet will aus seiner letzten Romandichtung „Le Docteur Rameau" ein vieraktiges Schaustück für das „Gymnasetheater" in Paris siehen. Der Leiter des „Gaîtétheaters" soll dem rührseligen Ohnet eine große Summe für das Aufführungsrecht des „Hüttenbesitzers" angeboten haben. Aber vergeblich. — An der „Porte-Saint-Martin" macht Sardous „Theodora", die aus dem Jahr 1884 ausgegrabene Byzantinerin, dank der großen Sarah immer noch volle Häuser. Sarah Bernhardt verbleibt dieser Volksbühne. — Das „Théâtre-Libre" des Herrn Antoine faßt immer fester Fuß. Nach Aicards lärmvollem „Père Lebonnard" kommen Ibsens „Gespenster", „Le Pain d'Antrui" nach Turgénjeff, etliche Einakter von Paul Ginisty, L. Hennique und — eine Bühnenbearbeitung von Goncourts „Frères Zemganno"! Renans „Abbesse de Jouarre" bleibt noch ausgesetzt. J. Sz.

Am Pariser Gymnase wurde am 31. Oktober das neue Stück Daudets „La lutte pour la vie" mit großem Erfolge gegeben; es ist gewissermaßen die Fortsetzung zu seinem letzten Roman „Immortel", der die Gekrönten der Académie Française in roten Zorn brachte.

## Personenschau.

In Halle a. d. S. hat am 28. v. Mts. der bekannte Litterarhistoriker Prof. Richard Gosche gewaltsam seinem Leben ein Ende gemacht. Die traurige Kunde berührt alle, die den liebenswürdigen und freigeistigen Gelehrten kannten, höchst schmerzlich. Er war am 4. Juni 1824 zu Nendorf bei Krossen geboren, studierte orientalische Sprachen und wurde 1863 als ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachwissenschaften nach Halle berufen. Er war ein sehr vielseitiger Schriftsteller und besonders gründlicher Kenner auch der gegenwärtigen Litteratur, eine bemerkenswerte Ausnahme von der in Gelehrtenkreisen verbreiteten Gleichgültigkeit gegenüber dem Schaffen der Zeitgenossen.

Gustav Rümelin, der Kanzler der Universität Tübingen, ist am 29. v. Mts. gestorben. Er war zu Ravensburg in Württemberg am 26. März 1815 geboren. Er hat sich in letzter Zeit auf litterarischem Gebiet besonders durch seine „Shakespeare-Studien eines Realisten" und durch die scharfe Stellungnahme gegen die Sprachreinigungsfrage bekannt gemacht.

Am 29. Oktober endete an einem Blutsturz in Saratow das Leben des bekannten und s. Z. vielgenannten russischen Schriftstellers Tschernischewski. Er war 1829 als Sohn eines russischen Popen geboren. Als Hauptmitarbeiter des „Ssowremenik" wurde er wegen der Freiheit seiner hier vertretenen Ansichten zugleich mit dem Verbote der Zeitschrift verhaftet und zu 14 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Eine Begnadigung trat nicht ein, da man den geistigen Einfluß des Mannes fürchtete. So blieb Tschernischewski bis zum vorigen Sommer in Sibirien. Der Tod überraschte ihn bei der Übertragung von Webers allgemeiner Weltgeschichte.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 44. 31. Oktober 1889.

Friedenshoffnungen. — Die böhmische Königskrönung. — Eudämonismus wider Pessimismus. — Der Praeceptor Germaniae. — Max Zimmermann, Einst und Jetzt. Betrachtung bei Gelegenheit der Münchener Jahresausstellung. — Henrik Pontoppidan, Junge Liebe. Idyll. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Mann. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. — Litteratur.

**Deutsche Revue.** November 1889.

Aus dem Lebeu des Grafen Albrecht von Roon. — Ernst II. Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Im schwarzen Weltteil. — Hans Nagel von Brawe, In schwerer Bö. — Emil Schlagintweit, Die Christen in Indien. — J. Mähly, Funde und Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte. — Vizeadmiral Batsch, Britisch' Seekriegspiel. — Georg Liebe, Ein Tag in einer deutschen Stadt des Mittelalters. — Berichte aus allen Hauptstädten. t. Theologie: C. Schmidt, Die „Lehre der zwölf Apostel". 2. Staats- und Rechtswissenschaft; Ludwig Fuld, Französische Gemeindegesetzgebung. — Litterarische Revue. — Litterarische Berichte.

### ENGLAND.

**The Academy.** No 913. 2 November 1889.

J. A. Noble, Mary Howitt's Autobiography. — J. Owen, Supernatural Religion. — J. Davidson, Gerald Massey's Poems. — W. R. Morfill, Mitchell's Russian Pictures. — C. E. Dawkins, Baring-Gould's Historic Oddities. — G. Saintsbury, New Novels. — Gift Books. — Original Verse: Paget Toynbee, "Suggested by the 'Dead March' in 'Saul'." — C. H. Firth, The Last Days of John Hampden. — J. Bass Mullinger, The Patriciate of Pippin. — Dr. Furnivall, John Chaucer's Wife. — Grant Allen, Proctor Memorial Fund. — H. Richards, Haigh's The Attic Theatre. — Prof. Bühler, Asoka's Thirteenth and Fourteenth Edicts in the Manshra Version. — Science Notes. — The Glasgow Autumn Exhibition. — Notes on Art and Archæology. — Obituary: F. W., Emile Augier. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

**The Athenaeum.** No 3236. 2 November 1889.

Courthope's Life of Pope. — Moral Order and Progress. — Reminiscences of an Essayist. — Novels of the Week. — Christmas Books. — Philological Books. — Library Table: List of New Books. — Some Missing Poems of Sir John Beaumont; Admiral Benbow; Mr. Addison, an Unpublished Note; Editions of 'Marmion'; The Provincial Colleges and the Report of the University Commission; Sir Richard Steele; M. Cobet. — The Vertebrate Fauna of the Outer Hebrides; Library Table; Medical Books; Geographical Notes; Meetings; Gossip. — Drama: M. Émile Augier.

**The Nineteenth Century.** November 1889.

Frederic Harrison, The New Trades-Unionism. — Duke of Marlborough, The New Tories. — Montague Crackanthorpe, The New National Party. — Henry Elliot, Australia Fifty Years ago. — Catherine Milnes Gaskell, Women of To-Day. — J. Norman Lockyer, The History of a Star. — J. E. C. Bodley, Roman Catholicism in America. — Dr. Jessopp, Are they Grievances? — Alfred J. Church, Cristicism as a Trade: a Reply. — G. Herbert Stutfield, Modern Gambling and Gambling Laws. — Gordon, „Memo" on Classes in the Soudan. — Robert Giffen, A Problem in Money. — W. E. Gladstone, The English Church under Henry VIII.

**The Contemporary Review.** November 1889.

G. Monod, The French Elections. — G. S. Reaney, Slave-Driving by Public Companies. — William Wilson Hunter, The old Missionary. — Clement Scott, The Modern Music-Hall. — Fairbairn, Mansfield College. — Count Vitzthum's Latest Memoirs. — Christianity and Socialism. — John Mackenzie, The Expansion of South Africa. — Sir Morell Mackenzie, Art versus Science in Song.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Novembre 1889.

Henry Rabusson, Idylle et drame de Salon. — Jules Rochard, L'Hygiène en 1889. — C. de Varigny, L'Afrique et l'Océanie à l'exposition universelle. — Alfred Mezières, Mirabeau, d'après un livre récent. — Georges Lafenestre, La peinture étrangère à l'exposition universelle. — Eugène-Melchior de Vogüé, A travers l'exposition. — G. Valbert, Les mémoires du comte Vitzthum. — F. Brunetière, Revue Littéraire. Bibliographie des œuvres de Voltaire. — Jean Aicard, Théâtre Libre, Le père Lebonnard.

Digitized by Google

**Revue de Famille.** 1 Novembre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: Le Mariage. — Paul Bourget, Un Remords. — Victor Fournel, Figures d'ancien régime: Le Fermier général. — Georges de Dubor, Les Orchidées. — Gabriel Ferry, Les Pronesses de Martin Robert. — Henry Fouquier, Chronique. — Louis Sinceère, Bourse de la Famille.

**L'Indépendant Littéraire.** No 21. 1 Novembre 1889.

Fabre, La littérature contemporaine et les lois de répression. — B***, Billet de Quinzaine. — Roger Marx, L'Art à l'Exposition Universelle. VI. Les Arts industriels. — Félix Rabbe, Les indiscrétions d'un interviewer anglais. Thiers et Napoléon III. — F. A., Le Théâtre à Paris: Théâtre Libre: Le père Lebonnard, par M. Jean Aicard. La Conspiration de Mallet. L'Espionne. En province. — Paul Rovelle, Les Livres: Lettres de l'Inconnue. — A travers l'Institut: Séance publique annuelle des cinq Académies.

**Journal des Savants.** Octobre 1889.

Ad. Franck, Le Crime. — J. Bertrand, Pascal physicien et philosophe. — Henry Weil, L'Éducation athénienne. — Gaston Paris, Chants populaires du Piémont. — Bréal, Premières influences de Rome sur le monde germanique.

**Revue Critique.** No 43 et 44. 28 Octobre et 4 Novembre 1889.

Bloch, Le livre des préeeptes par Maïmonide. — Georges, Lexique latin. — Nonina p. p. L. Müller. — Bernonilli, La plus ancienne chronique de Colmar. — Cappelli, La bibliothèque d'Este. — Sam. Berger, Les bibles provençales et vaudoiaes. — Perrens, Histoire de Florenee. — Bruni, Les trois poètes florentins, p. p. Wotke. — Ehrhard, Les comédies de Molière en Allemagne. — Correspondance du comte d'Avaux avec son père, p. p. p. Boppe. — R. Reuss, Les protestants d'Alsace au XVIIe siècle. — Joubert, Les édifiees du Mans; Chateau-Gontier au XVIIIe siècle; Documents sur la Révolution en Bretagne et en Vendée. — De Rochechouart, Souvenirs sur la Révolution. — Mme André-Walther. — P. Passy, Le français parlé; Les sons du français. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

Cumont, Sur l'authenticité de qnelques lettres de Julien. — Simon Portius, Grammaire grecque p. p. W. Meyer. — Doppfel, Le pape sous les Carolingiens. — Cartulaire de l'hôpital Saint-Jean-en-l'Estrée d'Arras, p. p. Richard. — Ambassade en Turquie de Jean de Gontaut Biron p. p. Th. de Gontaut-Biron. — Documents sur les relations entre le duc d'Anjou et les Pays-Bas, p. p. Müller et Dlegerick. — Joret, Le P. Guevarre et les bureaux de charité aux XVIIe siècle. — L. G. Pélissier, A travers les papiers de Huet. — Correspondance de Vandreuil et du comte d'Artois p. p. Pingand. — Dejob, Lycée et Athénée. — De Grandmaison, La Congrégation. — Le procès des accusés du Haut-Rhin p. p. Sieffermann. — Gbiron, Annales d'Italie. — Pavot, Les incohérenees de l'étymologie offieielle. — Académie des Inscriptions.

ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 41. 2 Novembre 1889.

T. Fornioni, Émile Augier. — G. Mensaei, Boseo Dncale. Sonetti. — G. Faldella, Il Giuramento di Siband, Boasetto Valdese. — Fulvia, I falsi. — C. Calì, Pel giorno dei morti. Versi. — I Corrieri delle Arti. U. Flores (da Roma), Nihil. — A. G. Corrieri (da Milano), Baldomero Galofre. — Carlotta Ferrari, A un Edelweis. Versi. — A. Altobelli, „Fumando" di L. Capuano. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d'arti.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1269. 24 October 1889.

The Week. — Editors, Muzaled and Unmnzzled. — The Latin Awakening. — "The Grand Army". — A Word with Subscribera to the Fair Fund. — College Life for Women. — Santa Catalina Island. — The New Standards of Weight and Measure. — Gen. Roebeehoaut's Memoirs. — Reflections After a Tour of Research in Virginia. — The Pan-American Customa Union. — Chantanqua Text-Booka. — The Multiplication of Oaths. — Lockram. — A Southern Fire-Eater. — Mediæval Anecdotes and Jests. — Morse's Franklin. — Grammatik der Attischen Inschriften. — Cyclopædia of Music and Musicians. — The Quiet Life. — Convenient Houses. — Elementary Practical Phiaics.

NIEDERLANDE.

**De Gids.** November 1889.

Emile Seipgens, Jean. — Theod. Jorissen, Het tijdperk der patriotten. — J. J. P. Valeton jr., Oud-Israël en zijne profeten. (A. Pierson, Geestelijke vooronders. I. Israël.) — W. van der Vlugt, In den strijd om het recht. — J. T. Buys, De Eerste Kamer en de schoolwet. — J. N. van Hall, Dramatisch overzicht, (Coqueiin als Tartuffe. De wilde eend van Ibsen. — Bibliographie: Dr. J. H. Gunning, De wijsbegeerte van den Godsdienst, — Bram van Dort, Marie.

**De Leeswijzer.** 1889—90. Aflevering 12.

Van Jaqnes Perk, Herinnerinea-Lover bij de Aehtjarige groeve. — Joh. E. A. van Pelleeom, De tekst der Hollandsche Opera. — E. B. Koster, Verbetering. P. A. de Genestet 1829 — 21 November — 1889. Verfallen hut. — E. B. Koster, Meisjesdroomen. — Guy de Maupassant, De doode. — Spreking. — Vertentiën.

SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** Oktober 1889.

C. Riis-Knudsen, Til Læserne. — Niels Moller, Grænseferd. — Olnf Nielsen, Scenen for Holbergs „Den elievte Juni." — Karl Giellernp, Den moderne Forfatter. — Rudolf Schmidt, Humlegrossereren. — Kr. Winterhjelm, Lidt om seenisk Kunst. — Johan Knndaen, Det kgl. Theater, Folketeatret, Kasino. — P. A. Rosenberg, Dagmarteatret. — P. A. R., Edvard Brandes, En Politiker. — x, Der Kunstwart.

**Nordiak Tidskrift.** Sjätte Häftet. 1889.

Henrik Schück, Skulpturfynd i det italienska Rom. II. — Harald Höffding, Apologi for Lessing. — Helena Nyblom, St. Antonios fest på Capri. — Litteraturöfversigt: Hnna Emil Larsson, Vår Daniel och andra dikter af Edvard Fredin. — Per Sondèn, Öfversigt af de europeiska staternas politiska historia under åren 1881—1887 af P. O. Bäckström. — Julius Centerwall, Geografisk läsning för skolan. — C. Elehhorn, Hedvig Eleonoras Drottningholm.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Hirsch,** Franz. Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit. Leipzig, Karl Reißner.

**Spee,** Friedrich. Trutznachtigall. Univ.-Bibl. 2596—2598. Leipzig, Ph. Reclam jun. 0,6. 1,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Bauer,** Martin. Die Schloßfrau von Ildenau. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 4,0. 5,0.

**Bodenstedt,** Friedrich. Sakuntala. Dichtung. Leipzig, Adolf Titze.

**Döczi,** Ldw. CarmelaSpadaro. Noveile. Stuttgart, A. Bona & Ko. 3,0.

**Gunter,** Arch. Clav. Mr. Barnes von New York. Engelhorns Allgem. Romanbibl. 6. Jhrg. 5. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. je 0,5. 0,75.

**Hayberg,** Rolf. Kurse Geschichten. Nürnberg, Herm. Ballhorn. 2,0.

**Il novello Giobbe.** Vita romantica. Per saggio d'un nuovo genere di romanzi. Volume XX. Modena, Domenieo Tonietto.

**Klee,** Gotthold. Die dentschen Heldenagen. 3. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. —. 4,5.

**Klee,** Gotthold, Hausmärchen aus Altgriechenland. Gütersloh, C. Bertelsmann. —. 3,6.

**Krauss,** Dr. Friedr. S. Oriowid der Burggraf von Raab. Ein mohamedanisch-slavisches Gusiarenlied aus der Herzegowina. Freiburg, Herder. 1,6.

**Milow,** Stephan. Lebensmühete. Roman. Stuttgart, A. Bonz & Ko. 4,0.

**Perfall,** Anton von. Dämon „Ruhm". Roman. 2 Bände. Stntigart, Dentsehe Verlagsanstalt. 5,0. 6,0.

**Philips,** J.C. Jack und seine drei Flammen. Engelhorns Allg. Romanbibl. V. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 0,5. 0,75.

**Rosegger,** P. K. Martin der Mann. Erzählung. Wien, A. Hartlebens Verlag. 4,0. 5,2.

**Suttner,** A. G. v. Die Adjaren. Roman. Stuttgart, Dtsche Verlagsanst.

**Geschichte, Biographie.**

**Kaltwasser,** Joh. Friedr. Jal. Plntarchs vergleichende Lebensbeschreibungen. Univ.-Bibl. 2591.2592. Leipzig, Ph. Reclam jun. 0,4.

**Reinhardstöttner,** Karl von, und Trautmann, Karl. Jahrbuch für Münchener Geschichte. 3. Jahrg. Bamberg, Buehnersche Verlagshandlung. 8,0.

**Literaturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Kalischer,** Dr. Alfr. Christlieb. Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. Dresden-N., Ferd. Oehlmann. 0,9.

**Mejer,** Otto. Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, H. Böhlau. 1,5.

**Mont,** Pol de. Losse Schetsen uit de letterkunndige Geschiedenes van onzen Tijd. II. Bundel, Frankrijk & Provenee. Hasselt, W. Klock.

**Rolleston,** T.W. Life of Gotthold Ephraim Lessing „Great Writers". London, Walter Scott, 24 Warwick lane.

**Schmeding,** Dr. G. Jakob Thomson. Ein vergessener Dichter des 18. Jahrhunderts. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1,8.

Digitized by Google

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gietmann, G., S. J., Klassische Dichter und Dichtungen.** Dritter Band: **Ein Gralbuch.**
8°. (IX u. 648 S.) ℳ 6; eleg. geb. in Halbfranz ℳ 8. — Früher ist erschienen:
I. Band: **Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri.**
8°. (XII u. 428 S.) ℳ 4.50; eleg. gebunden in Halbfranz ℳ 6.
II. Band: **Parsival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen.**
8°. (VIII u. 802 S.) ℳ 8; eleg. geb. in Halbfr. ℳ 10. — Demnächst erscheint:
**— Beatrice. Geist und Kern der Dante'schen Dichtungen.** 8°. (XVIII u. 198 S.) ℳ 1.80; eleg. geb. in Halbfr. ℳ 3.30.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben ist erschienen:

LUDWIG GEIGER.

**Vorträge und Versuche.**

Beiträge zur Litteraturgeschichte.

Preis Mark 5.—, gebunden Mark 6.50.

Inhalts-Verzeichnis.

Zur Einführung.

**I. Zur Litteratur der Renaissance:** Eine gefürstete Schriftstellerin, Margarethe v. Navarra. — Die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII. — Gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert. — Isota Nogarola. — Der Humanismus an der Universität Heidelberg. — Erasmus in Italien. — Ulrich von Hutten. — Der älteste römische Musenalmanach.

**II. Aus den Tagen der Aufklärung:** Die ältesten Berliner Wochenschriften. — Die deutsche Sappho. — Voltaire und Friedrich der Große. — Sechs Briefe David Friedländers. — Berlin vor hundert Jahren.

**III. Aus der Zeit Goethes.** Drei Briefe der Corona Schröter. — Aus Briefen der Friederike Oeser. — Goethe und die Juden. — Goethe und die Renaissance.

Im Verlage von **Rauert & Rocco** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

GIORDANO BRUNO.

**Reformation des Himmels.**

In deutscher Uebersetzung herausgeg. von Dr. L. Kuhlenbeck.
Mit 2 Sternkarten. Preis 15 Mark, eleg. gebd. 18 Mark.

**Giordano Bruno,**

der Märtyrer der neuen Weltanschauung. Sein Leben und seine Werke.
Mit vielen Illustrationen von A. Lundseck. Preis 2,50 Mark.

GIORDANO BRUNO.

**Vom unendlichen All und den Welten.**

Dialoge, verdeutscht und erläutert von Dr. L. Kuhlenbeck. Preis 6 Mark.

**Giordano Bruno.**

| (Büste von Ferrari.) | Grösse | A. | B. | C. | D. |
|---|---|---|---|---|---|
| Preis von Elfenbeinmasse | Mk. | 48.00 | 24.00 | 18.00 | 7.00 |
| „ „ Gyps | „ | 24.00 | 16.00 | — | — |
| Kiste und Emballage | „ | 5.00 | 2.50 | 1.25 | 0.50 |

**Festschrift zur Enthüllung der Giordano Bruno-Statue**
von Prof. Dr. Bannhofer. Preis 1 Mark.

Porträts (Holzschnitt) Giordano Brunos als Jüngling —.20 Pfg.
Giordano Bruno-Statue in Rom (Holzschnitt) . . . .30 „

Verlag von C. Ehlermann in Dresden.

**Deutsche Dichtung.**

Herausgegeben
von
**Karl Emil Franzos.**

VII. Band 1889/90.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats
ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

Abonnementspreis **4 Mk.** vierteljährl.

**Inhalt** (im Auszug)
der bisher erschienenen 4 Hefte
des VII. Bandes:

Konrad Ferdinand Meyer. Nach einer Photographie aus jüngster Zeit. — Konrad Ferdinand Meyer in Zürich-Kilchberg. Gedichte. — Hermann Lingg in München. Vergessen. — Paul Heyse in München. Aus den „Venetianischen Skizzen" des Ippolito Nievo. — Adolf Wilbrandt in Rodeck. Sommerblumen. — Adalbert Meinhardt in Hamburg. Auf dem Heiligenhof. Novelle. — Otto Roquette in Darmstadt. Spindel und Chrysos. Novelle in Versen. — Adolf Wilbrandt in Rodeck. Kaiser Otto und Sophanisbe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Aus Briefen Waldbert Stifters. — Paul Heyse in München. Dichter-Sonette. — Sprüche von Ludw. Fulda in Berlin. — Emil Eckhein in Dresden. Dezagiebelt. — Ernst Schulze in Göttingen. Nach handschriftlichen Quellen. — Fanny Lewald. Nach einer Photographie. — M. Filser in Bermen. Gedichte. — Robert Waldmüller in Dresden. Ein Lebenslauf. — Paul Heyse in München. Am Weihnachtsbaum. Aus dem Italienischen von Martin Greif in Wien. — Ludwig Geiger in Berlin. Fanny Lewald. — Fanny Lewald (Nachlaß.) Denkspruch. Autograph. — Karl Emil Franzos in Berlin. Jubith Trachtenberg. Novelle. — Georg Karl in Halle a. S. Am Sarge. — C. Jaynebacher in Penzing bei Wien. Das Schächfen. — M. Herbert in Regensburg. „Weil ich nur lächelnd Dich gesehn". — Hermann Lingg in München. Gedichte. — Litterarische Notizen.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht blos bei dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Gewande willkommen, sie will auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitarbeitung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner das **Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren vermögen, wie sie andererseits auch ferner dem jungen ernsthaft strebenden Talente sförderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen**, novellistische Skizzen, epische und dramatische Dichtungen künstlerischen Stils — wo nötig in größeren Fortsetzungen. Ein **kritischer Teil** enthält ästhetische, litterarur-ästhetische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pländer in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 23. November 1889. Nr. 48.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** K. Sachs: „Au-delà du Rhin". — C. M. Bellmann: „Fredmans Epistel Nr. 39". (Übertragen von P. J. Willatzen.) — Hermann Heinrich: „Die Bergpredigt". — H. von Lenk: „Aus der norwegischen Seenovellistik". — Heinz Tovote: „Profils Étrangers". — Karoline Häußer: „Kleeblätter". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Au-delà du Rhin.

Gassenbuben giebt es zwar überall; aber in keinem Lande sind sie trotz aller Ableugnung von oben her eine solche Macht wie in unserem Nachbarstaate, wo man auch das sehr bezeichnende Wort voyoucratie erfunden hat, um den traurigen, entsittlichenden Einfluß derjenigen zu bezeichnen, die, ob sie auch schon ein höheres Alter erreicht haben, doch sich wie voyous (Gassenjungen*) benehmen und nicht nur im Oktober 1888 bei dem pöbelhaften Auftreten gegen den König von Württemberg in Nizza oder der Beschimpfung des deutschen Konsulatswappens in Havre, sondern auch 1870 bei dem „à Berlin!" die Hauptrolle spielten.

Für uns, die wir die französische Litteratur und die gewaltigen Kultureinflüsse, welche jenem Volke seit Jahrhunderten zu verdanken sind, in ihrem vollen Werte zu würdigen wissen, ist eine solche, an die traurigsten Zeiten des verfallenden römischen Kaiserreichs erinnernde Erscheinung um so betrübender, als leider nicht, wie hier und da auch bei anderen Völkern, eine sich in so niedriger Weise äußernde Gesinnung nur vereinzelt und bei Leuten aus den niedrigsten Kreisen sich zeigt, sondern, wie ja auch die Litteratur der neueren Zeit vielfach statt der akademischen Sprache selbst das Argot stark bevorzugt, auch selbst bei Männern aus den besseren Ständen und Leuten von hoher, geistiger Begabung in erschreckender Weise überhand nimmt. Einzelne erfreulichere Erscheinungen einer mehr unparteiischen Gesinnung fehlen ja zwar nicht, wie z. B. Jules Weiß in seinem höchst anziehenden Buche „Au pays du Rhin", welches unter anderen den Franzosen weniger behagenden Abschnitten, auch eine mit großer Liebe geschriebene Geschichte des Hauses Bismarck enthält, Gueymard in seiner eingehenden Schilderung deutschen Landes in Au pays du Kirschwasser oder selbst J. Grand-Carteret, der Verfasser von Les Mœurs et la Caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse 1885 und von Raphaël et Gambrinus ou l'Art dans la Brasserie 1886 in seinem Werke: La France jugée par l'Allemagne 1886, wenn ihm auch bei allem Streben nach wissenschaftlicher Objektivität doch auch häufig sein chauvinistisch angehauchtes französisches Gefühl Streiche spielt, wie z. B. auf Seite 331, 407, 482 etc. Aber solche sehr vereinzelte Ausnahmen verschwinden in der großen Menge der von Haß und absichtlichem Übelwollen gegen Deutschland erfüllten Schriftsteller, die selbst, wenn sie nicht wie Tissot in seinen zahlreichen Schmähschriften, Barthélemy in „Avant la bataille" und „L'ennemi chez lui" oder der unter dem Pseudonym Graf Vassili schreibende Pamphletist oder Jacques Saint-Cère vom Figaro, dessen Pseudonym für uns alles Andere eher als sincère bedeutet — mit der größten Wonne alles erdenklich Schlechte über Deutschland zusammentragen, doch auch wie Valbert und Mazade in der Revue des Deux Mondes ein gewaltiges Behagen darin finden, deutsche Zustände und Verhältnisse im ungünstigsten Lichte darzustellen*). Wo sind die Zeiten geblieben, da ein Schiller, freilich unter dem

*) Und zwar ist dies eine jämmerliche Abart der wegen ihres Mutterwitzes gerühmten und von Felix Pyat in seinem Stücke gefeierten Gamins de Paris.

*) Man sehe die liebenswürdige Schilderung Moltkes, welchem die Vie Parisienne, 23. Juni 1888, Miribel als Muster eines zukünftigen Turenne gegenüberstellt. „Dante, der aus der

Digitized by Google

entstellten Namen Gilles mit Klopstock zusammen zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt wurde, da Frau von Staël in der liebevollsten Weise ihre Landsleute in die deutsche Litteratur einweihte? Sind doch selbst Gelehrte jetzt seltener, die wie Gaston Paris, der große Kenner der romanischen Sprachen, oder Paul Passy, der junge, höchst strebsame Phonetiker, und einige Andere sich vorurteilslos an deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter anschließen, während Fälle der durch die Volksströmung veranlaßten schärferen Spaltung in neuerer Zeit nicht selten sind, was selbst der so hochbedeutende Littré bewies, der 1871 meinen Verleger ersuchte, ihm nicht mehr die Lieferungen meines Lexikons zu senden, „les rapports étant trop difficiles entre la France et l'Allemagne".

Nach dem oben Gesagten dürfen wir uns nicht wundern, daß auch der Graf d'Hérisson, ein Offizier, der seinen Namen durch allerhand schriftstellerische Thätigkeit, wie eine Etude sur la Chine Contemporaine 1864, eine Relation d'une mission archéologique en Tunisie 1884, ein größeres Werk über die Expédition de Chine unter dem General Montauban, Graf Palikao und ein in einigen 50 Auflagen erschienenes Journal d'un Officier d'ordonnance (Juli 1870 — Februar 1871) und Noveau Journal d'un officier d'ordonnance: La Commune, Paris 1880, bekannt gemacht hat, in seinem letzten Werke „La Légende de Metz" (4e ed. Paris 1888, Ollendorff) häufig einen ähnlichen Ton anschlägt, wenn er auch nicht umhin kann, manches an den Deutschen zu loben und ihre Zeitungen als Gewähr für seine, von der fast allgemein in Frankreich geltenden Ansicht über Bazaine abweichenden, Urteile zu verwerten. In der Vorrede erteilt er Moltke den Beinamen „ce fils parricide de Danemark" und freut sich über die preußischen Niederlagen von Kunersdorf und Jena. Er beklagt den inzwischen in Madrid im tiefsten Elend gestorbenen Marschall, den man wenigstens des einen sicher nicht beschuldigen könne, ihn, seinen Verteidiger gekauft zu haben. Das Werk beginnt mit der Schilderung einer Reise durch den Elsaß nach Straßburg, wobei er die praktischen Deutschen und den Wohlstand des Landes lobt, das überall soldatisch organisiert sei. Er macht lange Exkurse über die Legende (?) von der Verwüstung Heidelbergs durch die Franzosen und von dem Heiligtum zu Einsiedeln, von Kleber und dem Leichenbegängnisse eines deutschen Ulanen, um dann eine ausgedehnte Erzählung von Napoléon III. und seinem Straßburger Attentate mit Briefen von ihm und weitläuftigen Berichten aus den Papieren des Baron Monnier über ihn einzuflechten.

Nach einem trotz der überall hervortretenden deutsch-feindlichen Gesinnung ausgesprochenen Lobe der guten auf größte Kriegsbereitschaft hinzielenden Einrichtung des deutschen Heeres kommt er endlich S. 58 auf Bazaine, über welchen ein alter Korpsbruder von Heidelberg, jetzt Würzburger Arzt, und ein Assistent des englischen Feldmarschalls Burgoyne in der Times, wie eine Besprechung in der Revue politique ihm seine von der allgemeinen Verurteilung des Mannes in Frankreich wesentlich abweichenden Ansichten beibrachten. Nachdem Bazaines frühere Waffengefährten seine Briefe mit der Bitte, ihm ihre Ansichten über den Prozeß des Marschalls mitzuteilen, abweichend beantwortet hatten, wandte er sich an Bazaine selbst, der ihm die nötigen Aktenstücke zur Verfügung stellte. Im 5. Kapitel, S. 77, beginnt nun die eigentliche Auseinandersetzung über die Ursachen des Krieges und den Zustand des Heeres, dessen Mannszucht scharf getadelt wird; Mangel an Vertrauen, Unkenntnis, Verwirrung, Napoleons Unentschlossenheit führten nach ihm hauptsächlich die Niederlagen herbei, während im italienischen Kriege günstige Zufälle (S. 81) auch mehr als das Talent der Führer den Sieg verschafften.

Das 6. Kapitel bringt Bazaines Verteidigung durch den englischen Kriegskorrespondenten Archibald Forbes, welche mit den Worten beginnt: „Trop tard" c'est le refrain du Requiem chanté de la carrière de François-Achille Bazaine, dessen Verurteilung den militärischen Ruf Frankreichs reinigen sollte, durch dessen Ernennung Napoleon alle Verantwortlichkeit von sich hatte abwälzen wollen und der ein tapferer, nicht ehrgeiziger tüchtiger Soldat, aber ohne Genie als Feldherr war, während alles um ihn operierte „en aveugles, en véritables étourneaux". Er konnte nicht durchbrechen, hat sich aber bis zu voller Erschöpfung gehalten. Sein Prozeß war die Folge eines Komplottes, bei welchem der in der schmutzigen Wilson-Geschichte so traurig entlarvte d'Andlau eine wichtige Rolle spielte und der Umstand, daß er Napoleon trotz alledem treu blieb, für ihn noch erschwerender wirkte. Nachdem der Verfasser auf S. 167 auch ein Urteil der Berliner Börsenzeitung zu gunsten Bazaines angeführt, schildert er im 9. Kapitel ausführlich d'Andlaus und anderer Ränke die nach ihm auch besonders von den Orleanisten ausgingen, aber doch nicht hindern konnten, daß das Kriegsgericht selbst die Begnadigung des zum Tode Verurteilten beantragte. Im 11. Kapitel dient ein langes Schreiben des Grafen Kératry zur Entschuldigung von Bazaines Verhalten in Mexiko, während ein Brief von Bazaines Bruder im 12. Kapitel das Bild des Mannes noch vervollständigt, dessen Etat de Services (S. 283 etc.) ein höchst ehrenvoller war. Im letzten Abschnitt (13) folgt die Geschichte der höchst unwürdigen Behandlung des auf der Insel Ste. Marguérite gegenüber von Cannes Eingesperrten und seiner abenteuerlichen Flucht,*) deren Einzelnheiten übrigens, besonders über das Entweichen des ziemlich beleibten alten Herrn mittelst eines Strickes, mir gegenüber in Cannes selbst stark bezweifelt wurde, während sie nach d'Hérisson ein Fehler war, da er, wenn er nicht entflohen wäre, sicher bald un-

Hölle zurückkehrte. Dieser steinerne Mann scheint dort unten seine Waffen und seine Geschosse geholt zu haben und kehrte stumm und düster zurück, für sich allein das Geheimnis zukünftiger Metzeleien behwahrend. . . . Auf diesem Marmorantlitz zeigt sich nie ein Lächeln — in seinen stahlblauen Augen zeigt sich nie das sanfte Licht heiteren Alters." — Selbst der sonst weniger krasse Daudet schreibt in Le Petit Chose p. 159: tu ne connais pas ces gens du Nord. C'est envahissant comme tout.

*) Man vergleiche: „Zernin, Die Entweichung des Marschalls Bazaine" in Nord und Süd. 47. 140. p. 266.

Digitized by Google

parteiischere Beurteilung gefunden haben und nicht von Allen verlassen und verachtet in Madrid gestorben sein würde.

Das bei aller einem Franzosen natürlichen Voreingenommenheit gegen die Deutschen von echt soldatischem ehrenhaften Geiste zeugende Buch, das z. B. auf S. 207 die französischen Offiziere, welche ihr Ehrenwort brachen und aus der Gefangenschaft entflohen, auf das Schärfste tadelt, schließt mit den beherzigenswerten Worten: Wäre ein Anderer in Bazaines Lage in Metz gewesen, so hätte er dasselbe Schicksal gehabt — wer anderes ausspricht, täuscht nur das französische Heer über seine Schwächen und Fehler, er ist ein wahrer Vaterlandsverräter — und S. 311: si l'on veut être vainqueur . . il faut régénérer le Moral des troupes avec autant de soin que l'on perfectionne leur armement. Der Stil des 311 Seiten umfassenden Buches ist gewandt, nur stören hier und da einige überflüssige Wiederholungen. Das Athenæum 3167 (July 7 1888. p. 10) sagt übrigens von d'Hérissons Werke: to show it (d. h. the public opinion) to be wrong, there is need of domumentary proof and convincing argument, and unluckily there is nothing convincing in M. d'Hérissons judgments.

K. Sachs.

## Fredmans Epistel Nr. 39.

Von C. M. Bellmann.

Aus dem Schwedischen übertragen von P. J. Willatzen.

1.

Sturm und Wogen schlafen ein
Und der Sterne matter Schein
Glänzt kaum überm Hagen,
Schon fängt's an zu tagen.
Nebel schwimmen,
Mattes Flimmen
Kündet ersten Frührots Glimmen.
Linder Lufthauch wird verspürt,
Leis die Scheiben er berührt,
Macht die Erlen säuseln,
Läßt den Teich sich kräuseln.
Käfer schwirren,
Vögel girren . . . .
Bauern ihre Rosse schirren.
Flackernd am Herd
Knistert der Span,
Lautlos entfährt
Rauch himmelan:
Morgenbrei kocht schon, der steife.
Zott'gen Haars noch, still
Naht der Hausmann, will
Feuer für die Tabakspfeife;
Doch beim Wiesenrain
Lehnt der Knecht am Stein —
Schwere Arbeit harret sein.

2.

Wirt verläßt die Lagerstatt,
Reibt die Branntweinstirn sich glatt;
Rein die Gläser macht er.
In der Thür dann lscht er,
Schwatzt 'ne Stunde,
Pfeif' im Munde,
Wenn vorüber kommt ein Kunde.
Auf dem Karr'n die Bäuerin
Stützt sich mit der Hand das Kinn,
Hält sich nur mit Mühe
Wach in solcher Frühe.
Aus dem Kruge
Trinkt die Kluge
Munter sich mit kräft'gem Zuge.
Alles wird wach!
Schon sind im Gang
Mühlen am Bach;
Laut dröhnt der Klang
Aus der Schmiede durch die Lüfte,
Wo der Ruß'ge kühn
Steht im Funkensprüh'n,
Nackend bis hinab zur Hüfte,
Und den Hammer schwingt
Und sein Liedlein singt,
Das dem Tag er freudig bringt.

3.

Leicht und lind das Lüftchen webt,
Und das kleinste Blümlein hebt
Lächelnd hold sein Köpfchen,
Küßt des Tanes Tröpfchen,
Seine frischen
Düfte zwischen
Zephyrs Hauche sanft zu mischen.
Wälder fern herüber blau'n,
Und auf grünen Höh'n und Au'n
Lämmlein zieh'n und Rinder,
Und des Dorfes Kinder
Froh dort wallen,
Rufend allen,
Daß die Fluren wiederhallen.
Hoch in der Luft
Lerchengesang!
Hahnenschrei ruft
Dörferentlang!
Die Natur hat wieder Seele,
Glänzt und prangt und schafft
Neu mit Wunderkraft . . . .
Und, daß keine Schönheit fehle:
An der Staffelei
Mowitz sitzt, ei, ei!
Vor sich schon ein Konterfei.

4.

Ha, die Bergström! . . . . was ich seh!
Mit der Haube! Ein Bonquet
Vor der Brust! Der große
Mops ruht auf dem Schoße!
Girandolen!
Parasolen!
Mowitz soll der Kuckuck holen!
Meinen Augen kaum ich trau'.
Mit dem Schäferhut die Sau!?
Protzig wie 'ne Dirne,
Muschen auf der Stirne!
'a zum Lachen:
Er läßt machen
Doppelkinn dem alten Drachen!
Mieder geschnürt —
Kreuzsapperment!
Wie sich's gebührt,
Ganz excellent
Prangt Frau Wirtin auf der Leinwand!
In der Hand, was soll
Doch der Vogel wohl,
Und bleibt dieser ohne Einwand?
„Ach, der kleine Piep
Ist ihr Freund: ihr bleib
Vater Bergström flügg' und lieb!"

Digitized by Google

## Die Bergpredigt.

Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer.

2 Bde., 1889. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Wie verhält sich das Christentum der Gegenwart zur Lehre Jesu? Dies ist die Frage, welche Max Kretzer in seinem neuesten Werke aufwirft, und die Antwort, welche er darauf gibt, lautet etwa folgendermaßen: Das Christentum der Gegenwart ist völlig entartet. An die Stelle der Liebe ist Haß und Verfolgungssucht, an die Stelle der Demut ist der Hochmut getreten. Von der wahren christlichen Werkthätigkeit weiß die Gegenwart nichts, denn alles was an Wohlthätigkeit geleistet wird, geschieht nicht aus reiner Menschenliebe, sondern dient selbstsüchtigen Zwecken. Die Wirksamkeit Jesu, welche in erster Linie den Armen galt, hat den Unterschied zwischen reich und arm, hoch und niedrig, Gewalt und Ohnmacht nicht verringert. Die Gewalt beugt das Recht, der Unverstand besiegt die Vernunft und bekämpft jede ihm entgegenstehende Meinung, der Arme geht unter in der Not des Lebens, und nur, wenn Armut sich mit Verschmitztheit paart, erlangt sie die Unterstützung des Begüterten. Das Christentum der „Bergpredigt" ist durch das Christentum der „Kirche" verdrängt worden. Die lebendige Lehre Jesu hat dem toten Buchstabenglauben, dem unerquicklichen Dogmenkram weichen müssen, und die Anhänger desselben zeigen sich entweder so fanatisch, daß sie Jesum, wenn er zum zweitenmal in die Welt käme, zum zweitenmal kreuzigen würden, oder so gleichgültig und stumpf, daß sie in ihrem Beruf nur das Amt sehen, das sie nährt. Vergeblich ist der Kampf des Guten und Edlen gegen diese Macht der Finsternis. Offen und versteckt wird er mit allen Waffen der Bosheit und Verstocktheit bekämpft, bis er endlich der Übermacht weicht und erkennt, daß seine Arbeit ebenso vergeblich gewesen ist, wie dereinst die Wirksamkeit Jesu.

Unterwerfen wir diese Behauptungen des Dichters einer näheren Prüfung, so finden wir, daß in denselben ebensoviel Wahrheit als Übertreibung enthalten ist. Das gemeinschaftliche Leben der ersten Christen hatte eine kommunistische Gestaltung. Jesus verurteilte den Reichtum, als „ungerechten Mammon"; der Reichtum als solcher war ihm etwas Sündhaftes. Vom reichen Jüngling fordert er: „Gehe hin, verkaufe alles, was Du hast, und gieb es den Armen", und als sich der Jüngling dazu nicht verstehen will, urteilt Jesus: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelör gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." Damit sind die Reichen von der Gemeinschaft Jesu einfach ausgeschlossen. Es ist nur eine Folgerung dieser Anschauung, wenn Jesus den ungerechten Haushalter belobt, weil er sich Freunde gemacht habe mit dem „ungerechten Mammon" seines Herrn. Der Kreis der Jünger lebte aus einer Kasse, und von den ersten Christen heißt es: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern so jemand Güter hatte, ging er hin, verkaufte sie und legte das Geld zu der Apostel Füßen. Das ist das kommunistische Prinzip in der schärfsten Betonung. Unter den ersten Christen wurde mit größter Strenge auf gewissenhafte Erfüllung dieser Forderungen gehalten, aber es ist klar und wird von einem Realisten am wenigsten bezweifelt werden, daß sich dieselben kaum in einem kleinen Kreise, viel weniger im Leben der großen Welt durchführen lassen. Selbst unter Jenen, die ein Herz und eine Seele waren, ging es nicht so glatt ab. Judas bestahl die Kasse und wurde vom Herrn getadelt, und Ananias und Sapphira, welche von ihrem Eigentum etwas zurückbehalten hatten, wurden sogar mit dem Tode bestraft. Als die Apostel die christliche Lehre in die Welt hinaustrugen und die Welt kennen lernten, ließen sie von der starren Forderung ab und begnügten sich damit, für die armen Gemeinden zu sammeln und die Bedürftigen der brüderlichen Liebe zu empfehlen. Die anfänglichen Formen des Lebens in der christlichen Gemeinschaft hörten auf, sobald diese Gemeinschaft sich über die ganze Welt erstreckte, und sie mußten notwendig aufhören. Das einzige, was blieb und bleiben konnte, ist die christliche Gesinnung.

Man wird deshalb stets zu einem ungerechten Urteile gelangen, wenn man das Christentum der Gegenwart schlankweg mit dem Urchristentum vergleicht. Dieser Ungerechtigkeit aber macht sich der Held des Romans, Dr. Baldus, schuldig, wenn er sich (Seite 73) seinem Bruder gegenüber folgendermaßen äußert:

„Blicken wir, wohin wir wollen, überall stoßen wir auf diesen Widerspruch zwischen den einfachsten Geboten der christlichen und dem Dogma der kirchlichen Lehre. Der Staat, das öffentliche Leben, die ganze Gesellschaft ist zersetzt davon. Täglich, stündlich, in jeder Minute haben wir diese Lüge vor Augen. Sie besteht darin, daß man sich den Anschein giebt, im Sinne des größten Menschen zu handeln, ohne seine Glaubenssätze, die er mit seinem Blute besiegelt hat, auch nur annähernd zu erfüllen. Das größte Verbrechen ist, daß man aus der christlichen Lehre etwas gemacht hat, was ihr Begründer weder vorausgesetzt noch gewünscht hatte. Christus wollte die Gegensätze aus der Welt schaffen, natürliches und göttliches Recht galten ihm eins; er machte die Erfüllung seiner Gebote abhängig von der Gleichheit aller Menschen; denn sie alle erschienen ihm als dieselben Kreaturen eines Gottes. Er erkannte das Gesetz der Menschen nicht an, weil er es für vermessen hielt, Gebote zu erlassen, die er selbst als Heiland zu befolgen nicht im stande war. Das moderne privilegierte Christentum scheint nichts davon zu wissen. Statt in die Tiefe zu dringen, ist es immer mehr in die Breite gegangen. Es hat herrliche Kirchen gebaut, große Theologen sind aus seinem Schoße hervorgegangen, mit tausend Zungen hat es die Evangelien verkündet, aber es hat nur dazu beigetragen, die Gegensätze zu verschärfen, die Liebe zu vermindern, den Haß zu vermehren und der Macht Weniger

Digitized by Google

behilflich zu sein, über das natürliche Recht von Millionen zu triumphieren. Es hat, um kurz zu sein, während beinahe neunzehn Jahrhunderten noch nicht den geringsten Beweis dafür gegeben, daß es irgend welche Einwirkung auf die Veredelung der Menschen gehabt habe."

So Max Kretzer! Und nun denke man sich ein Christentum, welches die Gegensätze aus der Welt schafft, die Gleichheit aller Menschen verkündet und die Gesetze der Menschen nicht anerkennt, und man frage sich, welchen veredelnden Einfluß eine solche Lehre auf die Menschen ausüben könnte. Später behauptet Dr. Baldus, daß seine Ansichten mit der Sozialdemokratie nichts gemein hätten. „Christentum und Sozialismus sind für mich zwei verschiedene Dinge, wenn sie vielleicht auch zu ein und demselben Ziele führen. Der Sozialismus sucht das Glück von außen, und das Christentum sucht es von innen!" Also das innere Glück ist die Aufgabe des Christentums! Ja, dann steht dieser freisinnige Geistliche genau auf dem Standpunkte der privilegierten Prediger. Dann sind seine voraufgegangenen Klagen hinfällig, dann ist die Gleichheit aller Menschen in der Gotteskindschaft erreicht. Diese Gleichheit ist kein Wahn, keine Lüge. Sie ist für jeden vorhanden, der mit Jesus von Nazareth und in dem Sinne desselben Gott seinen Vater nennt.

Als Berliner Roman macht uns die Dichtung mit der Berliner Geistlichkeit bekannt. Da ist der Hofprediger Bock, ein Mann von boshaftem Charakter und brutaler Handlungsweise, der Prediger Baldus I., dessen Gott der Bauch ist und der mit seiner Wirtschafterin in unsittlichem Verhältnis lebt, der Superintendent Thürmel, ein zwar gutmütiger, aber überaus eitler Mann, der sich schon unangenehm berührt fühlt, wenn ein größerer Geist in seine Nähe tritt, und der Landprediger Bläsel, ein Mann von naiver Offenherzigkeit, aber beschränktem Verstande. Zu ihnen gesellt sich der Seminardirektor a. D. Kickert, eine ebenso lächerliche, als widerliche Erscheinung, ein semmelblonder Kandidat, welcher dem Hofprediger Bock die Protokolle führt und von demselben unzertrennlich ist, die Kirchendienerswitwe Brennerlein, ein boshaftes und klatschsüchtiges Weib, deren Sohn, der Kirchendiener Brennerlein, und der Küster Magnus, der „Esel", wie er von Brennerlein stets genannt wird. In diese durchweg strenggläubige Gesellschaft hinein tritt der Held des Romans, Dr. Baldus, der Bruder des Predigers gleichen Namens, ein freisinniger Geistlicher, ein überaus edler Charakter, der mit einem Buch über die Bergpredigt Aufsehen erregt und selbst seinen alten Vater, den Pastor emer. Baldus, zu seiner freisinnigen Auffassung bekehrt hat. Ohne sich durch die Bosheit seiner Gegner einschüchtern zu lassen, sagt er diesen offen die Wahrheit, geißelt ihre Schwächen und Laster und vertritt ihnen gegenüber das Christentum der Bergpredigt, zu dem er sich unter Ableugnung der Gottessohnschaft Christi selbst in seiner Antrittspredigt furchtlos und mit Begeisterung bekennt. Dafür aber trifft ihn der Zorn seiner Feinde. Dr. Baldus hat einst in einer rauhen Herbstnacht eine ohnmächtig auf der Straße liegende jugendliche Verkäuferin mit auf sein Zimmer genommen und mit Speise und Trank erquickt. Josepha, dies ist der Name des Mädchens, entstammt einer elenden Familie, hat unter den Mißhandlungen ihres Stiefvaters und ihrer Stiefbrüder viel zu leiden und wird später von Baldus I in sein Haus aufgenommen, welcher nicht ahnt, daß Josepha sein eigenes Kind, die Frucht eines früheren Verhältnisses zwischen ihm und einer Jüdin ist. Dr. Baldus II hat nur seine Christenpflicht erfüllt, als er Josepha von der Straße auflas. Die böse Zunge der Frau Brennerlein, seiner Wirtin, aber macht daraus ein Sittlichkeitsverbrechen. Hofprediger Bock, durch den Helden herausgefordert, greift die Klatschgeschichte auf und weiß es im Verein mit den genannten Verbündeten, zu denen sich noch die Zuhälterin von Baldus I gesellt, sogar dahin zu bringen, daß selbst Josepha ihren Retter der unsittlichen Handlung bezichtigt. Der Landprediger ist der einzige, der dieses Vorgehen eine Niederträchtigkeit nennt. Dr. Baldus wird durch das Konsistorium vom Amte suspendiert und giebt seinen Predigerberuf auf, um weiterhin ein Christentum zu pflegen, welches nicht das Christentum der Kirche ist.

Das ist die Berliner Geistlichkeit, wie sie sich im Kopfe Max Kretzers malt. Er findet hier dieselbe Versumpfung, wie sie ihm in anderen Gesellschaftskreisen bereits entgegengetreten ist, und kaum ein Lichtstrahl durchdämmert die stockfinstere Nacht.

Aber ist denn dies die Berliner Geistlichkeit? Zum Teil mag sie so aussehen; wir wissen, daß auch die Geistlichen Menschen sind, aber eben deshalb sind sie auch nicht schlechter als andere Menschen. Max Kretzer scheint es nicht für möglich zu halten, daß es in Berlin eine Schar wirklicher Christen giebt, jedenfalls hat er eine solche nicht kennen gelernt, er hätte es sonst nicht unterlassen, seinem trüben Bilde einige Lichter aufzusetzen. Er hätte uns Geistliche geschildert, die, welchem Bekenntnis sie immer angehören, in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten durch nichts gehindert werden können, reiche und vornehme Leute, die sich mit wahrer Bruderliebe den Armen zuneigen und mit vollen Händen geben dem Dürftigen, Menschen in Armut und Niedrigkeit, die unter den Entbehrungen des Lebens, in Hunger und Siechtum mit Paulus ausrufen: „In dem allen überwinden wir weit. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" Er hätte erkannt, daß die Heilandsliebe weder dem Freisinn, noch dem Orthodoxismus eigentümlich und von jeder politischen und religiösen Stellung unabhängig ist. Was er uns giebt, ist die Nachtseite des kirchlich-religiösen Lebens, die kein Realist als ein zutreffendes Gesamtbild desselben ansehen wird. Die Forderungen der Bergpredigt werden freilich in ihrem ganzen Umfange nicht erfüllt, da dies eine Unmöglichkeit ist, aber die Gesinnung des Heilandes und der ersten Christen findet häufig genug, ja täglich und stündlich, in Werken der Liebe ihren schönsten Ausdruck.

Die antisemitische Bewegung wird hin und wie-

Digitized by Google

der gestreift, aber der Verfasser vermeidet es, näher darauf einzugehen. Wenn man bedenkt, daß die Judenfrage in den letzten zehn Jahren die Geistlichkeit Berlins in hohem Maße beschäftigt und weite Volkskreise erregt hat, so erscheint diese Enthaltsamkeit unberechtigt. Auf die Frage: „Warum hat der Hofprediger Bock die Judenfrage auf die Tagesordnung gesetzt?“ kann man aus dem Roman nur die eine Antwort ziehen: „Weil dieser Hofprediger Bock ein Erzbösewicht ist.“ Und von einem solchen Manne läßt sich die ganze Berliner Geistlichkeit, wenigstens diejenige des Romans, leiten. In Wirklichkeit haben die Berliner Geistlichen die Bewegung doch um vieles ernster aufgefaßt. In einer Zeit, wo ein Blatt die Geistlichen als die Raupen auf dem Baume des Lebens bezeichnete, ein anderes den Vorschlag machte, den Saal, wo die Geistlichen sich zur Synode versammelt hatten, auszuräuchern, und ein drittes die Weihnachtsgeschichte in gemeiner Weise verspottete, konnte ein Geistlicher sich wohl herausgefordert fühlen, für seinen Stand und seinen Glauben öffentlich einzutreten. Daß in der Hitze des Kampfes manches Wort gesprochen wurde, welches hinsichtlich seiner Schärfe und seiner Tragweite nicht genau abgewogen war, ist ebenso natürlich, wie es bedauerlich ist, daß die erhitzten Gemüter sich mehr und mehr von der ursprünglichen Absicht entfernten und den ernsten, sachlichen Streit zu einem gehässig persönlichen ausbildeten. Der Anfang der Bewegung aber war nichts weiter, als die natürliche Reaktion einer Partei gegen den verletzenden Übermut einer andern.

Der freisinnige Standpunkt des Helden erscheint bei dem immerwährenden Hinweis auf die Lehre Jesu in eigentümlichem Lichte. Jesus von Nazareth ist nicht allein der Stifter der christlichen Religion, er ist auch der Inhalt derselben. Die Evangelien bezeugen seine göttliche Abkunft, seine wunderbare Geburt, seine Wunderkraft und Auferstehung; Jesus selbst lehrt es, und die ersten Christen haben es geglaubt. Man kann an dem allen zweifeln und doch ein guter Mensch sein, gewiß, aber man hat offenbar kein Recht, sich mit seinem Freisinn auf das Urchristentum zu berufen. Es ist wohl möglich, daß der dogmatische Jesus in manchen Zügen dem historischen Jesus nicht entspricht, eins aber ist dem natürlichen Verstande klar: Ein freisinniger Theologe war Jesus nicht. Dieses Zugeständnis sind wir nicht dem orthodoxen Glauben, sondern der Logik schuldig.

Fassen wir die künstlerische Form des Romans ins Auge, so erscheint es auffällig, daß die ruhige epische Erzählung der aufeinanderfolgenden Ereignisse häufig durch Nachholungen früher geschehener Thatsachen unterbrochen wird. Selbst in den Dialog drängen sich diese Störungen. „Werde ich ein neues Kleid bekommen?“ fragt Josepha Fräulein Schaff, die Wirtschafterin des Predigers Baldus, und erst, nachdem der Dichter den Leser anderthalb Seiten lang über dieses neue Kleid und seine Bedeutung unterrichtet hat, erfolgt die Antwort: „Ja, Du wirst eins bekommen.“ Das kommt öfter vor. Zwar werden Nachholungen niemals ganz vermieden werden können, da gleichzeitige Ereignisse nacheinander erzählt werden müssen; aber es ist unkünstlerisch, wenn das Plusquamperfektum das Imperfektum zu häufig verdrängt, und es fällt ganz besonders bei einem Schriftsteller auf, bei dem man an eine vollständige Beherrschung der Technik gewöhnt ist.

Neben diesen Schwächen, die dem Verfasser sonst gar nicht oder wenigstens nicht in dem Maße eigentümlich sind, zeigt der Roman auch viele Vorzüge, die wir an Kretzer zu finden gewohnt sind, und die den Meister unter den Realisten charakterisieren. Der Roman beginnt mit der Schilderung eines herbstlichen Regenabends im Centrum Berlins, die in dem Maße gelungen ist, daß sich dem Leser die naßkalte Stimmung mitteilt und daß es derselbe als eine rettende That empfindet, wenn Dr. Baldus das arme an der Kirche zusammengesunkene Mädchen in sein behaglich durchwärmtes Zimmer führt. Die St. Martha-Kirche mit ihrer Umgebung ist mit photographischer Treue wiedergegeben, und Gestalten, wie die des verkommenen Kandidaten Bläsel, des armseligen Jannusch und seiner Söhne, welche die Kirche erobern wollen und diesen Zweck auch zum Teil erreichen, des Fräulein Schaff, der Wirtschafterin des starksinnlichen und willensschwachen Baldus, sind keine Phantasiegeschöpfe, sondern gehören dem Leben an. Einen großartigen Zug zeigt die Situation, in welche der Held auf dem Spittelmarkt versetzt wird. Er hat einer alten, schwachen Frau in einer schwierigen Lage seinen Beistand zu teil werden lassen. Von der Menge deshalb angestaunt und verspottet, sieht er im Geiste Jesum, der zum zweitenmale zur Erde herabgestiegen ist, wie er, inmitten des frivolen Volkes und begleitet von zwei Schutzleuten, nach dem Molkenmarkt abgeführt wird. Die Szene zwischen dem Landprediger Bläsel und seinem Sohne, dem verkommenen Kandidaten, ist von tiefer Wirkung. Der Alte ist nach Berlin gekommen, um seinen Sohn zu suchen und mit sich zu nehmen. Er trifft ihn in der Wohnung des Dr. Baldus, und die Worte, die er hier an den Gesunkenen richtet, kommen aus den Tiefen eines liebevollen und geängsteten Vaterherzens. Daß dem Vater die Rettung schließlich doch nicht gelingt, ist bei dem Charakter des Sohnes wohl begreiflich. Besondere Kunst hat der Dichter auf die große Szene in der düstern Kellerwohnung des elenden Jannusch verwendet. Ein alter, herabgekommener Mann, der sich mit seinen Kindern arm und bloß dem Hunger und der Kälte ausgesetzt sieht, das sterbende Kind, an dem der zufällig anwesende Dr. Baldus die Pflichten seines geistlichen Amtes erfüllt, der betrunkene Sohn mit dem sinnlos betrunkenen Kandidaten Bläsel, die zurückkehrende Josepha, die jammernd das sterbende Schwesterchen in die Arme schließt, — das ist ein an wirksamen Gegensätzen und niederschmetternder Lebenswahrheit reiches Bild.

Endlich zeugt es von dem scharfen Blick des Dichters, daß er die kirchlichen und religiösen Verhältnisse Berlins zum Gegenstande seines Romans gemacht hat. Dieselben weisen in der That eigen-

Digitized by Google

artige Gestalten, tiefgehende Züge und interessante Lebensäußerungen auf, welche freilich in Kretzers einseitiger Auffassung nicht ganz zur Wirkung gelangen können. Wenn wir den Dichter mit seinem eigenen Maße messen, so bleibt die Bergpredigt hinter seinen früheren Werken, besonders hinter dem „Verschlossenen Menschen", merklich zurück.

Hermann Heinrich.

## Aus der norwegischen Seenovellistik.

Von Heinrich von Lenk in Wien.

Gleich anderen Litteraturen kleinerer Kulturvölker hat auch in der norwegischen Litteratur unseres Jahrhunderts das nationale Gepräge einen stärkeren Ausdruck gefunden als in den Litteraturen der Weltsprachen. Sie hat aus diesem Grunde in der künstlerischen Behandlung nationaler Stoffe, in der poetischen Darstellung charakteristischer Äußerungen des heimatlichen Volkslebens die schönsten Blüten gezeitigt und zum Teil Mustergültiges geschaffen, während sie in dem Maße von ihrer Höhe herabsinkt, als sie den vaterländischen Boden unter ihren Füßen verliert und auf fremde Gebiete hinübergreift. Die Meisterwerke dieser Litteratur: Björnsons „Bauernnovellen", seine und Ibsens historische Dramen, Lies Seeromane (u. a. m.) beweisen schlagend, daß das eigentliche Element der norwegischen Litteratur das nationale ist. In demselben wurzelt auch jene jüngere Abzweigung der durch Jonas Lie begründeten norwegischen „Lake-school", die wir als „Seenovellistik" zusammenfassen: eine sehr bemerkenswerte litterarische Erscheinung, welche aber bisher außerhalb ihrer Heimat, auch an dieser Stelle, fast gänzlich unbeachtet geblieben ist. An der Spitze derselben steht Constantius Flood, dessen litterarische Würdigung im vollen Umfange wir zum erstenmale in diesen Blättern versuchen.

Allerdings findet sich in dem letzten gehaltvollen Berichte über die norwegische Litteratur aus der Feder eines sehr angesehenen österreichischen Schriftstellers und verehrten Freundes (siehe „Magazin" Jahrg. 57 [1888], S. 345) auch unseres Seenovellisten gedacht, jedoch, wie der Berichter ausdrücklich gestanden, nicht auf Grund eigener Bekanntschaft mit den Werken des Autors, sondern nach fertigen Beurteilungen in nordischen Blättern, daher in einer jenes Bedeutung gar nicht angemessenen Weise. Vorliegendes Referat darf demgemäß das „Recht der Erstgeburt" um so entschiedener behaupten, als es unseren Begriffen von litterarischer Gewissenhaftigkeit durchaus widerspricht, über Bücher zu schreiben, die wir selbst nicht gelesen. —

Einige biographische Mitteilungen mögen unserem eigentlichen Thema vorangehen. Constantius Flood, einer aus Skien stammenden Schriftsteller-Familie angehörig und zu Porsgrund am 7. August 1837 geboren, fühlte sich von Jugend auf zur See hingezogen und studierte daher an der Navigationsschule seiner Vaterstadt; eine Augenschwäche zwang ihn aber, dem Seemannsberufe zu entsagen und Landwirt zu werden, als welchen wir ihn in Vanse (auf der kleinen Halbinsel Listerland im südlichsten Norwegen), später in Grorud (bei Kristiania) treffen, bis er 1883 in die norwegische Hauptstadt übersiedelte, um sich seiner immer stärker kundgebenden Neigung für litterarische Thätigkeit ganz hingeben zu können. War es ihm also nicht vergönnt, auf der See zu leben, so lebte er sich gewissermaßen in dieselbe hinein, und von seinem Erfolge als Seenovellist legt ein Schriftstellergehalt jährlicher 1000 Kronen, welche das norwegische Storthing 1883—1885 dem Schriftsteller bewilligte, ein äußeres Zeugnis ab.

Constantius Flood ist ein Autor, dessen fruchtbares Schaffen der Gediegenheit seiner Arbeiten bisher keinen Eintrag gethan; seine 1875—1887 veröffentlichten Schriften belaufen sich auf 18 Bände. Diese reiche litterarische Thätigkeit gliedert sich in topographische Beschreibungen und landschaftliche Schilderungen, lokalhistorische Aufzeichnungen und biographische Skizzen, kleinere und größere historisch-novellistische Darstellungen, endlich Erzählungen auf freigewählter Grundlage — welchen jedoch allen das Eine gemeinsam ist, daß sie sich auf heimatlichem Boden, vorwiegend an den Küsten und Fjorden, abspielen, und teils der unmittelbaren Gegenwart, teils den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, besonders den „Kriegsjahren" 1807—1814 entnommen sind. Der Umstand, daß in den meisten dieser Beschreibungen, Erzählungen und Schilderungen das Leben an und auf der See eine hervorragende Rolle spielt und dem Verfasser als gründlichen Kenner des gesamten Seewesens Gelegenheit bietet, die verschiedenen Seiten desselben in anschaulicher und farbenreicher Weise seinen Lesern vor Augen zu führen, rechtfertigt unsere eingangs gewählte Bezeichnung „Seenovellist", obschon dieselbe, wie aus dem bereits Angeführten ersichtlich, weder erschöpfend noch durchwegs zutreffend erscheint. Aus der vorwiegend geographisch-geschichtlichen Grundlage, worauf die Schöpfungen unseres Verfassers basieren, ergiebt sich auch seine eigentümliche, selbständige Stellung innerhalb des gegenwärtigen litterarischen Parteigetriebes seiner Heimat: außerhalb oder gewissermaßen über den Parteien stehend gehört er zu den wenigen norwegischen Schriftstellern, welche von dem etwa seit 1870 herrschend gewordenen Realismus pessimistischer Tendenz fast gänzlich unbeeinflußt geblieben sind. Allerdings ist er Realist, wie dies jeder echte Schriftsteller sein muß, aber nicht die Nachtseiten der Gesellschaft sind ihm das „Reale". Er ist realistisch im besten Sinne des Wortes: wirkliches, unmittelbares Leben pulsiert in seinem Schaffen; scharfe Beobachtung, Menschen- und Weltkenntnis sind ihm eben so sehr eigen, als ihm ein frischer, ungekünstelter Humor jederzeit am

Digitized by Google

rechten Orte zu Gebote steht und ein Zug von Liebenswürdigkeit aus allen seinen Werken spricht. Diese zeugen auch durchgängig von der vornehmen Lebensanschauung, der gesund religiösen und warmen patriotischen Gesinnung ihres Schöpfers, den wir nach dieser Richtung hin zu den „Höiremœnd" zählen müssen. — Diese allgemeine Charakteristik soll nun noch im einzelnen belegt werden.

Unsere vorhin gegebene Gliederung von C. Floods Schriften nach ihrer Gattung entspricht im wesentlichen zugleich der Aufeinanderfolge ihres Erscheinens. Das Erstlingswerk unseres Autors „Listerlandet" (Stavanger 1875, zweite Aufl. Kristiania, Alb. Cammermeyer, 1876) ist eine sorgfältig gearbeitete und gut lesbare Monographie über die Natur- und Erwerbsverhältnisse, geschichtlichen Erinnerungen und Persönlichkeiten der kleinen Halbinsel an der Südküste Norwegens, westlich von Kap Lindesnäs. Auf die Details dieser ebenso fleißigen als inhaltsreichen Arbeit hier einzugehen, ist uns — ebenso wie bei den folgenden Schriften — des Raumes halber verwehrt; doch können wir uns nicht versagen, auf die für alle Freunde des Altnordischen interessante biographische Notiz über Johan Fritzner (S. 184—186) hinzuweisen, den rühmlichst bekannten Verfasser des (bisher) besten altnordischen Wörterbuches („Ordbog over det gamle norske Sprog. Omarbeidet, foröget og forbedret Udgave". Kristiania. Den norske Forlagsforening. 1886 flg. Bd. 1 kompl. Bd. 2 im Erscheinen begriffen), der von 1848—1862 in Vanse (auf Listerland) seinem geistlichen Berufe (seit 1861 als Propst) oblag. — Als eine Art Supplement zu „Listerlandet" (S. 87—91) ist das denselben folgende Büchlein: „Povel Juel. En Levnetsbeskrivelse" (Mandal, K. Beiersen, 1876) zu betrachten; eine auf gründlichen Quellenstudien aufgebaute Biographie eines ehrgeizigen, auch dichterisch begabten, aber gewissenlosen Amtmannes in Lister und Mandal (geb. um 1675 in Throndhjem), der wegen hochverräterischer Pläne am 8. März 1723 grausam in Kopenhagen hingerichtet wurde. — Gleichfalls im Anschlusse an das Erstlingswerk bringen die beiden 1877—1879 veröffentlichten kleinen Schriften: „Fra Agdesiden, Skildringer og Optegnelser" und „Fra Fjeldet og Skjærgaarden", ähnliche Schilderungen und Aufzeichnungen hauptsächlich über die Südküste Norwegens mit ihren Schären und Klippen, doch auch über das Westland, nur daß wir hier schon Ansätzen zu novellistischer Behandlung begegnen („Maaneds löitnant Edvard Andersen" in „Fra Agdesiden", S. 77 flg.) und die kulturgeschichtlichen Details reicher geboten werden (so in „Lisbeth Nypam, en Hekseproces i Guldalen" in „Fra Fjeldet" u. s. w. S. 46 flg., einem interessanten Beitrage zur Geschichte des Hexenwahnes in Norwegen gegen Ende des 17. Jahrhunderts). — In „Liv ved Kysten, Skisser og Fortœllinger" (Leben an der Küste, 1879) und „Smaastykker" (Kleinigkeiten, 1880) überwiegt bereits die Form der Erzählung. Ersteres Buch enthält zwei humoristische Skizzen („Paa Dampskibsbryggen" und „Ombord i en Fjorddamper") und zwei Erzählungen aus dem norwegischen See- und Küstenleben („Kaptein Robert" ist die gelungenere); aus „Smaastykker" verdienen „En Kapergast" (die Geschichte eines dänischen Matrosen, der sich als „König Jörgen Jörgensen" vom 26. Juni bis 10. August 1809 aller Gewalt auf Island bemächtigte) und „Elisa, et Livsbillede fra Skjærgaarden", eine rührende Erzählung aus den Schären, besonders hervorgehoben zu werden. — Mit „I Krigsaarene, Optegnelser" (In den Kriegsjahren, Aufzeichnungen, 1881) beginnen die umfangreicheren Arbeiten unseres Autors über jene Periode der vaterländischen Geschichte, welche er schon in seinen früheren Schriften mit Vorliebe berührt hat: Die sog. „Kaperzeit" 1807 bis 1814, worin der Verfasser gründlich zu Hause ist. Der allem Völkerrechte Hohn sprechende Überfall Kopenhagens durch die Engländer, welcher mit der räuberischen Wegführung der gesamten dänischen Kriegsflotte endete (7. September 1807), rief eine neue Glanzperiode norwegischen Vikingertums ins Leben, indem sich die dänisch-norwegische Regierung gezwungen sah, durch Ausstellung von sog. „Kaperbriefen" eine Art Freibeuterkrieg zur See wider das gewaltthätige Albion zu organisieren. Auch wurde damals eine eigene „Regierungskommission" für Norwegen eingesetzt, an deren Spitze der kommandierende General Prinz Kristian August von Augustenburg, gewöhnlich kurzweg „der Augustenburger" genannt, stand, der (1808—1809) sich in seiner schwierigen Lage die allgemeine Liebe der Norweger gewann, aber zum schwedischen Thronfolger berufen schon am 28. Mai 1810 auf der „Kvidingeheide" in Skaane starb. In dieser Zeit schwerer Bedrängnis des Vaterlandes leuchtete der norwegische Patriotismus allen voran und die bewährte Seetüchtigkeit der Nation bestand neue, glänzende Proben: es bildeten sich eigene Unternehmungen, die ein Schiff nach dem andern von Stapel ließen und mit diesen ungenügend ausgerüsteten und schwach bemannten Fahrzeugen verrichteten die tollkühnen norwegischen Schiffer im Kampfe gegen die übermächtigen englischen „Kreuzer" wahre Wunder von Tapferkeit. Erst mit dem Kieler Frieden (1814), welcher für Dänemark den Verlust Norwegens an Schweden bedeutete, fanden diese „Kriegsjahre" ihren Abschluß, und die „Aufzeichnungen" unseres Verfassers über dieselben sind um so wertvoller, als die norwegische Litteratur — soweit uns bekannt — nur ein einziges zeitgenössisches Geschichtswerk für den Zeitraum 1800—1815 besitzt, nämlich J. Aalls „Erindringer som Bidrag til Norges Historie fra 1800 bis 1815" (2den Udg. . . udgivet af Chr. C. A. Lange u. s. w. Kristiania, J. W. Cappelen, 1859), dessen C. Flood in „Fra Agdesiden" (S. 71—72) gedacht hat. Die vorliegenden „Aufzeichnungen" schöpfen nur zum geringen Teile aus Aalls „Erinnerungen", ergänzen dieselben aber in mehrfacher Richtung, vor allem durch ausführliche Berichte über hervorragende dänische und norwegische „Kaperkapitäne". Die eingehende Beschäftigung mit der „Kaperzeit", dem historischen Lieblingsthema unseres Verfassers, steht mit seiner ausgesprochenen Begabung für glänzende Schilderungen von Seestürmen und Seeschlachten im

Digitized by Google

innigsten Zusammenhange, und auf dieser zwiefachen Grundlage sind seine trefflichen historischen Erzählungen aufgebaut. Zunächst die zweite in „Novellistiske Tidsbilleder" (Novellistische Zeitbilder, 1881) unter dem Titel „Jan van Beuch, fra et Kaper-Rede i Krigens Tid" (J. v. B., aus einer Kaperstätte in der Kriegszeit), welche als Vorstufe zu „Ritter & Co." anzusehen ist, wogegen die erste Erzählung „Arnfred Ströme" eine ganz gesonderte Stelle einnimmt. Es ist eine mit kräftigem Humor und in durchaus fließender Darstellung geschriebene Geschichte eines armen Studenten, der bei einem reichen norwegischen Kapitän eine Hauslehrerstelle versieht und in dieser Eigenschaft bis zum Bräutigam seiner reizenden Schülerin und einzigen Erbin des Vaters avanciert. Dieser erste größere novellistische Versuch des Autors im heiteren Stile, welcher in der später zu erwähnenden Erzählung „Just Vildmer" ein würdiges tragisches Gegenstück findet, enthält zugleich eine ziemlich unverblümte Persiflage der norwegischen Kleinstädterei und entbehrt so nicht des ersten Hintergrundes. Im Anschlusse an „Jan van Beuch" muß das Meisterwerk C. Floods „Ritter & Co., en Fortælling fra Kapertiden" (Ritter & Co., eine Erzählung aus der Kaperzeit, 2. Aufl. 1883) genannt werden, welches in lebendiger, dramatisch bewegter Darstellung die Geschicke eines reichen Handelshauses in Kristianssand zu Anfang unseres Jahrhunderts erzählt, dem der Ausbruch des verheerenden Krieges zwischen Dänemark-Norwegen und England (1807 flg.) den Untergang zu bringen drohte, wofern nicht der Unternehmungsgeist und die Heldenkühnheit des einen der beiden Chefs die Katastrophe glücklich abgewendet hätte. Eine glückliche Verkettung folgenschwerer geschichtlicher Ereignisse mit romantischen, fesselnden Liebesszenen verleiht dem Buche einen eigentümlichen Reiz und hält das Interesse des Lesers bis zum Schlusse in Spannung. Daß hier „stark in Vaterländerei gearbeitet" sei, wie die eingangs erwähnte Feder des „Magazins"a. a. O. behauptet, ist eine vollständig haltlose Beschuldigung, welche jede unbefangene Lektüre von selbst widerlegt. — Als eine Art Fortsetzung zu „Ritter & Co." erscheint die treffliche biographisch-novellistische Arbeit „Starke Jansen, Historisk-romantiske Episoder fra Krigsaarene 1807—1814" (der starke Jansen, historisch-romantische Episoden aus den Kriegsjahren, 1887), welche die Erzählungen und Schilderungen aus der „Kaperperiode" würdig beschließt. Hier finden wir den echten Typus eines wetterharten norwegischen Kaperkapitäns, den riesenstarken Kämpen Björn Jansen, im Volksmunde nur der „starke Jansen" genannt, eine Vikingergestalt des 19. Jahrhunderts — im Mittelpunkte der Erzählung, nachdem wir ihn schon vorübergehend in „Jan van Beuch", näher in „Ritter & Co." kennen gelernt haben. Nunmehr lernen wir nicht nur den beherzten Seemann als den kühnsten und gewaltigsten unter seinesgleichen, sondern auch die Geheimnisse seines Herzens, seine Erkorene von Jugend auf, kennen und freuen uns der endlichen Vereinigung des tapferen Mannes mit der treuen Geliebten, obzwar am Krankenbette in Kopenhagen, aber außer Gefahr und — als Ritter vom Danebrog. Dieses romantische Element des Buches hebt sich von dem geschichtlichen Hintergrunde desselben, von blutigen Seeschlachten und dichtem Pulverdampf, in wirksamer Weise ab, wodurch im Verein mit der anspruchslosen aber lebendigen Darstellung der Eindruck des Ganzen an Stärke gewinnt. Mit „Starke Jansen" hat C. Flood den glücklichsten Griff in das buntbewegte Treiben der romantischen Kaperperiode gethan und wir reihen dieses Werk zunächst an „Ritter & Co." In den Jahren zwischen dem Erscheinen beider eben genannten historischen Erzählungen (1883—1887) ist indes der fleißige Autor auch auf anderem Gebiete thätig gewesen. Noch im Jahre 1882 erschien „I Havskjærene, Fortœllinger og Skildringer" (In den Meereisklippen, Erzählungen und Schilderungen), worin „Fra Hvalöerne", eine historisch-topographische Beschreibung der kleinen Inselgruppe am Ausgange des Fjordes von Kristiania ein würdiges Gegenstück kleineren Umfanges zu „Listerlandet" bildet, welches in „Noget om det norske Lodsvœsen i œldre og nyere Tid" (Einiges über die norwegischen Lotsen in älterer und neuerer Zeit) einen würdigen Abschluß findet, wogegen uns die beiden Erzählungen „Andrea" und „Gunnar Holmen" weniger anzusprechen vermochten. Einen wesentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete bekunden jedoch die durch feinsinnige Charakteristik und anziehende Darstellung hervorragenden drei Erzählungen in „Mellem Baaer og Skjœr" (Zwischen Klippen und Schären, 1884), unter denen aber die erste, „Havfru-Skjœr" (Meerfrau-Klippen), mehr unser pathologisches, weniger unser ästhetisches Interesse befriedigt, da es sich hier um einen ganz merkwürdigen, halb märchenhaft klingenden Fall der norwegischen Elephantiasis handelt, wogegen uns in „Lille Fröken Baardsen" (Das kleine Fräulei B.), besonders aber in „Just Vildmer" zwei ebenso originelle als reizvolle Charakterschilderungen geboten werden. Just Vildmer ist einer jener unglücklichen genial veranlagten Menschen, die um ihrer hervorragenden Begabung willen ein Recht zu haben glauben, sich mit den einmal bestehenden staatlichen Zuständen und Normen durchaus nicht abfinden zu können. In der Art, wie uns hier die Leidensgeschichte eines zu Großem berufenen, aber innerlich haltlosen Jünglings von seinen ersten Schuljahren bis zu seinem Ausgange als Redakteur eines sozialistischen Hetzblattes geschildert wird, hat der Dichter Bedeutendes geleistet; sein Just Vildmer nimmt als tragische Figur eine ebenso vereinzelte wie hervorragende Stellung ein, wie früher Arnfred Ströme als komische.

Überwiegend humoristisch ist „Löst og bundet, Skisser og Studier" (Gelöst und gebunden, Skizzen und Studien 1885), worin launige Erzählungen und Skizzen mit charakteristischen Zügen aus dem täglichen Leben in der norwegischen Hauptstadt abwechseln. Ein neues Werk unseres Verfassers erschien 1887 unter dem bezeichnenden Titel „Skjœbnebölger? Fortœlling" (Schicksalswogen? Erzählung), eine romantische Liebesgeschichte voll Leben und dramatisch bewegter Handlung, der unmittelbaren

Digitized by Google

Gegenwart entstammend. In glänzenden Darstellungen und prächtigen Schilderungen erkennen wir auch hier den Meister der Seenovellistik wieder, nur hätten wir es als einen Gewinn des Buches verzeichnet, wenn die Häufung effektvoller Szenen zu Wasser und zu Lande eine maßvollere gewesen. Wie eigenartig und anschaulich der Verfasser eine solche, einen Schiffbruch im mittelländischen Meere, zu schildern versteht, davon möge folgende Probe ein leuchtendes Zeugnis ablegen (S. 83, in möglichst treuer Übersetzung):

„Ein Stoß wie von einem plötzlichen Erdbeben auf festem Grund und darauf eine augenblickliche, schreckerfüllte Stille — eine Stille, der alsbald Geschrei, Kommandorufe, Getöse von vorwärts- und rückwärtseilenden, trampelnden Menschen oben auf der Kommandobrücke und dem Verdeck folgten — . . . . Es war also eine Katastrophe eingetroffen. Aus den Kajüten unterm Verdeck drangen verworrene Rufe und Menschen taumelten durcheinander die Treppe hinauf und hinaus in die nebelige Nacht, schiebend, stoßend, vorwärts drängend — vorwärts und rückwärts — in grenzenlosem Egoismus — unter Geschrei und Fragen, die niemand beantwortete — Notrufen und Bitten um Rettung, die niemand hörte und die jedes Kommando der Schiffsoffiziere übertäubten". — —

Das jüngste Buch C. Floods, „Ufredstid" (1889), haben wir an anderer Stelle besprochen (s. „Zentral-Organ für die Interessen des Realschulwesens" — Berlin — Jahrg. 1889, S. 579 ff.)

Die litterarische Würdigung C. Floods wäre eine unvollständige, wenn dieselbe des Verfassers anonym erschienene Werke unberücksichtigt ließe, die gleichfalls seiner Vorliebe für Seewesen, Schiffahrts- und Länderkunde entstammt sind: Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Mexikos („Mexikos Eroberung", 1881) und Perus („Perus Eroberung", aus demselben Jahre), der Reisen James Cooks („Cooks Reiser i Sydhavet", 1882) und die Biographie des Entdeckers von Amerika („Kristopher Kolumbus", 1882). In diesen im besten Sinne des Wortes populären und reich — wenn auch nicht schön — illustrierten Schriften hat der Verfasser den Versuch gemacht, die Resultate seines eingehenden Studiums Prescotts, des gründlichsten Kenners der „conquistadores" unter Benutzung weiterer historischen Quellen und neueren Forschungen einem möglichst weiten Leserkreise zugänglich zu machen — eine Aufgabe, zu deren glücklichen Lösung er durch die bereits geschilderte Eigentümlichkeit seines schriftstellerischen Talentes in ganz besonderem Maße befähigt war.

Alles in allem genommen besitzt die norwegische Litteratur in Constantius Flood einen Schriftsteller, dessen Werke als wichtige Beiträge zur norwegischen Volkskunde einen hohen und bleibenden Wert besitzen, während sie zugleich durch den vornehmen Geist, der aus ihnen spricht, durch die gewandte Darstellung, welche sie auszeichnet, ihrem Verfasser einen Ehrenplatz unter den Männern der Feder in seiner Nation sichern. —

Die weiter noch anzuführenden „Seenovellisten" verdienen diese Bezeichnung im strengsten Sinne des Wortes eigentlich nicht; denn von einer novellistischen Behandlung ihrer Eindrücke und Erlebnisse ist bei ihnen nicht die Rede, sondern nur von treuer, schlichter Wiedergabe des Geschehenen oder Erfahrenen. Sie können sich darum in litterarischer Bedeutung mit Constantius Flood ganz und gar nicht messen, haben aber als gute Volksschriftsteller, wenigstens teilweise, Anspruch auf Beachtung. Obenan steht hier Just. Wright Flood, der Vetter des Constantius Flood, und mit diesem (nebst A. Mortensen) Redakteur des „Norsk Sömandsblad". Geboren am 11. Dezember 1850 in Hiterdal, hat er ungefähr 13 Jahre, größtenteils als Steuermann, auf verschiedenen Schiffen und Gewässern ganz seiner Neigung zum Seemann gelebt und in beiden Hemisphären des Abenteuerlichen, Interessanten und Merkwürdigen genugsam erfahren, um darüber zunächst als Feuilletonist des „Fædrelandet" (das Vaterland) berichten zu können (1878). Seine in Buchform veröffentlichten Schriften umfassen bisher 5 Bände von ungleichem Werte; ihre Hauptbedeutung liegt in der Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung, in der einfachen und treuen Wiedergabe reicher Erfahrung und Beobachtung. Schilderte uns Constantius Flood das Leben an und auf der See, so lernen wir durch Just W. Flood vor allem die physische und psychische Eigenart des wetterharten norwegischen Seemanns, seine Kühnheit, Ausdauer, Pflichttreue und Genügsamkeit, aber auch seine Neigung zum Trunke, Jähzorn, Aberglauben kennen. Von allen diesen charakteristischen Zügen, nicht zu vergessen der oft übel belohnten Treuherzigkeit und Leichtgläubigkeit der wackeren norwegischen Matrosen, weiß uns der vielgereiste Steuermann aus nah und fern, des langen und breiten zu erzählen, aber auch nicht selten von Schurkenstreichen fremder Kapitäne, von der brutalen Behandlung, die sie ihren Untergebenen angedeihen lassen, von den Spitzbübereien der amerikanischen „Runner" (Passagier- und Matrosenmäkler in New York) und von der Unsitte der häufigen „Römning" (Ausreißerei) unter den Seeleuten. Seinem ersten Buche „Fem Aar tilsjös, Oplevelser og Hændelser" (Fünf Jahre zur See, Erlebnisse und Ereignisse, 1881), welches ursprünglich zum Teile als Feuilleton im „Fædrelandet" erschien und des Verfassers vielbewegtes Leben auf seinen Reisen zu Wasser und zu Lande in Europa und Amerika frisch und anschaulich schildert, folgte zunächst „Fra Land og Sjö, sandfærdige Fortællinger" (etwa: Zu Wasser und zu Lande, wahre Erzählungen, 1882), worin der Schwank „Fars Draaber" (des Vaters Tropfen), „En Skuffelse" (eine Täuschung) und „Skisser fra Vestindien" besonders durch launige Schreibweise ausgezeichnet, indes auch die übrigen Erzählungen in ihrer Art nicht ohne Wert sind; weiter „Fra Hav og Strand, en Tylt Fortællinger" (Vom Meere und Strande, ein Dutzend Erzählungen, 2. Aufl. 1883), das beste Buch des Verfassers und darin „En gammel Sjölods" (ein alter Lotse) am gelungensten. Die folgenden Schriften Just W. Floods: „Sjöbris og Landluft, fem Fortællinger" (Seewind und Landluft", fünf Erzählungen, 1885) und Sjömænd og Guldgravere, töe Fortællinger": (Seeleute und Goldgräber,

Digitized by Google

drei Erzählungen, 1886) sind weit weniger bedeutend als seine Erstlingswerke. — Noch mehr gilt dies von den vier Büchern eines andern norwegischen Schiffers und Goldgräbers in Australien, Carl A. Olsen (En Guldgravers Historie etc., Mit Ungdomsliv tilsjös. Tyve Aar i Nordsjöen og Kattegat, Guldgraverliv og Sjömandsfœrd, 1882—1884?), welche zwar größtenteils sehr reichen und merkwürdigen Erlebnissen in Australien ihr Dasein verdanken, sich aber als schriftstellerische Erzeugnisse sehr untergeordneter Bedeutung erweisen, indem es dem Verfasser nur selten gelingen will, sich über den gewöhnlichen Notizen- und Tagebuchstil zu erheben. — Einen besseren Eindruck macht „Af mit Sjömandsliv, virkelige Oplevelser af R. O. Hærem" (Aus meinem Leben als Seemann, wirkliche Erlebnisse, 1886), kunstlose, aber gut lesbare Aufzeichnungen eines schlichten, treuherzigen Seemannes, woraus ein liebenswürdiger Charakter und eine warme, aufrichtige, religiöse Gesinnung spricht. — Als eines besonders leuchtenden Zeugnisses von dem an Tollkühnheit grenzenden Mute norwegischer Seefahrer möge hier noch des Büchleins eines norwegischen Kapitäns, Magnus Andersen, gedacht werden, das den Titel führt: „Sjœrgen Oceans Reise paa Atlanterhavet Sommeren, 1886" etc. (Die Reise des kleinen Segelbootes „Ozean" auf dem atlantischen Meere im Sommer 1886, erschienen 1887). In demselben hat der genannte Seemann einen anschaulichen und lebendigen Bericht erstattet von seiner abenteuerlichen Fahrt über den Atlantischen Ozean in einem kleinen Segelboote, in Begleitung seines ihm an Kühnheit ebenbürtigen Freundes, des Steuermannes Christen Christensen. Auf dieser Reise, welche am 25. Mai 1886 nachmittags 2 Uhr von Kristiania aus unternommen wurde, legten die tollkühnen Segler trotz zweimaligen Kenterns des Fahrzeuges in furchtbaren Stürmen eine Strecke von 2300 englischen Meilen zurück, indem sie sich der Insel New Foundland bis auf 270 englische Meilen Abstand näherten, von da an (am 11. August 1886) jedoch durch den Zustand ihres Bootes gezwungen wurden, auf einem englischen Schiffe die Rückreise anzutreten. —

Erscheinen also die Vertreter der norwegischen Seenovellistik nirgends als leuchtende Gestirne am litterarischen Himmel ihres Landes, so haben sie doch unstreitig zur Kenntnis norwegischen Volkslebens Wertvolles und Bleibendes geleistet. — Mit Ausnahme der beiden Erstlingswerke von Constantius Flood (deren Verlag bereits angegeben) entstammen sämtliche hier angeführte Bücher dem ebenso reichhaltigen wie gediegenen Verlage der alten Firma P. T. Malling (gegenwärtiger Besitzer G. Kr. Johs. Parmann) in Kristiania, welche (gegründet 1838) kürzlich das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestandes feierte, und deren jetziger Chef, Herr Parmann, in seiner Zuvorkommenheit gegenüber auswärtigen Freunden der norwegischen Litteraturunter den skandinavischen Verlegern kaum seinesgleichen findet.

## Victor Cherbuliez: Profils Étrangers.

Besprochen von Heinz Tovote.

Es ist in den letzten Jahren in Frankreich geradezu Mode geworden, daß man sich der thatsächlichen Unkenntnis der fremden Litteraturen beschuldigt, und mehr und mehr beginnt, sich auch mit den künstlerischen Erscheinungen zu befassen, die nicht dem Pariser Boden entsprossen sind.

Die lange Anwesenheit Turgenjews hat nicht wenig dazu beigetragen, die analysierende russische Litteratur einzubürgern, deren Einfluß beispielsweise auf Bourget deutlich zu erweisen ist.

An Übersetzungen aus dem Englischen hat es nie gefehlt, wenngleich diese Übertragungen über die Befriedigung des gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnisses nie hinausgegangen sind, aus dem einfachen Grunde, weil die meisten englischen Romane der letzten Jahrzehnte keinerlei künstlerischen Anspruch erheben können.

In der jüngsten Zeit haben auch die Skandinavier ihren Einzug in Paris gehalten, und mit Erstaunen hat man gesehen, wie Henrik Ibsen in seinen Dramen, wenn auch auf ganz anderem Wege, alle die Fragen auf seine Art zu gestalten sucht, die immer aufs neue den französischen Autoren zum Vorwurf dienen — ein Erstaunen, daß sich in den Kritiken Jules Lemaitres über die Prozorsche Übersetzung der „Gespenster" und „Nora" deutlich wiederspiegelt, untermischt mit dem Bekenntnis und dem Bedauern, von einer derartig hervorragenden Erscheinung erst so spät Kenntnis erhalten zu haben.

Am wenigsten Eingang hat leider bis jetzt die deutsche Litteratur in Frankreich gefunden.

Und doch ist diese allerdings beklagenswerte Thatsache aus den politischen Verhältnissen zu erklären und zu entschuldigen.

Man hat sich in Frankreich zu sehr mit unserer Politik, mit jeder Neuerung unseres Heeres zu befassen, als daß man Muße genug finden könnte, unsere künstlerischen Seiten zu würdigen.

Auch die Stunde wird kommen, vor allem, wenn die Gegensätze unserer litterarischen Bestrebungen einigermaßen zur Klärung gelangt sein werden.

Man hat den ersten Schritt gethan, indem man sich mit Deutschland täglich politisch beschäftigt, indem man stündlich mit ihm rechnen muß; und so war man genötigt, die alten Ansichten bei Seite zu werfen und sich ernsthaft mit dem Nachbarlande zu befassen.

Einer der wenigen französischen Schriftsteller, die aus eigner, langjähriger Erfahrung ein Urteil abgeben können über unser Deutsches Reich, ist unstreitig Victor Cherbuliez, dessen jüngste Veröffentlichung: Profils Etrangers, eine Sammlung verschiedenartigster Gelegenheitsaufsätze, in dieser Hinsicht für uns wertvoll sein muß.

Gleich Ernest Renan hatte er vor allem vor dem Kriege nicht wenig gethan, um seinen Landsleuten

Digitized by Google

einen Einblick in die deutschen Verhältnisse zu verschaffen.

Dann änderte sich das plötzlich. Der Patriot kam zum Durchbruch. Er blieb Deutschland fern, und beurteilte es nur noch aus der Ferne, von gänzlich veraltetem Gesichtspunkte aus, nach der Kenntnis von Zuständen, die uns selbst fast märchenhaft geworden waren.

Und zu dieser Unkenntnis der thatsächlichen Umgestaltung gesellte sich eine mehr oder weniger bewußte Voreingenommenheit, die sich in allerhand ungerechten Ausfällen und boshaften Schilderungen Luft zu machen suchte.

Hatte man zuvor in Deutschland nur das Land der keuschen Gretchengestalten und gutmütiger, sinniger Denker gesehen, fast ein Idyll, in dem nur blauäugige blondhaarige Unschuld sich erging, so nahm nach dem Kriege der Deutsche die Gestalt eines eisenfressenden, Pendulen stehlenden, barbarischen Kriegers an, der kaltlächelnd das Kind in der Wiege mit dem Bajonett durchstach. Galt es, Herzlosigkeit, Brutalität und hinterlistige Spitzbüberei zu schildern, so geschah es in Gestalt eines Deutschen.

Kaum einer der großen französischen Schriftsteller hat sich von dieser, im Grunde komischen Verzerrung der Wirklichkeit frei gehalten, weder Victor Hugo, Renan, noch Dumas; am wenigsten Cherbuliez.

Allmählich haben sich auch diese Übertreibungen abgeschliffen, man hat sie hier und da zu paralysieren gesucht, und eine ruhigere Verständigung hat sich angebahnt.

Cherbuliez's neuestes Buch ist ein neuer Beweis dafür.

So unklar der Autor sich oft über seine Ziele auf dem Gebiete des Romans ist, wo er zwischen hausbackener Alltäglichkeit und phantastischer Willkür schwankt, so fest und sicher geht er seinen Weg als Kritiker, indem er fast durchgehend ruhig und rein sachlich bleibt.

Das Buch beginnt mit einer Besprechung des Hegelschen Briefwechsels und endet mit einer Abhandlung über Stindes „Buchholzen".

Von Hegel bis Julius Stinde — ein Schritt, der an Länge nichts zu wünschen übrig läßt, und eine Variation des du sublime au ridicule geradezu herausfordert.

Zwischen diesen beiden Skizzen liegen Besprechungen über Lord Beaconsfield, Charles Gordon, Crispi und dem Dichter Serafin Estebanez.

Alle übrigen Aufsätze befassen sich mit Deutschland, in dem Cherbuliez sehr gut zu Hause ist; hat er doch in Bonn und Berlin sich den Einflüssen deutscher Bildung unterworfen, und während seines langen Aufenthaltes sehr wohl zu beobachten verstanden.

Selbst jetzt, wo er nicht mehr aus persönlicher Anschauung beurteilt, sondern aus Büchern und Berichten seine Kenntnisse schöpft, zeigt er ein maßvolles und verständiges Urteil, für das wir ihm Dank wissen.

Bismarck und Moritz Busch, Wilhelm von Humbold und sein Verhältnis zu Charlotte Diede, die Memoiren des Grafen Beust, Ludwig II. und die Königskatastrophe, Leopold von Ranke, die Indiskretionen Geffkens und die heilige Wilhelmine von der Landsbergerstraße -- sie alle müssen es sich gefallen lassen, von dem geistvollen Akademiker in den Kreis seiner Plaudereien gezogen zu werden, wenn er ihnen auch nicht immer voll gerecht wird, am wenigsten wohl dem unglücklichen Ludwig, für dessen Wesen dem Franzosen das Verständnis abgeht.

Die Essays sind ebenso flüssig wie interessant geschrieben, mit einer Klarheit im Stile, die Cherbuliez von jeher ausgezeichnet hat.

Vor allem ist der Inhalt der Buchholzereien so hübsch und geistvoll wiedergegeben, und die Einwendungen des Franzosen zeigen von so viel Takt, daß man sich mit der Thatsache versöhnen kann, das Buch übersetzt zu sehen; wenn es gleich in Frankreich eine seltsame Vorstellung von unserer modernen Litteratur erwecken muß. Ich möchte diesen Aufsatz, der mehr eine Interpretation ist, nicht missen, wenn es für uns auch ungleich wertvoller sein würde, hätte sich Cherbuliez über unsere Litteratur im allgemeinen ausgesprochen, hätte er es versucht, ein Bild von den neuesten Strömungen zu geben, die allerdings nicht so augenfällig sind, daß sie den Fremden sonderlich auffallen konnten.

Immerhin ist es interessant, sich im Urteile eines fremden Volkes zu sehen, um so eine Handhabe zur Selbstkritik zu erhalten; vor allem wenn es die einsichtsvolle Beurteilung eines Schriftstellers wie Cherbuliez ist, der es versucht hat, so manche Erscheinung deutschen Wesens ohne irgend welche Prätensionen seinen Landsleuten näher zu bringen, um dadurch, wenigstens auf geistigem Gebiete Vermittelungen anzubahnen und zu befestigen, die nur dazu dienen können, auf beiden Seiten fruchtbringend zu wirken.

## Kleeblätter.

Von Paul Maria Lacroma.

Verlag von Wokulat in Görz und Perles in Wien.

Im Interesse des Vereins der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien bedauern wir, ein günstiges Urteil über die „Kleeblätter" nicht fällen zu können und selbst die, dem Buche beigefügten, teils überschwenglichen Besprechungen früherer Arbeiten der Verfasserin können uns nicht irre machen. Die drei Novellen, welche den Band füllen, leiden an der nämlichen Krankheit, an dillettantischer Oberflächlichkeit und willkürlicher, phantastischer Ausbeutung des Stoffes, ohne jedes künstlerische Maß. Der Stil ist holperig und reicht im besten Fall nicht über konventionelle Mittelmäßigkeit hinaus. Abgesehen davon, daß in einem Prosawerke auch der Satzbau der Grundform angepaßt werden muß, sehen wir die

Digitized by Google

Notwendigkeit eines so odenhaften Klingklangs nicht ein, wie z. B. „durch des Urwalds niederhängendes Geäst"; warum kann der Beginn des Satzes nicht in schönem Deutsch also lauten: „Durch das niederhängende Geäst des Urwalds"? Künstlich verdrehte, dithyrambische Satzbildungen verhelfen einem totgebornen Schriftwerk nicht zum Leben.

Wie flüchtig die Verfasserin zu Werke gelt, bezeugen die sinnstörendsten Konstruktionsfehler; z. B. in der ersten Novelle: „Auf Räuberkommando" heißt es Seite 14: „Beschwichtigend ergreift er das Wort . . . ein höchst leidenschaftliches Gespräch erfolgt, dann richtet sich der Leutnant wieder stramm empor und gab seinen Soldaten" u. s. w. Für solche Fehler in einem deutschen Aufsatze würde ein Volksschüler Strafe zu erleiden haben.

Und was soll sich der denkende Leser ums Himmelswillen unter einem „reizumloderten" Kästchen vorstellen? Wozu dienen solche schwulstige, gedankenlose Epithetas? Wie verhält sich der gesunde Menschenverstand zu der, von Lacroma berichteten Thatsache, daß ein blutjunges Mädchen die Rolle eines alten Banditenführers spielt und dessen Mordgesellen nur durch Vorbinden eines weißen Bartes in der beabsichtigten Täuschung erhält, obgleich sie die Bande tagelang persönlich befehligt, „entzückenden Rosenduft ausströmend."

Die Situationen sowohl der ersten Novelle: „Auf Räuberkommando", wie der beiden folgenden: „Rote Strümpfe" und „Meeresgaben" werden an den Haaren herbeigezogen, dem Zufall wird eine geradezu unverantwortliche Rolle zugemutet, kein psychologisch geknüpfter Faden verbindet sie, alle beruhen auf unmotivierter, phantastisch schwankender Grundlage, mit der Prätension wahr zu sein.

Gehörte Lacroma nicht zu jenen weiblichen Helden der Feder, für welche die Lärmtrommel der Reklame so rücksichtslos für feinere Ohren gerührt wird, so hätte man das Buch am besten totgeschwiegen; allein hier heißt es steuern, ehe eine neue „Berühmtheit" das Ansehen des deutschen Schrifttums wieder einmal heillos schädigt und ernster, ehrlicher Arbeit den Weg vertritt. In den Reihen unserer Frauen kämpft so manches reiche Talent ohne Anerkennung, während die dilettierenden Berühmtheiten wie Pilze aus dem Boden schießen. Viel bittere Worte drängen sich auf die Lippen bei solchen Betrachtungen, aber der objektive Berichterstatter muß sich gar streng an die Sache selbst halten, will er nicht schweren Vorwurf auf sich laden, und so bleibt nur noch zu bemerken: „Die Kasse des Wiener Vereins, welcher der Reinertrag der „Kleeblätter" zugesichert worden, dürfte durch dieses Buch, wenigstens auf legalem Wege, nicht bereichert werden und Lacroma wird es nicht leicht haben, wenn sie darauf bedacht sein sollte, den Eindruck der „Kleeblätter" durch ein neues Werk vergessen zu machen."

München. Karoline Häußer.

## Litterarische Neuigkeiten.

Isolde Kurz, die Tochter des Dichters Hermann Kurz, welche mit ihren Gedichten im verflossenen Jahre so großen Erfolg und so neidlose Anerkennung gefunden hat (vergl. „Magazin" Nr. 32 d. lauf. Jahrg.), wird demnächst bei G. J. Göschen, Stuttgart, einen Band **„Florentiner Novellen"** herausgeben.

Im Verlag von E. Pierson, Dresden, erscheint in nächster Zeit eine Auswahl des brieflichen **Nachlasses von Gustav Kühne**, herausgegeben von Edgar Pierson, mit einem Vorwort von Wolfgang Kirchbach. Man darf annehmen, daß der Briefwechsel des jungdeutschen Dichters und Herausgebers der „Eleganten Welt" wertvolle Beiträge zur Beurteilung des jungen Deutschlands enthält.

Im Februar 1890 wird **Firdusis Heldenbuch**, Sage I—XIII, übersetzt von Friedrich Rückert, aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von E. Bayer, im Verlag von Georg Reimer, Berlin, erscheinen. Es ist ein dankenswertes Unternehmen, die Schätze, welche uns der große Dichter und Gelehrte hinterlassen hat, gesichtet von der Hand seiner Schüler einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Noch andere reiche Schätze finden sich unter den Handschriften Rückerts; so Übertragungen nordpersischer Volkslieder, die nächstens an dieser Stelle eingehend von kundiger Seite besprochen werden.

In München regt sich litterarisches und Kunstleben in den letzten Jahren in erfreulicher Weise. Nachdem im verflossenen Jahr die in vornehmer und stattlicher Gewandung erscheinende „Münchner Stadtzeitung", die sich als „Pionier für die großstädtische Entwickelung Münchens" einführt, gegründet wurde und einen schönen Erfolg davontrug, tritt nunmehr eine illustrierte Wochenschrift: **„Münchner Kunst"**, als Vorkämpfer einer neuen Kunstentwickelung Münchens auf, die ein rückhaltloses Eintreten für die neurealistische Kunstanschauung auf ihre Fahne schreibt. Das erste Heft der von Julius Schaumberger als Fortsetzung des Münchner „Theater-Journals" herausgegebenen neuen Zeitschrift läßt auf die Reichhaltigkeit seiner Beiträge erkennen, daß hier Gutes zu erwarten steht.

Es dürfte den Lesern des „Magazins" nicht ohne Interesse sein, daß Franz Hirsch, der vielen noch als früherer Leiter dieses Blattes in vertrauter Erinnerung sein wird, vor kurzem ein Bändchen Gedichte bei Karl Reißner in Leipzig veröffentlicht hat: **„Vagantensang und Schwerterklang."** Lieder aus deutscher Vorzeit". Der Dichter des „Ännchen von Tharau" schmeichelt sich auch hier mit dem heimelnden Tone und der gutmütigen, oft etwas rauhen Offenherzigkeit der mittelalterlichen Poesie fahrender Schüler in des Lesers Gunst, während der zweite Teil der Sammlung: „Von der Ostmark", uns den Dichter als einen patriotischen Mann von echtem Schrot und Korn vorführt, dessen rührende Anhänglichkeit und Treue an den heimatlichen Boden, besonders seiner Geburtsstadt Thorn, ihn in den „Thorner Liedern" zu den besten Gedichten der Sammlung begeistert.

**„I Nibelunghi".** Traduzione di Italo Pizzi. 2 Vol. Milano. Ulrico Hoepli. — Der bekannte Orientalist Italo Pizzi, dem die italienische Litteratur bereits die vollständige Übertragung des Schâhnâme (Libro dei Re) von Firdusi verdankt, hat jetzt eine von nicht weniger ernstaunlichem Fleiße und tiefer Kenntnis zeugende Arbeit vollendet, die den Italienern zum erstenmale in einem annehmbaren Gewande unser großes mittelalterliches Nibelungenepos näher rückt, das ihnen bisher nur aus der metrisch unbeholfenen und oft sinnentstellten Übertragung von Carlo Cernezzi (1847) und der zwar braven, aber im wörtlichsten Sinne prosaischen Übersetzung von Annibale Gabrielli (1887) zugänglich war, dessen Stoff jedoch dem modernen Italiener aus Richard Wagners großem Musikdrama durchaus vertraut ist. Freilich muss ich gestehen, daß die metrische Form der vorliegenden Umdichtung keinen Begriff von der mit dem Stoff so fest verwachsenen Nibelungenstrophe

Digitized by Google

geben wird, vielmehr ist die strophische Gliederung der deutschen Dichtung auseinandergerissen und daher der enggefügte Charakter der einzelnen Strophenhälder zerstört. Indessen bietet die italienische Metrik wohl kaum einen annehmbaren Ersatz für die Nibelungenstrophe, und eine Nachbildnng bleibt in den Händen eines nicht mit hervorragenden dichterischen Talenten begabten Übertragers meist ein ungliicklicher Versnch, der nur die Leser abstößt. Daher ist immerhin die vorliegende Arbeit, welche Giosè Carducci gewidmet ist und in zwei dem Verleger alle Ehre machenden und von der Vollendung italienischer typographischer Kunst beredtes Zeugnis ablegenden Goldschnittbändchen vorliegt, zu begrüßen als ein schönes Glied zwischen italienischem und dentschem Geistesleben. In einer Vorrede geht der Verfsaser in den Geist der Dichtung ein, giebt eine gedrängte Inhaltsübersicht nnd verspricht am Schinß eine Übertragung der Edda, die bislang noch nicht den Italienern zugänglich ist. K. v. S.

**Singen und Sagen.** Neue Gedichte von Albert Möser. VIII., 278 S. 3 M. Geisteserzeugnisse von reifer und edler Art liegen vor uns. Von neuem offenbart hier Möser sein umfassendes Wollen und Können und läßt den Reichtum seines inneren Lebens schauen. Und die Sammlnng ist ein weiteres Zeugnis dafür, in wie schöner und formvollendeter Weise M. die größten, wie die kleinsten Vorgänge im geistigen nnd im natürlichen Leben zu dichterischen Schöpfungen nmauschaffen weiß. Aus der belebten, wie der unbelebten Welt zieht er Entstehen, Sein nnd Vergehen in den Bereich seiner Gestaltung; daher der besondere Reichtum seiner Stoffe. Und auch hier wieder klingt die Stimmung des Mitleides, die als Grundton durch seine ganse Lyrik hindurchsittert in ihrer zarten, sich nicht von selbst aufdrängenden Weise hervor; daher jene echte und wohlthuende Wärme, die dem wirklichen Pessimismus so fern liegt. — Der Inhalt ist in kurzem folgender: Eine Reihe von kosmischen Gedichten vom Weltwerden und Weltsein eröffnet als erster Teil der „vermischten Gedichte" den Band. Das zweite Buch derselben bilden prächtige Bilder aus der Alpenwelt, während die dritte Abteilnng der Stille der heimischen Fluren nnd Wälder entstammt. Getrennt sind diese Abteilungen durch je einen reizenden Sonettenkranz von Rügen und durch Gedichte, welche in der Form von Trimetern nnd Elegien persönliche Erinnerungen und Erlebnisse des Dichters feiern. Auf das dritte Buch folgen „Gedichte aus allen Zonen" und eine Reihe von geschichtlichen Balladen und Romanzen von gewohnter Meisterschaft. Den Schluß bildet eine reizende poetische Erzählung „Achmet" nach der Prosa von W. Irving. — Auf das wärmste sei die schöne und reiche Sammlung hiermit empfohlen.

Oberlößnitz bei Dresden. M. Manitius.

Schon längst gehörte J. Kapers **„Dansk-Norsk-Tysk Haand-Ordbog"** (Kjöbenhavn, Gyldendal) zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln eines jeden, der sich mit der neueren norwegischen Litteratur beschäftigte, da sich zahlreiche jener besonders in Norwegen, den Volksdialekten entlehnte Ausdrücke darin fanden. Nun erscheint dieses Wörterbuch in neuer (dritter) vermehrter Auflage. Aus dem kleinen Oktavbande ist ein stattliches Lexikon-Format geworden, und wenn sich auch die Zahl der Seiten nicht erheblich vermehrte, steigerte sich doch der Gehalt des einzelnen Blattes. Ich habe die neue Auflage genau mit meinen zahlreichen, im Laufe der Jahre aufgesammelten Zetteln verglichen, auf denen ich mir die Worte und Wortverbindungen vorzumerken pflege, die ich bei besseren Schriftstellern antreffe, und die sich in den bis jetzt vorhandenen Wörterbüchern nicht finden, und ich kann feststellen, daß fast alles für weitere Kreise Notwendige jetzt Aufnahme gefunden hat, und wenn wirklich noch manches fehlt, so ist zu berücksichtigen, daß es auch gait, nicht den Umfang eines „Handbuches" zu überschreiten. So seien denn alle diejenigen, die in der Lage sind, die norwegischen Dichter in der Ursprache zu lesen, auf die neue Auflage dieses vorzüglichen Handbuches aufmerksam gemacht.

Stuttgart. E. Brausewetter.

Bei Paul Ollendorff, Paris, erscheint soeben ein neuer Roman von George Duruy: „Fin de Rêve".

Eine verläßliche Quelle versichert, daß Lord Tennyson für seine neueste Dichtung „The Throstle" in der „New Review" — vier Vierzeiler — ein Honorar von £ 250 bezogen hat. Sapienti sat!

## Bühnenschau.

Das Berliner königliche Schauspielhaus bringt als nächste Neuigkeit ein Lustspiel von A. C. Strahl und E. Lessing „Graphologie" heraus.

Am Stadttheater in Nürnberg wird im Laufe dieses Winters ein neues Stück von José Echegaray, in deutscher Bearbeitung von K. Wiene und A. v. Aster erstmalig zur Aufführung kommen.

Paul Heyses' vieraktiges Schauspiel „Ein überflüssiger Mensch" wurde kürzlich am Hoftheater zu Weimar in Anwesenheit des Dichters erstmalig aufgeführt.

Ein neues Lustspiel von A. Sánchez Perés: „El primer choque" wurde bei seiner kürzlich stattgefundenen Erstaufführung am königlichen Theater zu Madrid lebhaft begrüßt.

Am Londoner Globe Theater kam ein neues Stück von J. Boyle Lenoraene „A Promise" mit Beifall zur Aufführung.

## Personenschau.

Der russische Schriftsteller Nikolaus Wassiljewitsch Uspienskij hat sich vor kurzem in Moskau das Leben genommen, da er mit fortwährenden Nahrungssorgen zu kämpfen hatte.

Konrad Hofmann, Professor der germanischen und romanischen Philologie an der Universität München, der auch in schriftstellerischer Beziehung sich einen guten Namen erworben hat, beging am 14. November seinen 70. Geburtstag, der von Seiten seiner Schüler festlich begangen wurde. Prof. Karl Vollmöller veröffentlichte eine Festschrift, die durch eine Dichtung Paul Heyses eingeleitet wird.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 45. 7. November 1889.

Der Kalser in Stambul und Athen. — Die deutsche Hausindustrie. — Harry Denicke, Die geschichtliche Bedeutung des Sedantages. — Alfred Heil, Karl Philipp Moritz als Romanschriftsteller. — Max Zimmermann, Einst und Jetzt. Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jahresausstellung. — Henrik Pontoppidan, Junge Liebe. Idyll. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Mann. — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Noch ein Wort für die Sprachreinigung. — Litteratur.

### ENGLAND.

**The Academy.** No 914. 9 November 1889.

H. Sargent, Courthope's Life of Pope. — J. F. Rolph, E. Nesbit's Leaves of Life. — R. Brown, Two Books on the New West. — W. Webster, The Interview at Bayonne. — W. Wallace, New Novels. — The Forthcoming Magazines. — Original Verse: Sir George Douglas, "The Waning Year". — Obituary: E. A. Axon, W. L. Sargant. — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — C. H. Firth, The Last Days of John Hampden. — Dr. B. MacCarthy, The Collectio Canonum Hibernensis. — H. Bradley, The Etymology of "Lichfield". — Appointments for Next Week. — F. T. Richards, Hind's Flora of Suffolk. — Philology Notes. — The Art Congress at Edinburgh.

Digitized by Google

— Notes on Art and Archæology. — Stage Notes. — J. S. Shedlock, Recent Concerts.

**The Athenaeum.** No 3237. 9 November 1889.

Lord John Russell. — Wild Sport beyond the Himalayas. — Gerald Massey's Poetry. — Moral Order and Progress. — Miss Alcott. — Novels of the Week. — Tourist Literature. — Classical School-Books. — Library Table: List of New Books. — Carolus Gabriel Cobet; Some Missing Poems of Sir John Beaumont; Letters by Edward Fitzgerald. — Feuchtwang's Social History of Mankind; Library Table; Geographical Notes; Societies; Meetings; Gossip. — Christmas Books; Institute of Painters in Oil Colours; New Prints; The Telel-Amarna Tablets; Rhodian Relics in Russia. — Mary Fitton; The 'Dictionary of National Biography'.

FRANKREICH.

**Revue Critique.** No 45. 11 Novembre 1889.

Khordadbeh, Le livre des routes, p. p. de Goeje. — Smith, Les monnaies des rois guptas. — Section des sciences religieuses de l'Ecole des hautes études, Etudes de critique et d'histoire. — Boetticher, La Troie de Schliemann. — Virgile, p. p. Thilo. — Favaro et Castellani, Manuscrits de Venise. — Anerbach, La diplomatie française et la cour de Saxe. — Bailly, Klopstock. — Staub, Le général Belliard. — Ch. Henry, Cercle chromatique; Rapporteur esthétique. — Jung, La guerre et la société. — Un César déclassé. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

ITALIEN.

**Nuova Antologia,** 1 Novembre 1889.

A. Gabelli, La libertà in Italia. — I. del Lungo, Il disdegno di Guido. — G. Barzellotti, Santafiora — Dagli appunti di un villeggiante nel Montamiata. — S. Farina, Don Chisciottino. Romanzo. — Magrigorio Ferraris, La politica monetaria italiana e la crisi di Torino. — G. Chiarini, Le Terze odi barbare di Giosuè Carducci. — C. Anfosso, Fra due esposizioni universali. — Emilio Augier. — X., Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della quindicina.

**Lettere e Arti.** No 42. 9 Novembre 1889.

G. B. Menegazzi, Poesia Greca. — M. Mariu, Contemplazioni. Sonetti. — F. di Giorgi, Un Don Giovanni di provincia. Racconto. — F. Musso, L'amore nel romanzo. — V. Spinazzola, Domna, meills qu'om . . . (da Sordello). I Corrieri delle Arti (C. Hanau, La Mostra dei Saggi a Brera. — A. Belluso, Tot succula auget. Versi. — Elena, Il romanzo di un romanzo. — Calabrone, „I Fantasmi" di Enrico Ibsen. — Bibliografie. — Notizie di lettere e arti.

AMERIKA.

**The Nation.** No 1270. 31 October 1889.

The Week. — A Ruler Over Trifles. — A Dishonest Publication. — Mr. Cleveland's Silver Policy. — The Nagle Case and Congress. — Post-Election France. — The New French Chamber. — Quivira. — Mr. Lea's Revolt Against Mr. Quay. — Dr. Birkbeck Hill's Boswell. — College Temptations. — Lockram and Lockrum. — The Tennessee Ballot Law. — Light Reading for Colored Infants. — A Plea for Chautauqua. — Erroneous Conceptions of Manual Training. — Wallace's Darwinism. — Books for Children. — Tentonic Mythology. — The New Eldorado.

BELGIEN.

**La Revue Générale.** Novembre 1889.

Ch. Woeste, Le congrès pénitentiaire de Rome. — Maurice Maeterlinck, Knysbroeck l'admirable. — L. Denuit, Devoir, nouvelle. — J. B. Stiernet, L'Examen d'élève universitaire. — W. Collier, Du sens de la douleur chez les animaux. — Ed. Soderini, Le cardinal Placide-Marie Schiaffino. — A. Proost, Le progrès agricole en Belgique. — Emile Roustan, Le crime de Claude. — Joseph Grabinski, M. Depretis. — Bibliographie.

HOLLAND.

**De Toekomst.** November 1889.

P. D. M., De Poëzie op de Volkaschool en nog wat. — Gustaaf Segers, Vondel en Bilderdijk. — T. de Schouwer, Deelbaarheid door elf. — C., De vier Jaargetijden. — Herman Schmit, Ons onderwijs deugt niet. — Arthur Cornette, Talen letterkundige mengelingen. Mollcke! Drij Novellen, door Is. Teirlinck. — J. Vercoullie, De Klanklcer en hare practische Toepassing. — Overzicht der Tijdschriften. — Kroniek. — Necrologie? Karel Miry. C. E. Gobet.

RUSSLAND.

**Russische Revue.** 3. Heft. 1889.

J. Vaclik, Die Grosse Russische Pacific-Bahn. V. Strategische Unumgänglichkeit der sibirischen Bahn für die Reichs-Vertheidigung. — Unsere Dorfschule auf Grundlage der neuesten statistischen Publikationen. — N. K. Genko, Die Wälder des Europäischen Russlands. — J. Norden, Kunstchronik. — Litteraturbericht: H. Moser, Durch Zentral-Asien. Die Kirgisensteppe. Russisch-Turkestan. Bochara. Chiwa. Das Turkmenen-Land und Persien. Reiseschilderungen. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig 1888. — Gustav Sodoffsky, cand. rer. merc., Die Immobilieusteuer in Riga und die Gebäudesteuer in Österreich. Riga 1888. — Kleine Mittellungen: Die Bevölkerung des Großfürstentums Finland. Versuche mit Aussaat von Baumwolle im Südeu Rußlands. Die Schiffahrt auf dem Dnjepr und Dnjestr. — Russische Bibliographie.

SKANDINAVIEN.

**Tilskueren.** Oktober 1889.

S. Schandorph, Fra Tirol. — Karl Madsen, Indtryk fra Verdensudstillingen. Fransk Malerkunst. Bastien Lepage. Manet. Fantin-Latour. Puvis de Chavannes. Casin. Besnard. Roll. Dagnan-Bouveret. Friant. Rafaëlli. Monet. — Th. Sorensen, De soziale Lovforslag i Landstinget. — Carl Ewald, Billedtekster. Rembrandt: Studenten. Julius Paulsen: Adam og Eva. — Nis Erdmann, Den moderne svenske Literatur: Folketyper, Folkeliv og Folkelivsskildere. — Herman Bang, Teaterbrev.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. — Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Aicard,** Jean. La chanson de l'enfant. Paris, Librairie Fischbacher.

**Erzählende Dichtungen.**

**Gennin,** Gero. Magdalena. Ein Minnejahr am Rhein. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Spyri,** Johanna. Geschichten für Jung und Alt im Volk. Heft 1—10. Gotha, Fr. Andr. Perthes. je 0,2.

**Stillfried,** Felix. De Wilhelmshäger Kösterlüd'. 1. u. 2. Teil. Röstock, Hermann Koch.

**Philosophie.**

**Fischer,** Ludwig. Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

**Hammerstein,** L. von. Edgar oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit. 5. Aufl. Trier, Paulinus-Druckerei. 3,0.

**Hammerstein,** L. von. Winfried oder das soziale Wirken der Kirche. Trier, Paulinus-Druckerei. 3,0.

**Krause,** F. W. D. Die Kant-Herbartsche Ethik. Kritische Studie. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung. 1,8.

**Sommer,** Valentin. Idealismus und Realismus in ihrer Versöhnung. Philosophisch-ästhetische Abhandlungen über das Schöne, Wahre und Gute in ihrer Erscheinung. Darmstadt, G. v. Aigner.

**Geographie und Reisen.**

**Belza,** Stanislaw. Holandya. Z fotografia kolorowana. Kraków, G. Gebethner i Spółka.

**Belza,** Stanislaw. Za Apeniaami. Kraków, G. Gebethner i Spółka.

**Lieferungs-Werke.**

**Illustrierte Hausbibel.** Herausgegeb. von Dr. Rudolf Pfleiderer. Lfg. 12—15. Stuttgart, Süddeutsches Verl.-Institut. je 0,5.

**Nordisk Conservations-Lexikon.** 80. Heft. Kopenhagen, Forlagsbureauet. je 50 Oere.

**Perrot,** Georges, et **Chipiez,** Charles. Histoire de l'art dans l'antiquité. Tome V, 262 livr. Paris, Hachette & Co.

**Unsere Kunst in Wort und Bild.** Unter d. Protektorate der Erzherzogin Maria Theresia. Herausgegeb. v. Rudolf Wittmann. 4. Lfg. Wien, Rud. Wittmann.

**Vermischtes.**

**Catalogo** della ditta editrice libraria Nikola Zanichelli. Bologna, Nikola Zanichelli.

**Giancontieri,** Prof. F. Pirrone. Raccolta di Proverbi e modi di dire Tedeschi e Italiani. Palermo, Carlo Clausen.

**Katalog** einer wertvoll. Autographensammlung. Berlin, J. A. Stargardt.

**Katalog Nr. 8.** Orientalia. Berlin, K. F. Koehler.

**Universitäts-Katalog** von Koehlers Antiquar. Berlin, K. F. Koehler.

**Vilmar & Pfister.** Idiotikon von Hessen. 1. Ergänzungsheft. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die Physiologie des Hasses.**

Von

**Paul Mantegazza,**

Professor der Anthropologie und Senator in Florenz.

— Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. —

Aus dem Italienischen

von

**R. Teuscher, Dr. med.**

**Eleg. brosch. 4 Mk., in stilvollem Einbande 6 Mk.**

In vierzehn Kapiteln behandelt der Verfasser, nachdem er eine allgemeine Physiologie des Hasses gegeben, alle Grade, Formen und Ausdrucksweisen des Hasses, den Haß nach Alter, Geschlecht und persönlicher Charakter, den Haß in und zwischen den Rassen, die Mimik des Hasses, die verwandten Erscheinungen, wie Antipathie, Groll, Zorn rc.

Hochinteressant sind die Untersuchungen Mantegazzas über die Blutrache, die Menschenfresserei, das Duell und den Krieg.

**Kriemhild.**

Volksgesang der Deutschen aus dem zwölften Jahrhundert.

Kritisch wiederhergestellt.

Ins Neuhochdeutsche übertragen und ästhetisch erläutert

von

**Werner Hahn.**

**Zweite Auflage.**

Preis 3 ℳ 60 ₰, eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Das Werk wird in den weitesten Kreisen gerechtes Interesse erwecken. W. H. hat die Riesenaufgabe, den Volksgesang aus den Handschriften des Nibelungenliedes wiederherzustellen, formschön und mit großer Gewandtheit vollführt. Wie derselbe, neu hergestellt, vor uns liegt, ist er ein Meisterwerk von hinreissender Schönheit und Kraft.

Eisenach. Verlag von **J. Bacmeister.**

**Was wird aus unseren Töchtern?**

von

**Frau J. Kettler.**

Zweite Auflage.

— Preis 50 Pf. —

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Frauenberuf-Verlag in Weimar.

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

**Goedeke,** Karl.

**Goethe und Schiller.**

(Goibel und Herse gewidmet.)

2. Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)

Verlag von **L. Ehlermann** in **Dresden.**

**Deutsche Dichtung.**

Herausgegeben

von

**Karl Emil Franzos.**

VII. Band 1889/90.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats ein Heft von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen Quart.

Abonnementspreis 4 Mk. vierteljährl.

**Inhalt** (im Auszug)

der bisher erschienenen 4 Hefte des VII. Bandes:

Konrad Ferdinand Meyer. Nach einer Photographie aus jüngster Zeit. — Konrad Ferdinand Meyer in Zürich-Kilchberg. Gedichte. — Hermann Lingg in München. Vergessen. — Paul Heyse in München. Aus den „Venetianischen Skizzen" des Ippolito Nievo. — Adolf Wilbrandt in Rostock. Sommerblumen. — Adalbert Meinhardt in Hamburg. Auf dem Heiligenhof. Novelle. — Otto Roquette in Darmstadt. Spinbet und Thyrsus. Novelle in Versen. — Adolf Wilbrandt in Rostock. Kaiser Otto und Stephania. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Aus Briefen Adalbert Stifters. — Paul Heyse in München. Dichter-Sonette. — Sprüche von Ludw. Fulda in Berlin. — Ernst Eckstein in Dresden. Vergastheit. — Ernst Schulze in Göttingen. Nach ungedruckten Quellen. — Sunny Lewald. Nach einer Photographie. — M. Stiger in Bremen. Gedichte. — Robert Waldmüller in Dresden. Ein Lebenslauf. — Paul Heyse in München. Am Weihnachten. Aus dem Italienischen des Mario Rapisardi. — Ludwig Geiger in Berlin. Sunny Lewald. — Sunny Lewald (Nachlaß.) Denkspruch. Autograph. — Karl Emil Franzos in Berlin. Judith Trachtenberg. Novelle. — Georg Karl in Halle a. S. Am Abend. — C. Augengruber in Penzing bei Wien. Das Schöpfen. — M. Herbert in Regensburg. „Weil ich mur lächelnd Dich gesehn". — Hermann Lingg in München. Gedichte. — Litterarische Notizen.

**Die „Deutsche Dichtung" hat es mit Erfolg versucht, nicht bloß der dichterischen Produktion in Prosa eine neue Heimstätte zu schaffen, sondern dabei auch die Dichtung in metrischen Formen zu pflegen. Ihr war und ist das Schöne in jedem Sinne willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.**

Dieses Programm hat der „Deutschen Dichtung" die Mitwirkung unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller gewonnen und die Zeitschrift wird auch ferner **das Beste von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart** zu publizieren verwahren, wie sie andererseits auch ferner dem jungen emsthaft strebenden Talente förderlich sein will.

Die „Deutsche Dichtung" bringt wie bisher in jedem Hefte **Novellen,** novellistische Skizzen, **epische und dramatische** Dichtungen künstlerischen Stils — wo möglich in größeren Fortsetzungen. **Ein kritischer Teil** enthält ästhetische, litterar-historische und biographisch-kritische Essays, ferner Bücherbesprechungen. Endlich werden die Hefte Porträts und Autographen enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: E. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pänsler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 30. November 1889. Nr. 49.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** George Duruy: „Die Liebeswallfahrt". (Novelle.) — Paul Heyse: „Aus der italienischen Lyrik". (Nachdichtungen.) — Paul Schönfeld: „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts". — Manfred Wittich: „Die französischen Soldatenlieder". — Arno Holz: „Die Freie Bühne. III." — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Die Liebeswallfahrt.

Novelle von George Duruy.

Übersetzt von L. v. Asten.

Zur Zeit als sie sich liebten, zählten sie vereint kaum 40 Jahre. Er bekam gerade den ersten Preis in der Akademie der bildenden Künste, und sie war Erzieherin in einer reichen Familie. Olivier bestimmte Marietta ihm nach Italien zu folgen, wo sie 3 Jahre gemeinsam verbrachten und ein Leben voll emsiger Arbeit und trauter Behaglichkeit führten. Dann trennten sie sich; das ist so der gewöhnliche Gang der Jugendliebschaften, die wohl den Morgen des Lebens verschönen, die aber der Hinfälligkeit, von der weder die duftendsten Blumen, noch die schmackhaftesten Früchte verschont bleiben, unterworfen sind. Sie gingen ohne Klage noch Beschuldigung auseinander in demselben Augenblicke, in dem sie fühlten, daß sich ihre Zärtlichkeit verminderte, denn sie gehörten zu der Zahl jener, die nicht gern den Krug mit reichem Inhalt bis zur Neige leeren, sondern lieber vorsichtig den letzten Tropfen bewahren, um auch noch später etwas von dem berauschenden Dufte vorzufinden.

Olivier wurde berühmt und reich, zog sich den Neid der Männer und die Liebe der Frauen zu und erntete jene besonderen Huldigungen, die jedes Geschlecht den wachsenden Größen entgegenbringt. Marietta ihrerseits machte alle Abenteuer durch, zu denen sie der nomadenhafte Trieb ihres Herzens verführte und war wenig geneigt, sich von einem einzigen bestimmten Gefühl beherrschen zu lassen. Viele liebten sie, und einer von ihnen, der sie zu seiner Gattin erhob, ließ sie als reiche Witwe mit dem Titel einer Marquise zurück.

Fünfzehn Jahre waren vergangen, ohne daß sie sich gesehen hatten, als sie plötzlich der Zufall, der sich gerne zu dergleichen Aussöhnungen hergiebt, bei einem Balle in Paris Aug' in Auge stellte.

„Wer ist diese Schöne?" frug Olivier, der unter den Edelsteinen, mit denen sie übersäet war, seine alte Freundin nicht zu entdecken vermochte, die einst als ganzen Schmuck eine Kamelie im Haar und einen Rosenzweig an der Brust trug.

„Wer ist dieser stattliche Mann?" dachte Marietta, der es dunkel und unbestimmt vorschwebte, ihn schon einmal irgendwo gesehen zu haben.

Als sich jedoch ihre Blicke begegneten, da erkannten sie sich sofort und trotz der gleichgültigen Menge, die sie umringte, wechselten sie jenes vielsagende Lächeln wie damals, wo sie die längste Zeit mit ineinander geschlungenen Händen verbleiben konnten und sich nur eine Sache zu sagen hatten. Feuchtigkeit netzte ihre Augenlider, als durch ihr Erinnern ein blitzartiges Aufflackern der Vergangenheit fuhr, und zwei Gedanken kreuzten sich wie unsichtbare Boten des Herzens, beauftragt, ein süßes Willkommen darzubringen. Und als ob etwas Geheimnisvolles die beiden Liebenden, die einst ihren Körper und ihre Seele in unzähligen Küssen vereint, zu einander hinzöge, erhob sich auch die Marquise in demselben Augenblicke, als sich ihr Olivier nähern wollte, um ihm entgegen zu gehen.

„Sie sind es!" rief Marietta und reichte ihm die Hand. „Welch' glückliches Zusammentreffen! . . ."

Sie setzten sich an das äußerste Ende eines leeren kleinen Saales, unbewußt die Einsamkeit und Stille

Digitized by Google

suchend, wie es seit undenklichen Zeiten zur Gewohnheit Verliebter gehört. Eine große, von einem matten Schirm bedeckte Lampe beleuchtete wohlthuend das Gemach, wohin die lärmenden Walzer-Akkorde durch die orientalischen Teppiche nur gedämpft eindrangen, wie eine ferne Melodie, die ihr Gespräch umgirrte und die Seelen zu trauter Mitteilsamkeit anregte. Sie drückten sich gegenseitig ihre Freude über dieses unerwartete Wiedersehen aus, die Bewegung, die sie erfaßt, als sie sich erkannten, und was jeder von ihnen seit 15 Jahren erlebt. Feinde der Lüge, verbargen sie nichts vor einander in diesen offenherzigen Bekenntnissen, weder die gegenwärtige Lage, noch die Treulosigkeiten, die sie beide im Laufe der Zeit vollführt. Aber unter der scheinbaren Leichtfertigkeit ihrer vertraulichen Berichte schimmerte etwas wie schwer zurückgehaltene Reue über das gegenseitige Verlassen hindurch, und über den Fehler, den sie begingen, als sie so ferne ein Glück suchten, das sie in Händen hielten. Und als die Musiker eine jener schäkernden Melodien spielten, deren Klang wie die Blumen des Südens betäubt, da sah Marietta, daß ihr Freund ihr einen tiefen Blick zuwarf, in dem sich die Flamme früherer Wünsche, wie durch Zauber neu belebt, wiederspiegelte; einen Blick, der sie in eine Flut von Liebkosungen tauchte, einen halb gebietenden, halb flehenden Blick, der ihren Busen in freudiger Erregung erbeben ließ und ihre Wangen mit jungfräulicher Scham bedeckte.

Olivier neigte sich zu ihr und mit vor Bewegung zitternder Stimme flüsterte er ihr einige Worte ins Ohr.

„Wollen Sie," sagte Marietta, „dem Roman einige Kapitel hinzufügen? Gut! . . . . aber nur unter der Bedingung, daß wir den Faden an dem Orte wieder anknüpfen, an dem wir ihn abgerissen . . . . Morgen reise ich nach Rom: kommen Sie mir in drei Tagen nach, um sich dann dort mit mir zu vereinen . . . . Ich will nur unter der Bedingung neuerdings die Ihre sein, wenn wir beide diese Liebeswallfahrt zu Ende führen."

* * *

Die Nacht ist klar und kalt. Um schöner zu erscheinen, entfaltet sie all' die Reichtümer ihres himmlischen Schrankes. Die Milchstraße breitet sich wie ein Strom von Sternen aus, die einzelnen Gestirne funkeln wie Rubinen, Diamanten und Smaragden, auf einen großen, schwarzen Mantel ausgestreut. An den Fenstern der Eisenbahnwagen zeichnet der Reif eigenartige Gebilde. Von Zeit zu Zeit unterscheidet man im Felde das Gerippe eines Baumes, der sich unter der Last des Schneetuches, das ihn einhüllt, zu krümmen scheint. Der Zug hat bereits Modena erreicht, und Olivier mit halb geschlossenen Augen träumt von dem Weibe, das ihn in dem sonnigen Lande mit dem ewig blauen Himmel erwartet, dessen Winter so mild wie unser Frühling ist. Er wird endlich jenes so heiß ersehnte Italien wiedersehen! Und Olivier, übersättigt von dem Leben in Paris, angeekelt von dem täglichen Kampf mit dem Neid, den man notgedrungen herausfordern muß, erfüllt von dem Gedanken, nun neuerdings zur echten Kunst, zur Liebe zurück zu kehren, empfand ein unaussprechliches Gefühl der Ruhe, und schon jetzt einen Vorgenuß des Glückes, das er zu suchen kam. —

Turin, Florenz, Orvieto . . . . die Fluren sind noch grün und blütenreich; der Wind atmet berauschende Düfte aus; die Luft ist durchsichtig; die Rebe umstrickt die Ulme und spinnt von einem Stamm zum anderen die purpurnen Gehänge, die das Auge Virgils entzücken.

Olivier denkt unablässig an Marietta, denn man findet die einstige Geliebte nicht jung und schön, ohne den Beweis zu erlangen, daß die Sinne ebenfalls ihr Gedächtnis haben, ein noch zäheres vielleicht als das Herz. Die Erinnerung an einstige Liebkosungen — ein durchdringendes Erinnern, von dem niemand sagen könnte, ob es aus Leid oder Freud' besteht — setzt sich wie ein vergifteter Pfeil in unsere Seele fest und belebt den Wunsch, die Süßigkeit jener Küsse, die man für immer vergessen glaubte, wieder zu empfinden. Deshalb auch fühlte Olivier, als er die Marquise plötzlich vor sich sah, dieses Erschauern, den Vorboten erneuter Leidenschaft; deshalb auch erfaßte ihn kurz vor dem Augenblicke der Zusammenkunft eine doppelte Erregung, denn nun sollte er mit dem Wiedererlangen seiner Geliebten ein neues, anderes Weib in ihr entdecken.

* * *

Als er in Rom den Zug verließ, bemerkte er sogleich in der Bahnhofshalle seine Freundin, die ihn erwartete. Sie trug ein dunkles, äußerst einfaches Kleid, einen mit zwei Taubenflügeln geschmückten Hut, und alles glich den Dingen, die sie bei ihrer ersten Reise nach Italien benutzt und war geeignet, der Marquise, die gleichzeitig die ganze üppige Schönheit von 35 Jahren ausstrahlte, das bescheidene Aussehen der einstigen Erzieherin zu geben.

„Meine geliebte Marietta!" sagte Olivier, „ich finde Dich unverändert. Nicht wahr, wir haben uns kaum gestern getrennt?"

„Komm," sagte sie mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit, „ich will Dir als Führer dienen."

Sie nahmen einen Wagen, der sie bis an das Thor eines Hauses der Via San Claudio brachte, das der Künstler sofort wieder erkannte. Im dritten Stockwerke angekommen, öffnete Marietta die Thür und sagte:

„Wir sind zu Hause."

Es war dies wirklich ihre frühere Wohnung mit allem, auf demselben Platze; den Tisch bedeckte der rote Teppich, worauf die Spuren der Tinte, die er eines Tages verschüttet; da stand der Lehnsessel, in dem sie sich so oft wie ein verzärteltes Kind auf seine Knie setzte, dort das Bett mit seinen bunten Kattun-Vorhängen . . . . Er warf einen Blick auf jeden einzelnen Gegenstand, der ja für die meisten der Wichtigkeit beraubt ist, der aber für ihn von

Digitized by Google

unendlicher Bedeutung war, denn es giebt nichts, das nicht einen Hauch der Poesie der ersten Liebe bewahrte. Er sah, daß seine Freundin alles mit Blumen geschmückt hatte; mit weißen und roten Kamelien, mit purpurnen Rosen, mit Veilchen aus Parma — jenen Veilchen, die sie zusammen einst in der Villa Ludovisi gepflückt und die sie dann an ihrem Busen zu befestigen pflegte, da sie wußte, daß es ihrem Geliebten Freude machte an ihrem Halse, wie von einem Blumenstrauße den Duft einzuatmen.

„O mein Liebling!" flüsterte Olivier, „wie glücklich werden wir wieder sein."

Er wollte sie in seine Arme pressen, doch sie entzog sich ihm stürmisch und rief mit reizendem Eigensinn:

„O nein, mein teurer Olivier! . . . . Das ist nur der erste Teil unserer Wallfahrt . . . . Ich gewähre Dir die Nacht, schenke Du mir dafür den Tag." —

Und als er sich weigerte, rief sie mit Bitterkeit:

„Ihr Männer seid doch alle gleich! Ihr wollt, wir sollen uns ohne Zögern Euren Wünschen ergeben. Begreift Ihr denn nicht, wie köstlich es ist, das Glück hinaus zu schieben, um es dann schließlich noch besser zu genießen . . . . Ich sag' es offen; Ihr seid Vielfraße, aber nicht Leckermäuler der Liebe!"

„Ah, wie erfahren Du in der Philosophie der Materie bist!" meinte Olivier.

Nachdem dieser kleine Zwischenfall vorbei war, entfernten sie sich in heiterer Stimmung aus dem Hause. Marietta schlug ein gemeinsames Frühstück an dem Ufer der Tiber vor, in einer Trattoria, in der sie in früherer Zeit mit Vorliebe gebratene Spaghetti mit weißem Orvieto verzehrten. Olivier fand den Gedanken ausgezeichnet; sie setzten sich nebeneinander auf die Terrasse der Osteria unter den Schatten eines riesigen Orangenbaumes und an einen Tisch, in dessen Holz mit der Spitze eines Messers die verschlungenen Anfangsbuchstaben ihrer beiden Namen mit dem Datum und der Jahreszahl eingeschnitten waren.

„Sieh nur!" rief Olivier, „. . . . Schon siebzehn Jahre! . . . . Erinnerst Du Dich noch, wie sehr wir uns an jenem Tage liebten."

„Ja," erwiderte Marietta, „Du hattest gerade Deine Diana vollendet . . . . wir tranken auf guten Erfolg in Champagnergläsern klares Wasser aus der Aqua Marcia, weil uns nur noch 3 Franks für den ganzen Monat übrig blieben . . . . dann sahen wir uns den Moses Michel Angelos an . . . . und dann kehrten wir in unser Zimmerchen zurück . . . . O, ob ich mich erinnere! . . . . Welch' köstlicher Tag! . . . . Was waren das damals für schöne Zeiten! Nicht wahr?"

Sie blieben einige Augenblicke schweigsam in tiefer Betrachtung versunken, in der die Erinnerungen an die Vergangenheit sich bald wie Schatten-, bald wie Lichtbilder abhoben. Über ihren Häuptern breitete sich die große, blaue Kuppel des italienischen Himmels aus. Die Mücken summten zwischen dem dunklen Blätterwerk des Orangenbaumes, dessen Blüten die Luft mit köstlichem, aber entnervendem Arom erfüllten. Zu ihren Füßen rauschte stürmisch und lärmend die Tiber, deren sumpfiges Wasser in gelblichem Wirbel gegen die Pfeiler des Ponte Rotto stieß. Am anderen Ufer sah man die Cloaca Maxima, den anmutigen Tempel der Vesta, die alten Häuser, die von dem Flusse bespült werden, den Janiculo und die Überreste von Denkmälern, die diesem Teile Roms ein gewisses Ansehen von Größe verleihen.

„Was geht in diesem Kopfe vor?" frug Marietta und berührte sanft die Stirn ihres Freundes. „Gewiß hat Ihre Gnadendienerin das Unglück gehabt Sie zu beleidigen, denn Sie sehen sie mit gar so bösen Blicken an."

Olivier schien einen Augenblick zu schwanken, dann fuhr er auf:

„Marietta, ich möchte wissen, ob du jemanden mehr geliebt wie mich?"

„Aber mein Freund, Du kannst wirklich eine solche Frage an diesem Orte an mich richten?"

„Ich beschwöre Dich, mir es zu sagen! . . . . ich will es um jeden Preis wissen."

„Ich erinnere mich kaum, ob ich überhaupt noch jemanden außer Dir, Undankbarer, geliebt."

„Aber Du hast mir es ja am ersten Abend gesagt."

„Wenn ich Lust habe, es zu vergessen, welches Recht hast Du, Dich daran zu erinnern?"

Gedrängt von dieser unzeitgemäßen Neugierde, die manchmal aus dem Grunde des Herzens hervorquillt, bestand Olivier auf der Beantwortung seiner Frage. Etwas mächtigeres als sein Wille zwang ihn an ihre früheren Liebhaber zu denken und an Mariettas Lippen die Spur jener Küsse und nicht die seiner eigenen zu suchen. Obwohl er sich selbst Haß einflößte, konnte er sein Ungestüm nicht bezwingen, aus ihrem Munde zu hören, in welcher Art und Weise sie die Wünsche, die sie erregt, befriedigt.

„Olivier, Olivier!" rief Marietta, „das, was Du mir vorschlägst, wäre erschreckend, wenn ich Dich nicht in diesem Augenblicke für wahnsinnig hielte."

Er hatte die traurige Kühnheit sie zu versichern, daß nicht Eifersucht ihn zu dieser Frage trieb.

„Ah, ist es so?" sagte sie, „nun gut, sprechen wir, wenn es Dich unterhält, von meinen Launen und von Deinen glücklichen Liebesabenteuern . . . . Das wird zarter sein."

Aber jetzt ging in ihm eine jähe Umwandlung vor. Er schämte sich vor sich selbst, diesen groben Trieb nicht unterdrückt und so das Weib beleidigt zu haben, das sich ihm großmütig hingegeben.

„Marietta," sagte er, „verzeih' mir. Ich war wirklich verrückt, und es ist schändlich, an dem Orte, an dem wir uns einst so sehr geliebt, von anderer Liebe als der unsrigen zu sprechen."

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte; und gleich darauf sprachen sie von den Pariser Theatern, von Musik und Romanen in leichtem Tone, aber sich gegenseitig dabei beobachtend mit der Erfahrung, die sie beide im Laufe der Zeit erlangt hatten, er von dem Weibe, und vom Manne

Digitized by Google

sie, und sie fanden sich leider seit dem schon so fernen Tage ihrer Trennung sehr verändert. Marietta entdeckte, daß ihr Freund sich in einen Zweifler und Spötter umgewandelt und der kritische Geist in ihm die Quelle der vornehmen Empfindungen erstickte; Olivier seinerseits glaubte zu bemerken, daß die ehemalige Erzieherin seit ihrer Verwandlung in eine große Dame ihren früheren Charakter eingebüßt und nicht mehr die keusche Zurückhaltung, die entzückende Naivität bewahrte, die seiner einstigen Geliebten einen gewissen, jungfräulichen Reiz gaben. Es war sicherlich für beide eine traurige Enttäuschung, die Erlangung der Gewißheit, daß die Jahre die Ähnlichkeit mit dem idealen Bild, das sie in der Seele hegten, verwischt hatte.

Nach Beendigung des Frühstücks machten Marietta und Olivier einen Spaziergang durch die Stadt. Sie traten in den Vatikan und wunderten sich, nicht die religiösen Schauer, die sie in früherer Zeit, wenn sie in das Heiligtum Rafaëls und Michel Angelos eindrangen, zu verspüren. Sie besuchten die sixtinische Kapelle, die Stanzen und die Loggien.

„Nun," frug Marietta im Hinausgehen, „warum sagst Du nichts?"

„Was soll ich sagen? . . . . Du wirst Dich entsetzen, wenn ich Dir gestehe, daß ich nichts mehr so schön finde, wie . . . ."

„Wirklich?" rief sie, „das ist doch merkwürdig! . . . . ich hatte ganz denselben Eindruck . . . . Der Grund liegt wohl in uns selbst; einst waren unsere Seelen empfänglich, jetzt sind sie es nicht mehr."

„Du hast recht . . . ."

Marietta seufzte leise und fügte nach einem Augenblick hinzu:

„Wie schade! . . . . es war so schön, bewundern zu können!"

Und das leise Unbehagen, unter dem sie bereits litten, vergrößerte sich gewaltig, als sie die Enttäuschung, die die Kunst auf sie ausübte, empfanden, eine Enttäuschung, die sich derjenigen, die sie sich selbst bereiteten, zugesellte.

Sie nahmen einen Wagen und ließen sich nach der Via Sacra fahren. Es war zur Stunde, als sich die Sonne am Horizonte neigte und in glühenden Farben den Marmor der alten Gräber beleuchtete und die Aquadukte übermäßig vergrößerte. Zur Zeit ihrer ersten Liebe holte Olivier Marietta gar oft vom Monte Pincio, wo sie ihn auf einer Bank erwartete, ab; sie gingen dann vor die Stadt hinaus, suchten irgend ein kleines, versteckles, mit allerlei Pflanzen geschmücktes Wiesenplätzchen und setzten sich dort Seite an Seite, um in stiller Verzückung jenes Schauspiel zu betrachten, das schönste, das es nach ihrer damaligen Empfindung auf Erden gab. Dann, als die Sonne auf der Seite Ostias verschwand, kehrten sie zurück, einer neben dem andern, ernst, schweigsam, überwältigt von der hohen Schönheit des Ortes und des Vorgangs. Im Weiterschreiten trug dann Olivier Verse vor, die sie mit leiser Stimme wiederholte, oder sie sprachen von den Göttern Roms, die sie rings um sich fühlten. Vom strahlenden Apollo, dessen blitzenden Wagen sie soeben bewundert, von der keuschen Diana, deren Scheibe hinter dem Sabinergebirge zu leuchten begann. Ihre Seelen, geblendet durch den Glanz der Form und den Zauber der Farbe, wurden heidnisch gestimmt und Hand in Hand, die Augen himmelwärts gerichtet, wo ein Stern nach dem andern hervorquoll, wandelten sie langsam über den breiten Weg voller Gräber und ihre Schritte hallten wider auf den Steinfliesen, die zweitausend Jahre früher die römischen Sandalen betraten.

An diesem Nachmittag aber, als sie bei dem Grabmal der Cäcilia Metella anlangten, sagte Marietta:

„Ach, mein armer Olivier, ich kann nichts dafür! . . . . Ich, die ich mir soviel Vergnügen von diesem Spaziergang versprach . . . . kann in Wirklichkeit der römischen Campagna keinen Geschmack mehr abgewinnen. Das hat entschieden aufgehört! . . ."

„Und ich gestehe offen," antwortete Olivier, „daß mir die Umgegend von Paris viel schöner erscheint."

Hundert Meter weiter begegneten sie einer Gruppe junger Leute, die französisch sprachen und von drei oder vier Mädchen, groß und schlank wie Karyatiden, begleitet wurden. Es waren Stipendisten der Villa Medici, Maler, die in Gesellschaft ihrer Modelle spazieren gingen. Sie lachten, umarmten die Mädchen, sangen flotte Lieder und machten einfältige Wortspiele. Plötzlich erlosch die Lustigkeit der zwanzig Jahre, die Ausgelassenheit machte den künstlerischen Betrachtungen Platz, und alle rieten, während sie sich die Hügel von Albano und Frascati zeigten: „Wie schön, wie schön!" — Dann lachten sie wieder lärmend und begannen allerlei Tollheiten mit ihren Gefährtinnen. Marietta und Olivier folgten ihnen mit den Augen bis sie in einer Biegung des Weges verschwunden waren; dann sahen sie sich gegenseitig an und ihre Blicke sagten: So waren einst auch wir! Was hat sich in unserem Inneren geändert?

* * *

Als die Nacht hereinbrach, ließen sie sich nach dem Restaurant bringen, das dort nahe dem Ponte Molle liegt, links vom Wege, der nach dem Felsen de los Nasones führt. Oft waren sie früher nach demselben Orte gekommen; begleitet von einer Freundesschar, um irgend ein heiteres Fest zu feiern, bei dem der schäumende Asti ihren Herzen etwas von der Lustigkeit französischer Weine mitteilte.

Sie speisten in einem kleinen Raume, dessen Wände sie sogleich wieder erkannten. Wohl war die Tapete verblaßt und beschmutzt, doch immerhin waren die weißen Rosenzweige, die in ungezwungenen Zwischenräumen den blauen Grund belebten, sichtbar. Am Ende der Mahlzeit frug Olivier Marietta, ob sie sich noch eines gewissen Liedes erinnere, das ihnen vor Zeiten so gut gefiel. Sie nickte und stimmte es an, aber beide fühlten sogleich, daß das Lustige der Worte und der Musik einen Mißklang in ihren Ohren hervorrief.

„Aber Du weinst ja!" rief er, als er die dicken Thränen bemerkte, die über die Wangen seiner Freundin herab liefen.

Digitized by Google

„Es ist nichts!“ sagte sie, „ich denke an den armen Oskar . . . .“

Oskar war der Verfasser des Liedes, der mit fünfundzwanzig Jahren an einer Brustkrankheit starb.

„Und Du weinst ja auch,“ rief Marietta, als sie die Augen ihres Liebsten sich mit Thränen füllen sah.

„Ach, ich bemerke es gar nicht . . . . ich denke auch an Oskar.“

Sie betrogen sich gegenseitig; denn sie weinten keiner um den toten Freund, sondern um sich selbst. Sie erhoben sich auch bald und gingen fort.

„Wünschest Du, daß wir schon heimkehren?“ frug Olivier. Sie legten, ohne ein Wort zu sprechen, die Strecke Wegs zurück, die sie noch von dem Gemach voller Blumen trennte, in dem sie sich so sehr geliebt, und in dem sie einige Stunden früher so glücklich zu sein hofften. Sie beendigten ihre Liebeswallfahrt mit dem langsamen Schritt, mit dem man einen Toten nach dem Kirchhof geleitet. Eine grübelnde Schwermut bemächtigte sich ihres Wesens und die Anstrengung, die sie gemacht, um ihre Jugend zu erwecken und die Poesie ihrer einstigen Liebe herauf zu beschwören, erzeugte bei ihnen nur furchtbare, allgemeine Ernüchterung. Die Liebe, die Kunst, die Natur hatten ihnen nur Gründe zur Unzufriedenheit und zur Trauer geboten. Und als sie bei der Hausthüre anlangten, sahen sie sich gegenseitig an und hofften einer im Auge des andern einen neustärkenden Schimmer zu entdecken; doch vergebens! In den Augen wie in den Seelen war es düstere Nacht.

Sie verharrten unbeweglich und fühlten, daß sich zwischen ihnen etwas Unübersteigbares erhob, das sie für immer trennte.

„Bis morgen, mein Freund!“ sagte die Marquise und reichte ihm die Hand. „Ich bin müde.“

„Wie Du befiehlst,“ antwortete er; „auch ich bin müde . . . . Leb' wohl Marietta! . . . .“

„Leb' wohl, Olivier . . . .“

Und sie trennten sich.

* * *

Olivier stand den nächsten Morgen spät auf. Der Kellner des Gasthofs übergab ihm einen Brief; er war von Marietta und sagte:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon abgereist . . . . Wir haben uns getäuscht, mein Freund, und es war thöricht von unseren einstigen Gefühlen mehr als eine Erinnerung zu begehren. Bewahren wir liebevoll diese welke Rose und versuchen wir nicht, ihr neues Leben einzuhauchen. Weder ich bin dieselbe Marietta, die Du einst geliebt, noch Du bist jener Olivier, den ich so sehr vergöttert. — Du weißt es so gut wie ich, daß wir uns gegenseitig gesucht, ohne uns wiederfinden zu können. Etwas fehlt uns, das sich nicht ersetzen läßt. Deshalb auch beabsichtigten wir vergebens, so glücklich zu sein wie in jenen Tagen, wo wir voller Illusionen waren und erst zwanzig Sommer zählten. Erste Liebe kehrt nicht wieder!“

## Aus der italienischen Lyrik.

Nachdichtungen von Paul Heyse.

### An den Reim.

Aus den „Nuove odi barbare“ des Giosuè Carducci.

Gruß dir, Reim! Als Schmuck und Krone
Der Kanzone
Strebt dir nach der Troubadour!
Doch in hellen Sprudelwellen
Wirst du quellen
Aus des Volkes Herzen nur.

Zwischen zwei verstohlnen Küssen,
Keck entrissen
In des Tanzes raschem Schwung,
Wie vermag dein Doppeltönen
Zu versöhnen
Hoffnung und Erinnerung!

O wie fröhlich aus der breiten
Brust von weiten
Bei der Sonne Scheidegruß
Lassen dich die Schnitter hören
In drei Chören,
Wenn den Dreitakt stampft ihr Fuß!

Mit wie schreckenvollem Klange
Im Gesange
Rühmtest du des Siegers Kraft,
Während an den Erzschild klirrend,
Sinnverwirrend
Schlug der Lanze blut'ger Schaft!

Unter Roland's Schwertgewittern
Hörtest schüttern
Du den Fels von Ronceval
Und erfüllst, das Horn am Munde,
Weit die Runde
Mit des großen Namens Schall.

Sprengt Babieça durchs Gefilde,
In die wilde,
Schwarze Mähne greifst du dann,
Und vom Cid beim Waffentanze
Die Romanze
Hoch zu Rosse stimmst du an.

Spühlst dann in der Rhone hellen
Schönen Wellen
Deine Locken rein vom Staub,
Und den Wettkampf beutst du allen
Nachtigallen
In Toulouse's Myrtenlaub.

Sieh, und in Rudello's Nachen
Zu entfachen
Günst'gen Fahrwind wußtest du,
Bringst den heißen Kuß als Bote,
Den der Tote
Sandte seiner Gräfin zu.

Doch zu anderen Gestaden
Will dich laden
Dantes strenger, frommer Geist,
Steigt mit dir zur Hölle nieder,
Bis ihr wieder
Gott zu schau'n den Berg umkreis't.

Gruß dir, Fürstin, der im Solde
Steht, du Holde,
Die latinische Poesie!

Digitized by Google

Ein Empörer, der mit Sitten
Dich bestritten,
Beugt dir freigesinnt das Knie.

Müh' und Preis, wie von den Vätern
Auch vom spätern
Enkel werde dir zu teil.
Gruß dir, Reim! Sieh Blütentriebe
Meiner Liebe,
Meinem Hasse gieb den Pfeil!

* * *

## Gedichte von Lorenzo Stecchetti.

Im weichen, feuchten Hauch des Windes schwammen
Die kräft'gen Düfte frischgepflügter Auen.
Den Hügel dort erstiegen wir zusammen,
Indes die Grille zirpt' im Abendtauen.

Dein tauhensanftes Aug' hatt'st du erhoben,
Wie im Gebet verstummt, zum Himmel droben.
Und ich, der las in deiner Seele Grunde,
Um dies Verstummen lieb' ich dich zur Stunde.

* * *

Wir liebten uns, vom Sonnenschein umflossen
Im blauen Junimond, im blonden Feld;
Dort jene Eichen breiteten ihr Zelt,
Holde Bacchantin, über deine Possen.

Ins süßeste und frömmste Wort ergossen
Wir unsre Lieb', und was die prüde Welt
Ängstlich verhirgt, wir haben's unverstellt
Dem Flammensang' des hellen Tags erschlossen.

Nun ward es Herbst; nun kehren wohl die Raben
In langem Schwarm zurück zu unserm Wald,
Den wir zusammen oft durchwandelt haben.

Ach, im Oktober wieder rauh und kalt
Seh' ich die Blätter von der Eiche schweben:
Dein Lieben hatte nur ein Sommerleben!

* * *

Heut Nacht die Stadt durchwandelnd in Gedanken,
Kehrt' ich zu meines Liebchens Fenster wieder,
Sah droben einen weißen Schatten schwanken
Und heimlich winken auf die Gasse nieder.

Kalt überlief mich's. „Kaum erst küßt' ich dich,
Und o, Geliebte, schon betrügst du mich?

Daß ich so schändlichen Verrat verdiene,
Was that ich dir?“. . . . Da war es die Gardine.

* * *

Ihr magern Prüden, die ihr euch entrüstet,
Zeigt seinen Hals ein schönes Kind einmal,
Ingrimm'ge alte Jungfern, schmalgebüstet,
Mit langen Zähnen, Lippen welk und fahl,

Schließt nur das Fenster, daß euch nicht gelüstet,
Im Mai zu schau'n in dieses Jammerthal,
Wo ihr die alte Unzucht sehen müßtet
Der Blumen, Falter, Liebenden zumal.

Schließt nur die Augen! Blumen stecken wieder
Die Mädchen auf den Hut. Zur Wiese kehrt
Das Gotteslamm, daß es sein Lämmlein finde.

Schließt nur dies strengverpönte Buch der Lieder,
Eh es auch euch die holden Reize lehrt
Des Mai's, der Sünderinnen und der Sünde.

## Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts,

übersetzt von Paul Heyse.*)

Verfolgt man einigermaßen aufmerksam Paul Heyses ausgedehntes Schaffen als Erzähler und Bühnendichter, so steigert sich die Achtung vor seiner unermüdlichen Arbeitskraft nicht wenig angesichts der beiden jüngst von ihm herausgegebenen stattlichen Bände poetischer Übertragungen aus dem Italienischen, mögen sich dieselben immerhin, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, auf einen Zeitraum von 36 Jahren verteilen. Daß einer Veröffentlichung wie der vorliegenden volle Berechtigung innewohnt, wird sicherlich niemand in Abrede stellen, der die Bedeutung der hier vorgeführten Erscheinungen gebührend anerkennt und andrerseits weiß, wie weit gerade der betreffende Abschnitt der italienischen Litteraturentwickelung dem Interessenkreise selbst des gebildesten Publikums in Deutschland noch immer abliegt. Dem Vorwort zufolge trug sich der Verfasser zu Anfang der fünfziger Jahre mit dem Plane, die italienische Litteratur des 18. Jahrhunderts in einer zusammenhängenden größeren Darstellung zu behandeln, wovon er indes teils im Hinblick auf den geringen praktischen Nutzen, den ein derartiges Unternehmen bei der Entlegenheit des Stoffes erwarten ließ, teils infolge seiner selbstschöpferischen Thätigkeit nachmals zurückkam. Was er in den jüngst erschienenen beiden Bänden darbietet, will keineswegs als eine methodisch angelegte und durchgeführte Arbeit betrachtet sein, sondern lediglich als eine Sammlung von Fragmenten, deren Unzulänglichkeiten der Verfasser selbst ausdrücklich einräumt und mit der zum Teil weit zurückliegenden Entstehungszeit entschuldigt, mit denen er indes gleichwohl eine Art Vorarbeit für denjenigen geleistet zu haben hofft, der etwa die noch ausstehende litterarhistorische Behandlung des betreffenden Zeitraums in Angriff nimmt.

Der erste Band wird eröffnet mit Giuseppe Parini, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über die sittliche und geistige Verkommenheit des mailändischen Adels die Schale seines vernichtenden Spottes ausgoß. Leider hat Heyse davon Abstand genommen, aus der berühmten Satire „Il giorno“, dem Hauptwerk Parinis, eine größere Probe mitzuteilen, was namentlich die ersten beiden Gesänge gar wohl verdient hätten. Der angeführte Grund, daß die in didaktische Form gekleidete Dichtung nur noch als ehrwürdiges Wahrzeichen seiner Entstehungszeit ein kulturgeschichtliches Interesse zu erwecken vermöge, gilt mehr oder weniger ja von jedem satirischen Werke, dessen Spitze sich, um mit Giusti zu reden, mit jedem Jahre abstumpft; der sittliche Adel und die männliche Kraft des Charakters, die Heyse dem „Giorno“ gebührendermaßen

*) Band I und II, Berlin 1889, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Digitized by Google

zuerkennt, sind jedoch jedenfalls schon an sich so schwerwiegende Vorzüge, daß eine Übersetzung, zumal im Blütezeitalter kulturhistorischer Romane, keiner weiteren Rechtfertigung bedürfte, auch wenn der klassische Stil, das Ergebnis unablässigen Feilens, dem Werke nicht einen so hervorragenden Ehrenplatz anwiese. Daß die Reize desselben „in jeder Nachdichtung verloren gehen müßten," scheint mir durchaus nicht stichhaltig, wenn anders der Nachdichter mit der erforderlichen Begabung entsprechende Sorgfalt in technischer Hinsicht vereinigt. Die treffliche Abhandlung, die Giusti über das Leben und die Werke seines großen Vorgängers verfaßte und die Heyse mit einigen unwesentlichen Kürzungen herübernahm, kann mit all' ihren geistsprühenden Streiflichtern doch nur als karger Ersatz für das Werk selbst gelten, das sich eben nur als Ganzes vollkommen würdigen läßt und in Parinis Schaffen wie in der Entwickelungsgeschichte der italienischen Dichtung unzweifelhaft eine weit höhere Rangstufe beanspruchen darf als der in Prosa verfaßte Dialog „Vom Adel", den uns Heysc in seinem ganzen Umfange verdeutschte. Und vollends die lyrischen Erzeugnisse, die sich daran reihen, sind bei ihrer akademischen Haltung nicht danach angethan, das beste Leistungsvermögen, das bleibende Verdienst des lombardischen Sittenschilderers zu kennzeichnen.

Den hervorragendsten Vertreter der älteren italienischen Dramatik sucht Paul Heyse dem deutschen Publikum näher zu rücken in einem Aufsatz über Vittorio Alfieri, von welchem er zugleich die Tragödien „Mirra" und „Merope" in fleißig durchgearbeiteten, wenn auch nicht allen charakteristischen Eigentümlichkeiten gerecht werdenden Übertragungen vorführt. Wenn übrigens in der Einleitung dazu, die einem 1855 gehaltenen Vortrag entnommen ist, trotz der dazwischen liegenden Wirksamkeit Pietro Cossas — um von dem immerhin wenigstens erwähnenswerten Niccolini abzusehen — die Behauptung aufgestellt wird, daß die Tragödie in Italien einen wahrhaft schöpferischen Meister noch immer nicht gefunden habe, so erhellt daraus das Bedenkliche des von Heysc befolgten Verfahrens, die zum Teil vor so langer Zeit niedergeschriebenen Abhandlungen völlig unverändert wiederzugeben.

Die dank ausführlicheren Proben aus der „Bassvilliana" und anderen Werken des Vincenzo Monti sehr lebendig wirkende Charakteristik dieses stilistisch in allen Sätteln gerechten, aber charakterschwachen Virtuosen ist wörtlich aus dem Anhang zur Giusti-Übersetzung des Verfassers herübergenommen, so daß ein näheres Eingehen darauf hier nicht erforderlich. Neu sind dagegen meines Wissens die Nachträge, die sich mit den Tragödien „Aristodemo", „Galeotto Manfredi", „Cajo Gracco", der „Feroniade", der „Musagonia" und anderen erzählenden und lyrisch-epischen Dichtungen beschäftigen.

Der folgende Abschnitt über Ugo Foscolo giebt leider nur eine aus de Sanctis' Litteraturgeschichte entlehnte Würdigung der in Übersetzung beigefügten „Sepolcri", zu der noch manche Ergänzung der biographischen und litterarischen Bilder willkommen sein würde, wie sie in knapper, aber anziehender Form Siegfried Samoschs „Italienische Profile" darbieten.

Eingehendere Beleuchtung finden Alessandro Manzonis „Heilige Hymnen", deren hauptsächlichster Unterschied von der anderen geistlichen Poesie der Romanen zutreffend erblickt wird in der „seelenvollen Naivetät, mit welcher der Dichter dem tausendfach behandelten Stoff als einem ganz neuen, jungfräulichen, ihm zuerst kund gewordenen gegenübertritt. Hier ist nichts zu spüren von dem Geist und den Formen einer durch lange kirchliche Überlieferungen gleichsam beglaubigten Stimmung, von anempfundener Andacht, die sich ihres guten Rechtes, anzubeten und dogmatisch zu schwärmen, mit selbstbewußter Würde bedient; nichts von der tändelnden Freude gewisser pietistischer Kirchenlieder, sich zu den Geheimnissen der Religion in ein möglichst vertrauliches Verhältnis zu setzen, so wenig wie von dem überspannten Zustande des Gemüts, das in die einfachen, durch langen Gebrauch fühlbar entkräfteten Formen und Formeln mit gewaltsamem Aufschwung einen neuen mystischen Gehalt zu legen sucht . . . Nicht in dem Gefühl, auszusprechen, was die große Gemeinde der Gläubigen seit zwei Jahrtausenden bewegt hat, nicht im Dienste des Kultus und um von dem ererbten Schatze längst geprägter kirchlicher Weisheit den Ärmeren mitzuteilen, läßt er seine Stimme vernehmen; es ist, als ob ein völlig unbefangener sinniger Heide in den Zeiten der ersten Kirche die evangelische Botschaft vernommen hätte und, von ihrer Schönheit und Macht zum Glauben hingerissen, unwillkürlich in ein Nachstammeln der wundersamen Neuigkeiten ausbräche . . . Indem er nichts voraussetzt, das, was ihn bewegt, als ein völlig neues Erlebnis mitteilt, hat er das Bedürfnis empfunden, nicht bloß sein Gefühl auszusprechen, wie die meisten frommen Sänger gethan, sondern vor allem auch zu erzählen, was ihm begegnet ist. Hierdurch ist ganz ungesucht eine Verbindung und Durchdringung epischer und lyrischer Elemente entstanden, wie wir sie nur noch in Pindars Hymnen in gleicher Vollkommenheit antreffen." Die Gedrängtheit und Kraft der dichterischen Sprache, die Heyse mit Recht diesen Hymnen nachrühmt, die Kunst, „deren Streben es ist, sich zu verbergen, um wieder als Natur sich darzustellen," ist freilich in der Nachbildung nur unvollkommen erreicht worden, und ebensowenig der rhythmische Wohllaut der Manzonischen Verse, der namentlich in der „Passion" und dem „Fünften Mai" bedenklicke Vergewaltigungen erlitten hat, ganz abgesehen von so manchem Flickwort, das lediglich in der Reimnot seine Erklärung findet. Immerhin ist es ein dankenswertes Verdienst, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln für einen Dichter einzutreten, über welchen heutzutage selbst in Italien einflußreiche Stimmführer wie Carducci mit einigen wegwerfenden Redensarten zur Tagesordnung übergehen zu dürfen vermeinen.

Den zweiten Band bildet eine neue Auflage der bereits 1878 im gleichen Verlag erschienenen Übersetzung Giacomo Leopardis. Mag es dahingestellt

Digitized by Google

sein, ob Heyse damit Recht hat, wenn er das günstige Schicksal derselben nicht sowohl auf die dichterische Anziehungskraft des Sängers von Recanati, als auf die pessimistische Grundstimmung seiner Weltanschauung zurückführen möchte, so bleibt es doch in jedem Falle eine verdienstliche That, diese eigentümliche und bedeutsame Erscheinung der neueren italienischen und europäischen Litteratur auch denjenigen zugänglich gemacht zu haben, die nicht über das erforderliche Maß von Sprachkenntnis verfügen, um die vielfach so schwer verständliche Gedankenwelt und Ausdrucksweise des großen Lyrikers selbständig zu bewältigen.

Über die gehaltvolle Einleitung, welche die Weltanschauung des Dichters unter stetem Bezug auf seine persönlichen Schicksale mit überzeugender Klarheit darlegt, bedarf es, da es sich nur um einen Wiederabdruck handelt, keiner weiteren Worte. Bei aller Kürze erfüllt sie vollkommen den Zweck, den Leser in das Verständnis eines Dichters einzuführen, der bekanntlich seit Jahren ein bevorzugter Gegenstand der litterarischen Forschung, nicht allein in Italien, dessen vornehmste Zeitschriften von eingehenden Untersuchungen über das Leben und die einzelnen Werke Leopardis überfließen, sondern auch im Auslande, wie vor allem die russische Übersetzung Simonovskijs zeigt, in welcher alles wichtigere Material mit philologischer Genauigkeit verarbeitet ist und sich nicht weniger als 680 Spezialwerke und Abhandlungen über den Dichter verzeichnet finden.

Dagegen mögen einige Bemerkungen gestattet sein, zu denen die Übertragungen selbst Anlaß bieten und die in dieser Zeitschrift um so weniger überflüssig erscheinen werden, als sich die flüchtige Tageskritik der Mühewaltung völlig entwöhnt hat, die Thätigkeit eines Übersetzers im einzelnen nachzuprüfen.

Daß die Verdeutschung Leopardis ein Maßstab ersten Ranges für deutsche Übersetzungskunst ist, wird sicherlich von jedem Sachkundigen eingeräumt; ja ich glaube sogar nicht zu weit zu gehen mit der Behauptung, daß die hier sich auftürmenden Schwierigkeiten zum Teil weit über diejenigen hinausgehen, welche die metrische Nachbildung selbst eines altklassischen Dichters mit sich zu bringen pflegt. Die strophische Gliederung einer Leopardischen Kanzone in all' ihrer kunstvollen Architektonik zu wahren, ohne dabei die Hauptsache, d. h. die treue Wiedergabe des Inhalts zu vernachlässigen, ist in der That eine Aufgabe, deren Lösung außer einer ungewöhnlichen Kraft eine unermüdliche Ausdauer, ein unablässiges Ringen mit dem Urtext erfordert. Wie unendlich schwierig, ja unerreichbar ist es doch oft, um nur einen Punkt herauszugreifen, der bei poetischen Übertragungen aus dem Italienischen so schwer ins Gewicht fällt, eine Wendung, ein Bild ohne Schädigung des gedanklichen Gehalts in dasselbe Versschema zusammenzudrängen, das in der metrisch soviel schmiegsameren Sprache des Originals dank den vokalischen Verschleifungen bisweilen fast der doppelten Zahl begriffshaltiger Worte Raum gewährt! Als Beispiel diene eine Stelle aus dem berühmten Gesange „An Italien", welche lautet:

„Chi ti discinse il brando?
Chi ti tradì? qual arte o qual fatica
O qual tanta posanza
Valse a spogliarti il manto e l'auree bende?"

Wenn wir bei Heyse lesen:

„Wer nahm das Schwert dir ab?
Und welcher Macht gelang es, welcher Tücke,
Den Mantel dir zu rauben
Und deiner Stirn das goldne Band, du Schöne?"

so sieht man unschwer, daß dabei sowohl die bedeutungsvolle Frage der zweiten Zeile: „Wer verriet dich?" wie das Wort „fatica" in der Übersetzung völlig unberücksichtigt geblieben und dagegen im letzten Vers eine zwiefache eigennächtige Hinzufügung Platz fand. Noch schlimmer liegt der Fall, wenn, wie am Schlusse der Strophen „Auf einen Sieger im Ballonspiel" schwerfällige Satzkonstruktionen den Sinn verdunkeln, hier offenbar eine leidige Folge des Reimzwangs, der freilich anderwärts nicht vorlag, wie z. B. an der Stelle im „Consalvo" (S. 80):

„Es darf, es darf der Mensch — nicht ist's ein Traum,
Wie lang ich wähnte — schon auf Erden darf
Er Glück genießen",

wo die Hinzufügung des Wortes „schon" die im Gedicht selbst keineswegs begründete Vorstellung erweckt, als ob der Sprechende, abweichend vom Dichter, an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaube. Auch sonst begegnet manches, was den Sinn des Originals verschiebt oder ihm, wieder meist infolge der Reimnot, einen trivialen Anstrich verleiht, wie in den folgenden Zeilen aus dem „Nachtgesang eines wandernden Hirten" (S. 101):

„O keuscher Mond, dies eben
Ist unser Menschenleben",

die man wohl schwerlich als Deckung wird gelten lassen für die wuchtigen Verse:

„Vergine luna, tale
È la vita mortale."

Besonders reich an Ungenauigkeiten und Abschwächungen des Urtextes ist leider gerade die Wiedergabe des edelsten Kleinods Leopardischer Lyrik, der „Ginestra" die übrigens auch in der Stimmung weit hinter dem Original zurückbleibt. Besonders bemerkt sei hier noch, daß bei der Anfangszeile des letzten Abschnitts: „E tu, lenta ginestra" die Übersetzung: „Und du, schmiegsamer Ginster" von einer vollkommenen Wiedergabe des Sinnes noch viel weiter entfernt ist, als Heyse selbst in seiner Anmerkung sich träumen läßt. Hier hätte er unbedingt, wie er es mit unverkennbarem Nutzen bei seiner Giusti-Übersetzung gethan, einen befreundeten Italiener zu Rate ziehen sollen. Mir gab ein solcher -- der jüngst von mir im Magazin gewürdigte Federico de Roberto — die einleuchtende Auskunft, daß das Wort „lenta" in seiner eigentlichen Bedeutung „langsam, säumig, träge" gefaßt sein will und so, entsprechend dem Grundgedanken der Dichtung, dieser herbsten Kritik, die der Mensch je gegen sich selbst geschleudert, mit tiefer Ironie den Gegensatz zwischen der ewig sich gleich bleibenden Natur*) und dem Menschen be-

*) „Così, dell' uomo ignara, e dell' etadi ch'ei chiama antiche . . . Sia natura ognor verde."

Digitized by Google

zeichnet, der sich so stolz zu brüsten pflegt mit seinem Fortschritt („Le magnefiche sorti e progressive").

Es erübrigt noch die formale Seite der Übersetzungen ins Auge zu fassen, auf die bei Meistern italienischer Dichtkunst ja so viel ankommt. In dieser Hinsicht eine ebenbürtige Vollendung von dem Nachbildner zu erwarten, wird billiger Weise keinem Sachkundigen beifallen; wohl aber wird man diejenige Annäherung an die künstlerische Höhe der Originale zu wünschen berechtigt sein, die im Deutschen gegenüber all' den Schwierigkeiten überhaupt erreichbar. Diese höchste Aufgabe der Übersetzungskunst hat Paul Heyse meines Erachtens namentlich in einigen Stücken aus Leopardi, wie in „Dantes Denkmal", den „Erinnerungen" und dem ergreifenden Gesange „An mich selbst" erfüllt, wo sich außer dem geistigen Gehalte Sprache und Versbau des Urbilds in ungetrübter Reinheit widerspiegeln. Das sind jedoch leider nur vereinzelte Treffer, denen manches technisch Unfertige und Flüchtige gegenüberstebt. Erschwert wird ja die Übertragung italienischer Dichter nicht wenig durch das Vorherrschen des fünffüßigen Jambus, der, in dem südlichen Idiom von reichster Modulationsfähigkeit, im Deutschen nur zu leicht in langweiliges Geklapper ausartet. Das Ende allen Metrums aber bezeichnen freilich jambisch sein sollende Zeilen wie

„Italien, die uralte Musenheimat" (I, 392),
„Was einst Ziel meines Lebens war" (II, 120) u. s. w.,

jedoch auch andere Rhythmen wie z. B. die entsetzlichen Pseudoanapäste in Manzonis „Passion" (I, 370 ff.) können höchstens von solchen verteidigt werden, die der schrankenlosesten Willkür in metrischen Dingen das Wort reden. Gegen Reime wie „Zeit — dräut", „Sprossen — Großen", „Sprache — Wache", „Seele — wähle" und ähnliche, die sich hier dutzendweise verzeichnen ließen, ist man bei uns zu Lande ja dermaßen abgehärtet, daß man mit Bemängelung derselben sich bei vielen dem Vorwurfe kleinlicher Krittelei aussetzt, allein Reime von der Art wie „Parther — ward er" und „Haiti — sieht, die", scheinen denn doch wohl mehr in einem Witzblatt vom Range des „Ulk" als in einem religiösen Hymnus Manzonis am Platze. Der vielen Hiaten, unter denen selbst so häßliche wie „Jungfrau — aus" nicht fehlen, der harten Elisionen wie „Kön'ge", „soll'n" u. s. w., die sich zum Teil so leicht vermeiden ließen, sowie der zahlreichen Enjambements möge nur ganz beiläufig gedacht sein. Empfindlicher noch berühren sprachliche Verstöße, wie das wiederholt mit dem Dativ verbundene Zeitwort „dünken", wofür bisweilen sogar das noch schlimmere „däucht mir" eintritt, oder Wendungen wie „von neuen" und „du gebärst", die keine Reimnot entschuldigen kann.

Fühlt man sich sonach bei den poetischen Stücken im Hinblick auf die italienischen Originale nur zu häufig an den Ausruf Platens gemahnt:

„Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verlieh'n
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd" —

so wird man um so dankbarer die treffliche Verdeutschung von Leopardis Prosaschriften begrüßen, deren Verdienst um so höher anzuschlagen, als es hier mit einem Stile von klassischer Einfachheit und Gedrungenheit zu ringen galt. In diesen mustergültigen Übertragungen wird man am vollkommensten erfüllt finden, was ein italienischer Beurteiler der vorliegenden beiden Bände als die Hauptaufgabe eines Übersetzers bezeichnete, daß er den Gedanken zutreffend wiedergebe und dem gebildeten Teile seiner Landsleute das Verlangen errege, die ihm vor Augen geführten Schriftsteller in der Ursprache kennen zu lernen.

Paul Schönfeld.

## Die französischen Soldatenlieder.

Von Manfred Wittich.

La France enfin sera toujours la France
Et les Français seront toujours Français.
Chanson militaire.

Als Jakob Grimm im Juli 1815 in Paris weilte, um auf Grund der Friedensartikel eine Anzahl deutscher Handschriften aus der Gefangenschaft französischer Bibliotheken zu erlösen, pries er die Gabe unserer linksrheinischen Nachbarn, geschmackvolle Erzeugnisse des Gewerbefleißes geschmackvoll auszustellen. Und nehmen wir heute ein Erzeugnis der neuesten französischen Litteratur zur Hand, so finden wir diese löbliche Eigenschaft noch immer in Kraft und Wirkung: treffliches Papier, reicher schöner Druck, feste Broschierung — und innen eine prächtige Freiheit und Lebendigkeit der Darstellung, oft genug selbst bei schweren wissenschaftlichen Gegenständen — lauter Dinge, die bei uns durchaus nicht so häufig zu finden sind. Auch in den heutigen Schriftstellern Frankreichs steckt noch ein gut Teil von der fröhlichen Kunst der alten Troubadours!

Ein Büchlein, „gar lustig zu lesen," wie man ehedem bei uns auf den Titel von Unterhaltungs- wie Erbauungsbüchern zu drucken pflegte, liegt vor mir und ruft mir die obgedachte Thatsache recht lebendig vor Augen. Es betitelt sich „Chants et chansons militaires de la France réunies par Major H. de Sarrepont, Librairie illustrée, Paris." Es weist alle oben gepriesenen Eigenschaften französischer Verlagserscheinungen auf und auch die Darstellung ist frei, leicht, keck, lustig — mit einem Wort: französisch. Da ist nichts zu spüren vom Geruch der Studierstube und Öllampe, wiewohl unser Major offenbar tiefere Studien gemacht hat! Es ist im besten Sinne des Wortes ein lustiges Buch, das man recht gut in einem Zuge ausschlürfen mag!

Zur Poesie der Lieder treten noch zwei andere Künste — die ursprünglichen Melodien sind allemal in dem Text beigedruckt und Morin hat das Büchlein mit heiteren Bildern ausgestattet, die zum Teil auch noch koloriert sind.

Es wäre wohl interessant, Morin, Grevin und

Digitized by Google

Genossen mit unserem Oberländer, Busch und ihren Kollegen zu vergleichen, schließlich käme aber doch wohl nur heraus: les Français seront toujours Français — und unsere Künstlerhumoristen sind eben Deutsche! Das will sagen, beide Gruppen sind Meister je nach ihrer Art und Nation.

Mit den cris d'armes, den Kriegs- und Feldgeschreien beginnt das Werk. Der althebräische Streitruf: „Herr und Schwert Gideons," das altrömische „feri! feri!", das altgriechische „pyppapai", deutsche Kriegsrufe werden erwähnt, dann folgt der alte Gallierruf „Terriben" (schlagt die Schädel ein), die Kreuzzugsfeldgeschreie und sodann die französischen Ermutigungsworte durch die Jahrhunderte hindurch.

Im zweiten Kapitel gelangen wir zu den Kriegshymnen. Auch hier wird ein wenig der vergleichenden Methode gehuldigt: der Adoniongesang der Spartaner wird erwähnt, der altgermanischen und gallischen Gesänge beim Schwertertanz gedacht. In fröhlichem Geplauder kommt der Major auch auf die Wacht am Rhein zu sprechen und macht die Bemerkung: „in dem Liederbuche, welches jeder preußische Infanterist im Sacke hat, fehlen die ‚Werkc' Schneckenburgers: tous les fantassins savent par cœur die Wacht am Rhein!" Danach folgen die französischen Gegenstücke: die Marscillaise, die Parisienne von 1830, die Girondins von 1848 und andere bis zu dem Sang der Tonkingsoldaten, in dem es heißt:

Nous allons fair' la guerre,
Dansons la Boulangère!
Les boulangers sont des malins
Qui nous promett' plus d'beurre que d'pain.

Ob der brav' général seinen politischen Anhängern nicht auch Butter verspricht, aber sie ihnen ebensowenig giebt als das Brot, das er seinen Soldaten nicht einmal verspricht? —

Nun folgen Lieder lyrisch-epischer Gattung, chansons de gestes, wie sie Sarrepont nennt, Lieder von Großthaten. Der Legionengesang auf Kaiser Aurelian steht zur Vergleichung neben dem Rolandslied und der Legende vom heiligen Martinus, dem barmherzigen Kriegsmann. Auch das Ludwigslied auf den Sieg bei Saucourt fehlt nicht, sind doch die Franken die alten Franzosen!

Von manchen neueren Liedern werden auch die Anlässe zu ihrer Entstehung, oft mit prächtigem Humor, beigebracht. Davon eine Probe.

In der Schlacht bei Trafalgar war das französische Schiff „Algerisas" unter dem Kommando eines Herrn de la Bretonnière in die Hände der Engländer gefallen und die ganze Mannschaft entwaffnet worden. Da bricht ein furchtbarer Sturm los und die Engländer, die bis zur Erschöpfung gearbeitet haben, fordern nun die Franzosen auf, wie weiland Geßler den Tell, Hand anzulegen und Schiff und Insassen zu retten. De la Bretonnière hält nun den Augenblick für gekommen, sich wieder in Besitz des Schiffes zu setzen. Waffenlos, wie sie sind, sollen seine Leute sich auf die Engländer stürzen, dann erst den Kampf mit den Elementen aufnehmen und das Schiff siegreich wieder den Ihrigen zuführen. „Kinder," ruft er seinen Franzosen zu, „es ist ein tüchtiges Stück Arbeit, das ich von euch fordere! Ich brauche dazu Leute, die Haare auf den Zähnen haben (poil au menton)! — Kann ich auf euch zählen?" Alle sind einverstanden und das Lied giebt ihrer Antwort folgende Fassung:

Bon, bon
De la Bretonnière,
Bon, bon
Du poil au menton!
Les Anglais — nous les mang'rons
Sur l'avant, comme sur l'arrière!

Und wenn im weiteren Verlaufe die Leute des französischen Offiziers und Helden auch nicht, wie sie gedroht, die Engländer mit Stumpf und Stiel „gefressen" haben (nous les mang'rons), so setzten sie sich doch wieder in Besitz ihres Schiffes und machten jene zu Gefangenen.

Wie Fürst Bismarck einmal sagte, entsteht zwischen Angehörigen verschiedener Truppenteile der preußischen Armee oft Neckerei und Zwist nur wegen des verschiedenen Riemenzeuges, und was sich liebt, das neckt, ja schlägt sich zuweilen sogar! Was Wunder, wenn auch die militärische Muse der Franzosen von Eifersucht und Neckerei der verschiedenen Waffengattungen untereinander zu berichten weiß? Wir lernen auch bei Sarrepont die Spitznamen verschiedener Heeresteile wie ihre Trutzlieder kennen. Da singt der lignard, der Linicninfanterist, den die anderen Bibi, Bifin oder bont de cigare nennen, den Dragoncrn neckend zu:

Ah, dragons, dragons, dragons
Vous allez donc
Vous coucher
Sans vous moucher!

Ah dragons, dragons, dragons,
Monchez-vous donc,
Ou sinon
Nous vous mouch'rons! — —

Selbstverständlich spielen auch die militärischen Musikinstrumente eine große Rolle. In einem unserer alten Landsknechtslieder, das durch das Wunderhorn auch weiteren Kreisen bekannt worden ist, wird der Trommelschlag folgendermaßen versinnlicht:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Dididum, dididum,
Bidi, bidi, bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen
Didum, didum, didum!

Die französische Trommel ruft in den Liedern der Soldaten: Ran, plan, plan, plan oder: Pan, pan, und Eugen Labiche läßt sie sprechen: Rataplan, Rataplan! — Und so haben auch die übrigen Instrumente ihren besonderen Ruf; just wie schon bei Virgilius die Tuba der Römer „redend" eingeführt wird: „Et tuba terribili sonitu tara tantara dixit!" Aber selbst das Gebrüll der todbringenden Kanonenschlünde ist den Tapfern willkommene Musik, wie schon dereinst dem kampflustigen Troubadour Bertran de Born das Pferdegetrappel des Kavallerie-Chocs, das Brechen der Lanzen und Hämmern der Schwerter auf Helmen und Schilden süßer tönte als Vogelsang und Saitenspiel.

Digitized by Google

J'aime le son
Du clairon
Du tambour, de la trompette,
Et ma joie est complète,
Quand j'entends le canon,
Quand j'entends: bon, bon, bon!
Resonner bon! bon!
Qnand j'entend resonner le canon!

Ein weiteres Kapitel, Inspection générale überschrieben, führt uns alle Waffengattungen und alle Alterstufen der Armee von den Kadetten der Militärschule von Saint-Cyr an bis zu den schlachtergrautesten ältesten Kriegern vor und charakterisiert sie uns vortrefflich. Da singt in der Kantine so ein alter Eisenfresser von all' den Arten des Feuers, die er gesehen hat:

Oui, mon vieux,
Courageux
Eu tous lieux
J'ai vu par mes yeux
Un peu tous les feux:
J'ai vu le feu du canon,
Feu de peleton,
Feu de bataillon,
Le feu de bibouac,
Le feu de tillac,
Même celui du — cognac!

Ein anderer erhebt die Stimme, um den Fourrier zu hänseln, der als Schreibermensch ein wenig über die Achseln angesehen wird:

Voilà le fourrier
Qui va se noyer
Dans son encrier! — — —

„Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort!" läßt Schiller den Meister in seiner Glocke sagen: aber leichter und schneller geht auch das Marschieren des Kriegers, „wenn frohe Lieder es begleiten." Die Griechen und Römer hatten ihre Embateria, alle kriegführenden Völker haben sie, so auch die der Neuzeit. Und wie die Cantilenen der römischen Soldaten oft ihren Witz an Vorgesetzten, ja an den obersten Kriegsherren wetzten, so auch die chansons militaires der heutigen Franzosen.

So haben die Bartverordnungen des weiland Kriegsministers Boulanger den Refrain in Umlauf gebracht:

Ah, ah!
Non c'est pas la barbe qui fait le soldat!

Im Quartier, in der Kantine oder wo sonst Speise und Trank „gefaßt" oder verkauft wird, wo irgend zu lesen steht: Ici l'on donne à manger et à boire! da werden diese edlen Güter, die da Leib und Seele zusammenhalten, in entsprechenden Hochgesängen gepriesen. In harten Kriegsläuften muß freilich manchmal mit geringwertigem „Material" vorlieb genommen und aus der Not eine Tugend gemacht werden.

So trat um die Zeit der Schlacht bei Marengo einstmals Napoleon zu einigen Grenadieren, die bei einem „festin" ihre Brotschnitten mit einem eigentümlichen Etwas bestrichen. „Was, zum Teufel, schmiert ihr da auf euer Brot?" fragte le petit caporal. — „Zwiebel, mein General! Wir traktieren uns mit Zwiebelbrotschnitten!" — (Vielleicht hatte man das den ungeheuer genügsamen Italienern abgelernt!) — „Ah, sehr gut! Nichts ist besser auf dem Marsch zum Ruhm! — Schluckt eure „Kapaunen" nur schnell hinunter und laßt uns Beine machen!" Kurz darauf sangen die Grenadiere:

Gloire à l'oignon!
J'aime l'oignon
Frit à l'huile;
J'aime l'oignon
Quand il est bon!
Au pas, camarades,
Au pas, au pas, au pas! —

Was die Getränke anlangt, so singen alle Waffengattungen mit rührender Übereinstimmung in ihren Anschauungen über Gesundheitslehre:

Du vin, du rhum et puis du rack,
Ça fait du bien à l'estomac!

Aber wenn von diesen drei Lebenselixieren keines vorhanden und folglich „Wasser das edelste Getränk" ist, dann ertönt ein erschütternder Klagegesang, das Lied von den Fröschen. Leider läßt sich dessen unwiderstehliche Tragikomik, dessen greifbar deutliche Tonmalerei in keiner anderen Sprache wiedergeben, wenn man nicht ein Rückert, Platen oder Bodenstedt ist!

Et pourquoi } (bis)
Quoi — quoi }
Et pourquoi } (bis)
Quoi — quoi — quoi? }
Quoi — quoi — quoi — quoi — quoi — quoi
Quoi — quoi — quoi — quoi — quoi — quoi?
Pourquoi boirions-nous de l'eau?
Sommes-nous des grenouilles? — —

Für Feldzüge in heißen Zonen hat ein französischer Militärarzt, Champoreaux, ein erfrischendes Getränk erfunden, bestehend aus schwarzem Kaffee, Zitronensaft und Cognak. Dieses trägt den Namen seines Erfinders und erfreut sich bei den Truppen einer großen Beliebtheit, welche auch in ansprechenden Lobgesängen anerkannt wird:

Champoreaux dans mon verre,
Que j'aime à te voir!
Que j'aime le mystère
De ton beau lac noir!
De tous les gens de guerre
Tu guéris la misère.
Ton feu les régénère
Du matin au soir!
La la la la la la
La la la la la la!

„Femmelle de Champoreaux", das Weibchen Champoreaux's, heißt bei den lustigen Troupiers eine andere Erquickung, eine Art Brocksuppe von schwarzem Kaffee, die ebenfalls in einfacher, aber ergreifender Weise in Wort und Melodie gefeiert wird; der offizielle Name dieser Suppe ist la Turlutine und das einfache Lied lautet so:

C'est la turlutine,
Turluti —
Ti-tine!
C'est la turlutine
Turluti
Ti-tine! — — —

Das reizende Kapitel: „Au clou", führt uns in einen Raum, den unsere Soldaten den „Kasten" nennen: das Arrestlokal ist gemeint. Das Lokal für

Digitized by Google

leichten Arrest, ein Gewahrsam für Massenhaft, ist nach Schilderung unseres Gewährsmannes nicht allzu barbarisch, und man kann in der That fast von einem „fidelen Gefängnis" reden. Hier wird geplaudert, politisiert, gesungen, deklamiert, gemimt — kurz, getrieben alles, was das unterhaltungsbedürftige Herz der Häftlinge nur begehrt und ihr anschlägiger Kopf zu erfinden vermag! Freilich darf der Adjutant de semaine, der Diensthabende der Woche, nicht dazu kommen!

Hier lernen wir auch das tiefsinnige Lied „Von den drei Hühnern" kennen, welches uns beweist, daß Poesien nach Art unsrer „Klapphornverse" auch auf Frankreichs Boden gedeihen:

Quand trois poules vont aux champs,
La première va devant,
La seconde suit la première,
La troisième vient par-derrière.

Ebenso werden uns hier Lieder vorgestellt im Stile des erhebenden Studentenliedes: „Laurentia, liebe Laurentia mein" und des „Kunz von Kaufungen mit zwei Rittern" mit ihren endlosen Wiederholungen da capo al fine in infinitum! Eine schöne Gattung von Liedern das; und das Leipziger Kommersbuch macht dazu die feine Beobachtung verratende Glosse: „Dieses Lied, mit einer gewissen Ausdauer und Beharrlichkeit gesungen, kann den Kneipwart zur Verzweiflung bringen." — Aber „Au clou" scheint diese Gattung beliebt und am Platze: der Kneipwart ist hier — die Langeweile der Gefangensehaft! — — —

In scharfem Gegensatz dazu stehen die rührenden Lieder der Sehnsucht nach der Heimat, nach Eltern und Geschwistern, welche im nächsten Kapitel dargeboten werden. Nur eines der schönsten sei hier ausgehoben: Ne l' dit' pas à ma mère:

Soldats de mon pays,
Ne l' dit' pas à ma mère,
Mais dites-lui plutôt
Que je suis à Breslau
Pris par les Polonais . . .
Qu'ell n'me r'verra jamais! —

Es kann natürlich auch nicht fehlen, daß gar mancher Konskribierte ein Weib, eine Braut, eine Geliebte — kurz, eine „Payse" daheim hat, d. h. eine Landsmännin, und zwar eine solche, die ihm Landsmännin schlechthin, die Verkörperung und Vertreterin aller übrigen ist. Auch ihr werden schöne, innige Lieder gewidmet und Sarrepont reiht auch davon einige schöne Perlen auf die Schnur seiner Darstellung. Daß auch unter den folgenden Abschiedsliedern, den chants du depart, rührend schöne Stücke sind, kann man sich denken.

Den Schluß unseres hübschen Buches machen die Lieder des „homme qu'il a son congé", des verabschiedeten Soldaten bei seiner Heimkehr. Welche innige Freude des Wiedersehens atmen diese Lieder! Die Heimat und die kleine Hütte, die alten Eltern und vor allem die „Payse" endlich, endlich wieder zu haben, dieses Fest des Soldatenherzens wird auch von der chanson militaire würdig und ergreifend geschildert. Freilich fehlt auch Tragik und Satire nicht! Da findet der eine, daß während seiner 3jährigen Abwesenheit die Zahl der Pfänder seiner Liebe — sich verdoppelt hat! Man hat ihn „totgesagt" und die eingebildete Witwe hat einen Enoch Arden aus ihm gemacht.

Ein andrer kehrt zurück mit dem Keim des Todes in der Brust und stirbt, während sein Weib eines Kindes geneset. Wie die Wöchnerin nun den Leichenzug vorübergehen sieht, der ihren Geliebten Renaud zur letzten Ruhe geleitet, fragt sie, wer gestorben sei. Nachdem man sie nun berichtet hat, bricht sie in die Klage aus:

Puisque Renaud est mort ici
Je veux mourir dès aujourd'hui!
Tirez mes bagu's et mes anneaux,
Nourrissez bien l'enfant Renaud!

Wir sind am Ende. —

Von ganzem Herzen fühlen wir uns dem wackeren Major de Sarrepont zu Dank verpflichtet für ein paar recht genußreiche, frohe Stunden, denn, wie gesagt, man liest sein Buch mit Freuden auf einen Zug durch, wenn man es an einem „schönen Sonn- oder Feiertag" zu handen bekommt! —

## Die freie Bühne.

III.

Am 5. Dezember werden es gerade 25 Jahre her sein, daß das erste, große Schauspiel der beiden Goncourts „Henriette Maréchal" auf dem Théâtre-Français zur ersten Aufführung gelangte. Es fiel total durch. Allein die Verfasser hatten doch wenigstens dafür die Genugthuung, zwei Tage später in ihr Tagebuch schreiben zu dürfen: „Der Chef der Klaque versichert uns, daß seit ‚Hernani' und den ‚Burggrafen' das Theater sich noch nie in einer ähnlichen Aufregung befunden habe." Und nun vollends drei Wochen später, am 20. Dezember, nachdem bereits am 15. das Stück endgültig vom Spielplan abgesetzt war! „Welch' eine Niederlage! Auf der Straße die Leute, die sich begegnen, in den Restaurants die Leute, die sich unterhalten: ganz Paris schreit sie uns in die Ohren." Also, so beklagenswert die Brüder damals auch waren, sie hatten doch wenigstens ihr Publikum nicht kalt gelassen! Sie hatten es aus seiner Gleichgültigkeit gerissen und vier Wochen lang die Gemüter in die heftigste Wallung versetzt. Die neuliche Wiederaufnahme des Stücks auf der „Freien Bühne", am 17. November, die von allen Verehrern der beiden Brüder, und zwar mit Recht, auf das freudigste begrüßt wurde, hat leider nicht einmal dieses vermocht. Die Dichtung wußte ihre Zuhörer nur auf wenige verstreute Augenblicke zu fesseln; im großen und ganzen langweilte man sich.

Der Inhalt des Stückes ist ungefähr folgender. Pierre de Bréville, ein 35jähriger Lebemann, hat seinen zwanzigjährigen Bruder Paul auf den Opern-

Digitized by Google

ball geführt, um ihn hier von seinen „Illusionen" zu heilen. Dieser macht hier die Bekanntschaft einer Dame in schwarzem Domino, in die er sich sofort sterblich verliebt: Frau Maréchal, die mit ihrem Gatten diesen Ball nur aus Neugier besucht hat. Ein Herr in schwarzem Frack beleidigt sie, Paul wirft sich zu ihrem Verteidiger auf und wechselt mit ihm seine Karte. Zwischen dem ersten und zweiten Akt geht dann, natürlich hinter den Koulissen, das übliche Duell vor sich und Paul wird, schwer verwundet, „zufällig" in das Haus des Herrn Maréchal gebracht. Dieser hat eine Tochter, Henriette, und es ist wohl selbstverständlich, daß diese an den jungen Rekonvaleszenten ihr kleines Herz verliert. Der zweite Akt bringt dann als Kern das Wiedererkennen ihrer Mutter und ihres von ihr heimlich Geliebten. Was zwischen dem zweiten und dritten Akt folgt, läßt sich erraten. Schließlich im dritten kommt Herr Maréchal dahinter, und der eigentliche Haupteffekt des Stückes ist dann, daß die unvermeidliche Pistole, die, wie sich erwarten läßt, kurz vor dem dritten Fallen des Vorhangs von ihm abgefeuert wird, nicht seine Frau, sondern seine kleine, unschuldige Tochter trifft. Sie hat sich für ihre Mutter geopfert und stirbt mit den Worten: „Es war . . . mein Geliebter . . . meiner . . . meiner . . ."

Leider war diesmal nicht nur das Stück, sondern auch die Darstellung sehr mäßig. Den meisten Beifall erntete noch Hermann Nissen als Pierre de Bréville. Entschieden schwieriger war die Rolle Jaeque Burgs als Paul. Es lag die Gefahr vor, daß verschiedene Ungelenkheiten, Naivetäten und Jugendlichkeiten, die er im Interesse des von ihm dargestellten Charakters eigens herausarbeiten mußte, von einem Teil des Publikums auf seine eigene Rechnung geschrieben werden könnten. Und das ist denn auch an mehreren Stellen thatsächlich der Fall gewesen. Doch zeugte dies natürlich mehr von dem Mißverständnis des Publikums als dem des Künstlers. Fräulein Martha Zipser, die sonst so geniale Künstlerin des Residenztheaters, ließ diesmal als Henriette Maréchal viel zu wünschen übrig. Sie vermochte uns nur den Backfisch in dieser verständlich zu machen, aber nicht mehr das erwachende Weib. Noch schwächer, ja geradezu auffallend schwach, war ihre Kollegin Marie Kronau als Frau Maréchal. Sie deklamierte ihre Prosa wie Verse und ihre Geberden waren nicht die einer distinguierten Dame, sondern mehr die einer Richard-Wagner-Sängerin. Ihr Gatte, Alfons Waldemar, überragte sie bedeutend.

Da man an dem Aufbau des Stückes nichts rechtes zu loben fand, hatte man versucht, sich wenigstens an der „schönen Sprache" desselben genügen zu lassen. Aber ist nicht gerade diese die größte Schwäche des Stückes? Verwischt nicht die gleichmäßige, ich möchte sagen, litterarische Ausdrucksweise seiner Personen auch zugleich deren Charaktere? Darf Paul wie Pierre, und Pierre wie Paul sprechen? Ist nicht im Gegenteil die einzig schöne Sprache in einem Drama die für jeden Einzelfall charakteristische? Man hat uns viel von der wunderbaren Sprachgewalt der Gebrüder Goncourt erzählt. Ich begnüge mich, hier nur Zola anzuführen. „Die Goncourt," sagt dieser, „haben aus ihrer Sprache ein musikalisches Instrument gemacht, eine lebende Person, deren Gesten man sieht und deren Atem man fühlt . . . Ihre Phrase hat die Farbe des Himmels, von dem sie spricht, und den Duft der Blume, die sie nennt . . . Sie malen bis zu den flüchtigsten Schauern, die über die Haut laufen; sie bringen auf eine endgültige Manier, mit drei Federstrichen, die verwickeltsten Landschaften zu Papier, einen Platzregen, der fällt, eine Straße, die mit Passanten angefüllt ist, ein Maleratelier, vollgepfropft bis zu den Gesimsen, auf denen die Schnurrpfeifereien stehen . . . Alles, was ihnen in die Augen fällt, belebt sieh und empfängt etwas von ihrer Empfindung. Daher dieser wahre, durchlebte Stil, der so unterhaltend ist wie ein Album, das man durchblättert, der so glutvoll ist wie die Leidenschaft, die durch seine Glieder rollt, und von dem man sagen könnte, daß er die eigens erfundene Sprache sei, um eine Welt von neu entdeckten Empfindungen zu übersetzen." Mit einem Wort, die Goncourts sind in ihrer sprachlichen Ausdrucksweise durch und durch Individualisten gewesen. Und eben gerade diese Eigenschaft, die ihnen als Romanciers so ungeheuer nützen mußte, hat ihnen als Dramatiker den Hals gebrochen . . ."

Ihre Vorliebe für das Theater war schon frühzeitig eine sehr große gewesen. Trotzdem man sie heute nur noch als Geschichtsschreiber und Romanciers kennt und bewundert, hatten sie vor ihrer „Henriette Maréchal" bereits sieben dramatische Versuche hinter sich. Das wird namentlich bei uns in Deutschland wenig bekannt sein und daher ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich diese unbekannt gebliebenen Werke hier noch der Reihe nach aufführe. Ihr erster litterarischer Versuch war ein Vaudeville „Sans titre". Dann folgte ein Dreiakter „Abou-Hassan". Selbstverständlich gelangten sie nie zur Aufführung. Das nächste Stück, ein Einakter „La Nuit de la Saint-Sylvestre" war schon auf der „Comédie Française" zur Probe angesetzt, wurde aber noch im letzten Augenblick zurückgewiesen. „Mam'selle Zirzabelle", eine Farce, „Incroyables et Merveilleuses", ein Einakter, endlich „Les Hommes des lettres" in vier Akten, die übrigen Stücke, gelangten ebensowenig zur Aufführung. Als dann schließlich auch ihr letztes Stück „La patrie en danger" zurückgewiesen wurde, entsagten die Brüder dem Theater und — sie haben unzweifelhaft daran recht gethan!

Zola schließt eine seiner vorzüglichsten Studien über die Brüder mit folgenden schönen Worten: „In unsrer Litteratur bleiben die Goncourts für mich ein prächtiger, künstlerischer „Fall", eines jener cerebralen Phänomene, die in der Pathologie das höchste Staunen der großen Ärzte bilden. Inmitten der allgemeinen Atemlosigkeit auf der Jagd nach Absonderlichkeiten, nach den berühmten Romaneiers von 1830, die, wie es schien, das Feld ihren Nachgeborenen abgewirtschaftet zurückgelassen hatten, haben sie es verstanden, allein durch sich selbst, indem sie sich einzig ihrem Temperamente überließen, anders zu

Digitized by Google

sehen als die anderen und sich ihre Sprache zu schaffen. Neben Balzac, neben Stendhal, neben Hugo sind sie emporgeschossen, wie die seltsamen und köstlichen Blumen einer vorgeschrittenen Zivilisation. Es sind Außergewöhnlichkeiten, Schriftsteller, die man in eine Sonderrubrik thun muß, und wenn sich der gewöhnliche Haufe auch niemals vor ihnen beugen wird, so werden sie gleichwohl eine mit kostbarem Aufwande hergestellte Kapelle bekommen, eine byzantinische Kapelle mit gediegenem Golde ausgeschlagen und seltsamen Gemälden, in der die Geläuterten ihnen ihre Huldigungen darbringen werden." Wir schließen mit denselben Worten, wenn es uns gestattet sein soll, nur an ihre Romane zu denken und von ihren Dramen lieber ganz abzusehen . . .

Arno Holz.

## Litterarische Neuigkeiten.

Zolas neuer Roman: **„La bête humaine"** erscheint gegenwärtig im Plauderteil der Pariser „Vie populaire", deren Auflage auf 250,000 Exemplare gestiegen ist.

Die **„Terze Odi Barbare"** von Giosuè Carducci erschienen soeben bei Zanichelli in Bologna. Schon im voraus wird auch diese Gedichtsammlung des großen zeitgenössischen Lyrikers mit allgemeinen Erwartungen in Italien begrüßt.

Mit dem letzten **Montyonpreis** wurden von der Académie française u. a. die Schrift: „Elsaß, das Land und seine Bewohner" von Charles Grad, und die Dichtung „Die Arbeit" von Clovis Hugues bedacht.

**„Pasatiempos"** betitelt sich eine neue Sammlung von Gedichten von M. Suntor Barrios, die allseitiges Interesse erregen.

George Duruy, der sich durch seine im Ohnet'schen Stile gehaltenen Romane „Unisono", „Victoire d'âme", „Andrée" und „Le garde-dn-corps" einen Namen gemacht hat, ist neuerdings mit einem Werke hervorgetreten, das den Wilson-Skandal in Form einer Erzählung behandelt: **„Fin de rêve"**, Paris, Oliendorff, 1 vol. Der Roman ist weiter nichts, als ein auf Sensation berechnetes buchhändlerisches Unternehmen und man kann nur bedauern, daß ein Schriftsteller mit so unleugbarem Talente, wie Duruy, sich hierzu hergegeben hat. Alle Personen, die in dem traurigen Prozesse eine Rolle gespielt haben, finden wir wieder: Wilson, Caffarel, Madame Ratazzi, den Dokumentendieb Auhry u. s. w. Michel Costella, ein eifriger Republikaner, besitzt in der französischen Kammer einen außergewöhnlichen Einfluß, so daß man von ihm sagen kann, er regiere das Land. Er hat einen Halbbruder, Edward Morgan, in dem Wilson sein Abbild findet. Costella wird erster Minister, geht mit dem Gedanken um, ein Kriegsheer zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens zu mobilisieren, sieht aber seinen Plan durch „L'Étoile" (Figaro) enthüllt. Zu gleicher Zeit entdeckt man, daß aus dem Kriegsministerium richtige Dokumente entwendet sind. Der Dieb flüchtet. Man nimmt bei einer Kupplerin Namens Godefroy (Ratazzi) eine Haussuchung vor und macht die Wahrnehmung, daß sie mit einem hohen Beamten beim Kriegsdepartement, dem General Ayguehelle (Caffarel) in Verhindnng steht, der wiederum rechtswidrige Beziehungen unterhält zn dem Ämter- und Ordenschacherer Morgan-Wilson. Das Oppositionsblatt „Le Refractaire" („XIXme Siècle") bringt alles ans Tageslicht, Costella zieht sich aus dem öffentlichen Leben zurück und gegen Morgan wird ein Prozeß angestrengt. Der Stoff wäre ganz dazu angethan gewesen, ein satirisches Zeitgemälde zn schaffen, in dem die Fäulnis des französischen Parlamentarismus geschildert wäre und das einen Eindruck auf den Leser gemacht hätte, wie ein Werk Zolas. So aber haben wir nur eine lose zusammenhängende Erzählung, ohne Kraft und Mark, ohne jede Charakterzeichnung, kurz, eine auf Bestellnng zusammengeschriebene Klatschgeschichte, die es nur auf buchhändlerischen Erfolg abgesehen hat. Seinen Zweck hat das neueste Werk Duruy's denn auch erfüllt: es ist bereits in 12. Anflage erschienen.

Leipzig. Paul Bernhard.

Von Gerhart Hauptmanns sozialem Drama **„Vor Sonnenaufgang"** erscheint in der C. F. Conradschen Buchhandlung in Berlin soeben die zweite Auflage; gewiß ein bemerkenswerter Umstand, wenn man bedenkt, wie eindringlich und fast in geschlossener Phalanx die gesamte Kritik von sogenanntem Einfluß vor der Kenntnisnahme dieser Dichtung gewarnt und geschwiegen hat, his sie Gelegenheit fand, ein Skändälchen daraus zn konstruieren.

## Bühnenschau.

Die Erstaufführung von „La Bücheronne" von Charles Edmond an der Pariser Comédie Française wurde von den Zuschauern frostig begrüßt. Der Verfasser, ein Pole, Namens Choyecki, verdankt die Aufnahme seines Stückes einem Liebesdienst Claretics. Die Pariser Welthühne kann sich gegenwärtig nicht eben rühmen, daß sie mit den von ihr herausgehrachten Stücken Glück hätte.

Kürzlich wurde das neue vieraktige Lustspiel von C. Karlweis: „Bruder Hans" auch am kgl. Hoftheater zn Dresden mit geringem Erfolg aufgeführt. Trotz der vorzüglichen Darstellung machte sich der Mangel eines festen dramatischen Rückgrats fühlbar; die wenigen packenden Auftritte am Ende des 2. nnd im 3. Aufzug können nicht über die großen Haltlosigkeiten in der Charakterzeichnung und über das Nachschleppen des durchaus nach der dramatischen Lösung überflüssigen vierten Aktes hinweghelfen. Das Stück verdankt seine Aufnahme in den Spielplan nur der Einführung des Wiener Burgtheaters, das seinerseits wiederum persönliche Rücksichten walten ließ.

An dem höhmischen Nationaltheater in Prag wurde in der Wintersaison das Schauspiel durch Sophokles' Tragödie „König Ödipus" in guter Übersetzung und würdiger Darstellung durch die ersten Schauspielkräfte eröffnet. — Das auf dieser Bühne aufgeführte Volksstück „Das Testament" von Stolbs erzielte einen durchschlagenden Erfolg, den es sowohl seinem gediegenen Inhalt als auch der trefflichen Charakterisierung der darin handelnden Personen verdankt. Dieses Stück hat auch über die Grenze der böhmischen Bühne Aufmerksamkeit erregt und wird, da demnächst eine deutsche Übersetzung erscheinen soll, auch deutschen Bühnen zugänglich und willkommen sein. — Im Laufe der Wintersaison gelangt von Jaroslav Vrchlickjs gewaltiger Tragödie „Hippodamia", der erste Teil „Pelops Brautwerbung" (in deutscher Übersetzung von Edmund Grün bereits als Manuskript erschienen) mit der von Zdenko Fibich hierzn komponierten Musik zur Aufführung. Die Haupttolle (Hippodamis) wird Frau Billner (dem deutschen Publikum von ihrem Engagement bei den Meiningern und am Berliner Hoftheater vortellhaft bekannt) darstellen.

Digitized by Google

## Personenschau.

Die Pariser Académie des Inscriptions wählte unlängst den Berliner Altertumsforscher Curtius zum auswärtigen Mitglied.

Bei dem Verleger wurde vor einiger Zeit aus sittenpolizeilichen Gründen der Conrad Alberti'sche Roman: „Die Alten und die Jungen" vom Staatsanwalt mit Beschlag belegt.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 46. 14. November 1889.

Deutschland bei den Deutschen im Auslande. — Nochmals die Getreidezölle und die Notlage der östlichen Provinzen. — Hans Idel, Das ranchfreie Pulver. — Der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Ein Bild von Freundesband. — Moritz Necker, immermanns Theaterleitung. — Elf Jahre im Baikan. — Junge Liebe. Idyll von Henrik Pontoppidan. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

### ENGLAND.

**The Academy.** No 915. 16 November 1889.

J. A. Hamilton, Waipoles Life of Lord John Russell. — Roden Noel, Mrs. Hamilton Kings Ballads of the North. — Mrs. S. R. Gardiner, Sergent Marceaux Reminiscences. — Cheyne, Delitzschs Iris. — H. S. Fagan, Milligans Glimpses of Erin. — G. Cotterell, New Novels. — The Forthcoming Magazines. — W. E. A. Axon, Translation: "Speak, ye Four, where do ye dwell?" — J. S. C., Obituary: Dr. Edwin Hatch. — Magazines and Reviews. — The New English Dictionary, Part V. — E. A. Freeman, The Patriciate of Pippin. — John Fleming, Old Irish and the Spoken Language. — A. F. McBean, A Passage in Bacons Essay "Of Delnys". — Paget Toynbee, The Etymology of French "Trousser", English "Truss". — H. Bradley, The Etymology of "Meerkatze". — Recent Works on Physical Science. — Sayce, Childrens Language in the Omani Dialect of Arabia. — Science Notes. — F. Swinnerton, A Neolithic Refuse Heap in the Isle of Man. — Ernest Radford, Thomas Bewick and "The Farmers Boy". — Ernest Gardner, British Excavations in Greece. — J. S. Shedlock, Pronts Theory and Practice of Harmony.

**The Athenaeum.** No 3238. 16 November 1889.

The Viking Age. — A New Life of Luther. — The Law of Newspaper Libel. — John Davis the Navigator. — Novels of the Week. — Books of Travel. — Christmas Books. — Library Table-List of New Books. — The Death of the Count of Armanac; Letters by Edward FitzGerald; The Origin of the Lord Almoners Professorship of Arabic; An Unknown (?) Pamphlet by Dickens; Editions of 'Marmion'; The Younger Craggs in Hanover, 1706; Marbled Paper; Terentianus Maurus an Early Copyright Act; Dr. Hatch. — Recent Publications; Anthropological Notes. — The Archæological Societies; Exhibition of Studies in Various Mediums; Gossip. — Music. — Drama.

### FRANKREICH.

**Revue de Famille.** 15 Novembre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des femmes: Le Mariage. — Julea Claretie, Monsieur Steiner. — Émile Faguet, Émile Augier. — Augnste Blondel, Le Codicille de M. Brownlow. — Gabriel Ferry, Les Prouesses de Martin Robert. — Charles Benoist, Causerie littéraire. — Henry Fouquier, Chronique. Louis Sincère, Bonrse de la Famille.

**Revue des Deux Mondes.** 15 Novembre 1889.

Henry Rabnsson, Idylle et drame de salon. — Emile Montégut, Curiosités historiques et littéraires. — Sir John Maundeville. — I. — L'homme et le conteur. — De Broglie, Études diplomatiques. — Fin du ministère du Marquis d'Argenson. — I. — L'expédition d'écosse et la prise de bruxelles. — La cavalerie dans la guerre moderne. — Augustin Filon, Joseph Chamberlain et le socialisme d'état. — Edmond Plauchut, Le congrès antieschavagiste. — Revue dramatique. — Théâtre du gymnase. — La lutte pour la vie, de M. Alphonse Daudet. — Chronique de la quinzaine, histoire politique et littéraire. — Le mouvement financier de la quinzaine.

**L'Indépendant littéraire.** 15 Novembre 1889.

Felix Rabbe, Les indiscrétions d'un interviewer anglais: Thiers et Napoléon III. — Edmond Rostand, Poésie: Les Papillons. — Roger Marx, L'Art à l'Exposition Universelle. — VII. Les Arts industriels. — B***, Billet de Quinzaine. — Adrien Wagnon, Un Romantique Allemand contemporain. — M. le comte de Schack. — Raoul Sertat, Choses d'art. — Jules Dupré. — Les Envois de Rome. — Les Livres: G. de Wiflot, L'Avenir d'Aline, par Henry Gréville. Paul Rovelle, Fin de Rêve, par George Dnruy. — Contamine de Latour, Revue des Revues Espagnoles. — Chronique: Théâtres. — Concerts du Châtelet. — Divers.

### ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 43. 16 Novembre 1889.

E. Panzacchi, Le „Terze Odi Barbare". — A. Arzano, Santa Maria di Rivalta a Sorivia. Versi. — Flordiligi, Per uno spirito. Racconto. — T. Fornioni, „La lotta per la vita". — G. Martinozzi, Pienilunio sul mare. Versi. — I Corrieri delle Anti, S. D. Paoletti, Nella Sezione Belga. — U. Dallari, Gli affreschi del Palazzo Ducale di Sassnolo. — P. Martire, Maruzza. Versi. — Bibliografie. — Notizie di lettere e d' arti.

**Revue Internationale.** 10 Novembre 1889.

Un Italien, M. Crispi, sa vie, son caractère, sa politique. — G. Sergi, L'anthropologie criminelle et ses critiques. — Ernest Tissot, Les évolutions de la critique française. — Alfred Friedmann, Deux mariages. — C. Niapi-Landi, L'archéologie en Italie. — ***, La quinzaine en Italie. — Nécrologie: Wiadimir Besobrasoff.

### AMERIKA.

**The Nation.** No 1271. 7 November 1889.

The Week. — Trade Without Subsidies. — Remarkable Admissions by a Preacher. — A New English Weekly. — The Arts and Crafts Exhibition at the New Gallery. — Quivira. — The London Times Forgery. — Mr. H. C. Lea and Mr. Quay. — A Voice Crying in the Wilderness. — Coal and the Tariff. — New England Farm Lands and Henry George. — The Decay of Farming in New England. — The Boys of the War. — The Public Library Assailed. — International Ignorance. — Derelict Vessels. — Asa Gray's Scientific Papers. — A Saviour of Society. — The Fables of Bidpai. — Some Holiday Books. — Tenth Census of the United States. — The Structure and Distribution of Coral Reefs. — Antiquités Nationales. — The Life-Work of the Anthor of 'Uncle Tom's Cabin'. — Grammar of the Russian Language.

### PORTUGAL.

**Revista de Portugal.** Novembro 1889.

Eça de Queiroz, Cartas de Fradique Mendes. — Oliveira Martins, Os Filhos de D. João I. — Theophilo Braga, O Seculo XVIII em Portugal. — As Minas de Sabonão. — El-Rei D. Luis. — João Gomes, Notas do Mez. — E., Boletim Bibliographico.

### SKANDINAVIEN.

**Dagny.** Sjunde Häftet. 1889.

Olive Schreiner, Tre drömmar i öknen. — Ellen Fries, Om kvinnokongresserna i Paris sommaren 1889. — Per Trygg, Opportunitets betraktelser. II. Vaga vara dig själf. — Esaias Tegnér, Bref från början af 1800-talet. — L. N., Bokanmälan. Emil Selmer, Fra Nutiden. Fahlcrantz & Co Universalbibliotek. — Kvinnan som trädgårdsmästare. — A. K—dt, Caroline Biggs och Elisabeth Nyström.

**Valvoja.** Marraskuulia 1889.

Hannes Gebhard, Suomenkieliset aikakauskirjamme. — O. Donner, Orientalistikongressista Tukholmassa. — Arvi Jännes, Karjala (runo). — A. M., Vastauksia V. Vasukuiseille. — V. Vasenius, Döbeln Juuttaalla ja Kauppa-Lopo estetiikattomasti selitettynä. — E. A—n, Suomalainen Teaatteri. — Kotimaan kirjallisuntta: K. F., P. Virgilio Maronin Aeneidi. Suomensi ja lyhyillä selityksillä varusti R. Siitonen. — Heikki Hyvärinen, Leo Tolstoi, Kertomuksia I ja II. — Heikki Hyvärinen, J. Gontsjbarov, Tavallinen juttu. — E. G. Palmén, Soutapaukset Savossa vuosina 1788—1790. Porrasaimen Satavuotisen taistelupäivän muistoksi kertonut K. A. H. — G—t, Louis Léouson Le Duc †.

### UNGARN.

**Ungarische Revue.** Oktober-November 1889.

Graf Anton Szécsen, Rafael. — Moritz Darval, Die italienische Legion im ungarischen Unabhängigkeitskampfe. — F. Bostei, Übersicht der Ungarn betreffenden polnischen Historiographie der letzten zehn Jahre. — Ludw. Thalóczy, Die Pseudo-Brankovicse. — Mor. Wertner, Eine unbekannte Tochter des Königs Béla III. — Gustav Heinrich, Ungarische Bibliographie. — Johann Kvacsala, Joh. Heinrich Alstedt. — Csergbeö und Csoma, Mittelalterliche Grabdenkmäler aus Ungarn. — Die Hosenjog. Ein Schwank in Zipser Mnndart von Rudolf Weber.

Digitized by Google

Höchst empfehlenswert für junge Mädchen!

**„Das Hausmütterchen".**

Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung junger Mädchen.

Redaktion: **H. Waldemar** in München.
Verlag von **Emil Kaulfuß** in Ueckermünde.

**Preis vierteljährlich 1 Mark. Probenummer gratis** vom Verleger zu beziehen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Alle bisher erschienenen Nummern werden bereitwilligst nachgeliefert.

**Die letzten Humanisten.**

Historischer Roman
von
**Adolf Stern.**

**3. Auflage.**

20 Bogen 8°. Fein geh. 5 Mk. In geschmackvollem Ganzleinwandband mit Goldschnitt 6 Mk. 50 Pfg.

In Rechnung mit 25% und 13/12, bar mit 33⅓ und 7,6; Einbände à n. 25 netto.

Von seinerem Korn und künstlerischer Bedeutung ist Adolf Sterns Roman: „Die letzten Humanisten", welcher im 16. Jahrhundert auf der Insel Rügen im Schlosse des edlen Ritters Tornerius von der Landen spielt. Mit wunderbarer Feinheit der Zeichnung hat der Verfasser in künstlerisch vollendeter Sprache von dem einsichen, episodenartigen Stoffe einen historischen Roman geschaffen, der zum Besten gehört, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt haben. **„Berner Bund."**

**Gutenberg.**

Epische Dichtung
von
**Adolf Stern.**

**2. Auflage.**

25 Bogen 8°. In geschmackvollem mehrfarbigem Umschlag geh. 6 Mk., elegant geb. 8 Mk.

In Rechnung mit 25% und 13/12, bar mit 33⅓ und 7,6; Einbände à n. 50 netto.

Die deutschen Dichter zeigen sich im besten Licht, wenn sie ihre Helden aus den kulturhistorischen Höhen unseres nationalen Lebens suchen. Seine Sage, daß Gutenberg hierher gehört, und ebensowenig eine Sage, daß Adolf Stern zu den hervorragenden Poeten zu zählen ist, die einer solchen Aufgabe gewachsen sind. Im Hinblick auf den bald lyrisch bewegt, bald episch klar und durchsichtig, bald dramatisch drängend und gedrängt sich aussprechenden reichen, echt deutschen Gedankeninhalt, der zum wiederholten Lesen des Gedichts zwingt, wage ich die Behauptung, daß, trotz der vielleicht unmodernen Form des Epos, Sterns Gutenberg im besten Sinne des Wortes populär werden, d. h. einst Tagen zu Büchern zählen wird, die man in der deutschen Bibliothek des Gebildeten nur ungern vermißt.
**Wissenschaftliche Beilage zur „Leipziger Zeitung", Nr. 94.**

**Was wird aus unseren Töchtern?**

von
**Frau J. Kettler.**

Zweite Auflage.

**— Preis 50 Pf. —**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom **Frauenberuf-Verlag** in **Weimar.**

Soeben erschienen:

**Vaterlandsgesänge**
von
**Heinrich Vierordt.**
16°. Brosch. 2 M, fein geb. m. Goldschn. 3 M.

„Vierordt zeichnet sich durch echt dichterische Gestaltungskraft aus, indem die Darstellung durch Lebenswahrheit, Schönheit der Gedanken und Meisterschaft der Form fesselt. Großartigkeit und Lieblichkeit der Stimmung wechseln in bewundernswürdiger Weise miteinander." (Heidelb. Ztg.)

Das neue Bändchen enthält das deutsche Vaterland im häuslichen und öffentlichen Leben behandelnde Gedichte.

**Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg.**

Verlag von Karl Bauch, Gera.

**Strandgut.**

Neue Gedichte
von
**Reinhold Fuchs.**

Eleg. geb. 3 Mark.

Göschen **Original-Ausg.**

**Lessings Sämtliche Schriften.**

Herausg. v. **Karl Lachmann.**

Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Aufl., besorgt v. Franz Muncker. Vollständig in 14 Bänd. gr. 8°. à M. 4.50. Erschienen sind Bd. I, II, III, IV.

**Chronologische Anordnung.**

Beibehaltung der Orthographie u. Interpunktion Lessings. Vollständigkeit.

**Germania** (Mit Jubiläen.): Ein genaues und in jeder Beziehung unverfälschtes Lessing wird nun Thatsache eben nur in dieser innerlich wie äußerlich vorzüglich ausgestatteten Ausgabe besitzen können.

**Neu! Lessings Werke**

mit einer Auswahl aus seinen Briefen und einer Skizze seines Lebens neu herausgegeben von Franz Muncker.

Mit Einleitungen von **Karl Goedeke.**

Gr. 8°. Mit Bild in Heliogravüre.

12 Bände geh. M. 18.—.

12 Original-Halbfranzbde. M. 33.—

Schönste Bibliothekausgabe m. gestem Druck und vorzüglichem Papier in gediegen eleganten Halbfranzbänden.

**Lessings Werke** werden durchgesehen von Franz Muncker. Mit Einleitungen v. Karl Goedeke und Porträt in Stahlstich. 6 Bände. 8°. Elegant geh. M. 6.60.

Außerordentlich billiger Preis bei schönem Druck, gutem holzfreiem Papier u. elegantem, vornehmem Einb.

**Lessings poetische Schriften.**

Gedichte, Fabeln, Dramen. 2 Bde. 8° mit Stahlstich-Portrait. Prachtleinenbd. mit Rückentitel M. 4.50.

Ausgabe letzten d. Lessings Werken.

**G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.**


Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 7. Dezember 1889. Nr. 50.

# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Domenico Ciàmpoli: „Dolor sine labe". (Novelle.) — Joseph Sarrazin: „Parisismen und Argotismen". — Ernst Brausewetter: „Neue skandinavische Bücher". — Heinz Tovote: „Contes rapides". — Kaberlin: „Berliner Bühnenbrief". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

### Dolor sine labe.

Erinnerungen einer Verstorbenen.

Von Domenico Ciàmpoli.

Übertragen von Hulda Meister.

I.

Sie haben ihn begraben. Mein Gott, der Du ebenso groß bist, wie ich armes Geschöpf klein und schwach, verzeihe ihm, wie ich ihm verziehen habe! Wieviel Tage sind vergangen, seit es geschah? Ich weiß es nicht, ich erinnere mich an nichts. Der Schmerz hat jedes Gefühl in mir erstickt, vielleicht sogar den Verstand. Nach so vielen Jahren hoffte ich weinen zu können, ich habe es nicht gekonnt. Thränen müssen ein großer Trost sein. . . Jetzt aber muß ich mich erinnern, um dem Herrn meine Schuld zu bekennen, um zu sehen, ob meine Würde nur Bosheit und Schlechtigkeit war, und um zu bereuen.

Seit einer Woche hatte ich ihn nicht gesehen, vielleicht litt er im stillen, ich aber hatte mein Wort gehalten, ich war ihm einfach die beständige Freundin geblieben; nein, nein, nein! auch die Gattin hätte ihn nicht vom Tode erretten können. . . Gegen Tagesanbruch lag ich im tiefen Frieden des ersten Schlummers. In der Nacht hatte ich nicht schlafen können, und so hatte ich zu den Sternen emporgeblickt; mein Auge war über die Thäler dahingeschweift, die beide, jene in der unendlichen Himmelsbläue, diese in ihrer heiligen Ruhe so glücklich waren. Eine weiche Schwermut von eigentümlichem Zauber schwebte in der Luft, der Mai lächelte durch den phosphoreszierenden Schimmer des Neumondes, und mir war, als ob ich wieder Kind geworden wäre, das arme Kind, das seine Seufzer am Busen der Mutter aushauchte und seine schmerzliche Neugierde dort stillte. Ich schlief und träumte. . . Wovon träumte ich? Ich erinnere mich nicht mehr, aber ich träumte, als ich mich rufen hörte:

„Gnädige Frau, gnädige Frau!"

Ich öffne die Augen. Die alte Dienerin beugt sich über mich und ruft weinend aus:

„Kommen Sie schnell, schnell! Der gnädige Herr stirbt."

Ich kann nicht sagen, was ich empfand. Bestürzung, Schrecken, der Gedanke an einen Selbstmord blitzte mir sogar durch den Kopf. Halb angekleidet lief ich zu ihm in sein Schlafzimmer, ich war fast wahnsinnig. . . Seit fünf Jahren hatte ich jenes Zimmer nicht mehr betreten, mein ganzes Lebenlang würde ich auch nicht eingetreten sein, aber er lag im Sterben, und ich . . . ich haßte ihn nicht. Ich trat ein. Sein Kopf lag auf den Kissen, die Augen waren starr und gläsern, seine Lippen mit Blut befleckt, die Arme lang ausgestreckt und steif. Ich stürzte auf ihn zu.

„Johannes, Johannes!" rief ich, „antworte mir um Gotteswillen, sieh mich an, — ich bin es, ich bin gekommen . . . . . sieh doch!"

Er bewegte sich nicht, keine Antwort tönte von seinen Lippen. Ich legte ihm die Hand aufs Herz, es schlug nicht mehr. Ringsumher weinten die Dienstleute. Ich beugte meinen Kopf auf seine

Digitized by Google

Brust und bat Gott leise und inbrünstig, ihn mir wiederzugeben, und gelobte, daß ich ihm verzeihen wollte. Nichts! Der Arzt kam; ich richtete mich auf. Eine Haarlocke, dieselbe, die ihr in diesen Blättern finden werdet, hatte sich mit seinem Blute gefärbt, das Hemd und die Bettücher waren in Blut getränkt. Kalt, langsam, unter dem bangen Schweigen aller Anwesenden untersuchte ihn der Arzt. Bewegt wendete er sich dann zu mir:

„Schließen Sie ihm die Augen, er ist zu Gott zurückgekehrt."

Es war also keine Hoffnung mehr, das Herz war ihm gebrochen. Als ich ihm die Augen zudrücken wollte, stieß mich sein eisiger Blick zurück; ohnmächtig sank ich zu Boden. . . Was nun geschah? Ich entsinne mich nicht. Ich weiß nur, daß ich ihn wiedersehen wollte, bevor man ihn in die Gruft senkte. Wie ein Gespenst verließ ich meine Zimmer und schlich in die Kapelle. Sie hatten ihn auf dem Totenbette ausgestreckt; er schien zu schlafen. Ringsum ein ganzes Meer von brennenden Kerzen und eine von allen Seiten herbeigeströmte Menge von Bergbewohnern. Ich kniete nieder und lehnte die Stirn auf seine kalte Hand; noch immer fühle ich sie, und mir ist, als ob die Abdrücke seiner starren Finger noch immer auf mir ruhten. Ich war völlig stumpfsinnig, die Thränen flossen nicht, Worte des Gebets rangen sich nicht von meinen Lippen los; auch ich schien tot und gestorben zu sein. Plötzlich aber unterschied ich Dinos Weinen und Klagen, er wollte den Papa sehen, seinen lieben Papa. . . . Es war die einzige Stimme, welche in dem unheimlichen Schweigen des großen Hauses laut wurde.

Nie werde ich dieses herzzerreißende, bittende Jammergeschrei vergessen!

Armes Geschöpf! Als er mit den vorgestreckten Händen, dem wirren Lockenhaar und den vom Weinen geschwollenen Augen in die Kapelle stürzte, warf er sich auf den Toten.

„Papa! Papa, wach' auf!" rief er schmerzlich klagend, „die thun mir weh!" — Als er aber sah, daß der Papa nicht erwachte, blickte er ihn bestürzt an, dann auf mich, auf die armen Bauern; dann kauerte er sich furchtsam, stumm neben mir nieder und regte sich nicht mehr. Begriff er den Tod? Wer kennt das Geheimnis der kleinen Seelen? Ich lag völlig vernichtet dort; etwas Eisernes, wie ein enger Ring, schien mich an diese Bahre zu ketten. . .

Wer mich, wer das Kind von da fortnahm? Vielleicht irgend eine mitleidige Seele. Als ich mich allein in meinem Zimmer befand, kam ich mir vor, wie ein Nachen, den die Strömung dem Untergange zuführt . . . und wieder fühlte ich diese entsetzliche Leere, dieses Nichts im Kopfe und im Herzen und jene Bewußtlosigkeit in Bezug auf mich und alles, was mich umgab. Wahrscheinlich war ich eingeschlummert, denn als ich die Augen wieder öffnete, sah ich einen Sonnenstrahl, der sich durch die Vorhänge stahl und in rosigem Schimmer auf der Wand ruhte. Wie sonst sank die Sonne heiter hinter den Bergen nieder gleich einem Reisenden, welcher im Gedanken an die Rückkehr glücklich vor sich hinlächelt. Die Dinge nehmen keinen Teil an unseren Schmerzen, und das hat eine gütige Vorsehung weise geordnet, denn sonst würde die Natur von einem ewigen Schluchzen erschüttert werden. In der friedlichen Stille erschien es mir, als ob ich einen schweren Traum geträumt; ich blickte umher und lauschte. Kein Schritt, keine Stimme waren im Hause vernehmbar, ich war allein im Zimmer, ganz allein, wie seit so vielen Jahren. Und doch empfand ich zum erstenmale ein merkwürdiges Entsetzen, denn mir kam es vor, als ob etwas Unsichtbares von nun an Mitbewohner desselben wäre. Ich streckte die Hand nach dem Klingelzuge aus, wollte rufen, wollte jemand sehen, da hörte ich ganz deutlich einen Seufzer, ein leises, aber mühsames Stöhnen . . . Gott verzeihe mir! ich glaubte, es wäre seine Seele, die mich umschwebte. Fürchtete ich sie vielleicht? Erwartungsvoll, mit weitgeöffneten Augen blieb ich liegen und wagte nicht einmal mit den Wimpern zu zucken. Da hörte ich das Stöhnen, den Seufzer von neuem. Spähend ließ ich meine Blicke durch das Zimmer schweifen . . . was ich in diesem Augenblicke empfand, können nur gute Mütter verstehen: der kleine Dino hatte sich hinter einer Diwanlehne in die Ecke gedrückt und neigte mit gefalteten Händen den Kopf auf die Brust; dort kauerte er nun unbeweglich und weinte nicht.

„Was machst Du da?" fragte ich mit wehem Herzen und erstickter Stimme.

Er antwortete nicht; mit trostloser Ergebung schüttelte er das schwermütige Köpfchen und zuckte mit den kleinen Achseln, dann warf er sich mir plötzlich um den Hals und brach in lautes, schmerzliches Weinen aus. . . O! sie trugen ihm den Papa fort, keiner hatte ihn mehr lieb; sie hatten ihn hierhergeschickt, damit er ruhig wäre und den Oheim, die Priester und die Leute da unten, wo der Papa zwischen so vielen Lichtern und so vielen Menschen schlief, nicht störte. Und er war ganz ruhig gewesen und hatte gewartet, bis die Mama aufwachte. Nicht wahr, sie würde ihn nicht auch fortschicken? Er wollte so gut, so artig sein, er würde niemand ärgern und böse machen.

Draußen erklang ein feierlicher Gesang wie verhaltenes Schluchzen.

„Komm, Mütterchen, komm!" sagte das Kind bittend, nahm die Finger meiner rechten Hand in seine beiden Händchen und zog mich zum Fenster hin. Ich folgte ihm. Er stieg auf einen Stuhl und blickte hinunter; dann legte er seine kleine Hand auf meine Schulter, lehnte sein lockiges Köpfchen darauf, und bleich, die großen, leidenschaftlichen Augen weit geöffnet, seufzte er tief auf.

Auf dem Wege, der zur Kirche führte, wandelten zwei Reihen von Brüdern mit angezündeten Kerzen entlang; hier und dort erblickte man unter ihnen einen neugierigen, ernsten, fast ängstlichen Mönch. Dann kamen wieder Priester, fromme Brüder. . . Endlich erschien der Sarg. Er wurde von acht weißhaarigen alten Männern getragen, die ältesten aus der ganzen Gegend, die, der Sitte gemäß, ein

Digitized by Google

Recht auf diese Ehre haben. Um sie herum drängten sich die Schäfer, die Hirten und Tagelöhner mit grünen Zweigen von Lorbeer und Fichte und Thymiansträußchen in den Händen, die Waldhüter mit Sträußen von Feldblumen, die Mütter mit ihren Kindern auf den Armen. Die Männer trugen alle den Wintermantel, die Frauen hatten zum Zeichen der Trauer Schleifen von schwarzen Bändern auf Schultern und Flechten. Sie weinten. Es war ein wirres, unharmonisches Geheul, das von der Luft getragen, das Herz zerriß. Mit entblößtem Haupte stützte sich sein Bruder auf den Arm Belvas, des treuen Dieners des Verstorbenen. Auch Gioinetta, die arme Bäuerin, die ihn hatte geboren werden sehen und sich nie von der Familie getrennt hatte, folgte dem Sarge. Die Glocken ertönten in dumpfen Schlägen, und der Schall schwebte wie eine Klage des ganzen Landes durch Schluchten und Thäler dahin. . .

Und aus meinen Augen quoll keine Thräne, im Herzen noch immer die frühere schreckliche Öde und Leere. Gefühllos, wie versteinert sah und beobachtete ich alles. . .

Mein Gott, mein Gott, gieb mir Thränen! Ich bin ein armer Schößling, der diesen wohlthätigen Tau mit inbrünstigem Verlangen ersehnt und erwartet! . . .

Nach und nach traten sie in die Kirche ein, dann wurde auch der Sarg hineingetragen, und wie verschlungen von der Finsternis, entschwand er meinen trockenen Augen.

Mit verwunderten Blicken fragte das Kind:

„Und jetzt, Mütterchen?“

Und jetzt? Wer konnte antworten? Es war alles vorbei, zu Ende, mit dem Dasein auch die Schuld vernichtet, vielleicht auch der Schmerz und die Reue. Vielleicht wird der Herr ihm endlich Ruhe schenken; ich will ihn immer darum bitten, daß ich alle Strafen, die ihn vielleicht im künftigen Leben treffen könnten, hier auf Erden für ihn abbüßen möge. Ich habe ihn immer geliebt, selbst als . . . Aber ich konnte nicht, ich konnte ihm nicht früher verzeihen, ich hatte nicht die Kraft, und wenn ich gewollt hätte . . .

Ich blieb dort, bis die Stimmen verklangen, die Menschen gleich Schatten verschwanden und die Nacht herabstieg und Himmel und Erde miteinander verschmolz. Aus den grünen Scheiben der Kirche ergoß sich gedämpfter Fackelschein. . .

„Dino, Dino!“ rief ich.

Auch der Knabe war geflohen.

Sie ließen mich allein, ganz allein. . .

Die ganze Bitterkeit des ungerecht Leidenden erfüllte mein zuckendes Herz. In jener Stunde ließ mich der Schmerz über seinen Verlust vergessen, daß ich ihn bei seinen Lebzeiten schon seit so lange verloren hatte.

II.

Heute habe ich aus tiefstem Herzen gebetet.

Die kleine Kirche war düster und schweigend; sie glich einem großen, feuchten, leeren Grabe. Dort ruht er jetzt bei seinen Vätern. Sie haben ihm einen weithin sichtbaren, ewigen Grabstein mit vielen Worten gesetzt. Hätte man mich gefragt, so hätte ich für eine einfache, bescheidene Inschrift gestimmt. Es ist nicht gut, über die Toten zu lügen, vielleicht fühlen sie es schwer und lastend unter der Erde. . .

Ich habe gebetet, und allmählich beschlich mich ein sanftes Gefühl des Trostes, wie die Schläfrigkeit bei der Ermüdung. Vielleicht war es seine durch den Tod geläuterte Seele, die mich umschwebte, vielleicht habe ich mich mit seinem Andenken versöhnt, seit ich ihm vergeben habe.

Auf dem Heimwege bin ich Bauern begegnet; noch trugen sie den Mantel als Symbol der Trauer und blickten mich mit teilnehmender Ehrfurcht an; eine arme Alte hat mir die Hände küssen wollen; sie weinte bitterlich. Sie hatten ihn sehr lieb. Zu Füßen des Grabsteins lag eine Menge frischer Blumen und wohlriechender Kräuter, welche gewiß von den lieben, schwieligen Händen auf den Felsabhängen gepflückt worden waren.

Im Hause herrschte dasselbe Schweigen wie in den ersten Tagen. Alle gingen auf den Fußspitzen umher und wagten es nicht, sich ins Gesicht zu sehen. Mein Schwager ist gekommen, um mir einen Besuch zu machen, wie man ihn einer Fremden abstattet, im schwarzen Frack, ganz korrekt, fast elegant. Streng und wohl überlegt hat er mit mir von Dino gesprochen, daß ich an seine Zukunft denken müsse, daß man ihn in eine Anstalt bringen, ihn gut erziehen müsse, denn bis jetzt sei er wie ein kleiner Wilder aufgewachsen, und so dürfe er nicht fortfahren. Er habe schon die ersten Schritte gethan und wünsche meinen Rat zu hören. Durch seine Worte klang eine verletzende Kälte, wie der Nordwind im Januar, es schien gar nicht, als ob er zu einer Schwägerin spräche. Ich habe ihm geantwortet, daß ich fürchte, er sei zu zart für das Leben in einer Erziehungsanstalt, daß, wenn er bei mir bleibe, ich mich viel mit ihm beschäftigen, daß ich mich übrigens allen seinen Anordnungen fügen werde. Im Grunde thut es mir weh, daß das Kind fortgehen soll; in seinen Augen liegt eine so herzzerreißende Angst. Wer weiß, was sie mit ihm in der Ferne anfangen werden?

III.

Es regnet.

Der Wagen, der mir den Kleinen entführt, verliert sich im grauen Nebel; eine unaussprechliche Trauer ist über die Erde gebreitet. Ich bin so müde. Sterben möchte ich nicht, aber wenigstens eine Stunde ruhen. Niemand habe ich jemals etwas zuleide gethan, warum, o, mein Gott, muß ich denn diesen endlosen, immerwährenden Kummer ertragen?

„Lebewohl, Mütterchen!“ hat Dino gesagt und hat sich nicht von meinem Halse losreißen wollen. Als er im Wagen saß, glich er einem kleinen Toten, dem man die Augenlider nicht zugedrückt hat. . . Ich habe nicht geantwortet, nur meine Lippen ruhten auf seinen blonden Locken, und doch habe ich ihn nicht geküßt.

„Lebwohl! Lebwohl!“

Digitized by Google

Jetzt ist das Haus noch öder und verlassener. Ein unheimliches Heulen, das durch Mark und Bein geht, zieht durch dasselbe. Es ist so kalt . . .

IV.

Wie schön ist das Morgenrot in den Bergen! Ein herrlicher, leuchtender Traum! Heute morgen schienen meine Sinne ungewöhnlich geschärft, in der durchsichtigen Luft unterschied ich deutlich die entferntesten Flecken, hörte ich das gedämpfte Läuten von Kirchen und Herden, und Lieder, die sich im Echo verloren. Ich atmete den harzigen Duft der Wälder und den würzigen Wohlgeruch des Thymians, doch nur wie einen zarten, süßen Hauch, wie die Erinnerung an ein verschwundenes Parfüm . . . für einige Minuten war ich wieder Kind geworden, und von sanften Träumereien gewiegt, lächelte ich: ich dachte an meine Mutter. Sie schalt mich oft, weil ich immer mit zerkratzten Händen aus dem Garten zurückkehrte. „Warum siehst Du nicht auf die Dornen acht?" fragte sie. „Ich weiß es nicht," antwortete ich, und ich habe es auch wirklich nie gewußt. Lange blieb ich dort träumend stehen und schaute in das Morgenrot und die Vergangenheit. — Wie anders ist die Gegenwart, das Abendrot!

V.

So will ich es also erzählen, für das arme Kind!

Wenn er erwachsen sein und diese Zeilen lesen wird, dann werde ich nicht mehr sein, sondern in Frieden ruhen. Dann wird er begreifen, hoffe ich, und verzeihen. Ich kann es nicht erzählen, alles, was ich gelitten, aber mein Herz hat die unaussprechlichen Qualen mit jedem Pulsschlage gezählt. Ich werde sie also von neuem zählen, wenn die Kraft mir nicht versagt, indem ich sie heraufbeschwöre. Ich will Gott bitten, sie mir zu verleihen, damit er jenen Unschuldigen nicht eines Tages nötigt, seinem Vater und auch mir vielleicht zu fluchen.

An heiteren, sonnigen Tagen sieht man von hier aus das Besitztum unsrer Familie, ein kleines Dörfchen, das Wälder, Gebüsch und Einsamkeit allmählich immer dichter umspinnen. Meinem Vater, der dort geboren worden, gehörte es fast gänzlich, aber bis zu seinem dreißigsten Jahre hatte er sich dort sehr selten gezeigt; geheimnisvoll kam er mit anderen Unbekannten nachts an und reiste ab, um in einem Monat, einem Jahr, in zwei Jahren wieder zurückzukehren. Mutter erzählte uns, daß er in die Politik verwickelt gewesen wäre und eine heilige Sache verfochten habe, für die er oft sein Leben aufs Spiel gesetzt hätte. Es scheint, daß er im Jahre achtundvierzig eine schwere Wunde erhielt, so daß man ihm den linken Arm abnehmen mußte; darum kehrte er in das Haus zurück, um mit derjenigen zu leben, die später unsere Mutter wurde. Die Mutter erzählte uns nachher, daß man sich in ihrem Hause, das tief in den Abruzzen versteckt lag, mit unglaublicher Erbitterung verschwor, seitdem man ihren Großvater, der Carbonaro war, gehängt hatte, und dort hatte sie ihn kennen gelernt. Eines Nachts war er, von den Schergen verfolgt, zu ihnen gekommen, und während die Häscher das Haus durchsuchten, war er durch das Fenster ihres eigenen Schlafzimmers entwichen und hatte das freie Feld gewonnen. Unter fortlaufenden Gefahren und ängstlichen Sorgen hatten sie sich geliebt; selten nur hatten sie sich gesehen, nur zuweilen hatten sie sich geschrieben . . . Plötzlich brachen die Unruhen in Neapel aus, monatelang hatten sie keine Nachricht von einander . . . Tiefe Traurigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und sie weinte im stillen, denn sie hielt ihn für tot. Eines Tages sah sie ihn bleich, krank, einarmig zurückkehren; er kam, um ihr jetzt ihr früher gegebenes Wort zurückzugeben und ihr Glück zu wünschen zu einer Verbindung mit einem anderen . . . Heiliger Gott! was mußte sie empfinden, während er ihr alles dies sagte! Mutter, das liebe, liebe Mütterchen, heiratete ihn gerade, weil er ein Krüppel war und kam zu ihm aufs Gebirge, in das kleine Dörfchen, das man an heitren Tagen von hier aus sieht. Mehrere Jahre lebten sie sehr glücklich miteinander. Der Vater hatte sich der Landwirtschaft gewidmet, denn er mußte seine Angelegenheiten, die in große Unordnung geraten waren, regeln, die Mutter pflegte ihre Töchter, mich und Viktoria, die wir in jener Zeit zur Welt gekommen waren. Wie gut erinnere ich mich des schönen, männlichen Gesichtes meines Vaters, das zwar ein wenig nachdenklich war, jedoch immer von einem leichten Lächeln umspielt wurde. Abends brachte er uns Blumen und Vögel und liebkoste uns mit seiner einzigen Hand und küßte uns, und die Mama rief den Schlaf mit Gebeten und Märchen von Engeln, Feen und guten Geistern auf uns herab. So wuchsen wir in der ruhigen, feierlichen Einsamkeit des Waldes auf. Zuweilen führte man uns absichtlich in den dichten Wald und ließ uns zwischen den Farrenkräutern, Rauten und Gebüschen umherschweifen und den Schmetterlingen nachjagen. Dann wieder besuchten wir die Herden, die Meiereien, die Armen, und so lernten wir tausend Dinge und wuchsen auf wie zwei Binsenblumen. Ich war zwar die Erstgeborene, aber doch weniger kräftig als Viktoria, die man leicht für die Ältere von beiden halten konnte, und in der That tyrannisierte sie mich mit dem unbeugsamen Willen brünetter, sanguinischer Kinder. — Helene, sagte die Mutter oft, es ist nicht recht, daß du Viktoria immer gehorchst; ich aber verstand es nicht anders und konnte mich nicht gegen sie auflehnen, da ich sie nicht weinen sehen wollte. Wir waren schon ziemlich groß, als der Vater von neuem anfing, solche kleine Ausflüge zu machen, welche die Mutter so tief betrübten; später erfuhr ich, daß er, seitdem die eingeschläferten Hoffnungen sich wieder belebt hatten, seine patriotischen Freunde mit Geld und Ratschlägen unterstützte. Bis an die Zähne bewaffnet, verließ er dann mit Belva das Haus, wobei er ein weißes Pferdchen, das Schneeflocke hieß, ritt . . . Armes Tier! auch du spielst deine verhängnisvolle Rolle in diesen Erinnerungen. Eines Abends waren wir bei Sonnenuntergang mit der Mutter auf den Hügel gegangen, der das Thal begrenzt, um den Vater heimkommen zu sehen, als wir einen scharfen Trab vernahmen. — Schneeflocke!

Digitized by Google

Schneeflocke! riefen wir und zeigten es der Mutter, die es auch erkannte und totenbleich wurde. Atemlos und erschöpft kehrte es allein, ohne Reiter, ohne Diener heim und als es uns sah, blieb es wiehernd und schnaubend stehen, wie wenn es mit uns sprechen wollte und stampfte mit seinen Hufen den weichen Boden; aber noch trug es den Sattel und die zusammengeknüpften Zügel. Es mußte wohl die Ankündigung eines Unglücks sein, denn die Mutter wurde immer bleicher und führte uns zitternd nach Hause. Von dort sendete sie Boten über Boten nach allen Richtungen aus . . . Nach zwei Tagen der tötlichsten Angst kehrten sie mit unbestimmter Nachricht, die beinahe noch trauriger als die erste war, zurück. Die arme Frau schien fast wahnsinnig zu sein, sie nahm keine Nahrung zu sich, kein Schlaf kam in ihre Augen, an Freunde und Verwandte schrieb sie herzzerreißende Briefe, und schon machte sie sich fertig, um überall selbst nachzuforschen, als ihr endlich in der Abenddämmerung des zehnten Tages ein alter, wie ein Hirt gekleideter Mann Kunde von ihm brachte. Der Vater und Belva waren von den Sbirren gefangen genommen und als Revolutionäre in irgend einen Kerker, ich weiß nicht wo, abgeführt worden . . . Dann kehrte der Vater nicht wieder heim. Einmal gelangte ein Wort von ihm — Mut! — auf einen kleinen abgerissenen Taschentuchzipfel geschrieben, in der Mutter Hände; es schien mit Blut geschrieben zu sein. Dann nichts mehr. So blieben wir Waisen und trösteten die Mutter während ihrer langen Krankheit. Als sie wieder genesen war, beschäftigte sie sich mit unserer Erziehung; wir hatten im Hause eine Lehrerin, die uns in den Wissenschaften und in der Musik unterrichtete und eine zweite, für weibliche Handarbeiten, beide arme Mädchen, die sich gegenseitig haßten, und uns, indem sie uns die besten Grundsätze einflößten, das denkbar böseste Beispiel gaben. Damals war das Reisen sehr beschwerlich, und so mußten wir uns begnügen, da wir keine andere Wahl hatten. Die eine war groß und hager, Nase, Hände und Füße waren ungeheuer, die Lippen schmal, Haare und Augen pechschwarz, die tragischen Augenbrauen stießen über der Nasenwurzel zusammen, und ein dunkler Flaum bedeckte Lippen und Kinn; bigott und cholerisch, weinte oder lachte sie um nichts und rang verzweiflungsvoll die Hände oder liebkoste mit derselben Leichtigkeit. Immer sprach sie von vergangenen Zeiten und großen Städten, als sie noch reich und glücklich war . . . An manchen Tagen machte sich für sie alles von selbst, wie durch Zauber, an anderen ging alles verkehrt. Ich litt unter dieser ungleichen Laune und suchte sie so gut es ging zufriedenzustellen; aber es war sehr schwer. Die andre war klein, fett, lebhaft, geschwätzig und hatte ein Herz von Gold für alle Welt, mit Ausnahme der anderen Lehrerin. Sie spionierte ihr nach, ahmte ihr nach und lachte wie toll über sie, besonders wenn es ihr gelang, auch unsere Heiterkeit zu erwecken. In der Mutter Gegenwart waren alle beide wahre Muster von Tugend und Freundschaft, man hätte sie für zärtliche Schwestern halten können, so gut verstanden sie es zu heucheln und sich zu verstellen. Ihre Gesellschaft war daher traurig-komisch, und wir nutzten diesen Umstand, leider nur zu sehr, zu unseren Gunsten aus. Unsere Mutter, die mit der Verwaltung unseres Besitztums beschäftigt war und unausgesetzt kränkelte, ermahnte uns häufig mit ihrer gewohnten Sanftmut und nahm dabei oft Bezug auf die Lehrerinnen, aber das führte zu geheimen Stürmen zwischen den beiden Mädchen und hatte keinen guten Erfolg. — So vergingen mehrere Jahre. In jedem Jahre nahm uns die Mutter auf einen Monat zu unseren Verwandten mit, wo man uns zuerst für zwei böse, wilde Mädchen hielt; aber bald gewannen sie uns lieb, und wir erwarteten den Herbst wie ein schönes Fest, das einzige in unserer Bergeseinsamkeit und der Melancholie unseres Hauses. Damals fand in weiter Ferne unter den Völkern ein großer Aufstand statt; wir Mädchen hörten dessen fernen Widerhall in den begeisterten Worten der Mutter, die, als sie vernahm, daß man die Könige verjagt hatte, endlich den lange gehegten Wunsch ihres Gatten und ihres Vaters sich erfüllen sah. Und als auch durch unsere Thäler und Felsen die frohe Kunde und der Aufruf erschollen, da sammelten sich die guten Bauern um uns, um uns gegen jede Gefahr zu verteidigen, und — noch erzittert mir das Herz bei der Erinnerung — da erscheint eines Tages Belva in einer roten Bluse, wirft sich der Mutter zu Füßen, und weinend erzählt er ihr, daß er den Vater gerächt habe, sobald er das Gefängnis verlassen und sich den Anhängern Garibaldis angeschlossen hatte . . . Aus jener Zeit habe ich keine andere Erinnerung mehr. Kurz darauf . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Parisismen und Argotismen.

(C. Villatte, Parisismen, alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Zweite, stark vermehrte Auflage. — Berlin 1889, Langenscheidt. — XVI und 306 Seiten. Preis geb. Mk. 4.60.)

Béranger, der volkstümliche chansonnier der Franzosen, meint irgendwo, man werde im Jahr 2000 in Paris nicht mehr Französisch reden. Dumas Sohn warnt in dem von den ersten Schriftstellern Frankreichs im Weltausstellungsjahr 1867 herausgegebenen Paris-Guide die Fremden vor einer Verwechselung der Pariser Sprache mit der französischen.

Die Unzahl teils lebensfähiger, teils fragwürdiger Neubildungen, welche im rasch wechselnden Leben der Zweimillionenstadt aufkommen und meist auch im übrigen Frankreich als Heilbotschaft empfangen und nachgesprochen werden, mag jene zwei Pariser Söhne zu ihrem Urteil berechtigen. Zwar verschwinden viele von jenen Redensarten, die wie bunte Schwämme aus dem Boden der Boulevards emporschießen, nach kurzem Scheindasein für immer von der Bildfläche. Andere aber setzen sich am kräftigen

Digitized by Google

Stamme der Sprache fest und überdauern den Herbst. Ein immerwährendes Kommen und Vergehen, ein steter Wandel und Wechsel, das sind die Merkmale der durch die Tagesblätter und die Bühne sich verbreitenden langue verte, des in Paris aufkommenden Argot.

Sehon der Name verrät das Wesen dieses Kauderwelsch. „La langue verte, c'est la langue en décomposition, mais une décomposition qui s'épanouit en fleurs," sagt Victor Fournel. Also die Frucht eines Fäulnisvorgangs, gleichsam ein grünlicher Pilz, der die gesunde Oberfläche überwuchert und ihr ein malerisches Aussehen verleiht.

Das Argot ist keine neue und auch keine speziell französische Erfindung. Schon in alter Zeit klagen die französischen Sprachschatzhüter über die „Suppenlateiner, die Spaßvögel und die Kauderwelscher" im eigenen Lande (escumeurs de latin, plaisantins und jargonniers), und die Engländer unserer Tage bedienen sich des slang, oder in den niedersten Gesellschaftsschichten des cant, ebenso gern wie die nicht zur Académie gehörigen Franzosen des Argot.

Mannigfach sind die Quellen des immer mehr um sich greifenden Idioms. Bald leben veraltete Ausdrücke in ihm weiter, bald greift es zu unverständlichen Neubildungen; bald begnügt es sich mit Verkürzung gangbarer Wörter, bald werden sie durch einzelne Silben bis zur Unkenntlichkeit vermummt.

„L'argot n'est autre chose qu'un vestiaire où la langue, ayant quelque mauvaise action à faire, se déguise," erläutert Victor Hugo in dem bekannten Abschnitt aus den Misérables; „elle s'y revêt de mots-masques et de métaphores-haillons." In der That ist selbständige Bildung kecker und urwüchsiger Metaphern die Hauptquelle der malerischen Ausdrucksweise der Studenten und Künstler, der Demimonde und der Stammgäste des Boulevard. Hier wirkte der aus dem alten französischen Volksgeist sprudelnde Humor fort, l'esprit gaulois, der nicht von der latinisierenden Rhetorik angekränkelten Franzosen.

Welche Reihe scherzhafter Vorstellungen von ehelichem Mißgeschick erweckt die Umschreibung boite à cornes für den würdigen Cylinderhut! Der Mann aus dem Volk, der ab und zu die Gattin, die liebende, prügelt, sagt kaltblütig: il faut remonter sa pendule. Zieht er nach des Tages Arbeit die Stiefel von den Füßen, ruft der Stubengenosse: il débouche ses flacons. Duftiger und anmutiger dünkt uns die Metapher pommier (Appelbaum) für den weiblichen Busen. Bei jungen Mädchen darf man ihn als pommier en fleurs bezeichnen, während er mit dem Verblühen der jugendlichen Schönheit zum pommier stérile herabsinkt.

Am erstaunlichsten ist das Argot in der Mannigfaltigkeit der Umschreibungen für besonders gangbare Begriffe. Wie der Engländer das Geld bald Spähne, bald Nägel, bald Staub, bald Messing und Zinn nennt (chips, brads, dust, brass, tin), so heißt es beim Pariser sehr malerisch Holzkohlen, Knochen, Kugeln, Kartätschen, Kirschsteine (de la braise, de l'os, des balles, de la mitraille, de noyaux). Wie der Engländer in seinem Slang für das unangenehme Geschäft des Geldzahlens mindestens zehn mehr oder minder kecke Metaphern hat, so auch der französische Argotier, indem er teils die oben benannten Bezeichnungen, teils andere wie la galette, les monarques (auch les monacos), le quibus, la douille, les roues de derrière und dergl. zu Hilfe nimmt. Für den Rausch in seinen zahlreichen Abstufungen könnte man mühelos ein halb Hundert Bezeichnungen vom Munde des Parisers auflesen, ebensoviele für die Priesterinnen der Venus vulgivaga und ihre verschiedenen Spielarten, für die Keilerei in den mannigfaltigen Stufen wohl ein oder zwei Dutzend. Der Reichtum des Argot hierfür ist geradezu unerschöpflich und für die genauere Kenntnis der Volksseele und der nationalen Einbildungskraft von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Meist werden natürlich die Metaphern und Metonymien aus alltäglichen und naheliegenden Begriffskreisen entlehnt und derart weiter entwickelt, daß die Entstehungsweise nicht leicht erkennbar ist. So verrät es eine derb stoffliche Einbildungskraft, wenn die in engen Höschen und knapp anliegenden Röcken eingezwängten Gliednaßen der Pariser Stutzer der Ehre eines Vergleichs mit straffen Blutwürsten (boudins) teilhaft werden. Anders kann ich wenigstens den Ausdruck boudinés nicht erklären, obwohl der berühmte Verfasser des großen Sachsschen Wörterbuchs jene Bezeichnung von der Bleichheit und Magerkeit der abgelebten Zieräffchen, die die Pariser Boulevards beleben, ableiten will. Also lucus a non lucendo. (Vergl. Nr. 39 des „Magazin", 1888.)*)

Derartige scherzhafte, vollsaftige Ausdrücke entstehen in Freundeskreisen, werden dann durch Witzblätter und Zeitungen verbreitet und können nicht selten in der Schriftsprache Fuß fassen, nachdem ihre Entstehungsgeschichte in Vergessenheit geraten ist. So erging es z. B. der heutzutage allgemein verständlichen Zeitungsente. Ursprünglich sagte man: eine halbe Ente für eine ganze verkaufen, dann schlechtweg vendre un canard, woraus sich dann die wohlbekannte Bedeutung entwickelte. Die in zahlreichen Auflagen erscheinenden Pariser Romane sind die

*) Anmerkung. Auch mit anderen Ausführungen von Sachs kann ich nicht völlig übereinstimmen. Petits crevés hieß man zur Zeit des zweiten Kaiserreichs die Pflastertreter sicherlich nicht ihrer Haartracht wegen („Läuseaffen"), sondern wegen ihres abgelebten, todesmatten Aussehens. Man denke nur an die Bedeutung von crever, die jedem Zoliaeer geläufig ist. Ferner heißt gâteux nicht „Verdorbener" (dies heißt vielmehr gâté), sondern „abgemergelt, an Hirnerweichung leidend." Häufig sind Redewendungen wie „un vieux monsieur gâteux," oder „allons, tu es gâteux!" u. s. w. — „Type" ist nicht gleichbedeutend mit „bécarre" (= patent, feudal), sondern vertritt die allgemeine Bezeichnung „Kerl, Bursche". Vergl. hierüber die Parisismen s. v. — Ob vitrion außer in der angegebenen Stelle aus Dumas' Ertrunkere überhaupt nachweisbar ist, möchte ich bezweifeln. Daher ist es nicht sicher, ob dieser Ausdruck jemals gangbar gewesen ist. Die lange Auseinandersetzung, die der Naturforscher Rémonin an der betreffenden Stelle einflicht, scheint mir dagegen zu sprechen. Allerdings könnte entgegnet werden, daß auch Augier es für nötig erachtet, die damals landläufige Bezeichnung Honne = Modedame ausführlich zu erklären. (Vergl. Lionnes Pauvres II, 1.)

Digitized by Google

wirksamsten Vermittler und Verbreiter dieser kecken bilderreichen Sprache.

Man glaube aber nicht, daß das Argot bloß durch die Witzblätter und die aus dem buntbewegten Pariser Alltagsleben geschöpften Romane gehegt und gepflegt wird. Die Schaubühne, ja die Musterbühne des Théâtre-Français hat jenen zerlumpten Rangen, die vergeblich vor der Pforte der Académie um Obdach im offiziellen Wörterbuch bettelten, mütterlich und barmherzig die Arme geöffnet, weil ernste Dramatiker, wie Émile Augier — bei Labiche, Dumas fils und Sardou darf es uns weniger wundern — der Anschaulichkeit und Lebenswahrheit zuliebe ihnen Aufnahme gewährten.*)

Leider hat der Verfasser der Parisismen diese für die Argotforschung so wichtigen Quellen nicht genügend herangezogen. Sonst würde er nicht für vibrion (Jammerkerl) die Mitteilung eines befreundeten Pariser Schriftstellers als Quelle angeben, während eine ganze Seite aus Dumas' Étrangère (II, 11 der Erklärung dieses Begriffs gewidmet ist; sonst hätte er wohl kaum die durch Pailleron litteraturfähig gewordene haute femellerie (im Monde où l'on s'ennuie) völlig weggelassen und anderes mehr. Auch die Romane Victor Hugos, besonders les Misérables, Quatrevingt-treize und l'Homme qui rit, hätten Villattes Verzeichnisse um manches malerische Wort bereichert. „La mornignarde qui tette est faineusement gouliafre" bleibt dem Leser des Vendée-Romans „Quatrevingt-treize" dunkel, wenn nicht der eigene Scharfsinn ihn auf die Verquickung von goulu und bafrer hinweist.

Darf man billigerweise solche Wörter in einer Sammlung von „Parisismen" erwarten, so wäre es anderseits unbillig, vom Verfasser eine ernstliche Durchforschung der an Argotismen und absonderlichen Neubildungen überreichen Werke der „Jüngsten" zu verlangen. Denn kein vernünftiger Mensch vermag ohne Gefährdung seines geistigen Gleichgewichts und seiner Verstandeskräfte durch die hirnwütigen Schriftergüsse der Symbolisten und der Décadents, der Dichter vom Schlage der Anatole Bajus, der Mallarmé, Trezenic, Bonnefoy, Verlaine, Morkas oder wie alle jene Vertreter des spukhaften und rätselhaften Zukunftsschrifttums heißen — sich hindurchzulesen.

Hinwiederum hätte man eine systematischere Anordnung der einzelnen Wortbedeutungen erwarten sollen, aus welcher die Art zu erkennen gewesen wäre, wie eine jede psychologisch aus der ursprünglichen sich entwickelt hat. Aber selbst ein Littré hat diese Arbeit für die Schriftsprache nicht zu leisten vermocht und rüstigeren Händen überlassen (Hatzfeld und Darmesteter); für die Parisismen, wenn doch einmal das Argot so heißen soll, kann und wird bei der viel geringeren Masse des Sprachstoffes die künftige Neuauflage des Villatteschen Buches die Aufgabe unzweifelhaft lösen. Joseph Sarrazin.

*) In meinem Buche über „Das moderne Drama der Franzosen" findet der geneigte Leser pag. 93 ff. etliche Beispiele, die er nach dem Lesen jedes Dramas nach Belieben vermehren kann.

## Neue skandinavische Bücher.

### I. Erzählende Litteratur.

Frau Johanne Schjörring hätte in ihrem früher schon in diesem Blatte besprochenen Roman „For Vind og Vove" in seiner Art ein kleines Meisterwerk moderner Wirklichkeitspoesie geliefert haben können, wenn sie sich nicht, wie ich annehme, im letzten Moment noch zu einem Zugeständnis an den Geschmack des Publikums entschlossen hätte. Sie hatte es gewagt, einmal einen Roman zu schreiben, in dem „er" und „sie" sich nicht „kriegen", sondern „sie" in einer anderen Ehe mit einem nicht geliebten Manne, und „er" in jenem beständigen Harren und Sehnen sein Leben verbrachte, dem Tausende alter Junggesellen preisgegeben sind. Jeder sah seinen Beruf in der Erfüllung seiner Pflicht und nahm sich weder das Leben, noch starb einer am gebrochenen Herzen. Das wäre eine echte, wahrhaft moderne Liebestragödie gewesen. Aber Frau Schjörring fürchtete — wohl nicht mit Unrecht — daß das unserm Publikum wenig behagen würde, da dasselbe es viel lieber sieht, wenn er und sie ein Paar werden. Darum ließ Frau Schjörring den Gatten Melittas zum Schluß von einer tödlichen Krankheit befallen werden, so daß es fraglich blieb, ob Brun mit seiner Geliebten nach dem Tode ihres Gatten vereinigt werden würde.

Eben daß dies eine Frage blieb, war nun aber der Fehler des Buches, da wir bei jedem Kunstwerk berechtigt sind, eine Lösung in dem einen oder andern Sinne zu fordern, und machte eine „Fortsetzung" geradezu notwendig. Diese ist jetzt unter dem Titel „Beslaegtede Naturer"*) erschienen. Wie es mit derartigen Fortsetzungen immer geht, so auch hier. Das Grundthema konnte weder in Charakteristik noch in ideeller Beziehung etwas wesentlich Neues bringen und nur die endliche Vereinigung des Liebespaares zeigen. So schob Frau Schjörring diese Handlung mehr in den Hintergrund, da sie nicht mehr viel des Anziehenden zu bieten vermochte, und führte eine andere Haupthandlung ein. Allerdings ist dieselbe nur schwach mit der jetzigen Nebenhandlung verbunden, und nimmt ihren ganz eigenen Verlauf; aber in ihr hat die Dichterin endlich den Mut zu jenem Schlusse gehabt, den „For Vind og Vove" schon hätte haben sollen. Aus dem Hauslehrer Lässing und der jungen Baronesse Lilly wird kein Ehepaar, sondern sie opfert sich den Ihren und heiratet einen reichen und vornehmen Verwandten, während er sein Leben in strenger Pflichterfüllung vollbringt. Das ideelle Resultat seines Lebens ist die Erkenntnis: „daß das Glück eine Gabe ist, die niemand ein Recht hat zu fordern; aber seinen Platz im Leben nach Kräften auszufüllen, das ist eine Pflicht, die Freude und ein gewisses Glück mit sich bringt."

Seine Geliebte wird seine treueste Freundin und

*) (Verwandte Naturen) Kjöbenhavn, Schubothe.

Digitized by Google

das Geheimnis dieser Liebe wandert mit ihm ins Grab.

Die zarte, liebliche Lilly, der edle, charakterfeste und weltgewandte Lässing sind ein paar Gestalten, die in so voller Lebensfülle vor uns stehen, daß wir sie nicht sobald vergessen, sondern ihnen eine wehmütige Erinnerung weihen, wie uns liebgewordenen Freunden.

* * *

Herman Colditz hat sich in seiner Erzählung „Kjaerka"*) die Aufgabe gestellt, eine Studie über das Künstlerleben in Christiania zu schreiben. „Kjaerka" ist der Name des Ateliers des Bildhauer Hov, wo sich Maler, Bildhauer und Litteraten zu versammeln pflegen und unter Plaudern, Rauchen und Biertrinken die Zeit verbringen. Wo soll man unter den kärglichen Verhältnissen die Lust zu frischem Schaffen hernehmen und was soll man namentlich mit dem trostlosen, langen Winter anfangen, wo es kaum Tag wird? Da haben wir den stets schimpfenden und predigenden Journalisten, da ist der Dichter, der im Geheimen an einer Tragödie arbeitet, aber vorläufig nicht weiter gekommen ist, als die „Widmung" an einen Freund aufzusetzen. Da kommt ein junger Künstler vor, dessen höchstes Streben darauf hinausläuft, sich eine prächtige Kravatte kaufen zu können und dieselbe auf der Straße spazierenzuführen. Da treffen wir ein unzertrennliches Freundespaar, das gleichsam zu einer Person geworden, der eine jubelt über den Erfolg des andern und grämt sich über dessen Mißfälle. Sie bummeln, arbeiten und denken gemeinsam. Da haben wir einen jungen Künstler, der so in Not und Armut steckt, daß er sich nicht einmal Farben kaufen kann, und der in diesem Kampfe mit Nahrungssorgen dem Untergang entgegengeht.

Der Besitzer der „Kjaerka", der Bildhauer Hov, ist auch ein solcher Bohémien wie die andern. Er gehört zu jenen unglücklichen Leuten, die nie Geld in ihrer Tasche dulden können. Sowie sie welches erhalten, erfaßt sie ein reiner Taumel, es wieder loszuwerden. So ist Hov denn immer tiefer und tiefer in Schulden geraten, und diese ewigen materiellen Sorgen machen ihn völlig arbeitsunfähig; nur eine Rettung giebt es für ihn, er muß aus seinem Freundeskreise herauskommen, Christiania verlassen und nach Kopenhagen gehen. Seine letzte Hoffnung ruht darauf, daß er jetzt zum drittenmale das Stipendium erhält, dann will er sich mit dem ganzen Gelde davonmachen. Seine Schulden kann er ja später bezahlen, wenn er einmal in gute Verhältnisse gekommen sein wird. — Das Stipendium erhält er zwar, aber kaum ist das Geld in seiner Tasche, so läßt er es auch wieder mit vollen Händen nach allen Seiten fliegen. Nur wenige Tage vergehen, und die Kopenhagener Reise ist unmöglich geworden, ja, es bleibt ihm nicht einmal soviel übrig, daß er in seine Heimat zurückreisen kann, was er schließlich wenigstens thun wollte.

*) Kjöbenhavn, Schubothe.

Als Schilderung des zigeunerhaften Lebens gewisser Künstlerkreise ist das Buch nicht übel, auch ist die Charakteristik, namentlich in der Gestalt Hovs nicht ohne Talent durchgeführt, aber für den Umfang von 172 Seiten ist denn doch die Handlung allzu dürftig, um unser Interesse genügend zu fesseln, zumal ein eigentlicher Schluß fehlt. Es sind Kapitel in dem Buche, durch die es nicht ganz leicht ist, sich durchzuarbeiten.

* * *

„En ung dames historie"*) von Erna Juel-Hansen.

Es giebt Menschen, „die geschaffen sind für die Liebe." Nach ihr sehnen sie sich ihr Leben lang, und wenn sie sie erreicht, sind sie auf dem Gipfel ihres Glücks angelangt. Derartige Naturen könnten, nach der Auffassung der modernen skandinavischen Richtung, sich auf das Herrlichste entfalten, einen segensreichen Einfluß durch ihre volle, ganze, selbstlose Hingebung, die ihnen Naturbedürfnis ist, ausüben unter freieren Gesellschaftsverhältnissen, einer natürlicheren und daher auch sittlicheren Auffassung der Ehe, mit einem Wort, nach Einführung der auf wahrer Natur- und Seelenverwandtschaft geschlossenen Vereinigungen in freier Liebe.

Wie ergeht es nun aber einer derartigen Natur, wenn sie unter recht alltäglichen Verhältnissen unserer heutigen guten Gesellschaft aufwächst, unter den Augen einer Mutter, die in allen kleinlichsten Vorurteilen einer alten sogenannten Moral und Gesellschaftsauffassung versunken ist, deren Erziehungsmethode darin besteht, die Töchter in vollkommener Unwissenheit über alle natürlichen Verhältnisse ihres Wesens im Unklaren zu lassen, damit die Schamhaftigkeit derselben nicht leide? Wenn der Vater ein jovialer, herzensguter, liebenswürdiger Mann ist, der es zu Hause gern gemütlich hat, sich aber nur für Politik und „öffentliches Wohl" interessiert.

Eine solche Natur ist Margarete Holm und ihre Eltern sind der ebenbezeichneten Art. Was ist natürlicher, als daß sie, sobald in ihr allerhand Triebe und Regungen zu erwachen beginnen, die sie infolge ihrer Erziehung nicht zu verstehen vermag, auf Grund hier und da aufgeschnappter Andeutungen von einer wilden Begier ergriffen werden wird, das eine, was man ihr verbirgt, wie sie wohl merkt, zu ergründen. Die Sinnlichkeit, die den Grundzug ihres Wesens bildet, sucht nach anderer Seite ihren Ausfluß und äußert sich als Koketterie. Dazu kommt, daß ein Vetter, der den modernen Eheprinzipien Skandinaviens huldigt, manches kühne Wort in ihre Seele schleudert und der dunklen Ahnung ihres Herzens, dem Sehnen nach einem vorhandenen, zu erhoffenden, namenlosen Glück Bestätigung giebt. Da auch ihre geistige Ausbildung von der üblichen Oberflächlichkeit ist und sie natürlich nichts zu thun hat, verfließt ihr Leben unter Grübeln, Sehnen und Träumen von diesem Lebensglück. Und als nun auf einem Balle ihr Vetter plötzlich von Liebe zu ihr erfaßt

*) Kjöbenhavn, Philipsen.

Digitized by Google

wird und, vom Taumel der Leidenschaft ergriffen, sie in seine Arme drückt und küßt, da glaubt sie die Lösung jenes Rätsels gefunden zu haben, die Vorahnung des Liebesglückes durchströmt ihr Herz.

Aber der einzige Mensch, der fühlte und dachte, wie sie, die verwandte, ihr gleichsam bestimmte Natur, stirbt infolge einer Erkältung, die er sich auf eben jenem Balle zugezogen. Ihre Leidenschaftlichkeit schlägt in wilden Schmerz um, sie giebt sich völlig der Trauer um ihn hin. Aber zugleich ist auch ihre Sinnlichkeit durch jenen einen Moment der Liebe glühend entfacht und bewirkt, daß sie sich in die reckenhafte Gestalt des Dr. Möller verliebt. Dieser, an Kraft und Figur ein Athlet, hat die Sinnlichkeit seiner Natur durch Gymnastik bezwungen und geht in einem egoistischen Kraftbewußtsein auf, er ist mit einem Wort, das volle Gegenteil ihrer eigenen Natur. Er erweckt nur Liebe und Sinnlichkeit, ohne sie zu erwidern. Mit ihm wird sie verlobt, aber nur zu bald wird ihr der Zwiespalt ihrer Naturen offenbar und ihr Herz erkaltet für ihn völlig, so daß ihr eine Studienreise, die er nach Grönland unternimmt, sehr erwünscht ist. Und nun endlich glaubt sie das ersträumte Glück zu finden. Der Maler Krog, den sie auf einem Balle trifft, ein heißblütiger, leichterregbarer Mensch, wird von plötzlicher Liebe zu ihr erfaßt, die sie ebenso schnell erwidert. Der Augenblick ist da, von dem einst ihr Vetter als dem glückseligsten des Lebens sprach: „Wenn keiner es weiß, wenn Stimmung der Stimmung begegnet, die starke Lust zugleich Trieb und Gesetz, dann allein zu sein in dem Arm des andern, im sanften Dunkel der warmen Stube, das ist Hochzeit, das ist menschlich, schön, wie es sein soll;“ sie giebt sich dem Geliebten hin. — Und das Sehnen ihres Herzens ist gestillt, sie ist im Hafen des Glückes. Aber Margarete hat keine ordentliche geistige Ausbildung genossen, sie hat daher für das Denken und Streben ihres Geliebten kein Verständnis, ihr genügt es zu lieben und geliebt zu werden, und so ist es kein Wunder, daß seine Gefühle für sie bald erlöschen, und er ihr eines Tages erklärt, sie müßten scheiden, da er fühle, daß er sonst als Künstler zu Grunde gehe. Margarete, der Verzweiflung preisgegeben, will sich das Leben nehmen, aber ihr fehlt der Mut dazu. Sie will sich ihrem Vater, der stets ihr Vertrauter gewesen, enthüllen, will ihm sagen, daß sie Dr. Möller, der in den nächsten Tagen heimkehrt, nicht heiraten könne, daß sie fort wolle, da ihr Lebensglück zerstört sei, verschiebt es aber von einem Tag zum andern, bis der Verlobte plötzlich vor ihr steht und sie das Geschehene nun nicht mehr enthüllen kann. Sie wird die Gattin des ungeliebten Mannes, der sie nicht versteht und seinem Charakter nach nicht verstehen kann. Diese Ehe, die die Verfasserin allerdings nicht mehr schildert, wird der tragische Untergang dieses wahrhaften, glücklich beanlagten Naturkindes.

Das ganze Buch ist eine furchtbare Anklage gegen die moderne weibliche Erziehung, die nur Scheinmoral und Scheinbildung erzeugt. Aus diesem Grunde ist Margarete in ihrer Schwester Olivia auch die andere Art weiblicher Naturen an die Seite gestellt, „denen das, was dem Manne eine Lust, eine Qual ist und die sich am Hochzeitstage eher wie ein Opferlamm vorkommen.“ Und es liegt eine beißende Satire darin, daß gerade sie alle zehn Monate ein Kind bekommt, was ihre Mutter geradezu „unpassend und unanständig“ findet.

Die Charakteristik zeugt, namentlich auch die der Männergestalten, Margaretens Vater, Olivias Gatte, Pastor Skou, des Dr. Möller und Maler Krog, von feiner Beobachtung und ist von großer Lebenswahrheit. Die Gestalt Margaretens ist eine psychologische Studie von großer Tiefe und Schärfe. Dabei zeichnet sich die Verfasserin durch einen scharfausgebildeten Sinn für Gegenständlichkeit und Wirklichkeit aus. Und obwohl ihr Buch die bedenklichsten Fragen in freiester und unerschrockenster Weise behandelt, hat der feine weibliche Takt die Verfasserin doch davor behütet, eine gewisse Grenze zu überschreiten.

Das Buch gehört zu der Kampflitteratur, die Skandinavien jetzt hervorbringt, und zeugt doch von bedeutender Gegenständlichkeit. Die Thatsachen sprechen, nirgend irgendwelche Deklamation oder eine auffällige und absichtliche Gruppierung der Thatsachen.

Ein besonderes Lob verdient der Stil des Buches. Anfangs ruht über demselben eine zierliche Schelmerei, die Margaretens jugendliche Neugier und die dahinter sich verbergende Sinnlichkeit in humoristischem Lichte erscheinen läßt. Aber mit dem Ernste des Themas wächst auch der des Stils, um in den Liebesszenen mit Krog eine hohe, flammende Glut auszuhauchen und zum Schluß zu grellen, disharmonischen Tönen überzugehen.

Wir haben es hier in jedem Falle mit einem der hervorragendsten Bücher zu thun, welches die neue Richtung in Skandinavien hervorgebracht.

* * *

### II Dramatische Litteratur.

Von Karl Gjellerup liegen mir gleichzeitig zwei neue Bühnendichtungen vor:

„Bryllupsgaven“*) (Die Hochzeitsgabe), eine Rococo-Comödie, und „Hagbart og Signe“**) en erotisk Tragedie.

Das erste heißt wohl nicht nur deshalb eine Rokoko-Komödie, weil sie in jener Zeit spielt, sondern in erster Reihe, weil der Dichter die Absicht hatte, ein Sittenbild aus dieser Zeit zu geben. Nicht nur Kostüm und Szenerie ist derselben entlehnt, sondern auch Spreeh- und Denkweise der Personen. Die Anschauung und Lebensauffassung jener Epoche tritt uns in lebensvollen Gestalten entgegen. Die brutalste Sittenverderbnis unter der Maske liebenswürdiger Galanterie, die Kleinlichkeit der Motive in der Handlungsweise der höchstgestellten Personen, diese ganze Intriguen- und Kabalen-Welt der Höfe jener Zeit, die Anschauung, daß die Sittenlosigkeit eines Fürsten gleichsam sein gutes Recht ist, daß

*) Kjöbenhavn, Andr. Schous Forlag.
**) Kjöbenhavn, Philipsen.

Digitized by Google

der Gatte der fürstlichen Mätresse vielleicht eine lächerliche, aber keine verachtenswerte Persönlichkeit ist, ja daß die Liäson mit einem Fürsten fast als eine Art Auszeichnung betrachtet wird — das alles ist äußerst scharf erfaßt und gut zur Darstellung gebracht. Aber ob eine solche Dichtung auf einer heutigen Bühne darstellbar wäre? Gerade diese völlige Rückversetzung in den Geist einer anderen Zeit, als die unsere, schließt das Verständnis bei der großen Mehrheit des Publikums aus, welchem die nötigen sitten- und kulturgeschichtlichen Kenntnisse fehlen. Dieses urteilt naiv von seinem heutigen Standpunkt und so wird ihm vieles nicht komisch, sondern empörend erscheinen. Ein Gatte, wie Graf von Esterle, dürfte dem Geschichtsunkundigen als zu abnorm erscheinen, und seine Unterzeichnung des Vertrages, „daß er 1. seine Gattin, die er mit dem Kurfürsten August von Sachsen im tête à tête überraschte, um Entschuldigung bitten solle; 2. daß er auf seine ehelichen Rechte verzichte; 3. daß seine Gattin reisen könne wohin sie wolle, und 4. daß er alle etwaigen Kinder derselben als die seinen anerkennen würde — ein solcher Gatte, der diese seine Lage noch recht nett findet, da der Fürst ihm ja alle „Unbequemlichkeiten" der Ehe abnehme, wirkt auf uns nicht mehr komisch, ja nicht einmal mehr lächerlich, sondern einfach empörend, und eine Gesellschaft, die ihn in ihrer Mitte duldet, ihn sogar in hohen Ehrenämtern erträgt, ist uns ohne künstlichen Rückdenkungsprozeß unbegreiflich.

Aurora von Kessel, die Favoritin Augusts von Sachsen, ist zu der Überzeugung gekommen, daß sie den Fürsten nicht mehr liebt, und wünscht daher ihr Verhältnis zu ihm zu lösen, zumal ihre Neigung dem Kunstkammer-Direktor Graff gehört, welcher dieselbe auch erwidert und der bereit ist, sie zu ehelichen. Der Kurfürst selbst ist inzwischen in Wien in die Schlingen der Gräfin Esterle geraten und wünscht daher ebenfalls sein Verhältnis mit Aurora aufzuheben. Man sieht, es liegt eigentlich gar keine Verwickelung vor, aber da natürlich niemand den direkten Weg, sondern alles den der Intrigue einschlägt, so schlängelt sich die Lösung dieses Verhältnisses durch fünf Akte hin, um schließlich zu allseitiger Zufriedenheit geordnet zu werden.

Die Handlung ist also sehr dürftig, aber die Charakteristik meisterhaft. Namentlich der Kurfürst und die Kurfürstin, der aalglatte und gewandte Kammerherr von Beuchlingen, Hofmarschall und Hofmarschallin von Vitzthum und der Graf von Esterle sind wie aus Rokokogemälden herabgestiegene Gestalten, die lebend vor uns herumwandeln. Direktor Graff und Aurora, die beiden Hauptpersonen, sind allerdings ein wenig schemenhaft gehalten. Im ganzen haben wir es hier mit einer Kulturstudie von vollendeter Meisterschaft, aber kaum mit einem vollblütigen Lustspiel zu thun.

Es ist bekanntlich stets eine mißliche Sache, einen Stoff dichterisch zu verwerten, der vorher bereits von einem Dichterheroen verwandt wurde. Jedermann fühlt sich sofort veranlaßt, Vergleiche anzustellen. So wird auch bei Gjellerups „Hagbart og Signe" jeder sofort nach Oehlenschlägers berühmtem Drama greifen. Aber im ganzen braucht Gjellerup den Vergleich nicht zu scheuen. Gegenüber der süßlichen und verschwommenen Romantik Oehlenschlägers wirkt seine Dichtung wie ein Ölgemälde neben einem Aquarell. Hier sind volle, warme Töne, nicht ein matter, verwässerter Abklatsch der Wirklichkeit. Hier sind Charaktere, die zwar viel Sagenblut in den Adern haben, aber immerhin Blut, nicht vor Rührung und Gefühlsduselei zerfließendes Wachs.

Der Dichter nannte sein Werk eine erotische Tragödie und legt den Hauptnachdruck, die tragische Schuld — die er, nach seinem Vorwort zu schließen, durchaus mit der moralischen identifiziert, eine Auffassung, der ich mich durchaus nicht anschließen kann — in die Sinnlichkeit. Das Liebespaar führt seinen Untergang vornehmlich selbst herbei dadurch, daß es sich dem Liebestaumel überläßt, anstatt, wie es klug wäre, zu flüchten. Das wäre allerdings klug und der Schluß dann ziemlich sicher ein glücklicher; aber wäre es deshalb auch moralischer als ihre jetzige Handlungsweise? Sicher nicht, folglich liegt die Schuld nicht in der Unmoral, sondern in der Unklugheit, und das ist auch richtig, die tragische Schuld ist hier in jener griechischen *Ἄτη* zu suchen. Und ferner ist die Handlungsweise unseres Liebespaares denn überhaupt unmoralisch? Dürfen wir uns in einer Liebestragödie der Heroenzeit auf den kleinlichen modernen Familienstandpunkt stellen, der jedes nicht von Priester und Staat anerkannte Verhältnis für unsittlich erklärt? Nein, uns einigt die Liebe die beiden zu Gatten, und ihre That ist das Recht der Liebe. Wäre Romeo und Julias Brautnacht etwa unsittlich ohne Lorenzos Trauung? Die Liebesnacht Hagbarts und Signes enthält für uns also keine moralische Schuld, die einen tragischen Ausgang erforderte.

Auch in „Hagbart og Signe" zeigt sich wieder, daß ein epischer Stoff sich nie recht in den dramatischen Rahmen einfügt. Daß Hagbart als Frau verkleidet an König Sigwarts Hof kommt, und der König sich sogar in ihn verliebt, erscheint im Epos vielleicht glaublich, wo wir die Gestalt nicht vor uns sehen, aber auf der Bühne muß ein Recke, der mit einem Bettpfosten eine ganze Schar bekämpft, sich in Frauenkleidung doch zu possierlich ausnehmen.

E. Brausewetter.

Digitized by Google

## François Coppée: Contes rapides.*)

Besprochen von Heinz Tovote.

Wenn einem Kritiker die Aufgabe gestellt würde, nach den Contes rapides ein Charakterbild François Coppées zu entwerfen, so wäre das ein Ansinnen, dem selbst der gewandteste Beurteiler nicht leicht gerecht werden könnte.

Eine litterarische Physiognomie von einem modernen Dramatiker zu entwerfen, wird stets ein Versuch bleiben, der nur durch intimere Kenntnis vom Leben des Dichters tiefern Wert erhalten kann. Auch bei einem Lyriker werden sich die mannigfachsten Schwierigkeiten ergeben, unterliegt doch gerade der Dichter den wechselvollsten Stimmungen, und steht ja sein Leben nur selten im Einklang mit den Anschauungen, die er zum Vorwurf seiner Dichtungen macht.

Dramatiker und Lyriker arbeiten auf den Schein hin, sie wollen etwas Bestimmtes erreichen, eine besondere Stimmung erwecken, sie wollen täuschen. —

Anders der moderne Novellist. Er begnügt sich, ob nun Idealist oder Realist, damit, das Leben so wiederzugeben, wie es ihm sich giebt, wenn man will, wie es ihm scheint. Aber er giebt diesen rein objektiv-subjektiven Schein wieder, ohne ihn in gewisse Formen zu bringen und in überkommene Normen einzufügen.

Und so ist die objektive Dichtungsart das beste Kriterium für die Subjektivität des Dichters, wie paradox diese These auch klingen mag.

Der Romanschriftsteller giebt gerade bei der größten Objektivität seine individuelle Auffassungsweise unverfälscht wieder, während Lyriker und Dramatiker den Schein des Lebens ihren dichterischen Bedürfnissen entsprechend modeln.

So ist denn nichts interessanter, als wenn ein Dichter sich auf das Gebiet der Novelle wagt, denn hier bietet er dem Psychologen die reichste Ausbeute zu einer Charakteristik.

Wir kennen François Coppée, den Lyriker und Dramatiker, schon seit langem als erfolgreichen Novellisten.

Die Sammlung Contes rapides trägt aufs neue ein paar schönfarbige Steinchen zu dem Mosaik seines Dichterprofils bei.

Was bei einer allgemeinen Betrachtung der Stoffe auffällt, ist eine gewisse Verschwommenheit des Rahmens des Dargestellten und der Darstellung.

Wechselnde Stimmungen, Anschauungen die sich völlig polarisieren, stark realistische Wiedergabe, gerade in den beiden letzten Erzählungen eine starke Hinneigung zum Realismus, und dann zum Schluß eine liebliche Weihnachtsgeschichte, vom Christkindchen, das dem kleinen arg gequälten, aber braven Wolf all' die Weihnachtsgeschenke der andern Kinder bringt, die achtlos an ihm vorbeigegangen sind, während Wolf mitleidig dem schlafenden Kinde seinen einen Schuh hingestellt hat, damit es auch eine Christgabe empfangen kann.

Wie endet dagegen die zweite Vagabundengeschichte? — Der landstreichende Lump, der keine Arbeit hat finden können, und im Begriff war zu stehlen, als er im letzten Augenblick sieht, daß der Bauer ein Kamerad aus seinem einstigen Regimente ist, so daß er sich nun damit begnügt, nur seine Pfeife mit dem auf dem Tische liegenden Tabak zu stopfen; er ruft dem Bilde des Gekreuzigten, ohne es zu grüßen, lachend zu:

„Toi, mon vieux, c'est dommage, que tu n'aies pas servi au 75e! — Sans cela, tu me ferais trouver du travail, ce soir, à l'étape." —

Und doch bietet auch diese Geschichte eines Vagabunden, der nahe daran ist, Einbruch und Totschlag zu verüben, als sich die alte militärische Kameradschaft in ihm regt, Anlaß genug, uns aus der weichen Behandlungsart das Bild Coppées zu konstruieren.

Überall regt sich die feine dichterische Empfindung, die sich in der Situation ausläßt, ohne dabei besonders poetischer Worte zu bedürfen. Und diese Anspruchslosigkeit der Darstellung, dieses völlige Fehlen des Gesuchten verleiht selbst den einfachsten Motiven einen höheren Wert.

In dieser Hinsicht möchte ich die erste Erzählung: L'invitation au sommeil, beurteilt wissen. Es sind drei Szenen aus dem Leben eines Mannes, bei denen die Worte in sein Ohr klingen: Maintenant il s'agit de faire dodo.

Als kleiner Knabe spricht es die Mutter zu ihm.

Dem Manne flüstert es die Geliebte ins Ohr.

Dem alten Manne tönt es im Ohre, als er dem Begräbnisse eines Kollegen beiwohnt.

Es klingt aus diesen drei Stimmungsbildern ein gut Teil Pessimismus, der seinen vollen Ausdruck in einem kleinen Kabinettstücke an Stimmung findet: A table.

Ein Poet sitzt an der reichgedeckten Tafel in einem vornehmen Hause. Die wenigen Gäste sind ebenso vornehm; alles atmet Vornehmheit, Zufriedenheit, Behagen am Leben und am Luxus.

Aber bei allem, was der Träumer sieht, bei den Fischen, die man auf die Tafel bringt, bei den kostbaren Stoffen der Kleider, den Perlen im Ohr der Damen, ja selbst dem Stückchen Weißbrot vor ihm denkt er zurück, wie viel dazu gehört hat, bis sich alles hier scheinbar so leicht und einfach in diesem reich ausgeschmückten Gemache vereinigt.

Er sieht all' das Elend, den Schweiß, ja, das Blut, das an allem klebt. Welche Qualen, welche Gefahren, welche Mühseligkeiten hat das alles gekostet. Und er fragt sich: wissen denn jene etwas davon Denken sie je daran, woher das alles stammt, denken sie daran? —

Eine ähnliche Beziehung eines Künstlers zur Aristokratie behandelt: Le Convalescent. Ein junger kranker Musiker besucht auf seiner Reise ins Bad auf Empfehlung seines Arztes hin in Perpignan

*) Paris, Lemerre 1889.

Digitized by Google

eine Mme. de Pujade. Er verliebt sich in die Tochter Thérésine. Allein plötzlich erkennt er, daß all' die Freundlichkeit nicht dem Menschen, dem jungen eben berühmt gewordenen Musiker, sondern dem Rekonvaleszenten gilt. Er sieht sich und sein mageres Gesicht plötzlich im Spiegel. Und er flieht. — Doch als er gekräftigt zurückkehrt, empfängt man ihn gleich herzlich. Er hat zu schwarz gesehen und eine geheime Hoffnung schlägt wieder Keime in seinem Herzen, und so spricht er seufzend zu sich:

„Décidément, je ne suis plus malade . . . Quel dommage!" —

Diese Scheu, die Sachen zu nehmen wie sie sind und furchtlos die Erfüllung einer Sehnsucht durch energisches Vorgehen zu erzwingen, hat die beiden Junggesellen in Mariages manqués abgehalten, das Mädchen ihrer Liebe zu erringen. Traurig resigniert tauschen sie ihre Erlebnisse aus.

Oeuvres posthumes, Les pommes cuites und Lettres d'amour behandeln alle drei Vorgänge des Schriftstellerlebens; die erste Novellette eine Alltäglichkeit, die zweite die bizarre Laune eines Dramatikers, der einen jungen Musiker in die Arme einer Schauspielerin treibt, die der Herr Dramatiker hierzu dressiert, während der arme Musiker dabei zu Grunde gehen und sein Leben lassen muß.

Die letzte und beste der dreien zeigt uns auch nur die Misère, oder besser die Miserabilität manches Schriftstellerlebens: Wie Marius Cabannas die Liebesbriefe einer armen Erzieherin, die ihn geliebt und die er verstoßen hat, bis sie im Hospital endet, herausgiebt und plötzlich zu einem ungeahnten Erfolge und zu einer reichen Frau kommt.

Von den beiden, ihrem Inhalte nach sehr realistischen Erzählungen: Fille de Tristresse, das Schicksal einer Fille de joie, und Jalousie, verdient letztere bei weitem den Vorzug. Es ist die am meisten plastische Erzählung des Bändchens, die Aufzeichnungen eines Gefangenen, der um seiner Geliebten willen einen Diebstahl begangen hat. Sie läßt nicht von ihm, sie kommt ihn besuchen. Durch Nähen will sie sich ernähren. Allein bald sieht er an ihrer Toilette, an Schmucksachen, die sie nicht einmal ablegt, wenn sie zu ihm ins Gefängnis kommt, was inzwischen wieder aus ihr geworden ist, ohne daß er den Mut findet, ihr etwas zu sagen, die ihn mit Worten belügt und mit Thaten hintergeht. Er schreibt all' seine marternden Qualen nieder, und erhängt sich in der Nacht, die dem Tage seiner Entlassung vorausgeht. —

Diese flüchtige Inhaltsangabe wird genügen, um eine Charakterisierung von Coppées Erzählertalent zu geben.

Es fehlt ihm die Einheit, die Konsequenz. Der Dichter mit seinem Stimmungswechsel bricht überall hervor, und so fehlt ihm als Novellist die scharfe Physiognomie.

Er schreibt bald so, bald so, und nicht einmal stets der dargestellten Stimmung gemäß, sondern subjektiv Stimmung wechselnd, so daß es nicht möglich ist, auch nur einen einigermaßen einheitlichen Gesichtspunkt in diese zwölf Novelletten hineinzubringen; die ungeachtet dessen sowohl von dem scharfen Beobachtungstalente, wie der dichterischen Auffassung Coppées Zeugnis ablegen, der mit seinen Contes rapides uns ein Buch gegeben hat, das in der Mannigfaltigkeit seiner Motive und Stimmungen eine geistvolle und anregende Lektüre gewährt.

## Berliner Bühnenbrief.

Ostend-Theater: „Melidoni", Drama von Freiherrn v. Maltzan.

Der Stoff des Stücks ist der Zeit um 1822 entnommen, da die Kretenser einen Versuch machten, sich von der Türkenherrschaft zu befreien; die politischen Verhältnisse sind darin in rein menschlicher Weise zum Austrag gebracht. Im ersten Akt wird der Aufstand der Kretenser durch ein offenes Feldlager motiviert und zugleich die eigentliche Handlung damit exponiert, daß die gefangene Geliebte des Melidoni mit ihrer Mutter glücklich entrinnt bis in das, durch eine Verwandlung zur Anschauung kommende Lager der Aufständigen, wo sie Melidoni glücklich empfängt und zu Zeugen eines allgemeinen Freiheitsschwurs macht. Im zweiten Akt bricht Uneinigkeit unter den Griechenführern aus, die der Sfakiotenfürst Russos entwickelt hat, zur Intrigue benutzt und diese im dritten Akt vergeblich ausspielt; während im vierten der durch den neuen Sieg des Melidoni angestachelte Neid jedoch endlich damit triumphiert, daß die Geliebte des Helden mit List entführt und schließlich von dem türkischen Pascha, dem sie in die Hände fällt, entehrt wird. Melidoni nimmt schließlich als Besieger des Paschas Rache, hat aber mit seinem Kriegsglück das eigene Ende heraufbeschworen. Er wird von dem bis zur wütenden Eifersucht getriebenen Sfakiotenfürst erstochen. Des echten Führers und Helden beraubt, fallen die Griechen wieder in türkische Herrschaft.

Die Stoffwahl ist für ein Drama in solchem Stil nicht übel, aber was Herr von Maltzan in der Ausführung geboten hat, ist mäßig. Die mangelnde Begabung, die Handlung so zu konzentrieren, daß überhaupt gehandelt werden kann, ist die Hauptursache der Mattigkeit des Stücks. Die Kraft, leidenschaftliche Charaktere zu entwickeln und Gegensätze zu schaffen, die einen Konflikt zur Folge haben können, ist ebenfalls nicht vorhanden, alles Beigaben, die einem Stück in Jamben für eine gewisse äußere Wirkung unbedingt notwendig sind. Man muß aber — und Gerechtigkeit giebt aller Kritik einen Wert — anerkennen, daß sich Ansätze zu einer Charakteristik finden und außerdem sich hier und da eine, wenn auch kühle, doch wirklich poetische Anschauungsweise verrät. Für mich ist daher dieses Drama die Äußerung eines, vom Realismus bereits durchhauchten Talents oder, was ich noch lieber annehmen

Digitized by Google

möchte, das Symptom eines nach Befreiung ringenden, noch latent-realistischen Prinzips. Herr von Maltzan hat kein großes Talent, aber das Jambenstück ist nicht dessen Sphäre. Von diesem Standpunkt erlaube ich mir, den Herrn von Maltzan zu nochmaligen Versuchen, aber in Prosaform, zu ermuntern. Möglicherweise steckt in ihm ein angenehmer, wenigstens nicht bombastischer Volksidyllen-Dichter, der vielleicht die noch fehlende, mehr volkstümliche Vermittelungsstufe zwischen dem ausgearteten, hohlen Mode-Idealismus und dem zwar etwas brutalen, aber noch immer nur litterarischen Neurealismus schaffen könnte. Ich denke mir darunter Stücke, die über den Rahmen deutscher, treuherziger Familienverhältnisse nicht hinausgehend, meinetwegen einer patriotischen Zeit wie 1870 angehören könnten. Dem Umstand gemäß, daß die modernen Theaterstücke mehr litterarischen Charakters sind, könnte, wenn das deutsche Volk wirklich so große ästhetische Bedürfnisse haben soll, wie man in letzter Zeit zu beweisen sich bemüht, das einfache, der hohlen Phrase entkleidete patriotische Volksstück in Prosaform schon eine ganz gute kulturelle Wirkung thun. Der Herr von Maltzan hätte vielleicht dafür das nötige Zeug und ich sehe der Tageskritik gegenüber, die sich größtenteils stets in Extremen bewegt, nicht ein, warum dem kleineren Talent nicht ebenfalls die Gerechtigkeit zu teil werden soll, wie sie die größeren, aber doch auch nur der Mode dienenden Talente mehr wie genug genießen.

Berlin, 26. Oktober 1889. Kaberlin.

## Litterarische Neuigkeiten.

Gewöhnlich spielen die schriftstellernden Damen bei ihrem ersten Auftreten mit dem verehrten Publikum Verstecken, indem sie nur den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens auf dem Titelblatt angeben, um so den Leser in Ungewißheit zu lassen, wes Geschlechtes der Autor sei. Anders die Verfasserin des nachstehend erwähnten Werkchens, welche mit offenem Visier, so weit uns bekannt zum erstenmale in der Arena erscheint. Vor uns liegt ein schmales, aber sehr elegant ausgestattetes Büchlein: **„Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes".** Novellen von Therese Stutzer geb. Schott. Gotha. Friedrich Andreas Perthes, das wir mit gutem Gewissen dem Leserkreise des „Magazins" empfehlen können. Die hier gebotenen Novellen verraten allerdings unzweideutig genug, daß sie einer weiblichen Feder entsprungen sind, so daß man mit ziemlicher Sicherheit darauf geschlossen hätte, wenn auch das Titelblatt es nicht sagte; allein die Gründe für diese Vermutung wären dann doch nur die lobenswerten Eigenschaften, die man bei unseren begnadeten Schriftstellerinnen nie vermissen wird. Zu diesen zähleu wir in erster Linie eigenartig feines Beobachten und tiefes Verständnis für seelische Vorgänge, für die Entwickelnng, namentlich weiblicher Charaktere. Und mehr als einen großen Vorzug haben die Erzählungen der Frau Therese Stutzer vor den meisten Schöpfungen ihrer Mitstrebenden: sie schildern Selbsterlebtes, Selbstgeschautes, schildern in plastischer Weise und fassen sich kurz und bündig, ohne Firlefanz und Umschweife. So ermüdet der Leser nie, alles ist anschaulich und — die Hauptsache — trägt im poetischen Gewande doch den Stempel der Wahrheit. — „Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes" bietet uns fünf Novellen (eine Bezeichnung, die nicht überall ganz zutreffend ist), deren jede ihre eigentümlichen Reize besitzt, wenn sie auch nicht von ganz gleichem Werte sind. Hervorragend schön finden wir die zweite Erzählung: „Marie Louise" und vor allem die dritte: „Vor zwanzig Jahren". Jene schildert das Los eines blutjungen Mädchens, welches an einen älteren, zwar braven aber rauhen Kolonisten gegeben wird, ohne zu wissen, was Liebe heißt. Es ist eine tragische Geschichte, deren Vorgänge mit großer Meisterschaft dargestellt sind und tief ergreifen. Die zuletzt genannte Novelle (Vor zwanzig Jahren) ist an realistischer Kleinmalerei vorzüglich und enthält großartige Schilderungen, leidet aber an dem Fehler, daß der Schluß ungenügend ist und erfolgt, wo man mit der größten Spannung die Lösung des Rätsels erwartet. Da erfahren wir nur, daß sie stattfand, nicht aber wie; wie die junge zweite Mutter die Herzen der gegen sie aufgehetzten verwilderten Kinder aus erster Ehe für sich gewinnt, das wird nicht gesagt; wir erleben die Kämpfe mit, die sie zu bestehen hat, wie der Sieg von ihr errungen wird, bleibt uns verborgen. — Die vierte Novelle: „Unter dem Kreuze" stellt Lebensschicksale von so reichem Wechsel dar, daß sie zu einem ganzen Romane ausgiebigsten Stoff liefern würden. Leider war, wie wir annehmen, die Verfasserin zu schüchtern, sich an die weitere Ausführung zu wagen. Damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, erzählt die letzte Geschichte in sinniger und doch drastischer Weise eine ergötzliche Begebenheit. Dies „Brasilianische Militär in einer deutschen Kolonie" ist von überwältigender Komik. Wir können unser Urteil dahin zusammenfassen, daß wir überzeugt sind, jeder Leser werde sich von dem Dargebotenen angemutet finden, und damit sei der Erzählerin ein freudiges Glückauf zugerufen.

P. J. W.

**Jugendheimat.** Jahrbuch für die Jugend unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde herausgegeben von Hermine Proschko. Reich illustriert. III. Jahrgang. (399 S.) 3 fl. Ein interessantes und originelles Jahrbuch für die Jugend — es ist immer eine höchsterfreuliche Erscheinung, denn es trägt ein gutes Stück Material zu wohlthätigem Zwecke: zur Erbauung und Belehrung der kleinen Menschheit bei. Die Jugendheimat ist der Titel eines solchen Jahrbuches, welches die bekannte Schriftstellerin H. Proschko nun schon im dritten Jahre (Graz und Wien, Leykam) herausgibt, und das den Namen eines ersten österreichischen Jugend-Albums unzweifelhaft verdient. Denn das deutsche Kindlein, dahier, hat damit einen Schatz zu eigen, der ideal und materiell zugleich wertvoll ist, ersteres in unberechenbarem Maße. Auch der neue Jahrgang, welcher dem hocherlauchten Schützer und Förderer der Kunst, Wissenschaft und Industrie, dem Erbherzoge Karl Ludwig von Österreich gewidmet ist und von der genannten Verlagshandlung aufs Eleganteste ausgestattet wurde, bringt eine große Mannigfaltigkeit fesselnder Beiträge aus vielen Gebieten der schönen deutschen Dichtung und Wissenschaft, und wir würden es schwer haben, Einzelnes hervorzuheben. Die hervorragenden Mitarbeiter — wir nennen nur einige, die uns besonders aufgefallen sind — Hofrat Simony, Dr. Emil Holub, Dr. Friedrich Beck, Regierungsrat Dr. Isidor Proschko, Ch. F. Maurer, Prof. Dr. F. M. Wendt und Heleue Stökl haben auch jetzt eine große Ehre daran gesetzt, zu diesem wohlthätigen Zwecke nur Originelles, Sinniges, Liebenswürdiges und Ungedrucktes beizusteuern. Schließlich halte ich es zur Empfehlung dieses Albums für das Geeignetste, auf viele andere kritische Stimmen zu verweisen, auf alle Rezensionen z. B. mit welchen die angesehensten Zeitungen Österreichs und Deutschlands die früheren Jahrgänge der gesamten Jugend zu empfehlen sich stets beeilt haben.

M. M.

Vor kurzem gelangte bei L. Staakmann in Leipzig der erste Band der Selbstlebensbeschreibung Friedrich Spielhageus

Digitized by Google

**„Finder und Erfinder.** Erinnerungen aus meinem Leben", zur Ausgabe. Manche Blätter dieses bemerkenswerten Werkes eines unserer unstreitig bedeutendsten sozialen Romandichter dürften seinen Verehrern schon durch frühere Bruchstückveröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften vertraut sein. Wir werden auf das Werk, in welchem uns der Dichter nicht allein in sein äußeres Leben einen klaren Blick thun läßt, sondern vor allem uns auch seine geistige Werkstatt aufschließt und besonders willkommene Ergänzungen zu seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans" liefert, noch eingehend im „Magazin" zurückkommen. Heute können wir uns nicht versagen, unsere Leser auf das Vorwort zu verweisen, in dem der bejahrte Dichter mit würdigem Freimut seine litterarische Stellung zur gegenwärtigen Entwickelung deutschen Schrifttums dahin klar legt: „Ich erkläre hier, daß ich die Strebungen unserer jungen und jüngsten Litteratur mit größter Teilnahme verfolge. Ich erblicke in ihrem entschlossenen Vorgehen die völlig berechtigte Sorge, von der machtvoll fortschreitenden Wissenschaft, von dem sich so gewaltig ausgestaltenden Leben überholt zu werden. Ich begreife, wie sie — die junge Litteratur — in dieser Sorge sich unter die Botmäßigkeit von Wissenschaft und Leben stellt, indem sie die Resultate der ersteren für sich zu verwerten und sich dem letzteren mit möglichst kopistischer Treue anzuschmiegen und anzuschmiegen sucht. — — — Wer, wie die Dinge heute liegen, in diesem Wagemut unserer jungen Litteratur nicht sowohl ihr gutes Recht sieht, als ihre ganz unabweisliche Pflicht, stellt sich damit das Zeugnis aus, daß er in Wahrheit zu dem im schlimmen Sinne Alten, d. h. dem Veralteten gehört. Einer Litteratur verbieten wollen, den Anforderungen ihrer Zeit zu entsprechen; sich jedes Stoffgebietes zu bemächtigen, das ihr die Zeit erschließt; nach neuen Formen zu suchen, in welchen dieser neue Stoff auszuprägen sei, heißt einfach ihren Tod wollen, oder sie zu einem kläglichen, nichtswürdigen Vegetieren verdammen, das schlimmer ist als der Tod. Also, weg mit dem Kopfschütteln, der Totengräbermiene, den moralisch Ästhetischen Achs und Ohs! Wir Alten haben, als wir jung waren, es nicht anders gemacht, — — —" Wenn nicht aus seinen hoffentlich noch recht zahlreichen Schöpfungen, so kann man aus diesen Sätzen allein schon erkennen, daß Spielhagen einer der wenigen — braucht man sie erst zu zählen? — Junggebliebenen unter den Alten ist, die darum wohl auch in der Litteratur ewig jung bleiben werden.

K. v. S.

Bei Albert Ahn in Köln und Leipzig erschien soeben eine beachtenswerte Arbeit: **„Der deutsche Roman,** Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter", von Karl Rehorn. Die Schrift strebt einen parteilosen Standpunkt von künstlerischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten an, indem sich ihr Verfasser von rein litterarischen Rücksichten fernhält. Leider ist die Entwickelung der neuesten Romandichtung gar nicht ins Auge gefaßt, was wir um so mehr bedauern, als die Abschnitte über den Zeitroman, wie er sich in den siebenziger Jahren herausgestaltete, ein nicht ungewöhnliches geistiges Erfassen der Kulturbedeutung unseres Schrifttums verraten und uns in dem Verfasser einen Schriftsteller kennen lehren, der wohl das Zeug dazu hätte, hier einmal eine uns allaunahe Erscheinungswelt in einem entfernteren Spiegel aufzufangen.

**Naser-eddin Schah und das moderne Persien.** Unter diesem Titel erscheint im Verlage der Hofbuchhandlung R. von Grumbkow in Dresden aus der Feder der Wiener Schriftsteller Camillo Morgan und Fritz Burger ein Werkchen, das sich die Aufgabe stellt, das große Publikum über Persiens Entwickelung unter seinem dermaligen Beherrscher in staatlicher und kultureller Beziehung, kurz aber doch umfassend, in populär-wissenschaftlicher Darstellung zu unterrichten. Es soll hierdurch dem sich für den Gegenstand im allgemeinen interessierenden Leser die Mühe erspart bleiben, aus dickbändigen, gewiß vorzüglichen Werken das ihm Wissenswerte erst hervorsuchen zu müssen. Wir glauben auf das mit einem Vorworte von P. von Melingo eingeleitete Werkchen hinweisen zu müssen.

## Bühnenschau.

Kürzlich gelangte am Berliner Lessingtheater Hermann Sudermanns vieraktiges Schauspiel: „Die Ehre", zur Darstellung und hatte, nach allseitiger Anerkennung der berufenen Kritik, einen Erfolg, wie sich seit langer Zeit kein Bühnenwerk eines solchen rühmen konnte. Die Originalität Anzengrubers, die Herbigkeit Hebbels, die Nahrhaftigkeit Augiers vereinigen sich in der in ihrer klaren Einfachheit berückenden Dichtung. Es ist dem Verfasser gelungen, den Götzen des Tages, den äußerlichen Ehrbegriff, der den Kitt der sogenannten „Gesellschaft" bildet, in seiner ganzen Nichtigkeit dramatisch wirksam zum Ausdruck zu bringen. Sudermann hat sich mit diesem Stück in die Reihen unserer ersten Bühnendichter gestellt.

Gegenwärtig geht am „Berliner Theater" ein neues Schauspiel des großen spanischen Dramatikers Echegaray: „Schlechte Rasse", in Szene; überall muß das Ausland mit seinen dichterischen Schöpfungen herhalten, so daß es den Anschein hat, als ob den deutschen Bühnendichtern der Atem und die schöpferische Kraft ausgegangen seien. Freilich liegen die Wurzeln dieser Erscheinung tiefer, die Tantièmenfrage dürfte auch hier eine hervorragende Rolle spielen.

Die Münchener Erstaufführung von Karl von Perfalls vieraktigem Schauspiel: „Die Brüder", konnte sich nur eines mäßigen Beifalls erfreuen.

Die Eröffnung des Volkstheaters in Worms ging unter Anteilnahme vieler Fürstlichkeiten mit der Darstellung des Herrgschen Festspiels: „Die Zerstörung von Worms durch die Franzosen" vor statten. Es ist damit ein weiterer bedeutsamer Schritt in der Volksbühnenbewegung gethan.

## Personenschau.

Um Augiers Nachfolge in der französischen Akademie bewirbt sich Theuriet nicht mehr, da er Zola den Vortritt einräumt. Außer Zola wird sich der unter dem Schriftstellernamen Pierre Loti bekannte Verfasser des „Pêcheur d'Islande" und der „Madame Chrysanthème" bewerben, nämlich der Schiffsleutnant Lucien Viand, geboren 1850 zu Rochefort. Der greise Kunstrichter Francisque Sarcey hat öffentlich erklärt, er ziehe das unbedingte Vertrauen seines Leserkreises dem Palmenfrack der Akademie wirklich sich dazu aufraffen, den gewaltigen Dichter von „Germinal" zu wählen!

J. St.

Am 9. November verstarb der als Militärhumorist in weiten Kreisen bekannte Schriftsteller Adolf von Winterfeld in seinem 65. Lebensjahre. Außer durch seine Soldatenromane, gewann er sich auch durch packende Lustspiele einen wohlverdienten Ruf.

Der bekannte finnische Dichter August Engelbrecht Ahlquist ist am 20. November im Alter von 63 Jahren in Helsingfors gestorben; er gehört zu den volkstümlichsten Lyrikern finnischer Zunge; einige seiner Lieder sind wirkliche Volkslieder geworden.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 47. 21. November 1889.

England und Frankreich am Nil. — Flugschriften aus Österreich. — C. Wernicke, Die Zurechnungsfähigkeit nach geltendem Recht. — Buckle und Darwin. I. — Henrik Pontoppidan, Junge Liebe. Idyll, aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. (Fortsetzung.) — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Nochmals die Lage der Lehrer an den höheren Schulen Sachsens. — Litteratur.

Digitized by Google

## ENGLAND.

**The Academy.** No 916. 23 November 1889.

J. Davidson, Swinburne's Study of Ben Jonson. — Stephen Wheeler, Two Books on Central Asia. — Arthur Arnold, Miall's Life of Henry Richard. — William Sharp, Two Volumes of Canadian Poetry. — W. E. A. Axon, Wheatley's How to Catalogue a Library. — Dr. Littledale, New Novels. — Some Serial Publications in Theology. — Notes and News. — The Forthcoming Magazines. — Evelyn Pyne, Original Verse: "Love's Pilgrims". — Prof. Cheyne, &c., Obituary: Prof. Elmslie. — Magazines and Reviews. — Selected Foreign Books. — H. H. Howorth, The Etymology and Ethnic Meaning of the Name "Bulgarian". — J. Bass Mullinger, The Patriciate of Pippin. — J. A. H. Murray, "Clough", "Clow". — Prof. Logeman, The Etymology of "Meerkatze". — Alfred Nutt, Old Irish and the Spoken Language. — C. J. Ball, The Letter of the King of Aranjú to Amenophis III. — Dr. J. P. Richter, Justi's Velazquez and his Time. — D. C. Thomson, Thomas Bewick and "The Farmer's Boy".

**The Athenaeum.** No 3239. 23 November 1889.

The Letters of Mrs. Shelley. — Mr. Mallock's Visit to Cyprus. — Cambridge Satirical Verse. — Morley's Monograph on Walpole. — Novels of the Week. — Notes From Oxford: Some Missing Poems of Sir John Beaumont, An Unpublished Fragment by Walter Savage Landor; Notes from Cambridge; Mr. Allingham. — Literary Gossip. — Mary Fitton; Gossip. — Miscellanea.

## FRANKREICH.

**Revue Critique.** No 46 et 47. 18 et 25 novembre 1889.

Johnson, Bibliothèque platonicienne. — Scheindler, Grammaire latine. — Eymer, Recueil des phrases latines. — Steiner et Scheindler, Exercices de traduction latine. — Renan, Histoire du peuple d'Israel, I et II. — Bellangé, Le judaïsme et l'histoire du peuple juif. — P. de Nolhac, La bibliothèque de Fulvio Orsini. — Wiesener, Études sur les Pays-Bas au XVIe siècle. — Kleinschmidt, Caracteristiques de la Révolution française. — Chronique. — Académie des Inscriptions.

Delattre, La trouvaille et Les inscriptions de Tell el-Amarna, Les Chaldéens jusqu'à Nabuchodonosor. — Donati, Maitres et disciples dans l'Inde brahmanique. — Ebers, Le Papyrus Ebers. — L. Stein, Theodore Gaza. — Swoboda, Nigidius Figulus. — Deliste, La Chronique des Tard venus. — Schweitzer, Ilana Sacha. — Fagniez, Le Père Joseph et Richelieu. — Lettres de Weiss à Nodier, p. p. Pingaud. — Garsault, Histoire de l'enseignement au Hâvre. — Lettre de M. David Günzburg.

## ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 44. 23 Novembre 1889.

E. Panzacchi, Le „Terze Odi Barbare". — L. Pieretti, Visione. — Contessa Lara, Per Gelosia. Racconto. — G. Cantalamessa, A proposito del Centenario del Guerrino. — Haydée, Scherzi in versi. — I Corrieri delle Arti: S. D. Paoletti, Nella Scuola Belga (da Parigi). — E. A. Marescotti, Un melodramma nuovo (da Genova). — Varietà: A. de Nino, Le serpi di Cocullo e un nuovo quadro del Michetti. — I libri: Mario Pilo, ed A.

**Nuova Antologia.** 16 Novembre 1889.

V. Giachi, Poeti e Conferenzieri ai Tempi di Domiziano. — Un ex Ministro, La Chiesa e la Questione Sociale. — F. Fambri, Considerazioni intorno all arte drammatica, a proposito di un recente libro su Paolo Ferrari. — S. Farina, Don Chisciottino Romanzo. — A. Borgognoni, Studi parinani. — E. Mancinni, Il Linguaggio degli animali. — G. M. D., Notizia storico-filosofica. — Giordano Bruno ed il Rinascimento, studiati da Domenico Berti. — Rassegna della letteratura italiana. Romanzi e Novelle. — Rassegna politica. — Bollettino bibliografico. — Notizie di scienza, letteratura ed arte. — Cronaca finanziaria della quindicina.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1272. 14 November 1889.

The Week. — Patronage and the Elections. — The Kentucky Tragedy. — The Wager of Battle. — Mexican Retaliation. — South American Mails. — The Panama Canal. — England. — The Tory Succession. — Emile Augier. — The Ohio Election. — The Suicide of New England. — The Japanese Cabinet and Legislature. — Japan and Wordsworth. — John Adams and Benjamin Franklin. — Questionable Statistics. — A Plea for Occultism. — More Light on Mycenæ. — Be Done and Have Done. — Mary Howitt. — More Children's Books. — Witch, Warlock, and Magician. — La Lettre de Christophe Colomb. — The Letter in Spanish of Christopher Columbus. — Lettera in Lingua Spagnuola. — Anonyms. — Summer Holidays. — Books of the Week.

## BELGIEN.

**Revue de Belgique.** 15 Novembre 1889.

Dr. Vanlair, Les morts vivants. — E. de Laveleye, Encore la question monétaire. — Mme Musin, Un crime. — L. Frank, L'admission des femmes dans la société belge et la loi sur l'enseignement supérieur. — H. Lonchay, Chirous et Grignous.

## RUMÄNIEN.

**Românische Revue.** November 1889.

Von der Românischen Universität in Bucuresci. — Die Gr. Or. Oberrealschule in Cernauti. — Dr. Daniel Werenka, Die Huldigung der Bucovina am 12. Oktober 1777. — Melchior M. Hârsu, Zur Altromänischen Kirchenlitteratur. — Joan Slavici, Der Stein auf der Thürschwelle. Novelle. Deutsch von C. d. T. — Rundschau. Românien und Österreich-Ungarn. — Aus der Bucovina. — Litteratur und Kunst: Românische Volkslieder und Balladen. — Das Archiv. — Frau Anna Forstenheim. — Neue Zeitschriften und Bücher. — Carmen Sylvas Werke.

## SKANDINAVIEN.

**Finsk Tidskrift.** November 1889.

Wilhelm Chydenius, Om arbetslöner. — J. J. Tikkanen, Ett stycke forskning på den medeltida konstens område. — Karl Lindström, Svenska akademin och rättstafningsfrågan. — Eliel Vest, Hvad Caro kunde ställa till. — I Bokhandeln: Jac. Ahrenberg: Karl Wetterhoff, Dikter och bilder. — B. Estlander: Leo Tolstoy, Mörkrets makt. — Rosamunda. Julius Stinde, Fru Buchholz i Orienten. — T. Dillner, G. E. Axelson, Bidrag till kännedom om Sveriges tillstånd på Karl XIIs tid. — Jac. Ahrenberg: John Böttiger, Hedvig Eleonoras Drottningholm. — Öfversikt. Rafaël Hertzberg, Teater.


## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

**Franken,** A. Rumänische Volkslieder und Balladen. Danzig, A. W. Kafemann.

**Kobell,** Franz von. Jagd- und Weinlieder in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Seidel,** Heinrich. Glockenspiel. Gesammelte Gedichte. Band VII. Leipzig, A. G. Liebeskind. 3,6.

**Wilbrandt,** Ad. Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg.

**Erzählende Dichtungen.**

**Aurevilly,** J. Barbey de. Polémiques d'hier. Paris, A. Savine. Frcs. 3,5.

**Austin,** Alfred. The Human Tragedy. London, Macmillan & Co.

**Hedberg,** Frans. Från Gator och Skär. Nya Berättelser, Heft 1—5. Stockholm, Oskar L. Lamm. je 75 Öre.

**Löwe,** Frits. Nikepboros. Erzählung in Versen a. d. Zeit der Christenverfolgung. Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag. —, 2,0.

**Wilbrandt,** Adolf. Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

**Clelia.** God in Shakspeare. London, Th. Fisher Unwin.

**Jullerville,** L. Petit de. Le théâtre en France. Histoire de la littérature dramatique depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris, Armand Colin & Co. Frcs. 3,5.

**Pater,** Walter. Appreciations with an Essay on style. London, Macmillan & Co.

**Geschichte, Biographie.**

**Coulanges,** Fustel de. Histoire des Institutions Politiques de l'ancienne France. Paris, Hachette & Co. Frcs. 7,5.

**Freytag,** Gustav. Der Kronprinz u. die deutsche Kaiserkrone. 8. Aufl. Leipzig, S. Hirzel.

**Sybel,** Heinr. von. Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Band I u. II. München, R. Oldenbourg. je 7,5. 9,5.

**Lieferungs-Werke.**

**Diesterwegs** Populäre Himmelskunde u. Mathematische Geographie. Herausgegeben von Dr. M. W. Meyer und Prof. Dr. B. Schwalbe. Lfg. 7 u. 8. 11. Aufl. Berlin, Emil Goldschmidt.

**Moderne Kunst.** Illustrierte Monatsschrift. 1889 90. 1. Lfg. Berlin, Rich. Bong.

**Perrot,** Georges, et **Chipiez,** Charles. Histoire de l'art dans l'antiquité. Tome V. 263 et 264 livr. Paris, Hachette & Co. Frcs. 1,0.


Digitized by Google

Neuigkeit von **Rudolf Baumbach.**

Soeben erschien im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig

## „Es war einmal".

Märchen von R. Baumbach.

Mk. 2.80 brosch.; Mk. 3,50 geh. in Leinew. m. Goldschnitt.

Ferner:

## Die Heimonskinder.

Episches Gedicht aus der Zeit des 30jähr. Krieges.

Mk. 2 brosch.; Mk. 3 geb. in Leinew. u. Goldschnitt.

## Glockenspiel.

Gesammelte Gedichte von Heinrich Seidel.

Der gesammelten Schriften VII. Band.

Mk. 3,60 brosch.; Mk. 4,60 geb. in Leinewand.

---

# Joseph Jolowicz,

Buchhandlung und Antiquariat in **Posen,**

versendet, soweit die geringen Vorräte reichen, folgende als vorzüglich anerkannte Werke zu den beigefügten billigen Preisen. Die Preise in ( ) sind die Ladenpreise. Zusendung erfolgt franko auf meine Kosten.

Addison, Zuschauer u. Plauderer. Deutsch v. Augustin (2 Mk.) für 70 Pf. — Braun-Wiesbaden, Wisbyfahrt. 1882 (6 Mk.) 1,50 Mk. — Fischer, Petöfis Leben u. Werke. 1889. (10 Mk.) für 4 Mk. — Fleigl, V., Die Chronologie der Bibel d. Manetho u. Beros. Leipzig 1882 (8 Mk.) für 2 Mk. — Goldziecher, Der Mythos bei den Hebräern (10 Mk.) für 2,50 Mk. — Guhrauer, Leibnitz. 2. Bde. (8 Mk.) für 2,50 Mk. — Hammer-Purgstall, Gedichte d. Khane der Krim. 1856 (6,80 Mk.) für 2,50 Mk. — Hartmann, Ed. v., Moderne Probleme. 1886 (5 Mk.) für 2 Mk. — Klein, Geschichte des Dramas. 14. Bde. (194,20 Mk.) für 45 Mk. — Lecky's, 4 histor. Essays: Swift. — Flood. — Grattan. — O'Connel. 1873 (4 Mk.) für 80 Pf. — Meyer, Gesch. d. Landes Posen. 1881 (12 Mk.) für 3,50 Mk. — Micklewicz, Herr Thaddäus, übers. v. Weiß. 1882 (4 Mk.) für 1,50 Mk. — Müller, H., Griech. Reisen u. Studien. 1887 (6 Mk.) für 2,25 Mk. — Nitschmann, Der poln. Parnass. 1875 (6 Mk.) für 1,50 Mk. — Ratzel, Südfre u. Kulturbilder aus Nord-Amerika. 2 Bde. 1876 (9 Mk.) für 2,50 Mk. — Baumer, Frw., Litterar. Nachläß. 2 Bde. (6 Mk.) für 2,50 Mk. — Renan, Apostel, in eleg. Lnwbd. (4 Mk.) für 2 Mk. — Antichrist (7 Mk.) für 2,50 Mk. — Schwicker, Gesch. d. Ungar. Litteratur. 1889 (15 Mk.) für 8 Mk. — Stahr, Ad., Agrippina-Kleopatra, jeder Band (à 4,50 Mk.) für à 1,50 Mk. — Kleine Schriften zur Litteratur und Kunst. 4 Bdr., eleg. Lnwbd. (28 Mk.) für 6 Mk. — Stahr u. Lehwald, Ein Winter in Rom, in eleg. Lnwbd. (9 Mk.) für 2,50 Mk. — Reinh. Graf Aurep-Elliput, Australien. 3 Bde. 1886 (24 Mk.) für 6 Mk.

**Verzeichnisse meines antiquarischen Bücherlagers nach Wissenschaften geordnet stehen, kostenfrei zur Verfügung.**

**Joseph Jolowicz,**
Buchhandl. u. Antiquar. in **Posen** (Preußen).

---

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben ist erschienen:

# DANTE

in der

## DEUTSCHEN KUNST.

27 Tafeln Lichtdruck in Groß-Folio nach bisher unveröffentlichten Aquarellen und Handzeichnungen

von

Begas, Cornelius, Führig, Grosse, Lessing, Preller, Rethel, Schnorr, Schwind, Steinle u. a.

aus dem Nachlaß weiland S. M. des

**Königs Johann von Sachsen**

mit allerhöchster Genehmigung

herausgegeben von

**Baron G. Locella.**

Lieferung I. Gr.-Folio. Preis 3 Mark.

Vollständig in 6 Lieferungen zu 5 Mark.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

---

Verlag der
**J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf.**
in Stuttgart.

## Gespräche und Monologe.

Sammlung vermischter Schriften.

Von

**Adolf Wilbrandt.**

**Preis geheftet Mk. 6.—.**
**In geschmackvollem Einband Mk. 7.—.**

Der berühmte Verfasser bietet in diesem Buche in bunter Reihe politischen, persönlichen, Autobiographisches und Beschaulisches, eine Sammlung der durch den Umstand, daß es gereifterungen persönlicher Bekenntnisse sind, ein besonderer Reiz eigen ist.

## Neue Gedichte

von

**Adolf Wilbrandt**

**Preis geheftet Mk. 4.—.**
**In geschmackvollem Einband Mk. 5.—.**

Auch in dieser neuen Gedichtsammlung offenbart sich Wilbrandt als ein feinsinniger Dichter, der durch Gedankenfülle und formvollendete Sprache jede Saite des menschlichen Herzens wiederklingen läßt. Eine Anleihung „Aus den Dichterkreis" weist die „Neuen Gedichte" von allen denen zu einer hochwillkommenen Erscheinung machen, die den Dramatiker und Dramaturgen Wilbrandt ein lebhaftes Interesse entgegenbringen.

## Jagd- und Weinlieder

in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart.

Von

**Franz von Kobell.**

**In geschmackvollem Einband Preis Mk. 4.—.**

Nun erdenmal erscheinen die vielgenannten Jagd- und Trinklieder des weitberühmten Sängers, aus den verschiedenen Gedichtsammlungen gesichtet und systematisch geordnet. Durch Charakter, Innigkeit, echt komische Kraft und einen erquicklichen Humor vor anderen Sammlungen vorzüglich ausgezeichnet, werden sie für alle frohen Kreise eine hochwillkommene Festgabe bilden.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

---

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

## Für Herz und Haus.

**Briefe für deutsche Frauen**

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag à 3 M.
In hochfeinem Einbande à 4.50 M.

---

Verlag von Karl Bauch, Gera.

## Strandgut.

**Neue Gedichte**

von

**Reinhold Fuchs.**

Eleg. geb. 3 Mark.


Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt. Druck von Johannes Pfeiler in Dresden.

Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 14. Dezember 1889. Nr. 51.


# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins" in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.


Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Inhalt: Domenico Ciàmpoli: „Dolor sine labe". (Novelle.) (Fortsetzung). — „Aus der englischen Lyrik". Übertragungen nach Burns und Shelley von Edmund Ruete und Dr. Chotzner. — J. C. Poestion: „Neue isländische Litteratur, I." — Heinz Tovote: „Fort comme la mort". — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Zeitungsschau. — Anzeigen.

## Dolor sine labe.

Erinnerungen einer Verstorbenen.

Von Domenico Ciàmpoli.

Übertragen von Hulda Meister.

(Fortsetzung).

### VI.

Viktoria war groß und kräftig geworden; wenn sie die großen, schwarzen, erstaunten Augen aufschlug und das üppige Haar schüttelte, dann erschien in ihrem Gesichte ein Ausdruck wilder Unschuld, von der meine Schüchternheit seltsam genug abstach. Mit sechzehn Jahren war sie immer noch ein mehr lärmendes als heiteres, ein mehr scheues als eigensinniges Kind geblieben, ihre Ausflüge in den nahen Wald, auf die Dächer des Hauses und durch die Hütten der Armen unterließ sie immer noch nicht. Sie hatte ein so weiches Herz. Eines Tages kam sie ohne Ringe, ohne Ohrringe heim; sie erzählte von einer armen Frau, deren Sohn in der Furt des Malacqua ertrunken wäre. Da sie nichts andres besaß, so hatte sie die Arme mit jenem Golde trösten wollen. Der Mutter gelang es nicht sie zu zügeln und die Lehrerinnen machten sie nervös. So hatte sie eines Tages, als man sie ermahnt hatte, Krämpfe bekommen, daß sie sich stundenlang wie eine Wahnsinnige gebärdete. Von da an mußte man sie mit Sanftmut behandeln und ihre vielen kleinen Launen so gut es anging befriedigen. Sie hatte sich mit Belva eng befreundet; der gute Diener, obgleich er ein Riese neben ihr war, gehorchte ihr wie ein Kind. Er war es auch, der sie auf Schneeflocke reiten lehrte. Obgleich das arme Tier schon ziemlich alt war, so schien es doch stolz darauf, sie tragen zu dürfen; zuerst waren es lange Spazierritte auf den Wiesen, dann auf den gebahnten Wegen, und endlich erstreckten sie sich bis in den Wald und auf die Berge. Wenn sie dann mit glühendem Gesicht und hochgeschwungener Peitsche zurückkehrte, so warfen ihre Augen uns, der Mutter und mir, die wir lasen, stickten oder Klavier spielten, mitleidige Blicke zu. Sie haßte die Musik; ihr waren das leise Flüstern der Blätter, das Rauschen des Wasserfalles, die Lieder der Bauern und Vögel weit lieber. Wie oft saß sie träumend da und lauschte fernen, geheimnisvollen Lauten, während wir nichts vernahmen. Sie weinte selten, aber das Weinen war für sie Herzensangst und sie schämte sich desselben sogar; häufig genug brach sie in lautes Lachen aus, während noch die hellen Tropfen an den dunklen Wimpern hingen und Schluchzen ihre Stimme erstickte. Für die Mama empfand sie eine Art spöttischer Achtung, die sich immer in stürmischen Liebkosungen äußerte, für mich eine laue Neigung, denn nach ihrer Ansicht gehörte ich zu den sieben Weisen des Hauses, nämlich die Mutter, die beiden Lehrerinnen, das Piano, der Papagei, die Katze — und ich. Sehr gern ging sie in das Kloster Sta. Klara, in dem unsere Kousinen erzogen wurden und hatte eine wahre Freude daran, die armen Nonnen und die Zöglinge in Aufregung zu versetzen. Eines Tages drang sie unter dem angstvollen Geschrei der Pförtnerin und der hellen Entrüstung sämtlicher Nonnen zu Pferde triumphierend in das Kloster ein und drohte, mitten in die Blumenbeete des Gartens hineinzureiten, wenn sie noch länger darauf beharrten, solchen Lärm zu machen. An jenem Tage bekam Schneeflocke eine große Menge Zucker und

Digitized by Google

Viktoria den Beinamen, der heilige Georg. Täglich gab es etwas Neues, aber es waren immer unschuldige, nicht böswillige Streiche, über welche die Opfer derselben sogar lachten. Die Klavierlehrerin wollte eines Tages ihre eigene Gewandtheit versuchen und stieg vor Viktoria auf Schneeflocke. Hätte sie es doch nie gethan! Viktoria hieb auf das Pferd ein, und fort ging es auf den abschüssigen Pfaden in sausendem Galopp. Die arme Lehrerin war in wirklicher Todesangst; wie Windmühlenflügel sahen wir sie die Arme schwenken, und ihr verzweifeltes Geschrei drang bis zu uns herüber; wir konnten aber nichts anderes thun, als ihren Einfall bedauern . . . Das sind sonderbare, bizarre Erinnerungen, aber wie viele schmerzliche Veränderungen und Wechselfälle verknüpfen sich mit ihnen! . . .

VII.

Bis aufs Blut gepeitscht, mußte Schneeflocke seine gewohnte Sanftmut verloren haben und seiner unbarmherzigen Herrin durchgegangen sein, denn nachdem wir sie geraume Zeit aus dem Auge verloren hatten, sahen wir sie plötzlich in rasender Eile wieder erscheinen. Aber jetzt folgte ihnen ein Reiter, der sich offenbar bemühte, sie einzuholen . . . Die Mutter sendete sofort Belva zu Hilfe und wir blieben in angstvoller Erwartung zurück. Gegen Sonnenuntergang langten sie endlich zu Hause an, die Lehrerin mehr tot als lebendig, Viktoria düster und drohend wie eine Hagelwolke. Belva erzählte, daß der Herr Gentileschi, ein vortrefflicher Edelmann aus der Umgegend, Schneeflocke mit Gewalt aufgehalten habe und von dem Fräulein dagegen mit einem Regen von Peitschenhieben auf Schultern und Hände traktiert worden sei, und daß er gerade gekommen sei, als der junge Mann die Lehrerin und Viktoria respektvoll gegrüßt habe und fortgeritten sei, weil er ihn wahrscheinlich habe kommen sehen. Die Mutter war sehr ärgerlich. Sie schrieb an den Herrn und bat ihn für ihre Tochter um Entschuldigung. Dann ersuchte sie ihn zu ihr zu kommen, und wie sie erfreut sein würde, es ihm mündlich wiederholen zu können.

VIII.

Er kam. Als ich ihn erblickte, zitterte ich, das Blut stieg mir heiß in die Wangen und ich stotterte verlegen einige Worte der Begrüßung; als ich ihn aber ins Gesicht sah, da poehte mir das Herz noch lauter denn zuvor. Warum? Warum denn nur? Vielleicht hatte ich mir in meiner mädchenhaften, einsamen Einbildung einen Troubadour, einen Dichter, einen Helden ihm ähnlich vorgestellt. Das war er nun freilich nicht ganz, aber er war gut und gemütvoll, lachte über Viktorias Zorn, der sich nicht unterdrücken lassen wollte, lachte auch über die Peitschenhiebe und wollte mit der kleinen Amazone Frieden schließen; Viktoria ließ sich aber im Besuchszimmer nicht sehen. Die Rede kam auf seine Familie; sie waren drei Brüder, die aber nach alter Überlieferung immer in Hader und Zwistigkeiten lebten. Seit kurzem war er heimgekehrt, er wollte die großen Städte verlassen, wo dem Wohle eines jeden unausgesetzt offen und im geheimen nachgestellt wird; er dachte daran, hier in seinem Ahnenschlosse in unsren Bergen im Frieden zu leben und fügte hinzu, als ob er eine große Sünde beginge: „Und dann will ich mich verheiraten!“ — Er ging und versprach wiederzukommen, damit er Viktoria besänftigen könne, aber zwei Wochen vergingen, und er kam nicht. Die zwei Wochen schienen mir recht lang; früher hatte ich ja noch nie gewartet. Immer war er mir nahe in Gedanken, während des Gebetes, in meinen Träumen, bei der Arbeit und auf meinen Spaziergängen. Dann blickte ich wieder mit Herzklopfen zum Fenster hinaus, blickte in die Nähe und in die Ferne, und wenn ich das Rauschen des Laubes im Walde, den Hufschlag eines Pferdes auf dem harten Felsboden vernahm, dann pochte es höher und seliger auf. Die Einsamkeit begann mir lästig zu werden; ich war zerstreut und gar nicht gut und liebenswürdig, sondern recht schlecht; seine einfachen, offenen Worte schienen einen noch immer spürbaren Duft zurückgelassen zu haben, und ich begriff nicht, wie Viktoria immer so streng gegen ihn sein konnte, denn eigentlich hatte er doch nur eine gute That vollführt. Viktoria dagegen überließ sich einer eigentümlichen lärmenden Fröhlichkeit, lief von einem Zimmer in das andre, riß im Garten die Blumen ab, hämmerte auf dem Piano herum und bestürmte die Mutter mit Bitten, damit sie ihr Schneeflocke wiedergäbe. Die Mutter hatte ihr gedroht, Schneeflocke zu verkaufen, wenn sie sich gegen Herrn Gentileschi nicht artig betragen würde. Eines Tages überraschte ich sie in Thränen gebadet, ein andres Mal bemerkte ich, daß sie ein Stückchen Papier im Busen verbarg. Ich beobachtete sie schärfer, ja sogar — Gott verzeih' mir! — ich spürte ihr nach. Ich weiß nicht, welcher allmächtige Instinkt mir zuflüsterte, daß er an dieser Erregung unbewußt Anteil hatte. In der Nacht, während sie sich unruhig im Schlafe auf ihrem Lager umherwarf, las ich das Billet, das ich ihr heimlich entwendet hatte, vor einem matten Lämpchen vor der heiligen Jungfrau. . . Sie schrieb an i h n, nannte ihn „mein Herr“, entschuldigte sich darin und sagte, daß, wenn er ihr nicht bald verzeihen würde, sie sterben müßte und würde, und schloß, daß er als unser Gast wohl gleichgültig, aber kein Feind bleiben dürfe; inzwischen solle er „von diesem Briefe niemand etwas verraten“. . . Armes Kind! Ich weinte vor Zärtlichkeit und weil ich mir Vorwürfe machte. Ein neues Gefühl, ein Gefühl von Mißgunst und Groll, das sehr wohl der Beginn von Eifersucht sein konnte, hatte mich angetrieben, das unschuldige Geheimnis zu verletzen. Wurde das Geschriebene abgesendet? Ich weiß es nicht, aber als er kam und mit dem Pfarrer und dem Arzte zum Mittagessen blieb, erzeigte er nur ihr Aufmerksamkeiten oder wenigstens erschien es mir so. Warum litt ich darunter? Warum lief ich, sobald ich auf einen Augenblick abkommen konnte, in mein Zimmer und blieb dort allein, das Gesicht in den zuckenden Händen verborgen, während heiße Thränen meinen Augen entquollen? Kalt, mit zusammengepreßten Zähnen saß Viktoria da und schien ihn zu

Digitized by Google

verachten; er aber sah sie mit seinen milden, blauen Augen liebkosend an, und Liebkosungen waren seine harmonischen Worte, seine zarten, treffenden Scherze. Er liebt sie! — schloß ich, und tiefe Finsternis schien plötzlich mich mit dichtem Nebel zu umhüllen. Gott, wie entsetzlich ist der Zusammensturz der ersten Illusion!

IX.

Zu mir sprach er nur von seinen Gütern und Jagden. Eines Tages erzählte er mir von seiner Mutter, die schon seit längerer Zeit im Grabe ruhte. — Sie war schön und gut, fügte er hinzu, und sanft wie Sie. — Ich mußte ihn eigentümlich angesehen haben, denn er wendete sich zu einer anderen Person und wechselte die Unterhaltung. Der Kampf zwischen Viktoria und ihm wurde im stillen weitergeführt, zwischen ihnen lag es wie verhaltener Groll, wie die geheime Abneigung jemandes, der einen andern ängstlich verfolgt und ihn doch nicht erreichen kann, und waren sie beide müde, dann kamen sie zu mir, um auszuruhen. In dieser Weise waren sie unerbittlich grausam. Sie erzählten mir all' ihr Unrecht, verteidigten sich mir gegenüber, wenn sie sich im Rechte glaubten, wie zwei Kinder versprachen sie mir gute Freunde zu werden, doch genügte der leiseste Hauch, um den Streit zu erneuern. Zuweilen wurde er fast traurig mitten in seinem Lachen, dann blickte er mich mit einem langen, zärtlichen Blicke an, der mir das Blut in die Wangen trieb. Der alte Pfarrer hatte zwischen seiner und unserer Familie alte Verwandtschaftsbande entdeckt; darauf hörte ich ihn zu der Mutter sagen: „Lassen Sie uns dieselben wieder erneuern!" Die Mutter lächelte und wurde von dem Tage an strenger gegen ihn und uns. Plötzlich unterbrach er seine häufigen Besuche; dann kehrte er nach vierzehn Tagen zurück, blieb einen Augenblick und verschwand von neuem. Im Gesicht aber trug er die Spuren bitterer Kämpfe und herber Leiden. Als er sich verabschiedete, flüsterte er mir leise zu: „Um Ihretwillen!" — Um meinetwillen? Was hatte ich ihm denn gethan? — In jenen Tagen ließ sich Viktoria auf ihren langen Spazierritten immer von Belva begleiten. An manchen Abenden kehrte sie glückstrahlend heim, an anderen schien sie wieder tief niedergeschlagen zu sein; sie verstand es ja so wenig, den Ausdruck ihres Gesichtes zu beherrschen. Wie schön sie dann war! Ein glühender Hauch überströmender Lebenskraft lag über ihrer graziösen Gestalt, eine Riesenblüte, die eben ihre Knospenhülle sprengt. Ich bat Gott, daß er mir jene Liebe aus dem Herzen reißen möchte, daß er mich lieber sterben lasse, als daß er ihr Glück zerstöre.

X.

Die Mutter kam in mein Zimmer. Ich schickte mich eben zum Gebet und zur Nachtruhe an. Ich war so müde; Viktoria war an jenem Tage sehr grausam gegen ihn gewesen, sie hatte über seine Blässe gelacht, über seine Schwermut, sogar über sein altes Schloß mit den zerbröckelnden Türmen. Der alte Priester hatte sich ganz allein mit der Mutter unterhalten. Am Abend sagte mir Mama, indem sie liebkosend über mein Haar strich, daß Herr Gentileschi mich zur Frau gewählt habe, daß er aus zarter Rücksicht für sie nicht zuerst mit mir gesprochen habe und daß, wenn ich seine Hand nicht ausschlage, er die Hochzeit beschleunigt zu sehen wünsche. Ich konnte kein Wort erwidern und weinte nur, ob vor Freude oder aus Furcht, ich weiß es nicht, aber ich versprach, in der Nacht darüber nachzudenken und mich am folgenden Tage zu entscheiden. Nur Gott weiß, was für eine Nacht ich verbrachte! Er liebte also Viktoria nicht? Mich liebte er, der er nie die geringste Aufmerksamkeit erzeigt? Und wenn er sich getäuscht hätte? Wenn er sich nur aus beleidigtem Stolze zu mir gewendet hätte, weil er sich von der andren vernachlässigt sah? Aber jeder Zweifel schwand am nächsten Morgen, als Viktoria mir unter vielen herzlichen Glückwünschen sagte, daß es gut wäre, wenn die Weisen sich miteinander verbänden und daß sie jenen Ludwig den Heiligen nie hätte heiraten können, selbst wenn er ihr ganz Flandern und alle Reiche jenseits des Meeres zu Füßen gelegt hätte. Doch die Mutter fügte hinzu, daß der junge Mann ein gutes Herz besäße, wohlerzogen und reich wäre, daß sie bei dem nahenden Alter ihre Töchter gern versorgt sehen möchte und daß . . . nun schließlich, daß es nicht gut wäre, nein zu sagen. Ich war ein schwaches Geschöpf und ließ mich leicht lenken Voll und ganz gab ich mich darum meiner ersten und einzigen Neigung hin, ohne zu wissen. . . Zwei Monate lang kam er nun zu uns als mein Verlobter, behandelte Viktoria wie ein älterer Bruder, und Viktoria ließ ihn jetzt in Ruhe oder floh ihn und sprach häufig davon, im Kloster Sta. Klara Äbtissin zu werden. Von dem Tage an, wo er mich erwählt hatte, las man in ihrem Gesicht eine so komische Entmutigung, eine so traurig burleske Enttäuschung, daß man nicht mehr wußte, wann sie im Scherz, wann sie im Ernste sprach. Die Mutter nannte sie ihre kleine Närrin; gleich mir hatte sie das Geheimnis ihrer Seele nicht verstanden. Ich erinnere mich eines jeden einzelnen Tages, unaufhörlich zitterte ich; weil ich so sehr geliebt wurde, schien es mir immer nicht genug. . .

XI.

Er führte mich sogleich hierher in das alte verfallene Schloß. Er wollte, daß die Erinnerung an jene heiteren, sonnigen Tage sich mit seinem Hause verknüpfen sollte. Ich entsinne mich, o! so gut, so klar! Man empfing mich, wie man einst die Marquisen empfing, mit achtungsvoller Ergebenheit, mit blühenden Triumphbögen aus Lorbeer und Myrten, mit Musik und fröhlichem Glockengeläut. Ich war ganz müde und betäubt davon. Warum preßte mir der Anblick des üppig wuchernden, grünen Grases zwischen den Steinen des Schloßhofes das Herz zusammen? Warum bebte ich zusammen, als ich die Schwelle meiner Zimmer überschritt? Ich weiß es nicht. Eine geheime Schwermut beschlich mich, und doch mußte ich lange lächeln, sprechen und mich heiter zeigen, um meinen Gatten nicht zu beleidigen.

Digitized by Google

Allmählich gewöhnte ich mich daran; er suchte jedem meiner Wünsche zuvorzukommen und schien so glücklich! Mehr als zwanzig Tage vergingen auf diese Weise, dann reisten wir ab und besuchten während mehrerer Monate schöne Gegenden und fremdes Land. O, die prachtvollen, majestätischen Berge der Schweiz! Die entzückenden, zauberischen Seen der lombardischen Ebene, die ewigen Orangenhaine von Sorrento! Lange, unendlich lange Jahre sind sie außer den Heiligenbildern mein einziger Trost gewesen. Alles schien mir gut und schön, weil es mir durch seine Güte zu teil wurde. Auf seinen Arm gestützt, ruhte ich wie das Kind neben seiner Mutter und hoffte nichts mehr, sondern bat nur Gott, daß er uns immer so fröhlich und heiter erhalten möchte. Seit meiner Kindheit hatte ich von einem solchen sanften, mild dahinfließenden Leben geträumt. Dichter hätte ich sein mögen, um dieses Glück in seinen zartesten Regungen, mit seinen süßen Ergüssen, mit seiner weichen, wonnigen Hingabe schildern zu können.

XII.

Wir kehrten zurück.

Obgleich wir allein waren, erfüllten wir doch das ganze Haus; keinen unerforschten Winkel, kein Zimmer gab es, das nicht unsere Liebkosungen gesehen hätte. Den Dienstboten, die entweder die Blicke wegwendeten oder verschmitzt lächelten, kamen wir wie Kinder vor, und unbewußt gewannen wir uns mit jedem Tage lieber. Wir verstanden uns ohne zu sprechen, oder vielmehr das Wort war nur ein Klang, das für die anderen keinen Sinn hatte, während es uns so viele schöne Dinge enthüllte! Freunde und Verwandte überließen uns dieser glückspendenden Einsamkeit, die Mutter und Viktoria kamen nur selten . . . Ich erinnere mich noch, das erste Mal, als Viktoria zu uns kam, und er sie als seine Schwägerin küßte, wurde sie in seinen Armen ohnmächtig. — „Ich weiß nicht, was es ist," sagte die Mutter, „aber seit einiger Zeit verheimlicht und verbirgt sie irgend einen Schmerz." Und in der That, wenn sie auch über alles lachte, so las man doch die innere Pein in der Wachsfarbe ihrer Wangen, in der schmelzenden Müdigkeit ihrer Augen, in der weichen, schlaffen Haltung ihres Körpers. — „Was ist Dir?" fragte ich sie eines Tages, als wir beide auf dem höchsten Altan des Schlosses allein geblieben waren. Sie verzog schmerzlich das Gesicht, dann näherte sie sich der Mauer und antwortete, indem sie auf die unten gähnende Tiefe deutete: „Ich möchte dort unten ruhen." — Es war mir unmöglich, ihr ein anderes Wort oder irgend eine Aufklärung zu entlocken. Zuerst behandelte er sie wie das junge Mädchen von früher, er scherzte mit ihr, neckte sie, lachte über den alten Schneeflocke, den sie immer noch beharrlich ritt, lachte auch über die Miene strenger Zurückhaltung, die sie manchmal annahm. Sonderbar! Viktoria wollte nicht immer auf sein Spiel eingehen, einmal lief sie sogar mit wild zusammengepreßten Zähnen auf mich zu und rief: „Aber so mache ihm doch begreiflich, daß . . . daß er mich entsetzlich quält." — Ich bat ihn, einen anderen Ton mit ihr anzuschlagen, und er wurde nun aufmerksam und liebenswürdig. Darauf kam Viktoria noch seltener; die Mutter schrieb, daß die Nonnen von Sta. Klara ihr ganz den Kopf verdrehten, indem sie ihr zuredeten, den Schleier zu nehmen, daß man ihr diesen Gedanken ausreden müsse, sie vom Kloster fern halten müsse, daß sie sie deshalb auf einige Zeit zu mir senden wolle, und daß sie beide zusammen kommen würden . . . Ich freute mich wirklich darauf.

Ich wollte jetzt anfangen eine Schloßherrin zu werden, und oft wußte ich mir in den einfachsten Dingen nicht zu helfen. Rat und Beistand der Mutter waren mir durchaus notwendig; dann mußte er auch endlich nach einjährigen Flitterwochen an seine Geschäfte denken und die Einsamkeit konnte mir nicht immer angenehm sein. So beschlossen wir denn, eine einzige Familie zu bilden; das alte Schloß Gentileschi wurde jetzt von Zeit zu Zeit durch Feste und Gäste belebt, und Viktoria fand am Schwager stets einen aufmerksamen Kavalier. Inmitten der Menschen fühlte ich mich glücklich; wenn ich mich aber zurückzog, um zu beten, dann beschlich mich unsagbare Unruhe oder Furcht und das Gebet endete in Thränen und Schluchzen. Ich hielt mich für so böse und schlecht, daß ich an der Unschuld der einen, an der Treue des anderen zweifeln konnte, und doch kehrte der verscheuchte Zweifel quälender und hartnäckiger wieder in meine Seele zurück . . . Eines Tages litt ich unerhörte Qualen; am Vormittag hatten beide beschlossen, einen Spazierritt in den Wald zu machen. Belva sagte, daß ein Gewitterstурm in der Luft läge, aber sie lachten nur, deuteten auf den heiteren Himmel und ritten davon. Nach kaum einer Stunde erhob sich von Westen her das Gewitter in schwarzen, drohenden Wolken, in kurzem herrschte tiefe Finsternis, die nur von grellen Blitzen unterbrochen wurde, und der dröhnende Donner schien alle Bergschluchten in ihren Grundfesten zu erschüttern. Belva fügte noch hinzu, daß er den Geruch von Hagel spüre, und daß es notwendig sei, sie aufzusuchen, da sie sich in dem mächtigen Urwalde leicht verirren konnten. Er verließ das Schloß, um seinen Vorsatz auszuführen. Noch hörte man den Hufschlag des starken Ackerpferdes, als auch schon schwerer, dichter Hagel und Regen hernieder rauschten. In der kleinen Kirche erklangen rastlos wimmernd die Glocken; voller Entsetzen betete die Mutter und ging fortwährend von einem Fenster zum andren. Auf mich hörte sie gar nicht mehr . . . Ich . . . ich litt unaussprechliche Qualen. An Gefahr dachte ich nicht, aber ich sah sie in irgend einer stillen, moosbewachsenen Grotte, wie sie sich eng umschlungen hielten und sich anlächelten und sich liebten . . . Gott! mein Gott! nur ein böser Dämon konnte mir diese Versuchungen ins Ohr flüstern! Als sie zurückkehrten, strahlte der wieder aufgeklärte Himme im Westen in reiner Bläue. —

Viktoria zog sich sofort in ihr Zimmer zurück; er aber erzählte in heiterem Tone und mit großer Weitschweifigkeit, daß sie sich gerade in der Nähe der „Bäringrotte", einer sehr geräumigen Grotte, be-

Digitized by Google

finden hätten, als das Gewitter sie überrascht, daß Viktoria ungewöhnlich furchtsam gewesen, doch nur ihr Mitleid mit Schneeflocke sie bewogen hätte, dort Schutz zu suchen. Sie wären lange mit den Pferden darin geblieben und hätten Zeit genug gehabt, die zahlreichen Schönheiten der kalkhaltigen Versteinerungen und Stalaktiten zu bewundern . . . Später kehrte Belva zurück und nachdem er gesagt, daß er ein unglücklicher Forscher wäre, hatte er ihm mit geheimnisvoller Miene eine kleine Platina-Brosche übergeben, die Viktoria am Kragen zu tragen pflegte . . . Er wurde zornig; warum diese Geheimnisthuerei? Die Brosche gehörte der Signorina, und sie hatte sie in der Grotte verloren, nichts war ja natürlicher. Mit Thränen in den Augen verließ Belva das Zimmer, und viele Tage lang hielt er sich mit der düsteren Ergebung eines kranken Tieres von uns fern.

XIII.

Um diese Zeit ging wieder das Gerücht durch das ganze Schloß, daß man den Geist der Baronin gesehen. Es war eine einfache Sage, wie sie nur phantasiereiche Gebirgsbewohner erfinden können, einfach wie die Walter Scotts.

Die Legende erzählte folgendes:

„Es war einmal in unserem Schlosse ein alter Baron, der immer nur mit Krieg beschäftigt war und erst daran dachte eine Frau zu nehmen, als sein Bart schon weiß war wie der Schnee der Majella.

Und er wählte zur Frau ein schönes, zwanzigjähriges Mädchen, blond wie die reifen Ähren, schön wie die Madonna.

Monate vergingen, Jahre schwanden dahin. Der Alte war eifersüchtig und überwachte sie beständig mit seinen Adlerblicken. Freunde und Pilger hielt er fern von seinem Schlosse, und Tag und Nacht war er auf seiner Hut.

Aber das Mädchen war eine Fee und so verließ sie ihn und verschwand immer, ohne daß er es gewahr geworden wäre. Ihr Körper blieb bei ihm, aber ihre Seele flog Tausende von Meilen in einer Stunde davon, wie das zarte Wölkchen, das der kalte Nordwind spielend vor sich hertreibt.

Wenn der Baron sie so weiß und regungslos sah, so sagte er nachts: sie schläft, und bei Tage: sie ruht, und leise, ganz leise küßte er ihr Hände, Stirn und Lippen.

Einmal bemerkte er, daß sie ganz kalt war, ein andres Mal, daß sie nicht atmete. Er rief sie und sie antwortete ihm nicht; er drückte sie an seine Brust, und sie bewegte sich nicht. Schon fürchtete er, daß sie gestorben wäre, und weinend und sich die weißen Haare raufend, wachte er bis zum frühen Morgen. Da sah er, wie leise, ganz leise, keusch und rein die Seele auf einem Sonnenstrahl wiederkehrte.

Nun wollte er gute Wacht halten, damit die Seele ihm nicht wieder entflöhe, und er verriegelte und verrammelte Thüren und Fenster, stellte Bogen- und Pfeilschützen auf die Türme, aber alles war umsonst; jede Nacht entwich die Seele, unsichtbar wie ein Hauch und kehrte nach ihrem Belieben wieder heim

Aber einmal, nachts, gelang es ihr nicht, sich vor den Adleraugen ihres Gatten zu verbergen. Kaum war sie hinausgeflogen, so eilte dieser ihr mit verzweifeltem Rufen nach, sie aber floh ohne anzuhalten und er folgte ihr ohne Rast. Sie durcheilten das Hölzchen, verlassen den Umkreis der schützenden Mauern, steigen einen Felsrücken hinan, dann noch einen, und wieder einen . . . Da stehen sie auf dem Kamm des Gebirges, wo der Abgrund jählings in die Tiefe stürzt und kein menschliches Auge die Dunkelheit des gähnenden Schlundes durchdringt; schon streckt der Baron die Hand aus, um sie zu ergreifen, als eine leichte weiße Gestalt sich ihrer bemächtigt, und beide sich vereint in den unermeßlich Raum erheben. Blind vor Wut folgt ihr der Baron, er achtet nicht des Abgrunds . . .

Am Morgen fanden sie ihn tot im Thale und ihre leblose Gestalt auf dem Ruhebett; in einem Grabe begrub man sie beide. Aber ihre Seele erscheint jedesmal im Schlosse, wenn eine andere Seele leidet und die Welt verlassen soll, oder wenn ein großes Unglück dem Hause der Gentileschi droht."

Damals log die Sage nicht.

Ich erzähle sie Dir jetzt, mein Kind, wie ich sie Dir einst hätte erzählen mögen, um den süßen Schlaf auf Dein blondes Köpfchen herabzurufen.

(Schluß folgt.)

## Aus der englischen Lyrik.

### Unter den Gerstenähren.

Von Robert Burns.

Übertragen von Edmund Ruete, (Bremen).

Es war in Inuer Sommernacht,
Wann schwer die Ähren hangen,
Der Mond schien hell, da bin ich sacht
Zu meinem Lieb gegangen.
Vor Tau und Tag — wie flog die Zeit' —
Mußt ich schon heimwärts kehren,
Doch Änncben mein gab mir Geleit
Hin durch die Gerstenähren.

Kein Wölkchen rings, es schwieg der Wind
Da, eh' sie's konnte wehren,
Setzt' nieder ich mein holdes Kind
Tief in die Gerstenähren.
Ich wußt', es kann ihr Herze nie
Sich mehr von meinem kehren;
Ich küßt' und küßt' und küßte sie
Unter den Gerstenähren.

Ich schlang den Arm um meinen Schatz
In stürmischem Begehren . . .
Mein Segen dir, du sel'ger Platz
Unter den Gerstenähren!
Doch bei des Mondes heit'rer Pracht,
Den Sternen all', den hehren,
Stets segnen soll sie jene Nacht
Unter den Gerstenähren.

Digitized by Google

Ich war mit Freunden wohlgemut,
Ich war beim Zechen fröhlich,
Und munter, war das Glück mir gut,
Beim Dichten war ich selig:
Doch nichts kann auf dem Erdenrund
Mir solche Lust gewähren,
Wie jene sel'ge Liebesstund'
Unter den Gerstenähren.

Chor. Das Gerstenfeld, das Weizenfeld,
Die schimmern wie von Golde,
Vergessen werd' ich nie die Nacht
Im Feld bei dir, du Holde!

## Die Philosophie der Liebe.

Von P. B. Shelley.

Übertragen von Dr. Chotzner, (Harrow).

Sieh', wie beständig sich mischen und paaren
Der Quell mit dem Fluß und der Fluß mit dem Meer,
Wie auch die Winde gesellig sich scharen
Und pfeifen und stürmen und tanzen umher.
Denn so ist's wahrlich von jeher gewesen
Und wird in aller Zukunft wohl sein.
Daß liebreich sich schmiege Wesen an Wesen;
Doch, Liebchen, warum läßt Du mich allein?

Sieh' wie die Berge den Himmel doch küssen,
Wie sich umarmen die Wellen im Spiel;
Und sind nicht die Blumen stets auch beflissen,
Zu zeigen einander ein zärtlich Gefühl?
Verjüngt wird die Erde vom Kuß der Sonne,
Die See auch glänzt schöner im Mondenschein,
Doch all' dies entbehrt der Lust und der Wonne,
Wenn Du mich nicht küssest, o Liebchen mein.

## Neueste Isländische Litteratur.

Von J. C. Poestion.

I.

Mit banger Besorgnis blicken Islands Freunde nun schon seit einer Reihe von Jahren hinauf nach der mächtigen Insel im arktischen Meere; denn immer düsterer lauten die Nachrichten aus „Frau Brunhilds Land". Die alte, längst ausgebrannte Feuerburg wird jetzt fast Jahr für Jahr von den Frostriesen belagert und ausgehungert, um die wenigen Bewohner, welche daselbst ein wenig beneidenswertes Dasein fristen, zum Verlassen dieses — wie es scheint, für menschliche Ansiedelungen nicht bestimmten — Erdteiles zu zwingen. Es ist dies kein bloßes poetisches Bild. Das Polareis hält nun fast alljährlich den nördlichen Dreiviertelteil der Insel bis tief in den Sommer hinein umschlossen, wodurch nicht nur der Verkehr zur See unterbrochen und die Fischerei unmöglich gemacht wird, sondern auch wegen der kalten, feuchten Witterung der Graswuchs zurückbleibt, und daher nicht genug oder schlechtes Futter für die Schafe liefert. Die regelmäßigen Folgen sind: Mangel an Nahrungsmitteln, großer Verlust an Schafen, Ruin vieler Wirtschaften, ja oft auch Hungersnot, wenigstens in gewissen Gegenden.*) Die durch diese Mißjahre herbeigeführten trostlosen Zustände wirken denn auch auf die Dauer so niederdrückend auf alle Verhältnisse, daß sich des Volkes ein Mißmut bemächtigt hat, der sich einerseits durch rege Auswanderungslust, andrerseits durch stumpfes Hinbrüten und geistige wie moralische Erschlaffung äußert. Nur die Politik vermag noch einen Teil der männlichen Bevölkerung aufzuregen — die Isländer waren ja immer leidenschaftliche Politiker. Doch ist man auch mit den staatlichen Zuständen sehr unzufrieden. Man strebt eine durchgreifende Revision der Verfassung (von 1874) an, welche aber von der dänischen Regierung hartnäckig abgelehnt wird. Es ist dies eine Angelegenheit, welche dem ganzen Volke sehr am Herzen liegt und die Verschleppung derselben erweckt daher allgemeine Erbitterung.

Es ist wohl jedermann einleuchtend, daß die eben geschilderten Verhältnisse für litterarische Beschäftigungen und Bestrebungen nichts weniger als förderlich sind, besonders auf schöngeistigem Gebiete. Ja, es hat leider den Anschein, als ob die gegenwärtigen Zustände des Landes die altangestammte Liebe des isländischen Volkes zur Litteratur und Dichtkunst überhaupt schon fast ertötet hätten. In einem am 10. November vorigen Jahres zu Reykjavík gehaltenen, jetzt auch gedruckten Vortrage des Novellisten Gestur Pálsson über „Das Leben in Reykjavík", worin allerdings durchwegs grau in Grau gemalt ist, finden wir in dieser Hinsicht recht betrübliche, ja erschreckende Äußerungen. So heißt es darin u. a.: „Ein litterarisches Leben giebt es hier (in Reykjavík) ebensowenig wie anderwärts im Lande; es finden sich zwar einzelne Menschen hier, die all' das Wenige, was auf Isländisch gedruckt wird, zusammenkaufen — aber nicht etwa, um es zu lesen, sondern um es im Schrank aufzustellen, damit man nach ihrem Tode bei der Versteigerung sagen könne, sie seien große Bücherfreunde gewesen. Es vergehen fünf bis zehn Jahre, ehe ein Buch oder eine Broschüre erscheint, die lesenswert sind, und die Zeitungen haben so gut wie aufgehört, neuerschienene Bücher zu besprechen . . . Man spricht viel davon, daß unser Volk sich in einer Periode des Aufschwunges befinde, daß es zu politischem Bewußtsein erwache und in verschiedenen Zweigen einen Fortschritt aufweise. Das mag sein; aber eines ist gewiß, und das ist, daß die Litteratur hier im Begriffe steht auszusterben. Das Volk bleibt teilnahmlos gegen alle Dichtung, und bezahlt werden solche Arbeiten entweder gar nicht oder so schlecht, daß sie sich nicht lohnen. Anderwärts in der Welt wird die Dichtkunst als das wichtigste und beste Bildungsmittel der Völker angesehen; die meisten Humanitäts- und Freiheitsideen, für welche die besten

*) Das heurige Jahr brachte erfreulicher Weise doch wieder eine Besserung der wirtschaftlichen Zustände, indem sowohl die Heuernte wie der Fischfang sehr befriedigend ausfielen. Doch meldeten sich kürzlich wieder andere feindliche Mächte der Insel, die Feuergeister, durch ein ziemlich bedeutendes Erdbeben an, um nur ja die arme Bevölkerung aus Furcht und Schrecken nicht herauskommen zu lassen. F.

Digitized by Google

Fortschrittsmänner der großen Nationen kämpfen, sind auf die Dichter zurückzuführen. Hier zu Lande hingegen fühlen die Leute kein Bedürfnis nach Dichtung. Die Anschauung, daß die Dichtkunst für das Menschenleben eine Bedeutung habe oder haben könne, hat sich bei uns nie Bahn gebrochen . . . Mit einem Worte: hier in der Stadt oder im Lande giebt es nichts, das zur Dichtkunst ermuntert oder anspornt."

Wir halten diese düstere Schilderung der litterarischen Verhältnisse Islands eben bei der den Isländern angeborenen Liebe zur Dichtkunst und Litteratur, welche ja einen besonderen Charakterzug dieses Volkes bildet, denn doch für stark übertrieben, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß die solch' idealen Bestrebungen abholde realistische Strömung unserer Zeit auch schon auf Island des Volksgeistes sich bemächtigt hat. Übrigens ist die Veröffentlichung litterarischer Erzeugnisse auf Island schon unter den günstigsten Verhältnissen mit großen Schwierigkeiten verbunden; bleibt doch der Absatz der isländischen Bücher fast allein auf das Land selbst beschränkt, da ja außerhalb desselben die isländische Sprache noch immer fast unbekannt ist oder nur gelehrter Zwecke halber studiert wird. Wie soll aber ein so armes Völkchen von nicht einmal mehr 70 000 Köpfen für den Verbrauch eines größeren Büchermarktes aufkommen? Schon gar bei diesen Zeiten!

Wir dürfen uns daher nicht verwundern, daß die isländische, d. h. die in isländischer Sprache vorliegende Litteratur in den letzten Jahren nur eine sehr geringe Bereicherung erfahren hat — besonders gering namentlich an wirklich neuen schöngeistigen Erzeugnissen. Für die Herausgabe volksbildender und gelehrter Schriften, sowie für neue Auflagen berühmter, jedoch im Handel vergriffener Werke älterer Dichter sorgen noch in hergebrachter Weise gemeinnützige und gelehrte Gesellschaften, vor allen die „Isländische Litteraturgesellschaft", dann der „Verein der Volksfreunde" und der „Altertumsverein". Indessen ist doch auch selbst dieses Wenige zusammen wieder bezeichnend genug für die hohe Bildungsstufe und den altbewährten litterarischen Sinn des isländischen Volkes. Um den Lesern des „Magazins" ein beiläufiges Bild des geistigen Lebens auf Island in den letzten Jahren zu geben, wollen wir in die nachfolgende Übersicht der neuen litterarischen Erscheinungen dieses Landes auch die bedeutenderen Werke nicht schöngeistigen Inhalts einbeziehen, sowie der verschiedenen auf Island erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen gedenken, welche ja keinen unwesentlichen Teil des isländischen Schrifttums bilden. Wir knüpfen hierbei an unseren letzten Bericht vom Jahre 1885 an (vergl. „Magazin f. d. Litteratur des In- und Auslandes", 107. Bd., Nr. 23, S. 355 bis 357, und früher: 1884, 105. Bd., Nr. 5, S. 77; 1882, 101. Bd., S. 204—205 und 102. Bd., S. 727 bis 730; 1880, 97. Bd., S. 312 und 98. Bd., S. 581), so daß die gegenwärtige Übersicht, abgesehen von einigen Nachträgen, die Jahre 1885 bis einschließlich 1888 umfaßt.

Wenn wir zunächst auf dem Gebiete der Lyrik Umschau halten, so finden wir, daß die letzten vier Jahre wenig Neues und darunter nichts von besonderer Bedeutung gebracht haben. Die hervorragendsten „Skalden" des Landes (die drei „Volksdichter": Steingrimur Thorsteinsson, Matthias Jochumsson und Benedikt Gröndal, dann Grimur Thomsen und Hannes Hafsteinn) blieben diese ganze Zeit hindurch „stumm wie ein Stein" (steinthegjandi" — wie von ihnen die Isländer selbst jetzt sagen), wenn man von vereinzelten, in der Regel Gelegenheits-Gedichten, namentlich den unvermeidlichen Grabgedichten, absieht. Benedikt Gröndal hat überhaupt seit dem Jahre 1856 keine neue Gedichtsammlung mehr erscheinen lassen, obwohl es im hohen Grade wünschenswert wäre, das Vorzüglichste aus den beiden früheren Heften (Kvæði 1853 und Kvæði 1850) mit den besten neueren Gedichten dieses vielseitigen Poeten in einem Bande vereinigt zu erhalten. Auch Hannes Hafsteinn, der Lyriker „Jung Islands", hätte schon daran denken können, seine hübschen, schwungvollen und gedankentiefen Lieder zu sammeln. Unthätig sind die Genannten deshalb doch nicht geblieben; sie haben sich nur vorübergehend anderen litterarischen Beschäftigungen zugewendet, wie wir zum Teil ja noch sehen werden. Jochumsson, der das schöne und altberühmte Oddi im Südlande mit der Pfarre der Kaufstadt Akureyri im Nordlande vertauscht hat, betreibt jetzt fleißig Politik und besorgt die Schriftleitung eines neuen Halbmonatsblattes, des „Lýður" (Volk).

In einem andern Blatte („Norðurljósið") hat er übrigens voriges Jahr ein schaurig-prächtiges Gedicht auf das Meereis erscheinen lassen, von dem wir unseren Lesern wenigstens die ersten drei Strophen nicht vorenthalten möchten. Dieselben lauten in unserer Übersetzung:

„Bist wieder da, du alter Feind des Landes,
Und legst dich fest im Sand des Strandes?
Vor Sonne, Schiffen, Hilfe kannst du her,
Du Silberflotte, die uns soll verderben!
Hol steht im Sterne vorn und das heißt: Sterben,
Sie streut die Hungerteller auf das Meer.
Selbst Ran, die alte, ahnt des Unheils Nähe,
Es bebt und schwillt ihr kalter Mutterleib;
Sie stöhnt und ächzt ob all' dem Wehe,
Als wär's in Kindesnot ein Weib.

Wo ist das Meer? Wo ist des freien, blauen,
Des Silbergürtels Glanz zu schauen?
Bist du verschwunden, Wunder-, Lebens-Quell?
Dann ist des Kindes Mund die Brust genommen,
Im Schneefeld Bär und Wolf zusammenkommen
Und haschen nach demselben Knochen schnell.
Dann ist es aus mit Leben, Schaffensdrange,
Mit Freiheit, Mut und Kraft und Wissensmacht,
Dann ist das Volk im Untergange,
Dann herrscht nur Tod und ewige Nacht!

Kein Meer! Nur eisige Öde ist zu sehen,
Vereinzelt ekle Klötze stehen,
Gespenstern zwischen Gräbern gleich. Und dort —
Ein Kirchlein? Welch' phantastische Gestalten!
Da kann des Dichters Phantasie leicht walten:
's ist einer ganzen Welt Begräbnisort!
Ja, einen Riesenkirchhof sie — o Grauen! —
Von Millionen Gräbern malt,
Ein Totenreich, voll Angst zu schauen.
Hu, mich durchschauert's eisig kalt!" u. s. w.

Digitized by Google

Benedikt Gröndal, der überaus vielseitige Gelehrte, arbeitet mit Unterstützung des Althings an einer großangelegten nordischen Kulturgeschichte und einem Werke über die Seetiere Islands, wozu er auch selbst einen großen Atlas zeichnet.

Doch zurück zur Lyrik! Wir haben ja immerhin einiger neuer Erscheinungen zu gedenken, die der Beachtung nicht unwert sind, und überdies mehrere Neuausgaben berühmter älterer Dichter zu verzeichnen. Von den ersteren sind unstreitig die „Gedichte" Gísli Thórarensens („Ljódmæli", Reykjavík 1885, Verlag von Einar Thórdarson) das Bedeutenste. Der Dichter selbst, ein Neffe des berühmten Bjarni Thórarensen (vergl. „Magazin" 1885, Nr. 23, S. 355 fgd.), ist bereits im Jahre 1874 gestorben, und die Herausgabe der Gedichte hat, wenn ich gut berichtet bin, Jón Olafsson besorgt, von dem auch die Lebensskizze des Dichters sowie die Anmerkungen herrühren; sein Name ist nicht genannt. Gísli Thórarensen lebt aber noch bei vielen Isländern in freundlicher Erinnerung fort, die wohl mehr seinen ehemaligen Beziehungen zu den Wiedererweckern eines höheren Geisteslebens auf Island als seinen Dichtungen gilt. Er hielt sich nämlich als Student gerade zu der Zeit in Kopenhagen auf, wo hier seine berühmten Landsleute: der große Patriot und Politiker Jón Sigurdsson mit seinen Anhängern in der eben erst (1811) ins Leben gerufenen Zeitschrift „Ný félagsrit" einerseits, der Sprachgelehrte Konr. Gíslason, der gefeierte Dichter Jónas Hallgrímsson, der geistvolle Probst Tómas Sæmundsson u. a. in dem bereits 1835 gegründeten „Fjölnir" andererseits, in der Aufklärung des isländischen Volkes wetteiferten. Er schloß sich der letzteren Partei an, da die Dichtungen Hallgrímssons eine ganz besondere Anziehungskraft auf ihn ausübten. Selbst ist Gísli Thórarensen als Dichter, wie gesagt, nicht von hervorragender Bedeutung; doch sind einige seiner humoristischen Gedichte und Epigramme wohl gelungen. Von den religiösen Liedern (Psalmen) des Dichters, der Pastor war, findet sich in die Sammlung nichts aufgenommen, obschon einige derselben zu dem Besten gehören, was er überhaupt geschrieben. Nicht erwähnt finden wir in der Einleitung zu den Gedichten den immerhin bemerkenswerten Umstand, daß Gísli Thórarensen während seines Aufenthaltes in Kopenhagen in dänischer Sprache ein Drama, dessen Stoff der Laxdæla-Saga entnommen war, geschrieben hat, das von J. S. Heiberg sehr günstig beurteilt, aber nicht für die Bühne brauchbar befunden worden ist. Diese Arbeit ist später leider gänzlich verloren gegangen. — Einen neuen Lyriker lernten wir in Hannes S. Blöndal kennen, der sich 1887 mit einem Heft Gedichte („Nokkur kvæði". Akureyri, Verlag von Frb. Steinsson) eingestellt hat. Blöndal zeigt sich stark von anderen isländischen Dichtern der Jetztzeit beeinflußt, bekundet aber doch auch ein hübsches eigenes Talent, und die meisten seiner Gedichte sind auch geschickt in der Form. Dasselbe kann man von den „kleinen Gedichten" der Olöf Sigurdardóttir („Nokkur smákvæði", Reykjavík 1888) sagen, welche nicht ohne dichterischen Schwung, oft innig zum Herzen sprechend und dabei auch sprachlich wohl geraten sind. Das weibliche Geschlecht tritt auf Island jetzt überhaupt mehr in den Vordergrund; es nimmt viel größeren Anteil an dem geistigen Leben des Landes als je zuvor. Frauen und Mädchen treten nicht nur immer häufiger als Dichterinnen und Schriftstellerinnen auf, sie halten auch öffentliche Vorträge über Frauenbildung, Frauenrechte u. dergl. (Vergl. z. B. den auch im Druck erschienenen Vortrag von Bríet Bjarnhjedinsdóttir „Um hagi og rjettindi kvenna", d. h. über Stellung und Rechte der Frauen). Damit soll indessen nicht etwa gesagt sein, daß es früher unter den Isländerinnen keine Dichterinnen oder gebildeten Frauen gegeben habe. Der Sinn und die Begabung der Isländer für die Dichtkunst waren ja auch dem weiblichen Teile desselben nicht minder eigen wie dem männlichen. Die Frauen haben sich nur bescheidentlich im Hintergrunde gehalten, so lange es als unziemlich für sie galt, sich auf diese oder jene Art in die Öffentlichkeit zu drängen. Wir haben da gleich noch einer Sammlung von Gedichten zu gedenken — obwohl bereits 1883 erschienen, ist uns das Büchlein erst nach der Veröffentlichung unseres letzten Berichtes zugekommen — welche eine Frau zur Verfasserin haben und nach dem Tode derselben von Björn Jónsson herausgegeben wurden; es sind dies die „Gedichte" (Ljódmæli) der Augústina Jóhanna Eyjúlfsdóttir (Eskifirdi, Druckerei des Ostlandes, Guðm. Sigurdarson). Obgleich Augústina nur eine sehr mangelhafte Bildung genossen und zeit ihres Lebens — sie starb 1872 — mit Not und Kümmernissen aller Art zu kämpfen hatte, sind diese lyrischen Herzensergüsse, wenn auch im ganzen ohne Bedeutung, doch zumeist frisch, sinnig und innig und befreunden uns mit der Dichterin. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich der „Gedichte" (Ljódmæli) des Bruders der Augústina gedenken, des seiner Zeit auch als einer der besten Sänger auf Island bekannten Gísli Eyjúlfsson. Dieselben sind ebenfalls erst nach dem Tode des Verfassers und von Björn Jónsson 1883 (im gleichen Verlage) herausgegeben worden. Sie bekunden zwar keine ungewöhnliche, über das isländische Mittelmaß hinausreichende dichterische Begabung, aber doch ein warmes Herz und eine wackere Gesinnung.

Hat nun auch die isländische Litteratur in den letzten Jahren keine wirkliche, nennenswerte Bereicherung an neuer Lyrik erfahren, so sind ihr doch mehrere wertvolle Neuausgaben älterer berühmter Dichter zugewachsen. Die wichtigste und erwünschteste darunter ist unstreitig die der Geistlichen Lieder und Gedichte („Sálmar og kvæði") von Hallgrímur Pétursson, besorgt von Dr. Grímur Thomsen und Sigurður Kristjánsson, wovon im Jahre 1887 der erste Band erschienen ist. Hallgrímur P. ist der bedeutendste Dichter geistlicher Lieder, den Island, ja vielleicht die Neuzeit überhaupt, aufzuweisen hat. Da derselbe wohl den meisten Lesern des „Magazins" unbekannt ist, dürfte eine kurze Angabe seiner wechselvollen Lebensschicksale hier nicht ganz überflüssig erscheinen. Er lebte im 17. Jahrhundert

Digitized by Google

(1614—1674) und war der Sohn eines Glöckners zu Hólar, dem alten Bischofssitze, ohne doch daselbst geboren zu sein. Hier lernte er lesen und schreiben und besuchte auch schon die Lateinschule, als er plötzlich, 13 oder 14 Jahre alt, aus bisher nicht aufgeklärten Gründen — die Sage erzählt, weil er auf die Weiber des bischöflichen Hofes Spottverse gedichtet — Island verlassen mußte. Er kam von da zuerst nach Glückstadt, dann nach Kopenhagen, um das Schmiedehandwerk zu erlernen. Hier lernte ihn der spätere Bischof Brynjólfur Sveinsson kennen; dieser nahm den jungen Landsmann zu sich und verschaffte ihm (1632) den Eintritt in die Metropolitanschule Kopenhagens, welche er auch vier Jahre hindurch (bis in die oberste Klasse) besuchte. Als 1636 eine Anzahl Isländer, welche 1627 von türkischen Seeräubern geraubt und von König Kristian IV. wieder losgekauft worden waren, auf ihrer Heimreise von Algerien sich längere Zeit in Kopenhagen aufhielt, wurde Hallgrímur, noch als Schüler der genannten Schule, zum Religionslehrer und Prediger für dieselben bestellt. Er verliebte sich aber in ein Weib aus dieser Schar, das früher schon verheiratet gewesen, und die Folge dieses Verhältnisses war, daß er die Schule verließ und mit seiner Braut im Frühjahre 1637 nach Island zurückreiste. Hier lebte er, nachdem er bald darauf geheiratet, als Häusler und Taglöhner, bis ihn (1644) sein Gönner Brynjólfur Sveinsson, der jetzt bereits Bischof von Skalholt war, zum Priester weihte und ihm eine Pfarre verlieh. Als Seelenhirt scheint er geachtet und beliebt gewesen zu sein, und er hatte auch nicht mehr mit so schweren Sorgen um das Dasein zu kämpfen. Die Sage von seiner großen Armut auch als Pfarrer ist zum mindesten stark übertrieben. In seinen letzten Lebensjahren mochte er sich indessen immerhin in einer bedrängteren Lage befunden haben, da er sich durch Krankheit — er war vom Aussatze befallen worden — genötigt sah, anfangs einen Hilfspriester zu halten, dann aber die Pfarre ganz aufzugeben. Er starb am 27. Oktober 1674 zu Ferstikla, 60 Jahre alt. Hallgrímur P. war ein fruchtbarer Dichter und hat außer geistlichen Liedern auch eine große Anzahl weltlicher, oft sogar nichts weniger als priesterlicher Gedichte verfaßt, denn er war eine zu Scherz geneigte und satirische Natur. Die meisten derselben sind indessen schon vor der Zeit seines Priesteramtes entstanden, und viele, welche der Volksmund ihm zugeschrieben, stammen gar nicht von ihm her, sondern von dem ebenso gewandten und humorvollen Stephán Olafsson (siehe unten) oder anderen dichterischen Zeitgenossen. Unter seinen weltlichen Dichtungen befinden sich auch mehrere „Rímur", die sich vor den meisten übrigen dieser auf Island so beliebten epischen Reimdichtungen dadurch auszeichnen, daß ihre Helden nicht wie gewöhnlich als halb übernatürliche Wesen, sondern als natürliche Menschen dargestellt erscheinen. Am größten aber war Hallgrímur als Dichter religiöser Lieder, namentlich der berühmten „fünfzig Passionslieder" („Fimmtíu Passíu Sálmar") oder wie der ursprüngliche Titel lautete: „Geschichte des Leidens und des Todes unseres Herrn Jesu Christi", worin er selbst von den vorzüglichsten katholischen Kirchenliederdichtern, wie Franz Xavier, Jacopone da Todi (dem Dichter von „Stabat mater dolerosa") u. a. nicht übertroffen wird. Es ist schwer, dem Leser eine Vorstellung von der poetischen Kraft und Vollkommenheit dieser Lieder zu verschaffen, ohne ihn zugleich mit einer Anzahl derselben bekannt zu machen. Dies ist aber fast unmöglich, denn sie bieten der Übersetzung geradezu unbesiegbare Schwierigkeiten dar und würden selbst unter der gewandtesten Hand an Schönheit der Form und Innigkeit des Ausdrucks nur allzuviel verlieren. Es sind uns denn auch überhaupt nur zwei, immerhin leidlich gelungene poetische Verdeutschungen je eines Liedes bekannt, auf die wir uns zu verweisen erlauben; die eine findet sich in Ph. Schweitzers trefflicher „Geschichte der skandinavischen Litteratur." II. Teil, S. 107—108, die andere (von dem Jesuiten A. Baumgartner) in den „Stimmen aus Maria Laach," Jahrg. 1885, S. 538—539 (jetzt auch in des genannten Autors schönem Buche: „Island und die Faröer", S. 388—390). In der Form einer Nachdichtung scheinen übrigens Hallgríms Passionslieder in Deutschland doch nicht ganz unbekannt zu sein; dem Schreiber dieser Zeilen wurde nämlich von einem ausgezeichneten Kenner der isländischen Sprache und Litteratur erzählt, daß diesem einmal in Deutschland eine handschriftliche Sammlung von religiösen Liedern gezeigt und gerühmt wurde, welche derselbe als Hallgríms Passionslieder erkannte. Sie haben den Weg zu uns dann jedenfalls durch die lateinischen Übersetzungen gefunden, welche zu verschiedenen Zeiten in Kopenhagen gedruckt wurden. Auch Dr. Thomsen deutet in der Einleitung zur neuen Ausgabe der Dichtungen Hallgríms auf die handschriftliche Verbreitung einer deutschen Bearbeitung der 50 Passionslieder hin (pag. XXVIII—XXIX). Auf Island bilden dieselben noch heute einen wahren Hausschatz des Volkes, und die vorliegende neue Ausgabe erscheint zugleich als die 38. auf Island gedruckte Auflage derselben. Der Dichter selbst aber lebt nicht nur in seinen Dichtungen, sondern auch in der Volkssage fort, die allerlei Seltsames aus seinem Leben zu berichten weiß. Im Jahre 1885 wurde ihm zu Reykjavík vor der Domkirche ein Gedenkstein (ein 20 Ellen hoher Obelisk aus isländischem Stein) gesetzt, dessen Enthüllung am 2. August, dem Jahrestage der tausendjährigen Jubelfeier der Besiedelung Islands, mit großer Feierlichkeit und einer warmen Rede des Bischofs stattgefunden hat. — Was nun die in Rede stehende neue Ausgabe als solche betrifft, so können wir den Herausgebern schon auf Grund des ersten Bandes das Lob spenden, daß sie sowohl in Bezug auf die Redaktion des Textes, wie auch hinsichtlich des Druckes und der Ausstattung sich große Sorgfalt angelegen sein ließen. Das Vorwort, welches eine Lebensbeschreibung und kritische Würdigung des Dichters aus der bewährten Feder Dr. Thomsens enthält, ist klar und warm geschrieben und berichtigt manche alte Ungenauigkeiten. Den vorliegenden Band, der mit dem Bildnisse Hall-

Digitized by Google

grîms geschmückt ist, füllen nur größere zusammenhängende Reihen religiöser Lieder, als: die „Passions-Lieder", die „Samuels-Lieder" und die „Geistliche Kette" oder die „Evangeliums-Verse"; der zweite Band soll die einzelnen geistlichen Lieder, sowie auch weltliche Gedichte enthalten; die Ausgabe eines dritten Bandes, für den die Rîmur und anderes bestimmt sein würden, hängt noch, wie es scheint, von besonderen Umständen ab. Wir wünschen dem dankenswerten Unternehmen den besten Fortgang.

Sehr willkommen war allen Freunden der isländischen Litteratur auch die Neuausgabe der Gedichte („Kvæði") eines anderen berühmten Dichters des 17. Jahrhunderts, nämlich Stefán Olafssons. Dieselbe ist der „Isländischen Litteraturgesellschaft" zu verdanken, welche auch schon 1823 Gedichte dieses Poeten — vom Volke das „Steffánskver" d. h. (Lieder-) Heft des Stefán genannt und längst vergriffen — herausgegeben hat. Stefán Olafsson war der beste weltliche Lyriker seines Jahrhunderts, wenn er auch im ganzen als Dichter an seinen Zeitgenossen Hallgrímur Pétursson nicht völlig hinanreicht; er ist gleich diesem bis ins 19. Jahrhundert herein ein Liebling des isländischen Volkes geblieben. Stefán Olafsson war ein Sohn des gelehrten Probstes von Kirkjubœ in Hróarstunga, Olafur Einarsson, und wurde wahrscheinlich im Jahre 1620 geboren. Er besuchte die Schule des Bischofssitzes Skálholt und erwarb sich hier bald die besondere Gunst des Bischofs Brynjólfur Sveinsson, der ihn auch später eine Zeit lang (während des Winters 1642—1643) als Schreiber verwendete. Im Herbst des Jahres 1643 bezog er die Hochschule zu Kopenhagen, wo er mit allem Eifer theologische und philologische Studien betrieb und den berühmten Gelehrten Ola Vorm zum „præceptor privatus" hatte. Nach fünf Jahren kehrte er wieder nach Island zurück, wurde zum Priester geweiht und am 20. Jänner 1649 von seinem Vater zu Vallanes als Probst eingekleidet. Hier verblieb er bis an sein Lebensende (1688). Stefán Olafsson befand sich stets in guten Verhältnissen und hat nie mit Not und Kümmernissen um sein Dasein zu kämpfen gehabt. Er war denn auch ein Freund heiteren Lebensgenusses, immer fröhlicher Laune und zu allen möglichen, oft sogar ausgelassenen Scherzen aufgelegt, dabei voll Humor und Satire, empfänglich für weibliche Reize; er fand Gefallen an hübscher Kleidung und vornehmer Erscheinung und ließ sich auch Branntwein und Tabak schmecken. Er war ferner ein großer Pferdeliebhaber und tüchtiger Reiter, sowie ein vortrefflicher Sänger mit guter Stimme. All' diese Lebensfreudigkeit lacht und singt und jubiliert uns auch aus Stefáns Liedern und Gedichten entgegen, die dabei oft so wahr und tiefempfunden sind, daß sie noch heute unmittelbar zum Herzen sprechen. Am glänzendsten jedoch zeigt sich die Begabung dieses Dichters in der Satire, sowie in seinen Scherz-, Trink- und Liebesliedern, worin er freilich „geschwätzliger ist, als es sich für einen Geistlichen geziemt," wie sein Landsmann, der gelehrte und auch als Dichter hochberühmte Páll Vidalín nicht mit Unrecht bemerkt hat, und in der That an den römischen Poeten Horatius Flaccus erinnert. Er wird daher auch gern „der isländische Horaz" genannt. Noch enger verwandt erscheint er jedoch, worauf Schweitzer aufmerksam macht, mit seinem etwas jüngeren Zeitgenossen, dem norwegischen Dichter Petter Dass. „Dieselbe frische Laune, dieselbe Leichtigkeit, schwierige Versformen zu bewältigen, dieselbe Wahrheit und Anschaulichkeit zeichnet ihn aus, doch ist er als Dichter eine schwungvollere Natur." Stefán Olafsson hat übrigens auch viele geistliche Lieder gedichtet und den ersten Teil von Kingos Psalmen aus dem Dänischen ins Isländische übersetzt. Leider wird die Wirkung mancher Gedichte — weltlicher wie geistlicher — durch allzu gekünstelte Umschreibungen im Stile der alten Skalden beeinträchtigt. Die neue Ausgabe der Dichtungen Stefán Olafssons ist von der kundigen Hand des jungen isländischen Gelehrten Jón Thorkelsson, des ausgezeichneten und dermalen wohl besten Kenners der isländischen Diplome und Handschriften, von der auch die sehr sorgfältige und erschöpfende Einleitung über den Dichter und seine litterarische Thätigkeit herrührt, in — soviel wir zu urteilen vermögen — vorzüglicher Weise besorgt worden. Ja, es will uns bedünken, als wäre hier des Guten eher zu viel gethan. Die meisten Gedichte sind von einem textkritischen Apparat und sonstigen gelehrten Notizen und Bemerkungen begleitet und eingeleitet, die ja recht verdienstlich, aber in einer Ausgabe für das Volk, die sie doch sein soll, nicht am richtigen Platze sind. Durch diese Anhäufung überflüssigen Materials ist das Werk zu unverhältnismäßig großem Umfange (fast 60 Druckbogen) angewachsen, der dasselbe natürlich auch bedeutend verteuerte. Übrigens hätte auch so manches Gedicht von geringerem Werte nicht zum Schaden des Ganzen wegbleiben können. Die Ausstattung der beiden Bände ist tadellos.

Noch eine dritte Neuausgabe haben wir zu verzeichnen, und diese kam den Freunden Islands gewiß nicht minder willkommen als die beiden ersteren, obschon sie an Umfang viel bescheidener ist. Hannes Hafsteinn, dessen wir bereits oben gedacht, hat nämlich eine Auswahl aus den Gedichten des Hjálmar Jónsson veranstaltet und in einem zierlichen Duodez-Bändchen von 272 Seiten herausgegeben unter dem Titel: „Kvæði og kviðlingar eptir Bólu-Hjálmar. Urval." (Reykjavík, 1888, Verlag von Sigf. Eymundsson). Es war bereits im Jahre 1879 mit einer Ausgabe der Gedichte dieses Poeten begonnen worden. (Ljóðmæli Hjálmars Jónssonar frá Bólu. Akureyri, 1879), die jedoch über das erste Heft (142 Seiten) nicht hinausgekommen ist und auch in Bezug auf Genauigkeit des Textes gar manches zu wünschen übrig ließ. Hjálmar Jónsson oder, wie er nach seiner zeitweiligen Wohnstätte, Bóla, gern genannt wurde, Bólu-Hjálmar, gehört zu den merkwürdigsten und bedeutendsten Dichtern Islands. Am 6. Februar 1796 als das Kind einer Gefallenen geboren, lebte er fast sein ganzes Leben lang zumeist von dem Mitleid und der Wohlthätigkeit anderer. Er hat auch nie eine Schule besucht und von Haus aus nur notdürftig lesen und schreiben gelernt. Gleichwohl gelang es

Digitized by Google

ihm, sich durch Selbstunterricht auf eine höhere Bildungsstufe zu schwingen, die es ihm ermöglichte, seine dichterischen Fähigkeiten in angemessener Weise zur Geltung zu bringen. Bólu-Hjálmar, welcher 1875 als Bettler starb, ist unbedingt der beste satirische Dichter (skammaskáld), den Island je besessen, und da Schmäh- und Spottverse (skammavísur) dort zu Lande immer sehr beliebt waren und auch jetzt noch eine nicht unbedeutende Rolle im isländischen Volksleben spielen, so steht derselbe auf der ganzen Insel in hohem Ansehen. Viele von diesen seinen Liedern, deren spöttische Ausfälle (skamma) voll der allertrefflichsten Vergleiche, wuchtig und oft sehr witzig sind, werden noch lange im Munde des Volkes fortleben und dem Dichter ein ehrenvolles Andenken sichern. Aber auch in anderen Gedichten zeigt er große Kraft, Kühnheit und Eigenartigkeit. Es sei dies durch ein einziges kleines Beispiel beleuchtet. In einem aus gegebenem Anlasse rasch hingeschriebenen vaterländischen Gedichte ruft er Gott um Hilfe an; dem Gebete fügt er jedoch die Drohung hinzu: „Wenn Du aber, Gott, meine Worte nicht erhören willst, so wird mein Blutruf den Himmel um Dich zersplittern!" Als im Jahre 1874 der König gelegentlich der Feier des tausendjährigen Bestandes der Insel als bewohntes Land nach Island kam, wurde er beinahe von allen Dichtern des Landes mit Festgedichten begrüßt; eines der allerbesten war das des fast achtzigjährigen Bettlers von Bóla. In eben diesem Gedichte, wie auch sonst, zeigt sich Bólu-Hjálmar als warmer Freund seines Vaterlandes; allein die Liebe zu demselben macht ihn nicht blind für dessen ja leider so viele, viele Schattenseiten. Seinem kräftigen, durchaus zur Satire geneigten Sinne widerstrebten solch' überschwengliche, mehr gut gemeinte, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende, Lobpreisungen, in denen die heimatlichen Dichter sich so gern überboten. Ihm ist Island nicht das „schöne", „berühmte", „herrliche", „glückliche" Land, die stolze „Bergfrau" „im Festgewande" „mit der Silberkrone" oder dem „purpurn funkelnden Diadem" u. s. w.: er wünscht sich die Heimat viel besser, wohnlicher, trauter; bei ihm spricht die „Bergkönigin" in dem erwähnten Gedichte zum König:

„Keine Kraft besitze ich mehr,
Welk sind die Brüste, bleich die Wangen,
Lava, als Nachbarin rings umher,
Hält mich mit starren Armen umfangen.
Meine Krone ist kalter Schnee,
Zwischen Eisbergen thron' ich inmitten.
Gott nur weiß, was an Not und Weh
Ich die tausend Jahre gelitten!"

Nichtsdestoweniger, ja gerade wegen seines ehrlichen, offenen Sinnes ist Bólu-Hjálmar ein echter Volksdichter Islands geworden. Hannes Hafsteinn aber hat sich durch die herausgegebene ebenso geschmackvolle wie kundige Auswahl der Gedichte desselben ein nicht geringes Verdienst erworben. — Hjálmar Jónsson hat übrigens auch eine Anzahl guter Rímur gedichtet, von denen die „Rímur af Göngu-Hrólfi" 1883 zu Reykjavík auch im Druck erschienen sind.

An Dichtungen in gebundener Rede sind in letzterer Zeit auf Island außerdem noch selbständig veröffentlicht worden: „Rímur af Ásmundi og Rósu", von dem besten isländischen Rímur-Dichter, dem im Jahre 1836 verstorbenen Faßbinder Sigurður Breiðfjörð (herausgegeben von dem unermüdlich litterarisch thätigen Polizeidiener zu Reykjavík, Jón Borgfirðingur und dem Buchdrucker Einar Thórðarson); das erste Heft einer „Íslendinga drápa" (Akureyri 1884), worin die Geschichte Islands in großen Zügen dem Leser vor Augen geführt werden soll (mit einem seltsamen epischen Versmaße, das halb Hexameter, halb Pentameter ist) und ein satirisches Gedicht „Faraó eðr hjúahald og draumar" (Pharao oder Dienstleute und Träume, Akureyri, 1887), beides von Séra (Pastor) Thorleifur Jónsson, dem gelehrten Herausgeber der Snorra-Edda, auf den wir später noch zurückkommen werden. Wir wollen endlich auch des neuen, im Jahre 1886 erschienenen und von einem eigens zu diesem Zwecke von amtlicher Seite eingesetzten Ausschusse zusammengestellten isländischen „Psalmenbuches" (Sammlung religiöser Lieder für die Kirche und das Haus) gedenken, das entschieden als vortrefflich in seiner Art bezeichnet werden muß. Die Psalmendichtung ist auf Island, wo das religiöse Leben sich ebenso in Abnahme befindet wie in anderen fortschrittlichen Ländern, noch zu sehr eine Dichtung der alten Zeit, d. h. sie bewegt sich zu ausschließlich in alten, hergebrachten Gedanken und Bildern, um sich im allgemeinen neben den anderen lebenskräftigen Zweigen der Poesie mit Erfolg behaupten zu können. Das genannte Psalmenbuch enthält jedoch erfreulicher Weise eine ganz bedeutende Anzahl neuer Lieder, die ebenso durch Schönheit der Form wie Innigkeit des Gefühles sich auszeichnen und zumeist von Helgi Hálfdánarson, dem Direktor des Pastoralseminars zu Reykjavík, und Valdimar Briem, Pfarrer zu Stórinúpur, herrühren.

Hier ist es am Platze, auch der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der isländischen Volksdichtung Erwähnung zu thun. Es sind deren zwar nur zwei, aber beide bildeten eine ungemein willkommene Überraschung. Im Jahre 1885 hat die Gesellschaft für Herausgabe altnordischer Litteratur zu Kopenhagen durch cand. mag. Pálmi Pálsson ein viertes und zugleich Schlußheft zu der von Svend Grundtvig und Jón Sigurdsson (1854) begonnenen Sammlung alter isländischer Volkslieder („Íslenzk fornkvæði") herausgegeben, so daß nunmehr das ganze, so überaus kostbare Werk in zwei Bänden abgeschlossen vorliegt (Kopenhagen, 1854—85). Die hier neu mitgeteilten Lieder stammen noch aus dem Nachlasse des unvergeßlichen Grundtvig. Nicht minder wertvoll ist die Sammlung von — zumeist in Versen abgefaßten — isländischen Rätseln, welche der kürzlich verstorbene Landesbibliothekar Jón Árnason, dem wir u. a. auch zwei Bände isländischer Volkssagen und Märchen zu verdanken haben, zu stande gebracht und die „Isländische Litteraturgesellschaft" hat drucken lassen („Íslenzkar gátur", Kopenhagen 1887). Wir finden unter diesen Rätseln natürlich sehr viele gute Bekannte aus aller

Digitized by Google

Herren Ländern in isländischem Fries, aber doch auch recht eigentümliche, eingeborene Sonderlinge. Man hat der Sammlung, besonders auf Island, den Vorwurf gemacht, daß sie auch viel Schmutziges enthalte, was besser hätte wegbleiben sollen. Der Vorwurf ist insofern gerechtfertigt, als das Buch ja doch für das Volk bestimmt ist; vom Standpunkte der Volkskunde aber kann derselbe nicht erhoben werden.

(Schluß folgt.)

## Guy de Maupassant: „Fort comme la mort".

Besprochen von Heinz Tovote.

Ma pensée est que la dernière évolution du roman pour arriver à devenir tout à fait le grand livre des temps modernes, c'est de se faire un livre de pure analyse.

Dieser von Edmond de Goncourt in seiner Vorrede zu „Cherie" aufgestellten Forderung hat Guy de Maupassant mehr und mehr gerecht zu werden gesucht. Mit jedem seiner Romane hat er einen weitern Schritt gethan, seine Stoffe zu verinnerlichen, und so ist er mit Fort comme la mort dahingelangt, uns einen stofflich sehr wenig reichhaltigen Vorgang durch die eingehendste Analyse zu vertiefen.

Aus stark realistischen Anfängen heraus, ohne sich um Schönheit und konventionelle Moral zu kümmern, die für ihn nicht in der Welt zu sein schien, ist Maupassant dahingelangt, den Roman zu schreiben, den die Brüder Goncourt von jeher angestrebt haben, und auf den Zola schon jetzt immer hinweist als Ziel seiner künftigen Thätigkeit — den realistischen Roman der Eleganz.

In der Vorrede zu „Les Frères Zemganno" heißt es: Le jour où l'analyse cruelle, qui mon ami M. Zola, et peut-être moi-même, avons apportée dans la peinture du bas de la société, sera reprise par un écrivain de talent, et employée à la reproduction des hommes et des femmes du monde, dans des milieux d'éducation et de distinction ... ce jour-là seulement, le classicisme et sa queue seront tués. Ce roman réaliste de l'élégance, ça avait été notre ambition à mon frère et à moi de l'écrire. Le Réalisme, pour user du mot bête, du mot drapeau, n'a pas en effet l'unique mission de décrire ce qui est bas, ce qui est répugnant, ce qui pue, il est venu au monde aussi, lui, pour définir dans de l'écriture artiste, ce qui est élevé, ce qui est joli, ce qui sent bon et encore pour donner les aspects et les profils des êtres raffinés et des choses riches: mais cela en une étude appliquée, rigoureuse, et non conventionelle et non imaginative de la beauté, une étude pareille à celle que la nouvelle école vient de faire en ces dernières années de la laideur.

Man verzeihe mir dieses übermäßig lange Citat, aber es schien mir notwendig zum Verständnis dessen, was ich unter modernem Realismus verstehe, und was Maupassant in seinem neuesten Romane uns bietet.

Diese Vorrede stammt aus dem Jahre 1870, und nun halte man den hier aufgestellten Forderungen das zur Seite, was im guten deutschen Reiche unter der Flagge des Realismus segeln möchte.

Maupassant hat das Erbe der Goncourts angetreten, aber mit einer künstlerischen Feinfühligkeit, wie sie seinen Vorgängern nicht zu eigen war, die es nur selten verstanden haben, aus dem Wuste der gesammelten documents ein großes, nicht überladenes Kunstwerk zu gestalten, wie es uns in „Fort comme la mort" Maupassant geboten hat.

Der Inhalt ist bald erzählt, denn die äußeren Ereignisse fehlen; keinerlei Zufälligkeiten, keine dramatische Spannungen oder geheimnisvolle Intrigen stören dieses psychologische Gemälde.

Der Maler Olivier Bertin, durch sein Talent wie durch Frauengunst ein Modemaler von Paris geworden, hat das Porträt der comtesse de Guilleroy gemacht. Anny de Guilleroy ist die Tochter eines reichen Kaufmanns und hat ihren Gatten aus Zuneigung, aber nicht aus Liebe geheiratet. M. de Guilleroy ist das Muster eines Ehemannes, allein sein praktischer Verstand und seine Thätigkeit als Deputierter lassen Anny eine Leere des Herzens empfinden, die sie in die Arme Olivier Bertins treibt.

Sie liebt ihn mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Hingebung, und ihre einzige Sorge ist darauf gerichtet, ihn für alle Zeiten an sich zu fesseln.

Sie versteht es, ihn in ihrer Eifersucht mit tausend kleinen Banden zu ketten; und die Jahre gehen darüber hin. — Olivier verkehrt in ihrem Hause, er ist der Freund ihres ahnungslosen Gatten, und jetzt wo sie beide alt geworden sind, scheint keine Gefahr mehr zu drohen, daß er ihr noch entrissen werden könne.

Zwölf lange Jahre sind darüber hingegangen.

Da kehrt Annys Tochter, Anette, die seit drei Jahren bei ihrer Großmutter auf dem Schlosse Roncières geweilt hat und jetzt in die Gesellschaft eingeführt werden soll, nach Paris zurück.

Und nun entwickelt sich das Drama; denn nachdem Anny ihr ganzes Leben aufgeopfert hat, um Olivier Bertins Liebe sich zu bewahren, ersteht ihr unmerklich in der eignen Tochter die Nebenbuhlerin. Und wie Anny, deren Eifersucht stets rege ist, in Sorge um ihre Liebe mehr und mehr verfällt, wird Anette mit jedem Tage dem Bilde der Mutter ähnlicher, das einst Olivier gemalt hat.

Annys Mutter stirbt. Sie eilt nach Roncières hinaus. Drei Wochen später kommt auch Bertin, den eine ungewohnte Ruhelosigkeit befallen hat, auf das Land hinaus. Als er auf dem Bahnhofe Anette in ihren schwarzen Kleidern erblickt, gesteht er Anny: Mais c'est votre portrait peint par moi, c'est mon portrait! C'est vous, telle que je vous ai rencontrée autrefois. — Quand j'ai aperçu à la gare, tout à l'heure, la petite debout sur le quai, tout en noir, avec le soleil de ses cheveux autour du visage, mon sang n'a fait qu'un tour. J'ai cru que j'allais pleurer.

Anny, durch den Kummer um die Mutter entstellt, muß sehen, wie Olivier in Entzücken über die Schönheit Anettes gerät. Sie leidet furchtbar, und

Digitized by Google

sie erträgt es nicht, länger draußen auf dem Lande zu bleiben. Sie will ihr verweintes Gesicht im Halbdunkel der Salons verbergen, und trotz aller Bitten ihrer Tochter und Oliviers kehrt sie nach Paris zurück.

Er hatte Anette gebeten, ihm zu einem Gemälde zu sitzen, ein träumendes junges Mädchen.

Aber schon beim erstenmale erträgt Anny die Qual nicht. Sie bittet ihn, ihr das nicht anzuthun, ohne daß er sie versteht. Am Abend sagt sie ihm ihre Furcht: Ma fille me ressemble trop, elle est trop tout ce que j'étais autrefois quand vous avez commencé à m'aimer, pour que vous ne vous mettiez pas à l'aimer aussi.

Er braust auf. Aber das ist ja lächerlich, ruft er.

Sie zählt ihm ihre Besorgnisse auf und er schweigt. Er hat noch nicht darüber nachgedacht. Weshalb kann er mit einemmale den Marquis de Farandal nicht mehr ausstehen, dessen Lob er doch früher gesungen hat, und der zum Gatten Anettes ausersehen ist? Er sucht sich zu beruhigen.

N'est-on pas jaloux à chaque instant d'hommes qui font la cour à n'importe quelle femme? N'éprouve-t-on pas dans la rue, au restaurant, au théâtre, une petite inimitié contre le monsieur qui passe ou qui entre avec une belle fille au bras? Tout possesseur de femme est un rival.

Er grübelt immer tiefer. Der Gedanke hat sich bei ihm festgesetzt. Anfangs hat er geglaubt, daß die Schönheit Anettes ihn nur an alte Zeit erinnere. Allein zuletzt erkennt er, daß die Gegenwart mächtiger ist, als alle seine langjährige Liebe zu Anny.

Diese beeilt die Heirat ihrer Tochter mit Farandal. Sie verlobt sie ihm, ohne daß Olivier davon erfährt. Eines Tages überrascht er die Familie, als Farandal seine Braut in eine Sitzung der Kammer führen will. Alles was man ihm und was er sich selbst verheimlicht hatte, liegt jetzt deutlich vor ihm. Er ist mit Anny allein. Sie bittet ihm, ihr zu gestehen, daß er Anette liebe; wie sie das schon so oft gethan hat. — Olivier, mon ami, mon seul ami, je vous en prie, dites-moi que vous l'aimez. Je le sais, je le sens à tout ce que vous faites, je n'en puis douter, j'en meurs, mais je veux le savoir de votre bouche!

Aber er weigert sich wieder, ihr das Geständnis zu machen. Er liebt sie ja noch immer.

Nur sich selbst gesteht er es jetzt. Il aimait cette petite fille! Il n'y avait plus à lutter, à résister, à nier, il l'aimait avec le désespoir de savoir, qu'il n'aurait même pas d'elle un peu de pitié, qu'elle ignorerait toujours son atroce tourment, et qu'un autre l'épouserait.

Er sucht sich zu überwinden, er bringt ihnen eine Loge zu einer Faustvorstellung, und ladet hierzu den marquis de Farandal ein. Es ist vergebens. Er liebt Anette hoffnungslos. Da wird im Figaro sein Name zitiert und sein Schaffen als unmodern verworfen.

Er fühlt sich so alt, er hat mit Faust den Wunsch empfunden nach neuer Jugend. Und jetzt thun sie auch seine Kunst ab. Eine unendliche Traurigkeit überkommt ihn. Wenn Anette das gelesen, wird er ihr gar nichts mehr sein.

Er eilt zu Anny. Jetzt leugnet er nicht mehr. „Vous ne m'avez jamais aimée ainsi, moi," ruft sie aus.

Und er erwidert ihr mit der Wahrheit, die sich ihm in der Stunde wider Willen aufdrängt:

„Non j'étais trop jeune, alors! La vie était trop douce. C'est à nos âges seulement qu'on aime en désespérés."

Sie zürnt ihm nicht. Sie nimmt das alles wie eine unabwendliche Schicksalsfügung hin. Dann schickt sie ihn fort, trotzdem er sie bittet, den Abend bei ihr bleiben zu dürfen. Er ist zu unruhig, und er geht endlich.

Au moment de sortir, il la saisit, l'enveloppa tout entière dans ses bras et, appuyant la bouche sur son front, il semblait boire, aspirer en elle tout l'amour qu'elle avait pour lui. —

In der Nacht kommt eine Depesche vom Arzt.

Olivier Bertin ist von einem Omnibus überfahren worden und liegt schwer danieder. Er verlangt nach ihr. —

Sie eilt mit ihrem Gatten zu ihm. Der Arzt befürchtet eine innere Verletzung.

Und während ihr Gatte mit dem Arzt fortgeht, um eine Wärterin und einen Assistenzarzt zu holen, bleibt Anny mit Olivier allein.

Sie glaubt, er habe sich absichtlich überfahren lassen. Nein, er hat nicht Acht gegeben. Er hat an andere Dinge gedacht. Er bittet sie, ihm Anette noch einmal zuzuführen, und sie schwört es ihm.

Er fühlt, daß er sterben wird, und nun fleht und bittet er, daß sie die Briefe, die er von ihr erhalten hat, verbrenne, damit sie nicht in die Hände eines Fremden fallen. Aber erst nach langen verzweiflungsvollen Bitten bezwingt sie sich und erfüllt sein Verlangen, und es scheint ihr, als ob mit diesen Briefen auch ihre Liebe zu Asche werde.

Und während sie an seinem Bette sitzt, seine Hand hält und auf ihren Gatten wartet, der mit den Wärtern kommen wird, fühlt sie es kaum, wie die Hand Olivier Bertins in der ihren kalt wird, und der Tod seinem Herzen Ruhe gebracht hat.

Sowohl in der französischen wie in der deutschen Litteratur ließen sich eine ganze Reihe von Werken aufzählen, die das gleiche Thema behandeln wie „Fort comme la mort". Aber der französische Schriftsteller hat seinen Stoff von einem Gesichtspunkte aus aufgefaßt, den auch nur er einnehmen durfte.

Wie einfach und fast selbstverständlich sind all' diese Verhältnisse. Es ist eine stetige, langsame Entwickelung, wie die Liebe in Olivier Bertins Herzen einzieht, und wie die junge, lebensfrohe Anette das Bild Annys verdrängt, die einen tiefen innerlichen Kampf um seine Liebe kämpft, in welchem sie doch am Ende erliegen muß.

Der Realismus der Thatsachen tritt zurück hinter den Realismus der Stimmung. Darin liegt der Fortschritt in Maupassants dichterischer Thätigkeit, darin beruht der hohe Wert all' seiner letzten Schöpfungen.

Das Leben des modernen Menschen fließt ruhig und eben dahin. Äußere Katastrophen treten nur selten ein. Eingeengt durch Sitte und Gesetz giebt

Digitized by Google

sich die Tragik des menschlichen Lebens meist nur in Seelenkämpfen, in wechselnden Stimmungen aus, die sich nach außen hin kaum erkennen lassen.

So ist denn das, was Maupassant uns giebt, eigentlicher Realismus; nicht jene nackte Inventariumsprosa, die am Körperlichen kleben bleibt, sondern wirkliches, lebendig pulsierendes Leben.

Er ist der Nachfolger der Goncourts geworden, er hat die Erbschaft ihrer Absichten angetreten und er steht in der Mitte zwischen dem wissenschaftlich zerfasernden Psychologen Paul Bourget und dem oft brutal seelenlosen Emile Zola, den der Schein des Thatsächlichen dermaßen verführt, daß er darüber vergißt, daß der Mensch auch etwas wie Gefühl hat.

Maupassant, ein unmittelbarer Schüler Flauberts, wandelte anfangs in der Bahn des großen Naturalisten. Auch er suchte das Absonderliche, das Krasse auf, er liebte all' jene Ausdrücke, in dem seine Vorgänger groß waren. Er suchte das Geschlechtliche auf, aber mit einem naiven Pessimismus, einer Ungenierthеit, die alles verzeihen ließ.

Er hat sich auch hierin zu beschränken gewußt; seine Darstellung wie seine Sprache ist mit jedem neuen Buche einfacher geworden.

Schreibt Paul Bourget von allen Prosaisten Frankreichs die längsten Perioden, so ist dagegen der Stil Maupassants so durchsichtig und klar, so einfach und natürlich, daß man ihm keinen andern Schriftsteller vergleichen kann.

Er ist Künstler und er ist naiv; während Bourget wie Zola mühselig hervorbringen, und die Selbstkritik sie nie zu voller Natürlichkeit führen kann; ein Fehler, der Flaubert zum Fluche ward, und der modernen Litteratur oft den Stempel der Trostlosigkeit aufdrückt.

Maupassants Werke sind tieftragisch. Er ist naiver Pessimist, aber er hat ein gutes Mittel dagegen, und das ist sein Humor; allerdings häufig ein Humor, der die Thräne im Wappen führt.

In „Fort comme la mort" konnte er keinen Platz finden; nur hier und da bricht eine leise Ironie durch; so in Oliviers Schilderung eines Parisers der guten Gesellschaft, und zuletzt noch in einer Bemerkung auf dem Krankenlager. —

An straffer Handlung und festgefügter Komposition steht das neueste Werk dem farbenreichen Buche „Pierre et Jean" nach. Die Vorgeschichte des Romans stört etwas, und die Personen sind zu sehr von der Gemeinschaft mit den andern losgelöst. Allein das lag als Notwendigkeit in der ganzen Behandlungsweise; und diese verschwindenden Kleinigkeiten können unmöglich dem Leser dieses ergreifenden psychologischen Stimmungsbildes kommen, an dem gar manche unserer sogenannten Herren Realisten sich ein Vorbild nehmen sollten, um zu erkennen, wo die eigentlichen Ziele unserer modernen Litteratur liegen.

## Litterarische Neuigkeiten.

Bei J. G. Cotta Nachf. erschien kürzlich eine neue Sammlung von Gedichten Hermann Lingg's: **„Jahresringe"**. Der starke, mit den früheren Sammlungen in Gestalt und Ausstattung übereinstimmende Band ist mit dem eigenartigen Bildnis des Dichters nach der bekannten Aufnahme Franz von Lenbachs geschmückt. Dieser Band führt uns den gewaltigen Sprachbildner wieder in der Vollkraft seines Schaffens vor und läßt nirgends ein Nachlassen der ihm eignenden Art erkennen; fürwahr ein Buch, welches die Thatsache Lügen zu strafen scheint, daß der Dichter im kommenden Jahre seinen siebenzigsten Geburtstag begeht. Seine Verehrer werden ihm ein würdiges Gegengeschenk nicht vorenthalten. — Derselbe Verlag legt uns auch zwei neue Gaben des seit seinem Abgange vom Burgtheater einem frisch pulsenden Schaffen wiedergewonnenen Dichters Adolf Wilbrandt vor. Eine Sammlung **„Neue Gedichte"** enthält Bedeutendes und Anspruchsvolles, Altes und Neues, Typisches und Gelegentliches, besonders letzteres im Goetheschen Sinne den Forderungen der mitlebenden Zeit und ihren persönlichen Gipfelpunkten gerecht werdend. Die Gedichte „in Spruchform" wollen dem scharfkantigen, lapidaren Wesen des Epigramms nicht überall gerecht werden, dagegen zeigt die dem Band angehängte poetische Erzählung „Der Turm von Neri" wiederum von der schönen, breit-ausgelebten epischen Gestaltungskraft Wilbrandts. — Die mit den „Neuen Gedichten" zugleich erscheinende „Sammlung vermischter Schriften" Wilbrandts führt den Titel: **„Gespräche und Monologe"**. Früher bereits zumeist einzeln in Zeitschriften erschienen, fügen diese zu einem Buch geeinten Aufsätze und Dialoge, besonders die letzteren, der litterarischen Physiognomie Wilbrandts einen eigenartigen Zug ein. Die zu einer besonderen litterarischen Gattung ausgemünzten „Er und ich"-Gespräche werden nicht allenthalben dem landläufigen Geschmack entsprechen, bieten aber aus mehrfachen Gründen ein tieferes psychologisches Interesse. Ferner finden sich in dem Band schwerzugängliche, da und dort zerstreute Aufsätze, deren Wiederabdruck nur beifällig begrüßt werden darf: so die schöne Studie über „Fritz Renters Leben und Werke" — die Arbeit über „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus". Möge der Dichter fortfahren, seine allzusehr verzettelten Aufsätze in Buchform zu sammeln. — Demselben Verlage haben wir auch eine Sammlung von **„Jagd- und Weinliedern"** in hochdeutscher, oberbayrischer und pfälzischer Mundart von Franz v. Kobell zu verdanken. Der bekannte süddeutsche Dialektdichter hat so manches bierlustige und weinfröhliche Lied gesungen, welches in anderen gleichgestimmten Seelen einen Widerhall zu finden verdient, wenn schon die in allen Variationen wiederkehrenden Grundtöne den bloßen Leser dieses ansprechend ausgestatteten Bändchens bald ermüden würden. Manche dieser Lieder harren noch eines Komponisten.

K. v. S.

Die besonders im Süden unseres Vaterlandes so beliebten und geschätzten **Werke des Dichters Mörike** haben in der soeben erschienenen neuen Ausgabe überall die freundlichste Aufnahme gefunden. Durch den vor kurzem in der „Deutschen Rundschau" durch Jakob Bächtold mitgeteilten Briefwechsel zwischen Storm und Mörike ist das Interesse für den viel gerühmten, aber im Verhältnis viel zu wenig gekannten und gelesenen Dichter Mörike neuerdings auch in Norddeutschland in weitere Kreise gedrungen. Ein Dichter, zu dem ein „Storm" bewundernd aufblickt und über dessen „Maler Nolten" er mit Theodor Mommsen einig ist, daß darin „vielleicht das höchste gelelstet sei, was überall der Kunst erreichbar ist" — von dem er sagt, daß in lyrischen Dingen Goethe die Grenze keineswegs überall erreiche, die so unendlich reiche Menschennatur nicht in all' ihren Tiefen erfaßt habe, daß aber Mörike — so weit solches einem Einzelnen überhaupt möglich — diesem Ziele näher gekommen sei," konnte nicht verfehlen, mit der Zeit auch bei uns in die weitesten Kreise zu dringen. Ein Blick in den ersten Band, der

Digitized by Google

die Gedichte mit der „Idylle vom Bodensee" enthält, oder die Erzählungen, die den zweiten Band bilden, daraus besonders die entzückende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", muß jedes Herz gewinnen. „Maler Nolten", ein Künstlerroman, schließt mit zwei weiteren Bänden Mörikes Werke ab. Diese Ausgabe ist von der Verlagshandlung G. J. Göschen in Stuttgart würdig ausgestattet worden und dürfte auch ihres angemessenen Preises wegen (4 Leinenbde. Mk. 20) viel zur wünschenswerten Verbreitung des Dichters beitragen.

Isolde Kurz, die Tochter des Dichters Hermann Kurz, die mit ihren Gedichten im vorigen Jahre so großen Erfolg errang, hat soeben einen Band **„Florentiner Novellen"** vollendet. Dieselben spielen in Florenz des 14. Jahrhunderts und ergreifen durch ihre plastische Darstellung, neben der stimmungsvollen Zeit-Idyllenschilderung. Die erste derselben: „Die Vermählung der Toten" hat seiner Zeit bei einem großen Leserkreis allseitigen Beifall gefunden. Das Buch ist noch vor Weihnachten bei Göschen in Stuttgart erschienen. Die Verfasserin lebt in Florenz.

Swinburne hat soeben eine Studie über **„Ben Jonson"** bei Chatto & Windus veröffentlicht.

**Französische Romane und Novellen:** „L'Avenir d'Aline" von Henry Greville (Plon, Nourrit et Cie); „André Marsy" von Émil Henzelin (Dodiez); „Les vielles actrices" von Barbey d'Aurevilly (Chasornac); „Notre Cœur" von Guy de Maupassant (Paul Ollendorf).

## Bühnenschau.

Am Pariser Vaudeville gelangte ein neues dreiaktiges Lustspiel: „Les Respectables", von Ambroise Janvier de la Motte unter allgemeinem Beifall zur Darstellung. Das Stück hat in der Idee mannigfache Berührungspunkte mit dem fast zur nämlichen Zeit in Berlin erstmalig gegebenen Schauspiel Sudermanns: „Die Ehre". Nur ist der Vorwurf des französischen Stückes nicht geeignet, drei lange Akte zu füllen. „Die Ehrbaren" sind Leute, welche es keineswegs sind, aber doch beinahe dafür gelten. Nicht das Nichtsein, sondern das Scheinen sieht ihnen die unduldsame Mitwelt gern nach.

Die vorbildlich sein sollenden Bühnen unserer großen Hauptstädte haben dies Jahr wenig Glück. Wie das Berliner Königl. Schauspielhaus einen Mißerfolg nach dem anderen zu verzeichnen hat, so gelang es auch der Pariser Comédie-Française noch nicht, den Beifall ihres Publikums und der Kritik in der gegenwärtigen Spielzeit zu beschwören. Die Erstaufführung des Schauspiels „La Bücheronne" von Charles Edmond erlebte einen großen Mißerfolg, nachdem kürzlich der Schachzug „Père Lebonnard" von Jean Aicard verunglückte. Das ganze Stück zieht sich vier lange, konventionelle Aufzüge hin, nur um dem überraschenden Schlußbilde einen einleitenden Beweggrund zu geben, das nun freilich weniger geschmackvoll als neu ist: eine chirurgische Operation mit dem ganzen drum- und dranhängenden Apparat. Ein junges Mädchen beweist ihre unbesiegliche Liebe zu dem Sohn einer Herzogin, die natürlich alles möglichst thut, um die Mesalliance zu hintertreiben, dadurch, daß sie bei Gelegenheit eines Unglücksfalles, der dem jungen Herzog beinahe das Leben kostet, sich bereit erklärt, die von dem anwesenden Arzte als einzige Rettung angeordnete Bluttransfusion an sich vornehmen zu lassen und dadurch dem Geliebten das Leben erhält. Die erkenntliche Mutter umarmt sie als ihre Tochter. Aber auch diese Szene ist ein großer dramatischer Irrtum.

## Personenschau.

Am 25. November wurde zu Tours das Standbild Balzacs eingeweiht. Mit Victor Hugo teilt Balzac den litterarischen Ruhm Frankreichs im gegenwärtigen Jahrhundert, der ihm aber erst nach seinem Tode widerspruchslos zuerkannt wurde. Früher war Balzac nicht allseitig als „écrivain littéraire" gewürdigt, sondern nur als amüsanter Leihbibliothekschreiber und Feuilletonromanschriftsteller. Jetzt ist es umgekehrt. Er wird als Autorität gepriesen, aber nicht mehr gelesen, obgleich er in den Bücherschränken der Welt von Bildung nicht fehlen darf. So vieles aber, was bei Balzac Talent gewesen ist, befreit sich jetzt in den Werken der hervorragendsten französischen Schriftsteller; sie erkennen in ihm ihren Meister. Wie Tours, die Geburtsstadt Balzac, wird sich auch Paris bald eines Standbildes seines berühmten Schilderer erfreuen.

## Zeitungsschau.

### DEUTSCHLAND.

**Die Grenzboten.** Nr. 48. 28. November 1889.

Unsere Reserveoffiziere. — Die bedingte Verurteilung. — R. Pape, Der Verfassungsstreit in Preußen. Eine historisch-politische Studie. — Allerhand Sprachdummheiten. — Die Revolution in Brasilien. — Junge Liebe. Idyll von Henrik Pontoppidan. — Maßgebliches und Unmaßgebliches. Nochmals die Reserveoffiziere. — Litteratur.

**Deutsche Rundschau.** 3. Heft. Dezember 1889.

Marie von Ebner-Eschenbach, Unsühnbar. Erzählung. — Heinrich Albrecht, Der Schutz der Arbeiter gegen Betriebsunfälle und gewerbliche Erkrankungen. — Otto Brahm, Schillers „Don Carlos". — Paul Weisser, Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenaus und Briefe des Dichters an sie. — August Kluckhohn, Heinrich von Sybels Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. — A. Hausrath, 1788 und 1889. Betrachtungen über die Pariser Weltausstellung. — Litterarische Neuigkeiten.

**Deutsche Revue.** Dezember 1889.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. VII. — Hans Nagel von Brawe: In schwerer Bö. — Graf Rohllant. — Emil Schlagintweit: Die Christen in Indien. — A. Rogalla von Bieberstein: Das deutsche Reich und Holland. — Viesamtrat Batsch: Britisch' Seekriegspiel. — Zeitbeschwerden: Die Litteratenpest.

### ENGLAND.

**The Academy.** (Mit Auswahl.) No 917. 30 November 1889.

J. A. Noble, The Life and Letters of Mary Shelley. — S. R. Gardiner, Trailla Life of Strafford. — S. Waddington, Blunts New Volume of Poems. — W. Wickham, Duffields Recollections of Travel. — William Sharp, New Novels. — H. G. Keene, Translation: "A Persian Carcanet". — Prof. Sayce, Robertson Smiths Lectures on the Religion of the Semites. — George Stephens, The Inscriptions of Yenissei. — F. Wedmore, Arsene Houssaye on the French Theatre. — Stage Notes.

**The Athenaeum.** No 3240. 30 November 1889.

Lord Melbournes Papers. — The Religion of the Semites. — The History of Basingstoke. — Novels of the Week. — Mrs. Shelleys Letters; 'Drooping Buds'; John Davis; Terentianus Maurus; Notes from Paris.

**Macmillans Magazine.** December 1889.

Mrs. Oliphant, Kirsteen. — Canon Ainger, The Teaching of English Literature. — Edmond Fitzmaurice, County Landmarks, — Yusuf, A Ballad of East and West. — George Cadell, A New El Dorado. — The Later Plays of Björnson, — Arthur Elliot, Lord John Russell. — Rudyard Kipling, The Incarnation of Krishna Mulvaney.

### FRANKREICH.

**Revue des Deux Mondes.** 1 Décembre 1889.

Émile Pouvillon, Chante-Pleure, première partie. — Émile de Laveleye. Un précurseur. Dupont-White. — Émile Montégut, Curiosités historiques et littéraires. Sir John Maundeville. II. Le philosophe. — René de Recy, La propriété des mines. I. Les origines de la propriété souterraine. — Michel Bréal, La réforme de l'orthographe française. — A. de la Berge, Les grands comités parlementaires. L'expérience de 1848. — Th. Bentzon, Le roman de la nouvelle réforme en angleterre. — G. Valbert, Deux livres sur l'Alsace. — F. Brunetière, Revue littéraire. Les artistes littéraires, a propos d'un livre récent. — Chronique de la Quinzaine.

**Revue de Famille.** 1 Décembre 1889.

Jules Simon, L'Éducation des Femmes: Le Mariage. — Francisque Sarcey, Le Timide au Théâtre. — Jules Claretie, Monsieur Steiner. — Léon Séché, Les derniers Jansénistes. —

Digitized by Google

Auguste Moireau, Le Congrès panamericain. — Diek May, Ma Tante Maria. — Henry Fouquier, Chronique.

**L'Indépendant Littéraire.** 1 Décembre 1889.

Félix Rabbe, Les indiscrétions d'un interviewer anglais: Prosper Mérimée. — A. Séménze, Poésie: Les Etoiles. — Em. Marchais, Nouvelle: Le Sermon. — Adrien Wagnon, Un Romantique Allemand contemporain. M. le comte de Schack. — Roger Milès, Variétés: L'exotisme dans l'Art Français. — Théâtres: Albert Gerès, Comédie-Française: La Bûcheronne, par M. Charles Edmond,; Vandeville: Les Respectables, par M. Janvier de la Motte. — Publications diverses: Impressions et Souvenirs, par Jules Lemaître; Le Théâtre de la Foire, par Maurice Drack. — Paul Rovelle, Château-d'Eau. Nouveautés. Cluny. — Les Livres: Delaunay, Papes et Tsars, par le P. Pierling. G. de Willot, Histoire du Communisme et du Socialisme, par J. G. Bouclot. Nouvelles Fables, par Charles Lamarre. — A. Renault, D'Alembert, par M. Joseph Bertrand, de l'Institut. — P. B., Scènes de la Vie Cosmopolite, par Ed. Rod.

## ITALIEN.

**Lettere e Arti.** No 45. 30 Novembre 1889.

E. Panzacchi, Le „Terze Odi Barbare". — C. Quaranta, Autunno. — V. Della Sala, Scacco Matto. — G. Cantalamessa, A proposito del Centenario del Guercino. — D. Ciampoli, Versioni metriche dal Russo. — I Corrieri delle Arti: A. Stella, L' „Agatodemon" di F. Cavallotti (da Torino). — L. Grilli, Inverno (Versi). — P. Ferrieri, „Il Rinnovamento letterario italiano" di A. G. Barrili.

**Revue Internationale.** 25 Novembre 1889.

Un Italien. M. Crispi, sa vie, son caractère, sa politique. — Ernest Tissot, Les évolutions de la critique française. — Emile Cère, Le général Boulanger. — Alfred Friedmann, Deux mariages. — G. Sergi, L'anthropologie criminelle et ses critiques. — H. de Kalbermatten, La quinzaine en Italie.

## AMERIKA.

**The Nation.** No 1273. 21 November 1889.

The Week. — New Silver Projects. — Mr. Giffen on the Bimetallists. — A Moral from Lexington. — Street Cleaning. — A Remarkable Judicial Decision. — The Cost of a Small Museum. — A Good Farm for Nothing. — The Vulgarization of the Alps. — A Golden Senate. — Kentucky and the Spoils System Once More. — Mugwumps and Partisans. — Blocks of Five in Antiquity. — "Fats" or "Vats". — Notes. — Henry de Rohan. — A New Edition of Bagehot's Writings. — Children's Books. III. — Miss Alcott. — A Book of Vagrom Men and Vagrant Thoughts. — Children of the State. — Hints to Travellers. — A Lenâpé-English Dictionary. — Military Miscellanies.

**The Century Magazine.** December 1889.

Mary E. Davies-Evans, Selections from Wellingtons Letters. — Florence Earle Coates, Perdita. — Joseph Jefferson, The Autobiography of Joseph Jefferson. — Margaret Crosby, Night in the Sick-Room. — Charles Barnard, The New Croton Aqueduct. — Constantina E. Brooks, Three Christmas Chimes. — F. Hopkinson Smith, Captain Joe. — William H. Hayne, Two Flowers of Love. — Frank Dempster Sherman, The Library. — William Elliot Griffis, Nature and People in Japan. — Toaquin Miller, Olive. — Edmund C. Stedman, Portrait d'une Dame Espagnole. — Amelia E. Barr, Friend Olivia. — Alfred Stevens, Henri Gervex, The Paris Panorama of the Nineteenth Century. — Arlo Bates, A Burial. — Elizabeth Porter Gould, Amanita Kamabai. — Harrison S. Morris, Naked Bonghs. — George P. Fisher, The Nature and Method of Revelation. I. Revelation and the Bible. — Louise Chandler Moulton, A Dream. — Mary A. Owen, The Taming of Tarias. — S., Equations. — Frank R. Stockton, The "Merry Chanter". — Louise Vickroy Boyd, The Flower of Destiny. — John G. Nicolay, John Hay, Lincoln The Fall of the Rebel Capital; Lincoln in Richmond. — Harriet Monroe, With a Copy of Shelley. — Orelia Key Bell, Christmas Thim Times. — Mary E. Wewhell, Knowledge in Love. — Kemper Bocock, St. Patience's Day. — Mary Ainge De Vere, A Breath.

## NIEDERLANDE.

**De Gids.** December 1889.

H. J. Polak, C. G. Cobet. — J. Menno Huizinga, Slapende zielen. — E. J. Irving, John Ruskin. — A. Kluyver, Over ouden en nieuwen stijl. — H. L. Berckenhoff, Op en om de driejaarlijksche tentoonstelling van schilderijen te Amsterdam. — Jan Adriaensen, De boer. — Letterkundige kroniek. — Bibliographie.

## SKANDINAVIEN.

**Literatur og Kritik.** November 1889.

A. Oehlenschläger, Utrykt Digt. — Rudolf Schmidt, Digtere i Levnet som i Verker. — Poul Spang, Levejagt. — Jobs Palndan-Müller, Tre gode Ting. — Johan Knudsen, Coquelin-Forestillingerne. — J. K., Tentrene. — P. A. R., „Inden Dere" paa Dagmarteatret. — E. v. d. Recke, Gjellerup: Min Kjerlighets Log. — Karl Gjellerup, Jäger: Die Rosen von Tyburn. — William Cowper, Tanker ved min Modors Billede.

# Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

Preise in Mark. Die erste Zahl giebt den Preis des broschierten, die zweite des gebundenen Werkes. Wird das Werk nur gebunden geliefert, so steht vor dem Preis ein Strich (—).

**Lyrische Dichtungen.**

Lahmann, Joh. Friedr. Gesänge und Balladen. Bremen, M. Heinsius Nachf. 3,0. 4,0.

Leto, Achille. Odi Glaciali. Palermo, G. Spinnato. 1,0.

Lingg, Hermann. Jahresringe. Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachf. 5,0. 6,0.

**Dramatische Dichtungen.**

Bunzeck, Gustav. Der Schulze von Gabelbach. Thüringisches Volksstück. Weimar, L. Thelemann. 1,0.

Parthenau, Moritz. Die Taube von Hellas oder der Triumph der Chemie. Lustspiel. Leipzig, Paul Beyer. 0,6.

Parthenau, Moritz. Die Tochter des Millionärs. Lustspiel. Leipzig, Paul Beyer. 1,0.

Parthenau, Moritz. Vater Gleim und die Grazien. Lustspiel. Leipzig, Paul Beyer. 0,4.

**Erzählende Dichtungen.**

Stern, Adolf. Johannes Gutenberg. Episches Dichtung. 2. Aufl. Dresden, L. Ehlermann.

Stern, Adolf. Die letzten Humanisten. Historischer Roman. 3. Aufl. Dresden, L. Ehlermann. 5,0. 6,5.

**Litteraturgeschichte und litterarische Kritik.**

Lemaître, Jules. Impressions de Théâtre. Quatrième Série. Paris, H. Lecène et H. Oudin.

Lessings Werke. Band 1—6. Hrgg. v. Franz Muncker. Mit Einl. v. Karl Goedeke. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagsh. 18,0. 35,0.

Ed. Mörikes gesammelte Schriften. 4 Bde. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

**Geschichte, Biographie.**

Lotheissen, Ferd. Zur Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. u. XVIII. Jahrhundert. Wien, Carl Gerold's Sohn. 7,2.

Nyári, Alexander. Der Porträtmaler Johann Kupetzky. Sein Leben und seine Werke. Wien, A. Hartlebens Verlag. 3,0. 4,0.

**Philosophie.**

Scheffler, Dr. Herm. Die Grundlagen der Wissenschaft. Braunschweig, Friedr. Wagner. 9,0.

**Lieferungs-Werke.**

ΣΤΟΡΙΑ ΤΩΝ ΑΘΗΝΑΙΩΝ. ΤΟΥΡΚΟΚΡΑΤΙΑ. Tomos A'. Τεύχος Η'. Εν Αθήναις, Τυπογραφείον.

**Vermischtes.**

Antiquarischer Anzeiger. Hgg. von Joseph Baer & Co. Nr. 396. Sprichwörter und Sinnbilder. Paris, J. Pulmann & Co.

Duckmeyer, Friedr. Auf Anlass des offenen Sendschreibens an den Oberprokureur des Synods Konstantin Pobedonoszeff von Herm Dalton und des offenen Briefes an Pastor Dalton von A. D. Peterburg, K. Golicke.

Kopylow, A. Offenes Sendschreiben an Pastor Dalton. Kritische Entgegnungen auf das Sendschreiben an den Oberprokureur des russ. Synods Herrn Wirkl. Geheimrat Konst. Pobedonoszeff Petersburg, Oskar Kranz.

Mantegazza, Paul. Die Hygiene der Lebensalter. Königsberg, Heinr. Matz. 1,0.

Mantegazza, Paul. Die Hygiene der Nerven. Königsberg i. Pr., Heinr. Matz. 1,0.

Dieser Nummer liegt ein Weihnachts-Anzeiger des „Magazins" bei, worauf hiermit hingewiesen wird.

Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Passler in Dresden.

Digitized by Google

# Weihnachts-Anzeiger des „Magazin“.

Beilage zu Nr. 51.

## Empfehlenswerte Festgeschenke

in hocheleganter Ausstattung, in allen Buchhandlungen vorrätig:

# DANTE
# IN DER DEUTSCHEN KUNST.

27 Tafeln Lichtdruck in Groß-Folio nach bisher unveröffentlichten Aquarellen und Handzeichnungen
von
Begas, Cornelius, Führig, Grosse, Lessing, Preller, Rethel,
Schnorr, Schwind, Steinle u. a.
aus dem Nachlaß weiland S. M. des **Königs Johann von Sachsen**
mit allerhöchster Genehmigung herausgegeben von
**Baron G. Locella.**

Vollständig in 6 Lieferungen zu 5 Mark.

**Eine höchst geschmackvolle Einbanddecke von künstlerischem Werte wird rechtzeitig vor dem Weihnachtsfest zu dem Preise von 6 Mk. erscheinen.**

Ludwig Geiger

## Vorträge u. Versuche.

Beiträge zur Litteraturgeschichte.

Preis Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,50.

Inhalts-Verzeichnis: Zur Einführung. — **I. Zur Litteratur der Renaissance:** Eine gefürstete Schriftstellerin, Margarethe v. Navarra. — Die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII. — Gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert. — Isota Nogarola. — Der Humanismus an der Universität Heidelberg. — Erasmus in Italien. — Ulrich von Hutten. — Der älteste römische Musenalmanach. — **II. Aus den Tagen der Aufklärung:** Die ältesten Berliner Wochenschriften. — Die deutsche Sappho. — Voltaire und Friedrich der Grosse. — Sechs Briefe David Friedländers. — Berlin vor hundert Jahren. — **III. Aus der Zeit Goethes:** Drei Briefe der Corona Schröter. — Aus Briefen der Friederike Oeser. — Goethe und die Juden. — Goethe und die Renaissance.

Adolf Stern

## Die letzten Humanisten.

Historischer Roman.

3. Auflage.

20 Bog. 8°. Fein geh. 5 Mk. In geschmackvollem Ganzleinwandband mit Goldschn. 6,50 Mk.

Von feinerem Korn und künstlerischer Bedeutung ist Adolf Sterns Roman „Die letzten Humanisten“, welcher im 16. Jahrhundert auf der Insel Rügen im Schlosse des edlen Ritters Cornelius von der Lancken spielt. Mit wunderbarer Feinheit der Zeichnung hat der Verfasser in künstlerisch vollendeter Sprache aus dem einfachen, episodenartigen Stoffe einen historischen Roman geschaffen, der zum Besten gehört, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt haben.

„Berner Bund“

Marie Schramm-Macdonald

## Für Herz und Haus.

Briefe für deutsche Frauen.

In eleg. Umschlag 3 Mk. In feinem Rokoko-Einbande 4 Mk. 60 Pfg.

Ein Buch, das sich gewiß in weiten Kreisen die Herzen der Leserinnen erobern wird. Gesunder häuslicher Sinn, praktische weibliche Lebensklugheit, tüchtige Erfahrung spricht aus jedem Briefe der Verfasserin, welche beherzigenswerte Ratschläge über alle Lebenslagen erteilt, in die ein weibliches Gemüt geraten kann. Gesunder Mutterwitz würzt die Ratschläge, die kleinen Anekdoten aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben und der schalkhafte Humor der Verfasserin weiß auch das Alltägliche mit einem freundlichen Reiz zu umgeben. Über alle möglichen weiblichen Gewissensfragen giebt das Buch praktische Auskunft, sei es nun die Wahl eines Lebensgefährten oder die Wahl und Behandlung der Dienstboten; sei es die Wahl eines weiblichen Lebensberufs oder die praktische Weisheit der häuslichen Heilmittel. Das Buch dürfte sich besonders als Festgeschenk für junge Mädchen eignen, um sie auf die anmutigste und gesundeste Weise zugleich mit den Pflichten des Lebens und dem Leben der Gesellschaft bekannt zu machen. Durch den drolligen und liebenswürdigen Ton des Vortrags bildet es jederzeit eine angenehme Lektüre.

Adolf Stern

## Gutenberg.

Epische Dichtung.

2. Auflage.

25 Bog. 8°. In geschmackvollem mehrfarbigem Umschlag, geh. 6 Mk., eleg. geb. 8 Mk.

Die deutschen Dichter zeigen sich im besten Licht, wenn sie ihre Helden auf den kultur-historischen Höhen unseres nationalen Lebens suchen. Keine Frage, daß Gutenberg hierher gehört, und ebensowenig eine Frage, daß Adolf Stern zu den hervorragenden Poeten zu zählen ist, die einer solchen Aufgabe gewachsen sind. Im Hinblick auf den bald lyrisch bewegt, bald episch klar und durchsichtig, bald dramatisch drangvoll und geschärft sich aussprechenden reichen, echt deutschen Gedankeninhalt, der zu wiederholtem Lesen des Gedichts zwingt, wage ich die Behauptung, daß trotz der vielleicht unmodernen Form des Epos, Sterns Gutenberg im besten Sinne des Wortes populär werden, d. h. eines Tages zu den Büchern zählen wird, die man in der belletristischen Bibliothek des Gebildeten nur ungern vermißt.

**Wissenschaftliche Beilage zur „Leipziger Zeitung“, Nr. 94.**

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

Digitized by Google

Verlag von **L. Ehlermann** in Dresden.

## Werke zur Deutschen Litteraturgeschichte
von
## KARL GOEDEKE:

### Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung.

Aus den Quellen.

**Zweite**, ganz neu bearbeitete Auflage.

**Erster Band. Das Mittelalter.**

Gr. 8°. 500 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.

Auf Velinpapier = ℳ 9.60; in Halbfranzband = ℳ 11.50. Auf Schreibpapier = ℳ 15; in Halbfranzband = ℳ 17.

**Zweiter Band. Das Reformationszeitalter.**

Gr. 8°. 600 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.

Auf Velinpapier = ℳ 11.40; in Halbfranzband = ℳ 13.40. Auf Schreibpapier = ℳ 18; in Halbfranzband = ℳ 20.50.

**Dritter Band.**

**Vom dreissigjährigen bis zum siebenjährigen Kriege.**

Gr. 8°. 384 und VIII S. Mit Inhaltsübersicht und Register.

Auf Velinpapier = ℳ 7.60; in Halbfranzband = ℳ 9.40. Auf Schreibpapier = ℳ 12; in Halbfranzband = ℳ 14.

**Karl Goedekes Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung**, aus den Quellen, dieses „Riesenwerk eines nicht genug zu rühmenden Fleisses", welches „nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamten Litteratur einzig dasteht", ist nunmehr in II. Auflage bis zur Vollendung des III. Bandes vorgeschritten und kann die Verlagshandlung eine rasche Fortsetzung dieses Werkes in sichere Aussicht stellen, nachdem die äusserst wertvollen Vorarbeiten des berühmten Verfassers nach dessen Tode in ihren Besitz übergegangen sind.

### Deutsche Dichtung im Mittelalter.

**Darstellung der deutschen Litteratur des Mittelalters in litteraturgeschichtlichen Übersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken.**

**Zweite**, mit dem XII. Buch, enth.: Österley, niederdeutsche Dichtung, und einem vollständigen Sachregister vermehrte Ausgabe.

70 Bog. gr. Lex. 8°. brosch. ℳ 13.—; in Halbfranzband ℳ 15.50.

### Goethe und Schiller.

(Geibel und Hevse gewidmet.)

2. Aufl. brosch. ℳ 1.60, elegant gebunden 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu dem Besten, was in diesem Fache bei uns geleistet ist: kurz, gedrungen, fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, vollständig in den Daten, und wo ein Urteil hervortritt, eindringend und geistvoll." (Die Grenzboten. 1859. Nr. 30.)

### Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850.

**In künstlerischer Originalausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance.**

**Gr. 8. Stilvoll geb. mit Goldschn. ℳ 7.50.**

**Klaus Groth** schreibt in seiner Besprechung darüber: „Was die jüngsten drei Lustrenzehnte hervorragend Schönes auf dem Gebiete der Lyrik geschaffen, das suchte die unterzeichnete eingegrige Anthologie zu vereinigen. Jedem der Herausgeber darauf durchgehen, auch die weniger bedeutenden unter den modernen Lyrikern durch eine Anzahl Gedichte nach allen Seiten zu charakterisieren, wurde es möglich, unsere wenigen, wahrhaft großen Dichter in ihrer ganzen Bedeutung voranführen. So fanden Männer wie **Geibel, Herse, Scheffel, Storm u. a.** eine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung finden, und es bewerbt die freundliche Aufnahme des Buches, wie sehr diese Art der Auswahl den Wünschen des Publikums entspricht. So können wir diese Anthologie allen Freunden echter Poesie ehrlich empfehlen und hoffen, daß dieselbe unserer vielfach mit Unrecht unterschätzten Lyrik manchen Freund gewinnen wird . . . . Novalis hat, wie er selbst gesteht, von seinem Dresdener Sturm gelernt. Beides germinieren ist die Wahrhaftigkeit der Überzeugung, ohne Rücksicht und Vorsicht nur das aussprechen, was sie für empfinden halten, und eine gewissenhafte Regel: das fremdartigen aller fremden Phrase, aller zwar weichlich-schmeichelnden Reminiscenz. Die ihr Gedichten in den Blumenlesen wohl weniger dem Urteil der Urteilsfähigen, als der Rücksicht aufs Autologie Fortpflanzende Geschlecht der Backfische verdanken."

Mit unserem Gewiß hielt man die dreihundert Seiten des schön gedruckten Werkes durch, mit seinen zum Widerspruch gereizt

Wir dürfen nicht verzagen, die deutsche Sprache degenerieret nicht, und die deutschen Dichter werden nicht ab. Es ist nur die Frage, ob die deutschen Leser vor Zeitungen, Broschüren und Romanen noch Interesse, Zeit und Geld behalten, um ihre Werke zu kaufen und zu lesen."

**Wolfgang Kirchbach**

### Ausgewählte Gedichte.

8°. 1883. geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

### Der Menschenkenner.

Lustspiel in 4 Akten.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

### Waiblinger.

Ein Trauerspiel unserer Zeit.

geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

### Ein Lebensbuch.

Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen.

8°. 1886. geh. 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ

### Kinder des Reiches.

Ein Romancyclus.

2 Bände. 8°. 1883. geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

### Stimmen des Lebens.

**Gedichte von Wilhelm Jensen.**

**Broschiert ℳ 3.—,**
**Elegant gebunden ℳ 4.—.**


Digitized by Google

**J. J. Heckenhauersche Buchhandlung in Tübingen:**

# Lagerkatalog Nr. 119.

## Deutsche schönwissenschaftliche Litteratur

6197 Nummern umfassend

steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten.

---

**Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

# Skirnir.

Erzählung von

**Felix Dahn.**

176 S. 12°. In feinem Originalband. 5 Mark.

Diese kleine Erzählung schließt sich den beiden älteren „Was ist die Liebe?" und „Prigges Ja" unmittelbar an. Die Freundschaftslage, welche die Edda in „Sfirnes Fahrt" erzählt, ist hier dadurch verrückt und magisch gewendet, daß der werbende Sendling die Erkorene seines Freundes selbst liebt.

---

**Neuer Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.**

Soeben erschien:

# Friedrich Schiller.

## Geschichte seines Lebens u. Charakteristik seiner Werke.

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.

Von

**Richard Weltrich,**

Kgl. Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München.

## Erster Band, zweite Lieferung (Bogen 25—40).

Preis geheftet Mk. 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

---

**Verlag von L. Ehlermann in Dresden.**

# Die Kinder von Wohldorf.

**Von Ferdinand Avenarius.**

**In Renaissance-Ausstattung brosch. ℳ 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 2.50.**

Eine reizende Idylle in Versen von großer Schönheit und Formvollendung der Sprache.

---

# Wandern und Werden.

**Gedichte von Ferdinand Avenarius.**

**In Renaissance-Ausstattung brosch. ℳ 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. ℳ 5.—.**

**Deutsches Litteraturblatt** (H. Keck) in einem Aufsatze „Ein Wort über echte Lyrik": „. . . Die packen, sie lassen nicht wieder los, sie ergreifen und erheben das Gemüt. Woher kommt das? Weil volle Wahrheit in den Worten liegt, die der Dichter in der Widmung singt . . . Das ist es: ein großes Herz hat die Seele des Hörers aufgewühlt, daß sie in ihren Tiefen erbebt und das Innerste, Reinste ihrer Natur in Liedern offenbart. Da gebären sich aus empfindungsstarker Brust die ergreifendsten Melodien, da klingt Weh und Wonne des Sängers im Herzen des Hörers wieder. Zuvor bewähren uns manche Gedanken von Avenarius nicht lyrisch-poetisch, die persönliche Unbefriedigtheit ist ihm gleichsältig, und der Kirche wendet er den Rücken. Aber das bindert nicht, daß mit ihm Klagen und Jubeln von uns den unverwüstlichen Frische seines hoffnungsfrohen Gemüts uns entzücken lassen: von ihm gilt so recht, was Th. Storm sagt: „Wo weiter's doch, ein echtes Herz ist gar nicht umzubringen." Unendlich reich ist die Fülle seiner Töne . . . Als echtes Kind seiner realistischen Zeit versteht er auch Bilder voll derber Satyre zu zeichnen, oder mit prickelndem Humor die komischen Widersprüche des Lebens darzustellen. Aber wahrhaft entzückend sind seine Naturschilderungen aus den Alpen und von der Ostsee, zumal da sie ihm immer nur Folie sind für echte Empfindungen des Herzens . . . Von den erzählenden Gedichten möchte ich hier das vollkommenste und für eine wahre Perle dasjenige erklären, welches betitelt ist: „Der Gefangene". Es sind nur vier achtzeilige Strophen, aber in diesen knappen Maß geht uns eine ganze Tragödie des menschlichen Herzens auf. Mit bewundernswürdiger Plastik wird die Gefängnis des Gefangenen dargestellt . . . Das ist echte goldne Poesie! Da haben wir einen Künstler von Gottes Gnaden!" Im Hinblick auf die Formbehandlung sagt Keck a. a. O. . . . Der Inhalt schmiegt sich gleichsam von selbst in die Form, er scheint durch Naturnotwendigkeit mit ihr geboren zu sein, und der Hörer verliert das Gefühl nicht, daß hier ein Meister der Technik aufgetreten ist."

---

**Neuer Verlag J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.**

Soeben erschienen:

# Jahresringe.

## Neue Gedichte

von

**Hermann Lingg.**

Mit dem Porträt des Dichters nach dem Original von

**Franz von Lenbach.**

Ein Band von 27 Bog. in Oktav.

Preis geheftet Mk. 5.

In geschmackv. Einband Mk. 6.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

---

Als Festgeschenke für Weihnachten empfehle ich, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Buch der Liebe.

Von **M. Stona.**

Zweite vermehrte Auflage. — 81 Seiten 12. — Preis kart. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 2.—.

In den nächsten Tagen erscheint:

# Erzählt und gesungen.

Von **M. Stona.**

Inhalt: Sanka. Novelle. — Es fällt ein Stern herunter. — Presto prestissimo. Eine Reise in 288 Stunden. 2. Auflage. — Erste Liebe. — Lieder. — Die Beichte. Blanette. — Fritz. Eine Kindergeschichte. — Nach Schweningen.

20 Bog. 8. — Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Verlagsbuchhandlung **Karl Konegen** in **Wien,** I., Operning 3, Heinrichshof.

---

Verlag von Karl Bauch, Gera.

# Strandgut.

## Neue Gedichte

von

**Reinhold Fuchs.**

Eleg. geb. 3 Mark.

---

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Glze,** Prof. Dr. K., **Sir Walter Scott.** 2 Bde. 31 Bogen. 8. brosch. Preis: ℳ 3.—.

„Der Verfasser entrollt uns in dieser Biographie ein Lebensbild, das sich durch seine geistreiche Darstellung und blendende, lebendige Sprache auszeichnet. Es liest sich wie ein Roman, ist spannend von Anfang bis Ende und historisch wichtig durch die mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Abteilung: „die schottischen Marken und ihre Clans", in deren einem Scott geboren und erzogen wurde. Wir wüßten nichts, was an diesem Werke zu tadeln wäre; auf jeder Seite desselben müssen wir des Verfassers Talent, seine sorgfältige Ausarbeitung und sein gründliches Quellenstudium anerkennen."

(Kritische Blätter.)


Digitized by Google

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Janssen, Johannes** (Verfasser der Geschichte des deutschen Volkes), **Zeit- und Lebensbilder.** Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden. 8°. XXXVI und 784 S.)

Mk. 8; elegant geb. in Leinwand mit Goldtitel Mk. 9,40.

Diese vierte Auflage ist um drei ausführliche Aufsätze über **Viktor Aimé Huber, Richard Rothe und Adalbert Stifter vermehrt worden.**

**Inhalt. Erster Band:** I. Viktor Aimé Hubers Wirken auf literarischem, politischem und sozialem Gebiete. — II. Aus des Geographen Karl Ritter Leben und Briefen. — III. Zur Charakteristik des Naturforschers Alexander von Humboldt. — IV. Eine Kulturdame und ihre Freunde. — V. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. — VI. Der protestantische Theologe Richard Rothe, aus seinen Briefen geschildert. — VII. Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner.

**Zweiter Band:** I. Adalbert Stifters Reich-Gesinnungen über Leben, Literatur und bildende Kunst. — II. Anschauungen des russischen Dichters Joukovsky. — III. Politische und kirchliche Ansichten der preußischen Diplomaten Niebuhr und Radowitz. — IV. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. — V. Zeichnungen von Bunsen und sein Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. — VI. Friedrich Wilhelm IV. politische und religiöse Gesichtspunkte. — VII. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Alte und neue Troubadour-Lieder**
von
**Richard von Volkmann-Leander.**

90 S. 12°. In Originalband geh. 3 Mk.

Nach längerer Pause erscheint der Verfasser der „Träumereien am französischen Kaminen", welche als Muster ihrer Gattung einen Platz in unserer Literatur sich geschaffen haben, wieder auf dem Büchermarkt, gewiß willkommen geheißen von allen, die sich an seinen heiteren Gaben erfreut haben. In bunter Wechsel ziehen Scherz und Ernst, abwechselnder Minne- und Rittersang an dem Leser vorüber, bis in den letzten Liedern — mutvoll und zukunftsfroh ausklingend — der Dichter mit einem Blick auf das eigene Leben schließt. Die eigenartige Sammlung, im vergangenen Jahre am Bodensee entstanden, zeigt von neuem die hohe poetische Begabung des Verfassers und dürfte ein vielbegehrtes Geschenkbuch für den Weihnachtstisch werden.

**Novellen von Gisbert Frhr. Vincke:**

**Kleine Geschichten.** 2 Bde. 4 Mk., geb. 2 Leinwandbde. 5,50 Mk.
**Alte Geschichten.** 2 Bde. 5,70 Mk., geb. 2 Leinwandbde. 7 Mk.
**Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster (Westf.)**

Allseitig gut empfohlene und gut ausgestattete

**Festgeschenke:**

**Wildwüchsiger Strauß.** **Die Pflanzenwelt in der Poesie.** Dichterstimmen, gesammelt u. herausg. von **A. Roth.** 55 Bg. 4 Mk.
**Hocheleg. in stilvollem Einbd.** geb. m. Goldschn. 5,50 Mk.

**Christendienst im Lichte des alten Bundes.** Dargestellt von **Hugo Orphal,** Pastor. 2,40 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

**Klassisches Vergißmeinnicht.** Lichtstrahlen u. Leitsterne vornehmlich aus dem Schatze der deutschen Literatur. Eleg. geb. 1,20 Mk. Mit Goldschnitt 1,50 Mk.

**Christliches Vergißmeinnicht.** Ein frommer Gedanke auf jeden Tag des Jahres aus Gotteswort und Dichterwort, zusammengestellt. Eleg. geb. 1,20 Mk., mit Goldschn. 1,50 Mk.

**Schillergarten.** Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Schillers sämtl. Werken. Von **F. Blumenau.** 2. Aufl. Hocheleg. geb. 2,25 Mk.

**Lessingperlen.** Eine system. Blumenlese aus Lessings Werken. Von **F. Blumenau.** Eleg. ausgest. 1,25 Mk., hocheleg. geb. m. Goldschn. 2 Mk.

**Die Hermannsschlacht.** Eine historische Erzählung für Jung und Alt. Von **Wilhelm Fricke.** Mit 1 Abbildung des Hermannsdenkmales. Gebunden 1,60 Mk., kart. 1,25 Mk.

**In die Natur!** Biographien aus dem Naturleben für die Jugend und ihre Freunde. Von **Hermann Wagner.** Mit Illustr. von **G. Süß.** I. u. II. Samml. à 1,20 Mk., III. Samml. 1,50 Mk.

**Salzmanns Ameisenbüchlein.** Neu herausgegeben von Rektor **Bartholomäus Hamm.** 2 Mk., gut gebunden 2,50 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen nach Einsendung des Betrages franko von **A. Helmichs** Buchhandlung (**Hugo Anders**) in **Bielefeld.**

**Hübsch ausgestattete**
**Festgeschenke!**

Freunden eines **gemütvollen Humors** und **guter plattdeutscher** Dialektgedichte und Novellen sei empfohlen:

**Dat dulle Jahr! (1848.)**
Von **Heinrich Wilhelm.**
1,50 Mk., eleg. geb. 2,50 Mk.

Eine humorvolle Schilderung des Jahres 1848 aus einem, der jene Zeit mit erlebte.

**Krissbetten un Kaffbetten,**
oder **Unkenklänge** von **Westfalens** roter Erde. Plattdeutsche Gedichte von **Nap Kluttenratt** und **Wolf,** Wildgraf von Tecklenburg, Oder vom Desenberge und Klusenstein (Professor Dr. Landois). 1 Mk., eleg. geb. 2 Mk. Mit köstlichen Illustrat. à la Busch.

**Plattdütsch Sünndagsblatt.**
II. Jahrg. vollständig. Eleg. geb. 9 Mk.

Ein eigenartiges Unterhaltungsblatt in niederdeutscher Mundart. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 1,50 Mk. Es bietet eine gediegene Lektüre für Herz und Gemüt in Poesie und Prosa und bietet auch viel Stoff zu Vorträgen ernsten und heiteren Inhalts. Der erste Jahrgang ist nur noch in wenigen Exempl. — im Preise erhöht zu haben.

**Der Prophet Jan van Leiden,**
König der Wiedertäufer, oder: Der Münstersche Bettelstudent. Von Prof. Dr. **H. Landois** (Verfasser des Frans Essink. Preis 1 Mk. Eleg. geb. 2 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, nach Einsendung des Betrages franko von **A. Helmichs** Buchhandlung (**Hugo Anders**) in **Bielefeld.**

**Neu!**
**Isolde Kurz**
**Florentiner**
**Novellen**
4 Mk., in stilvoll. Origbd. M. 5,50.

Diese Novellen, von denen „Die Vermählung der Tarra" in der „Gartenlaube" großen Beifall fand, spielen im Florenz des 14. Jahrhundert und ergreifen durch ihre plastische Darstellung neben der stimmungsvollen Zeit- und Stimmschilderung.

**G. J. Göschensche Verlag. Stuttgart.**

**Verlag von L. Ehlermann, Dresden.**

**Alkibiades.**
Drama in fünf Akten
von
**Eduard von Bauernfeld.**
8. brosch. 1 ℳ 60 ₰.



Druck von Johannes Pässler in Dresden.



Digitized by Google

58. Jahrgang. Dresden, den 21. Dezember 1889. Nr. 52.


# DAS MAGAZIN

FÜR DIE

## LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES.

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Herausgeber: K. von Schlieben in Dresden.

Begründet von Josef Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste) sowie vom Verlage des „Magazins“ in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen werden mit 30 Pf. für die dreigespaltene Kleinzeile berechnet.


Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

**Inhalt:** Domenico Ciàmpoli: „Dolor sine labe“. (Novelle.) (Schluß.) — P. J. Willatzen: „Altdänisches Volkslied aus der Zeit vor der Reformation.“ — J. C. Poestion: „Neue isländische Litteratur, II.“ (Schluß.) — Kaberlin: „Berliner Bühnenbrief.“ — Litterarische Neuigkeiten. — Bühnenschau. — Personenschau. — Anzeigen.

## Dolor sine labe.

Erinnerungen einer Verstorbenen.

Von Domenico Ciàmpoli.

Übertragen von Hulda Meister.

(Schluß.)

### XIV.

Seit mehreren Wochen durchwachte mein Mann einen Teil der Nächte, weil er mit einer Abhandlung über National-Ökonomie beschäftigt war. Er wollte Abgeordneter werden. Ich weiß nicht, warum, aber ich wartete immer auf ihn und konnte nicht einschlafen; ich dachte, und meine Gedanken waren so traurig und so böse. Er war jetzt zu zärtlich gegen mich, zu oft richtete er seine forschenden Augen auf die meinen; gegen Viktoria war er liebenswürdig und witzig, aber oft stritten sie miteinander und erzürnten sich und trotzten dann stundenlang. Die Mutter lachte zwar darüber, aber in meinem Herzen wurde der böse Argwohn immer stärker, immer heftiger. In der Nacht hörte ich das leiseste Geräusch, und mir war es, als ob ich leichte, flüchtige Schritte hörte und das Rauschen und Knistern von Gewändern und das unterdrückte Knarren von Thüren. Mir blieb der Atem stehen, die Augen öffneten sich weit und furchtsam, und das Herz klopfte mir in bangen Schlägen . . . Gott! o Gott! es ist entsetzlich, wenn man an seinem eigenen Blute zweifeln muß, wenn man Verrat von denen fürchten muß, die man liebt! Eines Nachts, als er später als gewöhnlich kam, faßte ich Mut und sagte bittend zu ihm:

„Höre, Joseph, laß mich nicht so allein; ich schäme mich es Dir zu gestehen, aber ich fürchte mich . . .“

„Vor was?“ fragte er halb ärgerlich, halb neugierig.

„Ich weiß es nicht, aber man erzählt gewisse Geschichten . . . von Gespenstern . . .“

Er lachte hell auf, dann sagte er:

„Gut, ich werde bei Tage arbeiten, dann kann ich Dir Gesellschaft leisten. Aber es ist schade, in der Nacht ist man so gesammelt . . .“

Es erschien mir grausam, was er sagte, doch fügte ich kein Wort mehr hinzu. Er hielt sein Versprechen und mehre Wochen hindurch blieb ich nicht mehr allein. Inzwischen bemerkte ich, daß Viktoria ihren Entschluß nicht änderte. Sie sprach von neuem vom Kloster, sagte, daß ihr das Leben unerträglich wäre; sie vermied es mit mir allein zu bleiben und ärgerte die Mutter unausgesetzt durch ihre Widersprüche. Verschiedene Male stand ich im Begriff, mich der Mutter an die Brust zu werfen und ihr meine Herzensangst anzuvertrauen; aber dann fürchtete ich wieder, daß ich mich getäuscht haben könnte . . . Und wenn es nicht wahr war? wenn meine Liebe mich dazu verleitete, die Unschuldigen für schuldig zu halten? Aber nur zu sehr sollte ich Gewißheit erhalten. Eines Tages verreiste mein Mann. Er wollte ungefähr vierzehn Tage ausbleiben, um seiner Studien willen war es unumgänglich notwendig. Mit einer gewissen bittren Freude ergab ich mich in die kurze Abwesenheit, die noch immer besser war, als ihn ganz und für immer zu verlieren; inzwischen wollte ich Viktoria besser beobachten

Digitized by Google

und mich von meinem Unglück überzeugen. Aber war es Ungeschicklichkeit oder Mangel an Erfahrung, genug, ich sah nichts; nur am Abend desselben Tages, an dem er uns verlassen hatte, sagte Viktoria, die mit uns den letzten Schimmer des Abendrotes über unsrem fernen Dörfchen verglühen sah, plötzlich zu unserer Mutter: „Nimm mich fort von hier, wir wollen nach Hause zurückkehren!" Der Ton dieser Worte war so rauh, daß er fast wie ein harter, verborgener Vorwurf klang, den mein Argwohn wohl verdient hatte. Wie gewöhnlich nannte die Mutter sie ihre kleine Närrin, streichelte sie liebevoll, und es war nicht mehr die Rede davon. In derselben Nacht konnte ich kein Auge schließen. — „Heilige Mutter Gottes, gieb mir den Frieden zurück!" betete ich inbrünstig. „Heilige Madonna! wenn er mich nicht liebt, so laß mich sterben!" . . aber das Gebet war ohne Glauben, und kein Trost senkte sich in meine gequälte Seele. Ich schluchzte, vollständig mutlos und erschöpft. Wie lange ich so verharrte, weiß ich nicht, aber es war gewiß schon spät; der Vollmond, der hoch am Himmel stand, zeichnete auf dem Fußboden meines Zimmers ein schwankendes Lichtquadrat, von dem eine zarte Phosphoreszenz auszuströmen schien. Die Landschaft lag in tiefes Schweigen gehüllt. Das in Schlaf versunkene Schloß schien öder und einsamer denn je. Schon wollte ich das Licht wieder anzünden und mich auf das Bett werfen, als ich plötzlich ein dumpfes Knarren wie von einer Thür, die vorsichtig geöffnet wird, vernahm. Ich lauschte und deutlich unterschied ich das Kreischen von neuem. Jetzt öffne auch ich die Thür meines Schlafzimmers und spähe hinaus . . . Zuerst bemerke ich nichts; die tiefe Dunkelheit im Korridor wird nur von langen Streifen Mondlichtes, das gedämpft durch die grünen Scheiben fällt, unterbrochen, aber endlich erscheint eine weiße Gestalt und gleitet der Treppe zu. Sie ist es, Viktoria! Wohin geht sie? Warum geht sie zu dieser Stunde aus? Warum so viele Vorsichtsmaßregeln? Vielleicht begeht sie eine Thorheit? . . . So fragte ich, ohne daß mein Argwohn jedoch eingeschläfert worden wäre. Ich drückte die Hände auf das klopfende Herz, das zu zerspringen drohte, und folgte ihr Schritt für Schritt, wachsam und begierig. Von Zeit zu Zeit hielt sie lauschend an, und den Zeigefinger auf die Lippen gedrückt, wendete sie sich nach allen Seiten spähend um, dann setzte sie ihren Weg wieder fort. Auf der breiten Freitreppe blieb sie noch einmal zögernd stehen. Im vollen Mondlicht schien sie mir mit ihren aufgelösten Haaren und dem weißen, bleichen Gesicht eine von Meisterhand erschaffene Statue von wunderbarem Ebenmaß; aber das war nur ein Moment, dann stieg sie hinab. Die Thür, welche in den Garten führte, war weit geöffnet; wie ein Phantasma überschritt sie deren Schwelle und eilte hastigen Schrittes bis zu einer hohen Myrtenwand, die von einer uralten Eiche überschattet wurde. Hier blieb sie stehen, indem sie der Thür den Rücken zuwendete. Ich verbarg mich hinter einer Kalksteinbank, und ungesehen konnte ich jede, auch die geringste ihrer Bewegungen beobachten. Mit auf der Brust gefalteten Händen wartete sie stehend gleich einer Nachtfee . . . Ich war einer Ohnmacht nahe . . . „Nein, mein Gott!" sagte ich, „gieb, daß mich meine Kräfte noch nicht verlassen, gieb, daß ich Zeuge ihrer Unschuld sein möge!" . . . In dieser kauernden Stellung, in angstvoller Erwartung und ganz Auge blieb ich einige endlos scheinende Minuten. Da knirschte auf dem Kieswege ein nahender Schritt, und er erschien, mein Gatte. Ich sah, wie sie sich die Arme entgegenstreckten, sah, wie sie sich wie Wahnsinnige umarmten und fiel wie vom Blitze getroffen nieder. Nur Gott weiß, was ich in diesem Augenblick gelitten, und wenn ich nicht gestorben bin, so wollte Gott der Herr nur nicht, daß ich mit Haß im Herzen sterben sollte . . . Als ich wieder zu mir kam, war Belva neben mir. In seinen Augen standen Thränen, und auf seinem Gesichte lag die düstre Ergebung eines kranken Tieres, wie an dem Tage, an welchem er die Brosche gefunden hatte.

Er sagte nicht eine Silbe, sondern nahm mich auf seine Arme, wie ein krankes Kind und trug mich auf mein Zimmer . . .

## XV.

Die Mutter kam an mein Bett; dort blieb sie stumm eine Weile sitzen und drückte nur die Hände. Dann sagte sie mir Lebewohl; es schien, als ob es das letzte wäre und schwankenden Schrittes, und sich die Augen trocknend verließ sie das Zimmer. Als ich in mein Haus gekommen war, hatte ich in ihrer Gegenwart zu meiner Schwester gesagt:

„Geh' fort, ich jage Dich von der Schwelle meines Hauses."

Sie fuhren ab. Während eines ganzen Monats wollte ich weder von ihnen noch von meinem Manne etwas hören, aber unzählige Male weinte ich voll herzbrechender Zärtlichkeit, weil sie fern waren. — Warum, warum haben sie mir soviel Leid zugefügt? fragte ich mich. Warum hat er mir nicht früher gesagt, ich liebe Dich nicht mehr, ich habe Dich nie geliebt, ich habe Dich nur aus Ärger geheiratet, jetzt schicke ich Dich fort, weil ich Deiner überdrüssig bin? Es wäre weniger grausam gewesen. — Langsam und düster flossen die Tage dahin; nur der alte Priester kam zuweilen, um mich für seine Armen um Almosen zu bitten, und in meiner Herzensangst hatte ich ihm alles geoffenbart. — „Du mußt Dich mit dem Gedanken an Verzeihung vertraut machen, meine Tochter," pflegte er zu sagen, „denn Gott wird die Schuldigen strafen." — Und er schüttelte traurig den weißen gedankenvollen Kopf. Von ihm erfuhr ich, daß mein Mann in fernen Ländern reiste. Eines Tages, es waren fast zwei Monate verstrichen, schickte mir die Mutter einen Boten, der mir geheimnisvoll einen Brief übergab. — „Komm," schrieb sie, „komm, Viktoria hat fast den Verstand verloren; ich bin allein und in heller Verzweiflung. Du kannst die Ehre unsres Hauses retten, indem Du das letzte und vielleicht das größte Opfer bringst . . . Komm!" — Arme alte Mutter! Allein und verzweifelt! Ich ging. Ich sah Viktoria wieder, sie war

Digitized by Google

stumm, wachsbleich und matt, und erkannte niemand mehr. Mit ihren starr auf den Boden gehefteten Blicken und ihrer leichenartigen Regungslosigkeit flößte sie tiefes Mitleid ein. In den ersten Tagen hatte sie sich das Leben nehmen wollen, indem sie ihren Kopf an der Wand zerschmettern wollte. Man war ihr zur Hilfe geeilt, hatte sie überwacht, und sie war in entsetzliche Krämpfe verfallen. Als diese sie verließen, überkam sie eine vollständige Lethargie der Seele und des Körpers. Die Mutter war ganz gebrochen. Würde man es glauben, daß mein Schmerz einen Trost darin fand, neben derjenigen zu wachen, die ihn hervorgerufen? Diese blühende, so elend zerstörte Jugend, diese so fröhliche, in der Knospe schon geknickte Zukunft, bewegte und rührte mich, und das Mitleid war stärker als Zorn und Verachtung. Ich war nicht die erste, welche wahrnahm, daß die Folgen ihrer Leidenschaft den Zustand der Kranken hervorgerufen, daß sich in ihrem Schoße ein anderes Leben erschloß, ein armes unschuldiges Geschöpf sich bildete; aber ich hatte den Mut „das letzte und größte Opfer" zu bringen, „das die Ehre des Hauses erforderte." — „Es wird mein Kind sein," sagte ich zu unserer Mutter. Ich kann nicht sagen, wie es mir gelang, die Empörung der beleidigten Frau und den Abscheu der ehrlichen Seele gegen alles Falsche zu bezähmen, aber die Vorsehung gab mir die nötige Energie, denn „sie bestrafte die Schuldigen," indem sie die Verstandeskräfte der Unglücklichen fast erlöschte. Monate einer fortwährenden Agonie folgten, in denen wir immer fürchten mußten, sie von einem Augenblick zum andren sterben zu sehen, denn so entsetzlich war ihre tiefe Traurigkeit. Ich suchte heiter zu bleiben, um der Mutter Mut und Kraft einzuflößen, ich ging sogar so weit zu lächeln, zu behaupten, daß die Welt um eines jugendlichen Fehltritts willen noch nicht aus den Angeln ginge, daß ich Viktoria verzeihen hätte, da sie aus Mangel an Erfahrung gefallen wäre . . . ich ging sogar noch weiter und ließ das Gerücht von meiner bevorstehenden Niederkunft aussprengen, damit die Geburt des Kindes nichts Unvorhergeschenes, nichts Überraschendes wäre. Wie viele Vorsichtsmaßregeln traf ich um ihretwillen, wie viele Sorgen quälten mein Herz um ihretwillen . . . Zu einer gewissen Zeit, es war um den siebenten oder achten Monat herum, fing sie an zum Bewußtsein zurückzukehren; sie erkannte mich und weinte heiße Thränen, dann aber blieb sie immer schwermütig, wie eine Rose, in deren Kelche der Wurm insgeheim nagt. Meine Aufmerksamkeiten rührten sie . . . Einmal sagte sie mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: „Arme Mutter! . . ." Ein andres Mal, als sie schon die Schmerzen der Mutterschaft fühlte, bat sie mich, daß, wenn sie stürbe, ich ihr armes kleines Wesen nicht verlassen möchte. Ich glaubte nicht, daß man entsetzlichere Qualen erdulden kann, als ich in jener Zeit, aber um unsrer armen alten Mutter willen, die am Rande des Grabes zu stehen schien, mußte ich sie mutig ertragen. Wir verließen unser Gut, und in einem einsamen, fernen Dorfe . . .

XVI.

Das Kind wurde im Zivilstandsregister als meins und das des Grafen Joseph Gentiloschi eingetragen, und da die Mutter es nicht stillen konnte, so wurde es einer schönen, gesunden Amme übergeben.

Kurze Zeit darauf nahm Viktoria im Kloster Sta. Klara unter dem Namen Schwester Ursula den Schleier. Ich kehrte in das Schloß zurück, als auch unsere Mutter in Frieden dahingeschieden war. Auf ihrem Totenbette machte sie es mir zur Pflicht, das Haus desjenigen, dessen Namen ich trug, nicht zu verlassen und dem kleinen Dino das Geheimnis seiner Geburt erst in meiner Todesstunde zu offenbaren.

Hier steht es, dann wird er es lesen . . .

Als er ein wenig größer war, führten wir ihn in unser Haus . . . Er war so artig und liebenswürdig, und doch gab es eine Zeit, wo ich Dich gehaßt habe, Du armer unschuldiger Knabe. Ohne Gewissensbisse habe ich Dich über meine Kälte bekümmert sehen können . . . Ich habe schlecht an Dir gehandelt, es ist entsetzlich, nicht wahr? Und nichtsdestoweniger glaubte ich gerecht zu sein, weil ich eigentlich so sehr wünschte, wirklich Deine Mutter zu sein.

XVII.

Viele Jahre sind verflossen, seit ich die vorstehenden Zeilen geschrieben, aber die vielen Jahre haben nichts verwischt und ausgelöscht. Das Kind ist ein Jüngling geworden und gleicht dem Vater, und der Zug von Trauer und Bekümmernis aus jener Zeit hat sich seinem Gesichte für immer aufgeprägt . . . Vielleicht hält er mich für eine unnatürliche Mutter. Heiliger Gott! wie würde ich ihn lieben, jetzt, da er eine Waise ist, jetzt, wo sein Vater seit zwanzig Jahren in unserer kleinen Kirche ruht . . .

Ich nehme das Schreiben wieder auf, weil ich mich meinem Ende nahe fühle.

Es heißt, der Geist des Schlosses sei wieder erschienen, wie er sich zeigte, als mein Mann starb. Vielleicht kommt er um meinetwillen, vielleicht! Man muß wenigstens bereit sein.

Seit damals sind viele Veränderungen vorgegangen, ein langer Traum mit seltenem Erwachen. Ich beuge mich in Gedanken wie über stehendes Wasser und deutlich sehe ich auf seinem Grunde wie algenbewachsene Kiesel, die Erinnerungen.

Er starb vor Herzeleid, starb, wie ich es zu Anfang erzählt habe. Er war zart genug gewesen, mir immer auszuweichen, nie den Versuch zu machen, Frieden mit mir zu schliessen. Er wußte, daß es vergebens gewesen wäre. Jener bleiche Knabe, der, da er sich wenig geliebt sah, ganze Stunden lang verschwand, seltsame Verstecke in den Dachkammern und im nahen Walde suchte und fand, der sich immer bemühte, sich den Blicken der andren zu entziehen und sich in irgend einem Winkel verbarg, um dort zu bleiben, und mich nur verstohlen betrachtete, weil er fürchtete gescholten zu werden, er war für ihn ein beständiger Ankläger. Einmal

Digitized by Google

warf Dino sich in meine Arme und rief: „Mama, Mama!“ — Ich stieß ihn nicht von mir, aber ich sagte: „Nein, Du mußt mich nicht so nennen.“ — Er machte sich von mir los und nahm seine Händchen von meinem Arm. — „Warum?“ fragte er, indem er mich mit seinen großen traurigen Augen anblickte. Dann verließ er das Zimmer, ohne die Antwort abzuwarten.

Jetzt bereue ich jene unfreiwilligen Grausamkeiten, damals aber konnte ich mich nicht beherrschen.

Als junger Mann kehrte er selten in das Schloß zurück. Er selbst wünschte es nicht, aber er war ein ernster, gebildeter, guter Mensch geworden. In seinem Herzen habe ich eine tiefe Zärtlichkeit für mich entdeckt, ein Verlangen zu erfahren, warum ich ihn denn nicht liebe . . . Armes Herz! . . . Jetzt weißt Du es, das ist ein großer Trost für mich. Ich flehe zu Gott, daß er mir gestatten möge, Dir nahe zu sein als tröstender Geist in dem Augenblicke, wo Du diese von Schmerz erfüllten Zeilen lesen wirst; ich flehe ihn an, daß er Dir den Geist verleihen möge, der menschliche Schwächen verzeiht, und daß Du mein Andenken in Ehren halten möchtest.

XVIII.

Er ist weit fortgegangen, um die Sommerferien zu genießen, und er schreibt mir, daß er eine hoffnungslose Liebe im Herzen trüge. Das ist traurig! Wenn man mit fünfundzwanzig Jahren nicht wiedergeliebt wird, dann stirbt man daran. Ich will ihm antworten, daß er zuweilen an mich denken möchte, daß er für mich beten . . . Aber er glaubt ja nicht, er sucht in der Wissenschaft einen neuen Glauben. . . Ich weiß nichts von dieser großen Wissenschaft, wenn ich aber keinen Glauben an Gott hätte, so würde ich noch unglücklicher sein. Er sucht Liebe und Zuneigung außerhalb seines Hauses, dieses großen, öden Hauses. Der Oheim stellt es jetzt für ihn her und macht es schön. Ich möchte ihn noch glücklich sehen, bevor ich sterbe. Jetzt sehe ich seinen Briefen mit Spannung entgegen und öffne sie mit heftigem Herzklopfen, denn mir ist immer, als ob ihm ein Unglück begegnen könnte. In dem letzten sagt er, „daß er sich unter den Menschen allein fühle wie als Kind,“ daß „bei großen Leiden die Einsamkeit sie nur verdoppele, sie vertiefe.“ Das ist wahr, sehr wahr. Ich will versuchen, ihn zu trösten. In diesen Tagen fühle ich mich so schwach, auch die frische Luft verursacht mir Schmerzen in der Brust. Nur eine einzige Stunde möchte ich in weichem Frühlingsschlummer gewiegt ausruhen. Statt dessen wird der Schlaf mir vom Arzte verschafft, ein schwerer Schlaf, der nur noch mehr erschlafft. Was thut es? Mut! . . . der Wille dessen, der alles gut gemacht hat, geschehe!

XIX.

Man hat mir erzählt, daß ich vor einem Monat zwischen Tod und Leben geschwebt habe. Meine Schwester, die Schwester Ursula, ist zu der Sterbenden gekommen. Sie hat das Kloster verlassen, weil ein Gesetz die religiösen Körperschaften verboten und aufgelöst hat. Als ich dem Tode ins Auge sah, habe ich ihr verziehen . . . ich verzeihe ihr auch jetzt. Nun fühle ich mich so leicht, so leicht, als ob ich Flügel hätte, um mich in das Azurblau hinaufzuschwingen, und bei allem, was ich sehe, ergreift mich tiefe Rührung. Ich könnte weinen, wenn ich eine Blumenkrone welken sehe, wenn ein Schmetterling vor meinen sehnsüchtigen Blicken verschwindet. Mir ist, als ob ich wieder Kind geworden wäre, als ob die ganze Unschuld der Phantasie, die ganze Reinheit der Gefühle wieder in mir lebendig geworden wäre. Die Vergangenheit stört mich nicht mehr, die Zukunft fürchte ich nicht mehr, beide sind in der Freude über die Verzeihung ineinander geschmolzen. So möge der Herr uns allen verzeihen!

XX.

Der Winter ist sehr streng gewesen, aber mit den Blumen ist auch Dino wiedergekehrt . . . Für Dich, Mutter, hat er zu mir gesagt und mir so viele gebracht. Er hat lange bei mir verweilt und hat mir die Hände geküßt. Aber er ist verändert; auch er muß viel gelitten haben. — Willst Du sie sehen? hat er darauf gefragt und hat mir das Bild seines Mädchens gezeigt. Sie sieht lieb und stolz aus, sie gefällt mir, auf ihrer Stirn und in ihren gedankenvollen Augen verbirgt sich ein geheimer Schmerz. — Sie muß sehr gut sein, habe ich ihm dann lächelnd gesagt. — Jetzt liebt sie mich, hat er mir geantwortet. Ich wollte ihm sagen: Liebt Euch immer oder nie, liebt Euch, um Euch nie wieder zu verlassen; eine gebrochene Liebe ist ein gebrochenes Leben, aber ich fürchtete mich zu verraten. Als er hinausgegangen war, habe ich geweint. Dann habe ich ganz leise die kleine Statuette der Jungfrau mit Blumen umkränzt, mit den Blumen, die er mir aus den fernen Ländern mitgebracht, ich habe gebetet und mein Gebet hat sich mit dem süßen Blumenduft gemischt. O Mutter Gottes! halte die Leidenschaften von diesen beiden Wesen fern, gieb ihnen Glauben und Mut, stehe ihnen im Leben bei und nimm sie im Tode zu Dir! — Ich wünsche, daß, wenn ich nicht mehr sein werde, diese Statuette im Zimmer des geliebten Mädchens ihren Platz finden möge, viele Jahre hindurch hat sie mich in meinen Schmerzen gestützt und aufrecht gehalten und eines Tages, wenn sie erst alles wissen werden, dann werden sie vor ihr um Frieden bitten, Frieden für die arme Verstorbene.

XXI.

Laßt mich in unsrer kleinen Kirche begraben, in derselben Gruft mit ihm. In den kommenden Jahrhunderten werden wir uns nahe sein, die Landleute werden jene Grabsteine mit Thymian und Myrten schmücken, täglich wird der Priester sie mit geweihtem Wasser besprengen. Dort werde ich Dich erwarten, dort unten. Komm mit Deinem Weibe, Dino, denn wenn die Toten fühlen können, so werden wir uns über Euer Glück und über Eure Gebete freuen. Und wenn Ihr traurig und unglücklich seid, so denkt an Diejenige, welche ohne zu fluchen gelitten hat, denkt daran, daß sie den Schmerz nicht

Digitized by Google

mit unversöhnlichem Hasse entweiht hat. Dort unten werde ich gewiß Ruhe finden . . . Der Atem und der Duft des Waldes werden herüberschweben, die Triller der Nachtigallen werden zu mir herüberschallen, die Gebete der Armen werden zu mir hinunterdringen. Seid Ihr die Vorsehung der Armen, denn Thränen zu ersparen ist wohl eine milde, sanfte Freude!

XXII.

Ich habe gelächelt und habe mich heiter gezeigt, damit er nicht bekümmert abreisen sollte, um seine Braut zu holen. — „Bald werden wir uns wiedersehen, Mutter, und mit ihr," hat er zu mir gesagt und ist entflohen, um seine Thränen zu verbergen. — Beeile Dich und komme bald, denn ich habe nicht mehr viele Tage zu leben. Sie merken es noch nicht um mich herum, aber im Herzen fühle ich es, wie es immer langsamer schlägt, und ein Gang durch mein Zimmer ist für mich jetzt eine lange Reise. . . Ich möchte die Gatten wohl sehen, möchte noch einmal die Zeit durchleben, in der auch ich als junge Herrin hier einzog. . . Der Felsen war mit Blumen bedeckt, und Thor und Straßen prangten in reichem, blühenden Flor; die Leute jauchzten uns zu und spannten Bänder über den Weg, um unseren Einzug zu verzögern. . . Eine alte Frau küßte den Saum meines Kleides, das vom Sattel herabhing, und sagte: „Gott segne Dich, Du schöne Frau!" Die Kavalkade war so lang, so zahlreich. . . Auch Schneeflocke war dabei; jetzt ist es tot, vielleicht vor Schwermut gestorben, weil Viktoria es nicht mehr bestiegen hat, vielleicht vor Altersschwäche. . . Wie klar und deutlich die Erinnerung an das Vergangene vor mir ersteht! Mein Pferd wollte die Schwelle des Schlosses nicht überschreiten, Belva mußte es am Zügel nehmen. Armer Belva! Ich wünsche, daß er geliebt und geachtet in unserem Schlosse bleibt. Er war das großmütigste, stärkste Herz, das sich in meiner Umgebung befand. Gott verleihe ihm ein langes Leben, denn er ist so gut! Eines Tages sagte er zu mir: „Es ist so traurig, wenn man die Herren geboren werden und sterben sieht, es wäre wohl besser, wir Armen gingen auch hinüber in das Jenseits." — Viktorias Herz suche ich nicht zu erforschen; sie ist hier noch mehr eingeschlossen, als im Kloster, man hat mir aber erzählt, daß sie die Zimmer des jungen Ehepaares wunderschön hergerichtet habe. . . In einem derselben hat sie mein großes Bild aus der Zeit, als ich mich verheiratete, aufgehängt. . . Das war ein zarter Gedanke, der wohl ebensoviel gilt wie Vergebung. Gieb ihr den Frieden, mein Gott, auch sie muß viel gelitten haben!

XXIII.

Sie schreiben, daß sie dort unten in Neapel so glücklich sind; wenn der Schnee schmilzt, wollen sie heimkehren. Wer weiß, was dann sein wird? Hier sind Berge und Thäler in blendendes Weiß gehüllt, der Nordwind saust und heult durch die wilden Schluchten, unaufhörlich brüllen die reißenden Ströme. Der bloße Anblick der Kälte läßt mich erschauern. Wie schön und freundlich ist das prasselnde Feuer! Es ruft mir meine Kindheit zurück. Neben dem großen Kamine erzählte die Großmutter uns strahlende Märchen von Feen und Königreichen, und wir schliefen unter goldenen Wölkchen und diamantenen Flügelchen ein. . . Heute habe ich mir eine lange Haarlocke abgeschnitten; ich lege sie zu seiner, die schon zwischen diesen Blättern ruht zur dauernden Erinnerung. . . Ich fühle mich sehr schwach und halte mich kaum aufrecht, um noch mehr zu schreiben; das Blut in meinen Händen scheint zu erstarren, die Feder schwankt und zittert hin und her. . . Lebe wohl, Dino, lebt alle wohl! Wenn ich Dich vor meinem Dahinscheiden nicht mehr sehen sollte, so verzeihe mir aus der Tiefe Deines Herzens. Ich küsse Deinen schönen, gedankenvollen Kopf und segne Dich. Jetzt liebe Deine Mutter, und wenn sie nicht den Mut hat, Dir ihre Vergangenheit zu erzählen, so achte ihr Schweigen und mache ihr ihre letzten Jahre leicht und eben. Auch sie wird nicht mehr lange leben, darum liebe sie, um ihre wenigen Lebenstage zu erheitern und zu verlängern; wenn es nicht aus Edelmut geschieht, so mag die Pflicht Dich dazu drängen. — In schwermütigen Stunden sprich von mir zu Deiner Gattin, sage ihr, daß ich eine arme Frau war, der nur die Liebe fehlte, um glücklich zu sein . . . sage ihr, daß sie Dich immer lieben soll, und an dem Tage, an dem sie ihren Glauben wanken fühlt, soll sie sich vor Gott beugen und sich nicht eher erheben, als bis sie stolz sagen kann, daß sie eine würdige Gattin und Mutter ist. Lebe wohl! . . . Ein trauriges Wort, wenn es das letzte ist! Es kommt mir vor wie der Deckel des Sarges, in den man mich einschließen wird. Aber die Hoffnung flüstert mir leise und tröstend zu, daß der Herr uns alle jenseits vereinigen wird, damit gemeinsames Leid auch gemeinsame Freude werde. . . Lebe wohl! Lebe wohl!

## Altdänisches Volkslied

aus der Zeit vor der Reformation.

### Marienschild.

Übertragen von P. J. Willatzen.

Eine Jungfrau rein erstund uns eh,
Eine Rose der hehrsten Minne,
Der ganzen Welt holdseligste,
Des Himmels Kaiserinne
So werde Marie unser Schild in jeglichem Leide.

Ihr Hals war weiß wie Hermelin,
So rosig rot die Wangen;
Sie war gar fein eine Magedin,
Unsern Herrgott sollte sie empfangen.

Engel Gabriel ward ausgesandt
Zu Jungfrau Marie zur Erden:
„Mein Herr, der hat mich zu Euch gesandt,
Solli Christi Mutter werden."

Digitized by Google

Marie antwortet darzu mild —
Gott fügt' es, daß sie es ersinne:
„Gescheh' mir, Gott, wie Du es willt,
Bin Deine Dienerinn."

Das Kind unterm Herzen, sonder Leid
Der Wochen vierzig ihr gingen;
In der Nacht dann um die Weihnachtszeit
Ließ der Herr zur Welt sich bringen.

Unser Herr ward geboren in der Weihenacht,
Herr Jesus ließ er sich nennen;
Am Himmel erschien eines Sternes Pracht,
Über allen Landen zu brennen.

Zur Tränke reitet Sankt Stefan sein Roß,
Er sieht des Sternes Leuchten.
„Gewiß ist nun der König geborn,
Der die ganze Welt soll erretten"

Sankt Stefan eilt; vor Herodes er stellt,
Daß der König ihn bescheide.
„Nun ist uns geschenkt der wahre Prophet,
Der die Welt befreit vom Leide."

„Das Wort, das aus Deinem Munde geht,
Nicht glaub' ich das heuchlerische,
Wenn die Flügel nicht schlägt der Hahn und kräht,
Der gebraten steht auf dem Tische!"

Der Herr kam zur Welt, gleich die Flügel da schlug
Der Hahn und ließ Krähen erschallen;
Herodes sank vom Königsstuhl,
Vor Sorgen in Ohnmacht gefallen.

Herodes gebot zu satteln sein Roß,
Nach Bethlehem wollte er reiten:
„Und töten werd' ich das Kindelein,
Das wider mich will streiten?"

Marie nahm das Kind da in den Arm
Und Josef schritt ihr zur Seiten:
So ritt sie hin nach Ägyptenland
Sonder Gram und bittres Leiden.

Wohl achtzehnhundert Kindelein
Nahm König Herodes das Leben;
Doch Jesus war dreißig Meilen weit,
Eh die Sonne zur Ruh sich begeben.
So werde Marie unser Schild in jeglichem Leide.

## Neueste Isländische Litteratur.

Von J. C. Poestion.

(Schluß.)

II.

Islands Prosalitteratur ist, insoweit es sich um Schöpfungen mehr oder weniger novellistischer oder dichterisch-künstlerischer Art handelt, nach der glänzend-klassischen Zeit der Sagaschreibung fast gänzlich in Verfall geraten, wie dies ja im gewissen Sinne auch in Bezug auf die Reinheit der Sprache überhaupt der Fall war. Einzelne schöpferische Geister, wie Bischof Jón Vidalin († 1720), „der beredteste und packendste Prosaist seit den alten Sagazeiten", die Brüder Jón Olafsson von Svefney und Eggert Olafsson, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts besonders als Sprachreiniger wirkten, u. A. vermochten nicht den Bann zu lösen, in dem dieser Zweig des isländischen Schrifttums und die Sprache selbst so lange gelegen. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts und vor Allem seit der Förderung durch die bereits oben erwähnte Zeitschrift „Fjölnir", begann sich, langsam zwar aber mit festen Wurzeln, auf Island wieder eine Kunstprosa zu entwickeln, die auch alsbald zu vielversprechenden Versuchen in novellenartiger Erzählung führte. Gleich einer der Herausgeber des „Fjölnir", der treffliche Dichter Jónas Hallgrimsson, hat hierin so vorzügliches geleistet, daß er als „der bedeutendste Prosaschreiber der neueren Zeit" bezeichnet wurde. Er hat jedoch nur wenige und ganz kurze Erzählungen verfaßt. Bald trat mit schönem Erfolge Jón Th. Thóroddsen (1819—1868) auf den Plan, zuerst mit der anmutigen Novelle „Jüngling und Mädchen" (vom Schreiber dieser Zeilen ins Deutsche übersetzt), dann mit der breit angelegten, leider unvollendet gebliebenen Dichtung „Mann und Weib". Auch Jón Thorleifsson (1825—1860) bekundete ein hübsches Talent für novellistische Erzählung in dem ebenfalls nicht vollendetem Werke: „Aus dem Alltagsleben". Im Ganzen vortrefflich, wenn auch stellenweise etwas zu breit und bisweilen unklar im Aufbau, ist die größere Novelle „Atalsteinn" von Páll Sigurdsson (1838—1887), welche mir auf Island selbst viel zu wenig gewürdigt zu werden scheint. Weniger bedeutend sind die Arbeiten von Jón Myrdal. Benedikt Gröndals „Schlacht von Heljarslód" (ein erdichteter Ortsname) ist eine meisterhaft geschriebene, an Rabelais' „Gargantua" erinnernde Satire, die in ihrer Art vereinzelt dasteht. In den Erzählungen der zuvor genannten Schriftsteller wird zumeist das isländische Volksleben auf dem Lande geschildert, und sie gehören daher fast ausschließlich zur Gattung der Dorfgeschichten. Gerade dieser Umstand verleiht ihnen einen besonderen Wert und läßt die Mängel und Unbeholfenheiten der Darstellung, welche denselben noch anhaften, leichter übersehen. Leider sind es nicht immer die edelsten oder lichteren Seiten des Volkslebens, welche wir darin kennen lernen. Ganz eigentümlich ist hingegen wieder der Reiz, welchen diese Erzählungen durch Anwendung der alten — nicht veralteten — Sprache, Schreib- und Darstellungsweise auf moderne Stoffe erhalten. Zu wirklich künstlerischer Höhe im Sinne der Neuzeit hat sich die isländische Novellistik erst in den letzten Jahren erhoben, und wenn sie auch mit den hervorragenden Erzeugnissen dieser Litteraturgattung, welche die großen Kulturvölker aufzuweisen haben, sich noch lange nicht messen kann, so verdient sie doch bereits die vollste Beachtung des Auslandes. Dieser Aufschwung zeigt sich vornehmlich in den Arbeiten dreier Schriftsteller: der in Amerika lebenden Frau Torfhildur Thorsteinsdóttir Holm, des Pfarrers Jónas Jónasson und des Gestur Pálsson. Über den Roman der Ersteren („Bischof Brynjólfur Sveinsson") haben wir bereits im hundertundzweiten Bande des „Magazin" (S. 729) ausführlicher gesprochen; auch Gestur Pálsson haben die Leser des „Maga-

Digitized by Google

zin" schon kennen gelernt, als Verfasser der vortrefflichen Novelle „Der Liebe Heim" in dem leider bereits nach dem ersten Jahrgang eingegangenen Jahrbuch „Verdandi" (vgl. „Magazin" wie oben) und der hübschen Skizze „Hans Wöggur", welche Dr. Schweitzer im hundertundsechsten Bande (S. 677 bis 679) des „Magazin" in deutscher Übersetzung veröffentlicht hat; Jónas Jónasson hingegen erscheint hier als Neuling. Wir können uns diesmal auf eine eingehende Besprechung der Arbeiten dieser drei Verfasser aus Raummangel leider nicht einlassen und behalten uns vor, der isländischen Novellistik gelegentlich einen eigenen ausführlichen Artikel zu widmen und ihr die gebührende Würdigung zu teil werden zu lassen. Wir müssen uns hier daher auf mehr allgemeine Andeutungen beschränken.

Der begabteste von den drei genannten ist unstreitig der jüngste von ihnen: Gestur Pálsson. Er hat dies eben wieder in seinen „Drei Erzählungen" („Thrjár sögur") bewiesen, die im vorigen Jahre zu Reykjavík im Verlage von Sigfúss Eymundsson erschienen sind und entschieden die wertvollste wirklich neue Erscheinung in der isländischen Litteratur der letzten Jahre bilden. Gestur Pálsson ist Realist von feinem, gesundem Geschmack, der den besten Vorbildern, wie es scheint am meisten dem Norweger A. L. Kielland, nacheifert. Fester Aufbau, treffliche Charakterzeichnung, hübsche Kleinmalerei, scharfe psychologische Beobachtung und gute Sprache sind vor allem die Vorzüge, welche diese Erzählungen auszeichnen. Gleich seinen Vorgängern entnimmt auch Pálsson dem Volksleben der Stadt und des Landes seine durchweg isländischen — Stoffe; aber leider sind es auch bei ihm mehr die düsteren Seiten desselben, in welche uns da ein Einblick gewährt wird. Die beste von den „Drei Erzählungen" ist unstreitig „Frühlingstraum" mit der prächtig gezeichneten Figur eines isländischen Landprobstes. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Der Probst von Staður, der nach jojähriger Seelsorge sein Amt niedergelegt, möchte gern den Bräutigam seiner einzigen Tochter Björg, den theologischen Kandidaten Bjarni Sveinsson, zum Nachfolger erhalten. Da derselbe aus drei vom Bischof vorgeschlagenen Bewerbern von der Gemeinde gewählt wird, läßt der wohlhabende Gottesmann, der sich seine armen Pfarrkinder nicht nur durch sein oberhirtliches Amt, sondern mehr noch durch kleinere oder größere Gelddarlehen treu ergeben zu machen gewußt, seinen ganzen Einfluß bei denselben spielen, um die Wahl zu gunsten seines zukünftigen Schwiegersohnes durchzusetzen. Er hatte von ihnen bereits ein Schreiben an den Bischof unterzeichnen lassen, worin die Gemeinde bat, den trefflichen Kandidaten Bjarni Sveinsson in Vorschlag zu bringen den sie doch nicht kannten, noch bis dahin überhaupt gesehen hatten. Bjarni befand sich denn auch unter den drei vorgeschlagenen Bewerbern. Mehrere Tage vor der Wahl trifft er endlich selbst im Pfarrhofe ein, mit Jubel empfangen. Er lernt hier gleich am ersten Abende eine Freundin seiner Braut, die Amtsmannstochter und Witwe eines Sysselmanns, Frau Anna, kennen, die nicht nur in Reykjavík gewesen ist, sondern auch längere Zeit in Kopenhagen gelebt hat, wo sie „allerlei ungeistliche Dinge gelernt", und jetzt die Zeit mit der Bewirtschaftung ihres in der Nähe des Pfarrhofs gelegenen Gutes, sowie mit „Lesen deutscher und englischer Bücher — und zwar aller möglichen Bücher" verbringt, also im isländischen Sinne eine gar feine, vornehme Dame ist. Obwohl bereits in den Dreißigern, hat sie doch noch ein sehr jugendliches Aussehen, dabei volle Formen, schwarzes Haar, schwarze Augen und blasse Gesichtsfarbe; ihr ganzes Wesen ist voll Liebreiz und Sanftheit. Ihr gegenüber verliert Bjarnis blonde, blauäugige, hoch und schlank gewachsene Braut nicht wenig mit ihrem zwar einnehmenden und offenen, aber schlichten und steifen Wesen. Sie war wohl auch in Reykjavík gewesen, wo sie eben ihren Verlobten kennen gelernt hatte; allein die feinen Umgangsformen ihrer Freundin fehlten ihr doch gänzlich. Der unerfahrene Kandidat verstrickte sich denn auch sogleich in dem mit absichtlicher Schlauheit ausgeworfenen Netze der gefallsüchtigen Frau, und als dieselbe am Schlusse der abendlichen Unterhaltung gar die Guitarre spielte und dazu sang, war's um den Ärmsten geschehen. „Er träumte diese Nacht nicht von seiner Braut, sondern nur von der Witwe." Wegen der Vorbereitungen zur Wahl, welche auch viele Gäste brachte, waren der Probst und seine Tochter, die dem verwitweten Vater die Wirtschaft führte, so sehr von Geschäften in Anspruch genommen, daß sie Bjarni nur wenig Zeit widmen konnten, und Björg bat daher ihre Freundin, sich des Bräutigams anzunehmen. Die Folge dieser Fürsorge war, daß diese beiden in der Nacht vor der Wahl in Annas Hause einander Liebe und Treue schwuren. Von der Geliebten hatte der Kandidat auch erfahren, durch welche bedenkliche Mittel der Probst seine Wahl durchzusetzen beabsichtige, und er beschloß daher, unter diesem Vorwande auf Amt und Braut zu verzichten. Am nächsten Morgen tritt er auch in dieser Absicht bei dem Probste ein. Er kommt aber zunächst gar nicht zu Worte, denn mit väterlicher Milde beginnt jener sogleich selbst von der gefährlichen Frau zu sprechen, die auch ihn eine Zeit lang in ihrem weltlichen Zauberbann gehalten, so daß er nun sie freite. Doch habe Gott ihn aus dem bösen Banne erlöst, indem er sie seine Werbung rundweg abschlagen ließ. Ja, nun aber die eigentümlichen Umstände, unter denen seine Wahl durchgesetzt werden soll? meint, schon etwas verzagt, der Kandidat. Mit meisterlich schlauer und zugleich überaus salbungsvoller Spitzfindigkeit weist der Probst diesen Vorwurf als Lüge zurück und stellt sein ganzes Vorgehen als im Gegenteil gute Handlung dar. Seine Pfarrkinder hätten freiwillig, nämlich aus Liebe zu ihm, den Brief an den Bischof unterschrieben, und wenn er denselben später aus Freude und Dankbarkeit, daß sie seinen braven künftigen Schwiegersohn gewählt, ihre Schulden erlasse, sei dies nicht wieder ein edles, gutes, gottge-

Digitized by Google

fälliges Werk? Kurz, der verlorene Sohn kehrt reuig in die Arme des Vaters zurück und schreibt dem „verführerischen Kinde dieser Welt" sogleich den Absagebrief. Er wurde fast einstimmig zum Pastor gewählt. Der Probst hatte bei der Wahlhandlung selbst sich jeder Einmengung enthalten. Er saß nur an dem Tische des Wahlleiters, blätterte in einem Büchlein mit blauem Umschlag und spielte mit einem Blaustift. Fast allen Wählern war das blaue Heft gar wohl bekannt und dieselben warfen denn auch gar vielsagende Blicke auf dasselbe. So oft eine Stimme für Bjarni abgegeben wurde, machte der Probst über eine ganze Seite des Büchleins einen dicken Strich. Nach reichlichem Schmause, der im Pfarrhof zu Ehren des neuen Pastors und der hungerigen Wähler gegeben worden war, machte Bjarni einen Spaziergang in die Umgebung und dankte dabei Gott mit zerknirrschtem Herzen, daß er auch ihn gerettet von dem Verderben im Strome der Sünde. In frommen Betrachtungen versunken findet ihn seine Braut, welche ihn aufgesucht, um ihm mitzuteilen, daß der Vater ihnen die ganze Wirtschaft, wie sie liege und stehe, mitsamt den 200 Schafen und 12 Kühen übergebe. Bald kam auch der Probst selbst zu seinen Kindern. Auf dem Rückwege ging Björg in der Mitte und führte den Vater an der einen, den Verlobten an der anderen Hand; und so gingen sie heim alle drei, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe — in die Pfarre von Stadur." — Matthías Jochumsson bemerkt in dem von ihm herausgegebenen Blatte „Lydur" über „Frühlingstraum": „In dieser Erzählung hat der Verfasser beinahe als der erste bei uns die Kunst gezeigt, des Menschen Brust zu öffnen d. h. das innere Leben, Sinn und Leidenschaften der Menschen, mit Worten zu malen, so daß es mehr als eine bloße Erzählung ist, daß Leben und Kunst darin ist." — Vortrefflich ist auch die zweite Novelle „Tilhugalíf" (d. i. die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit), worin mit meisterhafter Realistik das traurige Los eines braven, aber armen, schüchternen und unbeholfenen Handwerkers geschildert ist, der durch die Laune und thörichte Eitelkeit seiner nur auf ihre Versorgung bedachten, nicht mehr in der frischen Jugendblüte stehenden und schon wiederholt verlobt gewesenen Braut in Reykjavík, wo er als Anfänger keine Arbeit finden kann, zurückgehalten wird, endlich aus Hunger stichlt, ins Gefängnis kommt, nach verbüßter Strafe, in der Verzweiflung über sein Geschick, bösen Einflüsterungen folgend, in der Branntweinflasche Trost sucht und bald darauf in derselben Winternacht im Freien erfriert, in der seine gewesene, von ihm jedoch noch immer innig geliebte Braut sich in ihrem Zimmer bereits wieder mit einem anderen Bräutigam unterhält. — Die dritte Erzählung „Der Kaufmann Grímur stirbt" zeugt gleichfalls von dem nicht gewöhnlichen Talente Gestur Pálssons, erscheint uns aber doch schwächer als die beiden anderen. Es ist schade, daß Gestur Pálsson dem Bändchen nicht auch die von uns schon mehrfach gerühmte Novelle „Der Liebe Heim", sowie die hübsche „Geschichte von Sigurdur dem Bootsführer" in der Zeitschrift „Iduun" (Jahrg. 1887, S. 359—360), die Skizze „Hans Wöggur" und andere seiner in verschiedenen Zeitungen erschienenen Erzählungen einverleibt hat. Da eine deutsche Übersetzung der besten Novellen Gestur Pálssons bevorsteht, wird man übrigens bald Gelegenheit haben, mit diesem interessanten, dabei noch ziemlich jungen (1852 geborenen) Schriftsteller nähere Bekanntschaft zu machen. Die isländische Litteratur aber wird durch ihn zweifelsohne auch in Zukunft noch manche wertvolle Bereicherung erhalten.

Jónas Jónasson (geb. 1856), dermalen Pfarrer zu Hrafnagili im Nordlande, hat seine Novellen und Dorfgeschichten („Ironie des Lebens", „Ein Lebensfragment", „Björn in Gerdum", „Das Predigeropfer", „Die Freiheitsarmee") bisher nur in der Zeitschrift „Iduun" veröffentlicht; hoffentlich wird er dieselben auch bald in Buchform erscheinen lassen, und wir werden dann ausführlich auf sie zurückkommen können. Auch Jónas Jónasson ist sehr begabt und weiß die Wirklichkeit in ihren kleinsten Zügen trefflich zu schildern; doch ist er trockener und schlichter in der Darstellung als Gestur Pálsson und seine Stoffe sind fast noch düsterer. Am gelungensten dünkt uns in jeder Beziehung „Die Freiheitsarmee".

Frau Torfhildur Holm in Amerika hat sich in den letzten Jahren nur mit zwei unbedeutenden Kleinigkeiten auf dem isländischen Büchermarkte eingestellt, nämlich mit einem für die Jugend bestimmten Bändchen ganz kurzer Geschichten („Smásögur handa börnum og unglingum", Reykjavík 1880) und einer parabelartigen Erzählung „Kjartan og Gudrún" (Rvk 1880). Wie uns die geschätzte Verfasserin mitteilt, hat dieselbe wieder einen größeren geschichtlichen Roman mit dem Titel „Elding" (Blitz) vollendet, der in der Zeit der Besiedelung Islands bis zur Annahme des Christentums (1000) spielt.

Beachtung verdienen übrigens auch die Novellen („dichterischen Erzählungen") und Skizzen des Lehrers Gudmundur Hjaltason (geb. 1853), welche wir in „Melablóm" (Sandblumen. — Akureyri, 1882), „Jökulrós" (Gletscherrose. — Akureyri, 1883) und zuletzt in „Dalarósir" (Thalrosen. — Oddeyri, 1885) kennen gelernt haben. Dieselben sind freilich viel zu idealistisch gehalten, als daß sie auch auf Island dem heutigen Geschmacke entsprechen würden, auch ist nach früherer isländischer Manier zu viel Lyrik eingeflochten, was die Darstellung noch weichlicher erscheinen läßt. Talent aber ist unleugbar vorhanden, und die Grundidee, welche in allen Dichtungen Hjaltasons vorherrscht, nämlich der Sieg des Guten oder der Liebe über das Böse mit Besserung desselben, macht dieselben zur Volkslektüre besonders geeignet. — Ein frisches, vielversprechendes Erzählungstalent hat sich neuerlich in Ingibjörg Skaptadóttir gemeldet, einem noch jungen Mädchen, von dem im vorigen Jahre zu Akureyri ein kleines Bändchen, „Kaupstadarferdir" (d. h. Reisen nach der Kaufstadt) betitelt, erschienen ist, worin wirkungsvoll und mit überraschender Gewandtheit in Erfindung, Aufbau, Charakteristik und Stil die Geschichte eines Trinkers erzählt wird, der, durch den

Digitized by Google

Einfluß des Goodtemplervereines von seinem Laster bekehrt, wieder ein braver, ja musterhafter Mensch wird.

Isländer, welche nicht einem gelehrten Berufe leben, pflegen selten ins Ausland zu reisen; lauschen daher mit besonderer Lust den Berichten über die Reiseerlebnisse und die Eindrücke gereister Landsleute, und eine gedruckte Reisebeschreibung ist ihnen denn auch sehr willkommen. Ein solcher Reisebericht, „Utanför" (d. h. Reise ins Ausland) betitelt, erschien 1886 von Kristján Jónasarson, welcher von den Thingeyingern nach England geschickt worden war, um sich über die Ursachen des Preisrückganges für isländische Wolle zu unterrichten. In dem Büchlein werden die Städte Newcastle, Bradford, Manchester und London mit ihren wichtigsten öffentlichen Einrichtungen ziemlich kurz aber gut besprochen. Es ist dabei in solchen isländischen Reiseberichten fast rührend zu lesen, wie den armen Landsleuten, die nie ihre unwirtliche Insel verlassen können, die jetzt gewöhnlichsten Einrichtungen größerer Städte, als Telegraphen, Gas- und Wasserleitungen, Eisenbahnhöfe, Pferdebahnen, Kasernen, hohe Häuser u. s. w., wie wahre Wunderwerke geschildert werden. —

In der isländischen Litteratur spielen noch immer die Sagas (sögur) eine Rolle, und zwar nicht nur junge, d. h. erst in später Zeit entstandene, sondern auch die alten, indem sie dem Volke in neuen, billigen Ausgaben zugänglich gemacht werden. Ist es ja doch noch immer eine Lieblingsbeschäftigung der Isländer, in Feierstunden die alten Mähren zu lesen! In unserem letzten Berichte haben wir bereits nachdrücklichst auf die Neuausgabe alter Heldensagen („Fornaldarsögur Norðrlanda") aufmerksam gemacht, welche von Valdimar Ásmundarson, dem gelehrten Herausgeber der trefflichen Zeitung „Fjallkonan", mit dem Beirate des Rektors Jón Thorkelsson geleitet und von dem verdienten Buchdrucker Sigm. Guðmundsson verlegt wurde. Von dieser Sammlung ist seither ein zweiter Band erschienen (Reykjavík 1886) und zwar im Verlage des gleichfalls um die isländische Litteratur viel verdienten Buchhändlers Sigurður Kristjánsson. Der Band enthält: Hversu Noregr bygðist. — Fundinn Noregr. — Hálfs saga ok Hálfsrekka. — Af Upplendinga konungum. — Thorsteins saga Vikingssonar. — Friðthjófs saga ens frækna. — Ketils saga hængs. — Grims saga Loðinkinna. — Örvar-Odds saga. — Áns saga bogsveigis. — Hrómundar saga Greipssonar. — Ásmundar saga kappabana. Der dritte Band, dessen Erscheinen für Frühjahr 1887 angekündigt ward, ist meines Wissens noch nicht erschienen. Es ist ungemein erfreulich, diese schönen Sagas, welche in der alten Rafnschen Ausgabe längst nicht mehr zu bekommen sind, nun in so handlicher und billiger, dabei sehr hübscher und guter Ausgabe beisammen zu haben, und wir können daher den Freunden der altnordischen Litteratur die Anschaffung derselben nicht angelegentlich genug empfehlen. Der letztgenannte Verleger hat übrigens bereits mit der Herausgabe einer neuen Sammlung alter jedoch zumeist noch unbekannter und ungedruckter Sagas begonnen, welche nicht geschichtlichen, sondern märchenhaften, romantischen oder sonst erdichteten Inhalts, zum Teil auch aus anderen Sprachen übersetzt sind, aber durch den Geist und dichterischen Schwung, von dem sie getragen werden, durch Schönheit der Sprache oder sonstige Vorzüge hervorragen. „Ævintýra-Sögur" benennt daher der Herausgeber passend diese Sammlung. Bisher sind zwei Sagas erschienen, die allerdings nicht mehr ganz unbekannt waren, nämlich „Ingvars saga víðförla", d. h. Geschichte Ingvars des Weitgereisten (bereits von N. R. Brocman mit schwedischer Übersetzung herausgegeben, Stockholm 1762; ein Auszug in: „Antiquités Russes", Kopenhagen 1850 bis 52, II. Bd., S. 141—109) und Erex saga (ein Auszug war bereits 1840 mitgeteilt in: „The Mabinogion, by Lady C. Guest, II, S. 193; vollständig wurde die Saga 1880 von G. Cederschiöld herausgegeben, Kopenhagen 1880). — Eine hübsche, bisher unbekannte kleine Saga (Atla saga Otryggssonar) hat auch wieder Thórleifur Jónsson herausgegeben (Seyðisfirði 1886).

Von Prosaschriften, welche nicht rein lehrhaften oder gelehrten Inhalts sind, nennen wir aus den letzten Jahren die gedruckten „Vorlesungen" von cand. theol. Hafsteinn Pjetursson („Nikolái Frederik Severin Grundtvig", Reykjavík 1880), Briet Bjarnhjeðinsdóttir („Über Stellung und Rechte der Frauen", Rvk 1888), Gestur Pálsson („Das Leben in Reykjavík", Rvk 1888), die „Saga Thingeyinga" (Geschichte der Bewohner der Thingeyjar-Sýsla, d. h. des nordöstlichsten Teiles von Island) von Thórleifur Jónsson (1. Heft, Akureyri 1887), das politisch-geschichtliche Jahrbuch „Skírnir" der „Isländischen Litteratur-Gesellschaft" (als Verfasser des Jahrganges 1889 ist Jón Stefánsson genannt), die „Nachrichten aus Island" (Frjettir frá Íslandi) derselben Gesellschaft, zuerst von Valdimar Briem, dann — von 1878—1882 — von Jónas Jónasson, jetzt von Jón Steingrímsson geschrieben, endlich das erste, im vorigen Jahre erschienene Heft eines für die Volkskunde überaus wichtigen Werkes, welches über die Spiele, Kunstfertigkeiten u. dergl. der Isländer handelt, sich an die oben besprochene Sammlung von Rätseln anschließt („Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir") und Ólafur Davíðsson, den tüchtigsten und bewandertsten isländischen Folkloristen, zum Verfasser hat. Auch diese verdienstvolle Arbeit ist uns durch die Isländische Litteraturgesellschaft vermittelt worden. —

An Übersetzungen fremder Litteraturwerke ins Isländische haben die letzten Jahre mehrere namhaftere Erscheinungen aufzuweisen. So sind vor allem dem isländischen Volke wieder zwei weitere Dramen Shakespeares zugeführt worden, nämlich „Romeo und Julia" durch den Dichter Matthías Jochumsson, der auch schon „Hamlet", „Macbeth" und „Othello" — außerdem auch Byrons „Manfred", Tegnérs „Frithjofssage" u. a. — übersetzt hat (Reykjavík 1887), und „Der Sturm" („Stormurinn") durch Eiríkur Magnússon, Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu Cambridge, einen der gelehrtesten Isländer und fleißigen Vermittler zwischen der isländischen und englischen Litteratur, der denn auch

Digitized by Google

seiner mit einer anziehenden Lebensbeschreibung des Dichters versehenen Übertragung von „The Tempest" eine Ausgabe des Urwerkes folgen ließ, welche an der Hand der überaus zahlreichen und gründlichen Erklärungen mit Leichtigkeit in dieses selbst einzuführen vermag. Text und Übersetzung erschienen im Verlage des Druckers Sigm. Guðmundsson (Reykjavík 1883). Steingrímur Thorsteinsson, der hochverdiente Volksschriftsteller und Dichter, welcher bereits „Sakuntala" und „Sawitri" aus dem Altindischen, dann „Tausend und eine Nacht", „König Lear" von Shakespeare u. a. vortrefflich übersetzt hat, beschenkte seine Landsleute, besonders die Jugend, mit einer anmutigen freien Bearbeitung des „Robinson Krusóe" (Reykjavík 1880); Jón Ólafsson, gleichfalls ein sehr begabter Dichter und fleißiger Schriftsteller, zugleich eifriger Politiker, hat Jón Stuart Mills „On Liberty" mit großem Geschick und ungewöhnlicher sprachlicher Gewandtheit verisländischt („Um frelsi", Reykjavík 1886). Die großen Verdienste der beiden letztgenannten Schriftsteller hat übrigens bereits A. Boltz in dieser Zeitschrift (vergl. „Island und Hellas" im 113. Bd., S. 231—234) in seiner gewohnten warmen Weise nach Gebühr gewürdigt. Aus dem Jahre 1885 haben wir noch die Übersetzung von S. Smiles' „Thrift" durch Páll Briem nachzutragen, welche isländisch mit dem Titel „Sparsemi" erschienen und gleich Mills Schrift vom Verein der Volksfreunde herausgegeben worden ist. Eine treffliche Übersetzung der Briefe des Horaz in Prosa erschien 1886 von Rektor Jón Thorkelsson und Gísli Magnússon († 1878), eigentlich der Abschluß und eine verbesserte Neuausgabe des bereits 1804 von der Isländischen Litteraturgesellschaft herausgegebenen Heftes der „Übersetzung der Briefe des Horaz", welches jedoch zahlreiche sachliche und sprachliche Erklärungen enthielt, während solche nunmehr gänzlich fehlen. Erwähnung verdienen endlich noch die Jugendschriften „Neue kleine Erzählungen" („Nýjar smásögur, Rvk 1887) von Bischof Pétur Pétursson übersetzt, der schon früher ein ähnliches Bändchen veröffentlicht hat, und „Die Waldlilien" („Skógarliljurnar", Rvk 1887), aus dem Dänischen von Hrefna (Fräulein Guðrunn Matthíasdóttir).

Unter den Zeitschriften Islands nimmt die zu Reykjavík erscheinende „Iðunn, Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung", als schöngeistiges Organ noch immer den ersten Rang ein. Dieselbe wurde im Jahre 1884 gegründet und ihre Herausgeber sind noch jetzt wie damals Björn Jónsson, Jón Ólafsson und Steingrímur Thorsteinsson. „Iðunn" bringt mit Vorliebe Übersetzungen aus fremden Litteraturen, jedoch, wie wir gesehen, auch novellistische und sonstige Beiträge heimischer Dichter und Schriftsteller, und ist somit für die Förderung des isländischen Schrifttums von größter Bedeutung. Aus dem reichen Inhalte der letzten Jahrgänge heben wir besonders hervor die Aufsätze: „Was hinter unserem Rücken über uns gesagt wird", eine scharfe Besprechung der jüngsten über Island erschienenen Werke von Olafur Davísson, und „Über die Südseeinseln" von Thorvaldur Thoroddsen, die bereits erwähnten Erzählungen von Jónas Jónasson und Gestur Pálsson, gewandte dichterische Übertragungen von Schillers „Der Spaziergang" und Goethes „Mignon" durch Steingr. Thorsteinsson, sowie Übersetzungen kürzerer Geschichten von Ossíb Schubin, A. Strindberg, Guy de Maupassant, Leo Tolstoj, H. C. Andersen, A. Ch. Edgren-Leffler, Alex. L. Kielland, Zacharias Topelius, Mark Twain, Prosper Mérimée u. a. Die deutsche Litteratur ist in „Iðunn", wie man sieht, nur spärlich vertreten. Lehrhafteren Inhaltes, aber doch auch dichterische Erzeugnisse nicht ausschließend, ist „Andvari", das verdienstvolle Jahrbuch des „Vereins der Volksfreunde", welches in der Regel mit einem Bilde geschmückt erscheint. Hier finden wir u. a. seit einer Reihe von Jahren die Reiseberichte und landschaftlichen Schilderungen des trefflichen isländischen Geographen und Naturforschers Thorvaldur Thoroddsens (eines Sohnes des oben genannten Dichters Jón Th. Thoroddsen), welcher durch seine Entdeckungsreisen auf der eigenen heimatlichen Insel auch bereits im Auslande bekannt geworden ist. Von mehreren dieser ebenso vorzüglich geschriebenen wie oft spannenden Berichte sind auch Sonderabdrücke erschienen, so die prächtige Schilderung der Wanderungen und Untersuchungen in der großen Lavawüste Ódáhraun, der nicht minder anmutige Bericht über eine Reise in der Halbinsel Vestfirir (Westfjorde) im Nordwesten Islands, eine Abhandlung über die Entstehung Islands u. a. „Tímarit hins íslenzka bókmentafélags" hingegen, die vornehme Zeitschrift der isländischen Litteraturgesellschaft, bringt fast nur gelehrte oder belehrende Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten des Wissens. Wir heben aus dem Inhalte der letzten Jahrgänge als besonders bemerkenswert hervor: die Abhandlungen von Dr. Grímur Thomsen über „Zeit und Raum", von Páll Briem über das altisländische Gesetzbuch „Grágás", von Jóhann Thorsteinsson über den berühmten alten Bischofssitz Hólar im Hjaltathal auf Island, von Probst Janus Jónsson über die Klöster auf Island, von Thorvaldur Thoroddsen über die Entstehung der Tier- und Pflanzenarten (auch als Sonderabdruck erschienen), eine Zusammenstellung und kritische Besprechung der alten ausländischen Schriften über Island und die Isländer von Ólafur Davíðsson, einen Vortrag über Rasmus Kristján Rask, den um die isländische Litteratur so verdienten Gelehrten und Gründer der isländischen Litteraturgesellschaft, von Dr. Björn Magnússon Olsen, begleitet von Briefen Rasks an verschiedene Isländer und Briefen von Isländern an Rask, u. s. w. Seit dem vorigen Jahre erscheint auf Island auch eine „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht" (Tímarit um uppeldi og menntamál), welche von Jóhannes Sigfússon, Jón Þórarinsson und Ögmundur Sigurðsson herausgegeben wird (Reykjavík, Druckerei des Isafold) und deren erster Jahrgang vortreffliche Aufsätze, besonders auch mehrere über das Bildungs- und Unterrichtswesen auf Island, enthält. Überaus wertvoll ist auch das „Jahrbuch des isländischen Altertumsvereins" („Árbók hins íslenzka fornleifa félags", seit 1881 erscheinend), welches der tüchtige Altertumsforscher

Digitized by Google

Sigurdur Vigfússon redigiert, der auch selbst bisher die meisten und wichtigsten Beiträge, so Berichte über die von ihm unternommenen Nachgrabungen und Forschungen an gewissen, geschichtlich denkwürdigen Stätten, Abhandlungen über die alten Tempel und Opfer u. v. a. für das Jahrbuch geschrieben hat. Seit 1887 besitzt Island endlich auch eine landwirtschaftliche Zeitschrift, „Búnadarrit", welche von Hermann Jónsson zu Reykjavík herausgegeben wird und sehr viel zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter der Landbevölkerung beiträgt.

Auf Island erscheint auch immer eine im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sehr hohe Anzahl von Zeitungen, welche sich zwar zumeist mit Politik, Volkswirtschaft und allem Möglichen befassen, aber doch auch Gedichten, Erzählungen, Kritiken und selbst gelehrten Abhandlungen ihre Spalten öffnen. Sie bilden daher einen nicht unwesentlichen Bestandteil der isländischen Litteratur. Im vorigen Jahre gab es auf Island — wenn wir von rein amtlichen Blättern wie „Althingistídindi" (Zeitung des Althings) und „Stjórnartídindi fyrir Ísland" (Regierungszeitung für Island) absehen — folgende 8 Zeitungen: „Austri" (Zeitung für das Ostland), 4. Jahrg., zu Seydisfjördur; inzwischen eingegangen; „Fjallkonan" (Die Bergfrau) 5. Jahrg., herausgegeben und redigiert von Valdimar Ásmundarson zu Reykjavík; „Fróði" (Der Kundige, Gelehrte), 8. Jahrg., Akureyri; inzwischen eingegangen; „Ísafold" (dichter. Name für Island), 15. Jahrg., herausgegeben und redigiert von Björn Jónsson zu Reykjavík; „Norðurljósið" (Das Nordlicht), 3. Jahrg., Schriftleiter Páll Jónsson (begabter Dichter und Verfasser einer volkstümlichen Naturgeschichte) zu Akureyri; „Thjódólfur", 30. Jahrg., die älteste Zeitung Islands, Eigentümer und verantwortlicher Schriftleiter Thorleifur Jónsson zu Reykjavík, „Thjódviljinn" (Der Volkswille), 2. Jahrg., zu Ísafjördur, endlich „Lydur" (Das Volk), 1. Jahrg., Schriftleiter Matthías Jochumsson zu Akureyri, ein Blatt, das sich ganz besonders auch die Pflege der Dichtkunst angelegen sein läßt, wie dies ja, da es von einem so trefflichen Dichter geleitet wird, nicht anders zu erwarten ist.

Von gelehrten oder Unterrichtszwecken dienenden Schriften, die in den letzten Jahren erschienen sind, seien nur die wichtigsten hier erwähnt. Dr. Jón Thorkelsson, der schon mehrfach erwähnte Direktor der Lateinschule zu Reykjavík, hat in den Programmen dieser Anstalt wieder zwei, auch in Buchform ausgegebene, höchst wertvolle grammatikalische Abhandlungen („Veränderungen in den Formen des Konjunktivus im Altnordischen und Altisländischen", 1887, und „Biegung der starken Zeitwörter im Isländischen", 1888) veröffentlicht. Halldór Briem, Lehrer an der Realschule zu Mötruvellir, lieferte eine gute „Übersicht über die Götterlehre des Nordens" (Akureyri, 1886), der Dichter Steingrímur Thorsteinsson ein vorzügliches „Deutsches Lesebuch mit kurzer Grammatik und einem Wörterverzeichnisse" (Reykjavík, 1886). Der Goldschmied Páll Thorkelsson begann mit der Herausgabe eines auf besondere Ausführlichkeit und daher auch sehr bedeutenden Umfang berechneten isländisch-französischen Wörterbuches (Dictionnaire islandais-français — Íslenzk orðabók með frakknesku, thýðingum. — Reykjavík, 1888), von dem jedoch nur eine einzige Lieferung erschienen ist. Die „Isländische Litteraturgesellschaft" verteilte außer den schon angeführten Schriften: den zweiten Teil des Verzeichnisses der im Besitze der Gesellschaft befindlichen Handschriften (1885), das Schlußheft der überaus gehaltvollen „Sammlung zur alten und neuen Geschichte und Litteratur Islands" (Safn til sögu Islands og íslenzkra bókmenta að fornu og nýju), welche nunmehr in zwei stattlichen Bänden abgeschlossen vorliegt (1856—1886), das dritte Heft der „Geschichte der Neuzeit" (Nýja sagan) von Páll Melsted (1887), eine Neuausgabe des „Isländerbuches Are Thorgilssons, des Priesters (Íslendingabók Ara prests Thorgilssonar), besorgt durch Finnur Jónsson (1887), das erste Heft des zweiten Bandes der von Bogi Benediktsson verfaßten, von Justitiarius Jón Petursson mit Anmerkungen und Zusätzen begleiteten „Lebensbeschreibungen der Sysselmänner", welche von nicht geringer Wichtigkeit für die Geschichte Islands sind; ferner zwei Hefte (das erste und zweite des zweiten Bandes) des „Diplomatarium islandicum" (Íslenzkt fornbréfasafn), einer nicht minder wichtigen Urkundensammlung, wovon der erste, vom Jahre 834—1264 reichend, von dem unvergeßlichen Jón Sigurdsson (siehe unten) besorgte Band bereits 1857—1876 erschienen ist; endlich die jährlichen „Berichte und Rechnungen der Gesellschaft", welche regelmäßig eine sehr schätzenswerte Übersicht der neuen Erscheinungen der isländischen Litteratur sowie der auf Island und sein Schrifttum bezüglichen Werke, Abhandlungen u. dergl. enthalten. Hier seien auch die „Vierstimmigen Gesänge und Lieder" genannt, welche der um die Hebung der Musik, besonders des Gesanges, auf Island so verdiente Organist an der Domkirche zu Reykjavík, Jónas Helgason, unter Mitwirkung Steingrímur Thorsteinssons herausgiebt, und von denen 1888 das sechste Heft erschienen ist.

Zum Schlusse wollen wir noch eines Werkes gedenken, das zwar nicht in isländischer sondern dänischer Sprache geschrieben ist, aber von einem Isländer herrührt und Zeugnis giebt, wie der altbewährte litterarische Sinn und Zug zu gelehrten Studien auch heute noch in ungeschwächtem Maße bei diesem Volke zu finden ist. Es handelt sich um das Werk „Om Digtningen paa Island i det 15de og 16de Aarhundrede" von Dr. Jón Thorkelsson (Kopenhagen, 1888, A. F. Höst & Söns Forlag). Der Verfasser ist derselbe tüchtige junge Gelehrte, dem wir auch die bereits oben erwähnte, nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführte Neuausgabe der Gedichte Stefán Ólafssons zu verdanken haben, und der sich überhaupt als ein so trefflicher Kenner des alten und neuen Schrifttums Islands, sowie als überaus thätiger und begeisterter vaterländischer Schriftsteller erwiesen hat, daß man

Digitized by Google

ihn bereits den „jungen Jón Sigurdsson" nennt, also mit dem gefeierten isländischen Sprachgelehrten, Geschichtsschreiber, Politiker und Vaterlandsfreund dieses Namens (gestorben 1879 zu Kopenhagen) vergleicht. Das Werk selbst ist eine achtunggebietende, verdienstvolle Leistung, die dem Verfasser nur zur Ehre gereicht. Indem es die Dichtung auf Island im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert behandelt, d. i. in jener Zeit, die bisher als die dunkelste und litterarisch unfruchtbarste galt, hellt es eine nicht unbedeutende Partie der isländischen Litteraturgeschichte auf und gewährt uns oft recht überraschende Einblicke in die Weiterentwicklung der Dichtkunst während jener beiden Jahrhunderte. Wir sehen, daß dieselben gar nicht so unfruchtbar und die Erzeugnisse dieser Zeit auch nicht so unbedeutend und nichtssagend waren, als man bisher zu glauben geneigt war. Wohl hat bereits die Geschichtschreibung aufgehört und die alte Dráþa-Dichtung ist ausgestorben; an Stelle der letzteren traten jedoch die Rímur-Dichtung mit jenen älteren, noch leicht und ungekünstelt gehaltenen Rímur, welche sich zum großen Teile vorteilhaft von den späteren Hervorbringungen dieser Art unterscheiden, sowie die oft geistreichen und im hohen Grade interessanten religiösen Dichtungen. Allzuhoch darf man den Wert dieser Dichtung freilich nicht veranschlagen, und es wäre zum mindesten eine unverantwortliche Überschätzung derselben, sie der alten Volks- und Skaldendichtung gleichzustellen. Auch an die weltliche und Psalmen-Dichtung der späteren, nachreformatorischen Zeit reicht dieselbe im großen und ganzen durchaus nicht hinan. Daß sich Dr. Thorkelsson gleichwohl zu einer gewissen Überschätzung hinreißen ließ — welche übrigens auf die ganz natürliche Begeisterung für den Stoff zurückzuführen und daher dem Verfasser nicht allzu schwer anzurechnen ist — dies ist die schwache Seite des sonst so verdienstlichen Werkes. Von der Zeit, der Mühe und dem Fleiße, welche an dieses, $31\frac{1}{2}$ Bogen (in Groß-Oktav) starke Buch gewendet werden mußten, kann man sich eine beiläufige Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß der größte Teil des Materiales, auf dessen Benützung der Verfasser angewiesen war, in verschiedenen Handschriften-Sammlungen vergraben lag. Die Anzahl der handschriftlichen Quellen, auf welche verwiesen wird, kann auf sechshundert veranschlagt werden; dabei wurde auch noch eine überaus reichliche gedruckte Litteratur benützt. Durch diese zahlreichen genauen Verweisungen, durch die vielen wörtlichen Anführungen aus dem benutzten Material, durch Mitteilung einer bedeutenden Anzahl bisher ungedruckter und zum Teil unbekannter Gedichte aus jener Zeitperiode, sowie endlich durch die aus gründlicher Untersuchung gewonnenen geschichtlichen Aufklärungen ist Dr. Thorkelssons Buch ein unentbehrliches Quellenwerk geworden für jeden, der sich mit der isländischen Litteratur der genannten Jahrhunderte, sowie mit dem isländischen Schrifttum überhaupt genauer bekannt machen will.

## Berliner Bühnenbrief.

Lessing-Theater: „Die Ehre" von H. Sudermann.
Belle-Alliance-Theater: „Vor Sonnenaufgang" von G. Hauptmann.

Mehr und mehr scheint die Ibsensche Vorarbeit nun auch in Deutschland Früchte zu tragen. Unter den einheimischen Dichtern dürfte H. Sudermann der Erste sein, dem es ähnlich wie Ibsen gelungen ist, das gesellschaftliche Dogma auf der Bühne erfolgreich zu bekämpfen. Aber der vorausgegangene innere Entwickelungsgang hat, wie es nicht ausbleiben konnte, den Dichter in ihm in einen Satiriker verwandelt. Man muß daher das Schauspiel „Die Ehre" von vornherein mehr auf satirischen Gedankeninhalt als auf dichterische Wahrheit nehmen. Von diesem Standpunkt ist die zu Grunde liegende Idee: den hohlen, meist als Hülse der niedrigsten Habgier benutzten gesellschaftlichen Ehrbegriff zu geiseln, das Beste des Stücks; die Ausführung tritt dagegen, auf dichterischen Gehalt betrachtet, etwas zurück. Man kann nun zwar anführen, daß die Charakteristik ungleich — manchmal überraschend einfach in den Mitteln, zur Hälfte jedoch auch dem Theaterrealismus zuneigt, daß bis zum Schluß des dritten Aktes die feinere Zielung des Stücks noch nicht zu erkennen und die dadurch erregte Spannung eine peinliche ist, daß die Technik sich im ganzen an die Überlieferung hält, Hilfsmittel, wie den Zufall, örtlich ineinandergedrängte Situationen, reichlich verwendet, aber man kann insofern dem Dichter eine Hälfte des Vorwurfs der Unwahrheit abnehmen, als sie eine reine Folgerung der Bühnensatire überhaupt ist. Das Abziehen des Gedanklichen vom Stoff muß immer den dichterischen Gehalt beeinträchtigen, wie jede Konzentration. So gern ich jedoch dem erfreulichen Ganzen gegenüber den Kern des Stücks nicht kritisch betasten möchte, muß ich doch der Übertreibung mit dem äußeren Erfolg entgegen bemerken, daß der satirische Gedankeninhalt nicht mehr wie feuilletonistischer Natur ist, so daß seine Stärke in logischer Kraft und Tiefe nicht gesucht werden kann. Ich vermisse daher, so ungern ich es mag, die vertiefte Behandlung des an sich prächtigen Problems, besonders in der wichtigsten Gestalt, der des Grafen Trast. Im ganzen für mich eine brave Arbeit, ein Saisonschauspiel, das für ein Paar Winter tüchtig vorhalten wird, aber in eine Reihe mit den tiefen Arbeiten Ibsens und den Produkten Augierscher Sorgfalt muß man sie nicht stellen, wenn man nicht eine spontane Wirkung des Kontrastes zu einer im philosophischen Sinne höheren künstlich heraufschrauben will. Viel wichtiger ist, daß mit Arbeiten solchen Stils das Medium gefunden ist, den Laien auf ernstere reformatorische Geistesprodukte, die unzweifelhaft folgen müssen, vorzubereiten: damit die künftigen Sittenschilderer auch einmal ein breiteres ethisches Denken einsetzen können. Das einstweilen Erfreulichste an dem äußeren Erfolg im ganzen ist, daß das Pu-

Digitized by Google

blikum — d. h. wenn man ihm wirklich einmal trauen könnte — in diesem Falle einen stärkeren Trieb zum ethischen als ästhetischen Vergnügen offenbarte: denn es pflegt die satirischen Ausfälle gegen den Popanz der „gesellschaftlichen Ehre" mit Jubel aufzunehmen, während die sogenannten „dramatischen" Stellen nicht besonders wirken. Wenn sich das öfter wiederholt, verdient der Geist des äußeren Erfolgs von jungen Dichtern genauer erschnuffelt zu werden.

Im Belle-Alliance-Theater hat sich der „Sonnenaufgang" gut gehalten. Das Publikum thut den ästhetischen Entrüstungsmicheln nicht den geforderten Gefallen, sondern gewöhnt sich an die Übertreibungen des ethischen Stils, wie es sich in die des ästhetischen hineingefunden hat. Äußerer Erfolg ist da, aber er ist für mich bei weitem noch nicht die echte Wechselwirkung zwischen Wert und öffentlichem Urteil. So viel Vergnügen es jetzt macht, über den damaligen Gedankencancan der Schönheitsmeier lächlen zu dürfen, fängt es aber doch an bedenklich zu werden, daß der Dichter sich immer noch nicht zur Einsicht durchgerungen hat, wie unerträglich der Schluß des Stücks nach der menschlichen und rein geistigen Seite ist. Die Sache liegt insofern ernst, als mit der Dauer die Endwirkung der Dichtung alles übrige ehrlich und tüchtig Geleistete wieder aufheben und der Dichter selbst den Fluch der Lächerlichkeit heraufbeschwören wird. Ich gebrauche daher in seinem Interesse und um zur Rettung des Schlußakts, ja der ganzen Dichtung anzureizen, die formale Übertreibung, den Schluß einen Unsinn zu nennen.

Im letzten Bühnenbrief wurde über das Drama des Herrn von Maltzahn berichtet. Inzwischen ist mir ein anderes Stück desselben Verfassers in die Hände gekommen, welches darlegt, daß das Jambenstück die Sphäre des Verfassers nicht ist, und er auf dem Gebiet der sozialen Satire, wie sich aus diesem Stück ergiebt, im Vergleich mit dem metrischen Versuch weitaus das Bedeutendere leistet. Dem Umstand gegenüber, daß ich an dieser Stelle dem Talent des Herrn von Maltzahn im allgemeinen Unrecht gethan, erlaube ich mir, da es leider heute an Raum mangelt, einstweilen auf das betreffende Stück, das den Titel „Der Verein" trägt, hinzuweisen, und den Verfasser höflichst aufzufordern, es in den öffentlichen Buchhandel zu bringen. Dann wird ihm von seiten der Kritik wohl die Anerkennung zu teil werden, die ihm bis jetzt durch eigene Schuld versagt worden ist.

Kaberlin.

## Litterarische Neuigkeiten.

**Strandgut.** Neue Gedichte von Reinhold Fuchs. Gera, Karl Bauch. — Ich gestehe es offen, ich greife nur ungern zu einem Bändchen lyrischer Gedichte, zumal wenn es ein Goldschnittbändchen ist und mir nicht vorher durch einen Wissenden als beachtenswert — oder als komisches Symptom avisiert war. Die erstere Sorte ist nicht häufig, und die letztere nicht selten, und ihr unfreiwilliger Humor, die sich mit wichtiger Miene in die brustwerfende Gefühlsicherei, die kakelnde und mirakelnde Hühnerhofepisode in der Litteratur, erzeugen eine gesündere Gymnastik des Zwerchfells, als die so sehr beabsichtigten Witze der „Ulk"-poeten. Aber zuweilen hat die Seele doch eine unbestimmte Sehnsucht nach etwas Anderem, nach etwas Nachhaltigerem, nach jenem immer grünenden Eiland der Legende, auf das sich der vom stürmischen Meer des Lebens Hin- und Hergezauste auf eine Weile retten darf, um von neuem zu dem Kampfe mit den Zeitelementen Kräfte zu sammeln, und doch entdeckt man eine solche grüne Insel in dem Ozean der Litteratur nur durch Zufall. Dieser war es auch, der mir das schlichte Bändchen in die Hand spielte, das den Titel „Strandgut" führt. Reinhold Fuchs hat bereits vor mehreren Jahren einen Band Gedichte veröffentlicht, die indessen nur summarisch von der Kritik behandelt wurden und zwar sehr mit Unrecht. Fuchs ist keiner von denen, die um jeden Preis gesehen werden wollen, die das neueste Feldgeschrei nur deshalb auf ihre Fahnen schreiben, weil es vor den anderen Schlachtrufen den Vorzug des Hervorstechenden hat; er ist einer jener fertigen Dichter, an denen der eherne Sturmschritt der Zeit ohne Spur vorüber gewandelt ist, die, den Blick nur nach den höchsten Höhen des Schönheitsideals gerichtet, nicht sehen, was hier unten vorgeht. Das macht ihn mir zu jener grünen Insel mitten in dem vom Zeitsturm gepeitschten Meer des gegenwärtigen Schrifttums. Nicht das Unbändige, Kraftgenialische, Wortreiche, Bilderüberstürzte der modernsten Lyriker zeichnet ihn aus, sondern ein edles, schönheitsstrahlendes, klares und tiefes Gefühlsleben. Fuchs ist nicht eben verschwenderisch mit seinen Gaben, aber was er bietet, ist ausgereift und mit durchgelebtem geistigen Ereignis gefüllt. Der Cyklus „Inge" (Eine Nordsee-Erinnerung), der den ersten Teil des Bändchens füllt, gemahnt mich an die Idyllen Tennysons, wie sich überhaupt des Dichters ganzes Schaffen in den Bahnen des gekrönten englischen Poeten zu bewegen scheint. Die „Landschaften und Stimmungsbilder" rufen mir die Gemälde Calames unwillkürlich zum Vergleich ins Gedächtnis; überall ein klassischer Geist in die verwandte Natur getragen. Freilich zuweilen huscht der düstere Schatten einer weltsbgewandten Lebensstimmung über diese klaren und auf den Geist eines Platen gestimmten Gemälde. Eine besondere Gabe eignet dem Dichter zur poetischen Erzählung, die in „Das Hemd des Glücklichen" ihre reifste Gestaltung findet; auch die Ballade sollte von ihm eifriger gepflegt werden, da die rechten Töne ihm zu Gebote stehen, wie „Die Fahrt nach Udstör" beweist. Ich danke dem Dichter für diese Stunde Vergessens auf dem grünen Eilande mitten in dieser sich befehdenden und rollenden Wogenwelt unserer zeitgenössischen Dichtung. K. v. S.

Die **„Gedichte von Otto Ernst"** (Hinr. Fischer Nachf., Norden) haben den Augsburger Schillerpreis (200 Mk.) erhalten.

Von Louis de Loménies unvollendet hinterlassenem Werke über die **Familie Mirabeau** (Les Mirabeau, Nouvelles Études sur la société française du 18e siècle, Paris 1879, 2 Bde.) ist zugleich mit einer neuen Auflage der dritte Band erschienen, welchen des Verfasser Sohn Charles de Loménie besorgt hat. — Edouard Pailleron, der Dichter des „Monde où l'on s'ennuie" veröffentlicht soeben ein reizvoll geschriebenes Lebensbild seines älteren Freundes Augier in volkstümlicher Fassung. — Von dem fünfundsiebzigjährigen Jules Simon, der immer noch unermüdlich als Schriftsteller wirkt, wird ein neues Werk angekündet, welches die drei französischen Geschichtsschreiber **Mignet, Michelet und Martin** zum Gegenstand hat. — Von einer zweibändigen Geschichte des Schrifttums der welschen Schweiz ligte

Digitized by Google

der erste Teil vor: V. Rossel, **„Histoire littéraire de la Suisse romande, des origines à nos jours."** J. St.

Velhagen & Klasings Neue Monatshefte erfreuen sich mit Recht einer großen Beliebtheit, der im Anschluß an diese Zeitschrift erschienene **Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889** (Preis 2 Mk.) bietet einen überaus reichen und trefflichen Inhalt, welcher durch zehn Kunstbeilagen nach Bildern beliebter Maler und viele Textillustrationen wirkungsvoll unterstützt wird. Dieser Almanach eignet sich daher ganz besonders als Festgeschenk auf den Familienweihnachtstisch.

An der neuesten Veröffentlichung von Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek: **„Eine Sirene"** von Léon de Tinseau haben sich weder der Verfasser, noch die Übersetzerin und der Herausgeber ein Verdienst erworben. — Alain de Kerisel ist mit einem jungen Mädchen verlobt; er lernt die Sirene kennen und lieben und fällt im Duell mit dem Bruder seiner Verlobten, der einst der Geliebte der Sirene gewesen. — Die Sprache ist sehr platt, teilweise durch die Übersetzung verschuldet; die Darstellung in ihrer romanhaften Verknüpfung unwahr und melodramatisch — kurz es ist eines jener Bücher, von denen wir im guten deutschen Reiche schon übergenug haben, und das weit besser unübersetzt geblieben wäre, weil niemandem damit ein Gefallen gethan wird. Heinz Tovote.

**El Dorado.** Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert von Ferd. Adalbert Junker von Langegg. Leipzig, W. Friedrich. 1888. 128 und 132 S. Bald nach Entdeckung der westindischen Inseln und weiterer Küstenstrecken der terra firma verbreitete sich die dunkle Kunde von einem indianischen Priesterkönige, der allmorgendlich gesalbt und mit Goldstaub bestreut würde, und den man deshalb „El Dorado", den Vergoldeten, nannte. Diese Kunde gab Anlaß zu der Mär von einem unbekannten Goldlande, das nun gleichfalls den Namen El Dorado erhielt, und dessen Auffindung alsbald das Ziel ebenso kühner wie abenteuerlicher Unternehmungen wurde. Der Verfasser giebt in dem vorliegenden Buche nicht eigentlich die Geschichte dieser Entdeckungsreisen, wie der Titel verheißt, sondern er beschreibt nur einzelne von ihnen; auch wählt er nicht diejenigen aus, welche, wie die Unternehmungen des Cortez, Pizarro, Almagro zur Eroberung der großen Kulturreiche von Mittel- und Südamerika führten, sondern meist solche, die für die politische Entwickelung des neuen Erdteils ziemlich bedeutungslos geblieben sind; doch erfahren wir, und dies dürfte für die meisten Leser des Buches das Interessanteste sein, daß auch Deutsche an diesem fruchtlosen Suchen nach dem Goldlande teilgenommen haben. Kaiser Karl V. hatte nämlich im Jahre 1528 dem reichen Handelshause Welser in Augsburg das Recht zur Besiedelung der heutigen Staaten Venezuela und Neu-Granada verbrieft. Die von den Welsern nacheinander ernannten Statthalter Dalfinger, Hohenruth, Lebzeltner u. s. w. fanden jedoch an ruhiger Kolonisationsarbeit kein Genüge, sondern drangen auf kühnen Zügen in die landeinwärts gelegenen Waldwildnisse, um das schätzereiche El Dorado zu suchen. Sie Alle starben eines gewaltsamen Todes. Ihre Mißwirtschaft, die verübten Grausamkeiten und Erpressungen nötigten den Kaiser bereits 1534 das Privilegium der Welser aufzuheben, und damit hatten die Ansiedelungsversuche der Deutschen und ihre Goldfahrten ein Ende. Ausführlicher als diese kurz geschilderten Abenteuer der Deutschen behandelt der Verfasser in einem folgenden Abschnitt, „Die Goldfahrten der Spanier" betitelt, die ebenso erfolglose wie unglückliche Fahrt des Don Pedro de Ursua auf dem Amazonenstrom, die (nach seiner meuchlerischen Ermordung) in dem grenzvollen Zuge der Maranõns unter Lope de Aguirre, dem Verräter, endigte. Von den Engländern hat der berühmte Sir Walter Raleigh „El Dorado" in Guyana im Orinocogebiet gesucht und seine dorthin unternommenen Reisen ausführlich beschrieben. Ein Auszug aus dieser Beschreibung schließt den ersten Teil des vorliegenden Buches. Der zweite Teil bringt ethnographische und geographische Zusätze und Erläuterungen, doch scheint der Verfasser bei deren Zusammenstellung nicht immer hinreichende Sorgfalt angewendet zu haben. Es würde sonst nicht Seite 18 heißen: Diego Almagro nahm Cuzco, die Hauptstadt von Chile (!) 1525 (!) im Sturm und ließ Atahualpa, den letzten Inka, unter grausamen Qualen hinrichten (!) u. s. w. Auf S. 113 ist dann allerdings richtig angegeben, daß Pizarro den Atahualpa 1532 hinrichten ließ, doch ist die Behauptung, daß der Inka den Schutz der Spanier gegen seinen Bruder Huascar angerufen habe, durchaus geschichtswidrig. Vorstehende Ausführungen werden zur Genüge dargethan haben, daß der Verfasser dem mit der Geschichte der Conquista Vertrauten wenig Neues bietet, doch enthält sein Buch für das größere Publikum immerhin Anregendes genug, um es angelegentlich empfehlen zu können. Günther Walling.

**Lessings Werke.** Neu herausgegeben von Franz Muncker. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Bd. I—VI. Stuttgart, G. J. Göschen. — Der Verlag von G. J. Göschen hat sich durch seine Originalausgaben deutscher Dichter schon längst vorteilhaft empfohlen; die daselbst erscheinende große Lessing-Ausgabe Lachmanns ist unzweifelhaft ein Standard-Werk und steht auf der Höhe der Forschung, seit Franz Muncker die jetzt erscheinende dritte Auflage, ein in jeder Hinsicht mustergültiges Werk, dessen erste vier Bände nun vorliegen, neu durchgesehen und ergänzt hat. Die durch bedeutenden Kostenaufwand gebotene hohe Preislage dieser Ausgabe beschränkt ihre Verbreitung wesentlich, weshalb sich die Verlagshandlung entschlossen hat, obige auf zwölf Bände berechnete Lessing-Ausgabe gewissermaßen als Ableger jener klassischen zu veranstalten, die sämtliche Hauptwerke des großen Dichter-Ästhetikers, eine vom Herausgeber in knappen und würdigen Sätzen gehaltene Lebensdarstellung, die ästhetisch-litterarischen Einleitungen Goedekes, und eine chronologisch geordnete Auswahl aus Lessings Briefen umfaßt. Während sich der Text genau an die Urdrucke lehnt, ist die Rechtschreibung aus praktischen Gründen dem neuzeitlichen Geschmacke angepaßt. Die noch vor Weihnachten erscheinenden übrigen sechs Bände werden vor allem eine Auswahl der für den Dichter besonders bezeichnenden Briefe enthalten, und hierin liegt der Hauptwert dieser Ausgabe. Mehr als durch noch so glänzend geschriebene, litterarästhetisch-kritisch-psychologische Lebensdarstellungen führen uns die Briefe eines Schriftstellers in sein innerstes Wesen, in sein Fühlen, in die Genesis seiner Schöpfungen ein — die Briefe und das Bildnis des Dichters: auch in letzterer Beziehung ist die vorliegende Ausgabe gut bedacht, eine wohlgelungene Albertotypie nach Mays Oelbildnis, aus Gleims Freundschaftstempel, schmückt den ersten Band. Die gediegene Ausstattung in gutem Papier, der große Druck, der gefällige Halbfranzeinband sind Vorzüge, die diesen Werk von selbst empfehlen, und dieser Volksausgabe einen hervorragenden Platz auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchertisch einräumen werden, da auch ihr Preis (Mk. 16) ein erstaunlich niedriger ist. K. v. S.

Von Hermann Heiberg ist ein neuer Roman: **„Schulter an Schulter"** erschienen. Hoffentlich entgeht derselbe dem Schicksal der Ausplünderung, welches die früheren Werke Heibergs erfuhren. Die Holländer übersetzten die meisten Heibergschen Bücher, ohne auch nur dem Autor eine Anzeige zu machen; die Amerikaner drucken dessen Romane nicht nur in ihren Zeitungen ab, ohne einen Penny dafür zu zahlen, sondern Horwitz & Comp. in Philadelphia und Kolling & Klappenbeck in Chicago veranstalten frischweg Buchausgaben ohne jegliche Anzeige. **„Die vornehme Frau"** Heibergs wird jetzt auch im Englischen erscheinen und die Dänen bringen zu den früher übersetzten Werken des Autors demnächst dasselbe Buch auf den Markt. Die Engländer, Schweden und Dänen besitzen wenigstens die Höflichkeit der Anfrage, wie denn auch ein Franzose wegen des **„Apotheker Heinrich"** die Erlaubnis zur Übersetzung eingeholt hat; jene Nationen räubern ruhig weiter.

Nachdem Jules Lemaître, der bekannte und anerkanntermaßen bedeutende Kritiker der „Débats", dies Jahr bereits unter die Böhnendichter mit seinem Stück „Révoltée" gegangen war und einen nicht unbedeutenden Erfolg davontrug, tritt derselbe

Digitized by Google

jetzt mit einem Bande: **„Dix Contes"** als Novellist auf. Die Phantasie des Dichters führt den Leser in den einzelnen Erzählungen in den Orient (Charité), nach Griechenland und Rom (Hellé und Myrrha), in das Mittelalter (L'Imagier), in die glänzendfrivole Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und in die unmittelbare Gegenwart. Die Verlagshandlung H. Leclère et H. Oudin, Paris, hat den Band mit Zeichnungen hervorragender Künstler ausstatten lassen, und auch im übrigen ein Werk von großem Luxus daraus gestaltet, so daß Lemaître nicht ohne äußere Würde unter die Romanciers geht.

In der „Kabinetní knihovna" (Kabinetts-Bibliothek, Verlag von F. A. Šimaček, Prag) sind einige neue Nummern erschienen. Wir nennen zuerst einen Band neuer Gedichte von Jaroslav Vrchlický, betitelt **„Hořká jádra"** (Bittere Kerne), ein Evangelium des modernen Pessimismus, dessen Motive aus Natur, Kunst, Liebe und Leben geschöpft sind. Der Dichter zeigt sich darin nicht als ein Stürmer, der als beschauliche Natur, die kniz und bündig ausspricht, was sie denkt und fühlt. Ein tiefer Ernst ist das Kennzeichen all' dieser meist kürzeren aber hochpoetischen Lieder. Julius Zeyer, der Ritter der alten Romantik in der czechischen Litteratur, bietet gleich zwei Bändchen epischer Gedichte größeren Umfanges, die sich **„Zlatopásnuv lásky"** (Aus den Annalen der Liebe) betiteln und reife Früchte seines ein wenig exotischen Talentes bedeuten. Ferner erschien von dem jugendlichen Dichter Bohdan Kaminský eine kleine Novellensammlung, die unter dem einfachen Titel **„Nová prósa"** (Neue Prosa) die besten Stücke seines bisherigen novellistischen Wirkens bringt. Kaminský ist ein großes Frühlertalent, von dem noch viel Schönes zu erwarten ist. —n.

In der von Jan Neruda redigierten Sammlung **„Poetické besedy"** (Poetische Unterhaltungen) Verlag von Ed. Valečka, Prag, veröffentlichte die bekannte czechische Dichterin Elise Krásnohorský eine Reihe didaktisch-satirischer Gedichte **„Báje veikých"** (Fabeln für Erwachsene). Die Dichterin, welche gerne Zeitfragen poetisch behandelt, wetteifert in diesem Büchlein mit dem alten Aisop, nur daß sie statt dessen klassischer Einfachheit und Naivität moderne Raffiniertheit und stark tendenziöse Färbung anwendet. Die Dichterin hat Humor und einzelne Stücke der Sammlung sind besonders gelungen.

Neue poetische Übersetzungen von Jaroslav Vrchlický. Von der Übersetzung des **„Befreiten Jerusalem"** ist der VI. und letzte Band (Lauermanns Verlag) erschienen. Mit diesem, dem eine längere biographische und litterarhistorische Studie über Tasso und sein Werk folgen wird, ist das ganze Werk abgeschlossen. Eine neue Auflage der **„göttlichen Comödie"** von Dante (bei J. Otto) befindet sich, wie auch eine Uebersetzung der Gedichte **Michel Angelos** unter der Presse. Letzteres Werk wird im Verlag von Bursík und Kohout erscheinen.

Aus dem rührigen, czechischen Verlag von J. Otto in Prag sind wieder einige neue Werke hervorgegangen, die freilich nicht ganz gleichwertig sind. Ein bedeutendes Werkchen aber bilden die unter dem Titel **„Selské písně z české zvířky"** (Bauernlieder und böhmische Sonettet von Josef Sládek, dem feinfühligen Lyriker der Czechen, veröffentlichten Dichtungen. Ein kleines, kaum vier Bogen starkes Bändchen, aber es enthält eine Fülle von Poesie und Schönheit. Die czechischen Journale haben diese Sammlung noch kaum angekündigt und schon liegt eine zweite Auflage vor, ein neuerlicher Beweis dafür, daß ein wahrhaft gutes Buch selbst seinen Weg findet. Das Büchlein umfaßt 28 Lieder und 14 Sonette, die Lieder rein poetischen, allgemeinen Inhaltes, die Sonette der Tendenzpoesie angehörig. Sládek hat aus dem czechischen Bauernleben eine Reihe zart angehauchter und doch realistisch wahrer Lieder und Bilder geschöpft, die zu den besten zählen, was czechische Poesie aufweisen kann. Die Sonette sind mehr gehörnische Zeitpoesien, die Lieder dagegen atmen eine solche Frische gesunden Naturlebens aus, wie wir sie etwa bei Burns oder Björnson vorfinden. — Dagegen vermögen wir den in Ottos „Salonbibliothek" erschienenen **„Heroischen Gesängen"** (Bohatýrské zpěvy) von Franz Chalupa nicht viel rühmliches nachzusagen. Der jugendliche Dichter hat schon bessere Probeu seines nicht unbedeutenden Talentes gegeben. In diesen Dichtungen überwiegt der Wortschwall und die Nachahmung fremder Muster. Eine weitere Nummer dieser Salonbibliothek bilden Vrchlickys neue Gedichte **„Dni a noci"** (Tage und Nächte), eine Fortsetzung der vor einigen Jahren im gleichen Verlag erschienenen Sammlung **„Co život dal"** (Was das Leben gab). Auch diese Gedichte sind vorwiegend lyrischer Art und spiegeln sich in ihnen wieder all' die glänzenden Vorzüge ab, die diesem berühmtesten Dichter der Czechen eigen sind: Farbenglut der Sprache, meisterhafte Beherrschung der schwierigsten Formen und tiefes poetisches Fühlen. Diese Gedichte, dem Familienleben und der philosophischen Reflexion entnommen, werden von der czechischen Presse als eine der besten Sammlungen dieses Dichters anerkannt. —n.

## Bühnenschau.

Daß die Dresdner Hofbühne auf die Pflege des Schauspiels gegenwärtig wenig oder gar kein Gewicht legt, ist schon oft von maßgebender Seite beklagt worden; das Überwuchern der Oper, und besonders des Wagnerschen Musikdramas ist unter der Leitung des verstorbenen Intendanten, Graf Platen, beinahe zu einer künstlerischen Sünde geworden. Was Wunder, wenn jetzt, wo eine Interimszeit, deren baldiger Ablauf jeder Beteiligte sehnlichst herbeiwünscht, eingetreten ist, der Mangel an einer festgefügten künstlerischen Tradition auf dem Gebiete des Schauspiels sich fühlbarer als je macht und die Lücken, welche die frühere Leitung gelassen, sich immer klaffender gestalten. So flüttert man das Publikum — faute de mieux — mit Nichtigkeiten und französischer Ware ab, die ja immer den Verlegenheitslückenbüßer auf deutschen Bühnen abgegeben hat. Gegenwärtig muß ein Gastspiel Friedrich Haases den Mangel an eigener Initiative überdecken, denn während dieser Zeit ist man nicht genötigt, selbst was Neues herauszustellen — und dieses Neue könnte vielleicht ein — Mißgriff sein. So haben wir noch nicht eine Erstaufführung im Schauspielhaus während dieser Spielzeit erlebt (dem „Bruder Hans" war der Rücken durch das Wiener Hofburgtheater gedeckt), aber wir erlebten in einer Woche drei französische Stücke mit fünf Spielabenden. Jedoch selbst bei dieser Taktik ist man vor Mißgriffen nicht sicher, und ein solcher war die Aufnahme des „Freund der Frauen" von Dumas jr. mit Fr. Haase in der Titelrolle. Dieses cynische, für deutsche Hörer in seinen programmatischen Pointen völlig ungenießbare, in Paris zu wiederholten Malen zurückgewiesene, Pariser Sittenbtama hat, wie zu erwarten, kalt gelassen; dieser Mißerfolg sollte doch endlich der Leitung die Augen öffnen.

Das Schicksal von Wildenbruchs Schauspiel: „Der Generalfeldoberst", ist nun endgültig entschieden; das königl. Polizeipräsidium zu Berlin hat „im Auftrage des Ministers des Innern" die Aufführung desselben auf den Hoftheatern in Preußen und den Privattheatern zu Berlin untersagt. Das Werk wird infolgedessen zuerst auf der Bühne des Leipziger Stadttheaters zur Aufführung gelangen. Es scheint, daß man dem Stück gewaltsam zur Popularität verhelfen will.

Maximilian Braun, ein jüngerer Schriftsteller, hat das kühne Wagnis unternommen, das Problem des Schillerschen „Geisterseher" dramatisch zu gestalten. Das Werk wird bereits demnächst auf einer Berliner Bühne zur Darstellung gelangen.

Am Nürnberger Stadttheater ist das Drama „Gesühnt" von José Echegaray am 8. Dezember zum erstenmal in Deutschland aufgeführt worden und hat in der ausgezeichneten Bearbeitung von L. von Asten (Köln) und Karl Wiene (Dresden) einen außergewöhnlichen Erfolg gehabt.

In den letzten beiden Monaten hat die Münchner Bühne neben „Heinrich IV.", erstem und zweitem Teil, die beide in der neuen Bühneneinrichtung zur Darstellung gelangten, drei Novitäten gebracht, von denen die erste, Ganghofers Schauspiel „Die Hochzeit von Valeni", wohl den größten Erfolg erzielte. Das

Digitized by Google

darauf folgende, vor wenigen Wochen in Szene gegangene Schauspiel Ernst von Perfalls, „Die Brüder" wurde im Residenztheater kühl aufgenommen und erwies kaum einen Achtungserfolg. Die Bulthauptsche Tragödie „Die Malteser, die letzte der erwähnten Novitäten, welche erst vor wenigen Tagen im Hoftheater in Szene ging, wurde bei sehr mäßig besetztem Hause mit Beifall aufgenommen. Das Interesse des Publikums zeigte sich am lebhaftesten nach dem zweiten und dritten Akte, welche wiederholt Stellen von dramatischer und dichterischer Schönheit bringen, verhielt sich aber matter am Schlusse der Tragödie. In den nächsten Tagen wird Lindnus Schauspiel „Schatten" zur Aufführung kommen. Gleichfalls in Vorbereitung, und zwar für die neue Bühneneinrichtung befinden sich Heinrich V. und Götz von Berlichingen. H. K.-J.

## Personenschau.

Erst Hamerling — nun auch noch Anzengruber! Deutschösterreich steht noch klagend an dem kaum geschlossenen Grabe seines größten Lyrikers der letzten Vergangenheit, da öffnet sich bereits wieder das Grab um seinen größten Dramatiker unter den Lebenden zu fordern: Ludwig Anzengruber hat am 10. Dez. „heimgefunden". Er war am 29. Nov. 1839 geboren. Eine ausführliche Würdigung des heimgegangenen Dichters behalten wir uns vor.

Am 5. Dez. ist der unter dem Namen Champfleury bekannte französische Romanschriftsteller Jules Fleury-Husson im Alter von 68 Jahren zu Sèvres, wo er Konservator des Museums der Porzellanfabrik war, gestorben. Sein in dem von ihm geleiteten „Corsaire" erschienener Roman „Chien-Caillou" (1847) trug ihm die Bezeichnung „Vater des Realismus" ein. Er war der Freund und Vertraute Mürgers, Banvilles u. a. Abgesehen von seinen Schriften zur Geschichte der Malerei und der Fayencen, denen er seine amtliche Stellung verdankte, sind von ihm eine Menge witziger Sittenbilder nach dem Leben zu erwähnen. Vor allem wird die Nachwelt „Les Bourgeois de Molinchard", „Monsieur Tringle", „Les souffrances du professeur Delteil" „Les oies de Noël" als Kunstwerke anerkennen. In letzter Zeit von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht, ließ Champfleury die frühe so rege Feder ruhen.

## Bei der Schriftleitung eingegangene Werke.

**Lyrische Dichtungen.**

**Bürger**, G. A. Sämtliche Gedichte. Herausgegeben v. Ed. Grisebach, 2 Bde. (Hundertjahrs-Jubelausgabe.) Berlin, G. Grote. 8,0. 10,0.

**Dürckheim**, Ferdinand Graf Eckbrecht. Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. Stuttgart, F. B. Metzler.

**Greinz**, R. H., u. J. A. Kapferer. Tiroler Volkslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind. —. 1,5.

**Hörmann**, Ludwig von. Grabschriften und Marterln. Leipzig, A. G. Liebeskind. — 1,5.

**Vierordt**, Heinr. Vaterlandsgesänge. Heidelberg, K. Winter. 2,0. 3,0.

**Volkmann-Leander**, Rich. von. Alte und neue Troubadour-Lieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Dramatische Dichtungen.**

**Daudet**, Alphonse. La Lutte pour la Vie. Pièces en cinq actes. Paris Calmann Lévy. Frcs. 4,0.

**Halbe, Max.** Ein Emporkömmling. Soziales Trauerspiel. Norden, Hinricus Fischer. 3,0.

**Wildenbruch**, Ernst von. Der Generalfeldoberst. Ein Schauspiel in deutschen Vers. Berlin, Freund & Jeckel. 2,0. 3,0.

**Erzählende Dichtungen.**

**Ahlgren**, Ernst. Geld. Roman. Aus d. Schwedischen v. Math. Mann. Berlin, J. H. Schorer. 7,0.

**Arnold**, Hans. Neue Novellen. 2. Aufl. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 4,0.

**Bret Harte.** The Heritage of Dedlow Marsh and other tales. 2 vols. London, Macmillan & Co.

**Cordelia.** Forza irresistibile. Romanzo. 2nda ediz. Milano, Fratelli Treves. L. 3,5.

**Dahn, Felix.** Welt-Untergang. Gesch. Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus. 5. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7,5.

**Ebers**, Georg. Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Stuttgart Deutsche Verlagsanst. 6,0. 7,0.

**Eschstruth**, Nataly v., Hofluft. Roman. 2 Bde. Berlin, Schorer. 10,0.

**Fllon, Aug.** Contes du Centennire. Paris, Hachette & Cie. Frcs. 3,5.

**Godin, A.** Kleine Geschichten. Berlin, J. H. Schorer. 2,4.

**Gunter, A. C.** Mr. Barnes von New-York. Übers. v. F. Mangold. Engl. forms Allgem. Rom.-Bibl. 2. Bd. Stuttgart, Engelhorn. 0,5. 1,0.

**Kingsley**, Charles. Yeast, ein Problem. od. Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach u. that. Übers. von Pauline Spangenberg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 5,0. 6,0.

**Kruse**, Heinrich. Seegeschichten. Kleine Dichtungen. 2. Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 4,0.

**Kurz**, Isolde. Florentiner Novellen. Stuttgart, G. J. Göschen.

**Lemmermayer**, Fr. Menschen und Schicksale. Minden i. W. 3,0. 4,0.

**Lindau, Paul.** Im Fieber. Novelle. Breslau, S. Schottländer. 4,0. 5,0.

**Ludwig**, Julie. Im kühlen Grund und andere Geschichten. Minden i. W. Ausf. J. C. C. Bruns. 2,5. 3,5.

**Monteton**, Otto von. Carmagnuols. Historischer Roman aus der Zeit der letzten Visconti. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 3,0.


# Joseph Jolowicz,

Buchhandlung und Antiquariat in **Posen**,

versendet, soweit die geringen Vorräte reichen, folgende als vorzüglich anerkannte Werke zu den beigefügten billigen Preisen. Die Preise in ( ) sind die Ladenpreise. Zusendung erfolgt franko auf meine Kosten.

Addison, Zuschauer u. Plauderer. Deutsch v. Augustin (2 Mk.) für 50 Pf. — Braun-Wiesbaden, Wahrfahrt. 1882 (6 Mk.) 1,50 Mk. — Fischer, Petöfis Leben u. Werke. 1889. (10 Mk.) für 4 Mk. — Floigl, V., Die Chronologie der Bibel d. Manetho u. Beros. Leipzig 1880 (8 Mk.) für 2 Mk. — Goldziher, Der Mythos bei den Hebräern (10 Mk.) für 2,50 Mk. — Guhrauer, Leibnitz. 2. Bde. (8 Mk.) für 2,50 Mk. — Hammer-Purgstall, Geschichte d. Khane der Krim. 1856 (6,80 Mk.) für 2,50 Mk. — Hartmann, Ed. v., Moderne Probleme. 1886 (5 Mk.) für 2 Mk. — Klein, Geschichte des Dramas. 14. Bde. (194,20 Mk.) für 45 Mk. — Lecky's, 4 histor. Essays: Swift. — Flood. — Grattan. — O'Connel. 1873 (4 Mk.) für 80 Pf. — Meyer, Gesch. d. Landes Posen. 1881 (12 Mk.) für 3,50 Mk. — Mickiewicz, Herr Thaddäus, übers. v. Weiß. 1882 (4 Mk.) für 1,50 Mk. — Müller, H., Griech. Reisen u. Studien. 1887 (6 Mk.) für 2,25 Mk. — Nitschmann, Der poln. Parnass. 1875 (6 Mk.) für 1,50 Mk. — Ratzel, Städte u. Kulturbilder aus Nord-Amerika. 2 Bde. 1876 (9 Mk.) für 2,50 Mk. — Raumer, Frw., Litterar. Nachlaß. 2 Bde. (6 Mk.) für 2,50 Mk. — Renan, Apostel, In eleg. Lwbd. (4 Mk.) für 2 Mk. — Antichrist (7 Mk.) für 2,50 Mk. — Schwicker, Gesch. d. Ungar. Litteratur. 1889 (15 Mk.) für 8 Mk. — Stahr, Ad., Agrippina-Kleopatra, jeder Band (à 4,50 Mk.) für à 1,50 Mk. — Kleine Schriften zur Litteratur und Kunst. 4 Bde., eleg. Lwbd. (28 Mk.) für 6 Mk. — Stahr u. Lewald, Ein Winter in Rom, in eleg. Lwbd. (9 Mk.) für 2,50 Mk. — Reinh. Graf Anrep-Elliput. Australien. 3 Bde. 1886 (24 Mk.) für 6 Mk.

**Verzeichnisse meines antiquarischen Bücherlagers nach Wissenschaften geordnet stehen kostenfrei zur Verfügung.**

Joseph Jolowicz,
Buchhandl. u. Antiquar. in Posen (Preußen).



Gebildeter **junger Buchhändler**, zuletzt Besitzer einer Fachzeitschrift, sucht für sofort dauernde Stellung.

**Nebenredakteur**

an einer litterar. od. kunstlitterar. Zeitschrift. Gefl. Werte Offerten sub **N. 6481** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**



**Verlag von C. Ehlermann in Dresden.**

**Für Herz und Haus.**

**Briefe für deutsche Frauen**

von

**Marie Schramm-Macdonald.**

In eleg. Umschlag à M.

In hochfeiner Einbande 4.—6.60 M.

**Goedeke, Karl.**

**Goethe und Schiller.**

**(Geibel und Heyse gewidmet.)**

2. Aufl. brosch. M 1.60, elegant gebunden M 2.60.

„Die beiden Lebensbeschreibungen gehören zu den Besten, was in diesem Jahre bei uns geleistet ist, kurz gesagt: fast jedes Wort aus den Quellen geschöpft, anschaulich in den Daten, und wo ein Urteil bevorwortet eindringend und gediegen."

(Die Grenzboten. 1859. Nr. 50.)


Verantwortlicher Redakteur: K. von Schlieben in Dresden. — Verlag des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes in Dresden-Neustadt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 092 564 038

Digitized by Google